This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Stanford University Libraries
3 6105 026 465 273

ZEITSCHRIFT

FÜR DIE

ÖSTERREICHISCHEN

GYMNASIEN.

VERANTWORTLICHE REDACTEURE

K. SCHENKL, J. HUEMER, F. MARX.

SIEBENUNDVIERZIGSTER JAHRGANG.

1896.

WIEN.

DRUCK UND VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.

139914

LIBRARY
LELAND STANFORD JUNIOR
UNIVERSITY

Inhalt des siebenundvierzigsten Jahrganges

der

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien.

(1896.)

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

	Seite
Unser zweites Seminarjahr. Von J. Loos	1
Der Stoff von Molières Femmes savantes im deutschen Drama. Von E. Horner	97
Über unsere Mittelschulbibliotheken. Von J. Wallner	194
Collectanea aus Aristoteles. Von J. Zahlfleisch	289
Mittelschulfragen im österreichischen Abgeordnetenhause. Von der Redaction	385
Die Göttweiger Handschriften zu Classikern. Von H. Mužik	398
Zu Aristoteles 45 a 12. Von J. Zahlfleisch	400
Die gegenwärtige Reform der Maturitätsprüfung in Frankreich. Von K. Wotke	481
Ein Capitel über deutsche Sprache. Von J. Minor	577
Naturgeschichtliche Bemerkungen zu Hom. Il. II 305 ff. (Das Opfer in Aulis). Von St. Fellner	588
Zu Asclepius (in Metaphysicorum Aristotelis B 2. — p. 153, 3C f. ed. Hayduck). Von J. Zahlfleisch	590
Aufgabe und Stellung der Gymnasien in unserer Zeit. Von J. Ptaschnik	673
Zu den Annalen des Tacitus. Von F. Zöchbauer	710
Zu Aristoteles' Metaphysik 1002 b 24. Von J. Zahlfleisch	719
Über den Gebrauch amphibrachischer Wortformen in der ersten Hälfte des griechischen und lateinischen Pentameters. Von J. Hilberg	865
Die Nachkommen der Herzogin Gutta von Österreich, Gräfin von Öttingen. Von F. Weihrich	874
Die Vertheilung der Bevölkerung Österreich-Ungarns nach der Höhenlage der Orte. Von K. Grissinger	880
Die olympischen Spiele in Athen 1896. Von G. Guth	961
Controverses aus den Idyllien von Maria-Einsideln. Von J. M. Stowasser	976
Zwei Termini der Grammatik, insbesondere der lateinischen, und ihre Verwendung. Von G. Spengler	1057
Zu S. 586. Von J. Minor	1073

128714

Seite

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Abercromby R., Das Wetter. Eine populäre Darstellung der Wetterfolge. Aus dem Englischen übersetzt von J. Pernter. Freiburg i. B., Herder 1894, angez. von J. G. Wallentin 448
Abt R., Conjugationstafeln nach Kennformen und Ableitungen zusammengestellt. Passau 1895. angez. von F. Wawra 768
Ägyptische Urkunden aus den königlichen Museen zu Berlin. Herausg. von der Generalverwaltung. Griechische Urkunden. VII.—XII. Heft. Berlin, Weidmann 1893—1895, angez. von E. Kalinka 595
Anhang zu Homers Odyssee. III. Heft. Erläuterungen zu Ges. XIII—XVIII. 3. Aufl. besorgt von C. Hentze. Leipzig 1895, angez. von G. Vogrinz 12
Anmerkungen zur Odyssee für den Gebrauch der Schüler von P. Cauer. 2. Heft. η—μ. Berlin, Grote 1895, angez. von G. Vogrinz 12
Arcambeau L.-Köhler K., Lesebuch für die mittleren Classen höherer Lehranstalten. Leipzig, Teubner 1895, angez. von F. Wawra 767
Arendt R., Anorganische Chemie in Grundzügen. 2. verb. Aufl. Hamburg u. Leipzig, L. Voss 1894, angez. von J. G. Wallentin 449
Augustini s. Aurelii Quaestionum in Heptateuchum libri VII. Adnotationum in Iob liber unus. Rec. J. Zycha (Corpus scriptorum ecclesiasticorum Latinorum vol. XXVIII). Vindobonae, Pragae, Lipsiae apud Freytag 1895, angez. von F. Weihrich 217
Augustinus s. Knöll.

Bachmann P., Zahlentheorie. Versuch einer Gesammtdarstellung dieser Wissenschaft in ihren Haupttheilen. 2. Theil. Leipzig, Teubner 1894, angez. von J. G. Wallentin 354
Bause J., Wie kann unsere Schrift vereinfacht und vervollkommnet werden? Aufklärungen und Vorschläge zu Besserungen. Paderborn, Schöningh 1893, angez. von J. Schatz 762
Beaux Th., Das französische Lese- und Übungsbuch, II. Stufe. Halle, Gesenius 1894, angez. von F. Wawra 763
Bechtel A., Tableaux chronologiques des principales oeuvres de la littérature française, suivis de deux tables alphabétiques. Wien, Manz 1895, angez. von F. Wawra 420
Belle Marco D., Le Opere e i Giorni di Esiodo. Commentario. Venezia 1892, angez. von Alois Rzach 139
Berdrow H. s. Brust B.
Bernoulli Joh. u. Jac. s. Ostwald.
Beunett Ch. E., A Latin Grammar. Boston, Allyn and Bacon 1895, angez. von H. Koziol 995
Bezold W. v., August Kundt. Gedächtnisrede. Leipzig, Barth 1894, angez. von J. G. Wallentin 73
Bezold W., Hermann von Helmholtz. Gedächtnisrede, gehalten in der Singakademie zu Berlin 14. December 1894. Leipzig, Barth (Meiner) 1895, angez. von J. G. Wallentin 529
Bibliotheca scriptorum Graecor. et Roman. Teubneriania s. Wölfflin.
Bielschowsky A., Goethe. Sein Leben und seine Werke. I. Bd. München, Beck 1896, angez. von A. von Weilen 910
Biermann O., Elemente der höheren Mathematik. Vorlesung zur Vorbereitung des Studiums der Differentialrechnung. Leipzig, Teubner 1895, angez. von J. G. Wallentin 523

Seite

Börner H., Vorschule der Chemie und Mineralogie. Berlin, Weidmann 1895, angez. von J. A. Kail 452

Boissier, Cicéron dans ses relations avec Atticus et Caelius. (60. Bändchen der Goebel'schen Bibliothek.) Münster, Theissing 1893, angez. v. F. Wawra 767

Boissier, César et Cicéron. (61. Bdch. der Goebel'schen Bibliothek.) Mit Wörterverzeichnis. Münster, Theissing 1894, angez. von F. Wawra 767

Boltzmann L., Vorlesungen über Gastheorie. 1. Theil: Theorie der Gase mit einatomigen Molecülen, deren Dimensionen gegen die mittlere Weglänge verschwinden. Leipzig, Barth (Meiner) 1895, angez. von J. G. Wallentin 526

Bottek Ed., Dispositive Inhaltsübersicht zu Demosthenes' acht Staatsreden. Wien, Hölder 1894, angez. von Fr. Slameczka 143

Bottek Ed., Den acht Staatsreden des Demosthenes, die am Gymnasium gelesen werden, ist ein einheitlicher Plan zugrunde gelegt. Separatabdr. a. d. Progr. des Gymn. in Teschen. Teschen, Prohaska 1895, angez. von Fr. Slameczka 402

Bremer O., Deutsche Phonetik. (Sammlung kurzer Grammatiken deutscher Mundarten.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1893, angez. von J. Schatz 758

Breymann H., Die neusprachliche Reform-Literatur von 1876 bis 1893. Leipzig, Deichert 1895, angez. von F. Wawra 769

Bronns Dr. H. G., Classen und Ordnungen des Thierreiches. Leipzig, Winter, angez. von J. Mik 154

Breslauer philologische Abhandlungen s. Kroll.

Breslauer philologische Abhandlungen s. Türk.

Brettschneider H., Hilfsbuch für den Unterricht in der Geschichte. III. Theil. Halle a. S., Waisenhaus'sche Buchhandlung 1894. — — — Zum Unterricht in der Geschichte, vorzugsweise in den oberen Classen höherer Lehranstalten, angez. von F. M. Mayer 247

Breul s. Pitt Press Series.

Brugier G., Abriss der deutschen National-Literatur. Freiburg i. B., Herder 1895, angez. von M. H. Jellinek 601

Brust B. und H. Berdrow, Lehrbuch der Geographie. Leipzig u. Berlin, Klinkhardt 1895, angez. von F. Grassauer 150

Buch C. D., The Oscan. — Umbrian Verb System. Sonderabdruck aus Volume I der „Studies in classical Philology“ der „University of Chicago“. Chicago, the University of Chicago Press 1895, angez. von F. Stolz 144

Buchner W., Egmont. Ein Trauerspiel von J. W. Goethe. Schulausgabe. Essen, Bädeker 1894, angez. von O. F. Walzel 37

Budde K. s. Hollenberg.

Bulle E. s. Rigutini G.

Bumüller J., Lehrbuch der Weltgeschichte. 7. Aufl. in neuer Bearbeitung von S. Widmann. I. Geschichte des Alterthums. Freiburg i. B., Herder, angez. von A. Bauer 610

Cauer P. s. Anmerkungen zur Odyssee.

Christiansen C., Elemente der theoretischen Physik. Deutsch herausg. von J. Müller. Mit einem Vorworte von E. Wiedemann. Leipzig, Barth (A. Meiner) 1894, angez. von J. G. Wallentin 440

Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum s. Augustinus.

Crookes W. s. Gretschel H.

Cwiklinski L., Eos. Commentarii societatis philologae (polnisch). Vol. II, angez. von K. Wotke 494

Seite

Daniel H. A., Leitfaden für den Unterricht in der Geographie. 200. Aufl., herausg. von Dr. B. Volz. Halle a. S. 1895, angez. von F. Grassauer 150

Daniel R., Neues Handwörterbuch der deutschen und französischen Sprache. 1. Theil: Französisch-Deutsch. II. Theil: Deutsch-Französisch. 35. Aufl. Straßburg, Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt, angez. von F. Wawra 768

Deuticke P., Vergils Äneis. I. Theil: Text. II. Theil: Anmerkungen. Berlin, Weidmann 1895, angez. von A. Primožić 406

Dingeldey F. s. Gundelfinger S.

Dopsch A. s. Schwind E.

Dorenwell L., Der deutsche Aufsatz in den unteren und mittleren Classen höherer Lehranstalten, sowie in Mittel- und Bürgerschulen. I. Theil. Hannover, K. Mayer 1895, angez. von F. Spengler 146

Dorn E. s. Ostwalds Classiker.

Doublier L. s. Gindelys Lehrbuch.

Drerup E., De Isocratis orationibus iudicialibus quaestiones selectae. (Separatabdruck aus dem 22. Supplementbande der Jahrbücher f. class. Philol.) Leipzig, Teubner 1896, angez. v. F. Slameczka 725

Drude P., Physik des Äthers auf elektromagnetischer Grundlage. Stuttgart, F. Enke 1894, angez. von J. G. Wallentin 445

Durmacher J., Grundzüge der Poetik. 2. Aufl. Nürnberg, Korn 1894, angez. von O. F. Walzel 37

Ebenhöch P., Der Mensch, oder wie es in unserem Körper aussieht und wie seine Organe arbeiten. Eßlingen bei Stuttgart, Schreiber, angez. von J. Mik 534

Eder J. M. und E. Valenta, Versuche über Photographie mittelst der Röntgen'schen Strahlen. Wien, Lechner u. Halle a. S., Knapp 1896, angez. von J. Spielmann 804

Engel F. s. Grassmann.

Engler A. s. Hehn.

Eos s. Ćwikliński.

Erbe K. s. Märklin.

Erzgraeber G., Die Elemente der historischen Laut- und Formenlehre des Französischen. Berlin, Gaertner 1895, angez. von F. Wawra 768

Euler L. s. Ostwald.

Fassbender F., Lateinisches Lese- und Übungsbuch. 1. Abth.: für die Sexta. Münster i. W., Aschendorff 1894, angez. von H. Koziol 740

Faulmann K., Geschichte und Literatur der Stenographie. Wien, Bermann u. Altmann 1895, angez. von E. Eichler 812

Fees Th., Schulhandkarte von Oberösterreich und Salzburg unter Mitwirkung von H. Commenda, 1 : 800.000. Wien, Hölzel 1894, angez. von F. Grassauer 435

Feist S., Das Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache für praktische Ziele. I. Unterstufe. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1895, angez. von F. Wawra 764

Finkel L. und St. Starzyński, Geschichte der Universität Lemberg (polnisch). Lemberg 1894, angez. von K. Wotke 222

Fischer K., Schulausgaben deutscher Classiker. Trier, H. Stephanus 1895, angez. von F. Spengler 147

Fleischhauer W., Methodisches Lese- und Übungsbuch. I. Theil. Leipzig, Renger 1895, angez. von F. Wawra 766

Fleischhauer W., Die praktische französische Grammatik. Leipzig, Renger, angez. von F. Wawra 764

Seite

Flügel-Schmidt-Tanger, Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. 1. Band: Englisch-Deutsch, 2. Band: Deutsch-Englisch. Braunschweig, Westermann 1896, angez. v. K. Luick 1097

Föppl A., Einführung in die Maxwell'sche Theorie der Elektricität. Mit einem einleitenden Abschnitte über das Rechnen mit Vectorgrößen in der Physik. Leipzig, Teubner 1894, angez. von J. G. Wallentin 790

Fodor de E., Experimente mit Strömen hoher Wechselzahl und Frequenz. Revidiert u. mit Anmerkungen versehen von N. Tesla. Wien, Pest, Leipzig, Hartleben 1894, angez. v. J. G. Wallentin 443

Freemann E., Geschichte Siciliens. Deutsche Ausgabe v. B. Lupus. 1. Band. Die Urbevölkerung. Die phönikischen und griechischen Ansiedlungen. Leipzig, Teubner 1895, angez. von E. Szanto 1101

Freemann E., Geschichte Siciliens unter den Phönikern, Griechen und Römern. Aus dem Englischen übersetzt, mit einer die Beschreibung der Münzen enthaltenden Beigabe v. J. Rohrmoser. Leipzig, Engelmann 1895, angez. von E. Szanto 1101

Frenkel F., Anatomische Wandtafeln. Tafel I und II. Landkarten-Imperial-Format. Jena, Fischer 1896, angez. von F. Noë 1027

Freytags Schulausgaben classischer Werke für den deutschen Unterricht. Wien u. Prag, Tempsky 1893—1895, angez. von O. F. Walzel 37

Friedmann S., La lingua gotica. Mailand, U. Höpli 1896, angez. von F. Khull 598

Fröhlich F., Lebensbilder berühmter Feldherren des Alterthums. I. Die Römer. 1. u. 2. Heft. Zürich, Schultheß 1895, angez. v. A. Bauer 1016

Fuchs G., Anleitung zur Moleculargewichtsbestimmung. Nach der Beckmann'schen Gefrier- und Siedepunktsmethode. Leipzig, Engelmann 1895, angez. von J. G. Wallentin 531

Führer A., Übungsstoff für die Mittelstufe des lateinischen Unterrichtes. I. Theil. Paderborn, Schöningh 1895, angez. v. H. Koziol 748

Führer A., Vorschule für den ersten Unterricht im Lateinischen. II. Übungsstoff und Wörterverzeichnis. 3. Aufl. Paderborn, Schöningh 1894, angez. von H. Koziol 738

Führer A., Übungsstoff für das 2. Jahr des lateinischen Unterrichtes. Unter Mitwirkung von F. Schultz. 3. Aufl. Paderborn, Schöningh 1894, angez. von H. Koziol 745

Galvani A. s. Ostwalds Classiker.

Gauder P. Martin, Somatologie oder Lehre vom menschlichen Körper. Münster i. W., Aschendorff 1891, angez. von J. Mik 535

Gauss C. s. Ostwalds Classiker.

Geffcken s. Schultz.

Gehring K.-Weiser P. und Renck E., Schützet die Thiere! Mahnwort an die Jugend. Gera, Hofmann 1894, angez. von J. Mik 537

Gehrke A., Grundriss der alten Geschichte. 2. Aufl. Wolfenbüttel, Zwissler 1895, angez. von A. Bauer 612

Geistbeck A., Über Systematik und Induction im Geographieunterrichte. München 1895, angez. von A. Zeehe 434

Gillhausen W. s. Perthes H.

Gindelys Lehrbuch der Geschichte für die unteren Classen der Mittelschulen. Neu bearb. von Laurenz Doublier und Karl A. Schmidt. II. Theil. 11. umgearb. Aufl. Wien u. Prag, Tempsky 1894, angez. von Chr. Würfl 350

Gindelys Lehrbuch der Geschichte für die unteren Classen der Mittelschulen. Neu bearb. von Laurenz Doublier und Karl A.

Seite

Schmidt. III. Theil: Die Neuzeit. 10. umgearb. Aufl. Wien u. Prag, Tempsky 1895, angez. von Chr. Würfl 426
Goetz s. Reinach.
Golther W., Handbuch der germanischen Mythologie. Leipzig, Hirzel 1895, angez. von Th. v. Grienberger 999
Gomperz H., Tertullianea. Wien, Hölder 1895, angez. von F. Weihrich 143
Graesers Schulausgaben classischer Werke herausg. von J. Neubauer. Fr. v. Schiller, Kabale und Liebe, herausg. von K. A. Schmidt, angez. von F. Prosch 912
Grassmann H., Gesammelte mathematisch-physikalische Werke. Herausg. von F. Engel. I. Bandes 1. Theil. Leipzig, Teubner 1894, angez. von J. G. Wallentin 67
Grazia Demetrio D., Proposta di correzioni al testo delle orazioni di Demostene. Noto, Zammit 1895, angez. von F. Slameczka 403
Gretschel H., Strahlende Materie oder der vierte Aggregatzustand. Vortrag von William Crookes. Leipzig, Quandt u. Händel 1894, angez. von J. G. Wallentin 356
Griebs Ch., Englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch. 10. Aufl. Mit besonderer Rücksicht auf Aussprache und Etymologie neu bearb. von A. Schröer. Freiburg i. Br., Stuttgart, Neff 1894, angez. von K. Luick 1097
Gundelfinger S., Vorlesungen aus der analytischen Geometrie der Kegelschnitte. Herausg. von F. Dingeldey. Leipzig, Teubner 1895, angez. von J. G. Wallentin 1113
Günther S., Erd- und Himmelsgloben, ihre Geschichte und Construction. Nach dem Italienischen Matteo Fiorinis. Leipzig, Teubner 1895, angez. von J. G. Wallentin 519

Haardt V., Übersichtskarte von Europa. Ausgeführt in Hölzels Geographischem Institute in Wien. Wien, Hölzel 1895, angez. von F. Grassauer 518
Haas A., Lehrbuch der Differentialrechnung, 3. Theil: Anwendung der Differentialrechnung auf die ebenen Curven. Bearbeitet nach dem System Kleier. Stuttgart, Julius Maier 1894, angez. von J. G. Wallentin 353
Halácsy Eugen v., Flora von Niederösterreich. Wien, Tempsky 1896, angez. von G. v. Beck 638
Hamp K., Caesaris commentarii de bello Gallico. Bamberg, Buchner 1895, angez. von A. Polaschek 409
Harre P., Lateinische Wortkunde. 2. Aufl. Berlin, Weidmann 1894, angez. von H. Koziol 751
Hartmann A., Deutsche Meisterliederhandschriften in Ungarn. München, Kaiser 1894. angez. von F. Streinz 34
Hatschek B., Medicin, Naturwissenschaft und Gymnasialreform. Vortrag, gehalten in der Vollversammlung des deutschen naturwissenschaftlich-medicinischen Vereines „Lotos“ am 8. Februar 1896, angez. von St. Fellner 532
Hauler J., Lateinisches Übungsbuch für die zwei untersten Classen der Gymnasien. Ausgabe A. 13. Aufl. Wien, Bermann u. Altmann 1895, angez. von H. Koziol 892
Hehn V., Culturpflanzen und Hausthiere. 6. Aufl. neu herausg. von O. Schrader. Mit botanischen Beiträgen von A. Engler. Berlin, Bornträger 1894, angez. von R. Much 606
Heine G. s. Westrick F.
Heinemann K., Goethe. Leipzig, Seemann 1895, angez. von A. v. Weilen 909
Helmholtz H. s. Bezold W

Seite

Henke R., Über die Methode der kleinsten Quadrate. 2. unv. Aufl. Nebst Zusätzen. Leipzig, Teubner 1894, angez. von J. G. Wallentin 250

Hennings C., Lateinisches Elementarbuch. 1. Abtheilung, Ausgabe B. Bearbeitet von B. Grosse. Halle a. S., Waisenhaus 1894, angez. von H. Koziol 739

Hentze s. Anhang zu Homers Odyssee.

Hermanns K. Fr., Lehrbuch der griechischen Antiquitäten. II. 1. Rechtsalterthümer. 4. Aufl. von Th. Thalheim. Freiburg u. Leipzig, Mohr (P. Siebeck) 1895, angez. von V. Thumser 412

Herrs Lehrbuch der vergleichenden Erdbeschreibung für die unteren und mittleren Classen der Gymnasien. Herausg. von L. Weingartner. 1. Lehrstufe: Grundzüge für den ersten Unterricht in der Erdbeschreibung. 17. Aufl. Wien, Manz 1895. 2. Lehrstufe: Länder- und Völkerkunde. 13. Aufl. Wien, Manz 1896, angez. von E. Aelschker 624

Hertz H., Gesammelte Werke. Bd. I—III. Herausg. von Ph. Lenard. Leipzig, Barth 1894, 1895, angez. von J. G. Wallentin 630

Hertz W., Lateinisches Übungsbuch. I. Theil für Quarta der Gymnasien. Berlin, Wien, Klinkhardt 1894, angez. von H. Koziol 747

Herzog S. s. Rheinhard H.

Hettner A., Geographische Zeitschrift. 1. Jahrgang 1895, 2. Jahrgang 1896, Heft 1—6. Leipzig, Teubner, angez. von A. Penck 1110

Holder s. Scholia.

Hölders Classiker-Ausgaben für den Schulgebrauch. Wien, Hölder 1895. Heft 4. 5. 7. 3. Aufl., angez. von O. F. Walzel 37

Hollenberg, Hebräisches Schulbuch, bearb. von K. Budde. 8. Aufl. Berlin, Weidmann 1895, angez. von J. Kirste 436

Holmes D. H., Die mit Präpositionen zusammengesetzten Verben bei Thukydides. Berlin, Weidmann 1895, angez. von J. Golling 723

Holzmüller G., Methodisches Lehrbuch der Elementar-Mathematik. 3. Theil: Lehr- und Übungsstoff zur freien Auswahl für die Prima realistischer Vollanstalten und höherer Fachschulen. Leipzig, Teubner 1895, angez. von J. G. Wallentin 521

Holzmüller G., Methodisches Lehrbuch der Elementar-Mathematik. 2. Theil. Leipzig, Teubner 1894, angez. von J. G. Wallentin 63

Holzner E., Platos Phaedrus und die Sophistenrede des Isokrates. Prag 1894 (4. Heft der Prager Studien aus dem Gebiete der class. Alterthumswissenschaft), angez. von J. Zycha 405

Holzner E., Studien zu Euripides. Wien u. Prag, Tempsky 1895, angez. von S. Reiter 591

Holzweißig F., Übungsbuch für den Unterricht im Lateinischen, Hannover, Goedel 1894, angez. von H. Koziol 749

Homers Ilias. Für den Schulgebrauch erklärt von K. Fr. Ameis. I. Band. 1. Heft, Ges. I—III. 5. Aufl. besorgt von C. Hentze. Leipzig, Teubner 1894. 3. Heft, Ges. VII—IX. 4. Aufl. 1894, angez. von G. Vogrinz 12

Homers Odyssee. Für den Schulgebrauch erklärt von K. Fr. Ameis. I. Band, 1. Heft, Ges. I—VI. 10. Aufl. besorgt von C. Hentze. Leipzig, Teubner 1895. II. Band, 2. Heft, Ges. XIX bis XXIV. 8. Aufl. 1894, angez. von G. Vogrinz 12

Horatius Q. Flaccus. Erklärt von A. Kießling. 2. Theil: Satiren. 2. Aufl. Berlin, Weidmann 1895, angez. von F. Hanna 19

Hruby T., Auswahl aus der griechischen und römischen Literatur in böhmischen Übersetzungen. 2. Aufl. Wien, k. k. Schulbücherverlag 1895, angez. von F. Kovář 903

Hubatsch O., Die Tragödien des Sophokles. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1896, angez. von H. Jurenka 721

Seite

Huber A., Österreichische Reichsgeschichte. Geschichte der Staatsbildung und des öffentlichen Rechtes. Wien u. Prag, Tempsky 1895, angez. von A. Pribram 148

Jakob A., Unsere Erde, Astronomische und physische Erdbeschreibung. 2. Aufl. unter Mitwirkung von J. Plassmann. Freiburg i. B., Herder 1895, angez. von J. G. Wallentin 1112
Jacobi s. Ostwald.
Jakoby K., Anthologie aus den Elegikern der Römer. 3. Heft. 2. Aufl. Leipzig. Teubner 1895, angez. von K. Wotke 223
Jäger O.-Moldenhauer F., Auswahl wichtiger Actenstücke zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin, Springer 1893, angez. von F. M. Mayer 1018
Jahne J. und Zwierzina V., Lehr- und Lesebuch der Gabelsberger'schen Stenographie. Wien, Wiener Stenogr. Verlag 1895, angez. von E. Eichler 640
Jahr K. s. Vogel.
Jarnik J. U., Zwei afr. Versionen der Katharinenlegende, von der böhm. Akademie der Wissenschaft herausg. (čechisch), angez. von A. Mussafia 237
Jaroschowsky, Leitfaden für den Unterricht in der polnischen Sprache. Breslau 1895, angez. von E. Charkiewicz 604
Jeanjaquet J., Recherches sur l'origine de la conjonction „que" et des formes romanes équivalantes. Leipzig, G. Fock. Paris, Welter 1894, angez. von J. Golling 237
Jelinek F., Homerische Untersuchungen. 1. Die Widersprüche im II. Theile der Odyssee (Sonderabdruck aus dem Jahresberichte des Staatsgymn. im II. Bez. von Wien 1895) Hölder, angez. von G. Vogrinz 491
Jerusalem W., Die Urtheilsfunction. Wien u. Leipzig, Braumüller 1895, angez. von A. v. Leclair 55
Junge F. s. Müller D.

Kambly-Roeder, Planimetrie. Breslau, Hirt 1894, angez. von J. G. Wallentin 66
Kautzmann P.-Pfaff K.-Schmidt T., Lateinische Lese- und Übungsbücher für Sexta bis Tertia. 1. Theil: für Sexta. 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1894, angez. von H. Koziol 741
Keil H., M. Porci Catonis De agri cultura liber. Leipzig, Teubner 1895, angez. von G. Heidrich 726
Keller O., Zur lateinischen Sprachgeschichte. II. Theil. Grammatische Aufsätze. Leipzig, Teubner 1895, angez. von F. Stolz 219
Keller s. Scholia.
Kiepert, Wandkarte der deutschen Colonien. Berlin, Reimer 1895, angez. von F. Grassauer 784
Kirchhoff A., Thukydides und sein Urkundenmaterial. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte seines Werkes. Berlin, Hertz 1895, angez. von A. Bauer 1010
Kirk W. H., Demosthenic style in the private orations. Baltimore, Friedenwald Company 1895, angez. von F. Slameczka 401
Kiy V., Themata und Dispositionen zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen. II. Theil. Berlin, Weidmann 1895, angez. von F. Spengler 145
Klasen J., De Aeschyli et Sophoclis enuntiatorum relativorum usu. (Capita selecta.) Tübingen, Hauptmann, Leipzig, Fock 1895, angez. von J. Golling 993
Klaucke P., Die wichtigsten Regeln der lateinischen Stilistik und Synonymik. 2. Aufl. Berlin, Weber, angez. von H. Koziol 997

Seite

Kleber E., Horaz. Oden und Epoden nebst fünf Elegien des Properz. Straßburg, Heitz 1894, angez. von F. Hanna 727
Knake E., Hilfsbuch für den Unterricht in der alten Geschichte. Halle a. S., Waisenhaus 1894, angez. von A. Bauer 1017
Knauth H., Übungsstücke zum Übersetzen in das Lateinische für Abiturienten. 2 Theile. Leipzig, Freytag 1896, angez. von H. Koziol 896
Knöll P., Corpus scriptorum ecclesiasticorum Latinorum. Vol. XXXIII (S. Aurelii Augustini Confessionum libri tredecim). Vindobonae, Tempsky 1896, angez. von F. Weihrich 730
Kober R., Schulhandkarte des Herzogthums Schlesien, ausgeführt in Hölzels Geographischem Institute. Wien, Hölzel 1894, angez. von F. Grassauer 435
Koegel R., Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgange des Mittelalters. Bd. I, Theil I. Straßburg, Trübner 1894, angez. von C. Kraus 306
Köhler K. s. Arcambeau L.
Könnecke G., Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 2. Aufl. Lief. 2—11. Marburg, Elwert 1895, angez. von A. v. Weilen 908
Kohlrausch E. und Marten A., Turnspiele zu Wettkämpfen und Turnfahrten. 5. Aufl. Hannover, Meyer 1895, angez. von F. Wilhelm 644
Krampe W., Die italienischen Humanisten und ihre Wirksamkeit für die Wiederbelebung gymnastischer Pädagogik. Breslau, Korn 1895, angez. von K. Müllner 357
Kraut K. - Rösch W., Anthologie aus griechischen Classikern. Stuttgart, Kohlhammer. 1. Heft 1894, 2. Heft 1895, angez. von J. Golling 500
Kroker E., Geschichte der griechischen Literatur. I. Band: Die Poesie. Leipzig, Grunow 1895, angez. von H. Jurenka 496
Kroll G., De oraculis Chaldaicis. Vratislaviae 1894 (Breslauer philol. Abhandlungen VII. Bd., 1. Heft), angez. von A. Rzach 209
Kronecker L., Vorlesungen über Mathematik. I. Band: Vorlesungen über die Theorie der einfachen und der vielfachen Integrale. Herausg. von E. Netto Leipzig, Teubner 1894, angez. von J. G. Wallentin 525
Kühn K., Lesebuch für Anfänger. 2. Aufl. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1895, angez. von F. Wawra 766
Kulturbilder aus dem classischen Alterthume. VI. Das häusliche Leben der Griechen und Römer von R. Opitz. Leipzig, Seemann 1894, angez. von E. Kalinka 224
Kummer K. F. und Stejskal K., Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. Wien, Manz 1894, angez. von O. F. Walzel 37
Kurzer Lehrgang zur schnellen und gründlichen Erlernung der Vereinfachten Stenographie durch Privat- und Selbstunterricht. Wien, Pest u. Leipzig, Seidel, angez. von E. Eichler 814

Lagrange s. Ostwald.
Lanson G., Histoire de la littérature française. Paris, Hachette 1895, angez. von W. Meyer-Lübke 418
Langl J., Die Habsburg und die denkwürdigen Stätten ihrer Umgebung. 2. Aufl. Wien, Hölzel, angez. von F. M. Mayer 516
Lattmann J., Lateinisches Lesebuch für Quinta. 8. Aufl. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1895, angez. von H. Koziol 897
Lechner L., Schule und Jugendspiel. Wien, K. k. Schulbücherverlag 1896, Selbstanzeige 807
Legendre s. Ostwald.

Seite

Lenard Ph. s. Hertz H.
Lensch R., Der Bau des menschlichen Körpers. Berlin, Wiegandt u. Grieben 1889, angez. von J. Mik 536
Lindner G., Lehrbuch der empirischen Psychologie. 11. Aufl. bes. von G. Lindner und F. Lukas. Wien, C. Gerolds Sohn 1895, angez. von W. Jerusalem 784
Lizner J., Die Vertheilung der erdmagnetischen Kraft in Österreich-Ungarn zur Epoche 1890. I. Theil: Erdmagnetische Messungen in Österreich. Wien, Tempsky 1895, angez. von J. G. Wallentin 528
Lorscheid J., Lehrbuch der anorganischen Chemie mit einem kurzen Grundriss der Mineralogie. 13. Aufl. von Prof. Dr. Hovestadt. Freiburg i. B. 1895, angez. von J. A. Kail 151
Luick K. s. Schipper J.
Lukas F. s. Lindner G.
Lupus B. s. Freemann E.
Lutsch O., Lateinisches Lehr- und Übungsbuch für Gymnasial-Tertia und Untersecunda. 1. Theil. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1894, angez. von H. Koziol 893
Lyon O., Festschrift zum 70. Geburtstag R. Hildebrands in Aufsätzen zur deutschen Sprache und Literatur. Leipzig, Teubner 1894, angez. von J. Minor 503
Lyon O., Handbuch der deutschen Sprache für höhere Schulen. 2. Theil. Ausgabe B in 3 Abtheilungen. 3. Aufl. Leipzig, Teubner 1893, angez. von O. F. Walzel 37

Maurer G., Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadt-Verfassung und der öffentlichen Gewalt. 2. Aufl. mit einleitendem Vorwort von H. Cunow. Wien, Volksbuchhandlung, angez. von J. Loserth 1107
Märklin E. und Erbe K., Anthologia latina. Stuttgart, Neff 1895, angez. von H. Koziol 900
Maddalena E., Raccolta di Prose e Poesie Italiene, annotate ad uso dei Tedeschi. Wien u. Leipzig, Braumüller 1896, angez. von J. Alton 349
Maiß Ed., Vierteljahrsberichte des Wiener Vereines zur Förderung des physikalischen und chemischen Unterrichtes. 1. Jahrgang. 1. u. 2. Heft, angez. von J. Dechant 437
Martens W., Lehrbuch der Geschichte für die oberen Classen höherer Lehranstalten. 3. Theil. Hannover, Manz u. Lange 1895, angez. von F. M. Mayer 245
Mayer F. M., Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die oberen Classen der Realschulen. II. Theil: Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges. Wien u. Prag, Tempsky 1896, angez. von Chr. Würfl 779
Mayr A., Deutsches Literaturbüchlein. Innsbruck, Wagner 1896, angez. von A. Nagele 413
Mayr M., Jahrbuch der französischen Literatur. 1. Jahrgang 1894. Zittau, Pahl 1895, angez. von F. Wawra 420
Medikus W., Illustriertes Schmetterlings- und Raupenbuch. Kaiserslautern, Gotthold, angez. von J. Mik 153
Meier J., Ältere deutsche Grammatiken. I. Das Büchlein gleichstimmender Wörter aber ungleichen Verstandes des Hans Fabritius. III. Die deutsche Grammatik des Laurentius Albertus herausg. von Müller-Fraureuth. Straßburg, Trübner 1895, angez. von M. H. Jellinek 1092
Meißner K., Kurzgefasste lateinische Synonymik nebst einem Antibarbarus. 5. Aufl. Leipzig, Teubner 1895, angez. von H. Koziol 998

Seite

Meurer H., Griechisches Lesebuch mit Wortschatz. 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1896, angez. von F. Stolz 501

Meurer H., Lateinisches Lesebuch mit Wortschatz. 1. Theil für Sexta, 8. Aufl. 2. Theil für Quinta, 7. Aufl. Weimar, Böhlau 1894, angez. von H. Koziol 742

Meurer K., Kurzgefasste Wiederholungsgrammatik. 2. Aufl. Leipzig, Bredt 1894, angez. von F. Wawra 767

Meyer E., Untersuchungen über die Geschichte der Gracchen. Abdruck aus der Festschrift zur 200jährigen Jubelfeier der Universität Halle 1894, angez. von A. Bauer 1015

Meyer M. R., Goethe. (Sammlung von Biographien herausg. von A. Bettelheim. 13.—15. Bd.) Berlin, Hofmann 1895, angez. von F. Prosch 911

Minner C. s. Planck H.

Moldenhauer F. s. Jäger O.

Monumenta Germaniae historica s. Roediger.

Müller D., Alte Geschichte. 13. Aufl. bes. von F. Junge. Berlin, Weidmann 1895, angez. von A. Bauer 613

Müller-Fraureuth s. Meier J.

Müller H. J. und Jäger O., Lateinische und griechische Schulausgaben. Ciceros Reden, herausg. von J. H. Schmalz. Heft I—III. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1895, angez. von A. Kornitzer 886

Müller J. s. Christiansen C.

Müller H, Vocabularium zu Caesars Commentarii de bello Gallico. Hannover, Mayer 1894, angez. von A. Polaschek 211

Münch W., Zur Förderung des französischen Unterrichtes. Leipzig, Reisland 1895, angez. von F. Wawra 245

Muret E., Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Lief. 4. Berlin, Langenscheidt, angez. von K. Luick 1097

Nepos Cornelius. Herausg. von J. Wismeyer. Bamberg, Bucher 1895, angez. von J. Golling 1075

Netto E. s. Kronecker L.

Neumayr M.-Uhlig V., Erdgeschichte. 2. Aufl. Leipzig, Bibl. Institut 1895, angez. von R. Hoernes 1019

Nigra C. e Orsi D., La Passione in Canavese pubblicata e commentata. Torino, Roux Frassati 1895, angez. von J. Alton 422

Obermaier F., Zusammenhängende Übungsstücke für den deutschen Sprachunterricht an Mittelschulen. I. Theil: Wortlehre und Wortbildung. II. Theil: Satz- und Interpunctionslehre. Leipzig, Gerhard 1895, angez. von F. Spengler 147

Oettingen, A. von s. Ostwalds Classiker.

Ohlert A., Methodische Anleitung zum Unterrichte im Französischen. Hannover, Meyer 1893, angez. von F. Wawra 243

Orsi D. s. Nigra C.

Ostwalds Classiker der exacten Wissenschaften, Nr. 46 u. 47: Abhandlungen über Variationsrechnung. I. Theil: Abhandlungen von Joh. u. Jac. Bernoulli und Leonhard Euler. II. Theil: Abhandlungen von Lagrange, Legendre und Jacobi. Leipzig, Engelmann 1894, angez. von J. G. Wallentin 257

Ostwalds Classiker der exacten Wissenschaften, Nr. 52: Abhandlungen über die Kräfte der Elektricität bei der Muskelbewegung von Alois Galvani (1791), herausg. von A. von Oettingen. Nr. 53: Die Intensität der erdmagnetischen Kraft auf absolutes Maß zurückgeführt von C. Gauss, herausg. von E. Dorn. Leipzig, Engelmann 1894, angez. von J. G. Wallentin 451

Seite

Ostwalds Classiker der exacten Wissenschaften, Nr. 54—75. Leipzig, Engelmann 1894—1895. Nr. 54: Lambert J. H., Anmerkungen und Zusätze zur Entwerfung der Land- und Himmelscharten (1772), herausg. von A. Wangerin. — Nr. 55: Lagrange (1779) und Gauss (1822), Grundlegende Abhandlungen über Kartenprojectionen, herausg. von A. Wangerin. — Nr. 56: Göttingen, A. J. von, Abhandlung von Sir Ch. Blagden über die Gesetze der Überkaltung und Gefrierpunktserniedrigung (1788). — Nr. 57: Oettingen, A. J. von, Abhandlungen über Thermometrie von Fahrenheit, Réaumur und Celsius. — Nr. 58: Scheele K. W., Chemische Abhandlung von der Luft und dem Feuer (1777). — Nr. 59: Guerricke, O. von, Neue „magdeburgische" Versuche über den leeren Raum. — Nr. 60: Steiner J., Die geometrischen Constructionen, ausgeführt mittelst der geraden Linie und eines festen Kreises, herausg. von A. J. von Oettingen. — Nr. 61: Green G., Ein Versuch, die mathematische Analysis auf die Theorien der Elektricität und des Magnetismus anzuwenden, herausg. von Oettingen und Wangerin. — Nr. 63: Oersted und Seebeck, Zur Entdeckung des Elektromagnetismus, herausg. von Oettingen. — Nr. 66: Doebereiner und Pettenkofer, Die Anfänge des natürlichen Systems der chemischen Elemente, herausg. von Lothar Meyer. — Nr. 68: Meyer Lothar und Mendelejeff D., Über das natürliche System der chemischen Elemente, herausg. von K. Seubert. — Nr. 69: Maxwell J. C., Über Faradays Kraftlinien, herausg. von L. Boltzmann. — Nr. 70: Seebeck Th. J., Die magnetische Polarisation der Metalle und Erze durch Temperatur-Differenz, herausg. von Oettingen. — Nr. 72: Kirchhoff G. und Bunsen R., Chemische Analyse durch Spectralbeobachtungen, herausg. von W. Ostwald. — Nr. 74: Berthollet, Untersuchungen über die Gesetze der Verwandtschaft (1801), herausg. von W. Ostwald. — Nr. 75: Gadolin A., Herleitung aller krystallographischen Systeme mit ihren Unterabtheilungen aus einem einzigen Principe, herausg. von P. Groth. — Euler L., Abhandlungen über sphärische Trigonometrie. Übersetzt und herausg. von E. Hammer, angez. von J. G. Wallentin 792

Ostwald W., Die wissenschaftlichen Grundlagen der analytischen Chemie. Leipzig, Engelmann 1894, angez. von J. G. Wallentin 74

Päpke W., Präparation zu Caesars bellum Gallicum. 1.—3. Heft. Gotha, Perthes 1894, angez. von A. Polaschek 211

Pavec J., Der junge Lateiner. Lateinische Grammatik in übersichtlicher Fassung. Wien, Pichlers Witwe u. Sohn 1893, angez. von H. Koziol 901

Pernter J. s. Abercromby R.

Perthes H., Lateinische Formenlehre zum wörtlichen Auswendiglernen. Ausgabe *B*, besorgt von W. Gillhausen. Berlin, Weidmann 1895, angez. von H. Koziol 994

Pfaff K. s. Kautzmann P.

Piazza S., La politica in Sofocle. Padova 1896, angez. von H. Jurenka 987

Pitt Press Series. Wallenstein von F. Schiller. Edited by K. Breul. Cambridge 1894, angez. von O. F. Walzel 37

Planck H. u. Minner C., Urbis Romae viri illustres a Romulo ad Augustum von Lhomond-Holzer. 11. Aufl. Stuttgart, Neff 1895, angez. von H. Koziol 754

Plassmann J. s. Jacob A.

Seite

Plinius, **Ausgewählte Briefe.** Für den Schulgebrauch erklärt von A. Kreuser. **Leipzig, Teubner** 1894, angez. von R. C. Kukula 22
Plücker J. s. **Schoenflies.**
Pöhlmann R., **Geschichte des** antiken Communismus und Socialismus. I. Band. **München, Beck'sche** Verlagsbuchhandlung 1893, angez. von W. **Jerusalem** 50
Pockels F. s. **Schoenflies A.**
Pogatscher **A. s. Schipper J.**
Poincaré H., **Mathematische** Theorie des Lichtes, redigiert von J. Blondin, **deutsch von E.** Gumlich und W. Jaeger. Berlin, Julius **Springer 1894, angez.** von J. G. Wallentin 69
Preuss R., **Praktisches Dictierbuch** mit Wort- und Silbenzählung. Dresden, **W. Reuter 1895,** angez. von E. Eichler 155
Pridik E., **De Alexandri Magni** epistularum commercio. Berlin 1893, **angez. von A. Bauer** 1011
Prockach A., **Anleitung** zur Vorbereitung auf C. Julius Caesars Gallischen **Krieg. 1.—3. Bändchen.** Leipzig, Teubner 1893, angez. von A. **Polaschek** 211
Puchberger **E., Eine allgemeinere** Integration der Differentialgleichungen. **1. u. 2. Heft.** Wien, C. Gerolds Sohn 1894, angez. von J. G. **Wallentin** 252

Quiehl K., **Französische** Aussprache und Sprachfertigkeit. 2. Aufl. Marburg, **Elwert 1893,** angez. von F. **Wawra** 243

Radinger K., **Meleagros** von Gadara. Innsbruck, Wagner 1895, angez. von **W. Weinberger** 885
Rappold J. s. **Süpfle K.**
Reinach Th., **Mithradates** Eupator, König von Pontos. Ins Deutsche übertragen **von A. Goetz.** Leipzig, Teubner 1895, angez. von H. **Swoboda** 48
Reiter S., Drei- **und vierzeilige** Längen bei Euripides. Wien, Tempsky 1893, angez. von I. Hilberg 303
Renck E. s. Gehring K.
Rheinhard H. u. Herzog S., C. Iulii Caesaris commentarii de bello Gallico. **Mit** 3 Registern und 1 Karte von Gallien. Stuttgart, **P. Neff** 1895, angez. von **A. Polaschek** 592
Ribbeck O., Geschichte der römischen Dichtung. I. Bd. Dichtung der **Republik.** 2. Aufl. Stuttgart, Cotta 1894, angez. von A. Kornitzer 891
Richter O., **Lateinisches** Lesebuch, I.—III. Theil. 7. Aufl. Berlin, Nicolai **1895,** angez. von H. Koziol 899
Rieder, **Vorlagen** zu lateinischen Retrovertierübungen für I und II A. Königsberg, Hartung 1894, angez. von H. Koziol 751
Rigutini G. e Bulle E., Nuovo Dizionario Italiano-Tedesco e Tedesco-**Italiano.** Leipzig. Tauchnitz 1895, angez. von J. Alton 422
Roediger **M., Das** Annolied. (Monumenta Germaniae historica.) Hannover, Hahn 1895, angez. von C. Kraus 226
Rösch W. s Kraut K.
Rösiger **F.** s. Spamer.
Rohrmoser J. s. Freemann E.
Rosenbauer **A.,** Die poetischen Theorien der Pleiade nach Ronsard und Dubellay. Ein Beitrag zur Geschichte der Renaissancepoetik in **Frankreich.** (Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie.) Erlangen u. Leipzig, Deichert 1895, angez. von F. Wawra 421
Rühl F., Der Köderfang der europäischen Makrolepidopteren, nebst Anweisung zur Raupenzucht. 2. verb. Aufl. Leipzig, E. Heyne 1892, angez. von J. Mik 152

Seite

Saal vom E. M., Das Badeleben im alten Rom. Eine culturgeschichtliche Studie, herausg. von A. Schupp. Leipzig 1895, angez. von J. W. Kubitschek 502

Sammlung Göschen. Hefte 24, 25, 31, 32, 40. Stuttgart 1892 bis 1895, angez. von O. F. Walzel 37

Schanz M. s. Schwab.

Scheele L., Abriss der lateinischen und griechischen Moduslehre in paralleler Darstellung. Marburg, Elwert 1895, angez. von J. Golling 991

Scheindler s. Sedlmayer.

Scherffig R., Französischer Antibarbarus. Zittau, Pahl 1894, angez. von F. Wawra 768

Schiller H. u. Valentin V., Deutsche Schulausgaben. Heft 1—7. Dresden, Ehlermann 1894, angez. von O. F. Walzel 37

Schipper J., Der Bacon-Bacillus. Zur Beleuchtung des Shakspere-Bacon-Unsinns älteren und neueren Datums. Wien u. Leipzig, Braumüller 1896, angez. von K. Luick 1095

Schipper J., Grundriss der englischen Metrik (auch unter dem Titel: Wiener Beiträge zur englischen Philologie. Unter Mitwirkung von K. Luick und A. Pogatscher herausg. von J. Schipper). Wien u. Leipzig, Braumüller 1895, angez. von L. Kellner 602

Schlesinger L., Handbuch der Theorie der lineraren Differentialgleichungen. In 2 Bänden. I. Bd. Leipzig, Teubner 1895, angez. von J. G. Wallentin 786

Schmalz J. H. s. Müller H. J. und Jäger O.

Schmeckebier O., Abriss der deutschen Verslehre und der Lehre von den Dichtungsarten. 3. umgearb. Aufl. Berlin, Weidmann 1892, angez. von J. Minor 599

Schmidt K., Lateinische Schulgrammatik. 8. umgearb. Aufl. unter Mitwirkung von O. Gehlen, herausg. von V. Thumser. Wien Hölder 1894, angez. von H. Koziol 757

Schmidt T. s. Kautzmann P.

Schmidt E. s. Spamer.

Schmidt s. Flügel.

Schmidt K. s. Gindelys Lehrbuch.

Schmitt E., Die französische Grammatik für die oberen Classen höherer Lehranstalten. Straßburg i. E., Straßburger Druckerei u. Verlagsanstalt, angez. von F. Wawra 764

Schoenflies A. — Pockels F., Julius Plückers gesammelte wissenschaftliche Abhandlungen. I. Bd. Mathematische Abhandlungen. Leipzig, Teubner 1895, angez. von J. G. Wallentin 1025

Scholia antiqua in Q. Horatium Flaccum rec. A. Holder et O. Keller. Vol. I. Porfirionis commentum rec. A. Holder. Innsbruck, Wagner 1894, angez. von A. Kornitzer 21

Schrader O. s. Hehn V.

Schreiber Th., Der Gallierkopf des Museums in Gize bei Kairo. Leipzig, Liebeskind 1896, angez. von W. Reichel 907

Schröer A. s. Grieb Ch.

Schröer H., Turnspiele für Turnvereine, Spielgesellschaften und die Oberclassen höherer Lehranstalten. Leipzig, Klinghardt 1895, angez. von F. Wilhelm 643

Schülke A., Vierstellige Logarithmentafeln, nebst mathematischen, physikalischen und astronomischen Tabellen. Leipzig, Teubner 1895, angez. von J. G. Wallentin 249

Schultz F., Aufgabensammlung zur Einübung der lateinischen Syntax. 12. Aufl. bearb. v. J. Weisweiler. Paderborn, Schöningh 1894, angez. von H. Koziol 745

Seite

Schultz J. u. J. Geffcken, Altgriechische Lyrik in deutschem Reim. Berlin, Herz 1895, angez. von H. Jurenka 17

Schupp A. s. Saal E.

Schwab O., Historische Syntax der griechischen Comparation in der classischen Literatur. Heft I. u. II. (= Beiträge zur historischen Syntax der griechischen Sprache. Herausg. von M. Schanz. Heft 11 u. 12.) Würzburg, Stuber 1893 u. 1894, angez. von J. Golling 26

Schwering K., 1. Stereometrie für höhere Lehranstalten. 2. Anfangsgründe der analytischen Geometrie für höhere Lehranstalten. Freiburg i. B., Herder 1894, angez. von J. G. Wallentin 355

Schwind E. — Dopsch A., Ausgewählte Urkunden zur Verfassungsgeschichte der deutsch-österreichischen Erblande im Mittelalter. Innsbruck, Wagner 1895, angez. von J. Loserth 1107

Seeck O., Geschichte des Unterganges der antiken Welt. I. Band und Anhang zum I. Band. Berlin 1895, angez. von A. Bauer 770

Sedlmayer H. St. u. Scheindler A., Lateinisches Übungsbuch für die oberen Classen der Gymnasien. Wien u. Prag, Tempsky 1895, angez. von J. Golling 29

Serta Harteliana. Wien, Tempsky 1896, angez. von S. Frankfurter 1076

Smolka A., Lehrbuch der anorganischen Chemie. Leipzig u. Wien, Deuticke 1895, angez. von J. A. Kail 805

Smolle L., Lehrbuch der Geschichte der Neuzeit für die unteren Classen der Mittelschulen. Wien, Hölder 1895, angez. von Chr. Würfl 430

Soltau W., Livius' Quellen in der III. Dekade. Berlin, Mayer & Müller 1894, angez. von A. Bauer 1012

Soltmann H., Lehrbuch der französischen Sprache. Bremen, Winter 1895, angez. von F. Wawra 764

Spamers Illustrierte Weltgeschichte. II. Bd. Von Alexander dem Großen bis zum Beginne der Völkerwanderung; in 3. Aufl. bearb. von F. Rösiger — E. Schmidt. Leipzig 1896, angez. von L. Smolle 1109

Spamers Illustrierte Weltgeschichte. Leipzig 1894, 1895. VII. Bd. von O. Kämmel, VIII. Bd. von K. Sturmhöfel, angez. von L. Smolle 424

Spieker Th., Lehrbuch der Stereometrie mit Übungsaufgaben. Potsdam, Stein 1895, angez. von J. G. Wallentin 789

Stacke S, Hilfsbuch für die erste Unterrichtsstufe in der Geschichte. I. Alterthum. 3. Aufl. Oldenburg, Stalling 1894, angez. von A. Bauer 612

Stolz O., Grundzüge der Differential- und Integralgleichungen. I. Theil. Leipzig, Teubner 1893, angez. von J. G. Wallentin 252

Starsynski s. Finkel.

Stegmann K., Lateinische Schulgrammatik. 6. Doppelaufl. Leipzig, Teubner 1893, angez. von H. Koziol 755

Stegmann K., Teubners Schülerausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller. Auswahl aus den Reden des M. Tullius Cicero. I. Die Rede über den Oberbefehl des Cn. Pompeius und die Catilinarischen Reden. II. Commentar. 3. Hilfsheft. Leipzig, Teubner 1896, angez. von A. Kornitzer 990

Stejskal s. Kummer.

Steinhausen G., Zeitschrift für Culturgeschichte. Neue (4.) Folge der Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte. I. Bd. 1. Heft. Berlin, Felber 1894, angez. von F. M. Mayer 245

Stitz A., Sammlung griechischer und römischer Classiker mit Erläuterungen für die Privatlectüre. 1. Band: Titi Livi ab urbe

Seite

condita liber XXVI. Wien u. Prag, Tempsky 1895, angez. von H. Koziol 752

Strehl K., Theorie des Fernrohrs auf Grund der Beugung des Lichtes. 1. Theil. Leipzig, Barth 1894, angez. von J. G. Wallentin 72

Süpfle K. F., Aufgaben zu lateinischen Stilübungen 2. Theil. Ausgabe für Österreich. Besorgt von J. Rappold. Karlsruhe, Groos 1894, angez. von H. Koziol 895

Tadra F., Summa cancellariae (cancellaria Caroli IV.) (Ein Formular der kgl. böhm. Kanzlei des XIV. Jahrhunderts, čechisch). Prag 1895, angez. von J. Loserth 1103

Tanger s. Flügel.

Tesla N. s. Fodor E.

Teubners Sammlung deutscher Dicht- und Schriftwerke für höhere Töchterschulen. Heft 7. Leipzig, Teubner, angez. von O. F. Walzel 37

Teza E., Nemesiana. Sopra alcuni luoghi della „Natura dell' uomo" in armeno. Roma, Tipografia della R. Accademia dei Lincei 1893, angez. von K. I. Burkhard 298

Thumser V. s. Schmidt K.

Türk G., De Hyla. (Breslauer philol. Abhandlungen herausg. von R. Förster. 7. Band, 4. Heft.) Breslau, Koebner 1895, angez. von A. Zingerle 24

Uhlig V. s. Neumayr M.

Ullrich R., Die neue Schrift. I. Theil: Allgemeine Laut-Schrift (Phono-Stenographie), II. Theil (Logo-Stenographie). Wien, Selbstverlag, angez. von E. Eichler 814

Unterrichtsbriefe zur schnellen und gründlichen Erlernung der vereinfachten Stenographie durch Privat- und Selbstunterricht. Wien, Seidel, angez. von E. Eichler 453

Valenta E. s. Eder J. M.

Valentin V. s. Schiller.

Vergili P. Maronis opera rec. O. Ribbeck. Vol. II—IV. Lipsiae in aedibus Teubneri 1895, angez. von A. Zingerle 1074

Vogel, Nepos plenior. Lateinisches Lesebuch für Quarta. 4. Aufl. bes. von K. Jahr. 3. Cursus. Berlin, Weidmann 1895, angez. von H. Koziol 898

Wachsmuth C., Einleitung in das Studium der alten Geschichte. Leipzig, Hirzel 1895, angez. von H. Swoboda 509

Wagner H., Lehrbuch der Geographie. 6. Aufl. von Guthe-Wagners Lehrbuch der Geographie. 1. Lief. Hannover u. Leipzig, Hahn 1894, angez. von J. G. Wallentin 255

Walsch R., Hypsometrische Schulhandkarte von Niederösterreich. Ausgeführt in Hölzels Geograph. Institute, herausg. von der Pädagog. Gesellschaft in Wien. Wien, Hölzel, angez. von F. Grassauer 435

Walther E., Wissenschaftliche Fortbildungsblätter für Lehrende und Lernende der französischen Sprache. Serie I. Stuttgart, Roth 1895, angez. von F. Wawra 765

Weber H., Lehrbuch der Algebra. In 2 Bänden. I. Band. Braunschweig, Vieweg 1895, angez. von J. G. Wallentin 787

Weil U., Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. 5. Aufl. Berlin, Langenscheidt 1895, angez. von F. Wawra 765

Seite

Weingartner L., Lehrbuch der Geschichte. I. Theil: Das Alterthum. Wien, Manz 1895. II. Theil: Das Mittelalter. Ebda. 1893. III. Theil: Die Neuzeit. Ebda. 1894, angez. von Chr. Würfl 615
Weingartner L. s. Herr.
Weiser P. s. Gehring K.
Weisweiler J. s. Schultz F.
Wendt O., Encyklopädie des französischen Unterrichtes. 2. Aufl. Hannover, Meyer 1895, angez. von F. Wawra 769
Wessel P., Lehrbuch der Geschichte für die Obersecunda höherer Lehranstalten. Das Alterthum. Gotha, Perthes 1895, angez. von A. Zeche 621
Westrick F. und Heine G., Rechenbuch nebst Aufgaben zur ersten Einführung in die Geometrie. 2. Aufl. Münster i. W., Aschendorff 1894, angez. von J. G. Wallentin 439
Widmann S. s. Bumüller J.
Wiedemann E. s. Christiansen C.
Wiener Beiträge zur englischen Philologie s. Schipper.
Woelfflin E., Benedicti regula monachorum. Leipzig, Teubner 1895 (Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubn.), angez. von K. Wotke 221
Wolff E., Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische im Anschlusse an Wellers Lateinisches Lesebuch aus Herodot. Leipzig u. Frankfurt a. M., Kesselring 1894, angez. von H. Koziol 750
Wolff J., Lateinisches Lesebuch für den Anfangsunterricht sammt Wortkunde. Berlin, Weidmann 1895, angez. von H. Koziol 743
Wossidlo P., Der Mensch. Beschreibung des Baues und der Verrichtungen seines Körpers, nebst Unterweisungen über die Gesundheitspflege. Berlin, Weidmann 1894, angez. von J. Mik 807
Wossidlo P., Leitfaden der Zoologie für höhere Lehranstalten. 4. Aufl. Berlin, Weidmann 1891, angez. von J. Mik 151
Wrobel E., Leitfaden der Stereometrie. 2. Aufl. Rostock, Werther 1895, angez. von J. G. Wallentin 68
Wüllner A., Lehrbuch der Experimentalphysik. I. Bd. Leipzig, Teubner 1895, angez. von J. G. Wallentin 253

Zwierzina V. s. Jahne J.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Unsere Zeugnisformularien. Von J. Krassnig 76
Beiträge zur hygienischen Revision unserer Mittelschulen. 1. Heft. Von J. Rappold. Wien, Pichlers Witwe u. Sohn 1895, angez. von J. Golling 79
Entwurf eines Planes für die Studienreisen nach Italien und Griechenland. Von E. Sewera 156
Praktische Pädagogik für höhere Lehranstalten von Adolf Matthias. (II. Bd., 3. Abth. von Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen), angez. von J. Huemer 164
Willmann O., Didaktik als Bildungslehre. 2. Aufl. Braunschweig, Vieweg u. Sohn 1894, angez. von J. Rappold 167
Die österreichische Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte und das von ihr herausgegebene Heft der Mittheilungen. Von E. Hannak 259
Jäkel, Die lateinische Schule der Piaristen von Freistadt. Progr. 1892, angez. von E. Hannak 263

Seite

Baran A., Geschichte der Lateinschule und des Gymnasiums von Krems. Progr. 1895, angez. von E. Hannak 263

Soll für die lateinischen Schularbeiten im Obergymnasium der Übersetzungsstoff dictiert oder dem Übungsbuche entnommen werden? Von F. Novotný 361

Zur sachlichen Einführung in die Lectüre von Xenophons Anabasis. Von J. Kubik 362

Vademecum für Candidaten des Mittelschullehramtes in Österreich. I.—III. Theil, Wien, Hölder 1894, angez. von J. Rappold 366, 459, 460

Wie studiert man classische Philologie und Geschichte? 2. Aufl. Leipzig, Roßberg 1894 (Anzeige) 368

Baumeister, Dr. A., Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen, angez. von J. Rappold 455

Richter, Dr. Gustav, Zur Frage der Gymnasialseminare. Halle, Waisenhaus 1895, angez. von J. Loos 461

Schwalbe B. und Pietzker F., Unterrichtsblätter für Mathematik und Naturwissenschaften (Organ zur Förderung des Unterrichtes in der Mathematik und den Naturwissenschaften) (Anzeige) 464

Jäger O., Didaktik und Methodik des Geschichtsunterrichtes (III. Band, 1. Abtheilung von Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen). München, Beck'scher Verlag 1895, angez. von A. Nagele 538

Jäger O., Vorlage für pädagogische Besprechungen in preußischen Seminarien. Wiesbaden, Kunzes Nachfolger 1895, angez. von J. Loos 543

Münch W., Zeiterscheinungen und Unterrichtsfragen. Vortrag, angez. von A. Frank 646

Fries W., Die Vorbildung der Lehrer für das Lehramt. (Sonderausgabe aus Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen.) München, Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1895, angez. von J. Loos 652

Karl Lehrs über allgemeine Schulfragen und altösterreichische Gymnasialeinrichtungen. Von S. Reiter 817

Zur Frage über den deutschen Unterricht in der V. Gymnasialclasse. Von J. Koranda 824

Weisungen zur Führung des Schulamtes an den Gymnasien in Österreich. 2. Aufl. Wien, k. k. Schulbücherverlag 1895, angez. von J. Loos 832

Übersicht neuerer pädagogischer Literatur (Bornemann K., Pädagogischer Literaturbericht für österreichische Schulen und Lehrer. IV.—V. Jahrgang. Znaim, Fournier u. Haberler 1894 – 1895 S. 836. — Jäger F., Mittel zur Erreichung einer guten Schulzucht. 2. Aufl. Wien, Manz'sche Verlagsbuchhandlung 1894 S. 836. — Zenz W., Allgemeine Unterrichtslehre für Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten. Wien 1895, Allgemeine Erziehungslehre für Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten. Wien 1895 S. 837. — Zucker A., Über die Behandlung der verbrecherischen und arg verwahrlosten Jugend in Österreich. Wien, Manz'sche Verlagsbuchhandlung 1894 S. 838. — Pädagogisches Jahrbuch, 1894 S. 838. — Rethwisch C., Jahresberichte über das höhere Schulwesen, 8. Jahrgang 1895. Berlin, Gaertner S. 839. — Rein W., Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Langensalza, Beyer u. Söhne von 1894 an S. 839. — Schiller H., Lehrbuch der Geschichte der Pädagogik. 3. Aufl. Leipzig, Reisland 1894 S. 840. — Derselbe, Handbuch der praktischen Pädagogik. 3. Aufl. Leipzig, Reisland 1894 S. 840. — Krumme-Dahn, Pädagogisches Archiv, 37. Jahrgang S. 841. — Quartus,

Seite

Völkerbund, nicht Völkerkrieg S. 841. — Greinz, R. H., Das Gymnasium oder die systematische Verdummung der Jugend. 8. Aufl. Leipzig, Schaupp 1895 S. 842. — Siebert R., Reform der Volksbildung (Beiträge zur Socialreform I). Hannover, Manz u. Lange 1894 S. 842. — Kriebel W., Für die allgemeine Volksschule. Hannover, C. Mayer S. 842. — Schrempf Chr., Die Wahrheit. Beiträge zur Vertiefung in die Fragen und Aufgaben des Menschenlebens (Zeitschrift). Seit 1893, Stuttgart, Fromann S. 842. — Woikowsky-Biedau v., Das Bewegungsspiel in der deutschen Volkshygiene und Volkserziehung. Sonderabdruck. Leipzig, Voigtländer 1895 S. 843. — Schlesinger u. Becker, Grundzüge der Ernährung des gesunden und kranken Menschen. Frankfurt a. M., Beckhold S. 843. — Klimpert R., Nutzen und Geschichte des Volksbades. Leipzig, Schaupp 1895 S. 843. — Richter G., Unterricht und geistige Ermüdung. (Aus Lehrproben und Lehrgänge, Heft 45, Jahrg. 1895), Halle S. 844. — Schuschny H., Über die Nervosität der Schuljugend. Jena, Fischer 1895 S. 844. — Gebhard Fr., Dr. Ludwig v. Müller, kgl. bayer. Staatsminister, und das bayerische Gymnasial-Schulwesen. München, Lindauer 1895 S. 844. — Gemß, Statistik der Gymnasialabiturienten im Deutschen Reich während der letzten drei Schuljahre. Berlin, Weidmann 1895) angez. v. J. Rappold 844

Archäologische Schülerfahrten. I. Nach Aquileja und Pola. Von Fr. Swida. — II. Nach Carnuntum. Von H. Jurenka 913

Neubauer J., Statistisches Verzeichnis aller für den Unterricht an den österreichischen Gymnasien, Realschulen, Lyceen, Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten und Lehrerseminarien mit deutscher Unterrichtssprache bestellten Personen. 4. Jahrgang. Elbogen, Selbstverlag. (Anzeige) 922

Zingerle A., Dom- und Stiftsschulen Tirols im Mittelalter. Innsbruck, Wagner 1896 (Anzeige) 923

Erfahrungen der Schulpraxis auf dem Gebiete der Privatlectüre in den altclassischen Sprachen. Von W. Perathoner 1031

Erlass des mährischen Landesschulrathes, betreffend die Privatlectüre in den altclassischen Sprachen 1047

Tupetz Th., Schulausgaben pädagogischer Classiker. Heft I: Vincenz Milde, Allgemeine Erziehungskunde. Wien, Prag, Freytag u. Tempsky 1896, angez. von W. Toischer 1052

Über den Betrieb des stenographischen Unterrichtes an den österreichischen Gymnasien mit deutscher Unterrichtssprache im Schuljahre 1895/96. Von F. Barta 1115

Der VII. allgemeine deutsche Neuphilologentag zu Hamburg. Von M. Friedwagner 1125

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Dritter Jahresbericht der deutschen Gesellschaft für Alterthumskunde in Prag 170

Studienreise österreichischer Gymnasialprofessoren in Italien. Von E. Reisch 845

Instruction für die Theilnehmer an den Genfer französischen Ferialcursen 846

Anstellungsverhältnisse an den Mittelschulen 1048

Seite

Literarische Miscellen.

Asbach J., Zur Erinnerung an Arnold Dietrich Schäfer. Leipzig, Teubner 1895 271

Bahlsen L. und Hengesbach J., Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit. Berlin, Gärtner 1895 270
Beermann E., Novilatiin. Leipzig, Fock 1895 173
Boissier, Cicéron dans ses relations avec Brutus et Octave (Bibliothek gediegener und interessanter französischer Werke). Münster, Theissing 1894 83
Bork H., Mathematische Hauptsätze für Gymnasien. Leipzig, Dürr 1895, angez. von J. G. Wallentin 849
Bretschneider H., De Phalsbourg à Marseille, bearb. nach G. Brunos „Le Tour de la France". 3. Aufl. Wolfenbüttel, Zwißler 1895 271
Brunner A., Literaturkunde und Literaturgeschichte in der Schule. Bamberg, Buchner 1895, angez. von R. Löhner 268
Budde W., Physikalische Aufgaben. 2. Aufl. Braunschweig, Vieweg 1894, angez. von J. G. Wallentin 660
Buhl F. s. Gesenius W.
Burke, Ulrick-Ralph, a history of Spain from the earliest times to the death of Ferdinand the Catholic. London, Longmans 1895, angez. von R. Beer 81

Cantor M., Vorlesungen über Geschichte der Mathematik. I. Band: Von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1200 n. Chr. 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1894, angez. von J. G. Wallentin 371
Crookes W., Die Genesis der Elemente. Ein Vortrag, gehalten in der „Royal Institution" zu London am 18. Febr. 1887. 2. deutsche Aufl. von W. Preyer. Braunschweig, Vieweg 1895, angez. von J. G. Wallentin 851

Dickmann O., Longfellows Evangeline. 4. Aufl. Berlin, Weidmann 1896 271
Diercks G., Geschichte Spaniens von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Berlin, Cronbach 1895, angez. von R. Beer 82
Denkmäler der Tonkunst in Österreich. III. Jahrg. 1896 83
Dörr F. s. Vietor W.
Druck Th. und Grunsky F., Griechische Übungsbücher. Griechisches Lese- und Übungsbuch für Classe V. Leipzig, Braun 1896, angez. von F. Stolz 1136

Erbe K. s. Märklin E.

Fenkner H., Arithmetische Aufgaben. 2. Aufl. Braunschweig, Salle 1895, angez. von J. G. Wallentin 549

Gerstäcker F., Welt im Kleinen. 1. Bdchen. Einleitung und Vorstufe zur populären Völker- und Länderkunde von P. Weigeldt. 4. Aufl. Leipzig, Elischer Nachfolger 1893 83
Gesenius W., Hebräisches und aramäisches Wörterbuch über das alte Testament. 12. Aufl. bearb. von F. Buhl. Leipzig, Vogel 1895 370
Globus, Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde 173
Greef A., Lexicon Taciteum. Fasc. XII. Lipsiae, Teubner 1895, angez. von J. Prammer 172

Seite

Grunsky F. s. Druck Th.

Hartl H., Aufgaben aus der Arithmetik und Algebra. Dazu: Resultate zu den Aufgaben aus der Arithmetik und Algebra. Reichenberg, Frietsche 1894, angez. von J. G. Wallentin 549
Heffter L., Einleitung in die Theorie der linearen Differentialgleichungen mit einer unabhängigen Variablen. Leipzig, Teubner 1894, angez. von J. G. Wallentin 549
Hengesbach J. s. Bahlsen L.
Höck A., Demosthenes. Gütersloh 1895, angez. von K. Wotke 467
van t'Hoff J., Die Lagerung der Atome im Raume. 2. Aufl. Mit einem Vorworte von Dr. J. Wislicenus. Braunschweig, Vieweg 1894, angez. von J. G. Wallentin 659
Hrabák J., Praktische Hilfstabellen für logarithmische und andere Zahlenrechnungen. 3. Aufl. Leipzig, Teubner 1895, angez. von J. G. Wallentin 850

Katalog des k. k. Schulbücherverlages in Wien 1895 173
Kirchhoff A., Erdkunde für Schulen nach den für Preußen giltigen Lehrzielen. 3. Aufl. Halle a. S. 1895, angez. von F. Grassauer 467
Kraß D. M. und Landois D. H., Das Pflanzenreich in Wort und Bild. 8. Aufl. Freiburg i. B., Herder 1895, angez. von G. v. Beck 925
Kraß M. und Landois H., Der Mensch und das Thierreich. 10. Aufl. Freiburg i. Br., Herder 1892, angez. von J. Mik 852
Kraß M. und Landois H., Lehrbuch für den Unterricht in der Zoologie. 3. Aufl. Freiburg i. B., Herder 1891. — 4. nach den neuen Lehrplänen verb. Aufl. Ebend. 1895, angez. von J. Mik 852

Landois D. s. Kraß D.
Landois H. s. Kraß M.
Lehmann E., Kleine Wortlehre auf anschaulicher Grundlage. Berlin, im Selbstverlage 1895, angez. von R. Löhner 369
Lehmann K., Der letzte Feldzug des hannibalischen Krieges. Leipzig, Teubner 1894, angez. von A. Bauer 467
Lehner T. P., Simon Rettenbacher, Ode an den heiligen Stifter von dem Wachsthum und der Hoheit der Stadt und Kirche Salzburg. — Drei specifisch Salzburgische Gedichte. — Seine Stellung zu dem Griechischen. — Dessen pädagogisch-didaktische Grundsätze. (Separatabdrücke.) Salzburg u. Linz 1895, angez. von J. Golling 657
Leite R., Erläuterungen zu F. Hirts Bilderschatz für Haus und Schule. Leipzig, Hirt, angez. von J. Wastler 661
Leunis J., Schulnaturgeschichte. I. Theil: Zoologie. 11. Aufl. bearb. von H. Ludwig. Hannover, Hahn 1891, angez. von J. Mik 851
Littrows Wunder des Himmels. Neu bearb. von Edmund Weiß. 8. Aufl. Lief. 1–4. Berlin, Dümmler 1895, angez. von J. G. Wallentin 550
Ludwig H. s. Leunis J.
Ludwig K., Die Kuenringer. Eine Erzählung aus Österreichs vergangenen Tagen. Innsbruck, Wagner 1894, angez. von R. Löhner 545

Märklin E. und Erbe K., Anthologia Latina. Stuttgart, Neff 1895, angez. von J. Rappold 466
Mahler G., Leitfaden für den Anfangsunterricht in der Algebra an Gymnasien, Lyceen usw. Stuttgart, Neff 1896, angez. von J. G. Wallentin 1137

Netopil F., Kriegsnoth und Bürgertreue. Znaim, Fournier u. Haberler 1895, angez. von J. Rappold 466

Seite

Oepke S., Englisches Lesebuch. II. Theil: Mittelstufe. 2. Aufl. Bremen, Winter 1895, angez. von J. Ellinger 546

Orellius P., Cornelii Taciti opera quae supersunt. Vol. II. Fasc. VII. Edit. alteram curavit C. Meiser. Berolini Calvary 1895, angez. von J. Prammer 170

Pascoli Iohannis Myrmedon carmen praemio aureo ornatum in certamine poetico Hoeufftiano. Amsterdam, Hoffmann 1895 172

Perkmann J., Bildender Unterricht in den Sprachfächern. I. Theil. Grundlinien. Innsbruck, Wagner 1894, angez. von J. Rappold 551

Perktold F., Bemerkungen zum 4. Bande des Lesebuches von Kummer-Stejskal mit den Dispositionen der Prosastücke. Wien, Manz 1895, angez. von R. Löhner 370

Pichler F., Der Müller vom Anio. Eine altrömische Komödie. Graz, Leuschner u. Lubensky 1893, angez. von J. Minor 657

Pitt Press Series: Louis XI. Tragédie par C. Delavigne. Cambridge, University Press 1894, angez. von F. Wawra 658

Polívka F., Pflanzenkunde für die unteren Classen der Mittelschulen (čechisch). Olmütz, Promberger 1896, angez. von H. Lanner 925

Preyer W. s. Crookes W.

Rettenbacher S. s. Lehner T.

Reum A., Der mathematische Lernstoff für den Unter-Secundaner des Gymnasiums, des Realgymnasiums und der Oberrealschule, sowie für den Primaner der Realschule. Essen, Bädeker 1894, angez. von J. G. Wallentin 371

Riehl W. H., Die bürgerliche Gesellschaft. Schulausgabe von Th. Matthias. Stuttgart, Cotta 1895 270

Riemann P., Lehrgang für das Knabenturnen in einfachen Schulverhältnissen. Leipzig, Merseburg 1895, angez. von J. Pawel 662

Rzepiński St., Commentar zu auserlesenen lyrischen Gedichten des Horaz (polnisch). Wien u. Prag 1895, angez. von B. Kruczkiewicz 849

Schmidt F., Lehrbuch der englischen Sprache auf Grundlage der Anschauung. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1894, angez. von J. Ellinger 546

Schmitt H., Präparation zu Sophokles' Elektra. Hannover, Norddeutsche Verlagsbuchhandlung 1896, angez. von J. Kubik 465

Schulze E., Die Schauspiele zur Unterhaltung des römischen Volkes (Gymnasial-Bibliothek. Herausg. von Pohlmey E. und Hoffmann H.). Gütersloh 1895, angez. von K. Wotke 467

Schwering K., Sammlung von Aufgaben aus der Arithmetik für höhere Lehranstalten. 1. Lehrgang. Freiburg i. B., Herder 1896, angez. von J. G. Wallentin 548

Statsmann K., Methode des Linearzeichnens als Vorschule zum geometrischen Zeichnen. Dresden, Kühtmann, angez. von J. Wastler 661

Steudel Fr., Pilzkunde für Schule und Haus. Ausgabe B. 2. Aufl. Tübingen, Osiander 1895, angez. von G. v. Beck 925

Tacitus s. Orellius.

Taubeles A., Anleitung zur Lectüre deutscher Classiker. I. Don Carlos von Schiller. Tarnopol, Kossowski 1895, angez. von J. Erben 82

Terlikowski J., C. Iulii Caesaris Commentarii de bello Gallico (polnisch). Lemberg, Verlag des Vereines von Lehrern an höheren Schulen 1896, angez. von L. Dembitzer 847

Seite

Traumüller F., Leitfaden der Chemie und Mineralogie für den Unterricht an Gymnasien. Leipzig, Engelmann 1894, angez. von J. G. Wallentin 925

Vietor W. und Dörr F., Englisches Lesebuch. Unterstufe. 4. Aufl. Leipzig, Teubner 1895, angez. von J. Ellinger 547
Voretzsch K., Die französische Heldensage. Heidelberg, Winter, angez. von F. Wawra 659

Wagner, Lehrbuch der Geographie 547
Weißenhofer R., Erzählungsschriften zur Hebung der Vaterlandsliebe 269
Weißenhofer R., Der kleine Tiroler oder die Macht der kindlichen Liebe. Eine Erzählung aus dem Tiroler Freiheitskampfe im Jahre 1809. Linz, Korb 1895, angez. von R. Löhner 545
Wiesengrund. Die Elektricität. Ihre Erzeugung, praktische Verwendung und Messung. Frankfurt a. M., Bechhold, angez. von J. G. Wallentin 551
Wingerath H., The intuitive English reader for beginners in German schools. (Mit Vocabular.) Köln, Dumont-Schauberg 1895, angez. von J. Ellinger 547
Wislicenus J. s. van t'Hoff.
Wohlrab M., Die altclassischen Realien am Gymnasium. 3. Aufl. Leipzig, Teubner 1895, angez. von R. Löhner 268
Wouwermans A., Der Stil in der bildenden Kunst. 2. Aufl. Pilsen, Steinhauser, angez. von J. Wastler 661
Woytt G., Vorhängetafeln für den Zeichenunterricht. Leipzig, Pfeiffer, angez. von J. Wastler 661
Wurm F., Etiketten für Schüler-Herbarien. 6. Aufl. Böhm.-Leipa, Küster, angez. von G. v. Beck 925

Programmenschau.

Arche O., Über neue Gasschulöfen. Progr. der deutschen Oberrealschule in Triest 1894, angez. von J. G. Wallentin 560

Bazala J., Beleuchtungsconstructionen für windschiefe Flächen mit einer Richtebene. Progr. der Realschule in Bielitz 1894, angez. von J. G. Wallentin 278
Bielohlawek A., Ursachen und Verlauf der Kriegsereignisse in Böhmen im Jahre 1434. Progr. des Gymn. in Braunau (Böhmen) 1894, angez. von J. Loserth 556
Böhm A., Ein Beitrag zur Kenntnis der Bestrebungen auf dem Gebiete der Körperpflege. Progr. der Oberrealschule im VI. Bezirke von Wien 1894, angez. von J. Rappold 179
Bystroń J., Disticha Catonis in polnischen Übersetzungen des Franciscus Mymerus und des Sebastianus Klonowicz (polnisch). Progr. des III. Gymn. in Krakau 1894, angez. von B. Kruczkiewicz 667

Černý J., Des Lysias Rede gegen Eratosthenes. Eingeleitet, übersetzt und erklärt (čechisch). Progr. des Gymn. in Raudnitz 1894, angez. von A. Fischer 553
Černý J., Dobroslaw. Ein Beitrag zur böhmischen Literaturgeschichte in dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts (čechisch). Progr. des Gymn. in Raudnitz 1893, angez. von J. Kaňka 274

Černý K., Das altböhmische Gedicht von Laurin und sein Original (čechisch). Progr. der Realschule in Pardubitz 1893, angez. von J. Kaňka
Constantini G., Per qual vatico alpino scese Annibale in Italia? studio geografico. Progr. des Communalgymn. in Triest 1893, angez. von A. Bauer
Cwojdziński Th., Anwendung der Fuchs'schen Theorie auf die Differentialgleichung der Gauss'schen hypergeometrischen Reihe. Progr. des Gymn. in Brody 1894, angez. von J. G. Wallentin

Dannesberger R., L'intuizione nell insegnamento della geografia. Progr. des Gymn. in Rovereto 1894, angez. von A. Nagele
Daurer F. S., Biographische Notizen über hervorragende Männer, welche beim Physikunterrichte genannt werden. Progr. der Realschule im VI. Bezirke von Wien 1893, angez. von J. G. Wallentin
Drtina F., Epiktets Handbuch, eingeleitet, übersetzt und mit Anmerkungen versehen (čechisch). Progr. des Obergymn. in Prag (Korngasse) 1894, angez. von A. Fischer 664,
Durdík P., Des Euripides Phönissen (böhm. Übersetzung). Progr. der Mittelschule in Prag-Kleinseite 1894, angez. von A. Fischer
Dutz H., Der Dank des Todten in der englischen Literatur. Progr. der Realschule in Troppau 1894, angez. von E. Nader

Erzherzog Albrecht. Ein Gedenkblatt zur Erinnerung an Österreichs ruhmgekrönten Feldmarchall. Progr. der Oberrealschule in Olmütz 1895, angez. von L. Smolle

Faktor F., Anleitung zu praktischen Übungen im chemischen Schülerlaboratorium der oberen Realschulclassen (čechisch). Progr. der Landes-Realschule in Prossnitz 1895, angez. von J. Rain
Fegerl J., Ableitung der Schwingungsdauer des mathematischen Pendels. Progr. der Landes-Oberrealschule in Mähr.-Ostrau 1894, angez. von J. G. Wallentin
Fiby H. F., Die meteorologischen Verhältnisse Vorderindiens. Progr. der Oberrealschule Znaim 1894, angez. von F. Grassauer
Fischer G., Zur Geschichte des Schwedeneinfalls in Vorarlberg im Jahre 1647. Progr. des Real- und Obergymn. in Feldkirch 1894, angez. von J. Loserth
Frank K., Bemerkungen zur Chronologie der Pentekontaëtia. Progr. des Communal-Obergymn. in Mähr.-Schönberg 1894, angez. von A. Bauer

Gelcich G., Piero Loderini profugo a Ragusa. Memoire e documenti. Progr. der nautischen Schule in Ragusa 1894, angez. von J. Loserth
Goth W., Unentbehrlichkeit der sprachlichen Eziehung an der Mittelschule (čechisch). Progr. des Obergymn. in Jungbunzlau 1894, angez. von F. Krejči
Gredler, P. Vincenz Maria, Die Porphyre der Umgebung von Bozen und ihre mineralogischen Einschlüsse. Skizzen zu einer petrographisch-oryktognostischen Localstudie. Progr. des Privat-Obergymn. der Franziskaner in Bozen 1895, angez. von F. Noë

Haberda A., Meletemata Serviana. Progr. des I. deutschen Gymn. in Brünn 1895, angez. von J. Zycha

Seite

Hahn W., Einige Worte zur Genesis des „Mindowe“ (polnisch). Progr. des Franz Josephs-Gymn. in Lemberg 1894, angez. von R. Zawiliński 666

Haluschka F., Zur Kegelschnittslehre. Progr. der Realschule im XVIII. Bezirke von Wien 1894. angez. von J. G. Wallentin 663

Hamberger J., Die französische Invasion im Jahre 1809. Progr. der Oberrealschule in Klagenfurt 1894, angez. von J. Loserth 557

Hann F., Die romanische Kirchenbaukunst in Kärnten. Progr. des Gymn. in Klagenfurt 1894, angez. von J. Wastler 90

Hartl A., Sprachliche Eigenthümlichkeiten der Vulgata. Progr. des Gymn. in Ried, angez. von J. Zycha 927

Höpflingen-Bergendorf, H. Ritter von, Entwurf eines Normalverzeichnisses der physikalischen Sammlung einer Mittelschule. Progr. der Oberrealschule im XV. Bezirke von Wien 1894, angez. von J. G. Wallentin 562

Holub J., Unter den erhaltenen Handschriften der Germania des Tacitus ist die Stuttgarter Handschrift die beste (Fortsetzung). Progr. des Gymn. in Weidenau 1894, angez. von J. Prammer 86

Holub J., Unter den erhaltenen Handschriften der Germania des Tacitus ist die Stuttgarter Handschrift die beste. Progr. des Gymn. in Weidenau 1895, angez. von J. Prammer 1053

Hruška, Die Quellen der „Sophonisbe“ des Giov. G. Trissino (čechisch). Progr. des Obergymn. in Kolin 1894, angez. von F. Jokl 373

Hübler F., Milton und Klopstock, mit besonderer Berücksichtigung des „Paradise Lost“ und des „Messias“ (Fortsetzung). Progr. der Mittelschule in Reichenberg 1894, angez. von E. Nader 176

Jelinek J., Lateinische Formelbücher im Dienste der Schule (čechisch). Progr. des Communal-Untergymn. in Wittingau 1894, angez. von A. Fischer 855

Jezdinský F., Einige Gedanken über Selbstthätigkeit. Progr. des Gymn. in Deutschbrod 1893, angez. von A. Fischer 553

Kabelik J., Dramen als Schullectüre an Mittelschulen (čechisch). Progr. des Gymn. in Prerau 1894, angez. von J. Kaňka 273

Kail J., Einige englische Gedichte aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts. Progr. der II. deutschen Oberrealschule in Prag 1895, angez. von F. Wawra 1145

Keyzlar J., Die Principien der Übersetzungskunst. Progr. des Gymn. in Ungarisch-Hradisch 1894, angez. von J. Rappold 177

Kiebel A., Mathematische Aufgaben, hauptsächlich aus der Heimatskunde. Progr. der Oberrealschule in Czernowitz 1895, angez. von J. G. Wallentin 558

Klose O., Die beiden an Maximianus Augustus gerichteten panegyrici latini. Progr. des Staatsgymn. in Salzburg 1895, angez. von K. Burkhard 1138

Klvaňa J. s. Tuma S.

Kolbenheyer K., Die klimatischen Verhältnisse von Bielitz nach zwanzigjährigen meteorologischen Beobachtungen. Progr. des Gymn. in Bielitz 1894, angez. von F. Grassauer 176

Konrád K., Magnus Ennodius Felix als Erzieher (čechisch). Progr. des böhm. Gymn. in Prag-Neustadt 1894, angez. von A. Fischer 553

Koželuha Fr., Johann Nep. Alois Hanke von Hankenstein. Eine biographische Studie (čechisch). Progr. der Realschule in Prossnitz 1894, angez. von V. S. Dušek 930

Seite

Králičeк A., Die sarmatischen Berge, der Berg Peuke und Karpates des Claudius Ptolemäus. Progr. der Oberrealschule in Kremsier 1894, angez. von A. Bauer 859

Krassnig J., Die Zeit- und Raumvorstellung. Progr. des Gymn. in Nikolsburg 1894, angez. von J. Schmidt (853), 87

Krecar A., Böhmische ästhetische Literatur (čechisch). Progr. des Staats-Obergymn. in Schlan 1894, angez. von F. Krejčí 859

Kreibich J., Die französischen Sprichwörter als Musterbeispiele für syntaktische Regeln. I. Theil. Progr. der deutschen Landes-Oberrealschule in Prossnitz 1895, angez. von F. Wawra 1141

Krug A., Invarianten-Theorie der linearen Differentialgleichungen und Auflösungen der algebraischen Gleichungen 4. Grades. Progr. der 2. deutschen Realschule in Prag 1894, angez. von J. G. Wallentin 276

Kubín J., Die Sprache nach ihrer ästhetischen Bedeutung betrachtet (čechisch). Progr. der böhm. Realschule in Budweis 1893, angez. von J. Kaňka 474

Kuschniriuk M., Über Combinationen zu bestimmten Summen. Progr. des Obergymn. in Mähr.-Trübau 1895, angez. von E. Grünfeld 1143

Lesky A., Die historische Entwicklung des Problems der Saitenschwingungen. 2. Theil. Progr. der Staatsrealschule in Graz 1894, angez. von J. G. Wallentin 278

Macháček J., Die 25jährige Geschichte der Anstalt (čechisch). Progr. des böhm. Gymn. in Budweis 1894, angez. von F. Krejčí 860

Mair G., Jenseits der Rhipäen. A. Die Fahrten des Pytheas in der Ostsee. B. Ultima Thule. Progr. des Gymn. in Villach 1893 u. 1894, angez. von A. Bauer 554

Mandl M., Über einen Satz aus der Theorie der biquadratischen Reste. Progr. der Realschule in Prossnitz 1894, angez. von J. G. Wallentin 276

Martínek V., Die Schulen in der Stadt Telč. Beitrag zur Geschichte des Schulwesens in der Markgrafschaft Mähren (čechisch). Progr. der Oberrealschule in Telč 1894, angez. von V. S. Dušek 930

Mazanowski A., Kornel Ujejski, eine literarische Charakteristik (polnisch). Progr. des Gymn. in Stryi 1894, angez. von R. Zawiliński 666

Mazanowski M., Hanna aus Nabrzeże, eine Dichtung des Severin Goszczyński (polnisch). Progr. des Gymn. zu St. Hyazinth in Krakau 1894, angez. von R. Zawiliński 665

Micholitsch A., Über den Bau der Pflanzenornamente. Progr. der Oberrealschule zu Krems 1894, angez. von J. Wastler 179

Mik J., Ein Beitrag zur Biologie einiger Dipteren. Progr. des akad. Gymn. in Wien 1894, angez. von A. Handlirsch 376

Miklau J., Franz II. Rákóczy. Ein Lebens- und Charakterbild. Progr. des I. deutschen Gymn. in Brünn 1894, angez. von J. Loserth 557

Milan A., Österreichs Stellung zur polnischen Insurrection und dritten Theilung Polens. Progr. der Oberrealschule im III. Bezirke von Wien 1894, angez. von J. Loserth 557

Mildner R., Über einige allgemeinere, durch einfache und Doppelintegrale ausdrückbare unendliche Reihen und Producte. Progr. der Oberrealschule in Znaim 1895, angez. von E. Grünfeld 853

Mitrović B., Cipro nella storica medioevale del commercio Levantino. Progr. der städt. Oberrealschule in Triest 1894, angez. von J. Loserth 477

Seite

Morawetz J., Einige Bewegungen unveränderlicher Systeme. Progr. der Realschule in Salzburg 1894, angez. von J. G. Wallentin 277
Mrňávek J., Zehnjährige Geschichte der Anstalt (čechisch). Progr. der Oberrealschule in Budweis 1894, angez. von F. Krejčí 860
Müller K., Ein Volumenometer und seine Verwendung im Unterrichte. Progr. des Communal-, Real- und Obergymn. in Teplitz, von J. W. Kubitschek 477

Němec J., Erklärende Beiträge zur lateinischen Syntax (čechisch). Progr. des k. k. Real- und Obergymn. in Kolin 1893, angez. von A. Fischer 853
Neumann W., Zur Syntax des Relativpronomens im Französischen. Progr. der Oberrealschule in Iglau 1895, angez. von F. Wawra 1141
Novák J. V., Über die lateinischen Sprachbücher des J. A. Comenius (čechisch). Progr. des böhm. Real- und Obergymn. in Prag 1894, angez. von A. Fischer 855
Novák K., Nominalformen bei Adjectiven und einfache Präterita in Hus' Schriften (čechisch). Progr. des akad. Gymn. in Prag 1894, angez. von J. Kaňka 472
Nowak W., Der historische Unterricht, ein Hauptzweig des Erziehungsunterrichtes und des vielseitigen Interesses. Progr. des Obergymn. in Kaaden 1894, angez. von A. Zeehe 662

Ott Ed., Zur Gliederung der olynthischen Reden des Demosthenes. Progr. des Gymn. in Böhm.-Leipa, angez. von F. Slameczka 84

Pajk J., Sallust als Ethiker. 3. u. letzter Theil. Progr. des Franz Joseph-Gymn. in Wien, angez. von I. Prammer 85
Paroubek Ot., Zur Geschichte des böhmischen Verses (čechisch). Progr. der Staatsmittelschule in Prag (Kleinseite) 1893, angez. von J. Kaňka 473
Paszkiewicz E., Aristotelis *Πολιτεία Ἀθηναίων* ins Polnische übersetzt. Progr. des Gymn. in Sambor 1894 (Historischer Theil) und 1895 (Antiquarischer Theil), angez. von B. Kruczkiewicz 856
Pawlikowski J., Benedicti a Cosmin quae supersunt carmina edidit. Progr. des St. Annen-Obergymn. in Krakau 1894, angez. von B. Kruczkiewicz 669
Petris St., L'archivio della communità di Ossero. Progr. des Obergymn. in Capodistria 1894, angez. von J. Loserth 477
Petrů V., Zur Geschichte der Stadt Pilgram (čechisch). Progr. des Gymn. in Pilgram 1894, angez. von V. S. Dušek 929
Piger F., Elternhaus und Schule. Progr. des Gymn. in Iglau 1894, angez. von J. Rappold 178
Piskáček V., Eine Urkunde des Klosters Königssaal aus dem Jahre 1418 (čechisch). Progr. des Gymn. in Raudnitz 1893, angez. von J. Kaňka 274
Pospíšil B. †, Übersetzung des I. Gesanges der Os Lusiadas von Luiza de Camoëns (čechisch). Progr. des Untergymn. in Čáslau 1894, angez. von F. Jokl 374
Prohaska R., Bemerkungen über Gewitter und deren Classification. Progr. des I. Gymn. in Graz 1894, angez. v. J. G. Wallentin 550
Prybila P., Antheil Salzburgs an der Volkserhebung im Jahre 1809. Progr. des Gymn. in Salzburg 1894, angez. von J. Loserth 558

Rathsam F., Beitrag zur Beugung des Lichtes. Progr. der Unterrealschule im V. Bezirke von Wien 1894, angez. von J. G. Wallentin 278

Seite

Rosati Don Luigi, Notizie storiche intorno ai pittori Lampi (Fortsetzung und Schluss). Progr. des Obergymn. in Trient 1894, angez. von J. Wastler 180

Rosenfeld M., Aufgaben über den chemischen Lehrstoff der 5. Classe. Methodisch geordnet. Progr. der Realschule in Teschen 1894, angez. von J. G. Wallentin 280

Safránek Fr., Ein geographischer Abriss der Bezirkshauptmannschaft Pilgram (čechisch). Progr. des Gymn. in Pilgram 1894, angez. von V. S. Dušek 929

Sallač J., Über die körperliche Erziehung in österreichischen Mittelschulen (čechisch). Progr. des Gymn. in Reichenau a. d. K. 1894, angez. von F. Krejčí 859

Sanojca J., Herodots Studien auf dem Gebiete der griechischen Dichtkunst (polnisch). Progr. des Obergymn. in Rzeszów 1894, angez. von B. Kruczkiewiecz 670

Schaner H., Die Schlacht bei Marathon. Progr. des Gymn. in Mähr.-Weißkirchen 1893, angez. von A. Bauer 374

Scharnagl J., De Arnobii maioris latinitate, part. II. Progr. des Gym. in Görz 1895, angez. von J. Zycha 926

Scheck G., Die Kremsierer Inschriften. Progr. des deutschen Staatsgymn. in Kremsier 1894, angez. von J. Loserth 477

Schiepek J., Über die Umkehrung der Begriffsverbindungen. Progr. des Gymn. in Saaz 1894, angez. von J. Schmidt 86

Schilling G., Die Astronomie und mathematische Geographie an Realschulen. — Der osmotische Druck. Progr. der Oberrealschule in Olmütz 1894, angez. von J. G. Wallentin 561

Schmelzer G., Die Massenburg bei Leoben. Beiträge zur Geschichte der Burg und Herrschaft auf dem Massenberge mit Rücksicht auf die Beziehungen derselben zur Stadt Leoben. Progr. des Landes-Obergymn. in Leoben 1894, angez. von J. Loserth 558

Schmied K., Die erste philippische Rede des Demosthenes nach Veranlassung, Gedankengang und Zweck untersucht. Progr. des Landes-Real- und Obergymn. in Horn 1894, angez. von Fr. Slameczka 84

Schmit K., 1. Geschichte des n. ö. Landes-Realgymnasiums in Waidhofen an der Thaya in den ersten 25 Jahren seines Bestandes (1870—1894). I. Theil. — 2. Verzeichnis aller an dem n. ö. Landes-Realgymnasium in Waidhofen an der Thaya in den Schuljahren 1870—1894 eingeschriebenen Schüler usw. Progr. des Landes-Realgymn. in Waidhofen a. d. Th. 1894, angez. von J. Rappold 564

Schön G., Die römischen Inschriften in Cilli. Progr. des Gymn. in Cilli 1894, angez. von W. Kubitschek 470

Schramm F., 1. Die Pothenot'sche Aufgabe. 2. Constructionsaufgaben. Progr. der Oberrealschule im IV. Bezirke von Wien 1894, angez. von J. G. Wallentin 277

Siegmund R., Ein Hilfsbuch der Realien beim philologischen Unterrichte? Progr. des Realgymn. in Teplitz 1894, angez. von W. Kubitschek 477

Simeoner A., Der Geschichtsunterricht in seiner erziehlichen Bedeutung. Progr. des Real- und Obergymn. in Ungar.-Hradisch 1893, angez. von A. Zeehe 477

Smrčka Fr., Die hauptsächlichsten Anschauungen über das Wirken der Götter bei Homer und Sophokles. Eine vergleichende Betrachtung (čechisch). Progr. des Gymn. in Pisek 1893, angez. von A. Fischer 552

Seite

Spielmann F., **Das Gymnasium** eine Erziehungsanstalt. Progr. des Gymn. in **Brixen 1894**, angez. von J. Rappold 177

Steger M., **Feldmarschall** Erzherzog Albrecht. Ein Gedenkblatt für die österreichische Jugend. Progr. des Staatsgymn. in Troppau 1895 angez. von L. Smolle 1142

Štěpánek J., **Geschichte** der Anstalt (čechisch). Beilage zum Progr. Staatsgymn. in Leitomyschl aus Anlass der 250jährigen Gedenkfeier 1894, angez. von F. Krejčí 665

Stettner E., **De Lucio I. Moderato Columella Vergilii imitatore.** Progr. des Gymn. in Triest 1894, angez. von E. Eichler 469

Straganz P. M., **Beiträge** zur Geschichte Tirols. Progr. des Obergym. der Franziskaner in Hall 1894, angez. von J. Loserth 476

Sturm A., **Eine Ferienreise** durch Bosnien und die Hercegowina. Progr. des Staatsgymn. in Ried 1894, angez. von A. Zeehe 663

Szafran T., **Etymologische** Erörterungen in der Schrift Ciceros 'De natura deorum' zusammengestellt und vom Standpunkte der neueren vergleichenden Grammatik gewürdigt (polnisch). Progr. des Gymn. in Brzezany 1894, angez. von B. Kruczkiewicz 668

Tarneller J., Die Hofnamen des Burggrafenamtes in Tirol (Fortsetzung). Progr. des Gymn. in Meran 1894, angez. von J. Loserth 558

Tuma J. und Klvaňa J., 10jährige Geschichte der Anstalt. Progr. des böhm. Obergymn. in Ungarisch-Hradisch 1894, angez. von F. Krejčí 860

Turba G., **Zur** Verhaftung des Landgrafen Philipp von Hessen 1547. Progr. der Oberrealschule im II. Bezirke von Wien 1894, angez. von J. Loserth 475

Uzel V., **Der Culturzustand** Frankreichs im Mittelalter und dessen Einfluss auf das übrige Europa (čechisch). Progr. der Oberrealschule in Königgrätz 1894, angez. von F. Jokl 374

Voćadlo W., Die lateinischen Casus bei den Pronomina der romanischen Sprachen. Ein sprachgeschichtlicher Versuch (čechisch). Progr. des Gymn. in Klattau 1894, angez. von F. Jokl 372

Volderauer L., Constructive Behandlung astronomischer Aufgaben (1. Fortsetzung). Progr. der Realschule in Trautenau 1894, angez. von J. G. Wallentin 280

Vycpálek J., Fr. Martin Pelzl (čechisch). Progr. des Gymn. in Reichenau 1893, angez. von J. Kaňka 472

Werner A., Thomas May als Lustspieldichter. Progr. der Staats-Realschule in Budweis 1894, angez. von E. Nader 175

Werner Fr., Die Geographie in den höheren Classen der Mittelschulen. Schluss (čechisch). Progr. des Gymn. in Prerau 1893, angez. von V. S. Dušek 928

Wierzbicki J., Aristotelis *Πολιτεία Ἀθηναίων* ins Polnische übersetzt. Progr. des Gymn. in Wadowice 1894, angez. von B. Kruczkiewicz 856

Widter F., Das Erlernbare im Freihandzeichen nach der Natur. Progr. der Staats-Oberrealschule in Brünn 1894, angez. von J. Wastler 179

Winkler W., **Ethik** in der Naturgeschichte. Progr. der Unterrealschule im II. Bezirke von Wien 1894, angez. von J. Schmidt 89

Wiskoczil E., **Theorie** der einander doppelt berührenden Kegelschnitte vom Standpunkte der darstellenden Geometrie. Progr. der Landes-Oberrealschule in Iglau 1894, angez. von J. G. Wallentin 559

Seite

[illegible] quaestiones des Philosophen Seneca. [illegible] Altstadt 1894, angez. von J. Müller 174

[illegible] Shakespeare. Progr. der Realschule [illegible] Wien 1894, angez. von E. Nader 174

[illegible] des elliptischen Paraboloides [illegible] und Hyperbeln. Progr. des Gymn. in [illegible] 1894, angez. von J. G. Wallentin 278

[illegible] Friedrichs Flucht von Constanz nach Tirol. [illegible] in Innsbruck 1894, angez. von J. Loserth 475

[illegible] 180, 564, 931, 1144

Fünfte Abtheilung.

[illegible], Erlässe, Personalstatistik.

[illegible] und Erlässe.

[illegible] vom 27. September 1895, Z. 13.893, [illegible] betreffend die Vornahme der fachlichen Inspection [illegible] an Mittelschulen, sowie der Vorgang bei [illegible] über diese Inspectionen 184

[illegible] vom 28. November 1895, Z. 27.106, an [illegible] sämmtlicher Universitäts- und Studienbiblio- [illegible] der Aufnahme der Praktikanten 185

[illegible] vom [illegible] Februar 1896, Z. 185, C. U. M., [illegible] 567

[illegible] vom 9. März 1896, Z. 1966, be- [illegible] Frauen 567

[illegible] Februar 1896, Z. 1287, mit [illegible] für die österr. Mittelschulen [illegible] Lehrmittel veröffentlicht wird 569

[illegible] Lehrpersonen der Mittelschulen für [illegible] 569

[illegible] der naturwissenschaftlichen [illegible] 570

[illegible] vom [illegible] März 1896, betreffend [illegible] Auslande erworbenen [illegible] 937

[illegible] über die Ver- [illegible] Staats-Lehrpersonen, [illegible] Waisen 938

[illegible] Beiträge der Beamten an [illegible] sowie an den Biblio- [illegible] 940

[illegible] vom 2[illegible] Mai 1896 zur Durch- [illegible] 1896, betreffend Bestimmungen [illegible] Staatsbeamten (Staats- [illegible] Witwen und Waisen 940

[illegible] vom [illegible] Juni 1896, Z. 13.582, [illegible] Melodie der Volks- [illegible] 941

[illegible] mit dem Min. [illegible] Gesetze vom [illegible] betreffend das Urheber- [illegible] Photographie, ver- [illegible] 942

Seite

Verordnung des Min. für C. und U. im Einvernehmen mit dem Ackerbau-Ministerium und dem Min. des Innern vom 13. August 1896, betreffend die Einführung theoretischer Staatsprüfungen für das culturtechnische Studium an der k. k. böhm. techn. Hochschule in Prag 943

Verordnung des Min. für C. und U. vom 25. September 1896, Z. 21.352, betreffend die Theilung der bisher gemeinsamen Prüfungscommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Prag 1146

Erlass des Min. für C. und U. vom 2. October 1896, Z. 2198/C. U. M., betreffend die Gewährung von Fahrpreisermäßigungen auf den k. k. Staatsbahnen für pensionierte k. k. Civil-Staats- und k. u. k. Hofbedienstete 1146

Verleihung des Namens Maximilians-Gymnasium an das Staatsgymn. im IX. Bezirke von Wien 943

Verleihung des Öffentlichkeitsrechtes an die Communal-Unterrealschule in Leipnik (571, 943), an die Privat-Unterrealschule mit böhm. Unterrichtssprache in Leipnik (571), an die Communal-Realschule mit deutscher Unterrichtssprache in Göding (571), an die Privat-Unterrealschule mit böhm. Unterrichtssprache in Göding (571), an das Privat-Untergymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Mistek (571), an das Communal-Untergymn. in Bregenz (943), an das Communal-Gymn. in Friedek (943)

Erstreckung der Giltigkeit der Maturitätszeugnisse, welche am erzbischöfl. Privat-Gymn. zu Travnik (Bosnien) erlangt werden 571

Erstreckung des Öffentlichkeitsrechtes für das Privat-Gymn. der Gesellschaft Jesu in Bakowice bei Chyrów 943

Ausdehnung des Öffentlichkeitsrechtes für das Communal-Untergymn. in Aussig (186), für das städtische Kaiser Franz Joseph-Realgymn. in Karlsbad (186), für das Privatgymn. des Collegiums der Gesellschaft Jesu in Kalksburg (570), für das Communal-Real- und Obergymn. in Teplitz-Schönau (571)

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen 186, 571, 944, 1147
Auszeichnungen 190, 574, 954, 1149
Nekrologie 190, 575, 956, 1150

Entgegnung. Von W. Vietor 91
Antwort. Von M. H. Jellinek 92
Ein Wort über neue Goethebiographien. Von S. M. Prem 95
Erwiderung. Von A. v. Weilen 96
Häufigkeitsuntersuchungen der deutschen Sprache 96
Hartelfeier 281
Eranos Vindobonensis 281
Die Aussprache des Schriftdeutschen. Von W. Vietor 376
Antwort. Von M. H. Jellinek 378
Entgegnung. Von J. Pajk 380
Erwiderung. Von I. Prammer 381
XIV. und XV. Protokoll der archäologischen Commission für österr. Gymnasien 381, 863
Aufruf 384

	Seite
Das zweite Jahr des neuphilologischen Vereines. Von A. Würzner	479
Berichtigungen. Von C. Kraus	480
Berichtigung. Von F. Weihrich	672
Entgegnung. Von J. Miklau	860
Erwiderung. Von J. Loserth	861
Nekrolog. Von J. A. Rožek	861
Nekrolog. Von C. Kickh	958
Entgegnung. Von O. Seeck	1151
Erwiderung. Von A. Bauer	1152

Berichtigung.

S. 1087 Mitte soll es *arborem balani Basan* statt *arborem balam Basan* heißen. S. 1088, Z. 20 v. o. Cyriacus statt Cyrianus.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Unser zweites Seminarjahr.

Man könnte vielleicht sagen, dass von nun ab für die Berichterstattung über den Verlauf der Seminararbeiten die kurze Darstellung in unserem Gymnasialprogramme ausreiche, da ja die Arbeit in ihren Grundzügen dieselbe bleibe und höchstens die Anordnung und Zahl der in den allgemeinen Conferenzen und Fachbesprechungen behandelten Stoffe wechsle. Indes kann gerade der letztere Umstand von Bedeutung werden, weil ja erst aus der Auswahl und dem Stufengange der zu erörternden Gegenstände ersichtlich wird, wie man immer von neuem bemüht sein muss, aus der großen Masse des Wissenswerten wieder das Wesentlichste herauszuheben, Lehre und Übung immer enger zusammenzuschließen. Wir schämen uns des Bekenntnisses nicht, dass wir uns auch jetzt noch im Stadium des Suchens und Lernens befinden, bis wir vielleicht doch auf Grund mehrjähriger Erfahrung eine Art Kanon gefunden haben werden, der dann aber unsere Einführungsarbeit wieder nur im allgemeinen regeln, nicht sie eng umschreiben soll. Eine gewisse Freiheit der Bewegung ist schon aus dem ganz äußerlichen Grunde nothwendig, da die Zusammensetzung des Seminars, was die Befähigung und die Fächer der Candidaten angeht, von Jahr zu Jahr nicht unerheblich wechselt. Die gelehrte und umfassende Arbeit des Directors der Franckeschen Stiftungen in Halle, Dr. W. Fries, „Die Vorbildung der Lehrer für das Lehramt“ (Dr. A. Baumeisters „Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre“, II. Bd. 1. Abth. *B*) wird jetzt erst manchen darüber belehren, dass auch in dieser Frage sich hundert Wege kreuzen, dass Wahrheit und Irrthum auch hier eng nebeneinander wohnen. Gerade die eingehende Darstellung, welche unsere österreichische Institution im Fries'schen Buche erfährt, fordert zu neuerlicher Selbstprüfung, aber auch zur Rechenschaftslegung der Öffentlichkeit gegenüber heraus. Durch

der nun folgenden knappen Bericht wird zum mindesten [illegible] Annahme, als sei in unseren Seminararbeiten [illegible] stand eingetreten, widerlegt werden. Ob wir [illegible] Schritt weiter gekommen sind, werden am besten [illegible] männer erkennen, welche dem Gegenstande [illegible] samkeit geschenkt haben.

Die Institution des erweiterten Probejahres [illegible] daran gebunden, dass immer eine gewisse Anstalt [illegible] weniger als [illegible] Candidaten zur Einführung [illegible] Lehramt [illegible] und derselben Anstalt zugewiesen werden [illegible]

[illegible]

dass dieselben zunächst nach der älteren Vorschrift ins Lehramt eingeführt werden sollten, dass jedoch hiebei die bezüglich des erweiterten Probejahres an der Anstalt getroffenen Maßnahmen insoweit zu berücksichtigen und durchzuführen seien, als dies bei den gegebenen Zeitverhältnissen mit Erfolg geschehen könne.

Damit aber sah sich die Direction vor eine fast neue Aufgabe gestellt, denn es sollte jetzt in wenigen Monaten doch so viel erreicht werden, dass die Candidaten nach Ablauf derselben wenigstens eine gewisse Sicherheit im praktischen Unterrichte, andererseits aber auch einen Durchblick durch die wichtigsten Capitel der praktischen Pädagogik gewinnen könnten. Musste man doch von allem Anfange an mit dem Umstande rechnen, dass die Candidaten nach Ablauf des Semesters kaum nochmals zur Fortsetzung der Probepraxis an der Anstalt erscheinen würden. Wäre nicht gerade jetzt Noth an Supplenten, so hätte es ja nichts verschlagen, dieselben zu Beginn des neuen Schuljahres wieder einzuberufen, so dass das Seminarjahr dann von Mitte zu Mitte des Schuljahres verliefe. In Gießen ist es aus demselben Grunde öfters vorgekommen, dass zweierlei Candidaten nebeneinander arbeiteten, die eine Kategorie vom Frühjahrs-, die andere vom Herbsttermin. Niemals aber wurden meines Wissens die Candidaten schon nach einem halben Jahre entlassen. In unserem Falle haben dieselben zu Beginn des neuen Schuljahres Supplentenstellen erhalten und müssen nun in dieser Eigenschaft ihre Probepraxis beendigen. Die Direction hat die Berichte über deren Einführung sammt den Urtheilen über ihre Thätigkeit während des Seminar-Halbjahres jenen Anstalten zugesendet, an welchen die Candidaten als Supplenten nach der Min.-Verord. vom 1. November 1893 ihr Probejahr vollenden.

Über den Plan, welcher der Einführung der Candidaten heuer zugrunde gelegt wurde, ist nun Folgendes zu sagen: Beibehalten wurden in demselben natürlich alle jene Momente, welche sich im vergangenen Jahre als nützlich erwiesen haben: Hospitieren, Lehrversuche und Lehrauftritte, Fach- und Gesammtbesprechungen. Aber es mussten wegen der Kürze der Zeit Einschränkungen innerhalb dieser einzelnen Arbeitsgebiete eintreten: die Zeit des Hospitierens wurde verkürzt, ebenso die Zwischenräume zwischen den Lehrversuchen und Lehrauftritten; natürlich konnte jeder Candidat im Durchschnitte nicht mehr als dreimal eine Lehrprobe abgeben; in den Gesammtconferenzen wurde compendiarischer verfahren, minder Wichtiges vorläufig zurückgestellt, und es wurden besonders jene Capitel durchgearbeitet, die nicht bloß für den Unterricht eine grundlegende Bedeutung haben, sondern auch durch diesen jedesmal leicht exemplificiert werden konnten. Bei der Darstellung der einzelnen Stadien hält sich der Berichterstatter nunmehr an die Capitel des ersten Seminarberichtes.

A. Die allgemeinen Conferenzen.

Die erste Sitzung fand am 15. März, die 15. Sitzung am 21. Juni statt; wir haben also regelmäßig — die Osterwoche ausgenommen — alle acht Tage eine Gesammtconferenz abgehalten. Im ganzen verliefen diese zwei- bis dreistündigen Sitzungen wie im vorigen Jahre. Es braucht daher über deren äußeren Verlauf hier nichts mehr gesagt zu werden. Die Stoffe, welche durchgearbeitet wurden, werden hier in zeitlicher Reihenfolge angeführt.

1. Sitzung: Allgemeine Orientierung über die Geschichte der Lehrervorbildung. — Die grundlegende Bedeutung des österreichischen Organisationsentwurfes. — Die Hilfswerke pädagogischer, insbesondere didaktischer Art.

2. Sitzung: Interpretation der Vorbemerkungen zum Organisationsentwurfe, der Einleitung zu den Instructionen desselben, insbesondere für den Unterricht in der deutschen Sprache — alles mit Betonung des Gehaltes an Herbart'schen Gedanken. Geschichte der Instructionen. — Veränderlichkeit des Begriffes der allgemeinen Bildung (Bildungsideal nach Willmann, Didaktik II. S. 50 ff.). — Fach- und Classenlehrersystem. — Bedeutung des Ordinariats.

3. Sitzung: Wiget, Die Formalstufentheorie der Zillerschen Pädagogik. — Ergänzungen, Umbildung und Durchführung durch Rein, Frick, Dörpfeld, die Verff. des Werkes „Aus deutschen Lesebüchern" usw.

4. Sitzung: Fortsetzung der Erörterung derselben Frage auf Grund einer von den Fachprofessoren nach den Formalstufen durchgeführten Naturgeschichts-, Deutsch- und Lateinstunde.

5. Sitzung: Das Wertvolle der Formalstufentheorie (Urtheile von Jäger, Münch, Frick, Willmann usw.). — Verhältnis des Kanons für die Behandlung der Classikerlectüre (Wilhelm, Jäger, Willmann, Instructionen) zu den Formalstufen.

6. Sitzung: Über analytischen Unterricht (nach Willmann, „Pädagogische Vorträge" Nr. 4). — Das Buch von Lange „Über Apperception". — Die systematischen Theile des Herodot-, Odyssee- und Livieslesebuches, des Buches von R. Hildebrand „Vom deutschen Sprachunterricht", des auf analytischer Grundlage aufgebauten lateinischen Elementarbuches von E. Barth, des ähnlich veranlagten Buches von Herz (Casuslehre) und des analytischen Materials unserer fremdsprachlichen Elementarbücher.

7. Sitzung: Über inductives Verfahren im Lateinunterricht und insbesondere über Waldeks diesbezügliche Ansichten (in der „Lehrproben" und der Berliner Gymn.-Zeitschrift).

8. Sitzung: Die Einrichtung der lateinischen und griechischen Elementarbücher in Österreich und Deutschland.

9. Sitzung: Junges Buch „Der Dorfteich" und „Die Lebensgemeinschaften" im naturgeschichtlichen Unterrichte. — Die Zeichenmethode im geographischen Unterrichte. — Geschichte der Concentrationsfrage.

. Sitzung: Der erklärende Unterricht und die philolo-
xegese (nochmals der Kanon).
. Sitzung: Die beiden Hauptgesichtspunkte für die Be-
g des Bildungswertes der einzelnen Unterrichtsgegenstände:
und formal. — Beleuchtung an den einzelnen Gymnasial-
n.
. Sitzung: Die Bedeutung des Min.-Erl. vom 24. Mai
treffend die Änderung des Lehrplanes und der Instruction
nterricht in der Mathematik, Physik und Naturgeschichte
gymnasium.
. Sitzung: Das analytische Material des Untergymna-
r den literaturgeschichtlichen Unterricht im Deutschen am
nasium. — Die Schule in Yton (nach persönlichen Ein-
eines Candidaten). — Über Turnen nnd Jugendspiel. —
ation des Min.-Erlasses vom 13. März 1895 über Schul-
itspflege.

war natürlich nur dadurch möglich, in der kurzen Zeit
Punkte einer Besprechung zu unterziehen, dass uns erst-
er das Mittel der Exemplification durch den Unterricht
e stand, dann dass, wie im vergangenen Jahre, für jede
einem oder mehreren Candidaten aufgetragen war, über
ntliche dieser oder jener Schrift, dieses oder jenes Lehr-
n berichten. Dass auf die didaktische Literatur die ent-
le Rücksicht genommen wurde, versteht sich von selbst;
enthält unsere Seminarbibliothek bereits die grundlegen-
e und bedarf nur einer fortlaufenden Ergänzung nach der
einzelnen Unterrichtsfächer hin. Wir hielten uns auch
eder an Willmann, Schiller, Fricks Lehrproben usw. und
uns eines herrlichen Zuwachses an pädagogischen Hilfs-
nämlich des A. Baumeister'schen Handbuches der Erzie-

herausstellen, dass heuer die Stoffe in gekürzter Form und, we man so sagen darf, etwas praktischerer Weise behandelt wurd

B. Die Fachbesprechungen.

Dieselben fanden in der Regel wöchentlich in je einer Stu zwischen dem Fachprofessor und dem oder den ihm zugewiesen Candidaten statt. Da wir im heurigen Jahre Candidaten von viere Qualification hatten, einen classischen Philologen, zwei Germanist einen Historiker und einen Naturhistoriker, so musste natürlich Inhalt dieser Besprechungen ein vielfach verschiedener sein. Glei mäßig indes wurden in den ersten Wochen seitens aller Fachp fessoren zunächst folgende das Äußere des Unterrichtes betreffe Capitel erörtert: Haltung der Schüler und des Lehrers, die O nung im Schulzimmer, Aufmerksamkeit und Mitarbeit der Schü Frage und Antwort, der Vorgang beim Prüfen u. a. m. Die E richtung musste heuer so getroffen werden, dass an die Stelle e zelner Stundenbilder sogenannte Wochenbilder traten, in welch die Candidaten zusammenfassten, welche Beobachtungen sie üb das Äußere des Unterrichtes in den einzelnen Classen und Gege ständen während der abgelaufenen Woche gemacht hatten. D Fachprofessoren hatten dann immer für ihre Belehrungen ein ganz concreten Ausgangspunkt. Sodann kamen in den Fachco ferenzen folgende Gegenstände zur Erörterung:

a) in der philologischen Fachgruppe:

Der Lehrstoff des Lateinischen in der II. b Classe; die Schu arbeiten dieser Classe. — Gang des Unterrichtes im Deutschen derselben Classe und im Griechischen in der VII. Classe. — E klärung deutscher Lesestücke in II. b. — Die Hermann Perth schen didaktischen Grundsätze für den lateinischen Elementarunt richt. — Die spec. Fachmethodik des lateinischen und griechisch Unterrichtes an der Hand der Instructionen S. 1—70. — H weise auf besonders wichtige Erscheinungen der fachmethodisch Literatur, endlich auch der reinen Reformliteratur, die dem Jah 1890 theils vorangegangen, theils nachgefolgt ist, und in der Principien des gymnasialen Unterrichtes von verschiedenen Stan punkten aus erörtert werden. — Lesen des Autors, Herstellu einer Musterübersetzung, die Wiederholung des in der vorhergeg genen Stunde durchgenommenen Stückes. Übersetzung in die Mutt sprache. — Ausmaß der sprachlichen und sachlichen Erklärung. Der Grammatikunterricht in der III. und IV. Classe. — Ökonom der Goldbacher'schen Grammatik. — Einführung in die poetisc Lectüre. — Die cursorische Lectüre. — Der Elementarunterricht Lateinischen und Griechischen im Anschlusse an die Instruction

b) in der germanistischen Fachgruppe:

Allgemeine Vertheilung des Lehrstoffes nach Classen u Semestern. — Der Aufsatz. — Lehrstoff der V. Classe nach al

Dichtungsarten. — Grammatik in der V. Classe. — Lehrstoff der VI. Classe. — Mittelhochdeutsch. — Literaturgeschichte. — Privatlectüre. — Literaturgeschichte in der VII. Classe. — Goethe. — Behandlung der Lyrik in der V. Classe. — Iphigenie. — Begriff der Idealisierung. — Nochmals der Aufsatz und dessen Correctur. — Schillerlectüre in der VII. und VIII. Classe. — Hermann und Dorothea. — Laokoon. — Lehrstoff in der I.—IV. Classe. — Grammatik in diesen Classen, besonders der Nebensatz. — Metrik, Tropen und Figuren.

c) in der historischen Fachgruppe:

Die allgemeinen Ziele des Geschichtsunterrichtes im Untergymnasium nach den Instructionen und nach dem Min.-Erl. vom Jahre 1892. Der letztere Erlass in Bezug auf den Geographieunterricht; desgleichen die Instruction über den Geographieunterricht in der I.—III. Classe. — Unterschied im Umfange und in der Durcharbeitung des geschichtlichen Lehrstoffes in der IV. und VII. Classe, des geographischen Lehrstoffes in der IV. und VIII. Classe im allgemeinen, dann im besonderen an einzelnen Partien. Der bildende Wert der Geschichte der römischen Republik gegenüber der der Kaiserzeit. Die an unseren Mittelschulen in Verwendung stehenden Lehrbücher der Geographie und Geschichte. — Wann ist das Zeichnen zweckmäßig im Geographieunterrichte? — Sollen die Schüler auch beim Prüfen zum Zeichnen verhalten werden? — Die Abrundung der geographischen Zahlen. — Keine trockene Namenaufzählung im geographischen Unterrichte. — Der eiserne Bestand an geschichtlichen Jahreszahlen im Untergymnasium. — Wichtigkeit der Erwerbsquellen in jedem Lande. — Nutzen des Vergleiches. — Methodische Einheiten im geographischen Unterrichte; Behandlung derselben.

d) in der naturhistorischen Fachgruppe:

Verwendung der Lehrmittel im naturgeschichtlichen Unterrichte. — Die ganze Fachmethodik des naturgeschichtlichen Unterrichtes im Anschlusse an die Instructionen. — Fachliteratur. — Die Einrichtung des naturhistorischen Cabinetes. — Die Mitarbeit der Schüler und der Vorgang beim Prüfen. — Durchsicht der in Fricks Lehrproben enthaltenen Aufsätze über Naturgeschichte. — Die Fachmethodik des mathematischen Unterrichtes am Untergymnasium. — Die Beziehungen der Naturgeschichte zu den übrigen gymnasialen Gegenständen.

C. Die Lehrbesuche (Hospitierungen).

Wie im vorigen Jahre nahmen auch heuer die Candidaten zunächst als Hospitanten, lediglich um zuzuhören und zuzuschauen, an den Unterrichtsstunden ihrer Fachprofessoren theil. Dieses Hospitieren dauerte aber diesmal bloß weniges über 14 Tage, denn es kam vor allem darauf an, sie möglichst bald einen Lehrversuch

anstellen zu lassen. In 2—3 Wochenbildern fassten sie, wie oben bereits erwähnt wurde, das Wesentliche ihrer Beobachtungen zusammen. Nach diesen 14 Tagen traten die Candidaten auch bei anderen Lehrern ein. Der Fachprofessor hatte dafür zu sorgen, dass diese Lehrbesuche in einer gewissen Ordnung gemacht würden, damit erstens der Fachunterricht in stufenweiser Abfolge und zweitens die Verknüpfung der einzelnen Lehrfächer untereinander zu gehöriger Anschauung käme. Sonst wurde in der Gesammtconferenz vom Director angegeben, in welchen Classen die Candidaten zu hospitieren hätten, weil es ja öfter darauf ankam, aufzuzeigen, wie sich die in der Conferenz erörterten didaktischen Forderungen thatsächlich erfüllen lassen. Die beiden Candidaten der germanistischen Fachgruppe hatten in dieser Beziehung ein gutes Stück Arbeit zu verrichten, da sie ja eigentlich zwei Herren dienen mussten. Damit nun in den Fachbesprechungen nicht etwa dasselbe zweimal vorkomme, war die Eintheilung so getroffen, dass der philologische Lehrer neben der Fachmethodik alles, was sich auf das Äußere des Unterrichtes bezieht, mit den Candidaten durchzusprechen hatte, so dass der Germanist sich ausschließlich mit der vielumfassenden Methodik des Deutschunterrichtes beschäftigen konnte.

Der philologische Candidat hospitierte während des Halbjahres außer in den Stunden seines Fachprofessors in 36 anderen Stunden (in 15 lateinischen, 7 griechischen, 3 deutschen, 5 geographisch-geschichtlichen, 3 naturgeschichtlichen und 3 propädeutischen).

Die beiden germanistischen Candidaten hospitierten in je 30 anderen Stunden (der eine in 6 lateinischen, 1 griechischen, 7 deutschen, 3 geschichtlichen, 3 mathematischen, 1 naturgeschichtlichen, 2 Religions- und 7 prodädeutischen Stunden, der andere Candidat in 6 lateinischen, 3 griechischen, 10 deutschen, 1 geschichtlichen, 3 mathematischen, 1 naturgeschichtlichen, 2 Religions- und 4 propädeutischen Stunden).

Der historische Candidat wohnte dem Unterrichte in 23 [illegible]n Stunden (in 4 geschichtlichen, 5 geographischen, 6 deut[illegible]3 lateinischen, 2 griechischen, 1 naturgeschichtlichen, 1 [illegible]chen, 1 Religionsstunde) bei.

[illegible]turhistorische Candidat hospitierte in 21 anderen [illegible]inischen, 1 griechischen, 2 deutschen, 2 geschicht[illegible]en, 7 mathematischen, 4 physikalischen und 4

[illegible]e Candidaten verpflichtet, hie und da an den Jugendspielen theilzunehmen.

[illegible]ie Lehrversuche.

[illegible]pitieren wurde von den Candidaten in [illegible]Fachprofessor als Ordinarius mit den [illegible]ar, der erste Lehrversuch angestellt.

An die Stelle der sogenannten Wochenbilder waren unterdes Präparationsskizzen getreten, als Vorbereitung für diese unter der Aufsicht des Fachprofessors zu machenden Lehrversuche. Die Besprechung derselben nahm jeder Fachprofessor nur mit seinem Candidaten in der Fachconferenz vor.

Lehrversuche wurden angestellt:

von dem philologischen Candidaten in Latein (II. b) 5, im Deutschen (II. b) 3 und im Griechischen (VII.) 3;

von den zwei germanistischen Candidaten abwechselnd während des ganzen Monats April aus Deutsch in V. a und VI. a, aus Latein und Griechisch in IV. a;

von dem historischen Candidaten am 1. und 5. April in VII. a aus Geschichte, am 2. und 19. April in VI. a aus Geschichte, am 28. April in IV. a aus Geographie.

Der naturhistorische Candidat, der fast das ganze Schuljahr an der Anstalt war, machte 45 Lehrversuche bis zur Zeit der Probeauftritte in allen Classen, in welchen der Fachprofessor mit Naturgeschichte und Mathematik beschäftigt war.

E. Die Lehrauftritte.

Ende April konnten wir bereits mit den Lehrauftritten beginnen. Der naturhistorische Candidat, der bis dahin die meisten Lehrversuche hinter sich hatte, machte damit den Anfang. Derselbe hat im ganzen drei Lehrauftritte gehalten (Naturg. II. b, Naturg. VI., Math. II. b); der philologische Candidat ebenfalls drei (Lat. II. b, Griech. VII., Lat. V.), der eine der germanistischen Candidaten drei (Deutsch VI., Deutsch III., Griech. IV.), der andere vier (Deutsch V., Deutsch VII., Lat. Caes. IV., Lat. Ovid IV.); der historische Candidat drei (Geogr. IV., Gesch. III., Gesch. VI.). Über den äußeren Verlauf dieser Probeauftritte und ihre Kritik in der Gesammtconferenz ist im vorigen Jahre ausführlich berichtet worden. Nur muss der Berichterstatter heuer mit noch größerer Entschiedenheit seiner Überzeugung Ausdruck verleihen, dass gerade die Probeauftritte und deren Besprechung den wirksamsten Theil der ganzen Candidateneinführung darstellen.

F. Selbständiger Unterricht.

Da wir dessen nicht sicher waren, ob die Candidaten bei dem herrschenden Mangel an geprüften Lehrkräften zu Beginn des neuen Schuljahres wieder erscheinen würden, um ihre Probepraxis zu beendigen, so haben wir denselben, nachdem sie durch ihre ersten Probeauftritte die Fähigkeit dazu nachgewiesen hatten, auf 14 Tage bis drei Wochen selbständigen Unterricht in einem Gegenstande übertragen: dem philologischen Candidaten Latein und Deutsch in II. b zu je 14 Tagen; dem einen der germanistischen Candidaten Deutsch in VI. vom 15.—31. Mai, Griechisch in IV. vom 15. Mai bis 10. Juni, dem anderen der germanistischen

Candidaten Deutsch in V. vom 15.—31. Mai, Latein in IV. vom 15. Mai bis 10. Juni; dem historischen Candidaten Geographie in IV. durch 14 Tage, Geschichte in VI. durch 14 Tage; dem naturhistorischen Candidaten Naturgeschichte in I. b durch 14 Tage, Naturgeschichte in II. b durch 14 Tage, Mathematik in II. b durch 14 Tage.

In die Correctur der schriftlichen Arbeiten wurden die Candidaten schrittweise eingeführt und dieselbe während der Periode selbständigen Unterrichtes von ihnen auch selbständig besorgt.

G. Didaktische Schlussarbeiten.

Solche konnten diesmal von den Candidaten nicht verlangt werden, da sie alle ihre verfügbare Zeit auf die Erledigung der übrigen Aufgaben des Seminars verwenden mussten. Immerhin ist aus den Erörterungen in den Gesammtconferenzen eine Reihe von Anregungen pro futuro hervorgegangen, was schon der Umstand zeigt, dass die Candidaten ganz spontan Referate vorlegten, wie z. B.: „Das analytische Material in den Lesebüchern des Untergymnasiums für den deutsch-literaturgeschichtlichen Unterricht im Obergymnasium“ oder „Die Lebensgemeinschaften im modernen Naturgeschichtsunterrichte“ u. a. m.

H. Die Mitwirkung des Lehrkörpers.

Es braucht kaum noch gesagt zu werden, dass auch die Lehrer, welche zunächst nicht unmittelbar mit der Candidatenunterweisung zu thun hatten, doch ersprießlich an derselben mitwirkten, wenn man bedenkt, dass die Probanden außer bei ihren Fachprofessoren in 140 Hospitierstunden die Runde durch die Anstalt machten. Bei allen Lehrern der Anstalt hatten sich die Candidaten des größten Entgegenkommens zu erfreuen; ja einzelne Lehrer nahmen ganz spontan als Gäste an den Gesammtsitzungen des Seminars und den Erörterungen daselbst theil. Im ganzen sind jetzt schon sieben Mitglieder des Lehrkörpers bei der Candidateneinführung betheiligt gewesen, und die Direction beabsichtigt, noch einen oder den anderen der hiesigen Lehrer ins Interesse zu ziehen, weil sie der Überzeugung ist, dass der einführende Lehrer daraus in der Regel nicht viel weniger Gewinn für seine Arbeit zieht, als der einzuführende Candidat. Oder wie könnte einer besser lernen, selbst mit Überlegung zu unterrichten, als wenn er andere dazu anleiten muss? Also wiederum: Docendo discimus!

Zu Beginn des heurigen Schuljahres (1895/96) sind der Anstalt wieder fünf Candidaten zur Einführung ins Lehramt überwiesen worden: dem halbjährigen Cursus folgt also wieder ein ganzjähriger, und da nun auch die Frequenz an den philosophischen Facultäten zuzunehmen scheint, so steht zu erwarten, dass die neue Einrichtung bald aus dem Stadium des Versuches in das endgiltiger Gestaltung eintreten wird. Denn nicht darum kann es sich

handeln, dass auch fernerhin nur einige wenige Lehramtscandidaten, etwa gar nur die in Wien oder auch nur die, welche die Lehrbefähigung für das Gymnasium besitzen, einen ähnlichen Cursus durchmachen, sondern dass möglichst viele Candidaten, und zwar verschiedener Schulgattungen, entsprechend vorbereitet ins Lehramt eintreten. Die hohe Unterrichtsbehörde wird also, wenn nur erst die Noth an Lehrkräften beseitigt sein wird, wohl daran denken müssen, wofern sie überhaupt die bisherigen Versuche als gelungen ansieht, auch an anderen Anstalten, Gymnasien und Realschulen, zuvörderst natürlich in den Landeshauptstädten, eine ähnliche Einrichtung zu schaffen, wie sie nun an unserem Gymnasium das dritte Jahr besteht. Nicht Einschränkung wird also die Sache weiterhin fördern, sondern Verallgemeinerung und zu alldem ein gewisses Maß freier Beweglichkeit.

Wien. J. Loos.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Homers Ilias. Für den Schulgebrauch erklärt von K. Fr. Ameis. I. Band, 1. Heft, Ges. I—III. 5. bericht. Aufl. besorgt von C. Hentze. Leipzig, Teubner 1894. X u. 139 SS. 3. Heft, Ges. VII—IX. 4. ber. Aufl. 1894. 130 SS.

Homers Odyssee. Für den Schulgebrauch erklärt von K. Fr. Ameis. I. Band, 1. Heft, Ges. I—VI. 10. bericht. Aufl. besorgt von C. Hentze. Leipzig, Teubner 1895. XXVIII u. 200 SS. II. Band, 2. Heft, Ges. XIX bis XXIV. 8. bericht. Aufl. 1894. 176 SS.

Anhang zu Homers Odyssee. III. Heft. Erläuterungen zu Ges. XIII bis XVIII. 3. umgearb. Aufl. besorgt von C. Hentze. Leipzig, Teubner 1895. 146 SS.

Anmerkungen zur Odyssee für den Gebrauch der Schüler von P. Cauer. 2. Heft η—μ. Berlin, Grote 1895. 115 SS.

Die wiederholten Auflagen des Commentars zur Ilias und zur Odyssee von C. Hentze zeigen ein beständiges Streben, Text und Erklärungen zu bessern. Das Vorwort zum 1. Hefte ist in dieser Hinsicht lesenswert. Dass wirklich überall berichtigt worden ist, hat dem Ref. eine genaue Nachprüfung erwiesen. Die 3. Auflage des 1. Heftes war seinerzeit in dieser Zeitschr. 1879, S. 171—178 vom verewigten Zechmeister besprochen worden. Die 4. und 5. Auflage haben in Bezug auf die Composition der Gesänge Änderungen erfahren, die berechtigt sind. Auch in einzelnen Fällen verschließt sich der unermüdliche Verf. nicht augenscheinlichen Verbesserungen des Textes, wie solche auch bei anderen Schriftstellern von Zeit zu Zeit beigebracht und aufgenommen werden. Von den in der Anzeige Zechmeisters namhaft gemachten Textesänderungen sind jetzt zurückgenommen oder anderweitig ersetzt: *B* 28 = 65, wo H. mit Cauer *σε κέλευσε* schreibt; *B* 549 schreibt H. wieder *ἑνί*; 684 wieder *δ' ἐκαλεῦντο*, *Γ* 349 wieder *ἀσπίδ' ἑνί*, 447 *ἦρχε*. In Bezug auf die grammatischen Erklärungen ist H. nicht immer den Erinnerungen Zechmeisters gefolgt, wie dem Ref. scheint, mit Bedacht, insoferne damals Zechmeister mit L. Lange in dem

Bestreben, alles bei Homer sprachgeschichtlich zu erklären, zu weit gieng (siehe jetzt des Ref. Progr. Brünn, II. d. Gymn. 1893). Die Erklärung durch Ellipsen ist nur in ihrer geistlosen Übertreibung eine zeitlang zu bekämpfen gewesen; dass jene im Sprachleben eine Rolle spielen, bezweifelt jetzt niemand mehr. Die Note zu *A* 135 ist jetzt vollkommen entsprechend. Bei 137 wäre auf das deutliche Bestreben hinzuweisen, Vorder- und Nachsatz gleichartig mit *κὲ(ν)* auszuprägen; dass *κὲν* die Aussage verstärkt, ist nur Schein, wenn überhaupt die Verwendung der Partikel so bewusst ist, wie wir als Grammatiker annehmen; wenn eine Aussage von Bedingungen abhängig gemacht wird, so hängt ihre Sicherheit von der Sicherheit der Bedingungen ab; es entsteht an vielen Orten der Schein, als verstärke die Partikel. Zu *B* 413 hat H. jetzt die Erklärung durch Ellipse des *δός* ausdrücklich zurückgenommen. *B* 480 ist *ἔπλετο* weder Aorist, wie H. noch immer will, noch Imperfect, wie Zechmeister mit Curtius wollte, sondern wäre Präteritum zu nennen (des Ref. Gramm. d. hom. Dial. S. 220). Die Note zu *Γ* 382 ist abgeändert nach Zechmeister, nicht jedoch die zu *B* 750 wegen *Δωδώνη*; Die Bemerkungen in der 3. Auflage zu *B* 216 und 793 sind verschwunden. Die Dehnung von *γὰρ* (*A* 342) anlangend, vergl. die Gramm. des Ref. S. 29. Gleichartig sind nur *B* 39, *T* 49; in *λ* 580 folgt auf *γὰρ ἔλκησε*. (*P* 520 hat H. mit Recht nicht aus Zechmeisters Anzeige aufgenommen, weil die Stelle bei v. Hartel, Hom. Stud. Druckfehler ist). Die Verweisungen auf Krüger Di. werden immer seltener, sind aber noch häufig genug aus alter Anhänglichkeit.

Über *ὃς ἤδη A* 70 wäre eine Aufklärung erwünscht gewesen; 409: *ἀμφ' ἅλα* ist wohl 'um die Meeresbucht herum'. Zu 555 möchte man sagen: „Besorgnis wegen der Wirkung des Thetisbesuches". In der Note zu *B* 93 könnte man statt 'Feuer' bezeichnender 'Lauffeuer' sagen; v. 502 ist durch ein Druckversehen nach 488 zu stehen gekommen. Das *μένεα πνείοντες B* 536, *Γ* 8, *Λ* 508, *Ω* 364 neben *μένος πν. χ* 203 ist offenbar dem metrischen Bedürfnis entsprungen. Ist es nicht möglich, *ἐγχεσί-μωρος* (zu *B* 692) und *ὑλακό-μωροι* an *μωρός, μωρία* anzuknüpfen und zu übersetzen 'mit den Speeren wüthend', wüthend bellend? Des Aias *μωρία* zeigt sich im Wüthen gegen die *βοσκήματα*; wir sagen auch „wie närrisch bellen" und ähnliches. Messungen, wie *μεμᾶότες B* 818, *N* 197, *Π* 754 neben *μεμᾰ-ῶτες* 543, ferner *ἑᾶνοῦ Γ* 385 neben *ἑᾶνὸν E* 734 zeigen, wie stark eine gewisse Willkür in prosodischen Dingen sich bemerkbar macht, also die ratio nicht überall gesucht werden darf. Die Erklärung von *οὐρανόθι πρό Γ* 3 ist in Übereinstimmung mit des Ref. Behandlung des *πρό* in der Gramm. S. 211, falls nicht andere schon ähnliches vorgebracht haben. Wer *πέπασθε Γ* 99 schreibt, muss *πέποσθε* erklären, möchte man meinen; Cauer hat *πέποσθε* belassen. *Γ* 138 hat *κὲ* eben nirgend sonst im

Verse Platz gefunden, und sollen wir meinen, dass ein Dichter, wenn sonst der Vers gelungen ist, wegen solcher Kleinigkeit ihn umgießen oder beiseite schieben werde? Es gehört übrigens zu *νικήσαντι* und zu *κεκλήσῃ*. Warum H. die treffliche Vermuthung Naucks *κείμενος* Γ 391 nicht in den Text genommen hat, ist schwer einzusehen; es gibt Conjecturen, welche einer Entdeckung gleichkommen und welche man auch im Homer für zulässig erklären muss; zu ihnen gehört die erwähnte; sie begehrt dringender Aufnahme als die alte Änderung von *ἐκεύθανον* Γ 453 in *ἔκευθον ἄν*.

Im 3. Hefte hat sich Ref. Folgendes zur Erörterung ausgewählt: *δᾷς* (*H* 27) ist nicht auffällig, es ist ja der Satz gar nicht abhängig von *ἦλθες* und *ἀνῆκεν*, sondern ist selbständiger Fragesatz. Vgl. übrigens *A* 202, 203 und 207. *πτώσσειν* (*H* 129) braucht in der Construction mit *ὑπὸ* und dem Dativ keine Analogie, es heißt „sich ducken unter"; *ἀπομηνίσας* (*H* 230) brauchte in Hinsicht auf das *ἀπο-* eine Erläuterung; es scheint hier eine Zusammendrängung zweier Gedanken vorzuliegen: *ἀπὸ* heißt auch hier „fern" und *μηνίω* „grollen" (nicht, wie Autenrieth Lex.[7] meint, „fortgrollend"); *π* 378 kann es, formelhaft geworden, bereits missverstanden sein. *H* 340 = 439 hält H. *εἴῃ* und sucht es zu stützen, Cauer gibt *ἦῃ* (statt *εἴῃ*). Die Stellen, welche H. aufführt, sind nicht gleichwertig: *ν* 402, *π* 297, *φ* 135, *ω* 532 enthalten *ἄν* oder *κἐν*, sind also keine echten Finalsätze; *ξ* 407, *σ* 369 zeigen Assimilation des Modus; *ρ* 250 liest Kirchhoff *ἅλφῃ*. — In *Θ* sind die Verse 25, 26 lehrreich, weil sie auf die Verwendung des *κἐν* bei *εἰ* mit dem Optativ ein Licht werfen. Der Satz in 25 könnte ganz wohl in Bedingungssatzform gegeben sein. *σέλας* v. 76 wäre besser mit „Glast" als mit „Strahl" zu geben. Das *ἁλωμένῃ* v. 482 ist für den klar, der weiß, dass der *Τάρταρος* im Westen der Erde liegt und alle Götter von Wanderscharen, welche den Platz im Osten räumen mussten, als irrend und wandernd nach dem Westen gedacht wurden; ein ähnliches Schicksal, lässt der Dichter den Zeus zu Here sagen, kann auch dir bevorstehen, wie den Japetos und den Kronos schon getroffen. *τηλύγετος* wird *I* 143 anders gedeutet als Γ 175; welche Etymologie richtig ist, vermag niemand zu entscheiden. *κέραιε* von *κεραίω* ist schwerlich aus *κεράσιω* (sic!) zu construieren, sondern ist eine späte Bildung von *κερ-* oder *κερα-*, wie denn *παραφθαί-ησι K* 346 ähnlich zu begreifen ist. v. 230 hat H. *σόας ἔμεν* aufgenommen, näher der Überlieferung läge *σόως ἔμεν*. Den Optativ *εἴῃ* 245 vertheidigt H. mit *χ* 77 und umgekehrt; an letzterer Stelle ist aber eine gute Variante *γένηται*. Die Stelle 401—409 deutet wegen *Πυθοῖ* und wegen des Gedankens auf eine sehr junge Zeit der Abfassung, etwa die der Tragiker, ebenso 499—501; das Buch enthält überhaupt eigenthümliche Spuren der späten Abfassung: die Anreden an Odysseus,

Achilleus auf Skyros; ἄν mit dem Infinitiv (684), der Artikel wie im attischen (559); λέξεο 617 ist aus Contamination von λέξ-ο zu ἐ-λέγ-μην und dem -εο der Verba vocalia entstanden, so auch ὄρσεο; schwerlich Imper. zu *ἐλεξόμην, wie H. meint.

2. Die anzuzeigenden Neuauflagen der die Gesänge I—VI und XIX—XXIV erklärenden Hefte sind, wie Ref. versichern kann, vielfach berichtigt und verbessert in Bezug auf die Abfassung der Anmerkungen; die 10. Auflage des 1. Heftes zählt XXVIII u. 200 SS. gegen XXVI u. 198 SS. der 9., die 8. des 2. Heftes des 2. Bandes zählt 176 gegen 173 SS. der 7. Auflage. Die Vorreden zu Heft 1 sind lesenswert wegen der Geschichte der Ausgabe. H. hat auf Erinnerung durch den Unterz., so muss dieser annehmen, die vielen Verweisungen auf K. W. Krügers Grammatik gestrichen, so viel Überwindung es ihm zu kosten schien. Auch sonst findet man Spuren von Berücksichtigung der Anzeige der 9. Auflage in dieser Zeitschr. 1891, S. 895. Nur ὅτις β 56 ist noch immer nicht richtig in Beziehung zu ὅτιας gesetzt; οἷς ist die „richtige" Form, οἷας ist durch Anfügung der an consonantischen Stämmen erwachsenen Endung -ας entstanden; ebenso ist es mit νέκυας ω 417. Ref. könnte im einzelnen alle Stellen anführen, wo eine Änderung, sei es Erweiterung, sei es Verkürzung der Noten stattgefunden hat, beschränkt sich aber auf einige Nachträge zur Erklärung. In α scheint ἐπίστροφος v. 177 die Bedeutung „zukehrend bei, verkehrend mit" zu haben, nicht die von „aufmerksam, gastfreundlich", obwohl letztere Übersetzung durch den Scholiasten nahegelegt wird; ἔσσ(ο) 302 sollte in seiner Auffälligkeit gekennzeichnet werden, die Form ist fast neugriechisch, aber nicht alterthümlich; ἐπιβώσομαι 378 zeigt, welche Wirkung das Metrum auf die Sprachform hatte; ein Seitenstück dazu ist γόον Z 500, das anders denn aus γόων nicht zu erklären sein wird. In γ wird zu 101 ἐνίσπες unrichtig erklärt; das Sigma, welches am Versende in dieser Form stets erscheint, ist das ς der 2. Person, gestützt durch Formen, wie θές, δός, ἕς; ἔνισπε wie δ 642 ist der regelrechte Imperativ; zu 143 ist ἐήνδανε bezüglich des η als unerklärbar hingestellt, vom Standpunkte der sprachwissenschaftlichen Construction gewiss begreiflich; wie aber, wenn auch hier Contamination von ἐάνδανε und ἤνδανε stattgehabt hätte; Ref. hält dies für sicher. In δ wird τηλύγετος wie *I* 143 erklärt, aber anders als *Γ* 175. Man ist diesem Worte gegenüber in Verlegenheit; auch die Annahme eines alten Missverständnisses, wonach man *Γ* statt *F* las, hilft nicht weiter. Das φιλοίη 692 ist nicht zu bemängeln, wie es sonst geschehen ist. Es ist hier ein Fall, wie der zu *Γ* 138 erwähnte, dass der Dichter eine sich ihm rasch darbietende Form des Verses nicht wegen geringfügiger grammatischer Bedenken verwirft und nach einer neuen sucht. Eine andere Form von φιλεῖν hätte den Vers unmöglich gemacht; der Optativ mit κὲ und der Conjunctiv mit κὲ sind äußerst wenig

verschieden. Es sei dies nur behufs einer vielleicht später beabsichtigten Erläuterung des Verses gesagt. In ξ sagt H. zu 38: ζῶστρα wahrscheinlich „Leibröcke“ für Männer; Autenrieth[7] gibt „Gürtel“ dafür; die Zusammenstellung mit πέπλους spricht für erstere Übersetzung, die Etymologie für letztere; wenn nun der Dichter nicht so realistisch genau gewesen wäre, wie H. annimmt, und sich gerade die „Leibbinden“ der Männer, welche im Frieden aus Stoff sind, ausgesucht hätte für diese Zusammenstellung von waschbaren Kleidungsstücken? Über ὄρσεο (255) wurde schon zu *I* 617 das Nöthige gesagt.

In den Noten zu τ—ω fiel dem Ref. die Bemerkung zu τ 343 ποδάνιπτρα auf. Er hält das α in diesem Worte, sowie in κνυάμυια für die Accusativendung und denkt an Volksetymologie. Der Metaplasmus in ἐσχάροφιν 389 ist metrischen Ursprunges. In υ 250 ist ὅις wieder unrichtig erklärt, 255 ist ἐφνοχόει so zu erklären, wie ἐήνδανε γ 143; φ 52 ist ἔστασαν Druckfehler; ψ 95 ist ἀγνώσασκε zu erklären, wie ἐπιβώσομαι α 378, nur noch begünstigt durch ἀγνώς und ἄγνωστος; ω 217 ist ἐπι-γνώ-η Conj. vom starken Stamme und ἀγνοίῃσι ein unter dem Einflusse von ἄγνοια gebildetes Wort; der Verweis auf Krüger Di. 2, 4, 3 ist in der 8. Auflage gestrichen, mit Recht, denn die dort zu lesenden Zusammenstellungen sind unhaltbar. Bald zu erwartende Neuauflagen werden von P. Cauers Buche „Die Grundlagen“ manchen Nutzen ziehen.

Die 2. Auflage des Anhanges III zu Homers Odyssee war 1877 erschienen in der Stärke von 147 Seiten. Neu ist in der 3. Bearbeitung, dass jedem Gesange die Literatur zur Kritik des Gesanges vorangeschickt ist. Künftige Auflagen werden aus P. Cauers „Grundfragen der Homerkritik“ manches aufnehmen dürfen.

Im einzelnen ist wenig zu bemerken, an Reichhaltigkeit der Nachweise kann nicht leicht jemand mit dem Bearbeiter wetteifern; in zweifelhaften Dingen wird man dem Verf. die Entscheidung gern einräumen. Wenn Dietrich zu ξ 468 bezüglich ἠβώοιμι und δρώοιμι meint, es müsse ἠβῴμι und δρῴμι lauten, so ist dies vom Standpunkte der Zerdehnungstheorie aus begreiflich, aber diese Formen beruhen auf Benutzung des abstrahierten Stammes ἠβω- und δρω-; zu σ 17 ist H. für die Conjectur Naucks χήσεται eingetreten, diese Conjectur ist aber falsch, da die Analogie λήψομαι nicht passt; es hat χείσεται zu verbleiben, da dies das richtig gebildete Futurum vom Stamme χενδ- ist. σ 111 ist γελώ-οντες an γέλως angelehnt, während γελόωντες σ 40, υ 374 sogenannte Zerdehnung aufweist.

3. Das 1. Heft der Anmerkungen zur Odyssee von P. Cauer ist in dieser Zeitschrift schon besprochen worden, daher kann sich Ref. bei dem 2. Hefte auf die Besprechung von Einzelheiten beschränken. η 315 sieht der seltene Optativ mit κὲ wie eine Assimilation des Modus an den des Hauptsatzes aus; es wäre dies

hervorzuheben, da die Fälle des Optativ mit κἐ im εἰ-Satze eine besondere, fallweise Erklärung erfordern. Zu ϑ 82: in der Wahl des Casus bei διά wird wohl der metrische Gesichtspunkt von Wichtigkeit sein. Es wird vielzuviel in den homerischen Gedichten als Alterthümlichkeit angegeben, was anderweitig sich erklären lässt; 279 könnte wohl μελάθρων stehen, der Dichter aber hat μελαθρόφιν gewählt im Sinne eines Genitivs; wie zu vermuthen steht, aus Geziertheit. ι 540 ist ein Druckfehler stehen geblieben (οἰήιον ist zu lesen). Ob die Lesart παραπνεύσῃ κ 24 mit Rücksicht auf den Itacismus nicht mit Bekker geändert werden könnte, möchte doch zu erwägen sein; denn die Erklärung mit der Vergegenwärtigung (ὑποτύπωσις) ist doch gar zu dehnbar. Die Form πέποσθε κ 465, welche andere Herausgeber ersetzt wissen wollen durch das „richtige" πέπασθε, scheint doch nicht aus πι-ποθ-τε geworden zu sein, wie Cauer will, sondern aus πέπασθε mit Einwirkung von πέπονθα auf die Vocalfärbung. Die Form μαχε-ούμενον λ 403 hält Ref. für eine gewagte Bildung mit dem „abstrahierten" Suffix -ούμενον. Passte nicht für ταν-ύπτιλος μ 375 „straffgewandig" besser als das dem ἑλκεσίπεπλος, welches nur in der Ilias vorkommt, vorzubehaltende „mit langem Gewande"? Im übrigen ist hervorzuheben, dass Cauer über die Natur der epischen Sprache und die Art der Composition richtige Ansichten verräth.

Villach. G. Vogrinz.

Altgriechische Lyrik in deutschem Reim. Von Julius Schultz und Johannes Geffcken. Berlin, Wilhelm Herz 1895.

Wenn ein Laie uns fragte, aus welchem Buche er über altgriechische Lyrik Belehrung schöpfen solle, aus Geibels „Classischem Liederbuch" oder aus dieser neuesten deutschen Nachbildung, so würden wir sagen: wenn er in erster Linie reinen Wein wünsche, aus ersterem, wenn er den griechischen Trunk im Schatten der deutschen Laube genießen wolle, aus letzterem. Geibel gibt ihm, selbst Dichter, einfach und treu das Geheimnis griechischer Lyrik preis; bei Schultz und Geffcken wird der ganze Reigen der deutschen Lyriker herbeigerufen, damit jeder sein Scherflein dazu beitrage, die Worte der fremden Sänger zu deuten. Und in diesem Sinne gibt das Buch mehr als es verspricht: nicht die Reime allein sind das Deutsche daran, durch mosaikartige Verwendung deutschen Dichterwortes wird auch deutscher Geist hereingeleitet. Besser ist jedenfalls der daran, welcher die altgriechische Lyrik aus dem Originale kennen gelernt hat. Dieser dankt den Verff. ab und zu tieferen Einblick in den eigentlichen Sinn irgend eines Bruchstückes, zumeist aber lächelt er wohlgemuth in sich hinein, wenn er sieht, wie die classischen Griechen hier in deutsche Tracht gethan werden, wenn ihn hier aus griechischen Hainen traute

deutsche Klänge grüßen, die schon deshalb überaus herzlich klingen, weil sie ihn an die liebe Schulzeit erinnern, da er sie zuerst vernommen. Das ist nun ohne Zweifel ein artig-feines Spiel, und wer wollte es den beiden Verff.n verargen, wenn sie so ihre tiefgegründete Kenntnis deutscher Dichtung und ihr verstechnisches Geschick in den Dienst einer schönen Sache zu stellen bemüht sind? Aber eines hätten wir am Herzen. Da es nämlich stets unangenehm berührt, einen Bekannten vor sich zu sehen, ihn aber nicht sogleich zu erkennen, nicht zu wissen, wie sein Name, so möchten wir es den Verff. danken, wenn sie etwa in einem Nachtrage ihre Arbeit durch einen genauen Stellennachweis ergänzen wollten. Übrigens wollen wir aber über Kleinigkeiten nicht mit ihnen rechten: wir ziehen es vor, an einem einzigen Stücke ihre Meisterschaft in dieser Art der Nachbildung aufzuzeigen, es ist das 5. Stück der sapphischen Sammlung „Die Braut“:

Siehst du im Baum den Apfel
Mit rothen Backen glüh'n,
Hoch an dem hohen Zweige
Im allerhöchsten Grün?
Der Gärtner hat ihn vergessen.
Ach, nein, vergessen kaum!
Er konnt' ihn nur nicht brechen,
Saß viel zu hoch im Baum!

Einen Vorwurf können wir aber nicht unterdrücken: dass gerade der Lyriker, dessen Nachlass der umfangreichste ist, dessen Dichtergröße in alter und neuer Zeit rühmend gepriesen wird, Pindar, am stiefmütterlichsten behandelt wird. Eine einzige Ode, eine der kleinsten und unbedeutendsten! Wenn es schon keines der großen Gedichte sein durfte, warum nicht die von Goethe so hoch gehaltene 14. olympische? Und zur Einführung in seine Poesie die Worte: „Sein Unglück war es, der Erhebung Griechenlands gegen die Perser als Thebaner fern zu stehen; statt der Sieger im Kriege feierte er die schon von Xenophanes verspotteten Sieger des olympischen Sports, am liebsten die gekrönten.“ In solcher Rede liegt wahrlich etwas von der „Querköpfigkeit“ (Flach, Gesch. d. gr. Lyr. II 419) des kleinasiatischen Philosophen, der hier als einziger Gewährsmann gegen das Gesammtvolk der Hellenen ausgespielt wird.

Aber wir wollen den Verff. eine solche Behandlung unseres Lieblings nicht mit absichtlichem Tadel heimzahlen. Wir wünschen nicht nur, wir hoffen es auch, dass das liebenswürdige Büchlein in kurzer Zeit unsere Schülerbibliotheken zieren wird: wir empfehlen es wärmstens als sinnige Gabe an Freunde altbellenischer Dichtung.[1])

Wien. Hugo Jurenka.

[1]) Die inzwischen erschienenen Recensionen von O. Schröder (Zschr. f. G.-W. 1884, Juni-Anz., S. 846 und G. Legerlotz (Berl. Philol. Wochenschr., 28. Sept.) veranlassen mich nicht, etwas an meinem Urtheile zu ändern.

Q. Horatius Flaccus. Erklärt von A. Kießling. 2. Theil: Satiren. 2. Aufl. Berlin, Weidmann 1895. XXVIII u. 248 SS.

Die vorliegende zweite Auflage der Satiren selbst dem Drucke zu übergeben, war dem zu früh Hingeschiedenen nicht mehr vergönnt, doch fanden sich, wie R. Heinze, der sich dieser Aufgabe unterzog, versichert, in seinem Handexemplare zahlreiche Änderungen und Nachträge theils schon in der für den Druck bestimmten Form, theils nur kurz angedeutet. Ob in dem Neugebotenen die ganze Erbschaft Kießlings oder nur ein Theil vorliegt, ist aus den einleitenden Worten des Herausgebers nicht ersichtlich. Dieser selbst beansprucht für sich das Verdienst, offenbare Irrthümer beseitigt, in der Form nachgebessert und den Commentar durch Zusätze in Kießlings Sinne erweitert zu haben, ohne diese jedoch auch äußerlich als sein Eigenthum zu kennzeichnen.

Worin zeigt sich nun der Fortschritt gegenüber der ersten Auflage? Was zunächst den Text anlangt, so ist derselbe gänzlich unverändert geblieben, denn acri II 4, 59 ist nur Verbesserung eines offenkundigen Versehens. Eine andere Interpunction lesen wir an drei Stellen: I 3, 59 f., indem der Satz cum genus hoc inter vitae versemur mit Vahlen zu vocamus (v. 62), nicht zu fugit (v. 58) gezogen wird, 5, 12 f., wo ohe iam, satis est getrennt wird, vgl. II 5, 96, und 8, 10 f., wo K., der Erklärung Porphyrions folgend, den Vers 11 mit dem nächstfolgenden unmittelbar verknüpft, wodurch eine überraschende Wendung des Gedankens erzielt wird.

Die allgemeinen Bemerkungen über die horazische Satire sehen wir bereichert durch einen längeren Zusatz (p. XIII), in welchem dargelegt wird, dass Horaz das Material seiner ethischen Reflexionen zum großen Theil aus der späteren griechischen Populärliteratur und vor allem aus den *διατριβαί* des kynischen Eklektikers Bion geschöpft habe. Augenscheinlich gehen diese Auseinandersetzungen auf Heinze, den Verf. der Bonner Dissertation: 'De Horatio Bionis imitatore' zurück. Im 2. Abschnitte „Sprachliches und Metrisches" ist zu den synkopierten Perfectformen (p. XVIII) noch percusti hinzugekommen; warum nicht auch evasti II 7, 68, submosses I 9, 48?

Der Commentar zeigt, da K. die Wünsche und Ausstellungen seiner Recensenten fast völlig unbeachtet ließ, nur ganz wenig sachliche Änderungen. Weggelassen wurden ein paar irrige oder entbehrliche Bemerkungen, wie I 1, 20 über quid causae est quin, 25 über olim, 2, 78 über sectarier, II 8, 53 über testa marina; hinzugekommen dagegen ist eine große Anzahl griechischer Parallelstellen, vorzugsweise aus den Schriften der späteren Philosophen, man sehe besonders I 1—3, die im allgemeinen zur Erläuterung horazischer Verse nicht ungeeignet sind, von Heinze aber zum Theil auch freilich mit zweifelhafter Berechtigung dazu ausgenützt werden, unsern Dichter in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis,

speciell zu Bion zu bringen, wie denn auch in der Einleitung zur 1. Satire der inhaltliche Kern derselben als eine Contaminierung zweier Tractate Bions *περὶ μεμψιμοιρίας* und *π. φιλοπλουτίας* hingestellt wird. Vgl. die Gegenbemerkungen von Morsch, W. f. cl. Ph. 1891, 211 f. und Gercke, Die Composition der 1. Satire des Horaz, Rh. Mus. 1893, 41 ff. Neben diesen Citaten, die zur Vermehrung der Seitenzahl des Commentars um acht am meisten beigetragen haben, nehmen die hinzugewachsenen erklärenden Anmerkungen eine ziemlich bescheidene Stellung ein, und auch ihr qualitativer Wert ist nicht besonders hoch anzuschlagen. Wir begegnen denselben zum Theile schon in den Ausgaben von Fritsche, Orelli-Meves, Müller, Krüger, vgl. die Anmerkungen über male zu I 4, 109, ut 5, 33, hoc 6, 87, aequus II 1, 70, ne quis velit 3, 187, zum Theile sind sie für die Benützer dieses Buches — als solche denkt sich K. „Jünglinge auf der Schulbank so gut wie die Kreise classisch gebildeter Männer, welche noch einmal den Liebling ihrer Schulzeit zur Hand nehmen“ (Nachwort zu der Ausgabe der Episteln) — sicherlich entbehrlich. Dahin rechne ich die Bemerkung über ignara I 1, 35, deponere 42, si vis 4, 14, ex illo 5, 78, signis perfacile est 87, über die Attraction des Prädicats beim Infinitiv 6, 25 u. a. m. Ab und zu werden bei einzelnen Erklärungen jetzt auch die Urheber namhaft gemacht, so Marx zu I 4, 96, Düntzer 5, 49, Doederlein 9, 9, Dombart 96, Diels II 8, 16. — In der zu I 5, 56 aus Quintilian angeführten Stelle vermag ich einen ‘Spott ähnlicher Art’ nicht zu entdecken, da das Vergleichungsgebiet ein ganz anderes ist: bei Horaz ein equus ferus, bei Lucilius ein rhinoceros Aethiopus, bei Quintilian eine fibula ferrea. II 2, 129 wird statuit erklärt mit „*ἱδρύσατο*, mit dem Nebenbegriff der Beständigkeit“. Eher liegt in propriae (v. 128) der Nebenbegriff des perpetuum, da beide Begriffe öfter verbunden erscheinen: Cic. de imp. Cn. Pomp. § 48 proprium et perpetuum; id. post red. in sen. § 9 perenne ac proprium.

Der Herausgeber hat es sich angelegen sein lassen, sprachliche Unebenheiten zu glätten, störende Druckfehler zu beseitigen — S. 18 ist *πάντα* st. *πόντα*, S. 140 Maul st. Manl, S. 142 cum st. crm zu lesen! — unnöthige Fremdwörter durch echt deutsche zu ersetzen und citierte Werke in den neuesten Auflagen vorzuführen. Im Texte liest man jetzt deciens I 3, 15, calendae 3, 87 und überall satura statt satira. In der deutschen Rechtschreibung macht sich ein Schwanken bei den Verben auf -ieren und bei den griechischen Eigennamen (S. 48 Thrasymachos, Archilochus) bemerkbar.

Wien. F. Hanna.

Scholia antiqua in Q. Horatium Flaccum recensuerunt Alfred Holder et Otto Keller. Volumen I. Porfyrionis commentum recensuit Alfred Holder. Ad Aeni Pontem sumptibus et typis Wagneri. MDCCCLXXXIIII. gr. 8°. X u. 619 SS.

Die Neuherausgabe der Horaz-Scholien, die Alfred Holder und Otto Keller übernommen haben, wird gewiss allseits in der philologischen Welt als ein sehr dankenswertes Unternehmen freudig begrüßt werden. Die beiden Gelehrten gedenken sich in die Arbeit dergestalt zu theilen, dass Alfred Holder außer dem eben vorliegenden Bande der Scholien, der das Commentum Porfyrionis bietet, auch noch die späteren mit Porfyrion verwandten Scholien und Glossen der ältesten Pariser, Londoner, Leydener und anderer Horaz-Handschriften herausgeben wird, darunter auch die Glossen der 1870 zu Straßburg verbrannten Handschrift, — es werden dies zumeist Inedita sein — endlich dann noch die Vitae Horatianae. Die pseudoacronischen Scholien hingegen sollen in der Bearbeitung Otto Kellers erscheinen.

Der Text der vorliegenden Ausgabe der Scholien des Porfyrion weist nach mehreren Richtungen hin einen sehr bedeutenden Fortschritt gegenüber den bisherigen Ausgaben auf. Dieser besteht vor allem darin, dass eine viel bessere und sicherere handschriftliche Grundlage für die Constituierung des Textes geschaffen worden ist. Holder gründet nämlich im wesentlichen seinen Text auf den von ihm zum erstenmale verglichenen codex Fulvii Ursini, jetzt Vaticanus 3314, saec. IX. Derselbe überragt an Alter und Sorgfalt der Schreibung weitaus den bisher gefeiertsten codex Monacensis Latinus 181, dessen einseitge Überschätzung gegenüber den anderen Handschriften die bisherigen Herausgeber der Porfyrion-Scholien (besonders Meyer) vielfach in Irrthümer geführt hat. — Die neue Ausgabe bietet also vor allem hinsichtlich des genannten codex Vaticanus einen absolut vollständigen kritischen Apparat. Jedes Versehen selbst und jede Verderbnis der Überlieferung in dieser wichtigsten Handschrift wird gewissenhaft verzeichnet. Über das Verhältnis dieser Haupthandschrift zu dem codex Monacensis spricht sich Holder, praefat. p. VIII, dahin aus, dass der jüngere codex Monacensis (saec. X) auf den ersten Blick zwar wie eine Abschrift des codex Vaticanus aussehe, dass aber eine genauere Prüfung lehre, dass beide Handschriften vielmehr auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen, wie Holder meint, auf ein Archetypum Laureshamense.

Außer diesen beiden wichtigsten Handschriften wurde von Holder auch noch eine sehr bedeutende Anzahl jüngerer Handschriften theils eingesehen, theils, wo dies nöthig erschien, neu verglichen. Und nicht ohne Ertrag wurden auch diese Handschriften an manchen Stellen zurathe gezogen, dort nämlich, wo der sehr flüchtig geschriebene codex Monacensis Lücken aufweist.

Neben dieser eben angedeuteten solideren und verlässlicheren handschriftlichen Grundlage des Textes zeichnet sich die neue Aus-

gabe noch durch eine überaus sorgfältige Verwertung der in den letzten zwanzig Jahren diesem Schriftsteller gewidmeten Conjecturalkritik aus. Die Forschung hat sich ja bekanntlich während dieser Zeit mit Erfolg auch jener späteren Latinität zugewendet, und der fortschreitenden Erkenntnis auf diesem Gebiete verdankt denn naturgemäß auch der Text des Porfyrion manche schöne und sichere Besserung. Hier verdient vor allen der Name Michael Petschenigs genannt zu werden, von dessen hervorragenden Verdiensten um die Gestaltung des Textes des Porfyrion nahezu jede Seite dieser Ausgabe Zeugnis ablegt, dem daher mit gutem Grunde dieser erste Band der Horaz-Scholien vom Herausgeber gewidmet worden ist. — SS. 410—607 enthalten einen vollständig erschöpfenden index verborum, eine sehr wertvolle Beigabe, die sich insbesondere allen denen, welche sich für die Latinität des 3. Jahrhunderts interessieren, sehr nützlich erweisen wird. — So entspricht denn dieser erste Band der Horaz-Scholien in jeder Hinsicht den Anforderungen, welche die heutige Wissenschaft an eine kritische Ausgabe stellt. Auch die äußere Ausstattung des Buches ist in Bezug auf Papier und Druck tadellos. — Hoffentlich haben wir in nicht zu ferner Zeit die Fortsetzung und Beendigung dieser Scholienausgabe zu erwarten.

Wien. Alois Kornitzer.

Ausgewählte Briefe des jüngeren Plinius. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Anton Kreuser, Oberlehrer am Gymnasium zu Prüm. Mit einer Tafel: Grundriss einer römischen Villa. Leipzig, Teubner 1894. gr. 8°, IV u. 143 SS.

Wie Ciceros Briefwechsel ein treues und lebendiges Gemälde des Überganges der Republik in die Monarchie zu entwerfen ermöglicht, so bieten des Plinius Briefe vielseitigen Einblick in das private und öffentliche Leben der Kaiserzeit; beide Sammlungen finden ineinander ihre harmonische Ergänzung und fordern den Lernenden in sachlicher und sprachlicher Beziehung zu lehrreichen Vergleichen heraus. Hat man daher der ciceronischen Correspondenz im preußischen Lehrplane dauernd und allgemein Platz geschaffen, so sollte man folgerichtig auch der plinianischen den Einlass gewähren, zumal diesem berechtigten und in Frankreich, England und Holland schon längst erfüllten Wunsche nun auch für Deutschland durch die Ausgabe Kreusers eine billigen Anforderungen entsprechende Grundlage geschaffen wurde.

Der Text der Auswahl folgt im allgemeinen der Keil'schen Recension und weist nur an einigen Stellen von Otto (Hermes XXI, S. 287 ff.) und Stangl (Philologus XLV, S. 642 ff.) empfohlene Verbesserungen auf; da somit der Herausgeber keinen Anlass fand, die durch andere geschaffene Textesgestaltung in wesentlichen Punkten zu ändern, so war ihm bei dieser Arbeit, wie billig, nur

die Rücksicht auf den Schulzweck der Ausgabe maßgebend, für den er wohl auch orthographische Eigenheiten, wie *adque, inquid, optenere, sexagensimus, sulpur* u. ä. getrost hätte opfern können. Die Fußnoten legen das Hauptgewicht auf sachliche Erklärungen, da die sprachlichen Eigenthümlichkeiten zugleich mit der Biographie und Charakteristik des Plinius in einer kurzen Einleitung ihre übersichtliche Behandlung gefunden haben. In der Regel sagt der Commentar nicht mehr und nicht weniger, als was zum Verständnis der berührten Verhältnisse unbedingt nöthig erscheint; aber da und dort wäre doch eine Anmerkung leichterdings entbehrlich gewesen: so zu Nr. 3 der Auswahl (ep. I 3), §. 1 die Notiz, dass unter *Euripus* ja nicht die bekannte Meerenge, sondern ein Bewässerungsgraben zu verstehen sei, zu Nr. 20 (II 17), §. 2 der unpassende Vergleich mit Verg. Aen. I 374 oder zu Nr. 62 (VI 29), §. 11 der Hinweis auf den 20. Brief des V. Buches, der in der Sammlung keine Aufnahme gefunden hat. An anderen schwierigeren Stellen, besonders des 20. Briefes (II 17), wäre umgekehrt statt tiefen Schweigens eine knappe Bemerkung oder treffende Übersetzung gewiss willkommen und nützlich gewesen, so auch zu Nr. 25 (III 9), §. 13, wo *liber* durch die Ergänzung *aere alieno* zu erklären war, oder zu Nr. 29 (III 18), §. 9 (*olim theatra male musicos canere docuerunt*), wo die Erläuterung fehlt, dass unter Nero kein Künstler besser zu singen wagte, als der Kaiser. Nr. 52 (VI 2), §. 2 genügt doch nicht für den Schüler der einfache Vermerk von Mart. II 29, sondern die Stelle musste citiert werden; ebensowenig reicht dort die Phrase *ab aliquo stare* zur Erklärung des schwierigen *si a possessore esset acturus cett.* auch nur einigermaßen aus; zu Nr. 62 (VI 29), §. 6 (*non nunquam necessitati, quae pars rationis est, parui*) fehlt der Nachweis des ciceronischen *necessitati parere semper sapientis est habitum* (ad fam. IV 9, 2). Nr. 84 (IX 33), §. 5 soll unter *si quid est mari simile* „der Teich mit dem Graben" gemeint sein, obwohl der Satz nach plinianischem Sprachgebrauch (*si* = *εἰ*, *mari* = *in mari*, *est* = *sit* in indirecter Darstellung) doch nur bedeuten kann: „ob etwas ähnliches (wie am Vortage) auf dem Meere sich zutrage". Für solches Zuviel oder Zuwenig des Commentars entschädigt die wohldurchdachte Auswahl der Briefe, 122 an der Zahl, unter welchen Ref. nur wenige vermisst, deren Form und Inhalt allenfalls für ihre Aufnahme in die Sammlung gesprochen hätte: II 18, ein Seitenstück zu IV 13 (Nr. 36); III 3; IV 6, eine Ergänzung zu II 17 (Nr. 20); IV 30; V 14 (15); VIII 14; VIII 20 mit der reizvollen Schilderung des historisch merkwürdigen lago di Bassano; IX 7 und 40. Unbedeutende Briefe, wie die abgeschmackte Epistel I 6 an Tacitus (Nr. 5) oder I 18 (Nr. 10), II 10 (Nr. 16), IV 16 (Nr. 37) sollten in einer folgenden Auflage durch jene ersetzt werden. Im Anhange fasst ein alphabetisches Verzeichnis die vorkommenden Personennamen zusammen, und eine

Tafel bringt zu Nr. 20 (II 17) nach Hirt, Geschichte der Baukunst, fol. XXIX, Fig. 5, den Grundriss des Laurentinum, allerdings etwas mangelhaft, zur Anschauung; der Baumgarten nämlich, die „Weinlaube" für Fußgänger, die Reitbahn, das Meer und einige Gemächer des Landhauses sind in dem Plane nicht ersichtlich gemacht. [1])

Schon 1891 empfahl Herr Kreuser in einem lesenswerten Programmaufsatze des Gymnasiums zu Prüm, eine Auswahl der Plinius-Briefe als passende Vorbereitung für Tacitus im III. Tertial der Obersecunda zu lesen. In Österreich sind aus dem Lesestoffe des Gymnasiums sowohl die Briefe des Cicero als auch die des Plinius gänzlich ausgeschlossen; so können die beiden Sammlungen mit ihrem überaus wertvollen und anziehenden Inhalte nur der Privatlectüre des befähigten Schülers mit dem stillen Wunsche überwiesen werden, dass auch unsere oberen Classen etwa für die vorgeschriebene Auswahl aus den wenig ergiebigen Eclogae und Bucolica des Vergil und den ermüdenden Dialogen Ciceros recht bald die bedeutendsten Stücke aus den brieflichen Nachlässen des Plinius und des Cicero eintauschen mögen!

Wien. R. C. Kukula.

De Hyla scripsit Gustav Türk. (Breslauer philologische Abhandlungen, herausgegeben von Richard Förster; 7. Bd., 4. Heft.) Breslau, Wilhelm Koebner (M. H. Marcus) 1895. 99 SS.

Wenn der Verf. in der einleitenden Bemerkung hervorhebt, dass über Hylas zwar viele Gelehrte gelegentlich und kurz gehandelt haben, dass aber niemand bisher die verschiedenen auf diesem Gebiete uns erhaltenen Sagen des Alterthums im Zusammenhange mit kritischer Sichtung und möglichster Zurückführung auf die Hauptquellen durchmusterte, hat er gewiss Recht. Überall fand sich da entweder nur lose Aneinanderreihung der bekanntesten Überlieferungen ohne nähere Prüfung, oder bei Versuchen einer Deutung bald die Auffassung des Hylas als Dämon des im Sommer versiegenden Wasserquells, bald die andere als Bild des ersterbenden Vegetationsgeistes; zugleich wurde kurze Zusammenstellung mit Hyakinthos, Bormos und Lityerses meist so beliebt, dass sich dieselbe bei näherem Nachsehen fast wörtlich durch eine Reihe von mythologischen Werken und Artikeln verfolgen lässt. Einen Fortschritt bezeichnete in neuester Zeit der von Seeliger besorgte Artikel in Roschers Lexikon der Mythologie, welcher schließlich

[1]) Druckfehler: S. 2, Z. 2 v. o.: 47, 53 st. 47, 52, 53; S. 22, Nr. 12, §. 3: *ferrem, an* st. *ferrem an*; S. 35, §. 15: *amborum* st. *arborum*: S. 38, Anm. zu §. 8: vgl. 17, 5 st. 12, 5; S. 42, §. 15: *nec* st. *ne*; S. 47, Anm. zu §. 29: vgl. 11, 1 st. 11, 2; S. 102, §. 16: *Pallas dedignabatur* st. *Pallas non dedignabatur*.

auch die bildlichen Darstellungen in knapper Form heranzog; aber eine alle Verhältnisse durchdringende Erörterung des schwierigen Stoffes konnte eben auch nicht im Rahmen eines Lexikonartikels platzfinden, und in manchen Punkten fiel derselbe, leicht erklärlich, doch nur mehr berichterstattend aus.

Türks fortgesetztem Versuche einer liebevolleren Behandlung dieses Stiefkindes wird man im ganzen die Anerkennung fleißiger Durchforschung der Quellen und durchdachter Combination zollen müssen. Auch ihm ist der Hylascult ein alter mysischer und er fasst Hylas ursprünglich als einen Wassergott, der besonders in der dürstenden heißen Jahreszeit angerufen wurde; dabei hält er es für denkbar, dass Hylas eigentlich gar nicht der Name des Dämons war, sondern ursprünglich die Quelle oder das Wasser selbst bezeichnete. Die beliebte enge Vergleichung mit Hyakinthos, Bormos und Lityerses lehnt er ab. Bezüglich des Hyakinthos ist diese Ablehnung nach den Darstellungen über diesen „alten unter der Erde hausenden Localgott der amykläischen Landschaft", welche Rohde (Psyche I, 131) und im Anschlusse Sam Wide (Lakon. Culte 290) lieferten und die bei der sonstigen Genauigkeit wohl auch hätten namentlich angeführt werden können, ohnehin nun evident; in den spärlichen Überlieferungen über Bormos und Lityerses sieht Türk im Grunde Beklagung der ersterbenden Natur. Die in diese Auseinandersetzung verflochtene Kritik des bekannten Programmes von Kämmel (Plauen 1869) bietet manche interessante Partien. Was die enge Verbindung des Hylas mit Herakles betrifft, welche in den griechischen Sagen dann stets so stark hervortritt, macht T. darauf aufmerksam, dass schon frühe in den Gegenden der Hylasfeier und namentlich in Kios, wie Münzen beweisen, Herakles als Städtegründer verehrt wurde und daher Zurückführung alter, dort üblicher Gebräuche auf ihn, als Urheber, für die Sage nahe lag. Daraus habe sich dann leicht die weitere Ausschmückung ergeben. Die Erklärung der Entwicklung der hinzugekommenen Einzelheiten zeugt von Scharfsinn; wenn aber dabei die Hereintragung des Zuges, dass der so zum Liebling des Herakles entwickelte Hylas durch eine Nymphe in die Flut versenkt wurde, als so recht eigentlich griechische Erfindung bezeichnet wird, so wäre wohl zu bemerken, dass derartiges, wie so manches Andere, auch in viel weiteren Kreisen sich nachweisen lässt. Abgesehen von nächstverwandten Nixensagen weisen wohl auch die weit verbreiteten Überlieferungen von der Anziehungskraft der Seegewässer auf Ähnliches (vgl. des Ref. Abhandlung über Berührung tirolischer Sagen mit antiken S. 5). Die Verbindung des so allmählich entwickelten Hylasmythos mit dem Argonautenkreise hält der Verf. für älter, als manche annehmen, und er weicht hier in mehreren Punkten namentlich von Seeliger ab; so z. B. auch in der Anerkennung der Glaubwürdigkeit der Scholiennotiz zu Apoll. Rhod. I, 1357, dass schon Kinaithon über Hylas in Verbindung mit Herakles

berichtet habe. In der Anmerkung S. 11 hätte da jetzt auch auf Kinkel epicorum graec. fragmenta I, 196; 212 hingewiesen werden können. Die Sammlung und Besprechung der auf Hylassagen bezüglichen Stellen griechischer und römischer Schriftsteller ist gut geordnet und dürfte, abgesehen von ein paar Stellen bei Kirchenvätern, ziemlich erschöpfend sein. Den Schluss bildet die Behandlung der monumentalen Quellen. Wahrscheinlich wird nun der Hylasartikel in Wissowas neuer Bearbeitung von Paulys Realencyklopädie, wo derselbe früher einer der spärlichsten des ganzen Werkes war, auch eine andere Gestalt bekommen und vielleicht dieser hübschen Anregung noch weitere folgen lassen.

Innsbruck. Anton Zingerle.

Historische Syntax der griechischen Comparation in der classischen Literatur. Von Otto Schwab, Gymnasiallehrer am Wilhelmsgymnasium in München. Würzburg, A. Stuber 1893 u. 1894. I. Heft: Allgemeiner Theil und I. Abschnitt des besonderen Theiles (Syntax der gegensätzlichen Comparation). Lex. 8°, VIII u. 129 SS. Preis 4 Mk. — II. Heft: Des besonderen Theiles II. Abschnitt (Syntax der steigernden Comparation). Lex. 8°, VI u. 180 SS. Preis 5 Mk. (= Beiträge zur historischen Syntax der griechischen Sprache. Herausgegeben von M. Schanz. Heft 11 u. 12 = Bd. IV, Heft 1 u. 2.)

Eine Syntax der griechischen Comparation hat gegenwärtig die durch die allgemeine Sprachforschung errungenen Ergebnisse zu verwerten: was hier gefunden ist, bedarf erst der praktischen Anwendung auf die auf griechischem Sprachgebiete begegnenden Erscheinungen, deren Erklärung noch zum großen Theile unter dem Banne der traditionellen Grammatik steht. Schon hiedurch war dem Verf. vorliegender Untersuchung ein Weg gewiesen, der von dem bisher in den 'Beiträgen zur hist. Syntax der griech. Sprache' betretenen abweichen musste: allgemeine Gesichtspunkte waren aufzustellen, der Boden für die Untersuchung erst zu ebnen. Dazu kommt, dass die zahlreichen erklärungsbedürftigen Erscheinungen, deren Behandlung der Syntax der Comparation obliegt, erst dann in das richtige Licht gerückt werden, wenn das jeweilige syntaktisch zusammengehörige Stellenmaterial auch in der Untersuchung nicht zersplittert wird. Jedenfalls haben derartige Erwägungen den Verf. veranlasst, den in historisch-grammatischen Schriften sonst eingehaltenen chronologischen Gang nach den Phasen der Literaturgeschichte und den Autoren aufzugeben und das generische Eintheilungsprincip durchzuführen.

Der allgemeine Theil befasst sich zunächst mit dem Wesen der Comparation, sowie mit Ursprung und Grundbedeutung der Comparationsformen. Hier wird des näheren ausgeführt, dass die Grundbedeutung der Comparationssuffixe nicht die steigernde, sondern die relativ-adversative gewesen sei, bestimmt, einen dua-

listischen, beziehungsweise pluralischen Gegensatz zu bezeichnen: erst aus der ursprünglichen, rein vergleichsweise gegensätzlichen Bedeutung habe sich die steigernde entwickelt. Was die Syntax des zweitverglichenen Begriffes anlangt, worauf Sch. im weiteren eingeht, so gehört dahin die Comparationspartikel ἤ, die nichts anderes ist als die disjunctive Conjunction ἤ; es gehört dahin der Genetiv als Comparationscasus (bei der steigernden Vergleichung), der als Separativus zu fassen ist, als welcher er auch nach Superlativen erscheint (vgl. *εὐδαιμονέστατος τῶν ἄλλων*), und endlich der Gebrauch von Präpositionen und Partikeln zur Umschreibung, beziehungsweise zum Ersatze des Comparationscasus.

Auf diesen fast rein theoretischen Betrachtungen basiert die folgende Darstellung des griechischen Sprachgebrauches.

Entsprechend den nachgewiesenen sprachwissenschaftlichen Ergebnissen hat sich der besondere Theil zunächst mit dem gegensätzlichen Comparativ zu befassen. Sch. behandelt hier vor allem die paarweise Gegenüberstellung contradictorischer Adjectivbegriffe (*οἱ μὲν πρεσβύτεροι — οἱ δὲ νεώτεροι*), in passendem Anschluss hieran den Comparativ als Gegensatz zur Negation desselben Begriffes, alsdann das adversativ-corrective *μᾶλλον* (*οὐκ — ἀλλὰ μᾶλλον*), die Partikel ἤ nach dem adversativ-correctiven *μᾶλλον* (*μᾶλλον — ἤ* 'richtiger — als', *οὐ μᾶλλον ἤ, μᾶλλον ἢ οὐ*), sowie nach adjectivischen adversativen Comparativen, den Vergleich zweier Adjectivbegriffe (*εὐτυχέστερος ἢ σοφώτερός ἐστιν*), den Gebrauch von Präpositionen (*ἀντί, πλήν, πρό*) nach adversativen Comparativen, die Partikel ἤ nach positiven Begriffen (*βούλεσθαι ἤ*), die einzelstehenden adversativen Comparative mit zu ergänzendem Vergleichsobjecte (*νεώτερόν τι* = etwas Neues) und endlich den adversativen Superlativ (z. B. *κράτιστόν ἐστιν* etc., eine Ausdrucksweise, womit unter mehreren Ansichten, Möglichkeiten usw., welche als *οὐ καλά, κακά, χείρω* gedacht sind, eine als die verhältnismäßig beste hervorgehoben wird).

Die weitaus größere Mannigfaltigkeit der Phänomene des zweiten Abschnittes, der Syntax der steigernden Comparation, ist in vier große Capitel untergebracht, denen 26 Paragraphen größeren oder geringeren Umfanges mit ebenso vielen sprachlichen Thatsachen entsprechen. Diese vier Capitel behandeln den Gebrauch des Genetivs und der Partikel ἤ zur Anknüpfung des zweitverglichenen Gliedes, Umschreibung und Ersatz des Comparationscasus mittels Präpositionen und comparativer Conjunctionen, die steigernden Vergleiche mit zu ergänzendem Vergleichsobjecte und schließlich die Verschiebung nebst der Bedeutungsabschwächung der Comparationsgrade.

Um den Wert von Sch.s Untersuchungen zu bestimmen, genügt es wohl darauf hinzuweisen, dass sie als 'Beiträge zur hist. Syntax der griech. Sprache, herausgeg. von M. Schanz' erschienen sind: die bekannte exacte Arbeitsweise, die diesen Bei-

trägen seit jeher nachgerühmt wird, kehrt hier wieder, an äußerem Umfange geht die 'Syntax der Comparation' über die bisherigen Publicationen der 'Beiträge' hinaus. Neben der dem Verf. gebürenden Anerkennung ist es aber wissenschaftliche Pflicht des Forschers zu gedenken, der in neuerer Zeit all die Fragen, welche auf dem Gebiete der indogermanischen Comparation zu lösen sind, zum Theil gelöst, zum Theil erst recht in Fluss gebracht hat: H. Ziemer, dessen verdienstvolle Thätigkeit auf dem Gebiete der griechischen und lateinischen Grammatik längst allgemein bekannt ist, hat mit seiner 'Vergleichenden Syntax der indogermanischen Comparation' für die Untersuchung Schwabes die eigentliche Grundlage geschaffen. Wenn letzterer Ziemers Ausführungen hie und da berichtigt, so ist dies heute, nachdem seit Erscheinen des Ziemer'schen Buches ein volles Jahrzehnt verstrichen, geradezu selbstverständlich: was aber Ziemers Bedeutung charakterisiert, ist der Umstand, dass Schwabe keine der von ihm behandelten Fragen vornehmen konnte, ohne sich auf Ziemer zu beziehen.

Zum Schlusse seien einige Notizen beigebracht, mehr um Schwabes Darstellung hin und wieder zu ergänzen, denn wesentlich zu berichtigen.

I S. 29, Anm. 1 stellt Sch. die Ansichten über das Wesen des Ablativus comparationis zusammen; die Liste ist unvollständig, wie aus dem Artikel des Ref. 'Gymnasium' III p. 221 ff., den doch Sch. kennt (s. I S. 58, Anm. 1), zu ersehen ist. — I S. 42, Anm. 1 ist der besprochene logische Fehler noch weiter aus dem Lateinischen zu belegen: vgl. Liv. III 11, 7 *eminens inter alios*; Virg. Ecl. I 24 *haec tantum alias inter caput extulit urbes*. — I S. 58, Anm. 1 und S. 101, Anm. 1 sind aus deutschen Autoren Beispiele des alleinstehenden adversativen Comparativs gesammelt. Ref. vermehrt die Belege aus Klopstock, der diesen Sprachgebrauch besonders liebt. 'Sing' ich meine Freunde, feiernd in k ü h n e r e m Bardenliede.' (Wingolf I.) 'Wo Scipionen, Flaccus und Tullius, Urenkel denkend, t ö n e n d e r sprach und sang.' (Ebd.) 'Ihr E d l e r e n, ach, es bewächst eure Male schon ernstes Moos.' (Die frühen Gräber.) 'Wer nannte dir den k ü h n e r e n Mann, der zuerst am Maste Segel erhob.' (Der Eislauf.) 'Oft nahm deiner jungen Bäume das Reich an der Rhone, oft das Land an der Thems' in die d ü n n e r e n Wälder.' (Mein Vaterland.) Die Germanisten sprechen hier vom absoluten Comparativ, eine Bezeichnung, die trotz der Contradictio in adiecto höchst zutreffend ist. — I S. 88 f. werden Fälle besprochen, wie εὐτυχέστερος ἢ σοφώτερός ἐστιν. Ref. verweist auf die scharfsinnige Erklärung dieses Doppelcomparativs, welche Thumser, Zur griechischen und lateinischen Schulgrammatik. Progr. des Gymn. im IX. Bez. 1890, S. 12 f. gegeben hat. Thumser erklärt in dem Beispiele *contio fuit verior quam gratior* (Liv. XXII 38, 8) *verior* als rein äußerliche, formale Ausgleichung. Da nämlich sonst der Comparativ dem Positiv mit *magis* an Bedeutung gleich-

kommt, so ließ man auch in unserem Falle an Stelle der logisch allein berechtigten Wendung mit *magis* den Comparativ eintreten. War aber einmal *verior* gewählt, so forderte die Logik auch *gratior*; der Satz *contio fuit verior quam gratior* heißt eigentlich: die Rede war eher wahrer als angenehmer. Dass der Begriff 'eher' im Lateinischen unausgedrückt bleibt, kann uns nicht wundern, wenn wir die sonst belegte scheinbare Ellipse von *potius* oder *magis* vor *quam* beachten. Ref. findet einen schlagenden Beweis für die Richtigkeit vorstehender Erklärung an Stellen wie Sall. Iug. 92, 6 *res forte quam consilio melius gesta*, wo *melius* offenbar nichts ist als *magis — bene*.[1]) — II S. 37 bringt es der Anschluss an Steins Herodot mit sich, dass die Stelle Herod. VII 176 *οὐ μέντοι κατὰ τοῦτό γε ἐστὶ τὸ στενινότατον τῆς χώρης τῆς ἄλλης* unerwähnt bleibt. Man vgl. noch Strabo VII 7, p. 323 *ἡ πόλις μάλιστα τῶν ἄλλων εὐανδρεῖ*. — II S. 37, Anm. 3 würde die Auffassung des Genetivs in Fällen wie *ἀρχὴν μεγίστην τῶν πρὶν Ἑλλήνων καὶ τῶν νῦν κεκτημένους* (Thuk. VII 66, 2) durch Heranziehung des lateinischen Sprachgebrauches wesentlich erleichtert. Vgl. Liv. XXX 30, 1 *congressi sunt non suae modo aetatis maximi duces, sed omnis ante se memoriae*. Cic. Rosc. A. 6, 15 *non modo sui municipii, verum etiam eius vicinitatis facile primus*. — II S. 54 finden sich Belege für *πάντες* = *πάντες οἱ ἄλλοι*. Vgl. noch Demosth. 18, 293 *μείζων ἂν δοθείη δωρεὰ συμπασῶν ὧν τοῖς ἄλλοις δεδώκατε*. Sall. Iug. 24, 2 *sanguinem meum quam omnia malit*. Virg. Aen. I 15 *terris magis omnibus*. Tac. An. 15, 53 *cupido dominandi cunctis affectibus flagrantior est*. Dieselbe Ungenauigkeit enthält *toto est altior orbe* Ovid. Fast. I 526. — II S. 156 war Eur. Fr. 1064 *οὐκ ἔστι λύπης ἄλλο φάρμακον βροτοῖς ὡς ἀνδρὸς ἐσθλοῦ καὶ φίλου παραίνεσις* wenigstens mit einem Worte zu erwähnen.

Lateinisches Übungsbuch für die oberen Classen der Gymnasien. Im Anschlusse an Scheindlers Lateinische Schulgrammatik herausgegeben von Dr. H. St. Sedlmayer und Dr. August Scheindler. Zwei Theile. I. Theil: Übungsstücke. II. Theil: Anmerkungen, Wörterverzeichnis und Anhang. Wien u. Prag, F. Tempsky 1895. gr. 8°, VIII u. 268 SS. Preis beider Theile geh. 1 fl. 20 kr., geb. 1 fl. 50 kr.

Man wird Sedlmayer-Scheindlers Übungsbuch mit wohlbegründetem günstigem Vorurtheile zur Hand nehmen; hat doch der eine der beiden Verff. durch seine Elementarbücher, die er im Vereine mit Steiner abgefasst hat, nicht nur den Beweis erbracht, dass er mit den Bedürfnissen unseres philologischen Unterrichtes wohl vertraut ist, sondern auch vorzügliches Geschick für derartige Arbeiten an den Tag gelegt.

---

[1]) Interessant ist des Tacitus Abgehen vom Herkömmlichen in Fällen wie Agr. 4 *vehementius quam caute* und Hist. I 83 *acrius quam considerate*.

Mit Steiner-Scheindlers Elementarbüchern haben vorliegende Übungen zunächst gemeinsam, dass hier wie dort ausschließlich Scheindlers Grammatik Berücksichtigung findet. Dass es mancherlei Unzukömmlichkeiten mit sich bringt, wenn der Übungsstoff der Formenlehre und der Syntax gleichzeitig mehreren Grammatiken angepasst wird, kann kaum geleugnet werden: warum sich aber lateinische Stilübungen, bei denen nur bisweilen die Syntax herangezogen wird, nicht an mehrere Grammatiken anschließen sollten, ist schwer einzusehen; schade, dass die Verff. durch den von ihnen beliebten Vorgang die wohlverdiente Verbreitung ihres Buches von vornherein wesentlich beschränkt haben.

Auch die äußere Vertheilung des Stoffes in zwei gesonderte Hefte ist nach den Elementarbüchern getroffen. Der erste Theil enthält die Übungsstücke. Diese sind nach der Erklärung der Verff. theilweise selbständig verfasst, zum Theile namhaften deutschen Schriftstellern entlehnt; 'nur ganz wenige sind anderen Übungsstücken entnommen, jedoch umgearbeitet.' Es ist zu bedauern, dass der entsprechende Nachweis im einzelnen unterblieben ist: man hätte in derartigen Angaben bisweilen eine rasch orientierende Andeutung über die Höhe der an den Schüler gestellten Forderung, die sich natürlich bei deutschen Originaltexten steigert. Um das Buch auch nach dieser Richtung zu charakterisieren, versucht Ref. seinerseits wenigstens für einzelne Übungen den Quellennachweis anzutreten. S. 41, Nr. 57 nach Süpfle, Aufgaben zu lateinischen Stilübungen II[21] Nr. 19 f. — Ebd. Nr. 58 = L. Lampel, Lesebuch für die II. Classe[3] Nr. 92. — S. 48, Nr. 65 = J. Hauler, Lateinische Stilübungen für die oberen Classen I[4] Nr. 36. — S. 76, Nr. 37 nach J. Hemmerling, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für obere Gymnasialclassen I[3] Nr. XLIX. — S. 86, Nr. 49 aus Shakspeares Julius Cäsar, übersetzt von Schlegel. — S. 102, Nr. 5, S. 110, Nr. 8 und S. 113, Nr. 12 nach K. Halm, Ciceros ausgewählte Reden, Bändchen I, III und V. — S. 132, Nr. 29 = L. Lampels Lesebuch für die I. Classe[4] Nr. 167. — S. 134, Nr. 34 = ebd. Nr. 76. — S. 139, Nr. 3 = L. Lampels Lesebuch für die II. Classe[3]. Nr. 217. — S. 155, Nr. 22 = Horati carmina sel., herausgegeben von J. Huemer[3], p. XI sq. — S. 159, Nr. 27 nach Lessings Laokoon. — S. 164, Nr. 33, Nr. 34 und S. 167, Nr. 39 nach Teuffel-Schwabe, Römische Literaturgeschichte I[5], S. 484, S. 517 f. und II[5], S. 825.

Im übrigen sei bemerkt, dass von den 198 Stücken des Buches sich nahezu ein Drittel unmittelbar an die jeweilige Classikerlectüre anschließt, also Variationen[1]) zu Livius, Sallust, Cicero

[1]) Wie Ref. über Variationen denkt, ersehe man aus dessen Bemerkungen im 'Gymnasium' 1890, Sp. 580 f. und 1894, Sp. 791. Den dort gestellten Forderungen entsprechen bei S.-Sch. S. 114 ff. Nr. 13 f.

und Tacitus enthält, alles übrige aber zu den alten Autoren oder doch zu dem Lehrstoffe der einzelnen Classen in Beziehung steht (in der Abtheilung für die VIII. Classe finden sich die Nummern: Über die Bedeutung des Gesichts- und Gehörsinnes für die Ausbildung des Gemüthes des Menschen; Die menschlichen Triebe; Die menschliche Hand; Schwierigkeit der Beobachtung Anderer), anderes überhaupt antiken oder allgemein ethischen Inhaltes ist; gehaltlose Stücke mit wässeriger Moral, dergleichen Süpfle bis zum Überdruss bietet, finden sich bei S.-Sch. nicht. Ja der Inhalt der freigewählten Übungen ist überhaupt nicht nur tadellos, sondern bildet nach Ansicht des Ref. geradezu die glänzendste Seite des Buches. Nur S. 160 ff. Nr. 30, eine Übersetzung aus Livius und als solche ausdrücklich bezeichnet, dürfte, da die Quelle nur allzu leicht zu entdecken ist, künftighin zu streichen sein.

Was die Sprache des Übungsbuches anlangt, so ist auch dagegen kaum Wesentliches einzuwenden. Auch die von den Verff. concipierten Übungen sind im ganzen correct, und Latinismen wie S. 19 'die Rüstungen vor sich hertragend', S. 60 'Ausländern vertraute er die Bewachung seines Körpers an' verhältnismäßig selten. Im übrigen hat man es meist mit dem allgemein üblichen Deutsch von Übersetzungstexten zu thun, das bei Süpfle zum Jargon ausartet und vielleicht nur bei F. Strauch durch eine einfache, edle Sprache ersetzt erscheint.

Der zweite Theil enthält Anmerkungen zum Texte der Übungsstücke, ein alphabetisches Wörterverzeichnis, einen stilistischen Anhang (das Wichtigste aus der lateinischen Stilistik) und eine Elementar-Synonymik. Die Anmerkungen sind nicht zu reichlich bemessen, gängeln den Schüler nicht, plagen ihn aber auch nicht mit Räthseln und Fragen; behufs eingehender Belehrung wird auf die Paragraphen (die Verff. sagen 'die Paragraphe') der Scheindler'schen Grammatik und des stilistischen Anhanges verwiesen. Ref. möchte nur eine kleine Erweiterung der Anmerkungen zu denjenigen Stücken in Vorschlag bringen, welche nicht zum Zwecke der Übertragung ins Lateinische concipiert, also deutschen Autoren entlehnt sind. Es ist schwer zu denken, wie bei solchen Übungen ohne speciellen Hinweis auf die Verschiedenheit des deutschen und des lateinischen Satzbaues und ohne Andeutung über das deutsche Asyndeton gegenüber dem Streben des Lateiners das logische Verhältnis der Sätze durch entsprechende Übergänge und Conjunctionen zum Ausdruck zu bringen, ein halbwegs lesbares Latein zustande kommen sollte. In lesbares Latein übersetzt wird z. B. der aus Lessings Laokoon S. 159 entnommene Abschnitt nur sein, wenn er ungefähr mit dem Wortlaute bei Hasper (Laocoon sive de limitibus artibus et fingendi et poeticae circumscriptis liber in latinum versus sermonem. Gütersloh 1879; Wiederabdruck der Programme von G. Glogau 1874 und 1876) übereinstimmt. Es genügt vielleicht zwei oder drei Stücke der besagten Art mit

den entsprechenden Noten zu versehen u
heit auf dieselben zurückzuweisen. Gegen
Punkte der Vorerklärung des Lehrers.
richtigung ist wenig Anlass. In der Bem
lese man *item* st. *idem*. Ebd. vermisst m
einen Hinweis auf den stilistischen Anhan

Das alphabetische Wörterver
ersten Abschnitte die Vocabelkenntnis de
bisweilen etwas mehr voraus. Nothwendig
Aufnahme von Wörtern wie S. 4 Palast,
die Sitten'), S. 6 Cult, S. 7 Unternehmen
verlangen (deposco), ebd. aufschrecken (aus
hin S. 156 läutern, ebd. adeln usw. S. 205
convenire'. Darnach würde S. 55, 2 durch
wiederzugeben sein, wogegen der Antibarba
— S. 226 heißt es: 'zurückstehen, hinter
alicui'; vielmehr *aliquo*. — Dem Gebrauch
nischen Wörterbuches, das der Mittelschlag
handhaben weiß, kann nur durch ein reichbed
Übungsbuches vorgebeugt werden.

Vollständig hingegen ist, soweit es sich
material handelt, der stilistische Anhang.
wird, ist unentbehrlich, aber auch, als Skizze betra
lückenlos. Wenn hier die Verff. ganz besonders
getroffen haben, so ist dies ihrer seltenen Gewis
danken. Die Vorrede nämlich, die über die Anla
sowie über die Art, wie sich die Verff. seine Benütz
richte denken, bündig und ohne Ruhmredigkeit beric
die denkwürdigen Worte: 'Den aufgenommenen Regeln l
lungen des stilistischen Materials zugrunde, das sich i
autoren findet.' Darnach haben also die Verff. selbst d
stilistische Material gesammelt und sohin wenigstens zu
Theile die Aufgabe bereits erfüllt, deren Lösung J. Zych
schule IX. 1895, S. 143 f., noch in ferner Zukunft sah.

Die Durchnahme des stilistischen Lehrstoffes wird
VI. und VII. Classe zugewiesen: 'für die VIII. Classe wu
Gründen der Opportunität kein neuer stilistischer Lehrst
genommen.' Vernünftigerweise ist diese elementare Stillehre
Wiederholung des grammatischen Lehrstoffes ist hinlänglich
gelegentliche Verweise auf die Grammatik gesorgt — nicht
einzelnen Classen des Obergymnasiums in der Weise vertheil
zunächst nur die Eigenthümlichkeiten im Gebrauch der Red
alsdann nur die Lehre von der Wortstellung — bei Sch.
einer Octavseite dargestellt! — und endlich ausschließlich di
vom Periodenbau vorzunehmen wäre, sondern in der Fra
eine stilistische Regel früher oder später gedächtnismäßig
eignen ist, lassen die Verff. den Grad ihrer Nothwend

scheiden. Die Darstellung erfolgt übrigens systematisch, die einzelnen Classenpensen sind typographisch kenntlich gemacht.

Im einzelnen hat Ref. Folgendes zu bemerken: §. 2 wäre zu betonen, dass der Lateiner, wo er den Volksnamen statt des deutschen Landnamens gebraucht, auch die dem Landnamen entsprechende Präposition setzt; also nicht *ad Persas proficisci*, sondern *in P. p.* — §. 4 ist die Quantitätsbezeichnung *Aborigĭnes* trotz des griechischen Ἀβοριγῖνες unrichtig. S. Stowassers Wtb. — §. 8 vermisst man die manche lateinische Spracherscheinung (s. bes. 3 und 4) beleuchtende Regel: Der Lateiner liebt verbale, der Deutsche substantivische Ausdrucksweise. — Ebd. 6 fehlt die Erwähnung des prägnanten Gebrauches von Substantiven in Fällen wie *obsides (copias) imperare*. — Ebd. 8 findet sich die undeutsche Übersetzung: 'Das Vertrauen auf ein göttliches Walten ist dem Menschengeschlechte eingepflanzt' st. dem Menschen. — §. 17 gehört neben *inimicus* 'persönlicher Feind' *hostis* 'auswärtiger Feind.' Darnach corrigiere man auch Synonymik §. 39. Ebenso ist Stil. §. 17 und Synon. §. 33 die gleiche Übersetzung von *robur* herzustellen. — §. 20 wird *magna occasio* aufzunehmen sein, schon um das schülerhafte *opportuna occasio* fernzuhalten. — §. 24 ist auf die deutsche Ausdrucksweise 'der Dichter', 'der Schriftsteller' zu verweisen, wie sie z. B. in biographischer Darstellung üblich ist, wofür dem Lateiner einfach *hic* genügt. — §. 30 dürfte die Stellung *alii omnes, reliqui omnes, alii multi* zu urgieren sein. — §. 39 wären als Belege für den Ersatz präpositioneller Ausdrücke durch den latein. Genetiv auch Fälle wie *bellum Hannibalis* (Kr. mit H.) anzuführen. — §. 44 ist die Regel 'Gleiche Wörter und Wortarten treten zusammen' correcturbedürftig; jedenfalls hat es mit Bezug auf das erste Beispiel *.. perfectae perfecto ..* zu lauten: 'gleichstämmige Worte'. Das zweite Beispiel gehört offenbar gar nicht hieher. — §. 46 f. sind nach Regel und Beispiel größtentheils aus der 'Chrestomathie aus Livius', herausgegeben von dem Ref. (Einleitung. 2. Zum lateinischen Periodenbau) entlehnt, ohne dass dieser Thatsache im Vorworte Erwähnung geschähe.

Schließlich noch einige Worte über die Elementar-Synonymik. Die Synonymik in der Schule ist ein strittiges Gebiet, auf dem sich die extremsten Ansichten begegnen. Wohl erklärlich scheint daher die Behauptung eines namhaften Schulmannes, dass Zahl und Wahl der in die Schulsynonymik aufzunehmenden Artikel bis zu einem gewissen Grade Sache subjectiven Ermessens jedes Einzelnen sei. Unter solchen Umständen constatiert Ref. einfach, dass vorliegende Synonymik 158 Nummern enthält, und will mit den Verff. nicht weiter darüber rechten, dass Stümpersynonyma wie *aetas* und *senectus* aufgenommen, hingegen Begriffe wie Geschichte, Glück, arm, reich, heilsam, leben u. a. übergangen sind. Berichtigungen seien folgende angebracht. Nr. 13 ist die Über-

setzung *fulmen* 'der einschlagende Blitz', *fulgur* 'der Blitzschein' ungeschickt; es hat zu heißen 'der zündende (treffende) Blitz', 'der Blitzstrahl'. — Nr. 91 wären wie sonst durch etymologische Angaben und wörtliche Übersetzung die Bedeutungsunterschiede klar zu machen; also *invenio* = *in* + *venio*, *reperio* = *re* + *pario* 'schaffe wieder zur Stelle'. — Nr. 102 ist doch wohl die Bemerkung unentbehrlich, dass *habito* intransitiv, *incolo* hingegen transitiv und intransitiv ist; ähnlich Nr. 127 bei *rego* und *regno*. — Nr. 118 ist wiederum *exigo* zunächst wörtlich wiederzugeben; also 'heraustreiben' (aus dem Geldbeutel). — Auch Nr. 125 würde *necesse* durch 'unausweichlich' gut übersetzt und erklärt sein. — Ebd. sind das Part. fut. pass. und *opus est* zu erwähnen. — Nr. 150 ist *aliquando* mit 'irgendeinmal' undeutlich wiedergegeben; zum mindesten bedarf es einer erläuternden Bemerkung. — Nr. 151 sind *simul* und *una* in der herkömmlichen Weise, d. i. falsch erklärt. Fast die nächstbeste Autorenstelle mag die Verff. darüber belehren. — Nr. 158 ist salop gefasst. — Überhaupt könnten sich die Verff. in Bezug auf Klarheit und Präcision M. Wetzels Synonymik (Paderborn, F. Schöningh) zum Muster nehmen.

In summa: die Anlage des Buches ist zweckmäßig, die Wahl der Übungstexte vorzüglich gelungen, hingegen bedürfen die Anhänge der Besserung, bezw. Erweiterung.

Wien. J. Golling.

Dr. August Hartmann, Deutsche Meisterliederhandschriften in Ungarn. Ein Beitrag zur Geschichte des Meistergesanges. Festgabe zum Hans Sachs-Jubiläum 5. November 1894. München, Christian Kaiser 1894.

Über den deutschen Meistergesang sind wir trotz seiner großen culturellen und literargeschichtlichen Bedeutung noch immer nicht genügend unterrichtet, da die schier unübersehbare Fülle des einschlägigen Materials dem einzelnen Forscher nur zu oft unüberwindliche Hindernisse in den Weg legt. Es ist fast unmöglich aus den mächtigen Folianten, welche uns die meistersingerischen Gedichte überliefert haben, ein einheitliches Bild von der Entwicklung einer Singschule oder auch nur eines einzigen Dichters zu gewinnen; denn es fehlt die wichtigste Vorarbeit, die Sichtung der Handschriften.

Wir müssen es daher mit Freuden begrüßen, dass uns Hartmann über eine bisher fast gänzlich unbekannte Gruppe von Meistersingerhandschriften eingehend berichtet.

Seine Arbeit zerfällt in drei Theile. In der Einleitung zählt er zunächst die im Pester Nationalmuseum vorhandenen codices germanici auf. Von literargeschichtlichem Interesse wären, nach dem Titel zu urtheilen, besonders die „Legenden von dem milten

kunig sand Oswalt und von Sant Alexius (cod. germ. 4°. 429). Dann wendet er sich den Meistersingerhandschriften zu und weist nach, dass sie vermuthlich aus den reichen Sammlungen des Alterthumsforschers Nicolaus Jankovich v. Jeszenicze in die ungarische Landesbibliothek gekommen sind. Jankovich selbst dürfte die Meistersingerhandschriften aus der Bibliothek des Nürnberger Patriciers Ebner v. Eschenbach übernommen haben. Da außer einer kurzen Erwähnung in Hänels „Elenchus Manuscriptorum Nicolai Sen. Jankowich", Leipzig 1837, und einem Hinweise Czontosis sich keine genauere Nachricht über die genannten Handschriften findet, sucht Hartmann im folgenden Abschnitte „Singer, Lieder und Töne", S. 9—68, eine übersichtliche Wiedergabe ihres Inhaltes dadurch zu erreichen, dass er zunächst die Verfasser, unter sich alphabetisch geordnet, aufzählt und dann deren Lieder, soweit als möglich chronologisch, und ihre Töne, wieder alphabetisch, anreiht. Häufig begnügt sich der Verf. nicht mit einer einfachen Aufzählung der in den Handschriften enthaltenen Daten, sondern er handelt z. B. bei Paulus Frendenlechner S. 15—18, Ambrosius Metzger S. 25—32, Hans Sternlein S. 51—55, Hans Winter S. 59—61 in sehr sorgfältiger Weise über Leben und Wirken dieser Dichter. Leider hat der Verf. in den meisten Fällen nicht den Codex und die Seite genannt, auf welcher sich die erwähnten Gedichte finden, und wegen dieses Versehens die Benützung der Pester Handschriften nicht in der Weise erleichtert, wie es Ref. gewünscht hätte. Denn, wenn ein künftiger Forscher den Angaben Hartmanns nachgeht und die Lieder eines oder des anderen Meistersingers benützen will, ist er trotz der fleißigen Arbeit des Verf.s nicht der Mühe enthoben, sämmtliche Codices neuerdings durchzublättern. Ferner hätte Ref. bei der Aufzählung der Meistersinger eine Scheidung derjenigen, die durch Gedichte vertreten sind, von den Erfindern der in den Pester Handschriften angeführten Weisen für geboten erachtet. Beim Verzeichnis der Weisen sollte die Angabe der Zeilenzahl der Strophe, sowie das Verhältnis der Zeilenzahl eines Stollen zu der des Abgesangs nicht fehlen.

An einzelne Stellen hat Ref. folgende Bemerkungen zu knüpfen. Der auf S. 14 genannte Hans Georg Findeisen war seinem Gewerbe nach „Zapffenmacher". Ein Klagelied auf seinen Tod findet sich in WB. 8,[1]) S. 384. S. 22 wird Benedict Hofer als Schreiber einiger Gedichte angeführt. Er war aber auch selbst als Meistersinger thätig, wie ein von ihm verfasstes Lied in WB. 8, S. 616 beweist.

S. 38 finden wir bei einem Liede die interessante Bemerkung „gedicht von Hans Sachs schuhmacher, merker des meistergesangs schull- und approbirt Fechtmeister in Nurnberg". Hartmann greift

[1]) Wolf Bauttners Hs. Breslauer Univ. Bibl. Ms. IV. Fol. 88b, Schnittzahl 8.

natürlich diese Angabe sofort auf, zumal sie sich auch bei Hampe, „Spruchsprecher, Meistersinger und Hochzeitlader, vornehmlich in Nürnberg“ (Anzeiger des germanischen Nationalmuseums 1894), S. 40 findet. Dass die Bemerkung, Hans Sachs sei Schulmeister gewesen, nur aus einer irrigen Auslegung des Ausdruckes „Schule halten“ entstanden ist, hat schon Salomon Ranisch, „Historisch-critische Lebensbeschreibung Hans Sachsens“, Altenburg 1765, S. 43 nachgewiesen. Hartmann citiert die einschlägige Stelle. Dagegen verdient die Angabe, Hans Sachs sei „Fechtmeister“ gewesen, größere Beachtung, weil gerade, wie Hartmann zeigt, die Fechtkunst im 16. Jahrhundert in den Kreisen der Schuhmacher Pflege gefunden hatte. Hans Sachs zeigt ferner in einem Gedichte „Der Fechtspruch“ Kenntnis der auf das Fechten bezüglichen Ausdrücke; aber er legt den Vortrag einem Meister in den Mund und behauptet, dass er selbst diese Kunst nicht verstehe. Hartmann lässt deshalb diese Sache unentschieden.

An Hans Sachs reiht sich ein Excurs über ein von Prof. Dr. A. Herrmann entdecktes Kremnitzer Manuscript, das in junger Niederschrift zwei Dramen enthält, von denen sich das eine „Ein Spiel mit 8 Personen von der Jungfrau Pura“ als eine verderbte Fassung des Hans Sachsischen Stückes erweist. Auch das zweite „Ein schönes geistliches Spiel von der Geburt Christi und dem grausamen und tirannischen König Herodes“, das von dem durch Schröer veröffentlichten Stücke nur wenig abweicht, zeigt Beeinflussung durch Hans Sachs. Dasselbe weist Hartmann auch von einem Halleiner Spiele nach.

Der auf S. 55 erwähnte Jacob Thoma gehörte der Iglauer Singschule an. Sein von Hartmann genannter „Anfang auf Weihnachten“ ist in der Abhandlung des Ref. „Der Meistergesang in Mähren“ (Beitr. zur Gesch. der deutschen Sprache und Literatur XIX. Bd., 1. H., S. 203) abgedruckt.

Bei Benedict von Wat (S. 57) scheint dem Ref. die Ableitung der Standesbezeichnung „golt Reiser“, die sich anderwärts [1]) auch in der Form Goldreysser findet, von mhd. rîse = Schleier sehr gewagt. Golt Reiser würde dann denjenigen bezeichnen, der goldene Schleier verfertigt. Ref. ist vielmehr geneigt, dieses Wort mit „reißen“ zusammenzustellen und in einem Goldreysser einen Goldschmied oder Graveur zu erblicken.

Bei Lorenz Wessel S. 58 vermisst man genauere Angaben. Hartmann hätte im Serapeum 1864, S. 299, und 1865, S. 121 f., ziemlich ausführliche Daten über das Leben und Wirken dieses Meistersingers finden können.

Klagenfurt. Dr. Franz Streinz.

---

[1]) Der Meistergesang in Mähren S. 136.

Hilfsbücher zum deutschen Unterrichte.

A. Schulausgaben.

1. **Deutsche Schul-Ausgaben** von H. Schiller und V. Valentin. Dresden, L. Ehlermann 1894. kl. 8°. Heft 1—7 à 50 Pf.

2. **Freytags Schulausgaben classischer Werke** für den deutschen Unterricht. Wien u. Prag, F. Tempsky («Ausland»-Serie: Leipzig, G. Freytag) 1893—1895. kl. 8°. (Hefte ohne Numerierung. Preis 25—45 kr.)

3. **Hölders Classiker-Ausgaben** für den Schulgebrauch. Wien, A. Hölder 1895. 8°. Hefte 4, 5, 7. 3. Aufl. Preis 50, 25, 25 kr.

4. **Schöninghs Ausgaben deutscher Classiker** mit ausführlichen Erläuterungen. Paderborn, F. Schöningh 1895. 8°. Hefte VIII, XV, XX. 2. Aufl. Heft XXI. Preis 80 Pf., 1 Mk. 35 Pf., 1 Mk. 60 Pf.

5. **Teubners Sammlung deutscher Dicht- und Schriftwerke** für höhere Töchterschulen. Leipzig, Teubner. Heft 27, 8°, 201 SS. Preis 1 Mk.

6. **Egmont.** Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Joh. Wolfgang Goethe. Schulausgabe, besorgt von Dr. W. Buchner. Essen, G. D. Bädeker 1894. 8°, 92 SS. Preis 80 Pf.

7. **Pitt Press Series. Wallenstein,** ein Trauerspiel von Friedrich Schiller. Edited (with introduction, English notes and an appendix) by Karl Breul. Cambridge, at the University Press 1894. V. I. 8°. LVI u. 299 SS. Preis 3 s 6 d.

B. Handbücher.

8. **Sammlung Göschen.** Stuttgart, G. J. Göschen 1892—1895. 8°. Hefte 24, 25, 31, 32, 40. Preis à 80 Pf.

9. **Handbuch der deutschen Sprache** für höhere Schulen. Stilistik. Poetik und Litteraturgeschichte. Von Dr. Otto Lyon. 2. Theil: für obere Classen. Ausgabe B in 3 Abtheilungen. 3. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1893. 8°. Abth. 2: Abriss der deutschen Poetik. 80 SS. Preis 1 Mk. Abth. 3: Abriss der deutschen Litteraturgeschichte. 142 SS. Preis 1 Mk. 60 Pf.

10. **Grundzüge der Poetik.** Für Mittelschulen. Bearbeitet von Johann Dermacher. 2. verm. u. verb. Aufl. Nürnberg, F. Korn 1894. 8°, 91 SS. Preis 1 Mk.

11. **Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur.** Zum Unterrichtsgebrauche an Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten. Von Dr. K. F. Kummer und Dr. Karl Stejskal. Wien, Manz 1894. 8°. 196 SS. Preis 90 kr.

A.

Nicht oft wird sich einer neuen Erscheinung oder gar eines neuen Unternehmens ehrlich und rückhaltlos freuen können, wer über Schulausgaben deutscher Classiker zu berichten hat. Darum sei auch gleich an erster Stelle auf die ersten Hefte einer Sammlung (1) hingewiesen, die nach Programm und nach Ausführung berufen scheint, eine gründliche Umgestaltung unseres deutschen, recht sehr im argen liegenden Schulausgabenwesens zu bewirken

durch sie auch die sogenannte deutsche Schullectüre in bessere [illegible]en zu bringen. Die bisher geläufigen Sammlungen charakterisieren sich im wesentlichen als Buchhändlerunternehmungen. [illegible] entstammen zum Theile einer Epoche, da Textausgaben mit [illegible]ungen und Einleitungen noch spärlich gesäet waren. Buchhändlerischer Geschäftsgeist hatte sich dem dankbaren und erträglichen Gebiete zugewendet. Und wenn auch im besten Falle [illegible] Redaction [illegible] wurde, so beschränkte sich [illegible] Werk [illegible] lediglich auf die Durchführung einer im großen [illegible] einheitlichen äußeren Einrichtung. Mit festen Prin[illegible] bahnbrechenden Ideen wurde fast nie gearbeitet. Das [illegible] weiter ausblickender, durch die Schale zum Kern [illegible] Geist hat sich bisher nicht an die Gründung und Leitung [illegible]ammlung von Schulausgaben deutscher Classiker gewagt. [illegible] stehen an der Spitze des Unternehmens zwei [illegible] von denen [illegible]gerweise etwas Gutes, mehr als Gewöhn[illegible] erwartet werden kann. [illegible] Schulmann und Gelehrter von [illegible] Hermann Schiller[illegible], ein feinsinniger Kenner deutscher [illegible] Dichtung von [illegible] Scharfblicke Veit [illegible] Schon das [illegible] Programm bekundet die [illegible] Meistern.

[illegible] neuen [illegible] Lehrpläne empfehlen, bei dem [illegible] Kunstwerke ein sorgfältiges Augenmerk auf die [illegible] Seite der Dichtung zu legen. Die Gliederung des [illegible] Bewusstsein treten, die einzelnen Glieder [illegible] als kleine Ganze [illegible], durch Erkenntnis ihrer [illegible] innerhalb des Ganzen und ihrer Bedeutung für dessen [illegible] soll sich dem Verständnis des Schülers die klare Ein[illegible] in den künstlerischen Aufbau und den einheitlichen Charakter des Gesammtwerkes erschließen. Die Vorschrift klingt sehr schön; [illegible] ist jedoch leider nur zusehr der Gefahr ausgesetzt, zur hohlen [illegible] zu werden. Wenige wohl sind heute besser imstande, [illegible] brauchbare praktische Folgerungen aus ihr zu ziehen, als gerade [illegible] Valentin. Hat er doch an dem größten und zugleich an einem [illegible] complicirtesten Kunstwerke deutscher Literatur, an Goethes [illegible] Faust", aufgezeigt, was er unter künstlerischer Erfassung ver[illegible], wie man es anzufangen habe, um in einer solchen Schöpfung [illegible] Kunstwerk zu genießen. Wir verlernen in einseitiger Ver[illegible] des historischen Moments allmählich ästhetisch zu empfinden. [illegible] wie wenig gerade unsere für die Schule berechneten Erläuterungs[illegible] das Kunstwerk begreiflich machen, wie ferne ihnen die [illegible] liegt, der in einem Dichtwerke enthaltenen künstlerischen [illegible] nachzugehen, das ist an dieser Stelle mehr als einmal be[illegible] worden. Ein Beispiel soll das Gesagte erläutern: der Pro[illegible] des neuen Unternehmens legt es an die Hand. Angeleitet [illegible] das Vorbild eines bekannten, vielgeschäftigen Erläuterers [illegible] Classiker pflegen die landläufigen Schülercommentare bei

dichterischen Gestaltungen historischer Persönlichkeiten in mehr oder minder knapper Form die neuesten Ergebnisse wissenschaftlicher, auf jene Persönlichkeiten bezüglicher Forschung mitzutheilen. Wir erfahren dann, wie die heutige Wissenschaft über den Infanten Don Carlos denkt, wir erfahren, welche Anschauungen von Wallensteins Verrath heute gang und gäbe sind; die neuesten Studien über Maria Stuart werden verwertet. Solche Mittheilungen haben für die Erkenntnis des Processes, aus dem eine Dichtung hervorgegangen ist, für die Ergründung des Kunstwerks gar keinen Wert. Den Literarhistoriker kann nur interessieren, was der Dichter aus der ihm vorliegenden Überlieferung gemacht hat; ob der Dichter mit den Resultaten neuester Forschung übereinstimmt oder nicht, das ist methodisch völlig gleichgiltig. Die pädagogische Wirkung jenes methodischen Missgriffes ist kläglich. Allerdings bekommt der Schüler eine genauere Kenntnis von einigen geschichtlichen Thatsachen, die ihm vielleicht der compendiösere historische Schulunterricht vorenthalten hat. Die deutscher Literatur gewidmete Stunde ergänzt dann den Geschichtsunterricht. Das Kunstwerk aber geht verloren. Unwillkürlich macht der Schüler die größere oder geringere Übereinstimmung der Dichtung mit der Geschichte zum Wertmesser der Dichtung. Er betrachtet das Kunstwerk von einem völlig ungehörigen Standpunkte; den eigenthümlichen Wert der Dichtung wird er auf diesem Wege nie erfassen. Vorschnellem Aburtheilen ist Thür und Thor geöffnet.

Ich gehe noch einen Schritt weiter. Auch die literarhistorischer Methode gebräuchlichen Vergleichungen und Quellenstudien sind pädagogisch nicht immer anwendbar; sie schaden oft mehr, als sie nützen. Wenn der Gelehrte eine Dichtung mit ihrer Quelle vergleicht, wenn er ergründen will, was der Dichter aus seiner Vorlage gemacht hat, so strauchelt auch er oft genug; sein Werturtheil, durch den Vergleich angeregt, geht leicht irre. Man betrachte nur einmal die zahllosen Quellenstudien, mit denen wir jahraus jahrein überschüttet werden. Wie wenige verstehen, bei ihrem comparativen Verfahren das Kunstwerk im Auge zu behalten; wie wenige finden aus der Detailuntersuchung heraus den Weg zu einer zusammenfassenden Anschauung. Vergessen wir nicht: die Thatsache einer Abweichung, die einzelne Veränderung festzustellen, hat nur einen mittelbaren Wert. Erst wenn es glückt, die Ursache zu ergründen, die den Dichter die Quelle verlassen ließ, erst dann ist ein Resultat erzielt. Wir wollen ja in den dichterischen Process Einblick gewinnen und nicht eine Statistik der Übereinstimmungen mit der Quelle, der Abweichungen von ihr veranstalten. Die Frage nach dem Motive einer dichterischen Gestaltung kann nur der zu beantworten wagen, der in diese dichterische Gestaltung eingedrungen ist, eine Anschauung von ihr gewonnen hat. Und alle diese Anforderungen soll der Mittelschüler erfüllen? Wird er nicht vielmehr auch bei methodisch gerechtfertigten Quellenstudien

am einzelnen Falle haften bleiben und wiederum zu vorschnellem Aburtheilen sich gedrängt fühlen? Wird er nicht, Goethes „Iphigenie“ mit der Euripideischen Quelle vergleichend, entweder Goethe gegen den Griechen oder den Griechen gegen Goethe ausspielen?

Einen besseren, sichereren Weg, der Goethe'schen „Iphigenie“ nahezukommen, weist Veit Valentin. Ich hebe aus den bisher veröffentlichten Heften der Sammlung Valentins Ausgabe der genannten Dichtung heraus, weil sie am besten die Andeutungen des Programms zur Anschauung bringt, weil in ihr ein Muster und Canon gegeben ist. Valentin stellt zuerst aus dem Stücke die dichterischen Voraussetzungen fest. Die primitivste Anforderung an den Kritiker ist und bleibt, den dichterischen Voraussetzungen gerecht zu werden. Wohin die Nichtbeachtung dieses Gebotes führt, das zeigt am besten unsere Faustliteratur älteren Datums. Das Ungeheuerlichste hat auf diesem Felde Du Bois-Reymond geleistet, wenn er dem Goethe'schen Faust zumuthete, die Luftpumpe zu erfinden und Gretchen zu heiraten. Doch er steht nicht allein! Man nenne mir, um nur ein Beispiel herauszugreifen, die Kritiker unserer größeren belletristischen Organe, die imstande sind, dichterischen Voraussetzungen gerecht zu werden. Ihre Zahl ist überraschend klein.

Valentin stellt in einem zweiten Abschnitte seiner Einleitung das künstlerische Problem fest: die Befreiung Iphigeniens und Orestens von den Folgen des auf dem Tantalidenhause ruhenden Fluches. Und er zeigt, wie dieses Problem durchgeführt wird. Ferner entwickelt er, wie das Problem und seine Durchführung zu dramatischer Gestaltung gelangt, und schließt mit einer Darlegung des dramatischen Aufbaus. Auf 14 nichts weniger als enggedruckten Kleinoctavseiten ist alles erledigt. Ich halte es für überflüssig, aus diesen 14 Seiten hier einen Auszug zu geben, und kann nur jedermann ans Herz legen, sich persönlich die knappe und klare Auseinandersetzung nahezubringen. Liegt ja gerade in ihrer Form der große pädagogische Wert. Ich möchte ihr nicht die klägliche Einleitung einer anderen, in 3. Auflage uns vorliegenden Schulausgabe der „Iphigenie“ gegenüberstellen, die in acht Zeilen den Inhalt des Euripideischen Stückes angibt und dann fortfährt: „Wie unendlich Goethe den Stoff vertieft hat, wie er gegenüber der ganz äußerlichen Entscheidung des Schicksals Iphigeniens durch Götterspruch die Lösung durch die edle Weiblichkeit und den Seelenadel der Heldin herbeiführt, zeigt sein herrliches Werk.“ Der Schüler wird, mit einem solchen Recepte in der Hand an das Drama herantretend, natürlich zu dem Resultate kommen, dass der ganze Unterschied des modernen und antiken Dramas in der Beseitigung des deus ex machina besteht. Dass Goethe seinem Kunstwerke ein ganz anderes Problem untergeschoben hat, wird ihm nicht gesagt.

Wenn indes ein Lehrer auf den Vergleich der beiden Iphigenien einen besonderen Wert legt, so wird er und werden seine Schüler, geleitet von den sicheren Gesichtspunkten Valentins, gewiss weiterkommen, als wenn sie sich in bisher üblicher Weise unmittelbar an die Vergleichung wagen.

Ich kann nicht mit gleicher Ausführlichkeit der zweiten Gabe Valentins gedenken, seiner Schulausgabe des „Laokoon". Der Versuch, dem Lehrer eines der schwersten Probleme des Mittelschulunterrichtes zu erleichtern, sei allseitiger Prüfung bestens empfohlen. Hermann Schiller stiftete bisher zwei Bändchen von Goethes „Dichtung und Wahrheit", Auszüge mit knappen Vorbemerkungen. Endlich lieferte Wolfgang Golther zwei Hefte „Götterglaube und Göttersagen der Germanen" und „Deutsche Heldensage". In der Kunst compendiöser Darstellung des Gebietes hat Golther sich ja reichlich geübt.

Der Preis der von Schiller und Valentin herausgegebenen Sammlung darf wohl zuletzt noch für sie ins Feld geführt werden. Die einzelnen Hefte kosten bei netter Ausstattung und gutem Drucke in halbsteifem Bande 50 Pfennige, also 30 Kreuzer. In ähnlicher Ausstattung bei nur wenig höheren Preisen sucht die Tempsky'sche Buchhandlung in Prag und Wien eine neue, umfänglich angelegte Sammlung in die Mittelschule einzuführen (2). Das jedem Bändchen beigegebene Programm entbehrt freilich die großen Gesichtspunkte, von denen aus jene erste Sammlung arbeitet. Nur einige Andeutungen über äußere und innere Anordnung werden geboten. Nichts Neues. Bedenkliche Stellen der Texte sind gestrichen oder geändert. Wird nur eine Auswahl geboten, so verbindet eine kurze Inhaltsangabe die ausgewählten Partien. Kärtchen, Pläne, Stammbäume dienen zur Veranschaulichung. Die Einleitungen sollen den Stoff richtig auffassen lehren und die Kunstform charakterisieren. Ausgeschlossen ist der Ton überlegener Kritik. Einleitung und Anmerkungen sollen das ausführende Wort des Lehrers nicht überflüssig machen. Die Einleitungen sind sorgfältig gegliedert, so dass „die in verschiedenen Stadien des Unterrichtes durchzunehmenden Abschnitte sich auch äußerlich deutlich voneinander abheben und auch eine Auswahl aus diesen leicht getroffen werden kann". So der Prospect. Ich kann in ihm mit bestem Willen nichts anderes als die gemein gebräuchlichen Formen der Schulcommentartechnik entdecken. Eine neue, förderliche Idee oder auch nur die förderliche Verwertung eines alten Gedanken mangelt.

Unter den mir vorliegenden Heften lenkt vor allem Sauers Ausgabe des „Götz" die Aufmerksamkeit auf sich. In klarer, übersichtlicher Darstellung setzt sie fest, was das Erscheinen des Götz für die Entwicklung der deutschen Literatur bedeutete, erzählt mit wenig Worten und doch manches wissenswerte Detail beibringend die Entstehungsgeschichte, charakterisiert die Quelle, die

Selbstbiographie Götzens, erläutert, wie das Büchlein auf Goethe wirken, welche Wandlungen der Stoff unter Goethes Hand durchmachen musste, was Goethe aus eigenem hinzugethan hat. Endlich kommt die literarische Tradition zur Sprache, die auf Goethes Drama gewirkt hat, die äußere Form, die aus all diesen Anregungen erwuchs, zuletzt Bühnengeschichte und Wirkung des Stückes. Umfangreich sind die Anmerkungen gerathen. Ich zweifle nicht, wer das sauber dargebotene, durchaus zuverlässige Material, sei es in seiner Vollständigkeit oder in Auswahl, mit seinen Schülern durcharbeitet, wird reichen Gewinn erzielen. Freilich darf der Lehrer nicht pedantisch sein und von seinen Schülern verlangen, dass sie den ganzen Stoff sich gedächtnismäßig aneignen. Das wäre wohl des Guten zuviel.

Neben Sauers „Götz" rücken andere mir vorliegende Hefte der Sammlung in den Hintergrund. Manlik besorgte Lessings „Miss Sara Sampson" und die Hamburgische Dramaturgie verständig und umsichtig, ohne natürlich mit seiner zweiten Gabe an Lichtenhelds treffliche Ausgabe heranreichen zu wollen; Lessings „Minna" wurde von Aelschker bearbeitet. Die ausführlichen Charakteristiken der einzelnen Gestalten des Lustspieles blieben wohl besser dem Schüler überlassen. Wozu soll er mit gebundener Marschroute den Personen des Stückes nahekommen? Reichel spendet eine sorgsame Ausgabe von Herders „Cid". Scheich interpretiert gut die sprachlichen Eigenheiten der „Räuber". Stoklaska verweilt in der Einleitung zum „Don Carlos" allzulange bei dem Capitel „Die Hauptpersonen im Lichte der Geschichte". Auch Aelschker weiß mehr von der historischen Maria Stuart und von den Änderungen Schillers zu sprechen, als von der Technik des Stückes. Was er über den Aufbau des Stückes vorbringt, neigt zur Phrase. Benedict handelt ausführlich, aber nicht ganz unanfechtbar über die Todesfurcht des Prinzen von Homburg. Der Prinz fürchtet den Tod überhaupt, nicht den Tod durch Henkerhand. Benedict führt genug Schlagendes und Überzeugendes für den Prinzen und für seine Todesfurcht ins Feld, um auf schwache und unhaltbare Stützen verzichten zu können.

Auch Shakespeare ist in die Sammlung aufgenommen. Die mir vorliegende Bearbeitung des Coriolan arbeitet stark mit Freytag'scher Terminologie. Der Herausgeber Swoboda nennt den Namen des Übersetzers nicht. Hruschka hält sich in der Ausgabe des „Julius Caesar" an W. Schlegel und Max Koch. Die Einleitung weiß auf neun Seiten auch noch über Shakespeares Leben und über das englische Theater der Zeit zu berichten. Einige Hefte sind von reichsdeutschen Mittelschullehrern besorgt worden und bilden eine Auslandserie. Windel wählt 34 Oden von Klopstock aus. Bachmann bringt 61 Gedichte Uhlands zum Abdruck. Ich kenne den Zweck dieser Sammlungen nicht und meine nur, dass sie nicht weit über die in den Lesebüchern ent-

haltene Anzahl Klopstock'scher und Uhland'scher Lyrik hinausführen. Sehr erstaunt war ich, zu lesen: „Man hat bei Uhlands Gedichten nirgends den Eindruck, dass es sich um absichtliche Nachahmung romanischer Formen handeln könne." Und die Fülle verschiedenartiger Verwertung von Assonanzstrophen? Eichhoffs Einleitung zum „Herzog Ernst" weiß gar zu erzählen: „Die Gesetze der dramatischen Kunst erfordern eine dreifache Einheit: die des Ortes, der Zeit und der Handlung." Ich empfehle Herrn Eichhoff, einen Blick in Manliks Ausgabe der Hamburgischen Dramaturgie (S. 173) zu thun. Selbst in diesem allerknappsten Commentar wird er die Namen seiner dem 17. Jahrhundert angehörigen Gesinnungsgenossen finden.

Von älteren Sammlungen wurden mir einzelne Hefte in Neuauflagen zugesendet. Pölzls „Wallenstein", „Iphigenie" und „Laokoon" sind in 3. Auflage erschienen (3). Einleitung und Anmerkungen sind nach wie vor viel zu dürftig, um länger bei ihnen zu verweilen. Von Schöninghs Ausgaben (4) ist die 2. Auflage des fleißigen, aber nicht immer ganz geschickten Commentars zum Tasso von W. Willich zu nennen. Auch Deiters „Emilia Galotti" wurde zum zweitenmale ausgegeben. Unverständlich bleibt mir, wie ein „für den Schulgebrauch und das Privatstudium" bestimmtes Büchlein im Anhange „Bemerkungen über das ganze Drama" aus anderen Büchern abdrucken und diese Bemerkungen mit Fragezeichen durchspicken kann. Entweder wähle man aus, was man für richtig befindet, oder man sehe von solchen aus dem Zusammenhange losgelösten Citaten überhaupt ab. Die in 2. Auflage vorliegende „Hamburgische Dramaturgie" Buschmanns zeichnet sich durch sorgfältig gearbeitete „Fragen zur Vermittlung des Verständnisses" aus. An positivem Erläuterungsmaterial bietet selbst Manliks oben citiertes Bändchen Reicheres. Eine Neuerscheinung ist Dahmens Auswahl aus „Dichtung und Wahrheit". Der Commentar ist auf die nothwendigsten Erläuterungen beschränkt. Der gebotene Text ist durch fettgedruckte Absatzüberschriften in eine endlose Reihe kleiner Lesestücke zertheilt worden. Nicht ganz richtig ist es, wenn Dahmen behauptet: „Die Mittheilungen sind geschöpft theils aus Erinnerungen des Dichters, theils aus seinen Tagebüchern und Briefen." Bekanntlich benutzte Goethe auch gedrucktes Material. Wenn Dahmen dann fortfährt: „Durch dieselben lernen wir den Dichter als einen universell begabten großen und auch guten Menschen kennen, der in mancher Beziehung der studierenden Jugend zum Vorbild dienen kann", so finde ich diesen Gemeinplatz ebenso überflüssig als zweckwidrig. Eine Auswahl aus Goethes Autobiographie besorgte auch Gustav Hofmeister: sie erschien in Bornhaks Sammlung bei Teubner. Das Geleitwort citiert Goethe und — Vilmar. Anmerkungen sind nicht beigegeben (5).

Keiner Sammlung gehört Buchners Ausgabe des „Egmont" an (6). Ein Muster falscher Methode, im Sinne der oben ange-

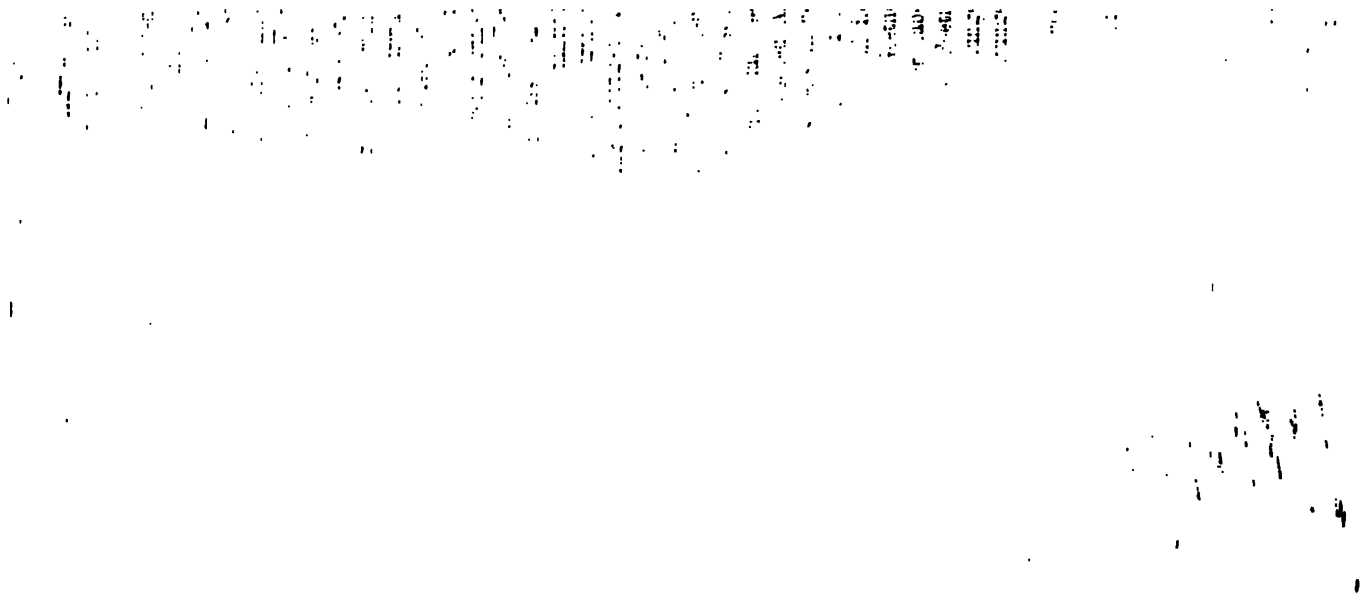
stellten, von Valentin angeregten Betrachtungen! Die „Einführung" stürzt sich kopfüber ins Historische, ohne sich im geringsten darum zu kümmern, ob Goethes „Egmont" auch einen selbständigen Dichtungswert habe. Erst gegen Schluss der „Einführung" wird dann, nicht ohne einen bedauernden Seitenblick, auch Goethes gedacht. „Erst in den Schlussacten verwandelt sich der gedankenlose, von der Volksgunst getragene Egmont in den warmherzigen, heldenhaften Vertheidiger seines Volkes." Und dann heißt es plötzlich und ganz unmotiviert: „So ist Goethes Egmont zwar kein geschichtlich treues Trauerspiel, aber ein Meisterwerk der Dichtung, und gerade dadurch, dass Goethe den ernsten Staatsmann, den ehrsamen Ehemann und Familienvater, verjüngte und in den leichtherzigen Verehrer einer Brüsseler Bürgerstochter verwandelte." Warum? Unwillkürlich drängt sich die Frage auf. Buchner nimmt sich nicht die Mühe, sie zu beantworten. Er stellt eine Blumenlese aus Schillers Recension zusammen, schränkt da und dort einiges ein, bricht eine Lanze gegen Schiller für den opernhaften Schluss, gibt ein paar Daten zur Entstehungsgeschichte und schließt mit der phrasenhaften Wendung: „Auch heute noch, ein Jahrhundert nach dem Erscheinen, mag der Kunstrichter manche Bedenken gegen das „wunderbare Stück" haben, wie es Goethe selbst nannte; die fortreißende Kraft des Genies, die Fülle glänzender Poesie wird ihm wohl niemand bestreiten." Ich habe noch mehr Bedenken gegen den Kunstrichter Buchner und glaube, dass man den Weg zur Ergründung eines Kunstwerkes wohl schwerlich besser verrammeln könne! Ein paar beiläufig hingeworfene Schlagworte, wie „fortreißende Kraft des Genies" oder „Fülle glänzender Poesie" bringen den verfahrenen Karren nicht wieder ins Geleise.

Hoch steht über solchem zweckwidrigen Beginnen die saubere und nicht nur englischen Schulzwecken dienliche Ausgabe des „Wallenstein" von Karl Breul (7), deren erster Band, das Lager und die Piccolomini enthaltend, mir vorliegt. Gewiss wird der vorangestellte kurze Abriss von Schillers Leben diesseits des Canales wenig nützen. Doch schon die umfänglichen Zusammenstellungen über die Metrik der Trilogie sind aller Beachtung wert. Sehr hübsch, wie Breul dem englischen Publicum das Wesen des Knittelverses erläutert und zugleich wertvolle Notizen über die Senkungen des Knittelverses bei Schiller gibt. Ausführlich und umsichtig kommt die Entstehungsgeschichte des Stückes zur Behandlung. Die Einleitung wird durch ein „Argument" beschlossen, das Scene für Scene fortschreitend den Inhalt der beiden ersten Stücke angibt. Der Commentar ist von sprachlicher wie von sachlicher Seite zu loben. Ich komme nach Vollendung der Ausgabe noch auf sie zurück.

B.

Von den Schulausgaben zu den Handbüchern übergehend muss ich auch hier an erster Stelle einer Sammlung gedenken,

und zwar der ganz vorzüglichen „Sammlung Göschen“ (8). Schon mehrfach wurde an dieser Stelle auf die ausgezeichneten Compendien hingewiesen, die durch die Göschen'sche Verlagshandlung um den mäßigen Preis von 80 Pf. (48 kr.) in trefflicher Ausstattung geliefert werden. Unter den neueren Bändchen fällt zunächst eine durchaus originale Leistung, Borinskis „Deutsche Poetik“ ins Auge. Borinski hat sich als Historiker der Poetik längst einen guten Namen gemacht; dass er mit alter Schablone sich nicht begnügen werde, konnte man von Anfang überzeugt sein. Er handelt sein Thema in vier Capiteln ab. Dem Dichter und seinem Werke ist das erste gewidmet, das zweite und dritte den inneren und äußeren Mitteln der Dichtung, das vierte bespricht die Gattungen der Dichtkunst. Weitaus die interessantesten Capitel sind die ersten beiden. Schon die an den Anfang gestellte Definition der Poetik unterscheidet Borinskis Büchlein in sympathischer Weise von vielen seiner Vorgänger: „Poetik ist Lehre von der Dichtung. Eine Lehre der Dichtung, wie poesiefremde Menschen in poesielosen Zeiten sie sich vorstellen, gibt es noch weniger, als Lehre irgendwelcher anderer Kunst oder rein geistiger, selbständig schaffender Thätigkeit.“ Die Definition scheint uns ja selbstverständlich, und doch genügt ein Blick in die landläufigen Schulpoetiken, um sie als nothwendig, nützlich und förderlich erkennen zu lassen. Meinen vollen Beifall hat ein der Phantasie, dem „poetischen Wahnsinn“ gewidmeter Paragraph. Mit Recht macht er gegen die „philiströse Anschauung unserer Zeit“, d. h. gegen Lombroso, Front, der Phantasie und Wahnsinn in eins setzt. Übersichtlich handelt Borinski von den ästhetischen Schlagworten und Antithesen, von den Begriffsgegensätzen naiv und sentimentalisch, Idealismus und Realismus, classisch und romantisch. Schade, dass er in sichtlicher Voreingenommenheit den Naturalismus nur nach den ärgsten Auswüchsen einer irregehenden Theorie beurtheilt. Die Großmeister des sogenannten Naturalismus haben in ihren Schöpfungen sich der Natur nie so gegenübergestellt, wie Borinski es in den §§. 9 und 10 darlegt. In dem Abschnitte von den inneren Mitteln der Dichtung sei besonders auf die umfassende Abhandlung über Mythologie hingewiesen. Gut wird die poetische Bedeutung der Vergleichung dargethan. Durchaus gewinnt der Leser den Eindruck, dass Borinski die ihm vorliegenden Probleme consequent durchdenkt und nicht von Fall zu Fall sich sein Wissen von fremder Hand darbieten lässt. Mag darum auch diese oder jene Äußerung, diese oder jene Behauptung Widerspruch erfahren, immerhin muss die scharfsinnige Leistung auf einem schwierigen Gebiete, das manchem schon böse Nachrede eingetragen hat, dankbar anerkannt werden. Ich kann hier nicht bei einzelnem länger verweilen; aufgefallen ist mir nur die Etymologie von Sarkasmus: „Vom griech. σάρξ Fleisch, „ätzender Hohn.“ Unmittelbar ist das Wort wohl an σαρκάζω anzuknüpfen, dessen



gegen ähnliche Versuche gehalten, wird sein Büchlein noch immer ehrenvoll bestehen können. Gewiss verfolgen ja Schullehrbücher, wie Lyons „Abriss“ (9) oder Kummers und Stejskals „Leitfaden“ (11) andere Ziele. Dennoch gewinnt man aus Kochs Darstellung, insbesondere auf dem Gebiete moderner Literatur, eher den Eindruck einer Geschichte, während bei jenen beiden das biographische Moment überwiegt, oder gar gelegentlich nur Namen und Titel in Rubriken gebracht sind. Die neueste Dichtung geht da wie dort leer aus. Freilich der Missgriff, Anzengruber mit wenigen Zeilen zu bedenken und Hamerling einen langen Abschnitt zu gönnen, bleibt dem österreichischen Lehrbuche vorbehalten. Doch auch Max Koch hat die neuere Dichtung dem Wunsche geopfert, in Wagners Werken einen Abschluss seiner Darstellung zu gewinnen. Er war ja nicht durch Lehrpläne und amtliche Vorschriften gebunden und hätte nicht nöthig gehabt, in verblüffender Zusammenstellung zu schließen: „Ob sie (d. h. Bleibtreu, Heinr. Hart, Sudermann, Hauptmann, Rich. Voß, v. Roberts, O. E. Hartleben, Kretzer) und andere, wie Detlev v. Liliencron, Wolfgang Kirchbach, W. Arent, Marie v. Ebner-Eschenbach den Anfang einer neuen lebensvollen Kunstentwicklung oder nur den Niedergang der alten anzeigen, lässt sich heute noch nicht entscheiden.“ Ehe man ganz unvergleichbare und völlig verschiedene Künstler und Nichtkünstler in so bunter Reihe zusammenthut, wäre wohl besser, ihrer gar nicht zu gedenken. Muncker hat das letzte Capitel von Lyons „Abriss“ scharf getadelt (Bll. f. b. Gymn.-W. 1894, S. 483 ff.) und völlige Umarbeitung gefordert. Ich für meinen Theil verzichtete gern auf die letzte Seite von Kochs Buche. Kummer und Stejskal machen viel früher Halt, als Koch und Lyon. Dennoch sollten auch sie auf gesichertem Boden Besseres bieten. Die neuere norddeutsche Epik ist denn doch nicht mit Auerbach, Kinkel, Freytag, Jordan, Scheffel, Dahn und Ebers, die österreichische mit Sealsfield, Ebert, Stifter und Rosegger abzuthun. Wer dem Cethegus Caesarius von Dahn drei Zeilen widmet, der sollte doch auch die Gestalten echter lebender Dichter nicht ganz unter den Tisch fallen lassen. Die Darstellung der älteren Partien betreffend möchte ich nur fragen, warum Kummer und Stejskal noch immer mit dem Begriffe „ostgermanisch“ arbeiten und warum sie den Göttinger Hain nach dem Sturm und Drang ansetzen.

Zum Abschlusse sei noch auf die „Deutsche Heldensage“ hingewiesen, die unser trefflicher und kenntnisreicher Landsmann O. L. Jiriczek in die „Sammlung Göschen“ gestiftet hat. Brauchbar und empfehlenswert ist auch L. Parisers Anthologie aus Seb. Brant, Luther, Hans Sachs und Fischart, ganz vorzüglich Ellingers „Kirchenlied und Volkslied“. Auch der Literarhistoriker wird gern diese von Opitz bis Gellert reichende Anthologie zur Hand haben wollen, insbesondere aber gern von dem ausgezeichneten Kenner sich über das Volkslied des 17. und 18. Jahrhunderts

[illegible] Gilliéron zur Einführung ins Mittelhochdeutsche [illegible] Ausgabe von der Nibelunge Not ist bereits in zweiter, [illegible] Bearbeitung erschienen.

Wien. Oskar F. Walzel.

Théodore Reinach, Mithradates Eupator König von Pontos. Mit Berichtigungen und Nachträgen des Verfs ins Deutsche übertragen von A. Goetz. Leipzig, Teubner 1895. XVIII u. 488 SS. Mit 3 Karten und 4 Heliogravuren. Preis 12 Mk.

Man muss es mit Freude begrüßen, dass die verdiente Teubnersche Verlagshandlung die Hand bot, um das ausgezeichnete Werk Th. Reinachs, dessen Bedeutung von der französischen Akademie durch Verleihung eines Preises anerkannt wurde, ins Deutsche zu übertragen.

Es bedarf nicht langer Auseinandersetzungen, um an die Vorzüge des Buches, die gleich nach dessen Erscheinen von allen Seiten zugegeben wurden, zu erinnern. Es ist die erste Monographie über Mithradates, dessen historische Stellung bis dahin nicht in genügender Weise gewürdigt werden konnte, weil seine Thaten nur als Episode in der Ausbreitung der Römerherrschaft gefasst wurden, während er doch erst als Erscheinung der hellenistisch-orientalischen Geschichte die richtige Würdigung im großen Zusammenhang erhält. Seine geschichtliche Bedeutung und die Wandlung, die mit Mithradates infolge der Ereignisse vorgieng, wird von dem Verf. in der Vorrede mit wenigen sicheren Strichen bestimmt; was da gewissermaßen als Programm aufgestellt ist, erfährt seine eingehende Behandlung in der darauffolgenden Schilderung der Einzelheiten. Kann somit R. in der Fragestellung, die bei jeder wissenschaftlichen Arbeit von einschneidender Wichtigkeit ist, auf ungetheilte Zustimmung rechnen, so gilt dies nicht minder von der Durchführung seines Themas. Sie ist ausgezeichnet durch die vollständige Beherrschung des Stoffes, sowohl der literarischen Quellen, als der Inschriften und besonders der Münzen; diese gerade für die behandelte Zeit so wichtige Denkmälerclasse ist zum erstenmale von R. in umfassender Weise für seine Zwecke herangezogen und schon in einer früher erschienenen Schrift *(Trois Royaumes de l'Asie Mineure.* Paris 1888*)* verarbeitet worden. Wie sehr R. zur Grundlegung seiner Darstellung sich mit den subtilsten Fragen der Quellenkritik beschäftigte, zeigt am besten der Anhang S. 411 ff.; der Abschnitt über Appian S. 445 ff. ist gegenüber der französischen Originalausgabe gründlich umgearbeitet. Dieser eindringenden Behandlung der Quellen ist der weite, im besten Sinne historische Blick des Verf.s ebenbürtig; und dazu kommt die geistvolle und fesselnde Darstellung, die, trotzdem sie es oft mit recht verwickelten Einzelheiten zu thun hat, nirgends das große

Ganze aus dem Auge verliert und dem Leser vielfachen Genuss, niemals Ermüdung bereitet. Am Glänzendsten entfaltet sich nach meinem Empfinden die Kunst R.s in den Charakteristiken der hervorragenden Persönlichkeiten: ich verweise auf die feine Art, mit welcher die nicht leicht zu begreifende Individualität Sullas erfasst ist (S. 147 ff.), und vor allem auf die den Mittelpunkt des Buches bildende Schilderung Mithradats selbst, des 'hellenischen Sultans' (S. 272 ff.). Auch der Gestaltung von Mithradats Reich hat R. eingehende Aufmerksamkeit zugewandt (S. 206 ff.). Das Capitel über die 'Regierung' besitzt eine über den speciellen Stoff hinausgehende Bedeutung und ist als Beitrag zu der bis jetzt wenig in Angriff genommenen Frage nach der Organisation der hellenistischen Reiche neben die bekannten Arbeiten von Lumbroso über Ägypten zu stellen.

Die vorliegende deutsche Übersetzung hat ihren selbständigen Wert, da sie, wie R. in dem Vorwort hervorhebt und jeder sich aus dem Vergleich mit dem französischen Original überzeugen kann, gegenüber dem letzteren als Neubearbeitung gelten muss. Nicht nur merkt man in kleinen Dingen überall die sorgfältig nachbessernde Hand des Verf.s, sondern es sind auch einzelne Theile vollständig neugestaltet: so das erste Capitel, welches sich mit der schwierigen Frage nach dem Ursprung des Mithradatischen Geschlechtes befasst — eine Frage, die in jüngster Zeit unabhängig von diesen Ausführungen R.s auch von J. Marquart im Philologus N. F. 8, 489 ff. behandelt wurde — und vieles in dem zweiten Capitel (Pontos vor der Herrschaft der Mithradatendynastie). Die Übersetzung von Dr. A. Goetz ist, soweit ich nach eingehender Vergleichung mit dem Original urtheilen kann, ganz vortrefflich: sie zeigt sich nicht bloß als zuverlässig, sondern strebt auch mit Erfolg darnach, den charakteristischen Stil und die Färbung der Vorlage wiederzugeben, ohne dem Geiste der deutschen Sprache Gewalt anzuthun; nur hie und da trifft man auf ungewohnte Bildungen, wie S. 320 'entdoppelt' für 'getheilt' und S. 311 auf das unschöne Wort 'requisitionieren' (nach dem französischen *requisitionné*). Auf S. 307 scheint mir die Übersetzung nicht ganz den Sinn des Originals wiederzugeben, wenn der Satz: *les derniers Séleucides furent, il est vrai, trop fiers, pour accepter comme suzerain le descendant des lieutenants de leurs ancêtres* (S. 312 der französischen Ausgabe) übersetzt wird: 'Allerdings waren die letzten Selenkiden zu stolz, um als ihren Lehnsherrn den Abkömmling der Unterthanen ihrer Vorfahren anzuerkennen'; richtiger sollte es heißen 'der Stellvertreter' oder 'Statthalter', der charakteristische französische Ausdruck '*Lieutenant du roi*' ist in seiner Bedeutung bekannt und Artaxias, der Vorfahr des Tigranes, war Statthalter der Seleukiden gewesen (S. 95). Um noch eine Einzelheit zu berühren, so hätte ich es für besser gehalten, wenn auf der der deutschen Bearbeitung beigegebenen Karte wie auf der-

jenigen des Originals die Gebirgszüge, wenigstens in Umrissen, angegeben worden wären, da dadurch das Verständnis von Mithradates' Feldzügen sehr erleichtert wird.

Das Bestreben des Teubner'schen Verlages, hervorragende Werke des Auslandes durch gute, von Fachmännern besorgte Übersetzungen dem deutschen Publicum leichter zugänglich zu machen, wie es sich in diesem Buche und der bald darauf erschienenen deutschen Bearbeitung von Freemans Geschichte Siciliens Bd. I (durch B. Lupus) offenbart, verdient ungetheilte Anerkennung und wird hoffentlich auch über diese beiden Werke hinaus Fortsetzung finden; wie herzlich schlecht es bisher bei uns in dieser Hinsicht bestellt war, ist bekannt, es genügt ein Hinweis auf die ganz unzulängliche Meissner'sche Übersetzung von Grotes Griechischer Geschichte.

Prag. H. Swoboda.

Pöhlmann Robert, Geschichte des antiken Communismus und Socialismus. I. Band. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1893. XVII u. 618 SS.

Das allgemeine Interesse für sociale Probleme hat zur Folge, dass deren Geschichte erforscht und deren Erscheinungsform im classischen Alterthum aufgesucht wird. Im Interesse der classischen Alterthumswissenschaft ist dies mit Freude zu begrüßen, weil dadurch einerseits unsere Kenntnis des antiken Lebens und Denkens bereichert und vertieft, andererseits der Beweis erbracht wird, dass auch auf diesem Gebiete die griechischen Denker richtunggebend waren und dass die meisten der jetzt maßgebenden socialen Ideen und Schlagwörter von den Griechen bereits gekannt und ausgesprochen wurden, so dass auch hier die Alten als unsere Lehrmeister zu betrachten sind und dass wir keineswegs berechtigt sind, dieselben hinter uns zu lassen, die Schule zu hüten.

Im vorliegenden Werke, dessen erster Band erschienen ist, unternimmt es der Verf., eine Geschichte der Einrichtungen und Theorien zu geben, die man als socialistisch und communistisch zu bezeichnen pflegt. Die Geschichte der Theorien nimmt den weitaus größeren Raum ein, da das, was von communistischen Einrichtungen berichtet wird, sich häufig als bloße Legende erweist, die sich unter dem Einflusse socialistischer Theorien ausgebildet hat und als Ausfluss frommer Wünsche zu betrachten ist.

Der Stoff wird vom Verf. in vier Capiteln von sehr ungleichem Umfange behandelt, die wieder in mehrere Abschnitte zerfallen. Das erste Capitel (S. 3—146) behandelt den „Communismus älterer Gesellschaftsclassen. Wahrheit und Dichtung." Nach einigen einleitenden Bemerkungen über den Communismus der Urzeit wird die Frage der Feldgemeinschaft bei Homer besprochen (S. 17—46) und überzeugend nachgewiesen, dass das wirtschaftliche Leben in

den homerischen Gedichten durchaus die Einrichtung des Privateigenthums an Grund und Boden zeige. Der Communistenstaat auf Lipara, von dem Diodor V. 9 berichtet, ist keineswegs ein Rest ursprünglicher Einrichtungen, die die Colonisten aus ihrer Heimat (Knidos und Rhodos) mitbrachten, sondern aus den ganz besonderen Lebensbedingungen dieses Staates erwachsen. Ebensowenig darf man aus dem ohnehin legendenhaften Communismus der Pythagoreer in Großgriechenland auf ursprünglich allgemeine Gütergemeinschaft in diesen Gegenden schließen.

Die spartanischen und kretischen Syssitien (S. 58—78) werden als politische, gesellschaftliche Institution nachgewiesen, die dem militärischen Staatstypus entspricht, welchen namentlich Sparta repräsentiert. Auch hierin ist kein Rest ursprünglicher Gütergemeinschaft zu erblicken, da ja starke Vermögensunterschiede in Sparta bereits im 7. Jahrhunderte nachzuweisen sind. Die kretisch-spartanische Agrarverfassung beruht ebenfalls auf dem Privateigenthum, welcher Begriff hier allerdings sich nicht ganz mit dem modernen Begriffe des uneingeschränkten Eigenthumsrechtes deckt. Der Boden wird nach der Eroberung aufgetheilt, und es soll die Gütergleichheit (nicht Gütergemeinschaft) möglichst gewahrt werden, was aber keineswegs in vollem Maße gelingt.

In dem Abschnitte „Der Socialstaat der Legende und das socialistische Naturrecht" (S. 104—146) führt der Verf. den schon von Grote und anderen ausgesprochenen Gedanken aus, dass die lykurgische Verfassung eine Construction der socialen Reformbestrebungen des 4. Jahrhunderts ist, und weiß denselben mit neuen und interessanten Argumenten zu stützen. Die Schwärmerei für den Naturzustand wie für Naturvölker wird sehr hübsch dargestellt und auf die interessante Thatsache aufmerksam gemacht, dass Dikäarchs *Βίος Ἑλλάδος* direct Rousseau beeinflusst hat (S. 113). Ebenso wird das Unhistorische dieser Construction treffend nachgewiesen, Ephoros als Haupturheber hingestellt, dessen Musterstaat Sparta mit dem Idealbilde Altathens große Ähnlichkeit hat, welches Isokrates der Lehrer des Ephoros im Panegyricus entworfen hat.

Das zweite Capitel (S. 146—264) trägt die Überschrift „Die individualistische Zersetzung der Gesellschaft und die Reaction der philosophischen Staats- und Gesellschaftstheorie". Der Ausdruck „individualistische Zersetzung" ist nicht glücklich gewählt. Wenn das wirtschaftliche Leben in Griechenland sich in historischer Zeit durchaus auf dem Boden des Privateigenthums bewegte, so war dasselbe immer individualistisch, und man kann vom Individualismus nicht als einem neuen und zersetzend wirkenden Momente sprechen. Richtig ist vielmehr, dass im Laufe des 5. Jahrhunderts durch das rasch aufblühende politische und wirtschaftliche Leben namentlich Athens die Individualität des Menschen sich mächtig entwickelte und vielfach gegen die conventionellen Schranken der

Sitte, der Religion und des Staates sich auflehnte. Damit häng allerdings auch zusammen, was der Verf. richtig hervorgehobe hat, dass das Interesse des einzelnen, sowie das besonderer Ge sellschaftsclassen oft ein anderes ist als das des Staates und das demgemäß die politische Macht zur Befriedigung dieser Sonder interessen missbraucht wird. Der Abschnitt „Individualistisch Tendenzen" (S. 146—156) stellt jedoch die Sache so dar, als o der politische Egoismus erst im 5. und 4. Jahrhunderte sic geltend machte, was mit den historischen Thatsachen nicht überein stimmt. Auch ist gerade in diesem Abschnitte das Wort „social" in ganz verschiedener Bedeutung gebraucht. S. 148 wird von „socialen Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnissen" gesprochen wo „social" offenbar so viel bedeutet als das Interesse einzelne Gesellschaftsclassen fördernd. Dagegen heißt es S. 183 dass „die höheren socialen Gefühle dem Bewusstsein weiter Kreise in hohem Grade verloren gegangen waren", und hier bedeutet „social" offenbar wiederum das, was im Interesse der ganzen Gesellschaft gelegen ist. Das Buch würde entschieden ge winnen, wenn an die Stelle dieser nicht ganz klaren und nicht immer richtigen Bemerkungen eine auch das Inschriftenmateri berücksichtigende Darstellung der wirtschaftlichen Entwicklun träte, welche zeigte, wie die Gegensätze von reich und arm en standen und wie dieselben den immer vorhandenen politischen Egoismus zu rücksichtsloser und unverhüllter Bethätigung gebrac haben. Die geistigen Strömungen, die dabei mitgewirkt habe sind jetzt in Gomperz' „Griechische Denker" I S. 306 ff. meist haft dargestellt.

In den folgenden Abschnitten ist wiederum der Kampf d idealistischen Socialphilosophie gegen die Grundlagen der bestehend wirtschaftlichen Rechtsordnung vortrefflich geschildert. Besonde glücklich wird dabei das achte Buch des platonischen Staates ve wertet, und es geht aus Pöhlmanns Darstellung mit überraschend Deutlichkeit hervor, dass alle die Vorwürfe der modernen Soci demokratie gegen die herrschende Gesellschaftsordnung schon Alterthum erhoben werden. Das arbeitslose Einkommen wird sch von Plato als ein „drohnenhaftes Dasein" gebrandmarkt (κηφηνώδη gegen den Capitalismus, gegen Zinserträgnis, gegen das Ge überhaupt wird ebenso wie heute gepredigt, und man sieht, w das Gedankenrüstzeug der Modernen fast vollständig im alt Hellas geschmiedet wurde.

An diese Erörterungen schließt sich sehr passend das drit Capitel (S. 264—610), das umfangreichste und zugleich bedeutend des Buches, in welchem die „Organisationspläne zum Aufbau ein neuen Staats- und Gesellschaftsordnung" besprochen werden. D Verf. beginnt mit Phaleas von Chalcedon (S. 264—269), dess Staatsideal wir aus Arist. Polit. II 4 kennen. In seiner Kri des Phaleas macht Aristoteles daselbst (II 4, 1267 b 13) ei

Bemerkung, in welcher Pöhlmann an einer früheren Stelle (S. 183) das moderne Schlagwort „laissez-faire“ zu finden glaubt. Darin hat Gomperz einen argen Missgriff gefunden und E. Szanto hat ihm in seiner Besprechung des P.schen Buches zugestimmt. (Archiv für sociale Gesetzgebung und Statistik 1895, S. 308 ff.) Ich möchte nun den Verf. hier in Schutz nehmen. Die Sache verhält sich so: Aristoteles wirft dem Phaleas vor, er habe in seinem Staatsideal die Besitzgleichheit nur für den Grundbesitz ausgesprochen, es gebe doch aber auch Reichthum, der in beweglicher Habe besteht, an Sclaven, an Vieh und Geld. Man müsse nun in allen diesen Gütern Gleichheit des Besitzes herstellen, oder das Maß des erlaubten Besitzes festsetzen, oder alles lassen (ἢ πάντων οὖν τούτων ἰσότητα ζητητέον, ἢ τάξιν τινὰ μετρίαν ἢ πάντα ἐατέον). Dieses πάντα ἐατέον heißt also so viel, als jedes Eingreifen des Staates in das wirtschaftliche Leben unterlassen, und ganz dasselbe verlangt das „laissez-faire“. Dass Aristoteles an dieser Stelle weder für noch gegen das πάντα ἐατέον sich ausspricht, ändert ja nichts an der Bedeutung des Satzes.

Es folgt nun die eingehende und ergebnisreiche Darstellung vom Vernunftstaate Platos (S. 269—476). Der Verf. hat es vortrefflich verstanden, aus den nach unseren Begriffen viel zuweit gehenden Forderungen Platos die richtigen und auch für die Gegenwart bedeutenden und wertvollen Grundgedanken herauszuschälen, und das verleiht seiner Darstellung bleibenden Wert. Der oft belächelte Satz, dass die Philosophen herrschen, oder die Herrscher philosophieren müssen, enthält die in der Gegenwart vielfach durchgeführte Forderung, dass die zur Regierung berufenen Organe dazu eigens vorgebildet und geschult sein müssen. Ebenso wird die Unabhängigkeit des Beamtenstandes, das Vorangehen der Berufspflicht vor jedem Privatinteresse, auch vor den Familienpflichten, im platonischen Staate gefordert, und wenn die Art der Durchführung dieser Principien in Platons Utopie zu radical erscheint, so ändert dies nichts an der Richtigkeit und Wichtigkeit des Grundgedankens.

Gegen den schon von Aristoteles und dann auch von neueren Forschern erhobenen Vorwurf, Platon habe die Bürgerclasse seines Staates vernachlässigt und sich um deren Wohl und Wehe nicht gekümmert, nimmt der Verf. den Philosophen sehr wirksam in Schutz. Die detaillierte Regelung des wirtschaftlichen und socialen Lebens des dritten Standes hat Plato mit voller Absichtlichkeit der Einsicht der Herrschenden überlassen, derjenigen Herrscher freilich, die, wie es der Idealstaat fordert, die höchste intellectuelle und moralische Qualification zum Herrscherberuf erworben haben (vgl. bes. Plato de re p. 298 a). Der Staat hat ferner das Glück aller im Auge, und die Bedeutung des Gewerbestandes für diesen Zweck hat Plato durchaus nicht übersehen.

Besonders gelungen scheint mir der Abschnitt „Zur geschic
lichen Beurtheilung der Politeia“ (S. 421—476). Hier wird
Gehalt des Werkes an bleibenden Ergebnissen ebenso licht
dargestellt, wie die zweifellosen Verirrungen der platonischen Sta
philosophie. Zu den letzteren gehören besonders die falsc
Schlussfolgerungen, welche Plato aus der Auffassung des Sta
als eines Organismus gezogen hat. Das Richtige und das
kehrte dieser Auffassung hat der Verf. S. 458 ff. sehr treff
auseinandergesetzt. Während nämlich die höhere Entwicklung
Organismus zu immer stärkerer Concentration des Lebens in ein
Organe führt, hat die Entwicklung des Staates eine immer wei
gehende Verselbständigung der einzelnen Theile zur Folge.

Auch die nun folgende Darstellung des Gesetzesstaa
(S. 477—581) verdient alle Anerkennung. Die psychologisch
und geschichtlichen Voraussetzungen der *Νόμοι* werden sehr rich
gegeben und dann der Reihe nach die socialökonomischen Grundlag
die Lebensordnung des Bürgerstandes, die Verfassung des Gesetz
staates besprochen. Trotz des deutlich ausgesprochenen Verzich
auf den Idealstaat und der oft pessimistisch gefärbten Anerkennt
der menschlichen Unvollkommenheit sind doch die Grundsätze
νόμοι dieselben wie in der *πολιτεία*.

Die kürzere Besprechung des aristotelischen Staatsid
(S. 581—610) ergibt, dass trotz der Verschiedenheit des Princ
und der entschieden individualistischen Tendenz des Aristot
seine sachlichen Forderungen doch vielfach mit denen Pla
übereinstimmen, was sich daraus erklärt, dass beide die Gerech
keit sich zum Ziele setzen. Eine kurze Besprechung von Z
Weltstaat, dessen kosmopolitischer Charakter gebürend gewür
wird, schließt den vorliegenden ersten Band.

Im einzelnen möchte ich noch kurz Folgendes bemer
S. 125. Thuk. II 1 (nicht 2, wie der Verf. citiert) bedeutet
κόσμῳ nur taktische Einheit des Heeres, nicht Staatsbewusst
S. 318 wird das bekannte Citat aus Schillers Glocke „V
denen, die dem ewig Blinden des Lichtes Himmelsfackel le
als ein Spruch Goethes bezeichnet. S. 451. „Dass die
lichste Einsicht in die Verkehrtheit des Willens dennoch an s
Natur nichts zu ändern vermag“ ist zu stark. Intellect und
bilden nicht Gegensätze, sondern zwei Reihen des psychis
Geschehens, deren Wechselwirkung durch geeignete Schulung er
werden kann.

Von Druckfehlern ist mir nur S. 155 „unterworfen“
„entworfen“ aufgefallen.

Im ganzen muss man sagen, dass durch Pöhlmanns
unsere Kenntnis des classischen Alterthums entschieden bereic
wird. Der Verf. verfügt über eine große philologische, historis
nationalökonomische und philosophische Bildung und besitzt
reiche Belesenheit namentlich auch in der neueren volkswirtsc

lichen Literatur. Wir sehen der Fortsetzung seines Werkes mit Spannung entgegen.

Wien. W. Jerusalem.

Wilhelm Jerusalem, Die Urtheilsfunction. Eine psychologische und erkenntniskritische Untersuchung. Wien u. Leipzig, Wilh. Braumüller 1895. 269 SS.

Die Wissenschaft der Logik hat allen Grund, sich dieser neuesten Gabe des rührigen Verf.s zu freuen. Die an die Function des Urtheilens sich knüpfenden Probleme haben meines Wissens eine so umfassende und streng systematische Behandlung bisher noch nicht gefunden. Durch diese Monographie hat sich der Verf. den Anspruch erworben, fürderhin bei der Erörterung logischer Fragen gehört zu werden.

Jerusalem will durch „eingehende psychologische Analyse" des Urtheilsactes die nöthige Grundlage gewinnen für die Untersuchung seiner logischen und erkenntnistheoretischen Bedeutung, ja ihm scheint die Psychologie des Urtheilsactes die Grundlage und Vorbedingung für die gesammte theoretische Philosophie zu sein. Die Untersuchung zerfällt in sechs Abschnitte: 1. Bedeutung des Urtheilsproblems (Gegenstand und Aufgabe der Untersuchung; psychische und physische Phänomene; analytische, genetische und biologische Psychologie; logische und grammatische Bedeutung des Urtheilsproblems; philosophische Bedeutung des Problems). — 2. Historisch-kritische Übersicht (das Urtheilsproblem in der griechischen Philosophie, in der Scholastik, in der neueren Philosophie; die gegenwärtig herrschenden Theorien). — 3. Ursprung und Elemente der Urtheilsfunction (Vorstellen und Urtheilen; Gefühls- und Willenselemente im Urtheil; die Sprache und das Urtheil). — 4. Entwicklung der Urtheilsfunction (das Subjectswort, Benennungsurtheile; Entwicklung des Prädicats, Impersonalia; Erinnerungs- und Erwartungsurtheile; Begriffe und Begriffsurtheile; Beziehungen und Beziehungsurtheile; Urtheile über psychische Phänomene; selbsterzeugte und überlieferte Urtheile, die Frage). — 5. Geltung des Urtheils (Wahrheit und Irrthum im Urtheile, die Negation; Glaube und Urtheil; Existenzbegriff und Existentialurtheile, die Copula; Wahrnehmung und Urtheil). — 6. Erkenntniskritische Bedeutung der Urtheilsfunction (Psychologie und Erkenntniskritik, der kritische Idealismus; Avenarius' Kritik der reinen Erfahrung; Urtheilsfunction und Weltbegriff).

Schon diese Übersicht der Capitelüberschriften gewährt eine Vorstellung von dem reichen Inhalte des Buches. Da es in diesem Berichte unmöglich ist, der Untersuchung Schritt für Schritt zu

folgen, so mag sofort jener Abschnitt herausgehoben werden, welcher die Urtheilstheorie des Verf.s aufrollt. Nach Jer. ist Urtheilen ein Formen und Gliedern eines ursprünglich als verworrenes Ganzes gegebenen Vorganges; der durch das Urtheilen geformte und gegliederte (also beurtheilte) Vorgang ist entweder durch Wahrnehmung oder Erinnerung oder Phantasiethätigkeit gegeben. Hiebei unterscheidet der Urtheilende im Gegebenen etwas Ruhendes, Bleibendes, Beharrliches und etwas Vorübergehendes; er fasst das Gegebene als „Kraftcentrum" auf, von dem diese oder jene Wirkung ausgeht. Das sei der ursprüngliche Sinn der Subjects- und der Prädicatsfunction: das Subject ein Träger oder Ausgangspunkt von Kräften, bezw. Wirkungen, das Prädicat eine dieser Wirkungen. So fasst Jer. die Kategorie: Ding — Eigenschaft (Thätigkeit, Zustand). Die so charakterisierte Urtheilsfunction habe sich aber erst aus einem primitiveren Stadium entwickelt, wo der Urtheilende, geleitet durch den von ihm unmittelbar erlebten Nexus zwischen seinen Willensimpulsen und seinen Handlungen, in das „Ding" einen Willen verlegt und dessen „Eigenschaft" als vom Dinge gewollt auffasst. Auf diesem Standpunkte der Allbelebung und Allbeseelung steht der Naturmensch und das Kind. Die anthropomorphische Deutung und Gliederung des gegebenen Vorganges wird indes vom Culturmenschen allmählich überwunden und macht einer abstracteren Auffassung platz: aus dem beseelten, wollenden Dinge wird ein wirkungsfähiges „Kraftcentrum", dessen Begriff sich im Verlaufe der Verfeinerung unseres Denkens überhaupt immer mehr verfeinert oder abschwächt. Das ursprünglich durch und in der sinnlichen Erfahrung ins Spiel gesetzte Grundschema wird allmählich auch auf andere Gebiete übertragen und modificiert sich darnach. Von besonderer Wichtigkeit für die Folgerungen des Verf.s ist noch, dass das im Wahrnehmungsurtheile gemeinte Ding „nach der in der Wahrnehmung selbst liegenden Tendenz" „als etwas Selbständiges, unabhängig von mir Existierendes" aufgefasst wird. (Vgl. S. 186 „Das Urtheil aber enthält mehr" usw.). Jer. adoptiert für die Übertragung eines Willenscentrums in die Dinge und Vorgänge der Außenwelt aus Avenarius' „Weltbegriff" den Terminus „Introjection" und möchte seine Urtheilstheorie am liebsten Introjectionstheorie nennen (S. 244).

Ich war bemüht, im Vorstehenden die Theorie kurz zusammengefasst darzustellen, während der Verf. selbst den Typus des Urtheilsactes zunächst aus den Wahrnehmungsurtheilen ableitet, sodann aber, bedächtig vorschreitend, denselben Typus an allen anderen Arten von Urtheilen nachweist. Ob ich mit meiner Darstellung die wahre Meinung des Verf.s getroffen habe, könnte mir zweifelhaft werden, wenn ich folgende zwei Stellen vergleiche:

S. 82. „Durch das Urtheil wird der ganze Vorstellungscomplex, der unzergliederte Vorgang dadurch geformt und gegliedert, dass der Baum als ein kraftbegabtes, einheitliches Wesen hingestellt

wird, dessen gegenwärtig sich vollziehende Kraftäußerung eben das Blühen ist."

S. 117. „Die ..... dargestellte Entwicklung des Subjectes hat dazu geführt, dass der Mensch in seiner Umgebung selbständige Kraftcentren findet, als deren Wirkungen er die durch Sinneswahrnehmung gebotenen Vorgänge fassen lernt."

Ich hielt mich in der obigen Darstellung an den Sinn der ersteren Stelle, nach der letzteren scheint der ganze Vorgang unter das Prädicat zu fallen. Nach der anderen Seite wieder schwankt der Ausdruck in der Stelle S. 84 fg.: „Während wir beim Vorstellen — mehr oder minder passiv — von der Umgebung afficiert werden, vollziehen wir im Urtheile eine Gliederung und Formung der vorgestellten Vorgänge, indem wir das gegebene Object als Kraftcentrum fassen, das jetzt in bestimmter Weise thätig ist."

Die Entwicklung seiner Theorie hat der Verf. mit einer Fülle höchst anregender Erörterungen verwebt, für die ihm der Grammatiker, der Logiker, der Psychologe und der Erkenntnistheoretiker gleich sehr dankbar sein können; ich hebe nur Einiges hervor: den biologischen Gesichtspunkt bei Beurtheilung der psychischen Phänomene („jedes Urtheil ist an und für sich lustvoll, weil es ein Bedürfnis befriedigt"), das Verhältnis der Logik und Grammatik zum gegebenen Problem, die schöne Parallele zwischen Logik und analytischer Geometrie, die ganze historisch-kritische Übersicht, die Erkenntnis, dass schon die Wahrnehmung selbst ein embryonales Urtheil ist (ein Gedanke, der auch bei Kant anklingt), dass somit ein primitives Urtheilen auch ohne Sprache möglich ist, dass jedoch der Urtheilsact erst im Satze zu seiner vollen Entfaltung gelangt („das Urtheil ist eben eine Synthese von Vorstellungselementen und Articulationsempfindungen, wozu noch Gefühls- und Willenselemente kommen"); den fein geführten Nachweis des Unterschiedes zwischen den Urtheilen „das ist ein Baum" (Benennungsurtheil) und „mein Bruder ist Soldat", wo der Aristotelische Prädicatsdativ und der Instrumentalis der čechischen Sprache herangezogen werden; die scharfsinnige Deutung der Impersonalien; die dankenswerte Gegenüberstellung von Erinnerungs- und Erwartungsurtheilen, wo meines Wissens zum erstenmale das Futurum psychologisch und logisch gedeutet wird; endlich die scharfe Unterscheidung von selbsterzeugten und überlieferten Urtheilen und die eingehende Würdigung des Fragesatzes. Ich stehe nicht an, die eben aufgezählten Erörterungen als wesentliche Förderungen der logischen Forschung zu bezeichnen.

Ein besonderer Vorzug des Buches ist ferner seine Diction und Architektonik: es kommt dem Leser nicht nur durch gewandte, selbst bei den schwierigsten Betrachtungen leichtflüssige Darstellung, sondern auch namentlich dadurch entgegen, dass Schritt für Schritt die gewonnenen Ergebnisse ganz kurz zusammengefasst und so die Übergänge zur folgenden Betrachtung geschaffen werden. Ähnliche

Erleichterung gewährt der das Buch abschließende „Rückblick" (S. 264 ff.). — —

Es wäre geradezu erstaunlich, wenn in einem Werke, das die wichtigsten Grundfragen der Logik und Erkenntniskritik, bezw. Metaphysik aufrollt, der sachkundige Leser sich überall nur zur Zustimmung genöthigt und nirgends zum Widerspruch aufgefordert fühlte. Es sei mir daher gestattet, einige kritische Bemerkungen folgen zu lassen, wobei ich allerdings an diesem Orte auf eingehendere Discussion verzichten muss. Nur bezüglich der erkenntnistheoretischen Cardinalfrage mag es mir vergönnt sein, eine Ausnahme zu machen.

In dem Capitel über psychische und physische Phänomene (S. 4 ff.) drängen sich mir mehrere Bedenken auf. Jer. gibt selbst zu, dass eine genaue Charakteristik der psychischen Vorgänge gegenüber den physischen auf große Schwierigkeiten stößt; mir wenigstens scheint auch er diese Schwierigkeiten nicht überwunden zu haben. Ich fühle z. B. einen Widerspruch in dem Satze (S. 4 f.): „Andererseits vergisst man nur zu leicht, dass uns auch die physischen Phänomene nur (sic) als Bewusstseinsinhalte gegeben sind und somit (sic) in dem Ganzen ihrer Erscheinung psychische Elemente mitenthalten." Auch der Ausdruck „in dem Ganzen ihrer Erscheinung" ist mir unklar geblieben.

Bedenklich scheint mir ferner die Distinction (S. 7 ff.), wornach die physischen Phänomene durch die Gebundenheit an ein Substrat, die psychischen durch ihre Substratlosigkeit charakterisiert sind. Jer. sagt (S. 9): „Was ich behaupte ist nur, dass die denkende Bearbeitung des physischen Geschehens die Annahme eines Substrates unerlässlich, und dass die denkende Bearbeitung der psychischen Vorgänge eine solche Annahme unmöglich macht." Dies ist wohl nur die subjective Auffassung des Verf.s; denn gegen den zweiten Theil dieser Behauptung muss die Geschichte der Philosophie laut protestieren. Der Verf. versichert zwar: „Jedes Substrat, als dessen Thätigkeit wir die Vorgänge unseres Seelenlebens aufzufassen versuchen, zerrinnt uns unter den Händen, und es bleibt hier wirklich nichts übrig, als ein bloßes Geschehen ohne Substrat"; aber genau dasselbe lässt sich von den Atomen behaupten, dem „unerlässlichen" Substrate des physischen Geschehens, zumal wenn sie, was ja auch Jer. in Betracht zieht, als „ausdehnungslose Kraftpunkte" angesehen werden. Inwiefern da noch von einer Substanz oder einem Substrat gesprochen werden könne, ist mir unverständlich. (Vgl. S. 9 unten „während das physische Atom selbst dann als Substanz bestehen bleibt, wenn man ihm Materialität und Ausdehnung abspricht.") „Atom" ist ebenso gut wie „Seele", „Ich", „Bewusstsein" u. ä. ein Hilfsbegriff, der im Dienste einer einheitlichen Naturauffassung und Naturerklärung ganz vorzügliche Dienste leisten mag, aber bei jedem Versuche einer ontologischen Überspannung „uns unter den Händen zer-

rinnt." Dies gilt auch dann, wenn wir anerkennen müssten, dass der Atombegriff etwa dem Seelenbegriffe an wissenschaftlicher Verwertbarkeit weit überlegen ist. Beide entspringen einer That unseres Intellects, dem Seelenbegriffe jedoch weniger Tragkraft zuzumuthen, dazu wird derjenige geneigt sein, dem, wie unserem Verf., alles daran liegt, den Schlingen des bösen „kritischen" Idealismus" zu entgehen. Für die vulgäre Auffassung scheinen sich in den Dingen unserer Umgebung gewissermaßen zwei Welten die Hände zu reichen. Bei den Einzeldingen in ihrer vollen empirischen Bestimmtheit, mit denen wir uns im praktischen Leben unausgesetzt und unmittelbar zu schaffen machen, ist kein Anlass, über den Antheil beider Welten zu grübeln. Beim Atom und bei der Seele steht es anders; hier ist das theoretische Interesse vorwiegend und wir müssen uns genaue Rechenschaft darüber geben, ob und in welchem Sinne dem Atombegriffe eine Atomenwelt als Sache gegenübersteht und zwar mit dem Anspruche, dass der Thätigkeit dieser „Dinglein" „das ganze Weltall sein Entstehen verdankt" (S. 7).

Während Jer. sonst den Apriorismus Kants entschieden ablehnt, entschlüpfen ihm doch hie und da Wendungen, die recht kantisch anmuthen, z. B. S. 104: „Sowie nun ein Vorgang durch zwei Wurzellaute ausgedrückt wird, dann wird von selbst (sic) die eine Wurzel zum Träger der Thätigkeit, zum Dinge, während die andere die Thätigkeit des Dinges bezeichnet." Im Vorausgehenden wird nämlich gesagt, dass die Urmenschen sich ursprünglich durch einzelne Wurzellaute untereinander verständlich machten, wobei jeder für sich allein einen ganzen Vorgang auszudrücken vermochte. Ebenso klingt der Ausdruck (S. 96): „die gestaltende Kraft unseres Intellects."

S. 107 lesen wir, dass Urtheile, deren Vorstellungsinhalt durch sinnliche Wahrnehmung gegeben ist, vom Verf. kurz Wahrnehmungsurtheile genannt werden. Hiermit kann ich nicht zusammenreimen, was S. 108 (oben) gesagt ist: „Das Subjectswort bedeutet nun" (d. h. nachdem die Wurzel, die ursprünglich einen ganzen Vorgang bezeichnete, in Subject und Prädicat auseinandergetreten ist) „nicht mehr den ganzen Vorgang, sondern nur mehr den bereits in der Wahrnehmung als Einheit gegebenen Träger der Thätigkeit". Ich glaube, hier wird der sinnlichen Wahrnehmung zu viel zugemuthet; in ihr soll der Träger der Thätigkeit gegeben sein? Sind denn das Träger-sein und das Thätigkeit-sein nicht die Gedanken des Urtheilenden, die er an den durch sinnliche Wahrnehmung gegebenen Vorstellungsinhalt heranbringt? — Dann heißt es: „Die andere Wurzel bezeichnet nunmehr bloß die Thätigkeit des Dinges und wird so zum Prädicat." Das ist doch nur so zu verstehen: Die andere Wurzel bezeichnet nunmehr bloß einen Theilvorgang als Thätigkeit des Dinges. — Ich vermisse hier ferner den Hinweis darauf, dass bei

...prägten Wahrnehmungsurtheilen das ... nur auf ein Allgemeines, auf ein ...em gegebenen Complexe erkannt wird; ... in den S. 108 gegebenen Beispielen ...asser rauscht usw.) appliciert erst dies ...geben Sinneseindruck (dieser Damm da ...auscht usw.).

...ber erscheint mir folgendes Schwanken ... lesen wir in unmittelbarem Zusammen- ...dieses Ding durch das Subjectswort des voll- ...zeichnet wird, prägt sich der Charakter des ...und Hervorbringer der Thätigkeit viel deut- ...complex, der zum Subjectsworte wurde, ist ...Träger jener Kräfte, die dem Dinge inne- ...wird das Ding durch das Subjectswort be- ...aber ist letzteres der directe Träger jener ...innewohnen. Dieselbe Identificierung sprechen ...0 und je eine Stelle S. 111, 112 und 114 aus. ... S. 138.) Dagegen heißt es S. 111 oben ganz ...das Aussprechen eines Wortes wurden — so wähnte ...dem dadurch bezeichneten Dinge schlummernden ...." So sympathisch mir an anderen Stellen Jer.s ...von der innigen, ganz untrennbaren, solidarischen ...von Sprechen und Denken ist, so muss ich doch die ...weideutig ausgesprochene Identificierung zweier so ...edener Vorgänge missbilligen.

...sprachlicher Natur ist die Beobachtung, dass der Verf. ...den Sprachgebrauch „Laut" für Lautcomplex oder ...sagt.

... 126 und 127, wo von den Impersonalien die Rede ist. ...wohl genauer heißen: „Die räumliche und zeitliche ...ung" usw. (S. 126, 4. Z. v. u.) und „dies räumliche und ...liche Moment" (S. 127 Mitte); ebenso S. 128, 16. Z. v. u. ...es irgendwo und eben jetzt an Geld fehle".

S. 144, 2. Al., ist mir der Sinn des Urtheiles „die Rose ist ..." nicht klar geworden.

S. 156 f. wird behauptet: „Das Subject solcher Urtheile" (d. h. der mathematischen Gleichheitsurtheile) „ist demnach die Gleichheitsbeziehung zwischen den zwei Größen, und das Prädicat ist die Existenz, das Vorhandensein dieser Beziehung". Bald darauf aber: „nur die zwischen ihnen bestehende Beziehung ist nun Gegenstand der Behauptung", d. h. doch wohl der Prädication? Ich kann mich nur der Auffassung anschließen, die der zweiten Stelle zugrunde liegt; denn die erste scheint mir von derselben Willkür und Gewaltsamkeit zu zeugen, die Jer. mit Recht der ...Brentanos vorwirft, dass jedes Urtheil im Grunde auf einen ...tialsatz zurückgehe.

Der Behauptung, dass die mathematischen Beziehungen keineswegs als etwas bloß Gedachtes zu fassen sind, dass sie vielmehr wirkende Kräfte sind und sich in den objectiven Vorgängen als wirksam erweisen, liegt ein mir unverständlicher „Realismus" zugrunde, der wohl über die Tendenzen der Urtheilsfunction im Sinne des Verf.s selbst noch hinausgeht. Soll er vielleicht die Geltung der mathematischen Beziehungsurtheile besser verbürgen helfen?

Die Argumente, die Jer. S. 186 f. aus dem Wahrheitsbegriffe gegen den „neukantianischen" Idealismus schöpft, kann wohl mit mehr Recht der letztere gegen den (transcendentalen oder extramentalen) Realismus geltend machen. Allerdings ist Wahrheit eine Beziehung und zwar die Übereinstimmung des Denkens (D) mit der Wirklichkeit (W), allerdings setzt diese Beziehung verschiedene Glieder voraus. Soll aber diese Beziehung von uns erkannt werden, dann müssen doch beide zu vergleichenden Glieder unserem Bewusstsein gegeben und zugänglich sein, mögen sie sonst noch so verschieden sein. Dieser Forderung kann aber nur auf dem Standpunkte des „kritischen Idealismus" ohne jeden Vorbehalt entsprochen werden. Der Realist gibt wohl zu, dass an dem Zustandekommen von W in seiner empirischen Bestimmtheit das Bewusstsein ebenso betheiligt ist, wie die von ihm (dem Realisten) postulierte extramentale Welt ($W = Bw \times Ew$, wo Bw die Bewusstseinswelt, Ew die extramentale Welt bedeuten möge). Jedoch entlehnt W für ihn seinen erkenntnistheoretischen Wert dem Factor Ew, Bw ist nur der (mentale) Stellvertreter von Ew; darin aber liegt eben die logische Erschleichung, die petitio principii des Realismus. Er setzt immer schon die Wirksamkeit des Factors Ew voraus und glaubt nun eine ganz andersartige Verschiedenheit von D und W proclamieren zu können, als sie für den kritischen Idealisten besteht. Das ist aber die große Selbsttäuschung des Realismus, zu deren Auflösung ich in meiner Schrift „Beiträge zu einer monistischen Erkenntnistheorie" (Breslau 1882) durch den Hinweis auf die verschiedenen Seinsarten innerhalb von Bw, sowie in meiner Abhandlung „Das kategoriale Gepräge des Denkens in seinem Einflusse auf die Probleme der Philosophie, insbesondere der Erkenntnistheorie" (Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philologie, VII. Jahrgang) mein Scherflein beitragen wollte.[1]) Die Beweislast fällt auf den, der den Factor Ew annimmt. Statt diesen schlechterdings unmöglichen Beweis zu liefern, beruft man sich auf den gesunden Menschenverstand, auf den vulgären Glauben an eine Außenwelt, auf die wir ja nur die Sinnesorgane zu richten brauchen, um ihrer gewahr zu werden,

[1]) Auch bei Jer. klingt der Gedanke von erkenntnistheoretisch verschiedenen Seinsspecies an, wenn er S. 219 sagt: „Wir gehen zunächst von der unzweifelhaften Thatsache aus, dass die durch den Tastsinn vermittelten Wahrnehmungen für uns die größte (sic) Realität haben."

ein Standpunkt, der bei der durchgängigen Coordination unseres Leibes mit jener Außenwelt im praktischen Leben unentbehrlich ist, deshalb aber noch keinen Anspruch darauf hat, in dieser oder jener sublimierten Form in die Erkenntnistheorie hinübergenommen und dort als „selbstverständliche" Prämisse verwendet zu werden. Vor dem Forum der Logik muss dieser Standpunkt hier — wie ja Jer. selbst zugibt — sich als Täuschung entpuppen. W könnte mit unserem Monde verglichen werden, der uns infolge seiner Achsendrehung immer dieselbe Seite zukehrt, so dass wir bezüglich der Beschaffenheit des unsichtbaren Oberflächenstückes ewig im Ungewissen bleiben müssen. Wie jeder Vergleich, hinkt freilich auch dieser, da die sichtbare und die unsichtbare Mondoberfläche unseren Denkmitteln gegenüber ein ganz anderes Verhältnis haben, als es bei Bw und Ew der Fall ist. Trotzdem möchte ich die Lage des Realisten gegenüber seiner „extramentalen" Welt auch wieder durch einen Vergleich kennzeichnen: er erscheint mir wie ein Vater, der einen seiner Söhne als solchen nicht anerkennen will, trotzdem aber viel mehr Mühe und Sorgfalt und Mittel auf die allseitige Ausbildung desselben aufwendet, als er es bei dessen Geschwistern für nothwendig findet; endlich beugt sich der Vater in Demuth vor seinem verleugneten Sohne als einem vollkommeneren Wesen.

Jer. sucht recht originell und scharfsinnig den kritischen Idealismus als Ergebnis einer Hypertrophie des Erkenntnistriebes zu erweisen. In kräftigen Strichen schildert er S. 233 die Consequenzen dieser idealistischen Überspannung der Weltauffassung: der Wert der Erkenntnis müsse dabei aufhören, eine Zerstörung des Denkorganes sei unausweichlich. Ich bin nicht so pessimistisch und bin auch nicht geneigt, in Sachen consequenter Logik mir selbst eine ἐποχή aufzuzwingen. Dass die Folgerungen, die zum erkenntniskritischen Positivismus führen, logisch unanfechtbar sind, gibt Jer. selbst im Anschlusse an berühmte Namen zu. Es scheint mir somit die Zumuthung gefährlich, auf diesem Gebiete den Forderungen der Logik trotzzubieten, mag es immerhin bisher nicht gelungen sein, den Standpunkt der praktischen (oder naiven) Weltauffassung, der in der Hauptsache durchaus auch der der Specialwissenschaften ist und sein darf, mit dem erkenntniskritischen Standpunkte durch entsprechende Vermittelungen in Einklang zu bringen. Zu den schwierigsten Problemen gehört in dieser Richtung die erkenntnistheoretische Deutung und Wertung des fremden Bewusstseins. Jer. hat Recht, dieses Problem dermalen als die Achillesferse des kritischen Idealismus zu bezeichnen, urtheilt aber meines Erachtens vorschnell, wenn er meint, jene Denkrichtung müsse capitulieren, weil sie nicht imstande sei, das Du-Problem befriedigend zu lösen. Dermalen ist dies, wie ich zugebe, eine Aporie. Soll mir nun die Last dieser Aporie erträglicher werden, wenn ich auch die bisher — mühsam

genug — gewonnenen Einsichten preisgebe und so zu der einen Aporie noch ein ganzes Bündel anderer Aporien hinzufüge? Wenn das Problem bis heute ungelöst ist, folgt daraus schon, dass es schlechthin unlösbar ist?

Gern würde ich noch auf einige andere Punkte eingehen, z. B. auf die stark sensualistische Ader, die das ganze Buch durchzieht, auf die Polemik gegen die „präempirischen" Kategorien Kants u. a., allein ich fürchte den mir zugestandenen Raum jetzt schon überschritten zu haben, und will nur zum Schlusse die treffliche und tiefgedachte Schrift allen Freunden logischer und psychologischer Forschung, aber auch den Philologen, insbesondere denen der linguistischen Richtung, nochmals aufs wärmste empfehlen.

Wien. Dr. A. v. Leclair.

Methodisches Lehrbuch der Elementar-Mathematik von Dr. Gustav Holzmüller, Director der Gewerbeschule zu Hagen in W., Mitglied der kais. Leop.-Akademie der Naturforscher. 2. Theil, für die drei Oberclassen der höheren Lehranstalten bestimmt. Mit 210 Figuren im Text. Leipzig, B. G. Teubner 1894.

In dem vorliegenden Theile des methodischen Lehrbuches der Elementar-Mathematik ist der Lehrstoff der drei obersten Classen des Gymnasiums und des Realgymnasiums berücksichtigt. Das in dem Buche Gebotene ist zur Erzielung der wissenschaftlichen Grundlage des Lehrgebäudes unumgänglich erforderlich; außerdem enthält es einen reichen Übungsstoff, welcher der freien Bewegung des Lehrers vollen Spielraum lässt. Einzelne Theoreme werden von verschiedenen Gesichtspunkten aus behandelt, und gerade in diesem Umstande liegt einer der vielen Vorzüge des Buches. Auch für Übungen in der neueren Geometrie ist Stoff gegeben und die betreffenden Abschnitte werden gewiss dem Studierenden volles Interesse abgewinnen. Dass der Verf. dem Schematisieren in der allgemeinen Arithmetik aus dem Wege gieng, können wir nur billigen und stimmen in dieser Beziehung den Anschauungen bei, die er in dem Begleitworte zu diesem Buche niedergelegt hat. Wenn er behauptet, dass es Gebiete gibt, die bezüglich der geistigen Schulung weit fruchtbarer sind, die weit mehr mit dem praktischen Leben und den Fragen der Naturwissenschaft zusammenhängen und die den wirklichen Bedürfnissen in weit höherem Grade genügen, als die einfachen Schemen der Arithmetik, dann wird ihm die Mehrzahl der Fachgenossen vollends beipflichten. Besondere Sorgfalt ist auf die correcte und exacte Ausführung der Zeichnungen gelegt; die Verwertung der Grund- und Aufrisszeichnungen leistet hier dem Verf. große Dienste. In dieser Beziehung sind auch jene Zeichnungen sehr bemerkenswert, welche sich auf die Karto-

[illegible] Mathem. ang. v. *J. G. Wallentin.*

[illegible] der Mathematik auf die [illegible] überhaupt in gebürender [illegible]

[illegible] des Kreises und [illegible] Abschnitte sind: [illegible] Construction [illegible] eines der [illegible] Anwendungen [illegible] Interesse [illegible] Constructions- [illegible] den Principien, welche [illegible] deutsch von [illegible] der neueren [illegible] an dieser Stelle [illegible] bisherigen, [illegible] der Fall ist. [illegible] der Ausführlichkeit be- [illegible] wird man als will- [illegible] der analytischen Geo- [illegible] diesem Abschnitte die [illegible] umfasst einige Partien [illegible] dass die arith- [illegible] Weise behandelt [illegible] ganze positive [illegible] für die Exponential- [illegible] das für die [illegible] der Reihen [illegible] Darstellung [illegible] besondere [illegible] Gleichungen mit [illegible] werden [illegible] den didaktischen [illegible] Die geo- [illegible] von den gonio- [illegible] beim Unter- [illegible] Anwendungen der [illegible] Geometrie hätten [illegible] Behandlung erfuhr [illegible] des Buches, indem der [illegible] als in anderen Lehr- [illegible] Besonders bemerkenswert ist die Anleitung zum correcten stereometrischen Zeichnen, wobei die schräge und die senkrechte Parallelprojection an mehreren Beispielen erörtert ist. Die Newton-Simpson'sche Formel wird zuerst an einigen Beispielen, dann allgemein untersucht. Ein eigener Abschnitt ist dem Schwerpunkte, den Guldin'schen Regeln und

den Sätzen über abgeschrägte Körper gewidmet, und es können die so erhaltenen allgemeinen Regeln mit großem Nutzen dem Mittelschulunterrichte zugrunde gelegt werden. In dem folgenden Abschnitte finden wir die allgemeine Ableitung der Newton-Simpson'schen Regel und deren mehrfache Anwendung. Besonders instructiv sind die im weiteren entwickelten Kugelbetrachtungen mit kartographischen Anwendungen, wobei die geometrische Theorie der Inversion eine bedeutende Rolle spielt. Diese Entwicklungen fanden eine namhafte Erweiterung in der schätzenswerten Schrift des Verf.s über die „Einführung in das stereometrische Zeichnen". — Die fünfte Abtheilung umfasst die Grundlehren von den Kegelschnitten. Der Ausgangspunkt der betreffenden Entwicklungen ist die Betrachtung der Ellipse als Cylinderschnitt. Die Giltigkeit der Sätze vom Pole und den Polaren, ebenso der Theoreme von Pascal und Brianchon wird für die Ellipse nur angedeutet; doch dürften die gegebenen Winke zur Orientierung genügen. Die Behandlung der Ellipse als Kegelschnitt ist auch in synthetischer Weise vollzogen. Ebenso werden die anderen Kegelschnitte betrachtet. Der rein analytische Theil dieser Lehre, welcher nun folgt, hat den Ref. unbefriedigt gelassen. Jedenfalls entspricht das in dem betreffenden Abschnitte Gebotene kaum den minimalsten Anforderungen, welche man an eine Einführung in die analytische Geometrie der Kegelschnitte stellen muss. Die Schlussbetrachtung über die Flächen und Körper, welche entstehen, wenn ein Kegelschnitt sich um eine seiner Achsen dreht, ist instructiv. Ein Anhang bietet eine Hauptaufgabe der mathematischen Geographie (mit der Ableitung des Cosinus-Seitensatzes der sphärischen Geometrie), ferner einige wichtige Bemerkungen über Maxima und Minima der Functionen, die sehr lehrreich sind. Den Schluss des Buches bildet eine rein theoretische Betrachtung über die Quadrateintheilung der Ebene mittelst der Polarcoordinaten, welche in den kartographischen Erörterungen eine große Rolle spielt.

Auch der zweite Theil des „methodischen Lehrbuches der Elementar-Mathematik" muss ebenso wie der erste als ein in den meisten Theilen originelles Buch bezeichnet werden, das geeignet ist, die Freude an mathematischen Übungen zu wecken und zu erhalten. Gerade die vielfachen Ausblicke, welche der Verf. bietet, erscheinen geeignet, diesen Zweck zu erreichen. Ref. ist in der angenehmen Lage, das vorliegende Buch, dessen Anlage allerdings von unseren Lehrplänen mehrfach abweicht, auch den Collegen, welche berufen sind, an unseren Mittelschulen den mathematischen Unterricht zu leiten, wärmstens zu empfehlen. Jeder wird eine oder die andere Anregung aus ihm empfangen und es gewiss nicht unbefriedigt aus den Händen legen.

Kambly-Roeder, Planimetrie. Vollständig nach den neuen preußischen Lehrplänen bearbeitete Ausgabe der Planimetrie von Kambly. Lehraufgabe der Quarta bis Untersecunda. Mit Übungsaufgaben und zwei Anhängen: Trigonometrische und stereometrische Lehraufgabe der Untersecunda. 1. Aufl. Breslau, Ferd. Hirt 1894.

Bei der Umarbeitung des bekannten Lehrbuches der Geometrie von Kambly wurde das Hauptaugenmerk darauf gerichtet, dass der Schüler recht bald lerne, wie Beweise geführt werden müssen, dass er ferner durch eingestreute Fragen, constructive und Rechnungsaufgaben möglichst bald instand gesetzt werde, seine Kraft zu erproben und die ihm vorgeführten Theoreme zu verwerten. In dem vorliegenden von Roeder bearbeiteten Theile ist der Lehrstoff der Planimetrie behandelt, daneben sind in zwei Anhängen aufgenommen: die trigonometrische und die stereometrische Lehraufgabe der Untersecunda. Im einzelnen wäre Folgendes zu bemerken. Der Lehrstoff ist so angeordnet, wie es dem Fortschreiten von der Anschauung zum Beweisen entspricht; deshalb wurden einige Begriffe der körperlichen Geometrie an die Spitze gestellt. Die strenge Definition des Winkels wird auch in diesem Buche vermisst. Die Einführung der Strecken- und Winkelsymmetrale hätte manche Entwicklungen wesentlich erleichtert. In vollkommen schulgerechter Weise werden die Sätze von der Congruenz der Dreiecke an die betreffenden Constructionen angeschlossen und besonders der Aufgabe, aus zwei Seiten und einem gegenüberliegenden Winkel ein Dreieck zu construieren, vollste Aufmerksamkeit geschenkt. Sehr wertvoll ist der dritte Abschnitt, in dem eine Reihe von instructiven Constructionsaufgaben enthalten sind. Die Theilungsaufgaben hätten eine größere Ausdehnung erfahren sollen. Die Einleitung in die Lehre von der Proportionalität der Strecken und der Ähnlichkeit der Dreiecke ist didaktisch vollkommen correct. Die approximative geometrische Construction des Umfanges eines Kreises verdient Beachtung, da die vorgenommene Rectification bis auf fünf Decimalen genau ist.

In der „trigonometrischen Lehraufgabe der Untersecunda“ findet man die Betrachtung der trigonometrischen Functionen der spitzen Winkel und die trigonometrische Berechnung der rechtwinkligen und der gleichschenkligen Dreiecke, ferner die Besprechung der trigonometrischen Functionen der stumpfen Winkel und die trigonometrische Berechnung der schiefwinkligen ungleichseitigen Dreiecke. Eine große Zahl von passenden Aufgaben dient zur Festigung der gewonnenen Theoreme; Musterbeispiele, und zwar vollständig ausgerechnete, sind den einzelnen Lehrsätzen angeschlossen.

In dem Abschnitte, welcher von der stereometrischen Lehraufgabe der Untersecunda handelt, wird zunächst die Lage der Geraden und der Ebenen im Raume erörtert, dann die Stereometrie der einfachen Körper nebst Berechnungen von Kanten-

längen, Oberflächen und Inhalten dem Schüler vorgeführt. Auch in diesem Abschnitte wurde, wie im ganzen Buche, das richtige Maß eingehalten.

Ref. hält das vorliegende Lehrbuch der Geometrie für den Unterricht sehr geeignet und ist überzeugt, dass dasselbe auch beim Selbstudium mit Vortheil zurathe gezogen werden kann. Die planimetrische Lehraufgabe der Obersecunda wird der Umarbeitung des Lehrbuches der Trigonometrie beigegeben werden, das sich in Vorbereitung befindet.

Hermann Grassmanns gesammelte mathematische und physikalische Werke. Herausgegeben von Friedrich Engel. I. Bandes 1. Theil: Die Ausdehnungslehre von 1844 und die geometrische Analyse. Mit einem Bilde Grassmanns in Holzschnitt und 35 Figuren im Text. Leipzig, B. G. Teubner 1894.

Auf Veranlassung der mathematisch-physikalischen Classe der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften und unter Mitwirkung der Herren J. Lüroth, E. Study, Justus Grassmann, Hermann Grassmann j., G. Scheffers geht man nun daran, die Werke des berühmten mathematischen Forschers Hermann Grassmann zu sammeln und so den Manen des Dahingegangenen jenen Tribut zu zollen, der dem Lebenden versagt blieb. Man muss dieses Unternehmen dankbar begrüßen; denn die Werke Grassmanns sind heutzutage sehr schwer zugänglich, und wohl eines der berühmtesten, die 1862 erschienene Ausdehnungslehre, ist vergriffen. Dies, sowie die schwierige, zumeist philosophische Darstellungsweise Grassmanns sind die Hauptgründe, welche viele Mathematiker von dem Studium der Grassmann'schen Schriften abhielten.

Der Herausgeber hat dadurch, dass er die schwierige und weniger übersichtliche Arbeit Grassmanns formell mehrfach änderte, dass er einige geschichtliche Anmerkungen hinzufügte, auch Anmerkungen kritischen Inhaltes anschloss und einige schwerer verständliche Stellen erläuterte, sich den Dank der Studierenden erworben. Ein für die Ausdehnungslehre vom Jahre 1844 und für die geometrische Analyse zusammen bearbeitetes Sachregister wird die Benützbarkeit des Buches zweifellos erhöhen. Die „geometrische Analyse geknüpft an die von Leibniz erfundene geometrische Charakteristik“ — so ist der vollständige Titel der in dem vorliegenden Buche an zweiter Stelle enthaltenen Abhandlung — wurde am 1. Juli 1846 als Bearbeitung der von der fürstl. Jablonowski'schen Gesellschaft gestellten Preisaufgabe, die Wiederherstellung und weitere Ausbildung des von Leibniz erfundenen geometrischen Calcüls oder die Aufstellung eines ihm ähnlichen Calcüls betreffend, gekrönt. Die fürstl. Jablonowski'sche Gesellschaft ertheilte nun die Erlaubnis zum Wiederabdrucke der „geometrischen Analyse“.

Über die Tendenz der Ausdehnungslehre als solche spricht sich Prof. Grassmann selbst klar aus in einer Abhandlung, welche in dem Archiv von Grunert (1845) veröffentlicht und nunmehr in einem Anhange wieder abgedruckt wurde, und zwar unter dem Titel „Kurze Übersicht über das Wesen der Ausdehnungslehre". Darnach ist die Raumlehre (Geometrie) fußend auf der Ausdehnungslehre als abstracter Grundlage, d. h. die Ausdehnungslehre ist die von allen räumlichen Anschauungen gelöste, rein mathematische Wissenschaft, deren specielle Anwendung auf den Raum die Raumlehre ist. Die Fruchtbarkeit der Grassmann'schen Ausdehnungslehre ist heute vielfach anerkannt und tritt beim Studium der Abhandlung deutlich hervor; in der letzteren sind Anwendungen auf die Theile der angewandten Mathematik, so auf die Mechanik und Krystallonomie, gegeben. Auch auf das Verhältnis der nichteuclidischen Geometrie zur allgemeinen Ausdehnungslehre geht der Verf. des Näheren ein und beleuchtet dieses Verhältnis in klarer Weise. Die „geometrische Analyse" kann einigermaßen als ein Ersatz für den nicht erschienenen zweiten Theil der Ausdehnungslehre vom Jahre 1844 betrachtet werden. Sie enthält unter anderem die Theorie des inneren Productes und mancherlei Anwendungen auf die Mechanik, also auf Gegenstände, die in dem zweiten Theile der Ausdehnungslehre hätten dargestellt werden sollen. Wir wünschen dem vorliegenden Buche, dessen Verständnis allerdings vielen Schwierigkeiten begegnen wird, die Beachtung der jüngeren Fachcollegen.

Leitfaden der Stereometrie nebst einer großen Anzahl von Übungsaufgaben. Zum Gebrauche an höheren Lehranstalten bearbeitet von Dr. E. Wrobel, erster Lehrer der Mathematik am Gymnasium in Rostock. 2. verb. Aufl. Rostock, Wilhelm Werther 1895. Preis 1 Mk. 40 Pf.

Dieser Leitfaden der Stereometrie kann als sehr geeignetes Lehrbuch, aber gleichzeitig auch als Aufgabenbuch betrachtet werden. Den im allgemeinen lehrreichen Aufgaben sind Lösungen beigegeben, welche den das Buch Gebrauchenden sicherlich erwünscht sein werden. Der erste Abschnitt handelt von den geraden Linien und Ebenen in ihren Beziehungen zueinander. Im zweiten finden wir die Lehre von den körperlichen Ecken; dabei wurden auch die Congruenz- und Symmetrietheoreme für diese Körpergebilde berücksichtigt. Recht übersichtlich ist die Lehre von den regulären oder platonischen Körpern behandelt; der allgemeine Satz von Euler ist elegant abgeleitet. Weiter finden wir auch bei dem Cylinder und dem Kegel die Wechselschnitte berücksichtigt. Die Berechnung der Volumina hätte einfacher unter Zugrundelegung des Theorems von Cavalieri erfolgen sollen. Ein Anhang bietet die Berechnung der Flächenwinkel der regulären Polyeder, die Berechnung des Inhaltes und der Oberfläche der

regulären Polyeder, sowie der Radien der Kugeln, welche sich um und in jede derselben construieren lassen, dann eine Reihe von vermischten Problemen, unter anderem auch eine hübsche Behandlung der Theoreme von Guldin. Die lehrreichen Aufgaben, welche nun folgen, dienen zur Befestigung des vorgetragenen Lehrstoffes, beziehen sich aber zumeist auf die Oberflächen- und Volumsberechnung der Körper; diesen Aufgaben wurden die Resultate hinzugefügt. Vermisst werden stereometrische Constructionsaufgaben, welche in einer zukünftigen Auflage Berücksichtigung finden mögen. Jedenfalls können wir dieses Buch, als für den Unterricht in hohem Grade geeignet, den Fachcollegen zur Einsichtnahme wärmstens empfehlen und wünschen ihm eine große Verbreitung.

Mathematische Theorie des Lichtes. Vorlesungen gehalten von H. Poincaré, Professor und Mitglied der Akademie. Redigiert von J. Blondin, Privatdocent an der Universität Paris. Autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. E. Gumlich und Dr. W. Jaeger. Mit 35 in den Text gedruckten Figuren. Berlin, Julius Springer 1894. Preis 10 Mk.

Die vorliegenden Vorlesungen über die mathematische Theorie des Lichtes, welche uns hier in einer trefflichen deutschen Übersetzung geboten werden, sind von Prof. Poincaré an der Sorbonne im Jahre 1887—1888 gehalten und von dem Privatdocenten J. Blondin gesammelt und redigiert worden. Beim Studium dieses Werkes wird die genaue Kenntnis der Experimentalgesetze der physikalischen Optik vorausgesetzt. Von den Molecularhypothesen ist nur das Princip von der Erhaltung der Energie und die Darstellung der allgemeinen Gesetze der kleinen Bewegungen durch lineare Gleichung verwendet. Im allgemeinen kann man sagen, dass die Vorlesungen Prof. Poincarés auf den Fundamenten und den Folgerungen der Fresnel'schen Theorie beruhen; die elektromagnetische Theorie des Lichtes wurde von ihm in einem ausgezeichneten Werke „Elektricität und Optik" in ausführlicher Weise behandelt. Die mathematischen Schwierigkeiten, die hier auftreten, sind durch klare Darstellung und durch Beifügung der erforderlichen Erläuterungen auf ein Minimum reduciert. Die ausgedehnte Anwendung der Imaginarien macht die Betrachtungsweise elegant und erleichtert sie nicht unwesentlich.

Zuerst wird die Untersuchung der kleinen Bewegungen in einem elastischen Medium vorgenommen. Dabei werden folgende Hypothesen zugrunde gelegt: ein elastisches Medium besteht aus getrennten Molecülen; diese sind gewissen Kräften unterworfen und führen um eine stabile Gleichgewichtslage sehr kleine Schwingungen aus, wenn sie aus derselben entfernt und sich dann selbst überlassen werden; die Wirkung der molecularen Kräfte ist nur bei sehr geringen Entfernungen der Molecüle vorhanden; ferner

sind die Verschiebungen der Molecüle continuierliche Functionen der Coordinaten, welche deren Gleichgewichtslage bestimmen, was auch für die Differentialquotienten dieser Verschiebungen gilt. Mittels dieser Hypothesen und der Einführung einer Kräftefunction gelingt nunmehr in leichter Weise die Aufstellung der Bewegungsgleichungen für isotrope Körper, wobei gezeigt wird, dass die Bewegung eines Molecüles so aufgefasst werden kann, als wenn sie durch das Zusammenwirken einer transversalen und einer longitudinalen Bewegung entstehen würde.

Nun schreitet der Verf. zur Betrachtung der Fortpflanzung einer ebenen Welle im allgemeinen und zur Erörterung des Interferenzprincipes. Weiterhin finden wir eine eingehende Darstellung des Principes von Huygens; besonders aber wird die Auffassung dieses Principes von Fresnel erörtert und auf die Einwürfe aufmerksam gemacht, welche von Poisson ausgiengen. Im Anschlusse daran werden die Gleichungen für die Transversalbewegungen bei Kugelwellen integriert und die Richtigkeit des Huygens'schen Principes sowohl in dem Falle dargethan, wo es sich um eine einzelne Welle handelt, als auch dann, wenn eine ganze Reihe periodischer Wellen in Betracht kommt. Als erste Anwendung des Principes von Huygens finden wir eine detaillierte Theorie der Beugungserscheinungen, die vom mathematischen Standpunkte aus als originell bezeichnet werden muss. Die graphische Darstellung der Fresnel'schen Integrale ist nach dem Vorgange von Cornu gegeben. Die Beugung durch einen engen Spalt, jene durch den Rand eines Schirmes, dann die durch einen kleinen kreisförmigen Schirm und durch eine kleine kreisrunde Öffnung, sowie die wesentlichen Theoreme von Bridge und Babinet werden im folgenden betrachtet. Das erstere geht dahin, dass, wenn ein Schirm von mehreren identischen und ähnlich orientierten Öffnungen durchbrochen ist, die Intensität in einem Punkte gleich der von einer einzigen Öffnung herrührenden Intensität multipliciert mit der Intensität ist, welche die Gesammtheit von Lichtpunkten hervorbringen würde, die ebenso in der Ebene vertheilt sind, wie die Öffnungen; das Theorem von Babinet bezieht sich auf den Fall zweier complementärer Schirme, d. h. solcher, bei denen die Öffnungen des einen den Wandungen des anderen entsprechen, und welche für einen Punkt des Raumes die gleiche Beleuchtung im allgemeinen liefern. Die Beugung durch verlängerte Öffnungen, jene durch einen Spalt von rechteckiger Form, die Beugungserscheinungen bei n Lichtpunkten, die unregelmäßig in einer Ebene vertheilt sind, oder bei n Öffnungen und andere auch in der Praxis belangreiche Fälle werden auf Grund der erhaltenen Theoreme mit seltener Eleganz und Leichtigkeit gelöst. Im fünften Abschnitte findet man die Theorie der Drehung der Polarisationsebene und der Dispersion. Auch hier sind die Betrachtungen ganz allgemein gehalten. Von den Theorien der Dispersion sind behandelt die

von Cauchy, von Briot, von Boussinesq; letzterer wird für den Fall, wo es sich um isotrope Körper handelt, eine eigenthümliche Darstellungsform gegeben. Dann wird gezeigt, dass auch die letztgenannte Theorie die Drehung der Polarisationsebene zu erklären vermag, bei der eine beliebige Richtung als Symmetrieachse aufzufassen ist. Eingehend sind die Theorien der Doppelbrechung besprochen und jene von Fresnel, Cauchy, Lamé, Neumann, Mac-Cullagh, Sarrau und Boussinesq in entsprechender Weise gewürdigt.

Selbstverständlich wird das Polarisations-Ellipsoid, welches von Cauchy in die Wissenschaft eingeführt wurde, zum Ausgangspunkte der Betrachtungen gemacht. Weiter finden wir die geometrische Darstellung der Wellenfläche und einer Reihe ihrer Eigenschaften. Andere Erörterungen beziehen sich auf die geradlinige Fortpflanzung des Lichtes in einem isotropen Medium, auf jene in einem anisotropen Medium (Ausgangspunkt die Gleichungen von Sarrau) und auf die Doppelbrechung in den hemiedrischen Krystallen. Die Theorie der Reflexion wird nach den Entwicklungen von Fresnel dargestellt; aus derselben wird das Theorem von Mac-Cullagh, dass die einfallende Schwingung, der Richtung nach, die Projection der gebrochenen Schwingung auf die einfallende Welle ist, das Gesetz von Brewster und die Theorie der totalen Reflexion gefolgert; ferner werden die Einwürfe gegen die Fresnel'sche Theorie und deren Widerlegung angeführt. Die Theorie der Reflexion von Neumann und Mac-Cullagh, ferner jene von Cauchy, welche heutzutage wohl als aufgegeben zu betrachten ist, ergänzen diesen Abschnitt. In Hinsicht auf die Krystallreflexion beschäftigt sich der Verf. vorzugsweise mit zwei Theorien, einer, welche als Erweiterung derer von Neumann und Mac-Cullagh zu betrachten ist, und einer zweiten, die man als eine Verallgemeinerung der Theorien von Cauchy und von Fresnel ansehen kann. Auf die berühmten Kirchhoff'schen Untersuchungen über Krystallreflexion ist der Verf. leider nicht eingegangen. Ein kurzer Abschnitt ist der Metallreflexion und allgemein der Fortpflanzung des Lichtes in einem absorbierenden Medium gewidmet und die Bewegungsgleichungen des Lichtes in einem solchen werden nach dem Vorgange von Voigt dargestellt.

In dem Schlussabschnitte finden wir sehr bemerkenswerte Betrachtungen über die astronomische Aberration; unter anderem wird hier auf Grund einiger Versuche gezeigt, dass der in einem bewegten Medium enthaltene Äther theilweise mitgenommen wird; auch wird diese Mitreißungsgeschwindigkeit des Äthers berechnet. Weiter wird gezeigt, dass man sich von der scheinbaren Mitbewegung des Äthers Rechenschaft geben kann, wenn man die Fortpflanzung einer ebenen Welle in einem bewegten Medium betrachtet und annimmt, dass die Verschiebung der Äthermolecüle von der Verschiebung der materiellen Molecüle abhängt.

Wir machen die Fachgenossen auf diese fast durchwegs originelle Schrift Poincarés aufmerksam und sind der festen Überzeugung, dass diese Arbeit, die in allen ihren Theilen klar und übersichtlich ist, wesentlich dazu beitragen wird, die Theorie des Lichtes zu fördern, und dass sie in hohem Grade geeignet ist, zur Kritik der bisher aufgestellten Theorien der Lichterscheinungen anzuleiten, deren wichtigste wir in dem Buche wenigstens in ihren Grundzügen auseinandergesetzt finden. Ein großer Vorzug des vorliegenden Buches ist wohl der, dass dessen Verf. die einzelnen Forschungen auf dem Gebiete der theoretischen Lichtlehre mit großer Objectivität und ohne jede Voreingenommenheit betrachtet und sichtlich bestrebt ist, diese Objectivität auch bei seinen Lesern zu erhalten. Die Übersetzung ist gelungen und fließend; die Ausstattung des Buches, wie bei allen Werken, die aus dem Springer'schen Verlage hervorgehen, eine ganz musterhafte.

Theorie des Fernrohres auf Grund der Beugung des Lichtes

von Karl Strehl, Lehrer am kgl. Gymnasium zu Landau (Pfalz). 1. Theil. Mit einer Tafel. Leipzig, Joh. Ambr. Barth (Arthur Meiner) 1894.

Bekanntlich wurde von Abbe die Theorie des Mikroskopes auf Grund der Lichtbeugung aufgestellt, und diese Theorie erwies sich für die Deutung der Beobachtungen und für die Construction des Instrumentes von großer Wichtigkeit. In ähnlicher Weise hat nun der Verf. dieser Schrift versucht, die Theorie des Fernrohres darzustellen, und entwickelt in dem vorliegenden ersten Theile die für die weiteren Erörterungen dienlichen Gleichungen, während in einem zweiten Theile Tabellen aufgestellt werden sollen, in denen die Formeln zum Ausdruck zu kommen hätten, und auf die Theorie der astronomischen Beobachtungen eingegangen werden soll. Dabei fanden nur jene Partien Aufnahme, welche einer strengen mathematischen Behandlung zugänglich sind. Das Studium des Werkes setzt die Kenntnis der geometrischen Optik voraus; in Hinsicht auf die Mathematik ist die Bekanntschaft mit der Theorie der Bessel'schen Functionen erforderlich. Die Beugungstheorie liefert wichtige Aufschlüsse über die wirkliche Lichtvertheilung in den Sternscheibchen, auch wird, wie der Verf. zutreffend bemerkt, die Deutung der bloßen Ocularbeobachtungen durch das Studium der Beugungstheorie geklärt.

Zuerst betrachtet der Verf. die Beugung des Lichtes an Flächen zweiten Grades und stellt die charakteristische Form für den Lichtweg fest. Die weiteren Betrachtungen der Elementarwellen und der Folgerungen aus dem Principe von Huygens führen zur Anwendung der Bessel'schen Functionen, deren Theorie dem Leser in kurzer Weise in Erinnerung gebracht wird. Weitere Erörterungen beziehen sich auf die Wirkungsweise eines aplanatischen Objectivs seitlich der Achse und der Brennebene auf Grund

der Lommel'schen Entwicklungen, auf jene von Objectiven mit großer Öffnung, auf die sphärische Aberration, auf den Astigmatismus, auf die Koma, welche als einseitige Verstärkung der gewöhnlichen Beugungsringe erscheint, und auf die Theorie der Cylinderwellen. Im folgenden finden wir Untersuchungen über die Beugungswirkung von Kreisausschnitten und von Kreisringen. Dann wird die Frage nach der Quantität des Lichtes in einem gewissen Beugungsringe behandelt. Die Untersuchung selbstleuchtender Scheiben, als welche sich alle Himmelskörper darstellen, vom Gesichtspunkte der Beugungstheorie finden wir im 14. Abschnitte; der Unterschied zwischen dem geometrisch-optischen Bilde und dem Beugungsbilde irgend eines Objectes wird klar hervorgehoben. Sodann wird das sehr schwierige Problem der Bilder von beleuchteten Objecten erläutert. Die Rechnungsergebnisse scheinen aller Beachtung wert zu sein, wenn es sich um Messungen der Planetenscheiben mittelst kleinerer Heliometer und um Beobachtungen der Helligkeitsabstufungen auf den Planetenscheiben handelt. Die Theorie der Wirkung des Oculars und Auges und jene des Fernrohres, die Betrachtung der physiologischen Einflüsse bilden den Gegenstand des nachfolgenden Abschnittes, in welchem einige von Struve gemachte Wahrnehmungen ihre sachgemäße Erklärung finden. Über das Auflösungs- und Durchdringungsvermögen handeln die Schlusspartien des sehr instructiven Buches, das einem wirklichen Bedürfnisse abzuhelfen geeignet ist, da die geometrische Theorie des Fernrohres allein zweifellos nicht genügt, um alle Beobachtungen mit demselben richtig zu deuten und exacte Messungen auszuführen.

August Kundt. Gedächtnisrede, gehalten in der Sitzung der physikalischen Gesellschaft zu Berlin am 15. Juni 1894 von Wilhelm von Bezold. Leipzig, Joh. Ambr. Barth (Arthur Meiner) 1894. 22 SS. Preis 60 Pf.

Die vorliegende Gedächtnisrede gilt dem berühmten Physiker Kundt, der als Nachfolger von Helmholtz im Jahre 1888 nach Berlin berufen wurde und auch zweiter Vorsitzender der Berliner physikalischen Gesellschaft bis zu seinem am 21. Mai 1894 erfolgenden Tode war. Von dem Wirken dieses Forschers, der zu früh im kräftigsten Mannesalter der Wissenschaft entrissen wurde, gibt von Bezold ein gelungenes Bild. Er zeigt, dass Kundt schon von seinen ersten Studienjahren sich der Richtung der experimentellen physikalischen Forschung zugewandt und dass insbesondere Magnus, dieser ausgezeichnete Experimentator, auf ihn und seine Arbeiten den größten Einfluss genommen hat. Die Mittel zum Experimentieren, welche Kundt in den ersten Jahren seines Wirkens zur Verfügung standen, waren die einfachsten und bescheidensten. Die ersten Arbeiten Kundts „Über die Untersuchung planparalleler Platten", „Über die Doppelbrechung des Lichtes in tönenden Stäben" fallen in die Jahre 1863 und 1864;

besonders die letzte Arbeit zeugt von dem großen Geschicke Kundts in experimentellen Forschungen und bildete den Ausgangspunkt für weitere Untersuchungen, die sich auf die Longitudinalschwingungen von Körpern bezogen und Kundt die Mittel lieferten, die Fortpflanzungsgeschwindigkeiten des Schalles zu vergleichen. Die 1865 der Berliner Akademie mitgetheilte Untersuchung „Über eine neue Art akustischer Staubfiguren und über ihre Anwendung zur Bestimmung der Schallgeschwindigkeit in festen Körpern und Gasen" hat für immer Kundt einen der ersten Namen unter den Physikern gesichert. Spätere Untersuchungen bezogen sich auf die Schwingungen von Luftplatten, auf die Spectra von Blitzen, auf eine verbesserte Elektrisiermaschine, auf eine neue Art elektrischer Staubfiguren, auf die anomale Dispersion. Hierauf wird das Wirken Kundts an der anfangs der Siebzigerjahre neugegründeten Universität zu Straßburg, sein großes Verdienst um die Errichtung und Einrichtung des dortigen physikalischen Institutes in lichtvoller Weise geschildert. Er nahm in dieser Epoche seines Forschens manche alte Arbeiten, z. B. über Luftplatten, wieder auf, beschäftigte sich eingehend mit dem Studium der kinetischen Gastheorie, wies hierbei die Einatomigkeit des Quecksilbermolecüls nach und untersuchte die elektromagnetische Drehung der Polarisationsebene in Gasen, die anomale Dispersion im Natriumdampfe, die Doppelbrechung des Lichtes in bewegten reibenden Flüssigkeiten. Er zeigte ferner ein einfaches Verfahren zur Untersuchung der Thermo-, Actino- und Piezoelektricität der Krystalle und wandte sich der Erklärung der Doppelbrechung elektrisierter Flüssigkeiten und der Drehung der Polarisationsebene im Eisen, Nickel und Kobalt zu. Untersuchungen dieser Art leiteten Kundt zur Erzeugung ganz dünner, durchsichtiger Metallschichten zum Zwecke der Erforschung der optischen Eigenschaften der Metalle. In seinen letzten Lebensjahren bestimmte er direct die Brechungsexponenten der Metalle. In kurzen Zügen entrollt von Bezold ein Bild der ersprießlichen Thätigkeit Kundts in Berlin und des schweren Leidens, das diesen Forscher nach langem Kampfe dahinraffte. Auch die großen Verdienste, die sich Kundt als Lehrer erworben hat, werden mehrfach hervorgehoben und beleuchtet.

Die wissenschaftlichen Grundlagen der analytischen Chemie.

Elementar dargestellt von W. Ostwald. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1894. Preis 4 Mk.

Der bekannte Verf., dem viele Forschungen auf dem Gebiete der physikalischen Chemie zu danken sind, hat durch die Herausgabe des vorliegenden Buches eine oft genug empfundene Lücke ausgefüllt. Mit Recht betont er, dass zu der reichen Ausbildung, welche die Technik der analytischen Chemie erfahren hat, ihre wissenschaftliche Bearbeitung in einem auffallenden Gegensatze steht, dass ferner eine solche Begründung und Darstellung der

analytischen Chemie bisher aus dem Grunde nicht bewerkstelligt wurde, weil „die wissenschaftliche Chemie selbst noch nicht über die dazu erforderlichen allgemeinen Anschauungen und Gesetze verfügte". In dem vorliegenden Buche, das eine elementare Darstellung gibt und auch dem Physiker manches Interessante bieten dürfte, ist auf die Theorie der analytischen Reactionen stete Rücksicht genommen. Der erste Theil enthält die Theorie, der zweite die Anwendungen. Die Erkennung der Stoffe, deren Trennung, allgemeine Betrachtungen über physikalische Scheidungsmethoden, über die chemische Scheidung (mit besonderer Rücksichtnahme auf die elektrolytische Dissociation, auf die chemischen Gleichgewichte und auf den Verlauf chemischer Vorgänge, auf die Fällung, auf die Reactionen mit Gasentwicklung oder Gasabsorption und auf solche mit Ausschütteln), über die Messung der Stoffe bilden den Gegenstand des ersten theoretischen Theiles. Die in diesem gegebenen allgemeinen Gesetze werden durch Beispiele, welche dem zweiten Theile einverleibt sind, erläutert. Dadurch glaubte der Verf. am besten sein Ziel zu erreichen, „das praktisch Gelernte in Bezug auf seine wissenschaftliche Begründung einer vertiefenden Betrachtung zu unterziehen, um es dadurch freier und sicherer anwenden zu können". Bemerkenswert und gewiss auch für den Unterricht in der ersprießlichsten Weise anwendbar ist die Auffassung der meisten analytischen Reactionen als Jonenreactionen; denn dadurch wird eine gute Übersicht über die Thatsachen der analytischen Chemie gewonnen. Dieser Standpunkt der elektrolytischen Dissociationstheorie wird in dem ganzen zweiten Theile des vorliegenden Buches eingehalten. Man darf in diesem zweiten Theile nicht eine erschöpfende Darstellung aller bekannten Thatsachen der analytischen Chemie erwarten; es sind nur Beispiele gegeben, die dazu dienen sollen, die Verwertung des theoretischen Materials zu demonstrieren. In dieser Weise werden nach einigen allgemeineren Erörterungen die Gruppen der Alkalimetalle, der Erdalkalimetalle, der Metalle der Eisengruppe, der Kupfergruppe, der Zinngruppe, ferner die Nichtmetalle besprochen und zum Schlusse allgemeine Gesichtspunkte über die Berechnung der Analysen aufgestellt. Wir empfehlen die Lectüre dieses anziehend geschriebenen Werkes, welches viel des Neuen nach Inhalt und Form bietet, den Freunden der Naturwissenschaft.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Unsere Zeugnisformulare.

Da die besonderen Unterrichtsverhältnisse einzelner Gymnasien eine Modification des in den „Weisungen“ S. 82, lit. C vorgezeichneten Formulars für Semestralzeugnisse (z. B. hinsichtlich der obligaten und nicht obligaten Gegenstände) nicht ausschließen, so lag es schwerlich in der Absicht der hohen Unterrichtsverwaltung, damit ein genau zu copierendes Muster aufzustellen. Der Unterfertigte darf es sich also gestatten, nach praktischen Gesichtspunkten in Hinblick auf den Zweck solcher Urkunden einige Wünsche zur Abänderung des üblichen Zeugnisformulars auszusprechen.

Der Name der Lehranstalt wurde dort in den Text des Kopfes aufgenommen, aus welchem er erst herausgesucht werden muss. Seine Verbindung mit der Überschrift „Zeugnis des ....Gymnasiums in .....“ macht ihn nicht nur augenfällig, sondern es wird dadurch auch der eigentliche Zeugnistext entlastet.

Für die Bezeichnung des Geburtsdatums des Schülers fehlt der Platz. Nun ist aber die Identität des Namensträgers — wie in allen übrigen Documenten — erst durch das Geburtsdatum gesichert; es könnte also in Übereinstimmung mit dem Hauptkataloge in der ersten Zeile vorgedruckt sein: „geboren ..... 18.. zu ..... in .....“, wobei der Name des Landes ganz oder theilweise auf die Stempelmarke zu stehen kommt. Die Confession wird angemessener bei dem Gegenstande „Religionslehre“ durch den Zusatz „*kath.*“, „*evang.*“, „*mos.*“ bezeichnet, für welchen ein kleiner Raum ausgespart bleibt. Die verschiedene Confession begründet nämlich auch einen verschiedenen Lehrstoff, aber sie bildet keinen wesentlichen Theil des Nationales, in welchem ja auch die Bezeichnung der Nationalität fehlt und fehlen kann. Zur Fälschung förmlich herausfordernd ist aber der für die Confession bestimmte Platz auf der leicht ablösbaren Stempelmarke.

Welcher Ordinarius geräth nicht in Verlegenheit, wohin er bei Reparaturszeugnissen die Bemerkung „..... *infolge der Wiederholungs-*

prüfung« oder »..... *nach wiederholter Prüfung aus* .....« schreiben soll? In der Rubrik des Gegenstandes ist doch hiefür kein Platz und oben im Zeugniskopfe erscheint dieser Passus ungehörig hineingeflickt. Auch für die Interims- und Abgangszeugnisse ist eine freie Zeile erforderlich, um die Thatsache der nicht abgeschlossenen Classification, die Dauer des Schulbesuches u. ä. einzutragen. Diesem Bedürfnisse genügt eine am Schlusse des Zeugniskopfes offengelassene Zeile für Zusätze, wie: »..... erste Fortgangsclasse *infolge der am* ..... *abgelegten Wiederholungsprüfung aus* .....«. Bei den sogenannten Interimszeugnissen kann man in das Spatium vor dem Worte »Fortgangsclasse« das der Sache entsprechende Wort »*ohne*« einschreiben und nach Fortgangsclasse beifügen »*mit der Erlaubnis zur Wiederholungsprüfung aus* .....«. — Frequentations- und Abgangszeugnisse erhalten anstatt »Zeugnis der ..... Fortgangsclasse«, welche Stelle gestrichen wird, den Zusatz »*Abgangszeugnis über die Zeit von* ..... *bis* .....«. In den übrigen Zeugnissen wird ein horizontaler Strich über die Zeile gezogen.

Die Schulgeldpflicht oder Immunität bleibt am besten unbezeichnet; denn der Ausdruck »*zahlend*« oder »*befreit*« bedarf doch einer Ergänzung, und die Befreiung ist oft in dem Augenblicke verwirkt, in dem das Zeugnis Giltigkeit erlangt.

Es ist formell nicht consequent, dass in der Hauptrubrik die generelle Einzahl »Lehrgegenstand«, in der Subrubrik hingegen die individualisierende Mehrzahl »freie Gegenstände« zu lesen ist. Hier genügt die Bezeichnung »frei« oder »nicht obligat«. Auch die Benennung der dritten Rubrik »Unterschrift des Fachlehrers« sollte der Concinnität wegen in das bloße »Fachlehrer« gekürzt werden, wenn man es nicht vorzieht, alle drei Überschriften als bloße Weisung für die Zeugnisausfertigung entfallen zu lassen.

In der Reihenfolge der Gegenstände gebürt der Unterrichtssprache die erste Stelle nach der Religionslehre aus folgenden Gründen. Die Lehrfächer werden im allgemeinen nach dem Grundsatze geordnet, dass die mit enger begrenztem Stoffe (die »realen«) denjenigen nachfolgen, welche sich ihrer Natur nach auf ein weiteres Gebiet insoferne erstrecken, als sie ihren Stoff aus verschiedenen Wissenszweigen entnehmen, und nebst dem Verstande auch das Gemüth in hervorragender Weise ansprechen (die »humanistischen«). Letzteres ist bei der Muttersprache in viel höherem Grade der Fall, als bei den viel objectiver betriebenen fremden Sprachen; sie ist zugleich Unterrichtssprache und daher die Grundlage zur Erlernung der anderen. Die Unterrichtssprache tritt also hierin in Analogie mit der Religionslehre, welcher der erste Platz gebürt, indem sie uns am tiefsten, zugleich im Geiste und im Gemüthe erfasst. Auch die Geschichte ist als humanistisches Fach vor die Geographie zu stellen und natürlich in den Zeugnissen der I. Classe zu streichen. Dies gilt auch für die Maturitätszeugnisse.

Naturgeschichte und Physik werden nie in dem gleichen Semester gelehrt; es genügt daher aus Raumersparungsrücksichten und

um das Paraphieren möglichst zu beschränken, eine mit dem Worte Naturwissenschaft bezeichnete Zeile. Die betreffenden Unterbegriffe »*Zool.*«, »*Bot.*«, »*Min.*«, »*Chemie*«, »*Physik*« werden dann beigeschrieben.

In Anbetracht des Umstandes, dass die philosophische Propädeutik nur in den beiden obersten Classen gelehrt wird, also nur etwa auf dem 8. oder 9. Theile aller Zeugnisse als Gegenstand erscheint, und da eine Bezeichnung ihrer Zweige »*Logik*«, »*Psychologie*« doch nicht fehlen darf, empfiehlt es sich, den langathmigen Oberbegriff ganz fallen zu lassen und das specielle Fach in die leere Zeile nach der Naturwissenschaft einzuschreiben, welche Zeile in den unteren Classen für das obligate Freihandzeichnen Verwendung finden kann. Übrigens kann auch dieses wie das Turnen vorgedruckt werden.

Befremdend ist, dass die Notenscala, welche besser auf der Rückseite des Blattes abgedruckt werden könnte, die äußere Form der schriftlichen Arbeiten nicht berücksichtigt. Die Bezeichnung bleibt also dem Gutdünken des betreffenden Lehrers überlassen. Man liest demnach neben Noten wie »*reinlich*«, »*sauber*«, »*ordentlich*« auch Bezeichnungen wie »*unsauber*«, »*schleuderisch*«, »*unleserlich*«, »*ungefällig*«, »*schmierig*«, »*unverbesserlich*«. Das Schlimmste dabei ist, dass man daraus den relativen Wert der Note nicht abschätzen kann. Es dürften fünf Stufen allen Anforderungen genügen, etwa 1. »musterhaft«, 2. »empfehlend«, 3. »anständig«, 4. »minder sorgfältig«, 5. »ohne Sorgfalt« und diese sollten auch in die Notenscala aufgenommen werden.

In der Rubrik der versäumten Lehrstunden kann der nur in seltenen Fällen erforderliche Zusatz »davon ohne Rechtfertigung« ungedruckt bleiben und nur in dem betreffenden Falle die Zahl der nicht entschuldigten Stunden dazu geschrieben werden; dagegen sei das »entschuldigt« vorgedruckt. Der tadelnde Standpunkt kommt ja auch sonst in dem vorgedruckten Texte nirgends zum Ausdruck.

Wenn man schließlich noch am oberen Rande rechts die im Texte nur einmal (in Buchstaben) eingetragene Schulclasse kurz mit römischen und darunter die Schülerzahl mit arabischen Ziffern anmerkt (.... Classe / .... Schüler), so hat man ohne nennenswerte Vergrößerung der Arbeit die Orientierung erleichtert und durch Angabe der Zahl der Mitunterrichteten ein auch nach der Beseitigung der Location wichtiges Moment in den Unterrichtsverhältnissen des Schülers angegeben.

In den Maturitätszeugnissen werden die offenen Zeilen zwischen »hat die Gymnasialstudien« und »beendigt« gewöhnlich durch die Angabe »*in ..... von 18.. bis 18.., somit in .... Jahren*« ausgefüllt. In den nicht seltenen Fällen aber, wo der Schüler die Anstalt gewechselt, einzelne Classen wiederholt oder die Studien wegen Krankheit usw. unterbrochen oder nach einer Reprobation privatisiert hat (bei Privatschülern passt das Wort »beendigt« überhaupt nicht), stellt eine passende Ausfüllung dieser Zeilen unter Festhaltung des Wortes »beendigt« die Biegsamkeit der deutschen Sprache auf eine harte Probe.

Es kann auch nicht gerade behauptet werden, dass die Textierung bei dem wechselvollen Studienlaufe mancher Prüfungscandidaten immer gelinge; oft gebricht es sogar an Platz für die ganze Einlage. Die Schwierigkeit entfällt, wenn diese Angaben aus dem Hauptsatze losgelöst und temporal angereiht werden. Etwa so:

»N. N. ..... hat sich der Maturitätsprüfung vor der unterzeichneten Prüfungscommission zum .....male unterzogen, *nachdem er in den Schuljahren 18..—18.. die I.—IV. Classe am ....Gymnasium in ....., hierauf 18..—18.. die V.—VIII. Classe mit Wiederholung der VII. am .....Gymnasium in ..... als öffentlicher Schüler zurückgelegt hatte.*«

Die Studiendauer ergibt sich aus der Specificierung und braucht nicht besonders angegeben zu werden.

Da es doch einigermaßen überrascht, nach dem Passus »Auf Grund dieser Prüfung wird ihm nachstehendes Zeugnis ausgestellt« unmittelbar die Note für das sittliche Betragen zu lesen, so könnte man — natürlich nur bei öffentlichen Schülern — vor jener Stelle in den Text setzen »Das sittliche Betragen des Prüflings während seiner Studienzeit war .....«. Nun erst könnte die Formel »Auf Grund .... ausgestellt« die erste Seite abschließen, damit alle Prüfungsleistungen auf die zweite Vollseite kommen und nicht die belangreichsten Gegenstände (Religion, Latein, Griechisch) an den unteren Rand der ersten Seite gedrängt werden, wogegen auf der zweiten das untere Drittel gewöhnlich leer bleibt.

Nikolsburg. Joh. Krassnig.

Beiträge zur hygienischen Revision unserer Mittelschulen. I. Heft. (Erscheint in losen Heften.) Von Prof. J. Rappold. Wien, A. Pichlers Witwe u. Sohn 1895. gr. 8°, 11 SS.

Das Schriftchen enthält unter dem Titel 'Die Wiederholungsprüfungen' eine Polemik gegen die gesetzlich geregelte Einrichtung unserer Mittelschulen, einzelnen Schülern, denen am Schlusse des Schuljahres aus nur einem Gegenstande die Note 'nicht genügend' zuerkannt wird, eine Prüfung aus eben diesem Gegenstande nach den Ferien zu gewähren. Die Zahlen, welche R. beibringt, um sein Verdammungsurtheil zu begründen, sind allerdings zum Theil erschreckend. So wurden im Schuljahre 1889/90 an den Gymnasien und Realgymnasien in Oberösterreich 9·7, in Niederösterreich 9·6, in Krain 13·4, in Galizien 14, in der Bukowina 13 und in Dalmatien 18·2% der gesammten Schüler zur Wiederholungsprüfung verhalten; in den übrigen Kronländern gestaltet sich das Verhältnis etwas günstiger. Aber dem Verf. ist die Einrichtung überhaupt 'vom hygienischen und vom ethischen Standpunkte aus betrachtet etwas geradezu Barbarisches', und er schlägt vor (unter Hinweis auf den preußischen Usus 'mit Admonition zu versetzen'), Schülern, die nach der bisherigen Gepflogenheit die Prüfung aus einem Gegenstande

zu wiederholen hätten, aus diesem Fache die Note 'genügend mit Mahnung' zu ertheilen. Der Vorschlag wäre nicht unberechtigt, wenn die Voraussetzung des Verf. richtig wäre, dass man bei Zuerkennung von Wiederholungsprüfungen immer die Intentionen der 'Weisungen' im Auge habe. Nach diesen ist die besagte Prüfung nur in dem seltenen Falle zulässig, 'wenn zu erwarten steht, der Mangel werde sich in kurzer Zeit durch Privatfleiß nachholen lassen'. Allein in der Praxis ist, soviel Ref. weiß, die Ausnahme zur Regel geworden, d. h. es wird so ziemlich jedem Schüler, dessen Leistungen nur in einem einzelnen Fache nicht genügend sind, die in Rede stehende Wohlthat des Gesetzes zugewandt, und nur so lassen sich die oben angeführten horrenden Ziffern erklären. Wir haben es also durchaus mit keiner barbarischen Sitte zu thun, vielmehr mit einem übelangebrachten Wohlwollen, dem man es verdankt, dass bisweilen die unbrauchbarsten Elemente bis in die oberste Classe mit hinaufgeschleppt werden. Nach der Ansicht des Ref. hat es also bei der bisherigen Übung zu verbleiben, wohl aber ist von derselben im Sinne der Vorschrift nur im geringen Umfange Gebrauch zu machen.[1])

Ein zweiter Vorschlag des Verf.s bezieht sich auf den 'Abschluss des Schuljahres, bezw. früheren Beginn der Sommerferien'. Was hier R. gegen den Usus, zwischen Schlussclassification und Zeugnisvertheilung eine für Eltern, Lehrer und Schüler gleich peinliche Pause eintreten zu lassen, beibringt, verdient vollste Beachtung seitens der Behörde. Wie man auch über den Vorschlag des Verf., unmittelbar auf die Classification den Schluss des Schuljahres folgen zu lassen und nachträglich die Zeugnisse fertigzustellen und auszufolgen, denken mag, gewiss ist, dass eine ähnliche Abhilfe notthut, will man den Disciplinarfällen, wie sie fast überall am Schlusse des Schuljahres vorkommen, ernstlich steuern und nicht den einmal ausgefertigten 'statistischen Tabellen' zuliebe, die bei Herabminderung von Sittennoten abzuändern wären, jeden Unfug seitens der Schüler ruhig passieren lassen.

Wien. J. Golling.

---

[1]) Der Verf. kommt auch auf das gute alte 'kaum genügend' zu sprechen, das er durch sein 'genügend mit Mahnung' theilweise restituiert sieht. Allein die allgemeine Ansicht geht vielmehr dahin, dass die nun leider außer Curs gesetzte Note als Prädicat gewisser schwächlicher Leistungen während des Semesters zu restituieren ist, da für diesen Zweck kein Calcül der Notenscala gleich unentbehrlich ist.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Burke, Ulrick-Ralph, A history of Spain from the earliest times to the death of Ferdinand the Catholic. London, Longmans, Green & Co. 1895. 2 Vol. Preis 19 sh.

Chap. I.: Celtiberians. Chap. II.: Numantia. Chap. III.: Hispania Romana. Chap. IV.: The Barbarians. Chap. V.: Christianity. Chap. VI.: The Kingdom of Toulouse. .... Chap. LX.: Juana la Loca. Chap. LXI.: Monetary and commercial Systems. Chap. LXII.: The retirement of Ximenez. Chap. LXIII.: A Kingdom of Italy. Chap. LXIV.: The last Days of Ferdinand. Chap. LXV.: Caesar.

Aus den bloßen Überschriften der ersten und letzten Capitel der beiden Bände erhellt, dass wir in dem Werke Burkes keine pragmatische Darstellung der Geschichte Spaniens, sondern eine Reihe geschichtlicher, cultur- und literargeschichtlicher Skizzen vor uns haben. Die Auswahl ist im ganzen recht glücklich getroffen und die Hauptpunkte der historischen Ereignisse werden mit sicherem Blicke festgehalten. Was der Darstellung besonderen Wert verleiht, ist die Beherrschung des Materials, zu welcher man den Autor nur beglückwünschen kann. Erinnert man sich, dass es sich um einen Zeitraum von mehr als eineinhalb Jahrtausenden handelt, für den Quellen aus den heterogensten Fundsätten herbeigeschafft werden mussten, so darf die Außerachtlassung der einen oder der andern (z. B. Danvila y Collados grundlegendes Werk La germania de Valencia, Madrid 1884 bei dem gleichnamigen Capitel II, 314 ff.) nicht allzuschwer ins Gewicht fallen. Man darf im Gegentheil in den massenhaften Literaturnachweisen, wie sie vor Burke noch niemand in gleicher Fülle für den behandelten Gegenstand beibrachte, den Hauptvorzug der Arbeit erblicken, der weiteren Forschungen viel Mühe erspart, während andererseits die klare und — mit geringen Ausnahmen — ruhige Darstellung in weiteren Kreisen ihre belehrende und anregende Wirkung nicht verfehlen wird. Dies in erster Linie mit Rücksicht auf die culturhistorischen Monographien (religiöse Verhältnisse, Literatur, Kunst, Gewerbe betreffend), welchen reichliche, im Verhältnis zum übrigen Material fast zu reichliche Berücksichtigung zutheil wurde. Eine wohlfeilere Ausgabe des Werkes in deutscher, französischer oder spanischer Sprache wäre sehr zu wünschen. Bei dieser könnte auch der Index — namentlich mit Rücksicht auf die Literatoren — ausführlicher gestaltet und ein und das andere störende Versehen in demselben (Don Quijote unter D, El Vierzo unter E, vgl. auch Dahn, Herr u. ä. m.) beseitigt werden.

Diercks Gustav, Geschichte Spaniens von den frühest Zeiten bis auf die Gegenwart. Berlin, Siegfried Cronbach 18 8°. Bd. I.

„Wer sich rasch über Einzelheiten der spanischen Geschichte unt richten, die großen Perioden schnell überblicken, das ganze geschicl liche Leben der Spanier übersehen will, sucht vergebens nach ein geeigneten, dem heutigen Stande der Forschung entsprechenden und il Ergebnisse berücksichtigenden Werke.“ Diese Worte aus der Vorr (p. V) zu der vorliegenden Geschichte Spaniens darf man unbedenkl unterschreiben. Weder die breit angelegte, seit Jahrzehnten unvollen gebliebene Darstellung des Gegenstandes in der Heeren- und Ukert'sel Sammlung, noch die veraltete Histoire d'Espagne von Rosseeuw St. Hils können dem Bedürfnisse nach einem Compendium spanischer Geschicl das die wissenswertesten Ergebnisse bequem zusammenstellt, heute m entsprechen. Diese Lücke ist nun durch das Werk von Diercks innerh der oben gekennzeichneten Grenzen in erfreulicher Weise ausgefüllt word Der Stoff ist in den drei Büchern des I. Bandes: 1. Alte Geschicl 2. Das westgothische Spanien, 3. Halbmond und Kreuz, übersichtl gruppiert, in gerundeter, trotz der Buchtheilung ununterbrochener D stellung gegeben; bei aller knappen, manchmal oft nur registrieren Erzählung ist kaum etwas wesentliches weggelassen. Sehr angenehm rührt die Aufnahme der culturhistorischen Rückblicke am Schlusse Buch 1 und 2, während ein solcher für die Zeit der reconquista n aussteht. Die Cultur Iberiens in der westgothischen Zeit wird allerdi in zu schwarzen Farben geschildert. Ein Blick in das Museo de Anti dades oder in Tailhans aufschlussreichen Appendice hätte den Verf. v eines andern und bessern belehrt. Das Studium dieser und ähnlicher, schlägiger Quellen muss vor dem Schlusse warnen, als ob dem doch relativen Mangel an culturhistorischen Zeugnissen auch ein solcher Thatsachen entspräche.

Zweierlei fällt bei der Anlage des Werkes sofort auf. Erstens, Diercks in dem einen noch folgenden Bande das ganze ungeheure Ge von Alfons X. bis zur Gegenwart behandeln will, was eine ausnehm cursorische Darstellung involvieren muss; zweitens der gänzliche Ma an Quellenangaben. Auf eine Anfrage in dieser Richtung wurde mir Bescheid, dass das Literaturverzeichnis dem zweiten Bande vorbeh bleibe. Aus diesem Grunde will ich mit meinem Urtheile über di schwerwiegenden Punkt noch zurückhalten und bei der Besprechung zweiten Bandes Gelegenheit nehmen, auf denselben zurückzukomme

Wien. Rudolf Bee

Anleitung zur Lectüre deutscher Classiker. Von Rabbiner D A. Taubeles. I. Don Carlos von Schiller. Tarnopol, St. Kosso 1885.

Die vorliegende »Anleitung« ist eine durch eine nicht zu r fertigende Benutzung des bekannten Werkes von Dr. L. Bellerr »Schillers Dramen« entstandene Compilation. Ohne die Quelle zu ne folgt Dr. Taubeles Bellermann auf Schritt und Tritt. Auffällig is dass sich der Verf. dabei gar manche Verirrung des Originals erl So lesen wir gleich auf dem Titelblatte und S. 10 von der »Einheit Dramas«, von der »Verknüpfung des Dramas«, von dem »Ziel Dramas«, während Bellermann von der Einheit, Verknüpfung und Ziele der Handlung spricht. S. 11 heißt es: »Dies ist das Streben, sie beherrscht, und hierin liegt die Tiefe der Tragödie.« Und bei Bellermann lesen wir: »Dies ist das Streben, das sie beherrscht, hierin oder nirgends liegt die Einheit der Tragödie«.

An lästigen Fehlern mangelt es dabei nicht. So lesen wir S. 6: »Einen Brief, den ihn die Eboli gegeben hat . . .«, S. 8: »zur seiner Flucht«, S. 9: »Die Handlungsweise des Todten findet (statt: empfindet) er als Undank«, S. 17: »dass ich der Schwächen schwächster ihm verklage«, »Was hat er Dir gesagt unglückliche«, S. 18: »an das Bild eine Wasseruhr denken«, u. a. Die Interpunctionszeichen werden oft gar nicht gesetzt, wodurch manche ohnehin schwer zu verstehende Sätze ganz und gar unverständlich werden. Als Probe diene der Satz auf S. 10: »Dagegen Auftritt 14 und 15 Karlos und Posa im Karthäuserkloster spielen später.« Erwähnt sei noch, dass der Verf. die österreichische Rechtschreibung wenig beachtet. Er schreibt z. B. Szene, Geheimniss, Bedürfniss, ausser Acht lassen, Punct, studirt usw. Demgemäss muss das Vorwort zu der »Anleitung« wie eine Ironie erscheinen. Es wäre Schade, wollte man dieser Compilation noch mehr Worte widmen.

Tarnopol. Josef Erben.

Boissier, Cicéron dans ses relations avec Brutus et Octave. (Bibliothek gediegener und interessanter französischer Werke. Bd. 62.) Münster, Theissing 1894. 12°, 124 SS.

Der Herausgeber, J. Brüll, hat das bekannte Buch Boissiers in vier Theile zerlegt, welche die Bändchen 59—62 der genannten Sammlung umfassen. 1—3 führen die Aufschriften: Cicéron dans la vie publique et privée, Cicéron dans ses relations avec Atticus et Caelius, César et Cicéron. Die Ausstattung ist ganz entsprechend, der Preis billig. Da auch ein erläuterndes Wörterverzeichnis beigegeben ist, kann die Lectüre schnell vor sich gehen. Für Schülerbibliotheken können diese Bändchen ohne Bedenken angeschafft werden.

Friedrich Gerstäckers Welt im Kleinen. Für die kleine Welt. 1. Bdch.: Einleitung und Vorstufe zur populären Völker- und Länderkunde, neu bearbeitet von Paul Weigeldt. 4. wesentlich verb. Aufl., mit zwei Karten im Buntdruck. Leipzig, B. Elischer Nachfolger 1893. kl. 8°, 106 SS.

Gerstäcker hat sich, wie er selbst in der 1. Auflage dieses 1865 zu Gotha erschienenen Büchleins sagt, zur Aufgabe gestellt, für Kinder von sieben bis zehn Jahren die ersten Anfangsgründe einer Erd- und Völkerbeschreibung zu geben. Dass ihm dies in trefflicher Weise gelungen ist, wurde damals allgemein anerkannt. Die Darstellung ist ebenso anschaulich und belehrend, als unterhaltend und anregend. Im Jahre 1881 besorgte A. W. Grube eine 3. Auflage, in welcher er zwar vieles änderte, jedoch den Bau und den Ton des Ganzen zu erhalten wusste. Nach denselben Grundsätzen ist die vorliegende 4. Auflage bearbeitet, in welcher überall den neuesten Darstellungen Rechnung getragen wurde. In dieser Fassung kann man das Büchlein besonders Eltern für den häuslichen Gebrauch bei Kindern von sieben bis acht Jahren bestens empfehlen; doch werden auch Kinder von neun bis zehn Jahren, somit auch Schüler der ersten Classe an Mittelschulen die späteren Capitel mit großem Nutzen lesen. Und daher eignet sich auch das Bändchen, das sich durch seine schöne Ausstattung auszeichnet, ganz gut zur Anschaffung für Schülerbibliotheken.

Die »Denkmäler der Tonkunst in Österreich« schreiten rüstig fort. Von dem III. Jahrgang 1896 (Wien, Artaria & Comp.) liegen uns vor: M. A. Cesti's Pomo d'Oro und Gottlieb Muffats Componimenti musicali per il cembalo, beide *herausgegeben von* Guido Adler. Die

Oper Pomo d'Oro wurde 1666 bei der Hochzeit des Kaisers Leopold mit der Infantin Margarita aufgeführt und zwar mit außerordentlicher Pracht. Die Beschreibung in der Einleitung ist ein wichtiges Stück der Culturgeschichte. Die bisher noch ungedruckte Partitur zeigt uns in dem Componisten einen Künstler, der, so sehr er dem Festprunke Rechnung trug, doch auch in den Partien der handelnden Personen Gefühlssaiten anzuschlagen wusste. Dies sichert auch der Oper einen dauernden Platz in der Geschichte der Musik und rechtfertigt ihre Veröffentlichung. Gottlieb Muffat, der Sohn des aus den zwei ersten Jahrgängen der »Denkmäler« bekannten Georg Muffat, 1690 in Passau geboren, war der Schüler des hochverdienten Johann Joseph Fux und in Wien als Hoforganist von 1717 bis 1763 thätig. Seine Componimenti erschienen 1739 und waren dem kunstverständigen Kaiser Karl VI. gewidmet. Sie haben als Clavierwerke den Vergleich mit anderen nicht zu scheuen und nehmen einen der ersten Plätze in ihrer Zeit ein. Die Einleitung verbreitet sich über das Verhältnis Muffats zu J. S. Bach und G. F. Haendel und liefert hier wichtige Beiträge zur Geschichte der Musik.

Programmenschau.

1. Ott Eduard, Zur Gliederung der olynthischen Reden des Demosthenes. Progr. des Staatsgymn. in Böhm.-Leipa 1894, 8°, 37 SS.

Die Arbeit beschäftigt sich in ihrem vorliegenden ersten Theile mit den beiden ersten olynthischen Reden unter besonderer Berücksichtigung der zweiten; der nächste Jahresbericht soll die Besprechung der dritten Rede bringen. Der Verf. führt uns nicht sogleich eine fertige Disposition vor, sondern geht zunächst daran, nach ausführlicher Darlegung des Inhalts die Hauptgedanken zu ermitteln, welche die einzelnen Reden beherrschen und die Träger des ganzen Gebäudes sind. In demselben Maße, als wir darüber Klarheit erhalten, gewinnen wir unschwer Einsicht in den Zusammenhang der einzelnen Partien und ihr Verhältnis zu dem Kernpunkte, und die Disposition ergibt sich dann ungesucht mit überzeugender Nothwendigkeit. Dieser streng methodische Gang der Untersuchung, sowie die Art der Darstellung, welche ebenso von Sachkenntnis zeugt, wie sie anregend in der Form ist, sichert dem Verf. ungetheiltes Lob. Für die Fortsetzung der Arbeit empfehlen wir ihm, die ältere Schrift von Leuchtenberger und das jüngst erschienene Werkchen verwandten Inhalts von Bottek zu berücksichtigen.

2. Schmied Karl, Die erste philippische Rede des Demosthenes nach Veranlassung, Gedankengang und Zweck untersucht. Progr. des n.-ö. Landes-Real- und Obergymn. in Horn 1894, 8°, 39 SS.

Dass ein abermaliger Versuch, die Frage über die einheitliche Composition der ersten Philippica zu behandeln, ein neues Ergebnis liefern könne, war wohl im vorhinein nicht zu erwarten, zumal da bei der Untersuchung fast ausschließlich Form und Inhalt der Rede entscheidend sind. Der Verf. vertritt die Einheit der Rede und sucht sie in geschickter Weise durch Darlegung des Gedankenzusammenhanges und durch Nachweis der gegenseitigen Beziehungen der beiden Partien zu begründen, welche den Chorizonten als zwei Reden galten. Immerhin hätte die einschlägige Literatur vollständig herangezogen werden sollen; so hätte die jüngst von Blass in der neuen Auflage der »Attischen Be-

redsamkeit« vorgetragene Hypothese von einer doppelten Recension Erwähnung oder auch Abfertigung verdient.

Wien. Franz Slameczka.

---

3. Pajk, Dr. Johann, Sallust als Ethiker, dritter und letzter Theil. Progr. des k. k. Franz Joseph-Gymn. in Wien 1894, 8°, 16 SS.

Die Arbeit zerfällt in vier Abschnitte, die mit den fortlaufenden Nummern 8, 9, 10 und 11 versehen sind. Der erste erörtert auf fünf Seiten die Frage: Zu welcher Philosophenschule darf man Sallust zählen? Er huldigt an einzelnen Stellen des Catilina noch peripatetischen Anschauungen, geht aber dann mit fliegenden Fahnen völlig in das Lager des Stoicismus über. Eine längere Polemik wird gegen Jäger geführt, der nachzuweisen versuchte, dass Sallust ursprünglich ein Anhänger des Empedokles gewesen sei. Die nächsten drei Seiten behandeln das Thema: Welche Autoren hat Sallust bei seinen ethischen Aussprüchen benutzt? Der Verf. ergänzt hier die bereits von Gerlach, Dietsch, Kritz und besonders von Dolega gefundenen Stellen aus Thukydides und Platon. Überhaupt ist der größte Theil der Sentenzen Sallusts aus dem Griechischen entlehnt. Der nächste Abschnitt behandelt auf vier Seiten die Übereinstimmung zwischen Sallusts und Ciceros ethischen Anschauungen. Der Einfluss Ciceros auf Sallusts Schriftstellerei war ein sehr bedeutender. Zunächst wird Ciceros historisch-politische Schrift *de re publica* allein zur Vergleichung herangezogen. Man kann aber auch aus dessen philosophischen Schriften zahlreiche Parallelstellen zu Sallust beibringen, von denen Pajk einige anführt. Derselbe verwundert sich S. XIV, dass außer Gerlach, der dies jedoch nur gelegentlich thut, bisher niemand auf Cicero als eine Hauptquelle für Sallusts philosophische Ansichten und Aussprüche hingewiesen hat. — Der letzte Theil (nur anderthalb Seiten stark) enthält die Ergebnisse der ganzen Untersuchung und kennzeichnet zugleich die Stellung Sallusts in der römisch-griechischen Philosophie und Geschichtschreibung. Der Stoiker Sallust hält sich ferne von dem verderblichen Pessimismus, der Geist und Leben vergiftet, und eignet sich daher ganz besonders zu einem Schulautor. Er ebnete der römischen Geschichtschreibung einen neuen Weg: den der philosophisch-kritischen Geschichtsauffassung, den nach ihm mit besonderem Erfolge Tacitus betrat. Ingleichen hat er wie Cicero griechische Philosophie und Bildung in anmuthender Prosa unter den Römern verbreitet. Er war allerdings nur ein Nachahmer, aber nicht zum *servum pecus* gehörig, sondern hat vielmehr durch verständige Auswahl und kunstvolle Darstellung seine Vorbilder in vielen Stücken übertroffen, so namentlich den Thukydides, über dessen geschraubte Reden Pajk recht abfällig urtheilt. Er wird dabei ohne Zweifel lebhaften Anstoß bei philologischen Schwärmern erregen, zu denen Ref. freilich nicht gehört. Derselbe findet im Gegentheile, dass man in Deutschland die Schüler ganz unnöthig mit Thukydides plagt.

Die sorgfältige Abhandlung ist mit unverkennbarer Hingebung an ihren Gegenstand geschrieben. Die deutsche Orthographie weicht vielfach von der in Österreich vorgeschriebenen ab, so schon auf dem Umschlage und Titelblatte (Franz-Joseph statt Franz-Josef). In den lateinischen Citaten begegnet wiederholt die Schreibung *romanus*. Ebenso fehlt es nicht an grammatischen Verstößen: S. 8 der meiste Theil und öfter nachahmen mit Accusativ der Person; S. 14 denselben Standpunkt als Thukydides. Diese Fehler, sowie einzelne Härten des Ausdruckes lassen es deutlich erkennen, dass das Deutsche keineswegs die Muttersprache des Verf.s ist. Er hätte sich also den Aufsatz vor der

Drucklegung von einem deutschen Collegen corrigieren lassen sollen, statt sich mit solchen Versehen schon vor der Schuljugend bloßzustellen. — Eventuell hätte ihm auch Ref. diesen Dienst gerne geleistet.

4. Holub Johann, Unter den erhaltenen Handschriften der Germania des Tacitus ist die Stuttgarter Handschrift die beste. (Fortsetzung.) Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Weidenau 1894, 8°, 32 SS.

Ref. hätte eigentlich keine Fortsetzung gewünscht, da die Ansichten des Verf.s willkürlich und zumeist verschroben sind. Diesmal behandelt er ausführlich die capp. 18 und 19, den Schluss von cap. 21, ferner cap. 44, 38 (wo er nach dem Stuttgarter cod. die Form *sequaturum* in den Text bringt), 10, 22, 23, 26 und 4 unter vielfacher Polemik gegen Baumstark, Bährens und besonders gegen Zernial, den neuesten Herausgeber der Germania. Holub hat es wieder mit einem Opponenten des Tacitus zu thun, der dessen Aufstellungen energisch bekämpft. Um einen fictiven Zusammenhang herzustellen, werden manche Aussprüche des Schriftstellers in ironischem Sinne genommen. Durch die überzahlreichen Conjecturen, die sich mehr oder weniger auf die Stuttgarter Handschrift stützen, erhalten nicht wenige Stellen, namentlich durch Annahme von Abbreviaturen, ein ganz verändertes, oft genug recht sonderbares Aussehen, so schon die zuerst behandelten capp. 18 und 19. Da in der Mitte von cap. 19 die genannte Handschrift *se* vor *saeculum* hat, hält Holub dies Wörtchen für eine Abbreviatur von *solere* und setzt dies Wort ohne weiters in den Text ein. Wäre es wirklich überliefert, so müsste man sich beeilen, es zu streichen. Diese Probe möge genügen. Der Druck ist nicht überall correct, da sich etliche Versehen finden, so S. 13 die allzu freie Stellung sehr wenige in einem so zahlreichen Volke Ehebrüche, S. 21 Perrücken und S. 26 *unnum* sinnstörend für *annum*, sowie *saperesse* statt *superesse*.

Leider ist S. 32 wieder eine Fortsetzung angekündigt. Warum wird dieselbe nicht von der Direction inhibiert, da doch solche Aufsätze dem österreichischen Lehrstande keine Ehre bringen können?

Wien. Ig. Prammer.

---

5. Schiepek Josef, Über die Umkehrung der Begriffsverbindungen. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Saaz 1894, 8°, 28 SS.

Die Umkehrung der Begriffsverbindungen findet sowohl in der Wissenschaft, als auch in der Dichtkunst und selbst im Mutterwitze des gewöhnlichen Mannes eine nicht seltene Anwendung. Der Verf. war daher gewiss berechtigt, die verschiedenen Formen dieser Umkehrung vom logischen Gesichtspunkte zu untersuchen, und es sei gleich erwähnt, dass er sich durch die Gründlichkeit der Untersuchung, durch Sachkenntnis und Geschick den Dank der Fachgenossen verdient hat.

Der Verf. hat bei der Verfolgung der logischen Frage, um die es sich hier handelt, sein besonderes Augenmerk auf das Verhältnis der sprachlichen Form zum begrifflichen Inhalte gerichtet und mit Recht fast überall den Formenkreis der nhd. Sprache angewendet, wo es sich um die Bloßlegung einfacher logischer Grundverhältnisse handelt. Wo es nothwendig schien — und es geschieht dies nicht über Gebür — wurden auch die classischen und modernen Sprachen zu Belegen herangezogen, wobei der Verf. seine reiche Sprach- und Literaturkenntnis bekundet.

Der erste Theil der Abhandlung erläutert den Begriff der Umkehrung der Begriffsverbindungen (im Unterschiede zur Umkehrung der

Urtheile, Begriffsreihen und Begriffsverhältnisse) und ihre Eintheilung in begriffliche und sprachliche Umkehrung. Der zweite kurze Abschnitt handelt über die umkehrbaren und nicht umkehrbaren Verbindungen; der dritte über die Arten der Determinationsverbindung und die Formen der begrifflichen Umkehrung. Der Schluss dieses ausführlichen, instructiven Abschnittes gibt eine vollständige Übersicht über die Anwendbarkeit der vier Umkehrungsformen auf die einzelnen Determinationsarten sammt Beispielen und eine Übersicht über alle Arten der Umkehrung. Die letzten zwei Abschnitte behandeln in theilweiser Zusammenfassung früher gewonnener Resultate das Verhältnis zwischen den Verbindungen und ihren Theilen und das Verhältnis zwischen der ursprünglichen Verbindung und ihrer begrifflichen Umkehrung.

Wer sich für den abstracten, nur schrittweise durchzunehmenden Gegenstand interessiert, wird die Untersuchung mit Befriedigung bis zu Ende verfolgen.

6. Kraßnig Joh., Die Zeit- und Raumvorstellung. Progr. des Staatsgymn. in Nikolsburg 1894, 8°, 39 SS.

Die oben angeführte Studie will als ein selbständiger Versuch der Lösung dieser wichtigen Probleme betrachtet und beurtheilt werden, d. h. der Verf. hat es dabei absichtlich unterlassen, die Ansichten selbst der bedeutendsten Physiologen und Psychologen anzuführen und zu kritisieren. Die Darstellung hat meines Erachtens dadurch nur an Übersichtlichkeit gewonnen, die Untersuchung aber, die im Folgenden skizziert werden möge, an Wert nichts verloren.

Für seine Betrachtungen legt der Verf. als psychische Thatsache, die in der menschlichen Natur begründet ist, die Annahme einer Außenwelt als einer dem Ich gegenüberstehenden und auf das Ich einwirkenden Ursache von Empfindungen zugrunde. Alle sinnlichen Wahrnehmungen werden subjectiv gedeutet, und zwar sowohl die abgegrenzten Einzelempfindungen, als auch die Verknüpfung mehrerer. Der Mensch vermag durch den gleichen Sinn verschiedene Empfindungen der betreffenden Art nur gesondert, und zwar in einer festen, einseitig sich entrollenden Reihe aufzunehmen. Je mehr wir von dem Inhalte abstrahieren, was durch das Verblassen und Verwischen der Empfindung durch andere nothwendig herbeigeführt wird, desto mehr gewinnt diese Reihe das Merkmal der Zahl, welche die Maßzahl der betreffenden Empfindungsreihe ist. Diese in ihren Gliedern zählbare Reihung geordneter Sinneseindrücke gleicher Kategorie, begründet in der simultanen Auffassung von gleichartigen sinnlichen Reizen, nennen wir Zeit. Die Annahme einer gemeinsamen, objectiven Gegenwart für mehr als ein Individuum mit Beziehung auf dieselbe äußere Einwirkung ist unstatthaft. Die drei Zeitstufen sind nur etwas Subjectives, wie die Zeitvorstellung selbst; daraus erklärt sich die subjective Schätzung der Zeitdauer nach der Zahl der Erlebnisse und dem bereits durchlebten Alter. Interessant sind die Auseinandersetzungen des Verf.s über die Ergebnisse, zu welchen wir durch psychometrische Versuche, ausgedehnt auf die psychische Gesammtkraft desselben Menschen zu verschiedenen Zeiten und verschiedener Menschen unter gleichen Umständen, gelangen könnten. Es würde sich da erstens feststellen lassen, in welchem Grade die Aufmerksamkeit auf ein einzelnes Sinnesobject die Perceptionsfähigkeit anderer Sinne beeinträchtigt oder ganz aufhebt, und zweitens eine Scala psychischen Vermögens für verschiedene Rassen, Alters- und Bildungsstufen ergeben. Der Verf. führt die Discussion der Perceptionserscheinungen über die Grenzen der Erfahrung hinaus, um zu ermitteln, welche Gestalt sie annehmen müssten, wenn die Perceptionsfähigkeit eine unbegrenzte Steigerung oder Schwächung erführe. Er zeigt, dass der Mensch thatsächlich das Maß aller Dinge ist, insoferne sie auf seine Sinnesanlage einwirken. Die Zeit ist für uns lediglich die

in der Beschränktheit unserer Sinne begründete Form der Reihung der verschiedenen Eindrücke und objectiv genommen keineswegs ein Attribut des Seins der Außenweltdinge, sondern ein Correlat der Veränderung des Sinnenfälligen, als deren Ursache wir eine bewegende Kraft anzunehmen haben. Der Begriff (nicht Vorstellung) der leeren Zeit beruht auf einem Abstractionsverfahren; leere Zeit ist so wenig wie Begriffe überhaupt vorstellbar, sondern nur durch die wichtigsten Merkmale im Bewusstsein erhaltbar.

Während uns die zeitliche Auffassung nur linear gereihte Empfindungspunkte gleicher Art bietet, verbreitet und vertieft sich — figürlich gesprochen — durch die Complexion von mehreren auf Eine Ursache bezogenen verschiedenen Sinnesempfindungen unsere Außenweltauffassung; sie gibt uns die Vorstellung von „Dingen“, und wir bezeichnen diese Art der Perception als räumliche. Wenn aber auch die räumliche Vorstellung im allgemeinen aus einer complexen Empfindung entspringt, so hat sie doch allmählich eine Beschränkung auf einen engeren Kreis von Complexionen erfahren. Wir prädicieren dem Raume begrifflich drei Dimensionen und halten diese wie etwas in der Sache, d. i. in dem Räumlichen selbst Begründetes fest. Dass man dem Raume drei aufeinander senkrecht stehende Dimensionen zugesprochen und den Würfel als seine begrenzte Grundgestalt hingestellt hat, erklärt sich einfach und natürlich aus der Anlage des menschlichen Sinnes- und Bewegungsapparates. Die Dreidimensionalität ist nicht ein Attribut der Dinge, also auch nicht der Raumvorstellung als solcher, sondern ein Ergebnis unserer eigenen psychischen Anlage. Wären wir anders organisiert, so würden wir dem Raume auch andere Dimensionen beimessen; wäre beispielsweise unsere Körperanlage nach einer Curve construiert, so wären uns geradlinige Dimensionen überhaupt undenkbar. Zur Raumvorstellung im engeren Sinne gehört die Vorstellung einer Kraftaufwendung oder Bewegung. Man muss annehmen, dass zur unmittelbaren räumlichen Auffassung eines Dinges die Verbindung einer oder mehrerer qualificierter Sinnesempfindungen mit einer irgendwie beschaffenen Muskelbewegungsempfindung nothwendig ist. Wie der Raum kein reelles Merkmal der Dinge ist und in der durch unsere Sinnesanlagen bedingten Beschränkung und Abgrenzung stets erfüllt zum Bewusstsein kommt, haben wir auch kein Recht von einem unendlichen Raume in dem Sinne zu sprechen, als sei er ein Merkmal der Außenwelt. Die Unendlichkeit ist wie die Ewigkeit der Zeitlinie nur ein Ergebnis der Abstraction vom Inhalte: denkbar, aber nicht vorstellbar. Durch Abstraction gelangen wir zum Begriffe des leeren und durch den daraus entspringenden Begriff der Gleichheit zu dem des unendlichen Raumes. In der empirischen Psychologie kann nur von begrenztem, mit Empfindungsmaterie erfülltem Raume gesprochen werden. Daraus folgt, dass man sich auch den Raum im allgemeinen (den Weltraum) begrenzt und erfüllt vorstellen muss.

Das Räumliche kann, wenn man die Complexion als Empfindungseinheit betrachtet, zeitliche Reihen bilden; ebenso kann die zeitliche Auffassung in die räumliche übergeführt werden, sobald die Möglichkeit vorhanden ist, mehrere Elementarempfindungen derselben Art durch Mitwirkung eines zweiten Sinnes auf einmal aufzunehmen, sie gewissermaßen zu condensieren. Die ganze Culturentwicklung des Menschengeschlechtes zeigt das Streben nach Steigerung der Fähigkeit combinierter sinnlicher (und intellectueller) Auffassung, somit eine Verbreiterung der Straße, auf welcher wir aus unserer zeitlichen Beschränkung vorwärts schreiten zur Potenzierung unserer psychischen Perceptionsfähigkeit.

Das in gedrängtester Kürze der Gedankengang des lehrreichen Aufsatzes, der, überall durch treffliche Beispiele erläutert und das Interesse des Lesers für den Gegenstand erregend, den Collegen zum aufmerksamen Studium empfohlen sei.

7. Winkler Wilhelm, Ethik in der Naturgeschichte. Progr. der k. k. Staats-Unterrealschule im II. Bezirke von Wien 1894, 8°, 39 SS.

Zwei große Ziele, denen sich alles andere unterordnen muss, sollen unstreitig beim Unterrichte auf der mittleren Stufe verfolgt werden: Ausbildung des Verstandes und des Gemüthes. Während noch vor nicht allzu langer Zeit das erste Ziel als das wichtigere angesehen wurde, werden heutzutage beide mit Recht als gleichwertig und gleich wichtig anerkannt. Die Mathematik freilich als abstracteste Unterrichtsdisciplin ist vornehmlich auf Verwirklichung des ersten Unterrichtszieles gerichtet. In der Philologie aber tritt der formale Charakter zu Gunsten des zweiten Zweckes immer mehr zurück; der Geschichtsunterricht will kein bloßes Wissen historischer Thatsachen mehr vermitteln, sondern führt der Jugend zur Bildung des Herzens Charakterbilder vor Augen, und die Culturgeschichte tritt immer mehr in ihre Rechte. Doch wie steht es mit den übrigen Unterrichtsgegenständen? Kann auch das Studium der Naturwissenschaften der zweiten Forderung gerecht werden? Zweifellos. Die Liebe zur Natur tritt, wie die Geschichte lehrt, jedesmal um so mehr hervor, je größere Fortschritte die Culturentwicklung eines Volkes gemacht hat. Auch heute, wo die Erfindungen und Wissenschaften durch Umfang und Intensität unser Staunen erregen, sehen wir dies nur allzu deutlich. Heutzutage, wo der Umfang der Städte eine Berührung mit der Natur Monate lang zur Unmöglichkeit macht, sehnt sich der Städter auf den lange erwarteten Moment, wo er mit Kind und Kegel nicht bloß den Staub der Großstadt auf kurze Zeit abschütteln, sondern auch der Sprache der Natur lauschen kann.

Auch der Verf. obigen Aufsatzes unternahm mit drei Reisegefährten im Monate August einen Ausflug nach Mähren. Es war nicht gerade die günstigste Jahreszeit, um Kopf und Herz in Gottes freier Natur zu erquicken, nicht das an Naturreizen gesegnetste Land, nach welchem er seine Schritte lenkte, doch die Verhältnisse bestimmen des Menschen Thun und Lassen. Und wohin wir unsere Schritte in Gottes Natur lenken: überall spricht sie mit vernehmlicher Stimme zum Herzen; überall findet der Mensch, wenn er nur richtig zu beobachten versteht, die Natur als kundige Lehrmeisterin. Die ersten drei Capitel des genannten Aufsatzes geben beredten Ausdruck von der deutlichen Sprache der Natur, die sie zu jenen spricht, welche sie zu verstehen gelernt haben; sie zeigen durch trefflich gewählte Beispiele, welch ethische Momente die Betrachtung der Natur in sich birgt. Sache des Lehrers der Naturgeschichte ist es, den reichen ethischen Schatz zu heben, welchen die Natur in sich schließt. Der Verf. berührt im zweiten Theile seiner Untersuchung (Cap. 4 und 5), besonders im letzten Capitel die wunden Punkte des gegenwärtigen Naturgeschichtsunterrichtes und betont mit gutem Rechte, „dass die naturgeschichtlichen Kenntnisse nicht zu sehr Sache des Verstandes und Gedächtnisses werden, sondern dass sie auch kräftige Wurzeln in das Gemüth der Schüler treiben“ sollen. Dieser Abschnitt der Programmarbeit ist vom Verf. an die Adresse seiner Fachcollegen gerichtet, und sein Inhalt, der volle Berücksichtigung verdient, möge von diesen beachtet werden.

Den Hauptzweck aber, den die Programmarbeit verfolgt, spricht der Verf. in C. IV aus. Er wollte nämlich die Aufmerksamkeit der Nichtnaturhistoriker erregen und den Ansichten, welche in „nichtfachmännischen“ Kreisen über den bildenden Wert der Naturgeschichte verbreitet sind, entgegentreten, und zwar umsomehr, weil es in letzterer Zeit den Anschein gewinnt, als solle die Naturgeschichte unter dem Drucke dieser Anschauungen eine Einbuße erleiden. Der Verf. glaubt der in Nichtfachkreisen herrschenden Meinung durch folgende Behauptungen entgegentreten zu müssen: 1. Die Naturgeschichte ist als Unterrichtsgegenstand der Mittelschule ein hervorragendes Bildungsmittel des Verstandes und

Gemüthes unserer Jugend; sie kann in den Dienst einer ethischen Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes gestellt werden. 2. Eine gründliche naturwissenschaftliche Bildung führt nicht zum Atheismus. 3. Eine gründliche naturwissenschaftliche Bildung führt nicht zum Materialismus.

Die Richtigkeit der angeführten und bewiesenen Behauptungen unterschreibe ich sehr gerne. Auch muss ich meiner Befriedigung Ausdruck geben über die Wärme, mit welcher der Verf. im ganzen Aufsatze für den ethischen Wert seines Faches eintritt, und über den Idealismus, welchen er überall bekundet. Aber meine Verwunderung kann ich nicht unterdrücken über die Kühnheit seiner nicht erwiesenen und nicht zu erweisenden Ansicht, »dass die Naturwissenschaften im Interesse des Gesammtwohles nicht in die Peripherie verlegt, sondern in das Centrum des Unterrichtswesens gestellt werden sollten«. (!)

Wien. Joh. Schmidt.

---

8. Hann, Dr. Franz G., Die romanische Kirchenbaukunst in Kärnten. Progr. des Staats-Obergymn. in Klagenfurt 1894, 8°, 18 SS.

Der Verf. dieser schönen Arbeit gibt zunächst eine Übersicht der Gründungen der Kirchen Kärntens vom Beginne des 12. Jahrhunderts an, die naturgemäß den alten Römerstraßen oder dem von diesen leicht erreichbaren culturfähigen Boden folgten. Er bespricht nun die verschiedenen Typen: das einfache oblonge Haus mit flacher Holzdecke und gewölbter Apsis, dann das Langhaus mit dem Chorquadrat und Thurm, endlich die großen, dreischiffigen, monumentalen Anlagen von Gurk, St. Paul und Millstadt. Die hundertsäulige Krypta und das Westportal von Gurk, die Abhängigkeit der Gurker- und St. Paul-Basilika von den sächsischen Bauten, der Kreuzgang zu Millstadt mit seinen phantastischen Reliefs werden an der Hand geschichtlicher Quellen und stilkritischer Erörterungen aufs treffendste beleuchtet. Die Arbeit steht auf voller Höhe der heutigen Kunstforschung: sie zeichnet sich durch ungemeine Klarheit in der Behandlung des Materiales ebenso aus, wie durch die Gediegenheit im Urtheile über die Kunstformen, so dass sie als eine wahre Bereicherung der vaterländischen Kunstliteratur betrachtet werden muss.

9. Strasser Karl, Über graphische Kunst und ihre Beziehungen zur Photographie. Progr. des k. k. deutschen Staats-Untergymn. in Smichow 1894, 8°, 34 SS. mit 1 Tafel.

Der Verf. gibt einen recht brauchbaren, übersichtlich gehaltenen Auszug aus der Geschichte der graphischen Künste. Der Holzschnitt, der Kupferstich, die Radierung, die Schabkunst, die Aquatintamanier, der farbige Kupferstich, die Lithographie und der Farbendruck werden historisch und technisch behandelt. Nun setzt die Photographie ein, d. h. die Herstellung von Druckplatten für Hoch-, Tief- und Flachdruck (Holzschnitt, Kupferstich und Lithographie) auf photographischem Wege, und der Verf. versteht es, uns durch das Labyrinth der nun aufeinander folgenden Erfindungen und Methoden zu führen, so dass wir einen Überblick über all diese Techniken bekommen, die so zahlreich sind, dass wir nicht einmal deren Namen hier anführen können. Die Abhandlung ist daher Jedem zu empfehlen, der sich auf dem Gebiete der heute so compliciert gewordenen graphischen Künste orientieren will, und kann daher aufs Beste empfohlen werden.

Graz. Josef Wastler.

Entgegnung.

Herr Dr. M. H. Jellinek hat im 10. Hefte dieser Zeitschr., S. 904 bis 906, mein Schriftchen »Die Aussprache des Schriftdeutschen« in so sachverständiger Weise und in so sachlichem Tone besprochen, dass ich die nachfolgenden Bemerkungen nur deshalb als »Entgegnung« bezeichne, weil ich in den mir seither noch unerschlossenen Gewässern dieser geschätzten Zeitschrift unter einer anerkannten Flagge segeln möchte. Als Kriegsflagge ist sie nicht gemeint.

Allerdings stehen Herr Dr. J. und ich auf verschiedenem Standpunkte. Er steht, wie er sagt, den Bestrebungen, die auf eine einheitliche Aussprache des Deutschen hinarbeiten, höchst theilnahmslos und sehr skeptisch gegenüber. Bei mir ist das Gegentheil der Fall, wie das erwähnte Schriftchen unter anderem beweist. Ich erlaube mir, Jellineks Einwänden gegenüber meinen Standpunkt nochmals kurz zu begründen.

Jeder Lehrer, der den ersten Leseunterricht leitet, ja im weiteren Sinne jeder Lehrer an einer deutschen Schule, lehrt — ob er will oder nicht — eine deutsche Aussprache. Welche Aussprache soll er lehren? Seine eigene? Das gienge nur dann, wenn er aus demselben Orte oder derselben Gegend stammt wie die Schüler. Und wo soll er selbst in diesem Falle die Grenze gegen die sogenannten Nachlässigkeiten der Volks- oder auch Umgangssprache ziehen? Soll er, um nur eins zu erwähnen, dulden, dass etwa das *s* in *dir's, mir's* wie *š* gesprochen wird oder nicht? Kurz, ich verstehe nicht, wie der Lehrer ohne ein Ideal, ohne einen *standard*, auskommen kann, mag er ihn auch nur gegebenenfalls unbewusst anwenden. Da kann es leicht geschehen, dass der eine so, der andere in derselben oder der nächsten Classe anders verfährt und ein Lehrobject, das mir nicht geringer vorkommt, als etwa unsere Aussprache des Französischen, zum Spielball des Zufalls wird. Ich halte es für recht, dass dem Lehrer auch hier ein bewusstes Ideal vorschwebe. Dieses Ideal finde ich (u. a. mit Paul, Principien der Sprachgeschichte², § 352) in der im (ernsten) Drama üblichen Bühnensprache, die auch dem gebildeten Laien von selbst als die »beste« erscheint. Hier sind störende Localismen durch einen natürlichen Ausgleich beseitigt, und das Durchschnittliche ist maßgebend geworden. Die Bühnensprache hat nun in Nord- und Mitteldeutschland einen entschieden norddeutschen Charakter, d. h. vor allem, sie verwendet stimmhafte Medien (außer im Auslaut), und die Vocalschwankungen (z. B. gebrochenes *e* und Umlaut *-e, -ei* = altem *î* und = altem *ei* usw.) sind schriftgemäß ausgeglichen. Aus politisch-socialen Gründen dringt die norddeutsche Sprechweise auch außerhalb des Theaters allmählich (oder auch sprungweise) nach dem Mittellande und dem Süden vor. Im allgemeinen freilich halten die Obersachsen, Thüringer, Bayern, Schwaben usw. noch an ihrer hergebrachten Lautgebung fest, und Österreich ist von der norddeutschen Bewegung wohl noch gänzlich unberührt; ich weiß nicht, wie weit etwa auch die Bühne hier dem norddeutschen Einfluss Widerstand leistet. Jedenfalls begreife ich, dass mein Musterdeutsch in Österreich fürs erste wenig Beifall findet. Für Nord- und einen großen Theil von Mitteldeutschland ist es nichts Fremdes und nichts Neues, sondern eine Summierung dessen, was ohnehin schon als »bestes« Deutsch gefühlt wird. Ich kann freilich nicht umhin, hinzuzufügen, dass ich ein weiteres Vordringen der norddeutschen Aussprache nach Süden für ebenso wahrscheinlich wie die Verallgemeinerung irgendeiner süddeutschen Sprechweise (z. B. der von Erbe empfohlenen schwäbischen) für aussichtslos halte. (Ich denke dabei nicht an eine Unificierung des Accents und der Satzmelodie.)

Hiernach konnte ich die süddeutsche Eigenart, *b g d s* im In- und Auslaute gleich zu sprechen, gar nicht in Rechnung ziehen, während es sich bei der Frage, ob *-ng* = einfachem Laut wie im Inlaut, oder

= *nk*, um die Wahl zwischen zwei norddeutschen Aussprachen handel
Auch erkläre ich die stimmhafte Aussprache von *b d g s* nicht desha
für die bessere, weil unter anderem das deutsche Lautsystem dann m
dem französischen und englischen übereinstimmt, sondern deshalb, w
der norddeutsche Gebrauch thatsächlich diese stimmhaften Laute u
keine stimmlosen Medien verwendet. Jenes Zusammentreffen erwäh
ich nur unter den Vortheilen, die sich aus diesem norddeutschen Gebrau
ergeben. Gestehe ich ferner der Aussprache Vocal + gutt. Nasal sta
der französischen Nasalvocale eine Berechtigung zu, so geschieht di
wieder deshalb, weil diese Aussprache die norddeutsche ist. Jellin
wird mir nun zugeben, dass ich in der Bestimmung dieser Kriteri
„richtiger" Aussprache nicht, wie er glaubte, inconsequent gewesen bi

Auf gleiche Weise erklärt es sich, wenn ich bei der „Vertheidigu
der spirantischen Aussprache des *g*" bemerke, die Aussprache als Ve
schlusslaut komme „nur einzelnen Landschaften" zu, und nur Schlesie
und Schwaben beispielsweise erwähne. Auch hier schien es mir v
meinem grundsätzlich norddeutschen Standpunkte aus unthunlich, d
deutsche Schweiz und Deutsch-Österreich als gleichberechtigt mit
Betracht zu ziehen.[1]) Übrigens führe ich ja ausdrücklich an, dass i
ernsten Drama und im Kunstgesang (auch norddeutsch) der Verschlus
laut überwiegt. Die Heranziehung der Grammatiker des 16. Jahrhunder
geschah im Hinblick auf das verbreitete Vorurtheil, dass in der Reib
lautaussprache eine moderne Entartung zu sehen sei. Bei der Ei
schränkung: „die nicht dem noch jetzt den Verschlusslaut sprechende
Gebiete angehören", dachte ich z. B. an Helber und Frangk.

Die Nasale (und Liquiden!) von den übrigen Consonanten = G
räuschlauten zu trennen, wie Sievers thut, schien mir nicht nöthig,
nicht einmal räthlich. Bei stimmhaften Nasalen übertönt wohl die Stimm
das leise Geräusch; ohne Stimme sind sie deutlich Reibelaute (z. B.
franz. *-sme*, isl. *hn-*).

Den von dem „Allgemeinen Verein für vereinfachte Rechtschreibung
seit lange erprobten Grundsatz der deutschen Rechtschreibung (S. 2
halte ich gegen die Regel des preußischen Regelbuches aufrecht, da
mich aber, da ich schon zuviel Raum in Anspruch genommen habe, au
eine neue Begründung hier nicht einlassen.

Marburg in Hessen. W. Vietor.

Antwort.

Wenn diese Antwort etwas umfänglich ausfällt, so tröste ich mic
damit, dass es für das Wesen der Sache gleichgiltig ist, an welcher Stell
einer Zeitschrift wissenschaftliche Ansichten geäußert werden. Auch halt
ich mich für verpflichtet, dem Beispiele meines geehrten Gegners zu folge
und durch möglichst viele sachliche Erörterungen für den gänzliche
Mangel jener pikanten Unliebenswürdigkeiten zu entschädigen, di
erfahrungsgemäß 'Entgegnungen' und 'Antworten' ein so treues Les
publicum verschaffen.

Zwischen Herrn Prof. Vietor und mir walten Missverständnisse o
und meine Ansichten weichen vielfach von den seinigen ab. Mir lieg
daran, jene aufzuklären, diese zu begründen.

---

[1]) Gegen den etwaigen Vorwurf, dass ich diesen Standpunkt al
Redner *pro domo* einnehme, sei bemerkt, dass meine natürliche Aus
sprache nicht nord-, sondern mitteldeutsch ist, z. B. stimmhafte Medie
nur in Sandhifällen verwendet. Ich vertrete das Norddeutsche nur au
wissenschaftlicher Überzeugung.

Ich stimme Prof. Vietor vollkommen darin bei, dass der Lehrer den Schülern die Fehler dialectischer Aussprache abgewöhnen muss. Aber wo fangen diese Fehler an, fragt V., wo soll man die Grenze ziehen? Das scheint mir nun nicht so schwierig. V. selbst hat sie gezogen. Ich finde nicht, dass er irgendwo in seiner Schrift ausdrücklich vor der Aussprache *mir'sch* warnt, wenn sich auch natürlich das richtige *mir's* unter seine Regel S. 25, Z. 3 subsummieren lässt. V. hat offenbar die Aussprache *mir'sch* für ebenso anerkannt unrichtig gehalten, wie das westfälische *s-ch* und das sächsische tiefe *a*. Kein Lehrer wird auch nur einen Augenblick zögern, ein *mir'sch* aus der Schule zu verbannen. Es handelt sich bei der ganzen Frage nur um dasjenige Gebiet schwankender Aussprache, das von V. in musterhafter Kürze auf neun Seiten (S. 11—20) besprochen worden ist. Auch innerhalb dieses Gebietes dringt V. nicht durchaus auf strenge Einheitlichkeit. Vgl. S. 15 über *eu* und *-el* usw., S. 17 über *w*. Zwischen unseren Ansichten besteht nur ein Unterschied des Grades; ich bin weitherziger als V. Allerdings habe ich bei der Abfassung meiner Recension nicht in erster Linie an die Bedürfnisse der Schule gedacht, sondern an Forderungen, die an die Gesammtheit der deutschsprechenden Gebildeten gestellt werden. Und hier komme ich zu einem zweiten Missverständnisse.

Herr Prof. Vietor erklärt in der Entgegnung, er habe eigentlich nur das fixiert, was dem Nord- und Mitteldeutschen als Ideal des guten Deutsch vorschwebe. Dieses Ideal beruhe auf der im wesentlichen norddeutschen Bühnensprache. Die norddeutsche Aussprache dringe auch nach Süddeutschland vor, Österreich sei aber wahrscheinlich von dieser Bewegung noch unberührt. Wenn ich V. recht verstehe, so will er einen Canon der Aussprache bloß für das Deutsche Reich aufstellen. Österreich und die Schweiz hätten dabei nicht mitzusprechen, sie brauchten sich dafür auch nicht mit der Durchführung des Canons zu bemühen. Diese Ansicht habe ich allerdings ursprünglich bei V. nicht vorausgesetzt. Zunächst wegen des äußeren Umstandes, dass die Verlagsbuchhandlung V.s Büchlein dieser Zeitschrift einsandte, deren Titel schon anzeigt, dass sie in erster Linie für die Bedürfnisse der österreichischen Lehrerwelt Sorge trägt. Für diese hätte aber eine ganz interne Angelegenheit des Deutschen Reiches nur ein secundäres Interesse. Dann aber bemerkte V. im Vorworte, er hätte seiner phonetischen Umschrift ebensogut das bayrische oder das österreichische Regelbuch zugrunde legen können. Aber hier hören überhaupt die Missverständnisse auf und ein Gegensatz der Meinungen thut sich auf. Ich werde im folgenden vielen Selbstverständliches sagen, aber wo es sich um die Muttersprache handelt, ist ja — freilich nur scheinbar — alles selbstverständlich.

Zu den vielen Verdiensten R. v. Raumers gehört es, dem einfachen Satze Anerkennung verschafft zu haben, dass das Wesen des Nhd. nur aus dem Nhd. zu erkennen ist. Wer die richtige Aussprache des Nhd. im 19. Jahrhundert erfahren will, muss sich an die heutige Sprache halten. Dabei spielen die Dialecte gar keine Rolle: es ist vollkommen gleichgiltig, wie der Bauer im Schwarzwald oder im Zillerthal das *g* articuliert. Auch die wirkliche Sprache der Gebildeten kommt nicht in erster Linie in Betracht, sondern ihre Wertvorstellungen, die sich an die Aussprache knüpfen. Die Subjecte dieser Wertvorstellungen sind aber im ganzen deutschen Sprachgebiete zu suchen, in der Schweiz und in Österreich wie im Deutschen Reiche. Da unbestreitbar in Österreich wie in der Schweiz viel gedruckt wird, ist man vor die Wahl gestellt, entweder von einer besonderen österreichischen und schweizerischen Schriftsprache zu reden, wie man von einer niederländischen spricht, oder Schweiz und Österreich als Theile des Herrschaftsgebietes der deutschen Schriftsprache zu betrachten. Ersteres ist offenbar absurd, dagegen heißt es nur Thatsachen aussprechen, wenn man sagt, dass ein wertvoller Bruchtheil des deutschen Schriftthums in diesem Jahrhunderte

= *nk*, um die Wahl zwischen [illegible]fen worden ist. Niemand liest Auch erkläre ich die stimmhaf[illegible]rillparzer, wie er etwa Daudet für die bessere, weil unter a[illegible] jenen wird er sprachliche Eigen- dem französischen und engli[illegible]n tadeln wagen, was er bei fremden der norddeutsche Gebrauch [illegible]m er nicht gerade zur Zunft der keine stimmlosen Medien v[illegible]e in Österreich und in der Schweiz ich nur unter den Vortheilen[illegible]ene Österreicher und Schweizer als ergeben. Gestehe ich ferne[illegible]n den mündlichen Vortrag zu pflegen. der französischen Nasalvoca[illegible]ftsprache in Österreich und in der wieder deshalb, weil dies[illegible] Reiche, so sind die Angehörigen der wird mir nun zugeben, [illegible] stimmberechtigt, man müsste denn in richtiger« Aussprache [illegible] des Absolutismus huldigen.

Auf gleiche Weise [illegible] aufklären möchte, betrifft die von mir der spirantischen Ausspra[illegible] Aufzeigung der Kriterien richtiger Aus- schlusslaut komme »nur [illegible]nsicht klar und deutlich ausgesprochen. und Schwaben beispiele[illegible]sentlich norddeutschen — Bühnensprache meinem grundsätzlich [illegible]u Befolgung dieser Sprache gewisse andere deutsche Schweiz un[illegible]bereinstimmung des deutschen Consonanten- Betracht zu ziehen. [illegible]schen und englischen, so sind das gewisser- ernsten Drama und [illegible] Diese Übereinstimmung z. B. ist nicht der laut überwiegt. Die [illegible]s im An- und Inlaut stimmhaft sprechen soll. geschah im Hinblic[illegible]u Gebrauche der Bühnensprache zu suchen. Ich lautaussprache eine[illegible]emerkung unterdrücken, dass sich V. unbewusst schränkung: »die [illegible]haben. Weil die Bühnensprache wesentlich nord- Gebiete angehören[illegible]norddeutsche Aussprache das Ideal. Diese Aus-

Die Nasale[illegible]cht einheitlich, die Berechtigung ihrer Varietäten räuschlauten zu t[illegible]uten inneren Gründen dargethan. Was speciell nicht einmal rätlich[illegible]etrifft, sollte hier wirklich die Bühnensprache das leise Geräusch[illegible]sie das Ideal, warum nicht einfach auf ihren franz. *-sme*, isl[illegible] Dann scheint mir auch Folgendes von Wichtigkeit.

Den von d[illegible]ur Engel geschrieben, sondern für schwache, dem seit lange erpre[illegible]enen Menschen. Der Autor soll alles vermeiden, was halte ich gege[illegible]kommen lassen könnte, ganz besonders, wenn diejenigen, mich aber, da[illegible]ch bestimmt ist, gar nicht mit seinen Lesern identisch eine neue Be[illegible] Falle befindet sich V. Die junge Generation, die

Ma[illegible], auf die es in letzter Linie abgesehen ist. Diese [illegible]he Lehren V.s erst durch das Medium ihrer Lehrer. Nun [illegible]einen gefährlichen Hang zum Rationalisieren. Er will [illegible]wo er bloß constatieren soll. Gar oft werden die Neben- [illegible]Aussprache, die opera supererogata, wie ich sie genannt [illegible]wesentliche Kriterium erscheinen, einfach weil sie sich gut [illegible]Periode einfügen 'man soll *-ng* und nicht *-nk* sprechen, damit, [illegible]Und so mag es mit allen Erörterungen gehen, die über die einer [illegible]statierung des Sprachgebrauches hinausschreiten. Ich ich mich[illegible]ein Beispiel aus meiner Erfahrung anzuführen. In den letzten und [illegible]hte ich im Gebirge die Bekanntschaft mehrerer Norddeutschen. Mang[illegible]ich kam — nicht durch meine Schuld — auf die Aussprache erfal[illegible]Während die älteren Herren sich sehr tolerant oder, wenn man [illegible]verrat zeigten, erklärte ein junger Mann, der eben das Gym- [illegible]verlassen hatte, ganz bestimmt, richtig sei nur die Aussprache, und [illegible]n Anlaut, sth. Spirans im Inlaut, stl. Spirans im Auslaut, denn [illegible]und nun folgte eine historische Begründung, von der mir nur [illegible]äußerlich ist, dass sie sich auf unrichtige Thatsachen stützte. [illegible]Thatsachen kommt es auch gar nicht an, sondern nur auf das [illegible]kann schon'. Unsere Aussprache kann doch wahrlich nicht von dem [illegible]sein, was vor einigen hundert Jahren irgendwo üblich gewesen ist. [illegible]n V. den Vorwurf nicht ersparen, dass er durch einige Äußerungen [illegible]n Irrthümern den Weg bahnt. So in der Frage, ob im Anlaut [illegible]*-sp* zu sprechen sei. Hier entscheidet einfach der Appell

an das oberste Tribunal, die Bühne. V. aber schreibt S. 18: 'Diese niederdeutsche Aussprache des hochdeutschen *sp-* und *st-* hat aber deshalb keine Berechtigung, weil das *sp-* und *st-* nur auf einem Mangel der Schreibung beruht und *schp-* und *scht-* vertritt. Die hochdeutschen Grammatiker des 16. Jahrhunderts' usw. O nein, diese niederdeutsche Aussprache hat nur deshalb keine Berechtigung, weil sie sich für den Anlaut nicht durchgesetzt hat, während sie allerdings für den Inlaut nach r durchgedrungen ist. Auch hier war für alle hochdeutschen *st* = *it* und diese Aussprache galt bis Ende des vorigen Jahrhunderts für gut. Ich habe in dieser Zeitschrift 1893, S. 1088 darauf aufmerksam gemacht.

Wenn ich mit diesen Bedenken formaler Natur Herrn Prof. Vietor überzeugen könnte, so würde ich mich aufrichtig freuen. Denn ich glaube, dass sein Büchlein, dessen Vorzüge ich ja in meiner Besprechung anerkannt habe, mit der dritten nicht auch die letzte Auflage erlebt hat.

Wien. M. H. Jellinek.

Ein Wort über neue Goethebiographien.

In eigener Sache.

In dieser Zeitschrift Jahrg. 46, S. 981 ff. hat Herr Privatdocent A. v. Weilen auch meinen »Goethe« (2. Aufl., Leipzig 1894, 474 SS. mit 54 Abbildungen) zum Gegenstande einer Besprechung gemacht.

Ich muss vor allem gegen die Methode protestieren, mein (an der Bettelheim'schen Concurrenz nicht betheiligtes) Buch als Basis für ein Monument der Collegen des Herrn v. Weilen, Eugen Wolff und Richard Maria Meyer, zu benützen und es äußerlich aus Prioritätsgründen, in der That aber mit parteiischer Absicht primo loco zu »verschanteln«. Hätte der Ref. überall mit gleichem Maße gemessen, so würde ich zu dieser Recension, die übrigens einige recht bedenkliche Blößen ihres Verf.s aufzeigt, geschwiegen haben, so aber muss ich mich für meine Ehre wehren.

Am meisten fiel mir der Vorwurf der Phrasenhaftigkeit auf; selbst die Überschrift »Goethe im Zeichen der Natur« soll eine Phrase sein. Univ.-Prof. Koch in Breslau hat dagegen in den Hochstiftsberichten gerade die »Abwesenheit jeder Phrase« in meinem Buche hervorgehoben. Weilen reißt einzelne Ausdrücke aus dem Zusammenhange, die vor mir bereits namhafte Goetheforscher gebrauchten, und rügt sie trotz der Anführungszeichen als Geschmacklosigkeiten meinerseits; er sagt, bei der (nicht ernstgemeinten) Ableitung des Namens Goethe sei ich »entsetzlich witzig« geworden. E. Wolff aber, der zu der bekannten Erzählung vom Barbier, der, erschreckt über die von den Kindern recitierten Teufelsflüche im »Messias«, dem alten Goethe den Inhalt des Seifenbeckens in die Brust gießt, die scherzenden Worte in »D. u. W.« ein wenig ändert und im Ernste als seine eigenen beifügt, indem er S. 16 sagt: »Welches Unglück hätte erst entstehen können, wenn das Rasieren selbst schon begonnen gewesen wäre!«, wird geschont. Meyer macht in der Absicht, um jeden Preis neu und geistreich zu sein, zu F. A. Wolf und J. H. Voß, die Goethes »Hermann und Dorothea« anregten, S. 271 die Bemerkung: »Es trifft sich lustig, dass die beiden die Namen zweier Hauptheldeu aus dem eben(?) von Goethe umgedichteten »Reineke Voß« tragen.« Das ist gewiss sehr witzig, wie S. 116 die »Schönheitsgalerie Goethes«, aber Herrn v. Weilen geniert das nicht, es wird also auch sehr geschmackvoll sein! Nachdem er mein Buch abgethan, fährt er wohlwollend fort: »Wir machen einen guten Schritt nach vorwärts, wenn wir die Arbeit Eugen Wolffs zur Hand nehmen.« Trotzdem wird dann im folgenden doch wieder soviel ausgestellt, dass man billig fragen muss, ob vielleicht nicht gerade diese (nur 312 Seiten starke) Arbeit

von ... ...tet sie nicht, wohl aber neue Phrasen
in Deut... ...erschlagenheiten, so S. 40, wo Wolff zu
oder ... ...Goethes »Mit einem gemalten Band«
h... ...der Anakreontik, eine lebendigere
S... ...geliebten Mädchens (Friederikens)
... ...ist wahr«, heißt Wolffs ständiges Be-
... ...Witze« ausgegangen sind.
... ...gelungenes Kunstwerk« und hat nach
... ...re »Hauptvorzüge«. Das große Phrasen-
... ...noch zahllose Artikel für Zeitschriften aus-
... ...die Lesewelt blenden, im literarhisto-
... ...S. 1 an (wo Goethe 1823 erst als 64er
... ...ist überall, wenn er die Daten nicht Düntzer
... ...tungen nachschreiben konnte.
... ...Sache ist es endlich, wenn einem nun Recen-
... ...sische und sprachliche Einzelheiten ausstellen;
... ...(Privatdocent in Leipzig) neben anderen Kleinig-
... ...»Neubildungen« nachgewiesen: Französelei,
... ...und Herr v. Weilen secundiert ihm aus gleicher
... ...sein dürfte. Angesichts der gebrachten Belege
... ...Wortes in dieser Sache überhoben zu sein
... ...sollten zuerst selbst noch ein bischen studieren,
... ...herunterorakeln und subjective Kritiken schreiben.

Dr. S. M. Prem.

Erwiderung.

... vorhergehende Entgegnung nichts Thatsächliches
... sich eigentlich gegen die ganz sachgemäß mit Prems
... gestellten anderen Goethe-Biographien wendet, halte ich
... Bemerkung meinerseits für überflüssig.

A. v. Weilen.

...häufigkeitsuntersuchungen der deutschen Sprache.

...ntersuchung der deutschen Sprache in Bezug auf die Häufig-
...keit der Wörter, Silben, Laute usw. ist soweit vorgeschritten, dass auch
...die Abtheilung 3 (Buchungen) beendet und die alphabetische Liste von
...10.000.000 — 20 Millionen Silben fast vollendet ist (Abtheilung 4). Es
...handelt sich nun neben der Fertigstellung der Liste um die Zerlegung
...der Wörter in die einzelnen Bestandtheile, zu welcher Thätigkeit der
...Arbeitsausschuss noch 50 fleißige und tüchtige Mitarbeiter gebraucht,
...welche vielleicht täglich eine Stunde der Förderung dieses für die
...weitesten Kreise unseres Volkes wichtigen Werkes widmen wollen. Wir
...zweifeln nicht, dass in dem großen Kreise unserer Leser sich Damen
...und Herren finden werden, welche bereit sind, ein so wichtiges, der Ge-
...sammtheit unserer deutschen Nation zugute kommendes Unternehmen
...durch freiwillige, thätige Mithilfe zu unterstützen und ersuchen daher
...um gefällige baldige Einsendung der Anmeldung an den Vorsitzenden
...des Arbeitsausschusses für die Häufigkeituntersuchungen der deutschen
...Sprache

Herrn F. W. Käding in Berlin, N. Krausnickstraße 1.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Der Stoff von Molières Femmes savantes im deutschen Drama.

Von dem Erscheinungsjahr der Précieuses ridicules datiert eine neue Periode in Molières dichterischer Entwicklung. Die vor 1760 geschriebenen Stücke tragen noch unverkennbar das Gepräge der Possenspiele, wie sie von den italienischen Schauspielern auf französischen Boden verpflanzt worden waren. Ohne die Prätension, als Sittengemälde ihrer Zeit gelten zu wollen, begnügen sie sich mit einer komischen Wirkung, die lediglich auf wohlfeilen Späßen und einer mehr als harmlosen Intrigue beruht. An einem Lustspiele von der Art des Aristophanischen, das der nächsten Umgebung ihre Thorheiten im Spiegelbilde vorhält, hat der Dichter in dieser Frühperiode seines Schaffens noch wenig Geschmack gefunden; das lehren nicht bloß die erhaltenen Stücke, wie L'étourdi und Le dépit amoureux, sondern auch die Titel der verlorenen: Les docteurs rivaux, Le docteur amoureux und Le maître d'école, worin diese beliebten Figuren der italienischen Stegreifkomödie in einer von dem Herkommen sicherlich nur unwesentlich abweichenden Weise behandelt wurden. Erst in den Précieuses ridicules treten uns die Anfänge jenes echten Molière entgegen, der gegen die Auswüchse der Zeit die Geißel der Satire mit sieghafter Gewalt schwingt. Auch wenn er nicht ausdrücklich in der Vorrede zu dem Lustspiele, gleichsam die Neuheit des Inhalts entschuldigend, bemerkt hätte, dass solch schlechte Nachahmungen der größten Vollkommenheiten wie die dargestellten zu allen Zeiten gute Komödienstoffe gewesen wären, müsste man in dieser Verspottung einer Modethorheit, welche den Romanschwulst eines Honoré d'Urfé, Fräuleins v. Scudéry u. a. in das Leben zu tragen strebte, den ersten Ausdruck seines Wiederbesinnens auf die satirische Art der antiken Komödie erkennen. Der Beifall, den er von allen Seiten fand, selbst bei denjenigen, die sich getroffen fühlten, mahnte ihn,

auf dem so glücklich betretenen Pfade fortzuschreiten. Die trefflichen, zum Theile classischen Werke, die Molière in der Folge schuf, sie alle haben das Gemeinsame, dass sie nicht minder wie die Précieuses ridicules aus der Beobachtung specifisch französischer, genauer: Pariser Sitten und Unsitten das Beste ihrer komischen Kraft schöpfen, so gewiss es auch ist, dass Charaktere wie Tartuffe, der pietistische Heuchler, Alceste, der Menschenhasser, oder Jourdain, der über seinen Stand hinausstrebende Bürger, zugleich eine gründliche Kenntnis der allgemeinen Natur des menschlichen Herzens voraussetzen. Aber wie zeitgemäß speciell das in den Précieuses ridicules behandelte Thema war, beweist der Umstand, dass es mit der einmaligen Satire auf das Modeübel frauenzimmerlicher Verstiegenheit nicht sein Bewenden hatte. Denn noch zwölf Jahre später, ein Jahr vor seinem 1673 erfolgten Tode, nahm Molière abermals gegen die Lächerlichkeiten gewisser schöngeistiger Coterien à la Hôtel de Rambouillet Stellung, in den Femmes savantes, um ihnen eine, wo möglich, noch derbere Lection zu ertheilen. Die Verwandtschaft beider Stücke zeigt sich am deutlichsten in den weiblichen Hauptfiguren, die hier wie dort den Mittelpunkt eines Salons (in den Femmes savantes sogar einer „Academie") bilden, wo sich die gleichgestimmten Seelen zusammenfinden, um ihrer Begeisterung für das galante Wesen dort, das gelehrte hier durch übertriebene Nachahmung formeller Äußerlichkeiten Ausdruck zu verleihen. Unsäglich elende Gedichte, die unter bewundernden Ah- und Oh-Rufen zum Vortrag gelangen, und verhimmelnde Analysen derselben dienen in beiden Komödien zur Charakterisierung der eingebildeten Schöngeister. Aber als neues Element kam in den Femmes savantes die Satire gegen Männer hinzu, die den wirklichen Gelehrten- und Dichterkreisen angehörten, eine Satire, die einen besonders scharfen Stachel durch den Umstand erhielt, dass die Gemeinten zum Theil schon durch die Namen leicht genug erkennbar waren. Der Name Tricotin wurde erst in Trissotin umgewandelt, als jedermann bereits den durch seine Fehde mit Boileau bekannten Abbé Cotin herausgefunden hatte. Und zum Überfluss ist das Sonett an die Princessin Urania über ihr Fieber (III 2) durchaus kein „neugeborenes Kind, mit dem er eben erst im Hofe niedergekommen sei", wie der Schalk von einem Dichter den Trissotin behaupten lässt, sondern ein Product eben des Abbés Cotin, in dessen Oeuvres galantes es jedermann einsehen konnte. Gleichwohl gestattet Molières integrer Charakter keineswegs den Vorwurf, er habe etwa die Grenzen der erlaubten Satire überschritten, indem er Invectiven gegen achtbare Männer seiner Zeit Raum gab. Vielmehr reihen sich die Femmes savantes, was die allgemeine Auffassung eines zum Ausgangspunkt der Satire genommenen Charakters betrifft, Meisterwerken wie dem Tartuffe oder Misanthrope würdig an; und man wird den bleibenden Wert des Lustspiels immer darin erblicken müssen, dass es das Streber-

thum derer, die hinter dem Mäntelchen der Gelehrsamkeit nur übel ihre eigene Dummheit verbergen, ihr dünkelhaftes und pedantisches Wesen, ihre Verlogenheit, die sie einander mit Lobhudeleien überschütten lässt, wenn sie unter einer Decke spielen, mit Gemeinheiten, wenn sie Rivalen sind, auf wahrhaft unnachahmliche Weise brandmarkt.

Gleichwohl darf es nicht wundernehmen, wenn die Femmes savantes unter der ansehnlichen Menge Molière'scher Lustspiele, die ihren Weg nach Deutschland fanden, keineswegs in erster Linie marschierten. Es entsprach eben keinem dringenden Bedürfnisse, gegen Thorheiten ähnlicher Art, wie sie Molière in der Pariser schöngeistigen Gesellschaft beobachtet hatte, Stellung zu nehmen, selbst am Ausgange des 17. Jahrhunderts noch nicht, als der in den 50er Jahren beginnende Einfluss der französischen Bühne der vorherrschende geworden war. Von den beiden Motiven, welche die Femmes savantes an die Hand gaben, der frauenzimmerlichen Gelahrtheit und dem Schwindelgeist moderner Literaten, besaß jenes kaum viel Aussicht, beim deutschen Publicum das rechte Verständnis zu finden. Nicht als ob es in Deutschland an Frauen gefehlt hätte, die an den gelehrten und dichterischen Bestrebungen der Zeit den lebhaftesten, sich auch praktisch bethätigenden Antheil nahmen. Ist es doch gerade für die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts charakteristisch, dass nunmehr neben den Frauen aus den höchsten Ständen auch solche der bürgerlichen Kreise und des niederen Adels sich zur Literatur hingezogen fühlten. Waren sie auch von der Fruchtbringenden Gesellschaft grundsätzlich ausgeschlossen, so spielten sie doch in der von Zesen gestifteten Deutschgesinnten Genossenschaft wie in dem Blumenorden eine nicht unbedeutende Rolle. Gleichwohl standen Dichterinnen, wie Katharina Regina v. Greiffenberg, Gertraud Möller oder die nachmals von Gottsched so hochgepriesene Anna Schurmann zu hoch und zu vereinzelt da, um den Spott gegen sich herauszufordern. Und was die Gelehrten betrifft, so gab es zu Molières Zeit in Deutschland wohl Charlatane genug unter ihnen, mindestens so viele als in Frankreich, aber kein eben so hoch entwickeltes Lustspiel, das den Charakter hätte lebenswahr gestalten können. Gegenüber dem alten Pedanten, den das deutsche Lustspiel der italienischen Stegreifkomödie, diese dem lateinischen Lustspiel verdankt, erscheinen die Trissotins und Vadius als Naturen von ganz anderem Schlage. Nicht weltabgewandte Stubengelehrte und Schulfüchse, die ihre Muttersprache durch Einmengung krauser Latinismen verhunzen, sondern Salonmenschen, die in einem nicht unbedeutenden Theile des gesellschaftlichen und literarischen Lebens den Ton angeben, haben wir in ihnen vor uns. Ob auch Eigennutz mit Dummdreistigkeit gepaart, die einzige Triebfeder ihrer Handlungen ist, hinter ihrer glatten Außenseite, dem feinen Schliffe ihres Benehmens merkt man nicht leicht etwas davon. Umgekehrt lässt sich der deutsche Lustspielpedant, plump wie er ist, beständig

in die Karten blicken und kommt noch glimplich weg, wenn seine Beschränktheit nicht den lächerlichsten Contrast zum Mutterwitz des Bedienten abgeben muss.

So war in Deutschland nicht auf eine Beliebtheit der Femmes savantes zu rechnen, die etwa mit der des L'avare vergleichbar wäre, welcher dank der karikierten Schilderung einer komischen Leidenschaft bei dem an starke Kost gewöhnten Publicum von vorneherein gewonnenes Spiel hatte, oder des Tartuffe, der wegen der antipietistischen Tendenz, oder der Précieuses ridicules, die wegen des „Possens", d. h. der gegen Cathos und Madelon ins Werk gesetzten Intrigue beifällige Aufnahme fanden. Zweien dieser Stücke nebst drei anderen Molières begegnen wir denn auch bereits in der Schaubühne englischer und französischer Komödianten vom Jahre 1670. Die Femmes savantes aber nahm weder Veltheim, obwohl er mindestens zehn Lustspiele des Dichters auf die Bühne brachte, noch irgend ein anderer Principal des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts in sein Repertoire auf. Vergebens suchen wir sie in der zu Nürnberg 1694 erschienenen Übersetzung von dreizehn Stücken Molières oder im Histrio-Gallicus (drei Bände 1695, der vierte 1696). In der Vorrede zu diesem vierten Bande wurde allerdings das baldige Erscheinen der noch rückständigen eilf Lustspiele angekündigt, aber es blieb bei dem gelegentlich der Neuauflage des Histrio-Gallicus 1721 übrigens wiederholten Versprechen. Erst die Übersetzung sämmtlicher Komödien Molières,[1]) die im Jahre 1752 in Hamburg bei Herold herauskam und nach der Angabe in der Chronologie des deutschen Theaters (1775) F. S. Bierling zum Verfasser hatte, enthielt auch die Femmes savantes. Die Übertragung, welche sich auf dem Titelblatte als „frei und sorgfältig" ankündigt, darf in der That beide Prädicate mit gutem Grunde in Anspruch nehmen. Da Bierling auch die versificierten Stücke in Prosa wiedergibt und an dem Principe festhält, Gallicismen, Wortspiele usw. lieber ungenau durch Synonyma, als durch gezwungen wörtlich übersetzte Redewendungen zu verdeutschen, so bietet seine Arbeit das lesbarste Deutsch von allen bis dahin erschienenen Dramenübersetzungen aus dem Französischen. Sie erscheint darum der Auszeichnung nicht unwert, die ihr Paul Lindau durch einen Wiederabdruck zutheil werden ließ.[2]) Wo er sich freilich Abweichungen vom Originale gestattet, welche über das sprachliche Gebiet hinausgehen, zeigt er sich keineswegs immer ganz glücklich. Aus der Übersetzung der Femmes savantes sei nur das folgende Beispiel einer argen Verschlimmbesserung angeführt. In der sechsten Scene des zweiten Actes, da Philaminte sich über die indolente Magd Martine höchlich erbost, weil sie ein von

[1]) Nur L'Impromptu de Versailles und Melicerte fehlen.

[2]) Molières ausgewählte Werke in drei Bänden. Stuttgart, Cotta-Körner.

Vangelas als niedrig verworfenes Wort aller Belehrung zum Trotze beständig im Munde führe, ersetzt Bierling den Namen des in Deutschland wenig gekannten Gelehrten durch jenen Gottscheds, wie nachher noch öfter; ebenso darf in der folgenden Scene Chrysale nicht Malesherbe und Balzac als Gelehrte nennen, die in der Küche schwerlich anstellig wären, sondern Haller und Hagedorn. Ein solches Verfahren erscheint wohl in einer germanisierenden Bearbeitung gerechtfertigt, wo alle Anspielungen der Vorlage auf heimatliche Verhältnisse den analogen auf deutsche Zustände weichen müssen, trägt aber nur Widersprüche in eine Übersetzung hinein, die sonst in nichts dem nationalen Charakter des Originals Abbruch thut. Es leistet wirklich das Höchste an unfreiwilliger Komik, wenn Bierlings Text die Vorstellung erweckt, dass Gottsched — in Frankreich als Autorität angerufen werden könne.

Aber schon etliche Decennien, bevor die erste Gesammtübersetzung Molières erschienen war, hatten in der deutschen Literatur Strömungen die Oberhand gewonnen, welche den satirischen Tendenzen der Femmes savantes erhöhtes Augenmerk sicherten. So heftig sich die beiden Parteien, welche auf die Gestaltung der Poesie im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts den bestimmendsten Einfluss übten, in der Folge auch befehdeten, die Aneiferung der Frauen zu einer lebhaften Antheilnahme an dem Geistesleben der Zeit bildete stets einen gemeinsamen Punkt im Programme Gottscheds wie der Schweizer. Freilich schon damals, als Gottsched in den „Vernünftigen Tadlerinnen" (1725) für das Frauenstudium eine Lanze brach, ließ er die Befürchtung durchblicken, dass es, falsch betrieben, eher zum Schlechten als zum Guten führen könnte, und warnte ausdrücklich davor, sich durch eitel Neugier und Prahlerei zu den Büchern treiben zu lassen. Als das Ideal einer gelehrten Frau, wie es seinen nüchternen Augen vorschwebte, malte er seinen Leserinnen sodann das Bild der Madame Dacier vor und schwelgte mitgenießend im Hochgefühle ihres Gatten, wenn sie gemeinsam mit ihm an einem Tische an der Übersetzung und Erläuterung der alten Autoren, etwa der weisen Aussprüche des großen Kaisers Marc Anton, voll Eifer arbeite. Vier Jahre später lernte Gottsched in Luise Adelgunde Victoria Kulmus das Weib kennen, das ihm in der That eine Madame Dacier werden sollte, eine fleißige Gehilfin und geschickte Freundin. Und indem Frau Gottsched Deutschland das erste Beispiel einer Schriftstellerin gab, die in der Öffentlichkeit etwas zu bedeuten hatte, wurde sie der Literatur ihres Vaterlandes noch viel mehr als ihrem Gatten. Dazu musste sie wohl eine gelehrte Frau sein, doch keine nach dem Muster der Femmes savantes. Von diesen wollte sie denn auch nichts wissen. „Ein Frauenzimmer", sagte sie einmal nicht ohne Beziehung auf sich selbst, „liest, um besser und weiser zu werden, nicht um gelehrt zu scheinen." Schon ihr erstes, freilich nur zur Hälfte originales

Werk verficht neben anderen auch diese Überzeugung. Es ist das Lustspiel Die Pietisterey im Fischbeinrock oder die doctormäßige Frau. Noch finden wir Frau Gottsched nicht zu der Erkenntnis gelangt, welche ihre spätere Lustspieldichtung verräth, dass nur Meister wie Molière, Destouches, Holberg der Nachahmung wert seien; denn Bougeant, dessen antijansenistisches Lustspiel „La femme docteur" sie zugrundelegte, war der Geringsten einer unter den Schülern Molières. Nichts als die Tendenz darf er sein eigen nennen, alles übrige hat er aus den Femmes savantes, dem Tartuffe und Malade imaginaire unverfroren genug zusammengetragen.[1]) Wir finden nicht nur die Närrin Philaminte als Madame Lucrèce wieder, die sich auf ihre theologischen Kenntnisse soviel zugute thut wie jene auf ihre Gelehrsamkeit, sondern auch die heuchlerischen Pseudo-Gelehrten und das ungleiche Schwesternpaar, das einfache, häusliche Mädchen, das in dem Widerstande gegen die Verbindung mit dem verhassten Protegé der Mutter an dem Vater einen Rückhalt findet, und das dünkelhafte Fräulein, das mit den Neigungen der Mutter sympathisiert. Und wie Armande ihre principiellen Bedenken gegen die Ehe, die ihr vorgeblich nichts als eine Erniedrigung zum Thier bedeutet, leichten Herzens fahren ließe, wofern sie nur den Geliebten der Schwester für sich ergattern könnte, so spielt auch bei Bougeant das Motiv der Eifersucht zwischen den Geschwistern eine Rolle. Indem Frau Gottsched die Motive und Charaktere, die sie bei Bougeant fand, ihrer fremden Physiognomie entkleidete und mit Rücksicht auf deutsche Verhältnisse ummodelte, wandte sie zum erstenmale jene Methode an, die sie auch allen folgenden Lustspielübertragungen aus dem Französischen zugrunde legte. An die Stelle der antijansenistischen Tendenz setzte sie eine antipietistische, die durch specielle Beziehungen auf Danziger Vorkommnisse noch verschärft wurde, passte die Personen dadurch, dass sie ihnen significante Namen wie Glaubeleicht, Zankenheim, Wackermann beilegte, einer Tradition an, die viel eher auf den englischen Spectator und seine deutschen Nachahmungen als nach Frankreich wies, und steckte auf diese Art das Lustspiel in ein Costüm, das mit dem ursprünglichen keine Spur von Verwandtschaft mehr zeigte. Dass hierbei, wie Lessing 30 Jahre später ihrer Übersetzung der Cenie nachsagte, auch „jede feinere Empfindung des Originals in ihren gesunden Menschenverstand paraphrasiert, jeder affectvolle Ausdruck in die todten Bestandtheile seiner Bedeutung aufgelöst wurde", wird man der noch wenig entwickelten Übersetzungstechnik zugute halten müssen. Indes mag uns Die Pietisterey im Fischbeinrock noch als kein

[1]) Vgl. Aug. Ehrhard, Les comédies de Molière en Allemagne. Le théâtre et la critique. Paris 1888, p. 183 ff. — Eine getreue Übersetzung des Lustspiels La femme docteur erschien 1783 unter dem Titel Die gottesgelahrte Frau.

vollgiltiger Beweis für einen tiefgehenden Einfluss der Femmes savantes gelten, da Frau Gottsched darin ja nur mittelbar an Molière anschließt. Auch später musste Molière, für den ihr Gatte wegen der vielen niedrigkomischen Reminiscenzen an die „gemeinen Komödianten" herzlich wenig Sympathieen besaß, hinter seinem minder begabten, aber moralischeren Schüler Destouches und Holberg zurückstehen, dessen derbe Volksthümlichkeit wieder besonders nach dem Geschmacke der Frau Gottsched war. Ihrer Übersetzung des Misanthrope lässt sich denn auch wenig Gutes nachrühmen; es ist wieder eine platte Germanisierung genau nach dem Recepte, das für Bougeants Lustspiel in Anwendung gekommen war. In der Folge griff sie nur mehr einmal auf Molière zurück, in ihrem einactigen Nachspiel Herr Witzling. Es erschien im Jahre 1745 in der „Deutschen Schaubühne", für die es, mit Absicht an den Schluss des letzten (sechsten) Bandes gestellt, eine Art Epilog abgeben sollte. Indes entledigte sich Frau Gottsched ihrer Aufgabe, die gegen das Sammelwerk vorgebrachten Tadelsäußerungen zu entkräften, auf eine so offensive Art, dass sich ihr Gatte zur Streichung oder Abschwächung der stärksten Anzüglichkeiten genöthigt sah. Erst so schien es ihm den Namen einer „allgemeinen Fabel" zu verdienen. Aber auch jetzt noch fand er es angezeigt, die Fiction zu erwecken, als sei ihm das Stück anonym übersendet worden, im übrigen die Verantwortung für alle Anspielungen, die etwa ohne sein Wissen stehengeblieben, dem Autor selbst überlassend. Man wird Gottscheds gutgespielte Scheu, seine Schaubühne durch die Aufnahme persönlicher Satiren zu beschmutzen, umso possierlicher finden, wenn man sich die Gehaltlosigkeit des ganzen Nachspieles vor Augen hält. Herr Witzling ist zunächst ein freilich zur Caricatur vergröbertes Abbild des Poeten Lysidas in der Critique de L'ecole de femmes. Er macht wie jener in einer Tischgesellschaft die Stücke der Gottschedischen Schaubühne herunter und wird wie jener durch einen Vertheidiger des Angegriffenen gründlich abgeführt. Hier wie dort wird dasselbe Argument ins Treffen geführt. Bei Molière wirft Dorantes ein: „Ich sage, es ist genug für diese Komödie, wenn sie denen, für die sie geschrieben ist, gefallen hat, so dass sie sich um das Übrige nicht zu bekümmern hat" (7. Auftr.), ganz so, wie der alte Reinhart die „Schaubühne" gegen ihre Tadler mit den Worten in Schutz nimmt: „Alle Stücke gefallen mir zwar nicht, aber einige sind recht hübsch, und ich denke immer, was mir nicht gefällt, das kann doch wohl einem andern gefallen." Man sieht, die Vertheidigung ist matt genug. Auch der zweite Anwalt, welcher der Gottschedischen Mustersammlung in dem jungen Reinhart ersteht, erschöpft sich keineswegs in Lobeserhebungen, wenn er den Stücken keinen anderen Vorzug zuerkennt als den höchst relativen des minder argen Verstoßes wider die Regeln und der besseren Aufführbarkeit im Vergleiche zu dem elenden Zeuge, das bis dahin

auf den deutschen Bühnen gespielt worden ist. Kaum minder stumpfe Pfeile schleuderte Frau Gottsched gegen die Malcontenten, welche sich eben damals von den im Gottschedischen Fahrwasser segelnden „Belustigungen“ Schwabes losgesagt und zur Herausgabe der sogenannten „Bremer Beiträge“ vereinigt hatten.[1]) Unter der „Antigrammatikalischen Gesellschaft“, zu welcher Herr Witzling, der Poet Jambus und der Mathematiker Rhomboides demnächst zusammentreten wollen, ist die, gleichfalls durch drei Schriftsteller, Gärtner, J. A. Schlegel und Cramer, begründete Vereinigung der „Bremer Beiträger“ zu verstehen; im einzelnen lässt sich freilich die Schilderung der drei gelehrten Narren auf die genannten Dichter nicht ausdeuten. Vielmehr sind die charakteristischen Merkmale der drei Figuren dieselben, die das Wesen des Trissotin und Vadius ausmachen; dieselbe Ignoranz, der gleiche Eigendünkel und pedantische Sinn. Die im Herzen voll Verachtung gegeneinander sind, führt dennoch die Interessengemeinschaft zusammen, bis sie wegen eines unbedacht ausgesprochenen Tadels wie bei Molière in offener Feindschaft auseinander gehen; wuthschnaubend tragen sie sich mit Rachegedanken. In den Femmes savantes droht Vadius: „Meine Feder wird dir zeigen, wer ich bin“, und Trissotin gibt die Drohung zurück; so schwören auch die drei Schulfüchse einander Satiren und verunglimpfende Recensionen zu. Aber auch auf die neuen literarischen Verhältnisse wird angespielt, wenn sich Herr Witzling als Niedersachsen gibt, der die beiden Obersachsen nicht leiden mag; so traten auch die Mitarbeiter der „Neuen Beiträge“ dadurch, dass sie ihre Zeitschrift aus Furcht vor Gottsched nicht in Leipzig, sondern in Bremen erscheinen ließen, gleichsam als Niedersachsen zu der obersächsischen Literatur in Gegensatz.

An Frau Gottscheds unschmackhafte Satire schließt nicht nur zeitlich Lessings Jugendlustspiel Der junge Gelehrte an. Herr Witzling erschien im Jahre 1746, Der junge Gelehrte wurde nach einem Plane, der schon den Meißener Fürstenschüler auf das lebhafteste beschäftigt hatte, mit Zugrundelegung der in Leipzig neu empfangenen Eindrücke 1747 rasch ausgearbeitet, 1748 von der Neuberin auf die Bühne gebracht. Es bedarf wohl keines besonderen Nachweises mehr, wie stark Lessing ungeachtet vieler, aus der Beobachtung seiner selbst, der Professoren und Collegen geschöpften Züge in dieser Verspottung der Gelehrtenpedanterie von der literarischen Tradition beeinflusst ist. Aus Holbergs Erasmus Montanus hat er den Hauptcharakter, aus Marivaux' Lustspiel Sermons indiscrets nicht unwesentliche Elemente der Handlung herübergenommen und nur eigenthümlich modificiert.[2])

---

[1]) Vgl. Chronologie des deutschen Theaters (1775) S. 120.

[2]) Vgl. A. Schimberg, Über den Einfluss Holbergs und Destouches auf Lessings Jugenddramen. Görlitzer Progr. 1883, S. 5 ff.

Dass er auch den Femmes savantes einiges zu verdanken habe, hat Ehrhard[1]) zu erhärten versucht, indes mit geringem Glücke. Verwandte Züge erklären sich leicht aus der ähnlichen Tendenz. Zudem lag Holberg, der Schüler Molières, durch die Beliebtheit, deren sich seine zahlreich übersetzten und aufgeführten Stücke in Deutschland erfreuten, als Muster viel näher als der Franzose. Dem Trissotin kann Damis kaum an die Seite gestellt werden; der eine fühlt sich nur in einem Zirkel von Damen an seinem Platze, der andere hasst und flieht sie; und während jener auf eine reiche Heirat speculiert, muss dieser förmlich dazu gezwungen werden. Nicht um sein Glück zu machen, sondern um die Marotte befriedigt zu sehen, dank seinem bösen Weibe den gebürenden Platz in dem Buche „De malis eruditorum uxoribus" zu erhalten, will Damis Julianen die Hand reichen. Auch ist nicht er derjenige, der sich zurückzieht, als er sie ruiniert wähnt. Es liegt vielmehr seitens Ehrhards eine Verwechslung mit dem Vater des jungen Gelehrten vor, der allerdings im Angesichte der scheinbar verschlechterten Glücksumstände Julianens von ihrer Verbindung mit Damis nichts mehr wissen will. Hier nun zeigt sich in der That eine starke Ähnlichkeit zwischen den beiden Stücken, nur mag freilich die Lösung mittelst der fingierten Nachricht von einem großen Geldverluste, wodurch der eigennützige Freier alle Lust zur Fortsetzung seines Werbens verliert und das Mädchen dem Geliebten überlässt, so wenig von Molière selbst zuerst in Anwendung gebracht worden sein, als sie Lessing von Molière entlehnt haben muss. In Holbergs Glücklichem Schiffbruch wird die Entlarvung des Bettelpoeten Rosiliengius genau auf die nämliche Art herbeigeführt wie die des Trissotin, nur vertritt der Schiffbruch die Stelle des verlorenen Processes; und wie bei Molière Clitandre, gibt bei Holberg Philemon einen Beweis seiner aufrichtigen Liebe, indem er sich mit seinem eigenen Vermögen zur Hilfeleistung bereit zeigt. Lessing hatte schon vor der Vollendung des Jungen Gelehrten in dem sonst wenig gelungenen Damon die Motive des Glücklichen Schiffbruches zur Charakterisierung Leanders wohl zu nutzen verstanden. Auch auf Gellerts Zärtliche Schwestern sei verwiesen, wo Siegmund unschlüssig zwischen zwei Mädchen hin und herschwankt, je nachdem sich bald dieses bald jenes momentan in günstigeren Vermögensumständen befindet; aber auch er sieht sich zum Schlusse entlarvt und zieht beschämt ab. Von dem alten Pedanten, der in diesem Stücke eine Rolle spielt, mag übrigens der eine oder andere Zug auf den Vater des jungen Gelehrten, Chrysander, übergegangen sein; die selbstgefällige Sucht, mit ihrem längst antiquierten Schulwissen recht oft, auch zur Unzeit, zu prunken, haben beide gemein. Wenn Ehrhard dagegen in Chrysander, diesem eigennützigsten aller Väter, und dem Molière'schen Chrysale, dem

[1]) A. a. O. S. 206.

gutherzigen, nur etwas schwachen Menschen, gleiche Charaktere erkennt, so wird man ihm auch darin opponieren müssen: außer im Namen haben sie keine Ähnlichkeit. Über die gelehrte Frau denken sie ganz entgegengesetzt: während Chrysale seiner Gattin und Schwester das Unheil, welches eine gelehrte Frau im Haushalte anrichtet, mit den schwärzesten Farben schildert (II 7), lobt Chrysander (I 6) seines Sohnes Einfall, eine gelehrte Frau heiraten zu wollen, und wäre selbst nicht abgeneigt, eine solche zum Weibe zu nehmen. So erweist sich der Zusammenhang des Lessing'schen Jugendlustspiels mit der sächsischen Charakterkomödie als weitaus inniger denn mit der französischen. Das lehrt auch ein Vergleich zwischen dem Herrn Witzling und dem jungen Gelehrten. Ein junger Gelehrter, der Studierens halber nach Leipzig gekommen, ist ja auch der Held des kleinen Nachspieles. Er steht sogar in gleichem Alter. Man weiß, wie viel sich Damis auf seine zwanzig Jahre zugute thut — „und bin erst zwanzig Jahre alt!" rühmt er sich bis zum Überdruss oft — und wie Lisette einmal (III 3) in epigrammatisch pointirter Weise variiert: „Sie sind noch nicht klug, und sind schon zwanzig Jahre alt!" Das sieht ganz wie eine komische Ausführung der kurzen Charakteristik aus, die Lottchen von Herrn Witzling gibt: „Wer in seinem zwanzigsten Jahre noch nicht so viel Urtheilskraft hat, dass er seine Selbstliebe verbergen kann, der bleibt sein Leben lang ein Thor." Über Aristoteles sind beide bereits längst hinaus; Herr Witzling hat schon in der Secunda, weil er an der Poetik des Stagiriten wichtige Punkte auszusetzen gefunden, eine neue Poetik geschrieben, wie Damis seinem Vater den Gebrauch der Aristotelischen Terminen Barbara, Celarent usw. als Überbleibsel der scholastischen Philosophie verweist. Selbst beim Essen entwickeln die beiden Narren ähnliche Manieren gelehrter Zerstreutheit. Die Heiratsgeschichte, allerdings typisch für die ganze Charakterkomödie, wiederholt sich bei Lessing mit nicht sehr wesentlichen Abänderungen gegenüber der Frau Gottsched; der Vormund bestimmt sein Mündel lediglich aus geschäftlichem Interesse für den albernen Gesellen, aber das Mädchen hat längst sein Herz einem Vernünftigeren geschenkt, dessen gesunder Sinn hier wie dort der Gelehrtenthorheit gegenübergesetzt wird. Die Tendenz beider Stücke ist somit, wie man aus dieser Gegenüberstellung ersieht, die nämliche; dass die Verfasser gleichwohl in durchaus verschiedenen literarischen Lagern stehen, zeigt sich an einer Stelle in frappierender Weise. Der junge Gelehrte richtet sich gegen den französierenden Geschmack der Gottschedischen Schule. Er verdankt seine Umarbeitung und Vollendung dem Einwurfe: „Tadeln ist leichter als besser machen", den sich Lessing von einem seiner Freunde in Leipzig gefallen lassen musste, als er ein Stück der bisherigen Richtung tadelte. Lessings Stelle im Herrn Witzling vertritt der Dichter Jambus. Es ist die Rede (6. Sc.) von der Banise, die in versificierter Form

in die „Schaubühne“ aufgenommen worden war, um die alte prosaische zu verdrängen. Jambus spottet über das neue Stück; da wirft ihm der junge Reinhart als Anwalt der Gottschedischen Schule ein: „Mich dünkt doch, es gibt keine bessere Art zu beweisen, dass eine Sache schlecht sei, als wenn man sich geschwind hinsetzt und was Besseres macht.“ Auch Lessing ist über den Banisengeschmack, auf den sich Frau Gottsched soviel zugute thut, längst hinaus; dem huldigt bei ihm nur mehr das Kammermädchen. Wenn Lisette dann und wann zur Lectüre kommt, liest sie einen irrenden Ritter, eine Banise und — hier umschwebt ein schalkhaftes Lächeln des Dichters Lippen — „so etwas Gutes“.[1]) Eine ähnlich harmlose Verspottung des Zeitgeschmackes ist es, wenn Lessing wenig später in der alten Jungfer die elenden Quodlibetreimereien bezahlter Gelegenheitsdichter persifliert. Der Poet Kräusel ist übrigens dem Holberg'schen Rosiflengius wie aus dem Gesichte geschnitten; wieder brauchte Lessing nicht auf Molière selbst zurückzugehen, da ihm sein Schüler denselben Dienst leistete. Nur noch einmal trug sich der Dichter in der Folge mit dem Plane eines Lustspieles, dessen Stoff jenem der Femmes savantes verwandt war. Gelegentlich der Lectüre von Otways The Soldiers fortune (1756) notierte er sich den Charakter einer „Witzlingin“ (she-wit), der sich auf dem Theater nicht übel ausnehmen sollte und in ganz anderer Art geschildert werden könnte, als dass er mit den gelehrten Weibern Molières zu vermengen wäre. Als Lessing etwa sieben Jahre später den Plan eines Lustspiels Die Witzlinge zu Papier brachte,[2]) zeigte sich in der That der englische Einfluss, voran der Sternes, stärker als der Molière'sche. Dennoch lässt sich auch dieser in der Gruppierung der Personen und der Anlage der Handlung nicht verkennen. Von den beiden affectierten, witzig sein wollenden Närrinnen, Mad. Blunt und Miranda, ist diese das Schoßkind ihrer Mutter, weil sie vortrefflich in ihre Weise einschlägt; die andere Tochter dagegen, Charlotte, die sich die Besorgung des Hauswesens angelegen sein lässt, hat

[1]) Auf eine äußerliche Übereinstimmung der beiden Stücke sei hier noch aufmerksam gemacht. »Der junge Gelehrte« enthält, wie bekannt, die erste Anspielung Lessings auf die Faustsage (I 1). Von den Buchstaben eines hebräischen Buches, das Damis liest, ruft Anton aus: »Potz Stern, was das für Zeug ist! Das verstehen Sie? Solche Krakelfüße, solche fürchterliche Zickzacke, die kann ein Mensch lesen? Wann das nicht wenigstens Fausts Höllenzwang ist — —« Damit vergleiche »Herr Witzling«, 5. Sc., wo der junge Reinhart von einer schwer entzifferbaren Gelehrtenhandschrift meint: »Ja, Herr Rhomboides, ihre Liebste wird sich erst einmal an D. Fausts Zauberzeichen üben müssen, ehe sie ihre Hand wird lesen können.« Anspielungen auf Fausts Höllenzwang waren freilich auch den Bremer Beiträgern geläufig.

[2]) Vgl. Muncker, Lessings sämmtliche Schriften Bd. 3, S. XII, wo die Niederschrift des Entwurfes mit sehr großem Anspruche auf Wahrscheinlichkeit in das Jahr 1763 verlegt wird, unmittelbar, bevor Lessing an der »Minna von Barnhelm« zu dichten begann.

gutherzigen, nur etwas schwache... ...Wiederholung der aus
erkennt, so wird man ihm auch ...ng mit Philaminte und
im Namen haben sie keine Ähn... ...riette auf der anderen
denken sie ganz entgegengesetzt ...s Witzling gedacht ist,
und Schwester das Unheil. ...keit unter das weibliche
halte anrichtet, mit den sel... ...und Charlottens zu, wofern
Chrysander (I 6) seines S... ...stehen ist) die Einwilligung
zu wollen, und wäre selb... ...ysale trotz aller guten Vor-
zu nehmen. So erweist ...Bethätigung seines väterlichen
Jugendlustspiels mit ... ...Clitandres zuwege bringt, als
inniger denn mit der ...staltung der Dinge. Auf die Ähn-
zwischen dem Her... ...Verkleidungen mit dem Verkleidungs-
junger Gelehrter. ... ...dicules zugrunde liegt und, bloß
ist ja auch der ... ...in Reuters Ehrliche Frau, in die
gleichem Alter. ...Gottsched und Lessings Alte Jungfer
Jahre zugute ... ...sei nur nebenbei hingewiesen. Durch
er sich bis ... ...ten Perrückenmacher sollten die über-
in epigram... ...dupiert werden, wie die lächerlichen
klug, und ...Studenten, die sich als Cavaliere gerieren;
eine kom... ...sich zum Schlusse der wahre Stand des
Lotterien... ...wäre wohl nicht minder arg ausgefallen.
Jahre ... ...punkt, den Frau Gottsched in ihren Original-
...Verfasser des jungen Gelehrten in seinen sämmt-
Über... ...chen einnimmt, ist Lessings Jugendfreund Chr.
...seiner langjährigen Thätigkeit auf dem Lustspiel-
...de niemals hinausgekommen. Wenn man sich,
...Minna von Barnhelm" das Muster abgab, der
...ender Elemente in das Lustspiel auf das hartnäckigste
...hte freilich von einer Entwicklung über die Schablone
...Komödie hinaus nicht die Rede sein. Gleichwohl darf
...stens das eine Verdienst für sich in Anspruch nehmen,
...den Zeitgeschmack berücksichtigt und dadurch den
...Lustspiele lebendiger gestaltet zu haben. Er war es,
...nde des zwischen Gottsched und den Schweizern aus-
...Federkrieges auf die Femmes savantes zurückgriff und
...terarischer Satire, die sie enthalten, in sein dreiactiges
...Die Poeten nach der Mode (1751) verwebte.[1])
...rung geht freilich im einzelnen nirgends über die
...des Charakterlustspiels hinaus. Die Spitze wendet sich
...gleicher Weise gegen Gottsched wie die seraphischen Nach-
...Klopstocks; jene Partei hat in dem Dichter Reimreich, diese
...den Poeten Dunkel ihren Vertreter; beide bewerben sich um
...Hand desselben Mädchens unter Zustimmung der Eltern, die
...jeder einem andern die Stange halten; verhimmelnde Glos-
...sierungen von Gedichten weisen deutlich auf die Femmes savantes

[1]) Vgl. Minor, Weisse S. 90 ff.

zurück. Einmal sieht sich Reimreichs Eitelkeit tief verletzt, da sein Gedicht bei einem vernünftigeren Kopfe statt des erwarteten Lobes vernichtenden Tadel findet: sofort schlägt der bis dahin bewahrte Ton der Höflichkeit in den der Grobheit um, wie in der großen Streitscene zwischen Trissotin und Vadius. Die Art, wie der Liebhaber den Vater seiner angebeteten Henriette für sich gewinnt, indem er ihm Unterricht im Dichten ertheilt und, seine Worte sofort gereimt wiederholend, weismacht, er rede ohnehin alles in Versen, erinnert übrigens stark an die Scene, da der Bourgeois-Gentilhomme Jourdain von seinem philosophischen Lehrmeister erfährt, dass er zeitlebens in Prosa gesprochen habe; was hier bloß zur Charakteristik dient, muss bei Weisse freilich auch zur Lösung des Knotens beitragen. Eine andere Scene findet sich bereits im Jungen Gelehrten vorgebildet. Da (III 15) macht Damis die ihm von Anton vorgelesenen Verse wie eine Stümperarbeit herunter, ohne zu wissen, dass es seine eigenen sind. Der Poet nach der Mode Reimreich bekommt die Kolik, wenn er Haller lesen muss, während Henriette dem Schweizer Dichter vom Herzen zugethan ist; das soll offenbar eine Anspielung auf das verschiedene Verhältnis Gottscheds und seiner Frau zu Haller sein. Henriette liest dem Poetaster Strophen aus einem angeblich selbstverfassten Gedichte vor und Reimreich spendet ihnen ungemessenes Lob, sich selbst ad absurdum führend: denn sie stammen aus Hallers Ode an Doris (Scene II, 6).

Die Poeten nach der Mode hatten auf der Bühne dank dem satirischen Gehalte und der Beliebtheit bei den Schauspielern, die darin brillante Rollen fanden, außerordentlichen Erfolg. So konnte es nicht ausbleiben, dass der hochangesehene Theaterdichter, wie er selbst bei Lessing in die Schule gegangen war, nun seinerseits jüngeren Talenten als Muster vorschwebte. Nur als Schüler seines Meisters Weisse wollte der aus Dresden gebürtige Magister Joh. Christian Bock betrachtet und demgemäß einem milden Urtheile unterworfen werden, als er in den Jahren 1770 und 1771 mit seiner ersten Für das deutsche Theater betitelten Dramensammlung vor das Publicum trat. Freilich den höheren Respect bezeugte er vor Lessings Größe, die ihn vor der Ausführung eines zweiten Theiles der Miss Sara Sampson als Marwood oder Die gerächte Sara schließlich doch zurückschrecken ließ. Auf Weisses Spuren wandelte er zunächst in der komischen Operette Clarisse, einer Bearbeitung von Marmontels Bergère des Alpes,[1]) sodann, indem er ausdrücklich Die Poeten nach der Mode als sein Vorbild bezeichnete, in dem fünfactigen Lustspiele Arnold und Gustav. Das Stück hat übrigens mehrmals seinen Titel gewechselt; gegen die früheren Das Trauerspiel oder Viel Geschrey und wenig Wolle sträubte sich der Verleger, bei dem gelegentlich der Wiener

[1]) Minor, a. a. O. S. 192. B. Litzmann, F. L. Schröder II S. 116 f.

Stoff v. Molières Femmes sav. im dr[illegible] Vo[illegible]

Vater einen Rückhalt; es ist [illegible] Theater
mes savantes bekannten Par[illegible] letzt. Zwa[illegible]
auf der einen, Chrysale [illegible]s dem hinke[illegible]
Herr Blunt, der wohl s[illegible]icklich sei,
ch mit Chrysale die P[illegible] ihm Weisses
iment; er sagt Philint[illegible] die modernen
nter natürlich Philint[illegible]reiflich wie bei je[illegible]
rau erhalten könne, [illegible] Geschmack ins L[illegible]
d Anläufe zur ener[illegible]nen Dichters begeis[illegible]
weit weniger zu G[illegible] Ganz englisch! Und
lbst und die äu[illegible]st schön!“ Ein ander[illegible]
der Intrigue in [illegible]ndermaßen charakterisie[illegible]
der den Preci[illegible] Gift mischen sie zum Ze[illegible]
lich variiert, [illegible]tessern, Dolchen und Pistole[illegible]
e Heirat der [illegible] Leute mit der Karte.“ In[illegible]
Weg gefunde[illegible] handelt es sich dem Lustsp[illegible]
s Grafen [illegible] Vorurtheils, als ob es soviel [illegible]
Frauenz[illegible]medien zu schreiben denn gute T[illegible]
durch [illegible]ristik der beiden Dichter, die
hämun[illegible] Bewerbung um ein Mädchen con[illegible]
rgeben[illegible] des komischen aus; über ihn [illegible]
[illegible]genschaften ausgeschüttet, wäh[illegible]
[illegible] und Mauldrescher dem Gespötte preis
[illegible]rigue gewinnt zuletzt der Lustspie[illegible]
[illegible] Freier) die Oberhand über den [illegible]
[illegible]ie wie in jeder rechten Charakterkomöd[illegible]
[illegible] Antheil an der Handlung besitzen[illegible]
[illegible]er Herren, der lose Mascarill so gut [illegible]
Nestor. Was Anton im „Jungen Gelehrte[illegible]
[illegible] heuchlerisch zu thun anschickt, das thut
[illegible]ung immer: er betreibt die Lectüre der

[illegible]sche Tendenz gegen den Shakespearismus gel[illegible]
[illegible]n dem Lustspiele nur nebenbei zu Worte. [illegible]
[illegible]rtheilnahme in dieser die Gemüther sosehr erhitzend[illegible]
[illegible] nicht nach dem Sinne Bocks, so wenig als nac[illegible]
[illegible]Mustern Weisse, der in seiner etwas furchtsamen Art
[illegible]mit einem vermittelnden Standpunkte auszukommen
[illegible]als Bock zu Ostern 1772, nur kurze Zeit nach dem
[illegible]von Gustav und Arnold, als Theaterdichter zur
[illegible]schen Bühne in Hamburg kam, legte ihm seine neue
[illegible]rat recht die Pflicht auf, sich dem von Schröder selbst
[illegible]den Modegeschmack anzubequemen und aller zum Wider-
[illegible]rstrebenden Meinungskundgebungen zu enthalten. Da war der
Dramatiker Cornelius von Ayrenhoff, seinem eigent-
[illegible]Berufe nach ein hoher Officier in kaiserlichen Diensten, in
[illegible]vieles glücklicheren Lage, sich der Öffentlichkeit gegenüber

nicht den geringsten Zwang anthun zu müssen. Als Ayrenhoff daher 1775 Molières Femmes savantes für die Wiener Bühne bearbeitete, ließ er sich, als Verehrer der tragédie classique zugleich Gegner des englischen Dichters, zur Aufnahme einer in parodistisches Gewand gehüllten Satire verleiten. Aus dem übertriebenen Shakespeare-Culte, der in Weiterbildung der Hinweise Lessings und Herders von dem himmelstürmenden Geschlechte der Originalgenies betrieben wurde, drohte in der That eine eminente Gefahr für das deutsche Drama zu erwachsen, wie allein der Götz von Berlichingen lehren konnte; nur für die Bühne, von deren Brettern der Hannswurst dank der Reformen von Sonnenfels und der Mitwirkung Ayrenhoffs erst kürzlich verschwunden war, kam die Warnung vor Shakespeare noch zu früh. Was man damals in Wien von dem Briten wusste, beschränkte sich auf das wenige, was die miserablen und entstellenden Bearbeitungen der Stephanie, Heufeld, Pelzel u. a. von dem Originale gerade noch erkennen ließen. Der Shakespeare-Enthusiasmus blieb einer späteren Zeit vorbehalten. Die Kritik verhielt sich demnach zu Ayrenhoffs Gelehrter Frau verschieden. In Deutschland gab man ihm Recht, dass er in seinem deutschen Stücke auch der Satire auf deutsche Zustände Raum gegönnt habe; so der „Teutsche Mercur“ [1]) und der „Almanach der deutschen Musen“. [2]) Die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ [3]) stand mit ihrer Ansicht allein: „Es kommen darin seinsollende Satiren auf Dinge vor, die keine Satire verdienen.“ In Wien, wo das Stück am 22. Juli 1775 (nicht 1776, wie Ayrenhoff schreibt) aufgeführt, aber bereits nach der dritten Wiederholung vom Repertoire abgesetzt wurde, rechnete man zwar die Rücksichtnahme auf moderne Literaturverhältnisse dem Dichter als Verdienst an, wendete indes sofort ein, dass das Lustspiel nicht für jedermann, sondern bloß für den Kenner und Liebhaber geschrieben sei. [4])

Wie in den Femmes savantes eine Art Akademiesitzung zum Anlass dient, die Schöngeister und die von ihnen vertretenen Literaturrichtungen zu parodieren, so lässt Ayrenhoff seinen Dichterling Dramschmied (die significanten Namen kehren in allen seinen Lustspielen wieder) einer wirklichen Akademie von Damen und Gelehrten den Plan eines Dramas vorlegen. Das Mittel, dessen sich Ayrenhoff zur Satire bedient, ist das gewöhnliche der Übertreibung. Alle Mängel der Shakespearischen Technik und Charakteristik werden vergröbert, wobei auch die unbestreitbaren Vorzüge ins Lächerliche gezogen werden. Nach dem Titel der Parodie „William mit dem hölzernen Fuße“ sollte man erwarten, dass sie

---

[1]) 1775, IV, 274.
[2]) 1777, S. 72.
[3]) Bd. 31, S. 210.
[4]) Real-Zeitung 1775, St. 32, S. 507.

speciell auf den Verfasser des Götz Bezug nehme, aber in Wirklichkeit richtet sie sich fast ausschließlich gegen Shakespeare. Das lehrt schon der Zusatz: „Der Stoff ist aus einer lappländischen Chronik gezogen", der Shakespeares Gepflogenheit, seine Stoffe aus Chroniken zu nehmen, persifliert. Der Anspielungen auf bekannte Stücke wie den 1772 zuerst in Wien aufgeführten Hamlet gibt es genug. Der Held ist ein Prinz, der unter anderen Greuelthaten seinen mit der Eifersucht eines Othello gehassten Rivalen erdrosselt, worauf seiner Geliebten der Geist des Getödteten erscheint und ihr zuruft: „Ungetreue, nie sollst du die Gemahlin meines Mörders werden!" Noch später ersticht William einen Minister, den er für eine Katze ansieht. Von einer Versification des Stückes kann keine Rede sein, es ist vielmehr in eine „sehr erhabene und blumenreiche poetische Prosa" gekleidet. Die Einheiten werden mit der souveränsten Verachtung behandelt: der Ort lässt sich nicht genauer als irgendwo zwischen dem 42. und 68. Grade, die Zeit bloß auf das letzte Viertel des 15. Jahrhunderts fixieren. Die Greuelthaten, die im Verlaufe der Handlung bald in Lappland oder Karelien, bald in Samogitien oder der Türkei verübt werden, lassen an Originalität alles bisher Dagewesene weit hinter sich; Erschlagen, Erstechen, Zerreißen durch Renthiere sind die beliebtesten Todesarten; Zauberei und Geistererscheinungen spielen eine wichtige Rolle. Einmal nimmt die Satire auch eine Wendung gegen Lessing, der wohl anfangs Ayrenhoffs Sympathien besessen, sie aber bald verloren hatte, als er sich für ein ihm 1772 zugeeignetes Trauerspiel Antiope nicht einmal zu einem höflichen Danke verstehen mochte. Dramschmied lässt einem seiner Helden eine Ohrfeige verabreichen; als nun ein Zuschauer gegen den starken Effect Einwendungen zu erheben wagt, weist sie der Dichter mit deutlichem Bezug auf Lessings Bemerkungen über die Ohrfeige im Essex des Banks (Hamb. Dramaturgie, St. 55 u. 56) zurück: „Sie gefällt Ihnen nicht? Und doch machen tragische Ohrfeigen gut angebracht, eine frappante Wirkung." Alles in allem kommt Ayrenhoffs Opposition gegen Shakespeare über den Standpunkt Gottscheds nicht hinaus, was auch seine nachfolgenden Streitschriften deutlich erkennen lassen. Die Vernachlässigung der Einheiten, die Vermengung komischer und tragischer Elemente fanden ebenso wenig seinen Beifall wie die Verstöße wider die Wahrscheinlichkeit und die sich schon in der äußeren Erscheinung bekundende Formlosigkeit seiner Dramen. Die literarische Satire gegen Shakespeare bildet übrigens nicht den einzigen Aggressivinhalt des Stückes; auch die allgemeine auf die Absonderlichkeiten des Gelehrtenstandes und die Charakterlosigkeit der Kritik kommt wie bei Molière daneben zu Worte; schon die Namen Kühnwitz, Schöpsius, Windheim lassen erkennen, welche Rolle der Dichter ihre Träger spielen lässt. Jedem einzelnen borgen Trissotin und Vadius die entscheidenden Züge, aber die Figur des Schöpsius,

Die Scene, da Trissotin und Vadius nach den schmeichel-
Höflichkeitsphrasen wegen des Tadels, den jeder aus
is des Verfassers über das Gedicht des andern gefällt,
inander gerathen (III 5), ist bei Molière auch in den
kten des Affects maßvoll; und selbst in den Sottisen, die
beiden an den Kopf werfen, steckt so viel Witz, dass man
h eine andere als heitere Empfindung haben kann. Bei
handelt es sich von vorneherein um etwas, was außerhalb
ıfes der beiden (Dramschmied und Schöpsius) liegt; der
nicht nur Dichter, sondern auch Edelmann und verlangt
er den Vorrang vor dem bürgerlichen Gelehrten; jeder will
ein Manuscript vorlegen, natürlich kommt es zu Schim-
beinahe Thätlichkeiten. Zuletzt artet die Scene in ein
aus, das jedem Hannswurststücke Ehre machen würde:
mied: „Ha, verwegener Kerl! Ich haue Dir ein Ohr vom
ieht den Degen. Schöpsius springt um den Tisch herum,
mied verfolgt ihn).
er auch jene Charaktere, nach denen die Femmes savantes
sind, regten Ayrenhoff zu einer Modernisierung an. Die
worin das französische Lustspiel abänderungsbedürftig
der Bearbeiter selbst in der Vorrede zusammengestellt.
t vor allem die Zersplitterung des Interesses auf drei
Frauen, wobei ihm freilich die feinen Abstufungen der
mkeit in den Femmes savantes völlig entgangen sind;
ntriert er denn das Interesse auf eine gelehrte Frau.
gegen die Rolle der Bélise empfindet Ayrenhoff eine heftige
ie und er meint, dass ihre verliebten Neigungen eine gar
ige Episode bilden. Wir freilich möchten diese Charge
igsten missen, weil sich gerade hier (vgl. die Scene
ndre am Schlusse des ersten Actes) Molières Humor und
risierungsgabe im hellsten Lichte zeigt. Zuletzt glaubt

in Zweifel, ob Philaminte sich bessern werde, bei Ayrenhoff erkennt die Baronin ihre „Ausschweifungen“ und bereut sie. Überall sind die Farben stärker aufgetragen. Bei Molière hegt Philaminte nu eine platonische Neigung für die Dichtkunst, Ayrenhoffs gelehrt Frau besteigt selbst den Pegasus; sie trägt (II 4) ein wasser reiches Sonett vor, das in allegorischer Weise die Wanderung de Weisheit von den berühmtesten Flüssen des Alterthums bis heran zu den Gestaden der Donau und direct in das Haus der Baroni schildert. Es ist die Umkehrung der Scene (III 2) aus de Femmes savantes: hier trägt Trissotin ein albernes Gedicht vo das Zeile für Zeile von den bewundernden Ahs seiner Zuhörerinne begleitet wird, bei Ayrenhoff die Baronin, der nun die männliche Akademiker Weihrauch streuen. Noch mehr erscheint der Charakt der Philaminte in den eines derben Mannweibes verbösert, wen Ayrenhoff seine Heldin einmal lateinische Brocken in ihre Re einflechten lässt; das ist sonst in Molières Lustspielen nur d Art von Advocaten und Ärzten, in den „Femmes savantes“ ab verzichtet der Dichter vollständig auf diese billige Zuthat. U viel interessantere Züge hätte Ayrenhoff, wie schon dem Recen senten des „Teutschen Merkur“ klar war, den Charakter seine gelehrten Frau bereichern können, wenn er die Schriften de modernen weiblichen Autoren herangezogen hätte.

Was die Handlung betrifft, so weicht sie gegenüber der de Originals nur in Einzelheiten ab; sie läuft auch hier auf di unvermeidliche Heiratsgeschichte hinaus. Der Baron und sei Bruder, der ebenso unvermeidliche Räsonneur, wollen Henriette den Manne ihrer Wahl zur Frau geben, doch die Baronin hat sie fü den Dichter Windheim bestimmt. Erst als dieser des Plagiat überführt wird, nimmt die Sache eine für die Liebenden günstig Wendung. Die Rolle der Liebhaberin, die in ihrer Natürlichke bei Molière einen wirksamen Gegensatz zu den gelehrten Frau bildet, musste selbstverständlich durch die Beseitigung der beid Mädchenrollen verlieren; die schablonenhafte Ausführung lässt s vollends nur als einen Schatten der Molière'schen Figur erscheine Noch weniger ist von der markigen Gestalt des Liebhabers übr geblieben: der Sternfels der deutschen Bearbeitung ist nicht v mehr als ein Statist. [1])

---

[1]) Die ausführlichste Recension der Gelehrten Frau Ayrenho findet sich in einer Wienerischen Dramaturgie, über welche, soviel weiß, die unrichtigsten Vorstellungen verbreitet sind. Sie stammt dem Jahre 1776 und rührt von dem Concipisten bei dem k. k. Hofkrie rathe in Wien, Karl v. Schelheim, her (vgl. De Luca, Das gelehrte Ös reich I 2, 104 f.), der auch das Taschenbuch des Wiener Theat (Wien 1777) herausgegeben hat. In dem „Beschluß, zu lesen für pl titulo Herrn Christian Heinrich Schmid, Professor der Dichtkunst Doktor der Rechte zu Gießen“, welcher in das Taschenbuch S. 185 eingerückt ist, bekennt sich der Verfasser desselben zugleich als Au der Dramaturgie. Falsch sind die Angaben, dass die beiden Bücher

Mit Ayrenhoffs Gelehrter Frau fällt zeitlich der Beginn eines wesentlich gesteigerten Interesses an dem Stoffe und den Charakteren der Femmes savantes in Deutschland zusammen. Nur darf man nicht übersehen, dass daneben auch die Lustspiele eines Destouches oder du Vaure, die in Nachfolge ihres Meisters Molière verwandte Stoffe behandelt hatten, auf der deutschen Bühne eine Heimstätte fanden. Die beiden Stücke, in denen Destouches den Philosophenstand aufs Korn genommen hatte (Les philosophes amoureux, Le philosophe marié), und sein schon 1741 von der Frau Gottsched übersetzter Poète compagnard liefen auch in

---

sonst nur als politischen und juridischen Schriftsteller bekannten Karl v. Zahlheim zum Verfasser hätten (Taschenbuch für die Schaubühne, Gotha 1778, S. 186, was übrigens 1779 in Schellheim corrigiert erscheint, und Wurzbach Bd. 59, S. 91, der es seinerseits aus der Österr. Nationalencyklopädie VI 215 f. hat); aber auch Chr. G. Klemm kann nicht der Autor sein, da ein Klemm'sches Lustspiel im Taschenbuch wie das Werk eines Fremden angezeigt wird und der Verfasser der Dramaturgie in der Vorrede von sich wie von einem Anfänger spricht. Klemms dramaturgische Thätigkeit beginnt indes bereits in den ersten Sechzigerjahren. Eine Dramaturgie, die Klemm hie und da zugeschrieben wird (De Luca I 1, 257, Wurzbach 12, S. 68, wogegen Goedecke V² 309 f. davon richtig gar keine Notiz nimmt), hat dieser wohl nie geschrieben, vielmehr beruht die Angabe auf einer Verwechslung mit seiner periodischen Schrift »Dramaturgie, Literatur und Sitten« (Wien 1769). Ein unvollständiges Exemplar der Schelheim'schen Dramaturgie besitzt die Hof-, ein vollständiges die Wiener Stadtbibliothek. (In der Hofbibliothek ist es dem Kritischen Theater-Journal von Wien, das von 1788 bis 23. März 1789 erschien, beigebunden, was E. V. Zenker, Geschichte der Wiener Journalistik I 153 zu der Vermuthung verleitet, dass diese, 1776 herausgekommene Dramaturgie eine Beilage des Theaterjournals sei!) Sie stellt sich als eine bis ins einzelne sclavische Nachahmung der Hamburgischen Dramaturgie dar, sieht man von dem geringfügigen Unterschiede ab, dass sie gemäß dem Anspruche, eine Nationaldramaturgie zu sein, vornehmlich einheimische Dichter berücksichtigt. Gewidmet ist sie dem verehrungswürdigen Kenner, Beförderer und Schützer der Künste Freyherrn T(obias) P(hilipp) von G(ebler). Die Vorrede ermangelt nicht einer gewissen Bescheidenheit; als seine competenten Richter betrachtet Schelheim (natürlich außer Lessing) die Herausgeber der beiden großen Bibliotheken (also Weisse und Nicolai), sowie des Teutschen Merkurs. Vorerst holt er einige bemerkenswerte Stücke des verflossenen Theaterjahres nach: Das befreyte Wien von Paul Weidmann, ein Stück, das er an Goethes Götz anschließt; aber es besitze vor dem Götz den Vorzug, dass es stofflich nicht bis auf die entferntesten und an die Barbarei grenzenden Zeiten des Faustrechtes zurückgehe, um unsere Empfindungen für einen von Meineid, Hass und Arglist unterdrückten armen Reitersmann zu wecken. In der Bearbeitung eines nationalen Stoffes (Befreiung von den Türken) berühre sich das Stück auch mit Klopstocks »Bardiet«; aber dieser sei bloß für gelehrte Leute verständlich. Müllers Lustspiel Präsentiert das Gewehr thut er kurz ab, um sich in den folgenden Stücken (V—IX) ausschließlich mit Ayrenhoffs Gelehrter Frau zu befassen. Was er vorbringt, ist zumeist sehr treffend. Nach Lessings Art benützt er den Anlass, den das aufgeführte Stück bietet, zu dramaturgischen Excursen. Ob es erlaubt sei, mehrere Personen des gleichen Charakters vorzuführen? Ja, wenn jede besondere individuelle Züge trage; so sei es in Corneilles Nicomedes hinsichtlich der Großmuth, so in den Femmes savantes mit

Deutschland den Femmes savantes in der Gunst des Publicums den Rang ab. Auch ein Singspiel in zwei Acten Die eingebildeten Philosophen, welches der jüngere Stephanie 1781 aus dem Italienischen ins Deutsche übertrug, erwarb sich dank der Musik des berühmten Componisten Paisiello in Wien, Berlin und anderen Städten zahlreiche Freunde. Überhaupt lässt sich sagen, dass speciell die Wiener eine unverkennbare Vorliebe für den Stoff bekundeten. Ayrenhoff selbst wurde zu seiner Bearbeitung möglicherweise durch ein Stück angeregt, das, von Stephanie d. Ä. unter dem Titel Thorheit und Betrügerey bearbeitet, zwei Jahre vorher in Wien mit Beifall gegeben worden war (Erstaufführung am

---

der Gelehrsamkeit; da stünden dem gelehrten Weibe Philinte in Armande und Belise zwei gelehrte Mädchen gegenüber. Zu tadeln sei nur, dass keine von den dreien die übrigen an Wichtigkeit überrage. Gegen Ayrenhoffs Bearbeitung erhebt der Dramaturg den Vorwurf, dass sie ihrerseits mit der Aufnahme dreier gelehrter Männer in den an Molière gerügten Fehler verfallen sei. Mit Lessing spricht er sich gegen die Darstellung von Narren und Narrheiten aus; sie seien platt und frostig, wofern der Dichter nicht etwas von dem Seinigen dazugebe; die Scene, wo das Sonett der Baronin so allgemeinen Beifall finde, wäre erträglicher, wenn etwa ein witziger Kopf aus der Gesellschaft die Thoren nach Verdienst abfertigte. Mit einer Besprechung von Stephanies Lustspiel Sie lebt in der Einbildung, sowie des Noverre'schen Balletes Adelheid von Ponthieu endet das erste Quartal. Im zweiten tritt die Polemik gegen Schmid störend hervor (St. XXII). Die Abassiden von Joh. Friedr. Kepner, Stephanies Wirtschafterin, ferner Merciers Schubkarren des Essighändlers, eines der zugkräftigsten Repertoirestücke der Zeit, Molières Geiziger, Regnards Zerstreuter, Boursaults Äsop am Hof, Lustspiele, die sämmtlich von Wiener Autoren, wie Kepner, Bergopzoomer bearbeitet worden waren, erfahren eingehende Besprechungen. Gelegentlich der Recension des Geizigen (St. XXIII) kommt Schelheim auf Merciers Théâtre où nouvel essay sur l'art dramatique zu sprechen, er habe gehört (vgl. die Frankfurter Gelehrten Anzeigen 1775, S. 721), dass Goethe davon unter seinen Augen eine Übersetzung verfertigen lasse, indes habe er sie trotz eifrigen Nachfragens nirgends auftreiben können: „Vielleicht auch", meint er, „hat sich ihrer Goethe mittlerweile wieder entzogen als einer Arbeit, die für sein Genie freilich nicht genug Lebhaftigkeit hat." Gemeint ist H. L. Wagners Übersetzung: Neuer Versuch über die Schauspielkunst. Aus dem Französischen. Mit einem Anhang aus Goethes Brieftasche, Leipzig 1776. Der Anhang enthält bekanntlich einen Theil der als „Kunstgedichte" bezeichneten Epigramme Goethes, die Ausfälle gegen die Abhängigkeit des Künstlers von Publicum und Kritik enthalten, ein Geschenk des Dichters an Wagner (vgl. E. Schmidt, H. L. Wagner S. 80 f.). Seinen Lesern konnte Schelheim freilich keine Mittheilung von der Übersetzung mehr machen, denn nach Beendigung des zweiten Quartals (mit dem 25. Stück) gieng die bis dahin jeden Freitag in der Stärke eines halben Bogens erschienene Dramaturgie ein. Man kann der Meinung des Recensenten im Almanach der deutschen Musen 1777, S. 23 (Schmid) nur beipflichten, wenn er schreibt: „Er (der Verfasser) urtheilt mit Einsicht und Belesenheit; wenn ich gleich nicht alle seine Urtheile unterschreibe und wenngleich die wenigsten Räsonnements neu sind, unter den bisherigen Dramaturgien seit Sonnenfels lässt sich diese am besten lesen wegen des lebhaften und eigenen Tons, nur ein wenig zu wortreich ist der Stil, strenge Unparteilichkeit scheint auch dieses Dramaturgen Tugend nicht zu sein."

24. Juli 1773). Nach dem Taschenbuche für die deutsche Schaubühne (auf 1778, S. 120) wäre es nach einer eingesandten Handschrift bearbeitet worden. Der Einfluss des Molière'schen Lustspieles ist schon auf einen flüchtigen Blick hin erkennbar. Ein falscher Philosoph und Schöngeist (der Windheim des Ayrenhoff'schen Stückes) hat sich im Hause der Baronin Klapperheim eingenistet und, wie natürlich, den Liebesbund zweier Leutchen gestört. Langathmige Gespräche voll philosophischen Unsinns, freilich ohne den Nebenzweck der literarischen Satire, übernehmen hier die Aufgabe der großen Generalversammlung in den Femmes savantes, der Akademiesitzung in der Gelehrten Frau. Die übrigen Figuren, wie der Franzosenverehrer (Jean de France) oder der alte Schwadroneur (Capitano spavente) weisen auf die Tradition des deutschen Charakterlustspiels. Dem gleichen Genre gehören zwei andere Wiener Stücke an, die beide im Jahre 1781 erschienen. Das eine betitelt sich Der Dichterling oder Solche Insecten gibt's die Menge. Der Autor des am 30. Juni 1781 zum erstenmale (und im selben Jahre noch fünfmal) im Wiener Nationaltheater aufgeführten Einacters blieb zunächst anonym. Der Initiale E, mit dem das Stück in einer zwei Jahre später erschienenen Sammlung Schauspiele unterzeichnet war, konnte nur irreführen.[1]) Wie es scheint, hatte der Autor gute Gründe, sein Visier eine zeitlang geschlossen zu halten. Denn die kritischen Schulknaben, deren Autorsucht in freilich durchaus traditioneller Weise lächerlich gemacht wurde, schlugen gewaltigen Lärm. Aber das Publicum nahm in seiner Mehrheit für den Verfasser Partei, und einsichtige Recensenten, wie jener der Real-Zeitung,[2]) gaben ihm nicht so ganz unrecht. So gewann er den Muth, sich zu nennen; als drei Jahre später (1784) eine Posse, die unter dem Titel Das listige Stubenmädchen oder der Betrug von Hinten im Nationaltheater aufgeführt wurde, im Drucke erschien, identificierte sich ihr Verfasser mit jenem des Dichterling und unterzeichnete die Widmungsinschrift an den Grafen Nikolaus Esterházy mit Juliana Hayn. Von ihr ist nichts weiter bekannt, als dass sie eine 1758 geborene Schauspielerin war, deren Debut in das Jahr 1777 fallen soll.[3]) Mit einem gleichfalls Der Dichterling benannten Einacter des Theaterdichters an der Marinelli'schen Bühne in der Leopoldstadt und späteren Josephstädter Theaterdirectors Ferdinand Eberl hat das Stück wohl nichts als den Titel gemein. Übrigens führt es sehr mit Unrecht die Bezeichnung Originallustspiel. Der Titelheld ist ein guter Bekannter, Herr Witzling und Junger Gelehrter in

---

[1]) Vgl. Allgemeiner Theateralmanach vom Jahre 1782, Wien, Gerold. S. 43 f. Dort wird das Alter des Autors mit 18 Jahren angegeben.

[2]) 1781, S. 450.

[3]) Goedecke, Grundriss V² 326 f., und Taschenbuch für die Schaubühne auf das Jahr 1778, S. 192.

[4]) Goedecke, Grundriss V² 332.

einer Person. Was an localsatirischen Zügen dem Charakter beigelegt ist, kann heute nicht mehr herausgefühlt werden. Kaum der Schule entwachsen, verreißt Ludwig von Bergtfal, der Sohn eines reichen Mannes, seines Lehrers Arbeiten in einer vernichtenden Recension und schreibt schlechte Tragödien. Just Trauerspiele müssen es sein, denn gleich dem tragischen Dichter im Bocks Lustspiel fühlt er sich über die komischen Stücke erhaben. Ganz nach der Weise der Charakterkomödie, die keine Entwicklung der Typen zulässt, verharrt er starrköpfig in seinem thörichten Thun. Da der Vater ihm die Feder verbietet, setzt er sich zum Schlusse mit dem Bleistift hin — und dichtet. Wie Ayrenhoffs Dramschmied zählt auch er sich zu den Jüngern der neuen Schule, aber er muss sich belehren lassen: „Glauben Sie, dass diese Lectüre Sie zum Dichter mache? Einen Lessing, Diderot, Shakespeare haben Sie nicht verstanden, einen Goethe ebensowenig — aber das ist ja das Modegenie[1]) —, und die übrigen Komödien? Wie viele gibt es denn, die man als Muster gelten lassen kann? Es sind immer nur Nachahmungen, und jede Nachahmung wird um einen Grad schlechter." An gelegentlichen Ausfällen gegen Shakespeare fehlt es auch hier nicht, doch sind sie überaus harmloser Natur.

Da tritt das zweite Wiener Stück, von dem oben die Rede war, mit viel größerer Aggressivität gegen den Briten auf; es ist geradezu eine Shakespeare-Parodie. So erscheint hier, was bei Ayrenhoff auf eine einzige Scene und Figur beschränkt war, zu einem großen, drei Acte umfassenden Lustspiele ausgedehnt, das mit dem Stoffe der Femmes savantes auch nicht das Geringste mehr gemein hat. Nur wegen der Wiederaufnahme von Tendenzen, die uns bereits bei Ayrenhoff begegnet sind, soll es an dieser Stelle erwähnt werden. Es nennt sich Das Trauerspiel nach der Mode oder Der tödtende Autor, ein komisches Lustspiel in zween persönlichen und einem geistigen Aufzuge, mit Gesängen, Flugwerk und Maschinerie (Wien, Trattner 1781). Was dem unbekannten Autor, dessen Erstlingswerk wir in dem Stücke vor uns haben, an den modernen Dramen am meisten missfällt, ist deren Schwulst und Geschichtswidrigkeit; gegen diese Krebsschäden richtet sich seine Parodie in erster Linie. Sie bedient sich des

[1]) Der Ausfall gegen Goethe wird dem Verfasser in der Wochenschrift Meine Empfindungen im Theater (Wien 1781, vorgeblich von einem Mädchen herausgegeben) übel vermerkt, und er muss (Stück VII, S. 1[illegible] folgende Strafpredigt über sich ergehen lassen: „O lieber junger Au[illegible] hüten sie sich ja mit ihrem noch gläsernen Köpfchen an die Sch[illegible] dieses stählernen Mannes, denn weiter reichen sie ihm ja doch ni[illegible] zu stossen — denn wahrhaftig es springt und all der Vorrath von Trau spielen und Komödien, der darinn etwann schon aufgehäuft ist, geht einemmale verlohren. Heil uns, Heil Deutschland, wenn einm Köpfe wie Goethe Modegenien werden — aber weh dann den itzig wahrhaften Modegenien ohne Köpfen — ihre Arbeiten werden als Po erkannt und selbst in den Trödlerbuden nicht mehr gelitten werden."

immer wirksamen Mittels, das Theater auf das Theater zu bringen. Ayrenhoff hatte seinen Dramschmied nur den Plan eines Trauerspiels vorlesen lassen. Hier steht wie in Molières L'impromptu de Versailles die Probe eines neuen Dramas Die geraubte Braut im Mittelpunkte der Handlung. An den Raub einer Braut, der zu den buntesten Abenteuern Anlass gibt, hatte auch die Parodie der Gelehrten Frau angeknüpft. Der Autor des Trauerspiels führt den drastischen Namen Todtschlag v. Unsinn. Er heißt „der tödtende", weil er seine Personen durch die ausgeklügeltsten Massakren umzubringen pflegt, diesmal sterben sie ihm sogar vor der Zeit weg. Klagend erscheint der Impresario vor Minos in der Unterwelt, er möge den Dichter zur Beendigung des Stückes verhalten; es bleibt nichts übrig, als den letzten Act durch die Schatten der Verstorbenen zu Ende spielen zu lassen. Auch abgesehen von dieser Parodie der Geistererscheinungen im letzten Acte von Richard III. zielt es auf Richard ab, der um Anna freit, obschon Mörder ihres Gatten und Vaters, wenn einer der Helden ein Mädchen zur Frau begehrt, obgleich er dessen Mutter getödtet hat; und an Lady Macbeth gemahnt eine andere Figur (Miss Caventry), die als vermeintliche Mörderin beständig Blut auf ihren Fingern zu sehen glaubt, das sich nicht wegwaschen lässt. Im ganzen lässt sich der unschmackhaften Satire so wenig Gutes nachsagen wie der Ayrenhoffs; nur brachte es Das Trauerspiel nach der Mode bezeichnend genug nicht einmal zu einer Aufführung, wie denn auch sein Verfasser — nach der Vorrede schon glücklich, wenn es sich nur nothdürftig auf der Bühne zu halten vermöchte — sich von der Darstellung auf der Bühne nicht allzu viel versprach. Auch sonst waren die zahlreichen literarisch-polemischen Tendenzdramen für und wider den Sturm und Drang nur selten für die Bühne berechnet, da sich ihre Verfasser der dramatischen Einkleidung lediglich als einer bequemen Satirenform zu bedienen pflegten. Dies gilt sowohl von den Parodien, in denen Bodmer bis in sein spätes Alter seiner griesgrämigen Laune Luft machte, denen seines Landsmannes J. J. Hottinger (Das Geniewesen, Leipzig u. Frankfurt 1781), sowie namentlich von den einschlägigen Stücken eines Lenz und Wagner, des jungen Goethe nicht zu vergessen.

Erstaunlich genug, dass gleichwohl ein Stück, das seinem ganzen Inhalte nach nichts als eine Persiflage auf die kurzlebige Richtung des Sturmes und Dranges schien, auf der Bühne festen Fuß zu fassen imstande war und noch gegeben wurde, als seine Anspielungen längst nicht mehr auf Verständnis rechnen durften. Es ist Gotters zweiactige Posse Der schwarze Mann (Leipzig 1784), die von Berlin (Erstaufführung am 7. August 1783) und Mannheim aus (Erstaufführung am 1. August 1784) ihren Siegeszug über sämmtliche deutsche Bühnen hielt; schon am 16. October 1784 erlebte die Farce auch in Wien ihre Première, wo sie bis zum

21. October 1837 im ganzen 22 mal gegeben wurde; in Berlin, wo sie sich bis zum 13. Juni 1852 im Repertoire erhielt, wurde sie bis zu diesem Tage sogar über 100 mal aufgeführt! Was zu der außergewöhnlichen Beliebtheit der Posse das Meiste beitrug, war die Verspottung des Geniewesens, wofür man in den späteren Jahrzehnten nach Belieben andere moderne Strömungen substituieren konnte. Dass Der schwarze Mann eine gegen Schiller gerichtete Spitze enthält, ist vielfach, so von Goedecke [1]) und Martersteig, [2]) in Abrede gestellt worden, ist aber nach Minors [3]) Beweisführung kaum mehr zweifelhaft. Schlössers [4]) Gegenargumentation, die sich vorzugsweise darauf stützt, dass Gotter eine Reihe von Stellen, die Minor als Bezüge auf Schiller erklärt, aus seiner Vorlage, Gernevaldes Lustspiel L'homme noir herübergenommen hat, lässt noch immer die Annahme zu, dass ihnen durch besondere Nuancierung eine Spitze gegen Schiller gegeben wurde. Die Abweichungen von der Vorlage sprechen eine noch beredtere Sprache. Wenn in einem Trauerspiele, an dem der Dichterling Flickwort arbeitet, der König sterben muss und die Königin sammt dem Prinzen auf ewig ins Gefängnis kommt, so kann man darin unmöglich etwas anderes als Anspielungen auf den Plan des Don Carlos erkennen.[5]) Die übrigen Bezüge sind freilich weniger deutlich. Auch die Mannheimer Schauspieler, vor allem Iffland, glaubten offenbar den Intentionen Gotters zu entsprechen, wenn sie in der Figur des Flickwort Schiller copierten, so dass Dalberg den Ausschreitungen ihres an Extempores und caricierten Zügen überreichen Spieles durch wiederholten Tadel entgegenzutreten bemüssigt war. In Schiller, dem begeisterten Schüler Shakespeares, musste Gotter, seinerseits einer der wärmsten und angesehensten Verehrer des französischen Classicismus, in der That eine Gefahr für seinen Anwert beim Publicum erblicken. Hatte Gotter schon in seiner Recension der Räuber das Starke und Ungeheuerliche des Schiller'schen Stückes als eine unwürdige Concession an den verdorbenen Geschmack des Publicums gebrandmarkt, so stellt er nun in Flickwort den Typus eines modernen Dichters hin, der das Publicum durch Gift, Feuer und Schwert

---

[1]) III[2] 252.

[2]) Die Protokolle des Mannheimer Nationaltheaters aus den Jahren 1781—1789, S. 450. Dass Stück und Charakter französischen Ursprunges sind, hindert nicht den Bezug auf deutsche Verhältnisse. Die Stelle in Ifflands Brief an Dalberg (Koffka S. 140): „Wir hätten dies Stück niemals geben sollen, aus Achtung für Schiller nicht", ist für die Unaufrichtigkeit Ifflands sehr bezeichnend.

[3]) Schiller II 232 ff.

[4]) Friedr. Wilh. Gotter. Sein Leben und seine Werke. Hamburg u. Leipzig 1895. S. 260 ff. Dort fehlt die von Minor (II 608) citierte Stelle aus Schillers Brief an Körner vom 8. August 1787: „Daß Gotter mich schon seit vier Jahren haßt."

[5]) Die wohl erst für die Mannheimer Aufführung eingefügt worden sind, wie Schlösser selbst ursprünglich vermuthete.

erstarren macht, der es den Engländern in Schlachten-, Gespenster- und Wahnsinnsscenen gleichthut und der nüchternen, nervenschwachen Franzosen spottet. Die crassen Darstellungsmittel des Briten sollen noch überboten werden: Flickwort hat einen „Ravaillac" im Pulte, der auf dem Theater geviertheilt wird. Über die Wahrung der Einheiten ist er längst hinaus: sein „Washington" beginnt in Boston und endet in Petersburg. Verse perhorresciert er; „denn unsere Schauspieler rühren keine Verse mehr an." In Prosa ist denn auch sein neuestes Stück Der schwarze Mann, welches die Geschichte eines spleenhaften Engländers zum Inhalt und, wie es scheint, wieder eine besondere Parodie des bürgerlichen Trauerspiels darstellt. Eben da sich Johnson, dies der Name des Engländers, seines Daseins überdrüssig, erschießen will, trifft er in einem deutschen Gasthofe mit seiner verlassenen Gattin zusammen, die ihm nachgereist ist, und versöhnt sich mit ihr in einer dramatisch bewegten Schlusscene (sie gibt einen Schreckschuss auf sich ab) dank dem Poeteneinfall Flickworts, der Wirtin Kind als Johnsons Kind dem gerührten Vater in die Arme zu führen. Denn zur Schlussgruppe, bemerkt Flickwort, ist ein Kind unentbehrlich.

Die letztgenannten Stücke stehen von dem eigentlichen Stoffe der Femmes savantes bereits weit ab. Nur insofern sie Elemente, die in dem Molière'schen Lustspiele im Keime vorhanden sind, nutzen und ausgestalten, können sie in dessen Tradition einbezogen werden. Die Verspottung der Modegelehrsamkeit ist darin lediglich auf die Männer beschränkt, von den Frauen seit Ayrenhoffs Bearbeitung nicht mehr die Rede. Diese gelangen nun wieder zu Worte. Da ist zunächst das einactige Drama des badischen Kammerherrn, Hof- und Regierungsrathes Friedrich Justin von Günderode[1]) zu erwähnen, das wieder einen innigeren Anschluss an die Femmes savantes bemerken lässt. Von den drei dramatischen Producten, die Günderode 1781, vier Jahre vor seinem Tode, im Drucke herausgab (Die weibliche Beständigkeit, Mariane, Die gelehrte Frau), wusste sich wenigstens das letztgenannte auch die Bühne zu erobern; zu den von dem Grafen Seeau in München aufgeführten Stücken zählte auch Günderodes Gelehrte Frau.[2]) Es nennt sich Drama, wie in der That der Eingang eine Vertiefung des Problems nach der ernsten Seite erwarten lässt: Mann und Frau sind sich innerlich fremd geworden, da ihre gelehrten Passionen sie ihm ganz entziehen. Aber nur zu bald lenkt der Verfasser wieder in das Fahrwasser der Posse ein. Eine Akademiesitzung bildet auch hier den Mittelpunkt der Handlung. Um die Hausfrau, der im näheren Anschlusse an die Femmes savantes eine zweite gelehrte Närrin als frazenhaftes

[1]) Vgl. Goedecke, Grundriss V² 369.

[2]) Grandeur, Chronik des Hof- und Nationaltheaters in München, S. 218.

Spiegelbild beigesellt ist, gruppiert sich eine Reihe überspannter Schöngeister. Die Charakteristik arbeitet mit den grellsten Farben; es mag noch hingehen, dass die Heldin sich mit Specialstudien wie Metaphysik und Astronomie befasst und aus Federns Metaphysik ganze Auszüge zum besten gibt, aber es übersteigt den Gipfel der Abgeschmacktheit, wenn die so hübsch benamste Magisterin Bombaciphaliusin alle rivalisierende Gelehrtheit durch das Studium des Buches Fortunati Liceti sive antiqua Schemata gemmarum aus dem Felde schlägt. Der Bezug auf die moderne Literatur ist bis auf eine harmlose, dem Lustspiele der Zeit übrigens geläufige Verspottung der Lavater'schen Physiognomik (in der Person des Grafen Silhouetheim) fallen gelassen. Mit der Bekehrung der Frau und der Verzeihung des Gatten nimmt das Stück nach der üblichen Schablone ein gutes Ende.

In noch viel höherem Grade moralisierender Tendenz ist das einactige Lustspiel Die Dichterinnen oder Wissenschaft ist schön, Vernunft ist noch schöner, das 1784 in Prag herauskam. Der Verfasser ist Franz Anton von Mayer, ein gebürtiger Coblenzer, der nach mehrjährigem Herumwandern in der Welt in Wien seinen bleibenden Aufenthalt nahm. Hier vollendete er seine Universitätsstudien und bekleidete seit 1772 im Hause des österreichisch-böhmischen Hof-Vicekanzlers Leopold Graf Clary und Aldrungen den Erzieherposten. Kein Wunder, dass ihm pädagogische Tendenzen am nächsten lagen. Außer mehreren Erziehungsschriften rühren von ihm Dramen her, gedruckt und im Manuscript, die sämmtlich mehr oder minder moralisierenden Inhaltes sind. Der Titel eines dieser Stücke Julchen oder Väter, sehet nach euren Kindern (Prag, Wien, Leipzig 1784) spricht schon an sich die beredteste Sprache. Die hausbackene Moral, welche Die Dichterinnen predigen, lässt sich in den Satz zusammenfassen: „Männer, die Talent und Genie haben, mögen den Parnass besteigen, aber nichts ist so läppisch, als ein Weib, das sich in den Mantel der Gelehrsamkeit steckt und darüber Ehestand, Kinder und Haushalt vernachlässigt." Aber in welcher Weise sich diese Vernachlässigung äußert, zu welchen Consequenzen sie führt, das wird allerdings nicht gezeigt. Es handelt sich lediglich um eine possenhaft durchgeführte Intrigue. Die beiden Dichterinnen sind von einem Galantuomo zu einem poetischen Wettstreite verhalten worden, doch da sie nie einen Vers zustandegebracht haben, betraut jede insgeheim den losen Vogel mit der schwierigen Aufgabe; dieser macht sich zum voraus durch Küsse bezahlt, gibt jedoch, selbst zur poetischen Production unfähig, die unbequeme Arbeit an den Dichter v. Wert ab; und dieser übernimmt die Rolle des Moralisten, indem er das Trio durch den Spottvers dem Gelächter preisgibt: „Von Wert schrieb diesen Vers — ein andrer hat den Lohn; Zween Küsse sind der Preis — von Wind erhielt sie schon." Die Damen sind von ihrem thörichten Ehrgeize gründlich geheilt

und stimmen sich umarmend in den Ruf ein: „Wissenschaft ist schön, Vernunft ist noch schöner.“ Von den beklagenswerten Ehemännern ist in dem Stücke gar nicht die Rede. Wie denen zumuthe ist, das hat Schiller in seiner launigen „Epistel eines Ehemanns an einen andern“, Die berühmte Frau betitelt, Ende Mai oder anfangs Juni 1788 ausgeführt. In der Pandora (oder Kalender des Luxus und der Moden) für das Jahr 1789 nimmt sie die erste Stelle ein. Der Ehemann ist weit übler daran als ein anderer, der wegen der Untreue seiner Gattin bedauert sein will. Denn dieser muss sich in den Besitz seiner Gattin nur mit einem einzigen theilen, er, dessen Frau eine Berühmtheit ist, mit der ganzen Welt. Er ist das fünfte Rad am Wagen, zu nichts gut, als den Mann seiner Frau (Ninons Mann mit Beziehung auf Richelieus Geliebte Ninon de Lenclos) abzugeben und zu bestreiten, was die parasitischen Schöngeister in seinem Hause verprassen. Und was für eine Sorte von Leuten ihm sein Heim verleidet! Ein parfümierter Abbé, ein Reichsbaron, ein Brite, der nicht einmal versteht, was die berühmte Frau schreibt, ein Schwindler à la Cagliostro wie v. Großinger, der Züricher Wundermann Lavater — sie alle hofieren ihr und würdigen ihn kaum eines verächtlichen Blickes. Er ist um nichts besser daran als Chrysale, der intriguante Schmarozer im Hause dulden und respectieren muss. Die berühmte Frau selbst hat mit Philaminte wohl einige Züge gemein, wie die eitle Vorliebe für gelahrte Persönlichkeiten und Celebritäten, die zänkische Art in der Behandlung ihrer Untergebenen, aber im ganzen steht sie hoch über Philaminte. Was jene bereits besitzt, den Ruhm einer Schriftstellerin und Gelehrten, strebt diese bloß an; während jene nach den Worten ihres eigenen Gatten ein starker Geist ist, für den sich nur der Leib als zu zart erweist, ist diese nichts als eine Thörin ohne jeden innern Gehalt. Für die Zwecke des Lustspieldichters musste sich freilich eine der Caricatur so nahestehende Figur wie jene der Philaminte weit besser eignen als der tiefer angelegte Charakter der berühmten Frau, wie denn Schillers Epistel trotz der humorvollen Darstellung ein im Grunde sehr ernstes Problem behandelt. Für Schiller war die Ehe ein hoher, heiliger Beruf, dem sich die Frau nimmermehr entziehen dürfe, wolle sie nicht unglücklich oder zur Thörin werden; selbst wenn der erste Aufflug zu höheren Räumen gelinge, so erlahme doch nur allzu bald die Kraft zum Fortschreiten in diesen Regionen mangels der Ausdauer des Mannes, des eisernen Muthes, der jedem Hindernisse ein ernstes Überwinden entgegensetze. Im Gegensatze zu Molière, der, wie es sein gutes Recht ist, auf die Moral in seinem Lustspiele so gut wie kein Gewicht legt, erhebt sich Schiller gegen Schluss der Epistel zu einer von hohen sittlichen Ideen erfüllten Anschauung. Chrysale trauert nur um seinen Magen, dem der verbrannte Braten und die versalzene Suppe nicht bekommen wollen, Schillers Ehemann wehmüthig-sehnsüchtigen Tones

um das häusliche Glück seiner ersten Ehezeit („O meiner Liebe erstes Flitterjahr! Wie schnell — ach, wie so schnell bist du entflogen!"), die Seelenharmonie, welche ihn damals mit seiner Gattin, der Mutter seiner Kinder, verband. So hat Schiller dem Stoffe der Femmes savantes seine tiefste Seite abzugewinnen gewusst, indem er auf das Nachdrücklichste betonte, wie die über ihren natürlichen Beruf hinausstrebende Frau sich ihrer Familie nothwendig innerlich entfremden müsse.

Der Gatte der berühmten Frau spielt eine klägliche Rolle; und wie die Dinge stehen, ist ihm freilich nicht zu helfen. Der Mann der Schriftstellerin[1]) in Johann Friedrich Schinks einactigem Lustspiele, das 1810 herauskam, wendet ein Mittel an, das von einer gesunden Drastik ist: er lässt ihr neuestes Stück bei der Première durch eigens hiezu gedungene Leute, eine Art Anti-Claque, auspfeifen, obschon dem Stücke vielleicht auch ohne das Hinzuthun des Bösewichtes kein besseres Schicksal zutheil geworden wäre. Indes die Schriftstellerin hatte sich bezeiten den Rücken gedeckt, indem sie dem Bewerber um die Hand ihrer Nichte, seiner nothgedrungenen Einwilligung sicher, die Autorschaft des Stückes in die Schuhe schob. Der gute Name des bedauernswerten Opfers weiblicher Eitelkeit scheint verloren, da rettet ihn die Nichte durch den ingeniösen Einfall, auszusprengen, dass die Tragödie — sie heißt Niobe — gar nicht ernst gemeint, sondern nur eine Satire sei auf die unsinnige Idee der neuesten Ästhetiker, das moderne Trauerspiel zu grăcisieren. So entpuppt sich Schinks Lustspiel als ein Tendenzstück, das gegen die antikisierende Richtung der Romantik, speciell gegen Dramen vom Schlage des Schlegel'schen Jon mit Entschiedenheit Front macht. Seit jeher hatte sich Schink, der Schüler Lessings, die Bekämpfung unkünstlerischer Bestrebungen angelegen sein lassen, sei es, dass er, wie in seinem „gegen die kleinen, nachkläffenden Hunde" gerichteten Marionettentheater (1778), den Übertreibungen des Sturmes und Dranges entgegentrat, dem er doch selbst in der Tragödie Gianetta Montaldi (1775) seinen Tribut entrichtet hatte, sei es, dass er, wie während seiner dramaturgischen Thätigkeit in Wien, gegenüber dem starrköpfig negierenden Standpunkte eines Ayrenhoff der vernünftigen Nachahmung Shakespeares das Wort redete. Seine Zeit war indes längst vorbei, als die Schlegel und Tieck in der Literatur den Ton angaben, wie denn August Wilhelm Schlegel von Schinks travestiertem Hamlet nur mit vernichtendem Spotte und von seinem Johann Faust wieder als von einem travestierten Hamlet spricht, einer Travestie freilich, die es ist, ohne zu wollen.

---

[1]) In den »Dramatischen Scherflein«, Taschenbuch für die Bühne, Lüneburg 1810. Auch in der »Deutschen Schaubühne oder dramatischen Bibliothek der neuesten Lust-, Schau-, Sing- und Trauerspiele«, Augsburg u. Leipzig, Bd. VII, und den »Lustspielen«, Halle 1821.

in der Schriftstellerin nimmt Schink Rache für die üble Behandlung. Nicht ohne Absicht ist die durchgefallene Tragödie „Niobe" betitelt. Der Niobe-Stoff ist einer der in der romantischen Zeit meistbehandelten dramatischen Vorwürfe. Schon Tieck hat ihn in einem einactigen Jugenddrama 1790 behandelt, wohl unabhängig von Maler Müllers bereits 1778 erschienenen lyrischen Drama gleichen Namens. Und noch 1821 erschienen zwei Trauerspiele Niobe, das eine von dem vielschreibenden Specialisten in der Bearbeitung antiker Stoffe, Karl Weichselbaumer, das andere von dem aus Baiersdorf bei Zwickau gebürtigen Julius Körner. In Schinks Lustspiel ist es jedoch speciell auf die Niobe Wilhelms v. Schütz [1]) abgesehen, der sich der besonderen Protection August Wilhelm Schlegels zu erfreuen hatte. Sein Trauerspiel Lacrimas, eine Nachahmung des Alarkos, nur noch willkürlicher in Inhalt und Form, war 1803 von Wilhelm Schlegel beim deutschen Publicum eingeführt und sogleich als der erste Versuch, die romantische Sehnsucht, das Unbegreifliche und Ahnungsvolle in dramatischem Kleide darzustellen, mit lautem Jubel begrüßt worden. In der Niobe, die 1807 (nicht 1809) herauskam, suchte Schütz ein anderes Ideal der Romantik zu verwirklichen, indem er die einfache Kunstform der griechischen Tragödie sclavisch nachahmte. Auch die Chöre behielt er nach Schillers Vorgang bei, in einen solchen der thebanischen Frauen und einen andern der thebanischen Jungfrauen getheilt, aus dem dann und wann eine einzelne Person selbständig heraustritt. Diese Chöre, in wahren Strophenungethümen und einer schwerverständlichen, sich mit Vorliebe in Participialconstructionen bewegenden Sprache abgefasst, bieten Schink reichlichen Anlass zu sarkastischen Ausfällen. Auch die Niobe seiner Schriftstellerin; wie etwa der Alarkos durchwegs in Stanzen, Terzinen, Sonetten und anderen exotischen Strophenformen geschrieben, besitzt Chöre, sie erklingen unsichtbar, so dass niemand begreift, woher, wo und wozu, aber gerade darin ist das Poetische, Sublime, Geniale gelegen. Der Inhalt des Stückes wird in dem gesuchten, abgebrochenen Stile erzählt, der dem Schütz'schen Drama eignet: „Latona zürnt; klagend tritt sie vor den Sohn und die Tochter. Rächend schütteln beide den Köcher, dem gespannten Bogen entfliegen die Pfeile. Unglückliche Mutter! Hier sinken die Knaben, dort die Mädchen; diese sendet der Sonnenlenker, jene die Göttin mit der Mondsichel ins Reich der Schatten; und unter Leichnamen der Erschlagenen erstarrt die Kinderlose zu Felsen." Die griechische Natürlichkeit wird in der Parodie so weit getrieben, dass eines der Kinder, da sie die Mutter aus Homer, Pindar, Äschylus, Äsop und Anacreon prüft, den Buchstaben R sich stets in L erleichtert; aber das Publicum wollte schlechterdings kein Verständnis für solche Fein-

[1]) Über Schütz vgl. jetzt O. F. Walzel in der Allg. Deutschen Biographie Bd. 33, S. 134 ff.

heiten bezeigen. Es versteht sich, dass die Schriftstellerin sich das vollständige Fiasko ihres Stückes zur Lehre dienen lässt, der neupoetischen Dichtung den Rücken zu kehren; auch sie macht die Entwicklung vom Blaustrumpf zur liebevollen Gattin durch. Sie verabschiedet ihren journalistischen Beirath, der ihre poetischen Stümpereien durchcorrigierte und für Geld in seinem Blatte veröffentlichte, ein mauvais sujet von der Sorte, wie sie Molière in seinem Trissotin, Ayrenhoff in seinem Kritiker Kühnwitz (und noch Bauernfeld, wie wir sehen werden), geschildert hat. Recht linkisch lässt ihn Schink gleich in der ersten Scene seines Stückes in einem Monologe seine erbärmliche Gesinnung selbst und in einer so schonungslosen Weise ad oculos demonstrieren, wie er doch nur von anderen charakterisiert werden könnte, z. B.: „Was geht's ihn an (den Mann der Schriftstellerin, in dessen Haus er sich eingenistet hat), dass der Ton meiner Recensionen sich nach dem Klange der Ducaten richtet, die mir dafür bezahlt werden; umsonst ist der Tod." Gleich Trissotin speculiert er auf die reiche Erbin, deren Hand ihm von der verblendeten Schriftstellerin in der That zugesagt ist; doch da sich sein egoistisches Treiben enthüllt, muss auch er mit Schande abziehen und die Überglückliche dem Erkorenen ihres Herzens überlassen. Das Trio der Vernünftigen, bei Molière aus dem Gatten der gelehrten Frau und dem Liebespaare bestehend, kehrt in der gleichen Gruppierung bei Schink wieder.

Auch wenn man nicht wüsste, in welch feindseligem Verhältnisse Schink zur Romantik stand, könnte man allein aus dem Umstande, dass er sich Molière zum Muster nahm, auf seine Zugehörigkeit zu einer veralteten, mit der modernen im Widerspruche befindlichen Schule schließen. Denn die Romantik war dem französischen Lustspieldichter keineswegs hold. Noch Lessing hatte zwischen der französischen Tragödie und Komödie wohl unterschieden, da er jene wegen der verfehlten Nachahmung der antiken Classiker heftig bekämpfte, dieser jedoch, wo er konnte, das höchste Lob spendete. Die Romantik, ihr Wortführer Wilhelm Schlegel allen anderen voran, gieng auch hier über den Hamburger Dramaturgisten hinaus, indem sie nicht nur die Tragédie classique, weil sie nicht autochthon, verwarf, sondern zugleich auch das Lustspiel der Franzosen, das der italienischen Stegreifkomödie und den antiken Komödiendichtern so viel verdankt. So konnte man von vornherein sicher sein, dass derjenige, der sich sieben Jahre nach dem Erscheinen der Schink'schen Schriftstellerin abermals an eine Bearbeitung der Femmes savantes wagte, wieder kein Parteigänger der Romantik war. In der That war Ludwig Heinrich Nicolay, als er 1817 das deutsche Publicum mit seinen Gelehrten Weibern (Leipzig, P. G. Kummer) überraschte, ein beinahe Todtgeglaubter, ein Révenant. Nur als lyrischen, didaktischen und epischen Dichter, als Verfasser von Elegien und Episteln, Fabeln und Epigrammen, als begabten Nachahmer Wielands im romantischen Epos hatte

man ihn bis dahin nennen gehört; kaum irgend jemand mochte von seiner 1811 zu Königsberg herausgekommenen Sammlung „theatralischer Werke", deren beide Bändchen zwei Trauerspiele (Johanna, Dion) und zwei Lustspiele nach dem Goldoni (Familienneckereien und Der Club oder die vorwitzigen Weiber) enthalten, Notiz genommen haben. Die Dramen sind das Product der beschaulichen Ruhe, der sich Nicolay, als Prinzenerzieher und Politiker in russischen Diensten grau geworden, auf seinem Gute Monrepos bei Wiborg in Finnland ganz überließ. Von den Anhängern Shakespeares, den Englisch-Deutschen, hatte er nie etwas wissen wollen, seine Sympathieen vielmehr schon früh dem französischen Classicismus zugewandt. Noch als achtzigjähriger Greis gab er einen Beweis treuesten Festhaltens an den Überzeugungen seiner Jugend, indem er Racines Athalie ins Deutsche übertrug; ein Jahr darnach (1817) bearbeitete er die Femmes savantes, zwei Jahre nach diesen den Tartuffe (1819 unter dem Titel Muffel oder der Scheinheilige). Auch die Aufführung der Gelehrten Weiber am Burgtheater in Wien (20. Januar 1819) erlebte er noch;[1]) erst am 28. November 1820 starb er, beinahe 84 Jahre alt.

Viel Glück hatte das Stück auf der Bühne freilich nicht. Solange Wien ein französisches Theater besaß, figurierten die Femmes savantes als oft gegebenes Stück auf dem Repertoire;[2]) auf der deutschen Bühne konnte es sich, wie vordem nicht in der Bearbeitung Ayrenhoffs, so auch jetzt nicht in jener Nicolays halten. Das einemal brachte man der gegen die Shakespeareomanie gerichteten Satire zu wenig Verständnis entgegen, jetzt fand man umgekehrt die Verspottung der gelehrten Frauen längst nicht mehr zeitgemäß und lehnte es aus Courtoisie gegen die Damen von vornherein ab, dies Caricaturgemälde auf die Frauen der eigenen Zeit zu beziehen. Zudem hatte der leicht bewegliche, aber auch leicht beeinflussbare Geist der Wiener von den romantischen Tendenzen genug angenommen, um Molières Lustspiel mit den Augen Wilhelm Schlegels zu betrachten. Dieser hatte in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, die er vor etwas mehr denn einem Decennium eben in Wien gehalten, über Molière in der abfälligsten Weise geurtheilt und auch die Femmes savantes nicht geschont; hier habe der Spott über den Scherz die Oberhand gewonnen und zu einer einseitigen Richtung im satirischen Gehalt verführt; eine unbedeutende Handlung sei fremdartig und willkürlich zuende geführt worden. Geringschätzung höherer Bildung, beschränkte Auffassung der weiblichen Bestimmung wirft Schlegel dem Lustspieldichter vor und will eine Ader von einer Kammer-

[1]) Dazu wurde Kotzebues einactiges Lustspiel Das getheilte Herz gegeben, daher der Irrthum Wlassacks, Kotzebue die Bearbeitung der Femmes savantes zuzuschreiben.

[2]) Vgl. Répertoire des Théâtres de la ville de Vienne. Depuis l'année 1752 jusqu' à l'année 1757. Vienne 1757.

dienermoral an ihm entdeckt haben, die, wie er boshaft genug bemerkt, aus seiner Erziehung wohl leicht begreiflich sei, ihm aber schwerlich für den Beruf zum Lehrer der Menschheit würdig erscheinen lasse.[1]) Ein ganz äußerlicher Umstand trug das Seinige dazu bei, dass das Stück es in Wien nicht über die fünfte Aufführung (am 29. März 1819) brachte. Schon bei der Leseprobe musste Costenoble,[2]) der das Lustspiel für das Hoftheater eingerichtet hatte, den üblen Willen der Schauspieler beobachten, die sogar Zweideutigkeiten darin finden wollten, obgleich das Publicum in Hamburg, zu dessen Lieblingsstück Molières Komödie zählte, so etwas mit aller Mühe nicht entdeckt hatte; dementsprechend ließ auch das Spiel der Darsteller viel zu wünschen übrig, speciell Ochsenheimer, der den Wadlus (Vadius) gab, warf die Streitscene mit Trappe (Trissotin) fast ganz um.

Nicolays Bearbeitung liegt mir bedauerlicherweise nicht vor.[3]) Indes so unvollkommen auch das Bild ist, welches die Wiener Recensionen von ihr erkennen lassen,[4]) ist doch deutlich, dass sie gleichfalls auf eine Germanisierung hinausläuft. Zwar die Namen der Personen tragen zum Theil noch den alterthümlichen Charakter, den sie im Original besitzen; Philaminte und Arist sind unverändert herübergenommen, Chrysale und Clitandre um nichts moderner geworden, dass sie in Orgon und Damis verwandelt sind. Aber die Hausmagd Martine wird hier gut deutsch Käthe gerufen, statt Vadius und Trissotin begegnen wir einem Wadlus und Trappe. Bélise wird durch Hinweglassung des Anfangsbuchstaben zu einer deutschen Elise. Wieviel von den Veränderungen auf Rechnung Nicolays, wieviel auf jene Costenobles kommt, der die fünfactige Bearbeitung auf drei reducierte und mit actuellen Bezügen ausstattete, lässt sich im einzelnen nicht mehr genau feststellen. Die Gelehrsamkeit der Frauen ist hier nach einer anderen Seite hin entwickelt als bei Molière; sie studieren den Kant und Gall und begucken die Sterne. Dass Galls Schädellehre verspottet wird, ist dem Lustspiele des angehenden 19. Jahrhunderts so geläufig, wie dem des 18. die Stichelei auf Lavaters Physiognomik (vgl. das Lustspiel Lessings Schädel von G. L. Peter Sievers, der auch im Eilfertigen die eingebildeten Dichterlinge verspottete, ferner

---

[1]) A. W. Schlegels sämmtliche Werke herausg. von Ed. Böcking. Leipzig 1846, Bd. VI, S. 118 f.

[2]) Costenoble, Aus dem Burgtheater. Tagebuchblätter 1818—1837. Wien 1889, Bd. I, 37. Zur letzten Aufführung bemerkt Costenoble: »wurde elend gegeben.«

[3]) Eines der seltenen Exemplare lag dem Grafen Wolf Baudissin vor (vgl. seine Übersetzung von »Molières Lustspielen«, Leipzig 1865 bis 1867, Bd. II, S. V f. der Vorrede), dem es sein Verleger Jul. Hirzel aus einer Privatbibliothek beschaffte. Wie die Hirzel'sche Verlagsbuchhandlung mir mitzutheilen die Freundlichkeit hatte, ist der Besitzer der Bibliothek gestorben und über ihren Verbleib nichts Näheres bekannt.

[4]) Der Sammler 1819, S. 43. Bäuerles Theaterzeitung 1819, Nr. 11.

Kotzebues Organe des Gehirns). Wie bei Ayrenhoff der vierte, so bildet hier der zweite Act eine mit der übrigen Handlung nur in losem Zusammenhange stehende Episode, die ganz der Satire gegen das moderne Literatenthum gewidmet ist. Goethe und Schiller spielten darin, wie die Kritik vorwurfsvoll bemerkt, eine gar zu bedeutende Rolle. Auch sonst wandelten die Bearbeiter die scientifischen Anspielungen des Originals in Bezüge auf deutsche Verhältnisse um. Käthe wird fortgejagt, weil sie nicht sprachrichtig nach Adelung spricht (sie verwechselt den Dativ mit dem Accusativ und bedient sich der pleonastischen Negation). Das Sonett im Original wurde in einen Cyklus von Epigrammen umgewandelt, die, wie ein Recensent rühmte, manchem belobten Haugschen oder Langbein'schen nicht nachstanden. Möglich, dass auch in ihnen eine Spitze gegen zeitgenössische Dichter verborgen war. Was die Handlung betrifft, so wurde sie mit Ausnahme des Schlusses fast unverändert gelassen.

In den Femmes savantes wird die Lösung wie so oft bei Molière ganz äußerlich herbeigeführt; im Angesichte der scheinbar verschlechterten Glücksumstände Henriettens enthüllt sich der Eigennutz Trissotins, und er steht von seiner Bewerbung ab. Mit Briefen fingierten Inhalts, einem durchaus verbrauchten Nothbehelfe, mochte Nicolay denn doch nicht mehr arbeiten, aber seine Lösung bedient sich eines Mittels, das kaum weniger traditionell ist. In einem Notizbuche, das Trappe im Hause Orgons vergessen hat, wird ein Billet seiner Zuhälterin gefunden, worin sie ihre Einwilligung zu seiner Verbindung mit der reichen Erbin gibt, falls er die Mitgift mit ihr theile; natürlich bekommen auch die gelehrten Närrinnen, die als hohle Kürbisköpfe tituliert werden, ihr Theil ab. Das läppische, an die Charakterkomödien Gellerts gemahnende Mittel thut seine Wirkung: der Schwindler wird fortgejagt, und die gelehrten Damen sind beschämt darüber, dass sie sich von ihm dupieren ließen.

Dass die Femmes savantes auf der Bühne keine volle Wirkung zu thun vermochten, lag vielfach an den Bearbeitern, die, wie Ayrenhoff, Schink und Nicolay, zusehr in ihren längst veralteten Anschauungen befangen waren, um sich den von modernen Ideen erfüllten Zuschauer zu Dank verpflichten zu können. Auch die Berliner, die das Stück am 31. Mai 1829 zum erstenmale zu sehen bekamen, lehnten es mit der allerdings nicht ganz gerechtfertigten Motivierung ab, der Bearbeiter eines Molière müsse wieder ein Molière sein;[1]) bis zum 9. des folgenden Monats wurde es nur noch zweimal wiederholt, sodann vom Repertoire abgesetzt. Nicht zu vergessen, dass mit dem Stoffe der Femmes savantes der engverwandte der Précieuses ridicules mit umso günstigerer Chance konkurrierte, als darin die Elemente literarischer Satire um vieles

[1]) Vgl. das Dresdener Abendblatt 1829, Nr. 168, S. 672.

wesen entwickelt vorlagen. So nahm Zschokke, der in den Jahren 1809—1810 Molières Lustspiele und Possen einer äußerst gründlichen und zumeist stark verbösernden Bearbeitung unterzog, die Femmes savantes gar nicht in seine Sammlung auf, gab aber den Précieuses ridicules („Die Eleganten" nannte er sie) eine Spitze gegen Fr. Schlegels Lucinde und Jean Pauls Flegeljahre. Dem gleichen Interesse des literarischen Parteikampfes diente Ludwig Roberts Modernisierung des Molière'schen Einacters (nicht der Femmes savantes, wie vielfach zu lesen ist); seine „Überbildeten" (aufgeführt in Berlin am 3. April 1804) sind die Anhänger der Schlegel'schen Romantik, deren stilistische und metrische Künsteleien die schärfste Verspottung erfahren.[1])

Gleichwohl hatten die Femmes savantes ihre Rolle in Deutschland noch lange nicht ausgespielt. Es kam ein Dichter, der den etwas antiquierten Inhalt mit Glück auffrischte. Eigentlich hätte es wundernehmen müssen, wenn ein geborener Lustspieldichter wie Eduard Bauernfeld sich die vortrefflichen Motive hätte entschlüpfen lassen, welche das Stück an die Hand gab. Vielleicht hat nach Kotzebue keiner so gut begriffen, wieviel den Franzosen im Lustspiel von den Fingern abzusehen sei, als Bauernfeld. Das war weder seinen Zeitgenossen ein Geheimnis, noch machte er selbst ein Hehl daraus, dass er von den Franzosen sehr viel gelernt habe. Noch vor kurzem hat denn auch Ehrhard den Verfasser von Aus der Gesellschaft, Moderne Jugend, Bürgerlich und Romantisch als den Schüler der Franzosen in der Verwertung der socialen, politischen und literarischen Tagesströmungen höchlich belobt.[2]) Bis zu welcher Vollendung er es endlich in der Handhabung seines von echt französischem Esprit belebten Dialoges gebracht hat, wird jeder zu würdigen verstehen, der sich die Steife und Langathmigkeit der Lustspiele des 18. Jahrhunderts vor Augen hält. Aber nicht nur die französische Lustspieldichtung im allgemeinen, Molière insbesondere schwebt ihm als Muster vor. Ehrhard beschränkt die Ähnlichkeit zwischen den beiden freilich auf den einen, recht nebensächlichen Zug, dass die Wiener Dandys eine auffällige Verwandtschaft mit den lächerlichen Marquis bekundeten. Davon, dass Bauernfelds dreiactiges Lustspiel Der literarische Salon nichts anderes als eine Übertragung der Femmes savantes ins Moderne ist, weiß weder er noch irgend ein Recensent des Dichters etwas.

An der Hand der Tagebuchblätter Costenobles[3]) sowie des Dichters selbst[4]) lässt sich die sehr interessante Geschichte des Lustspiels bequem verfolgen. Es hatte vieler Jahre bedurft, bis sich Bauernfeld, gleich seinem Freunde Grillparzer in die Enge

[1]) Vgl. Goedeckes Grundriss III. S. 425 f.
[2]) A. a. O. 507 f.
[3]) A. a. O. II 261 ff.
[4]) Jahrbuch der Grillparzergesellschaft. Redigiert von Karl Glossy V 1 ff.

einer österreichischen Beamtenlaufbahn gepresst und durch das Metternich'sche Polizei- und Censursystem in seiner freien Entwicklung behindert, den gebürenden Platz unter den Dichtern seiner Zeit gesichert hatte. Seine ersten Stücke fielen durch, und nur schrittweise kam er mit den folgenden in der Gunst des Publicums vorwärts. Auch nachdem er die quälenden Zweifel an seinem Talente dank der beifälligen Aufnahme der Lustspiele Das Liebesprotokoll (1831), Die Bekenntnisse (1834), Das letzte Abenteuer (1834) längst überwunden zu haben wähnte, konnte ihn der Misserfolg eines Lieblingsstückes wie Fortunat (1835) mit einem Schlage in die trostloseste Stimmung zurückwerfen. Eine böswillige Kritik trug das Ihrige dazu bei, die Unzufriedenheit des Dichters zu steigern. Seitdem Bauernfeld der durch erlogene Daten entstellten Vorgeschichte von Grillparzers Traum ein Leben, die der Schriftsteller Pietznigg nach dem großartigen Erfolge des Märchenspieles in seinem Organe, den „Mittheilungen von Wien", veröffentlicht hatte, mit scharfen Worten entgegengetreten war, hatte er an diesem, der unter dem Pseudonym Ermin für den „Sammler" das Burgtheaterreferat lieferte, den gehässigsten Recensenten. Seit dem Jahre 1834 weilte auch Saphir wieder in Wien, nachdem er etwa ein Decennium lang im Auslande sein journalistisches Unwesen getrieben, insbesondere die Berliner und Münchener durch pamphletistische Umtriebe und Stänkereien aller Art gründlich geärgert hatte. Wie er schon vor Jahren Bäuerles Mitarbeiter gewesen, so wurde er auch jetzt die Seele der Theaterzeitung, die jener herausgab. Durch seine journalistische Thätigkeit für dieses angesehenste Blatt des vormärzlichen Wien sowie durch musikalisch-declamatorische Akademien, die er von Zeit zu Zeit veranstaltete, um als Hauptmitwirkender seinen in allen Farben schillernden Witz unmittelbar auf das Publicum einwirken zu lassen, gewann er in Bälde einen besorgniserregenden Einfluss auf das öffentliche Leben der Stadt. Ein äußerer Umstand führte zu offener Fehde zwischen ihm und den geistig wie sittlich so viel höher stehenden Dichtern Grillparzer und Bauernfeld, die sich innerlich längst von seinem Wesen angewidert fühlten. Saphirs Begehren, in den Club aufgenommen zu werden, den die beiden im Vereine mit Feuchtersleben, Karajan, Kaltenbaeck, dem Herausgeber der österreichischen Zeitschrift für Geschichte und Staatskunde, und anderen im „Stern" auf der Brandstätte bildeten, wurde auf Grillparzers und Bauernfelds Betreiben zurückgewiesen. Hüben wie drüben flogen alsbald scharfe Pfeile auf. In der Beilage zu Kaltenbaecks Zeitschrift, den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik (1835, Nr. 7), veröffentlichte Bauernfeld einen Aufsatz, Kritik und Kritiker unserer Zeit betitelt, der in den Vorschlägen zur Bekämpfung der unsauberen und im Sinne der chroniques scandaleuses-liebenden Menge entarteten Journalistik eine deutliche Spitze gegen Saphir enthielt. Dieser, frivol und frech, machte sich darüber in der Theaterzeitung

(1835, Nr. 25) weidlich lustig und ergieng sich in Witzen über die Behauptung eines mittelmäßigen Schriftstellers, wie er Bauernfeld geringschätzig nannte, dass die Zeit glücklich gewesen wäre, da es noch keine Kritik gab. Diesmal sprang Grillparzer seinem Freunde zur Seite, indem er in einer Meine Ansicht überschriebenen Erklärung (Kaltenbaecks Zeitschrift Nr. 14)[1] in kräftig ironisierender Weise Saphir gegen die Auslegung in Schutz nahm, als habe er auf Bauernfeld abgezielt: „Auf welcher Stufe müsste derjenige stehn, der über Bauernfeld das Mittelmäßig aussprechen wollte? Nein, nein, Herr Saphir denkt nicht daran." Das geschah im Februar. Am 25. des folgenden Monats gieng Bauernfelds Fortunat in Scene, erlebte indes eine entschiedene Ablehnung. Ein willkommener Anlass für Saphir, nicht nur, was eben nicht das Schlimmste gewesen wäre, über das Stück mit schalen Wortwitzen herzufallen, sondern den Verfasser des Plagiats an allen seinen Vorgängern in der Bearbeitung des Märchenstoffes, speciell Thomas Decker, zu bezichtigen. Ein dem Grafen Sedlnitzky überreichte Beschwerde Bauernfelds gegen Saphirs Verleumdungen fiel auf unfruchtbaren Boden.[2] Die zornigen Worte, in denen sich Grillparzer bei dieser Gelegenheit gegen den Recensentenpöbel, Herrn Saphir mit eingeschlossen, ergieng, konnten dem Freunde für die öffentliche Unbill nur schwachen Trost gewähren.[3] Auch hochgestellte Männer, wie Zedlitz, Hofrath v. Hammer, Graf Majlath fühlten sich durch ein so schmachvolles Treiben aufs tiefste empört. Auf sich selbst angewiesen, griff Bauernfeld zu dem seiner Individualität besonders zusagenden Mittel der literarischen Satire. Am 7. September 1835 gelangte sein neues Lustspiel Bürgerlich und Romantisch im Burgtheater zur Aufführung, und der Erfolg dieses bis heute auf dem Repertoire stehenden Stückes wetzte die Scharte aus, die der Fortunat sechs Monate vorher dem Renommé seines Verfassers geschlagen hatte. Schon hier finden sich in der Figur des Lohnlakaien Unruh Züge, die dem Charakter Saphirs entlehnt sind, wie denn dieser selbst die Beziehung auf sich herausfühlte und dem Stücke wie dem Autor so viel Böses nachsagte, als er nur immer imstande war. Unruh ist ein Genie, das, wenig wählerisch in seiner Berufsthätigkeit und Überzeugung, als Romantiker, Schauspieler, Pädagoge, der als Kotzebue'scher Educationsrath die Welt durchzog, ein bewegtes Leben geführt hatte. Auch eingesperrt war er schon gleich Saphir, dem in München wegen Beleidigung des Königs das nämliche Geschick widerfahren war. Eine zeitlang war Unruh auch als Redacteur und Recensent für ein kritisches Journal thätig. Da verriss er Goethe und seine verknöcherte Poesie, den Narren Werther, den Egoisten Egmont,

---

[1]) Vgl. Werke[5] 18, 145.
[2]) Entwurf im Nachlasse; vgl. Jahrb. d. Grillparzerges. V, S. 176.
[3]) Vgl. Werke[5] 18, 145 f.

die beiden Eiszäpfchen Iphigenie und Tasso, bis er endlich, von Tag zu Tag kühner werdend, keinen berühmten Mann mehr verschonte. Die Wahrheit kümmert ihn herzlich wenig; was ist denn wahr? „Man kann alles plausibel machen: lesen Sie nur meine Theaterkritiken.“ Noch handgreiflicher wird der Zusammenhang zwischen dieser Episodenfigur und dem literischen Salon, wenn man einen Blick in Bauernfelds Tagebuch wirft. Mitten unter den Proben zu Bürgerlich und Romantisch denkt er an das neue Stück. „Ein neues, halb literarisches Lustspiel angefangen „Die neue Bildung““, schreibt er am 1. September 1835; und im October, der ihn allerdings gleichzeitig an dem Jungen Vater arbeitend findet, steckt er schon tief in dem Stücke. In den folgenden Monaten gedeiht es bis zum dritten Acte; der will freilich nicht flott werden. Bedenken aller Art stiegen Bauernfeld auf. Unter der neuen Bildung verstand er das Junge Deutschland. Aber als er merkte, wie sehr die Jünger der neuen Richtung verfolgt wurden — man denke nur an Gutzkow, der in eben dem Jahre 1835 von Menzel wegen der in der „Wally“ enthaltenen Polemik gegen den christlichen Offenbarungsglauben denunciert, vom Badischen Hofgericht zu dreimonatlichem Gefängnis verurtheilt wurde —, da zögerte er ritterlichen Sinnes mit dem Angriffe, wie etwa Lessing, als man nach der Veröffentlichung der Klotz'schen Briefe allgemein erwartete, er werde gleich anderen gegen Sonnenfels auftreten, sich durch den edlen Grundsatz zur Schonung verpflichtet fühlte: „Auf wen alle losschlagen, der hat von mir Ruh'.“ Jetzt erst gab Bauernfeld, längst begierig, seinen verhassten Gegnern Bäuerle und Saphir etwas am Zeuge zu flicken, seiner Satire die Wendung gegen diese. Nun erhält das Stück, wie das Tagebuch Sylvester 1835 meldet, den neuen Titel Der literarische Salon. So heißt nämlich eine stehende Rubrik in Bäuerles Theaterzeitung. Aber leicht floß das Stück dem sonst so gewandten Autor nicht aus der Feder; er fühlte sich, als es vollendet war, so erschöpft, als ob er nie mehr eine Scene schreiben könnte. Die äußeren Umstände waren der raschen Aufführung günstig. Es handelte sich um die Wahl eines neuen Stückes, das zum Benefice der Burgtheaterregisseure in Scene gehen sollte. Die von Treischke und Kuffner zu dem Zwecke überreichten Stücke taugten nicht viel, so dass man, als Bauernfeld unter dem 27. Januar schrieb, dass sein neues Drama fertig sei, mit Freuden zu dem seinigen griff. Am 11. März fand die Leseprobe statt; die Censur, „diese Schreckens-, Streich- und Verwerfungsstelle“ strich wieder Dinge, die ganz unschuldig, und ließ solche stehen, die wirklich bedenklich waren. Kluge Leute, die da! Aber die Hauptsache blieb, dass es zur Aufführung zugelassen wurde. Am 22. März war eine Regisseursitzung; zum Schlusse wurde mitgetheilt, dass Adolf Herzfeld in der Rolle Morgenroths Saphir copieren wolle. Aber von der Polizei streng vermahnt, ließ er es sein. Die übrigen Hauptrollen waren in den

Händen Korns (Dr. Wendemann) und Costenobles (Kaufmann Lampe). Der auf jeden Fall als eine Art Rechtfertigung verfasste Prolog[1]) wurde bei der Première (24. März) von Anschütz wacker gesprochen; die Anspielungen, die er enthielt, fanden volles Verständnis und vielen Beifall; noch ehe das Stück begonnen hatte, wollte man den Verfasser herausrufen. Im ersten Acte wurde viel gelacht und lebhaft geklascht. Jedes Wort, das sich auf Saphir bezog (der im Parquet wie auf dem Prauger saß), entfesselte Beifallsstürme. Im zweiten Acte, wo allerdings die Vorlesung im Salon als nicht witzig genug nur geringe Wirkung that, hielt die gute Stimmung noch an, während der dritte Aufzug besonders in den gemüthlichen Scenen stark abfiel; man wollte nur Satire sehen und hätte gejubelt, wenn dem Dichter Morgenroth-Saphir zum Schlusse noch ein tüchtiger Tort angethan worden wäre. Aber auch eine Opposition regte sich, aus Gegnern Bauernfelds bestehend, die sich zum Schlusse des Stückes mit den Beifallslustigen in ein förmliches Gefecht einließ. Noch viele Jahre später erzählte Bauernfeld,[2]) es sei einer der stürmischesten Abende in dem sonst so anständigen Hause gewesen. Zum Unglück für den Dichter war der Tag nach der Première ein Normatag (Mariä Verkündigung) und das Theater geschlossen, was Saphir und Bäuerle dazu benützten, um durch schleunige Audienznahme bei einigen Erzherzogen ein Verbot gegen die weitere Aufführung des Stückes zu erwirken. Offenbar wollte man es nicht zu einer Wiederholung der Scandalscenen kommen lassen, die sich bei der Première abgespielt hatten; lediglich im Interesse von Bäuerle und Saphir hätte man schwerlich einen so energischen und raschen Schritt gethan. Selbst der Druck des Stückes wurde verboten; gleichwohl ließ Bauernfelds Freund Gustav v. Frank das Lustspiel schon im Jahre darauf in seinem Taschenbuch dramatischer Originalien bei Brockhaus in Leipzig erscheinen sammt allen von der Wiener Censur gestrichenen Stellen und einem Scenenbilde, welches die wohlgetroffenen Porträts der beiden Journalisten zeigte; unter dem Bilde standen zur Erklärung die Saphir trefflich charakterisierenden Worte Morgenroths: „Zwölf Louisd'or? Es steigen mir bereits humoristische Blasen auf" (II 6). Als Bauernfeld und Franck höherenorts hiefür zur Rechenschaft gezogen wurden, wussten sie sich in einer schriftlichen Eingabe so wohl zu vertheidigen, dass die Sache auf sich beruhen gelassen wurde. Aber bald nachher erhielt Saphir die Bewilligung zur Herausgabe seines „Humorist". Die Concessionsertheilung war,

---

[1]) Costenoble a. a. O. II 265 (vgl. auch die Abendzeitung auf das Jahr 1836, Dresden, Nr. 92) gibt den Grafen Auersperg als Verfasser desselben an; aber in seinen Gesammelten Schriften findet er sich nicht vor. Die Notiz im Sammler 1836, Nr. 40, dass Anschütz' Prolog bereits im Druck erschienen sei, dürfte auf einem Missverständnisse beruhen, da Anschütz den Prolog nur gesprochen hat.

[2]) Gesammelte Schriften. Wien 1871, III, S. 323.

wie Bauernfeld nachträglich durch den Grafen Sedlnitzky erfuhr, das Schmerzensgeld, welches an Saphir für die erlittenen Angriffe bezahlt wurde. Einen andern hätte die Satire unmöglich gemacht; Saphir, gewohnt, aus den misslichsten Affairen ohne ernstlichen Schaden davonzukommen, zog seinen Profit daraus. Bauernfeld aber, dem schon die zeitgenössische Kritik, soweit sie nicht wie jene Pietzniggs vom Schlage der Saphir'schen war,[1]) die Gerechtigkeit zutheil werden ließ, seinem kühnen und nicht leichtfertig unternommenen Angriff auf die corrupte Journalistik reiches Lob zu spenden, Bauernfeld musste die Kosten des Feldzuges bestreiten. Zu dem pecuniären Schaden kam die innere Erbitterung und Kränkung. Am liebsten wäre er mit Grillparzer gegangen, der vier Tage nach der Aufführung des Literarischen Salons seine Reise nach Paris antrat; er wolle, erklärte er Costenoble, entweder gar nicht mehr für die Bühne oder doch nur für auswärtige Theater schreiben. In Berlin, Hamburg, Dresden, Braunschweig, München, Regensburg hatte Der literarische Salon in der That gefallen und mehr Aufführungen als in Wien erlebt. Die Berliner, welche im März 1836 Bauernfelds Lustspiel Bürgerlich und Romantisch mit riesigem Beifall aufgenommen, hatten, als ihnen im Monate darauf (29. April) der Literarische Salon vorgeführt wurde, auch gegen dieses Stück nichts einzuwenden und erklärten sich mit der Tendenz vollkommen einverstanden.[2]) Hier erzielte es wenigstens sechs Aufführungen. Zum Glück kam Bauernfeld von seinem im Ärger gefassten Entschlusse gar bald wieder ab. Schon acht Monate nach der Wiener Aufführung des Literarischen Salons brachte das Burgtheater zwei neue Lustspiele aus seiner Feder, Das Tagebuch und Der Kunstjäger, deren erstes einen durchschlagenden Erfolg erzielte. Die Streitsache mit Saphir wurde ad acta gelegt, und nur ein paar beißende Epigramme auf die Wiener-Dioskuren Bäuerle und Saphir, in das Poetische Tagebuch unter den Jahren 1837 und 1838 eingetragen, mahnen an die Episode aus Bauernfelds Frühzeit.[3])

---

[1]) Pietznigg tadelt (im Sammler 1836, Nr. 40) die grelle Einseitigkeit der Gestalten und Composition, wodurch der edlere Zweck völlig vernichtet werde. Bauernfeld, nie stark in der Erfindung, sei in diesem gehaltlosesten seiner Stücke auf den Nullpunkt gesunken. Saphirs Recension (Wiener Theaterzeitung 1836, Nr. 62) geht einer directen Polemik gegen Bauernfeld vorsichtig aus dem Wege, indem sie es als Verleumdung Bauernfelds bezeichnet auszusprengen, dass er Saphir gemeint habe. Sie erklärt wohl, ganz objectiv über das Stück urtheilen zu wollen, strotzt aber trotzdem von versteckten Hieben gegen den Verfasser und läuft zuletzt auf eine Verhimmelung Saphirs hinaus, der sich selbst für berufen erklärt, umgekehrt den anderen Vorlesungen über das verwerfliche Treiben in der Literatur zu halten.

[2]) Vgl. Abendzeitung auf das Jahr 1836, Nr. 137.

[3]) Gesammelte Schriften XI 154. Vgl. die ungefähr gleichzeitigen Epigramme Grillparzers, Werke[5] III 106 f.

Zwischen dem Literarischen Salon und den Femmes savantes besteht, wie erwähnt, die nächste Verwandtschaft. Zunächst finden wir die Doppeltendenz Molières wieder, die sich auf der einen Seite gegen die Spießbürger kehrt, die, weil es Mode ist, unter die Gelehrten gehen, auf der anderen gegen den Missbrauch der Literatur durch Charlatane. So schreibt auch Frank im Sinne seines Freundes, dass die Satire sich gegen „den literarischen Dünkel und die Verbildung unserer Tage" richte. Auch die Art, wie Bauernfeld seine Absicht durchgeführt hat, erinnert auf Schritt und Tritt an Molières Lustspiel. Philaminte hat sich eine Übersetzung ins Männliche gefallen lassen müssen, wie dies in den bisher betrachteten Stücken ja öfters der Fall war. Der ehemalige Materialwarenhändler Lampe, so verstandesschwach wie jene und nicht minder leicht durch klingende Phrasen zu verblenden, hat sich blindlings der neuen Literatur in die Arme geworfen (gegen das Junge Deutschland fällt in Erinnerung an die anfänglichen Absichten Bauernfelds noch mancher Seitenhieb) und vergönnt sich wie Philaminte einen literarischen Salon. Dass er daneben gleich dem Naturaliensammler Chr. F. Weisses auch eine sammelwüthige Manie hat, mag als ein harmloses Überbleibsel aus der deutschen Charakterkomödie des 18. Jahrhunderts betrachtet werden. An die Stelle dreier gelehrter Frauen ist wie bei Ayrenhoff eine einzige getreten. In der von dichterischem Dünkel erfüllten Tochter Lampes Emilie erkennt man unschwer die Armande der Femmes savantes wieder; freilich wird das Vorbild dadurch übertrumpft, dass wir es hier mit einer wirklichen Schriftstellerin zu thun haben, die Novellen modernsten Genres schreibt; und wie Armande an Henriette findet Emilie an ihrer einfachen, häuslichen Schwester Luise ein Gegenstück. Das gar zu hausbackene Mädchen stickt seinem Vater eine Nachtmütze, während die Schwester dichtet. Trotzdem gehören Lampes Sympathieen nicht seiner fürsorglichen Tochter, sondern jener, die sich in seinem Sinne bilden lässt; so harmoniert auch Philaminte bloß mit ihrer gelehrten Tochter und quält die missrathene Henriette. Auch Vadius und Trissotin kehren in dem Stücke als Morgenroth und Dr. Wendemann wieder. Die Figur des Dr. Wendemann ist jedoch mit viel geringerer Sorgfalt herausgearbeitet als jene des Dichters Morgenroth, wie denn überhaupt Bäuerle bei weitem nicht so viele Angriffspunkte bot als Saphir. Wie Bäuerle gibt Wendemann ein kritisches Journal heraus, das in Morgenroth-Saphir seinen Hauptmitarbeiter hat; ein Pröbchen des intimen Verkehrs, wie er zwischen den beiden besteht, gibt eine stark parodistische, zum Theile schon äußerlich durch Knittelverse von den übrigen unterschiedene Scene (II 6). Aber die dem Verfasser am meisten interessierende Gestalt ist jene Morgenroths. Abgesehen von dem Namen deutet auch die ihm geläufige Wortstellung — das Verb geht dem Subject zumeist voraus — die jüdische Abstammung Saphirs an, ohne dass sich sonst eine anti-

semitische Tendenz erkennen ließe. Aus den Principien, die ihm in den Mund gelegt sind, spricht der Saphir'sche Sinn der Frivolität und Gemeinheit. „Unsittlich? Es gibt an sich keine Unsittlichkeit. Bei einer großen Welt-Ansicht ist Alles erlaubt." Von sich hat er die größte Meinung. Da er, seine Fähigkeiten in die gangbarste Münze umwechselnd, unter die Journalisten gegangen ist, kennt sein Dünkel keine Grenzen mehr. Nur schade, dass die Stadt, wo er jeweilig thätig ist, d. h., um seine eigenen Worte zu gebrauchen, sie zum literarischen und geselligen Mittelpunkte von Deutschland erhebt, seinen Wert so wenig zu schätzen weiß, dass sie ihn bald zwingt, ihr wieder den Rücken zu kehren. Die Literatur ist ihm nichts als ein Geschäft, aus dem der bestmögliche Nutzen gezogen werden muss; wobei ihm sehr zustatten kommt, dass er die Instincte der großen Menge kennt und weiß, wie sie behandelt werden müsse. „Wortspiele, sagt Morgenroth einmal, helfen Alles, Sie gewinnen das Publicum."

Die Handlung ist der schwächste Theil des ganzen Lustspiels, wie denn Bauernfelds Erfindungsgabe nie einem ergiebig sprudelnden Born zu vergleichen war. Sie entbehrt auch diesmal jeglicher Spannung und behilft sich mit traditionellen Motiven, wie einer Briefintrigue und der Entlarvung eines boshaften Recensenten, der einen Unschuldigen als Verfasser der Recension verdächtigt hatte. Auch die Femmes savantes wurden reichlich ausgeschöpft. Der alberne Vater (wie dort Philaminte) und seine schöngeistige Tochter finden so viel Gefallen an den Schwindlern, dass der eine zum Gatten Emiliens ausersehen wird, wie dort Trissotin die Hand Henriettens erhalten soll; nur dass Henriette das ungelehrte Mädchen ist, das erst dem bildenden Einflusse des Gatten unterworfen werden soll. Hier wie dort droht so ein Liebesbündnis durch die Machinationen des auf eine Geldheirat speculierenden Pseudogelehrten gestört zu werden. Zwischen dem braven Liebhaber und dem Parasiten des Lampe'schen Hauses kommt es auch hier zu mehr oder minder derben Collisionen, wobei jener wie Clitandre den Dolmetsch des moralisierenden Dichters abzugeben hat. Zuletzt nimmt die Sache wie in dem Lustspiele Molières mit der Entlarvung der beiden als Intriguanten und Maulhelden eine für die Liebenden günstige Wendung. Der eine geht insgeheim fort, nachdem er Schulden auf den Namen seines Gastgebers contrahiert hat, der andere, frech wie Trissotin, bewerkstelligt unter einer Flut von Gemeinheiten seinen Abgang in effectvoller Weise.

Mit Bauernfelds Literarischem Salon erscheint das Interesse an dem Stoffe der Femmes savantes noch keineswegs erschöpft. Der zahlreichen Übersetzungen, welche das Original zum Theil im Vereine mit den übrigen Lustspielen Molières zum Theil für sich allein in unserem Jahrhunderte durch Alvensleben, O. L. B. Wolff in der von Louis Lax herausgegebenen Sammlung von Molières Lustspielen, Adolf Laun, Wolf Grafen Baudissin, E. Schröder und

[illegible] Von *E. Horner.*

[illegible] Ludwig Fulda [illegible] Erwähnung gethan. [illegible] Bearbeitung führten [illegible] Hoftheaters seit [illegible] Theater [illegible] erstenmale am [illegible] den dritten Theil [illegible] Der einge- [illegible] wurde. Den [illegible] das Publicum [illegible] Prüfs[1]) mit [illegible] gespreizten Modeton [illegible] dass der von [illegible] um auch heute [illegible] beweist die [illegible] Le monde ou l'on [illegible] der modernen Zirkel, [illegible] und wissenschaft- [illegible] Weise be- [illegible] Pailleron [illegible] Bellac soll [illegible] ausconterfeit [illegible] verstand die [illegible] kürzlich [illegible] genug

[illegible] Horner.

[illegible] S. 49 f. [illegible] in seinen

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

D. Marco Belli, Le Opere e i Giorni di Esiodo. Commentario. Venezia 1892. 8°, 102 SS.

Luigi Lanzi hat in der Einleitung und im Commentar seiner im Jahre 1808 zu Florenz erschienenen Ausgabe der Erga Hesiods eine Anzahl Textesstellen mit den Erzählungen der heiligen Bücher der Hebräer in Vergleich gebracht, wie dies fast anderthalb Jahrhunderte vorher gelegentlich schon Bogan in seinem 'Homerus ἑβραίζων' gethan. So sieht Lanzi z. B. in dem Mythus vom goldenen Zeitalter die Epoche der Erschaffung der Engel (p. 53 'chi non ravvisa l'età dell' oro negli Angeli?'). Die Menschen des silbernen Zeitalters, die eine lange Reihe von Jahren leben, während Unwissenheit, Zwietracht und Gottlosigkeit herrscht, seien deutlich als Adam und seine Söhne zu erkennen. Der hesiodische Prometheus erscheine identisch mit dem Engel, der nach der Schilderung des apokryphen Buches Henoch das Feuer ('cioè la scienza' bemerkt Lanzi) vom Himmel raubte und den Menschen mittheilte. Und so gelangte er zu jener Überzeugung, die er im Commentar p. 167 (zu V. 109) folgendermaßen ausspricht: 'io son fermo nel mio sistema, che sian cose (es betrifft hier die Sage vom goldenen Zeitalter) dedotte dalla scrittura o a meglio dire dalla orale tradizione de' primi tempi del mondo, ma corrotte poi e guaste da' Gentili a segno, che appena ve ne resti una traccia.'

Solche Bemerkungen scheinen es gewesen zu sein, die den Verf. des obgenannten Schriftchens veranlasst haben, neuerdings auf diese Dinge zurückzugreifen. Auch er ist bestrebt, wenngleich er eine directe Beeinflussung des Dichters durch die Bücher des alten Testamentes zurückweist, seine Erga bis zu einem gewissen Grade an der Hand derselben zu analysieren und zu erklären, indem er gemeinsame Berührungspunkte herauszufinden sucht. Wir wollen mit dem Verf. deshalb nicht rechten, dass er sein Werkchen als 'commentario' bezeichnet, aber hervorgehoben muss werden, wie dieser 'Commentar' angelegt ist. Zunächst hat der Verf. eine

kritische Analyse des Gedichtes selbst abgelehnt; er thue das ohne Reue: dass dieser Vorgang aber für einen Erklärer recht misslich werden kann, zeigt gleich ein Beispiel: im V. 120 erkennt der Verf. in den Worten *φίλοι μακάρεσσι θεοῖσιν* den biblischen Gedanken vom ursprünglichen Glücke der Menschen wieder; aber dieser Vers gehört dem hesiodischen Gedichte gar nicht an, sondern ist bei Diodor der pseudoepimenideischen Theogonie entnommen. Aber auch bei der Exegese verfährt der Verf. vielfach einseitig, indem er seinen bereits angedeuteten Standpunkt zu besonderer Geltung zu bringen sucht. Er findet bei Hesiod eine Art Inspiration, die viel von biblischer Art an sich trage: die Redeweise des Dichters sei derjenigen der alttestamentlichen Propheten so verwandt, dass man sie bisweilen als aus den heiligen Büchern oder der Tradition des auserwählten Volkes geschöpft erachten könnte. Der Grund dieses Parallelismus sei in einer gewissen Ähnlichkeit der culturellen Verhältnisse beider Völker zu suchen: hierbei verweist Belli namentlich auf die jüdischen Propheten, deren Widerspiel er in den hellenischen fahrenden *ἀοιδοί* erkennt. Von diesem Gesichtspunkte aus werden nun solche Stellen, die den Anschauungen des Verf.s Vorschub zu leisten scheinen, beurtheilt, mitunter in Anlehnung an andere Exegeten, namentlich an Lanzi. So wird z. B. betreffs des V. 108 *ὡς ὁμόθεν γεγάασι θεοὶ θνητοί τ' ἄνθρωποι* wiederholt, was Lanzi p. 167 (zu d. g. V.) bemerkt: ein ähnlicher Gedanke (bezüglich des göttlichen Ursprunges der Menschheit) liege Genes. II 7 vor: 'inspiravit in faciem eius spiraculum vitae et factus est homo in animam viventem.' Die Schilderung des goldenen Zeitalters erscheint dem Verf. als dem katholischen Dogma von einem Urzustande der Unschuld und des Glückes nahestehend. Es ist ganz natürlich, dass, wie gerade dies Beispiel vortrefflich lehrt, namentlich bei Völkern, die noch in ihrer Jugend stehen, die Vorstellung der drückenden Abhängigkeit des Menschen von der Natur und die Empfindung der Schwere des Kampfes ums Dasein den Wunsch nach besseren Zuständen wachrief, der sich in dem Mythus von einstigem glückseligem Leben reflectierte. Aber in derlei Vorstellungen eine Art Inspiration zu sehen, die, wie der Verf. gelegentlich bemerkt, 'eine wenn auch unvollständige Vorbereitung für die Verbreitung der Offenbarung' gewesen sei, erscheint als ein eigenthümlicher Einfall. Ähnliche Parallelen, wie die oberwähnte, sucht der Verf. auch anderwärts aufzuzeigen. So erblickt er im fünften hesiodischen Geschlechte nichts geringeres als eine Art Reproduction der Schilderungen des Buches Hiob, den Jammer eines edlen und reinen Herzens inmitten der Trübsal einer traurigen Zeit; auch die Verse 270 ff. bringen ihm den Gedanken an Hiob nahe. Hinsichtlich der in V. 338 f. enthaltenen Vorschrift über das Gebet am Abend und Morgen meint Belli, diese scheine förmlich aus dem Munde eines Gläubigen zu kommen. Doch genug von diesen Proben. Man darf derlei un-

zweifelhaft vorhandene Anklänge an ähnliche Vorstellungen in der Literatur der Hebräer, die ja auch schon von anderen wiederholt bemerkt worden sind (man könnte solche namentlich für die gnomischen Partieen der Erga in der Spruchpoesie jenes Volkes nachweisen), nicht dazu benützen, um hierin gewissermaßen eine Art 'Propädeutik für das Christenthum' zu erkennen, wie sich der Verf. einmal ausdrückt. Dies führt denn auch mitunter zu einer schiefen Auslegung der einen oder anderen Stelle: so meint Belli betreffs V. 711 *ὅῑς τόσα τίνυσθαι μεμνημένος*, es sei hier nicht, wie andere annahmen, an ein verschärftes ius talionis zu denken, sondern es sei eine mildere Auffassung vorzuziehen. Seines Erachtens wäre wohl eher nur eine Drohung gegen den Beleidiger ausgesprochen, oder vielleicht wolle der Dichter andeuten, dass kein Vergehen ungestraft bleibe, ja unter Umständen selbst doppelt gestraft werde. Zu dieser den hellenischen Anschauungen widersprechenden Auffassung der Stelle kann man nur infolge der erwähnten Voreingenommenheit gelangen.

Das ehrwürdige Gedicht will als das wichtigste Denkmal althellenischer Ethik und als poetischer Wegweiser des täglichen Lebens selbständig beurtheilt werden, ohne dass man Vorstellungen anderer Religionen damit verquickt. Gelegentlich geschieht jenes wohl in dem Werkchen Bellis: allein auch hier wird sich Widerspruch gegen einzelne Behauptungen erheben lassen. Wenn er in der Charakteristik des Perses das Wesen des griechischen Volkes im allgemeinen wiedergegeben findet und die Weise der Sophisten, für und gegen ein und dieselbe Sache zu sprechen, hiefür in Anschlag bringt, so hat er sich arg vergriffen. Dagegen scheint nicht ganz übel die Ausführung des Gedankens, dass der zweite Theil des Gedichtes insofern eine Art Zusammenhang mit den vorausgehenden Abschnitten zeigt, als der Dichter gewissermaßen seinem Bruder Perses, an den die früheren Mahnungen gerichtet waren, durch seine Auseinandersetzungen über die Landwirtschaft, den Schiffbau usw. zur Wirtschaftlichkeit hinführen wolle, indem er Mittel und Wege für ein würdiges Leben darlege.

Diese Bemerkungen dürften zur Beurtheilung der Frage, ob und wieviel das vorliegende Büchlein zu einem Ergacommentar beigetragen habe, vollauf genügen.

Prag. Alois Rzach.

Dispositive Inhaltsübersicht zu Demosthenes' acht Staatsreden entworfen von Eduard Bottek. Wien, A. Hölder 1894. 8°, 46 SS.

Der Zweck des Schriftchens ist ein zweifacher: vor allem in den einzelnen Reden die leitenden Gedanken herauszuheben und die logische Gliederung des Ganzen klarzulegen, sodann zu beweisen, dass in der Ökonomie der Staatsreden ein im allgemeinen

feststehendes Schema obwaltet, das nur geringfügigen Variationen unterliegt.

Der Verf. zeigt nämlich — um von diesem zweiten Punkte zuerst zu sprechen —, dass im wesentlichen hier dieselbe Fünftheilung herrscht, welche Aristoteles von der Gerichtsrede fordert, nur mit einer Änderung, welche das *γένος συμβουλευτικόν* forderte: es steht nämlich in der Mitte jeder Rede als Kern der Antrag oder Rath des Redners; ihm geht auf der einen Seite das Prooemium und ein den Antrag vorbereitender Theil voraus, den er *διήγησις* narratio nennt; auf der andern folgt ihm ein die Zweckmäßigkeit des Antrages beweisender Theil *πίστεις*, probatio und der Epilog. Nur in einigen dieser acht Staatsreden findet sich außer den fünf Theilen vor dem Epilog noch ein polemischer Abschnitt, die Widerlegung der gegnerischen Ansichten enthaltend, *λύσις* refutatio.

Man wird im allgemeinen den Versuch dieser Schematisierung als gelungen betrachten können, wenngleich festzuhalten ist, dass nicht alle Reden in gleich scharfer Weise sich der angegebenen Gliederung fügen und mitunter die Grenzen der einzelnen Theile sich verwischen. So ist z. B. in der Chersonnesitica das, was B. als probatio bezeichnet, wohl richtiger als erster Punkt der refutatio zu fassen (48—51), da ja darin der Einwand bekämpft wird, dass der Vorschlag des Redners nur Kosten und Mühe verursache. Umgekehrt ist in I. Philipp. die Partie von §. 38 ab ihrem Charakter nach von der vorangehenden nicht so wesentlich verschieden, dass man in ihr den Beginn eines neuen Redeabschnittes statuieren möchte. Mehr als fraglich ist es auch, ob die 3. philipp. Rede, wenigstens in der kürzeren Fassung diesem Schema gehorcht; denn nach dieser Redaction tritt der Redner mit seinem Vorschlag erst gegen Schluss der Rede unmittelbar vor dem Epilog auf, und nichts deutet darauf, als wäre dieser etwa schon in der Mitte der Rede vorgebracht worden. Anders in der längeren Redaction; doch auf diese nimmt B. weiter keine Rücksicht.

Was nun die nach logischen Gesichtspunkten gegliederte Übersicht des Inhalts selbst anlangt, so beschränkt sich der Verf. nicht etwa bloß auf Schlagwörter; sie ist vielmehr ausführlich genug, um ein deutliches Bild des Gedankenzusammenhanges zu bieten. Nach dieser Seite hin wird das Schriftchen als Behelf bei der Schul- oder Privatlectüre nützliche Dienste leisten können. Allerdings ist hier nicht alles gleich gelungen. Während im allgemeinen die Disposition der Rede über den Frieden, der 2. und 3. philipp. Rede nicht zu bemängeln ist, hätte Ref. bei den übrigen Reden mancherlei auszustellen. Öfters ist der Gedanke nicht in voller Schärfe gefasst, Wesentliches nicht immer vom Unwesentlichen geschieden, die logische Verknüpfung zuweilen ungeschickt. Es ist ja zuzugeben, was der Verf. in der Vorbemerkung sagt, „dass auf diesem Gebiete vieles dem subjectiven Urtheile anheimgestellt werden muss". Allein was z. B. S. 22 unter Punkt 3) vorge-

bracht wird, ist gänzlich unklar und ungenau, ja geradezu unlogisch. Dass in der dort behandelten 3. olynthischen Rede die §§. 24—26 die Ausführung des Gedankens in §. 21, 27—29 die des Gedankens in 22 enthalten, ist nicht zum Ausdruck gebracht, sondern der Verf. lässt auf die Frage: „Woraus kann man schließen, dass die jetzige Politik des Eubulos gefährlich und schädlich sei?" die seltsame Antwort folgen: „Weil es unter euren früheren Rathgebern mit dem Staate gut bestellt war"! Das Angeführte sei nur ein Beispiel für viele Fälle, wo Ref. den Zusammenhang in anderer Weise dargestellt sehen möchte und Verbesserungen für nothwendig hält. Ob B. in der Reihenfolge der olynthischen Reden absichtlich mit Dionysius und manchen Neueren die 2. vor die 1. stellen wollte, lässt sich nicht mit Sicherheit ausmachen, da die Abfolge der Seiten in der betreffenden Partie durch ein Versehen des Setzers gänzlich in Unordnung gerathen ist. Unrichtig ist die Wiedergabe des Vorschlages des Demosthenes in Ol. III. 11 „die Commission muss einige (Gesetze) über die Kriegsgelder aufheben". *Οἱ περὶ τῶν στρατευομένων* sind nicht Gesetze über die Kriegsgelder, und *ἐνίους* ist, wie Weil erkannt hat, nachträglicher Zusatz zu beiden von *λέγω* abhängigen Objecten.

Wien. Franz Slameczka.

Tertullianea. Scripsit Henricus Gomperz. Vindobonae in aedibus Alfredi Hoelderi 1895. 80 SS.

Eine schönere Gabe konnte Heinrich Gomperz, der Sohn des Verfassers der „Griechischen Denker", seinen Eltern, indem er ihnen quinque lustra matrimonii felicissime peracta gratulatur, nicht widmen als die Erstlingsschrift „Tertullianea", die von seinem Studienerfolge einen glänzenden Beweis liefert. Die Arbeit enthält eine kritische Untersuchung über mehr als 100 Stellen in denjenigen Schriften Tertullians, die im I. Theile der Ausgabe des Corpus Script. Eccl. Lat. publiciert sind, und von noch vier Stellen aus dem Apologeticum und dem Buche de corona nach der Ausgabe von Oehler (1851). Es werden dabei v. Hartels Abhandlungen „Zu Tertullian" in den Patristischen Studien I—IV zugrunde gelegt und die während der Arbeit erst erschienenen Schriften von Kroymann und van der Vliet soviel als möglich berücksichtigt. Auch wird manche schöne Vermuthung Stowassers mitgetheilt. — Was die Codices betrifft, so ist G. bemüht, der Handschrift C einen höheren Wert beizumessen, als Reiff. ihr zuschreiben wollte, eine Meinung, zu der auch v. Hartel gelegentlich (Patr. Stud. I 38) hinneigte. Vielfach werden überlieferte Lesarten zur Geltung gebracht, wie z. B. 296, 24 *apud te agape in caccabis feruet, fides in culinis calet, spes in ferculis iacet* nach B, da *culmis* (Gel. Reiff.) nicht passt. An manchen Stellen wird die Überlieferung

oder die Conjectur eines älteren Herausgebers durch geschickte Interpretation vertheidigt. In der Behandlung der Stelle 254 (sic), 20 *non erit concupiscentia eius* ist ein Versehen zu berichtigen; v. Hartel liest nicht *erit*, wie S. 53 steht, sondern *deerit (concupiscentiae)*. Von besonderem Interesse sind die zahlreichen eigenen Verbesserungsvorschläge des Verf.s. Abgesehen von den etwa sieben Stellen, an denen er auf denselben Gedanken kam wie Kroymann (Quaestiones Tertullianeae criticae, Oeniponte 1894), bringt G. so manche evidente Emendation, die sich ebensosehr durch den zutreffenden Sinn wie durch die Leichtigkeit der Änderung empfiehlt, wie 324, 25—325, 1 — *furiis? ⟨iis⟩ qui — auruginant amara sunt omnia.* Es kommt gar nicht in Betracht, dass neben so vielen ingeniösen Einfällen auch ein minder erfolgreicher Versuch vorgebracht wird, wie 188, 26—189, 1 die Einführung des *Pilati manus abluti* in der Stelle über das Händewaschen vor dem Gebet: *id cum scrupulosius percontarer et rationem requirerem, comperi commemorationem Pilati manus abluti esse in domini deditione* für das in D überlieferte — *commem. esse Pilati manus abluisse in d. d.* Nicht der aus der Handlung resultierende Zustand, sondern die Handlung selbst ist hier gemeint, zumal sie eine symbolische ist. Will man am Genetiv *Pilati* (*Pilatum* Reiff.) festhalten, so wird er *manus abluentis* nach sich ziehen. Zwar sehen *Pilati* und *manus abluisse* wie Glosseme des D aus; allein ohne solchen Beisatz hat der Zusammenhang von *commemorationem esse* (dass etwas in dieser Sache erwähnt wird) *in domini deditione* nach A und B freilich seine Schwierigkeit. Gerne wird man auch bei der Besprechung einer solchen Stelle und den darin angeregten Fragen verweilen. — Die Textkritik der Werke des gewaltigen Kirchenschriftstellers ist durch diese ausgezeichnete Arbeit gefördert.

Wien. Franz Weihrich.

C. D. Buck, The Oscan-Umbrian Verb-System. Sonderabdruck aus Volume I der »Studies in classical Philology« der »University of Chicago«, S. 124—187. Chicago, The University of Chicago Press 1895.

Die vorliegende Schrift ist ein sehr schätzenswerter Beitrag zur italischen Dialectkunde, der umso freudiger zu begrüßen ist, als der zweite Band des trefflichen Werkes von Planta's noch nicht erschienen ist. Wenngleich infolge der ausschließlich inschriftlichen Überlieferung unsere Kenntnis des umbrisch-oskischen Verbalsystems nur eine recht lückenhafte ist, wie man am besten aus der an der Spitze unserer Schrift stehenden, nach dem Muster der vier lateinischen Conjugationen und der Rubrik „unthematic Inflection" geordneten tabellarischen Übersicht der auf uns gekommenen Verbalformen der oskisch-umbrischen Dialectgruppe ersieht, sind

doch unter diesen Trümmern einzelne kostbare Überbleibsel, die das Verständnis des italischen Verbalbaues überhaupt zu fördern geeignet sind. Ich möchte dabei insbesondere erinnern an die Passivformen von der Art wie umbr. *ferar* „man trage", die jedenfalls zum ältesten Bestande der Formen des italo-keltischen *r*-Passivums gehören und wohl am wahrscheinlichsten mit Brugmann. Grundriss II 1391, wo indes auch die anderen Möglichkeiten der Erklärung angeführt sind, als 3. sing. pass. erklärt werden. Im Vorbeigehen sei es gestattet, die Frage aufzuwerfen, ob nicht auch aus dem Bereiche des Lateinischen eine entsprechende Form nachzuweisen ist. Vielleicht steckt eine solche in *'mercar (merear* a Cassin. s. XI) meretur' Corp. Gloss. IV 116, 40. Auch sei wegen Körting der Formenbau des französischen Verbum (Paderborn 1893) S. 16 noch besonders betont, dass die Rückkehr zu der alten Erklärung dieses Passivums durch Bopp und Westphal gänzlich unthunlich ist und eben wegen des *r* nimmermehr gerechtfertigt werden kann. Um aber zu Bucks Schrift zurückzukehren, so sei hier kurz der Inhalt derselben angegeben. Auf die oben erwähnte tabellarische Übersicht folgt eine allgemeine Vergleichung des oskisch-umbrischen Verbalsystems mit dem lateinischen (S. 131—137) und eine Übersicht des syntaktischen Gebrauches der oskisch-umbrischen Temporal- und Modalformen (S. 137—150), in welcher gleichfalls stetige Rücksichtnahme auf den Gebrauch der entsprechenden lateinischen Verbalformen und zwar in Haupt- und Nebensätzen beobachtet ist. Der übrige Theil der Schrift (S. 150—187) ist der Darstellung des umbrisch-oskischen Verbalsystems im einzelnen gewidmet.

Die vorliegende Schrift ist eine wohlgelungene Darstellung des behandelten Gegenstandes und bedeutet eine wirkliche Bereicherung der indogermanischen Sprachwissenschaft, wenn auch nicht alle Einzelheiten derselben gleiche Wahrscheinlichkeit für sich haben und diese oder jene Aufstellung des Verf.s anfechtbar ist.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Themata und Dispositionen zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen im Anschlusse an die deutsche Schullectüre für die oberen Classen höherer Lehranstalten von Victor Kiy, Professor am Realgymnasium zu Elberfeld. 2. Theil. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1895. XII u. 227 SS.

Der Verf. schlägt 218 Themata vor; zur Hälfte davon sind die Dispositionen ausgearbeitet, zum Theil im Anschlusse an bestimmte Vorlagen (Leuchtenberger, Viehoff, Bellermann usw.). Voraussetzung der Aufgaben ist für einen kleinen Theil die Lectüre Schiller'scher Gedichte, für die Hauptmasse die Lectüre des Wallenstein, der Jungfrau von Orleans, der Braut von Messina und des

Wilhelm Tell. Die Auswahl ist der Fassungskraft unserer Schüler in den meisten Fällen angemessen. Die Themata beziehen sich auf einzelne Theile der Handlung, die in ihrer Bedeutung für das Ganze zu erörtern sind; vielfach kommt es dabei nur auf die Reproduction des Inhaltes in geordneter Erzählung an; daran schließen sich Charakteristiken einzelner Figuren, auch Vergleiche zwischen den Figuren verschiedener Dramen; ästhetische Fragen, die den Schüler zu unreifen Urtheilen verführen, sind vermieden. Das Buch wird sich nicht bloß für Aufsätze und Vorträge, sondern auch für die Erörterungen, die in der Schule, am besten gesprächsweise, an die Lectüre der Dramen anzuschließen sind, gut verwerten lassen.

Der deutsche Aufsatz in den unteren und mittleren Classen höherer Lehranstalten, sowie in Mittel- und Bürgerschulen. Ein Handbuch für Lehrer. Von L. Dorenwell. 1. Theil. 3. verb. Aufl. Hannover, Verlag von Karl Mayer (Gustav Prior) 1895. XII u. 294 SS. Preis 3 Mk. 50 Pf., geb. 4 Mk.

Der Verf. ist in dieser neuen Auflage seines gerne benützten Hilfsbuches bestrebt, den Anforderungen der „Neuen (preußischen) Lehrpläne" gerecht zu werden. Da nach diesen der Aufsatzunterricht in Sexta weggefallen ist, hat er den Stoff, der früher auf drei Stufen vertheilt war, in zwei Stufen angeordnet. Die Vorzüge des Buches liegen in der Einfachheit des den Schülern zur Nachahmung dargebotenen Übungsstoffes und in dem Bestreben, vom Leichten zum Schwierigeren methodisch vorzudringen. So werden Stücke mit wörtlicher Rede, bei deren Handhabung den Schülern namentlich der richtige und zweckmäßige Gebrauch der verba dicendi (sagte, sprach, erwiderte, fragte usw.) große Schwierigkeiten bereitet, anfangs vermieden. Aber dieses Princip, die Schüler allmählich und planmäßig zur Überwindung gewisser sprachlicher Schwierigkeiten anzuleiten, ließe sich gewiss noch mannigfaltiger anwenden.

Ein Aufsatzbuch für die unterste Stufe kann nicht überall classische Muster benützen; ja es wäre sogar in den meisten Fällen ein Missgriff. Einfachheit, Deutlichkeit und Sprachrichtigkeit sind die Hauptforderungen, die hier erfüllt werden müssen. Aber gewissen Rücksichten auf die Schönheit des Stils kann man auch hier nachkommen: „Ein Löwe hielt seinen Mittagsschlaf. Da lief ihm ein keckes Mäuschen über die Nase. Der Löwe erwachte davon und hielt es mit seiner großen Tatze fest. Das Mäuschen bat den Löwen um sein Leben, und der großmüthige König der Thiern ließ sich erbitten. Nicht lange nachher hatte sich der Löwe in einem Netz gefangen. Schnell lief das Mäuschen herbei, zernagte den Strick und befreite den Löwen." Abwechslung im Ausdrucke und zweckmäßigen Gebrauch der Pronomina wird der Schüler aus diesem Übungsstücke nicht lernen.

Hinsichtlich der Beschreibungen, die auch auf dieser Stufe schon geübt werden, halte ich an den Ansichten fest, die ich in meiner kleinen Schrift über den deutschen Aufsatz (Wien 1891, S. 43) ausgesprochen habe. Stücke aus der Naturgeschichte, Erdkunde usw., die einen erzählenden Charakter haben und Beschreibungen gelegentlich einfließen lassen, sind willkommen. Beschreibungen, wie z. B. die der Blumen in dem vorliegenden Buche (Nr. 342 ff.) sollen von dem Lehrer der Naturgeschichte geübt werden, die Zwecke des deutschen Aufsatzes werden sie wenig fördern.

Dass man in Schulbüchern jede Gelegenheit benützt, die Liebe zum Vaterlande und zum Herrscherhause zu bethätigen, kann nur gebilligt und zur Nachahmung empfohlen werden. Vorsicht in der Auswahl ist dabei freilich geboten. Im übrigen wird man das Buch nach wie vor mit Nutzen verwenden können.

Schulausgaben deutscher Classiker. XII. Volks- und Kunstepen der ersten classischen Blütezeit. Für den Unterricht an Gymnasien, Realschulen, höheren Mädchenschulen und Seminaren in Prosa erzählt von Konrad Fischer, Lehrer an der kgl. höheren Mädchenschule zu Trier. Trier, Verlag von Heinr. Stephanus 1895. VII u. 147 SS. Preis kart. 1 Mk.

Das Bändchen enthält Prosaauszüge aus dem Nibelungenliede, der Gudrun, dem Rolandsliede, Parzival und armen Heinrich. Die Vorlagen, denen sich der Verf. im Wortlaute so eng als thunlich anschließt, sind natürlich stark gekürzt. Die Erzählung ist schlicht und anspruchslos. Dagegen enthalten die Bemerkungen, die der Verf. an jede der genannten Dichtungen anschließt, namentlich wo er auf die mittelhochdeutsche Metrik zu sprechen kommt, Unrichtigkeiten oder Auffassungen, die man in der Schule kaum vorbringen kann, ohne irrige Vorstellungen zu erwecken. Zudem sind sie für einen Leserkreis, dem ja knappe Auszüge statt der Originale dienen sollen, überflüssig. Auch die Übersetzungsproben sind recht ungeschickt.

Zusammenhängende Übungsstücke für den deutschen Sprachunterricht an Mittelschulen. Methodisch geordnet von Franz Obermaier. 1. Theil: Wortlehre und Wortbildung. 2. Theil: Satz- und Interpunctionslehre. Leipzig, Verlag von Raimund Gerhard 1895. 2 Bdchen. 108 u. 91 SS.

Es ist die Methode des Volksschulunterrichtes, die diesen Sprachbüchern zugrunde liegt. Sie liefern zusammenhängende Stücke mannigfaltigen Inhalts, an denen grammatische Übungen vorgenommen werden sollen. Zu jedem sind die entsprechenden Weisungen vorgedruckt, z. B.: Schreibe das Sprachstück ab und unterstreiche die Personen- und Völkernamen! Welche Verba des nachfolgenden Stückes sind transitiv, welche intransitiv? usw. Auf diese Weise wird in dem ersten Bändchen die Lehre von den

Redetheilen, im zweiten die Satzlehre praktisch und in elementarer Weise eingeübt. Über die Auswahl der Stücke, die in dem Bestreben, einen mannigfaltigen Lesestoff zu gewinnen, recht ungleichwertige Dinge nebeneinanderstellt, über die häufige Verwendung des Räthsels, die mir in der Schule doch nur zu kindischen Tändeleien zu führen scheint, ließe sich manches sagen. Immerhin seien die beiden Bändchen den Lehrern des Deutschen in der 1. und 2. Classe unserer Gymnasien recht warm empfohlen. Es unterliegt gar keinem Zweifel, dass sich die Methodik des Volksschulunterrichtes auf diese Stufe des Gymnasialunterrichtes sehr wohl übertragen ließe.

Wien. F. Spengler.

Österreichische Reichsgeschichte. Geschichte des Staatsbildung und des öffentlichen Rechtes. Von Alfons Huber. Wien u. Prag, Tempsky 1895. 280 SS.

Die Ursachen, denen das vorliegende Werk seine Entstehung verdankt, sind bekannt. Durch das Gesetz vom 20. April 1893 sind die Rechtshörer der österreichischen Hochschulen zum Studium der österreichischen Reichsgeschichte verpflichtet worden. Als eine nothwendige Folge dieses freudigst zu begrüßenden Entschlusses der Unterrichtsverwaltung stellte sich das Bedürfnis nach einem Lehrbuche für die neue Disciplin heraus. In den allgemeinen Darstellungen der österreichischen Geschichte war wohl die Geschichte der Staatsbildung, aber nicht jene des öffentlichen Rechtes gegeben worden. Die Geschicke der Dynastie, Kriegs- und Diplomatengeschichte war bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit fast ausschließlich Gegenstand der Schilderung gewesen und von Seite der Juristen war nur wenig geschehen, die geringen Kenntnisse der Historiker in allen Fragen der inneren Organisation und der Rechtsentwicklung zu vermehren. Auch besaßen und besitzen wenige Historiker die juristische Durchbildung, wenige Juristen die historische Schulung, um auf diesem Grenzgebiete beider Disciplinen mit Erfolg zu wirken.

Es ist daher doppelt freudig zu begrüßen, dass Vertreter beider Richtungen sich der Aufgabe unterzogen haben, Lehrbücher zur Einführung in das Studium dieser neuen Disciplin zu verfassen, und dass unter diesen Vertretern sich gerade die Berufensten zu diesem Unternehmen bereit finden ließen.

Als erster auf dem Platze erschien ein Historiker, Professor Huber, der seit Jahrzehnten mit der Abfassung einer österreichischen Geschichte — der ersten, die diesen Namen verdient — beschäftigt, wie kein zweiter berufen erschien, die Bildung des österreichischen Staates und des öffentlichen Rechtes in seiner historischen Entwicklung zu schildern. Huber ist auch in diesem Werke lediglich

als Historiker aufgetreten; ihm ist die Historie auch in diesem Falle Selbstzweck, nicht Mittel zu juristischer Erkenntnis. Er theilt den Stoff chronologisch in fünf Perioden; innerhalb jeder einzelnen Periode schildert er zunächst die territorialen Veränderungen und sodann die Geschichte des öffentlichen Rechtes. Einem weiteren Schematisieren innerhalb dieses letzteren Abschnittes ist H. aus dem Wege gegangen; er will nicht mehr scheinen, als er ist, und will auch nicht mehr geben, als er weiß. Er will zeigen und hervorheben, was auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes jeder einzelnen Epoche ihre Signatur verleiht. Der Jurist wird vermuthlich in jedem Abschnitte eine Darlegung des jeweiligen Zustandes der Rechte des Herrschers und der Stände, der Heeres- und Finanzverwaltung, des Handels und der Industrie u. a. m. erwarten. Darnach wird er vergebens bei H. suchen. Nur gelegentlich, dort, wo eine entscheidende Änderung in dem betreffenden Rechtszustande eintritt oder wo eine feste Organisation eines Verwaltungszweiges uns zuerst entgegentritt, schildert H. die Entwicklung desselben, immer wieder die Rücksicht auf die Staatsbildung im Auge behaltend.

Zweifellos ist aber, dass es nicht in letzter Linie die Erkenntnis war, dass wir derzeit noch nicht in der Lage sind, für jede einzelne Periode sicheren Aufschluss über den Stand der Verfassung und der Verwaltung zu geben, die H. veranlasst hat, an mancher Stelle mit wenigen Worten über diese Dinge hinwegzueilen. Gerade die Überzeugung, die der Leser der H.schen Darstellung empfängt, dass der Verf. nicht ein Wort sagt, das ihm nicht zuverlässig beglaubigt erscheint, macht den Hauptwert des vorliegenden Werkes aus. Und niemand braucht daran zu zweifeln, dass H., der mit nie rastendem Fleiße die neuen Erscheinungen der Literatur verfolgt, jedes gesicherte neue Resultat in die weiteren Auflagen seines Werkes aufnehmen wird. Für die hoffentlich bald erscheinende 2. Auflage möchte Ref. den Wunsch äußern, dass jedem der fünf Abschnitte eine kurze orientierende Einleitung über Quellen und Literatur des betreffenden Zeitraumes vorangestellt werde.

Schließlich betont Ref. speciell in dieser Zeitschrift, dass H.s Werk nicht nur den Juristen, sondern auch den Historikern sehr erwünscht sein muss. Den Lehrern an Mittelschulen, welche der heranwachsenden Jugend vor ihrem Austritte aus dem Gymnasium „Vaterlandskunde“ vorzutragen haben, sei die Lectüre dieses Buches dringend empfohlen. Sie werden sich den Dank der besseren unter ihren Schülern sicherlich verdienen, wenn sie denselben die Resultate des H.schen Buches mittheilen. Nicht alle Abiturienten werden Historiker oder Juristen, aber alle sollten etwas von der Bildung unserer Monarchie und von der Entwicklung der Rechtszustände innerhalb derselben wissen.

Wien. A. Pribram.

Daniel H. A., Leitfaden für den Unterricht in der Geographie. 200. Aufl. herausgegeben von Dr. B. Volz. Jubelausgabe. Mit dem Bildnis und einem Lebensbilde H. A. Daniels. Halle a. S. 1895. 8°, 219 SS.

Es gibt wenige Bücher, welche eine so hohe Auflage erleben, wie der vorliegende Leitfaden Daniels, welcher nunmehr zum 200. male erscheint. Die Verlagsbuchhandlung des Waisenhauses in Halle bezeichnet diese neue Ausgabe als Jubelausgabe und feiert bei dieser Gelegenheit das Andenken Daniels in Bild und Wort, indem sie das Büchlein mit dem Porträt desselben ausstattete und dessen Biographie beifügte, in welcher auf zwölf Seiten das Leben und Wirken dieses ausgezeichneten Schulgeographen geschildert und nach Verdienst gewürdigt wird. Die zweckmäßige Grundanlage dieses Buches, seine fortwährende zeitgemäße Erneuerung und der gute Name seines Verfassers versprechen diesem vorzüglichen geographischen Leitfaden noch eine weitere Zukunft.

Brust B. und H. Berdrow, Lehrbuch der Geographie. Unter besonderer Berücksichtigung des praktischen Lebens für Real- und Mittelschulen, Seminare, Handels- und Gewerbeschulen, sowie für den Selbstunterricht. Mit 38 in den Text gedruckten Karten und einem Bilderanhange. Leipzig u. Berlin, Klinkhardt 1895. 8°, 396 SS u. 47 Bilderseiten.

Die Anlage dieses hauptsächlich für deutsche Schulen bestimmten Lehrbuches weicht von vielen anderen Lehrbehelfen des geographischen Unterrichtes in der Weise ab, dass es, auf der Lehrstufe der engeren Heimatskunde aufbauend, zunächst Deutschland behandelt, dann auf die übrigen europäischen Staaten und die anderen Erdtheile übergeht und hiebei den Stoff in landschaftliche Einheiten zerlegt, von welchen jede für sich physikalisch- und politisch-geographisch und auch in cultureller Hinsicht behandelt wird. Hierauf folgt in besonderen Abschnitten die Darstellung der Polargebiete der Erde, der Colonialbesitz und die Schutzgebiete der europäischen Mächte, die politische und wirtschaftliche Geographie, die mathematische Geographie und Astronomie, die allgemeine Geographie (Erdkern, Erdrinde, Wasser- und Lufthülle, Menschenrassen) und eine Städtetafel.

Der Inhalt dieses Buches ist nicht nur gut und zweckmäßig gegliedert, sondern auch gut gewählt und verständlich dargestellt. Er beschränkt sich wirklich nur auf das Wesentliche und enthält nicht mehr und nicht weniger. Es ist hiebei stets die erforderliche Rücksicht genommen auf die Schüler, für welche das Buch bestimmt ist, auf die Fassungskraft derselben und auch auf die Zeit, welche denselben für das geographische Studium zur Verfügung steht. Die wichtigsten statistischen Zahlen sind theilweise in die Fußnoten, die Einwohnerzahlen der Städte in den Anhang versetzt. Ein besonderes Gewicht wird auf die Vergleichung der einzelne

Landschaften gelegt und dadurch nicht bloß das Gedächtnis, sondern auch der Verstand in Anspruch genommen.

Wien. F. Grassauer.

Lorscheid, Prof. Dr. J., Lehrbuch der anorganischen Chemie mit einem kurzen Grundriss der Mineralogie. Mit 227 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Spectraltafel in Farbendruck. 13. Aufl. von Prof. Dr. H. Hovestadt. Freiburg i. Br. 1895.

Die Seitenzahl der vorliegenden Auflage ist gegenüber der 12. um zwölf geringer (342). Auch der Ladenpreis ist etwas niedriger angesetzt worden: broch. 3 Mk. 60 Pf., geb. 4 Mk. 5 Pf. Den Äußerungen des Ref. über die 12. Auflage wäre hier beizufügen, dass in der neuen Auflage der Abschnitt über Aluminium und die statistischen Angaben umgearbeitet, die Synthese der Stickstoffwasserstoffsäure, Angaben über das Natriumsuperoxyd, dann die elektrochemischen Vorgänge, ferner ein Anhang über das Argon als einen Bestandtheil der Luft und Notizen über die Dissociation des Wassers neu aufgenommen worden sind. Kleinere Änderungen und Neuaufnahmen sind im Texte durch ein |: :| hervorgehoben. In dieser Hinsicht wäre zu erwähnen: Wasserstoffdarstellung durch Erhitzen von gelöschtem Kalk mit Zinkstaub, Darstellung und Anwendung von Wasserstoffsuperoxyd, über Hydroxylamin und Nitramid, Darstellung von Phosphor im kleinen, Entstehung der Phosphorwasserstoffe, Auers Gasglühlicht, Generator- und Wassergas, Karborundum, Natrylhydroxyd, Darstellung von chlorsaurem Kalium und Soda durch Elektrolyse einer Lösung von KCl, respective von NaCl, Photographie.

Viele Mühe ist verwendet worden auf die Erklärung der fremden Namen. Von der etwas reichlichen Anwendung des Kleindruckes abgesehen ist auch die Ausstattung recht lobenswert.

Wien. Joh. A. Kail.

Leitfaden der Zoologie für höhere Lehranstalten. Von Dr. Paul Wossidlo, Director des Realgymnasiums zu Tarnowitz. 4. verb. Aufl. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1891. 8°, VIII u. 335 SS. Mit 518 in den Text gedruckten Abbildungen.

Wir haben die 3. Auflage dieses Schulbuches in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1890, S. 821) besprochen. Da die Einrichtung des besonders durch die vorzüglichen entomologischen Abbildungen ausgezeichneten Buches in der 4. Auflage im wesentlichen dieselbe geblieben ist, haben wir nur weniges über die neue Auflage zu sagen. Sie erhielt infolge der neuen preußischen Lehrpläne einen Zuwachs dadurch, dass die Grundbegriffe der Thiergeographie und

die wichtigsten Lehren über die Gesundheitspflege aufgenommen worden sind. Die Abbildungen wurden durch Hinzufügung vielfacher Detailzeichnungen, die der Insecten insbesondere durch die Darstellung der Mundwerkzeuge vervollständigt. Papier, Druck, namentlich aber die technische Ausführung der zahlreichen Holzschnitte sind geradezu musterhaft zu nennen. Störend wirken nur die nicht gelungenen Bilder des Eichhörnchens und des Kakadu; im Bilde des Fichtenborkenkäfers zeigt der Flügeldeckenabsturz die charakteristische Zahnung nicht; der Kopf des Hakenbandwurms bietet dem Schüler keine richtige Veranschaulichung der Stellung der vier Saugnäpfe. Die wenigen Vorschläge, welche wir zum Zwecke textueller Verbesserungen bei Gelegenheit der Besprechung der 3. Auflage dieses Schulbuches (l. c.) zu machen uns erlaubten, müssen wir auch hinsichtlich der 4. Auflage hier wiederholen; der Verf. hat darauf keine Rücksicht genommen — wahrscheinlich hat er sie gar nicht gelesen.

Der Köderfang der europäischen Makrolepidopteren nebst Anweisung zur Raupenzucht. Von Fritz Rühl. 2. verb. Aufl. Leipzig, Ernst Heyne 1892. Taschenformat, 95 SS.

Der Verf., Gründer und Vorstand des Internationalen Entomologen-Vereines „Societas Entomologica" zu Zürich-Hottingen, bekannt als Lepidopterologe, dessen Thätigkeit jedoch der Tod (im Juni 1893) ein Ende setzte, hatte mehr das praktische als das wissenschaftliche Gebiet cultiviert. Er hat in dem vorliegenden Schriftchen seine reichen Erfahrungen über den ergiebigen „Köderfang" der Großschmetterlinge niedergelegt. In einer Einleitung wird die Zubereitung des Köders und die Fangmethode mittelst desselben in leicht verständlicher Weise geschildert. Das Wesen dieses Köders besteht aus frischen Äpfelschnitten, deren etwa acht Stück an je einen meterlangen Bindfaden dicht aneinandergereiht und durch drei Stunden vor dem Fange sammt dem Faden in Bier mit dem Zusatze von einigen Prisen Staubzucker und einem halben Esslöffel Honig eingelegt werden. Kurz vor der Excursion wird der Köder aus dem Biere genommen, 5—6 Tropfen Äpfeläther beigemengt, und dann wird er nochmals in die Flüssigkeit eingetaucht und hierauf, in einer Blechbüchse verwahrt, auf den Fangplatz gebracht. Die Schnüre werden etwa 20 cm hoch zwischen zwei Bäumen oder zwischen Ästen horizontal ausgespannt. Die Fangzeit beginnt nach Sonnenuntergang und währt bis in die Nacht hinein. Stürmisches Wetter, sowie mondhelle Nächte sind dem Köderfange abhold, wogegen schwacher Regen die Beute nicht schmälert. Die Schmetterlinge werden von dem Köder abgenommen und am besten in Gläser gebracht, in welchen sich Cyankalium befindet. Man erbeutet mittelst mehrerer Schnüre an einem Abend nicht selten 100—150 Schmetterlinge, darunter Arten, welche sonst nicht leicht zu bekommen sind. Die Thiere, welche man zur Ei-

ablage und Aufzucht benützen will, werden durch sehr schwache Dosen des erwähnten Giftes nur betäubt. — Der zweite Theil des Schriftchens enthält die Namen jener Falter, welche nach den bis jetzt gemachten Erfahrungen den Köder aufsuchen; bei den einzelnen Arten wird die Flugzeit angegeben. Es werden 470 Arten aufgezählt, unter welchen die Eulenfalter den Hauptantheil nehmen. — Der dritte Theil bespricht die Behandlung der weiblichen Schmetterlinge behufs der Eiablage. — Der vierte Theil handelt über die „Auswahl der Futterpflanzen für die Raupen der mittelst des Köders erbeuteten Falter" und kann zugleich als Raupenkalender betrachtet werden, da der Verf. auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen genaue Angaben über die Zeit des Vorkommens der Raupen auf ihren Nährpflanzen verzeichnet. — In einem weiteren Abschnitte wird noch eines Köderfanges der Papilioniden (Bestreichen der Zweige und Blätter von Bäumen — am besten von Pappelbäumen — mit Limburger Käse), sowie eines Lockmittels für Bläulinge (Ausgießen einer Flasche Wassers auf Wegen nach anhaltend heißen Tagen) gedacht. — Endlich belehrt ein Anhang über „die praktischen Utensilien für Lepidopterologie". — Der Anfänger erhält durch das Schriftchen somit die nöthigen Unterweisungen über das Einsammeln und Aufziehen der Schmetterlinge; aber auch der Fachlepidopterologe wird manche Belehrung daraus zu schöpfen Gelegenheit haben. Der Anschaffungspreis dieses handsamen Büchelchens, das wir unserer Jugend bestens empfehlen, beträgt 2 Mark.

Illustriertes Schmetterlings- und Raupenbuch. Anleitung zur Kenntnis der Schmetterlinge und Raupen, nebst Anweisung zur praktischen Anlage von Sammlungen bearbeitet von Dr. Wilhelm Medicus, k. Reallehrer für Naturgeschichte an der pfälz. Kreisrealschule in Kaiserslautern. Kaiserslautern, Aug. Gottholds Verlagsbuchhandlung. kl. 8°, 104 SS. mit 8 chromolithogr. Tafeln. Preis 1 Mk.

Unter den zahlreichen „Schmetterlingsbüchlein für Anfänger" ist das vorliegende wegen seines billigen Anschaffungspreises bei der Reichhaltigkeit des Inhaltes gewiss recht sehr zu empfehlen. Es leitet zunächst den jungen Liebhaber in leichtfasslicher und bündiger Weise an, die Schmetterlinge zu sammeln und zu präparieren. Hierauf führt es ihm die Beschreibung von 200 Arten in systematischer Reihenfolge vor. Die Diagnosen sind kurz, doch hinreichend, um die häufigsten Gattungen und Arten unterscheiden zu lernen, wobei die naturgetreuen und recht fein ausgeführten Abbildungen von 56 Schmetterlingen ein gutes Hilfsmittel abgeben. Dass den Mikrolepidopteren eine sehr geringe Berücksichtigung zutheil wurde, indem nur 18 Arten beschrieben erscheinen, ist erklärlich. Das Büchlein wird gewiss seinen Zweck erreichen: dem planlosen Sammeln und Tödten von Schmetterlingen Einhalt zu thun, dafür aber den Sinn für Ordnung und Beobachtung wachzurufen und dadurch Lust und Liebe für den das Gemüth

veredelnden Gegenstand zu wecken und zu befestigen. Ungern vermissen wir Winke über das Züchten der Schmetterlinge, obgleich nebst der Beschreibung die Lebensweise der Raupen bei jeder Art in dem Büchlein bekannt gemacht wird und 18 verschiedene Raupen zur Abbildung kamen. In der Charakteristik der Kerbthiere (S. 1 u. 2) finden sich manche Unrichtigkeiten; auch fällt es sonderbar auf, wenn man daselbst von einem „Maule" (Mund) der Insecten liest. Drollig aber wird sich der Schmetterlingsfänger ausnehmen, wenn er auf Rath des Verf.s (S. 5) den „sonst so oft verpönten Cylinder" als Kopfbedeckung bei seinen Jagden benützt, um an der Innenseite desselben die Schmetterlinge wie in eine Sammelschachtel einzustecken. Überdies hat der Verf. wohl auch nicht an die Unbequemlichkeit dieses Sammelgeräthes gedacht, in welchem sich im Sonnenscheine, wo der Schmetterlingsfang am häufigsten stattfindet, nicht selten eine Temperatur von 40° C einstellt. Zum Glücke tragen aber die Kinder noch keine „Cylinder"!

Dr. H. G. Bronns Classen und Ordnungen des Thierreiches. Wissenschaftlich dargestellt in Wort und Bild. In neuer Bearbeitung oder fortgesetzt von verschiedenen Autoren. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. gr. 8°; erscheint in Lieferungen mit Tafeln und mit Figuren im Texte. Preis jeder Lieferung 1 Mk. 50 Pf.

Seit unserer letzten Besprechung dieses groß angelegten Werkes in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1894, S. 446) sind folgende Fortsetzungen eingelaufen: Von der 3. Abtheilung des II. Bandes, die Echinodermen von Dr. H. Ludwig, Prof. in Bonn, enthaltend, die Lieferungen 17—19 (erschienen 1894—1895). Die drei genannten Lieferungen handeln über die Classe der Seesterne (*Asteroidea*), ohne dieselbe aber noch zum Abschlusse gebracht zu haben. Hervorzuheben ist das auf S. 467—488 gegebene Literaturverzeichnis wegen seiner Reichhaltigkeit: es umfasst 582 Nachweise von der ältesten bis zur neuesten Zeit. Mit großer Sachkenntnis ist auch der historische Theil geschrieben. In der Abtheilung „Morphologie", welche in eigenen Capiteln das Gesammtaussehen, die Haut, das Hautskelet (mit 7 Figg.), die Musculatur, das Nervensystem, das Wassergefäßsystem und die Verdauungsorgane der Seesterne bespricht (das Athmungssystem wird in der nächsten Lieferung fortgesetzt), erfreut uns das Capitel über das Hautskelet (S. 508—543) durch seine besondere Ausführlichkeit und durch die Klarheit der Darstellung. — Von der 2. Abtheilung des V. Bandes über Arthropoden von Dr. A. Gerstäcker[1]) liegen

[1]) Durch den am 20. Juli 1895 erfolgten Tod Dr. K. E. A. Gerstäckers, Prof. der Zoologie an der Universität Greifswald, erleiden Herausgeber und Verleger von „Bronns Classen und Ordnungen des Thierreiches" einen bedeutenden Verlust. Hoffentlich liegt das Manuscript über Crustaceen von dem eminenten Gelehrten fertig vor. Möge es dem Unternehmen gelingen, einen ebenbürtigen Bearbeiter für die noch übrigen Classen, resp. Ordnungen der Arthropoden zu finden.

us die Lieferungen 35—43 mit 20, zum Theile colorierten, meisterhaft ausgeführten Tafeln vor. Der Inhalt aller dieser Lieferungen bezieht sich auf die Organisation der Dekapoden; in ausführlicher und kritischer Weise werden besprochen: das Hautskelet, das Nervensystem, die Sinnesorgane, das Muskelsystem, die Verdauungsorgane, besondere Drüsen und die Kreislaufsorgane (das Herz, die Arterien und Venen; das Capitel über das Blut ist noch nicht abgeschlossen). Für die Abbildungen lieferten die vorzüglichsten Monographien Muster.

Wien. J. Mik.

Praktisches Dictierbuch mit Wort- und Silbenzählung von Richard Preuss. Dresden, Wilhelm Reuters Stenographieverlag 1895. Preis 2 Mk. 25 Pf.

Der Herausgeber des vorliegenden Büchleins, welches den 35. Band der Reuter'schen Bibliothek für Gabelsberger Stenographen bildet und ein Hilfsbuch für Leiter stenographischer Fortbildungscurse sein soll, hat sich entschlossen, die bestehenden Sammlungen von Dictierstoff für stenographische Übungszwecke um eine weitere zu bereichern, da derartige Werke ziemlich schnell durchgearbeitet zu werden pflegen, andererseits aber die bereits vorhandenen Dictierbücher nur Silbenzählung, aber keine Wortzählung haben. Von dieser wird aber doch noch vielfach (namentlich in Österreich) Gebrauch gemacht. Durch gewisse Zeichen im Texte ist es nun ermöglicht, Complexe von je 10 Silben, dann solche von 20 und 25 Worten zu übersehen. Die dargebotenen Stoffe sind der Natur der Sache nach Reden, und zwar zum nicht geringen Theile (11 von 20) solche, welche sich auf die Gabelsberger'sche Stenographie beziehen. Einige der übrigen Themen sind von allgemeinem Interesse, wogegen sich andere auf speciell deutsche Verhältnisse beziehen. Es ist eigentlich zu verwundern, dass sich in Österreich mit seinen zahlreichen Stenographiecursen noch kein Bedürfnis nach einem ähnlichen Unternehmen geltend gemacht hat.

Wien. E. Eichler.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Entwurf eines Planes für die Studienreisen nach Italien und Griechenland.

Das was im Folgenden geboten wird, soll nur Winke enthalten, da selbstverständlich die Unternehmung einer weit ausgreifenden und viele Orte umfassenden Studienreise gewisse unvorhergesehene Umstände zur Abänderung des im voraus entworfenen Planes nöthigen. Das hohe k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht hat auch wohl mit Rücksicht darauf in der Instruction nur allgemeine Vorschriften darüber gegeben, welche Orte zu berühren und wie lange man sich in den wichtigeren aufzuhalten habe. Dennoch werden manchem, der die Reise unternimmt, gewisse auf Erfahrung beruhende Vorschläge willkommen sein.

Für den zu entwerfenden Plan ergeben sich als zeitliche Fixpunkte nur die schon einige Monate vorher bestimmten Termine für den Beginn der Peloponnes- und Inselreise und ferner der Beginn des Giro in Pompei, der auf den ersten Montag des Juli festgesetzt ist. Da die beiden ersteren in den April (15. 20 —), beziehungsweise in den Mai — (5. 10.) fallen, so zerfällt der Aufenthalt in Italien in zwei getrennte Theile. Der Erfahrung gemäß bedarf vor allem die Frage nach Zeit und Dauer des Aufenthaltes in Rom der sorgfältigsten Erwägung. Die Dauer muss möglichst lang sein, da man sonst der Fülle des hier Gebotenen nicht gerecht werden konnte. Es fragt sich aber, soll man das reiche Pensum, welches man in Rom zu lösen hat, derart theilen, dass man die eine Hälfte vor der Abreise nach Griechenland und die andere nach der Rückkehr, also während des zweiten Aufenthaltes in Italien, absolviere, oder soll man es schon während des ersten Aufenthaltes vollständig — insofern man bei der Dauer dieser Studienreisen von Vollständigkeit reden kann — erledigen, so dass man dann im Sommer auf der Rückreise während einer Woche ungefähr das Wichtigste nur zu wiederholen braucht. Viele Gründe, unter denen einige geradezu unwiderleglich sind, sprechen für eine Beantwortung dieser Frage im Sinne des zweiten Theiles derselben, d. h. dafür, die ganze der Reise nach Griechenland vorausgehende Zeit in Rom zuzubringen. Die wichtigsten Gründe sind folgende:

Der Sommer, d. h. die Zeit vom Juni an wird aus naheliegenden Gründen in den Sammlungen Roms — so im J. 1895 im vaticanischen und lateranensischen Museum — zur Vornahme nothwendig gewordener Reparaturen benützt, und so kann es ein ungünstiger Zufall wollen, dass man gerade das, was man während des ersten Aufenthaltes versäumt und sich für den zweiten aufgespart hat, nachzuholen bei dem besten Willen nicht mehr in den Stand gesetzt wird; dann lautet der Permess zum Besuch der päpstlichen Sammlungen nur auf drei Monate, ungefähr also bis Mitte oder Ende des Monats Mai;[1]) ferner finden die dankenswerten Vorträge der beiden Herren Secretäre des deutschen archäologischen Instituts in Rom bloß während der Winter- und Frühlingsmonate statt, gerade so wie die adunanze, von denen man auch einzelne besuchen mag, am 19. April geschlossen werden; endlich räth dazu die Jahreszeit. Mit Rücksicht auf diese empfiehlt es sich nämlich einerseits in dem winterlichen Februar so schnell und so weit als möglich nach Süden, wie andererseits im Sommer, d. h. im Juli nach Norden zu gehen. Freilich werden sich alle, die im vergangenen Jahre die Gelegenheit hatten, den März in Rom zuzubringen, an den auch hier durch zwei Drittheile dieses Monates herrschenden nordischen Winter erinnern; wüthete doch am 6. März während der Mittagszeit durch zwei Stunden ein solcher Schneesturm über Rom, dass man ihn nicht echter im Norden haben konnte. Dafür war aber auch in Bologna der Schnee in der letzten Woche des Februar zu bergeshohen Haufen zusammengeschaufelt. Aber einmal, was für dieses abnorme Jahr gilt, das gilt nicht für alle, und dann gründet sich die hier vertretene Ansicht nicht auf die Temperatur des Winters im allgemeinen, sondern nur auf die gesundheitsschädliche Kälte in den ungeheizten Räumen der Sammlungen. In Bologna z. B. war es geradezu unmöglich sich längere Zeit im Museum aufzuhalten. Was aber den Sommer anbelangt, so ist da wieder umgekehrt die allgemeine Temperatur maßgebend, die bekanntlich in Rom unerträglich ist. Man wird also am besten thun, sich alle die Orte, die nördlich von Rom liegen, und die man besuchen will, für die Zeit der Rückkehr aufzusparen und sofort ohne Unterbrechung vom Ausgangspunkte der Reise nach Rom zu eilen. Tritt man nun die Reise in der Zeit vom 15—20. Februar an und verlässt man Rom erst an dem Tage, an dem es noch möglich ist, in Brindisi dasjenige Schiff zu erreichen, welches das letzte ist, das noch rechtzeitig vor dem Termine des Antrittes der Peloponnesreise in Patras, beziehungsweise im Piräus eintrifft, so hat man für den römischen Aufenthalt einen Zeitraum gewonnen, der, über sechs bis sieben Wochen sich erstreckend, ungefähr den vierten Theil der ganzen Reisezeit umfasst und hinreicht, sich in das Studium der Ruinen, Sammlungen und Kirchen zu vertiefen, sich in und um Rom herum zu orientieren und mehrere Ausflüge, wie nach Ostia und in die Sabiner- und Albanerberge, zu unternehmen.

---

[1]) Der Erfolg eines Gesuches um Verlängerung desselben wurde in dem genannten Jahre in Frage gestellt.

Bei der zeitlichen Bestimmung des zweiten Abschnittes der Reise, der Griechenlandsfahrt, drängt sich die Frage nach der Dauer des Aufenthaltes in Athen auf. Da man mit der Abgangszeit der Schiffe zu rechnen hat, so muss man ungefähr drei Wochen in Athen selbst zubringen, nämlich eine Woche vor Antritt der Peloponnesreise,[1]) die zweite zwischen dem Ende dieser und dem Anfange der Inselreise und die dritte nach der Rückkehr von letzterer. Diese Zeit wird zum größten Theile von den Vorträgen im Museum und bei den Ruinen in Athen und in der Umgebung der Stadt ausgefüllt, so dass eine selbständige gründliche Orientierung zu kurz kommt. Früher nach Griechenland zu reisen, ist aus den für eine möglichst lange Dauer des Aufenthaltes in Betracht sprechenden Gründen nicht rathsam. Dagegen könnte freilich eingewendet werden, dass man bei einem früheren Eintreffen in Athen die Gelegenheit bekommt, den einen oder anderen Vortrag des Herrn Prof. Dörpfeld zu hören. Dass die Vorträge des genannten Herrn Professors sehr instructiv sind, das wird ein jeder bestätigen, der auch nur einmal das Glück hatte, seinen klaren und erschöpfenden Ausführungen zu lauschen. Dagegen kann man nun einmal nicht alles haben, und dann nimmt sich der österreichische Archäologe, der sich ständig in Athen aufhält, die österreichischen Gymnasialprofessoren in der liebenswürdigsten und zuvorkommendsten Weise an, führt sie überall herum und hält ihnen Vorträge an und auf der Akropolis, beim Theseion und der Stoa des Attalus, am Dipylon und der Gräberstraße, im Piräus und auf Salamis und endlich in Eleusis.[2]) Man wird also nur so den Aufenthalt in Athen verlängern können, dass man die Abreise um eine oder mehrere Wochen hinausschiebt. Und dafür spricht auch noch ein anderer gewichtiger Grund. Herr Prof. Wolters hält nämlich in der Woche zwischen den beiden Reisen sowohl, als auch nach Beendigung der Inselreise in den beiden Museen Athens, im Nationalmuseum und dem auf der Akropolis gelegenen Museum Vorträge, ungefähr zehn an der Zahl, die erst in der zweiten Woche nach der Rückkehr von den Inseln abgeschlossen werden. Diese Vorträge nicht bis zu Ende angehört und so den Vortrag über die Vasen z. B. versäumt zu haben, möchte man wohl für einen großen Verlust ansehen.

Ist bisher der Entwurf des Planes leicht erschienen, so droht seiner Fortsetzung einige Schwierigkeiten. Wenn man nämlich noch vierzehn Tage nach der Inselreise in Athen geblieben ist, eine Zeit, die hinzugerechnet zu den beiden früheren Wochen, mir auszureichen scheint, und ist so das Ende des Mai herangekommen, so fragt es sich, soll man den ganzen folgenden Monat in Neapel zubringen, da, wie oben bemerkt, der Giro in Pompei erst in den ersten Tagen des Juli seinen Anfang

[1]) In Athen kommt man nämlich an einem Dienstag mit der Bahn an, mit dem Schiffe des österr. ungar. Lloyd im Piräus an einem Mittwoch, während der Antritt der Peloponnesreise auf einen Montag oder Dienstag fällt.

[2]) Für all dieses verpflichtete Herr Dr. Wilhelm die im J. 1895 in Athen anwesenden österreichischen Gymnasialprofessoren zu großem Dank

nimmt. Aber gewöhnlich kommt man gar nicht dazu, sich diese Frage zu stellen, weil andere Orte theils wegen ihrer Nähe, theils wegen der Fülle des Interessanten, das sie darbieten, zu einem Besuche einladen und man dem Reize, der in einem Besuche derselben liegt, nicht widerstehen kann. Diese Orte sind Constantinopel, Smyrna und die Insel Sicilien. Meines Wissens haben in dem verflossenen Jahre von den zehn Gymnasialprofessoren neun die Insel Sicilien bereist,[1]) drei (vier?) reisten nach Constantinopel, nach Smyrna — keiner. Wenn auch noch andere Umstände an diesem Resultate die Schuld tragen, so wird man doch aus demselben den Schluss ziehen können, dass sich das Verlangen, auch Sicilien in den Reiseplan einzubeziehen, seit dem Bestande der Stipendien derart gesteigert hat, dass schon im J. 1895 der Besuch der Insel zur Regel wurde und es wohl auch späterhin bleiben wird.

Es könnte wundernehmen, dass sich nicht mehr entschlossen, Constantinopel einen Besuch zu machen, da ja schon die Erwägung, dass sich nicht leicht mit Rücksicht auf die große Nähe eine so günstige Gelegenheit bieten dürfte, diese zu den sehenswürdigsten gehörende Stadt zu schauen, zu diesem Entschlusse hätte zwingen müssen. Nun ist aber die Nähe nicht so groß, wie es scheint; denn man braucht von Athen aus immer noch mindestens 40 Stunden zur Meerfahrt und ebenso viele zurück, da man doch wieder nach Italien zurückkehren muss und daher dem Piräus nicht leicht ausweichen kann. Man könnte vielleicht einwenden, dass sich die Reise heuer gleich von Troia aus hätte leichter bewerkstelligen lassen. Thatsächlich haben auch einige Theilnehmer an der Inselreise diesen Weg gewählt. Jedoch erweist sich dieser wenigstens mit Rücksicht auf die Zeit nicht als kürzer und schließt auch noch viele Unannehmlichkeiten in sich, die aus einem mehrstündigen Ritt, dem Übernachten in einem oder zwei türkischen Orten und einer Fahrt mit einer Segelbarke zu einem Hafenorte, wo die Schiffe anlegen, erwachsen, die aber wegfallen, wenn man die Reise von Athen aus unternimmt. Dann erlaubte es auch nicht der Zweck der Studienreise, die schon erwähnten Museumsvorträge zu versäumen, weshalb auch alle österreichischen Gymnasialprofessoren von Troia nach Athen zurückkehrten. Ferner stellen sich die Kosten, die aus einem Constantinopler Aufenthalte erwachsen, unverhältnismäßig hoch; endlich, und dies spricht am meisten dagegen, passt, vom Standpunkte des Philologen aus betrachtet, Constantinopel nicht in den durch den Zweck der Reise umschriebenen Rahmen. Daher hat auch die Instruction für die Studienreisen diese Stadt nicht aufgenommen. Dennoch soll nicht mit dem Gesagten vor dem Besuche Constantinopels gewarnt werden, besonders wenn er sich nur auf acht Tage einschließlich der Hin- und Rückfahrt ausdehnt. Freilich bleiben dann nur ungefähr $3^1/_2$ Tage zur Besichtigung der Stadt übrig; indes waren die drei Herren, welche in so kurzer Zeit den Besuch absolvierten, mit dem erzielten Erfolge im ganzen zufrieden.

[1]) Von diesen zwei vor der Abreise nach Griechenland.

Aber vom Standpunkte des Studienzweckes aus wäre eher ein Besuch Smyrnas anzurathen. Dass im J. 1895 von den zehn Stipendisten keiner dahin kam, das lässt sich besonders aus dem Umstande erklären, dass sich nicht eine Gesellschaft zur gemeinsamen Unternehmung der Reise zusammenfand. Erwägt man nämlich, dass man in den wenigen Wochen des griechischen Aufenthaltes 18—20 Vorträge in Athen angehört und außer Athen und Umgebung (Piräus und Eleusis) noch 30 Orte oder mehr besucht hat,[1]) deren Besuch meistens wieder mit der Erklärung der vorhandenen Ruinen verbunden war, so wird man sich nicht darüber wundern, dass sich aller derjenigen, die keine Gelegenheit, sich in ihrem Wissen zu vervollkommnen, ungenützt ließen, eine große geistige Abspannung und Ermattung bemächtigt hat. Und dann wird es auch natürlich erscheinen, dass man in einem Zustande, in dem die Unternehmungslust auf den Nullpunkt herabgesunken ist, eines treibenden Momentes bedarf. Ein solches stellt sich aber von selbst ein, wenn sich mindestens drei oder vier zu einer Gesellschaft behufs gemeinsamer Unternehmung von Reisen zusammenthun, da der jedem innewohnende Wetteifer den einen hinter den andern nicht zurückstehen lässt. Dann vermindern sich aber auch noch die Kosten besonders bei Wagenfahrten (in Sicilien!) auf den entsprechenden Bruchtheil für den einzelnen. Auf einen lohnenden Abstecher nach Smyrna wird man wegen der Ausflüge, die man in das Innere, wie z. B. nach Ephesus, unternehmen muss, wohl 14 Tage berechnen müssen.

Wie schon oben bemerkt, genoss im verflossenen Jahre Sicilien vor Constantinopel und Smyrna den Vorzug, und das mit Recht! Es ist hier nicht der Ort, eine Beschreibung dessen zu geben, was Sicilien sowohl dem Philologen als auch dem Historiker bietet. Schon der gute Zustand und der Reichthum der Ruinen von Syracus, die Pracht und Großartigkeit der Tempel Agrigents, die Reichthümer des Museums von Palermo (Metopen von Selinus!) und die Denkmäler der byzantinischen Kunst in ebenderselben Stadt lassen einen Ausflug nach Sicilien berechtigt erscheinen. Von der Größe einzelner Gemeinwesen der alten Welt macht man sich erst im Angesichte der einen gewaltigen Landstrich einrahmenden riesigen Mauern des alten Syracus eine Vorstellung. Dazu kommt die Bedeutung der Insel als eines Schauplatzes, auf dem sich ein großes Stück alter, wie auch neuester Geschichte abgespielt hat, die große landschaftliche Schönheit an der Küste, die man sich nicht entgehen lassen soll, der bunte Wechsel zwischen größter Fruchtbarkeit und unwirtlicher Öde im Innern und die Eigenart der Bewohner in Aussehen, Sprache und Gewohnheiten. Daher gestaltet sich eine Bereisung Siciliens zu einem der lohnendsten Abschnitte der ganzen Studienreise. Zu irgendwelchen berechtigten Bedenken liegt auch kein Anlass vor. Die Sicherheit des Reisens in

---

[1]) Megara, Korinth, Delphi, Olympia, Bassae, Lykosura, Megalopolis, Tripolis, Mantinea, Nauplia, Heraeon Argos, Tiryns, Mykenae, Epidaurus, Argos, Ägina, Poros, Sunion, Thorikos, Eretria, Oropos, Rhamnus, Laurion, Tenos, Delos, Mykonos, Assos, Troia, Sparta u. a. m.

Sicilien ist heute ebenso groß wie im übrigen Italien,[1]) die Hitze ist im Juni, da man sich doch zumeist in der Nähe der Küste aufhält, nicht so drückend, wie die es war, unter welcher man in Athen im Mai zu leiden hatte, endlich stellen sich die Kosten nicht hoch. Außerdem sprechen noch manche Momente für die Unternehmung dieser Reise. Erstens hat man auf der ganzen Fahrt mit keinen Unannehmlichkeiten zu kämpfen. Man fährt nämlich von Brindisi aus, die einstündige Seefahrt von Reggio nach Messina ausgenommen, stets mit der Bahn, was besonders denjenigen, welche zur Seekrankheit inclinieren, angenehm ist, und braucht nicht eher als bis in Messina zu übernachten.[2]) Die einzelnen Strecken zwischen den Orten, die man wohl besuchen wird, sind zumeist kurz; eine längere Eisenbahnfahrt hat man nur von Syracus nach Girgenti zu überstehen, und auch diese wird kürzer werden, wenn einmal die Linie Syracus-Licata-Girgenti ausgebaut sein wird. Endlich geht täglich von Palermo ein Schiff nach Neapel ab, dessen Fahrt bei normalen Verhältnissen nur 14—15 Stunden währt. Dann fügt sich zweitens der Aufenthalt in Sicilien recht passend in den allgemeinen Reiseplan ein. Denn zur Bereisung Siciliens reichen 14—17 Tage — von Brindisi aus gerechnet — vollkommen aus. Man kommt nämlich, wenn man in den letzten Tagen des Mai oder in den ersten des Juni von Athen abgereist ist, Mitte Juni nach Neapel. Bis zum Beginn des Giro in Pompei hat man dann noch ungefähr 14 Tage Zeit, die hinreichen, Neapel kennen zu lernen, das Museum durchzunehmen und alle Orte in der nächsten Umgebung der Stadt, wie S. Martino, Camaldoli, Pozzuoli, Baiae, das Cap Misenum, und die der weiteren, wie Capri, Sorrent, Amalfi, Salerno und Paestum zu besuchen.

Im Folgenden soll ein kurzer Plan für eine Bereisung Siciliens gegeben werden, aus dem ersichtlich ist, wie die Reise am besten unternommen wird, welche Orte zu besuchen, was in den einzelnen zu besichtigen ist, und endlich wie sich die Tage auf die einzelnen Orte vertheilen lassen; in Klammern sind auch noch die Namen von Hotels beigefügt, die gut und nicht theuer sind. An dem Abend eines Freitags kommt man mit dem Schiffe in Brindisi an; hier übernachte man. 1. Tag: Abfahrt von Brindisi um 7 Uhr[3]) morgens. Ankunft in Tarent um 9. Aufenthalt bis $2^1/_2$. Fahrt nach Metapont. Während des ungefähr siebenstündigen Aufenthaltes Spaziergang zu den Tavole Paladine. Abendessen am Bahnhof. Abfahrt nach Reggio um 11 Uhr nachts. 2. Tag: Ankunft in Reggio um $10^1/_2$ (in Catanzaro-Marina Caffee!). Überfahrt nach Messina. Mittags Ankunft (Hotel Venezia). Ausflug nach dem Faro. 3. Tag: Spaziergang in der Stadt. Dom. Campo Santo. Dieser Tag ist mit Rücksicht

[1]) Ich fuhr z. B. mit drei Herren stets 3. Classe; die Freundlichkeit der Leute aus den sogenannten unteren Classen war geradezu überraschend; nichts deutete auf irgendeinen Ausnahmszustand hin, außer dass ganz vereinzelte, verstärkte Patrouillen uns zu Gesicht kamen.

[2]) Die Eisenbahnfahrt ist einer etwaigen Meerfahrt von Athen direct nach Catania, beziehungsweise Messina vorzuziehen, was sich aus der unten folgenden Reiseskizze ergibt.

[3]) Die Zeit ist nur annähernd angegeben.

auf die vorausgegangene lange Fahrt als Rasttag auszunützen. 4. Ta 7 Uhr morgens Abfahrt nach Giardini. Ankunft um 9. Wagenfahrt na Taormina (Hotel Naumachie). Spaziergang nach Mola. Besichtigung d Ruinen, besonders des Theaters womöglich bei Sonnenuntergang. 5. Ta 5 Uhr morgens Fußmarsch nach Giardini. Eisenbahnfahrt nach Catan Ankunft um 9. Wagenfahrt durch die Stadt zum Kloster S. Nicola, E steigung des Thurmes.[1]) 3 Uhr nachmittags Abfahrt nach Syracus. A kunft um $5^1/_2$. Wagenfahrt zu den Ruinen in der Nähe der Sta Griechisches Theater, Gräberstraße, Amphitheater, Latomia del Paradi Ohr des Dionysius, Katakomben von S. Giovanni. 6. Tag: Vormitt Wagenfahrt nach Belvedere. Telegrafo. Euryelos. Spaziergang längs d auf der Mauer bis zur Scala Greca. Nachmittag: Museum, Dom, Qu der Arethusa, Dianatempel, Spaziergang in der Stadt, eventuell Bootfa bis zur Kyanequelle. 7. Tag: Eisenbahnfahrt nach Girgenti (He Belvedere). 8. Tag: Vormittag: Besichtigung der Tempel auf ein Spaziergange von S. Nicola aus bis zum Zeustempel. Nachmittag: De S. Maria dei Greci. Museum. 9. Tag: Eisenbahnfahrt nach Palen 9.—14. Tag: Aufenthalt in Palermo.[2]) Für das Studium des Museu verwende man mindestens zwei Vormittage. Palazzo Reale mit der C pella Palatina. S. Giovanni degli Eremiti. Dom. S. Giuseppe de' Teat mit der Unterkirche. La Martorana. Villa Giulia. Botanischer und ex lischer Garten. Häufige Spaziergänge in der Stadt und auf der Mari Ausflüge nach Monreale (Dom) und auf den Monte Pellegrino (eventu Telegrafo). Gegen die vorliegende Austheilung der Zeit wird m schwerlich den Vorwurf erheben können, als bedinge sie ein allzu grof Hasten von Ort zu Ort. An den meisten Orten handelt es sich do nur um die Besichtigung der Ruinen, das übrige ergibt sich nebenl von selbst. Man braucht nur diesen Plan mit dem der Peloponnesre zu vergleichen, um zu ersehen, dass ein längeres Verweilen an d einzelnen Orten Siciliens ebensowenig nothwendig ist.

Die Frage nach dem Reiseziele, das man am besten in die Z zwischen der Abfahrt von Athen und der Ankunft in Neapel einschieb könnte, ist bisher noch offen geblieben. Dass man irgendeines e schieben könne, das ergibt sich aus dem Obigen. Da es nun der Rei ziele drei gibt, nämlich Constantinopel, Smyrna und Sicilien, so lass sich sieben Combinationen bilden, je nachdem man nur eines od mehrere zugleich oder endlich alle drei ins Auge fasst; fügt man no hinzu, dass es nicht absolut geboten ist, dem vierzehntägigen Giro Pompei beizuwohnen — die Für und Wider werden sich wohl die Wa halten —, und dass man dann für das Studium der Ruinen Pomp drei oder vier Tage in Anschlag bringen wird, so erhöht sich die Z der Combinationen auf dreizehn, da man bei einer Ausdehnung der Re

---

[1]) Zur Besteigung des Ätna braucht man zwei Tage, um wel sich in diesem Falle der Aufenthalt in Sicilien verlängert. Nach Aussage zweier Herren, die bis zum Krater gedrungen sind, sind Schwierigkeiten nicht bedeutend.

[2]) Wenn der Ausflug nach Segesta gemacht wird, so ist ein T einzuschieben.

auf alle drei obengenannten Reiseziele ohnehin schwerlich zu rechter Zeit vor Beginn des Giro in Pompei wird eintreffen können. Vor der Beantwortung der Frage, welche von den Combinationen man vorziehen solle, wird man nicht umhin können, sich über den letzten Abschnitt der Reise Klarheit zu verschaffen, und deshalb soll dieser auch schon hier in Kürze behandelt werden.

Nach Absolvierung des Pensums in Neapel und Pompei wird man noch acht Tage behufs Wiederholung Rom und zehn Tage Florenz widmen müssen. Das ist aber nicht alles. Man wird nicht gut thun, an Orten wie Assisi und Perugia,[1]) eventuell auch Orvieto und Terni vorüberzugehen, ohne wenn auch nur je einige Stunden zur Besichtigung ihrer Sehenswürdigkeiten zu verwenden. Rechnet man auf den Besuch dieser zwei Tage, so ergeben sich bereits als Summe drei Wochen. Nun bleiben noch die Städte Pisa, Bologna, Rimini, Ravenna, eventuell Mailand, Verona und Genua oder noch andere übrig, von denen man wohl nicht alle, aber doch einige wird besuchen wollen; ebenso muss man mindestens vier Tage in Venedig zubringen; vielleicht wird man auch Spalato, Pola oder Triest mit Aquileia in den Plan aufnehmen, — kurz, man wird nicht fehlen, wenn man sich für diesen letzten Abschnitt sechs Wochen reserviert.

Da man also zwischen dem 15. und 20. Juli die Rückreise von Neapel, beziehungsweise von Pompei nach Rom wird antreten müssen, so wird es nicht schwer sein, die passenden Combinationen aus den möglichen dreizehn zu wählen. Will man an dem Giro in Pompei theilnehmen, so ist es nothwendig, bereits Mitte Juni in Neapel einzutreffen. Es erscheint also dann nur als möglich, entweder Smyrna allein zu besuchen oder nur Sicilien zu bereisen. Nur nach Constantinopel zu fahren und zu dieser Fahrt auch nur acht Tage zu verwenden, scheint nicht rathsam, da man bei einer sparsamen Verwendung der Zeit für weitere acht Tage keine rechte Verwendung hat. Die beiden Städte zu besuchen oder Constantinopel und Sicilien ist nur dann möglich, wenn man den oben begrenzten Aufenthalt in Athen um eine Woche verkürzt. Weitere Combinationen sind ausgeschlossen. Hält man ein selbständiges drei- bis viertägiges Studium der Ruinen Pompeis für genügend, so wird man Ende Juni in Neapel eintreffen können. Dann wird man entweder Constantinopel und Smyrna oder eine dieser Städte mit Sicilien besuchen können, schwerlich aber beide Städte und die Insel. Diese letzte Combination wäre auch nur möglich, wenn man Athen schon um den 25. Mai herum verließe.

Zum Schlusse ist es noch nöthig, auch jene Eventualitäten ins Auge zu fassen, die sich aus einer Verschiebung der Termine für den Antritt der Peloponnes- und Inselreise ergeben müssten. Beträgt die Verschiebung nur eine Woche, so braucht an dem gegebenen Entwurfe nichts geändert zu werden, wohl aber, wenn sie sich über 14 Tage

[1]) Es empfiehlt sich überhaupt, auf der Hin- oder Rückfahrt die an der Ostseite des Trasimenischen Sees über Perugia geführte Linie der Eisenbahn zwischen Terontola und Rom zu benützen, um eine Vorstellung von der Localität zu gewinnen, auf der sich die den Römern verhängnisvolle Schlacht abgespielt hat.

erstreckt, d. h. wenn der Beginn der beiden Reisen in die Ta 1.—5., beziehungsweise 21.—26. April oder in die Tage 1.—5., bezi weise 21.—26. Mai fällt. In dem ersteren Falle wird man am thun, nach der Rückkehr von Smyrna oder Sicilien gleich nach I fahren, hier drei Wochen zu bleiben und dann, falls man an de in Pompei theilnehmen will, eine Woche vor und eine weitere nach Neapel zu widmen; man wird dann um den 22. Juli herum glei Florenz reisen können. In dem letzteren Falle kann man die Abreise nach Griechenland gewonnenen 14 Tage zu dem Aufent Neapel verwenden und von hier aus die Reise nach Brindisi ant

Ried im Innkreis. Ernst Se

Praktische Pädagogik für höhere Lehranstalten von Dr Matthias. Mit einem Anhange: I. Über Internats-Erzieh Dr. Gustav Schimmelpfeng. II. Über Gesundheitspflege Ludwig Kotelmann. München 1895. II. Band, 3 Abth v meisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für Schulen.) 397 SS. Preis 7 Mk.

Die pädagogische Literatur findet selbst in jenen Kreisen Interesse sie hauptsächlich fördern will, nicht immer die ge Würdigung und Beachtung. Der Grund dafür liegt zum Theile Reichhaltigkeit dieser Literatur, infolge deren naturgemäß viel wertiges neben Vorzüglichem und Beachtenswertem auf den Markt Insbesondere begegnen rein theoretische Schriften dieser Art, v der Schulpraxis fernstehen oder dieselbe sogar vornehm ignorie den praktischen Schulmännern einer sehr kühlen Aufnahme. kann ein Buch, das wie das vorliegende auf dem Boden der Mit entstanden ist, von einem Schulmanne verfasst, dem es innere gung und Freude gewährt, einmal laut zu sagen, was man jahr der Stille gedacht und wofür man ebensolange gewirkt und g hat- S. 220 . von vornherein noch immer auf das lebhafteste der Lehrerschaft rechnen. Dieses Buch, das den schlichten Tite tische Pädagogik- trägt, will entgegen der theoretischen Pä welche die Aufgabe hat, allgemeine Sätze aufzustellen, syste Vollständigkeit anzustreben, und im Reiche der Gedanken und das Musterhafteste und Vollkommenste uns darzustellen, das w Erreichbare vorführen. -Aus dem Erlebten und Erreichten gegangen wird sie sich möglichst verwendbar gestalten für legenheit, wie diese in mannigfachster Weise im Schulleben sich d und für die Bedürfnisse des Augenblickes und der gebietenden Stu hat bei ihren Erörterungen und Vorschriften besonders den An im Auge, der aus dem schönen weiten Lande akademischer Freih tritt in den Zwang der Schule und in die formierungsreiche, pr Thätigkeit. Theorie, Universitätsstudium, Facultätsprüfung, Bestim für das Seminar- und Probejahr liegen außerhalb ihres Bereic nimmt alles das als Voraussetzungen hin und möchte vor all jungen Lehrer Vorschriften und Anweisungen geben, damit

...den fasse auf der Bahn, auf welcher er bis ans Ende seines Lehrer-...seins nach der Palme pädagogischer und didaktischer Vollkommenheit ...treben soll« (Einleitung S. 1).

Will dieses Buch zunächst und hauptsächlich den Bedürfnissen jüngerer Lehrer entsprechen, so muss es doch auch dem älteren und pädagogisch gereiften Lehrer wärmstens empfohlen werden. Er findet nämlich in demselben nicht bloß ein getreues Abbild seines Wirkens und Strebens und vielfach eine Reproduction seiner eigenen Anschauungen und Erfahrungen und somit Behagen und Befriedigung in dieser Lectüre, es wird für ihn auch eine Quelle reicher Belehrung und pädagogischer Förderung, indem die mannigfachsten Lehrerfehler rückhaltlos aufgedeckt und gegeißelt und zur Behebung derselben mannigfache Mittel geboten werden. Der richtige Pädagoge lernt nimmer aus, und so kann eine richtige praktische Pädagogik, wie der Verf. mit Recht erwartet, auch auf den älteren und alten Lehrer fördernd einwirken.

Matthias hat sein Buch in vier Abschnitte getheilt. Der erste handelt von der Persönlichkeit des Lehrers, der zweite von der Behandlung des Unterrichtsstoffes (der Methode), der dritte von der Schulzucht und Beurtheilung der Schüler und der vierte von den Beziehungen und dem Verhältnisse von Schule und Haus. Über die mannigfachen Stoffe, die in diesen Abschnitten behandelt werden, gibt ein sorgfältiges Inhaltsverzeichnis genauere Auskunft. Es ist für die Tendenz des Buches bezeichnend, dass der Abschnitt über die Persönlichkeit des Lehrers die erste Stelle einnimmt. Wie hoch der Verf. den Lehrer stellt, entnehmen wir aus Sätzen, wie S. 10: »Die äußeren Formen, Gesetze, Verordnungen, Lehrpläne, Methoden, kurz alles das, was allgemeine Bedeutung für Erziehung, Zucht und Unterricht hat, haben ihren nicht zu unterschätzenden Wert, aber sie sollten auch nicht überschätzt werden, weil sie ihre wirkende Bedeutung erst dann erhalten, wenn ein kenntnisreicher, geistesklarer, charakterfester und geschickter Lehrer sie ausübt im rechten Geiste, nicht als Knecht dieser Formen, sondern als Herr über den guten Geist in ihnen.« Und S. 12 über die Lehrerindividualität: »Pflege trefflicher individueller Gaben, Bekämpfung der Fehler, Beherrschung der Mittel, welche uns die Methode an die Hand gibt, entwickelt allmählich diejenige Art von Lehrerpersönlichkeit, aus deren geheimnisvollen Tiefen erst jene unmittelbar packende Wirkungskraft hervorquillt, welche das Meiste, ja alles über Schülerherzen und -köpfe vermag, welche mehr wirkt, als alle noch so gewählten Formen und Mittel äußerer Manier. Sie ist die Seele des Unterrichtes, das eigenthümliche Pathos desselben, das Elektrisierende, von dem man oft nicht weiß, von wannen es kommt, das aber wie der Quell aus verborgenen Tiefen seine Entstehungsgeschichte hat und von dort kommt, von wo höhere Wirkungen ausgehen.« Und S. 18 über die Herzens- und Charakterbildung des Lehrers: »Vor allem ist Liebe, Wohlwollen und Zutrauen zur Jugend nothwendig. Wer diese Empfindungen nicht kennt und nur Talent zum Docieren besitzt, und wäre es so gewaltig, dass es Berge zu versetzen vermöchte, der sollte lieber dem Lehrerberufe *fernbleiben*.«

In der Methodenlehre liebt es der Verf., feste Grunds markiger Form auszusprechen, so bei der Besprechung der Interp insbesondere deutscher Gedichte. »So wenig wie möglich, so v nöthig.« Für die Übersetzungskunst empfiehlt er den Philolog ganz richtigen Grundsatz: »So wörtlich als möglich, so frei als n oder bezüglich der Arbeitsfreudigkeit der Schüler: »quidquid est, in non expromit; bene coctum dabit.« Zum Schlusse einzelner werden oft in recht praktischer Weise Hausregeln ertheilt, s zur Fragekunst: »Man richte zunächst alle Fragen an die ganze dann rufe man den einzelnen auf und zwar mit seinem ehrlichen nicht aber mit »du da« und begleitendem Fingerstechen; denn a Schüler hat schon ein Anrecht, anständig angeredet zu werden.. frage in bestimmtem, aber in wohlwollendem Tone und schreie ni der Unterofficier auf dem Kasernenhofe.« S. 102 über die Formal »Die Formalstufen können uns manches Beherzigenswerte lehren wir müssen uns hüten, sie zur Schablone werden zu lassen.« S. 1 Aufgabenstellung: »Maßvolle Forderungen stellen! Verständige geben! Bei der Erfüllung der Forderungen streng, unnachsichtig, und unnachgiebig sein! Wer seine Schüler daran gewöhnt, dass si volle Forderungen bis auf den Punkt überm i erfüllen lernen, ka erreichen. Denn 250 Schultage im Jahre geben doch eine schöne von Forderungs- und Erfüllungsstunden.« Über die Erziehung zu merksamkeit sagt Matthias S. 115 sehr schön und richtig: »Erste Der Lehrer sei selber aufmerksam! Er sei ganz und voll bei der er muss in seinen Gegenständen leben, weben und sein; lebhaftes esse für sie zeigen — wo es nöthig ist, auch Begeisterung und innere Freude: zeigt sich diese auch in äußerer Fröhlichkeit, wo's bracht ist, da hat auch das gute Wirkung: denn fröhlichen Lehrern die Jugend gern, nichts aber ist ihr langweiliger als mürrische L

Der praktische Schulmann zeigt sich auch auf jeder Sei III. Abschnittes, der über Disciplin, Behandlung und Beurtheilu einzelnen Schüler handelt, z. B. S. 126: »Man soll nicht aus Kleinigkeit ein crimen laesae maiestatis magistri machen, sondern d dass man selber jung gewesen und es niemals bös gemeint hat, man sich einmal als Tapps betrug. Nicht mit Kanonen nach S schießen ist auch eine gute Regel für Erhaltung des Gehorsam Wahrung der Autorität.« Für das Lob stellt er als obersten Gr auf »dilige aurcam mediocritatem«, und »suum cuique«, nicht cuique. Vor allem aber soll dem Lobe das herzliche Wohlwoll die sichtliche Freude des Lehrers innewohnen, und nicht alberne S keit, die mürrisch und nörgelnd lobt und zwei Schritte der Einschr zurück thut, wenn sie drei Schritte des Lobes vorwärts gethan hat. Ängstlichkeit des Lobens gibt's aber unter den Schulmännern me man gemeiniglich glaubt.«

Einen gesunden Optimismus empfiehlt er auch S. 137: »[illegible] haben wir bonus, dann wieder malus.«

Es wäre verlockend, von der Fülle des Gebotenen noch m excerpieren allein das Angeführte dürfte hinreichen, auch den ric

Begriff von dem aus dem Herzen kommenden und zum Herzen dringenden Ton der Sprache zu vermitteln. Dass der Leser nicht in allem und jedem dem Verf. beistimmen kann, liegt klar zutage, da über so viele Fragen der Erziehung und des Unterrichtes Zweifel bestehen. Mit großer Gewissenhaftigkeit wird oft das Für und Wider erwogen; ohne aufdringlich zu sein, versucht der Verf. seine Meinung mit guten Gründen zu stützen. Offen und ehrlich spricht er seine Meinung aus auch über Fragen, in denen die Majorität nicht auf seiner Seite steht, und wo bestehende Verfügungen anders urtheilen und anders bestimmen.

Die Literaturangaben sind sparsam; aber wenn er sich Raths holt, hat er Werke und Namen von bestem Klange aufgesucht, ich nenne als Beispiele Münch, O. Jäger, Willmann u. a. Für den II. und IV. Abschnitt hat der Verf. auch unsere „Weisungen zur Führung des Schulamtes" als Anhang zu den Instructionen — nicht Institutionen S. 133) für den Unterricht" in erfreulicher Weise benützt. Würde demselben die 2. ergänzte Auflage (Wien 1895) vorgelegen sein, so wäre die Darstellung S. 173 (über die Noten) richtiger ausgefallen.

Das vorliegende Buch sollte jede Mittelschule besitzen und so möglich machen, dass jeder Lehrer nach Wunsch davon Gebrauch machen kann — zur Belebung und Erhaltung der Berufsfreudigkeit.

Demselben Bande sind im Anhange zwei gleichfalls sehr lesenswerte Abhandlungen beigegeben, nämlich 1. Über Internats-Erziehung von Dr. Gustav Schimmelpfeng, Director der Klosterschule zu Ilfeld, und 2. Über Schulhygiene von Dr. phil. u. med. Ludwig Kotelmann, dem bekannten Herausgeber der Zeitschrift für Schulgesundheitspflege.

Wien. J. Huemer.

Willmann. Dr. Otto, Didaktik als Bildungslehre nach ihren Beziehungen zur Socialforschung und zur Geschichte der Bildung dargestellt. 2. verb. Aufl. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. I. Band: Einleitung. Die geschichtlichen Typen des Bildungswesens. 1894. 8°, 426 SS. — II. Band: Die Bildungszwecke. Der Bildungsinhalt. Die Bildungsarbeit. Das Bildungswesen. 1895. 8°, 555 SS.

Die zweite Auflage weist keine eingreifenden Änderungen auf, nur Verdeutlichungen und Erweiterungen im Detail, letztere mit Rücksicht auf neuere Werke und die jüngsten Schulreformen (wobei II S. 186 hätte erwähnt werden sollen, dass im letzten Jahrfünft bei uns und im Deutschen Reiche ein sehr günstiger Umschwung durch Einbürgerung des Jugendspieles eingetreten ist), außerdem Ausmerzung vieler Fremdwörter. Das Werk hat so an Lesbarkeit entschieden gewonnen. Aber — darf man überhaupt einem solchen Werke gegenüber dessen erwähnen? — es sind noch genug Fremdwörter und sprachliche Ungewöhnlichkeiten (z. B. I S. 19 „Sich — Darleben") geblieben.

Dass ein solches Werk in verhältnismäßig so kurzer Zeit eine zweite Auflage erlebt hat, ist bei der gegenwärtigen Überschwemmung des Büchermarktes die beste Empfehlung desselben. Dass dieser Erfolg ein vollkommen verdienter ist, beweist die günstige Kritik, welche von

vielen Seiten laut geworden ist. Auch in dieser Zeitschrift ist die erste Auflage nach ihrem Inhalte gekennzeichnet und nach ihrer hohen Bedeutung gewürdigt worden. In Anbetracht dieser Umstände dürfen wir es unterlassen, das Lob des Werkes in gebürendem Maße zu verkünden, wir wollen nur in einigen Strichen ein Bild von dessen Inhalt und Richtung zeichnen.

Das jetzige Gymnasium — an dieses denken wir hier zunächst, bemerken aber, dass Willmann die Bildung als Ganzes behandelt, jedoch unter Berücksichtigung der höheren, d. i. unserer humanistischen Mittelschulbildung als des Gipfelpunktes — möchten wir mit einem mächtigen Strome vergleichen. Die einen loben und preisen diesen Strom wie der Wiener seine Donau, sie sehen in dem Gymnasium die Erziehungs- und Bildungsanstalt *κατ' ἐξοχήν*. Andere finden an dem Strome gar viel des Tadelnswerten; am meisten missfällt ihnen der Inn des Lateinischen und die Theiß des Griechischen. Diese möchten den Strom am liebsten in ein anderes Bett leiten, so dass er diese Zuflüsse nicht mehr hätte, sondern, geschwellt von der reißenden Mathematik und der von elektrischen Aalen bevölkerten Naturwissenschaft, ins Schwarze (oder schwarze?) Meer der Gegenwart flösse. Wer ist der berufene Richter in diesem aufregenden und das Wirken der Schule lähmenden Streite? Das kann nur ein Mann sein, der das innere Werden und Sein des Menschen und der Menschheit, wie es war und wie es ist, kennt. Und als solchen Gelehrten — soweit eben ein einzelner bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft es zu leisten imstande ist — bekundet sich der Verf. Er ist Philosoph, Herbartianer, d. h. Anhänger desjenigen pädagogischen Systems, welches als das einzige, der Gegenwart irgendeine Grundlage bietende so ziemlich allseitig anerkannt ist, jedoch nicht blinder Nachbeter des Systems, sondern es ausgestaltend und vervollkommnend, dabei ebenso bewandert in den jüngsten Wissenschaftszweigen der Völkerpsychologie, Moralstatistik, Entwicklungslehre und überhaupt der modernen Naturwissenschaft und Menschheitslehre als in den vorausgegangenen Culturarten und Culturstufen, von der indischen herab bis zur „Aufklärung". Die Philosophie, sagt er, kann den Menschen nicht verstehen, wenn sie ihn nicht auch als Glied der Gesellschaft und in seinem geschichtlichen Gewordensein betrachtet. Darum verbindet er den individualen und den socialen Gesichtspunkt, verknüpft die philosophische Betrachtung mit der historischen, damit weit über seinen Meister hinausgehend. Alle vier Standpunkte sind gründlich erfasst und gleichsam zu einer organischen Einheit verschmolzen. Darin liegt das Eigenartige und Anziehende des Werkes. Die Neuheit dieser Behandlungsweise bringt es mit sich, was sonst befremden müsste, dass der I. Band, also nahezu die Hälfte des Werkes, nur die methodologischen Erörterungen und die historische Grundlegung enthält, und dass an manchen Stellen die im allgemeinen nichts weniger als breite oder wortreiche Darstellung sich weit ausspinnt, so gleich eingangs des I. Bandes über die Analogie zwischen Mensch und menschlicher Gesellschaft. Mit Recht ist das historische Element vor dem philosophischen behandelt worden, weil es sich am meisten eignet, „Verständigung" und wohl auch Verständnis in weiteren Kreisen anzu-

bahnen; mit Recht ist es daher auch so ausführlich behandelt worden. Als »geschichtliche Typen des Bildungswesens« werden in feiner Charakterisierung vorgeführt: die indische Bildung, die ägyptische, die der Keilschrift-Völker, die israelitische, die chinesische, die griechische, die römische, die altchristliche, die des Mittelalters, die der Renaissance, die der Aufklärungsperiode (Schulreform des 18. Jahrhunderts), die moderne Bildung. Zu welchem Ziele kommt der Verf.? Es wird, wie es auch in der Vorrede heißt, kein neues didaktisches System aufgestellt, sondern es werden jene Principien festgestellt und formuliert und dadurch von einem höheren und weiteren Standpunkt aus erneuert, »welche den idealen Kern unseres Bildungswesens ausmachen und demselben, mag es ihnen gedankt werden oder nicht, Halt und Wert geben«. »Was sich in der Vergangenheit bewährt hat, verspricht auch für die Zukunft einen festen Grund zu geben; was die Last der Geschichte getragen hat, muss in der Natur und der Bestimmung des Menschen gegründet sein«, heißt es ebendaselbst.

Das Werk wirft wohl auch Ausblicke auf die Praxis und enthält »Lehrproben«, aber vorzugsweise ist es theoretisch. Das bedeutet nicht etwa eine Schattenseite desselben. An trefflichen Anleitungen zur Praxis des Erziehens und Bildens fehlt es der Gegenwart durchaus nicht, und sie schenkt ihnen auch volle Beachtung; aber die theoretische Vertiefung, will uns bedünken, wird von ihr vernachlässigt, wohl auch deshalb, weil es an gediegenen, auf der Höhe der gegenwärtigen Bildung stehenden Behelfen hiezu fehlt. In diese Lücke tritt nun das Willmann'sche Werk mit seiner tiefen und breiten theoretischen Grundlegung ein. Beide aber, Theorie und Praxis, sind nicht etwa Gegensätze, sondern bilden zusammen eine Einheit, wie der Verf. selbst I S. 69 darlegt.

In diesem Geiste ist die Didaktik verfasst (das Wort ist im Sinne des 17. Jahrhunderts zu nehmen »als Lehre von der Bildungsarbeit als Ganzem«). In demselben Sinne verspricht der Verf. die Erziehungslehre oder Pädagogik darzustellen; man kann diesem Werke nur mit den höchsten Erwartungen entgegensehen.

Damit glauben wir den Leser zur Genüge über Inhalt und Bedeutung des Werkes orientiert zu haben. Die Besprechung von Einzelheiten, z. B. der Verwerfung der biographischen Darstellung im Geschichtsunterrichte II S. 340, der Steigerung in der Kenntnis des Lateinischen bis zum »Aufsatz« und im Gegensatze hiezu der Geringschätzung des Hinübersetzens im Griechischen II S. 519, liegen unserer Recension ferne. Wir bemerken nur noch, dass es interessant und wohl auch lohnend wäre, unser Gymnasium an dem von Willmann gebotenen Maßstabe im ganzen und im einzelnen zu messen und zu untersuchen, was an demselben zu ändern und zu bessern wäre (I S. 419 steht u. a. ein hartes Urtheil über unser Gymnasium: »Der vorgeschriebene Lehrstoff ist für die ausgeworfene Stundenzahl allenthalben zu groß, die Zahl der Schuljahre um eines zu klein«).

Wien. J. Rappold.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Dritter Jahresbericht der deutschen Gesellschaft für Alterthumskunde in Prag (October 1894 bis Juli 1895). In dem dritten Vereinsjahre wurden in zehn Monatssitzungen 21 Vorträge abgehalten, die wir hier anführen: Lambel, Zu den lateinischen Osterfeiern; Cornu, Eine metrische Miscelle; Holzner, Textkritisches zu Euripides' Hiketiden; Pollak, Eine griechische Inselreise; Cornu, Zwei metrische Miscellen; Sauer, Goethes Entwürfe zu der von ihm für den 10. November 1805 geplanten Todtenfeier Schillers; Hauffen, Über den Fortgang der von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen unternommenen Sammlung volksthümlicher Überlieferungen in Deutschböhmen; Jung, Über einige neuere Daten zur Geschichte des Germanen- und Sarmatenkrieges; Rzach, Über den Hesiodvers in den Assendelft'schen Tafeln; Klein, Die Pseliumene des Praxiteles; Rzach, Zur griechischen Namensforschung; Neuwirth, Die Selbstbildnisse Dürers; Cornu, Einige seltenere Formen des lateinischen Hexameters; Fürst, Über Lessings Fabeln; Holzner, Über Glosseme und Lücken in den Texten griechischer Tragiker; Arleth, Heraklits Leben und Lehre; Christ, Über die Assendelft'schen Tafeln; Jung, Archäologischer Spaziergang auf dem Albanerberg und dem Algidus; Hauffen, Das glückhafte Schiff von Zürich 1576: Swoboda, Über Curt Wachsmuths Buch: Einleitung in das Studium der alten Geschichte; Spengler, Die hypothetischen Sätze im Lichte der Brentano-Meinong'schen Theorie; Christ, Beiträge zur Kritik des Platonischen Laches; Anleth, Zu Anaxagoras. Die Zahl der Mitglieder betrug 34. Obmann war Prof. Lambl, dessen Stellvertreter Prof. Klein, Schriftführer Prof. Christ. Prof. Mitteis, der einem Rufe nach Wien folgte, wurde in der Sitzung am 5. März 1895 der Dank für seine Verdienste um den Verein ausgesprochen.

P. Cornelii Taciti opera quae supersunt recensuit atque interpretatus est Joannes Caspar Orellius. Volumen II. fasciculus septimus: historiarum liber quartus et quintus. Editionem alteram curavit Carolus Meiser. Berolini apud S. Calvary eiusque socium 1895. gr. 8°, 116 SS.

Mit diesem Hefte ist nunmehr nach vierjähriger Pause seit dem Erscheinen des 6. Heftes die längst erwartete 2. Auflage des vergriffenen

2. Bandes der gelehrten Tacitusausgabe von Orelli-Baiter glücklich zu Ende geführt. und es kann nun die 3. Auflage des 1. Bandes, der die Annalen enthält, an die Reihe kommen. Zeit dazu wäre es bereits, da die 2. Auflage desselben 1859 erschienen und daher längst antiquiert ist. Das letzte Heft des vorliegenden 2. Bandes ist ebenso sorgfältig und zweckmäßig gearbeitet wie seine Vorgänger. Gegen seine eigenen Conjecturen ist der Herausgeber diesmal mit Recht strenger gewesen, als er es früher war. Der Commentar musste natürlich vollständig umgearbeitet werden, da die neueste Literatur überall ihre Berücksichtigung fand. Ref. hätte verschiedene abgestandene Ansichten von Orelli, Bach, Walther, Dübner, Lipsius, Ernesti u. a. einfach ignoriert und die Pietät nicht so weit getrieben wie Meiser, der sie oft genug einer eingehenden Polemik würdigt. Durch Entfernung dieses unnützen Ballastes hätte Raum zu Besserem und Wichtigerem geschaffen werden können. Nicht minder konnten gar manche Noten ohne Schaden für das Ganze energisch gekürzt werden. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen will ich einige Einzelheiten des Textes und Commentars besprechen.

IV, 15 med. empfiehlt es sich, das vor *Oceano* überlieferte herzlich dumme *occupata* zu streichen, statt es in *accubantia* zu verwandeln. Auch Weißenborns *occupatum* erscheint als überflüssig. Dagegen hat Meiser wohl recht, wenn er *Oceano* als Dativ (nach Streichung von *accubantia* zu *proxima* gehörig), nicht als Ablativ des Weges betrachtet, weil die Insurgenten im Anfange keine Schiffe hatten. — cap. 29 fin. hätte er seine treffende Conjectur *faciem* statt des überlieferten *aciem* unbedenklich in den Text aufnehmen sollen. Dagegen war cap. 37 fin. seine Vermuthung *incruenta re* zu ignorieren, da die Lesart der geringeren Handschriften *incruentati* durch Ovid genugsam geschützt wird. Ebenso ist cap. 42 init. *senum consularium* nach *sponte* recht unwahrscheinlich. Da auch Müllers Vorschlag *Caesaris* nicht recht passen will, so ist vielleicht einfach mit W. Heräus *sponte* zu schreiben mit Streichung des handschriftlich überlieferten Unsinns. — Ingleichen ist es gewiss cap. 56 fin. einfacher und natürlicher, mit W. Heräus das überlieferte *extra commentum*, das keinen Sinn gibt, herzhaft zu streichen, als *commentum* in *motum* zu verändern, *extra motum* soll dabei heißen: aus dem Bereiche des Aufstandes. Ref. lässt sich nicht zwingen, dies zu glauben, und ist zugleich darüber verwundert, dass der erwähnte Streichungsvorschlag von Meiser im kritischen Commentar nicht angeführt erscheint. — Warum der Herausgeber cap. 85, 1 in der Note zu *Domitianus* die ungewöhnliche Construction von *adulor* mit Dativ belassen hat, kann ich nicht verstehen. Wenn er schon durchaus den Dativ haben wollte, so konnte er ja *blandiri* nehmen.

V. 1 med. ist von Titus gesagt: *plerumque in opere, in agmine gregario militi mixtus*. Die Worte sind eine offenbare Reminiscenz aus Sall. Iug. 96, 3, wo es von Sulla heißt *in operibus, in agmine multus adesse*. Dies ist von Meiser, Wolff, Heräus und auch von mir selbst übersehen worden. — cap. 4 med. behagt mir die Lesart *septimo die* besser als der Dativ *septimo diei*, der etwas Künstliches hat. — cap. 19 fin. hätte *superius* (statt *supra*) *memoravimus* wohl eine Bemerkung verdient, wie sie in meiner Schulausgabe steht. Sie fehlt freilich auch bei Heräus und Wolff.

Von den beigegebenen Excursen sind die bedeutendsten der griechische über Sabinus und seine edle Gattin Epponina, der französische über Serapis und seinen Ursprung, endlich der lateinische über die Juden mit reichhaltigen Literaturangaben. Vielfach begegnen dem Leser von Brambach abweichende Schreibungen, manche sogar wiederholt, so z. B. *epistola, brachium, conicere, intelligo* (auch *negligentia*), *retulimus* und *obedio*. Es kommt auch vor, dass die Schreibweise wechselt. Dies alles stört freilich den Leserkreis der gelehrten Ausgabe wenig oder gar nicht. Druckfehler im Texte finden sich S. 498 *adolescentiae*, S. 511 *Mongon-*

tiacum, S. 514 *tumultaria* und S. 517 *avonculo*. S. 513 med. fehlt nach *tutius est* der nothwendige Punkt. Im Commentar steht S. 483 *rapiebuntur* und S. 551 *σύν* im Zusammenhange der Rede.

Lexicon Taciteum. Fasciculum XII. edidit A. Greef. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1895. gr. 8°, 112 SS. Preis 3 Mk. 60 Pf.

Nach zweijähriger Pause ist dem 11. Hefte das 12. gefolgt, das zunächst den Schluss des überlangen Artikels *que* auf 19½ Seiten bringt und daran die Artikel *queo* bis *reliquus* reiht. Das Relativum *qui* ist auf fast 26 Seiten behandelt, das gleichlautende Interrogativum auf 1½, während das Indefinitum kaum eine Spalte ausfüllt. Die Conjunction *quia* umfasst 5 Seiten, das Interrogativum *quis* etwas mehr als 4, das Pronomen *quisque* wie die Conjunction *quod* und das Adverb *quoque* 4½ Seiten.

Das Heft ist gleichwertig mit seinen Vorgängern. Zur Vollendung des Werkes sind noch drei Hefte erforderlich, abgesehen von den Eigennamen. Was Greef mit diesen beabsichtigt, lässt sich bis nun nicht sagen. Ref. hofft und wünscht sehnlich, dass die fehlenden fasciculi noch im Laufe dieses Jahrhunderts erscheinen mögen.

S. 1293 l., Z. 8 v. u. ist der Druckfehler *descipta* in *descripta* zu corrigieren; S. 1368 r., Z. 14 v. o. befremdet die Schreibung *retulerunt* umsomehr, als in der ganzen Umgebung richtig *rettuli* geschrieben ist. Nach brieflicher Mittheilung gibt Greef damit getreulich die scriptura der Handschriften wieder.

Wien. Ig. Prammer.

Iohannis Pascoli Myrmedon carmen praemio aureo ornatum in certamine poetico Hoeufftiano, accedunt duo poemata laudata. Amstelodami apud Io. Mullerum 1895. gr. 8°, 48 SS.

In Holland besteht eine Stiftung, die nach ihrem Begründer Hoeufft benannt jährlich einen Preis, bestehend in einer goldenen Medaille im Werte von 400 Gulden, für das beste lateinische Gedicht ausschreibt. Ein dem oben genannten Schriftchen beigegebenes Programm belehrt uns, dass im Jahre 1895 sich zwölf Bewerber um diesen Preis gefunden haben, die zu diesem Zwecke lateinische Gedichte einlieferten. Das Preisgericht sprach sich am 11. März 1895 dahin aus, dass fünf Gedichte wegen ihrer Mängel nicht in Betracht kommen können, drei seien besser, aber doch keineswegs preiswürdig; dagegen verdienten vier Gedichte Berücksichtigung, nämlich Erinna, Lycoris, ad Ferd. Lessepsum, Myrmedon. Von diesen wurde dem didaktischen Gedichte Myrmedon der Preis zuerkannt, als dessen Verfasser sich Johann Pascoli aus Livorno ergab. Den drei anderen wurde eine Belobung zutheil und außerdem die Ehre, dass zwei als Anhang zu dem gekrönten Gedichte veröffentlicht wurden; der Verf. der Erinna hatte sich nämlich nicht genannt und deshalb blieb sein Gedicht ungedruckt; dagegen bezeugten die beigegebenen Briefe für Lycoris als Dichter Rafael Carrozari aus Ferrara und für die Elegie an Lesseps Peter Rosati aus Interamna. Wie man sieht, waren die drei besten Gedichte von Italienern verfasst; ihre holländischen Mitbewerber (dass solche vorhanden waren, scheint aus dem Titel eines Gedichtes Ode in Hollandiae reginas hervorzugehen) waren ihnen nicht gleichgekommen. Holland und Italien sind ja die einzigen Länder, wo man noch lateinische Dichtung pflegt, und die Italiener haben noch immer etwas von der großen Tradition der früheren Zeit bewahrt. Eine Beurtheilung der Gedichte würde zu viel Raum einnehmen; es mag also

genügen, dass das kleine didaktische Epos Myrmedon nicht ohne Glück die Schilderung der Bienen in Vergils Georgica nachahmt, wie denn auch der Dichter zu seiner Schilderung gewiss durch jene Dichtung und die berühmten Verse Aen. IV 462 ff. angeregt wurde.

Beermann E., Novilatiin, Un esaaje de proformaar il Latiin a un lingue usuaabil al internasionaal relasioons de nostre tempor. Leipzig, Fock 1895. gr. 8°, 60 SS.

Der Verf. ist ein sprachkundiger Mann und hat es an Mühe nicht fehlen lassen, um seine neue Sprache für den Gebrauch handlich zu machen; aber es klingt ganz unglaublich, wenn er einen Erfolg seiner Bemühung erwartet. Alle derartigen Arbeiten sind reines Spielzeug, Traum und Schaum, das der Tag bringt und begräbt. Gewiss wäre eine allgemeine Verkehrssprache ein großer Gewinn, ja ein Segen für die Menschheit. Man hatte ja auch einmal eine solche Sprache, das Latein, und zwar das Latein, wie es sich seit dem Mittelalter für moderne Zwecke ausgebildet hatte. Dann war das Französische im Verkehr allgemein geworden. Jetzt ist auch dies anders, und es herrschen nun verschiedene Sprachen in verschiedenen Theilen der Welt, wie dies die Nothwendigkeit des Verkehres, das politische und commerzielle Übergewicht bestimmt. Der Gebildete muss sich also der Last, mehrere Sprachen zu erlernen, ohne Weigerung unterziehen. An allem dem ist nichts zu ändern. Man wird daher hier eine eingehende Beurtheilung nicht erwarten; es genügt für den, welcher sich für derlei Dinge interessiert, auf den Titel der Schrift zu verweisen, aus welchem hervorgeht, dass der Candidat eine Weiterbildung der lateinischen Sprache in der Weise, dass diese in den grammatischen Formen möglichst gekürzt und abgeschliffen wird, zu erstreben gesucht hat.

Die Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde Globus genießt wegen des reichen Inhaltes, den sie bietet, mit Recht eine große Verbreitung und bedarf daher keiner Empfehlung. Wenn wir dennoch hier unser wiederum gedenken, so geschieht dies mit Rücksicht auf die Nummern 16 und 18 des Jahrganges 1895, welche den Bericht über die großartigen Entdeckungen Teobert Malers, der, wenn auch nicht durch Geburt, so doch durch Naturalisation Österreich angehört, auf der Halbinsel Yukatan enthalten. Die gewaltigen Ruinen von Tempeln und Palästen sind für die Geschichte des Landes und seiner Kunst vom höchsten Interesse. Der ausführliche, von schönen Photographien begleitete Bericht wird das Interesse jedes Lesers fesseln. Er gibt auch ein schönes Zeugnis, was Opfermuth und Ausdauer zu leisten vermögen; denn nicht gering waren die Schwierigkeiten, mit welchen der Erforscher dieses Landes zu kämpfen hatte, und es gehörte ein ganzer Mann dazu, um sie zu überwinden und das große Ziel zu erreichen.

Katalog des k. k. Schulbücherverlages in Wien ausgegeben am 1. Juli 1895. 8°. 71 SS.

Wir wollen auf diesen Katalog, der uns spät zugekommen ist, obwohl er meistentheils Bücher für die Volks- und Bürgerschulen, Lehrerbildungsanstalten und gewerbliche Lehranstalten enthält, der Bücher und Drucksorten für Mittelschulen wegen aufmerksam machen, zu welchem Zwecke wir auf die Seiten 18, 31, 38, 44, 48, 57, 60 verweisen.

Programmenschau.

10. **Wünsch Karl, Über die Naturales quaestiones des Philosophen Seneca.** Progr. des deutschen Staats-Gymn. in Prag-Altstad 1894, 8°, 27 SS.

Nach einer kurzen Inhaltsangabe der Schrift Senecas nach der i den maßgebenden Handschriften überlieferten Abfolge der Bücher (S. bis 5) geht der Verf. an der Hand Haases den Anzeichen nach, welch auf Störungen in unserer Überlieferung, besonders in der Anordnung d Bücher schließen lassen (S. 5—9), und sucht in den Naturales quaestion selber nach Andeutungen über die Reihenfolge der Bücher (S. 9—11 Sodann werden die verschiedenen Versuche, die ursprüngliche Buchfolg herzustellen, aufgeführt und der Kritik unterzogen, der von Koeler S. 1 Haase (Larisch) S. 12—14, Jonas S. 14—16, Nehring S. 16—18, Schulte S. 18 ff. Dieser letzteren, in der 1872 erschienenen Abhandlung da gelegten Anordnung schließt sich der Verf. an und sucht dieselbe näh zu begründen und die von Schultess aufgestellten Hypothesen zur Erklärun der Verschiebung in den Handschriften ausführlicher darzustellen (S. 1 bis 23), ohne dabei Kenntnis zu verrathen von der 1888 erschienene Abhandlung (Annaeana Studia), in welcher Schultess p. 5 ff. den Gegen stand erneuter Prüfung unterzogen hat.

Mit der Besprechung der von Schultess aufgestellten Bücherordnun schließt die Abhandlung Wünschs. Nach der Ankündigung S. 11 »E mögen nunmehr die einzelnen Versuche, welche betreffs der Wieder herstellung der ursprünglichen Ordnung der Bücher gemacht wurden, de Gegenstand einer eingehenderen Erörterung bilden« ist der Leser be rechtigt, eine vollständige Vorführung aller bisher gemachten Versuch zu erwarten. Unerwähnt geblieben sind aber alle Lösungsversuche nac Schultess, der von Georg Müller, De L. A. S. quaest. nat., Bonn 188 p. 14 ff., von Gundermann, Jahrb. f. Philol. 1890, Bd. 41, S. 351 ff. von Allers, Jahrb. 1892, Bd. 145, S. 621 ff. In jedem dieser Versuche das schwierige Problem zu lösen, werden neue und sehr beachtenswert Gesichtspunkte aufgestellt, und berührt ist die Frage auch in der Ab handlung von Diels, Seneca und Lucan, Philos.-histor. Abh. der königl Akademie der Wissensch. zu Berlin 1885, III, S. 28 Anm. Dass alle dies in der vorliegenden Abhandlung nicht in den Kreis der Betrachtun gezogen ist, ist schwer verständlich, da der Verf. nicht etwa an eine abgelegenen, von literarischen Hilfsmitteln entblößten Orte lebt, sonde in einem der ersten wissenschaftlichen Centren der Monarchie.

Innsbruck. Joh. Müller.

---

11. **Wurth, Dr. Leopold, Das Wortspiel bei Shakespear** Progr. der k. k. Staats-Realschule im VII. Bezirke in Wien 189 gr. 8°, 36 SS.

Der Verf., dessen umfangreiche Arbeit über das Wortspiel bei S hoffentlich in nicht allzu ferner Zeit erscheinen wird,[1]) gibt uns in vo liegender Programmschrift in Kürze die Umrisse und Hauptergebnis seiner ursprünglich durch die Beschäftigung mit den deutschen Sh.-Übe setzern angeregten Untersuchungen. Wir müssen vor allem den unermü lichen Fleiß bewundern, mit dem W. aus den 37 Dramen und sämm lichen Gedichten Sh.s, aus den Werken vieler Zeitgenossen desselb und aus einer Anzahl anderer englischer, deutscher und französisch Autoren sein Beispiel- und Beweismaterial gesammelt, sodann aber au den Scharfsinn, mit dem er den spröden Stoff geordnet und gegliedert h

[1]) Ist inzwischen erschienen. Anmerkung bei der Correctu

Das 1. Capitel handelt über „Wesen und Arten des Wortspiels“. W. unterscheidet Wort- und Lautspiele; unter den (auf Doppelsinn beruhenden) Wortspielen versteht er im Gegensatze zu den früheren Erklärern nur jene, „bei denen das witzige Spiel der Wortbedeutungen an ein einziges Wort geknüpft ist“ (S. 10), während die Laut- oder Klangspiele „durch die witzige Verbindung begrifflich (und meist auch etymologisch) verschiedener, hinsichtlich des Klanges aber gleicher oder doch ähnlicher Wörter- zustande kommen (S. 28). Was die Methode anlangt, so ist das Verhältnis der spielenden Wörter zueinander, sodann die Syntax des Wortspiels und drittens die stilistisch-ästhetische Seite (das Wortspiel als Mittel der charakterisierenden Kunst) zu beachten. Zur besseren Veranschaulichung der in den Wortspielen zu beobachtenden Verhältnisse der Wörter zueinander sind bezeichnende Formeln eingeführt.

Das 2. Capitel bespricht „Die auf Doppelsinn beruhenden Wortspiele“, wovon zwei Hauptarten mit einer großen Anzahl von Unterabtheilungen aufgestellt werden. Manche feinsinnige Erklärung von Stellen, die von den Commentatoren bisher unberücksichtigt geblieben sind, manche für den Stil und die Technik des Dichters wichtige Bemerkung ergibt sich hiebei wie von selbst. Doch darf nicht verhehlt werden, dass durch die allzu eingehende Schematisierung die Übersichtlichkeit zu leiden droht.

Die beiden folgenden Capitel, betitelt „Die Laut- oder Klangspiele Puns.“ und „Zusammengesetzte und Gruppenspiele. Wortgefechte“, sind aus räumlichen Gründen in gedrängter Kürze gegeben. Von besonderem Interesse ist das im 4. Capitel erläuterte „Cyklonenspiel“.

Dem „Schlusswort“ ist zu entnehmen, dass der (im Programm gänzlich unterdrückte) zweite Haupttheil des Werkes die Geschichte des Shakespeare'schen Wortspiels, das Verhältnis Sh.s zu den Zeitgenossen und zur Geschmacksrichtung seiner Zeit, die Verwertung des Wortspiels für die Textkritik u. a. enthalten werde. Es ist daher aller Grund vorhanden, der Veröffentlichung des Buches mit Spannung entgegenzusehen.

12. Werner, Dr. Alexander, Thomas May als Lustspieldichter. Progr. der deutschen k. k. Staats-Realschule in Budweis 1894. gr. 8°, 24 SS.

Die zwei Komödien 'The Heir' und 'The Old Couple' des Dramatikers und Historikers Thomas May, dessen Thätigkeit in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts fällt, werden in vorliegendem Programme, nach einem flüchtigen Blicke auf des Dichters Leben und auf die Entwicklung des englischen Dramas bis zu seiner Zeit, einer eingehenden Betrachtung unterworfen. Ein halbes Menschenalter liegt zwischen der Abfassung der beiden Stücke. Dennoch zeigt 'The Old Couple' in gewisser Beziehung eine große Ähnlichkeit mit dem 1620 zuerst aufgeführten The Heir: in beiden geißelt der Dichter dasselbe Laster — die Habsucht, in beiden treten uns ähnliche Typen entgegen. 'The Old Couple' verräth indes, wie W. in ausführlicher Analyse nachweist, deutlich die Spuren der abnehmenden Kraft. Die Handlung ist äußerst dürftig, und gleichwohl ist die Einheit derselben nicht gewahrt.

Im weiteren Verlaufe der Untersuchung wird gezeigt, wie May, ein Dichter von mittelmäßiger Begabung, unter Shakespeares Einflusse steht und kein Bedenken trägt, nicht nur einzelne Motive, sondern sogar ganze Scenen aus ihm zu entlehnen; besonders augenfällig sind die Anklänge an Measure for Measure, Henry VI., Much Ado about Nothing und Macbeth.

Die Abhandlung orientiert in ausreichender Weise über die beiden Lustspiele des weniger bekannten Dramatikers; nur der Abschnitt über May's Sprache ist allzu knapp gehalten.

13. Dutz, Dr. Hans, Der Dank des Todten in der englischen Literatur. Progr. der Staats-Oberrealschule in Troppau 1894, 8°, 19 SS.

Dr. Dutz beschäftigt sich in obgenannter Untersuchung mit Peeles *Old Wives' Tale*, der dramatischen Fassung des weitverbreiteten Märchens vom Dank des Todten, das zuerst von Simrock in seinem Buche »Der gute Gerhard und die dankbaren Todten« (1856) behandelt wurde. Nach einer eingehenden Analyse des ziemlich verworrenen Stückes — eines Schauspieles im Schauspiele — geht der Verf. den 'Elementen des Märchens' nach und findet, dass die von Hippe in seinen 'Untersuchungen zur mittelalterlichen Romanze von Sir Amadas' (1888) angeführten wesentlichen Momente der Sage: die einem Todten erwiesene Wohlthat, der Dank des Todten, die Theilung der Frau — auch dem Peele'schen Drama eigen seien. Peeles Quelle sei aber noch unbekannt; sie könne weder in Sir Amadas, noch in dem Märchen bei Halliwell (Popular Rhymes) erblickt werden. In einigen wenigen Zügen zeige sich auch der Einfluss des Apuleius. Schließlich weist Dutz noch andere märchenhafte Motive nach, die Peele mit dem Danke des Todten recht lose verbunden hat, und theilt alte und neue Verarbeitungen dieser Motive mit.

Die durch einen Aufsatz L. Kellners in den 'Englischen Studien' XIII 2 angeregte Abhandlung ist recht lesenswert und bringt einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Elisabethinischen Literatur.

14. Hübler Franz, Milton und Klopstock, mit besonderer Berücksichtigung des '*Paradise Lost*' und des '*Messias*' (Fortsetzung). Progr. der k. k. Staats-Mittelschule in Reichenberg 1894, gr. 8°, 54 SS.

In Fortsetzung seiner (in dieser Zeitschr. 1895, S. 665 f. angezeigten) Programmarbeit gelangt Hübler zur Vergleichung des Paradise Lost und des Messias. Er behandelt zunächst »Die Entstehung und die Quellen« (S. 1—22), gibt dann den »Inhalt der beiden Epen«, sowie des Paradise Regained an (S. 22—31), erörtert hierauf »Das Verhältnis der Dichter zu ihrer Zeit und zu ihrem Stoffe« (S. 31—47), untersucht darnach »Den Einfluss des Verlorenen Paradieses auf den Messias« (S. 47—53) und bestimmt zum Schlusse »Die Zeit im Verlorenen Paradiese und im Messias« (S. 53—54).

Das dem ersten Theile des Aufsatzes gespendete Lob lässt sich auf die Fortsetzung ausdehnen: auch hier zeigt sich des Verf.s große Belesenheit und Sachkenntnis. Die Darstellung ist klar und anziehend und dem Verständnisse reiferer Schüler angemessen. Besonders lehrreich ist der Abschnitt, in welchem das Weltsystem des Paradise Lost erläutert und der Grund angegeben wird, warum Milton trotz seiner besseren Einsicht an dem Ptolomäisch-Alphonsischen Weltsystem festhielt. Der von einigen Seiten bestrittene Einfluss Miltons auf Klopstock ist überzeugend nachgewiesen.

Wien. E. Nader.

---

15. Kolbenheyer Karl, Die klimatischen Verhältnisse von Bielitz nach zwanzigjährigen meteorologischen Beobachtungen. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Bielitz 1894, 8°, 20 SS.

16. Fiby Heinrich Franz, Die meteorologischen Verhältnisse Vorderindiens. Progr. der Landes Oberrealschule in Znaim 1894, 8°, 27 SS.

Die erste Arbeit stützt sich auf Beobachtungen, welche Prof. Kolbenheyer selbst in den Localitäten des Staatsgymnasiums in Bielitz

m Jahre 1873 an über Lufttemperatur, Luftdruck, Niederschläge, Windchtung und Windstärke gemacht hat. Sie ist nicht nur von localem nteresse, sondern bildet auch einen sehr willkommenen Beitrag zur limatologie des Reiches, ist eine Originalarbeit und hat somit einen leibenden Wert.

Während Kolbenheyers Arbeit sich auf eigene Beobachtung stützt, st Fibys Aufsatz eine gute Verarbeitung des in verschiedenen Schriften erstreuten Materiales über die klimatologischen Verhältnisse Vorderindiens, welche recht übersichtlich in den besonderen Capiteln über die Temperaturen, Winde, Feuchtigkeit und Trockenheit, Nebel und Wolkenbildung, Regen und Schnee und Stürme veranschaulicht werden.

Wien. F. Grassauer.

---

17. Spielmann, Dr. Ferdinand, Das Gymnasium eine Erziehungsanstalt. Progr. des fürstbischöfl. Privatgymn. am Seminarium Vincentinum in Brixen 1894, 8°, 24 SS.

Dieses wichtige, ja wir möchten sagen für das Gymnasium wichtigste pädagogische Thema ist in frischer und klarer Weise erörtert. Eingehende Bekanntschaft mit pädagogischer Literatur, vieljährige praktische Thätigkeit und Erfahrung und reifliches Nachdenken auch über den gegenwärtigen Stand des Unterrichtes und der Erziehung müssen zur befriedigenden Behandlung dieses schwierigen Themas sich vereinen, und das ist hier der Fall, wozu noch selbständiges Urtheil besonders über die gegenwärtig herrschenden Strömungen (namentlich die Strömung im Anschauungsunterrichte und in der Kindererziehung) kommt. Der Hauptinhalt der Abhandlung ist kurz nach folgenden Theilen gegliedert: zunächst wird die Nothwendigkeit der Erziehung des heranwachsenden Menschen dargelegt, dann werden die Begriffe Unterricht, Erziehung und erziehender Unterricht bestimmt, schließlich wird nachgewiesen, dass der Unterricht in den classischen Sprachen ein Erziehungsmittel ist, sowohl an sich als auch durch seinen Inhalt. Dieser dritte Theil ist mit besonderer Ausführlichkeit und unter kurzem Hinweis auf zahlreiche Details des Unterrichtes in Latein und Griechisch behandelt. Das Gymnasium ist nach dem Verf. in seiner gegenwärtigen Organisation eine Erziehungsanstalt, es hat besonders in den altclassischen Sprachen das beste Erziehungsmittel und kann und soll den Unterricht auch in den anderen Fächern erziehend ertheilen. Wenn trotzdem die Erziehung der Schüler häufig misslingt, so sieht der Verf. für 90 Fälle unter 100 »den Grund der Verkommenheit in den Verhältnissen außer der Anstalt«. Wir möchten aber doch bemerken, dass das Gymnasium die ethisch bildenden Stoffe der alten Classiker zu wenig für die Zwecke der Erziehung ausbeutet; man sehe nur die neuen »Instructionen« nach, wo so viel von den rein sprachlichen Schätzen dieser Lectüre, so wenig von den ethischen die Rede ist. Mit Recht warnt der Verf., um noch dies zu erwähnen, vor Übertreibung des Anschauungsunterrichtes.

18. Keyzlar, Dr. Julius, Die Principien der Übersetzungskunst. Progr. des k. k. Staats-Real- und Obergymn. in Ungarisch-Hradisch 1894, 8°, 30 SS.

Der Verf. empfindet selbst »sehr lebhaft«, dass sich ein so wichtiges, so inhaltreiches und zugleich so schwieriges Thema im Rahmen einer Programmabhandlung nicht in genügender Weise besprechen lässt, selbst wenn, wie es hier geschieht, nur das Lateinische berücksichtigt wird. Eine befriedigende Leistung ist umso schwerer zu erzielen, als

bereits ausführliche und gediegene Arbeiten erschienen sind. Über di
und die unterrichtliche Theorie zeigt sich der Verf. in anerkennenswer
Weise orientiert, und er bietet auf wenig Raum viel Material aus
Stilistik des Lateinischen. Jedoch die Arbeit als Ganzes enthält w
nur für den Anfänger eine gute Übersicht und mannigfache Belehru
krankt aber u. E. hauptsächlich daran, dass das hier Vorgebrachte n
nicht im Feuer längerer Praxis gestanden ist. So erscheinen, um
das Wichtigste anzuführen, die Grenzen des für die Schule Möglic
und Nothwendigen zu wenig berücksichtigt. Dies dürften mehrere Ste
der zum Schlusse beigefügten Übersetzungsprobe aus Cicero pro A
VII 15—17 am besten zeigen. Wollte man, wie es hier geschieht,
einfaches profecto mit „wer will das leugnen", ein hic mit „der übrig
außer aller Frage steht", das rusticantur mit „(fern vom Getriebe
Großstadt) im stillen Winkel des Landes sind die Bücher unsere lieb
Freunde" übersetzen, so könnte, da nach dem richtigen Grundsatze
Verf.s die Übersetzung in gemeinsamer Arbeit des Lehrers und
Schüler geschaffen werden soll, die Schule sehr wenig Lectüre absolvie
mit dem Wiederholen — repetitio est mater studiorum — stünde
schlimm, und es würde der — u. E. nicht unbegründete — Vor
erhoben werden, dass die Schule dem Phrasenthum und seichten Geschw
huldige. Muss übrigens unseren Septimanern — denn diese Stufe kor
bei jener Probe in Betracht — ein Goldkorn erst ins dünnste Blätte
breitgeschlagen werden, damit sie es wahrnehmen und richtig erfass
Der Ref. will, sich an die Grenzen der Besprechung eines Progra
aufsatzes haltend, nur noch einige Kleinigkeiten anführen. Metr
richtig heißt es: Tempora mutantur, nos et etc. (S. 12). adulescenti
mit „Jüngling von 25 Jahren" zu übersetzen (S. 10), ist kaum richt
unsere Septimaner hören einen Fünfundzwanzigjährigen wohl nur
Lächeln als einen Jüngling bezeichnen. Die Übersetzungsprobe enth
im kleinen manche Ungenauigkeiten: oblectant wird mit „Zier" gegeb
atque ego idem mit einfachem „aber", senex bei M. Cato mit „ein G
an Jahren, doch ewig jung an Geistesfrische".

19. Piger Franz, Elternhaus und Schule. Progr. des k. k. Sta
Obergymn. in Iglau 1894, 8°, 29 SS.

Das Thema ist schon oft und in trefflichster Weise behand
worden, so dass einem jüngeren Lehrer neuerliche Behandlung dessel
wohl nicht zu empfehlen wäre. Anders steht es mit der vorliegen
Schrift: der Verf. hat, abgesehen von der Kenntnis der einschlägi
Literatur, reiche Schul- und Lebenserfahrung, wendet sich anderers
nicht „an die Vertreter gelehrter Pädagogik, sondern als aufrichti
Freund an die Eltern und verantwortlichen Aufseher". In letzterer H
sicht kann jede derartige Besprechung nur gebilligt werden, vorausgese
dass sie in die Hände der Adressaten kommt — was bei einer solc
Schulschrift noch am ehesten der Fall sein dürfte —, und weiter vora
gesetzt, dass sie den rechten Ton trifft. Dieser Ton ist u. E. hier
troffen: die Darlegung ist ruhig ohne grob vorgebrachte Vorwürfe,
ist ferner klar und überzeugend und entspringt aus der Quelle des W
wollens. Nachdem einleitungsweise die Frage erörtert worden ist,
die Mittelschule besuchen und wann der Übertritt erfolgen solle, wer
unter den Forderungen, welche die Schule an das Haus stellt, th
kurz, theils ausführlich Wohnung, Kleidung, Nahrung, Beaufsichtig
der Schüler (hinsichtlich des Umganges, der Lectüre, des Theater-
Gasthausbesuches, der Beschäftigung und Unterhaltung usw.) besproc
Unter den Forderungen, welche das Haus an die Schule stellt, we
Vermeidung der Überbürdung, gerechte Behandlung und Wohlwo
behandelt. Den Schluss bilden Bemerkungen über den Verkehr zwis
Schule und Haus. — Inhaltlich scheint dem Ref. alles Vorgebra

richtig mit Ausnahme eines Satzes S. 15 („Je mehr man dem jungen Menschen zu urtheilen erlaubt ....), der wohl eine richtige Deutung erheischt. Dass man vor 20 Jahren die Überbürdungsklage kaum dem Namen nach kannte (S. 22), ist nach dem Wissen des Ref. nicht richtig; die Überbürdungsklage begann in nuce wohl mit der ersten Schule. Stilistische Mängel finden sich in sehr geringer Anzahl (S. 3 „ihre Kinder, die theuerste Habe"; S. 14 „schädlicher wie"; S. 28 „sich ... einander-).

20. Böhm Ad., Ein Beitrag zur Kenntnis der Bestrebungen auf dem Gebiete der Körperpflege. Progr. der Comm.-Oberrealschule im VI. Bezirke in Wien 1894, 8°, 22 SS.

Nach einer kurzen Einleitung über Geschichte und Nothwendigkeit der Körperpflege sind die Beobachtungen und Erfahrungen einer Studienreise zusammengestellt. Dem Verf. wurde nämlich (aus einer Privatstiftung) ein Stipendium verliehen, welches zum Studium der auf die Einführung der Jugendspiele und des körperlichen Wohles der Jugend bezüglichen Fragen ausgeschrieben worden war. Auf dieser Reise besuchte er die Städte Prag, Böhm.-Leipa, Reichenberg, die Metropole des Jugendspieles Görlitz, Dresden, Leipzig, Berlin, Hannover, Braunschweig, Göttingen und Frankfurt a. M.

Wien. J. Rappold.

---

21. Widter F., Das Erlernbare im Freihandzeichnen nach der Natur. Progr. der deutschen Staats-Oberrealschule in Brünn 1894, 8°, 18 SS. und 1 Tafel.

Der Verf. stellt den Satz auf, dass das „Abzeichnen der Gegenstände nach der Natur kein Talent, sondern nur Fleiß und Aufmerksamkeit erfordere" und sucht diesen Satz zu beweisen. Ob die ermüdende Beschreibung von Papier, Bleistift, Radiergummi usw. dazu nothwendig ist, müssen wir dahingestellt sein lassen. Der Kern der Abhandlung ist eine Belehrung über das richtige Sehen und Auffassen der Gegenstände, die für den Anfänger manche gute Winke enthält.

22. Micholitsch Adalbert, Über den Bau der Pflanzenornamente. Progr. der n.-ö. Landes-Oberrealschule zu Krems 1894, 8°, 22 SS.

Der Verf. beklagt sich zunächst, „dass heute unsere Künstler es fast gänzlich verschmähen, sich mit Ornamentik zu befassen", ein Satz, den wir nicht begreifen können, in Hinblick auf das viele Ornamentieren in allen Gebieten der Darstellungen. Zutreffend ist eine andere Klage: über den Mangel an Sinn für edel gebildete Formen, für die Schönheit der Linie usw. bei vielen weiblichen Handarbeiten. Der Verf. zeigt nun, wie die alten Künstler das Pflanzenornament aufbauten, durch Anwendung von Blüten in der Daraufsicht und Seitenansicht, dann durch Verbindung der Blüten mit dem Stamme (Ranke), der geradlinig läuft, wellenförmig bewegt oder spiralförmig gewunden ist und, da er die Betrachtungen durch zahlreiche Abbildungen classischer Muster der verschiedensten Stile illustriert und jedesmal den Charakter der Raumfüllung, das Wesen des Aufbaues usw. bespricht, kann der Anfänger, der sich mit der Anwendung ornamentaler Formen befasst, vielseitige Belehrung aus der Schrift schöpfen.

23. Rosati, Don Luigi, Notizie storiche intorno ai pittori Lampi. (Fortsetzung und Schluss.) Progr. des k. k. Obergymn. in Trient 1894, 8°, 52 SS.

Der Verf. setzt seine im Programme des Vorjahres begonnene Monographie über die Maler Lampi fort. Er schildert zunächst den Aufenthalt des Joh. Lampi sen. in Polen 1788—1789, dann in Russland 1791 bis 1798, wo er wiederholt die Kaiserin Katharina II., Potemkin und die Großen des Reiches porträtierte und dann beladen mit Ruhm, Auszeichnungen und Geld nach Wien zurückkehrte. Im Jahre 1798 erhielt er den österreichischen Adel und das Ehrenbürgerrecht von Wien, malte dort abermals zahllose Porträts, aber auch Bilder religiösen, historischen und mythologischen Inhaltes. Seine Werke wurden von den Zeitgenossen in Bezug auf Anmuth mit Correggio, in Bezug auf Lebendigkeit und Natürlichkeit des Ausdruckes mit Van Dyck verglichen. Der Verf. benützt eingehend die damalige Literatur und die Künstler-Lexica, wenngleich er einer Kritik der älteren Schriftsteller aus dem Wege geht. Den Schluss bilden kurze Biographien der beiden Söhne des berühmten Meisters: Joh. Baptist und Franz, von denen ersterer fast den Ruhm seines Vaters erreichte, dann der Kinder des Joh. B. jun., von denen Joh. Bap. III. und Alexander ebenfalls sich der Malerei widmeten, aber nur mehr geringe Erfolge erzielten. Bringt der zweite Theil der fleißigen Arbeit auch Weniges, das auf eigener Forschung und eigener Anschauung beruht, so ist dennoch die Gesammtarbeit von großem Werte, weil sie zum erstenmale die in vielen Artikeln zerstreuten Notizen und Daten über die Künstlerfamilie Lampi zusammenfasst und ein Ganzes daraus macht.

Graz. Josef Wastler.

Lehrbücher und Lehrmittel.

(Fortsetzung vom Jahrgang 1895, Heft 11, S. 1035.)

Deutsch.

Sedlmayer Heinrich St., Ausgewählte Gedichte des P. Ovidius Naso für den Schulgebrauch, 5. unv. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky 1895. Pr. geh. 65 kr., geb. 85 kr. (Min.-Erl. v. 24. Oct. 1895, Z. 24.196).

Seyffert, Dr. Moriz, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für Secunda und Prima. 15. Aufl. Leipzig, Holtzes Nachfolger 1895. Pr. geh. 1 fl. 80 kr., allgemein zugelassen (Min. Erl. v. 20. Oct. 1895, Z. 24.615).

Kummer, Dr. Karl F. und Stejskal, Dr. Karl, Deutsches Lesebuch für österreichische Gymnasien, IV. Bd., 3. wesentl. unv. Aufl. Wien, J. Klinkhardt 1895. Pr. geh. 1 fl. 5 kr., geb. 1 fl. 25 kr. (Min.-Erl. v. 29. Sept. 1895, Z. 22.955).

Nader, Dr. E. und Würzner, Dr. A., Englisches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Mit literarhistorischen und erläuternden Anmerkungen, einer Karte der britischen Inseln und einem Plane von London, 3. wesentl. unv. Aufl. Wien, A. Hölder 1895. Pr. geb. 2 fl. 48 kr. (Min.-Erl. v. 16. Oct. 1895, Z. 24.230).

Gindelys Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die oberen Classen der Gymnasien, bearbeitet von Dr. F. M. Mayer. III. Band: Die Neuzeit. Mit 24 Abbildungen. 9. umg. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky 1896. Pr. geh. 1 fl. 35 kr., geb. 1 fl. 60 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. in derselben Classe allgemein zugelassen (Min. Erl. v. 1. Dec. 1895, Z. 28.279).

Loserth, Dr. J., Leitfaden der allgemeinen Geschichte für die unteren und mittleren Classen der Gymnasien, Realschulen und verwandten

Lehranstalten. I. Theil: Das Alterthum. 4. verb. Aufl. Wien, J. Klinkhardt u. Comp. 1895. Pr. geh. 65 kr., geb. 75 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 28. Nov. 1895, Z. 27.710).

Die Habsburg und die denkwürdigen Stätten ihrer Umgebung, von Prof. Josef Langl. 2. umg. Aufl. mit 40 Illustrationen und einer Heliogravure. Wien, Ed. Hölzels Verlag. Pr. geh. 2 fl. Die Lehrkörper der Mittelschulen werden auf das Erscheinen dieses Werkes aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 17. Oct. 1895, Z. 23 691).

Supan, Dr. Alexander, Lehrbuch der Geographie für die österr. Mittelschulen. 9. Aufl. Laibach, Kleinmayr u. Bamberg 1895. Pr. brosch. 1 fl., in Leinwand geb. 1 fl. 20 kr., mit Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der 8. Aufl. in derselben Classe, jedoch unter Beachtung der Anordnungen der Min.-Verordnung vom 24. Mai 1892, Z. 11 372, rücksichtlich der Vertheilung und Reihenfolge des Lehrstoffes allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 4. Dec. 1895, Z. 26 813).

Sydow-Wagners Methodischer Schulatlas, bearb. von Hermann Wagner. 60 Haupt- und 50 Nebenkarten auf 44 Tafeln. 6. durchges. u. verb. Aufl. Gotha, J. Perthes 1895. Pr. geb. 3 fl. 60 kr., ebenso wie die frühere Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 28. Dec. 1895, Z. 28.801).

Putzger F. W., Historischer Schulatlas zur alten, mittleren und neuen Geschichte in 52 Haupt- und 61 Nebenkarten, 17. unv. Aufl. Wien, Pichlers Witwe u. Sohn 1895. Pr. geh. 1 fl. 30 kr., geb. 1 fl. 50 kr. (Min. Erl. v. 26. Oct. 1895, Z. 23.511).

Rieß, Dr. R. v., Wandkarte von Palästina. Maßstab 1 : 314.000. 2. verb. Aufl. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung 1892 (Min.-Erl. v. 6. Dec. 1895, Z. 28.305).

Bilder zur Mythologie und Geschichte der Griechen und Römer. Unter Mitwirkung der k. k. Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie und Reproductionsverfahren in Wien, herausgegeben von Feodor Hoppe. Vollständig in 30 Tafeln (Lichtdruck, 1. Lieferung). Wien, K. Graeser 1895. Pr. 1 fl. Die Lehrkörper der Mittelschulen werden auf das Erscheinen dieses Lehrmittels aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 22. Oct. 1895, Z. 24 212).

Schul-Wandtafeln (Lichtdrucke) zur Veranschaulichung antiker Kunst. München, Fr. Bruckmann. 1. Tafel: Grabmal der Hegeso in Athen. Aufgespannt und gefirnisst. Preis (die Zusendung inbegriffen, unter der Voraussetzung von einhundert Abnehmern) 5 Mk. 80 Pf. bei Bestellung durch das kaiserliche archäologische Institut in Berlin. (Adresse: Professor A. Conze, Berlin, W. Corneliusstraße 2.) Die Lehrkörper der Mittelschulen werden auf das Erscheinen dieser Wandtafel aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 7. Dec. 1895, Z. 27.910).

Gajdeczka Josef, Übungsbuch der Arithmetik und Algebra für die oberen Classen der Mittelschulen, 3. verb. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky 1896. Pr. geh. 70 kr., geb. 95 kr., wie die 2. Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 2. Oct. 1895, Z. 15.936).

Gajdeczka Josef, Übungsbuch zur Geometrie in den oberen Classen der Mittelschulen. Brünn, Selbstverlag 1895. Pr. geh. 2 K, geb. 2 K 40 h, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 2. Oct. 1895, Z. 13.564).

Hočevar, Dr. Franz, Geometrische Übungsaufgaben für das Obergymnasium. I. Heft: Planimetrie und Stereometrie. 3. rev. Aufl. Prag, Wien, Leipzig, F. Tempsky 1896. Pr. geh. 50 h, geb. 80 h, ebenso wie die zweite zum Unterrichtsgebrauche an jenen Gymn., an welchen das Lehrbuch der Geometrie desselben Verf.s beim Unterrichtsgebrauche benützt wird, zugelassen (Min.-Erl. v. 28. Dec. 1895, Z. 28.278).

Wallentin, Dr. Ignaz G., Lehrbuch der Physik für die oberen Classen der Mittelschulen. Ausgabe für Gymn., 10. unv. Aufl. Wien, A. Pichlers Witwe u. Sohn 1895. Pr. geh. 2 K 40 h, geb. 2 K 80 h (Min.-Erl. v. 28. Dec. 1895, Z. 28.802).

Wallentin, Dr. Ignaz G., Grundzüge der Naturlehre für unteren Classen der Gymn., 4. unv. Aufl. Wien, A. Pichlers Witwe Sohn 1895 Pr. geh. 1 K 80 h, geb. 2 K 20 h (Min.-Erl. v. 28. 1895, Z. 28.802 .

Die Lehrkörper der Mittelschulen werden auf die im Wiener Schulbücherverlage erschienene, vom Hofrathe Dr. Adalbert von Walt hofen verfasste Druckschrift: »Belehrung über die Vermeidung Unglücksfällen durch Elektricität und über die Hilfeleistung in sol Fällen« (Preis 12 h) zur Berücksichtigung bei Anschaffungen für Anstaltsbibliotheken aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 10. Nov. Z. 23.391).

Höfler, Dr. Alois, Grundlehren der Logik. Lehrtext und Übu aus des Verfassers Lehrbuch der philosophischen Propädeutik (I. T Logik), 2. unv. Aufl. Prag u. Wien, Tempsky 1896. Pr. geh 1 fl. 20 geb. 1 fl. 45 kr.

— — Zehn Lesestücke aus philosophischen Classikern. Anhang zum Lehrbuche der philosophischen Propädeutik unter Mitwir von Dr. Alexius Meinong herausgegeben von —, 2. unv. Aufl. u. Prag, Tempsky 1896. Pr. geh. 30 kr., geb. 50 kr. (Min.-Erl. v. 7. 1895, Z. 28.731).

Storck Josef, Ritter von, Die Pflanze in der Kunst. Ein Vorla werk für den Zeichenunterricht an Kunstgewerbe- und Realsch Gymnasien, Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten. Herausgeg im Auftrage des k. k. Ministeriums für C. und U. I. Heft: Die II. Heft: Der Lorber. III. Heft: Der Epheu. Wien, R. v. Waldheim Pr. eines Heftes à 6 Blatt in Umschlag 6 fl. Dieses Werk, in wel in 12 Heften nebst den oberwähnten drei Pflanzen die Lilie, die R die Distel, die Eiche, die Nelke, die Palme, der Ölbaum, der Gr apfel und das Fruchtgehänge behandelt werden sollen, wird zum Ur richtsgebrauche an Kunst- und Staats-Gewerbeschulen, Mittelsch Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten, an gewerblichen Fachsch und allgemeinen Handwerkerschulen zugelassen. Die Vollendung Werkes, von dem bisher nur die oberwähnten drei Hefte erschienen ist in circa drei Jahren zu gewärtigen. (Min.-Erl. v. 27. Nov. Z. 25.150).

Fischer Robert, Theoretisch-praktischer Lehrgang der Ga berger'schen Stenographie. 40. Aufl. Ausgabe mit österr. Rechtschreib Altenburg, H. A. Pierer 1895. Pr. geh. 72 kr., unter Ausschluss der wendung von früheren Auflagen in derselben Abtheilung allgemein z lassen (Min.-Erl. v. 28. Dec. 1895, Z. 29.675).

Rätzsch Heinrich, Lehrgang der Stenographie (Correspond und Debattenschrift nach F. X. Gabelsbergers System). Nach den Wi Beschlüssen von 1895 neu bearb. von Dr. Richard Rätzsch. 63. ver u. verm. Aufl. Ausgabe mit österr. Orthographie. Dresden, G. Dietze Pr. 90 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früh Auflagen in derselben Abtheilung allgemein zugelassen (Min.-Erl 30. Dec. 1895, Z. 27.461).

Scheller Franz, Lehr- und Lesebuch der Gabelsberger's Stenographie für Schulen und zum Selbstunterrichte. 5. nach den schlüssen des V. deutschen Stenographentages geänderte Aufl. Proß Selbstverlag 1895. In Commission bei Leopold Weiß in Wien. Preis vollständigen Schulausgabe cart. (I. und II. Theil vereinigt) 1 fl 80 gesondert geh. I. Theil 1 fl. 25 kr., II. Theil 80 kr., unter Aussch des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. in derselben Abthei allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 7. Dec. 1805, Z. 28.687).

Schiff Josef, Theoretisch-praktischer Lehrgang der Stenogra nach Gabelsbergers System für Schul-, Privat- und Selbstunter Zwei Theile in einem Bande. I. Correspondenzschrift, II. Satzkürz 6. durchges. Aufl. Wien, Bermann u. Altmann 1895. Pr. geh. 1 fl. 2 allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 22. Dec. 1895, Z. 28.891).

Italienisch.

Morteani Luigi, Compendio di Geografia per la seconda classe ginnasiale. Mit 2 Figuren. Triest, in Commission der Buchhandlung F. H. Schimpff 1895. Pr. geh. 1 K, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 20. Jan. 1896, Z. 29.172 ex 1895).

Elementi di Zoologia del Dr. Graber e del Prof. J. Mik ad uso delle classi superiori delle scuole medie con 474 incisioni intercalate nel testo. Prima versione italiana sulla seconda edizione tedesca percura di Oreste Gerosa. Wien u. Prag, F. Tempsky 1896. Pr. geh. 2 fl. 25 kr., geb. 2 fl. 50 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 22. Nov. 1895, Z. 27.531).

Čechisch.

Martin, Dr. Konrad, Katolická mravouka pro VII. třídu gymnasijní a pro VI. třídu škol realných. 4. Aufl. Übersetzt von F. Hackl, bearb. von Josef Kyselka. Prag, Storch Sohn. Pr. 1 fl., geb. 1 fl. 20 kr., mit Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. unter Voraussetzung der Approbation der competenten confessionellen Oberbehörde allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 22. Nov. 1895, Z. 26.927).

Niederle Heinrich, Mluvnice jazyka řeckého pro gymnasia česká (Griechische Grammatik für Gymnasien mit böhm. Unterrichtssprache). Díl I. Hláskosloví a tvarosloví (Laut- und Formenlehre). 6. von Wilhelm Steinmann umg. Aufl. Prag, Grégr 1895. Pr. geh. 1 fl. 20 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. in derselben Classe allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 19. Oct. 1895, Z. 20.934).

Tieftrunk Karl, Česká čítanka pro žáky středních škol (Böhmisches Lesebuch für Schüler der Mittelschulen), I. Theil. 7. Aufl. Prag, Kober 1896. Pr. 1 fl. 5 kr., geb. 1 fl. 30 kr., mit Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. zum Gebrauche bei dem Unterrichte in der böhm. Sprache an Mittelschulen mit deutscher Unterrichtssprache allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 16. Dec. 1895, Z. 28.494).

Sobek Frant., Dějiny všeobecné pro nižší třídy škol středních. Díl III. Věk nový. 3. umg. Aufl. Prag, J. L. Kober 1895. Pr. 75 kr., geb. 95 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Auflagen allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 2. Jan. 1896, Z. 29.935).

Pražák J. O., Česká čítanka těsnopisná pro střední školy. 4. Aufl. Prag, Erster Prager Stenographen-Verein 1895. Pr. geb. 1 fl., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 28. Nov. 1895, Z. 25.947).

Těsnopis český dle soustavy Gabelsbergerovy. Sestaven komisí I. pražského spolku stenografů Gabelsbergerských. 8. unv. Aufl. Prag, Selbstverlag 1895. Pr. geb. 80 kr. (Min.-Erl. v. 16. Dec. 1895, Z. 28.100).

Ruthenisch.

Barwiński Alex., Auszüge aus der nationalen ukrainischen ruthenischen Literatur des XIX. Jahrhunderts (ruthenisch), II. Theil. 2. umg. u. erweit. Aufl. Lemberg 1893. Pr. geb. 1 fl. 50 kr., an den Mittelschulen der Bukowina, in denen die ruthenische Sprache gelehrt wird, zugelassen (Min.-Erl. v. 8. Dec. 1895, Z. 8614 ex 1894).

Luczakowski, Dr. Constantin, Lesebuch für die 2. Classe an Mittelschulen (ruthenisch). Lemberg 1895. Pr. geb. 1 fl.

— — Musterstücke für Prosa und Poesie (ruthenisch). Lemberg 1894. Pr. geb. 1 fl. 80 kr., zum Gebrauche an den Mittelschulen der Bukowina, an denen die ruthenische Sprache gelehrt wird, zugelassen (Min.-Erl. v. 10. Oct. 1895, Z. 23.834).

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Erlass des Min. für C. und U. vom 27. Sept. 1895, Z. 13.893. Instruction, betreffend die Vornahme von fachlichen Inspectionen des Zeichenunterrichtes an Mittelschulen, sowie den Vorgang bei der Berichterstattung über diese Inspectionen. — Diese Inspectionen sind in der Regel in den Sommermonaten vorzunehmen und so einzurichten, dass der Zeichenunterricht an sämmtlichen Mittelschulen mit obligatem und nicht obligatem Zeichenunterrichte mindestens jedes dritte Jahr eingehend inspiciert wird. Hierbei sind zunächst jene Anstalten in Betracht zu ziehen, an welchen bei der vorangegangenen Inspection erhebliche Mängel und Misstände wahrgenommen worden sind. Nach Umständen, insbesondere auch bei einem Wechsel der Lehrpersonen oder über Auftrag des k. k. Landesschulrathes sind einzelne Anstalten auch in kürzeren Zeiträumen wiederholt einer Inspection zu unterziehen. Vor dem Antritte einer jeden Inspectionsreise hat sich jeder Fachinspector von dem ihm unmittelbar vorgesetzten Landesschulrathe unter genauer Angabe des Reiseprogrammes und der beiläufigen Dauer der Inspection, womöglich auf kurzem Wege, Urlaub zu erbitten und, falls die zu inspicierenden Lehranstalten in einem anderen Verwaltungsgebiete liegen, das Reiseprogramm rechtzeitig auch dem Herrn Vorsitzenden jenes k. k. Landesschulrathes einzusenden, dem die gedachten Schulen unterstehen. Nach Schluss eines jeden Schuljahres haben die Fachinspectoren über sämmtliche von ihnen im Laufe des Jahres durchgeführten Inspectionen des Zeichenunterrichtes an Mittelschulen jedes einzelnen Landes kurz gefasste und übersichtlich gehaltene Hauptberichte zu erstatten und dieselben jeweilig spätestens bis 15. September dem k. k. Landesschulrathe jenes Landes, auf dessen Schulen der betreffende Inspectionsbericht sich bezieht, vorzulegen. Dem Hauptberichte ist bezüglich jeder inspicierten Lehranstalt eine Tabelle beizufügen, in welcher die wichtigsten Details über die in der betreffenden Schule gemachten Wahrnehmungen zum Ausdruck zu bringen sind. Jede dieser Tabellen ist gleich nach Beendigung der betreffenden Inspection, also noch unter dem Eindrucke der unmittelbaren Anschauung und in frischer Erinnerung an die gemachten Wahrnehmungen zu verfassen. Die Drucksorte zu diesen Tabellen kann von dem k. k. Schulbücherverlage in Wien unentgeltlich bezogen werden. Diese Hauptberichte sind seitens der k. k. Landesschulräthe, insoferne nicht die vorherige Einholung einer Weisung des Ministeriums für C. und U. als geboten erscheint, einer meritorischen Erledigung zuzuführen und unter Angabe des Verfügten bis 15. November des betreffenden Jahres dem k. k. Ministerium für C. und U. vorzulegen.

Die Fachinspectoren sind berechtigt, an die gedachten Hauptberichte allfällige auf die Hebung des Zeichenunterrichtes abzielende Anträge zu knüpfen. Sollte sich bei der Vornahme einer Inspection die Herbeiführung einer bestimmten Maßnahme als dringend nöthig herausstellen, so hat der betreffende Fachinspector seine diesfälligen Anträge jeweilig abgesondert an den zuständigen k. k. Landesschulrath zu leiten, welcher hierüber, falls nicht durch die Natur der Sache die Einholung einer speciellen Genehmigung, beziehungsweise Verfügung des Ministeriums für C. und U. geboten erscheint, im eigenen Wirkungskreise das Erforderliche zu veranlassen und bei Vorlage des Hauptberichtes hierüber zu berichten hat. An jeder Anstalt haben die Fachinspectoren ihr Augenmerk darauf zu richten, 1. ob die für den Zeichenunterricht bestimmten Localitäten und die Einrichtung derselben gut und zweckmäßig sind, 2. ob sich die Schule im Besitze der erforderlichen Lehrmittel befindet, 3. ob die Lehrer des Zeichnens den Unterricht nach dem mit der Min.-Verordnung vom 17. Juni 1891, Z. 9139, bezw. 28. Sept. 1891, Z. 10.458, vorgeschriebenen Lehrplane und den zugehörigen Instructionen ertheilen und dabei keine anderen als die für zulässig erklärten Zeichenvorlagen und Modelle verwenden, 4. ob die Schülerarbeiten in entsprechender Weise ausgeführt sind und ob der Stufengang der Arbeiten ein angemessener ist, und 5. ob das vorgeschriebene Lehrziel erreicht wird. Die Fachinspectoren sind berechtigt und verpflichtet, die gemachten Wahrnehmungen mit den betreffenden Lehrern, im Beisein des Directors, zu besprechen und ihnen über den beim Unterrichte einzuhaltenden Vorgang, die Wahl der Lehrmittel u. dgl. an Ort und Stelle entsprechende Winke und Rathschläge zu ertheilen; schriftliche Weisungen erfolgen jedoch nur durch den Landesschulrath. Behufs Erzielung eines einheitlichen Vorganges haben die Fachinspectoren mit den betreffenden Landesschulinspectoren so oft als thunlich das Einvernehmen zu pflegen, um dieselben über die gemachten Wahrnehmungen zu informieren und eventuell deren speciellen Wünsche und Rathschläge entgegenzunehmen. Schließlich wird bemerkt, dass der Zeichenunterricht an jenen Lehranstalten, denen die Fachinspectoren selbst als Lehrer angehören, als eximiert von dieser Inspection anzusehen und lediglich von den betreffenden Landesschulinspectoren zu überwachen ist.

Erlass des Min. für C. und U. vom 28. Nov. 1895, Z. 27.106, an die Vorstehungen sämmtlicher Universitäts- und Studien-Bibliotheken, betreffend die Aufnahme von Praktikanten. — In Ausführung des §. 6 des Gesetzes vom 30. April 1889, betreffend den Rang und die Bezüge der Bibliotheksbeamten, finde ich auf Grund der mir mit a. h. Entschl. v. 12. Nov. 1895 a. g. ertheilten Ermächtigung rücksichtlich der Aufnahme von Praktikanten an die Universitäts- und Studienbibliotheken Nachstehendes anzuordnen: Aufnahmswerber, welche nebst der österreichischen Staatsbürgerschaft die Erlangung des Doctorgrades an einer inländischen Universität oder die Approbation für das Lehramt an Gymnasien oder Realschulen nachzuweisen vermögen und die erforderlichen Sprachkenntnisse, sowie die sonstige Eignung für den Bibliotheksdienst besitzen, werden nach Maßgabe des Bedarfes und ohne Beschränkung auf eine bestimmte Anzahl als nicht adjutierte Praktikanten bestellt, doch sind dieselben im Sinne des §. 13 des Gesetzes vom 15. April 1873 erst nach einer einjährigen, vollständig befriedigenden Probepraxis zu beeidigen. Wegen Ernennung der Aufnahmswerber zu Praktikanten, sowie wegen Verleihung der an den einzelnen Bibliotheken jeweils systemisierten Adjuten an die Praktikanten sind seitens der Bibliotheksvorstehungen im Wege der Landesstelle die entsprechenden Vorschläge zu erstatten. Die Aufnahme von Volontären hat nur dann stattzufinden, wenn die betreffenden Aufnahmswerber eine dauernde Anstellung im Bibliotheksdienste, sowie eine Honorierung ihrer Arbeitsleistung überhaupt nicht anstreben oder wenn dieselben den vorgeschriebenen Qualifications-

[illegible]

[illegible] Min.-Erl. v. 2 Jan. [illegible]

[illegible] Min.-Erl. v. [illegible]

[illegible]

[illegible] Professor der [illegible] Wilhelm Ritter von Hartel [illegible] v. 2. Jan.

[illegible] Arthur Grafen [illegible] den Titel und Charakter eines Sectionsrathes [illegible] Dr. Franz Freiherrn von [illegible] Titel und Charakter eines Ministerialrathes verliehen [illegible] Ministerialsecretär im Min. für C. [illegible] von Weggenthal [illegible] den Titel und Charakter [illegible] v. [illegible] Jan.

[illegible] Min. für C. und U. [illegible] Statthaltereirath der Statthalterei für Galizien Dr. Edwin Płażek zum Ministerialrathe [illegible] Min. [illegible] a. h. Entschl. v. 26. Dec.

Der mit dem Titel und Charakter eines Sectionsrathes bekleidete Ministerialsecretär Dr. Eugen Freiherr Hauenschield-Bauer von Przemysl zum Sectionsrathe extra statum im Min. für C. und U. a. h. Entschl. v. 3. Jan.

Der Ministerialsecretär [illegible] zum Sectionsrathe und der Ministerialvicesecretär Oskar Freiherr von Villani zum Ministerialsecretär im Min. für C. und U. a. h. Entschl. v. 1. Jan.

Der Min. für C. und U. hat den Statthaltereisecretär der Statthalterei in Prag Franz D[illegible]sky zum Ministerialvicesecretär im Min. für C. und U. ernannt.

Der Ministerialconcipist Albert Ritter von Hermann zum Ministerialvicesecretär, der prov. Statthaltereiconcipist der Statthalterei für Mähren Dr. Otto Mesensky zum Ministerialconcipisten und der Concipist der Statthalterei für Galizien Dr. Heinrich Redl zum prov. Ministerialconcipisten im Min. für C. und U. Der Ministerialconcipist Dr. Hieronymus Köller zum Ministerialvicesecretär und der Bezirkscommissär der Landesregierung für Krain Dr. Franz Heinz zum Ministerialconcipisten und der Ministerialconcipist Dr. Franz Krappel zum Ministerialvicesecretär im Min. für C. und U.

Der Rechnungsrath Adolf Tschann zum Oberrechnungsrathe, der mit dem Titel und Charakter eines Rechnungsrathes bekleidete

Rechnungsrevident Karl Holzknecht zum Rechnungsrathe, der Rechnungsofficial Emil Kramsall zum Rechnungsrevidenten, der Rechnungsassistent Johann Strauss zum Rechnungsofficial und der Rechnungspraktikant Franz Drexler zum Rechnungsassistenten im Rechnungsdepartement des Min. für C. und U.

Der Ministerialrath im Min. für C. und U. Dr. Michael Freiherr von Pidoll zu Quintenbach neuerlich zum Hofrathe und Director der Theres. Akademie unter huldvollster Belassung des demselben mit a. h. Entschl. v. 23. August 1895 verliehenen Titels und Charakters eines Sectionschefs (a. h. Entschl. v. 8. Dec.).

Die Privatdocenten Dr. Walter von Hörmann und Dr. Tullius Ritter von Sartori-Montecroce zu a. o. Proff., und zwar ersterer für Kirchenrecht, letzterer für deutsches Recht und österr. Reichsgeschichte an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 23. Sept.), der Prof. am Militär-Thierarzenei-Institute in Wien und Privatdocent Dr. Johann Csokor zum a. o. Prof. der Veterinärkunde an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 2. Oct.), der Privatdocent an der Univ. in Wien Dr. Kasimir Twardowski zum a. o. Prof. der Philosophie an der Univ. in Lemberg (a. h. Entschl. v. 18. Oct.), der a. o. ord. Prof. an der Univ. in Berlin Dr. Johannes Gad zum ord. Prof. der Physiologie an der deutschen Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 23. Oct.), der Privatdocent an der kais. russischen Univ. in Odessa Dr. Moriz von Rudzki zum a. o. Prof. der math. Geophysik und Meteorologie an der Univ. in Krakau (a. h. Entschl. v. 1. Nov.), der a. o. Prof. Dr. Heinrich Schenkl zum ord. Prof. der class. Philologie an der Univ. in Graz, der a. o. Prof. Dr. Alois Pogatscher zum ord. Prof. der engl. Philologie an der deutschen Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 12. Nov.), der mit dem Titel eines a. o. Univ.-Prof. bekleidete Privatdocent und Gymnasialprof. Dr. Franz Augustin zum a. o. Prof. der Meteorologie und Klimatologie und der a. o. Prof. Dr. Robert Novák zum ord. Prof. der class. Philologie an der böhm. Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 13. Nov.), der Privatdocent Dr. R. Fischer zum a. o. Prof. für englische Sprache und Literatur an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 17. Nov.), der a. o. Prof. an der Univ. in Wien Dr. Victor Ritter von Hacker zum ord. Prof. der Chirurgie an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 18 Nov.), der a. o. Prof. der allg. Geschichte Dr. Siegmund Herzberg-Fränkel zum ord. Prof. dieses Faches an der Univ. in Czernowitz (a. h. Entschl. v. 17. Nov.), der a. o. Prof. an der Univ. in Graz Dr. Ignaz Klemenčić zum ord. Prof. an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 1. Dec.), der a. o. Prof. Dr. Josef Nevinný zum ord. Prof. der Pharmakologie und Pharmakognosie an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 20. Nov.), der Prof. Dr. Boleslaus Wicherkiewicz zum ord. Prof. der Augenheilkunde an der Univ. in Krakau (a. h. Entschl. v. 1. Dec.), der Adjunct am botanischen Garten und Museum der Univ. in Wien Privatdocent Dr. Karl Fritsch zum a. o. Prof. der system. Botanik an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 6. Dec.).

Der a. o. Prof. Dr. Melchior Abfalter zum ord. Prof. des Bibelstudiums des Neuen Testamentes und der Spiritual am fürsterzbischöfl. Priesterseminare in Salzburg Dr. Ignaz Rieder zum ord. Prof. der Kirchengeschichte an der theol. Fac. in Salzburg (a. h. Entschl. v. 1. Nov.).

Dem Privatdocenten an der böhm. Univ. in Prag und wirkl. Lehrer an der böhm. Realschule in Prag-Kleinseite Dr. Ernst Kraus wurde der Titel und Charakter eines a. o. Univ.-Prof. verliehen (a. h. Entschl. v. 15. Nov.).

Der Pfarrer der evang. Kirchengemeinde A. B. in Groß-Lhota Gustav Adolf Skalský zum ord. Prof. der prakt. Theologie an der evang.-theol. Fac. in Wien (a. h. Entschl. v. 26. Nov.).

Zum Mitgliede der k. k. wiss. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Wien und zum Fachexaminator für

Zoologie der ord. Prof. an der Univ. in Wien Dr. Karl Grobben, zum Mitgliede der gleichen Commission in Lemberg und zum Fachexaminator für Philosophie der a. o. Prof. an der Univ. in Lemberg Dr. Alexander Skorski. Übrigens wurden beide Commissionen in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Studienjahr 1895/6 bestätigt.

Zum Mitgliede der k. k. wiss. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Innsbruck und zum II. Fachexaminator für Mathematik der a. o. Univ.-Prof. Dr. W. Wirtinger. Im übrigen wurde diese Commission in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Studienjahr 1895/6 bestätigt.

Zum Mitgliede der Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Krakau und zum Fachexaminator für Mathematik der a. o. Prof. an der Univ. in Krakau Dr. Paulin K. St. Zorawski. Im übrigen wurde diese Commission in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Studienjahr 1895/6 bestätigt.

Die k. k. wiss. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen mit deutscher Unterrichtssprache in Prag und die Prüfungscommission für das Lehramt der Stenographie in Lemberg wurden in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Studienjahr 1895/6 bestätigt (Min.-Erl. v. 29. u. 26. Oct. 1895, Z. 22.878 u. 25.108).

Die k. k. wiss. Prüfungscommissionen für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Graz und Czernowitz, sowie die Prüfungscommissionen für das Lehramt der Stenographie in Graz und Innsbruck wurden in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Studienjahr 1895/6 bestätigt (Min.-Erl. v. 12., 11., 20. u. 14. Nov.).

Zum Mitgliede der k. k. Prüfungscommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Krakau für den Rest der laufenden Functionsperiode Dr. Marian Tokarski.

Zu Scriptoren an der Univ.-Bibliothek in Wien die Amanuensen Dr. August Weiß und Dr. Theodor Ritter von Grienberger und zu Amanuensen an dieser Bibliothek die Praktikanten Dr. Michael M. Burger und Dr. Hans Bohatta.

Zum Amanuensis an der Univ.-Bibliothek in Wien der Praktikant derselben Dr. Karl Kaukusch, zum Scriptor an der Univ.-Bibliothek in Lemberg der Amanuensis an dieser Anstalt Dr. Boleslaus Mankowski.

Die Zulassung des Dr. Robert Daublebsky von Sterneck als Privatdocent für Mathematik an der philos. Fac. der Univ. in Wien wurde genehmigt, desgleichen die des Dr. Sigmund Fuchs als Privatdocent für Physiologie an der med. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Alexander Doliński als Privatdocent für österr. Privatrecht an der rechts- und staatswiss. Fac. und des Gymnasialprof. Dr. Michael Jezienicki als Privatdocent für class. Philologie an der philos. Fac. der Univ. in Lemberg, des Dr. Siegmund Lilienfeld als Privatdocent für österr. Privatrecht an der rechts- und staatswiss. Fac. und des Gymnasialprof. Dr. Antonin Danysz als Privatdocent für Pädagogik und Didaktik an der philos. Fac. der Univ. in Lemberg, des Dr. Hermann Schlesinger als Privatdocent für interne Medicin an der med. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Ladislaus Szymonowicz als Privatdocent für Histologie an der med. Fac. der Univ. in Krakau.

Die Übertragung der von dem Privatdocenten Dr. Anton Elschnig an der med. Fac. der Univ. in Graz erworbenen venia legendi für Augenheilkunde an die med. Fac. der Univ. in Wien wurde genehmigt.

Der Prof. der röm.-kath. theol. Centralanstalt in Zara Dr. Anton Gjivoje, der bischöfl. Syngjel, Ehrenbeisitzer bei dem bischöfl. griech.-orient. Consistorium in Zara, Prof. der Theologie und Rector des griech.-orient. Seminars daselbst Seraphim Kalik und der Director der Unterrealschule in Zara Anton Nisiteo zu Mitgliedern des Landesschulrathes

für Dalmatien für die V. sechsjährige Functionsperiode (a. h. Entschl. v. 22. Dec.).

Der Director des Gymn. in Mährisch Weißkirchen Franz Kučera zum Landesschulinspector (a. h Entschl. v. 2. Dec.). Derselbe wurde dem mährischen Landesschulrathe zur Dienstleistung zugewiesen.

Der Landesschulinspector, Capitular des Benedictinerstiftes Brevnov-Braunau P. Robert Riedl wurde dem Landesschulrathe für Böhmen zur Dienstleistung zugewiesen.

Der Landesregierungsrath und Referent für die administrativen und ökonomischen Angelegenheiten bei dem Landesschulrathe für die Bukowina Dr. Eduard Magner zum Statthaltereirathe und Referenten für die administrativen und ökonomischen Angelegenheiten bei dem Landesschulrathe für Oberösterreich und der Ministerialvicesecretär im Min. für C. und U. Dr. Wilhelm Freiherr von Schwind zum Landesregierungsrathe und Referenten für die administrativen und ökonomischen Angelegenheiten bei dem Landesschulrathe für die Bukowina (a. h. Entschl. v. 3. Oct.).

Der Bezirkshauptmann Franz Navrátil zum Statthaltereirathe und Referenten für die administrativen und ökonomischen Angelegenheiten bei dem Landesschulrathe für Mähren (a. h. Entschl. v. 11. Dec.) und der Bezirkshauptmann Dr. Eduard Herrmann zum Landesregierungsrathe und Referenten für die administrativen und ökonomischen Angelegenheiten bei dem Landesschulrathe für Kärnten (a. h. Entschl. v. 25. Nov.).

Der Director des Gymn. in Ragusa Stefan Scarica zum Director des Gymn. in Zara und der Prof. am Gymn. in Cilli Michael Zavadlal zum Director des Gymn. in Ragusa (a. h. Entschl. v. 6. Oct.), der Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg Thomas Sołtysik zum Director des Gymn. in Podgórze (a. h. Entschl. v. 20. Oct.), der Prof. am Gymn. in Czernowitz Stefan von Repta zum Director des griech.-orient. Gymn. in Suczawa (a. h. Entschl. v. 11. Nov.).

Der Director des Gymn. in Buczacz Josef Sekiewicz zum Director des Gymn. in Drohobycz, der Prof. am Gymn. in Brody Wladimir Bańkowski zum Director des Gymn. in Sanok und der Prof. am Gymn. in Drohobycz Franz Zych zum Director des Gymn. in Buczacz (a. h. Entschl. v. 2 Oct.).

Zum Religionslehrer am Gymn. in Zara der suppl. Religionslehrer an dieser Anstalt Jakob Čuka, zum wirkl. Lehrer am Obergymn. in Cilli der Supplent am 1. deutschen Gymn. in Brünn Dr. Georg Schön, der suppl. Religionslehrer am Gymn. in Sanok Dr. Johann Trznadel zum wirkl. röm.-kath. Religionslehrer an dieser Anstalt.

Zum Bezirksschulinspector für den Schulbezirk Ragusa der Prof. am Gymn. in Ragusa Lukas Zore, zum prov. Schulinspector für die ital. Schulen des Schulbezirkes Lussin für den Rest der laufenden Functionsperiode der Prof. an der k. k. nautischen Schule in Lussinpiccolo Melchiades Budinich, zum Bezirksschulinspector für die böhm. Schulen der Schulbezirke Pisek und Mühlhausen der Prof. am Gymn. in Pisek Franz Pich, zum Bezirksschulinspector für die Schulbezirke Stadt Reichenberg und Gabel der Prof. am deutschen Gymn. in Prag-Altstadt Gustav Effenberger.

In die VIII. Rangsclasse wurden befördert: die Proff. an der ital. Abtheilung des Gymn. in Trient Anton Valentini, Alexius Santuari, Valentin Zambra, Johann Dalmass und Desiderius Reich, die Proff. am II. deutschen Gymn. in Brünn Alois Zenker, Vincenz Zatloukal, Wilhelm Schmid und Karl Prokop, die Proff. am deutschen Real- und Obergymn. in Ungarisch-Hradisch Adalbert Möttl und Josef Schnellinger, die Proff. am Gymn. in Iglau Franz Piper, Johann Niederegger und Rochus Schmid, der Prof. am deutschen Gymn. in Olmütz Ignaz Weinberger, der Prof. am Gymn. in Mährisch-Trübau

Josef Selič, der Prof. am Gymn. in Mährisch-Weißkirchen Jose
merling, die Proff. am Gymn. in Znaim Franz Katholnigg
Karl Pichler, der Prof. am böhm. Untergymn. in Brünn Vincenz
die Proff. am böhm. Gymn. in Olmütz Wenzel Šteffl und
Čermak, die Proff. am Gymn. in Prerau Josef Spáčil, Johann
Alois Fischer, Paul Krippner und Adrian Rotter, der
Gymn. in Trebitsch Johann Pochop.

Auszeichnungen erhielten:

Der Sectionschef im Min. für C. und U. Vincenz Graf
de Latour die Würde eines geheimen Rathes (a. h. Entschl. v.

Der Präsident der böhm. Kaiser Franz Joseph-Akademie de
schaften, Literatur und Kunst in Prag Baurath Josef Hlávk
erkennung seiner verdienstvollen Wirksamkeit als Mitglied der
commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und his
Denkmale den Titel eines Oberbaurathes (a. h. Entschl. v. 19.

Der Director des Theres. Gymn., zugleich Vicedirector de
Akademie Karl Živsa den Titel eines Regierungsrathes (a. h.
v. 3. Oct.).

Der Statthaltereirath und Referent für die administrat
ökonomischen Angelegenheiten bei dem Landesschulrathe für
Josef Schroubek den Orden der eisernen Krone III. Cl. (a. h.
v. 21. Oct.).

Der Director des Franciscaner-Gymn. in Bozen P. Vince
Gredler das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens (a. h. E
21. Oct.).

Der Statthaltereirath und Referent für die administrat
ökonomischen Angelegenheiten bei dem Landesschulrathe für
Dr. Michael Gotter aus Anlass der von ihm erbetenen Vers
den bleibenden Ruhestand den Titel und Charakter eines
(a. h. Entschl. v. 30. Oct.).

Der ord. Prof. des Bibelstudiums des neuen Testamente
theol. Fac. in Olmütz Dr. Johann Pánek wurde zum Nichtre
Canonicus stricte regius des Metropolitancapitels in Olmütz erna
Entschl. v. 13. Nov.).

Der Director des Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in
Stanislaus Piątkiewicz den Titel eines Regierungsrathes (a. h
v. 24. Nov.).

Der Vorstand des Rechnungsdepartements im Min. für
Rechnungsdirector Josef Satzinger aus Anlass der von ihm
Versetzung in den bleibenden Ruhestand den Titel und Charal
Regierungsrathes (a. h. Entschl. v. 9. Dec.).

Der ord. Prof. des österr. civilgerichtl. Verfahrens und des
und Wechselrechtes an der deutschen Univ. in Prag Dr. Don
mann den Titel eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 16. Dec.).

Dem ord. Prof. an der Univ. in Innsbruck Dr. Valent
schart wurde anlässlich seines Übertrittes in den bleibenden
der Ausdruck der a. h. Zufriedenheit mit seiner vieljährigen
lichen akademischen Thätigkeit ausgesprochen (a. h. Entschl. v.

Der Ministerialsecretär im Min. für C. und U. Dr. K
das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens (a. h. Entschl. v. 1.

Nekrologie.

Am 16. Sept. in Weimar der Archivrath Dr. E. Wülker
und in Hamburg der Redacteur des Hamburger „Generalanzei
H. Flach, früher a. o. Prof. der class. Philologie an de
Tübingen, 50 J. alt.

Am 17. Sept. in Helgoland der Bibliothekar des deutschen Kaisers Dr. W. Roberttornow, 43 J. alt.

Am 18. Sept. in Paris der Schriftsteller A. Marchand, 49 J. alt.

Am 21. Sept. in Stockholm der Prof. der Kunstgeschichte an der dortigen Univ. Victor Rydberg, 65 J. alt.

Am 22. Sept. in Breslau der ord. Prof. der class. Philologie an der dortigen Univ. geh. Regierungsrath Dr. M. Hertz, 77 J. alt, in Hottingen der ord. Prof. des röm. Rechtes an der Univ. in Zürich Dr. H. Fick, 73 J. alt, in Hohenheim der Prof. der Geologie an der landwirtsch. Akademie daselbst Dr. F. Nies, 56 J. alt, und in New-York der Prof. der Mathematik an der Cornell Univ. in Ithaka Dr. E. Ritter, 27 J. alt.

Am 24. Sept. in Berlin der ord. Prof. der Chirurgie an der Univ. daselbst, geh. Obermedicinalrath Dr. von Bardeleben, 76 J. alt.

Am 28. Sept. in Garches der Prof. der Medicin an der Univ. in Paris L. Pasteur, 73 J. alt.

Am 30. Sept. in Stuttgart der Prof. der Landwirtschaft an der techn. Hochschule in Graz, Dr. G. Wilhelm, 60 J. alt.

Im Sept. in Castellato der frühere Prof. der Philosophie am Istituto delle lettere e scienze zu Mailand A. Franchi, 71 J. alt, und in New-York der Prof. der deutschen Sprache und Literatur am Columbia-College H. H. Boysen, 74 J. alt.

Am 1. Oct. in Merseburg der Privatdocent der Astronomie an der Univ. in Halle a. S. Dr. E. v. Rebeur Paschwitz, 34 J. alt.

Am 2. Oct. in Krakau der Prof. der Medicin i. R. Dr. J. Oettinger, 77 J. alt.

Am 5. Oct. in Berlin Julius W. Braun, Schriftsteller auf dem Gebiete der deutschen Literaturgeschichte, auch Romanschriftsteller und Dramatiker, 52 J. alt, und in Görlitz der Oberrealschuldirector a. D. geh. Regierungsrath Dr. Wernicke, 64 J. alt.

Am 6. Oct. in Innsbruck der Prof. der Philosophie an der Univ. in Czernowitz, Dr. Rudolf Hochegger, 33 J. alt.

Am 8. Oct. in Paris der Prof. an der Académie de médecine Baron F. Larrey, 87 J. alt.

Am 12. Oct. in Budapest der Sprachforscher kais. Rath Gabriel Szarvas, 63 J. alt.

Am 13. Oct. in Constantinopel der Schriftsteller Dr. Julius Grosser, 51 J. alt.

Am 14. Oct. in Jena der ord. Prof. des Staatsrechtes Dr. Friedrich Brockhaus, 57 J. alt.

Am 15. Oct. in Berlin der Verlagsbuchhändler Hans Hertz und in Paris der Componist und Musikschriftsteller S. David, 58 J. alt.

Am 17. Oct. in Deutsch Ostafrika auf einer Forschungsreise der Privatdocent der Geologie an der techn. Hochschule zu Berlin Charlottenburg, Dr. Stapff.

Am 22. Oct. in Bonn der a. o. Prof. der Zoologie an der dortigen Univ. Dr. Berthau, 46 J. alt.

Am 24. Oct. in Tharandt der Prof. der Chemie an der k. Forstakademie daselbst Dr. J. von Schröder, 52 J. alt.

Am 25. Oct. in Utrecht der Prof. der niederländischen Philologie Dr. Moltzer, 60 J. alt.

Am 26. Oct. in London der Botaniker Dr. Robert Brown.

Am 27. Oct. in Serajevo der Geologe Berghauptmann Radimský, Leiter der mineral.-geolog. Sammlungen des dortigen Landesmuseums, im 64. Lebensjahre.

Am 29. Oct. in Wien der Custos der k. k. Hofbibliothek Regierungsrath Wenzel Hartl, 65 J. alt.

Im Oct. in Florenz der Bildhauer und Kunstschriftsteller W. W. Story, 76 J. alt, und in London der Redacteur der »Edinburgh Review«, Dr. H. Reeve, 81 J. alt.

Am 6. Nov. in Berlin der Docent an der Lehranstalt für jüdische Wissenschaft Dr. Joel Müller.

Am 8. Nov. in Leipzig der ord. Prof. der class. Archäologie an der dortigen Univ. geh. Hofrath Dr. Johannes Overbeck, 69 J. alt.

Am 13. Nov. in Ludwigslust der Afrikaforscher Oskar Borchert, in Kopenhagen der Historiker Schuldirector Niels Bache, 54 J. alt, und in London die Schriftstellerin Jane Lee.

Am 15. Nov. in Eichstädt der Prof. der Philosophie und Geschichte am Lyceum Dr. A. Stoeckl, 72 J. alt.

Am 9. Nov. in Darmstadt der geh. Oberschulrath a. D. Dr. Becker, 73 J. alt.

Am 17. Nov. in Gebweiler der Director des Gymn. daselbst Dr. Paul Harre, fast 50 J. alt, und in Dorpat (Jurjew) der ord. Prof. der class. Philologie Dr. W. Hoerschelmann, 46 J. alt.

Am 18. Nov. in Wien der Ministerialvicesecretär im Min. für C. und U. A. Ritter von Hermann, als Musikschriftsteller bekannt, 30 J. alt.

Am 24. Nov. in Paris der Minister a. D. und Mitglied des Institutes J. Barthélemy St. Hilaire, 90 J. alt.

Am 25. Nov. in Breslau der ord. Prof. des röm. Rechtes Dr. H. Schott, 53 J. alt.

Am 26. Nov. in Krakau der ehemalige Prof. der Anatomie an der dortigen Univ. Dr. Teichmann, 72 J. alt.

Am 27. Nov. in Basel der ord. Prof. der Anatomie an der dortigen Univ. Dr. L. Rütimeyer, 70 J. alt, und in Paris der Schriftsteller Alexander Dumas, 71 J. alt.

Im Nov. in Halifax der Naturforscher Prof. George Dawson, in Moskau der Vorstand des histolog. Cabinets Dr. Woïtow, in Odessa der ehemalige ord. Prof. der russ. Sprache und Literatur J. Nekrossow, in Bukarest der Prof. der Archäologie A. Odobescu, in Berlin der Prof. der Maschinenkunde an der techn. Hochschule daselbst Dr. P. Consentius, 59 J. alt, in Padua der Prof. der neueren Geschichte Giuseppe de Leva und in Afrika der Forschungsreisende Otto E. Ehlers, fast 41 J. alt.

Am 5. Dec. in Paris der Historiker A. Chalamet, 72 J. alt.

Am 6. Dec. in Jena der Director des photographisch-chemischen Institutes Dr. J. Schnauß, 68 J. alt.

Am 10. Dec. in Rostock der ord. Prof. der Anatomie Dr. A. von Brunn, 46 J. alt.

Am 13. Dec. in Baden bei Wien der Director des dortigen Landes-Real- und Obergymn. Emil Haueis, im 63. Lebensjahre, und in Kairo der Prof. der Botanik und Chemie an der dortigen med. Hochschule Dr. Sickenberger.

Am 18. Dec. in Freiburg i. B. der Prof. an der Realschule und Lector des Französischen an der Univ. daselbst Dr. J. Sarrazin, 38 J. alt.

Am 19. Dec. in Christiania der Literarhistoriker Henrik Jaeger, 51 J. alt.

Am 29. Dec. in Rom der Bildhauer Eduard Müller, im 68 Lebensjahre.

Am 2. Jan. in Prag der gewesene Prof. der Geographie an der deutschen Univ. Dionys Ritter von Grün, 77 J. alt.

Am 5. Jan. in Bonn der Bischof der deutschen Altkatholiken Dr. Josef Hubert Reinkens, früher Prof. der Theologie in Breslau, im 74. Lebensjahre.

Am 6. Jan. in München der Schriftsteller Wilhelm Wyl (W. Wymetal), durch seine Reisebriefe bekannt.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Über unsere Mittelschulbibliotheken.

Mit Recht wird allgemein anerkannt, welch bedeutenden Einfluss auf die fachliche und allseitige Fortbildung der Mittelschullehrer die Anstaltsbibliotheken ausüben können, wenn sie mit dem nöthigen wissenschaftlichen Materiale genügend ausgestattet, gut geordnet und bequem zugänglich gemacht sind; namentlich in entlegenen Provinzialstädten bilden sie häufig die einzige Bezugsquelle geistiger Nahrung, welche den Lehrer in seiner Berufsthätigkeit erfrischen, auf der Höhe der Zeit erhalten und befähigen soll, die sicher gestellten neuen Errungenschaften fortschreitender Wissenschaft auch den Schülern in dem durch den Rahmen der Mittelschulorganisation begrenzten Umfange zuzuführen.

Nach dem im Organisations-Entwurfe für Gymnasien ausgesprochenen Grundsatze, „dass an jedem Gymnasium eine Bibliothek bestehe und eine regelmäßige Erweiterung erfahre" ist seither jede Mittelschule Österreichs mit einer derartigen Sammlung versehen: in weiterer Ausführung obigen Grundsatzes hat die hohe Unterrichtsverwaltung im Jahre 1878 auch die Dotation bestimmt, welche jeder Mittelschulbibliothek aus den jährlichen Einnahmen der Anstalt zufließen soll.

Die Bücherbestände unserer Mittelschulbibliotheken sind demnach in den meisten Fällen bereits zu recht stattlichem Umfange angewachsen und stellen, abgesehen von ihrem wissenschaftlichen Gehalte, schon an und für sich einen nach vielen Hunderttausenden zählenden Besitzwert des Staates (oder sonstigen Schulerhalters) dar. Es werden ferner jährlich bedeutende Summen demselben Zwecke neu zugeführt, bei den 199 Staatsmittelschulen (Gymnasien und Realschulen), welche in diesem Aufsatze zunächst in Betracht kommen, ergibt das Minimum der Bibliotheksdotation einen Jahresaufwand von circa 38.000 fl., thatsächlich wird jedoch, auch nach Abzug des auf die geographischen Lehrmittel entfallenden

Antheiles wohl eine weit größere Summe den Bibliothekszwecken zugeführt, da zahlreiche Anstalten in der glücklichen Lage sind, bei größerer Frequenz höhere Beträge aus den eigenen Einnahmen in Verwendung zu bringen; man wird keine Übertreibung begehen, wenn man die gesammte Dotationssumme für die staatlichen Mittelschulbibliotheken (Gymnasien und Realschulen) auf rund 45.000 fl. veranschlagt.

Trotz der stattlichen Höhe dieses jährlichen Gesammtaufwandes gibt es doch viele Anstalten, deren Dotationsverhältnisse eben wegen geringerer Frequenz recht dürftige zu nennen sind; namentlich mag dies dort der Fall sein, wo Büchersammlungen erst vor kürzerer Zeit gegründet wurden und die vorhandenen Lücken, trotz ihrer Empfindlichkeit, durch das zur Verfügung stehende Dotationsminimum nicht ausgefüllt werden können. Wenn auch der Verf. eine ausgiebige Erhöhung der Bibliotheksdotation für einen nicht unberechtigten Wunsch hält, ist er doch der Ansicht, dass im gegenwärtigen Zeitpunkte dringenderer Bedürfnisse ein solches Begehren kaum auf Erfolg rechnen könnte; allfälligen besonderen Verhältnissen einzelner Anstalten kann eben leicht — und wird auch wohl — fallweise durch außerordentliche Zuwendungen seitens der Unterrichtsverwaltung entsprochen werden. Da nach der Ansicht des Verf.s die Minimaldotation, wenn auch knapp, so doch eben noch hinreicht, um die Bibliothek bei planmäßiger und zielbewusster Nachschaffungsweise in brauchbarem Stande zu erhalten, unterlässt er es, das zwar Wünschenswerte, aber unter den gegebenen Verhältnissen kaum Erreichbare — die durchgängige Erhöhung der Bibliotheksdotation — in Betracht zu ziehen, und beschränkt sich im Nachfolgenden auf die Erörterung von Vorschlägen und Mitteln, welche auch unter den bestehenden Dotationsverhältnissen eine Hebung des Bibliothekswesens nach mehreren Richtungen herbeizuführen imstande wären. Vor allem sei bemerkt, dass der Verf. zunächst nur die Lehrerbibliotheken im Auge hat und auf die Verhältnisse der Schülerbibliotheken nur gelegentlich zu sprechen kommt.

Die wichtigste Aufgabe der Bibliotheksverwaltung und der hierbei mitwirkenden Factoren ist die stete und unablässige Sorge für eine möglichst zweckentsprechende, die vorhandenen Mittel sparsam und geschickt ausnützende Vermehrung und Nachschaffung von Zeitschriften und Werken.

Aus der Bestimmung und den Verhältnissen einer Mittelschullehrerbibliothek ergibt sich wohl ohne Zweifel von selbst die natürliche Begrenzung ihrer Aufgabe. Sie kann nur die grundlegenden und anerkannt maßgebenden Werke der einzelnen Wissenschaftsgebiete in sich aufnehmen und wird sich in der Regel, nicht nur aus ökonomischen Gründen, jenen Producten der wissenschaftlichen Literatur verschließen müssen, welche entweder nur ephemeren Wert haben oder solchen Specialgebieten angehören, die sich den

Aufgaben des Mittelschulunterrichtes völlig entziehen und nur dem zufälligen, subjectiven Interesse dienen. Eine Mittelschulbibliothek kann und wird nie eine wissenschaftliche Büchersammlung großen Stiles auch unter den günstigsten Verhältnissen annähernd erreichen oder gar ersetzen können, sie muss sich daher bei ihren Ankäufen strenge auf jene Werke beschränken, die, wie der Org.-Entw. §. 55 sagt, „die Lehrer zum Fortschreiten in ihrer Wissenschaft und zum gründlichen Betreiben des Unterrichtes gebrauchen".

Der Umstand, dass die Unterrichtsbehörden den Mittelschullehrern die Benützung der Studien- und Universitätsbibliotheken so wesentlich erleichtert haben, beweist deutlich, dass man dort die ungenügende Leistungsfähigkeit der Mittelschulbibliotheken für das wissenschaftliche Specialstudium in Rechnung zog und letzteres an die erwähnten reicheren Quellen verwies. Werden vorwiegend Specialschriften verschiedenster Fächer nach dem momentanen Bedürfnisse einzelner Lehrer oder ephemere Erscheinungen ohne anderen Grund als den des augenblicklichen Interesses planlos angeschafft, dann füllen sich mit der Zeit und um schweres Geld die Bücherschränke mit Werken, die nach keiner Richtung hin einen bleibenden Wert besitzen; dann geschieht es, dass neben den detailliertesten Specialabhandlungen die empfindlichsten Lücken in den grundlegenden Theilen der einzelnen Fachgebiete klaffen. Solche Bibliotheken machen trotz der langen Zeit ihres Bestandes und der für sie aufgewendeten beträchtlichen Summen einen überaus mangelhaften, kläglichen Eindruck; während es anderorts oft kleinere, nur 2000—3000 Bände zählende Sammlungen gibt, die durch zweckmäßige Nachschaffungsart und weise Beschränkung gleichwohl in allen Fachgebieten bescheidenen Ansprüchen genügen.

Neben dieser gebotenen Zurückhaltung gegenüber der sich heraudrängenden Flut literarischer Erzeugnisse liegt jedoch einer Mittelschulbibliothek auf einem Gebiete, das alle Anstaltslehrer gleich betrifft, die Aufgabe ob, eine gewisse relative Vollständigkeit, oder besser gesagt, eklektische Fülle des Besten vor allem anderen anzustreben; es ist dies auf dem Felde der Mittelschulpädagogik und Didaktik. Wie jede kleinere Bibliothek, wenn sie nicht ein bloß zufälliges Bücheraggregat darstellt, einen bestimmten, fachlichen Charakter zu besitzen pflegt, so sollen die Mittelschullehrerbibliotheken der pädagogisch-didaktischen Seite besondere Beachtung schenken. In diesem Fache sollen nicht nur die gediegensten älteren, ihren Wert unverkürzt bewahrenden Werke vorhanden sein, sondern auch die neuere Literatur fortlaufend regelmäßige Ergänzung finden. Es soll geradezu als Grundsatz gelten, dass jede Anstalt wenigstens ein solches Werk jährlich in ihren Bücherbestand aufnehme, damit ein Zurückbleiben hinter den Fortschritten der sich stets ausbildenden und verfeinernden Didaktik auch in den von den wissenschaftlichen Centren abseits liegenden Provinzialstädten ausgeschlossen bleibe.

Ein weiteres sehr wesentliches Moment zielbewusster Bibliotheksvermehrung ist die Auswahl der an einer Anstalt zu haltenden Zeitschriften. Der geringe hiefür zur Verfügung stehende Betrag nöthigt einerseits zur äußersten Ökonomie, die Bedürfnisse des Lehrkörpers verlangen andererseits nach möglichster Reichhaltigkeit der Auswahl. Hiezu kommt noch der Umstand, dass die Anschaffung einer Zeitschrift die Beibehaltung derselben naturgemäß auf Jahre hinaus in sich schließt, daher doppelt und dreifach überlegt werden muss. Man hat wohl an den meisten Anstalten die Beobachtung gemacht, dass sich in dem Bücherbestande eine größere Anzahl begonnener und wieder aufgegebener Zeitschriften anhäuft, deren abgebrochene Bandreihe einem Torso gleicht, welcher zwar seinerzeit unverhältnismäßige Kosten beansprucht hat, nunmehr jedoch in seiner Unvollständigkeit einen Ballast von geringer Brauchbarkeit darstellt.

Den Übelstand planloser, dem Zufalle oder der schwankenden Willensmeinung preisgegebener Anschaffung von Zeitschriften haben die Unterrichtsbehörden mehrfach richtig erkannt; so hat der hochlöbliche k. k. mährische Landesschulrath schon im Jahre 1889 (Erl. v. 18. März, Z. 2640) die Vereinigung benachbarter Mittelschulen zum Zwecke möglichst umfassender, planvoller Anschaffung von Zeitschriften angebahnt.

Wenn auch diese wertvolle Anregung theilweise schon kräftige Wurzeln gefasst hat, so scheint doch die Sache bis heute noch jener allgemeinen Durchführung, jenes regelmäßigen Organismus zu entbehren, welcher allein die volle Erreichung des beabsichtigten Zweckes im Rahmen der vorhandenen Mittel verbürgt. Nach der Ansicht des Verf.s könnten, sei es im Wege freier Vereinbarung, oder noch besser unter behördlichem Einflusse, aus den Mittelschulen gleicher Kategorie einer Stadt, eines Kronlandtheiles oder (kleineren) Kronlandes Gruppenverbände gebildet werden, welche in Bezug auf das Bibliothekswesen, namentlich aber in Betreff der Zeitschriftenhaltung in innigere Beziehung zu treten hätten. Diese Gruppenverbände würden aus etwa 4—8 Anstalten bestehen, innerhalb welcher der Bezug von Fachzeitschriften unter thunlichster Wahrung des status quo derart vereinbart werden könnte, dass mit Ausnahme der an jeder Anstalt unbedingt nothwendigen Zeitschriften das mehrfache Abonnement desselben Fachblattes thunlichst ausgeschlossen bleibe. Da jede Anstalt erfahrungsgemäß mindestens 5—6 Zeitschriften zu halten pflegt und unter diesen vielleicht eine oder höchstens zwei sich befinden, welche an jeder Anstalt vorhanden sein sollen, so ergäbe sich bei einem Verbande von z. B. fünf Anstalten die stattliche Zahl von wenigstens 20—25 Fachblättern, welche auf diesem Wege zustande gebracht werden kann. Innerhalb dieser Ziffer könnten nicht nur alle maßgebenden pädagogischen, didaktisch-methodischen Zeitschriften, sondern auch die hervorragendsten aller Fachgebiete Berücksichtigung

finden, kurz eine Vielseitigkeit geboten werden, welche derzeit für eine Anstalt selbst unter den günstigsten Verhältnissen unerreichbar ist. Diese Zeitschriften sollten nun (am besten nach Abschluss der betreffenden Jahrgänge oder Bände) in einer festzustellenden Reihenfolge je nach der Anzahl der betheiligten Anstalten entweder auf Monatsfrist oder in größeren Zwischenräumen unter denselben cursieren, so dass innerhalb eines Jahres jede Anstalt zur vorübergehenden Benützung des letzten Jahrganges oder Bandes aller dieser Zeitschriften gelangte und die Aneignung und Verwertung eines ungleich größeren wissenschaftlichen Materiales als bisher den Lehrern auch der kleineren und entlegenen Anstalten möglich würde. Bilden z. B. die Gymnasien A, B, C, D und E, welche je nur vier verschiedene Zeitschriften halten, eine Gruppe, so würden sich nicht weniger als 20 Fachblätter im Umlaufe befinden. Etwa im Januar würden A, B, C, D ihren Vorrath an Zeitschriften (des Vorjahres) nach E abschicken, von wo nach Monatsfrist dieselben, um die vom letztgenannten Gymnasium angeschafften vermehrt, nach D und in gleichen Zeiträumen über C, B nach A gelangen würden. Nach Beendigung des Umlaufes erhält jede Anstalt den eigenen Theil der Zeitschriften zur dauernden Aufbewahrung zurück.

Nicht nur während dieses Wechselverkehres würden somit die verschiedensten Fachzeitschriften dem wissenschaftlichen Bedürfnisse der Anstaltslehrer nutzbar gemacht werden können, ein weiterer, dauernder und darum noch größerer Gewinn liegt in dem bleibenden Besitze einer sonst nie erreichbaren Fülle von Fachblättern im Kreise benachbarter Anstalten, welche auf die leichteste und bequemste Art den entsprechenden Leihverkehr unter sich besorgen können.

Eine ähnliche Vereinbarung kann, freilich nicht in derselben Ausdehnung, auch bei der Anschaffung sogenannter Monumentalwerke, theuerer, bändereicher Fortsetzungswerke platzgreifen. Hätte sich der Contact der Anstalten in Bezug auf die Zeitschriftenwahl nur erst eingelebt, würden sich fruchtbare Folgewirkungen von selbst ergeben. Die gleichzeitige Beschaffung solcher zwar nothwendiger, aber eine drückende Last des Bibliotheksfonds bildender Bücher an mehreren Nachbaranstalten ist in den wenigsten Fällen unbedingt erforderlich. Bronns Classen und Ordnungen des Thierreiches, Onckens Geschichte in Einzeldarstellungen, Brugmanns Vergleichende Sprachwissenschaft u. dgl. braucht wohl in jedem Gruppenverbande nur ein- oder zweimal vertreten zu sein, um dem thatsächlichen Bedürfnisse zu genügen. Wie überall die menschliche Kraft den stetig wachsenden Ansprüchen nur mehr durch die sogenannte Arbeitstheilung entsprechen kann, so erscheint ein ähnlicher Vorgang auch angesichts des Missverhältnisses zwischen den vorhandenen Mitteln und steigenden Anforderungen bei den Mittelschulbibliotheken geboten. Ein weiterer Schritt zum innigeren Anschlusse der Nachbarbibliotheken wäre

...glaubt, schon einmal von autori-
...dass jede einer Gruppe oder
...staltsbibliothek neben Befriedigung
...pädagogisch-didaktischen Bedürfnisse
...anderen Fachgebietes im besonderen
...ese Weise würden unnöthige Doppel-
...jeder Fachlehrer in den Stand
...en Bedürfnisse an der entsprechenden
...gen zu können und zwar in einer Reich-
...unter den gegenwärtigen Verhält-
...kann.
...Anschlusses der Nachbarbibliotheken
...Anschaffungen würde doch keine
...Existenz völlig einbüßen, im Gegen-
...Richtungen, in denen jede ihre eigenen
...dazu gehört, wie schon oben erwähnt,
...pädagogisch-methodischen Schriften,
...und stetig benützt überall in einer ge-
...besonderen Verhältnissen entsprechenden
...müssen. Ein weiteres Feld ganz selbst-
...möglichst reichhaltige Aufsammlung
...Literatur des Standortes, namentlich
...localliterarischer Beziehung.
...es keine öffentliche Bibliothek oder ein
...Erzeugnisse aufbewahrendes Museum
...betreffende Mittelschulbibliothek diesen
...echter geschehen kann, als die Er-
...den meisten Fällen nahezu kostenlos
...unleugbar, dass localliterarische
...nur mühsam aufgestöbert, oft ganz
...sich an dem betreffenden Orte
...Exemplarsbezugsrechte ausgestattete
...lose Beschaffung der Localliteratur
...Standorte sich keine der erwähnten
...wohl am besten dadurch bewerk-
...behördlicherseits die Abgabe
...daselbst gedruckten Erzeugnisse
...thek vorgeschrieben würde. Der
...den der Localliteratur förder-
...auch von Seite der Herausgeber
...werden dürfte.
...unserer Bibliotheksbestände könnte
...bewährte, aber in einzelnen
...Liberalität der großen
...und Körperschaften erzielt

Die hohe kaiserliche Akademie der Wissenschaften ist in dieser Beziehung mit leuchtendem Beispiele vorangegangen. Ihre Publicationen bilden den kostbarsten Schatz mancher entlegenen Mittelschulbibliothek. Dass sich die hochherzige Spenderin, wohl aus triftigen Gründen, neuesterzeit bemüssigt sah, für einzelne Anstalten die bisherigen Zusendungen zu beschränken, wurde von diesen schmerzlich empfunden, und es besteht in dieser Beziehung nur eine Stimme des Wunsches, es möge dem ersten wissenschaftlichen Institute der Monarchie wieder möglich werden, die Mittelschulbibliotheken auch fernerhin im früheren Umfange zu unterstützen. Auch die hochlöbliche k. k. Centralcommission für Kunst- und historische Denkmale hat den Mittelschulen jederzeit die reichste Förderung angedeihen lassen, wie nicht minder noch weitere wissenschaftliche Institute; es wäre nur zu wünschen, dass auch andere derartige Körperschaften diesen hochherzigen Beispielen zu folgen geneigt und bereit wären, den exponierten, von den Centren geistigen Fortschrittes abseits liegenden Mittelschulen ihre periodischen Schriften zu überlassen.

In allen Kronländern bestehen ferner wissenschaftliche Landesvereine, welche meist die historische oder naturwissenschaftliche Richtung pflegen und nahezu sämmtlich wissenschaftliche Publicationen herausgeben. Bei der Geringfügigkeit der den Mittelschulen zugebote stehenden Bibliotheksdotation ist es in vielen Fällen ausgeschlossen, die Anstalt als bezugsberechtigtes Mitglied in den Besitz dieser wissenschaftlichen Fachschriften zu setzen, obwohl dieselben fast durchgängig höchst wertvoll, für die betreffende Landeskunde geradezu maßgebend und deshalb für die Mittelschulbibliotheken des Landes unentbehrlich sind.

Durch das freundliche Entgegenkommen zahlreicher solcher Provinzialvereine ist bereits manches Ersprießliche für die in Rede stehenden Bibliotheken geschehen, viele der letzteren beziehen seit Jahren unentgeltlich die wertvollsten Publicationen und Zeitschriftserien. Nach der Ansicht des Verf.s erscheint jedoch die weitere Ausdehnung dieses Verhältnisses auf möglichst viele, am besten auf alle derartigen Kronlandsvereine anstrebenswert. Ihm schwebt als zu erreichendes Ziel die Durchführung des Grundsatzes vor, dass sämmtliche Mittelschulen eines Landes durch ihr Programm in den Schriftentausch mit den wissenschaftlichen Vereinen und Gesellschaften desselben Kronlandes treten. Dieser Schriftentausch sollte innerhalb derselben Provinz womöglich obligaten Charakter tragen, außerhalb des Kronlandes kann er der freien Vereinbarung zwischen der Anstalt und betreffenden Körperschaft überlassen bleiben. Sollte in großen Kronländern den betreffenden Vereinen durch diese Einführung eine zu kostspielige Last erwachsen, ist eine billige Erleichterung derselben dadurch leicht möglich, dass z. B. dieser Schriftentausch auf die Publicationen in derselben Landessprache eingeschränkt oder auf Kronlandsbezirke begrenzt wird.

Dieser Vorgang könnte von der Regierung und den Landesverwaltungen wesentlich dadurch gefördert und unterstützt werden, dass bei Zuerkennung von staatlichen und Landessubventionen an derlei wissenschaftliche Vereine die Verpflichtung zum Schriftentausche mit sämmtlichen oder einem Theile der Mittelschulen des Landes als Gegenleistung bedungen würde. Selbst wenn die Unterrichtsverwaltung zur Unterstützung des genannten Zweckes solche wissenschaftliche Vereine häufiger und ausgiebiger als bisher subventionieren wollte, würde der größte Theil dieses Mehraufwandes doch wieder in die Mittelschulbibliotheken zurückfließen.

Eine weitere kostenlose Bereicherung könnten manche unserer Mittelschulbibliotheken endlich durch Austausch allfällig vorhandener, an und für sich oft höchst wertvoller, für Mittelschulzwecke jedoch meist bedeutungsloser älterer Bücherbestände, namentlich von Incunabeln, Manuscripten und anderen Cimelien gewinnen.

Wieviele und an welchen Orten derlei Seltenheiten in unseren Mittelschulbibliotheken verborgen sind, lässt sich wohl mit völliger Genauigkeit derzeit nicht angeben. Nur einige Mittelschulen haben bisher im Programme ein einschlägiges Verzeichnis herausgegeben; es ist jedoch anzunehmen, dass an vielen, namentlich älteren Anstalten noch derartige Überreste alter Bibliotheken vorhanden sind, die meist wenig beachtet werden, in einzelnen Fällen sogar — wie der Verf. vor Jahren mit eigenen Augen sah — unverdiente Geringschätzung erfahren. Es ist wohl keines Beweises bedürftig, dass Seltendrucke, Incunabeln, ältere Handschriften u. dgl. nicht in den Rahmen einer Mittelschulbibliothek gehören; der einzig richtige Ort für diese bibliographischen Denkmäler sind die großen öffentlichen Büchersammlungen, in denen sie auch von Kennern und Fachmännern aufgesucht werden.

Da solche Cimelien an Mittelschulbibliotheken ohnedies meist nur vereinzelt vorkommen, fast nirgends größere geschlossene Bestände bilden, deren Erhaltung innerhalb des Mittelschulzweckes gelegen wäre, ist deren Ausscheidung und Abgabe an die großen Staatsbibliotheken nicht nur völlig angemessen, sondern auch ganz leicht durchführbar.

Zu diesem Zwecke wäre vor allem durch die Unterrichtsbehörde von sämmtlichen staatlichen Anstalten ein genaues Verzeichnis der etwa in ihren Bibliotheken vorhandenen Handschriften, alten Drucke, Stiche, Tafeln, vielleicht auch von älteren, stofflich interessanten Zeitungen[1]) usw. abzuverlangen und Abzüge dieser Verzeichnisse an die öffentlichen Bibliotheken der Monarchie ein-

[1]) Die Iglauer Gymnasialbibliothek besitzt z. B. unter anderen auch eine wohlerhaltene Sammlung von circa 110 Bänden der Augsb. Allg. Zeitung aus der Mitte dieses Jahrhunderts, ein Object, das an seinem gegenwärtigen Standorte wenig Benützung findet, dagegen in einer öffentlichen Bibliothek viel besser am Platze wäre.

zusenden, damit deren Verwaltungen das in ihren Sammlungen noch Fehlende auswählen und von der betreffenden Mittelschule, natürlich gegen eine verhältnismäßige Entschädigung, beziehen könnten. Diese Entschädigung bestünde entweder in einem vereinbarten Geldbetrage aus der Dotation der betreffenden Staatsbibliothek, welcher von der Mittelschulbibliothek wieder vollständig zu Bücheranschaffungen verwendet werden müsste, oder auch darin, dass die erwerbende Bibliothek aus ihrem Doublettenbestande der abgebenden Mittelschule eine entsprechende Anzahl daselbst noch fehlender Werke überlässt. Zu letzterem Zwecke müssten die Doublettenverzeichnisse sämmtlicher öffentlichen Staatsbibliotheken oder wenigstens Auszüge daraus, welche die für Mittelschulbibliotheken brauchbaren Werke enthalten, diesen vorliegen. Die getroffene Vereinbarung wäre der beiderseits vorgesetzten obersten Behörde zur Genehmigung anzuzeigen; diese Instanz hätte auch im Falle der Unmöglichkeit eines Übereinkommens unter den tauschenden Bibliotheken endgiltig zu entscheiden.

Die Abgabe der vorhin genannten Objecte an die großen, wissenschaftlichen Büchersammlungen bedürfte jedoch auch einer kleinen Beschränkung. Besitzt z. B. eine Anstalt mittelalterliche Handschriften oder Wiegendrucke aus dem XV. Jahrhunderte, so soll nach der Meinung des Verf.s wenigstens je ein solches charakteristisches Denkmal im Besitze der Anstalt und zwar als Anschauungslehrmittel für den Geschichtsunterricht verbleiben, der solcher Demonstrationsobjecte bei Behandlung der epochemachenden Erfindung Gutenbergs nicht leicht entrathen kann.

Alle bisher erörterten Gedanken über die zweckmäßigste Anschaffungsweise und möglichste Erweiterung des Bücherbestandes an unseren Mittelschulen setzen jedoch eine Bedingung voraus, von welcher die wirkliche Durchführung unmittelbar abhängt und mit der die kräftigere Ausgestaltung unseres Bibliothekswesens eingeleitet werden müsste. Es ist dies die Veröffentlichung der Kataloge der Mittelschulbibliotheken. Da diese Kataloge nicht nur stets in der Hand der Anstaltslehrer sein, sondern auch den Nachbar- und übrigen Anstalten zur Förderung möglichst reichlichen Wechselverkehres vorliegen sollen, endlich zur Bestreitung der Druckkosten kein besonderer Fonds zur Verfügung steht, wäre diese Veröffentlichung am zweckmäßigsten im Anstaltsprogramme vorzunehmen. Ein regerer Bibliotheksverkehr unter den Anstalten scheiterte bisher hauptsächlich an der Unvertrautheit mit dem Bücherbestande benachbarter Bibliotheken, die allfälligen Nachfragen nach diesem oder jenem Werke beruhten auf zufälliger Erinnerung oder irrten planlos umher. Nach dem Erscheinen von Bibliothekskatalogen unserer Mittelschulen wäre jeder Lehrer imstande, sofort sich über das Vorfinden eines auf dem Standorte fehlenden Werkes zu orientieren. Damit würde erst ein wirklicher, brauchbarer Leihverkehr unter den Anstalten, eine intensivere Aus-

nützung der Bücherbestände platzgreifen können. Dass durch die Anbahnung eines solchen Verkehres der Mittelschulbibliotheken untereinander auch die stark in Anspruch genommenen Universitäts- und Studienbibliotheken theilweise entlastet werden könnten, sei nur nebenbei bemerkt. Damit die Veröffentlichung der Bibliothekskataloge jedoch möglichst bald die gewünschte Übersicht über die Bücherbestände an den Mittelschulen zu bieten in der Lage wäre und sich nicht allzusehr in die Länge ziehe, könnte wohl die amtliche Einflussnahme der Unterrichtsbehörden auf diesen Gegenstand nicht entbehrt werden. Zur raschen Durchführung müsste etwa angeordnet werden, dass von einem bestimmten Schuljahre an innerhalb eines Zeitraumes von 3—5 Jahren jede Anstalt, deren Bücherkatalog nicht schon auf leicht zugängliche Art veröffentlicht wurde, denselben im Anstaltsprogramme an Stelle des üblichen wissenschaftlichen Aufsatzes abdrucke und zwar, je nach dem Umfange, entweder auf einmal oder in mehreren Jahresfolgen. Da sicherlich nicht alle Anstalten sofort im ersten Jahre zum Katalogsabdrucke schritten, sondern den gegebenen Spielraum zum Abschlusse begonnener Programmabhandlungen benützten, würden überhaupt in keinem Jahre wissenschaftliche Programmaufsätze völlig fehlen. Dem allfälligen Einwande, dass immerhin während der genannten Zeit die Bethätigung wissenschaftlicher Fortbildung der Lehrer, wie sie in diesen Abhandlungen zutage tritt, Einbuße erleiden könnte, wird die Behauptung gegenübergestellt, dass den strebsamen und wissenschaftlich thätigen Kräften genug anderweitige Gelegenheiten zu dieser Bethätigung offen stehen.

Würde nun nach den gemachten Vorschlägen einerseits für die möglichste Reichhaltigkeit der Bücherbestände, andererseits für die übersichtlichste Zugänglichkeit des vorhandenen Bücherschatzes gesorgt sein, so bedürfte unser Mittelschulbibliothekswesen doch noch nach anderer Seite einer Verbesserung. Die bisher geltenden Bestimmungen über die Verwaltung der staatlichen Mittelschulbibliotheken beschränken sich — zumal bezüglich der Lehrerbibliotheken — auf eine recht geringe Zahl und erheben sich fast nirgends über ganz allgemeine Grundsätze, sie lassen daher über die Art der Einrichtung den einzelnen Anstalten, beziehungsweise Custoden einen weiteren Spielraum, als vielleicht im Interesse der Sache gelegen ist. Namentlich wenn der oben erörterte innige Verband und gegenseitige Verkehr der Mittelschulbibliotheken einmal wirkliches Leben gewonnen hätte, müsste es im Interesse der Lehrkörper, sowie einer möglichst glatten und reibungsfreien Gebarung liegen, in die Art der Bibliotheksverwaltung thunlichste Gleichförmigkeit — natürlich mit Ausschluss allzu beengender Forderungen — zu bringen.

Noch einmal sei bemerkt, dass sich diese, wie überhaupt alle vorliegenden Ausführungen in erster Linie auf die Lehrerbibliotheken beziehen. Für die Verwaltung der Schülerbibliotheken

bestehen ausreichende Normen und das specielle Verwaltungsgeschäft in denselben hängt von ganz bestimmten pädagogischen Rücksichten und den besonderen Anstaltsverhältnissen ab.

Da sämmtliche staatlichen Mittelschullehrerbibliotheken ihre Vermehrung wesentlich auf dieselbe Weise finden, der Zweck und die Art der Benützung überall gleich ist, außerdem ein innigerer Zusammenhang und regerer Verkehr wenigstens unter den Nachbaranstalten stattfinden soll, ist schon von diesen Gesichtspunkten aus eine gewisse Einheitlichkeit der Einrichtung und Verwaltung derselben geboten. Auch die Custoden, welche erfahrungsgemäß in den wenigsten Fällen fachmännisch vorgebildet ihr Amt antreten, sondern meist als Autodidakten sich die nöthige Kenntnis und Übung anzueignen bemüssigt sind, würden gewiss eine sichere Richtschnur ihrer Bibliotheksthätigkeit mit Freuden erfassen, ohne welche der beste Wille und die redlichste Absicht bei mangelnder Erfahrung nicht selten zu Versuchen führt, deren Zweckmäßigkeit oft sehr fraglicher Natur ist.

Aus diesen Gründen erscheint die Herausgabe einer für alle staatlichen Mittelschulen geltenden Vorschrift über die Bibliotheksmanipulation höchst wünschenswert, die den Custos beim Antritte seines Amtes über die damit verbundene Arbeit belehren und genau angeben würde, welche Kataloge oder sonstigen Nachweise unbedingt geführt werden müssen, wie die Ausleiheordnung und der Verkehr mit anderen Anstaltsbibliotheken zu handhaben sei. Nicht nur die Custoden würden sich mit dem unseren Mittelschullehrerstand so rühmlich auszeichnenden Berufseifer in der kürzesten Zeit die zur klaglosen Bibliotheksverwaltung nöthige Kenntnis und Übung aneignen, erstere würde, da die betreffende Vorschrift allen Lehrern bekannt ist, in die weitesten Kreise der Standesgenossen dringen und auf diese Weise eine Ersatzwahl für abgehende Custoden wesentlich erleichtert werden.

Diese amtliche Vorschrift müsste die wichtigsten Grundsätze des Mittelschulbibliothekswesens und deren Verwaltung, die darüber bestehenden behördlichen Bestimmungen enthalten, daran wäre eine Art von Instruction über die specielle Thätigkeit der Custoden zu fügen, in welcher über die Zahl, Einrichtung und Form der Inventare, über den Vorgang bei der auf Übereinkunft mehrerer Anstalten beruhenden Zeitschriftenanschaffung, über den Tauschverkehr, über die Ausleiheordnung innerhalb und außerhalb der eigenen Anstalt usw. bündige, jedoch erschöpfende Auskunft geboten würde, welche durch die entsprechenden, mit Erläuterungen versehenen Drucksortenformularien ergänzt werden könnte.

Damit dieses Musterbüchlein nach jeder Richtung vollständige Belehrung böte, könnten ihm auch die von den Schülerbibliotheken handelnden Bestimmungen, namentlich in Betreff der Zulässigkeitserklärung, ferner ein Verzeichnis der von der Unterrichtsverwaltung besonders empfohlenen Jugendschriften (vielleicht auch ein Muster-

katalog), endlich der Index prohibitorum beigegeben werden. Die beiden genannten Verzeichnisse sollten in der Folge an jeder Anstalt durch Vormerkung der neueren amtlichen Verfügungen in fortlaufender Vollständigkeit erhalten werden.

Diese Vorschrift und Instruction sollte auf Grund der gemachten Erfahrungen und der von den Anstalten eingeholten Vorschläge durch eine mit dem Bibliotheksfache innig vertraute Persönlichkeit über behördlichen Auftrag entworfen, durch Fachmänner und Schulbehörden geprüft und nach erfolgter Schlussredaction durch die oberste Unterrichtsbehörde als einheitlich zu geltende Norm der Mittelschulbibliotheksverwaltung herausgegeben werden. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass auch die nicht staatlichen Anstalten, für welche die Verhältnisse meist im wesentlichen gleich sind, sich schon aus praktischen Gründen den an Staatsanstalten giltigen Bibliotheksvorschriften freiwillig anschließen und ihre Büchersammlungen in ähnlicher Weise verwalten würden.

Da der Verf. in vorliegendem Aufsatze zunächst nur Gedanken und auf gemachten Erfahrungen beruhende Vorschläge zum Zwecke der Anregung, anderweitigen Ergänzung, vielleicht auch Berichtigung, darbieten will, kann eine detaillierte Ausführung des Gesagten, etwa die Darstellung der idealen Einrichtung einer Mittelschulbibliothek, nicht in dem engen Rahmen dieses Aufsatzes geboten werden, er unterlässt es daher, an diesem Orte über die Zahl und Form der Inventarskataloge, über die zweckmäßigste Aufstellungsart, die Durchführung des Wechsel- und Leihverkehres mit den auswärtigen Anstalten und andere in der Praxis wichtige Dinge sich eingehender auszulassen, dagegen kommt der Verf. auf einen Punkt zu sprechen, der ihm von besonders dringender, ja ausschlaggebender Wichtigkeit für unser Mittelschulbibliothekswesen zu sein scheint. Es ist dies die Frage der Entschädigung der Bibliothekscustoden für ihre thatsächlich geleistete, über den Rahmen ihrer engeren Berufspflicht hinausragende Mehrarbeit.

Aus den vorangehenden Erörterungen geht unzweifelhaft hervor dass die zielbewusste und richtige Verwaltung einer Mittelschulbibliothek kein müheloses und bloß nebensächliches Ding ist, wie sich Fernerstehende vielleicht einbilden mögen, vielmehr verlangt das Amt eines Custos schon unter den gegenwärtigen Verhältnissen hingebungsvollen Fleiß, eine nicht geringe Sachkenntnis nebst einer guten Dosis Opferwilligkeit, da es meist neben der Erfüllung der vollen, sonstigen Berufspflichten versehen werden muss.

Wenn auch die Übernahme des Custodenamtes nach der bisherigen Übung auf freiwilliger Entschließung beruht, so schließt die erfolgte Übertragung doch die berechtigte Erwartung in sich dass der Betraute seiner Aufgabe völlig gewachsen, von dem Bewusstsein der übernommenen Verantwortlichkeit durchdrungen und gewillt sei, das übernommene Amt nicht als bloße Nebensache

…mlung völlig orientiert sein, er soll mit einem Worte der Ver-
…ter zwischen den wissenschaftlichen und Fortbildungsbedürf-
…en seiner Collegen und den in der Bibliothek aufgestapelten
…herschätzen sein. Jeder, der jemals eine Bibliothek benützte,
…d zugeben, dass gerade diese Thätigkeit der Bibliotheksorgane
…erst wohlthuend und förderlich wirkt, das vorhandene todte
…sensmaterial belebt, während im Gegentheile selbst reiche Hilfs-
…tel schwer oder wenigstens unbequem zugänglich bleiben.
…ch sonst bedarf der Custos noch mancherlei Kenntnisse; nament-
…l bei den jährlichen Berathungen über die Nachschaffungen soll
…sein bibliographisches Wissen in den Gymnasialhauptfächern zur
…rmation des Lehrkörpers verwerten, über günstige Bezugsquellen
…B. durch die viel zu wenig beachteten Antiquariate) u. dgl.
…scheid geben können.

Kann man nun unter den bestehenden Verhältnissen und bei
…m Mangel eines Entschädigungsanspruches von den Custoden
…e so vielseitige, mühevolle und zeitraubende Thätigkeit billiger-
…se verlangen?

Nach den organischen Bestimmungen für die Gymnasien ist
…nächst der Director oder „im übertragenen Wirkungskreise einer
…r ordentlichen Lehrer" zur Verwaltung der Bibliothek berufen.

Die Praxis hat schon längst überall letzteren Vorgang ein-
…bürgert, der ohnehin mit Administrationsgeschäften überhäufte
…irector kann nicht auch diese Last tragen; an fast allen Anstalten
…agiert ein Lehrer als Bibliothekscustos, der, wie schon gesagt,
…ines Amt regelmäßig neben dem vollen Lehrpensum und zwar
…hne gesetzlichen Anspruch auf Entschädigung versieht; denn nach
…em hohen Ministerialerlasse vom 4. Juli 1872, Z. 2067, dürfen
…ür das laufende Bibliotheksgeschäft an Mittelschulen keine Remu-
…nerierungen platzgreifen. Ein neuerer Ministerialerlass vom 4. De-

es bis nun gelungen sei, das Custodenamt überall mit Freiwilligen zu besetzen. Letztere Thatsache widerspricht jedoch der Entschädigungsberechtigung keineswegs, sie zeugt eben nur von der überaus großen Opferwilligkeit, von dem Berufseifer, welcher erfreulicherweise in unserem wahrlich weniger an Vortheilen, als an Selbstlosigkeit reichen Mittelschullehrerstande lebendig wirkt.

Namentlich, wenn nach den früher entwickelten Vorschlägen die Thätigkeit der Bibliothekscustoden an eine vorgeschriebene Norm gebunden würde, der Staat also von dem betreffenden Amtsträger ein genau bezeichnetes, nicht unerhebliches Quantum erhöhter Arbeitsleistung forderte, müsste folgerichtigerweise auch eine angemessene Gegenleistung geboten werden und die uralte, überall giltige Wechselbeziehung zwischen „officium“ und „beneficium“ endlich auch hier zur Geltung gelangen.

Der Verf. kann daher wohl in Übereinstimmung aller seiner Berufsgenossen den Wunsch aussprechen, dass sobald als möglich die Einführung einer angemessenen Entschädigung der Mittelschulbibliothekscustoden verwirklicht werde.

Worin soll nun diese Entschädigung bestehen?

Das einfachste Auskunftsmittel bestünde wohl in einer der Mehrleistung entsprechenden dauernden Herabminderung der dem Bibliothekscustos als Fachlehrer zugewiesenen Anzahl wöchentlicher Lehrstunden. Die Form der Erleichterung ist auch in dem früher citierten Ministerialerlasse für den Fall der Möglichkeit bedingungsweise zugestanden worden, ein Beweis, dass unsere den Standesinteressen stets wohlwollend entgegenkommende Unterrichtsverwaltung sich der grundsätzlichen Berechtigung solcher Begünstigungen nicht verschließt. Die Verminderung der Stundenzahl kann aber nur unter bestimmten Voraussetzungen und Verhältnissen stattfinden, welche nicht überall zutreffen. Die Anzahl der systemisierten Lehrkräfte ist derart bemessen, dass jeder derselben ein vollgehäuftes Maß an Lehrstunden zufällt, nur wenigen Anstalten stehen Hilfskräfte zur Ausfüllung einer solchen Lücke im Lectionsplane zur Verfügung; ganz unmöglich erscheint eine solche Stundenreduction in dem Falle, als das Lehrfach des Custos durch ihn allein an der Anstalt vertreten ist.

Eine zweckmäßigere und leicht durchführbare Entschädigungsform bestände dagegen in der Zuerkennung von Remunerationen für die thatsächliche Mehrleistung der Bibliothekscustoden und zwar derart, dass die zur ordentlichen Versehung des Bibliotheksdienstes erfahrungsgemäß erhobene, oder durch besondere Verhältnisse bedingte Zeit nach einem bestimmten Schlüssel in wöchentliche Stunden umgerechnet, dem betreffenden Custos zu seiner normalmäßigen Lehrverpflichtung hinzugerechnet und die sich ergebende Mehrleistung nach dem bestehenden Substitutionsnormale semesterweise vergütet würde.

Die Anzahl der zur erfolgreichen Bibliotheksverwaltung unbedingt nothwendigen Wochenstunden könnte entweder einheitlich bestimmt, oder, noch besser, innerhalb eines gewissen Spielraumes für jede Anstalt nach den örtlich bestehenden Verhältnissen oder besonderen Bedürfnissen über Antrag der Direction von der Landesschulbehörde festgesetzt werden. Befinden sich Lehrer- und Schülerbibliothek in einer Hand, dann wäre das Stundenplus naturgemäß ein größeres als im entgegengesetzten Falle, in welchem jedem der beiden Custoden nach dem Verhältnisse ihrer Leistungen ein solches angerechnet werden soll.

Dieser Vorschlag empfiehlt sich als die einfachste und angemessenste Lösung der Entschädigungsfrage; sich weiter über diesen Gegenstand zu verbreiten, hält der Verf. für überflüssig, da die Billigkeit einer Entschädigung wohl keinem Zweifel begegnen dürfte, und auch die Durchführung des obigen Vorschlages weder erhebliche Schwierigkeit, noch allzu große Kosten verursacht. Die geringe Mehrauslage würde durch den Vortheil einer gleichmäßigen, mit erhöhter Arbeitslust besorgten Verwaltung unserer Bibliotheken reichlich aufgewogen werden.

Den Abschluss einer theilweisen Reorganisation unserer Mittelschulbibliotheken hätte endlich die periodische Revision derselben zu bilden. Solche könnten im Jahreslaufe gelegentlich durch den mit dem Bibliotheksgeschäfte ohnehin in nächster Berührung stehenden Director, endlich anlässlich der stattfindenden Inspectionen seitens der Landesschulinspectoren vorgenommen werden. Gegenstand solcher Controle wäre das tadellose Functionieren des eingeführten Verwaltungsapparates, die Einsichtnahme in den Verbandsverkehr mit den Nachbaranstalten, die thatsächliche Übereinstimmung der Inventare mit dem Bücherbestande, die Leichtigkeit und Bequemlichkeit der Benützung, endlich, und zwar nicht an letzter Stelle, die Untersuchung, ob das vorhandene Material in einem oder dem anderen, namentlich dem pädagogisch-didaktischen Fache, nicht allzu breite Lücken aufweist.

Die Ergebnisse dieser Revision, namentlich die im Verbandsverkehre mit den Nachbaranstalten erzielten Vortheile, wahrgenommenen Anstände, sowie alle sonst gemachten Erfahrungen wären seitens der Directionen in dem Jahreshauptberichte zur Kenntnis der vorgesetzten Behörde zu bringen.

Noch mancherlei hätte der Verf. in Bezug auf unsere Mittelschulbibliotheken auf dem Herzen, doch will er diesmal nicht in weitere Einzelheiten sich verlieren; er legt seinen Berufsgenossen und den maßgebenden Factoren obige Erläuterungen mit dem Wunsche vor, dass sie wenigstens den Anstoß zu weiteren Vorschlägen, zu eingehenderen Erwägungen geben möchten; nur eine möglichst vielseitige Beleuchtung fördert die richtige Ansicht eines Gegenstandes.

Seine Gedanken fasst er nun zum Schlusse kurz dahin zusammen, dass zur Ausgestaltung und zum Aufschwunge unseres Mittelschulbibliothekswesens zunächst Nachstehendes wünschenswert ist: 1. Vereinigung mehrerer Anstalten in Gruppenverbände zum Zwecke der Anschaffung und des Austausches möglichst vieler Fachzeitschriften; 2. Vereinbarung unter den Nachbaranstalten bezüglich der Anschaffung kostspieliger Monumentalwerke unter Vermeidung überflüssiger Doppelanschaffungen; 3. Vermehrung des Bücherbestandes der Mittelschulbibliotheken (namentlich in den Provinzialstädten) durch behördlich vorgeschriebene Zuwendung von Pflichtexemplaren der Ortsdruckereien, sowie durch Schriftentausch mit den wissenschaftlichen Körperschaften des betreffenden Kronlandes, durch erhöhte Unterstützung seitens der wissenschaftlichen Centralinstitute, endlich durch Umtausch allfällig vorhandener Handschriften und Seltendrucke an die großen öffentlichen Bibliotheken gegen unmittelbar für Mittelschulzwecke geeignete Werke; 4. Veröffentlichung der Bücherkataloge im Jahresberichte der Anstalten zum Zwecke der Kenntnisnahme des in den Mittelschulbibliotheken vorhandenen Bücherbestandes und dadurch Anbahnung planmäßiger Anschaffungen und eines regeren Ausleihverkehres unter diesen Bibliotheken; 5. thunlichst einheitlich geordnete Verwaltung derselben auf Grund einer amtlichen Vorschrift und darauf bezüglicher Instructionen; 6. billige Entschädigung der Custoden durch Zuwendung von Remunerationen für ihre geleistete Mehrarbeit.

Iglau. Julius Wallner.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

De oraculis Chaldaicis. Scripsit Guilelmus Kroll. Vratislaviae 1894. gr. 8°, 78 SS. (Breslauer philologische Abhandlungen. VII. Bd. 1. Heft.)

Die sogenannten chaldäischen Orakel, die man ehedem mit dem Namen des Zoroaster zu belegen beliebte, neuerlich zu sichten und so weit als möglich zu erläutern, ist weder eine angenehme, noch auch sehr dankbare Aufgabe. Nach den Anläufen Thilos zu Beginn der Vierzigerjahre ist der Verf. des vorliegenden Schriftchens der erste, der es unternahm, sich auf dies entlegene, schwierige und schlüpfrige Gebiet zu wagen. Seiner mühsamen Arbeit ist es zu danken, dass wir nunmehr eine brauchbare Zusammenfassung alles dessen besitzen, was zum Verständnisse dieses eigenartigen Stoffes unumgänglich nothwendig erscheint.

Das Material ist in der Art gegliedert, dass im ersten Abschnitte der Verf. zunächst über die Quellen der Fragmente dieser Orakel handelt, um im zweiten deren Überreste selbst, nach Möglichkeit geordnet und in einen Zusammenhang gebracht, vorzulegen und endlich im dritten seine Ansichten über ihren Ursprung und ihre Entstehungszeit auseinanderzusetzen.

Die meisten der Reste beruhen auf den Schriften der Neuplatoniker, wie des Porphyrios, Iamblichos, Syrianos, Proklos und Damaskios; eine besondere Behandlung finden die den chaldäischen Orakeln zugrunde liegenden religiös-philosophischen Vorstellungen in mehreren Tractaten, die alle schließlich auf Proklos zurückgehen: einen davon, der ein Ineditum vorstellt, hat der Verf. am Schlusse seines Werkchens aus dem Cod. Laur. 58, 29 (saec. XIV) publiciert; er führt den Titel: *Ψελλοῦ ὑποτύπωσις κεφαλαιώδης τῶν παρὰ Χαλδαίοις ἀρχαίων δογμάτων.*

Auf Grund der genannten Quellen ist Kroll bestrebt, die wichtigsten jener Glaubenssätze und religiösen Vorstellungen fest-

zustellen und die vorhandenen einzelnen Bruchstücke diesem Lehrgebäude einzuordnen. Manches kann angesichts des öfter schwierig zu deutenden Inhaltes nur mit Reserve hingestellt und hingenommen werden. Der Verf. verfährt denn auch mit wohlangebrachter Besonnenheit, ohne allzu kühne Behauptungen zu wagen. Den Wortlaut der Orakelverse begleitet ein Commentar, der das zum Verständnis Nothwendige unter ausgiebiger Ausnützung der einschlägigen alten Literatur enthält. Ebenso ist, soweit dies heute möglich, das für die Kritik des Textes Erforderliche beigebracht. Der Verf. hat an verschiedenen Stellen sich mit Erfolg an der Emendation von Corruptelen versucht; anderes bleibt noch zu erledigen, da die sachlichen Schwierigkeiten keine geringen sind. In dem Versreste S. 15 *εἰσὶ πάντα ἑνὸς πυρὸς ἐκγεγαῶτα* ist wohl durch die Schreibung *εἰσὶν ἅπαντα* dem Metrum Genüge zu thun. Das Fragment über die Göttlichkeit der Seele S. 47 lautete meines Erachtens wohl ursprünglich so:

ψυχὴ ⟨γὰρ⟩ δυνάμει πατρὸς πῦρ οὖσα φαεινὸν
ἀθάνατός τε μένει καὶ ζωῆς δεσπότις ἐστὶν
καὶ ⟨συν⟩έχει πολλῶν πληρώματα κόλπων ..

In dem Bruchstücke auf S. 48 dürfte im Eingang ein Wort ausgefallen sein ⟨*ἀθάνατος*⟩ *ψυχὴ μερόπων θεὸν ἄγξει ἐς αὐτήν* (für *αὐτὴν*) | *οὐδὲν θνητὸν ἔχουσα κτλ.* Auf S. 51 halte ich die Fassung ... *οἰγνύσθω βάθος ἄμβροτον, ὄμμα δὲ πάντῃ* | *ἄρδην κτλ.* für annehmbarer als *ὄμματα* [*δὲ*] *πάντα*. Ist auf S. 52 der Schluss des Hexameters *οὐ γὰρ ἐφικτὰ τὰ θεῖα βροτοῖς τοῖς σῶμα νοοῦσιν* nicht zu ändern? Krolls Annahme, *σῶμα νοοῦσιν* sei als *τὰ τοῦ σώματος φρονοῦσιν* aufzufassen, scheint mir etwas kühn.

Im letzten Abschnitte prüft der Verf. die Überreste der chaldäischen Orakel auf ihren Ursprung: er erkennt hier außer platonischen Vorstellungen sowohl solche der Pythagoreer und Stoiker als auch jüngere Anschauungen, wie die der Gnostiker. Der wiederholt erscheinende Feuercult und die Hekate in der Gestalt, die sie in jüngerer Zeit angenommen hat, deutet auf den Orient als Entstehungsort, womit die eingemischten gnostischen Ideen zusammenstimmen. Die Entstehungszeit des Gedichtes fixiert der Verf. als das Ende des zweiten und den Anfang des dritten Jahrhunderts. Gegen die dargelegten Beweggründe zu dieser Annahme wird sich ein Widerspruch kaum erheben lassen. Die mühevolle Arbeit kann Jedem, den dieses entlegene Gebiet der sinkenden griechischen Literatur interessiert, empfohlen werden.

Prag. Alois Rzach.

1. **Vokabularium zu Cäsars commentarii de bello Gallico** von Dr. Hans **Müller**. Hannover, Verlag von Karl Meyer (Gustav Prior) 1894. gr. 8°, 75 SS. Preis 75 Pf.

2. **Präparation zu Cäsars bellum Gallicum** von Dr. W. Päpke. 1. Heft: Buch I, 2. Heft: Buch II, 3. Heft: Buch III. Gotha, F. A. Perthes 1894. kl. 8°, 31, 22 u. 20 SS. Preis 40, 35 u. 35 Pf.

3. **Anleitung zur Vorbereitung auf C. Julius Cäsars Gallischen Krieg** von Prof. Dr. A. Procksch, Director des herzogl. Christiansgymn. in Eisenberg. 1. Bändchen: Buch I—III, 1890; 2. Bändchen: Buch IV—VI, 1892; 3. Bändchen: Buch VII u. VIII, mit 3 Abbildungen u. 4 Plänen 1893. Leipzig, Teubner. kl. 8°, 72, 54 u. 61 SS. Preis in Leinwand geb. à 80 Pf.

Alle drei Schriften haben den Zweck, unserer Jugend die Lesung der Classiker zu erleichtern. Fürwahr ein schöner Zweck, wert des Schweißes der Edlen. Doch sieht man näher zu, wie man diesen Zweck zu erreichen sucht, dann möchte man ab und zu im Namen der Jugend ausrufen: Herr, bewahre mich vor meinen Freunden! Leugnen zu wollen, dass die Zeiten der Philologie nicht mehr hold sind, wäre thöricht, aber peinlich ist das Gefühl, und in bittere Klagen möchte man darüber ausbrechen, dass es gerade Fachmänner sind, die, mit einem gewissen pädagogischen Mäntelchen angethan, eben ihrer Disciplin das Grab zu schaufeln sich befleißen. Wie haben sich doch die Zeiten geändert! Fast im selben Jahre, da der Begründer der Philologie als Wissenschaft, Fr. Aug. Wolf, starb, konnte noch der alte, gute, so gerne zu Prämien an Vorzugsschüler verwendete Hohler in seiner Cäsarausgabe eine förmliche Parallelübersetzung den Prämianten bieten. Dann kamen die ausgezeichneten Ausgaben unserer Classiker bei Teubner, Weidmann, Perthes, Schöningh u. a., die zwar dem Schüler alle erlaubten Hilfen gaben, aber von ihm — horribile dictu — auch selbständige Arbeit verlangten. Das musste anders werden. Ein äußerst 'freundlicher' Schulmann, dessen Namen ich nicht nennen mag, setzte in jenem bekannten blauen Büchelchen, nachdem er regelrechte Raubzüge in die bei den ebengenannten Verlegern erschienenen Commentare unternommen hatte, seine Weisheit(!) in etwas sanfteren Dosen der lieben Jugend vor. Er machte es genau so anfänglich wie Nr. 1 oben, also zuerst Phrasen, dann aber ward er praktischer, gab an erster Stelle die wörtliche Übersetzung und zum Nachtische gewissermaßen mag dann der Schüler, wenn er eben mag, an den angehängten Anmerkungen knuspern. Der Weg ist klar. Die Anmerkungen werden dann auch überflüssig, und siehe da, das Ideal so vieler Schulreformatoren unserer Zeit ist erreicht — das Lesen der römischen und griechischen Classiker im deutschen Gewande. Gehen doch hier Philologen sogar in öffentlichen großen Versammlungen mit gutem Beispiele voran, indem sie angeblich zur Ergänzung des Wissens dem Schüler deutsche Übersetzungen in die Hand drücken. Wozu doch das Versteckenspielen! Doch ich will das unerfreuliche Bild nicht weiter entrollen.

Bei uns war es das Schlagwort 'Verbesserung der Meth
in Deutschland die Einschränkung des philologischen Unterri
durch die neuen Lehrpläne, welche auf neue Wege in der Erkl
der Classiker für die Schüler drängten. Da ist es aber eine h
Pflicht der Fachmänner, diese Wege auch zu gehen und zu s
was da der Jugend geboten wird. Wir alle sollten uns h
solche Arbeiten zu befürworten oder sie auch nur zu erwä
in denen der Schüler zu einem mnemotechnischen Papagei,
Lehrer dagegen zu einer Abfragemaschine herabgewürdigt
Befolgen wir dies, dann wird sich auch kein Verleger für so b
liegende Ware finden. Also Selbsthilfe thut hier in erster
noth. — Der Wege gibt es ja mehrere, auf denen man den Sc
zum Verständnis der Classiker führen kann. Das hat Di
Procksch in der Einleitung zum 2. Bändchen seiner Anle
auseinandergesetzt. Aber ein pädagogisches Grundgesetz, da
Aufsteigens von Leichterem zum Schwereren, worin ja mit ein
des Interesses des Schülers am Lernen liegt, soll doch nic
arg verletzt werden. In der III. Classe, also wo der Schüler z
vor einen Autor tritt, da gebe man ihm meinetwegen einen ca
und paragraphenweise grammatisch und sachlich bearbei
Schülercommentar — um den wunderlichen Ausdruck zu gebra
— in die Hand. In der IV. Classe dagegen wäre schon
Specialwörterbuch, in der V. usw. ein allgemeines Wörterbuch
Platze. So ist ein Fortschreiten der selbständigen Denkarbeit
Thätigkeit erreicht. Es sind das falsche Freunde der Jugend,
ihr alle Arbeit abnehmen und sie nur zur Aufnahme der gere
Früchte verhalten. Man sollte doch auch des alten Spruches
gedenk sein: Jung gewohnt, alt gethan. Wer sich's in s
Jugend nur leicht gemacht hat, der wird es auch dort, wo es s
im öffentlichen Leben einen ganzen Mann gilt, ebenso ma
Doch ich will zur Besprechung des unter Nr. 1 verzeich
Buches gehen, das mich zu obigen Betrachtungen veranlasst

Schon der Titel 'Vokabularium' stimmt nicht mit dem I
Denn Vocabeln im lexikalischen Sinne werden höchst selten ange
Auf S. 1 steht nur 'commeare gehen, kommen'; das nächste is
S. 3 'iter Tagesmarsch'; ebenda 'ratis, is Floß', S. 4 'explora
speculatores Patrouillen, Kundschafter' usw. Diese Proben kö
wohl zu der Vermuthung bringen, dass der Verf. ziemlich vi
seinen Schülern voraussetzt. Denn der Genetiv fehlt bei Substa
zumeist, das Geschlecht wird nicht angegeben, vom Verb nu
bloße Infinitivus Praesentis, vom Adjectiv oder Particip die Mas
form, z. B. III 19 'exanimatus erschöpft'. Dass dem aber
so ist, ersehe man z. B. aus dem zu I 2 gegebenen 'Vokabular
'regni cupiditate inductus aus Herrschsucht; civitati persuade
de finibus exeant ich überrede m. Mitbürger auszuwandern; ci
persuadeo perfacile esse ich überzeuge m. Mitbürger, dass es
leicht ist; id civibus persuadeo ich überrede m. Mitbürger hi

mnibus virtute praestare alle an Tapferkeit übertreffen; Helvetii atura loci continentur die H. werden von der Örtlichkeit eingeengt; homines bellandi cupidi kriegslustige Leute; pro multitudine hominum augustos fines habere im Verhältnis zur Einwohnerzahl ein zu beschränktes Gebiet haben.' Diese Probe mag zur Charakterisierung des vorliegenden 'Vokabulariums' genügen. Nach dem Principe in der Mittheilung der Phrasen — denn eigentlich nur eine Art Phraseologie ist das ganze 'Vokabularium' — zu fragen, ist, nach dem vorgeführten Beispiele zu urtheilen, wohl müßig. Es ist eben keines vorhanden. Noch einige Beispiele mögen zeigen, welchen Wissensstand der Verf. bei seinen Schülern voraussetzt. I 1 Galli appellantur sie heißen Gallier; — 3 non est dubium, quin es ist kein Zweifel, dass; — 11 non exspecto, dum ich warte nicht, bis; — 17 non dubito, quin ich zweifle nicht, dass; III 20 A. tertia pars Galliae est A. ist der dritte Theil Galliens; VI 4 deprecandi causa um Abbitte zu thun; VII 5 homo summae audaciae ein höchst tollkühner Mensch; ib. perfidiā adducti aus Treulosigkeit u. a. Man könnte sich da allerdings mit den Worten des Verf.s im Vorworte beruhigen, wo er versichert, es sei der Zweck seines zunächst für Realgymnasien berechneten Vocabulariums, den Schülern eine solche Erleichterung zu gewähren, 'dass sie die gesammte Präparation zum Gebrauche fertig vorfinden'. Wenn das nur stimmte! Wenn der Verf. seinen Schülern Dinge vorführt, die sie in der Grammatik doch lernen mussten, bevor sie an die Cäsarlectüre giengen, dann hätte er auch solche Vocabeln und Phrasen nicht übergehen sollen, deren Übersetzung thatsächlich nicht auf der Hand liegt; also z. B. I 4, 2 per eos se eripuit (das Vocabel fehlt ganz), ne causam diceret; ib. 1 damnatum poena sequitur, ut; ebenso fehlt die Bedeutung zu copiis I 3, 7, iudicium 4, 2; ohne Bemerkung blieb totius Galliae sese potiri 3, 8; 5, 2 übersetzt er ad duodecim, ad quadringentos, im vorangegangenen Capitel §. 2 steht aber ad hominum milia decem ohne Bemerkung. Oder 5, 3 ist spem reditionis tollere übersetzt, das bei reditionis grammatisch wichtige domum ist aber nicht erwähnt. Und das alles fast zu Anfang der Lectüre! Also auch hier kein methodisches Princip zu finden.

Was die beigegebenen Übersetzungen anbelangt, so soll anerkannt werden, dass der Verf. häufig genug glücklicher in der Wahl von Wendungen war, z. B. I 10 loca patentia offenes Gelände, 18 portoria et vectigalia parvo pretio redimere Zölle und Staatseinkünfte für einen Spottpreis pachten, ib. in summam spem venire bestimmt hoffen dürfen, 21 legatus pro praetore L. mit der Befugnis eines Feldherrn, 31 concilium dimittere Landtag schließen usw.; billigen kann man aber nicht solche Übersetzungen wie: II 1 obsides inter se dare sich untereinander Geiseln stellen; III 2 complures dies hibernorum transierant mehrere Tage des Winterquartiers waren vergangen; VII 14 equitatu abundare eine

sehr reichliche Reiterei haben; 25 scorpione traiectus von einer Katapulte durchbohrt u. a. I 12 steht richtig: exploratores, speculatores Patrouillen, Kundschafter, II 11 aber, wo der Unterschied dieser zwei Wörter so recht in die Augen springt (s. Kraner-Dittenberger, Kriegsw. §. 21 A.), liest man: speculatores, exploratores Späher und Kundschafter. Auch sonst ist dieser Unterschied nicht festgehalten. I 3, 6 heißt es bei Cäsar: perfacile factu esse — conata perficere. Das 'Vokabularium' erklärt: perfacile factu est es ist sehr leicht auszuführen; conata perficere ist nicht erklärt. Ich möchte gerne wissen, wie da der Schüler mit einer solchen Nachhilfe gut deutsch — denn auf das soll es doch wohl abgesehen sein — übersetzen soll! Dergleichen Proben kann man öfter anstellen. I 25 wird ferrum se inflectit übersetzt: die Spitze biegt sich um. Welche Gelegenheit, die sogenannte prägnante Übersetzung zu üben! Die ist verpasst. Wie mag dann der Schüler das nächste vorkommende ferrum wieder übersetzen? Es liegt doch so nahe: Eisenspitze oder eiserne Spitze. Ähnlich ist es z. B. VII 22 murum turribus contabulare, wo zwar dabei steht: = murum turribus contabulatis instruere, dennoch aber wird übersetzt: die Mauer mit Thürmen versehen.

Ob überhaupt die Möglichkeit vorhanden ist, nach einem 'Vokabularium' Vocabeln zu lernen, deren Grundbedeutung häufig gar nicht angegeben ist, das dürfte wohl niemand bejahen. Und das ist das Grundübel, an dem dieses Büchlein leidet. Man kann es ja schließlich auch noch rechtfertigen, wenn man will — meine Ansicht habe ich schon oben dargelegt —, dass man auch dem den Cäsar lesenden Schüler eine buch- und capitelweise geordnete Phraseologie in die Hand gibt. Es ist das dann nichts anderes als eine praktische Umgestaltung dessen, was sonst das Lexikon zu bieten hat. Nur sollte auch die Grundbedeutung der Wörter, auf die ein gutes Lexikon nimmermehr verzichten darf, mitangegeben werden. Das hat der Verf. in der überwiegenden Mehrzahl der Wörter und Wortverbindungen unterlassen. Und darin liegt eben die Gefahr für den Schüler. Denn mit den angegebenen übertragenen Bedeutungen kommt er schon beim nächsten Autor nicht weiter. VII 20 ist angegeben: sibi videri glauben; sibi gehört aber gar nicht zu videri. Es war zu schreiben: videri = sibi videri. II 2 inita aestate = ineunte aestate beim beginnenden Sommer, kann so doch auch nicht richtig sein. Der Verf. sagt, dass er den Text der Ausgabe von H. Meusel zugrunde gelegt habe. Meusel schreibt aber nicht exspecto oder summovere (VI 40; dagegen submoti I 25) oder affert (VII 10). VII 26 gibt der Verf.: hostibus ad supplicium dare; im Texte aber steht 'dederent'. Doch das Vorstehende mag genügen. Dass ich das Buch in dieser Gestalt nicht empfehlen kann, dürfte sich aus meinen Bemerkungen von selbst ergeben.

Die Ausstattung ist gut, Druckfehler fehlen so ziemlich. VII 7 gehört his rebus comparatis zum nächsten Capitel; ib. 9 liest man Veringetorige.

In erfreulichem Gegensatze zu Nr. 1 stehen Nr. 2 und 3. Päpke bietet dem Schüler die capitel- und paragraphenweise nachgeschlagenen Vocabeln mit allem nothwendigen Zubehör, also Geschlecht und Genetiv bei Substantiven, die Ausgänge bei Adjectiven, die unregelmäßigen Formen beim Verb, die Quantität — Müller that auch hier zu wenig —, dann fast immer die Grundbedeutung an erster Stelle und oft genug in zugehörigen Phrasen auch die verlangte Bedeutung, z. B. I 24, 1 'sustĭneo, -tĭnui, o. S. 2 aufhalten, aushalten' und darunter 'impetum sustinere dem Angriffe standhalten'. Im übrigen hält der Verf. in der Übersetzung von Wortverbindungen weises Maß, so dass dem Schüler das Interesse an der Wortfindung innerhalb gewisser Phrasen, was ja mit zum Ergebnisse des Unterrichtes in der Schule gehört, nicht verkümmert wird. Besonders zu loben ist das Bestreben des Verf.s, jedesmal den sich möglichst mit dem lateinischen deckenden deutschen Ausdruck zu finden. Anzuerkennen ist auch das Bemühen, eine Art Synonymik dem Schüler auf dem einfachsten Wege zu vermitteln, z. B. III 4, 1 lăpis, ĭdis, m. (kleiner) Stein; ib. 4 saucius, a, um schwerverwundet; I 3, 4 occŭpo (gewaltsam) in Besitz nehmen usw.; freilich sententia (III 3, 1) ist nicht immer amtliche Meinung. Nun, dergleichen hat ja seine Schwierigkeit. Man kann aber in einem solchen Falle irgend ein einschränkendes Wörtchen dazuthun, z. B. in der Regel, gewöhnlich u. ä.

Päpkes 'Präparationen' können somit Lehrern und Schülern wärmstens empfohlen werden; sie sind für den Schüler eine thatsächliche Entlastung, für den Lehrer lassen sie aber, abgesehen von der Belehrung, die man aus ihnen schöpft, noch immer so viel Freiheit übrig, als zum frischen Unterrichtsgange nöthig ist. Die Ausstattung ist recht hübsch, der Druck sorgfältig (I 6, 4 hätte ich Kal. = Kalendae und im Folgenden Kalendas statt Calendae u. -as geschrieben), vielleicht dass der Druck der Phrasen denn doch ein bischen zu klein ausgefallen ist.

Nr. 3 gehört zu den von Teubner herausgegebenen 'Schülercommentaren' zu griechischen und lateinischen Classikern. Es liegt nunmehr abgeschlossen vor. Hier wird dem Schüler ein vollständiger Commentar geboten, der alles Nothwendige ohne gelehrtes Beiwerk enthält. Der Inhalt wird angegeben, aber nur in großen Umrissen, so dass der Schüler doch genöthigt ist, über das Gelesene selbst nachzudenken. Die Vocabeln nach ihrer Grundbedeutung muss der Schüler selbst aufsuchen; hier wird ihm die in den Text passende Übersetzung geboten. Schwierigere Constructionen finden ihre Erklärung. Die Sacherklärung beschränkt sich auf das Nothwendigste. Wichtigere grammatische Erscheinungen, Abweichungen vom gewöhnlichen Sprachgebrauche werden sorg-

fältig verzeichnet. Eine Art Elementarsynonymik [z. B. I 2, 1 nobilissimus (von der Geburt) 'der vornehmste'] und Elementarstilistik [z. B. I 3, 6 conciliaturum ergänze esse (das beim Inf. Fut. gewöhnlich wegbleibt) ...] arbeitet für die spätere Lectüre vor. Die gegebenen Übersetzungen sind fast durchwegs wohl überlegt und kaum ab und zu anfechtbar. Eine Steigerung in den Anforderungen an die Arbeitskraft der Schüler wird erreicht, indem die genannten Bemerkungen immer spärlicher werden. Das 3. Bändchen enthält Abbildungen der gallischen Mauer (VII 23), der Belagerungsarbeiten vor Alesia (VII 72 f.) und der Belagerungswerke vor Uxellotunum (VIII 41 ff.) und vier Schlachtenpläne. Alles in allem ein methodisch und didaktisch wohlüberlegtes Werk, das einer Empfehlung in hohem Grade würdig ist. Bei so viel Gutem kann man füglich mäkelnde Bemerkungen unterlassen, weil sie an dem Gesammturtheile nichts ändern können. So z. B. wenn zu I 25, 7 die Bemerkung steht: 's. Karte 1 bei Kampen'. Wie, wenn der Schüler, wie das ja regelmäßig sein wird, Kampen nicht hat? Oder die Abbildung der Rheinbrücke im 2. Bändchen. Sie kann so nicht richtig sein; vgl. meine Bemerkungen in dieser Zeitschrift 1892, S. 129.

Und auch bezüglich der vielen Fragen an den Schüler, die sich besonders in den letzten Büchern häufen, bin ich mit dem Verf. nicht derselben Meinung. Sie haben nur dann einen Sinn, wenn sich der Lehrer genau so wie der Schüler eben nach dem vorliegenden Büchlein für die Lehrstunde vorbereitet. Dies setzt P. wirklich voraus. Da möchte ich aber doch gegen eine solche Fesselung des Lehrers im allgemeinen Einsprache erheben. Dass der jüngere Lehrer in P. einen guten Führer finden wird, kann ohneweiters zugegeben werden; der erfahrene Lehrer wird sich aber Fragen nicht vorschreiben lassen. Er weiß selbst am besten, wornach er bei seinen Schülern fragen und was er als bekannt voraussetzen kann. Hält sich aber der Lehrer nicht an die bei P. aufgeworfenen Fragen, so ist eine Gefahr für die Schüler unleugbar vorhanden. Man darf doch nicht außeracht lassen, dass solche Behelfe, wie es Schülercommentare sind, doch in erster Linie dem mittelmäßig und dem schwach begabten Schüler dienen sollen. Ja, wenn der Schüler nur Latein zu treiben hätte! Die erste Frage, die er nicht sofort beantworten kann, wird Anlass, dass er bald an allen Fragen vorübergeht, um schließlich, weil so seine Vorbereitung lückenhaft wird, in die liebevolle Umarmung einer deutschen Übersetzung zu versinken. Dann ist aber der Zweck dieses pädagogischen Kunstgriffes gleich Null. Vielleicht wird der Verf. meinen Erwägungen in der nächsten Auflage entsprechende Aufmerksamkeit schenken; immerhin kann er ja sein Princip insofern aufrecht erhalten, als er nur solche Fragen, wie VII 32, 6 'pars cum parte: was heißt manum manum lavat?', die gewiss ihre volle Berechtigung haben, stehen lässt, die anderen aber beseitigt und dafür

das, was er bemerkt wissen will, hinschreibt. Ausstattung und Druck sind gleich anerkennenswert.

Czernowitz. Dr. A. Polaschek.

Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum. Editum consilio et impensis Academiae Litterarum Caesareae Vindobonensis. Volumen XXVIII bis. — Sancti Aureli Augustini operum sectionis III pars 3. Ex recensione Iosephi Zycha. Vindobonae apud F. Tempsky, bibliopolam academiae. Pragae, F. Tempsky. Lipsiae. G. Freytag 1895.

S. Aureli Augustini Quaestionum in Heptateuchum libri VII. Adnotationum in Iob liber unus. Recensuit Iosephus Zycha. Vindobonae, Pragae, Lipsiae 1895. XXVI et 668 pp.

Der Eifer, mit welchem Zycha sich der Augustinusausgabe widmet, muss jeden, der sich für diese Publication interessiert, mit Bewunderung erfüllen. Wenn die beiden früher von ihm besorgten Bände nicht in allen Punkten den Erwartungen entsprachen, so wird eine billige Beurtheilung doch nicht verkennen, dass mit diesen so rasch gelieferten Arbeiten immerhin ein Fortschritt erzielt ist. Dies gilt noch mehr von dem neuen Bande, dem die Geschichte der biblischen Exegese und die Kritik der alten Bibeltexte ein wertvolles Material verdanken. Da bei der Recension des Textes auch die zeitraubenden Untersuchungen, die der Bibeltext verursacht, noch angestellt werden mussten, so kann man nur staunen, wie bald sich der Herausgeber seiner Aufgabe entledigt hat.

Mit den ersten Worten der Praefatio macht Z. in Bezug auf die äußere Gestaltung der Edition eine Bemerkung, die den Irrthum auf dem Titelblatte seines 1894 herausgegebenen Bandes corrigiert; aber leider verwickelt er sich dabei in ein neues, noch schlimmeres Missverständnis. Er sagt ganz richtig, dass S. Augustini operum sectionis tertiae pars prima bereits als Volumen XII des Corpus erschienen sei, und der linksseitige Haupttitel dieses Volumens XII trägt deutlich diese Bezeichnung in Steinschrift. Es musste nun auch der im Jahre 1894 von Z. herausgegebene Band, S. Aug. de Genesi ad litt. etc., Volumen XXVIII im Corpus, unbedingt als S. Augustini operum sectionis III pars 2 und das vorliegende neue Volumen des Corpus unter allen Umständen als S. Augustini operum sectionis III pars 3 bezeichnet werden. Dieser unerlässliche Titel wird wiederum vermisst, und Z. hält an der bereits so scharf getadelten ganz unlogischen Klammer auf seinem Titelblatte fest. Er geht in diesem Irrthume noch weiter und bezeichnet gleich in den ersten Zeilen der Praefatio diesen Band als „uoluminis XXVIII pars 3“ und in der Folge auch den früheren Band als „uoluminis XXVIII pars 2“, als ob das Volumen XXVIII aus drei Theilen bestünde, als ob nicht schon gesagt wäre, dass

sectionis III pars 1 das Volumen XII sei und als ob man nicht wüsste, dass noch sectionis III pars 4, 5, 6 . . . folgen werden, die so wenig wie pars 1 zu diesem Volumen gehören. Wollte Z. seinen neuen Band als einen Theil des Vol. XXVIII auffassen und so bezeichnet wissen, so zerfiel dieses Vol. XXVIII in zwei Stücke, die als Fasciculus 1 und 2 zu benennen waren, wobei aber beachtet werden musste, dass das ganze Volumen XXVIII doch immer S. Augustini operum (omnium) sectionis III pars 2 blieb. Diese Zerlegung des Volumens entspräche aber, ganz abgesehen davon, dass kein Grund dazu vorhanden wäre, nicht der Gepflogenheit, nach welcher die einzelnen Bände als Volumina des Corpus ohne Rücksicht auf die Autoren nach der Reihenfolge des Erscheinens ihre Nummer erhalten und daher einer Zerlegung nicht bedürfen. Die Theilung in partes bezieht sich immer nur auf den Autor und trifft zufällig nur dann auch das Volumen, wenn der Autor mit dem Volumen erschöpft ist, wie es bei Cyprian und Eugippius der Fall war. Bei Augustinus bezieht sie sich auf die Sectionen und kann folgerichtig auch hier auf das Volumen nur dann Bezug haben, wenn das Volumen die ganze Section umfasst. Letzteres geschah bei Sectio VI (Schriften gegen die Manichäer), wo sogar fortlaufend paginiert ist. Dasselbe scheint auch bei Sectio II (Briefe) stattzufinden, nach dem bereits gedruckten Haupttitel zu schließen. In der umfangreicheren Sectio III (exegetische Schriften) ist dies aber nicht möglich und jede pars muss ein Volumen bilden. Der nächste hier erscheinende Band wird jedenfalls pars 4 dieser Section sein, aber das wievielte Volumen des Corpus er sein wird, d. h. welche Erscheinungsnummer er erhalten wird, das hängt vom Zufall ab und kann nicht vorausgesagt werden. Dass die Theilung in partes überhaupt nicht das Volumen angeht, sieht man bei Lactantius, dessen pars 1 als Vol. XIX und dessen pars 2 als Vol. XXVII erschien, und bei Paulinus, wo Vol. XXIX den 1. Theil des Autors und Vol. XXX den 2. Theil bildete. Dies wird noch deutlicher bei Ambrosius, wo die bereits auseinandergelegten neun Theile voraussichtlich nicht auch neun partes eines einzigen Volumens werden ausmachen können. Der Herausgeber hätte mithin bei der Redaction und Correctur des Titelblattes darauf bedacht sein müssen, dass der neue Band die ihm zukommende Bezeichnung „Volumen XXXVI“ erhielt. Es war nicht schwer, dies herauszufinden; doch thut der äußere Mangel dem Werte der Ausgabe keinen Eintrag.

In der Praefatio weist Z. auf die wichtigen Resultate hin, zu denen er bei der Vergleichung des Augustinischen Bibeltextes mit dem Texte und dem kritischen Apparate des Griechischen nach der Ausgabe von Tischendorf-Nestle gelangt ist. Die Beschreibung der Handschriften, die vieles Interessante bietet, lässt den Einfluss der Recensionen erkennen, und bei der Gestaltung des Textes ist mancher gegebene Wink befolgt. An zwei Stellen (139, 30 und

194, 19) ist prodeest nach der Autorität des Corbeiensis sogar in den Text Augustins aufgenommen. Zu 612, 25 lies Prou. 12, 23.

Die Emsigkeit des Herausgebers verdient großes Lob.

Wien. Franz Weihrich.

O. Keller, Zur lateinischen Sprachgeschichte. II. Theil. Grammatische Aufsätze. Leipzig, B. G. Teubner 1895. VIII u. 405 SS.

Den Inhalt des vorliegenden Bandes bilden folgende Aufsätze: Allitteration (S. 1—72), Differenzierung (73—153), Euphemismus (154—188), Pluralis poeticus (189—218), Vocalassimilation (219—260), Ausfall von Tonsilben (261—288), Der Accusativus auf is bei den augusteischen Dichtern (284—324), Zur Syntax des Ablativs (325—361). Dazu kommen noch: Nachträge (362—371) und Letzte Nachträge (404—405), endlich ein alphabetisches Register (372—404). Von den im Vorstehenden mit ihrem vollen Titel aufgeführten Abhandlungen dürften, abgesehen von allerdings nicht wenigen Einzelheiten, die 1., 4., 7., 8. und in etwas geringerem Grade auch die 3. ziemlich günstige Aufnahme finden. Auch die 5. bringt eine Reihe dankenswerter Zusammenstellungen, die freilich von ungleichem Werte sind. Dagegen fordert die 2., die unter dem merkwürdigen Sammeltitel „Differenzierung" eine Reihe lautlicher Erscheinungen der verschiedensten Art vereinigt, nur allzu oft zu lebhaftem Widerspruche heraus. Gänzlich verfehlt ist die 6., welche in ganz verkehrter Weise die heutzutage wohl von allen maßgebenden Kreisen zugestandene ältere Betonungsweise des Latein, nach welcher der Ton auf der ersten Silbe ruhte, durch einfache Nichtbeachtung der ins Feld geführten Gründe abthun zu können glaubt. Es sind nicht nur „angebliche" Gründe, die für diese Theorie geltend gemacht werden, sondern wirkliche, thatsächliche, deren Beweiskraft nur derjenige in Abrede stellen kann, der sie infolge vorgefasster Meinung nicht sehen will. Es wäre vergebliche Mühe hier noch aufklärend wirken zu wollen, wo für alle, die sehen wollen, die Sache klar liegt. Ich begnüge mich damit, diese Thatsache zu constatieren, und muss es dem Hrn. Verf. überlassen, im Gegensatze zu fast allen Fachgelehrten sich seinen Privatliebhabereien hinzugeben und sich dadurch für eine Reihe von Erscheinungen auf dem Gebiete der lateinischen Lautlehre das Verständnis zu versperren.

Dass die Allitteration in der lateinischen Sprache, insbesondere bei Sprichwörtern, in sacraler Prosa und Poesie, in stehenden Redensarten überhaupt aus dem Bereiche des Rechts, des öffentlichen Lebens, der Militärsprache usw. von wesentlicher Bedeutung war, ist längst beobachtet worden. Doch nirgends ist meines Wissens ein so umfassendes Beobachtungsmateriale (darunter freilich auch ganz und gar nicht hieher gehöriges) in wohlgeordneter Über-

sicht zusammengebracht worden, wie in unserem Buche. Insb
sondere sei auf die reichen S. 32 ff. verzeichneten Zusammenst
lungen aufmerksam gemacht, welche sich auf Allitteration im He
meterschlusse beziehen. Die aus Ennius, Lucretius, Vergilius, I
canus, Silius Italicus, Iuvencus gesammelten Beispiele zeig
deutlich, welcher Beliebtheit sich dieses Kunstmittel an der
gegebenen Versstelle erfreute. Die Beobachtungen und Zusamm
stellungen des Verf.s beziehen sich ausschließlich auf das La
nische, wiewohl die Allitteration in der altitalischen Dichtung üb
haupt eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Weitergehende A
blicke über einen Zusammenhang zwischen der italischen (la
nischen) und altirischen Allitteration im Verse hat Thurneysen
einem auf der Kölner Philologenversammlung gehaltenen Vortr
über „Allitterationsdichtung im Westindogermanischen" eröffn
auf dessen im Auszuge in den Indog. Forsch. (Anzeiger VI 154
enthaltene Wiedergabe ich hier ausdrücklich hinweisen will,
dadurch die bekannten sprachlichen Übereinstimmungen, die e
engere Verwandtschaft der Italiker und Kelten sehr wahrscheinl
machen, nicht unerheblich in ihrer Beweiskraft gestützt werd

Von den übrigen Abhandlungen sei noch die über den „Plur
poeticus" hervorgehoben, worunter der Verf. den Gebrauch
Plurals anstatt des Singulars in Fällen, wie guttura, ora, tegmi
terga usw. versteht. In dieser ist für die Hauptmasse der F
wirklich der Beweis erbracht, dass die besprochene seltsame
der Anwendung des Plurals auf das metrische Bedürfnis der dak
lischen Dichter zurückzuführen ist.

Auf den Inhalt der restlichen Abhandlungen, deren wiss
schaftlichen Wert ich durch die im Eingange dieser kurzen
sprechung stehende Bemerkung hinlänglich charakterisiert ha
näher einzugehen, fehlt der Raum, da hierbei vielfache polemis
Erörterungen nothwendig würden, die nur zum geringsten Th
allgemeines Interesse zu erwecken imstande wären. Nur einen Pu
muss ich noch besonders hervorheben. Man vermisst namentlich
jenen Abhandlungen, welche sich speciell mit Fragen der Lautl
befassen, nur allzu oft ein ausreichendes Verständnis der in
indogermanischen Sprachwissenschaft jetzt allgemein anerkan
Grundlehren, und begegnet infolge dessen häufig einer Auffass
sprachlicher Thatsachen, die man nach dem gegenwärtigen St
des Wissens nur als verkehrt und irrig bezeichnen kann. Dies n
ausdrücklich hervorgehoben werden, weil auch früher erschie
Arbeiten, wobei ich besonders den ersten Theil dieser gesamme
Aufsätze „Zur lateinischen Sprachgeschichte" im Auge habe,
gleichen Mängel aufweisen, auf die schon von anderen Se
wiederholt hingewiesen worden ist, ohne dass der Hr. Verf.
deswegen bewogen gefühlt hätte, etwas zu ihrer Abhilfe zu t

Innsbruck. Fr. Stol

Benedicti regula Monachorum. Recensuit Eduardus Woelfflin. Lipsiae, Teubner 1895. XV u. 85 SS. (Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana.)

Es muss immerhin auffallen, dass es bisher an einer kritischen Ausgabe der lateinischen Regeln des h. Benedikt fehlte, während uns deren Übersetzungen in moderne Sprachen schon lange wissenschaftlich bearbeitet vorliegen; denn E. Schmidts Bearbeitung (1880) entspricht keineswegs modernen Anforderungen (vgl. p. VI f.). Woher kam diese Erscheinung? Man scheute davor zurück, den Ordensgründer unclassische Formen gebrauchen zu lassen. Und gerade darin besteht Woelfflins Verdienst, dass er uns die Schrift so vorführt, wie sie aus Benedikts Hand hervorgegangen ist. Er hat an der Sprache nicht gefeilt, sondern uns alle Spuren vulgärlateinischer Formen und Constructionen gewissenhaft vorgeführt, die dann im Index (S. 74—85) bequem zusammengestellt sind. Werden auch diese neuen Lesarten die Benediktiner zu keinen Änderungen im Ordensleben veranlassen, so lehrt sie doch dieses Buch die Sprache ihres Vaters kennen. Damit hängt die Frage nach den Vorbildern der Regel und den Bildungselementen des Heiligen aufs innigste zusammen. Sie wurde von Woelfflin in der Münchener Akademieabhandlung d. J. 1895, S. 420—454 'Benedikt von Nursia und seine Mönchsregel' in mustergiltiger Weise gelöst. Deren Lectüre ist für alle, die sich eindringlicher mit der Gründung des ersten Ordens des Abendlandes beschäftigen, unerlässlich.

Aber noch eine neue Entdeckung machte der Münchener Gelehrte. Die Regel selbst wurde von ihrem Urheber zwei- oder gar dreimal umgearbeitet, wie vor allem aus der Vorrede der Oxforderhandschrift, die dem Texte zugrunde gelegt wurde, hervorgeht, da sie in dem sonst vortrefflichen Tegernseer Codex viel länger ist. Die erste Fassung endete mit cap. 66 (De ostiariis monasterii), die folgenden gehören der zweiten an; vielleicht beginnt (vgl. p. IX, Anm.) mit cap. 73 die dritte Bearbeitung. Ferner benützte W. noch eine Emmeraner und eine Sanct Gallener Handschrift, die sämmtlich dem 8. Jahrhundert angehören. Die alten Commentare eines Hildemar und Paulus Diaconus werfen nicht viel für die Textkritik ab. C. Weymann vermuthet zahlreiche Parallelen in der liturgischen und rubricistischen Literatur (vgl. Literarische Rundschau 1895, Nr. 9, Sp. 259 ff.).

Woelfflin verdanken wir also die erste Ausgabe, die den Anforderungen moderner Kritik vollkommen entspricht. Doch begnügt er sich nicht mit den beiden vorliegenden Arbeiten, sondern verspricht uns noch in der Akademieabhandlung S. 445, im Arch. f. lat. Lex. IX, Heft 4 eine grammatische Detailuntersuchung folgen zu lassen. Er kann versichert sein, dass alle viri grammatici sie mit großer Ungeduld erwarten.

Dr. L. Finkel i Dr. Stanisław Starzyński, Historya wersytetu Lwowskiego (Geschichte der Universität berg). Lwów 1894. gr. 4°, IX u. 442 SS.

Als im vorvergangenen Jahre die medicinische Facultät Lemberger Hochschule errichtet wurde, erschien das vorli Werk, das eine Zierde der gleichzeitig eröffneten Ausstellung Es verdankt seine Entstehung der Anregung des akadem Senates und des damaligen Rectors, Prof. Dr. L. Cwikliński neben Morawski die Hebung und das Aufblühen der philolog Studien in Polen zuzuschreiben ist.

Finkel behandelt die Schicksale der Hochschule bi Jahre 1869. Sie war zunächst eine städtische Metropolitans ein studium generale, deren Einrichtung natürlich der ähn Anstalten glich, und verdankte sehr viel dem Erzbischof Sanok. Darauf kam sie unter die Leitung der Jesuiten, die verständlich den Lehrplan des Ordens einführten. Der Rect Jahres 1664 schrieb eine ausführliche Geschichte dieser Aka die, handschriftlich in der Wiener Hofbibliothek vorhande Hauptquelle dieser Periode bildet. Die Erhebung zu dieser verdankt die Schule dem König Joh. Kazimir. Unter Maria Th kam noch ein adeliges Convict hinzu; der Unterrichtsgang nach den Anschauungen des Staates geregelt. Unter Kaiser wurde in Lemberg eine Universität errichtet und nach de kannten Unterrichtsplänen des Kaisers organisiert, deren E heiten ausführlich erörtert werden. Im Jahre 1815 wurde Hochschule auf Befehl des Kaisers Franz nach Krakau ve in Lemberg blieb bis zum Jahre 1817 nur ein Lyceum, d Einrichtungen uns genau geschildert werden. Selbsverstä wirkten die zahlreichen Kriege, die Österreich zu führen gezw war, und die traurige Lage des Staates auch auf die Ges dieser Anstalt mächtig ein. Im Jahre 1817 bekam Lemberg v eine Universität; doch konnte sie gleich ihren anderen Schw anstalten des Reiches bis 1848 aus hinlänglich bekannten Gr keinen rechten Aufschwung nehmen. Finkel widmete dem wi schaftlichen Leben dieser Zeit, die noch wenig durchforsch eine liebevolle Darstellung, aus der man sehr viel Bele schöpfen kann. Zuletzt lernen wir die Verhältnisse der Hochs bis zum Jahre 1869 kennen, die natürlich auch mit dene anderen gleichen Schulen der Monarchie, was Aufschwung sonstige Entwicklung betrifft, vielfach übereinstimmen. Doc ginnt in dieser Zeit bereits der nationale Kampf, der mit dem Erlass vom Jahre 1871 dadurch ein Ende fand, dass als richtssprache Polnisch eingeführt wurde. Was alles späte schehen ist, erfahren wir von Starzyński. Eine wichtige spielen die Versuche der Ruthenen, auch ihrer Sprache Ge zu verschaffen; doch sind bisher ihre Erfolge keine bedeute Er behauptet, dass die Blütezeit der Universität erst von

Jahre datiere. Nach der Meinung des Ref. wurde ihm daraus mit Unrecht von dem Rec. des Lit. Centralblattes (1895, Sp. 1361) ein herber Vorwurf gemacht. Über solche Dinge ist schon an und für sich sehr schwer zu streiten; hier darf man aber auch weder der kurzen Dauer der neuen Schöpfung noch der Entstehungsursache des Buches vergessen.

Was aber diesem Werke ein ganz specifisches Gepräge verleiht, ist der Umstand, dass der Geschichte der einzelnen Disciplinen und der Schilderung der Persönlichkeit der einzelnen Lehrer ein so weiter Spielraum gewährt wird. Bald in der Form von Anmerkungen, bald in speciellen Abschnitten werden uns das Leben und sämmtliche Werke aller Professoren nach Facultäten geordnet vorgeführt. Und die Universität hat wahrlich Ursache auf ihre Lehrer stolz zu sein; gehörten doch zu diesen z. B. Dunajewski Albin und Julian, Biliński, Madeyski, Rittner usw. Auffällig dürfte zum mindesten für Deutsche der relativ hohe Procentsatz adeliger Professoren sein, der in der letzten Zeit auch noch eine Steigerung erfahren hat. Manche Erscheinung des politischen Lebens dürfte sich so leicht erklären. Vielleicht wird es manchen Leser interessieren, dass die theologischen Professoren, was die Zahl wissenschaftlicher Publicationen betrifft, hinter ihren Collegen der anderen Facultäten weit zurückstehen.

Auch Ref. kann nur der Ansicht des bereits angeführten Recensenten beistimmen, dass eine deutsche Bearbeitung — die wohl in manchen Partien gekürzt werden könnte — sehr erwünscht wäre. Die österreichische Schulgeschichte ist das Schmerzenskind heimischer Geschichtsforschung. Wir sind an derartigen guten Werken sehr arm. Finkels Darstellung beruht auf zahlreichen bisher unbenützten Acten, Starzyński bringt eine Schilderung der neuesten Zeit, die noch bei keiner anderen Hochschule in gleicher Weise gebucht ist. Selbstverständlich ist auch Ref. nicht mit allen Einzelheiten einverstanden; doch solche Stellen zu besprechen hätte wenig Sinn. Den beiden Gelehrten gebürt für ihre mühevolle Arbeit unser wärmster Dank.

Karl Jacoby, Anthologie aus den Elegikern der Römer. Für den Schulgebrauch erklärt. 3. Heft: Properz. 2. verb. Aufl. Leipzig, Teubner 1895. 92 SS. Preis 1 Mk.

Über die zwei früheren Hefte, die Catull und Tibull enthielten, berichtete in dieser Zeitschrift 1894, S. 500; 1895, S. 509 ff. Prof. Zingerle und Ref. in der Mittelschule 1895, S. 205 f., so dass deren Einrichtung als bekannt vorausgesetzt werden darf. Wir erkannten beide bereitwilligst die großen Vorzüge dieser Ausgaben an. Auch diesem Hefte kann ein wohlverdientes Lob nicht vorenthalten werden. Es enthält 17 Cynthialieder (I 1, 2, 6, 11, 12, 14, 15, 17, 18, III 12, 13 a, b, c, 26 a, 27, 28 a, b, 21, 24), Gedichte an Ponticus (I 7, 9), Mäcenas (IV 9), Augustus

(IV 4, V 6), Vorbilder und Stoffe (IV 1, 2, 3) und schließlich die berühmte Cornelia-Elegie. In Text und Commentar finden wir die alten, besonders vom Ref. hervorgehobenen Vorzüge. Leider muss er aber auch seine früheren Klagen über die viel zu kurz gefassten Einleitungen (7 SS.) und den allzuknappen Anhang (10 SS.) wiederholen, die hier noch berechtigter als bei Tibull sind, da wir in neuerer Zeit keinen auch nur halbwegs brauchbaren Commentar zu diesem Dichter besitzen. So konnte z. B. die sehr complicierte Buchfrage nicht so erörtert werden, dass die Schwierigkeiten ihrer Lösung klar zum Vorschein gekommen wären. Und doch werden dieses Buch nur Studenten der Philologie und vorgeschrittene Gymnasiasten behufs der Privatlectüre gebrauchen. Allerdings ist die gesammte Literatur im Anhang mit seltener Vollständigkeit angeführt; doch ist das Nachschlagen für beide Arten von Benützern nicht leicht möglich. Nichstdestoweniger ist auch dieses Bändchen wegen des trefflichen Commentars zur Privatlectüre besonders in Österreich warm zu empfehlen, worauf Ref. bereits in dem Aufsatze 'Zur Frage der Privatlectüre' [1]) hingewiesen hat. Die Abhängigkeit von den Alexandrinern wird mit Recht scharf betont. Hoffentlich ist diese Richtung der Erklärungen und die Cornelia-Elegie geeignet, vielen Aberglauben aus jungen und — alten Köpfen zu entfernen, der seit langer Zeit sein Unwesen treibt.

Dem Texte ist die 5. Auflage der Haupt-Vahlen'schen Ausgabe (1885) zugrunde gelegt, von der nur an 20 Stellen abgewichen wurde. Und von diesen wenigen Änderungen ist ein Theil aus dem Streben hervorgegangen, den Schülern einen lesbaren Text zu bieten.

Wir schließen mit der Bitte an Jacoby, uns mit einem Commentar zu sämmtlichen Gedichten des Properz zu beschenken. Es gibt auf dem Gebiete der classischen römischen Literatur kaum ein dringenderes Bedürfnis zu befriedigen.

Wien. Dr. Karl Wotke.

Kulturbilder aus dem klassischen Altertume. VI. Das häusliche Leben der Griechen und Römer von Dr. Richard Opitz. Mit Illustrationen. Leipzig, Verlag von Arthur Seemann 1894. 302 SS. Preis 3 Mk.

Als ich dieses Buch pflichtgetreu zuende gelesen hatte, fragte ich mich immer noch vergebens, welche Classe von Lesern der Verf. eigentlich damit im Auge gehabt haben mag. Es setzt zu viel voraus für Schüler und Anfänger, für Fachgelehrte ist es zu unwissenschaftlich, für Alterthumsfreunde anderer Stände zu wenig fesselnd geschrieben und zu zerfahren. Ich fürchte, es wird nicht viele aufmerksame Leser finden, Käufer vielleicht mehr.

---

[1]) 1895, 12. Heft.

In zwölf Abschnitten (I. Haus und Hof, II. Bewegliche Habe, III. Körperpflege und Tracht der Männer, IV. Tageseintheilung und Lebensgewohnheiten, V. Die Frauen, VI. Körperpflege und Tracht der Frauen, VII. Die Kinder, VIII. Die Sclaven, IX. Hausthiere. X. Häuslicher Verkehr, XI. Nahrung und Mahlzeiten, XII. Gesundheitspflege und Krankheit) sind Lesefrüchte aus den verschiedenartigsten Schriftstellern fast unvermittelt aneinandergehäuft und bilden ein verwirrend unübersichtliches Durcheinander, in dem jede Disposition, jeder Ruhepunkt, jeder klare Ausblick auf das Kommende fehlt. Es wäre gewiss ein verdienstliches, wenn auch etwas langwieriges Unternehmen, aus der erhaltenen Literatur alle intimen Lebensäußerungen des antiken Menschen, die in den Handbüchern als belanglos übergangen sind, zusammenzustellen, aber es müsste systematisch und mit Kritik geschehen. Die verschiedenen Perioden müssten scharf auseinandergehalten werden, Quellenangaben dürften nicht fehlen, endlich wäre eine durchsichtige Anordnung des Stoffes und eine einheitliche Zusammenfassung unter höhere Gesichtspunkte unerlässlich. In der vorliegenden Gestalt halte ich das Buch für zwecklos und unbrauchbar, umsomehr weil ein Index fehlt.

Es ist zweifellos sehr schwierig, ja bis zu einem gewissen Grade unerreichbar, die Gliederung eines überquellenden Stoffes so streng durchzuführen, dass alles und jedes an dem ihm zukommenden Platze steht und die einzelnen Gebiete nicht ineinander überfließen. Aber wenn man einen noch so dehnbaren Maßstab anlegt, die Ordnungslosigkeit in diesem Buche wird man nicht zu entschuldigen vermögen. Es fällt dies theilweise schon der unlogischen Eintheilung zur Last, die kein Princip festhält. Die ermüdende Unerquicklichkeit der Lectüre wird noch erheblich gesteigert durch die geringe Sorgfalt und Klarheit des Stils, durch den Mangel an Anschaulichkeit bei vielen Beschreibungen, endlich durch die Überzahl entbehrlicher Bemerkungen, welche Selbstverständliches, Allgemeingiltiges enthalten und in ihrer Naivetät ein störendes Element bilden. Ich muss einige Beispiele anführen und will solche Stellen wählen, deren Bedeutung dadurch, dass sie aus dem Zusammenhange herausgelöst werden, nicht alteriert wird. Der siebente Abschnitt beginnt: „Als wichtigster Zweck der Ehe erscheint bei den Griechen die Erzeugung ebenbürtiger Kinder, die den Eltern einmal eine Stütze, dem Staate ein Hort sein können.“ S. 182: „Verkehrt wäre es zu glauben, dass die kindliche Natur jemals anders gewesen sei als heutzutage.“ S. 59: „Schon in der Zeit des Aristoteles waren viele junge Männer von des Gedankens Blässe angekränkelt.“ S. 81: „Der mürrische, misstrauische Hausvater scheint in der Zeit des Aristophanes eine typische Figur gewesen zu sein.“ S. 134: „Die Flitterwochen sind kein ausschließlich moderner Begriff.“ S. 237: „Eine sehr wichtige Rolle spielt im Alterthum der Nachbar.“ S. 241: „Zu den lästigsten

Gesellschaftern gehört der, der immer von sich redet.“ S. 281: „Die Figur des kränklichen Hypochonders, der vor jedem Geräusch erschrickt, scheint schon in Griechenland gar nicht selten gewesen zu sein.“ S. 290: „Dem Kranken gegenüber kann sich die Liebe der Verwandten und die Treue der Freunde recht bethätigen.“

Eine weitere Hauptschwäche des Buches liegt in den Abbildungen. Sie sind mit wenigen Ausnahmen geradezu schlecht und meist erst aus dritter und vierter Hand übernommen, mitunter auch aus trüber Quelle, obwohl gute Publicationen vorliegen. Komisch wirken manche Unterschriften, wie bei Fig. 102 „Besuch bei den Großeltern“ oder Fig. 53, wo eine leidenschaftliche Umarmung mit Kuss stattfindet, „Kinder mit einander scherzend“. Auch ist der Zusammenhang zwischen Bild und Text oft nur sehr locker, während doch vielmehr bei den meisten Bildern einige ausdrückliche Worte der Erklärung wünschenswert gewesen wären.

Ich schließe mit der Anerkennung, dass das Gebotene im wesentlichen richtig, wenn auch bisweilen lückenhaft ist.

Constantinopel. E. Kalinka.

Das Annolied herausgegeben von Max Roediger (= Monumenta Germaniae historica. Scriptores qui vernacula lingua usi sunt Tom. I. Pars II, p. 63—132. 139—145). Hannoverae, impensis bibliopolii Hahniani 1895.

Roediger bietet mit dieser Ausgabe eines Werkes, dem schon Herder begeistertes Lob zollte und das noch heute als eines der wichtigsten und interessantesten Denkmäler der altmittelhochdeutschen Zeit geschätzt wird, den Kennern der älteren deutschen Literatur eine hochwillkommene Gabe. Wir haben ihm dafür aufrichtigen Dank zu zollen, nicht minder aber der Centraldirection der Monumenta Germaniae, welche fernab von engherziger Beschränkung in der Abtheilung ‘Deutsche Chroniken’ die Herausgabe von Werken, wie der Kaiserchronik durch Edward Schröder, der Reimchronik Ottokars durch Josef Seemüller und der Weltchronik Jansen Enikels durch Philipp Strauch angeregt und durchgeführt hat, also Denkmälern ihre Fürsorge und Förderung angedeihen ließ, deren genaues Studium der deutschen Philologie unvergleichlich mehr Gewinn verspricht als der Geschichtsschreibung.

Der Text, den R. vorlegt, kann in den meisten Fällen als abschließend angesehen werden, die umfangreiche Einleitung untersucht alle das Denkmal betreffenden Fragen in eingehender Weise. Wenn ich R.s Resultaten hier nicht überall beizustimmen vermag, so ist das in der Natur der behandelten Probleme, nicht in einem Mangel an Sorgfalt von seiten des Herausgebers begründet.

Im ersten Capitel (S. 63—66) handelt R. von der Überlieferung. Bekanntlich ist das Denkmal nicht in einer alten Handschrift auf uns gekommen, sondern nur in dem, wie sich a

näherer Betrachtung ergibt, für seine Zeit ganz vorzüglich getreuen Abdrucke Opitzens vom Jahre 1639, ferner in einer leider nur die Verse 19—74 umfassenden Probe, die Bonaventura Vulcanius im Anhange der von ihm 1597 herausgegebenen Schrift *De literis et lingua Getarum sive Gothorum* geliefert hat, und endlich in einer Abschrift des Franciscus Junius, welche die Bodleianische Bibliothek aufbewahrt.

Dass die letztere lediglich auf den Druck Opitzens zurückgeht, hat schon Maßmann gesehen und Bezzenberger genauer begründet: darüber ist kein Streit möglich. Anders verhält es sich mit der Beurtheilung des Verhältnisses, das zwischen dem Drucke Opitzens und der Probe des Vulcanius besteht. Diese Frage wurde, soviel ich sehe, nirgends erschöpfend behandelt und ist von dem jüngsten Herausgeber des Gedichtes in, wie mir scheint, nachweisbar unrichtiger Weise entschieden worden. R. meint nämlich, die beiden Drucke giengen auf zwei verschiedene, jedoch nahe verwandte Handschriften zurück. Auf seine Gründe komme ich weiter unten zu sprechen.

Von vornherein ist nach meiner Erfahrung in solchen Fällen Identität der Vorlagen bei weitem häufiger, also auch hier als die wahrscheinlichere der beiden Möglichkeiten zunächst ins Auge zu fassen. Zur endgiltigen Lösung jedoch bedarf es einer genauen Vergleichung der von den beiden Herausgebern gemeinsam überlieferten Partie.

Abweichungen des Opitzischen Druckes (1) von der Probe des Vulcanius (3):

a) Consonantismus: *sch* (3) für *sc* (1) in *geschuph* 22. 58; *geschaft* 33; *geschephte* 57. — *ch, cht* (3) für *h, ht* (1) in *spechin* 22; *licht* 20; *bracht* 67; *macht* 68. — *c* (3) für *ch* (1) in *sich* 59. 60. — *Christ* (3) für *Crist* (1) 73. 75. — An- oder inlautendes *u* (3) für *v* (1) in *manigualt* 22; *geuieng* 39; *hauit* 38. 47. 53. 55; *hauin* 62; *euangelium* 34. — *z* (3) für *c* (1) in *daze* 39. — *uu* (3) für *w* (1) in *iuuelich* 55. — *ss* (3) für *zz* (1) in *wasser* 50. — *f* (3) für *pf* (1) in *ofere* 67. — *d* (3) für *t* (1) in *ende* 20; *god* 23; *duuel* (*tiuvel* 1) 71.

b) Vocalismus: *u* (3) st. *ü* (1) immer in *du* (Partikel); ferner Hs. 3 in *blumm* st. *blümin* 51; *vugelsanc* 54; *vurter* 63; *vnf* 64; *sunden* 66; *vur* 67; *wurdin, -e* 72. 73; *sulin* 74; *luf* 75. — *v* (3) st. *u* (1) in *vnt(e)* 20. 40. 48; *vbile* 39; *vbir-* 40. 78; *vf-* 47; *vn* 62. 77; *vns* 67. — *e* (3) st. *i* (1) in Endsilben in *godes* 29. 40; *dunner* 48; *nider* 50; *vber-* 78; *vugelsanc* 54; *werelde* 35; *sinen* 53; *heidenscapht* 78. — *ie* (3) st. *i* (1) in *criechen* 36; *die* 49. 58. — *diu* (3) st. *die* (1) als Nom. Pl. Masc. 36; *diu* (1) st. *die* (3) als Acc. Sg. Fem. 77. — *van* (3) st. *von* (1) 30. — *duuel* (3) st. *tiuvel* (1) 71.

c) Schreib- oder Druckfehler: *war* (1) st. *ward* (3) 20; *v* (3) st. *n* (1) in *vroue* 21. *vut* 40. *din* 55. *helliu* 63; *deiti* (3)

st. *deilti* (1) 23; *dei* (1) st. *der* (3) 29; *in* (3) st. *an* (1) 33; *lich* (3) st. *liht* (1) 44; [1]) *vfuert* (3) st. *ufwert* (1) 47; *irim* (3) st. *irin* (1) 50; *blumm* (3) st. *blâmin* (1) 51; *virherten* (3) st. *virkerten* (1) 59; *doleheit* (1) st. *dobeheit* (3) 59; *hukin* (3) st. *hûbin* (1) 60; *wie* (3) st. *wir* (1) 72; *Christo* (3) st. *Cristis* (1) 73; *vberwanden* (3) st. *ubirwunden* (1) 78.

d) Reste. Wort- und Silbentrennung: Hs. 1 trennt *godis hant* 21; *von den* 30; *un cir* 35; *havit er* 38; *du ce* 39; *desti mer* 41. — Hs. 3 trennt *aller meist* 32; *so iz* 34; *regin guz* 49; *de mi* st. *dem* (1) 68. — Hs. 3 markiert die Absätze mit Ausnahme des ersten (*INDER* 3, *In der* 1) nicht, obwohl die Verse abgesetzt gedruckt sind (was in 1 nicht der Fall ist) und irrt mehrfach in der Verstheilung (19—29, 63—66 sind je zwei Verse zusammengefasst und ein Theil von v. 42 steht in v. 41). — Große Anfangsbuchstaben setzt der eine Druck abweichend vom andern im Versinnern in *Euangelium* (3) 34; *Godes* (3) 40; *Crichen* (1) 36; *Manen* (1) 43.

Schon die Beschaffenheit dieser Abweichungen muss, wie mir scheint, gegen die Annahme zweier Handschriften entschiedene Bedenken erregen: von den Fällen, wo unzweifelhafte Lese- oder Druckfehler vorliegen, abgesehen, lässt sich immer die Lesart des einen der beiden Drucke auf den Einfluss der modernen Orthographie oder auf Unaufmerksamkeit gegenüber gleichgiltigen orthographischen Schwankungen zurückführen. Zur ersten Kategorie rechne ich auch den oben angeführten Fall v. 77, wo Opitz einen Acc. Sg. Fem. *diu* überliefert, während Vulcanius richtig *die* bietet. Roediger, der sich auf diese Abweichung S. 65, 14 ff. für seine Auffassung ausdrücklich beruft, meint, dass Vulcanius hier gewiss nicht eine Verbesserung vornahm, die er an anderen Stellen unterließ, noch dazu in einer Sache, die selbst einem Lachmann in seinen Anfängen unbekannt geblieben war. Aber absichtliche Besserung von Seite des Vulcanius braucht man durchaus nicht anzunehmen und ebensowenig, dass Opitz die Handschrift verließ. Wenigstens bietet Opitzens Druck auch sonst sehr häufig *diu* (bezw. *die, di*) st. *die* (bezw. *diu*). Es finden sich nämlich folgende unrichtige Schreibungen:[2]) Nom. Sg. Fem. *di* 110. 454. 869; Acc. Sg. Fem. *diu* 151. 154. 190. 327. 352. 383. 386. 387. 485. 529. 538. 698. 702; Nom. Plur. Masc. *diu* 80. 174; Nom. Acc. Plur. Neutr. *die* 189. 190. 307. 464; *di* 397. 449. 450. 642. Und da drei solche Fehler von beiden Drucken übereinstimmend geboten werden (55 Acc. Sg. Fem. *diu* 1, *din* 3; 59. 78 *diu* 1. 3), so wird diese Vermischung der Formen nicht erst Opitz, sondern — die Identität seiner und des Vulcanius Vorlage

[1]) d. h. wohl *lith*, wie etwa *rethi* 537 für *rehti* steht.

[2]) Darnach sind die Angaben R.s S. 93, 30 ff. zu berichtigen, vgl. auch Kettner, Zs f. d. Phil. 9, 317.

einstweilen vorausgesetzt — bereits der von ihm benutzten Handschrift zuzuschreiben sein.[1]) Dann aber ist nicht einzusehen, warum man nicht jenes von Vulcanius in v. 77 gebotene *die* als eine unbewusste Flüchtigkeit, veranlasst durch die ihm gewohnte Orthographie, und den Umstand, dass er damit das Richtige traf, als einen bloßen Zufall ansehen soll.[2]) Den umgekehrten Fall hatten wir ja oben gleichfalls zu verzeichnen: v. 36 setzt Vulcanius (offenbar mit der Handschrift) den Nom. Plur. Masc. *diu*, den Opitz in *die* ändert. Es erübrigt noch, die zweite und letzte graphische Variante, die R. zu Gunsten seiner Hypothese heranzieht, zu besprechen: 71 druckt Opitz *tiuvel*, Vulcanius *duuel*. 'Wer sollte absichtlich geändert haben?' fragt R. Nun bietet Opitzens Druck 536 *diuvil*; 794. 799 *tiuvil*; 812 *tiviulis*, es lassen sich also auch diese beiden Varianten ungezwungen aus einer Handschrift herleiten: die Hs. bot wohl *diuuel*.[3]) Vulcanius, der die Zahl der Striche nicht immer sorgfältig beachtete (s. o. unter *c) vfuert* st. *vfuuert*; *irim* st. *irin*; *deili* st. *deilti*), las das Wort als *duuel*, während Opitz, der die Schreibung *u* für den Spiranten auch sonst immer in *v* änderte (s. o. unter *a)*), *diuvel* schrieb, bezw. unter Einfluss moderner Orthographie *tiuvel*.

So liegt bisher kein Anlass vor, die Existenz zweier Handschriften anzunehmen, im Gegentheil muss schon nach den vorstehenden Erörterungen diese Annahme als bedenklich bezeichnet werden. Verstärkt werden diese Bedenken, wenn man die ganz beträchtliche Zahl und Beschaffenheit der beiden Drucken gemeinsamen fehlerhaften oder auffälligen Schreibungen ins Auge fasst. So finden wir 19 *aneginne : stimma*; 35 *cir dritte* (!) *werilde*; 37 *Zden* (1) *: Edem* (3), wo die Handschrift *Ciden* hatte; 38 *Adam* an die Spitze dieses Verses gestellt, während es als Reimwort in den vorhergehenden Vers gehört; 43 *den manen vnten sunnen* st. *der mane vnter sunne*, wie R. emendiert, doch vielleicht nicht unumgänglich nothwendiger Weise; 44 *gebin* st. *gebint*, ein Ausgang der 3. Plur. Indic. Praes., der, wie R. in den Lesarten anmerkt, sonst in der Handschrift nirgends vorkommt; 50 der Artikel *diu* fehlt; 56 *di emi* st. *diemi*; 57 *zuei* st. *zuâ*; 57 f. *gescephte : bezziste*, wo R. wohl mit Recht *besten* vorschlägt; 61 *Cunt* (1), *Vnt* (3): das richtige ist *Kunt*. R. merkt an, dass sonst immer *k* nicht *c* geschrieben wird, und zieht daraus in Verbindung mit der von 3 gebotenen Lesart den unzweifelhaft rich-

[1]) R. selbst erklärt ja S. 93, 37 ff. dieses Schwanken sehr gut durch die Annahme, ein Mitteldeutscher habe eine oberdeutsche Vorlage abgeschrieben.

[2]) Derselbe Zufall wiederholt sich, wenn Schilter v. 174 *diu kuninge* in *die k.* 'ändert', die zahlreichen sonstigen falschen Formen jedoch unangetastet lässt.

[3]) *u* für *iu* findet sich nämlich sonst nur an einer einzigen Stelle, 167 *gezugi*, wo es also wohl als Fehler aufzufassen ist. Die beiden *du* für *diu* (Kettner Zs. f. d. Phil. 9, 307) sind anders zu beurtheilen.

tigen Schluss, dass die bunte Initiale in der Vorlage gefehlt
61 *virspun* st. *virspûn*; 69 *vur* st. *vûr*; 63 f. *hellin : alle.*
55. 59 und 78 *diu* st. *die* steht, wurde bereits oben ange

Den Ausschlag endlich gibt, wie mir scheint, die Beobac
dass die beiden Drucke in einer großen Zahl von Fällen,
Wiedergabe desselben Lautes an verschiedenen Stellen ein
schiedene ist, vollkommen übereinstimmend in dem einzelne
dieselbe Schreibung anwenden. Solche Fälle z. B.: Schv
zwischen *-b* und *-f*: 56 *virgab*, aber 75 *huof*; 77 *gaf.* —
-p: *ufwert* 47, aber *up* 75. — *-ch* und *-c*: *werch* 23. 3
aber *starc* 46. — *-g*, *-ch* und *-c*: *gevieng* 39; *ubirgieng* 4
47; *vlug* 48; *ding* 55, aber *balch* 41; endlich *ganc* 53;
sanc 54. — *vu-* und *fu-*: *vugilsanc* 54; *vuorter* 63; *vu*
vur 67; *vuor* 69, aber *fuir* 47. — *i* und *ie*: *liht* (*licht*
(*lich* 3) 44; *iwelich* 55; *wi* 61; *hiz* 76, aber *cierint* 51;
39; *ubirgienc* 40. — *-b-* und *-v-*: *selben* 37; *ubile* 39; *ubi*
gebin 44; *loube* 52; *dobeheit* (*doleheit* 1) 59; *huobin* 60
havit (*hauit* 3) 38. 47. 53. 55. — *-ent*, *-en* und *-int*, *-in*
3. Plur.: *bihaltent* 45; *geberent* 46; *virkerten* (*virherten*
ubirwunden 78, aber *gebin(t)* 44; *dragint* 49; *wendint* 50;
51; *hubin* (*hukin* 3) 60; *wurdin* 72. — *be-* und *bi-*: *behalt*
aber *bihaltent* 45. — Präposition *ci*, *zir* und *ce*, *ze*: *zi* 6
35. 63, aber *ce* 39 (*ze* 3). 67. 69. — *unte* 20. 46. 48.
unt 40. — *her* 32. 42. 58. 67. 68. 69. 70. 76. 77, aber
er (*hauiter* 3) 38; *wolter* 62; *vuorter* 63. — Dazu noch
seltene Schreibungen, wie *leiht* für *leit* 60; *dim* (Dativ de
tikels) 32; auch *wurde wir* 73.

Ich habe mich begnügt, in diese Liste fast nur solche Bei
aufzunehmen, wo die Drucke in sämmtlichen Fällen dasselbe
liefern; andere, wo einer einmaligen Divergenz der Überlie
zahlreiche übereinstimmende Lesarten gegenüberstehen, übe
ich, da mir das vorgelegte Material vollkommen ausreichend sc
um jeden Gedanken an eine Verschiedenheit der Handsch
auszuschließen. An dieser Überzeugung können mich auc
beiden folgenden Umstände, die R. wohl hauptsächlich zu
Annahme bestimmten, nicht irre machen. Es sind nämlich i
Drucke des Vulcanius drei Verse überliefert, die dem Op
fehlen. Die Stelle (25 ff.) lautet: *daz ander ist geis*
dannini lisit man, daz zuâ werilte sîn. diu eine, dâ wir
birin, diu ander ist geistîn]. Es scheint mir hier doc
nächstliegende Annahme, dass die drei letzten Verse in Op
Ausgabe per homoioteleuton ausgefallen sind,[1]) und zwar woh

[1]) Dass die beiden letzten Verse als unecht von Scherer
Roediger verdächtigt werden (eben wegen jener Wiederholung),
natürlich für die obige Frage nichts beweisen, da ja der drittletzte
in Opitzens Druck gleichfalls fehlt. Auch diesen anzuzweifeln,
sein Inhalt keinerlei Grund, es wäre übrigens damit wieder nicht

beim Setzen derselben, sonst hätte er, der ja überzeugt war, dass Vulcanius eine andere Handschrift benutzt habe, und als Beweis die gleich unten zu erörternde Abweichung anführte, über dieses Plus bei Vulcanius schwerlich geschwiegen. Die Verse werden also wohl erst zu einer Zeit ausgefallen sein, wo Opitz die Ausgabe des Vulcanius zu vergleichen keinen Grund mehr hatte.

R.s zweiter (und Opitzens einziger) Grund für die Annahme verschiedener Handschriften ist der Umstand, dass Vulcanius im Anschlusse an seine Probe S. 61 sagt: *Habeo etiam eadem* (nämlich *vetere lingua Teutonica*) *Rhythmum vetustissimum, De vita S. Annonis Coloniensis Archiepiscopi, cuius initium tibi etiam, Benigne Lector, communicabo.* Das Wort *initium*[1]) hätte Vulcanius, ohne sich einer Lüge oder grober Ungenauigkeit schuldig zu machen, nicht gebrauchen können, wenn seine Handschrift die von ihm nicht mitgetheilten Verse 1—18 enthalten hätte. 'Grobe Ungenauigkeit'! Zeigt er sich denn so gar sehr genau, wenn er den weiteren Inhalt des Gedichtes mit den Worten angibt: *Exhinc declarat* (nämlich *poeta*), *quibus regnis ac provinciis singuli Apostoli Christi Evangelium annunciarint, atque ita tandem ad Annonem descendit, cuius vitam eleganter describit*? Oder sollen wirklich, wie Bezzenberger S. 3 seiner Ausgabe anzunehmen scheint, seiner Handschrift die Verse 97—561, die zwischen der Erzählung der Fata apostolorum und dem Anfange von Annos Lebensbeschreibung liegen, gänzlich gemangelt haben? Und 'seine Handschrift'! Aus seinen Worten ist aber nirgends zu entnehmen, dass er den Druck nach einer alten Handschrift, nicht nach einer Abschrift vornahm. Ich will dem Vulcanius oder seinem Gewährsmanne lieber zehn grobe Ungenauigkeiten zuschreiben, bevor ich eine Annahme mache, die sosehr allem widerspricht, was wir durch eigene Beobachtung wahrnehmen können, und zu deren Begründung so ziemlich alle Momente fehlen, die wir nach unserer sonstigen Erfahrung von den zahlreichen Abweichungen verschiedener Handschriften derselben Werke zu erwarten gezwungen wären.

Das zweite Capitel (S. 66—73) handelt von den Ausgaben des Annoliedes und ihrem Werte. Hier erfahren außer den bereits genannten Ausgaben des Vulcanius, Opitz und Junius die den ganzen Text oder einen Theil desselben enthaltenden Editionen von Dietrich von Stade, Schilter-Scherz, Bodmer-Breitinger, Hegewisch, Goldmann, Wackernagel, Roth, Bezzenberger, Schade, Kehrein, Wilmanns und Piper eine mehr oder minder eingehende Würdigung.

---

wonnen, da ja Opitz eine Waise überliefert, was unter allen Umständen auf einen durch die Überlieferung entstandenen Versausfall deutet, den mit Hilfe von 3 zu bessern das Nächstliegende ist. — Übrigens halte ich die Verse für echt: eine ähnliche Wiederholung findet sich v. 424. 428.

[1]) *Initium* stimmt übrigens trefflich zu dem Worte *aneginne*, das in v. 19, also dem ersten von ihm mitgetheilten Verse steht.

Im dritten Capitel (S. 73—80) wird das Verhältnis zwischen Annolied und Kaiserchronik ausführlich besprochen. An der Spitze steht eine Liste der den beiden Dichtungen gemeinsamen Verse. Nach einer eingehenden Vergleichung der beiden Denkmäler kommt R. zu dem Resultate, dass nicht die eine Dichtung die Vorlage der andern gewesen sei, sondern dass beide auf eine verlorene, in deutscher Sprache und gebundener Rede abgefasste Weltchronik zurückgiengen. Der eingehenden Erörterung über die Beschaffenheit dieser alten Chronik ist das vierte Capitel (S. 80—88) gewidmet. R. hat mit seiner Ansicht in Kettner (Zs. f. d. Phil. 9, 266 ff., 19, 321 ff.) einen Vorgänger, den er jedoch vielfach berichtigt und mit neuen Gründen sowie mit Widerlegung gegentheiliger Ansichten unterstützt. Seine Ausführungen zeugen von voller Sachkenntnis, von Scharfsinn und Gründlichkeit. Gleichwohl muss ich gestehen, dass sie mich, soweit sie die Existenz einer von beiden Dichtern gemeinsam benützten alten Reimchronik erweisen sollen, nicht überzeugt haben. Denn bei dieser Annahme bleiben gerade die wichtigsten Abweichungen der Kaiserchronik von dem Annoliede gänzlich unerklärt, so unter anderem die Zerreißung zusammengehöriger Partien, die Umstellung einzelner Verse und Versgruppen u. dgl. m. Das stärkste Beispiel hiefür bietet wohl die Erzählung von dem Traume Daniels und ihre Vermischung mit dem Nebukadnezars. R. sucht diese Schwierigkeit, deren Größe er wohl einsieht, zu beheben, indem er sagt, 'man könnte denken, dass in dem vom Annoliede benutzten Exemplare der gemeinsamen Quelle der Traum in fertiger Gestalt zu lesen war, während er dem Redactor der Kaiserchronik nur in einem ersten, ohne Hilfe der Bibel gedichteten Entwurf vorlag, auf einem einzelnen Blatte, das er, so gut oder so schlecht es gieng, unterbrachte, ohne es neu zu bearbeiten.' Mit dieser Annahme gesteht R. eigentlich die Unmöglichkeit, die beiden Berichte über den Traum aus einer gemeinsamen Quelle herzuleiten, schon zu, denn die Bezeichnung 'erster Entwurf' ist nur ein verhüllender Ausdruck für 'andere Quelle'. Anderweitige Thatsachen, aus denen auf die Benutzung eines solchen 'Entwurfes' geschlossen werden müsste, hat auch R. nicht aufzufinden vermocht, und das Verfahren jenes Autors der Urchronik müsste auch ein höchst sonderbares gewesen sein, wenn er jenen Traum zuerst in ganz verwirrter Darstellung niedergeschrieben und erst hierauf die Bibel zurathe gezogen hätte, um darnach die ganze Erzählung von Grund auf umzugestalten! Ich glaube, es kann nicht zweifelhaft sein, dass Wilmanns' Hypothese den Vorzug verdient, der sich die Entstellungen in der Kaiserchronik aus der mündlichen Überlieferung des Stückes erklärt. Eine vortreffliche Analogie dazu gewährt das Verfahren, das der Autor des Trierer Silvester bei seiner Umarbeitung des betreffenden Abschnittes der Kaiserchronik nach meinen Untersuchungen beobachtet hat. Noch vieles andere scheint mir darauf hinzuweisen,

dass der Compilator der Kaiserchronik gegenüber dem Annoliede überhaupt (nicht nur in der Erzählung vom Traume) genau so verfuhr wie jener Silvesterdichter. Doch wäre eine gründliche Untersuchung des ganzen Materials nöthig, bevor ich eine endgiltige Entscheidung über diese Frage treffen möchte. Aber an die Urchronik vermag ich schon jetzt nicht zu glauben. Durch den Nachweis, wie sich jener Silvester zur Kaiserchronik verhält, ist dieser Annahme bereits die einzige, höchst bedeutsame Parallele, durch die sie gestützt wurde, entzogen, und schon aus allgemeinen Erwägungen (örtliche und zeitliche Gebundenheit der Denkmäler in deutscher Sprache gegenüber denen in lateinischer) ist die Annahme, dass der Dichter des Anno eine lateinische Quelle benutzt habe und der der Kaiserchronik das uns überlieferte Annolied, wahrscheinlicher als die Ansetzung einer deutschen Urchronik, die überdies doch wiederum eine lateinische Quelle zur Voraussetzung hätte.

Allein R. will einen 'geradezu urkundlichen Beweis' dafür gefunden haben, dass einst eine solche deutsche Reimchronik bestanden habe. In einem von Schönbach, Zs. f. d. Alt. 33, 350, bekannt gemachten, von mir in den Deutschen Gedichten neuerdings herausgegebenen Gedichte 'Von Christi Geburt' heißt es 64 ff.:

Uns sagent van aldere die bûch
der manier wundere genûch,
der sich die heidenne diede
wilen genieten
bit grôzen urlûge.
si stihten manie burge.

Schönbach hatte auf Anklänge an das Annolied hingewiesen, R. findet, dass zwischen der abgedruckten Stelle und den Versen 121 ff. des Annoliedes ein deutlicher Zusammenhang bestehe, und sucht nun eine Interpretation des Ausdruckes *van aldere* zu unternehmen. Da der Sinn 'libri de senectute' ausgeschlossen sei, so könnten die Herausgeber nur an ein Buch über die alten Zeiten gedacht haben. Solche hießen nun *buoch von alder* &c. also Bücher, die vom alten Bunde, in erweitertem Sinne, die von den Zeiten des alten Bundes, d. h. bis auf Christi Geburt handelten, und so sei auch hier zu schreiben. Eine solche Bezeichnung passe aber nur auf eine Chronik, nicht auf ein Gedicht von so speciellem Inhalte wie das Annolied. Ich vermag dieser Deduction, so geistreich sie ist, nicht beizustimmen. Erstens sind die Übereinstimmungen zwischen jenem Gedichte und dem Annoliede nirgends so bedeutend, dass man einen mittelbaren Zusammenhang annehmen müsste. Es wäre in dieser Beziehung zu wünschen gewesen, dass R. seine vorsichtigen und treffenden Bemerkungen S. 112 f. beherzigt hätte. Zweitens habe ich (und wohl auch Schönbach) den Ausdruck *van aldere* etwas anders verstanden, als R. meint: er bedeutet 'von alter Zeit her', vgl. Mhd. Wb. 1, 26. Drittens, selbst die Nothwendigkeit von R.s Conjectur zugegeben, ist man durchaus nicht

gezwungen, den Ausdruck auf eine deutsche Chronik als Quelle zu beziehen, da jener Zusammenhang des Gedichtes mit dem Annoliede höchst unsicher ist, und der Dichter sonst (49. 63. 74. 85. 93) zwar häufig Quellenberufungen einstreut, aber immer nur solche auf die Bibel, der er öfter lateinische Citate entnimmt. Viertens endlich ist die Conjectur aus dem Grunde unwahrscheinlich, weil der Dativ Sing. von *êwe* an einer andern Stelle (v. 119) in dem dem Dialecte gemäßen schwachen Form *êwen* erscheint, so dass also die Vorlage wohl *van aldere êwen* geboten hätte, woraus kaum ein *van aldere* durch Verschreiben entstehen konnte. Ich finde also, dass die Stelle, so wie sie überliefert ist, einen durchaus angemessenen Sinn gibt (vgl. dazu Aneg. 18, 64 ff. *ê was de slange, daz ist uns gesaget lange, ein vil herlich geschafft*), dass jede Änderung unnöthig und speciell die von R. vorgeschlagene auch unwahrscheinlich ist.

In dem fünften Abschnitte (S. 88—95) gelangt R. nach eingehender Untersuchung des Dialectes, soweit er durch die Umschrift des Schreibers hindurch noch zu erkennen ist, zu dem Resultate, dass der Dichter ein Bayer war. Maßgebend waren ihm in erster Linie die Reime, in zweiter der Wortschatz des Denkmals. In der Verwertung der Reime hätte R. meines Ermessens etwas größere Vorsicht walten lassen sollen. Ich habe schon wiederholt (z. B. Verhandlungen der 42. Philologenversammlung S. 364) mit Nachdruck darauf hingewiesen, dass das Maß der Freiheit in der Behandlung des Reimes, das sich ein Dichter gestattet, vollkommen genau festgestellt sein muss, bevor man aus den Reimen irgendwelche Schlüsse auf die Heimat des Dichters zieht, und dass es ferner nicht angeht, sich auf den Reimgebrauch anderer Dichter zu berufen, solange nicht festgestellt ist, dass diese mit derselben Freiheit oder Strenge reimen wie der Dichter, dessen Werk localisiert werden soll. Dieser Grundsatz scheint mir von R. nicht mit der wünschenswerten Strenge durchgeführt zu sein. Sonst hätten in seine Liste mehrfache Kriterien nicht Aufnahme finden dürfen.[1]) Aber im wesentlichen scheinen mir seine Beobachtungen richtig, und da auch die Überlieferung vielfach specifisch oberdeutsche Lautgebung erkennen lässt, so ist R.s Annahme, dass der Dichter ein Oberdeutscher gewesen sei, für mich in hohem Grade wahrscheinlich. Ob gerade ein Bayer, ist eine andere Frage. Auch von den aus dem Wortschatze gezogenen Kriterien mag das eine oder andere für diese Localisierung ins Gewicht fallen: allzuviel Bedeutung legt ja R. selbst vorsichtigerweise diesem Argumente nicht bei.

Der sechste Abschnitt (S. 95—98) behandelt den Versbau und die Reimkunst, die letztere in etwas kurzer Weise, im siebenten

[1]) Dass im Andreas v. 45 *dare* Ortsadverb sein könne, erscheint mir nach wie vor ausgeschlossen, trotz R.s Bemerkung S. 92, 45.

(S. 99—101) wird die Abfassungszeit ungefähr in das Jahr 1080 gesetzt, der achte (S. 101—112) bringt eine scharfsinnige und eindringende Untersuchung des Verhältnisses, das zwischen dem Annoliede, der Vita Annonis und Lambert von Hersfeld besteht. Ich kann auf eine Prüfung dieses Abschnittes nicht eingehen, führe also nur kurz das Resultat an, zu dem R. gelangt ist. Demnach geht das Gedicht nicht direct auf die erst 1105 entstandene Vita zurück, sondern die zahlreichen Übereinstimmungen der beiden Denkmäler erklären sich daraus, dass für beide eine gemeinsame ältere Quelle als Grundlage benutzt wurde. Diese ältere Quelle enthielt bereits Auszüge aus Lamberts Annalen. R. befindet sich also hier in Übereinstimmung mit Wilmanns und Holder-Egger, deren Argumente er übrigens im Verlaufe seiner sorgfältigen Untersuchung vielfach vermehrt oder einschränkt.

Im neunten Abschnitte (S. 112 f.) wird über die Nachwirkung des Liedes gehandelt. Mit aller Reserve vermerkt R. die Spuren, die Scherer und Wilmanns zur Ansicht geführt haben, dass der Dichter der Vorauer Genesis das Lied benutzt habe. Da ferner die Kaiserchronik (auch das Rolandslied) nicht nur in den Partien, die sie mit dem Liede gemein hat, und die nach R. auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen, sondern auch in solchen Theilen, die nicht in der alten Chronik gestanden haben können, mehrfache (schon von Edward Schröder theilweise vermerkte) Berührungen mit dem Liede zeigt, so nimmt R. an, dass auch Konrad das Lied gekannt habe. Dadurch wird die Hypothese R.s von der verlorenen Regensburger Reimchronik nicht gerade wahrscheinlicher.

Der zehnte Abschnitt (S. 113 f.) enthält einige Schlussbemerkungen über Quellen und literarischen Wert des Denkmals und bringt eine kurze Mittheilung über das Verfahren R.s bei der Herausgabe. Demnach ist der Text im engsten Anschlusse an Opitzens Druck hergestellt: abgewichen wurde nur, wo der Sinn oder der Reim eine Änderung verlangte, während sonst metrische Erwägungen (wenigstens principiell, über ein paar ganz unbedeutende Ausnahmen s. u.) nirgends eine Änderung des Überlieferten hervorgerufen haben. Dieser enge Anschluss an den Druck erstreckt sich auch auf die Orthographie: nur bezüglich der Verwendung großer Anfangsbuchstaben und in der durchgängigen Scheidung von *i* und *j*, *u* und *v*, endlich in der Einsetzung von *uo* für Opitzens *ů* ist R. abgewichen. Ich begrüße diese Abkehr von dem Principe der Normalisierung mit aufrichtiger, lebhafter Freude.

Den Schluss bildet der Text, ein Namensregister und ein Glossar (S. 115—132. 139—145). Zum Lobe des Textes ist alles gesagt, wenn ich hervorhebe, dass er sämmtliche frühere Ausgaben entbehrlich macht. Die Abweichungen des Vulcanius sind sorgfältig vermerkt, ebenso die Stellen, wo Opitz in seinen Anmerkungen eine Variante gegenüber seinem eigenen Texte bringt. Mehrfach ist dem Herausgeber die Besserung verderbter Stellen

gelungen, und ebenso ist die Besonnenheit zu rühmen, mit der er unsichere Conjecturen nicht in den Text setzt, sondern vermuthungsweise im Apparate vorbringt.

Einige unwesentliche Details, die sich mir bei der Lectüre ergeben haben, seien angemerkt: 22 l. *sô.*[1]) — 27 f. möchte ich, besonders im Hinblicke auf die Wiederholung v. 424. 428, gegen R. (und Scherer) für echt halten. — 153 Da R. Schreibungen wie 60 *leiht* (: *dobeheit*); 300 *huohdin* (: *guodin*) usw. im Texte belässt, so hätte er auch *vortin* hier; *vorte* 490, ferner *hôhc* 170; *gescahc* 519; *rithi* 537 nicht ändern sollen. — 173 f. *wârin* : *mêre*. Sonst gleicht R. das Schwanken des Druckes zwischen *e* und *i* in Endsilben bei Reimwörtern zu Gunsten der Schreibung des ersten Reimwortes aus: man erwartet also hier *mêri*; ähnlich 647. 653. 873. — 177 Für Opitzens *af der* konnte *afder* st. *after* geschrieben werden, vgl. Braune. Ahd. Gr. §. 161, Anm. 3 und Friedb. Christ Denkm. 33 C^a 18 *verkoufder*; F^a 38 *sibundûvelhafda*; H^b 5 *lufde*. — 283 *mit herin* (: *meri*). Dieser Plural darf nicht in den Singular geändert werden, da dieser nach Ausweis von v. 101. 443 (*menige* : *van, mit herige*) doch wohl *herige* lauten müsste. Im Dat. Plur. dagegen, vor ursprünglichem *i*, konnte sich der Übergangslaut nicht entfalten. — 356 *die Criechin ni gitorstin heim wendin* (: *intrunnin*). So R. Opitz druckt *vindin*, und es ist mir bei seiner sonstigen Genauigkeit nicht wahrscheinlich, dass er ein *wendin* der Hs. so verlesen hätte. Diese bot wohl wirklich *vindin*, das auf ein ursprüngliches *sindin* (〉 *findin*) weist. — 503 l. *Rine*. — 704 *weritlîchim* (st. *weriltlîchim*) darf bleiben, s. zu Adelbr. 148. — 727 f. scheint mir J. Grimms Änderung den Vorzug zu verdienen; zur Reimbindung vgl. 811 f. — 770 ist der Index *c* bei *vuor* wohl ein Druckfehler. — 812 *geheizi* hat R. mit Recht belassen; es steht für *geheizis*, weil ein davon abhängiger Genitiv vorausgeht, vgl. z. Tund. 66. — Ein paar Änderungen scheinen auf metrische Erwägungen zurückzuführen zu sein: 191 *leuwin* st. *lewin*; 380 *scouwen* st. *scowen* (es ist doch jetzt anerkannt, dass der Wechsel von *iw* und *iuw*, *ow* und *ouw* lediglich orthographischer Natur ist); 515 *steinînin* st. *steinîn*. — In den Anmerkungen erläutert R. schwierige Stellen, macht auf seltenere Flexionsweisen aufmerksam und bringt mehrfache Quellennachweise. Für die Darstellung der Fata Apostolorum 75 ff. hätte auf Busch, Zs. f. d. Phil. 10, 468 ff. verwiesen werden können.

Wien. Carl Kraus.

[1]) Es sei mir bei dieser Gelegenheit gestattet, mich selbst zu berichtigen: in meiner, in demselben Bande enthaltenen Ausgabe des Trierer Silvester ist in der Lesart zu 730 d beim Reindruck durch missverständliche Ersetzung einer Pause *kv̄m* mit *o* über *v* gedruckt worden st. *kv̄m*.

Jarník J. U., Dvě verse starofrancouzské legendy o Sv. Kateřině Alexandriské. V Praze 1894. (Zwei afr. Versionen der Katharinenlegende. von der böhm. Akademie der Wissenschaft herausgegeben). 4°, LII u. 350 SS.

Der Titel ist nicht genau, denn es handelt sich nicht um zwei verschiedene Behandlungen des weitverbreiteten Stoffes, sondern um ein und dieselbe Schrift. Im Beginne wird Gottes Hilfe angerufen: *a cel' ovre que vuil traitier | d'une sue veraie amie, | de qui voil translater la vie, | de latin respundre en rumanz ... | Ele fud jadis translatee, | sulunc le tens bien ordenee.* Jetzt aber sein die Menschen heikel und tadelsüchtig geworden. *Pur ço que li tens est mué | et des humes la qualité | [en] est la rime vil tenue, | car ele est alquans corrumpue. Pur ço si l'estuet amender | e tens selunc la gent user, | Ne l'ament pas pur mun orgoil, | Kepreisie estre nun voil.* Am Schlusse heißt es: *Jo ki sa vie ai translatee | par nun sui Clemence numee, | de Berkinge* (= Barking bei London, eine berühmte Benedictinerinnen-Abtei) *sui nunain, | pur s'amur pris cest' oevre en mein. Translater* weist auf eigene Arbeit, *amender la rime* auf eine Überarbeitung hin. Beide Angaben lassen sich etwa dadurch in Einklang bringen, dass man annimmt, Clémence habe ihre Vorlage ziemlich frei benützt. Da die einzige Hs., die auf uns kam (L), der Wende des XII. Jahrhunderts angehört und sich durch Fehler und Abkürzungen als eine Abschrift erweist, so können wir die Arbeit der Nonne nicht tiefer als 1170 bis 1180 setzen. Und da wiederum Sprachgebrauch und literarischer Geschmack nicht gar zu rasch altern, so muss die Vorlage wohl noch ins XI. Jahrhundert hinaufragen.

Die Beliebtheit der Legende veranlasste dann eine weitere Modification ihrer Gestalt. Sie wurde im XIII. Jahrhundert einer picardischen Umschreibung unterzogen, die uns in einer Abschrift vom Beginne des XIV. Jahrhunderts (P) bewahrt wurde. Eine Umschreibung, keine Umarbeitung, denn Pic. — wir wollen so den Urheber der Fassung in P nennen — folgt genau Clém., so dass selbst die oben angeführten Verse trotz ihres rein persönlichen Inhaltes stehen blieben. Die am Schlusse lauten hier: *Jou qui la vie ai translatee | sui par non dimence nommee, | de berehinge sui nonnain. d* ist Lesefehler für *cl*, entweder von Pic. selbst[1]) oder von einem Schreiber begangen. An eine bewusste Unterschiebung eines anderen Namens an Stelle des ursprünglichen ist nicht zu denken.[2])

[1]) Die von ihm benützte Hs. wird die Form *climence* geboten haben; vgl. ital. *Chimente* = *Clemente*.

[2]) Von den Anfangsversen ließe sich etwa meinen, Pic. habe sie auf sich selbst bezogen, da er sich zu Clém. so verhalten habe, wie diese zu ihrer Vorlage. Erwägt man aber die Beschaffenheit seiner ganzen Arbeit, so wird man eher sagen, er sei auch hier lediglich den ihm vorliegenden Versen gefolgt. Dass er das feminine Participium durch

Da P zuerst bekannt wurde, so nahm man an (noch im 28. Bande der Hist. littér. vom Jahre 1881), dass eine im Nordosten Frankreichs lebende Nonne, Dominica, eine ältere Schrift umgeformt hätte, obwohl es nicht gelang, in der betreffenden Gegend ein Frauenkloster nachzuweisen, dessen Name zu dem am Ende des Gedichtes genannten wenn auch nur annähernd stimmte. Erst G. Paris, dem eine Abschrift von L vorlag, erkannte (Romania XIII (1884) 400) das richtige Verhältnis.

P stammt nicht direct von L ab, denn in L vermisst man viele Verse, die in P enthalten sind, darunter mehrere, für die der lateinische Text, aus welchem die Vorlage der Clémence floss, Entsprechendes bietet. Da nun Pic.s Thätigkeit (wie wir gleich sehen werden) sich in sehr engen Grenzen bewegt, so ist es schwer anzunehmen, dass er zur Erweiterung des von ihm in die Sprache seiner Heimat und seiner Zeit umgesetzten Textes die lateinische Quelle herangezogen habe. Er hat also aller Wahrscheinlichkeit nach eine ausführlichere Clémence-Hs. vor sich gehabt. Dies ist umso wahrscheinlicher, als (bis auf drei kurze Stellen) das Auseinandergehen von P und L erst beim V. 1917 beginnt (das Gedicht zählt in P 2688 Verse); der Schreiber von L mag da, dem Schlusse zueilend, starke Abkürzungen vorgenommen haben. Ist dies der Fall, so hat er recht geschickt gearbeitet, denn nirgends wird das Gefühl rege, es fehle etwas.

Es lässt sich ferner wenigstens eine L und P gemeinschaftliche Lücke (nach v. 324) erkennen;[1]) Pic. hat also — wie schon der Zeitabstand von vornherein vermuthen ließe — nur eine Abschrift zweiten, dritten usw. Grades von Clém. benützt. Das Fehlen in P von Versen, die in L enthalten sind, dürfte der Schreiber dieser oder einer der früheren Abschriften verschuldet haben; nicht ausgeschlossen ist indessen, dass entweder Pic. eine lückenhafte Handschrift vor sich hatte oder dass er nachlässig verfuhr. Das Verhältnis der Fassungen und Hss. dürfte demnach ungefähr folgendes sein:[2])

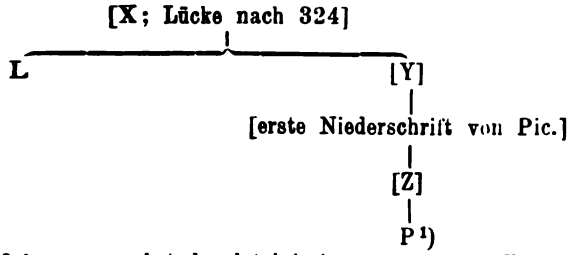
Lateinische Fassung
|
[franz., wahrsch. anglonorm., Fassung]
|
[erste Niederschrift von Clém.]
|
[X; Lücke nach 324]

---

ein masculines — *car point prisiés estre n'en vueil* — ersetzt, spricht nicht dagegen, er hat entweder instinctiv an sich gedacht oder Clém.s *-preisie* (= *iee*) für ein Masc. gehalten und das Nominativ *-s* hinzugefügt. In beiden Fällen erinnerte er sich nicht des Schlusses, wo die Dichterin sich nennt.

[1]) Eine andere vielleicht nach 962.

[2]) Nicht Erhaltenes in Klammern.



Jarník gibt nun nebst der lateinischen, schon von Enenkel edierten Legende die zwei geretteten französischen Glieder der kleinen Reihe heraus. Die Gegenüberstellung der zwei Fassungen veranschaulicht die Art, wie mittelalterliche Schriften aus einer Form in eine andere, räumlich und zeitlich verschiedene übertragen wurden. Sieht man von der durchgehenden phonetischen und morphologischen Umschreibung ab, so richtet sich Pic.s Augenmerk zunächst auf drei Punkte:

1. Wahrung der Declinationsregeln. Wenn Zusatz oder Streichung eines *-s* genügt, so geschieht dies in der Regel;[2]) wo aber Metrum und Reim Schwierigkeiten machen, da verfährt Pic. ungleichmäßig: bald ändert er, hie und da verständig, nicht selten zum Schaden des Textes; bei weitem häufiger aber fehlt ihm zu eingreifenden Änderungen Lust oder Können und er lässt Clém. unberührt.[3]) — Dasselbe gilt von Congruenz des mit *habere* construierten Particip.

2. Wahrung der continentalen Metrik. Zunächst bei Hiatus innerhalb des Wortes. Statt *granter*, *bonẽuré*, *-ũr* = *atorem*, *ũst sõust* usw. entweder *creanter* und *-ëu* oder Änderungen. Ebenso statt *frai*, *fras* usw. *ferai*, *feras* usw. Auch hier nicht consequent.[4])

---

[1]) Bei obenstehender Darstellung habe ich die Ansicht jener angenommen, die sich bisher mit dem Gegenstande beschäftigten, und Clémences Text als die Umarbeitung eines früheren Gedichtes ansahen. Man kann indessen auch der Meinung sein, dass, wenn Clém. ausdrücklich sagt *voil translater* und *jo ki ai la vie translatee*, es schwer ist, ihr Glauben zu versagen. Die übrige Aussage würde so zu deuten sein: 'Die Legende ist zwar schon einmal ins Französische übersetzt worden, da aber die Verse dem jetzigen Geschmacke nicht zusagen, so will ich es versuchen, es besser zu machen Nicht aus Selbstüberhebung, sondern usw.' Daher *de latin respundre en rumanz* 'aus dem Lateinischen ins Romanische wieder übertragen'. Interpretiert man so die Stelle, dann würde im Stammbaume der zweite Ansatz entfallen.

[2]) Nicht immer; so z. B. nicht 899—900 *Deus bonẽuré* : *qui pent ... encroe*; 947–948 *il est .. iwel: n'est pas mortel.*

[3]) So 335–336 *les fera ... privés* : *seront honorés*; 365—366 *amer .. nos deus* : *qui sont non morteus*; 529—530 *li tiens nons soit loé* : *qui tel confort nos as doné* usw. Dass er manchmal gegen den Reim zu einem der Worte *-s* hinzufügt — so z. B. 275—276 *fait ta poesté* : *ies alevés* — ist ein unschuldiges Vergnügen.

[4]) Er belässt z. B. gelegentlich *bonẽurté*, *desputeürs*.

3. Lexikalisches. Unübliche Wörter werden vermieden: *ferir, giens, primeure, podnei, relment, teniecre.*

Außerdem kommen manche Abweichungen vor, deren Grund nicht immer ersichtlich ist; im ganzen aber sind sie weder häufig noch wichtig; oft folgen 20—30 Verse aufeinander, die bis auf die Mundart völlig übereinstimmen. Wie eng sich Pic. an seine Vorlage anschließt, erhellt aus dem Umstande, dass von den gegen 1200 Verspaaren bloß drei oder vier den Reim ändern.[1]) Da nun durch die Druckeinrichtung das Vergleichen der zwei Texte überaus bequem gemacht wurde und die Anmerkungen auf alle irgendwie nennenswerten Abweichungen eingehen, so hätte es vollauf genügt, die drei oben erwähnten Punkte mit einzelnen Belegen zu illustrieren. Eine minutiöse Vergleichung aller noch so winzigen Einzelnheiten ist — abgesehen von ihrem geringen Nutzen — schon deshalb unberechtigt, weil weder L den echten Clém.-Text noch P den echten Pic.-Text repräsentieren. Jarník war anderer Meinung. Er scheute nicht vor einer solchen Vergleichung zurück und stellte sie überdies in durchaus verfehlter Art an. Unter zahlreichen Schlagworten bringt er die einzelnen Bestandtheile der Verse zur Sprache. Ein Beispiel für viele. V. 171, der in L *sun cuer de grant angoisse esprent*, in P *en son cuer ot duel molt grantment* lautet, kommt nicht weniger wie neunmal vor:

S. 84 *angoisse — duel*, ein Substantiv statt des andern.
„ 86 L hat Adjectiv, P keines.
„ 102 *esprent — ot*, verschiedenes Verbum.
„ 103 „ — „, verschiedenes Tempus.
„ 113 *molt* in P, nicht in L.
„ 114 *grantment* in P, nicht in L.
„ 117 *de* in L, nicht in P.
„ 118 *en* in P, nicht in L.
„ 126 zur Declination.

Solche Zusammenstellungen füllen nicht weniger als 58 Seiten größten Formates und compactesten Druckes. Wem damit gedient ist, bleibt unfassbar; nicht ohne Wehmuth blickt man auf einen solchen Aufwand von Zeit und Mühe.

Dass die Texte richtig gelesen und sorgfältig abgedruckt wurden, können wir bei der bekannten Genauigkeit Jarníks mit umso größerer Zuversicht annehmen, als ihm beide Hss. zugänglich waren. Zu Änderungen fand er sich selten veranlasst; am häufigsten bei L und zwar aus metrischen Gründen. Bekanntlich halten sich französische, in England verfasste Gedichte nicht streng an das continentale Versmaß. Manche Textkritiker versuchen es, aus dem Überlieferten besondere Gesetze für den anglonormännischen Versbau zu deducieren; andere begnügen sich damit, Gleichgiltigkeit

[1]) So 583—584, wo *vait : fait* nach mehreren Perfecten zu *vint : fist*, mit unreinem Reime, geändert wurde.

gegen strenge Metrik auf Englands Boden zu constatieren; nach beiden Ansichten wird, was die einzige oder die beste Hs. bietet, nicht angetastet, auf die Gefahr hin, zu den Eigenthümlichkeiten des Dichters Nachlässigkeiten des Schreibers mit in den Kauf zu nehmen. Andere endlich fordern gut gemessene Verse. Solche zu erhalten, wird oft leicht. Von den concurrierenden Nebenformen, z. B. *hom home* (die bei der Verwahrlosung der Declination identisch sind), *el ele, tel tele, mund munde, or ore (encor -re), cum cume, o ico, ci ici, si issi, tant itant, tel itel, fra fera* wählt man je nach Bedürfnis die eine oder die andere; Schwanken in Bezug auf Hiatus sowohl im Wortinneren als an der Wortgrenze wird in ausgedehntem Maße geduldet. Für die nach Abzug dieser Fälle bleibende Anzahl von zu langen oder zu kurzen Versen hilft man sich dadurch, dass man einzelne Wörter — meist grammatische Monosyllaba oder ausschmückende Adjectiva — dort streicht, hier hinzufügt. Für diese Methode entschloss sich Jarník; betreffs der Zusätze kann er sich darauf berufen, dass in L manches für den Sinn unentbehrliche Wort fehlt. Dass er dabei fast immer P folgte, ist zu billigen, denn will man einmal corrigieren, so kann es nur nützen, wenn ein Fremder des XIX. Jahrhunderts einen Franzosen des XIII. zurathe zieht, nur muss man sich hüten, P als Zeuge für Nothwendigkeit und Richtigkeit der Änderungen anzusehen, denn Pic.s Aufgabe ist es eben, der continentalen Metrik zu ihren Rechten zu verhelfen.

Ein paar Stellen aus L mögen noch zur Sprache kommen:

29 *Pur sa pieté m'en deit Aidier*; kann angehen; man erwartet aber einen Wunschsatz (P *me puist a.*). G. Paris liest *me deint*; wenn dies eine Emendation ist, so ist es eine sehr glückliche. Vielleicht hat L oder hatte dessen Vorlage *me deit*, und der *n*-Strich ist unrichtig gedeutet worden.

47 *ne l'ament pas pur mun orgoil | repreisie estre mun voil.* So L; Jarník bemerkt mit Recht, dass 'gegen meinen Willen' keinen Sinn gäbe; er liest *estre i nun v.*, mit kaum zulässiger Stellung von *i*. Zwar verwendet das Anglonorm. gerne Enclisis nach Infinitiv; hier gehört aber *i* zum Modale. Man wird sich begnügen, *mun* zu *nun* (*nen*) zu ändern. Da *K* und *R* leicht zu verwechseln sind, wäre ich geneigt, *Repr.* als Lesefehler (von L oder von dem modernen Copisten?) für *Kepr.* anzusehen. Also *Ke preisieë estre nen voil* 'denn ich mache auf Lob keinen Anspruch'.

419 *mult jofne, mais si grant [a] sens.* Altfranzösischem Gebrauche angemessener ist die Stellung *si [a] grant s.* Das Quantitätsadverbium pflegt sich auf die ganze Aussage zu beziehen.

652 *veier* = *vetare* im Reime mit *preier* ist verdächtig, denn Clém. scheidet *ie* von *e*; wohl Schreibfehler für *neier*, wie auch P hat.

729 *tuz les citeins en apele.* Es ist kein Grund da, *citeins* als zweisilbig anzusehen und *tuz* in *trestuz* zu ändern.

1173 *un sul chevoil blesmé ne fu.* Eher *blesme.* Ein Verbum *blesmer* der A-Conjug. darf aus dieser Stelle nicht erschlossen werden.

1313 L liest: *Or le me di sel sez dirc.* Jarn.: *sel tu sez dire.* Eine unmögliche Stellung von *l*; will man dem Metrum zuliebe emendieren, so *se tu* oder *se tul.*

1472 *e que tost fust mise en [la] chartre.* Es ist so mit Hiatus zugelassen worden, dass man unbedenklich *misē en ch.* dulden konnte. Vgl. zum Hiatus 1545 *einz sui misë en tel travail* und zu artikellosem *chartre* 1494 *qu'ele en chartre esteit fermé.*

1696 *ja meis pois ne la perdra*; des Metrums halber dürfte die Form *perdera* nicht eingeführt werden.

1711 *molesté*; l. *moleste.*

1941 es ist *escumenjié* (*-mengié*) zu schreiben; *escumenié* ist fünfsilbig.

2096 *roiol*; l. *raiol.*

2266 *car oi cest jur en recevrez* wird zu *oi en c. j. rec.* umgestellt: aber *oi cest jur* ist eine übliche Location und *en* vor *rec.* ist berechtigt.

Die Interpunction gäbe zu manchen Bemerkungen Anlass; ich erwähne nur 1089 *del faitre parole, del mund*; das unrichtige Komma erscheint in beiden Texten.

Bei der geringen Wichtigkeit, welche P — als einer nicht gerade sorgfältigen Abschrift des *rifacimento* — innewohnt, lohnt es sich nicht, auf sie genauer einzugehen.

Zur Erläuterung der von ihm herausgegebenen Texte hat Jarník eine sehr ausführliche Lautlehre mitgetheilt, welche die anglonorm. und picard. Lautverhältnisse berücksichtigt. Seine Landsleute werden ihm für diese Arbeit — der ersten derartigen in čechischer Sprache — Dank wissen. Auf eine Reihe von Anmerkungen folgt ein vollständiges Wort- und Stellenverzeichnis. Ob auch da nicht zuviel geschehen ist? War es wirklich nöthig, ungefähr drei Spalten zu verwenden, um alle Stellen zu registrieren, in denen Artikel vorkommen? Fast ebenso viele nimmt die Conjunction *e* in Anspruch. Dass die Glossare zu älteren romanischen Texten nicht bloß auf das einzelne Wort, sondern auch auf Syntaktisches und Stilistisches ihr Augenmerk richten mögen, ist ein berechtigter, schon mehrfach lautgewordener Wunsch. Wahren Nutzen kann dies aber nur dann bringen, wenn man sich darauf beschränkt, das Wichtigste hervorzuheben.

Wien. Adolf Mussafia.

lische Hilfsbücher für das Französische.

***thodische Anleitung** zum Unterrichte im Französischen* *)klert.* Im Anschlusse an die französischen Unterrichts- s Verf.s und mit Berücksichtigung der neuen Lehrpläne. C. Meyer (G. Prior) 1893. geb. 111 SS.

se „Methodische Anleitung" bezieht sich hauptsächlich nfangsunterricht im Französischen. Für die Mittel- und werden nur einige Proben geliefert. Eingehend darge- die Behandlung der Lautlehre, des Lesestückes und der . Auch eine genaue Stoffeintheilung wird gegeben. Am stimmung wird der Verf. finden bei seiner Behandlung ire, deren Sorgfalt sich nicht bloß in dem, was geboten, ch in dem, was vorenthalten wird, kundgibt. Auffallend ass (S. 32) die beiden qualitativ verschiedenen a-Laute sischen nicht geschieden werden. Auch liegt der Unter- chen u ó ò einer- und û ô ô andererseits (S. 17) nicht en-, sondern in der Zungenstellung. Vgl. Vietor, Phon. Beyer-Passy, Das gesprochene Französisch. S. 89. Des- ird der erste Bestandtheil in den Diphthongen oi und ui eworfen (S. 89). In der Formenlehre zeigt sich O. als alytiker. Er lässt schon von allem Anfang an den Schüler aus dem Lesestoffe alle sprachlichen Formen zusammen- och dürften nicht alle Methodiker damit einverstanden derselbe zuerst alle Kreuz- und Querwege wandeln muss, das Richtige mitgetheilt wird. Vgl. S 61: *a-il* usw. *deravons*; S. 68: *j'avrai* u. a. Ebensowenig dürften es lisch finden, dass der Schüler zuerst das Imperfect, das den Conditional und dann erst das Praesens lernt, und dass der von allen Conjugationen und einer ganzen Anzahl iger Verba auf einmal vorgeführt wird. „Was in der lehrt wird, das soll stets in der von der Wissenschaft erkannten Form gelehrt werden", sagt der Verf. in der . Wie stimmt aber dazu die historisch unrichtige und nwissenschaftliche Erklärung für *a-t-il* (S. 61), der *ndrai* und *viendrai* (S. 96)? Wie konnte ferner in *je* weggefallen (S. 90), in *j'apercevrai oi* verstummt sein da sie ja doch nie hier existiert haben? Soll das der Fortschritt gegenüber Plötz sein? Doch soll darauf nicht gegangen, sondern zugegeben werden, dass immerhin aus dem Büchlein gelernt werden kann.

ß mit dem französischen Anfangsunterrichte beschäftigt *K. Quiehls Französische Aussprache und Sprachfertig-* onetik, sowie mündliche und schriftliche Übungen im nterrichte. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Elwert 1893. 150 SS. Gegenüber der ersten, im Jahre schienenen Auflage (unter dem Titel: *Die Einführung in*

die französische Aussprache) ist diese Schrift in ihrer jetzigen Gestalt zum Theile erweitert, zum Theile umgearbeitet. Außerdem sind zwei Abschnitte (Schriftliche Übungen; Vorbildung des Lehrers und Methode) neu hinzugekommen. Wie schon die erste Auflage, so zeigt namentlich die zweite den Verf. ganz auf der Höhe seiner Aufgabe. Er ist nicht bloß tüchtiger Phonetiker, sondern auch ausgezeichneter Didaktiker. Welch reichhaltiger Stoff hier vorgeführt wird, zeigt am besten das alphabetische Inhaltsverzeichnis. Mustergiltig ist vor allem die Behandlung der lautlichen Seite des Französischen, sowie die Art des Betriebes der ersten Sprechübungen. Hervorgehoben wird, dass der lautliche Unterricht im Französischen nicht bloß zu kämpfen hat mit Schwierigkeiten, die dem ganzen deutschen Sprachgebiete, sondern auch mit solchen, die noch überdies jeder einzelnen deutschen Landschaft eigen sind. Wertvoll ist die Zusammenstellung der Wörter mit den beiden Arten des a; beherzigenswert die Ausführungen über die Bindung. Wie in den beiden letzten Punkten, so zeigt sich der Einfluss Beyer-Passys auch darin, dass der Verf. die Umgangssprache gelehrt wissen will, wenn er auch nicht so weit geht, wie jene, welche die Schriftsprache aus dem Anfangsunterricht nahezu zu verbannen. Diese Schrift kann nicht angelegentlich genug empfohlen werden.

Über die Mehrzahl der Reformschriften durch den umfassenden Blick, die treffenden Bemerkungen und die vornehme Sprache des Verf.s hervorragend und deshalb für die Methodik des französischen Unterrichtes von weitreichender Bedeutung war unstreitig die *Dr. W. Münchs: Zur Förderung des französischen Unterrichts* jetzt in zweiter, veränderter und ergänzter Auflage vorliegend. Leipzig, Reisland 1895. 121 SS. Zu jedem der einzelnen Theile: Allgemeine Erwägungen, Lehrgang, Aussprache, Sprechen, Schreiben, Auswahl der Lectüre, Behandlung der Lectüre, Hilfswissenschaften und Hilfsbücher tritt jetzt ein ergänzender Theil, in welchem der Verf. oft mit Befriedigung die zwölf Jahre vorher ausgesprochenen Wünsche als bereits verwirklicht hinstellen kann, oft aber auch dieselben als noch unerfüllt bezeichnen muss. Wenn auch wir einen Wunsch äußern dürfen, so ist es der, dass der Verf. jetzt mehr Beispiele hätte geben, mehr ins Detail hätte eingehen mögen. Aber auch so schon müssen wir ihm für das Gebotene dankbar sein.

Wiener-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Zeitschrift für Culturgeschichte. Neue (4.) Folge der Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Georg Steinhausen, Custos der Universitätsbibliothek in Jena. Bd. I, Heft 1. Berlin, Verlag von Emil Felber 1894.

Die Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte ist 1894 zu einer Zeitschrift für Culturgeschichte überhaupt geworden; sie soll

wie der Herausgeber im Vorworte des ersten Heftes sagt, der wissenschaftliche Mittelpunkt für die große und weitverzweigte Arbeit auf dem weiten Gebiete der Culturgeschichte werden. Hr. Dr. Steinhausen spricht sich über den Begriff Culturgeschichte folgendermaßen aus: „Wer die Culturgeschichte etwa als eine Summe der Literaturgeschichte, der Rechtsgeschichte, der Kunstgeschichte, der Religionsgeschichte, der Philosophiegeschichte u. s. f. fasst, trifft unmöglich das Richtige. Ich meine, man muss sie als die Lebensgeschichte zunächst eines bestimmten Volkes, in letzter Linie der Menschheit auffassen. Die Entwicklung eines Volkes in ihrem ganzen Verlaufe, in ihrer ganzen sittlichen und geistigen Eigenart und in ihrer Wirkung zu verstehen, das muss die Culturgeschichte lehren. Sie muss auch eine bestimmte Zeit in ihren maßgebenden Zügen uns vollständig vor Augen führen können. Von den Ergebnissen der politischen, der Literatur-, der Kunst-, der Rechtsgeschichte u. s. f. macht sie insoweit Anwendung, als sie uns die Menschen, die wirklichen Menschen, die Masse, den Typus erkennen helfen. In dieser Erforschung des vergangenen Lebens behandelt sie eben auch Gebiete, die keiner anderen Wissenschaft zufallen; ich erinnere hier an die Schilderung des äußeren Lebens, der Kleidung, Nahrung, mit einem Worte: des culturhistorischen Trödels, wie ein Gegner sich geschmackvoll ausdrückt; weiter an die Sittengeschichte überhaupt, die auch die Geschichte der Sittlichkeit begreift, weiter an die wunderschöne Aufgabe, die Entwickelung des Gemüthes und Charakters zu heben, an die Geschichte der Familie, des gesellschaftlichen Lebens, der Bildung, wie so vieles andere. Das Verhältnis des Menschen zur Natur, die Abhängigkeit von derselben zu erforschen, diese und ähnliche Aufgaben sind ebenfalls specifisch culturhistorisch, von den letzten und höchsten gar nicht zu reden."

Das uns vorliegende Heft enthält folgende Aufsätze: Deutsches Geistesleben im späteren Mittelalter von Karl Lamprecht; Thomas Campanella, ein Dichterphilosoph der italienischen Renaissance von Eberhard Gothein; Sechzehn deutsche Frauenbriefe aus dem endenden Mittelalter von Georg Steinhausen; Aus dem Vereinsleben im römischen Reiche von W. Liebenau; ferner Mittheilungen und Notizen, sowie Besprechungen.

Die Namen der Männer, welche dieser Zeitschrift ihre Mitarbeiterschaft zugesichert haben, haben einen guten Klang; sie wird daher auch im Publicum eine rege Theilnahme finden.

Lehrbuch der Geschichte für die oberen Classen höherer Lehranstalten von Dr. W. Martens. In 3 Theilen. 3. Theil: Geschichte der Neuzeit. Hannover, Verlag von Manz u. Lange 1895. 293 SS.

Der Verf. dieses Buches theilt seinen Stoff in fünf Perioden. Die erste Periode (Zeitalter der Reformation und Gegenreformtion) beginnt mit dem Abschnitte „Vorbereitung der neuen Zeit", in dem

die Entdeckung und Eroberung überseeischer Länder und das Wiedererwachen der Künste und Wissenschaften erzählt werden. Dann beginnt die Darstellung der deutschen Reformation, an die sich die Gegenreformation und der dreißigjährige Krieg anschließen, so dass also die deutsche Geschichte in einem Zuge bis 1648 erzählt wird. Hierauf folgt Calvin und seine Lehre, die spanische Monarchie unter Philipp II. und der Freiheitskampf der Niederländer, Spanien unter den Nachfolgern Philipps II. Weiter werden Frankreich bis 1610 und England bis 1003 behandelt. Diese Anordnung des Stoffes bietet wohl Vor- und Nachtheile. Das ist zweifellos, dass sie das Ineinandergreifen der Ereignisse nicht klar genug erkennen lässt. Dass der Verf. vor der Geschichte Spaniens, Frankreichs, Russlands in der Neuzeit in Kürze die Entwicklung dieser Staaten im Mittelalter wiederholt, finde ich sehr gut. Die zweite Periode behandelt die „Blütezeit der unumschränkten Fürstenmacht" (1648—1789), und zerfällt in drei Unterabtheilungen: *A.* Das Zeitalter Ludwigs XIV.; *B.* Das Zeitalter Peters I. von Russland; *C.* Das Zeitalter Friedrichs des Großen. Die dritte Periode, Das Zeitalter der großen französischen Staatsumwälzung und Napoleons beginnt mit der Darstellung der französischen Aufklärung (Voltaire, Montesquin, Rousseau), worauf in der größten Kürze die Reformen auf kirchlichem und staatlichem Gebiete angedeutet werden; eigentlich wird nur von der Aufhebung des Jesuitenordens und von Josef II. gesprochen. Warum Josef II. hier, unter der Überschrift: Die große französische Staatsumwälzung, zur Behandlung kommt, also nach Friedrich II., der vielfach denselben Anschauungen huldigte wie Josef und andere Männer der Aufklärung, ist mir unerklärlich. Die französische Aufklärung (von einer anderen ist nicht die Rede) muss meines Erachtens in der zweiten Periode vorgetragen werden, und im Anschlusse daran müssen die Wirkungen der Aufklärung, d. h. die Reformen in den einzelnen Staaten, und dazu gehört auch Preußen, behandelt werden. Der Verlauf der französischen Revolution und die Zeit Napoleons I. wird sehr klar und übersichtlich besprochen, ebenso verdient die vierte Periode: „Zeit der Kämpfe um nationale Einigung und verfassungsmäßige Regierungsformen" alles Lob. Die fünfte Periode gibt einen Überblick über die Begebenheiten seit 1871. Hier erst wird vom Socialismus gehandelt, obwohl Socialisten schon S. 236 erwähnt werden. — Die 28 Ellen, welche der Schlossgraben in Prag tief war, sollten wohl in das neue Maß umgewandelt werden. Woher die Nachricht stammt, dass der Winterkönig während der Schlacht auf dem weißen Berge bei üppiger Tafel saß, ist mir nicht bekannt; Wallenstein wurde nicht im Schlosse zu Eger ermordet. Die schülerhafte Censur, die S. 274 Bismarck erhält (er hat sein Amt als Reichskanzler „mit vielem Erfolg" bekleidet) dürfte in einer zweiten Auflage nicht stehen bleiben.

Hilfsbuch für den Unterricht in der Geschichte für die oberen Classen höherer Lehranstalten von Harry Brettschneider, Oberlehrer am kgl. Gymnasium in Insterburg. Theil III: Vom westphälischen Frieden bis zur Gegenwart (Lehraufgabe der Oberprima). Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1894. 192 SS.

Zum Unterricht in der Geschichte vorzugsweise in den oberen Classen höherer Lehranstalten. Ein Nachwort zu meinem „Hilfsbuch“ von H. Brettschneider. Halle a. S. 1895. 84 SS.

Der dritte Theil von Brettschneiders Hilfsbuch für den Geschichtsunterricht behandelt die Zeit vom westphälischen Frieden bis zur Gegenwart. Er führt zuerst die Entwicklung Englands bis 1688, dann Frankreich unter Ludwig XIV., hierauf das Emporkommen Russlands und Brandenburg-Preußens und dann (im zweiten Abschnitte) „Die Erhebung Preußens zur Großmacht“ und die Sicherung dieser Großmachtstellung vor. Unter der Überschrift „Die Genesis der französischen Revolution“ wird zuerst der Begriff der Revolution entwickelt, dann die „literarische Bewegung“ geschildert, nämlich der englische Deismus und Rationalismus, die französische Aufklärung, die neue deutsche Literatur, worauf die Reformen des aufgeklärten Despotismus folgen: die Friedrichs II. von Preußen, die in den romanischen Ländern, in Österreich von Maria Theresia bis Leopold II., dann die in den kleineren deutschen Staaten. Hierauf werden die neuen volkswirtschaftlichen Lehren, der Physiokratismus und der Industrialismus, vorgetragen, woran sich der nordamerikanische Unabhängigkeitskrieg und Frankreich unter dem ancien régime schließen. Nicht jeder wird sich mit dieser Anordnung des Stoffes einverstanden erklären können. Ausführlich und klar wird der Gang der französischen Revolution und die Herrschaft Napoleons dargelegt, noch ausführlicher und mit starker Hervorhebung der Geschichte Preußens die neueste Zeit. Der volkswirtschaftlichen Entwicklung wird überall viel Aufmerksamkeit gewidmet, zuletzt wird die Entstehung des Socialismus und die sociale Gesetzgebung im Deutschen Reiche vorgeführt. Das Buch vermeidet das Übermaß an historischen Thatsachen und Zahlen und legt auf den Zusammenhang der Dinge großes Gewicht.

Da der Verf. seinem Buche kein Vorwort vorangeschickt hat, so ließ er selbständig ein Nachwort erscheinen, in dem er zuerst von der „Geschichte als Bildungsobject“ handelt. Er weist verschiedene Ansichten hierüber als irrig zurück, darunter auch die, welche dem Unterrichte in der Geschichte die Aufgabe zuschreibt, das „Staatsbewusstsein als die allbeherrschende verantwortungsvolle Pflicht gegen den Staat zu lehren und zum unverlierbaren Besitzthum des Einzelnen zu machen“. Er hält es mit den amtlichen Lehrplänen, welche als Lehrziel neben der Kenntnis der epochemachenden Ereignisse der Weltgeschichte die „Entwicklung des historischen Sinnes“ festsetzen. Ergötzliche Einzelheiten bringt der zweite Abschnitt „Unterrichtsbetrieb“, und auch der dritte Ab-

schnitt „Beschaffenheit des Lehrbuches“ ist recht ange
lesen. Da gibt es solche Lehrer, welche verlangen, dass
bücher für die oberen Classen nichts von dem enthalten,
den Lehrbüchern für die unteren Classen steht. „Das fr
lernte muss vorausgesetzt werden, die Schüler müssen di
der vorhergehenden Classen vor jeder Unterrichtstunde w
Hand nehmen und das einst Gewusste wieder auffrische
das Neue sich um so leichter anfügen kann“. Andere
der Oberstufe alle Kriegsgeschichte beseitigt wissen
Schüler „mit diesem so gut wie gar keinen eigenen Bil
besitzenden Gedächtniswerk verschonen“, worauf der
wortet: „Wer statt ihrer die Universitäten, die Schol
Judenverfolgungen, die Inquisition, die Hexenprocesse,
führung des römischen Rechtes, die Folter, die Alch
Astrologie ausführlich behandeln will, der hat sich
Wesen und die Bedingungen des historischen Processes,
Bedürfnisse des jugendlichen Geistes klar gemacht“. Die
geschichtliche Enthusiasmus geht bei einem anderen so
er die Unterschiede zwischen Raubehe, Kaufehe und Mun
legen, dass er von „Humboldt und Ritter ausgehend, ei
Gauss und Weber, Bessel, Kirchhoff und Bunsen, du
mond und Helmholtz“ sagen will, dass er meint, es scha
wenn der „Zeus von Otricoli leicht eine Stunde in Anspruch
sollte, ja dass er verlangt, die Schüler sollten „Zeitschrift
Preußischen Jahrbücher, die Grenzboten, die Deutsche
Westermanns Monatshefte nicht bloß kennen, sondern a
wiesen werden, über politische Tagesfragen sich aus il
und Belehrung zu holen“. Es fehlt nur noch, dass d
angehalten würden, über die Leitartikel der Kreuzzeitung
Berliner Tagblattes ihre Meinung zu äußern.

Solchen Verstiegenheiten gegenüber sind die Ans
Verf.s maßvoll und meist annehmbar. Ich will nur noch
was er von der durch die preußischen Lehrpläne g
Neuerung, die Geschichte bis zur unmittelbaren Gegen
zuführen, zu sagen weiß. Der Grund dieser Anordnung
der Meinung, dass die Schule mehr als früher thun
Bekämpfung der Socialdemokratie. In den Vorschlägen
ministeriums (1889) heißt es: „Die Belehrung über di
lichkeit der Socialdemokratie hat, ohne in eine nähere
der socialistischen Theorien einzutreten, an der Hand des
Menschenverstandes zu erfolgen“, womit sich der Verf.
wortes einverstanden erklärt, „abgesehen von der an
Merkwürdigkeit einer Hand des gesunden Menschenve
Aber damit sind nicht alle Lehrer zufrieden, denn in der
lungen der XIII. preußischen Directoren-Versammlung
klärt einer: „Es gilt die Wege zu zeigen, auf denen
demokratischen Gefahr begegnet werden kann“. Die

scheint diese Wege nicht zu kennen, weil sie die Socialdemokratie noch nicht vernichtet hat, aber Mittelschullehrer müssen sie kennen. Da sollten doch die Staatsmänner in die Schule gehen und sich von den Gymnasiallehrern über die richtigen Wege unterrichten lassen. Die Lehrerconferenz eines (nicht genannten) Gymnasiums hat sogar die These angenommen: „In Prima sind die Grundlehren der Socialdemokratie mitzutheilen und kritisch in ihre Irrthümer aufzulösen". Das ist wacker. Es wurde sogar der Vorschlag gemacht, „hervorragende einzelne Punkte" der socialdemokratischen Lehren zum Thema eines deutschen Aufsatzes zu machen. Hierzu bemerkt H. Brettschneider: „So blödsinnig ist der Socialismus nicht, dass ihn dumme Jungen spielend bewältigen könnten!"

Zu solchen Ungereimtheiten gelangt man, wenn man vom Unterrichte etwas verlangt, was er nicht zu leisten vermag. Das Büchlein von Brettschneider aber sei hiermit den Geschichtslehrern warm empfohlen.

Graz. F. M. Mayer.

Vierstellige Logarithmentafeln nebst mathematischen, physikalischen und astronomischen Tabellen. Für den Schulgebrauch zusammengestellt von Dr. A. Schülke. Leipzig, B. G. Teubner 1895. Preis 60 Pf.

Die vorliegenden Tafeln zeichnen sich durch Übersichtlichkeit aus und erleichtern durch den Fortfall jeder mechanischen Rechnung das Eindringen in das Wesen der Functionen, unterstützen ferner durch die Beigabe der in dem Titel bezeichneten Tabellen die Anwendung der Mathematik auf praktische Beispiele. Vierstellige Tafeln sind nach dem Urtheile bewährter Fachmänner für alle Schulaufgaben der reinen und angewandten Mathematik hinreichend; die Weglassung der partes proportionales und der Differenzen ist zu billigen, weil sie dem mechanischen Rechnen hindernd in den Weg treten. Die decimale Eintheilung des Grades erleichtert die vorkommenden Rechnungen, ist nicht der Genauigkeit der Resultate abträglich und wird mehrfach schon jetzt in der Praxis (Astronomie ausgenommen) durchgeführt. Warum die trigonometrischen Functionen auf drei bis fünf Stellen angegeben sind, begründet der Verf. im Vorworte in einer Weise, welche beifällig aufgenommen werden wird.

Die beigegebenen Daten und Tafeln beziehen sich auf die natürlichen Logarithmen, die geometrische Darstellung der Logarithmen, bei welcher der Grundgedanke, der zur Berechnung der Logarithmen geführt hat, hervortritt, nämlich die Zuordnung einer geometrischen Reihe zu einer arithmetischen, auf die Bogenlängen, die reciproken Zahlen, die Quadrat- und Kubikwurzeln, die Potenzen von 10, die Werte von e, π u. dgl., auf die Sterblichkeit,

Geschwindigkeiten, Schwingungszahlen, Brechungsexponenten, Elasticitätscoefficienten, Tragkraft, Dichten, Ausdehnungscoefficienten, Constanten des Schulortes, Maßvergleichung, astronomische Constanten, Declination der Sonne, Refraction, Halbmesser der Sonne und die Lage einiger Sternwarten.

Wenn man bedenkt, dass die genannten Tafeln in dem Raume von 18 Seiten enthalten sind, dass ferner den augenhygienischen Principien bei Zusammenstellung derselben vollauf Rechnung getragen wurde, endlich dass die vorliegenden Tafeln mit Sorgfalt und Genauigkeit ausgerechnet sind, dann wird man die Brauchbarkeit derselben beim Unterrichte kaum in Zweifel ziehen dürfen. Der Preis derselben ist in Anbetracht des Gebotenen ein minimaler. Als Beilage finden wir eine Seite mit vollständig ausgerechneten ebenen und sphärischen Dreiecken, welche nur an Lehrer ausgegeben wird, da diese Beilage als Material für Aufgaben zu betrachten ist.

Über die Methode der kleinsten Quadrate. Von Prof. Dr. Rich. Henke, Oberlehrer am Annen-Realgymnasium zu Dresden. 2. unv. Aufl. Nebst Zusätzen. Leipzig, B. G. Teubner 1894.

Diese Arbeit ist eine Inauguraldissertation aus dem Jahre 1868 und enthält eine historisch-kritische Darstellung der wichtigsten Begründungsweisen der für die Praxis belangreichen Methode der kleinsten Quadrate; ferner wird in derselben gezeigt, dass diese ursprünglichen, mitunter sehr verschiedenen Begründungsweisen alle darauf hinauskommen, den Fundamentalsatz vom Minimum der Fehlerquadrate als das nothwendige Princip zur Lösung des Problemes der Ausgleichung von Beobachtungsresultaten aufzustellen. Dass die Methode der kleinsten Quadrate eine allgemeinere Bedeutung als die eines Principes zur Ausgleichung von Beobachtungen haben und dass sie auf allgemeinere Grundlagen gestellt werden kann, wodurch ihre Anwendbarkeit gesteigert werden müsste, liegt nahe und wird vom Verf. in präciser Weise zum erstenmale ausgesprochen. Er zeigt, dass gerade die ältesten Betrachtungsweisen des Problemes der Ausgleichung, unter denen er die von Cotes, Lagrange, Lambert hervorhebt, diesen Übergang zu einer allgemeineren Auffassung am besten vermittelt haben. Der Sinn dieser Verallgemeinerung wird im Nachfolgenden durch Erörterung einiger Aufgaben klargemacht. Die Lösung der Aufgabe, zu einem beliebig im Raume gegebenen Punktsystem jenen Punkt zu suchen, welcher allen einzelnen möglichst nahe liegt (Mittelpunkt des Punktsystemes), enthält schon eine Erweiterung des Fundamentaltheoremes der Methode der kleinsten Quadrate. — Ausgehend von dem allgemeinen Probleme der Auflösung überzähliger Gleichungen versucht der Verf. im dritten Abschnitte seiner fesselnden Schrift die Methode der kleinsten Quadrate in verallgemeinerter Auffassung zu begründen und einige Anwendungen der-

selben zu geben. Er fixiert die allgemeine Aufgabe in folgender Weise: Es sind zur Bestimmung der m Unbekannten $u_1, u_2, \ldots u_m$ die n Gleichungen $U_1 = 0, U_2 = 0 \ldots U_n = 0$ $(n > m)$ gegeben und man soll jene Werte für die Unbekannten finden, welche diese Gleichungen möglichst genau erfüllen. Die zu erfüllende Bedingung umfasst den Fundamentalsatz der Methode der kleinsten Quadrate. Der Verf. kommt auf Grund derartiger Betrachtungen zu der Ansicht, dass man den Fundamentalsatz, in dessen Anwendung die verallgemeinerte Methode der kleinsten Quadrate besteht, als ein Postulat bezeichnen kann. Besonderes Interesse wird bei dem Leser dieser Schrift die Anwendung des gewonnenen Principes auf specielle Aufgaben erregen. Es wird an dieser Stelle gezeigt, dass ein Zusammenhang zwischen den Ergebnissen der Methode der kleinsten Quadrate und den Theoremen von Taylor und Mac-Laurin und ebenso dem Theoreme von Fourier besteht. Dann untersucht der Verf., wie sich die Resultate der verallgemeinerten Methode der kleinsten Quadrate zu den schon bekannten Ergebnissen der specielleren Methode verhalten. Gerechtfertigt erscheint dem Verf., „auf die Benutzung von Wahrscheinlichkeitsprincipien zur Ausgleichung von Beobachtungen einen hohen Wert nicht zu legen, sondern sich damit zu begnügen, dieses Problem als eine Aufgabe des möglichst Naheliegens anzusehen". — In einem Zusatze bespricht der Verf. die Stellung der Methode der kleinsten Quadrate zur Wahrscheinlichkeitstheorie und vorzugsweise zum Gauss'schen Fehlergesetze, wobei er sich auf die Autorität gewichtiger Vorgänger stützt, und kommt zu dem bemerkenswerten Ergebnisse, dass es zweckmäßig wäre, wenn zur Begründung der Methode der kleinsten Quadrate die Wahrscheinlichkeitstheorie überhaupt nicht mehr beansprucht würde. Bloß die Definition des wahrscheinlichen Fehlers beruht auf dem Fehlergesetze; man kann aber — wie schon Gauss angegeben hat — diesen Begriff als entbehrlich betrachten. — In einem zweiten Zusatze gibt der Verf. weitere literarische Bemerkungen über die Begründung und Bedeutung der Methode der kleinsten Quadrate und verweist namentlich auf die Schrift des österreichischen Gelehrten Czuber, „Theorie der Beobachtungsfehler", dem es gelungen ist, ein möglichst umfassendes und zusammenhängendes Bild der wissenschaftlichen Grundlagen der Fehlertheorie und ihrer Entwicklung zu geben; er zeigt ferner, dass einige Abhandlungen, welche nach dem Erscheinen seiner Inauguraldissertation geschrieben wurden, ganz auf dem Standpunkte der letzteren stehen.

Die Schrift verdient als eine durchwegs originelle volle Beachtung und wird nicht nur die Forscher auf dem Gebiete der reinen und angewandten Mathematik interessieren, sondern auch vom erkenntnistheoretischen Gesichtspunkte aus betrachtet als bemerkenswert anerkannt werden.

Grundzüge der Differential- und Integralgleichungen. Von Dr. Otto Stolz, ord. Professor an der Universität zu Innsbruck. 1. Theil: Reelle Veränderliche und Functionen. Mit 4 Figuren im Texte. Leipzig, B. G. Teubner 1893.

Der Verf. wollte eine dem Sinne der neueren Functionentheorie entsprechende Einführung in die Differential- und Integralrechnung erzielen und hat auf Grund dieses Planes das vorliegende Buch ausgearbeitet. Die ältere Darstellung des Infinitesimalcalcüls ist auf die Grenzmethode von Cauchy gegründet; die neue Darstellung basiert auf den von Lagrange entwickelten Gedanken und man kann wohl behaupten, dass allen Anforderungen bezüglich Strenge der Beweisführung und Allgemeinheit der erhaltenen Theoreme in besserer Weise durch die zweite als durch die erste Darstellung entsprochen wird. Die benutzten Lagrangeschen Gedanken sind in dessen berühmter „Theorie der Functionen" enthalten. Die fünf ersten Abschnitte handeln von den Elementen der Differentialrechnung, insoferne reelle Veränderliche und Functionen in Betracht kommen, und deren Anwendungen auf die Entwicklungen der algebraischen Functionen einer Veränderlichen in Reihen und auf die Bestimmung der größten und kleinsten Werte der Functionen; die letzten fünf Abschnitte umfassen die Theorie der Integration der rationalen Functionen, ferner der Integration algebraischer Functionen, mit besonderer Berücksichtigung der rationalen Functionen von x und einer Quadratwurzel aus einem Polynom zweiten Grades von x, schließlich die Integration von transcendenten Functionen und die Theorie des bestimmten Integrales. Besonders bemerkenswert erscheint das praktische Verfahren, die Integrale rationaler Functionen von x und rationaler Functionen von x und $\sqrt{ax^2+bx+c}$ zu berechnen. In genauer und eingehender Weise werden auch die Kennzeichen der absoluten Convergenz der bestimmten Integrale untersucht. Einige interessante Gesichtspunkte eröffnet auch der Gebrauch der Integralrechnung zur Integration unendlicher Reihen.

Das vorliegende Buch, welches sich — was Anlage anbelangt — am ehesten dem Buche von Peano (Calcolo differenziale e principii del calcolo integrale) und jenem von Tannery (Introduction à la théorie des fonctions d'une variable) anschließt, enthält so viel originelle Entwickelungen und Untersuchungen, dass es ebensosehr den Studierenden, als den Forscher befriedigen wird.

Eine allgemeinere Integration der Differentialgleichungen. Von Emanuel Puchberger. 1. u. 2. Heft. Wien, Druck und Verlag von Carl Gerolds Sohn 1894.

In den vorliegenden beiden Heftchen wird eine Integrationsmethode der Differentialgleichungen an einigen Beispielen erprobt, von denen wohl einige mit Leichtigkeit nach anderen allgemeineren Methoden gelöst werden können. Der Verf. meint, dass die von

ihm vorgetragene Methode erst dann einzutreten hat, „wenn alle anderen bekannten Mittel versagen". Die hier vorgetragene Methode nimmt den Ausgangspunkt von dem Zusammenhange der Coefficienten der Differentialgleichung, deren Ableitungen und den partikulären Integralen der Gleichung. Auf diese Weise gewinnt der Verf. durch Substitution des erlangten Ausdruckes in die angegebene Differentialgleichung eine zur Bestimmung der vorderhand noch unbestimmten Coefficienten geeignete Gleichung. Die angewandte Methode wird auch auf die Lösung von partiellen Differentialgleichungen ausgedehnt und an einigen Beispielen erprobt. Die so gewonnenen Integrale werden in Reihen ausgedrückt, die noch auf ihre Convergenz, eine mitunter nicht angenehme und leichte Untersuchung, zu prüfen wären.

Die sehr fleißige und wohldurchdachte Arbeit kann wegen mehrerer in ihr vorkommenden originellen Gedanken als beachtenswert bezeichnet werden.

Lehrbuch der Experimentalphysik. Von Adolph Wüllner. I. Bd. Allgemeine Physik und Akustik. 5., vielfach umgearb. u. verb. Aufl. Mit 321 in den Text gedruckten Abbildungen und Figuren. Leipzig, B. G. Teubner 1895.

Das bekannte und mit Recht so sehr beliebte Lehrbuch der Experimentalphysik von Prof. Wüllner erscheint nunmehr in 5. Auflage und zwar mehrfach umgeändert, ergänzt und verbessert. Der Verf. hat, wie in den früheren Auflagen, sein Hauptaugenmerk auf die Experimentaluntersuchungen gerichtet, welche er in seiner bekannten klaren und eingehenden Weise darlegt. Diese Untersuchungen umfassen die wesentlichsten Forschungsergebnisse bis zum Ende des Jahres 1892, zu welcher Zeit die Redaction des vorliegenden Bandes abgeschlossen wurde. Aber auch den theoretischen Anschauungen, zu denen die Physik bis zum heutigen Tage gelangt ist, wurde in ganz entsprechender Weise Rechnung getragen; nur musste dabei von weitergehenden mathematischen Entwicklungen Umgang genommen werden, weil für dieses Buch ein Leserkreis ohne die sonst nothwendige mathematische Vorbildung vorausgesetzt wird. Die wenigen Kenntnisse aus der Lehre vom Infinitesimalcalcül, welche der Leser des Buches besitzen muss, hat der Verf. auch schon in den früheren Auflagen demselben in der Weise vermittelt, dass er in einer kurz gehaltenen Einleitung die wichtigsten und am öftersten gebrauchten Formeln dieses Calcüls deduciert. Wir halten freilich diese Entwicklungen nicht für vollkommen ausreichend; insbesondere ist es das Gebiet der partiellen Differentialgleichungen, welches der Verf. in dieser Einleitung ganz unbeachtet gelassen hat, obwohl fast alle Probleme der theoretischen Physik auf die Aufstellung und Integration derartiger Gleichungen führen. Daher werden Abschnitte, wie z. B. jener, welcher sich auf die Theorie der Summations- und Differenztöne bezieht, nicht vollständig ver-

standen werden können, weil diese theoretischen Betrachtungen weitergehende mathematische Kenntnisse voraussetzen. Immerhin machen wir aus diesem Mangel dem Verf. keinen Vorwurf, da das Buch in erster Linie der Experimentalphysik gewidmet ist. Die Originalarbeiten wurden überall berücksichtigt und auf die bezüglichen Quellen in Fußnoten verwiesen, sowie auch die Literatur der betreffenden Abschnitte in zusammenfassender Weise dargestellt. Der zweite Band soll die Wärmelehre, der dritte die Lehre vom Magnetismus und der Elektricität, der vierte endlich die Lichtlehre umfassen. Letzteres wurde vorzugsweise aus dem Grunde bestimmt, damit die elektromagnetische Lichttheorie, welche durch die Arbeiten von Hertz eine großartige experimentelle Bestätigung erfahren hat, in eingehender Weise berücksichtigt werden könne.

Aus dem reichen Inhalte des vorliegenden Buches möge nur weniges besonders Bemerkenswertes herausgegriffen werden: Die Begriffe der kinetischen und potentiellen Energie hätten schärfer ausgesprochen und unterschieden werden sollen. Das Princip der virtuellen Geschwindigkeiten wäre in allgemeinerer Form darzustellen gewesen; an dieses hätten sich dann verschiedene Probleme, so unter anderen das der Maschinen anschließen sollen. Den Begriff des Trägheitsmomentes hätte der Verf., wie es schon von mehreren Autoren mit Vortheil geschehen ist, aus der Betrachtung über die lebendige Kraft deducieren können. Von großem Interesse ist jener Abschnitt, in welchem die allgemeinen Gleichungen der Bewegungen eines Körpers behandelt werden; es wird daselbst auf die Formeln eingegangen, welche von Lagrange aufgestellt wurden, und an einem Beispiele der Gebrauch der so erhaltenen Gleichungen gezeigt. Der Abschnitt, welcher von der allgemeinen Gravitation handelt, hat mehrfache Änderungen und Erweiterungen erfahren; doch hätte noch auf die betreffenden Arbeiten von Poynting Rücksicht genommen werden können.

In dem Capitel über die Molekularwirkungen der festen Körper finden wir mehrere neue Untersuchungen über Elasticität der Körper; so werden die Messungen des kubischen Compressionscoefficienten von Cantone und Amagat, die theoretischen Untersuchungen von Hertz über die Härte der Körper, die darauf bezüglichen Experimente von Auerbach, die Theorie von Boltzmann betreffend die innere Reibung bei festen Körpern in diesem Abschnitte berücksichtigt. In nicht minder ausführlicher Weise sind die Capillaritätserscheinungen und deren theoretische Erklärung behandelt. Die wichtigsten Methoden zur Bestimmung der Größe der Wirkungssphäre der Molekularkräfte werden entsprechend erläutert und eine Kritik der verschiedenen so erhaltenen Werte gegeben. Auch die neueren Untersuchungen über den osmotischen Druck sind in diesem Abschnitte berücksichtigt; ebenso finden wir eine Theorie der Lösungen und des osmotischen Druckes, wie sie von van

't Hoff aufgestellt wurde im Anschlusse an die kinetische Theorie der Flüssigkeiten, deren Grundzüge im folgenden Abschnitte angegeben sind. Die dynamische Gastheorie ist in gelungener Weise dargelegt und hier unter anderem an Stelle der O. E. Meyer'schen Theorie der Gasdiffusion jene von Stefan entwickelt.

Wie die Ermittlung der Diffusionscoefficienten zur Bestimmung der mittleren Weglänge der gelösten Moleküle einer Flüssigkeit leitet, wird im engen Anschlusse an die Theorie der Diffusion von Nernst und an die theoretische Bestimmung des Diffusionscoefficienten von Riecke dargelegt.

Die theoretischen Principien der Wellenbewegung werden auch in dem vorliegenden Buche in äußerst klarer Weise auseinandergesetzt. Gegen die früheren Auflagen ist in diesem Abschnitte keinerlei namhafte Änderung eingetreten. Mit großer Sorgfalt ist das Studium der zusammengesetzten Schwingungen von Saiten vom theoretischen und experimentellen Standpunkte aus erörtert. Bei der Betrachtung der Flüssigkeitswellen ist auch der Einfluss des Oberflächendruckes auf dieselben berücksichtigt worden; es wurde namentlich auf die Theorie von W. Thomson und Kolaček in dieser Beziehung und auf die experimentelle Bestätigung der Versuchsergebnisse von Lord Rayleigh zurückgegriffen. Auch in dem eigentlichen Abschnitte über Akustik finden wir einige, wenn auch nicht weitgehende Erweiterungen und Ergänzungen. Die Anwendung des Phonographen nach Jenkins, Ewing und Lahr zur Untersuchung der Vocaltheorie von Helmholtz und Grassmann ist recht klar auseinandergesetzt. Von großem Interesse sind auch die Untersuchungen von Töpler und Boltzmann, sowie von Rayleigh über die Empfindlichkeit des Ohres gegen schwache Schallschwingungen.

Das Lehrbuch der Physik von Prof. A. Wüllner wird unzweifelhaft in der vorliegenden Auflage zu den vielen alten Freunden neue gewinnen. Dieses Buch steht ganz auf dem Standpunkte der modernen experimentellen und theoretischen physikalischen Forschung und vermittelt die physikalischen Kenntnisse in so einfacher und durchwegs klarer Weise, dass es nicht nur von den Fachleuten, sondern auch von jenen, die auf Grund gewisser Vorkenntnisse, welche die Mittelschule bieten muss, Physik studieren wollen, mit Erfolg verwendet werden kann. Die dabei vorausgesetzten mathematischen Kenntnisse sind minimal und werden zum Theile — was den Calcül des Unendlichkleinen betrifft — durch die gehaltvolle Einleitung in zweckentsprechender Weise vorbereitet.

Lehrbuch der Geographie. Von Hermann Wagner. 6. gänzlich umg. Aufl. von Guthe-Wagners Lehrbuch der Geographie. 1. Lief. Einleitung. Mathematische Geographie. Mit 54 Figuren. Hannover u. Leipzig, Hahn 1894.

Seit einer Reihe von Jahren ist die 5. Auflage des Lehrbuches der Geographie von Wagner vergriffen. Das Bedürfnis

nach einer neuen Auflage war bei den bekannten Vorzügen des Buches in hohem Grade vorhanden und demselben ist nunmehr abgeholfen. Dem Ref. liegt es ob, die vorliegende 1. Lieferung, die mathematische Geographie enthaltend, zu besprechen und die Eigenthümlichkeit der Darstellung zu charakterisieren. So viel aus dieser Lieferung zu entnehmen ist, wurden von dem Verf. folgende Gesichtspunkte bei der Abfassung dieses Buches angestrebt: Außer den Ergebnissen der Forschung auch die Erkenntnis der Methoden und der Wege dieselben zu vermitteln; die größte Klarheit in der Darstellung anzustreben; auf die Geschichte der einzelnen Probleme gebürende Rücksicht zu nehmen und den Leser durch entsprechende Literaturangaben in den Stand zu setzen, das Studium von Specialwerken erfolgreich zu betreiben.

In der Einleitung zu diesem Buche finden wir einen sorgfältig zusammengestellten literarischen Wegweiser für die Gesammtwissenschaft, sodann eine Geschichte der Methodik der Geographie als Wissenschaft von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart (mit besonderer Rücksichtnahme auf die Bemühungen A. v. Humboldts und Ritters in dieser Beziehung), endlich Bemerkungen über den Begriff und die Eintheilung der Geographie. In dem „Literarischen Wegweiser" der allgemeinen Erdkunde finden wir an den hervorragendsten Werken Kritik geübt und es werden daselbst Supans Grundzüge der physischen Erdkunde, die allgemeine Erdkunde von Hann, Hochstetter und Pokorny dann die geographischen Handbücher von Ratzel empfohlen.

Die mathematische Geographie ist in dem vorliegenden Buche so dargestellt, dass auch der mit geringeren mathematischen Kenntnissen Ausgerüstete diesen Abschnitt in allen seinen Theilen verfolgen kann. Principiell wurden Entwicklungen, die die Infinitesimalcalcül erfordern, beiseite gelassen.

Der Verf. beginnt mit der Orientierung auf der Erdoberfläche und gibt das Wesentlichste über das Wegemaß und die Streckenmessung an. Sehr klar und durch treffliche Figuren unterstützt ist der auf die Orientierung am Himmelsgewölbe bezugnehmende Abschnitt dargestellt. Die Instrumente zur geographischen Ortsbestimmung finden eine sachgemäße Erläuterung, ebenso die zu den Beobachtungen anzubringenden Correctionen. Das Charakteristische einer geodätischen Ortsbestimmung ist in Grundzügen dargelegt, die Methode der Triangulierung, sowie jene der Nivellierung kurz angegeben. Die nächstfolgenden Entwicklungen beziehen sich auf die Betrachtungen über die Gestalt und die Größe der Erde, wobei auch der älteren Dimensionenbestimmungen gedacht wird. Die Schwereverhältnisse der Erde sind auch mit Rücksicht auf die Interpolationsformel von Helmers betrachtet. Die Aufstellung der Berechnungsformeln des Sphäroides und die Angabe der Dimensionen des Erdsphäroides nach Bessel muss als eine recht gelungene bezeichnet werden. Auf das Geoid ist ebenfalls

entsprechender Weise Rücksicht genommen worden. Unter den physikalischen Eigenschaften des Erdkörpers werden in erster Linie die Bestimmungen der Masse und mittleren Dichte der Erde erwähnt, wobei allerdings der neuesten Methoden nicht gedacht wurde; dann finden wir eine sachgemäße Besprechung der Eigenwärme und des inneren Zustandes der Erde und einige Andeutungen über den Erdmagnetismus und das Polarlicht, das vom Verf. den Anschauungen Edlunds gemäß erklärt wird. Die Drehung und die Revolution der Erde um die Sonne, die Methode zur Bestimmung der Größe der Erdbahn ist in formvollendeter Weise mit großer Gründlichkeit erörtert. Weniger gelungen scheint dem Ref. in dem Abschnitte über „Das Sonnensystem" das über die Mondbahn und die Mondbewegung Gesagte. Eine entsprechende Figur hätte zur Erläuterung der schwierigen Verhältnisse vieles beigetragen. Ausführlich finden wir die Schwerewirkungen der Himmelskörper auf die Erde besprochen, besonders werden die theoretischen Betrachtungen über Ebbe und Flut das Interesse erregen.

Der letzte Abschnitt der vorliegenden Lieferung handelt von der Geschichte des Kartenentwurfes, von den Grundbedingungen desselben, von den Kartenmaßstäben und endlich von der Lehre von den Kartenprojectionen. Dieser letztgenannte Abschnitt hätte in elementarer Weise kaum geschickter erörtert werden können, als das in dem vorliegenden Buche geschehen ist. Naturgemäß schließen sich an diese Betrachtungen solche über Topographie und Kartometrie, welche in der nächsten Lieferung zu Ende geführt werden.

Das Buch wird sich für den Geographen nicht minder nützlich als für den Forscher auf dem Gebiete der angewandten Mathematik anregend erweisen.

Ostwalds Classiker der exacten Wissenschaften Nr. 46 und Nr. 47. Abhandlungen über Variationsrechnung. 1. Theil: Abhandlungen von Joh. und Jac. Bernoulli und Leonhard Euler. 2. Theil: Abhandlungen von Lagrange, Legendre und Jacobi. Leipzig. Verlag von Wilhelm Engelmann 1894.

Die Entwicklung der Variationsrechnung beginnt im Jahre 1696, als Johann Bernoulli sich mit dem Probleme der Brachistochrone zu beschäftigen begann. Die Geschichte dieser Aufgabe tritt in der wieder abgedruckten Abhandlung recht deutlich hervor und die geometrischen Einzelheiten derselben sind von großem Interesse. Der Bruder Jacob Bernoulli wendete das fruchtbringende Princip an, dass die Eigenschaft des Maximums oder Minimums nur dann einer ganzen Curve zukommen kann, wenn sie jedem ihrer einzelnen Theile zukommt. Er zeigt in der zweiten Abhandlung, wie das Problem isoperimetrischer Figuren zu lösen ist. Euler hat in der Abhandlung „Methode, Curven

zu finden, denen eine Eigenschaft im höchsten oder im geringsten Grade zukommt" das isoperimetrische Problem mittelst des von ihm eingeführten Multiplicators in sehr allgemeiner und eingehender Weise gelöst. Diese berühmte Abhandlung erschien im Jahre 1744 und ist bemerkenswert durch die zahlreichen instructiven Anwendungen. Die Methode Eulers, welche in dieser Abhandlung zutage tritt, ist eine wesentlich geometrische. Erst mit Lagrange beginnt eine wesentlich von Euler vorbereitete neue Epoche der Variationsrechnung. Diese Weiterführung fällt in das Jahr 1755. Die Euler'sche Abhandlung ist nicht vollständig in dem vorliegenden Bändchen abgedruckt, sondern nur insoweit, als die in ihr enthaltenen Entwicklungen durch jene späteren Forscher nicht ersetzt oder modificiert worden sind. Lagranges Methode, die im zweiten Hefte auseinandergesetzt wird, ist analytisch, und der Herausgeber des vorliegenden Werkes, Hr. P. Stäckel in Halle a. S., vergleicht diesen Fortschritt mit jenem, durch welchen man von den Fluxionen Newtons zu den Differentialen Leibniz' gelangte. Die Abhandlungen von Lagrange über den Variationscalcül sind in den Miscellanea Taurinensia erschienen und jene Methode wurde in der von ihm 1788 herausgegebenen Mécanique analytique durch Einführung der unbestimmten Multiplicatoren vervollständigt. In der wieder abgedruckten Abhandlung „Über die Unterscheidung der Maxima und Minima in der Variationsrechnung" untersucht Legendre die Kennzeichen zur Unterscheidung der Maxima und Minima in einer Weise, welche analog jener ist, die für algebraische Größen gebraucht wird. Auch diese Abhandlung enthält wertvolle und classisch gewordene Exempel, so z. B. die Untersuchung des Falles über den Körper des kleinsten Widerstandes, über die Kettenlinie, über den Kreis, über die Cycloide. Die Krönung des ganzen Gebäudes der Variationsrechnung erfolgte durch eine ebenfalls in den vorliegenden Heften reproducierte Abhandlung von Jacobi (1837) „Zur Theorie der Variationsrechnung und der Differentialgleichungen", in welcher eine allgemeine Regel aufgestellt wurde, welche erkennen lehrt, ob eine Lösung wirklich einem Maximum oder Minimum oder keinem von beiden entspricht. Die wiedergegebene Betrachtung des Principes der kleinsten Wirkung bei der elliptischen Bewegung eines Planeten eignet sich gut dazu, um das Charakteristische der Jacobi'schen Methode zu kennzeichnen. Wir empfehlen das Studium der vorliegenden Hefte angelegentlich den Mathematikern und Physikern.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Die österreichische Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte und das von ihr herausgegebene Heft der Mittheilungen.

Wiederholt wurde in dieser Zeitschrift auf das löbliche Bestreben der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte hingewiesen und die Nothwendigkeit betont, ihr Arbeitsfeld auf österreichischen Boden zu verpflanzen. Das geschah nun durch die am 3. Mai 1894 erfolgte Constituierung der österreichischen Gruppe dieser Gesellschaft. Der Ausschuss besteht aus dem Obmann Regierungsrath Dr. A. Ritter von Egger-Möllwald, dem Obmann-Stellvertreter Univ.-Prof. Dr. Jos. Kopallik, den Schriftführern Dir. Dr. E. Hannak und Prof. Laurenz Pröll, den Finanzausschussmitgliedern Dir. L. Lampel und Buchhändler Hugo Pauli, den Redactionsausschussmitgliedern Dir. Dr. J. Loos, Landesarchivar Dr. A. Mayer und Sectionsrath Univ.-Archivar Dr. K. Schrauf, die noch Dr. Arth. Goldmann cooptierten. Die Aufgabe des Vorstandes war eine zweifache: er musste dafür sorgen, dass Mittel beschafft würden, um Publicationen in größerer Fülle erscheinen lassen zu können, und er musste auch Männer gewinnen, welche in den Archiven forschen, um die Geschichte des deutschen Erziehungs- und Schulwesens aufzuhellen. Um zunächst die materielle Seite des Unternehmens zu sichern, wandte sich der Vorstand mit einem Gesuche um Unterstützung seiner patriotischen Bestrebungen an Se. Majestät den Kaiser, den großmüthigen Förderer aller wissenschaftlichen Forschung. Hochderselbe sagte gnädigst eine Unterstützung zu, und im December v. J. erhielt der Vorstand die Verständigung, dass Se. Majestät den Betrag von 200 fl. aus seiner Privatcasse der Gesellschaft zugewiesen habe. Auch das hohe k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht, sowie der Landmarschall von Niederösterreich namens des Landtages und der Bürgermeister von Wien namens der Gemeindevertretung Wiens stellten dem Vorstande eine günstige Erledigung der von ihm überreichten Gesuche in Aussicht.

Um Mitglieder zu gewinnen und hiedurch sowohl den materiellen Bestand der Gesellschaft zu sichern als auch Mitarbeiter für die Publicationen zu erwerben, versandte der Vorstand im Laufe des Winters 1894/5 Einladungen zum Beitritte an kirchliche Autoritäten, Professoren der Universitäten, Vorstände der Bibliotheken und Archive, an Landes- und Bezirksschulinspectoren, an Directionen von Mittelschulen, Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten und Bürgerschulen, denen ein Exemplar der Statuten und eine vom Obmanne des Vereines verfasste übersichtliche Darstellung der bisherigen Leistungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte insbesondere mit Rücksicht auf Österreich beigeschlossen war. Der Erfolg war in beiden Richtungen ein günstiger. Es traten zahlreiche Mitglieder der Gesellschaft bei, so dass sich gegenwärtig ihr Stand auf 90 beläuft, und es meldeten sich viele Herren, die entweder literarische Beiträge in Aussicht stellten oder solche bereits einsandten. Der letztere Umstand regte in dem Vorstande der österreichischen Gruppe den Gedanken an, aus den eingelaufenen Arbeiten ein eigenes Heft der Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte zusammenzustellen. In Berlin fand dieser Gedanke lebhaften Beifall, und Dr. Kehrbach stellte den Antrag, das aus Beiträgen der österreichischen Gruppe zusammengestellte Heft (Austriaheft) der im September zu Köln tagenden 43. Versammlung der Philologen und Schulmänner zu widmen. So entstand das „Austriaheft der Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte" (das 3. Heft des V. Jahrganges).

Dem Redactionsausschusse der österreichischen Gruppe fiel die Aufgabe zu, aus den vielen eingelaufenen Beiträgen einzelne auszuwählen und zur Ausgabe fertigzustellen. Er wählte zwei größere Arbeiten aus, von denen die erste in die Anfänge der Universität Wien zurückreicht und einen hohen wissenschaftlichen Wert hat, die zweite dadurch großes Interesse erweckt, dass sie auf Einrichtung und Lehrweise der österreichischen Gymnasien in der zweiten Hälfte des vorigen und am Anfange des jetzigen Jahrhunderts mancherlei charakteristische und belebende Streiflichter wirft.

Die erste Abhandlung von Sectionsrath und Univ.-Archivar Dr. Karl Schrauf ist betitelt: Zur Geschichte der Studentenhäuser an der Wiener Universität während des ersten Jahrhunderts ihres Bestehens.

Da die Bursen ein integrierender Bestandtheil der Universitäten waren, so ist ihre Geschichte ein wesentlicher Theil der Geschichte der Universitäten. Bisher fand diese Seite des Universitätslebens geringe Berücksichtigung. Umso verdienstvoller ist die vorliegende Arbeit. Sie verbreitet Aufklärung und Belehrung über diese Einrichtung an der Wiener Universität, dadurch aber zugleich auch über das Studentenleben an den Universitäten im 14. und 15. Jahrhundert im allgemeinen. In gleichem Verhältnisse zu der Wichtigkeit des Themas steht die Schwierigkeit seiner Behandlung. Denn die Studentenhäuser (sowohl Bursen als

Armenhäuser oder Coderien) waren in Wien namentlich zu Anfang des 15. Jahrhunderts recht zahlreich. Der Verf. führt im ganzen 32 an, unter denen die Silesenbursa und die Fabrische Stiftung noch nicht inbegriffen sind. Viele von ihnen hatten verschiedene Namen, sie wurden entweder nach dem Eigenthümer des Hauses oder nach dem jeweiligen Conventor (Hausverwalter) oder nach irgendeinem Abzeichen benannt. So heißt die Bursa der rothen Rose auch Bursa des Magister Bonifacius nach dem Conventor, oder domus Wagendrüssel nach dem Hausbesitzer, oder auch sub Coelo nach einem der Gründer Untermhimmel; erst bei der erneuten Stiftung 1432 ward sie ad Rubeam Rosam benannt. Noch complicierter erscheinen die Benennungen der bursa Pauli, die nach dem Gründer Dr. Paul Wann ihren Namen hatte; weil sie aber in das Haus eines Bürgers namens Progenntl verlegt ward, hieß sie auch Domus Progentel (Probantal). Da jedoch in diesem Hause eine Bursa bestand, die nach einem Conventor Mag. Joh. Kolberger de Haydenhaim hieß, bekam auch die Bursa Pauli den Namen Haidenheim und übersetzt Bursa Gentium; und als man des Gründers Dr. Paul Wann vergaß, wurde der Name Paulus als der des Heidenapostels aufgefasst und es hieß dann die Bursa auch Bursa Doctoris Gentium. Es ist ein großes Verdienst des Verf.s, diese verwickelten Verhältnisse bei der Benennung der Bursen klargestellt zu haben. Er ermöglicht es dem Leser, ihm auf diesem Gebiete zu folgen, indem er zuerst, zumeist aus dem Universitätsarchive, alle Urkunden, in denen der Bursen Erwähnung geschieht, chronologisch nach den Studentenhäusern geordnet anführt. Sein Hauptaugenmerk ist aber auf die Statuten der Rosenburse gerichtet, nach welchen die Statuten vieler anderer Stiftungen gearbeitet sind. Sie rühren aller Wahrscheinlichkeit nach von dem berühmten Philologen und Historiker Thomas Ebendorffer de Haselpach her. Nachdem der Verf. das Verhältnis der Statuten der Rosenbursa zu denen der übrigen zutreffend gekennzeichnet hat, stellt er die wichtigsten Bestimmungen derselben übersichtlich zusammen und schließt seine verdienstvolle Arbeit mit einem sorgfältigen Abdrucke der Statuten der Rosenbursa nach einer in der k. k. Hofbibliothek vorhandenen, im 15. Jahrhunderte geschriebenen Pergamenthandschrift. Am Schlusse jedes Capitels und in besonderen Noten unter dem Texte sind die Abweichungen derjenigen Bursenstatuten abgedruckt, die nach den vorliegenden gearbeitet erscheinen; es sind das die der Lilienbursa (1465), der Heidenbursa (1484), der Bursa des Johann Ramung (1493) und der Lammbursa (1511). Liegt in dieser ersten sorgfältigen und umfassenden Veröffentlichung des ältesten Bursenstatuts der hohe Wert, den diese Arbeit für die Wissenschaft der Universitätsgeschichte besitzt, so bieten die einzelnen Abschnitte in ihrem Inhalte zahlreiche wertvolle Beiträge für die Culturgeschichte im allgemeinen, so namentlich cap. 7 De modo providendi circa mensem in speciali und cap. 8 De habitudine studencium quo ad mores. Mit der Anerkennung dieser schätzbaren Leistung des Autors verknüpfen wir die Hoffnung, dass aus seiner bewährten Feder bald neue, ebenso verdienstvolle Arbeiten hervorgehen mögen, deren eine über die „Silesenbursa“ er in der vorliegenden Publication in Aussicht stellt.

Die zweite Abhandlung von Prof. Joh. Zeidler in Wien ist betitelt: Eine Balde-Ausgabe als Prämium, Glossen zur Geschichte der Ars docendi in Altösterreich. Der Verf. knüpft an ein Prämienbuch, welches ein Schüler des Kremser Piaristengymnasiums im Jahre 1836 erhielt, seine Bemerkungen über einzelne Verordnungen, die im Unterrichte an den Ordensgymnasien herrschten. Das Buch ist eine Ausgabe von ausgewählten Dichtungen des Jesuiten Balde, welcher an der Wende des 17. und 18. Jahrhunderts lebte, veranstaltet von Franz Rohn, Humanitätsprofessor an dem Gymnasium der Benedictiner bei den Schotten in Wien. Sein Werk widmete Rohn dem Abte seines Stiftes Andreas Wenzel. Im Vordergrunde steht demnach das Schottengymnasium, aus dessen Geschichte die wichtigsten Momente bis auf die jüngste Zeit mitgetheilt werden. Namentlich wird der Verdienste gedacht, welche sich die Schotten um die Pflege der deutschen Sprache und Literatur erworben haben. Auch die Balde-Ausgabe Rohns ist ein Beweis dafür, denn Rohn wurde zu ihr durch Herders Paraphrasen Baldes, die in der Terpsichore erschienen waren, angeregt. Es zeigt sich auch in den Erklärungen Rohns zu Baldes Dichtungen seine Vertrautheit mit den deutschen Classikern: mit Vorliebe citiert er als Parallelen zu einzelnen Stellen Verse aus Schillers Balladen und Dramen. Der Quelle nachgehend, aus der Rohns Vorliebe für deutsche Dichtung entsprang, kommt Prof. Zeidler zu dem Ergebnisse, dass er sie an dem Piaristengymnasium zu Nikolsburg, wo er seine Studien begonnen, erworben hatte. Das gibt ihm nun Veranlassung, über die Piaristenschulen zu sprechen und der Reformen des P. Gratianus Marx zu gedenken. Natürlich wird da ganz besonders der Pflege der deutschen Sprache und der Namen Podlahas und Missons gedacht. Indem der Verf. sein Augenmerk hauptsächlich auf die Verbindung des Geisteslebens in Deutschland und Österreich richtete, musste er die Verdienste des bedeutendsten Vermittlers dieser Verbindung im vorigen Jahrhunderte hervorheben. Das war der Jesuit Mich. Denis, der »als Lehrer der schönen Wissenschaften am Theresianum eine ganze Generation der österreichischen Aristokratie zur Verehrung der deutschen Literatur herangebildet hat« und zuerst (im Jahre 1766) unter dem Titel »Sammlung längerer Gedichte aus den neueren Dichtern Deutschlands zum Gebrauche der Jugend« ein deutsches Lesebuch für Gymnasien schuf. Diese Thatsache verdient ganz besonders hervorgehoben zu werden, weil auf diesem Gebiete Österreich den übrigen deutschen Staaten vorangieng, in denen erst durch Niemeyer am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts der heimischen Dichtung Eingang geschaffen wurde.

Es ist demnach ein freundliches Bild von der Lehrthätigkeit der Benedictiner, Jesuiten und Piaristen, das der Verf. mit wenigen, aber charakteristischen Strichen zeichnet. Sein Wert liegt darin, dass es in weite Kreise auch außerhalb Österreichs die Kunde von der regen Thätigkeit auf dem Gebiete der höheren Bildung der Jugend in Österreich verbreitet und dass es ferner auf besondere Materien hinweist, welche der näheren Erforschung würdig sind. Zwei derselben gedenkt der Verf.

selbst zu bearbeiten, nämlich »die Schulkomödien der Jesuiten und Piaristen« und »die Schulberedsamkeit, die sich einerseits bei den Schlussfeiern in den Prämienreden, andererseits bei den Eröffnungsfeiern in den Instaurationsreden« offenbart. Hoffen wir, dass dem Verf. soviel Muße gegönnt sein werde, um seine Absichten auszuführen und eine wichtige Seite des Schulwesens in unserem Vaterlande gründlich zu erforschen und zu behandeln.

Der letzte Theil des Austriaheftes bringt Mittheilungen aus dem ersten Jahresberichte der österr. Gruppe, unter denen besonders die in Aussicht gestellten oder bereits eingesandten Arbeiten Interesse erwecken. Es sind außer den bereits publicierten zwei Abhandlungen 15 Arbeiten, von denen die umfassendsten, zur Veröffentlichung in den Monumentis Paedagogicis der Gesellschaft bestimmt, eine längere und kostspielige Forschung erfordern, und zwar sind dies die Acten und Urkunden über die Prinzenerziehung im Hause Habsburg, die Sectionsrath Anton Felgel zur Bearbeitung übernommen hat, dann die n.-ö. Schulordnungen, an denen der Landesarchivar Dr. A. Mayer arbeitet, und die Constitutiones religionis clericorum regularium piarum scholarum, die Sectionsrath und Universitätsarchivar Dr. Schrauf vorbereitet.

Demnach hat trotz des kurzen Bestandes die österreichische Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte schon mancherlei Erfolge aufzuweisen; doch damit sie wachse und gedeihe, bedarf sie der materiellen und geistigen Unterstützung weiter Kreise. Die hochherzige Förderung von Seite Sr. Majestät des Kaisers bietet die Gewähr, dass auch andere um die Schule und die Culturentwicklung des Vaterlandes interessierte Männer der Wissenschaft, Kirche und Schule dem patriotischen Unternehmen ihre thatkräftige Hilfe zuwenden werden.

Die lateinische Schule der Piaristen von Freistadt von Prof. Jäkel. Gymnasialprogr. 1892.

Geschichte der Lateinschule und des Gymnasiums von Krems von Director A. Baran. Progr. 1895.

Der Umstand, dass zwei Verfasser von schulgeschichtlichen Programmen ihre Mitarbeiterschaft der Gesellschaft in Aussicht stellten, möge es rechtfertigen, dass im Anschlusse an diesen Bericht deren Arbeiten gewürdigt werden. Es sind dies die im Schulprogramme von Freistadt (Ob.-Ö.) im Jahre 1892 erschienene Abhandlung Die lateinischen Schulen der Piaristen von Freistadt vor 125 Jahren als Vorgeschichte des jetzigen Staatsgymnasiums von Prof. Jäkel und die als Beitrag zur Jubelfeier des 900jährigen Bestandes der Stadt Krems von Gymnasialdirector Anton Baran verfasste Geschichte der alten lateinischen Stadtschule und des Gymnasiums in Krems.

Jäkels Arbeit entbehrt nicht eines allgemeinen Interesses. Sie zeigt, wie sorgsame Forschung oft Quellen da zutage fördert, wo man sie am wenigsten erwartete. Nachdem das Suchen nach den Acten des im Jahre 1786 aufgehobenen Piaristengymnasiums in Freistadt lange

Zeit vergeblich gewesen, entdeckte Prof. Jäkel eine Sammlung von Schriftstücken bei einem Beneficiaten, welche ihn in den Stand setzten, eine Geschichte des Piaristengymnasiums, das seit 1761 als Privat-, seit 1766 als öffentliche Anstalt in Freistadt bestanden hatte, zu schreiben. Da es schon 1786 aufgehoben wurde, so ist es ein kurzer Zeitraum, über den sich diese Geschichte erstreckt. Dennoch ist sie von großem Interesse, weil gerade damals im Schulwesen der österreichischen Länder gewaltige Reformen platzgriffen. Man sieht, wie diese Verbesserungen und Umgestaltungen sich in einem Provinzgymnasium abspiegeln. Zuerst wurde ein Caesareo-regium Syntagma studiorum eingeführt, das die Landeshauptmannschaft im Jahre 1764 als Instruction an die Patres sandte. Dieses ist deshalb merkwürdig, weil dadurch der Unterricht im Deutschen, in der Geographie und Geschichte und im Griechischen zur intensiven Pflege empfohlen wurde. Sollte doch in der Rhetorik Euripidis Hecuba, Sophoclis Electra, Aristophanis Pluto und Oden des Pindar gelesen und von der I. Classe an Geschichte gelehrt werden; und schon für die II. Classe wird vorgeschrieben, im Lateinischen aus Cornelius Nepos, Phädrus, Plautus und Terentius ausgewählte Stellen so zu lesen, dass die Knaben auch das Deutsche dabei lernen. Bald darauf (im Jahre 1775) folgte der Marx'sche Lehrplan. Da derselbe hinlänglich bekannt ist, so sei nur hervorgehoben, wie die in Wien herrschenden Strömungen sich in Freistadt fühlbar machten. Dem Geiste ihrer Zeit entsprechend legte Maria Theresia das größte Gewicht auf die Bildung des Volkes und zwar wollte sie es hauptsächlich in den fürs Leben nothwendigen praktischen Kenntnissen und Fertigkeiten unterwiesen haben. Deshalb war sie gar nicht damit einverstanden, dass in Freistadt eine lateinische Schule errichtet werde, sondern wollte durchaus eine deutsche Schule eingerichtet haben. Und als endlich die Stadtgemeinde die Belassung der lateinischen Schule durchsetzte, mussten die Piaristen im November 1766 auch Collegien in der Rechenkunst, Geometrie, Mechanik, Wechselrechnung, dem Camerale und der doppelten Buchhaltung sammt den Anfangsgründen der Landwirtschaft eröffnen. — Eine wichtige Phase in der Entwicklung des Schulwesens unter Maria Theresia bezeichnet die Berufung des Abtes Felbiger von Sagan. Durch ihn wurde 1774 eine neue Lehrmethode in Österreich eingeführt. Auch das Gymnasium in Freistadt sollte sich mit dieser Neuerung bekannt machen. Der Rector folgte dem Auftrage der Regierung und bestimmte einige Lehrer, die den Collegiis des Abtes Felbiger beiwohnen sollten. — Der Geist des aufgeklärten Kaisers Josef II., der im Toleranzpatente zum Ausdrucke kam, bekundet sich auch in einer Verordnung vom Jahre 1782, der gemäß Judenkinder in allen Lateinschulen aufgenommen und nicht verspottet werden sollen. Im nächsten Jahre wurden alle Marianischen Sodalitäten und Congregationen aufgehoben und dafür die sonntäglichen Exhorten eingeführt. Statt der monatlichen Beichte und Communion sollte nur die Verpflichtung bestehen, alle Quartale einmal zu beichten und zu communicieren. — Neben den Berichten über das Piaristengymnasium enthalten die vom Verf. durchforschten Schriftstücke auch mancherlei über die

dortige Hauptschule. Da über die Entwicklung des deutschen Schulwesens in Österreich seit dem Rücktritte Felbigers außerordentlich wenig veröffentlicht ist, so wäre es wünschenswert, dass diese Nachrichten zur Publication gelangen. Hoffentlich wird der Verf. noch manch kostbaren Schatz aus seinem Dunkel heben.

Viel umfassender und darum auch bedeutsamer ist die Geschichte der Lateinschule in Krems von Gymnasialdirector A. Baran. Auf 226 Seiten führt B. uns die Entwicklung des Kremser Gymnasiums von der alten Stadtschule seit dem Jahre 1305 bis auf die Gegenwart vor Augen und belegt sie mit mehreren Schulordnungen, einem Plane des Gymnasialgebäudes und einem Facsimile des Handschreibens der Kaiserin Maria Theresia, mittelst dessen sie die Piaristen in Krems einführte. Das Bild, das er uns von den Schicksalen der Lateinschule in Krems entwirft, ist typisch für die Entwicklung des Schulwesens in den österreichischen Ländern. Die erste Schule ist eine von der Stadt selbst gestiftete, die Herzog Rudolf III. (der Bruder Friedrichs des Schönen) durch das Stadtrecht vom Jahre 1305 mit besonderen Privilegien ausstattete. Bei dem Aufblühen des Humanismus erweiterte sich die Schule, und um 1540 erscheinen schon drei Lehrer: der Schulmeister, Succentor und Locat. Eine gründliche Umbildung erfuhr sie im Jahre 1567 durch den Schulmeister Moses Neumann, der eine Schulordnung (Syntagma doctrinae et disciplinae scholae Cremsensis) entwarf, derzufolge die Schüler in vier Classen getheilt und hauptsächlich im Lateinischen unterwiesen wurden, nur die der obersten (I.) Classe lernten auch Griechisch nach Metzlers Grammatik und lasen im Anschlusse daran Hesiod und Theognis. Außerdem sind für sie auch Übungen in der Arithmetik (1 Stunde wöchentlich) bestimmt, während die musikalischen Übungen (täglich 1 Stunde um 12 Uhr mittags) wohl für alle Classen vorgeschrieben waren. Den religiösen Übungen waren die Festtage gewidmet und an den ihnen vorangehenden Tagen wurden der Katechismus und die Evangelien erklärt. Neumann wird noch als Anhänger des alten Glaubens anerkannt, aber in seinen späteren Jahren scheint er sich der neuen Lehre zugewandt zu haben, die um diese Zeit in Krems die herrschende war. Ein Prädicant dieser Lehre, den die Bürgerschaft 1575 aus Schwandorf (Oberpfalz) berief, Dr. Matthäus, wandte seine ganze Aufmerksamkeit der Hebung des Schulwesens zu und gab eine neue, in deutscher Sprache verfasste Schulordnung, nach der die Schule 1576 eingerichtet wurde. Sie umfasste damals fünf Classen. In der obersten (I.) wurde schon Dialectik und Rhetorik gelehrt; der Unterricht im Griechischen begann in der III. Classe; in der letzten las man das griechische Evangelium. Doch schon nach zwei Jahren musste Matthäus auf kaiserlichen Befehl Krems verlassen. Er begab sich nach Wittenberg und ward daselbst Professor der Theologie. Aber in Krems blieb sein Andenken gefeiert. Auch er gedachte der Kremser und sandte ihnen (1579) eine nach Melanchthons großer Grammatik von ihm bearbeitete Schulgrammatik mit einer an die studierende Jugend von Krems und Stein gerichteten Einleitung, die sich über die Methode des grammatischen

Unterrichtes verbreitet, und (1580) eine in lateinischer Sprache verfasste Schulordnung, die sich als eine Erweiterung seiner Schulordnung vom Jahre 1576 herausstellt. Besonders interessant ist der neue Abschnitt: De paedagogorum munere. Diese Pädagogi sind solche Schüler, welche das Lehrziel der Lateinschule bereits erreicht haben und sich deshalb der Prüfung über die I. (höchste) Classe unterwerfen müssen. Sie hatten noch alle theologischen Vorträge und den Unterricht in Dialectik und Rhetorik beim Rector zu besuchen und den Cantor im Chore zu unterstützen. Dafür bekamen sie das Recht, die Schüler privatim in den Häusern zu unterrichten. Welch reges geistiges Leben damals in Krems herrschte, zeigt sich an den vielen Kremsern, welche an den Universitäten und hohen Schulen im Auslande studierten. Namentlich wurden die protestantischen Schulen des Auslandes gern aufgesucht, so Wittenberg, Straßburg, Lauingen (dessen Schule Sturm eingerichtet hatte), Tübingen, Heidelberg, Amberg, auch Joachimsthal, wo Mathesius wirkte u. a.

Mit der Restauration unter Rudolf II. begann der Verfall der Schule, die erst wieder unter den Jesuiten aufblühte. Dieser Orden übernahm die Schule im Jahre 1616 und behielt sie bis zu seiner Aufhebung im Jahre 1773. Der Verf. konnte diese Periode eingehender behandeln, weil ihm die Jahrbücher der Jesuiten von 1616—1741 zur Verfügung standen. Der Lehrplan des Ordens ist hinlänglich bekannt. Von Interesse sind die Schuldramen, die dem Stoffe nach angeführt werden. Darunter verdienen besonders hervorgehoben zu werden: im Jahre 1651 Maria Stuart, 1672 ein deutsches Drama, das den Heiland als Samariter darstellte, 1728 Conradinus et Fridericus a duce Carolo interfecti, welches 1733 als Conradinus Conradi III. (?) imperatoris filius wiederkehrt, 1729 Carolus Pipini regis et Leander Oscari Lotharingiae ducis filii, 1742 Gottfried von Bouillon, 1747 Wallenstein, 1757 Ludwig der Fromme u. a. Wertvolle Streiflichter auf die Verwilderung der Sitten, die namentlich infolge des 30jährigen Krieges auch in Krems eintrat, werfen die Nachrichten über die sittlichen Delicte der Schüler. Als Mittel dagegen wandten die Jesuiten unter anderem die Einrichtung von marianischen Congregationen an, deren Mitglieder sich allerhand religiösen Übungen unterzogen. Besonders beliebt waren Processionen und allerhand Bußübungen, das Schlafen auf Dornen, die Entziehung der Nahrung, die Geißelung des Körpers u. dgl. Als im Jahre 1650 eine Hungersnoth wüthete, geißelten sich die Mitglieder der Bruderschaft am Charfreitag in der Kirche solange, bis das Blut aus den geschlagenen Wunden floss. Die Annalen fügen hinzu, es sei so reichlich geflossen, dass viele der Anwesenden, die das sahen, um nicht in Ohnmacht zu fallen, aus der Kirche gehen mussten.

Als die Jesuiten aufgehoben wurden, kam das Gymnasium an die Piaristen, welche von 1776—1871 die Anstalt leiteten. Bei der feierlichen Übernahme des Gymnasiums am 24. Februar 1777 erschienen als Gäste die um die Organisation des Volksschulwesens hochverdienten Männer Hofrath von Greiner (der Verf. hat Grüner), der Abt Felbiger, der Wiener Normalschuldirector Messner und der bekannte Organisato

der Gymnasien P. Gratian Marx, nach dessen Lehrplan die Anstalt eingerichtet wurde. Wir können an Barans Geschichte des Kremser Gymnasiums die weitere Entwicklung dieser Anstalt in Österreich über die Martinische Studienordnung vom Jahre 1791, den Lang'schen Gymnasialcodex vom Jahre 1808 bis auf den Organisationsentwurf vom Jahre 1849 und bis auf die Gegenwart verfolgen.

Zum Schlusse sei noch der philosophischen Lehranstalt, die in Krems von 1802—1848 bestand, gedacht, die hauptsächlich von den Stiften Altenburg, Geras, Göttweig, Herzogenburg und Klosterneuburg erhalten wurde, um zunächst dem Priestermangel abzuhelfen. Sie stand als geistliche Stiftung unter der Direction des Dechanten von Krems. Als solcher erscheint in den Jahren 1814—1823 der berühmte Pädagoge Vincenz Milde, dessen Erziehungskunde als Lehrbuch an der Anstalt in Verwendung stand. Vielen dürfte die Einrichtung der philosophischen Anstalten oder Lyceen des Vormärzes unbekannt sein, weshalb die Mittheilungen Barans über ihre Stellung und Aufgabe, über Lehrplan, Lehrmittel und Lehrbücher dankenswert erscheinen. Wie sich die Übergangsjahre 1848 und 1849 in Krems gestalteten, hat locales Interesse. Die Reorganisation der Gymnasien seit dem Jahre 1849 und die Entwicklung derselben bis auf die Gegenwart ist hinlänglich bekannt; doch ist die Arbeit des Verf.s auch in dieser Partie anzuerkennen, weil er mit großer Sorgfalt alle wichtigen Gesetze, Verordnungen und Erlässe heranzog und in übersichtlicher Weise anordnete.

Barans Arbeit wurde deshalb eingehender besprochen, weil die Entwicklung der Gymnasien in den meisten Städten Österreichs sich in denselben Phasen wie in Krems vollzog. Im Mittelalter gab es städtische Lateinschulen, gewöhnlich Bürgerschulen geheißen, die infolge des eindringenden Humanismus und der Reformation als lateinische Particularschulen umgestaltet wurden. In der Zeit der Restauration treten an ihre Stelle die Jesuitenschulen, denen nach Aufhebung des Jesuitenordens die Piaristengymnasien folgen. Mit dem Jahre 1849 werden diese Anstalten reorganisiert und gehen meist in die Staatsverwaltung über. Es kennzeichnet also die vorliegende Arbeit gleichzeitig bestimmte Richtungen, in welchen sich die Erforschung der Geschichte des höheren Schulwesens in Österreich zu bewegen hat. Daneben lässt sich wohl noch ein anderer Typus nachweisen. Dieser knüpft an die Kloster- oder Stiftsschulen des Mittelalters an, aus denen sich die höheren Bildungsanstalten Gymnasien, Lyceen und Universitäten entwickelten. Das Schottengymnasium in Wien und die höhere Bildungsanstalt in Salzburg sind Beispiele für die andere Art der Entwicklung der Humanitätsstudien in unserem Vaterlande. Möge die österreichische Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte dazu beitragen, dass diese wichtige, aber wenig beachtete Seite unseres in bestimmten Perioden hochentwickelten Culturlebens aufgehellt und besser gewürdigt werde, als dies bisher der Fall war.

Wien. Dr. Emanuel Hannak.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Wohlrab M., Die altclassischen Realien am Gymnasium. 3. verb. Aufl. Leipzig, Teubner 1895. 8°, 86 SS.

Die Brauchbarkeit des vorliegenden Buches, das auch in dieser Zeitschrift bereits gewürdigt wurde, steht außer Zweifel und ist auch durch den Umstand, dass es seit 1889 drei starke Auflagen erlebt hat, genügend bestätigt. Die dritte Auflage unterscheidet sich von der zweiten, die 1890 erschien, durch Verbesserungen mehrerer Stellen. Dadurch hat das Büchlein unstreitig gewonnen. Es wird aber jedenfalls erwünscht sein, wenn der Verf., wie er selbst in dem Vorworte sagt, mit den Verbesserungen fortfahren wird; denn es findet sich noch manches, was auffällig ist. Wir haben nicht im Sinne, hier eine ausführliche Anzeige zu geben, weshalb wir uns auf einige Beispiele beschränken. So ist es seltsam, wenn S. 7 von Alkaios gesagt wird, er habe leidenschaftliche Kriegslieder (*στασιωτικά*) gedichtet oder, wenn es von der Sappho heißt, dass sie durch ihre Liebeslieder bekannt ist. S. 8 wird das Satyrspiel mit den Worten »ein lustiges Stück« erklärt. S. 11 werden die, welche zuerst Geschichten in Prosa schrieben, *λογογράφοι* genannt. S. 12 heißt es von dem Geschichtswerke des Herodot, dass es eine Art Weltgeschichte gebe, und wird von einem bestimmten Plane bei Abfassung desselben gesprochen, ohne dass dieser Plan bezeichnet wird. Wir wissen recht gut, dass der Verf. sich nach der Anlage des Buches der möglichsten Kürze befleißen musste; aber bei aller Kürze muss man doch Bezeichnendes und Richtiges bieten.

Literaturkunde und Literaturgeschichte in der Schule. Von August Brunner. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Literaturgeschichte »Euphorion« 1895, Heft 1. Bamberg, C. C. Buchners Verlag 1895. 28 SS.

In welchem Ausmaße Literatur und Literaturgeschichte in unseren Gymnasien Aufnahme zu finden haben, darüber ist bei uns und draußen im Deutschen Reiche bereits viel geschrieben worden. Auch der Verf. vorliegender Schrift — er ist kgl. Gymnasialprofessor in München — hat in der Zeitschrift »Euphorion« zu diesem Gegenstande das Wort ergriffen und von diesem Aufsatze einen Separatabdruck veranstaltet.

Mit dem meisten, was darin vorgetragen wird, kann man sich auf Grund der Erfahrung einverstanden erklären, denn es wird gesunde Didaktik gepredigt, und die Bedachtnahme auf das Erreichbare leitet den Autor. Viele Kernpunkte des deutschen Unterrichtes werden berührt. Er spricht von der Gefahr, die in der Überfülle des Lesestoffes liegt, von der häufigen Überschätzung der geistigen Reife der Schüler, von der Rücksichtnahme auf die Individualität des Lehrers, wofür passende Beispiele herangezogen werden (s. S. 6, 9, 27), von den Grenzen einer erlaubten Kritik gegenüber dem Dichter, von der Einseitigkeit bloßer literarischer Themen vgl. S. 14. Der Lehrer soll sich trotz aller literarischen Hilfsmittel die Selbständigkeit seines Urtheils bewahren, er soll auch zuweilen die Möglichkeit anderer Auffassung offen lassen, er möge die Stellung und Lösung mancher Frage der Hochschule überlassen u. dgl. m.

Natürlich tritt B. warm für den mhd. Unterricht ein, wobei auch unseres Landes hätte gedacht werden können, und empfiehlt schließlich eine literarhistorische Methode, ähnlich wie sie unsere Instructionen vorzeichnen. Letztere nennt er S. 18, Anm. „eine von tiefer pädagogischer Einsicht zeugende Schrift, die nach unserer Ansicht nur in den Fehler verfallen ist, dass sie auch alles Einzelne gleichheitlich regeln will".

Die mit Sachkenntnis und Kraft abgefasste Schrift wird sicher viel Beifall und Zustimmung finden.

S. 26, Z. 2 v. u. lies die st. der.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Die Erzählungsschriften zur Hebung der Vaterlandsliebe von Dr. A. Weißenhofer erfreuen sich verdientermaßen einer großen Beliebtheit. Wir haben vor uns zwei vor kurzem (Linz, Ebenhöch 1895) erschienene Bändchen, nämlich: Die Waise von Ybbsthal, 4. Aufl., und Erwin von Prolligstein, 2. Aufl. Der Verf. ist emsig bemüht, seine Erzählungen zu feilen, wie dies besonders bei dem zweiten Bändchen gegenüber der ersten Auflage von 1889 hervortritt. Bei dem ersten, das 1877, 1879, 1889 erschien, war nur wenig nachzubessern. Wir können die Bändchen für Schülerbibliotheken bestens empfehlen; sie werden sich namentlich zur Lectüre für Schüler der ersten Classe eignen.

Die bürgerliche Gesellschaft. Von W. H. Riehl. Schulausgabe mit einer Einleitung und Anmerkungen von Dr. Th. Matthias. Stuttgart, Cotta 1895. kl. 8°, 216 SS.

Dem ersten Bändchen, welches eine Auswahl aus dem Buche Riehls »Land und Leute« enthält (wir haben es Jahrg. 1895, S. 844 besprochen), lässt der Verf. nun ein zweites Bändchen, eine Auswahl von Stücken aus dem Buche »Die bürgerliche Gesellschaft« folgen. In der Einleitung spricht sich der Verf. ausführlich über die Schulgattungen und Schuljahre aus, denen die Lectüre der Schriften Riehls zugewiesen werden soll. Wenn er hierbei sich dafür entscheidet, dass sich diese Lectüre für die obersten Stufen aller Schulgattungen eigne, die über die gewöhnliche Volks- und Fortbildungsschule hinausliegen, so scheint er doch zu weit zu greifen. Wenigstens wird dieses Bändchen, dessen Verständnis größere Schwierigkeiten macht, wohl nur an Schulen, an welchen ein recht ausgiebiger Unterricht in der Geschichte vorhergegangen ist, erfolgreich verwendet werden können, namentlich in der obersten Classe von Gymnasien. Und auch da bleibt es fraglich, ob es seinen Platz in der Schullectüre finden kann und soll; aber für die Privatlectüre kann es bestens empfohlen werden, und es ist sehr zu wünschen, dass die Schülerbibliotheken einige Exemplare des Bändchens anschaffen mögen. Dafür spricht schon der Umstand, dass der Herausgeber eine so ausführliche Einleitung und so

reiche Anmerkungen als nothwendig erachtet hat, wobei er allerdings die Verwendung in einem weiten Kreise von Schulen im Auge hatte. Auch dies kommt noch in Betracht, dass bei dem vielen Trefflichen, welches Riehls Buch enthält, dennoch über gar manches gegenwärtig andere Urtheile bestehen. Man sieht bei der Lectüre recht deutlich, wie sehr sich die Verhältnisse geändert haben. Doch wir wollen diese Betrachtungen nicht weiter spinnen. Dass das Buch sich für die von uns bezeichnete Stufe zur Privatlectüre und besonders für gewecktere Schüler eignet, darüber besteht kein Zweifel. Und in diesem Sinne empfehlen wir es auf das Beste.

Nun liegt uns auch das dritte Bändchen der Auswahl aus Riehls »Naturgeschichte des Volkes« vor (Stuttgart, Cotta 1896), bearbeitet von Th. Matthias vor, das eine Auswahl aus dem dritten Theile »Die Familie« bringt, der zu seinem größeren Theile und fast in seiner vollständigen Gliederung aufgenommen werden konnte. Die Auswahl ist ganz entsprechend, ebenso Einleitung und Anmerkungen. Wenn der Herausgeber in der Einleitung die Forderung ausspricht, dass Riehls Novellen in den Schülerbibliotheken vorhanden sein und von den Schülern der obersten Classen gelesen werden sollen, so kann man ihm nur beistimmen und wird ihm für die Übersicht über dieselben, die er hier S. 13 ff. gibt, gewiss dankbar sein. S. 198 muss es wohl Zwettel st. Zwittel heißen.

Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit. Herausgegeben von L. Bahlsen und J. Hengesbach. Berlin, R. Gärtner 1895.

Es liegen uns wieder vier Bändchen vor, je zwei aus der Abth. I (Französische Schriften) und II (Englische Schriften). Bd. 10 gibt eine Auswahl aus H. Taines Les Origines de la France contemporaine, nämlich den Abschnitt Napoléon Bonaparte aus dem 3. Theile jenes Werkes, erklärt von A. Schmitz. Wenn auch bei uns eine napoleonische Legende längst nicht mehr besteht, so werden doch unsere Schüler mit großem Interesse die meisterhafte Charakteristik Taines lesen, der den Nebel der Fälschungen zerstreut und ein wahres Bild Napoleons entworfen hat. Die Anmerkungen geben überall befriedigende Auskunft. S. 65, Z. 16 ff. hätten doch einige Worte über d'André beigefügt werden können. Bd. 18 enthält eine Auswahl aus dem großen Werke L. Figuiers, Les grandes inventions modernes von O. Börner mit reichen Anmerkungen und einem gesondert erschienenen Wörterbuche. Der historische Theil lässt in der Schilderung Figuiers manches zu wünschen übrig, dagegen ist der technische vortrefflich und sehr lehrreich. In den Anmerkungen finden sich hie und da Irrthümer, z. B. S. 128, wo die Beischrift zu dem Anker mit dem Delphine in den Aldinae: *sudavit et alsit* als aus Cicero stammend bezeichnet wird, oder S. 159 die geradezu unglaubliche Etymologie von Elektron, das auf *ἕλκειν* (sic) zurückgeführt wird. Unklar ist S. 132 der Satz: Eine 1837 gefundene Inschrift usw. — Bd. 14 bietet einen Auszug aus W. Besants History of London, den der Herausgeber H. Flaschel durch ein Capitel London of To — day ergänzt hat. Das Bändchen ist mit fünf Abbildungen und einem Plane von London versehen; ein Wörterbuch ist gesondert erschienen. — In Bd. 20 liegt eine Auswahl aus dem interessanten Buche der Lady Barker, Station Life in New Zealaland, vor, die J. Hengesbach besorgt hat. Ein hübsches Kärtchen ist beigegeben. Ein Wörterbuch hierzu ist gesondert erschienen und dann ein Heft Questions, die dem Schüler bei schriftlichen Übungen als Grundlage dienen sollen. Alle diese Bändchen sind sehr hübsch ausgestattet und preiswürdig; sie können daher zur Anschaffung für Schülerbibliotheken bestens empfohlen werden.

De Phalsbourg à Marseille. Aventures de deux enfants, bearbeitet nach G. Brunos »Le Tour de la France« von H. Bretschneider. Mit einer Karte. 3. verb. Aufl. (Prosateurs modernes. Bd. I). Wolfenbüttel, J. Zwissler 1895. kl. 8°, 124 SS.

Schon der Umstand, dass seit 1892 drei Auflagen dieses Büchleins nothwendig wurden, beweist, dass der Herausgeber eine gute Wahl getroffen hat. In der That ist das Buch Brunos ein kleines Meisterwerk und bietet eine Lectüre, die ebenso fesselnd und anregend, als belehrend ist. Dazu kommt, dass es für die deutschen Schüler die beste Gelegenheit bietet, sich die echte französische Umgangssprache anzueignen. Wenn auch das Buch des politischen Hintergrundes nicht entbehrt (es enthält ja die Geschichte von zwei Knaben, die nach dem Tode ihres Vaters verwaist, sich gemäß dem letzten Willen desselben, um der deutschen Botmäßigkeit zu entgehen, von ihrem Heimatsorte Pfalzburg aus nach Marseille durchschlagen), so tritt doch dabei nicht wie in anderen französischen Büchern ein arger chauvinistischer Ton zutage. Die Anmerkungen konnten bei der Einfachheit der Darstellung auf das Nothwendigste beschränkt werden. Ein ganz entsprechendes Wörterbuch ist beigefügt; auch veranschaulicht ein hübsches Kärtchen den Weg, welchen die Wanderer einschlagen. Das Büchlein ist namentlich für Schülerbibliotheken bestens zu empfehlen.

Von der Weidmann'schen Sammlung französischer und englischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen, herausgegeben von E. Pfundheller und G. Lücking liegt uns die vierte Auflage von Longfellows Evangeline, erklärt von O. Dickmann (Berlin 1896), vor. Diese große Verbreitung beweist, dass der Herausgeber wirklich das Richtige getroffen hat, umsomehr als in letzterer Zeit in Deutschland mehrere ähnliche Ausgaben dieser Dichtung erschienen sind. Die vierte Auflage unterscheidet sich von der dritten nur durch einige Zusätze und Berichtigungen. Die metrischen Bemerkungen hat der Verf. mit Recht fortgelassen, da er sich überzeugt hat, dass es besser sei, die englischen Hexameter als Prosa zu lesen und sich nicht umsonst mit dem Skandieren derselben abzumühen.

Asbach J., Zur Erinnerung an Arnold Dietrich Schäfer. Mit einem Bildnisse Schäfers. Leipzig, Teubner 1895. gr. 8°, 80 SS.

Das Büchlein, der 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zugeeignet und mit einem hübschen Bildnisse des großen Historikers geziert, gibt uns das Leben und eine Würdigung desselben als Menschen, Schriftsteller und Lehrer. A. D. Schäfer, am 16. October 1819 als Sohn eines Schullehrers in Seehausen bei Bremen geboren, kam mit seinem Vater 1823, als dieser an eine Stadtschule in Bremen berufen wurde, nach dieser Stadt und besuchte dort seit 1828 die Hauptschule und später das Gymnasium. Nachdem er 1838 sehr bezeichnend mit einem Vortrage über Demosthenes' Rede vom Kranze vom Gymnasium Abschied genommen hatte, bezog er die Universität Leipzig, wo er Philologie und Geschichte unter der Leitung von G. Hermann, M. Haupt und Wachsmuth studierte. Nach seiner Promotion übernahm er eine Stelle als Lehrer am Blochmann'schen Institute in Dresden, an dem er bis 1851 wirkte, wo er zum Professor an der Landesschule in Grimma ernannt wurde. Nach fast siebenjähriger Wirksamkeit wurde ihm die ordentliche Professur der Geschichte an der Universität in Greifswald übertragen, die er 1865 mit jener in Bonn vertauschte. An dieser Hochschule hat er durch 23 Jahre bis zu seinem Tode (19. November 1883) gewirkt. Schäfer war zugleich Philologe und Historiker. In der Schule eines G. Hermann und M. Haupt gründlich gebildet, nahm er sich für

seine historischen Forschungen Niebuhr, dessen Größe er in seiner Rede über die Bedeutung des Studiums der alten Geschichte für die Gegenwart in dem Aufsatze zum Gedächtnis B. G. Niebuhrs in der Zeitschrift Im neuen Reich 1876, II 241—255 darlegte, und Aug. Boeckh zum Vorbilde. Er hat aber nicht bloß auf dem Gebiete der alten Geschichte durch sein Werk Demosthenes und seine Zeit Großes geleistet, sondern auch auf dem der neueren durch das ebenso bedeutende Werk über den Siebenjährigen Krieg, wie denn auch eine Reihe von kleineren Schriften und Abhandlungen zeigt, dass er auf sehr verschiedenen Gebieten der Geschichte als Forscher thätig war. Dabei war Schäfer ein unvergleichlicher Lehrer, und zwar nicht bloß für diejenigen, welche sich rein wissenschaftlichen Studien widmen wollten, sondern auch für die, welche bloß eine Stellung als Lehrer an Mittelschulen anstrebten, da er selbst lange in einer solchen Stellung und mit großem Erfolge gewirkt hatte. Dieses alles und zugleich den edlen Charakter Schäfers hat der Verf., der demselben in den letzten Zeiten seines Lebens in Bonn nahegestanden hat, unter Benützung eines reichen Materiales, das ihm zur Verfügung gestellt war, in trefflicher Weise geschildert. Dem Lebensabrisse ist eine Auswahl von Briefen an Schäfer, die für seine Beziehungen und seine Werke von Wichtigkeit sind, und ein Verzeichnis seiner Schriften beigefügt.

Programmenschau.

24. Černý K., Staročeská báseň o Laurinovi a její originál (Das altböhmische Gedicht von Laurin und sein Original). Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Pardubitz 1893, 8°, 00 88.

Wir haben schon einmal auf den interessanten Fund Prof. Brückners (im Jahre 1887) aufmerksam gemacht, als wir das Programm der k. k. Staats-Oberrealschule in Königgrätz 1892 besprachen, in dem Prof. Loriš einen Theil (Herzog Ernst) der in der Bibliothek des Grafen Baworowski aufgefundenen Handschrift behandelte. Nun unterzieht sich der Verf. des oben genannten Programmes der Aufgabe, das altböhmische Gedicht von Laurin (Laurin oder der Kleine rôsengarte) in das richtige Licht zum deutschen Originale zu stellen und seine Vorlage aus der Unzahl deutscher Handschriften herauszufinden. Auf Grund einer sorgfältigen Vergleichung kommt er zu dem Resultate, dass keine von den uns bekannten deutschen Handschriften dem böhmischen Dichter als Vorlage diente, dass man also eine unbekannte deutsche Handschrift als Quelle für die altböhmische Übersetzung annehmen muss. Am nächsten sei das altböhmische Gedicht mit der Gruppe B verwandt und an einigen Stellen stimme es mit der Handschrift w überein, die zu der Gruppe C zählt. Zu diesem Schlusse wurde der Verf. namentlich durch die richtige Wiedergabe deutscher Namen: Nageline und Mimmine, die in allen bekannten deutschen Handschriften verstümmelt vorkommen, und einige Abweichungen im Texte geführt. Diese Abweichungen sind natürlich größtentheils auf die Weitschweifigkeit des böhm. Übersetzers, der manchmal aus Missverständnis der Vorlage in komische Fehler verfiel, zurückzuführen, theils dürften sie durch die Annahme einer eigenthümlich gearteten deutschen Handschrift ihre Erklärung finden. Die böhm. Übersetzung stammt wahrscheinlich aus der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts; die von Prof. Brückner aufgefundene Handschrift ist eine Abschrift vom Jahre 1472. Der Verf. verspricht eine kritische Ausgabe der altböhmischen romantischen Gedichte; wir können nur den Wunsch aussprechen, dass der Verf. sprachlich und sachlich eine der wichtigsten Literaturperioden beleuchten möge.

25. **Kabelík Jan**, O četbě dramat na školách středních. S ukázkou rozboru Bozděchova „Barona Görtze“ (Dramen als Schullecture an Mittelschulen. Mit Anleitung zu einer Analyse von Bozděchs „Baron Goertz“). Progr. des Gymn. in Prerau 1894. 8°, 45 SS.

Im ersten Theile der vorliegenden Arbeit versucht der Verf. darzulegen, wie überhaupt Dramen und dann welche Dramen in der Schule zu lesen sind, im zweiten analysiert er das oben angeführte Drama. Mit Recht verlangt er, man solle in Übereinstimmung mit den Instructionen für den Unterricht an Gymnasien so viel als möglich lesen und die Literaturgeschichte auf ein Minimum beschränken, damit die Schüler aus eigener Lectüre den Zusammenhang des wirklichen Lebens mit der geistigen Production, das künstlerische Schaffen des Dichters, die herrschenden Ideen kennen lernen. Während aber die Instructionen die Methode des Unterrichtes in der deutschen Sprache als Unterrichtssprache ganz genau präcisieren, fehlt uns für die böhmischen Gymnasien überhaupt eine Directive und daher erklären sich die zahlreichen Versuche, die Instructionen in dieser Hinsicht zu vervollständigen. Freilich ist es möglich — was ja auch häufig an unseren Mittelschulen ausgeführt wird — die schönen Worte, welche die Instructionen in Betreff der deutschen Sprache enthalten, auf die böhmische Sprache zu übertragen, aber auch dann bliebe es doch den höheren Behörden vorbehalten, die Schullectüre für Obergymnasien anzuordnen, damit man endlich wüsste, was man von einem Abiturienten verlangen kann und muss. Was man bisher darüber geschrieben hat, enthält gewöhnlich persönliche Anschauungen, die natürlich nicht bindend sind und auch wirklich vielfach verworfen werden. Der Grund, dass es noch nicht gelungen ist, einen Canon zusammenzustellen, der die in der Schule zu lesenden Werke enthielte, liegt in dem Charakter der böhmischen Literatur. Ihr Aufblühen fällt in die neueste Zeit; aus der älteren Periode haben wir sehr wenig, was noch heutzutage durch seinen Inhalt unsere Jugend fesseln könnte, und was die neueste Literatur betrifft, ist es mit Schwierigkeiten verbunden, aus ihr passende Kunstwerke für die Schule auszuwählen. Da gibt es Rücksichten, von denen man an deutschen Mittelschulen nichts weiß und deren wir erst mit der Zeit überhoben werden können. — Der Verf. hat die Mühe nicht gescheut, wieder ein Verzeichnis jener Dramen, die an den böhmischen Gymnasien und Realschulen zu lesen wären, zusammenzustellen: ich fürchte aber, dass auch dieser Versuch erfolglos sein wird. Der Verf. scheint mir zu viel zu verlangen. In der VII. und VIII. Gymnasialclasse sollen im ganzen acht Dramen in der Schule gelesen und analysiert werden! In wie viel Stunden will der Verf. z. B. mit Bozděchs Baron Görtz fertig werden? Ich glaube — eine gute Classe vorausgesetzt — kaum in sechs Stunden; und ein classisches Drama oder ein Drama von Shakespeare würde noch einen größeren Zeitaufwand erfordern! Wo bleibt dann die Literaturgeschichte in der VIII. Classe von Jungmann bis auf die neueste Zeit, die doch mit den in der vorliegenden Arbeit in Vorschlag gebrachten Dramen in gar keinem Zusammenhange steht? Wo bleiben die Redeübungen, die auch vorgeschrieben sind? Wo will der Verf. Zeit finden, Aufgaben zu geben und zu corrigieren? Wann will endlich Jiráseks F. L. Vék oder Jungmanns Leben von Zelený (warum nicht lieber Joseph Dobrovský von Brandl?) lesen? Wäre das doch ein Zauberlehrer, der dies alles in einem Jahre zu bewältigen und mit den Schülern zu bearbeiten im Stande wäre! Wenn man sich zu hohe Ziele steckt, so will man sie gewöhnlich nicht erreichen. Und etwas oberflächlich und flüchtig in der Schule zu machen, wäre doch eine Sünde. Wenn man an deutschen Gymnasien in einem so großen Umfange die Schullectüre betreibt, so ist der Umstand in Er-

wägung zu ziehen, dass die Schüler gleich dabei in die Literaturgeschichte eingeweiht werden und dass der deutschen Sprache an den Gymnasien in der VIII. Classe eine größere Stundenzahl eingeräumt ist. Es wäre wünschenswert, dass der Unterricht in der böhmischen Sprache auf diejenige Stufe gehoben würde, auf welcher sich die deutsche Sprache an deutschen Gymnasien befindet. — Ich will dem Verf. seine Vorschläge wegen keinen Vorwurf machen, Andere sind noch weiter gegangen, seine Arbeit beweist, dass er sich eingehend mit dieser Frage bekannt und die betreffende Literatur studiert hat; aber dabei ist er zu Resultaten gelangt, mit denen Ref. nicht einverstanden ist. Einige Behauptungen des Verf.s sollen noch erwähnt werden. S. 8 sagt der Verf. am Ende einer dramatischen Analyse sei auch die Grundidee anzugeben. Dem ganzen Zusammenhange nach scheint er auf diese Grundidee ein kleines Gewicht zu legen. Man muss erst über diesen Begriff „Idee" im klaren sein (vgl. A. Goerth, Einführung in das Studium der Dichtkunst. Leipzig u. Wien 1885), um einsehen zu können, dass gerade diese Idee einem Werke dauernden Wert verleiht und eine mächtige Wirkung in dem Leser hervorruft. Es ist also die Analyse in der Weise zu leiten, dass die Idee am Ende selbst zu Tage tritt und das gehörige Verständnis des Werkes dem Schüler erschlossen wird.

26. Černý J., Dobroslav. Příspěvek k dějinám liter. české v první čtvrti 19. století (Dobroslav. Ein Beitrag zur böhmischen Literaturgeschichte in dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts). (14 SS.)

27. Piskáček V., Listina kláštera Zbraslavského z r. 1418 (Eine Urkunde des Klosters Königssal aus dem Jahre 1418). Progr. des Gymn. in Raudnitz 1893, 8°, 9 SS.

Dobroslav ist eine Zeitschrift, die Liboslav Ziegler in den Jahren 1820—1822 in Königgrätz, unterstützt von einem Häuflein böhmischer Schriftsteller, redigierte. Der Verf. legt dar, wann die genannte Zeitschrift zu erscheinen begann, welche Schriftsteller ihre literarischen Producte in derselben zur Veröffentlichung brachten und wie das Erscheinen der Zeitschrift eingestellt wurde. Von den in Dobroslav erschienenen Beiträgen hebt der Verf. nur drei Artikel hervor, und zwar die von Mil. Zdirad Polák verfasste Beschreibung seiner italienischen Reise, Klicperas Drama Libušas Gericht und Jungmanns Abhandlung über die KH. Handschrift. Was Poláks italienische Reise betrifft, so wäre es mehr angezeigt gewesen, statt der Reproduction des Inhaltes den Charakter Poláks und seine Denkweise zu beleuchten. Die Anfänge unseres literarischen Schaffens im Eingange dieses Jahrhunderts sind in der That bisher nicht kritisch erörtert worden, aber eine Inhaltsangabe dürfte kaum für eine kritische Untersuchung von Belang sein. Von mehr Interesse sind die zwei anderen Artikel, der erste dadurch, dass Klicperas Tragödie in gar keinem Zusammenhange mit der berüchtigten Grünberger Handschrift steht, welche doch schon seit drei Jahren im Museum aufbewahrt wurde, noch aber das Tageslicht scheute. Der Verf. meint, Klicpera habe von dem vermeintlichen altböhmischen Gedichte gar keine Kenntnis besessen, sonst hätte er kaum denselben Titel für sein hyperromantisches Ungeheuer gewählt. Es ist aber auch der Fall denkbar, dass, wie dies auch sonst bekannt ist, die böhmischen Schriftsteller und Patrioten, welche damals in der Provinz wirkten, mit einem gewissen Misstrauen den aus der Prager Schule hervorgegangenen Denkmälern entgegensahen und sie anfangs ignorierten. Wie könnte man es sich anders erklären, dass sich in einer in den Jahren 1820—1822 erschienenen Zeitschrift nicht die leiseste Anspielung auf die KG Handschriften findet, obwohl damals die

Königinhofer Handschrift gedruckt schon längt auch im Auslande weit verbreitet war. Die Einwendung, dass die Mitarbeiter Dobroslavs nicht in dem Maße des Altböhmischen mächtig waren, um den Inhalt der fraglichen Handschriften zu verstehen, ist nicht stichhältig, sie hätten sich ja nur die neuböhmische Übersetzung von Hanka oder die deutsche von Svoboda zu verschaffen gebraucht, endlich bietet das Altböhmische dieser Handschriften gar keine Schwierigkeiten. Man spricht oft von dem großen Einflusse der beiden Handschriften, der Königinhofer und der Grünberger, auf unsere poetische Production in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Mit Recht weist der Verf. diese althergebrachte Ansicht zurück; denn so sehr man auch suchen mag, wird man, einige sprachliche Eigenthümlichkeiten ausgenommen, nirgends eine Nachwirkung jener Producte entdecken; von einer den Charakter der Poesie beeinflussenden Wirkung kann keine Rede sein. Bei unseren literarischen Verhältnissen muss man es mit Freude begrüßen, dass der Verf. die Wahrheit ganz offen sagt und sie bei anderen Gelegenheiten durch neue Gründe zu erhärten verspricht.

Die zweite Abhandlung von V. Piskáček ist um einige Jahre zu spät gekommen. Es thut dem Ref. wirklich leid, dass er dem inzwischen hingeschiedenen Verf. auf Grund dieser Arbeit wenig Lob nachsagen kann; man kann nur mitleidig darüber lächeln, dass es noch zu unserer Zeit Philologen gab und leider gibt, die aus dem einzigen Umstande, dass in einer Handschrift aus dem 15. Jahrhundert zwei- oder dreimal ku (statt k) vorkommt, die ganze Beweisführung Gebauers gegen die Echtheit der Königinhofer Handschrift umstürzen wollen, und zwar wohlgemerkt auf Grundlage einer Handschrift, die in eine um 100 Jahre spätere Zeit fällt, als diejenige, in welcher die Königinhofer Handschrift entstanden sein soll. Möge nimmer eine Arbeit bei uns vorkommen, die mit einer solchen Methode und solchen Beweismitteln an die Lösung einer wissenschaftlichen Frage schreiten wollte.

Neuhaus. Dr. Joh. Kańka.

---

28. Dannesberger, Dr. Rudolf, L'intuizione nell insegnamento della geografia. Progr. des k. k. Obergymn. in Rovereto 1894, 8°, 24 SS.

Leicht und graciös in der Sprache, höchst sanguinisch in den Ausführungen behandelt dieser Aufsatz eines der wichtigsten Capitel des Unterrichtes, nämlich die Anschauung im Geographieunterrichte. Der Verf. schließt dabei die mathematische Geographie vollständig aus und will die üblichen Mittel, den Geographieunterricht anschaulich zu gestalten, durch andere, freilich landläufige Mittelchen ersetzen. Er verwechselt dabei „anschauen“ mit „ansehen“ und misst einem Feuilleton über den Vesuv die gleiche Bedeutung bei, wie einem der Probleme, zu denen Alexander v. Humboldt, Karl v. Ritter und Oscar Peschel auf dem Wege des Vergleichens vorgedrungen sind. Die Mittelschule ist kein Kindergarten und muss am abstracten Denken festhalten. Beim Geographieunterrichte ist übrigens das einzig gute Anschauungsmittel eine gute Karte. Wird der Schüler in das volle Verständnis derselben eingeführt — die Karte muss ihm nämlich ungleich mehr sagen, als der Verf. verlangt: qui v'è una pianura, questo paese è coltivato, quest' altro è percorso da un gran fiume, solcato da navi a vapore —, dann werden auch ihm die Anschauungs-„Mittelchen“, die in der Abhandlung mit schätzenswerter Vollständigkeit angeführt werden, nicht anders und nicht bedeutender erscheinen — als die „große Zehe“ des Menenius bei Shakespeare, verglichen mit der Rathsversammlung. Mit

all den Bildern, Wandtafeln, Atlanten und Typen, in die Dr. Dannberger den Schwerpunkt des geographischen Unterrichtes verlegt wissen will, um ihn »interessant« zu machen und die Abneigung, die angeblich die italienischen Gymnasialschüler dagegen haben, zu besiegen, erreicht er nichts mehr als der Fremde, der nach Athen kommt mit der Gewissheit, dass es dort einen ὁδὸς Εὐριπίδου gibt, wo derselbe aber ist, weiß weder er selbst, noch wissen es hundert andere, die ihm dort begegnen. Gar nicht zu begeistern vermag ich mich für den Wink, den der Verf. gegen das Ende seiner Abhandlung gibt, nämlich illustrierte Belletristica zu spoliieren und dieses Zeug in den Unterrichtssaal zu schleppen.

Graz. Anton Nagele.

---

29. Mandl, Dr. Max, Über einen Satz aus der Theorie der biquadratischen Reste. Progr. der Landes-Oberrealschule in Prossnitz 1894, 8°, 6 SS.

Gauss hat bekanntlich in seiner Theorie der biquadratischen Reste ein Kriterium für den biquadratischen Restcharakter einer complexen Zahl in Bezug auf einen gleichfalls complexen Primzahlmodul entwickelt. Der Verf. dehnt in der vorliegenden Programmarbeit dieses Kriterium auf zusammengesetzte Moduln aus und gibt in präciser Weise aus dem deducierten Satze eine schon von Kronecker aufgestellte Verallgemeinerung einer Eisenstein'schen Gleichung an.

30. Krug, Dr. Anton, Invarianten-Theorie der linearen Differentialgleichungen und Auflösung der algebraischen Gleichungen 4. Grades. Progr. der 2. deutschen Staats-Oberrealschule in Prag 1894, 8°, 24 SS.

Im Anschlusse an eine frühere Arbeit »Über die linearen Differentialgleichungen dritter Ordnung«, in welcher der Verf. die algebraische Gleichung dritten Grades auf eine neue Art gelöst hat, behandelt derselbe das gleiche Problem für die Gleichungen vierten Grades. Die vorgenommene Integrationsmethode ist auf die Theorie der Differentialinvarianten gegründet, deren Theorie besonders von Halphen und Lie entwickelt wurde. In der vorliegenden Programmschrift ist die Invariantentheorie für lineare Differentialgleichungen vierter Ordnung selbständig entwickelt und soweit geführt, dass der Zweck, die allgemeine Auflösung der Gleichung vierten Grades durchzuführen, erreicht erscheint.

31. Cwojdziński Thaddäus, Anwendung der Fuchs'schen Theorie auf die Differentialgleichung der Gauss'schen hypergeometrischen Reihe. Progr. des Obergymn. in Brody 189[illegible] 8°, 45 SS.

Nach einer kurzen Zusammenstellung der Ergebnisse der allgemeinen Fuchs'schen Untersuchungen betrachtet der Verf. die Differentialgleichung, durch welche Gauss die hypergeometrische Reihe definiert hat, und stellt in erster Linie die zu den einzelnen singulären Punkten gehörenden Fundamentalsysteme der Integrale dieser Differentialgleichung auf, dann ermittelt er deren gegenseitige Beziehungen, legt den Zusammenhang dieser Fundamentalsysteme mit ihren Zweigen dar und berechnet die Fundamentalsubstitutionen für den Fall algebraischer Integrale der genannten Gleichung. Sehr klar wird die Bedingung angegeben, welche erfüllt sein muss, damit die Gauss'sch

Differentialgleichung ein allgemeines algebraisches Integral besitze. Die Arbeit kann als eine sehr sorgfältige der Einsichtnahme der Fachcollegen empfohlen werden.

32. Schromm Franz, 1. Die Pothenot'sche Aufgabe. 2. Constructionsaufgaben. Progr. der Comm.-Oberrealschule im IV. Bezirke von Wien 1894, 8°, 38 SS.

Die Pothenot'sche Aufgabe wird hier unter besonderer Berücksichtigung des geometrischen Ortes der Deckungspunkte gelöst. Nachdem die Geschichte dieser Aufgabe in kurzer Weise gegeben ist, wird die Auflösung derselben im allgemeinen, dann durch Rechnung und Construction, weiter unter Benützung des Messtisches (nach Schickardt, Collins, Bohnenberger, Bessel, Bauernfeind) vorgeführt. Die angegebenen Lösungen können als directe bezeichnet werden. Die indirecte Lösung mit dem Messtische nach Lehmann, welche im Folgenden dargestellt wird, muss als eine sehr beachtenswerte bezeichnet werden. Vorzügliche, im k. u. k. militär-geographischen Institute in Wien ausgeführte Figuren sind dieser Abhandlung beigegeben.

Die Constructionsaufgaben beziehen sich auf die Bestimmung der Schnittpunkte einer Hyperbel mit einer Geraden, wenn von der ersteren die Asymptoten und ein Punkt der Curve gegeben ist; weiter auf den Fall, dass in einer Ebene durch einen Punkt ein Strahl so geführt werden soll, dass er die Seiten eines Dreieckes derart durchschneidet, dass die am Strahle erhaltenen zwei Abschnitte in einem bestimmten Verhältnisse zueinander stehen. Ferner wird das Theorem nachgewiesen, dass, wenn man ein System paralleler Geraden annimmt und Kreise construiert, die durch zwei fixe Punkte gehen und je eine dieser Geraden berühren, der geometrische Ort aller Berührungspunkte eine gleichseitige Hyperbel ist. Auf Grund des Satzes, dass, wenn man durch den inneren Ähnlichkeitspunkt zweier Kreise mit gleich großen Radien einen Strahl zeichnet, der beide Kreise schneidet, und zu den Schnittpunkten die zugehörigen Radien construiert, die Durchschnittspunkte je zweier nicht paralleler Radien auf einer Curve zweiter Ordnung liegen, gründet der Verf. eine sehr genaue und rasch zum Ziele führende Construction der Ellipse und Hyperbel.

Beide Aufsätze erscheinen dem Ref. sehr lesenswert.

33. Morawetz J., Einige Bewegungen unveränderlicher Systeme. Progr. der k. k. Oberrealschule in Salzburg 1894, 8°, 28 SS.

Die vorliegende Arbeit kann als eine sehr anregende geometrische und kinematische Studie betrachtet werden; dieselbe theilt sich in zwei Abschnitte. Im ersten wird die in einer Ebene vor sich gehende Bewegung eines Systems von Geraden, wenn zwei derselben stets durch einen festen Punkt gehen, betrachtet; sodann die Bewegung eines ebenen Punktsystems, wenn sich zwei Punkte desselben auf zwei festen Geraden bewegen; endlich die Bewegung einer geraden Punktreihe, wenn zwei Punkte derselben stets auf zwei windschiefen Geraden oder wenn drei oder vier Punkte in drei oder vier festen Ebenen bleiben. Im zweiten Abschnitte kommt die Bewegung einer Ebene, wenn zwei zueinander normale Gerade derselben stets einen festen Kegelschnitt berühren, und die Bewegung einer Ebene, wenn ein Kegelschnitt derselben stets zwei zueinander normale Gerade berührt, zur Sprache. Den Schluss bildet das Studium der Bewegung einiger unebenen Systeme, so die Bewegung einer rectangulären Ecke, deren Ebenen eine feste Fläche zweiter Ordnung berühren, mit besonderer Berücksichtigung des Falles, dass die feste Fläche zweiter Ordnung ein Ellipsoid ist.

34. Zirngast, Dr. Karl, Die Krümmungslinien des elliptischen Paraboloides als geodätische Ellipsen und Hyperbeln. Progr. des k. k. Staats-Gymn. in Mähr.-Weißkirchen 1894, 8°, 30 SS.

Nach Deduction der Differentialgleichungen der Krümmungscurven des elliptischen Paraboloides werden einige wichtige bekannte Eigenschaften dieser Krümmungslinien besprochen und als Anwendung der erhaltenen Formeln wird die Oberfläche eines von einer Krümmungscurve begrenzten elliptischen Paraboloides berechnet; dann wird die Gleichung der geodätischen Linien auf dem elliptischen Paraboloide entwickelt, die Länge eines geodätischen Bogens berechnet und eine Reihe von Theoremen in anregender und fesselnder Weise dargelegt, durch die gezeigt wird, dass eine bedeutende Analogie zwischen den Kegelschnittslinien in der Ebene und den Krümmungscurven auf dem elliptischen Paraboloide besteht, wenn man die Entfernungen der Punkte auf der Fläche in geodätischem Sinne misst. Die Arbeit verdient vollste Beachtung und liefert einen schätzenswerten Beitrag zur analytischen Raumgeometrie.

35. Lesky Albin, Die historische Entwicklung des Problems der Saitenschwingungen. 2. Theil. Progr. der k. k. Staats-Realschule in Graz 1894, 8°, 31 SS.

In der vorliegenden Abhandlung werden zuerst die Lagrange'schen Untersuchungen über Saitenschwingungen angegeben und auch die mathematischen Seiten dieses Problems in entsprechender Weise skizziert. Dann behandelt der Verf. dieses Problem von jenem Gesichtspunkte aus, den Chladni angenommen hatte. Ganz kurz wird Taylors, Youngs, Monges, Ohms, Savarts und Seebecks Erwähnung gethan. Im Folgenden werden die Forschungen Wilhelm Eduard Webers über dieselbe Aufgabe besprochen, dann wird auf die Theorie von Duhamel und auf jene von Fourier eingegangen und die grundlegende Theorie von Helmholtz, besonders jene der gezupften Saiten dargestellt. Die eigenartigen Behandlungen verschiedener Probleme der Saitenschwingungen nach Strutt, Baron Rayleigh hätten verdient wenigstens skizziert zu werden. Wie sehr gerade dieses Problem auch zur Ausbildung der Theorie der partiellen Differentialgleichungen beitrug, hätte etwas intensiver betont werden können, als es thatsächlich geschehen ist.

36. Bazala Josef, Beleuchtungsconstructionen für windschiefe Flächen mit einer Richtebene. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Bielitz 1894, 8°, 16 SS.

Der Verf. gibt die Beleuchtungsconstruction für das gleichseitige hyperbolische Paraboloid mittelst des Tangentialbüschels an, dann wendet er sich zur Beleuchtungsconstruction für gerade Conoide und zwar, wenn die Richtebene die Lage einer Projectionsebene hat, dann wenn sie auf einer solchen normal steht und endlich, wenn die Richtebene eine allgemeine Lage einnimmt. Auch die Beleuchtungsconstructionen für windschiefe Flächen mit einer Richtebene im allgemeinen führt der Verf., der in diesem Gebiete seit einer Reihe von Jahren thätig ist, durch. Die vorliegende Programmabhandlung bildet einen schätzenswerten Beitrag zur Isophotentheorie der darstellenden Geometrie.

37. Rathsam Franz, Beitrag zur Beugung des Lichtes. Progr. der k. k. Staats-Unterrealschule im V. Bezirke von Wien 1894, 8°, 12 SS.

Der Verf. schlägt in der Erklärung der Beugungserscheinungen einen Weg ein, welcher von Prof. Victor Pierre in dessen Vorlesungen

k, gehalten an der technischen Hochschule in Wien, angegeben peciell werden die Fraunhofer'schen Beugungserscheinungen für e und für die Beugung durch viele Spalten in Betracht gezogen.

rer Franz S., Biographische Notizen über hervor-nde Männer, welche beim Physikunterricht genannt en. Progr. der Communal-Oberrealschule im IV. Bezirke von 1893, 8°, 42 SS.

r Zweck der vorliegenden Programmschrift war, durch Angabe aphischen Daten über jene Forscher, welche auf dem Gebiete k Namhaftes geleistet haben, durch Hervorhebung der wich-beiten derselben eine erwünschte Ergänzung des physikalischen tes zu bieten und auf diese Weise zur Geschichte der Physik ichte beizutragen. Es kann nur als erwünscht bezeichnet werden, Lehrer der Physik die Schüler auf den Lebenslauf der berühm-rscher auf diesem Gebiete, auf deren Wirken und Schriften m macht, und es sollte dies geradezu von jedem Lehrer ge-rden; gehören ja doch manche dieser Forscher zu den in der Ge-der Menschheit hervorragendsten Männer, die auf dem Wissens-rmatorisch, alte und irrige Ideen zerstreuend eingegriffen Von den Lehrbüchern kann man eine eingehendere Behand-Geschichte der Physik nicht fordern, da dann der zur Verfügung Raum nicht ausreichen würde, und die Lehrbücher, wenn noch hme von Rechenaufgaben und anderen vom Schüler zu lösenden vollzogen würde, allzuleicht wieder zu der früheren, mit Recht ierten Dickleibigkeit sich entwickeln würden. Der Lehrer wird lem biographischen Wörterbuche von Poggendorf und aus minder vortrefflichen Geschichte der Physik von A. eicht Rath erholen können und seinen Unterricht auch nach htung anregend und fesselnd zu gestalten vermögen. Die beiden Bücher sollten in keiner Lehrerbibliothek fehlen; andererseits n von unseren Lehramtscandidaten beim Staatsexamen wohl rautheit mit den wichtigsten Epochen der Geschichte der Physik tnis der Biographien der hervorragenden Forscher verlangen. — gende Programmabhandlung setzt den Schüler und den Lehrer and, sich rasch in dem Gebiete der Geschichte der Physik zu . und wird manchem willkommen sein. Auch ist es sehr nswert, dass die Aussprache der Namen fremdländischer rom Verf. angegeben und dadurch die auch in dieser Beziehung e Gleichheit angebahnt wurde.

einzelnen hätte der Ref. zu bemerken, dass aus diesem Ver-, das selbstverständlich auf Vollständigkeit keinen Anspruch ann und auch nicht nehmen soll, einige Namen ganz gut hätten n können, ohne der Sache zu schaden. Dagegen hätte das nderer Forscher in ausgedehnterer Weise dargestellt und — s in Kürze — auf die Grundergebnisse ihrer epochemachenden en aufmerksam gemacht werden sollen. So scheint dem Ref. ltz allzu kurz gewürdigt zu sein; der hydrodynamischen und amischen Forschungen dieses großen Gelehrten ist mit keinem lacht, ebenso nicht des Umstandes, dass er der erste von den Physikern war, welche die neuere Elektricitätstheorie an-Bei v. Lang hätte specieller auf seine wichtigen Arbeiten ebiete der Krystalloptik, auf seine Construction des Quadranten-ers u. a. verwiesen werden sollen. Ebenso scheint das Wirken u wenig gewürdigt, die »akustischen Untersuchungen« dieses da seine historisch-kritischen Arbeiten genannt werden mussten. rbach zu erwähnen, hätte die Biographie und das Wirken

Maxwells eingehender ausfallen können. Sehr kurz ist auch unser unvergesslicher Lehrer Stefan abgethan; es gibt noch bedeutendere Abhandlungen desselben, wie jene über „Das thermomagnetische Pendel und das thermomagnetische Rad“. Auch die Bedeutung dieses eminenten Physikers auf dem Gebiete der modernen Gastheorie, auf jenem der Elektricitätslehre und auch der Elektrotechnik, sowie auf dem der Optik hätte in einigen wenigen Worten hervorgehoben werden sollen. Allerdings wollte der Verf. im Anschlusse an die biographischen Daten nur „kurz andeuten, wodurch die Erwähnung eines Namens beim Unterrichte veranlasst werde“. Dann hätte aber auch manches weggelassen werden sollen, was beim Unterrichte nicht weiter berührt wird. So z. B. pflegt man im Mittelschulunterrichte von den Abhandlungen Clausius über das Virial, über Potentialfunction und Potential nicht zu sprechen. Wenn Ref. bezüglich der Ausführung der vorliegenden Arbeit sonach einige Wünsche gehabt hat, so bleibt dieselbe unter allen Umständen recht verdienstlich und der Beachtung der Fachcollegen würdig.

39. Volderauer Ludwig, Constructive Behandlung astronomischer Aufgaben. (1. Fortsetzung.) Progr. der k. k. deutschen Staats Oberrealschule in Trautenau 1894, 8°, 16 SS.

Nachdem in einem vorhergehenden Jahresberichte derselben Anstalt der Verf. die Bewegung von Sonne und Mond in orthogonaler Projection dargestellt hatte, werden in der vorstehenden Arbeit mit Zuhilfenahme der vom Wiener astronomischen Kalender angegebenen Bahnelemente unter Außerachtlassung der Störungen die Bewegungen von Merkur und Mars als Vertreter der unteren und oberen Planeten nach den Methoden der darstellenden Geometrie erörtert. Besonders eingehend ist das Problem für den Planeten Merkur ausgeführt; hier finden sich folgende specielle Betrachtungen: Relativbewegung des Planeten um die Sonne, Bestimmung der geometrischen Merkurbahn auf der Himmelskugel, Darstellung der wahren Lage dieses Planeten im Raume, Bestimmung der geocentrischen Merkurbahn, Construction der Entfernung Merkurs von der Erde, Bestimmung des scheinbaren Merkur-Halbmessers, Construction der Daten, welche die Phasen des Planeten bezeichnen. Der Verf. verfolgte den Zweck, durch diese Abhandlung das Verständnis für die interessanten Vorgänge im Weltenraume zu fördern, damit „an die Stelle verschwommener Vorstellungen bestimmte treten, die eine selbsthätige Verwertung der erworbenen Kenntnisse ermöglichen“. Diesen Zweck hat der Verf. — wie Ref. bestätigen kann — durch diese fleißige und viele Anregung bietende Arbeit erreicht.

40. Rosenfeld M., Aufgaben über den chemischen Lehrstoff der 5. Classe. Methodisch geordnet. Progr. der Staats-Oberrealschule in Teschen 1894, 8°, 25 SS.

Ausgehend von dem Grundsatze, dass der Unterricht in der Chemie dem Schüler nicht nur einen wertvollen Stoff übermitteln, sondern auch als formales Bildungsmittel dienen soll, hat der Verf. schon in seinen mit Recht sehr beliebten Lehr- und Hilfsbüchern eine pädagogisch und didaktisch zweckmäßige und richtige Eintheilung des Lehrstoffes angestrebt. Die Fragen sollen den Schüler zu einer geregelten geistigen Selbstthätigkeit anregen; er soll durch passend gewählte Aufgaben lernen, die erworbenen chemischen Kenntnisse und Erfahrungen auf neue Fälle anzuwenden. Besonderes Gewicht wurde in der vorliegenden Aufgabensammlung auf Aufgaben der qualitativen Analyse, aber auch auf stöchiometrische Aufgaben gelegt und in weiteren für die Oberstufe bestimmten Beispielen eine Vertiefung des Lehrstoffes der Unterstufe angestrebt. Die

Aufgaben sind in dieser Sammlung nach Gruppen geordnet und werden so dem Lehrer beim Unterrichte ohne Zweifel die besten Dienste erweisen.

Wir finden in der vorliegenden Sammlung nebst einleitenden allgemeinen Aufgaben solche aus der Chemie der atmosphärischen Luft, der Oxyde, der Stickstoffverbindungen, der Sulfide und Sulfate, der Haloidverbindungen, ferner des Kohlenstoffes und dessen Verbindungen, des Phosphors und der phosphorsauren Salze. Diese mit großer Sorgfalt gearbeitete Abhandlung eines in den Lehrerkreisen bestgenannten Chemikers verdient besondere Beachtung.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Hartel-Feier.

Am 14. März wurde die schon seit längerer Zeit vorbereitete Feier der vor 30 Jahren begonnenen akademischen Lehrthätigkeit Wilhelm von Hartels begangen, und zwar dem Wunsche des Gefeierten entsprechend in engerem Kreise. Am Nachmittag begab sich ein Comité, bestehend aus persönlichen Freunden und Schülern des Jubilars und Vertretern der deutschen Mittelschulvereine Österreichs, in die Wohnung Hartels. Hier überreichte ihm der Obmann des Wiener Vereines »Mittelschule«, Prof. F. Hoppe, die von Kammer-Medailleur Scharff meisterhaft in Gold ausgeführte Medaille, welche auf der Vorderseite mit dem Bildnisse Hartels und der Inschrift PIETATIS ERGO DISCIPULI ET AMICI, auf der Rückseite mit einer allegorischen Darstellung der Philologie, in deren Hintergrund Wien angedeutet erscheint, geziert ist, und eine mit 578 Unterschriften, unter denen die Namen vieler ausländischer Gelehrten bemerkbar sind, ausgestattete lateinische Adresse. Diese wurde von Prof Dr. E. Hauler vorgetragen. Dann übergab Herr Landesschulinspector Dr. J. Huemer im Namen der früheren Schüler einen stattlichen Band »Serta Harteliana«, welcher 52 von diesen verfasste Aufsätze enthält, die fast durchaus dem Gebiete der classischen Philologie angehören. Endlich überreichten Hartels letzte Schüler eine von dem Bildhauer Leisser trefflich modellierte Gipsbüste des Gefeierten, die das philologische Seminar schmücken wird. Herr Sectionschef von Hartel dankte in bewegten Worten für die so reichen Beweise der Liebe und Treue, die ihm geboten wurden. Sie erscheinen ihm als hervorgegangen aus dem Wunsche, ihm den Übergang von einer langen und lieben Wirksamkeit auf ein neues Feld der Thätigkeit zu erleichtern. Dann gedachte er des Aufschwunges, den die classische Philologie seit der Zeit, wo er selbst an der Wiener Universität studiert, durch die großen Verdienste seiner verehrten Lehrer und das einträchtige Zusammenwirken mit seinen lieben Collegen genommen habe, und sprach die Hoffnung aus, dass die Wiener Schule in ihrer weiteren Entwicklung noch viel Größeres leisten werde. — Wir werden über die »Serta Harteliana« demnächst ausführlich berichten.

Eranos Vindobonensis.

Winter-Semester 1894/5.

1. Sitzung am 25. October 1894.

Hofrath Benndorf, Reise im Süden der Monarchie. Der Vortragende weilte zunächst in Sarajewo, dessen in einem großen mehrstöckigen Gebäude untergebrachtes Museum einen außerordentlichen Umfang annimmt. Naturwissenschaft, Costüm- und Alterthumskunde werden in gleichem Maße gepflegt. Den Hauptbestandtheil bildet die prähistorische Sammlung, in welcher jetzt die neolithischen Funde von Butmir hervor-

ragen, die der Forschung manches Räthsel aufgeben. Das cla
Alterthum ist bloß durch römische Funde vertreten, Griechisches
sich nicht vor. Das Museum in Spalato leidet sehr unter dem
mangel; doch besteht der Plan, das derzeitige Landes-Hospital zu Mu
zwecken zu verwenden. In Zara ist die alte Rundkirche S. Don
in der französischen Zeit zerstört worden war, wiederhergestellt
In Agram entfaltet sich eine ganz außerordentliche Thätigkei
im Entstehen begriffene Museum der Gipsabgüsse enthält z. B.
güsse sämmtlicher Parthenonsculpturen. Die Antikensammlung v
satto bei Fiume, ehemals im Besitze der gräflichen Familie
größtentheils in Minturnae erworben, ist von der croatischen
regierung angekauft worden. Der Antikenbestand Aquilejas
von Jahr zu Jahr. Ein durchgängig illustrierter, wissenschaftlicher
der Sculpturen ist in Vorbereitung. Dann sollen in gleiche
zunächst die Sculpturen von Pola und Spalato veröffentlicht werde
andere umfangreichere Arbeit wird den kleineren Antiken g
sein. — Hofrath v. Hartel, Über den Stand des Kirchen
Unternehmens. An die bisher erschienenen Bände Cypria
Tertullians hat bereits eine Reihe fruchtbarer Untersuchungen v
logischer wie von philologischer Seite angeknüpft. Die Werke d
tantius sind fast vollständig erschienen und haben interessante
historische Probleme in Bewegung gebracht. Die Herausgabe des
stinus wird namentlich durch zwei Entdeckungen wesentlich g
Dr. Vrba fand in Rom den handschriftlichen Apparat, der auf Anreg
Papstes Sixtus V. (1585—1590) zusammengebracht worden war
Abweichungen der vaticanischen Handschriften von der Ausgabe d
nienses enthält. Dann hat Dr. Kukula in Paris den Apparat de
dictiner gefunden; er enthält nicht nur Collationen, sondern auch
und kirchengeschichtlich wertvolle Acten. Interessante Problem
Optatus: es liegt nämlich eine zweifache Textgestaltung von S
Autors selbst vor. Eucherius hat mehr ein pathologisches I
Er bietet eine Sammlung von formulae, denen eine gewisse m
Bedeutung gegeben wird. Die Briefe und Dichtungen des Pa
von Nola sind anziehend wegen der Persönlichkeit des hochge
und hochstehenden Verfassers (Ende des 4. Jhdts.), der von plö
Glaubenseifer ergriffen als Anachoret starb. Manches ist auch
Archäologen wichtig, so die Epigramme auf Wandgemälde un
stellungen des alten Testaments oder die Berichte vom Bau der
in Nola, die an den Ruinen controliert werden können; seine
allerdings will erst gelernt sein. — Dr. Hartmann legt eine R
Photographien römischer Urkunden aus Sa. Maria in via la
der Zeit von 921 bis Mitte des 11. Jhdts.) vor und verbreitet s
führlich über das Fortleben der römischen Tabellionen-Zunft im
alter. Die Debatte, an der sich namentlich Hofrath v. Hartel,
Schenkl und Landesschulinspector Huemer betheiligen, gilt haupt
der Frage, wie das „unmögliche« Latein dieser Urkunden zu erkl

2. Sitzung am 8. November 1894.

Dr. Hartmann legt eine Probe der von ihm in der
gehenden Sitzung besprochenen Urkunden vor. Die Vergleich
anderen Urkunden zeigt, dass wir es hier mit Texten zu thun
die durch Auslassung von Wörtern und Sätzen bis zur Sinnlosigk
stümmelt sind. — Hofrath Gomperz referiert über: K. v
Steinen, Unter den Naturvölkern Central-Brasilie
Bevölkerung lebt noch vollständig in der Steinzeit. Trotzdem
Kunsthandwerk zu erstaunlicher Höhe gelangt. Ihre »geomet
Verzierungen sind aus der Nachbildung hauptsächlich von Thiere
Fledermaus usw.) entstanden, was vielleicht auch für andere geom
Stile, namentlich den Dipylonstil zu gelten hat. Ihre Rechenkun

bloß bis 2, alle übrigen Zahlen werden durch Addition gebildet: beim Zählen über 3 wird gefingert und getastet. Das Wort für die Zahl 2 ist wahrscheinlich aus dem Begriffe des Theilens entstanden. Die Naturerklärung ist zoomorphisch, doch sind wirkliche Personificationen unbekannt. Man wollte das als Argument für H. Spencer und M. Müller gegen D. Hume verwenden, mit Unrecht. Denn Naturverlebendigung liegt doch überall vor, wenn auch die auf diesem Wege erzeugten mythischen Gestalten nicht oder nicht mehr göttliche Personificationen der Naturgewalten sind. Zur Religion finden sich nur äußerst schwache Ansätze im Todtencult. Allerdings fehlt auch der Medicinmann nicht, ebensowenig die weitverbreiteten Anschauungen über Traum, Krankheit und Tod. Die (unvollständige) Schambedeckung dient nur zum Schutz. — Hofrath Benndorf schließt sich der Meinung des Vortragenden über die Verlebendigung an. Bei jeder Apperception liegt schon sprachlich eine Verlebendigung vor; es kann kein Volk geben, das diesen Process nicht durchgemacht hätte. Dagegen erhebt er gegen die vorgetragene Auffassung von der Entstehung der geometrischen Kunst Einsprache.

3. Sitzung am 29. November 1894.

Prof. Jerusalem spricht über: Pöhlmann, Geschichte des antiken Socialismus und Communismus. Bd. I. Das Buch bringt im einzelnen zwar wenig Neues, ist aber besonders wertvoll durch die durchgehende Heranziehung moderner Parallelen. Ref. bespricht die Auseinandersetzungen Pöhlmanns über Homer, bei dem keine communistische Agrarverfassung anzunehmen sei; der communistische Staat auf Lipara beruht auf der nothgedrungenen steten Kriegsbereitschaft, ebenso die spartanischen und kretischen Syssitien. Unter den Theoretikern wird zuerst Dikäarch hervorgehoben und dessen directe Einwirkung auf J. J. Rousseau betont. Die Theorie Platons, dass der Staat ein Organismus sei, ist auch in ihrer Überspannung fruchtbringend gewesen. Im Anschlusse an Platon wird der Wert der Utopien überhaupt dargelegt. — Gegenüber dem Lobe des Ref. bemerkt Hofrath Gomperz: Es fehlt jede tiefere Forschung. Der Beweis für die die Entwicklung des Capitalismus betreffenden Aufstellungen wird nicht erbracht. Hippodamos ist nicht Vertreter des Egoismus. Die Excesse in Korkyra und der argivische Skytalismos haben mit der Zunahme des Egoismus nichts zu thun. Die berühmte Bemerkung des Thukydides bezieht sich auf die Vergleichung seiner Zeit mit der unmittelbar vorhergehenden, die durch die Perserkriege und die Errichtung des attischen Reiches einen mächtigen Aufschwung genommen und den Ständekampf zeitweilig zurückgedrängt hatte. — Dr. Masner gibt unter Vorweisung dreier vom österr. Museum für Kunst und Industrie erworbener Büsten und einer großen Zahl von Photographien eine Entwicklungsgeschichte der ägyptischen Mumienmasken. Er unterscheidet drei Perioden. Die erste ist rein ägyptisch, die zweite (auch in der Technik verschiedene) griechisch in idealer Auffassung, etwa im Stile des 5. Jahrhunderts. Dann kommen Porträtbüsten, gleichzeitig mit den gemalten Porträts (vgl. jetzt Archäol. Anzeiger 1894, Heft 4). — Hofrath Benndorf äußert die Vermuthung, der lächelnde Mund und die großen Augen vieler Köpfe sprächen dafür, dass es sich hier eigentlich um Abgüsse handelt, in denen Mund und Augen erst nachträglich ausgearbeitet wurden. Prof. Krall hebt hervor, dass die ausgestellte Maske ältester Gattung eine bisher unbekannte Gottheit zeige; die Hieroglyphen seien unverständlich. — Prof. Bormann zeigt eine in seinem Besitze befindliche, aus Rom stammende Travertinplatte mit einer Grabschrift in jambischen Senaren, die, mit Ausnahme der den Namen enthaltenden Zeile, mit der bei Gellius erhaltenen auf den Dichter Pacuvius wörtlich übereinstimmt. Das Gedicht kann nicht ursprünglich für Pacuvius gemacht sein, denn es enthält nichts für den Dichter Charakteristisches; zudem ist Pacuvius in Tarent gestorben, wo

damals lateinische Grabschriften kaum in Gebrauch waren. Es ist vi
mehr ein Formular, dessen dritte Zeile für den Namen des Verstorbene
bestimmt war. Es scheint sicher, dass Gellius dieses Gedicht eben
wie das auf Nävius und Plautus aus Varros Schrift de poetis hat, di
er an jener Stelle erwähnt, und es kann in Frage kommen, ob die
Schrift einen Theil von Varros Imagines gebildet habe (vgl. jetzt Arch
epigr. Mitth. XVII, 227 ff.) — In der lebhaften Besprechung, an d
sich die Herren Benndorf, Engelbrecht, v. Hartel, Hartmann und Szan
betheiligen, wird schließlich gegen die letzte Vermuthung eingewend
eine Grabschrift könne wohl in den Imagines nicht gestanden habe

4. Sitzung am 6. December 1894.

Dr. Reichel, Über den Salomonischen Tempel. Na
einem einleitenden Hinweise auf die drei biblischen Berichte, welche
Baugeschichte und Einzelbeschreibung des Tempels überliefern — I K
6; [II Chron. 3, 4]; Hesekiel XL 48, XLI — und einer kurzen kritisch
Beleuchtung derselben werden die bisherigen Reconstructionsversu
erläutert und wird zu zeigen gesucht, dass sie, schon für sich betracht
zu unmöglichen Resultaten gelangen. Auszugehen sei vielmehr von
Erwägung, dass der Tempel, als das Werk phönikischer Baumeis
und Werkleute, den Typus des phönikischen Heiligthums gehabt ha
müsse. Dieses aber war kein geschlossenes und gedecktes Haus, sond
ein hypäthraler Hof, eingefasst von Hallenbauten, die in einem o
mehreren Stockwerken Reihen von Gemächern zur Unterbringung
Priester, heiliger Geräthe oder der Weihgeschenke, enthielten.
Centrum der Anlage innerhalb des Hofes bildete der heilige Stein o
irgend ein anderes Symbol der göttlichen Gegenwart, beziehungsw
das diese Dinge bergende Zelt. Beispiele hierfür bieten neben Temp
ruinen antike Münzbilder von Byblos (aber nicht von Paphos), besond
drastisch die Kaaba von Mekka. An der Hand der Texte wird da
dargethan, dass diese durchaus in gleichem Sinne interpretiert wer
können; dass also auch die erste Anlage des Tempels zu Jerusalem
wesentlichen aus einem offenen, von einem mehrstöckigen Gebäude
großem Thorbau umrahmten Hofe bestand, dessen Mittelpunkt die »Bund
lade« unter ihrem Zelte bildete. Erst aus diesem Gesichtspunkte wer
eine Reihe einzelner Angaben verständlich, wie die auffallend mächtig
Mauern, die Anlage der Thüren, die Abtheilung und Anzahl der Gemäc
und ihre Fenster, vor allem das Unzureichende, was über Bedachu
mitgetheilt wird. Eine späte, aber merkwürdige Bestätigung der v
gebrachten Gesammtauffassung gibt eine, wie es scheint, bisher un
achtete Notiz des Cassius Dio XXXVII 17, 3. Die ausführliche Begr
dung seiner Ansicht in einem längeren Aufsatze behält sich der V
tragende vor. — An der Discussion betheiligen sich Hofrath Bennd
Prof. Niemann und Prof. Bormann, die dem Vortragenden in allen wes
lichen Punkten zustimmen. — Prof. Meringer, Ihering und
Indogermanen. Ref. verurtheilt das Buch, soweit es auf die In
germanen Bezug hat, aufs schärfste. Dagegen bemerkt Hofrath Gomp
dass gerade der auf Babylonien bezügliche Theil gewiss manchen gu
Gedanken enthalte; überhaupt scheine ihm das Buch trotz zahlrei
offenkundiger Verkehrtheiten doch vielfach recht anregend.

5. Sitzung am 20. December 1894.

Hofrath Benndorf berichtet kurz über die diesjährige Reise
Herren Heberdey und Kalinka in der Kibyratis und im östlichen Lyki
bei der viele neue, auch epichorische Inschriften gefunden wurden. D
referiert er über einen trefflichen Aufsatz Petersens (Röm. Mitth.
171 ff.), der aus den Fragmenten die am 30. Januar des Jahres 9 v. C
geweihte Ara Pacis reconstruiert. Zu den im Parthenonstil gehalte
Reliefstreifen dieser Ara gehört unzweifelhaft ein kleines, im Wie

Privatbesitz befindliches Bruchstück mit dem behelmten Kopfe eines bärtigen Kriegers (Mars). — Prof. Niemann, Über den gegenwärtigen Zustand des Parthenon. Eine von der griechischen Regierung eingesetzte Commission hat sich dahin entschieden, dass der Parthenon, der namentlich infolge der jüngsten Erdbeben stark gefährdet worden ist, dringend einer Restauration bedürfe, so zwar, dass ganze Steine herauszunehmen und zu ersetzen wären. E. Ziller, der sich diesem Gutachten nicht anschließen konnte, trat infolge dessen aus der Commission aus und legte in einer griechischen Zeitung seine abweichende Ansicht nieder. Eine derartige Restauration sei nicht bloß unnöthig, sondern auch gefährlich. Es genüge die Anwendung des kalt aufgetragenen Meyer'schen Steinkittes, der an Festigkeit nichts zu wünschen lasse. (Vgl. jetzt *Ἐφημ. ἀρχ.* 1895, S. 1 f.) — Hofrath Gomperz legt eine Abhandlung der Berliner physikalischen Gesellschaft vor, worin Gradenwitz ein neues Verfahren, Palimpseste zu photographieren, mittheilt. — Architekt Dell, Über die diesjährigen Grabungen in Carnuntum. Er beschreibt namentlich das neugefundene Mithraeum an der Hand einer Skizze. Prof. Bormann bespricht anschließend die inschriftlichen Funde und spricht die Vermuthung aus, dass dies Mithraeum mit demjenigen identisch sei, welches nach einer schon seit längerer Zeit im Hofmuseum befindlichen Inschrift die im Jahre 307 in Carnuntum vereinigten Kaiser wiederhergestellt haben. Sollte es zum Bau eines eigenen Museums für Carnuntum kommen, so ist Aussicht vorhanden, dass der Eigenthümer der Fundgegenstände Herr K. Hollitzer das Mithraeum so, wie es aufgefunden worden ist, im Erd- oder Kellergeschoss wieder aufstellen werde. Hofrath Benndorf regt den Gedanken an, der Verein möge die Errichtung des Museums in Carnuntum fördern helfen. — Pater Wehofer erzählt die Geschichte der Abercius-Inschrift und widerlegt Fickers Hypothese, dass die bisher als christlich angesprochenen Verse vielmehr heidnisch seien.

6. Sitzung am 10. Januar 1895.

Pater Wehofer erklärt die Inschrift des Abercius an der Hand der Wandgemälde in den Katakomben des Callistus (Sacr. Cap. Nr. 3). — *λαὸν .. λαμπρὰν σφραγῖδα ἔχοντα* bezieht Dr. Hartmann auf die eisernen Ringe der römischen Bürger oder auf die goldenen Siegelringe der Senatoren. Ferner hebt er hervor, dass die Geschichte des heiligen Cyriacus eine so auffallende Ähnlichkeit mit der Abercius-Legende zeige, dass man annehmen dürfe, die ursprünglichere Form der letzteren sei die Vorlage für Cyriacus gewesen. Eine kürzere Fassung der Abercius-Legende hat, wie P. Wehofer bemerkt, Lightfoot angekündigt. — Prof. Szanto referiert über: Bruno Keil, Amtsjahr und Kalenderjahr im 5. Jahrhundert (Hermes XXIX 32 ff.). Keil hat namentlich auf Grund von Aristot. *Ἀθ. πολ.* und Antiphon festgestellt, dass der Beginn des Amtsjahres ein wandelnder war. Durch diese Thatsache wird eine Reihe von Inschrifttexten erst verständlich. Von 410/9 an lässt sich das Zusammenfallen von Amts- und Kalenderjahr feststellen, was mit anderweitig überlieferten Reformen zusammenhängt. Nach 410/9 finden wir auch die Angabe der Archonten im Text. Falsch ist die weitere Behauptung Keils, dass jede Prytanie 36 Tage dauere, was ein Werk des Kleisthenes sei; nicht überzeugend sind seine Berechnungen für die einzelnen Jahre. — Prof. Mekler gibt, an den dritten Band des Stobäos von Hense anknüpfend, eine Übersicht der Geschichte des Textes und hebt die bahnbrechenden Arbeiten der neuesten Zeit (Wachsmuth, Elter, Diels) hervor.

7. Sitzung am 24. Januar 1895.

Dr. Much, Die Ortsnamen im Abschnitte Germania des Ptolemäos. Der Vortragende weist nach, dass die Ansetzungen des Ptol. keinen selbständigen Wert besitzen, sondern einfach die Beschreibung

Landkarte darstellen. Er zeigt, wie auf diese bestimmte Örtlichkeiten von Ptol. ziffermäßig angeführten Namen, selbst ganze Gruppen von in den Abschnitt. Manche finden sich doppelt In der Discussion fasst Prof. Tomaschek das Hauptdahin zusammen, dass die Gradbestimmungen des allein überliefert, wertlos sind. Hofrath Gomperz wenden sich gegen einzelne Punkte des Vortrages. — O. Seeck, Untergang des antiken Heidenthums. Geboten der erste Versuch im größeren Stile, lebendig und Bezeichnend für seine Gesammtauffassung ist das Capitel: Vertilgung der Besten. Ungerechte Beurtheilung Diocletians zu Gunsten (Vgl. jetzt Neue Freie Presse Nr. 11082 vom 3. Juli 1895). Gomperz und Dr. Hörnes vertheidigen die These Seecks von der Vertilgung der Besten. — Hofrath Gomperz polemisiert gegen Schanz, in seiner Ausgabe der platonischen Apologie die Behauptung aufstellt, diese Apologie sei keine Quelle für Sokrates' Leben, sondern rein dichterische Erfindung; ebenso wendet er sich gegen die im Hermes (XXIX 597 ff.) von demselben Gelehrten ausgesprochene Verdächtigung des platonischen Berichtes über die „Gefängnispoesie" des Sokrates. (Vgl. Verhandl. der 43. Vers. deutscher Philologen zu Köln 1895.)

8. Sitzung am 4. Februar 1895.

Dr. v. Schneider, Das Regenwunder der Marc Aurels-Säule. Ausführliches Referat über den Stand der Frage, wobei der Vortragende seine Bedenken gegen die Vermuthung Petersens ausspricht, dass die christliche Überlieferung aus falscher Interpretation der Säulenreliefs entstanden sei. — Dr. Reichel, Die ὀρσοθύρη im Homerischen Megaron (vgl. Arch.-epigr. Mitth. XVIII 6 ff.). Hofrath Benndorf betont die Nothwendigkeit solcher Untersuchungen und Versuche; es frage sich aber, ob sich denn wirklich alle Einzelheiten überall aufs genaueste decken müssen. Landesschulinspector Huemer, Hofrath Gomperz und Dir. Loos wenden sich gegen die vorgetragene Auffassung von ἀναβαίνειν, desgleichen Prof. Wickhoff und Prof. Niemann, die jener Zeit bewusste Kenntnis der Perspective absprechen. Auch die Erklärung von ἀκρότατον παρ' οὐδὸν und der Worte ἄγχι γὰρ αἰνῶς κτέ. wird von Hofrath Gomperz und Dr. Thiele angefochten.

9. Sitzung am 21. Februar 1895.

Prof. Wickhoff, Über Timomachos. Der Vortragende geht von der dem 4. christlichen Jahrhundert angehörenden Wiener Genesis aus und knüpft sie an die pompejanische Wandmalerei an. Diese, die in 120jähriger Entwicklung vor uns liegt, ist von den Originalen, auch in der Technik, abhängig. Die sogenannte hellenistisch-römische Kunst steigert das Pathos bis zu dem Höhepunkte der Pergamenischen Bildwerke und des Laokoon. Jetzt tritt zum erstenmal die kunstvolle Verwendung des Schlagschattens auf, der nicht die Illusion zerstörend auf einen leeren Hintergrund fällt, sondern auf den eigenen oder des Gegners Körper. In der folgenden Zeit der sogenannten hellenistischen Reliefs fängt ein im Hintergrund angedeuteter Fels, Tempel oder Mauer den Schlagschatten auf. Die Figuren stehen einfach und nüchtern nebeneinander. Ähnlich ist es mit den Darstellungen der Vasenmalerei, die bis ins 2. Jahrhundert fortlebt; an sie schließen sich die pompejanischen Malereien, die den hellenistischen Reliefs entsprechen. Die Medea, die unzweifelhaft auf Timomachos zurückgeht, gehört der letzteren Entwicklungsstufe an und bestätigt die Nachricht des Plinius, der diesen Künstler dem ersten vorchristl. Jahrhundert zutheilt. — Hofrath Benndorf erklärt sich mit dem Endresultate nicht einverstanden. Die Gründe Brunns sind nicht leicht beiseite zu schieben. Zudem gehört die Medea zu den

loci communes der späteren Sophisten, was gleichfalls auf ein berühmtes Kunstwerk älterer Zeit schließen lässt. — Prof. Jurenka, Humorvolle Stellen im Pindar. Nachweis einer Reihe von humoristisch gefärbten Stellen: Anspielungen auf das Honorar, Bilder und Einzelheiten des Symposions usw. Hofrath v. Hartel hält manches Vorgebrachte für unsicher. Jedenfalls ist damit nichts speciell für Pindar Charakteristisches gewonnen; Alkman zeigt Ähnliches. Hofrath Benndorf bezeichnet den Humor als Gegengewicht gegen den sonst zu drückenden Ernst.

10. Sitzung am 6. März 1895.

Hofrath Gomperz über: A. Ludwich, Briefe von und an A. Lobeck und S. Lehrs. Mittheilung zahlreicher charakteristischer Stellen (vgl. Biographische Blätter, Band II, Heft 1). Hofrath Benndorf stellt diesem Briefwechsel den Welcker'schen gegenüber: formale und reale Philologie. — Dr. Thiele, Über den Himmelsglobus des Atlas Farnese. Es ist im wesentlichen der Globus des Hipparch, die meisten der dargestellten Sternbilder stimmen, namentlich in ihrer Lage zu den Himmelskreisen, mit den in der erhaltenen hipparchischen Schrift gemachten Angaben überein. Jedoch machen die im einzelnen mangelhafte Ausführung und stilistische Eigenthümlichkeiten die Anfertigung in römischer Zeit (2. Jhdt.) wahrscheinlich. Die Statue ist also römische Copie einer griechischen, deren Künstler auf seine Atlasfigur direct den Himmelsglobus künstlerisch übertrug.

Sommer-Semester 1895.

11. Sitzung am 9. Mai 1895.

Dr. v. Schneider referiert nach Homolle (Gazette des beaux arts) über die Ausgrabungen in Delphi. — Prof. Wickhoff, Die Wiener Genesis. Seit dem 7. Jahrhundert versuchen es die Propheten, den Bilderdienst zu beseitigen, was ihnen mit Ausnahme der Cherubim auch gelingt. Es gibt infolge dessen keine jüdischen Vorbilder christlich-religiöser Kunstübung. Im 4. christlichen Jahrhundert tritt die Genesis auf mit ihrer illusionistischen, continuierlichen Darstellung. Nach der landläufigen Vorstellung hätte derselben die hellenistische Kunst das Vorbild abgegeben. Aber nicht diese ist es, sondern die römische Reichskunst, die von der etruskischen ihren Ausgang nahm. Unter Cäsar und Augustus herrscht nüchterner Naturalismus, Vorliebe für griechische Kunst («Prachtreliefs», Ara Pacis usw.); charakteristisch ist namentlich die Vorherrschaft des Thonmodells. In der Zeit der Flavier kommt im Reliefstil das illusionistische Princip auf (Procession der Tempelgeräthe), das unter Trajan weiter ausgebildet wird (Bogen in Benevent, Dacierschlacht am Constantinsbogen). In der Malerei tritt neben den sogenannten 4. pompeianischen Stil zugleich der illusionistische (Stilleben, Nachtstücke); vollständige Durchführung dieses Princips zeigen die Odysseelandschaften vom Esquilin, zugleich Beispiele continuierlicher Darstellung. Die philostratischen Gemälde entsprechen durchaus der illusionistisch-continuierlichen Kunst seiner Zeit. Die altchristliche Malerei ist nur eine Fortsetzung dieser im 4. Jahrhundert vollständig ausgebildeten römischen Kunstrichtung.

12. Sitzung am 16. Mai 1895.

Hofrath v. Hartel, Über den Text der Wiener Genesis. Die Handschrift stammt aus einer Bibliothek Norditaliens. Mit ihr sind verbunden zwei Blätter einer Handschrift des Lukas-Evangeliums. Der dem cod. Alexandrinus verwandte Text erscheint mit Rücksicht auf die Illustrationen gekürzt. Dr. Beer spricht nach einem kurzen Überblick des derzeitigen Standes der paläographischen Studien über die Punctation und sonstige paläographische Eigenheiten des Codex, namentlich über das tachygraphische Zeichen für *autem*. — Dr. Reichel: Dörpfeld, Troja 1893. Dem homerischen Troja entspricht nicht die zweite, sondern die

sechste Stadt. Die Stadtmauer mit ihren stufenförmigen Vorsprüng gleicht der von Tiryns. Diese Vorsprünge sind gewissermaßen verknöche Thürme. Im Inneren wurden mehrere verstreute Gebäude verschieden Größe in Form des templum in antis aufgedeckt. Ein solches Megaro in welchem drei Säulen hintereinander stehen, hält Dörpfeld für ein Tempel; dagegen ist auf das Megaron des Odysseus im Gjölbaschi-Fri zu verweisen. Die Mauern sind nicht aus Lehmziegeln oder Bruchsteine sondern aus Hausteinen (vgl. die ξεστοὶ λίθοι in der homerischen B schreibung der Paläste des Priamos und seiner Kinder). Der Vortragen berichtet sodann über Noack, Arne (Ath. Mitth. XIX 405 f.). Mit diese Namen bezeichnet Noack eine mit mykenischer Mauer umzogene Felse burg westlich von Orchomenos, die größte Stadt mykenischer Zeit. E Dipylon führt in beide Theile der Burg. Im Inneren findet sich ei große Zahl kleiner Gemächer und eine Hallenanlage (Agora?), dagege keine Gräber, keine Quelle oder Reservoir (vielleicht aufgemauert Cisternen, die dann zerstört wurden?). — Prof. Bormann spricht üb eine neulich aus den Abruzzen nach Rom gebrachte Tessera hosp talis in Form eines Widderkopfes, mit Inschrift auf der geglättete Rückseite. Dadurch wird die Echtheit eines ähnlichen Stückes im Wien Hofmuseum (Ritschl, Prisc. lat. mon. epigr. Tafel II A) außer Zweif gestellt; die dritte Zeile sollte hier wohl erst beim Austausch der tessera ausgefüllt werden (vgl. Notizie degli Scavi 1895, 85 f.). Der Vortragend macht dann noch auf eine Inschrift aus Marsala aufmerksam, i der des Triumvirn Pompeius Sohn Sextus sich Magnus Pompeiu Magni filius nennt, also die Benennung seines Vaters Magnus i derselben Weise als Vornamen verwendet, wie gleichzeitig der späte Augustus die Benennung seines Adoptivvaters Imperator (vgl. Notizi degli Scavi 1894, 388 ff.).

13. Sitzung am 6. Juni 1895.

Hofrath Gomperz macht aufmerksam auf: Jerusalem, Di Urtheilsfunction. Was bezüglich des Alterthums geboten wird, is vortrefflich. Eine interessante Parallele zu S. 37 (Identificierung vo Denkthätigkeit und Wahrnehmung) gibt die hippokratische Schrift περὶ ἱητρεῖον: ὄψει ἀφῇ ἀκοῇ ῥινὶ γλώσσῃ γνώμῃ. Der Vortragende leg sodann vor: Foucart, Recherches sur les origines et l'histoir des mystères d'Éleusis. Der Versuch der Herleitung aus Ägypte ist nicht überzeugend. — Prof. Wide (als Gast) legt, im Anschlusse an seine Grabungen in Aphidna, seine Ansicht über mykenischen und Dipylonstil dar. Der letztere ist ein Bauernstil, der vom mykenischen zeitweise zurückgedrängt, dann wieder einen neuen Aufschwung nimmt. Dr. Reichel stimmt dem Vortragenden bei. Die mykenische Cultur bildet immer nur einzelne Centren ohne Ausstrahlungen. Ihre Einwirkung ist auf den Inseln nachweisbar, nicht in Griechenland selbst. — Prof. Szanto weist verschiedene Berührungen zwischen der Aristotelischen Politik und Ἀθ. πολ. nach. (Vgl. Archäol.-epigr. Mitth. aus Österr. XVIII, S. 151 ff.)

14. Sitzung am 20. Juni 1895.

Prof. Meringer, Beobachtungen an der lebenden Sprache und ihre Verwertung für die Sprachgeschichte. Der Vortragende sucht nachzuweisen, dass die Sprachfehler (das sogenannte Sich-Versprechen) durch die Regelmäßigkeit ihrer Erscheinungen einen Redemechanismus enthüllen, welcher für die Beurtheilung darüber, wie entfernte Laute aufeinander wirken, von Wichtigkeit ist. (Vgl. R. Meringer und Karl Mayer, Versprechen und Verlesen, Stuttgart 1895.) An den Vortrag schloss sich eine lebhafte Erörterung einzelner Punkte.

Die Wahlen für das Vereinsjahr 1895/6 ergaben folgendes Resultat: Vorsitzender: Prof. Zycha; Stellvertreter: Dr. Reichel; Schriftführer: Dr. Hadek.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Collectanea aus Aristoteles.

Zur Logik 45 b 14. Ich halte dafür, dass Waitz etwas zu weit geht, wenn er mit corr. C allein gegen sämmtliche codd. hier *ταὐτά* statt *ταῦτα* schreibt. Denn wenn auch Ar. am Anfange des cap. 29 mittelst der Worte *τὸν αὐτὸν τρόπον* angedeutet hat, dass directe und indirecte Schlüsse auf dem gleichen Principe beruhen, so ist es doch etwas anderes, zu behaupten: Dieselben werden in gleicher Weise zustande gebracht, und ebenso etwas anderes, zu sagen: Man muss dabei auf die nämlichen Elemente Rücksicht nehmen. Dass aber Ar. mit den erwähnten Anfangsworten des 29. cap. nicht buchstäblich Wahres habe angeben wollen, dürfte sich wohl aus 46 a 7 ergeben, wo ausdrücklich zwischen directem und indirectem Beweise (*ἀναδεικνύοντα — κατασκευάζοντα*) ein Unterschied gemacht wird.

46 a 37 f. Es ist nicht einzusehen, weshalb die von den codd. gebotene Lesart *ὅ τι* und *διαιρούμενοι* von W. angezweifelt wird. Wenn W. dafür hält, dass die Übersetzung des ersten Theiles unserer Stelle: „et quod colligere licet, quod non, ignorabant, cum dividebant (nam e divisionibus quid sit res ipsa evincere sibi videbantur)“ nicht in der Ordnung sei, so ist das allerdings insoferne eine willkürliche Erklärung, als man nicht einsehen kann, weshalb sich dann Ar. nicht deutlicher ausgedrückt hat. Jedenfalls wird unsere St. dadurch am besten erklärt, dass man bei *ὅ τι* und bei *διαιρούμενοι* bleibt, weil *ὅτι* die Sache nicht vereinfacht, sondern vielmehr compliciert, da man dann nicht versteht, weshalb Ar. nicht beide Sätze unter Einem vorbringt, indem sich ganz gut hätte sagen lassen: *οὔτε ὅτι οὔτε ὅτι οὕτως* κτλ. Andererseits finden wir, dass die Ausdrucksweise mit *ὅ τι* (= inwiefern) nichts anderes besagen will als die Rücksicht, auf Grund welcher beim Eintheilungsverfahren von einem Schlusse überhaupt geredet werden kann.

49 b 26. W. kam wohl die Schwierigkeit zum Bewusstsein, welche hier in dem *ἀλλὰ* steckt, wenn man *οὐχ* gegen cod. A beibehält. W. meint nämlich: Die St. hat entweder mittelst *οὐχ* oder ohne *οὐχ* erklärt zu werden. Im ersteren Falle ist der Sinn deutlicher als im letzteren; nur ist dabei *ἀλλὰ* hinderlich, indem man eher erwartet, dass Ar. schrieb: *καὶ γὰρ οὐχ οὕτως χρῆται* .... Es muss sich hernach W. zu einer ziemlich gezwungenen Erklärung des Ganzen verstehen, um nur das allgemein überlieferte *ἀλλὰ* zu retten. Wenn er aber schon anfangs bemerkt, dass auch durch 76 b 39 und 1078 a 20 dieselbe Lesart verbürgt sei, so muss ich gestehen, dass dies noch nicht einleuchtet. Denn die Worte in der ersteren St., welche allein daselbst für W. sprechen könnten (*ὁ δὲ γεωμέτρης οὐδὲν συμπεραίνεται τῷ τήνδε εἶναι γραμμήν*), ebenso wie die an der anderen (*οὐ γὰρ ἐν ταῖς προτάσεσι τὸ ψεῦδος*) stimmen vollkommen mit dem hier vorliegenden von cod. A Gebotenen *τὴν ποδιαίαν καὶ εὐθεῖαν τήνδε καὶ ἁπλατῆ εἶναι λέγει οὐκ οὖσας, ἀλλ' οὕτως χρῆται ὡς ἐκ τούτων συλλογιζόμενος*, indem der Gegensatz zwischen *οὐκ οὖσας λέγει* und *χρῆται συλλογιζόμενος* die Ausstoßung des *οὐχ* vor *οὕτως* geradezu fordert.

Zur Physik *Δ* 215 a 22. Hier glaubt Prantl an der Stelle des allgemein überlieferten *κενὸν* die Conjectur *μανὸν* bieten zu dürfen, indem er schreibt: *ἔτι νῦν μὲν εἰς τὸ μανὸν διὰ τὸ ὑπείκειν φέρεσθαι δοκεῖ*. Ich halte aber hier eine Änderung für überflüssig, weil Ar. in diesem Punkte, den er zum Zwecke der Ableugnung des Leeren vorbringt, nichts anderes besagen will, als dass die Bewegung immer nur deshalb in das Leere hinein vor sich zu gehen scheint (*δοκεῖ*), so dass man also, auf diesem Grunde fußend, von einem Leeren sprechen dürfte, weil die in der Richtung der Bewegung liegenden Hindernisse beseitiget werden (*διὰ τὸ ὑπείκειν*). Nun wäre aber ein im Leeren sich bewegender Körper nach allen Richtungen von Hindernissen befreit. Infolge dessen könnte ein zur Bewegung angeregter Körper im Leeren überall hin und nicht nur in der Bewegungsrichtung (soweit es auf die hier vorausgesetzte Annahme von der Beseitigung der Hindernisse ankommt) sich fortbewegen. Weil nun letztere Folgerung absurd ist, so gibt es kein Leeres.

Wenn Prantls Bemerkung in seiner Übersetzung S. 499, 21 dahin zielt, dass die Reihenfolge der Gründe nicht geordnet sei, welche von Ar. hier gegen die Existenz des Leeren angeführt werden, so kann sich nach der von mir gegebenen Erklärung unserer Stelle dies wenigstens nicht auf diese letztere beziehen, weil auch der vorangehende Grund von dem Stillestehen eines bewegten Körpers im Leeren von dem gleichen Gesichtspunkte wie unsere St. behandelt wird.

Zur Physik *Δ* 213 a 30. Der Gedankengang ist offenbar folgender: Diejenigen, welche die Entstehung des Leeren leugneten,

gingen so vor, dass sie zeigten, es sei auch in vermeintlich leeren Räumen, in einem ungefüllten Schlauche, in der Wasseruhr etwas, nämlich Luft vorhanden. Da nun aber die Annahme von dem Nichtvorhandensein des Leeren höchstens dadurch bewiesen werden könnte, dass man darthut, es gebe keine Ausdehnung ohne einen Körper, kein *διάστημα*, so haben jene Physiker die Rechnung ohne den Wirt gemacht, wenn sie sagen:

das Wirkliche (nicht Leere) ist alles körperlich | also ist das Leere
das Leere ist unkörperlich | nicht wirklich,

oder es müsste das mit Luft Angefüllte leer sein, d. h. es bliebe, wenn man ein Leeres annehmen wollte, nichts anderes übrig, als das mit Luft Angefüllte leer zu nennen; das sei nun aber eben nach der Voraussetzung nicht leer, also gibt es überhaupt kein Leeres. Ich glaube, dass nach dieser Darlegung Prantls Änderung *οὐ δὴ τὸ πλῆρες ἀέρος κενὸν εἶναι* gegen das von allen Handschriften und Ausgaben gebotene *διὸ τὸ πλῆρες ἀέρος κενὸν εἶναι* überflüssig wird.

Aus Prantls Übersetzung aber muss man abnehmen, dass er von dem Standpunkte ausgieng, Ar. wolle die vulgäre Ansicht von der Existenz des Leeren gegenüber Anaxagoras und Consorten mit Rücksicht darauf in Schutz nehmen, dass die letzteren gegen erstere eine falsche Polemik führen. Denn sie richteten ihre Angriffe gegen etwas, was gar nicht behauptet wurde. Die vulgäre Ansicht hätte vorausgesetzt, dass das mit Luft Gefüllte leer sei, wenn man (nach Prantl) dem Beweise des Anaxagoras folgen wollte. Und Anax. hätte darnach bewiesen, dass die Leute dabei etwas Falsches dächten; denn leer sei nichts, Luft sei etwas. Nun beweist aber in Wirklichkeit nach dem unmittelbar Vorangegangenen Anax. gemäß dem Wortlaute bei Ar., dass in angefüllten Schläuchen und Wasseruhren Luft vorhanden sei, so dass man annehmen muss, er habe diesen Beweis gegen diejenigen gerichtet, welche die Existenz des Leeren aus dem Umstande darzuthun sich bemühten, dass man in den erwähnten Gegenständen nichts finde, dass sie also leer seien. Ich glaube, dass es schwerlich jemanden geben wird, der nur einen Augenblick darüber in Zweifel gerathen könnte, welcher der beiden Voraussetzungen, gegen die des Ar. Beweisverfahren gerichtet erscheint, der Vorzug gebüre, ob derjenigen, welche annimmt, dass das mit Luft Gefüllte leer sei, oder derjenigen, welche behauptet, dass in den erwähnten Schläuchen und Wasseruhren sich nichts befinde, dass sie leer seien. Denn offenbar ist die zuletzt erwähnte Ansicht derart, dass man auf sie naturgemäß verfallen muss, während die erstere schon in ihrem Wortlaute die Contradictio in adiecto auf der Stirne trägt: Wie soll etwas, das mit einem Stoffe gefüllt ist, leer sein? Nun hat aber diese von mir vorgebrachte Scheidung der zwei hier möglichen Voraussetzungen insofern die größte Wichtigkeit, als gerade von dem Umstande, ob man das eine oder das andere gelten lässt,

unsere in Frage stehende Lesart abhängt. Denn wenn man annimmt, dass Prantls Auffassung richtig ist, d. h. die Voraussetzung gilt, dass des Ar. Argumentation gegen die Annahme gerichtet sei, dass das mit Luft Gefüllte leer ist, bleibt schwerlich etwas anderes übrig, als aus dem überlieferten affirmierenden Satz mit Prantl einen negierenden zu machen. Dabei muss man zugleich voraussetzen, dass nicht nur die Worte *οἱ δ' ἄνθρωποι — αἰσθητόν*, sondern auch die sich daranschließenden *οἰόμενοι δὲ — κενὸν εἶναι* als Ausdruck der Ansicht der Leute galten. Ich habe zu Anfang die Annahme gesetzt, dass im zweiten Theile (*οἰόμενοι δὲ — κενὸν εἶναι*) nicht mehr die vulgäre Ansicht, sondern die des Anax. und seiner Anhänger angegeben ist, also ein Subjectswechsel angewendet sei. Es dürfte aber wohl zweckmäßiger sein, von diesem immerhin misslichen Subjectswechsel Umgang zu nehmen, insbesondere auch deshalb, weil sich dann der Ausdruck *διὸ τὸ πλῆρες ἀέρος κενὸν εἶναι* noch leichter in den Rahmen der Gedanken fügt. Denn dann wird man übersetzen: Anaxagoras hat das Leere als nichtexistent hinstellen wollen, indem er denjenigen, welche voraussetzten, dass es ein Leeres gebe, die einzige Rückzugslinie abschnitt, welche ihnen für ihre Annahme noch offen stand, nämlich dass in ungefüllten Schläuchen u. dgl. doch jedenfalls ein Leeres constatiert werden müsse. Es blieb aber nur bei diesem „Wollen" des Anax.; denn in Wirklichkeit hat er sich einer *ἑτεροζήτησις* schuldig gemacht, indem er seinen Angriff gegen die vulgäre Anschauung hätte richten sollen, die da behauptet, dass man unter dem Leeren eine bloße Ausdehnung (*διάστημα*) zu verstehen habe, in welcher kein wahrnehmbarer Körper sich befinde; denn ausgehend von dem Glauben, dass alles Seiende, Wirkliche (als Gegensatz des Leeren) mit einem (wahrnehmbaren) Körper ausgestattet sei, setzten diese Leute voraus, dass (im Gegentheile dazu) unter dem Leeren das zu verstehen ist, worin im großen und ganzen (*ὅλως*) gar nichts sich befinde, so dass sie auf diesem Wege dazu kamen (*διὸ*), jenes von Anax. so scharf mitgenommene (*τὸ*) von Luft Erfüllte als leer anzusehen. Man darf also nicht darauf ausgehen, wenn man zeigen will, dass ein Leeres nicht existiert, darzuthun, dass die Luft nicht zu dem Leeren gerechnet werden dürfe (*ὅτι ἔστι τι ὁ ἀήρ*), sondern man müsste zeigen, dass es auch keinen Raum der bloßen Ausdehnung (*διάστημα*) gibt (denn die vulgäre Ansicht hat angenommen, dass die mehrfach erwähnten Schläuche usw. ein Beweis für die Existenz des Leeren seien, aber nicht deshalb, weil man an das Vorhandensein von Luft in denselben gar nicht dachte, so dass man voraussetzte, dass in der That nichts darin sich befinde, sondern deshalb, weil man eben in diesen Schläuchen nichts anderes als die Unterbrechung des Körpercontinuums, die bloße Ausdehnung (*διάστημα*), erblickte).

Zur Metaphysik 1039 a 30—33. Schwegler (S. 119) meint, dass mit diesen Worten der Gedankengang unterbrochen werde; er sagt, der Umstand, dass mit der Voraussetzung der Idee zugleich ein τόδε τι und ein χωριστόν gegeben sei (wie hier Ar. zeigt), wäre schon vorausgesetzt, also nicht erst zu beweisen. Aber wo nehmen denn die Anhänger der Ideenlehre eine οὐσία an? Vorausgesetzt war nämlich nur auf Seiten des Ar. die οὐσία, welche ungetrennt von der Sache als ein τόδε τι zu gelten hat, und auf Seiten Platons die Idee, getrennt von den wirklichen Dingen. Wenn die Idee somit als wahrhaftes Wesen der Dinge (als οὐσία) zu gelten hätte, meint Ar., was die Platoniker doch behaupten, so ließe sich eine solche Anschauung mit der im Bisherigen von Ar. festgesetzten Beschaffenheit des Wesens, der οὐσία, nur so vereinbaren, dass dieselbe mit einem Moment ausgestattet werde, das mit der so gut wie bewiesenen Eigenthümlichkeit jeder οὐσία disharmoniert: der Trennbarkeit, d. h. die οὐσία, die sonst doch nur mit und in den Dingen gegeben ist, müsste sich von diesen letzteren (als Idee) ablösen, was eben dem widerspricht, was von Ar., wie er meint, für sicher nachgewiesen worden ist. Vgl. b 12 f., 15 f.

Es kann somit nicht davon die Rede sein, dass, wie Schw. annimmt, hier bewiesen werden soll, dass der Mensch aus Einzelsubstanzen bestehe, wenn ζῷον und δίπουν solche seien. Infolgedessen fehlt auch die Basis, auf Grund welcher man mit Schw. unsern Paragraphen in das vorige Capitel einrücken wollte.

b 15 f. Es ist hier nur die Frage, ob dem Sinne des Ganzen angemessener gelesen wird: ζῷον, ὃ οὐσία. τοῦτο αὐτὸ παρ' κτλ. oder, wie Bonitz vorschlägt: ζῷον, ᾧ οὐσία τοῦτο αὐτό, παρ' κτλ. Nach meiner Ansicht hat entschieden Schw. die Sache richtiger erklärt, wenn er sagt: „Es ist unmöglich, dass ein ζῷον ebendies, nämlich ζῷον sei neben und außer dem ζ. als solchen". Doch bemerke ich, dass mit Rücksicht auf die abschließende Bedeutung des Satzes b 16 f. nicht eingesehen werden kann, mit welchem Rechte Schw. angeblich nach Alexander den Satz b 15 f. hinter ἀτοπώτερον gestellt wissen will.

b 22. Bonitz (p. 352 sq.) möchte dieses ὅλως deshalb streichen, weil seine Bedeutung, den Umfang eines Begriffes zusammenfassend zu bestimmen, hier nicht angenommen werden dürfe, weil nichts zusammenzufassen, vielmehr ὁ λόγος von seinem Gegentheile zu trennen sei. Darauf ist zu erwidern, dass allerdings diese Trennung hier durchgeführt werden soll, jedoch nicht etwa ohne die hier hervorzuhebende Vergleichung des σύνολον, welches ja doch aus ὕλη und λόγος besteht, mit dem λόγος überhaupt. Und ὅλως ist eben der Ausdruck für das letztere, hat also doch jene zusammenfassende Bedeutung.

1040 a 21. Es handelt sich hier darum, zu zeigen, dass die Idee für die durch Definition zu gebende Bestimmung des Wesens

nichts beizutragen vermag (a 8). Da dieselbe (Idee) etwas von den Dingen Getrenntes ist, und da man in ihr ebenso wie bei den Dingen die logischen Merkmale der Gattung und Differenz unterscheiden muss, so müssten eben auch diese letzteren von den Dingen getrennt sein. Es ist nun klar, dass der Gedanke der Trennung der Idee von den Dingen in diesem aus mehreren Punkten bestehenden Beweise, der noch weiter fortgesetzt wird, schon von Anfang an hier vorausgesetzt ist. Es ist das auch mit den Worten a 18 (*πρότερά γ' ὄντα*), sowie mit den folgenden a 18 f. deutlich genug ausgedrückt. Man wird deshalb schwerlich mehr mit Bon. für eine nochmalige Begründung des ganzen Gedankens (a 20 f.) durch den mit dem Vorhergehenden in Zusammenhang gebrachten Satz *ὅτι πρότερα τῷ εἶναι* sprechen dürfen, was Bon. in der Weise empfiehlt, dass er den Vorschlag macht, zu schreiben: *καὶ ἡ διαφορὰ ἔσται, ὅτι κτλ.* Man sage nicht, die Ausdrucksweise *εἶτα ὅτι*, mittelst welcher ein neuer Beweispunkt an das Vorhergehende angeschlossen wird, sei zu abrupt, weil in dem früher Behandelten kein Anhalt dafür gegeben worden ist, jetzt einen solchen neuen Punkt zu beginnen. Hat man doch mit den Worten vor *εἶτα* Ar. auf die Thatsache Rücksicht nehmen sehen, dass die Bestandtheile der Definition, welche in der Idee gelegen sein müssen, mit dieser von den Dingen zu trennen sind, während mit *εἶτα* die Frage eingeleitet wird, wie es sich denn damit verhalte, wenn man die Idee, deren Definition man geben solle, von dem Standpunkte betrachtet, dass die ihr entsprechende Sache (nach dem oben 1039 b 22 ff. Gesagten) der Vernichtung anheim fiele. Da aber der Nachdruck nicht mehr auf dem *πρότερα*, sondern darauf liegt, dass eine selbständige Existenz der Idee und ihrer Merkmale vorausgesetzt werden muss, so hat Ar. das *τῷ εἶναι* noch besonders hinzugefügt. Aus dem von mir Erwähnten wird man zugleich abnehmen, dass die Bon.'sche Interpunction und Vereinigung auch des letzten Gliedes des neuen Gedankens, der Worte *ταῦτα — ἀνταναιρεῖται*, mit dem Vorigen nicht möglich ist, da sonst zwei ganz verschiedene Gedanken in Einen zusammengezogen würden.

1041 a 13. Wie mir scheint, haben Schw. und Bon. hier eine Voraussetzung gemacht, die gar nicht zutrifft. Beide nehmen an, dass der Ausdruck *τὸ εἰρημένον* hier durch die Worte *διὰ τί ὁ ἄνθρωπος μουσικός ἐστιν* erklärt werde, so dass in Gegensatz hierzu *ἢ ἄλλο* (a 14) stünde. Insofern glaubt Bon., sich an den Scholiasten Alexander halten zu sollen, der eine Erklärung bietet, auf Grund welcher Bon. folgende Lesart vorschlägt (p. 358[1]): *ἤτοι ἐστὶ τὸ εἰρημένον ζητεῖν διὰ τί ὁ ἄνθρ. μουσ. ἄνθρ. μουσ. ἐστιν, ἢ ἄλλο.* Dabei hat er also das, was Schw. mit der bloßen Ergänzung dieses Ausdruckes *μουσ. ἄνθρ.* zustande bringt oder durch Hervorhebung mittelst des orthotonierten *ἔστιν*, durch wirkliche Hinzufügung jenes Ausdruckes ermöglicht. Nun glaube ich

aber, dass der nämliche Zweck schon durch die Vulgata erreicht ist, indem mit dem Artikel ὁ vor ἄνθρωπος bloß auf den bereits genannten „musikalischen Menschen" hingewiesen wird, so dass dazu einfach das Merkmal „musikalisch" wieder in dem Sinne als musikalischer Mensch gesetzt erschiene. Doch will ich noch zu bedenken geben, ob man nicht darauf Rücksicht zu nehmen habe, ob ἄλλο und μουσικός in Gegensatz stehen, insofern mit dem letzteren die eigentlich richtige Bestimmung des musikalischen Menschen gesetzt wäre, während mit ἄλλο noch die Frage offen bliebe, ob nicht eine andere Bestimmung zu Mensch genommen werden sollte, damit man den „musikalischen Menschen" ordnungsgemäß definiere.

1041 b 1. Insofern es sich in dem ganzen 17. Capitel darum handelt, dass man das Wesen bestimme, eine Thatsache, die auch durch die von Bon. (p. 359 [1]) gegen Alexander in Schutz genommenen Worte a 28 bestätiget wird, kann man nicht erkennen, wie der vom ersteren gemachte Vorschlag, hier διὰ τί statt τί zu schreiben, gebilligt werden sollte. Denn gerade weil die Bestimmung des Grundes (διὰ τί) nur als Hilfe zu dem Zwecke der Angabe, wie die Wesenheit gefunden wird (vgl. a 6), betrachtet werden muss, geht Ar. ganz richtig nach der Erörterung der Fragen, die sich auf jene Ursache beziehen, auf den Kernpunkt der Sache zurück, indem er sich um das Wesen des Menschen erkundiget. Wenn dagegen Schw. meint, es sei hier hinter οἷον noch εἰ einzuschalten, weil dieser Satz sonst keinen Grund angibt, während er dies doch sollte, so muss darauf erwidert werden, dass jenes οἷον die Eigenthümlichkeit besitzt, dass dadurch ein Beispiel eingeleitet wird, mittelst welches eben das ganze Verfahren anschaulich gemacht ist. Wenn man das Wesen des Menschen untersucht, meint Ar., so darf man nicht die einzelnen Theile aufzählen, aus welchen das zu definierende Ding äußerlich besteht, sondern muss die Untersuchung, die allerdings von den Theilen ausgeht, auch noch richtig organisieren (διαρθρώσαντας), so dass auf diesem Wege die gewöhnliche, natürliche Bedeutung (ἁπλῶς λέγεσθαι) zur Geltung gelangt und nicht etwa nur die künstliche Trennung des Ganzen in seine äußerlichen Bestandtheile erfolgt (διορίζειν ὅτι τάδε τόδε. Denn Bon. hat ganz recht gethan, mit cod. A b und Alex. jenes ἢ einzuklammern). So erklärt auch Schw. selbst diesen §. 13 (S. 133).

b 5. Insofern die erwähnten äußeren Bestandtheile von Ar. mit dem Ausdrucke ὕλη bezeichnet werden, kann man es nicht so ungereimt finden, wenn Ar. hier von dieser Materie, d. h. von diesen Bestandtheilen bemerkt, warum sie vorhanden sind (τὴν ὕλην ζητεῖ, διὰ τί ἐστιν). Denn diese Bestandtheile sind ja, wie z. B. beim Hause die Steine, Ziegel, das Holz usw. gleichsam der Schlusserfolg derjenigen Wirksamkeit, welche in dem Wesen des Hauses gelegen scheint, sozusagen die Krone der begrifflichen Bestimmung des Dinges, und weil wir nur entweder diese Materie

oder nur den Grund haben, wodurch das Wesen der Sache veranschaulicht werden kann, so frägt man am besten um beides zugleich in der oben angegebenen Form. Ich halte es daher mit Schw., welcher zwar Bon.s Vorschlag annehmbar findet, jedoch folgende Lesart, die auf cod. A b beruht, mit Recht vorzieht: *τ. ὅ. ξ. διὰ τί ἐστιν οἷον οἰκία; διότι ὑπάρχει ταδί, κτλ.* Dabei muss ich aber erklären, dass mir Schweglers Polemik (S. 133) gegen Trendelenburg missfällt, indem ersterer sich gegen die Voraussetzung des letzteren wendet, wornach *οἰκία* als Beispiel der Materie steht.

1042 b 27 f. Es wäre ganz in der Ordnung, hier mit Bon. *κρυστάλλῳ* statt des von allen Handschriften gebotenen *κρύσταλλον* zu schreiben, wenn man sicher wäre, dass Ar. den Gedanken hervorheben wollte, was denn das Wesen der Sache, des Eises, eigentlich bedeute. Nachdem es sich aber gemäß den einleitenden Worten (b 10 f.) und dem ganzen Tenor der Darstellung offenbar nur darum handelt, zu erklären, woher denn die Verschiedenheit der Dinge bei angeblich gleich bleibender *ὕλη* (b 12 f.) komme, so wird man schwerlich den Gedanken in die Stelle legen, was denn das Wesen des Eises sei, sondern den Gedanken, was wir denken, wenn man davon spricht, dass es Eis gibt. Ar. fasst, wie gewöhnlich, die Sache hier vom populären Standpunkte, während Alexander freilich darauf ausgeht, mit seinem *κρυστάλλῳ* der Stelle den aristotelisch-wissenschaftlichen Charakter aufzuprägen. Wie weit Bon. mit seiner Conjectur gelangt, ist am besten dadurch erwiesen, wenn man im Auge behält, dass er dann auch im Vorhergehenden zu ändern genöthiget ist, indem er statt *τὸ εἶναι τὸ οὕτως αὐτὸ κεῖσθαι σημαίνει* lesen will: *τὸ εἶναι αὐτῷ τὸ οὕτως κεῖσθαι*, eine Änderung, die natürlich nicht berechtigt ist. Vgl. übrigens 1043 a 2 ff. und 9 f.

1043 a 28. Da im Vorhergehenden vom Anfange des Capitels an immer nur von den Eigenthümlichkeiten der *ἐνέργεια* im Gegensatze zur *ὕλη* gesprochen und vor allem betont worden ist, dass es sich nunmehr bloß noch um die Festsetzung des Wesens der *ἐνέργεια* handelt (1042 b 10 f.), so ist wohl klar, dass, wenn Ar. am Schlusse des Capitels zu dem Ergebnisse gelangt, es seien zwei einfache Stücke und ein zusammengesetztes bei der Wesenheit zu unterscheiden, eines von diesen dreien als der Energie entsprechend dargethan wird. Nun sagt eben deshalb Ar., nachdem er gezeigt hat, dass Energie und *μορφή* in diesem Falle identisch sind (1043 a 25 f.), in der Zusammenfassung des hierher gehörigen Ergebnisses, man habe einen Theil in der *οὐσία* als *ὕλη* von dem anderen abzuscheiden, weil er Materie ist, wie beim Hause Steine, Ziegel, Holz (vgl. 1043 a 14—16), dann einen zweiten als *μορφή* anzunehmen, weil er in der Art der *ἐνέργεια* erscheint, während das dritte hier vorauszusetzende Element aus den beiden genannten besteht.

Mit Rücksicht darauf ist eine besondere Begründung des mit *μορφή* charakterisierten Bestandtheiles wohl am Platze, so dass man nicht einsehen kann, warum Bon., dem Schw. (S. 141), wenn auch nicht in seinem Texte, beistimmt, statt des überlieferten *ὅτι* vor *ἐνέργεια* die Änderung *καὶ* empfiehlt. Denn es ist etwas anderes, hier und a 30 f., auf welch letztere Stelle sich Schw. zum Zwecke der Begründung seines Vorschlages beruft, *καὶ* zu schreiben, da erstlich an unserer Stelle ein Vergleich gegeben ist, der, mit *ὡς* eingeleitet, wohl ziemlich verworren lautete, wenn man beide Worte, *μορφή* und *ἐνέργεια*, coordiniert dazu verwendete, um den Zweck zu erreichen, der mit diesem Vergleiche gegeben sein soll. Hernach wäre aber noch zu bemerken, dass mit der Parallelstelle a 30 f. nur gesagt ist, dass man neben der Annahme des oben erwähnten dritten Elementes auch die Annahme der *ἐνέργεια* gelten lassen könnte. Aus diesem Grunde aber hat Ar. hier noch *μορφήν* hinzugefügt, weil er damit nur noch einmal in Erinnerung bringen wollte, was er unter *ἐνέργεια* verstehe, so dass *μορφή*, wie schon die verschiedene Stellung des Wortes hier und oben anzeigt, in diesem Satze lediglich die Geltung einer erläuternden Bemerkung besitzt, während oben zu diesem *μορφή* deshalb eine Begründung (*ὅτι ἐνέργεια*) hinzugefügt erscheint, damit bewiesen werde, dass als jener zweite Theil in der *οὐσία* die *μορφή* angesehen werden muss, so dass also dieses *ὅτι ἐνέργεια*, als in den Beweis gehörig, keineswegs eine Glosse ist, wie Schw. annimmt. Dass Alex. *καὶ* liest, kann vermöge der Thatsache, dass dies nur Erklärung ist, nicht für ausschlaggebend genommen werden.

Graz. Joh. Zahlfleisch.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Nemesiana. Sopra alcuni luoghi della »Natura dell' uomo« in armeno. Nota del socio Emilio Teza. Roma, Tipografia della R. Accademia dei Lincei 1893. (Rendiconti della R. Acc. dei Lincei, Classe di scienze morali, storiche e filologiche. Estratto dal vol. II, fasc. 1 [pag. 1—16]. — Seduta del 22 gennaio 1893).

Die vorliegende Arbeit, eine Ergänzung zu der von mir in dieser Zeitschrift XLV (1894), S. 623—628 besprochenen Abhandlung desselben Verf.s 'La natura dell' uomo di Nemesio e le vecchie traduzioni in italiano e in armeno', zerfällt in zwei Theile. Im ersten, dem allgemeinen, würdigt Prof. Teza zunächst das Verdienst des Nemesius, den er in aristotelischer Ausdrucksweise διαλεκτικός und φυσικός nennt, indem er bemerkt, dass Nemesius in seiner Schrift die neueren christlichen Lehren mit den alten heidnischen in feinfühliger und kluger Weise zu vereinigen gewusst habe. Einen Schluss auf die Beliebtheit, deren sich Nemesius auch bei Gelehrten dieses Jahrhunderts erfreut, zieht T. nicht mit Unrecht aus dem Umstande, dass ihm verhältnismäßig junge Übersetzungen, wie die französische von Thibaut 1844 und die deutsche von Osterhammer 1819, entweder nur schwer oder überhaupt nicht zugänglich waren. So konnte der Verf. erst spät in die französische Übersetzung Einsicht nehmen und den Eindruck gewinnen, dass sie im ganzen genommen eine tüchtige Leistung sei. Umgekehrt ergieng es dem Ref. Während ihm Thibauts Arbeit leider bisher nicht zu Gesichte kam, fand er die Osterhammer'sche Übersetzung nach vergeblichen Versuchen, das Werkchen durch den Buchhandel oder durch die öffentlichen Büchereien am Druckorte (Salzburg) zu erlangen, vor kurzem — das Gute liegt so nahe — in der Wiener Hofbibliothek.

Da von der bislang so gut wie verschollenen deutschen Übersetzung nicht einmal der Titel weiteren Kreisen vollständig bekannt sein dürfte, so mag eine kurze Besprechung der Einrichtung des aus VIII u. 166 Octavseiten bestehenden Büchleins, eine Zusam-

menstellung der Textberichtigungen und eine kleine Übersetzungsprobe hier nicht unerwünscht erscheinen.

Der Titel lautet: „Nemesius Bischoff[1]) zu Emesa in Phönizien im vierten Jahrhundert, von der Natur des Menschen, nach dem Urtheile der Gelehrten. Eine der scharfsinnigsten Schriften des ganzen christlichen Alterthumes. Aus dem Griechischen zum ersten Male in das deutsche übersetzt, mit einzelnen Text-Berichtigungen, einer Parallele der alten und neuen Physik, und mit Erläuterungen versehen, worunter ein ganz neuer, in der Geschichte der Heilkunde bisher unbekannter, durch zehnjährige Erfahrung als zuverlässig befundener Heilplan, den Typhus in wenigen Tagen zu heben, und sich gegen Ansteckung durchaus zu bewahren, kürzlich und bestimmt vorgetragen wird von Dr. Osterhammer, königl. baier. Landesgerichts-Arzte in Reichenhall. Salzburg, 1819. Gedruckt bey Franz Xaver Duyle."

In der Vorrede (S. III—VIII) spricht Osterhammer mit großer Anerkennung von Nemesius und seinem letzten Herausgeber Matthäi, dann hebt er die Übersetzungsschwierigkeiten hervor und gedenkt dankbar der Anregung und Unterstützung durch Prof. Sandbichler in Salzburg und des freundlichen Entgegenkommens der Stiftsbibliothek St. Peter daselbst. Zuletzt kommt er auf seine Textberichtigungen und Erläuterungen, sowie auf den in der Aufschrift angeführten Heilplan zu sprechen, dessen Darlegung auf S. 40—60 als Anhang eingeschoben ist. Aus Mangel an Zeit wird nur die Hälfte der Übersetzung — sie schließt mit dem Ende des IX. Capitels — geliefert, der Rest wird in möglichster Bälde in Aussicht gestellt. Leider ist er nicht erschienen.

Von textkritischen Bemerkungen finden sich folgende: S. 43, 7 f. (Matthäi) liest O., durch eine Bemerkung Matthäis, wie es scheint, veranlasst, ἐξ ἁπλῆς καὶ μονοειδοῦς τῆς ἵππων καὶ βοῶν καὶ κοράκων und tilgt dafür im Folgenden τῶν κοράκων καί; 60, 14 liest er συγχωρούσης mit der Hs. *a*; 84, 1 οὖν für οὐ; 98, 13 f. construiert er also: ἀλλ' εἰ καὶ τοῦτο, ἀκίνητον ὄν, κινεῖ, καὶ οὐχὶ τὸ ἀκίνητον, ἀλλὰ τὸ φύσιν ἔχον κινεῖσθαι, κινεῖ (Umstellung). Zu 134, 9 f. bemerkt O.: „Die Stelle ὅλη δι' ὅλου χωρεῖ etc. gebe ich also: Die Seele dringt ganz durch das Ganze, sowohl durch ihr eigenes Licht, als durch den Körper; man kann aber auch füglich nach dem Dresdner Codex" [D] „lesen: ὅλη δι' ὅλου χωρεῖ μετὰ φωτὸς ἑαυτῆς διὰ τοῦ σώματος" [D hat ὅλη δι' ὅ. χ. μετὰ τοῦ φωτὸς αὐτῆς, καὶ τ. σ.], „die ganze Seele dringt durchgehends mit ihrem Lichte durch den Körper. Nemesius zeigt hier, wie sich die Seele mit einem Körper verbindet und in ihm wirkt." 148, 7 „Nach der Erklärung des Gleichartigen, welche der Kirchenvater

[1]) Die deutsche Rechtschreibung des Büchleins wurde an den wörtlich angezogenen Stellen überall beibehalten.

Nem. gibt, besteht das Ungleichartige nicht aus gleichartigen, sondern aus ungleichartigen Theilen. Ich habe daher gelesen *πᾶν δὲ ἀνομοιομερὲς ἐξ ἀνομοιομερῶν* etc., wofür der Zusammenhang spricht" [so DP].

Zum Schlusse diene als Übersetzungsprobe der Eingang des 1. Capitels (Matth. 35, 6—37, 7): „Daß der Mensch aus einer vernünftigen Seele und aus einem Körper auf die vorzüglichste Weise hervorgebracht wurde, und dergestalt schön, daß er nicht anders entstehen und bestehen konnte, war die Meinung vieler und edler Männer. Da aber die Benennung, vernünftige Seele, eine Zweydeutigkeit enthält, ob die Vernunft zur Seele kommet, wie eine Vernunft zu einer anderen Seele,*) und sie vernünftig machte, oder ob die Seele die Denkkraft von sich selbst und vermög ihrer Natur besitze, und dieser ihr schönster Theil, wie das Aug im Körper, sey; so lehrten einige, unter welche auch Plotin gehört, daß etwas anderes die Seele, etwas anderes die Vernunft sey, und wollen, daß der Mensch aus drey Bestandtheilen, aus einem Körper, aus einer Seele und aus einer Vernunft bestünde; diesen folgte auch Apollinarius, Bischof aus Caodizea (so!); denn, nachdem er den Grund eigener Meinung befestiget hatte, so bauete er das übrige nach eigenem Lehrgrundsatze darauf. Einige aber trennten die Vernunft nicht von der Seele, sondern sie hielten die Denkkraft für die Grundkraft ihres Wesens.[1]) Nach der Meinung des Aristoteles wurde die Vernunft als Kraftvermögen zugleich mit dem Menschen hervorgebracht, die Vernunft aber als Kraft-Äusserung komme von Aussen in uns, da sie nicht zum Seyn, zum Wesen des Menschen beyträgt, sondern zum Fortschreiten in der Kenntniß und Betrachtung natürlicher Dinge verhilflich ist. Er behauptet daher nachdrücklich, daß nur wenige unter den Menschen, und daß die allein wirkliche Vernunft haben, welche sich der Weltweisheit widmen." Hierauf folgen auf fast zwei Seiten Anmerkungen.

Nach dieser Abschweifung, die zur Vervollständigung der Angaben, welche Teza über die Nemesiusliteratur in beiden Abhandlungen gemacht hat, geboten schien, kehren wir zu unserer eigentlichen Aufgabe wieder zurück. Auf S. 4 ff. rühmt Teza die Forschungen der Mechitaristen in Wien und begrüßt namentlich die Untersuchungen, welche P. Jakob Tashean in der armenischen Zeitschrift Handês 1892, Nr. 2 über die von seinen Mitbrüdern in Venedig im Jahre 1889 herausgegebene vulgär-armenische Übersetzung des Nemesius (vgl. meine Anz. S. 627) angestellt hat. Das Urtheil Tasheans über die Sprache der Übersetzung, welches der Verf. wörtlich anführt, lautet sehr ungünstig. Der Kritiker tadelt vornehmlich die Vermischung der armenischen mit der grie-

*) Oder wie einer zu einer andern, z. B. ein Mann zu einer Frau.

[1]) Hierauf folgen zwei Anmerkungen, die etwas mehr als eine halbe Seite ausmachen.

chischen Redeweise, insofern die Übertragung nicht nur in einzelnen Worten, sondern in ganzen Stellen das Fremde oft unnöthigerweise nachahme. Ferner wirft er dem Übersetzer vor, dass ein griechisches Wort immer durch dasselbe armenische Wort wiedergegeben werde, obwohl jenes hundert verschiedene Bedeutungen habe. Gelegentlich berührt er auch Stellen, die eine Verbesserung erfordern.

Ohne mit dem gelehrten Armenier über die Güte des Stiles streiten und sich als Anwalt des Übersetzers aufwerfen zu wollen, glaubt Teza doch, dass man den Wert der vulgären Übersetzung für die Literaturgeschichte nicht unterschätzen dürfe. Er hält den Verf. nicht für einen Unwissenden, sondern für einen Irrenden, der mit Bewusstsein den griechischen Ausdruck beibehalten habe, in der Hoffnung, dass die Mannigfaltigkeit, welche vor den Augen des griechischen Geistes in einer einzigen Form enthalten ist, sich auch im armenischen widerspiegeln und dass die erschienenen Bilder Bürgerrecht erlangen würden; dies zeigt er an der wörtlichen Übersetzung von ὀξύτητος αὐτοῦ (= πυρός Plat. Tim. p. 487), die der Armenier und zwei italienische Platoübersetzer festgehalten haben.

Dass gerade eine wörtliche Übersetzung der Textkritik den größten Nutzen gewährt, sofern sie nur nach einer halbwegs guten Urschrift angefertigt wurde, wird jeder zugeben müssen, der bei der Herausgabe eines Originaltextes eine Interlinearübersetzung zur Hand hatte. Ich verweise nur auf die von Cono wegen ihres barbarischen Lateins arg verlästerte Übersetzung Burgundios. Während aus dieser in den meisten Fällen die griechische Vorlage sammt ihren Fehlern mit ziemlicher Sicherheit wiederhergestellt werden kann, hat die sachlich, besonders aber stilistisch bessernde Hand Conos in der Bearbeitung der Burgundioübertragung (vgl. Wien. Stud. X 132 ff.) die Spuren der griechischen Urschrift häufig verwischt. Erinnert die „armselige" armenische Übersetzung nicht an die Burgundios? Sollte sie nicht von ähnlichem, vielleicht von noch höherem Werte für den Herausgeber des griechischen Textes sein? Teza erkennt daher mit Recht die Nützlichkeit der armenischen Übersetzung trotz ihrer stilistischen Mängel an (vgl. bes. S. 11).

Im Folgenden (S. 8 f.) erhalten wir bestimmtere Angaben über den Verfasser der Übersetzung, über Ort und Zeit ihrer Vollendung. Die Subscription der Hss. besagt, dass die Übersetzung in Constantinopel „durch die Hand des Consuls (ὕπατος) . . . David . . durch die Hand des Priesters Stephan" — in anderen „Unterschriften" beider Übersetzer (vgl. Bazmavêp XXXIII 121) liest man „und durch die Hand" — gemacht worden sei. Der erste Name bezeichnet nach Tasheans Vermuthung den Übersetzer, der zweite einen Verbesserer. Beide Männer lebten im 8. Jahrhundert n. Chr. Geb. Das Jahr aber, in welchem sie die Übersetzung beendigt haben, lässt sich nicht bestimmt ermitteln. Die Zahl 6227

von Erschaffung der Welt, die als Abfassungszeit in der vom venezianischen Drucke ohne Angabe handschriftlicher Quellen aufgenommenen Subscription enthalten ist, entspricht dem Jahre 719 n. Chr. Geb. Eine weitere Bemerkung ebendaselbst führt aber auf das Jahr 6225 = 717, das auch durch den gelehrten Verf. der armenisch geschriebenen *Geschichte der Armenier*, Venedig 1785, insofern bestätigt wird, als er dieselbe Angabe in einer Hs. gefunden haben will; doch schlägt er eine Änderung vor, die das Jahr 716 ergeben würde. Jedenfalls steht der Anfang des 8. Jahrhunderts sicher. In der „Unterschrift" wird David neben ὕπατος auch „*kenar'* der königlichen Tafel" genannt. Dieses *kenar'* hält Brosset (s. Teza, S. 10, Anm. 2) für verderbt aus *kelar* = cellarius. Tashean führt die Vermuthung an und billigt sie, der Verf. dagegen hält die Sache noch nicht für ausgemacht, da er „Kellermeister" oder „Hausverwalter" in der königlichen Burg nirgends erwähnt finde.

Im zweiten Theile behandelt Teza zunächst 20 Stellen des armenischen Druckes. Ein Vergleich mit dem griechischen Texte nach der Ausgabe von Matthäi führt den Verf. darauf, nicht nur das Armenische zu verbessern, z. B. 76, 2 (Matth. 186, 11), 79, 33 (194, 7), sondern auch Abweichungen vom Griechischen, welche zum Theile sehr beachtenswert sind, festzustellen. So lasen die armenischen Übersetzer 73, 4 (180, 9 f.) τῶν βλεπομένων... ἢ τοίχου für τοῦ βλεπομένου... εἰ τύχοι (ἤτοι M ἢ τύχοι 𝔄), 76, 9 (186, 18) κίτρινον für κήρινον, 78, 3 (190, 6) ἀπολυομένης für ἀπολλυμένης, 79, 4 (192, 7) τραχὺ καὶ λεῖον für γλίσχρον καὶ κραῦρον; 82, 5 (198, 5 f.) fehlen die Worte τῶν — αὐτά, welche, wie Teza mit Recht bemerkt, das Aussehen einer Glosse haben; 79, 8 (192, 11) ist der armenische Text der Vermuthung Matthäis ὁμοίως δὲ καὶ ähnlich.

Im Anschlusse daran bespricht T. noch 24 Stellen aus dem 3. Capitel mit Berücksichtigung einer Wiener und vier venezianischer Hss., welche die armenische Übersetzung enthalten. Unterstützt wurde er hierbei durch die gelehrten Mechitaristen P. Jak. Tashean und P. Basil. Sargisean, von denen jener die Wiener, dieser die venetianischen Hss. zu dem genannten Zwecke verglich. Dass der armenische Text aus diesen Vergleichungen nur einen Gewinn ziehen kann, ist natürlich. Bemerkenswert ist 54, 26 (135, 4), wo der armenische Druck mit Conos Übersetzung (permeantia) übereinstimmt, während alle fünf armenischen Hss. der griechischen Überlieferung (χωροῦντα καὶ διαφοιτῶντα καὶ διεξιόντα) und der Übersetzung Burgundios (incedentia et euntia et pergentia) entsprechend den vollständigen Text geben. 52, 7 (127, 1) wird das von allen griechischen Hss. gebotene πῶς (qualiter Burg.), das Cono übergeht und Matthäi als überflüssig einklammert, durch das Armenische bestätigt. In der Hauptstelle 51, 27 (125, 12 ff.) stimmt das Armenische ganz mit der Lesart der Hss.-Gruppe δ

(*a* A M, Alfanus) und N — vgl. Wien. Stud. XI 144 f., 261 f. —, von der F und Burg. nur in der Lesart *βούλονται* (volunt) für *εἶπον* (dicunt) abweichen; 129, 15 mit den Hss. der Classe *β* (außer 𝔄), in die auch N gehört; 133, 3 mit der Classe *γ* und mit *a* Alfanus (N) der Classe *β*. Es gewinnt daher an Wahrscheinlichkeit, was ich am Ende meiner früheren Besprechung vermuthungsweise bemerkt habe, dass die armenische Übersetzung auf eine Vorlage zurückgehe, die der ersten Classe (*β*) der griechischen Hss. und zwar ihrer Unterabtheilung *δ* am nächsten steht. Damit steht nicht in Widerspruch die S. 16, Anm. 2 von T. verzeichnete Wahrnehmung, dass 67, 11 das Armenische die Lesart *ἀποτελεῖ* der Dresdener Hs. (D) — ich füge noch ergänzend die derselben Classe angehörige Pariser Hs. P. hinzu — bestätigt; denn auch Alfanus, dessen Vorlage auf die Hss. der Gruppe *δ* zurückgeht, hat perficiunt.

Zum Schlusse wiederholen wir unseren Wunsch, es möge der um die Förderung der Nemesiusstudien sehr verdiente Verf. bei diesen Proben nicht stehen bleiben, sondern — und das glauben wir nach seinem Schlussworte hoffen zu dürfen — bald eine vollständige Vergleichung der armenischen Übersetzung mit dem griechischen Texte Matthäis vornehmen und eine Zusammenstellung der sich daraus ergebenden griechischen Varianten veröffentlichen. Die Ausbeute wird im Hinblick auf die Person der Verff., das hohe Alter und die Abfassungsart der Übersetzung, von den angeführten Proben ganz abgesehen, aller Voraussicht nach für die Feststellung des griechischen und damit zugleich für die des armenischen Textes sehr wertvoll sein.

Wien. Karl Im. Burkhard.

Drei- und vierzeitige Längen bei Euripides. Von Dr. Siegfried Reiter. Wien, in Commission bei F. Tempsky 1893. (= Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, phil.-hist. Classe, Band CXXIX, 3.) gr. 8°, 80 SS.

Zufällige Umstände, für welche weder mich noch die Redaction dieser Zeitschrift eine Verantwortung trifft, haben es bewirkt, dass ich erst jetzt mich über diese Untersuchung des bereits durch seine Abhandlung 'De syllabarum in trisemam longitudinem productarum usu Aeschyleo et Sophocleo' vortheilhaft bekannten Verf.s äußern kann, oder vielmehr über beide Abhandlungen, da die neue Schrift, wie schon aus dem Titel erhellt, nur eine Ergänzung der früheren bildet. Der vielfache Widerspruch, welchen Reiters These von der Zulässigkeit der antistrophischen Responsion von – ⏑ und ⏑ – gefunden hat, erklärt sich nur theilweise durch das Widerstreben gegen jeden Versuch altgewohnte, eingewurzelte Anschauungen durch neue zu ersetzen, ein Widerstreben, welches so

sehr in der menschlichen Natur begründet ist, dass es Thorheit wäre über etwas so Selbstverständliches sich zu ereifern, namentlich da die Geschichte jeder Wissenschaft lehrt, dass einmal entdeckte Wahrheiten schließlich zur Anerkennung gelangen müssen. Bietet ja doch die Lehre von den dreizeitigen Längen den schlagendsten Beleg dafür! Gottfried Hermann und Boeckh, in so vielen Punkten Gegner, waren einig in der Zurückweisung von Apels Entdeckung der dreizeitigen Längen. Und alle die kleinen 'zu Füßen Gesessenen' hielten sich natürlich für berechtigt, von Apels Fund nur mit Geringschätzung zu sprechen. Und heute? Die dreizeitigen Längen haben ihren unbestrittenen Platz in jedem Lehrbuche der griechischen Metrik, und das Gelehrtengezänke über sie ist längst vergessen. Aber der Widerspruch gegen Reiters These erklärt sich, wie bereits bemerkt, nur theilweise durch dieses psychologische Motiv. Sehr viel hat der Umstand dazu beigetragen, dass Reiter in seinem Bemühen, möglichst viele Beweisstellen ins Treffen zu führen, der Qualität dieser Stellen zu wenig Beachtung schenkte. Eine Compagnie Kerntruppen hätte ihm bessere Dienste geleistet, als ein aus so ungleichwertigen Elementen zusammengesetztes Regiment. Dass die antistrophische Responsion von $-\smile$ und $\llcorner$ nicht die Regel, sondern eine von der Regel abweichende Licenz ist, wird auch Reiter nicht in Abrede stellen. Halten wir uns dies gegenwärtig, so werden wir vergebens nach einem vernünftigen Grunde suchen, welcher, um nur zwei Beispiele anzuführen, den Euripides veranlasst haben soll, Hik. 1149 durch Setzung eines μοι statt ἐμοὶ und Tro. 582 durch ein βέβαχεν ὄλβος statt βέβαχ' ὄλβος von der regelrechten, genauen Responsion abzuweichen. Die alten Schlagworte 'Analogisten' und 'Anomalisten' werden noch immer gebraucht, und ich zweifle nicht, dass jene Gelehrten, welche mich einen Analogisten zu nennen oder zu schelten pflegen, Reiter als Anomalisten bezeichnen werden. Meines Erachtens ist es Zeit, dass diese Parteibezeichnungen außer Gebrauch gesetzt werden. Wer heutzutage sprachliche oder metrische Erscheinungen wissenschaftlich erforschen will, kann weder starrer Analogist, noch starrer Anomalist sein, sondern er muss als Analytiker verfahren. Auf dem Wege der Massenbeobachtung zu herrschenden Regeln vorzudringen, ist gewiss ein dankenswertes Unternehmen, und nicht minder dankenswert ist es, wenn man, wie es Reiter gethan hat, die Abweichungen von solchen Regeln sammelt. Aber damit ist noch nicht Alles gethan. Es erhebt sich die unabweisliche Forderung nach Erkenntnis der Beweggründe, welche in jedem einzelnen Falle die Abweichung von der Regel hervorriefen. In welcher Richtung in dem vorliegenden Falle diese Beweggründe zu suchen sind, kann dem nicht zweifelhaft bleiben, welcher das sehr verdienstliche vierte Capitel (De rhythmizomeni cum rhythmo congruentia usw.) von Reiters früherer Abhandlung aufmerksam gelesen hat. Es wird sich der Mühe lohnen, in jener

Richtung weiterzugraben. Dass die Positionslänge für die Verwendung als drei- und vierzeitige Länge sich viel weniger eignet als die Naturlänge, ist an sich einleuchtend und von Reiter speciell für Aeschylos und Sophokles nachgewiesen worden. Dass diese Beobachtung gelegentlich auch für die Textkritik verwertet werden kann, ist Reiter entgangen. Er citiert S. 231 seiner früheren Abhandlung Sophokles Oed. Tyr. 1212 *σὶγ' ἐδυνάσθησαν ἐς τοσόνδε*. Die meisten neueren Herausgeber lesen aus einem sprachlichen Grunde *ἐδυνάθησαν*. Mit Recht, denn auch in metrischer Hinsicht ist *ἐδυνάθησαν* wegen der dreizeitigen dritten Silbe besser als *ἐδυνάσθησαν*. Und nicht genug damit, dass die Positionslänge für drei- und vierzeitige Längen sich weniger eignet als die Naturlänge, so ergibt sich bei genauerem Zusehen, dass wenigstens Sophokles keineswegs alle Positionslänge erzeugenden Lautgruppen für gleichwertig hielt. Sein feines Ohr machte einen Unterschied zwischen Lautgruppen, in welchen ein *λ*, *μ*, *ν* (oder nasales *γ*), *ρ*, *σ* (also auch *ζ*, *ξ* und *ψ*) enthalten ist, und den übrigen. Befragen wir unser eigenes Gehör, so werden wir sofort zugeben, dass in Wörtern wie *θάλλει*, *φέγγος*, *ὀρνίθων* die erste Silbe eine Streckung auf drei Zeiten viel eher verträgt als z. B. in *τίκτει*. Brugmann, Griechische Grammatik §. 44 (S. 60 der 2. Auflage), bemerkt: „Unklar ist, was die Alten mit der in den verschiedensten Dialektgebieten nicht selten vorkommenden Doppelschreibung des anteconsonantischen σ ausdrücken wollten, so z. B. *ἄρισστος*, *γράψασσθαι*, *Ἀσσκλαπιάδας*, *Αἰσσχύλος*, *Ἐσσπερίδες*." Ich denke, dass für die Aufhellung dieser Thatsache ein Hinweis auf folgende sophokleische Verse, in welchen (wenn auch nicht überall sicher) dreizeitige Länge erscheint, nicht unersprießlich sein wird:

Aiax 247 *ἀρέ-σθαι*, 1191 *δύ-στανον*, 1216 *ἐπέ-σται*.

Elektra 234 *πι-στά*, 503 *κατα-σχήσει*, 1060 *βλά-στωσιν*, 1263 *ἀφρά-στως*, 1277 *μεθέ-σθαι*, 1407 *δύ-στανος*.

Oedipus Rex 213 *πελα-σθῆναι*, 881 *ἴ-σχων*, 1196 *ὅ-στις*, 1201 *ἀνέ-στα*. (Wegen 1212 *ἐδυνά-σθησαν* vgl. oben.)

Oedipus Coloneus 162 *μετά-σταθ'*, 187 *σέβε-σθαι*, 512 *πυθέ-σθαι*, 696 *βλα-στόν*, 708 *κράτι-στον*, 714 *ἀκε-στῆρα*.

Antigona 608 *δυνά-στας*, 625 *ὀλιγο-στόν*, 792 *παρα-σπᾷς*.

Trachiniae 139 *ἴ-σχειν*, 949 *δυ-στάνῳ*, 1005 *δύ-στανον*.

Philoctetes 1159 *ἕ-σται*.

Welche Beispiele für dreizeitige Länge vor Positionslänge erzeugenden Lautgruppen ohne *λ*, *μ*, *ν*, *ρ*, *σ* finden sich bei Sophokles?

Selbstverständlich darf man weder Antig. 595 *πί-πτοντ'*, noch Trach. 862 *πρά-κτωρ* anführen, denn in beiden Wörtern ist die erste Silbe von Natur lang. Aber auch Oed. Col. 1049 *ἀ-κταῖς*, ibid. 1241 *ἀ-κτά*, Antig. 592 *ἀ-κταί* entfallen aus demselben Grunde. Dass in dem Worte *ἀκτή* die erste Silbe von Natur

lang ist, wird zwar meines Wissens nirgends bemerkt, aber ich erschließe dies aus den prosodischen Erscheinungen, welche das Verbum ἄγνυμι aufweist. Oed. Rex 682 δά-πτει. Oed. Col. 716 ἔ-κπαγλ', Antig. 136 βα-κχεύων und ibid. 620 ἔ-κ του sind ohne alle Beweiskraft, denn die dreizeitige Messung steht keineswegs sicher (vgl. Rossbach-Westphal, Griechische Metrik[3], S. 718, 720, 787 f. und Brambach, Die sophokleischen Gesänge[2], S. 127). So erübrigen nur noch folgende drei Beispiele: Phil. 136 ὑπό-πταν, ibid. 726 ὅ-χθας und ibid. 728 ὅ-χθων, somit drei Abweichungen von der Norm in einem Drama. Aber man erinnere sich, dass es dasselbe Drama ist, in welchem Sophokles sich weit mehr Auflösungen im Trimeter gestattet hat, als in irgend einem anderen seiner Stücke. Statt also uns durch jenes ὑπό-πταν, ὅ-χθας und ὅ-χθων beirren zu lassen, werden wir vielmehr darin ein neues Indicium der laxen Observanz in metrischen Dingen, welche Sophokles sich im Philoktetes gestattete, erblicken. Andere Arbeiten, welche mich gegenwärtig vollständig in Anspruch nehmen, gestatten mir nicht, das hier angeschlagene Thema, so interessant es ist, weiter zu verfolgen. Es sollte mich freuen, wenn Reiter durch die vorstehenden Bemerkungen sich angeregt fühlen würde, den Faden weiterzuspinnen. Dass er für derartige Untersuchungen vorzüglich befähigt ist, hat er zur Genüge bewiesen.

Czernowitz. Isidor Hilberg.

Geschichte der deutschen Litteratur bis zum Ausgange des Mittelalters von Rudolf Koegel. Bd. I, Theil I. Die stabreimende Dichtung und die gotische Prosa. Straßburg, Karl J. Trübner 1894. XXIII u. 343 SS. Preis 10 Mk.

'Mit der herkömmlichen Beschränkung des Begriffes der Litteratur auf die schriftlich überlieferten Denkmäler musste mit voller Entschiedenheit gebrochen werden. Wer die Geschichte der ältesten Poesie auf die wenigen zufällig erhaltenen Überbleibsel begründet, erhält ein schiefes Bild.' Mit diesen Worten hat der Verf. den bedeutenden principiellen Unterschied gekennzeichnet, der zwischen seiner Literaturgeschichte und den früheren besteht. Ich will die Berechtigung dieses Standpunktes keiner Erörterung unterziehen, sondern mich lediglich an das halten, was K. in dem vorliegenden Bande geleistet hat, und versuchen, meinen Standpunkt gegenüber der Mehrzahl der von ihm behandelten Probleme eingehender darzulegen.

K. gliedert den Stoff in zwei Bücher, deren erstes die Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Ende der Merovingerzeit schildert, während das zweite einen Theil der Literatur vom Beginne der Karolingerzeit bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts behandelt.

Das erste Capitel (S. 3—95) ist der ältesten Dichtung gewidmet. Nach einigen kurzen Bemerkungen über die Urgeschichte der Germanen, ihr Verhältnis zu den anderen indogermanischen Völkern, über den chorischen Charakter der urgermanischen Dichtung, über Etymologie, Herkunft und Begriff der Wörter *Lied*, *Reim*, *Leich*, *spil* und *plega* behandelt K. die 'hymnischen Gesänge und Verwandtes'. Zuerst werden die in verschiedenen lateinischen Quellen (Tacitus, Gregorius, Concilbeschlüsse, Statuta Bonifacii, Poenitentialien, Predigten, Indiculus superstitionum, Bonifaciusbriefe, Burchard von Worms) erhaltenen Zeugnisse angeführt, und daran sehr unsichere Vermuthungen über Form und Inhalt der hymnischen Poesie geknüpft, Vermuthungen, die von der unbewiesenen Voraussetzung ausgehen, man müsse sich diese Dichtungsart ebenso vorstellen wie die Carmina der altrömischen Sacralpoesie, und mit dem Satze schließen, bei so weitgehender Ähnlichkeit in der äußeren Beschaffenheit werde auch inhaltlich kein großer Unterschied bestanden haben. Aber auch über intime Details lassen sich nach K.s Meinung noch Aufschlüsse gewinnen, wenn man nur die vergleichende Methode auf die Literaturgeschichte anwendet. Sind auf diese Weise kurze Hymnen, die im wesentlichen aus Anrufungen der angebeteten Götter, je eine einzeilige Strophe füllend, und aus wiederholten Jubelrufen nach Art des römischen *triumpe* bestanden, für die germanische Poesie sichergestellt, so lassen andererseits die mythologischen Lieder der Edda und ein Brief Daniels von Winchester darauf schließen, dass es daneben, wenigstens in der letzten Zeit des Heidenthums, auch längere, mehr episch-erzählende Gedichte der sacralen Gattung gegeben habe. Der erwähnte Brief Daniels sei aber auch in weiterer Beziehung wichtig, indem er eine Vǫluspa der mitteldeutschen Stämme für den Anfang des 8. Jahrhunderts erweisen helfe (vgl. auch die späteren Ausführungen S. 42 ff.). Dieses Resultat wäre allerdings höchst interessant, aber die Behandlung des ganzen Problems ist so kurz und geht so wenig in die Tiefe, dass man diese Ausführungen wohl nur als die Vorläufer einer besonderen eingehenden Abhandlung betrachten darf, welche das Für und Wider mit einer der Wichtigkeit der Sache entsprechenden Gründlichkeit erwägen wird. Dann erst wird es möglich sein, zu dieser Hypothese Stellung zu nehmen.

Es folgt nun eine Besprechung der 'Überbleibsel', die mit eingehenden Erörterungen über das sogenannte gothische Weihnachtsspiel eröffnet wird. Ich bin an anderem Orte (Beitr. 20, 224 ff.) bezüglich dieses Denkmals zu Resultaten gekommen, die sich von denen K.s in allen Punkten unterscheiden, und — falls sie sich bewähren — wohl zur Folge haben werden, dass dieses Spiel aus den deutschen Literaturgeschichten so rasch verschwinden wird, als es in ihnen Aufnahme gefunden hat. — Im Anschlusse daran unterzieht K. die bekannte angelsächsische

Flurbesegnung (Grein-Wülcker, Bibl. I. 312 ff.) näherer Betrachtung. Er anerkennt den im wesentlichen christlichen Charakter des Denkmals, vermuthet jedoch in einigen Theilen Reste heidnischer Flurumgangshymnen, welche die Engländer vom Continente in ihre neue Heimat hinübergenommen hatten. Die nun folgende Inhaltsangabe ist von Irrthümern und Willkürlichkeiten nicht frei. So ist die Vorschrift, dass die Rasenstücke 'vor Sonnenaufgang' an ihrer alten Stelle dem Boden wieder einzufügen seien,[1]) und dass sich der Betende gegen Osten, 'wo eben die Sonne aufgeht', zu wenden habe, im Texte nicht enthalten, sondern von K. nur erschlossen. Auch scheint mir die Art und Weise, wie K. die heidnische Grundlage herausschält, etwas gewaltsam. Die Umbildung solcher Segen ins Christliche kann nicht so mechanisch vorgenommen worden sein, dass man in einem Stücke von 13 Langzeilen eine aus dem bestehenden heidnischen Segen herübernahm und die anderen zwölf hinzudichtete. Aber dies selbst zugegeben, bleibt es noch immer höchst zweifelhaft, ob die philologische Methode uns die Mittel an die Hand gibt, solche [illegible] Gewähr der Richtigkeit [illegible] Wenn K. [illegible] den Vers [illegible]

[illegible]

als 'dass ich diesen Zauberspruch mit Gottes Hilfe in starker Gesinnung sprechen möge', also ein *Domine, labia mea aperies*, und dies passt vollkommen. Auch der alterthümliche Eindruck, den die Verse, die beim Ziehen der ersten Furche zu sprechen sind, in K.s Übersetzung machen, kommt wohl nicht auf Rechnung des Originaltextes, wo es heißt: *hâl wes thu, folde, fîra môdor, bêo thu grôwende on godes fæthme.* Das bedeutet schwerlich etwas anderes als 'grüne unter dem Schutze Gottes', vgl. z. B. Exod. 306 (*hie êce drihten*) *fæstum fædhmum frêodhowêre hêold.* — Endlich vermisse ich in K.s Inhaltsangabe etwas für die Beurtheilung des Ganzen nicht unwesentliches, nämlich die Forderung, dass man den Bettlern (*ælmesmannum*), denen man den unbekannten Samen abkauft, das Doppelte des Wertes geben solle. Dadurch erklärt sich ein Passus in dem vorhergehenden metrischen Stück: (der Acker möge gedeihen) *swâ se wîtega cwœdh, thæt se hæfde âre on eorthrice, sê thê ælmyssan dælde dômlice drihtnes thances* (vgl. Eccli. 29, 15; Tob. 4, 7 ff.; 12, 8 f.; Luc. 11, 41). Das Almosen besteht eben in jener doppelten Bezahlung. — Es folgen nun Ausführungen über die bereits oben erwähnte Kosmogonie.

Im zweiten Theile dieses Abschnittes bespricht K. die Gattung der Hochzeitslieder, die einen so wichtigen Bestandtheil des ganzen Rituells gebildet haben, dass von ihnen das Fest geradezu seinen Namen erhielt (ahd. *hîleih*, ags. *brŷdlâc* = 'Hochzeit'). In der Auswahl der Zeugnisse, die das Fortbestehen der alten Sitte in Deutschland beweisen sollen, wäre wohl größere Vorsicht zu wünschen gewesen. Was soll hier die seinerzeit von Wackernagel bereits ausgehobene Stelle aus dem deutschen Lucidarius? *Alsô der briutegom kumet mit einer menige sîner ritter, sô er sîn brût enpfâhet unde si mit gesange für leitet* heißt es hier, und das ist bis aufs Wort übereinstimmend in der lateinischen Quelle, dem Elucidarium des Honorius (Migne, Patrol. Lat. 172, 1157), zu finden: *Sicut sponsus cum multitudine militum ad suscipiendam sponsam venit et eam cum cantu gaudens adducit.* Aus demselben Grunde ist der Hinweis auf die 'Hochzeit' unrichtig, vgl. WSB. 123, 72. Auch das dritte Zeugnis aus der Tochter Syon ist kaum beweisend, da hier schon der fremde Ausdruck *epitalamica* Bedenken erregt, vgl. Reinbots Georg 1002 ff.: *Die engel singen her vnd dâ Den gesang epitalamicâ, Das bedût : hôhe brûtlît.*

Die Zeugnisse für Todtenlieder, die in chorische und in Todtenzauberlieder zerlegt werden, sind im dritten Theile des Abschnittes zusammengestellt. Als Beispiel der ersteren Gattung gibt K. eine Übersetzung der Schilderung, die das angelsächsische Epos von der Bestattung Beowulfs entwirft. Hier begegnen mancherlei Missverständnisse und Fehler: *wudurêc âstâh sweart ofer swiodhole, swôgende lêg* kann doch nicht heißen: 'Holzrauch stieg auf schwarz über der Glut, der prasselnden Lohe.' Ganz unverständlich ist der Satz 'bis das Beinhaus gebrochen war, heiß

in der Brust', wofür das Original bietet: *ôdh thæt hê* (nämlich *lêg*, die Lohe) *dhâ bânhûs gebrocen hæfde, hât on hredhre* (bis dass die Lohe, heiß in ihrem Innern, den Körper zerstört hatte). Oder worauf bezieht sich das 'es' in dem Satze: 'Sie taten in den Hügel Ringe und Sonnen, allerhand Schmuck, wie es vom Horte (des Drachen) vorher die kampfesfrohen Männer genommen hatten'? *lofgeorn* 'stolz auf das Lob der Seinigen'. Solche Versehen hätten sich bei einiger Achtsamkeit leicht vermeiden lassen. — Ein Todtenzauberlied soll im Beowulf erwähnt sein: *ides* (Hildburh) *gnornode, gêomrode giddum*. Aber man darf den Ausdruck nicht so pressen, die Worte sind lediglich eine Umschreibung des Begriffes 'Klage', wie sich z. B. aus V. 149 ff. ergibt: *fordhâm sidhdhan weardh ylda bearnum undyrne cûdh, gyddum gêomore, thætte Grendel wan hwîle widh Hrôdhgâr*.

Den Beschluss dieses Abschnittes bilden Bemerkungen über Lyrik und Spruchdichtung. K. bringt Zeugnisse und Beispiele für Spottlieder, erwähnt die Begrüßung Attilas durch gothische Frauen (Priscus) und wendet sich dann der Erörterung der vielumstrittenen Frage zu, ob es in Deutschland vor dem zwölften Jahrhundert eine eigentliche Liebeslyrik gegeben habe. Seine Entscheidung fällt verneinend aus. Er bespricht weiters die Gattung der Räthsel, Räthselreihen und Verwandtes und versucht bei dieser Gelegenheit das Räthsel vom Schnee und der Sonne, das bekanntlich in einer lateinischen Fassung des 10. Jahrhunderts zuerst überliefert ist, in seiner ursprünglichen alliterierenden Form herzustellen. Darnach soll das Räthsel so gelautet haben: *Floug fogal fedarlôs | Saz in boum blatlôs | Quam magad mundlôs, | Fieng in fuozlôs, | Âz in armlôs*. Aber die Pointe des sinnigen Stückes besteht doch darin, dass lauter scheinbar ganz unmögliche Dinge als geschehen erzählt werden. Kann man nun wirklich etwas ohne Füße nicht ergreifen, oder ohne Arme nicht essen? Natürlich lautet die lateinische Fassung (Denkm. 7, 4): *venit homo sine manibus, conscendit illam* (sc. *arborem*) *sine pedibus, assavit illum sine igne, comedit illum sine ore*. Und ähnlich auch die verschiedenen vulgärsprachlichen Redactionen. Es bleibt also vorderhand nach wie vor bei der Meinung Müllenhoffs (Zs. f. d. Myth. 3, 18 ff.), dass die Alliteration nur in den beiden ersten Versen zu reconstruieren sei.

Im Anschlusse daran bespricht K. die altgermanische Gnomik. Vorausgeschickt ist eine metrische Erörterung, auf die ich ebensowenig eingehe, wie auf die übrigen breiten Excurse über metrische Fragen. Unsere Metriker werden ohne Zweifel Anlass nehmen, sich mit K.s Ansichten über diesen Punkt näher zu beschäftigen. Nur vermag ich im allgemeinen meine Bedenken über die gewaltsame Art, mit der K. bei seinen 'Herstellungen' solcher Gnomen öfter zuwerke geht, nicht ganz zu unterdrücken, so wenn ein Spruch der Exeter Hs. mit einem Verse aus dem Beowulf

zusammengeschweißt wird, oder wenn andere Sprüche dadurch auf das erforderliche metrische Maß gebracht werden, dass das Subject *man* als entbehrlich getilgt wird, z. B. Ex. 51: *styran sceal* [*mon*] *strongum mode*, wobei K. obendrein übersieht, dass hier *mon* schon durch den parallelen Vers im Seefahrer (vgl. Rieger, Zs. f. d. Phil. 1, 332) gestützt wird: *stieran mon* (Hs. *mod*, ein sinnloser Schreibfehler, den Wülcker nicht im Text hätte belassen sollen) *sceal strongum mode*. Eigenthümlich berührt der Versuch, Gnomen im Hildebrandsliede nachzuweisen. Unter Gnome versteht man doch einen kurzen Satz, der irgend eine Lebensregel oder Lebensbeobachtung in allgemeiner Weise ausdrückt. Kann man darunter Sätze rechnen, wie *chûd was her chônnêm mannum* oder *dat sagêtun suâse liuti*? Das sind doch im besten Falle stehende Formeln (Möller, Z. ahd. Alliterationspoesie S. 92), nicht aber Gnomen. Und dazu muss K., um letztere 'Gnome' zu gewinnen, noch an der Überlieferung Änderungen vornehmen, deren Berechtigung er weiter unten zu zeigen verspricht, während man S. 216 lediglich liest: 'Ich habe oben S. 77 vermuthet, dass der Vers *dat* usw. eine sprichwörtliche Redensart und der Vers ein Paroemiacus sei.' Mit der ganz unbeweisbaren, ja höchst unwahrscheinlichen Vermuthung, Walthers Verse 8, 6 f. (l. 8, 36 f.) *daz wilt und daz gewürme die strîtent starke stürme* könnten aus der volksthümlichen Gnomik stammen, schließt K. diesen Theil des Capitels, der hauptsächlich deshalb einen so unbefriedigenden Eindruck hinterlässt, weil alles, was der Verf. an gnomischen Sätzen aufzufinden vermochte, die in das von ihm geforderte Versmaß hineinpassen, ohne weiteren Beweis und ohne jedes Bedenken in die ältesten Zeiten zurückverlegt wird.

Es folgt ein durch etymologische Betrachtung der Wörter *galdar, galstar, galan, rûna, swarjan* eingeleiteter kurzer Überblick über die wichtigsten Zeugnisse für die Existenz von Zauberliedern und eine eingehende Besprechung der Denkmäler, deren Entstehung in heidnische Zeit zurückreicht, also der Merseburger Zaubersprüche und des angelsächsischen Spruches Gegen Hexenstich und Hexenschuss. Die Merseburger Sprüche sind nach K.s Meinung, die indes nicht näher begründet wird, in thüringischem Dialect abgefasst, bezüglich des zweiten schließt er sich der Auffassung Martins und Gerings (gegenüber der von Bugge und Kauffmann vertretenen) an und zwar theilweise mit neuen Gründen.

Das zweite Capitel (S. 96—175) handelt vom epischen Lied und zerfällt in drei Theile: das episch-mythische Lied, das episch-historische Lied, der Heldengesang. Das Entstehen der ersten Gattung legt sich K. in folgender Weise zurecht: Kenntnis des Mythus, die vom Opfernden verlangt wurde, erzielte der Priester, indem er mit den älteren Leuten die wichtigsten Punkte durchgieng (Räthsellieder mythologischen Inhalts), während er den jüngeren den ganzen Mythus vortrug (episch-mythisches Lied). Der springende

Punkt bei dieser Auffassung ist, ob K. meint, die Beantwortung der Fragen sei in dem ersteren Falle gleichfalls durch den Priester gegeben worden oder aber durch das Publicum. Ist das erstere K.s Ansicht, so bleibt unerklärt, warum gerade die Räthselform gewählt wurde. Näher gelegen wäre dann doch die Annahme, dass gleichfalls das episch-mythische Lied, nur in abgekürzter Form, diesem Zwecke dienen musste. Glaubt aber K., wie es den Anschein hat, an einen Dialog zwischen Priester und Publicum, dann setzt er damit eine Allgemeinheit der dichterischen Reproductionsfähigkeit voraus, die für so frühe Zeiten kaum unbedenklich angenommen werden kann. — Die aus Prosa und Strophen gemischte Form, wie sie in mehreren Liedern der Edda und sonst im Norden begegnet, vergleicht K. mit ähnlichen Formen vedischer Hymnen und zieht daraus den Schluss, dass dieser Wechsel von Poesie und Prosa schon in der indogermanischen Periode für das episch-mythische Lied in Gebrauch gewesen sei. Dem naheliegenden Einwand, dass diese Form in außerskandinavischen Dichtungen nicht anzutreffen sei, sucht er durch die Behauptung zu begegnen, die sicher aus Deutschland stammenden Lieder der Nibelungen- und Welsungensage bewiesen, dass in dieser Form auch in Deutschland gedichtet worden sei. Dieser Schluss scheint mir jedoch nicht bindend, selbst wenn man zugibt, dass diese Stoffe dem Norden in poetischer Fassung bekannt geworden seien. Denn ebenso wie man Sprache und Metrik den heimischen Bedürfnissen anpasste, kann dies auch bezüglich der Form in weiterem Sinne der Fall gewesen sein; diese Änderung war jedenfalls weit leichter zu bewerkstelligen als jene. Das Gefallen an strophischer Gliederung, das sich in angelsächsischer Dichtung bemerkbar macht (aber nicht bloß im Beowulf, sondern auch in geistlicher Poesie, vgl. Heinzel, Anz. 10, 216), mag man erklären wie man will, jedenfalls vermag es die frühere Existenz von Liedern der gemischten Form nicht zu erweisen. K. jedoch hält dafür, diese Gattung des epischen Liedes sei wahrscheinlich die einzige, welche als urgermanisch betrachtet werden dürfe. Im Anschlusse an diese Bemerkungen gibt K. bald ausführlichere, bald kürzere Besprechungen der Stoffe, die in episch-mythischen Liedern deutschen Ursprunges behandelt wurden, also der Wielandsage [illegible] des [illegible] der Erzählung von Vodan und den Wunderen [illegible] und [illegible] der Beowulf [illegible] besser speciell [illegible] Lieder [illegible] Sache [illegible] Ungern [illegible] Farben [illegible] und

Bogen auszuscheiden. Es bedurfte also noch anderer Beweise, als dass der Inhalt auch eine gesonderte Erzählung abgeben konnte, oder dass im Widsidh unter den sagenberühmtesten Königen auch ein Breoca als Herrscher der Brondinge aufgeführt wird. S. 111 begegnet in der Übersetzung der Episode wieder ein Missverständnis, das auf Verkennung einer stilistischen Eigenthümlichkeit des Angelsächsischen beruht (vgl. Sievers, Beitr. 12, 191). Die dem Kreise der Nibelungensage angehörigen Lieder sollen, wie K. bemerkt, bei Gelegenheit des mittelhochdeutschen Volksepos zur Sprache kommen.

Der Abschnitt über das episch-historische Lied wird durch Bemerkungen über das Alter dieser Gattung eröffnet. Man dürfe sie nicht als gemeingermanisch betrachten, da die Skandinavier nur soweit daran betheiligt seien, als sie von Deutschland aus die Anregung dazu erhielten. Einen Anhalt zu näherer Datierung gewinnt K. auf folgendem Wege: Das episch-historische Lied kann nicht älter sein als die Geschichte selbst, und diese beginnt bei den Germanen erst zu der Zeit, wo sie sich durch die Expansion des römischen Reiches in ihrer Existenz bedroht sehen und zum Entscheidungskampfe mit dem mächtigen Nachbar gedrängt werden. Daraus folgt, dass vor dem Jahre 9 n. Chr. (dem Eintritte der Germanen in die Weltgeschichte) episch-historische Lieder nicht bestanden. Dieser Schluss ist denn doch höchst unsicher: denn an Gelegenheiten, bei denen sich ein einzelner Mann über seine Genossen, ein ganzer Stamm über den andern durch glänzende Thaten siegreich erheben konnte, wird es niemals gefehlt haben, und dass solche Ereignisse für die Weltgeschichte von Bedeutung sein müssen, um im Liede gefeiert zu werden, davon wird K. wohl schwerlich jemanden überzeugen können. Auf diesem Wege ist also m. E. eine Altersbestimmung nicht zu gewinnen. — K. gibt nun die bekannten Zeugnisse antiker und frühmittelalterlicher Schriftsteller und schließt daran die Inhaltsangabe von vier sagenhaften Erzählungen aus der Geschichte der Langobarden (nach Paulus Diaconus, der Origo und Gregorius). Bezüglich der Quelle speciell des Berichtes über den Ursprung der Langobarden hatte bereits Müllenhoff (Beow. S. 101) die Ansicht ausgesprochen, dass, wie der durchgehende Stabreim zeige, ein Lied, zum Theil von der katalogisierenden Art des Widsidh zugrunde liege. K. geht hierin viel weiter, indem er für all die genannten Erzählungen episch-historische Lieder als Quellen annimmt.[1]) Es liegt mir ferne, die Frage hier in ihrem ganzen Umfange aufzugreifen, aber die von K. hervorgehobene poetische Ausschmückung der Erzählung berechtigt nicht zu einem so weitgehendem Schlusse. Für ganz

[1]) Auch Simrock hat, worauf mich Jellinek aufmerksam macht, ähnliche Vermuthungen geäußert, Myth.[6] §. 108, S. 365, wo eine alliterierende neuhochdeutsche Übersetzung gegeben wird.

unbeweisend halte ich, was K. (und in neuester Zeit auch W. Bruckner, Sprache der Langobarden Q. F. 75, 18 ff.) an Alliterationsspuren durch Rückübersetzung ins Germanische hier wie in anderen Fällen (S. 48 f.; 107; 120 Anm.; 125; auch beim gothischen Weihnachtsspiel S. 38!) herausfinden will. Dabei sind diese Rückübersetzungen nicht immer einwandfrei, so wenn er *êrist* einsetzt, ohne dass diesem Worte etwas entspräche (nur mehrere Sätze vorher steht *primum*), oder wenn er ‚(das Bett) drehen' durch *thrâjan* wiedergibt. Wenn die Namen allitieren, so kann das natürlich nicht beweisen, dass die unmittelbare Vorlage des lateinischen Berichtes ein Lied gewesen sei. Nicht um solche Versuche dem wohlfeilen Spotte preiszugeben, sondern lediglich um die Gegenprobe zu machen, greife ich aufs gerathewohl eine Partie aus dem Geschichtswerke des Livius heraus (l. 1, c. 16): *His immortalibus editis operibus cum ad exercitum recensendum contionem in campo ad Caprae paludem haberet (mœdhel hêgan, môr* oder *mersc), subito coorta tempestas cum magno fragore (âstâh, storm, stearc) tonitribusque tam denso regem operuit nimbo (thunor, thicce, thêoden, theccan), ut conspectum ejus contioni abstulerit (thing, ôdhthicgan). nec deinde in terris Romulus fuit. Romana pubes sedato tandem pavore, postquam ex tam turbido die serena et tranquilla lux rediit, ubi vacuam sedem regiam vidit (lêoht, lîcre; setl, sigecyninc, sêon), etsi satis credebat patribus, qui proxumi steterant, sublimem raptum procella (geneahhe, nîehsta, forneman; upweardes, ŷst) ... pacem exposcunt (freodho friclan), uti volens propitius suam semper sospitet progeniem (frêondlîce, freodhian, fromcynn)* usw. Die Spuren bei Paulus müssten also nach meiner Meinung viel zahlreicher und deutlicher sein, um den Verdacht des Zufalls auszuschließen. — Diese Lieder, fährt K. fort, habe man sich nicht mehr wie die ältesten Gedichte der Westgermanen als zum chorischen Vortrag bestimmt zu denken, sondern sie stellten sich dar als vollendete Muster der rein epischen Gattung, in der die Langobarden als Schüler der Gothen betrachtet werden müssten. — Es folgen die Zeugnisse für den Heldengesang der Franken und Thüringer, wobei K. gleichfalls wiederholt die Benutzung alter Lieder für die Berichte der Chronisten annehmen zu müssen glaubt. Aber ungleich jenen langobardischen Liedern waren die der Franken noch in jener ältesten, aus Strophen und Prosa gemischten Form abgefasst. Die Kunst des unstrophigen, von Berufsdichtern gepflegten Einzelgesanges erreichten sie erst um 500 und zwar — wie die Langobarden — als Schüler der Gothen. Denn Cassiodor berichtet, dass Chlodowech sich an Theodorich gewendet habe, damit ihm dieser einen kunstgeübten Rhapsoden sende. Wenn die Franken bereits unter ihren eigenen Leuten Berufssänger gehabt hätten, so wäre das nicht nöthig gewesen. Diese ganze Argumentation ist doch höchst gewagt.

Vor allem nöthigen die Worte des Paulus gar nicht zu der Annahme, dass Chlodowech sich einen Sänger, der in gothischer Sprache sang, kommen ließ. Hätte er ihn überhaupt verstanden? Aber beides vorausgesetzt, so scheint es mir noch immer näher zu liegen, daran zu denken, dass einzelne Sänger von hervorragender Kunst eines weitreichenden Rufes genossen und deshalb auch von entfernt wohnenden Fürsten Einladungen erhielten; auch das Bedürfnis der Hörer nach neuen Stoffen machte ausgedehnte Reisen der Sänger nöthig: ich wüsste wenigstens nicht, wie man ohne diese beiden Factoren das Wandern so vieler Stoffe erklären könnte, und was den (oder die) Verfasser des Widsidh zu der dem Gedichte zugrunde liegenden Idee veranlasst hätte.

Der dritte Abschnitt ist dem Heldengesang gewidmet. Betrachtungen über den Unterschied zwischen episch-historischem Liede und der eigentlichen Heldenepik, über die Stellung des *scop* und der Dichtkunst an den Höfen der Fürsten, über die Etymologie und Bedeutung der Wörter *scop, singen (und sagen), skâld, liuthareis* und endlich über die Gründe, die den frühzeitigen Verfall der altgermanischen Epik herbeiführten, leiten über zu der Besprechung der einzelnen Sagenstoffe, die, nur theilweise dem bisherigen Brauche entsprechend, eingetheilt werden in gothische (Ermenrich, Dietrich, Walther von Aquitanien), burgundische (Nibelungen), anglofriesische (Hygelâc, Ingeld, Offa, Kampf um Finnsburg, Heremôd, Thrydho, Hrêdhel), hoch- und niederdeutsche (Hilde, Sigmund, Sigfrid). Ausführliche Inhaltsangaben und eingehende Erläuterungen einzelner Stellen, die viel Neues enthalten, verleihen dieser Partie einen großen Umfang.

Die gothische Prosa bildet den Inhalt des dritten Capitels (S. 176—195). An einen kurzen Überblick über die wichtigsten Quellen zur Geschichte Wulfilas schließt sich eine Darstellung seines Lebens. K. kehrt wieder zur älteren Ansicht zurück, Wulfila sei im Jahre 381 gestorben (Krafft und Sievers haben bekanntlich seinen Tod um zwei Jahre später angesetzt), eine Datierung, die sich nach der eingehenden Beweisführung Sievers' (Beitr. 20, 302 ff.), der sich speciell gegen diese Ausführungen K.s wendet, nicht wird behaupten können. Daran schließt sich eine kurze Erörterung der Frage, welche Theile der Bibel von Wulfila, welche von anderen übersetzt seien, ferner eine Zusammenstellung der Handschriften mit den wichtigsten Daten über die Geschichte des Codex argenteus. Mit einer Besprechung der übrigen gothischen Prosastücke schließt das Capitel. Bedenklich scheinen mir Sätze wie der folgende (S. 193): 'Daher ist die Skeireins als das älteste Denkmal originaler deutscher Prosa zu betrachten', da sie in weiteren Kreisen — und für solche ist ja das Buch gleichfalls berechnet, s. den Prospect — den ohnehin verbreiteten Irrthum, die gothische Sprache stelle eine ältere Phase der deutschen dar, zu fördern geeignet sind (ähnlich S. 194 'deutsches Schriftthum').

In der Einleitung zum zweiten Buche gibt K. eine allgemeine Charakteristik des Zeitraumes, legt die Gründe des Verfalles und Unterganges der Stabreimtechnik dar, bespricht den Reimvers und behandelt das Fortleben der alten Gattungen. Dass die alte Technik sich wegen des Untergehens der kleineren Fürstenhöfe und wegen der Intoleranz des Clerus nicht habe behaupten können, darin wird K. wohl Recht haben. Aber wenn er meint, der Clerus habe die Aufgabe des *scop* nicht übernommen, weil er fühlen mochte, dass diese Form sich überlebt hatte und keine innere Triebkraft mehr besaß, so setzt er damit voraus, was erst bewiesen werden musste. Auch scheint er mir den Einfluss beträchtlich zu überschätzen, den die Lautverschiebung auf das Aufgeben der alliterierenden Dichtung ausgeübt haben soll. Die Abschwächung der Flexionsendungen, die sich vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen hin vollzieht, ist ein Process, der auf die Reimdichtung nahezu von Vers zu Vers einen höchst beträchtlichen Einfluss ausübte, somit der Lautverschiebung an Bedeutsamkeit für die poetische Technik unvergleichlich überlegen, und trotzdem war diese Veränderung der Sprache nicht imstande, die Reimtechnik zu vernichten, man kann vielmehr beobachten, wie sich die Gesetze des Reims Schritt für Schritt den Veränderungen der Sprache anpassen. Und ebenso waren in früher Zeit Auslautgesetze wirksam, ohne die alliterierende Dichtung zu beseitigen: auch hier bequemte sich nach den wahrscheinlichen Annahmen Möllers, Sievers' u. a. die Technik den neuen Sprachformen an. Schließlich ist auch die Zahl der durch die Veränderungen im Anlaute alliterationslos werdenden Verse nicht so groß, als K. wohl meint: ich zähle unter den ersten 1000 Versen des Heliand etwa 80 solcher, im Hochdeutschen des 10. Jahrhunderts undenkbarer Alliterationen, wobei noch in Anschlag gebracht werden muss, dass diese Partie für solche Zwecke besonders ungünstig ist, indem die zahlreichen biblischen Namen mit *J* im Anlaute (*Johannes, Judeon, Hierusalem, Joseph, Jordan*) naturgemäß meist mit *g* gebunden sind. Stand also sonst die alliterierende Dichtung noch in Ansehen, so wäre dieses Moment kaum von Einfluss auf ihren Untergang gewesen.

Das durch die angegebenen Betrachtungen eingeleitete vierte Capitel ist der Stabreimdichtung gewidmet und zerfällt in zwei Theile: die alten Gattungen (S. 210—267) und die geistliche Dichtung (S. 268—283). An der Spitze stehen eingehende Bemerkungen über das Hildebrandslied. In der beigegebenen Übersetzung stört mich der Satz 'er ritt dennoch ostwärts'. Dieses 'dennoch' ist von moderner Empfindung in den Text hineingelegt: *er rêt ôstar hina* ist eine bloße Variation des vorhergehenden *forn her ôstar giuuêit*. — Die Ansicht, die sich K. über die Heimat des Liedes gebildet hat, ist aus dem Abriss der althochdeutschen Literaturgeschichte, den er in Pauls Grundriss

Bd. 2, Th. 2 veröffentlicht hat, wohl hinlänglich bekannt. Man findet sie hier im wesentlichen unverändert wieder, nur ist manches eingehender begründet. K. hält bekanntlich dafür, der Dichter des Liedes sei ein Niederdeutscher gewesen, und sucht dies hauptsächlich auf Grund einer Untersuchung des Wortschatzes nachzuweisen. Ich kann mir nicht versagen, die Argumente K.s einer näheren Untersuchung zu unterziehen, um zu prüfen, ob der Wortschatz in der That so deutlich niederdeutsches Gepräge trägt, dass damit der niederdeutsche Ursprung unzweifelhaft erwiesen ist.

Es ist ein durch die Sachlage allerdings gebotener Mangel der ganzen Beweisführung, dass K. die einzelnen Beweismomente nicht in übersichtlicher Gruppierung, sondern im engen Anschlusse an die Reihenfolge, welche die Wörter im Gedichte haben, dem Leser vorlegt. Das hat den Übelstand im Gefolge, dass man öfter nicht sicher ist, beabsichtigt K. mit seinen Hinweisen in gewissen Fällen die Zahl der Argumente zu verstärken, oder will er überhaupt alles anmerken, was specifisch niederdeutsch ist. Für die Frage nach der Heimat des Dichters dürfen nur die Fälle in Betracht gezogen werden, die nicht von der Art sind, dass sie durch Schreiber eingeführt worden sein konnten. Zu letzteren rechne ich die folgenden Wörter und Wortformen aus K.s Liste: *seggen* st. *sagên* (übrigens schon von Wackernagel, Zs. f. d. Phil. 1, 298, und Socin, Schriftsprache 55 bemerkt; doch vgl. zu Denkm. 10, 13; Möller, Zur ahd. Alliterationspoesie 73); *tô* st. *zi* (das schon Lachmann, Über das Hildebrandslied, Kl. Schr. 1, 419 anmerkte); *sehstic* st. *sehszuc* (doch vgl. Möller 75); *sceotantero* st. *sceozzanto* (Müllenhoff; die hochdeutsche Form fügt sich sogar besser in K.s metrisches System, s. S. 306. 330); *wel* st. *wola*; *wambnum* st. *wâfanum* (Socin a. a. O.); endlich *inwit* st. *inwitte* (Socin).[1])

Ferner sind aus der Liste vorsichtigerweise diejenigen Wörter zu streichen, welche auch im Nordischen in derselben Bedeutung oder Form nachweisbar sind, es müsste denn K. vorerst den Beweis erbringen, dass der Wortschatz des Altsächsischen, Angelsächsischen und Nordischen gegenüber dem des Hochdeutschen eine geschlossene Einheit darstellt. Solange dies nicht geschehen ist, muss als wahrscheinlich angenommen werden, dass das betreffende Wort (oder die specielle Bedeutung desselben) schon im Urgermanischen vorhanden gewesen sei, und dann kann der Umstand, dass entsprechende Belege im Hochdeutschen fehlen, bei dem

---

[1]) Der Einwand K.s (Grundr. 2, 1, 178), dass durch die Einsetzung der Form *inwitte* die Metrik verletzt werde, ist nicht stichhältig. Fasst man den Vers mit Sievers, Altgermanische Metrik §. 128, 4 als Schwellvers, dann stellt er einen Vers des Typus A A dar, ganz wie *hér was eo fólches at énte*. Nach K.s System dagegen wäre er, jedoch nicht ohne Schwierigkeit, unter die Verse der Kategorie A_3 (S. 294) einzureihen: *(so du) ewininwitte fúortôs*.

hohen Alter des Denkmals,[1]) seiner singulären Stellung und der Dürftigkeit unserer hochdeutschen Quellen sehr wohl auf Zufall beruhen. Ich komme darauf noch weiter unten ausführlicher zurück. Das gilt von *hêrôro* = 'der ältere' (obwohl hier auch ein hochdeutscher Beleg vorliegt, den K. freilich Grundr. S. 177 als Missverständnis des Übersetzers nicht gelten lassen will); übrigens fehlt das Wort in dieser Bedeutung auch den as. Quellen, wie K. selbst hervorhebt;[2]) ferner von *Dêtrîhhe darbâ gistuontun fateres mînes*, denn altn. *thorf* (gleichfalls mit Genitiv der Sache, ganz wie hd. *durft*) hat die nämliche Bedeutung 'Bedürfnis'; endlich von *warnen*, *wernen* (schon von Lachmann a. a. O. 438 vermerkt) mit Genitiv der Sache = 'etwas abschlagen, verweigern', vgl. altn. *varna*. Andere Fälle führe ich weiter unten auf.

Endlich stellen sich im einzelnen nach meiner Ansicht viele Punkte ganz anders als in K.s Darstellung. V. 2 *urhêttun* (Wackernagel a. a. O. 298): ahd. *urheiz* bedeutet keineswegs bloß 'Gelöbnis', dann 'Verschwörung' (Grundr. 177), sondern auch 'Empörung, Aufstand', vgl. Otfrid 4, 20, 24: *thie liuti ... spuani ... zi grozemo urheize* (Luc. 23, 2 *invenimus subvertentem gentem nostram*); ebenso 4, 24, 8 *then liut spuan urheizes* und 4, 18, 18 *ni machon ih then urheiz*. Das steht dem Begriffe 'Kampf' schon sehr nahe; vgl. auch mhd. *wâfenheiz* 'Herausforderung'. Im Altsächsischen ist übrigens das Wort gleichfalls nicht belegt, so oft auch Ausdrücke wie *wîgand*, *helidh*, *thegan*, *helmberand* usw. vorkommen. — Das. *muotîn* (Socin): abgesehen vom Nordischen bezeugt auch mhd. *ze muoze* (Mhd. Wb. 2, 1, 442), dass der Stamm dem Hd. nicht fremd war. — 7 u. ō. *gimahalta*: findet sich nur im Grundr. aufgeführt, K. hat also wohl absichtlich das Wort gestrichen; seine Bedeutung ist im Hd. nicht nur 'vermählen, verloben', überdies vgl. altn. *mæla*. — Aus demselben Grunde hat K. seine früheren Bemerkungen über *êrhina* wesentlich geändert; vgl. noch *furder hina* Graff 4, 698. — V. 18 *giuueit* (Socin): das Wort ist als *arwîzan* im Tatian in derselben Bedeutung wiederholt belegt: *aruuîzet fon mir* 'discedite a me' 42, 3. 113, 1; *cûmo aruuîzit* 'vix discedit' 92, 2; *eruuîzet fon mir* 'discedite a me' 152, 6; *thaz fon in ni aruuizi* 'ne discederet ab eis' 22, 4; *eruueiz fon in* 'recessit ab eis' 244, 2. Ich halte es demnach für rein zufällig, dass *giwîzan* in dieser Bedeutung nicht belegt ist: übrigens fiele die Vertauschung von *ar-* und *gi-* jedenfalls unter die Kategorie der Fälle, die dem Schreiber zur Last gelegt werden können. — 18[b] *hina fliohan* braucht nicht zusammenzugehören: die Analogie von *ôstar hina* (22), das K. sogar als ein Wort schreiben will,

---

[1]) Vgl. K.s eigene Worte S. 218: 'Ein ἅπαξ λεγόμενον kann in einem so alterthümlichen Denkmal nicht in Erstaunen setzen.'

[2]) Allerdings kann man, worauf mich Jellinek aufmerksam macht, an einer Stelle, Hel. 727, *hêr* durch 'alt' wiedergeben.

spricht vielmehr dafür, auch hier *hina* mit *ôstar* zu verbinden, somit Müllenhoffs Interpunction zu belassen. Dass die transitive Construction dieses Verbums im Hd. nicht vorkomme, ist ein offenbarer Irrthum: Otfr. 3, 8, 3 ff. *Er floh in thaz gibirgi ... bi thiu floh er sie tho thare* (Jesus flieht vor den Leuten, die ihn zum König machen wollen); 5, 11, 7 *sie fluhun ouh then selbon not* (von den Jüngern, die sich vor den Juden aus Angst geflüchtet hatten); ähnlich wohl auch 1, 18, 42; 5, 23, 75; Tatian 146, 5 *zi fliohanne thisiu alliu thiu thar zuouuertiu sint* ('fugere ista omnia quae futura sunt). Ebenso im Mhd., z. B. a. Heinr. 260 *dar flôh er die liute*; Iwein 3290, s. 126 *der vlôch in dâ bî in sîn hiuselîn*; jüngere Belege im D. Wb. 3, 1791, 5. — 21 *bûr* = 'Frauengemach' (von Socin wird das Wort umgekehrt als specifisch hd. betrachtet); aber es liegt gar kein Grund vor, an der Stelle, auf die sich K. beruft (ags. Genesis 2386), eine andere Bedeutung als die gewöhnliche 'Behausung, Wohnung' anzunehmen. Ja, dazu nöthigt sogar die Vergleichung mit der Bibel, Gen. 18, 2 ff. Daselbst sitzt Abraham bei Empfang der Botschaft *in ostio tabernaculi*, eilt den drei Männern *de ostio tabernaculi* entgegen, geht dann *in tabernaculum ad Saram*, gibt den unter einem Baume im Freien bewirteten Engeln die Auskunft, Sara sei *in tabernaculo*, und als die Prophezeiung der Nachkommenschaft verkündet wird, *Sara risit post ostium tabernaculi*. Es ist also ganz ausgeschlossen, dass der Autor der Genesis an ein 'Frauengemach' dachte, und ebensowenig thut es der ags. Dichter, der auch die *tabernacula* Gen. 13, 5 durch *burh, sele and salo* wiedergibt (vgl. *domus* Gen. 12, 15 = *sele* ags. Gen. 1857). Den zweiten Beleg für die speciellere Bedeutung (*brȳdbûr*) hat K. wohl nur aus Versehen angeführt, denn hier bringt ja lediglich der erste Compositionstheil die Einschränkung des Begriffes, das Wort beweist also gerade das Gegentheil. Übrigens ist *bûr*, wie K. selbst anmerkt, im Nord. in der engeren Bedeutung häufig belegt, fehlt dagegen dem Alts. vollständig (s. Martin, Zs. f. d. Phil. 24, 228). — 23 *darbâ gistuontun* (Lachmann S. 427): eine ähnliche Bedeutung zeigt dieses Verbum bei Otfrid 4, 9, 1 *gistuant thera ziti guati, thaz man opphoroti* ('appropinquabat dies festus azymorum'); vgl. auch *gistandan* 'instare, incipere' Graff 6, 596 und mhd. *erstên*: Trist. 1598 *waz engestlîcher swære dem lande erstanden wære*, ebenso in der Klage, in den Nibelungen und im Erec. — 25 *irri* = 'zornig' kommt, da K. nunmehr *tirri* liest, nicht mehr in Betracht: übrigens fügt Heyne D. Wb. 4, 2, 2161, vorsichtiger als K. im Grundr., zu dieser Bedeutung nur die Bemerkung 'hd. selten'. — 31 *dana halt* ist nach Grimm Gr.^{2} 3, 575 Anm. und Jellinek Zs. 37, 20 von K. nunmehr mit Recht beiseite gelassen worden. — 32 *dinc leitôn* = 'eine Verhandlung führen' (ähnlich Socin): eine vortreffliche Parallele dazu gibt mhd. *geziuc leiten* 'Zeugnis beibringen'; vgl. auch ahd. *thaz lîb, thie*

dagâ leiten Graff 2, 181; Kelle s. v. *leitu*, sowie mhd. *jugent, minne, laster unde leit, andâht leiten*, endlich D. Wb. 6, 732. — 39 *du bist dir ... spâhêr* (Lachmann S. 433; dagegen Möller a. a. O. S. 75 f.): ein ethischer Dativ ganz von derselben Art, wie z. B. bei Otfrid 4, 32, 6 *er sah imo thaz iamar* oder 3, 14, 65 *lis thir Matheuses deil*; mhd. MF. 8, 1 f. *ich stuont mir nehtint spâte an einer zinnen* u. dgl.; vgl. Grimm, Gr. 4, 36, wo zahlreiche ahd. und mhd. Belege. — 49 *skehan* (von Socin umgekehrt für specifisch hd. erklärt): das Simplex kann dem Hd. nicht fremd gewesen sein, das beweist die Redensart *mac skehen* 'vielleicht', Graff 6, 412 f.; Mhd. Wb. 2, 2, 112. Auch im Leben Jesu Diem. 258, 6 scheint das Wort noch erhalten zu sein: *im ne sach* (l. *scach*) *nie so leide*. Im Heliand dagegen fehlt es vollständig. Von dem mhd. *schehen* 'schweifen, rennen', das in hd. Quellen oft bezeugt ist (Mhd. Wb. 2, 2, 111; Haupt z. Neith. XLI), darf es kaum getrennt werden. — 52 *banun gifasta*: den von K. angezogenen ags. Parallelen (im Hel. fehlen solche) *gelîffæstan, gesigefæstan* stellen sich aus dem Ahd. zur Seite *lîbfestigôn* Tat. 82, 11[a]; 88, 7 und *rehtfestigôn* das. 64, 8. 14; 106, 7; 118, 3; 128, 6. — 54 *ti banin werdan* 'zum Verderben gereichen, zum Tode verhelfen': kann dem Hd. nicht abgesprochen werden, s. Mhd. Wb. 1, 83, wo unter andern Belege aus dem Lanzelot und dem Rolandslied gegeben sind. Überdies sind zahlreiche ähnliche Verbindungen im Hd. nachzuweisen: *zi scaden* (worauf K. selbst an anderer Stelle, S. 261, hinweist), *mammunte, sâlidôn, frumu, lône, guate, gifuare uuerden*, die bei Otfrid (Kelle, Glossar S. 692[b]) und theilweise noch im Mhd. (z. B. Kaiserchr. 10313 f.; Speculum eccl. 58) vorkommen. Dass dieselbe Wendung auch im Nord. gebraucht wird, merkt K. selbst an. — 63 *ask* = 'Speer': in derselben Bedeutung im Nord. belegt; überdies ist das Wort als Lehnwort in romanische Sprachen gedrungen, womit also — was in diesem Falle nicht sicher entscheidbar scheint — dieselbe Bedeutung entweder fürs Goth. oder Althd. direct erwiesen ist, vgl. Diez, Etym. Wb. II b 103; Mackel, Franz. Stud. 6, 73. 139; Uhlenbeck, Beitr. 18, 398.

Es verbleiben demnach nur folgende Wörter oder Wortbedeutungen, die ich bei flüchtiger Durchsicht der Wörterbücher im Hd. nicht belegt finde: 43 *wentilsêo* = ags. *Wendelsæ* 'das mittelländische Meer', während ahd. *uuendelmeri* den Ocean im allgemeinen bedeutet; 51 *sceotant* = ags. *scéotend* 'Krieger'; 54 *billi* 'Schwert'. Ein viertes Wort *bretôn* = ags. *bredwian* lasse ich als unsicher beiseite. Die beiden ersten und das letzte sind im Alts. gleichfalls unbelegt.

Sollen diese drei Fälle nun wirklich die wünschenswerten schlagenden Belege für den niederdeutschen Ursprung des Liedes sein? Ich glaube, nein. Vor allem hat es K. fast gänzlich unterlassen, die Gegenprobe zu machen, nämlich zu untersuchen, was

sich umgekehrt nur aus dem Hd., nicht aber aus dem Alts. und Ags. belegen lässt. Unter Anwendung seiner Methode erhalte ich, um nur das Wichtigste anzuführen und von orthographischen Dingen ganz abzusehen, zunächst folgende Wörter und Formen, die den von mir oben S. 317 an erster Stelle besprochenen gegenüber zu setzen wären: 2 *sih* st. *hie* (bezw. st. *him*, da *môtian* im Alts., nicht im Ags.!, immer den Dativ neben sich hat, vgl. Rieger, Germ. 9, 308; Wackernagel, Zs. f. d. Phil. 1, 298; K. Meyer, Germ. 15, 19); 8 *frâgên* (Socin); 10. 13. 20 u. ö. *in* (Martin, Zs. f. d. Phil. 24, 227); 12. 55 u. ö. *ibu* (Socin); 12 *sagês*. 15. 42 *sagêtun* (Socin); 15 *âsere* (Denkm.[3] 2, 9); 33 *ar*. 50 *ur*; 54. 62 *eddo, erdo* (Socin). — Aber es finden sich auch andere Wörter oder Wortbedeutungen, die nach K.s Methode als ausschließlich hd. betrachtet werden müssen, und andererseits nicht durch einen Schreiber eingeführt sein können. Dahin rechne ich: 8 *gistuont* mit Infinitiv 'coepit'. — 41 *inwit fuortôs*: im Alts. fehlt eine analoge Verwendung des Verbums vollständig, im Ags. lässt sich höchstens der Gebrauch von *gefêran* vergleichen, doch stimmt auch dieser Vergleich nicht genau. — 49 *welaga* (Socin). — 49 *skihit* (Socin)? — 55 *aodlîhho*: im Alts. nicht belegt, im Ags. *êadi(g)lîc(e)* in abweichender Form und immer nur 'happy, blessed, prosperous, fortunate, rich, perfect' bedeutend. — 57 *birahanen*. — 68 *giwigan*: im Alts. fehlend, im Ags. nur ein Beleg, der unsicher ist, Grein 1, 464, und überdies eine abweichende Bedeutung zeigt. — Ferner ist specifisch hd., wie schon von Wackernagel und anderen hervorgehoben wurde, die Alliteration 48 *rîche : recceo* (as. *wrekkio*). Freilich meint K., man habe *wrecceo* mit dem folgenden *wurtî* zu binden, somit 48[a] als das Trümmerstück eines zweiten und 48[b] als das eines ersten Halbverses zu betrachten. Allein, wie vielfach auch von den zahlreichen Gelehrten und Ungelehrten, die sich mit der Kritik und Erklärung des Liedes beschäftigt haben, Lücken angenommen wurden, kein einziger hat meines Wissens diesen Vers aus inhaltlichen Gründen verdächtigt,[1]) und da überdies der vorhergehende und die folgenden Verse ganz ordnungsgemäß überliefert sind und mit dem in Frage stehenden auf das beste zusammenhängen, so hat man auch in der That keinerlei äußere oder innere Anhaltspunkte, die Überlieferung für verderbt zu halten. Außerdem ist es höchst unwahrscheinlich, dass vor (oder nach) 48[a] ein Halbvers und nach 48[b] wiederum einer ausgefallen sei, dass dieser Ausfall den Sinn in keiner Weise schädigte, und dass sich noch obendrein eine nach hd. Lautgesetzen unanfechtbare Alliteration ergab. Auch

[1]) Die Änderung der Stelle im Sinne K.s hat allerdings — was K. entgangen ist — in genau derselben Weise Möller S. 64 vorgeschlagen, aber nur als weniger wahrscheinliches Auskunftsmittel und gleichfalls aus Gründen, die mit der Heimatsbestimmung, nicht mit dem Inhalte zusammenhängen.

in metrischer Hinsicht ist der Vers nicht zu beanstanden. K. nennt ihn freilich Prosa, aber Sievers, Altgerm. Metrik §. 128 a, stellt ihn unter die A-Verse, und auch nach K.s eigenen metrischen Theorien lässt er sich sehr wohl rechtfertigen. Er gehört zu den von ihm unter A 3) (erste Haupthebung mit Senkung verbunden) besprochenen Versen, erfüllt die von K. geforderte Bedingung, dass die zweite Hebung gleichfalls eine Senkung aufweisen müsse, und passt auch darin vorzüglich zu den bei der Darstellung der Technik des Muspilli gegebenen Beispielen, dass er die Alliteration auf der dritten Hebung trägt und die ihr vorhergehenden Wörter geringe Bedeutsamkeit besitzen. Er stimmt also vollkommen überein mit Versen wie Hild. 40ª *spénis mih mit dînēm wórtùn* und Musp. 35ª *dâr skal er vòra demo rîhhè*, oder as. Gen. 75ª *flúhtīk scalt thū thòh endi frédhìg* (vgl. K.s Nachtrag S. 38, wo noch sechs solche Beispiele verzeichnet sind). [1]) Demnach kann der Vers m. E. nicht durch Verstümmelung des Textes auf zufällige Weise zustande gekommen sein, sondern er müsste, falls er nicht aus dem Original stammt, von einem hd. Überarbeiter herrühren.[2]) — Endlich sind noch zwei Fälle zu erwähnen, wo es sich um hochdeutsche Formen handelt, die sich nicht ohneweiters durch die entsprechenden altsächsischen ersetzen lassen, weil dadurch das Metrum zerstört würde: 24 *fateres* (nicht aber *fader*) *mînes* und 53 *nû scal mih suâsat* (nicht aber *swâs*) *chind* (vgl. Holtzmann, Germ. 9, 291; Socin a. a. O.).[3]) Nun hat K. diese beiden Fälle allerdings nicht übersehen, allein er sucht ihnen die Beweiskraft zu nehmen. 'Man darf von einem altgermanischen Rhapsoden, der die verschiedensten Landschaften auf seinen Wanderungen berührte und Lieder aller möglichen germanischen Völker auf seinem Repertoire hatte, ebensowenig wie von einem homerischen Sänger erwarten, dass er über einen reinen ungemischten Dialect verfüge. Man denke an die temperierte Sprache der angelsächsischen Epen',[4]) sagt er mit Bezug

[1]) Dass in diesen letzteren Fällen Doppelalliteration vorliegt, verschlägt nichts, da auch in weitaus den meisten Versen, wo der dritte Takt allein den Stab trägt, das erste Kolon mit Senkungen in Takt 1 und 2 gebildet wird, s. K.s Nachtrag S. 39; Litterg. S. 329.

[2]) Nähme K., was er nach seinen Ansichten über die Geschichte der Überlieferung nicht thun kann, dies an, dann wäre das Verfahren des Bearbeiters sehr widerspruchsvoll gewesen, indem er einerseits Änderungen vorgenommen, andererseits aber so viel Niederdeutsches unberührt belassen hätte.

[3]) Von 39 sehe ich ab, da *altêr* als Vocativ im Alts. auch in schwacher (also gleichfalls zweisilbiger Form) stehen konnte und *spâher* = as. *spâhi* ist.

[4]) Diese Berufung trifft nicht zu: mir ist nicht bekannt, dass man Anhaltspunkte gefunden hat, zu beweisen, die Sprachmischung habe hier ihren Grund in der 'temperierten' Sprache der Dichter, nicht in der Überlieferung durch anderssprechende Schreiber. Im Gegentheil haben die metrischen Untersuchungen von Sievers, soweit die Metrik hier überhaupt eine Entscheidung geben konnte, also in Bezug auf Synkope, Contractionen usw., fast überall einen einheitlichen Dialect als das ursprüngliche, die Mischung dagegen als das Product der Überlieferung erwiesen.

auf *faderes* S. 218. Und von den Endungen auf *-êr* und *-az* wird S. 222 kurzweg erklärt, dass sie eben 'von altersher ein Besitzthum der epischen Sprache waren'.[1]) Sieht K. denn nicht, dass er damit seine ganze frühere Argumentationsweise selbst ad absurdum führt? Wenn die altsächsische Dichtersprache sich sosehr über den heimatlichen Dialect erhob, dass sie sogar Flexionsformen fremder Dialecte in sich aufnahm, kann man da nicht noch mit mehr Recht annehmen, dass in die hochdeutsche Dichtersprache fremde Wörter und Wortbedeutungen Eingang fanden?[2]) Und wenn dies der Fall war, können wir nicht ebensowohl oder vielmehr mit größerer Wahrscheinlichkeit die paar Wörter, welche oben ohne hochdeutsche Parallelen geblieben sind, umgekehrt auf Rechnung einer hochdeutschen Dichtersprache schieben?[3])

Ich habe mich bisher bemüht, die Widersprüche, die sich nach meiner Meinung in K.s Beweisführung finden, hervorzuheben, ohne die Berechtigung seiner Methode, auf Grund des Wortschatzes die Heimat des Liedes zu bestimmen, irgend einer Prüfung zu unterziehen. Gegen die Berechtigung selbst erheben sich nun m. E. in dem vorliegenden Falle schwerwiegende Bedenken. Ich verweise auf die Bemerkungen Heinzels, Anz. 15, 186 f., über das von Sarrazin behufs der Heimatbestimmung des Beowulf angewendete Verfahren, mit dem das K.s eine unverkennbare Ähnlichkeit aufweist. Es geht eben nirgends an, einen Schluss ex absentia zu ziehen, bevor man die factischen Verhältnisse in sorgfältiger Weise erwogen und damit die Gegenprobe auf den Zufall angestellt hat. Diese stellen sich im vorliegenden Falle so ungünstig als nur möglich. Zunächst ist ein großer Unterschied zwischen dem Wortschatze poetischer und prosaischer Quellen, theils weil die Sprache der Poesie zu allen Zeiten viel conservativer ist als die der Prosa, theils weil die Prosaquellen des Althochdeutschen, Altsächsischen und Angelsächsischen fast ausnahmslos einen anderen Inhalt haben als die poetischen.[4]) Aus diesen Gründen ist es sehr misslich,

---

[1]) Sonderbar, dass weder der Hel., noch die ags. Epen dieses 'Besitzthum' kennen!

[2]) Thatsächlich zieht K. denn auch wiederholt die Dichtersprache zur Erklärung heran, vgl. S. 215, Grundr. S. 177, und besonders im Commentar zu dem in der Literaturgeschichte noch nicht besprochenen Ludwigsliede, Grundr. S. 190.

[3]) Die in Rede stehenden Flexionsformen sind im Hd. in der Prosa natürlich ebenso häufig wie in der Poesie. Gleichwohl beruft sich K. zu ihrer Erklärung auf die 'Dichtersprache': er darf also nicht — wie er dies Grundr. S. 177 thut — dem andern das Recht verwehren, Wörter wie *muotin* u. dgl. ebenfalls mit Hilfe der Dichtersprache zu erledigen: bloß mit der Begründung, dass diese Wörter im Niederdeutschen in Poesie wie in Prosa gleich üblich seien.

[4]) Mit derselben Begründung lehnte es bereits Möller S. 72 f. ab, den Wortschatz für die Heimatsbestimmung des Dichters heranzuziehen: 'Wenn wir im Hildebrandsliede Ausdrücke finden, die im Heliand (und zum Theil im altenglischen Epos) gebräuchlich, fürs Althochdeutsche aber

von dem Nichtvorkommen eines Wortes in der Prosa darauf zu schließen, dass das Wort auch der poetischen Sprache gemangelt habe, vielmehr wird ein solcher Schluss nur dann überzeugend, wenn den Prosaquellen umfängliche poetische zur Seite stehen und auch diesen das betreffende Wort fehlt. Vergleicht man in dieser Beziehung den Umfang der althochdeutschen poetischen Texte mit dem der altsächsischen und angelsächsischen (die nordischen will ich als nicht beweisend, s. o. S. 317, ganz beiseite lassen, obwohl K. auch diese öfter heranzieht), so tritt ein gewaltiges Missverhältnis zutage.[1]) Von altsächsischer und angelsächsischer Poesie sind uns im ganzen etwa 45.000 Verse überliefert, von althochdeutscher dagegen nur etwa 8000. Und dabei besteht noch der Unterschied, dass gegen 3400 ags. Verse der Volksepik angehören, dagegen, von dem strittigen Hildebrandsliede abgesehen, kein einziger althochdeutscher, dass dort ausschließlich Alliterationspoesie vorliegt, hier hochgerechnet 150 Verse, und dass endlich die angelsächsische und altsächsische Dichtung sich (zum Theil eben wegen der mit dem nationalen Epos gemeinsamen Form) an den epischen Stil unvergleichlich näher anschloss als Otfrid. Als eine Bestätigung, dass diese Erwägungen richtig sind, mag es dienen, dass die Wörter, die sich im Hochdeutschen nicht nachweisen ließen (s. o. S. 320), mit Ausnahme von *wentilsêo* thatsächlich lauter Begriffe ausdrücken, die dem Volksepos besonders geläufig sind. Zudem bringt fast jeder neue Fund eine Bereicherung unserer Kenntnisse vom Wortschatze der betreffenden Sprache: instructiv ist ein Hinweis auf die as. Genesis, die bei ihrem verhältnismäßig geringen Umfange, wie sich aus Braunes Glossar bequem entnehmen lässt, etwa 40 Wörter enthält, die im Hel. entweder gar nicht oder in abweichender Composition zu finden sind, und daneben noch z. B. ein so häufig vorkommendes Wort wie *sîdh* in einer Bedeutung zeigt ('Schicksal'), die es im Heliand niemals besitzt. Unter solchen Umständen scheint es mir geboten, den Wortschatz bei der Heimatbestimmung des Liedes aus dem Spiele zu lassen.

Das führt mich zur Besprechung der Ansicht, die sich K. über die Vorgeschichte des Textes gebildet und bereits im Grundr.

---

sonst nicht bezeugt sind, so beweist dies für den sächsischen Ursprung gar nichts. Die Sprache des Epos ist eine andere als die Prosa des täglichen Lebens, sie wahrt ältere Ausdrücke, und außerdem stehen sich verwandte Dialecte näher, je weiter wir in der Zeit zurückgehen.' [Vgl. jetzt auch die flüchtigen Bemerkungen von W. Luft, Festgabe an Weinhold, Leipzig 1896, S. 27 ff.]

[1]) Vgl. die Bemerkung Lachmanns, Über das Hildebrandslied S. 437: 'Es ist eben kein Wunder, wenn uns das (nämlich, dass sich Ausdrücke des Liedes anderwärts nicht mehr belegen lassen) oft begegnet, da so wenig zusammenhängende Schriften erhalten sind.' Und K. selbst sagt bezüglich *metod*, bezw. ahd. **mezzot* S. 238: 'Wie sich das Althochdeutsche verhielt, lässt sich leider nicht ausmachen'; vgl. auch die Bemerkung S. 272 über *firinuit* 'Neugierde'.

auseinandergesetzt hat. Demnach wurde das niederdeutsche Lied von einem sächsischen Sänger vorgetragen; ein Hörer, der nur hochdeutsch (bayerisch?) zu sprechen und zu schreiben gelernt hatte, bewahrte es schlecht und recht in seinem Gedächtnisse und schrieb es später nieder, bestrebt, die sächsischen Formen so getreu als möglich wiederzugeben. Ob die erste Aufzeichnung wirklich, wie K. hier meint (und viele andere seit Lachmann), aus dem Gedächtnisse erfolgt sei, darüber werden die Meinungen vor allem solange schwanken, bis über Zahl und Umfang der anzunehmenden Lücken eine Übereinstimmung der Ansichten erzielt ist. Ich stehe ganz auf dem conservativen Standpunkte Steinmeyers (Denkm.[3] 2, 20), halte also — wenigstens aus diesem Grunde — jene Annahme, die die nothwendige Voraussetzung für die zweite Hypothese K.s bildet, nicht für nöthig. Aber abgesehen von diesem immerhin strittigen Punkte finde ich die Ansicht K.s auch sonst recht unwahrscheinlich. Der Schreiber hatte — das muss K. doch wohl annehmen [1]) — den redlichen Willen, das Gedicht in niederdeutscher Lautgebung zu überliefern: er hatte *hêtu* gehört und schrieb dafür *heittu*, weil er das hochdeutsche Lautbild mit seiner Doppelschreibung (*heizzu*) im Sinne hatte. Ein solcher Vorgang ist ja an sich gewiss denkbar, im vorliegenden Falle aber hat er kaum stattgefunden. Das lehrt eine nähere Betrachtung der wichtigsten orthographischen Eigenthümlichkeiten.[2]) Es wäre, falls der Schreiber in der angenommenen Weise verfuhr, schon seltsam, dass ihm, dem Hochdeutschen, niemals ein *z* (*zz*) entschlüpfte, sondern dass es ihm gelang, mit solcher Consequenz an *t* und im Inlaute nach Vocalen an *tt* (ein oder zweimal *t*, *sceotantero* 51 und ev. *bretôn* 54) festzuhalten.[3]) Ganz unbegreiflich aber wäre die Consequenz, mit der er umgekehrt germ. *d* im An-, In- und Auslaute immer durch *t* (nie durch *d*) wiedergibt. Ich stelle die Fälle zusammen, um ihre Häufigkeit darzuthun. Anlaut: *gitân* 34; *truhtin* 35; *tôt* 44; *tauc* 55. — Inlaut: nach Vocalen *sunufatarungo* 4. *fater* 9. 17. 24; *garutun* 5;[4]) *ritun* 6; *frôtôro* 8; *frôte* 16; *liuti* 15. 58; *miti* 19. 26. 68; *Ôtachre* 25; *sagêtun* 42; *gôten* 47; *wallôta* 50; *scerita* 51; *hiutu* 61. Nach *l*: *Hiltibrant* 3. 7. 14. 17. 36. *hiltiu* 6; *gimahalta* 7. 14. 36. 45; *alte* 16; *altêr* 39; *gialtêt* 41; *waltant* 49; *uualtan* 62; *sciltim* 64; *scilti* 66. Nach *n*: *enti* (*anti*) 3. 16. 19; *untar* 3; *-brantes* 14. 36. 44. 45;

[1]) Sonst wäre nicht zu verstehen, warum immer *tt* (*t*) statt *zz* (*z*) geschrieben ist!

[2]) Diese müssen der schriftlichen Vorlage zugeschrieben werden, da sie in allen Partien der bekanntlich von zwei Schreibern überlieferten Niederschrift gleichmäßig vorkommen.

[3]) *muotîn* braucht bei Möllers Hypothese nicht nothwendig hieher zu gehören, vgl. mfr. *gruote* = hd. *gruozte*. Dann wäre das *t* zu beurtheilen wie in *gileitôs* 32.

[4]) Die Unterscheidung von Stamm- und Ableitungssilben lasse ich, als hier gleichgiltig, beiseite.

lante 20. 50; *gistuontun* 23. 26 (La.); *unti* 26 (La.). 27; *ente* 27; *wuntane* 33; *sêolîdante* 42; *wentilsêo* 43; *sceotantero* 51; *lintûn* 67. Nach *r*: *gihôrta* 1; *uuortum* 9. 40; *orte* 38; *fuortôs* 41; *wurtî* 48; *wurtun* 67; *suertu* 53. — Auslaut: *suert* 5; *gistuont* 8. 64; *deot* 13; *Theotrîhhe* 19. 23. 26; *-brant* (*-braht*) 3. 17 (je zweimal). 7. 14. 36. 44. 45. *prût* 21; *rêt* 22; *friuntlaos* 24; *halt* 31; *want* 33; *ort* 38; *mit* 40; *gialtêt* 41; *inwit* 41; *tôt* 44; *waltant* 49; *got* 49; *wêwurt* 49; *bort* 65. — Somit sind gegen 100 Fälle mit *t*, kein einziger mit *d* zu verzeichnen! Auch das ist bemerkenswert, dass auslautendes *bh* immer durch *b* (*lîb* 29; *ab* 30) oder *p* (*leop* 27; *gap* 34), nie aber durch *f* wiedergegeben ist. Und wie erklärt sich der consequente Gebrauch der Form *her* (7. 8. 18 zweimal; 20. 22.[1]) 25. 27. 28. 33), auf die schon Möller S. 71 mit Nachdruck hingewiesen hat; wollte der Schreiber niederdeutsch schreiben, so hätte er *hê*, sonst als Hochdeutscher *er* gesetzt, oder er hätte mit diesen beiden Formen gewechselt. Warum findet sich nie die nasallose Form des Präteritums von *standan*? Hier steht man nach meiner Meinung — K.s Argumentation vorausgesetzt — vor einem klaren Dilemma: entweder wollte der Schreiber niederdeutsch schreiben, war aber darin ganz unbewandert, dann ist es unbegreiflich, dass er in den oben besprochenen Fällen auf der einen Seite immer den niederdeutschen Laut (wenn auch in unrichtiger Schreibung) wiedergab, auf der andern aber immer die hochdeutsche Bezeichnung wählte: oder aber er hatte das Bestreben, das gehörte Niederdeutsch ins Hochdeutsche umzuschreiben, dann sind die consequenten *t* (*tt*) für *z* (*zz*) unerklärlich. Ich leugne nicht, dass der Text neben diesen hervorstechenden, consequent durchgeführten Schreibungen auch eine Zahl von Inconsequenzen enthält: aber eine Erklärung, die nur das Zustandekommen der letzteren, nicht aber das der ersteren erklärt, ist m. E. unbefriedigend.

In dem Commentar des Liedes hat K. mancherlei Neues gebracht. Aber ich vermag nicht viel Förderliches darunter zu finden. So kann *gurtun ana* (5) schwerlich bedeuten 'sie gürteten sich fester'. Um die Schwierigkeit, die in der Stelle liegt, zu beheben, dürfte es sich eher empfehlen, *gurtun* als Plusquamperfectum zu fassen: 'sie hatten ihre Schwerter gegürtet, als sie zum Kampfe ritten.' — 10 *eddo hwelîhhes cnuosles du sîs*: das kann nicht den von K. geforderten Sinn haben 'von welchem Geschlechte du auch sein magst', denn das müsste durch *sô hw. cn. sô du sîs* ausgedrückt werden. Damit ist auch die Unmöglichkeit der S. 216 vorgeschlagenen Interpunction dargethan. — 27 *im was eo fehta ti leop*: K. will *ti leobe* ('gereichte zur Freude') lesen, weil der kampfesdurstige Hadubrand von seinem Vater nicht habe

[1]) Hs. *heraet*, d. i. *her raet*, s. zu Christi Geburt 107; Koegel, Anz. 19, 239; Sievers, Beitr. 19, 548.

sagen können, dass ihm der Kampf 'zu lieb' gewesen sei. Aber im Zusammenhange ist die Äußerung wohl motiviert: Hadubrand glaubt ja, sein Vater sei (im Kampfe V. 43) gefallen. Seine Äußerung wird also durch das folgende *ni wâniu ih iu lîb habbe* näher erklärt. 'Zu lieb' also nicht für die Gesinnung des Sohnes, sondern mit Rücksicht auf den frühzeitigen Untergang. — 28 Durch Einsetzung von *uuîdo* wird der Vers besser, aber nicht correct, denn bei der Stellung *wîde cûdh* trägt in allen alts. und ags. Beispielen *wîde* den Stab. Alterthümlicherer Gebrauch wird sich zu Gunsten der Conjectur nicht geltend machen lassen. — 42 Weil im Beowulf der Vers *dhonne sægdon dhæt sêlîdende* vorkommt, so soll hier im Verse *dat sagêtun mî sêolîdante* das *mî* gestrichen werden: das ist schon wegen der Parallele V. 15 *dat sagêtun mî ûsere liuti* sehr unwahrscheinlich. — 52 Zu *banun gifasta* haben bereits Konrad Hofmann und Grein nähere Parallelen gebracht. — 61 f. *huerdar sih hiutu dero hregilo hrumen* (so die Hs.) *muotti erdo desero brunnôno bêdero uualtan*. K. übersetzt: 'ob er sich seiner Rüstung [heute] entschlagen muss oder aber dieser Brünnen beider walten'. Ich halte die Auffassung, die *hrumen* = *hruomen* setzt, für richtiger. Für *rûmen* mit Acc. der Person und Gen. der Sache hat allerdings Feussner, Die ältesten alliterierenden Dichtungsreste, Hanau 1845, S. 51 f., nahezu übereinstimmende Parallelen gebracht, aber es handelt sich weiter darum, ob *sih rûmen* im Sinne von 'sich entäußern' in solchen Fällen gebraucht wurde, und das bezweifle ich. Auch fällt, worauf mich Jellinek hinweist, der Plural *dero hregilo* auf, wofür man vielmehr *des hregiles* erwartet: ich finde kein Beispiel, dass *hrægl* als plurale tantum verwendet würde, wie etwa *hrusti* (weil alle oder mehrere Ausrüstungsgegenstände zusammenfassend) oder ags. *ecge* (die beiden Schneiden). Fasst man dagegen *hrumen* als *hruomen*, dann erhält man eine Variation zu dem folgenden Verse, und der Ausdruck selbst steht in schönster Übereinstimmung mit dem epischen Sprachgebrauche, vgl. z. B. Beow. 2053 *nu hêr thâra banena byre nâthwylces fræt wum hrêmig on flet gêdh, mordhres gylpedh and thone mâdhdhum byredh, thone thê thû mid rihte rêdan sceoldest*, ähnlich 124. 1882. Elene 149. Die Verbindung der variierenden Sätze durch *erdo* ist kein Hindernis, vgl. Bugge, Tidsskrift 8, 57; Martin z. Kudr. 212, 1. Aus dem Mhd. habe ich zahlreiche Beispiele solcher Verwendung von *oder* gesammelt, fürs Ahd. verweist mich Jellinek u. a. auf Notker, Boethius, Hattemer 26: *Uerstâst tu dîh tisses îeht, châd si, álde gât iz tîh îeht în? Sentisne inquit haec s. carmina atque illabuntur animo tuo?* Ein weiteres, angelsächsisches Beispiel findet sich im Wand. 28: *thê in meoduhealle mine* (l. *myne* Grein, oder besser *mildse* Kluge) *wisse odhdhe mec frêondlêasne frêfran wolde, wenian mid wynnum*. Die Doppelalliteration im zweiten Halbverse hat in den Versen 41. 49 ihre Analogie, über *wedar* = 'an, num' vgl. Graff 4, 1218. —

Endlich befremdet S. 234 ein sonderbares Missverständnis der Strophe 10 des jüngeren Hildebrandliedes. Der Sohn gibt dem Alten einen Schlag, dass dieser sehr erschrickt und etwa sieben Klafter weit zurückspringt: *nu sag, du vil junger, den streich lert dich ein wib.* K. findet es sehr merkwürdig, dass den gewaltigen Schlag den jungen Hildebrand ein Weib gelehrt haben soll. 'Fechten lernt man doch nicht von Weibern.' Aber der Zusammenhang lehrt, dass Hildebrand sich von dem Schrecken, den ihm die Gewalt des Streiches einflößte, nichts merken lassen will, sondern den Sohn vielmehr ob der Schwäche des Schlages verhöhnt: 'Dieses Fechten lernt man wohl bei Weibern.' Folgerichtig erwidert Alebrand, bei Weibern zu lernen käme ihm verächtlich vor, *und was ich nicht gelernet han, das lern ich aber noch.* Er gibt also auf die ausstellige Bemerkung des Alten eine gekränkt-trotzige Antwort. — Im übrigen enthält der Commentar doch weniger Neues, als dem Verf. wohl selbst bewusst ist. Dass der größte Theil des für den ndd. Ursprung angeblich entscheidenden Materials bereits von anderen in Betracht gezogen war, habe ich oben S. 317 f. angedeutet. Die Beobachtung über den alterthümlich-prägnanten Gebrauch des Artikels (zu V. 6) hat vor K. schon Roediger, Zs. 35, 176 gemacht, *êrhina* (als ein Wort) schreibt z. B. Braune im Ahd. Lesebuch, auf ähnliche Compositionen hat schon Grein S. 24 f. hingewiesen (16), die Parallelen zu *barn unwahsan* (21) stehen schon ausführlicher in den Denkmälern, den Ausdruck *friuntlaos man* (24) hat bereits Rieger, Germ. 9, 304 auf Dietrich bezogen, mit dem Vorschlage, *umet tirri* zu lesen (25), und seiner näheren Begründung hat K. in Grein S. 26 einen Vorgänger, auf die alte, richtige Auffassung des Verses 35^b (den K. im Grundr. missverstanden hatte) haben Martin, Zs. f. d. Phil. 24, 228, und ich in dieser Zeitschr. 1894, S. 131 hingewiesen, für die Erklärung von *bretôn* (54) hat bereits Müllenhoff das ags. *bredwian* gegenüber *brêotan* bevorzugt (K. behauptet S. 224 das Gegentheil), und derselbe hat auch die Parallele zu V. 64 gebracht.

Im Anschlusse daran gibt K. kurze Bemerkungen über die Vertheilung der Reimstäbe (wobei er mehrere Fälle, die man bisher als Verstöße gegen die Alliterationsregeln, somit als Zeichen des Verfalls angesehen hatte, umgekehrt als Beweise einer alterthümlichen Kunstübung auffasst, indem er auf Parallelen in den Eddaliedern hinweist) und endlich eine Darlegung des Verhältnisses, das zwischen den Voraussetzungen des Liedes und den geschichtlichen Ereignissen besteht. Mit einer Würdigung der Kunst des Dichters schließt K. seine Ausführungen über dieses Denkmal.

Es folgt eine Besprechung des ags. Waldere, der in K.s deutscher Literaturgeschichte nicht übergangen werden konnte, weil er nach seiner Meinung auf Grund eines althochdeutschen Originals verfasst ist. Vorausgeschickt ist wie beim Hildebrandsliede eine Übersetzung und ein Commentar. Hier stören wiederum mehrfach

Missverständnisse und Fehler. So wird die Stelle 19 f. *dhŷ ic dhê metod ondrêd, thæt dhu tô fyrenlîce feohtan sôhtest* mit den Worten übersetzt: 'deshalb fürchtete ich das Verhängnis, du möchtest zu kühn den Kampf suchen', als ob nicht *sôhtest*, sondern *sôhte* dastünde: *thæt* heißt hier 'indem, weil', und das Ganze ist eine Variation zu V. 18 f. — *bêot* (26) bedeutet nicht 'Muth' und *stille gehîded* (B 3) nicht 'bis jetzt verborgen' (K. dachte wohl an neuenglisch *still*). — Unrichtig ist es wohl auch, wenn der Satz *ic wât thæt hit dhôhte Dhêodrîc Widian selfum onsendon* (B 4) wörtlich wiedergegeben wird: 'Ich weiß, dass es dachte usw.', denn *thencean* wird im Ags. öfter rein umschreibend gebraucht, z. B. Beow. 739 *ne thæt se aglæca yldan thôhte* ('schob nicht auf') oder Byrhtn. 316 *se thê ... wendan thencadh* ('der sich wendet'); besonders deutlich Beow. 448 *byrgean thencedh, etedh ângenga*, wo also umschriebenes und einfaches Verbum variiert nebeneinander stehen. — *sê dhê him tô dhâm hâlgan helpe gelîfedh, tô gode gîoce, hê thær gearo findedh, gif thâ earnunga ær gedhencedh* (B 27 ff.): 'wer an seine heilige Hilfe glaubt, an Gottes Beistand, der findet sie bei ihm vollauf, wenn er (d. h. Gott) an seine Verdienste von früher her gedenkt (negativ: wenn er ihm nicht die Hilfe wegen seiner Sünden versagt)'. Ganz falsch! vielmehr: 'wenn er (d. h. der Mensch) früher auf Verdienste bedacht ist', vgl. die von Grein 1, 468 f. gesammelten Stellen. — Besonders vergriffen ist die Übersetzung von V. 28 *forsôc hê dhâm swurde* 'er forderte das Schwert': der beigegebene Commentar zeigt, dass K. das starke Verbum *forsacan*, *forsôc* mit dem schwachen *forsêcan*, *forsôhte* verwechselt hat. Und da nun die nach seiner Meinung an dieser Stelle nothwendige Bedeutung 'fordern' dem ags. *forsêcan* nicht innewohnt, wohl aber dem ahd. *framsuohhen*, so wird dieser Umstand gleich als ein Argument für den althochdeutschen Ursprung des Waldere ins Feld geführt!

Gegen die Hypothese selbst erheben sich von vornherein sehr gewichtige Bedenken. So leicht bei der nahen Verwandtschaft der beiden Sprachen die altsächsische Genesis für angelsächsische Leser bearbeitet werden konnte, so schwierig musste diese Aufgabe bezüglich einer althochdeutschen Dichtung sein. Macht man den Versuch, den ags. Waldere wörtlich ins Althochdeutsche zu übertragen — mir liegt eine solche 'Rückübersetzung' von Jellineks Hand vor —, so stößt man, von Unbedeutenderem ganz abgesehen, auf folgende im Althochdeutschen unbelegte Wörter oder Wortbedeutungen: A 2. B 14 *hûru*; 4. 7 *gedrêosan*; 5 *secg, tô dæge*; 9 *âninga, ôdher twêga*; 10 *dôm*; 11 *mid eldum*; 12 *cîdan*; 13 *sweordplega*; 14 *edwîtscype*; 15 *wîg forbûgan*; 17 *byrnhoma*; 19 *metod*; 21 *ætsteall*; 22 *wîgrâden*; 24. B 6. 24 *mêce*; 24. B 6 *mâdhum*; 25 *tô êoce*; 26 *forbîgan, beadu*; 28 *sincfæt*. B 5 *sinc*; 30 *hlâfurd*; 31 *swefan*; B 3 *stânfæt*; 7 *îulêan*; 8 *of nearwum*; 10 *fîfel, onettan*; 11 *ellenrôf*; 12 *hildefrôfor*; 13 *gûdhbill, gripe*,

gyldan: 14 *hwæt*: 16 *gefrémman*. *fétian*: 17 *handhwéorig*: 19 *plegan*: 22 *feorhbeorg*: 23 *wundig*: 26 *rum* (?): 28 *glæd*; 30 *wisse*, *wela*. *hrúsan*. Es kommen somit in den überlieferten 60 Versen nicht weniger als 32 Wörter vor. Da sich im Altsächsischen nach unserer Kenntnis vom Wortschatze dieser Sprache wirklich nicht übertragen lassen. Ich bemerke nach den oben S. 323 f. angestellten Erwägungen allerdings nicht, dass manche Wörter dieser Liste auch im Altsächsischen in Gebrauch waren: aber das kann unmöglich von allen oder den meisten gelten, in dem Sinne schon gar nicht. Ferner: die altsächsische Genesisinterpolation unterscheidet sich schon in metrischer Beziehung von den angelsächsischen Dichtungen: in Waldere klingen fast nur kein einziger Vers, der in Bezug auf Cäsurlinie, Verteilung der Reimstäbe usw. nicht vollkommen nach den strengen Regeln der angelsächsischen Verskunst gebaut wäre. Und doch hätte es, um solche Übereinstimmung zu erzielen, bedeutender Änderungen am altsächsischen Original bedurft. Ja, wie K selbst S. 329: 35[2] ff. bemerkte, zwischen altsächsischem und angelsächsischem Versbau ein gewaltiger Unterschied besteht, und der Waldere, soweit aus der angelsächsischen Übersetzung erkennbar ist, noch keine Spur von dem gegen Ende des [8.] Jahrhunderts eintretenden Verfall der Stabreimtechnik zeigt, während sie vom Alten theilweise abgewichene englische Epik (S. 329: 'jedenfalls' Vorgängerin' besitzt, die bei der Einordnung der niederdeutschen Wanderlieder keine Geltung haben darf. Endlich gehen von Verse des Waldere der Allitteration verloren, wenn man die Stabwörter im Altsächsischen übersetzt: B 7 *gódé gyrnan* : *helpe*; 30 *wisse* : *wrece*.

Diese Bemerkungen werden hinreichen, um zu zeigen, dass das dem Waldere zu Grunde liegende englische Gedicht der Übersetzung des Gedichts eine so gründliche Umarbeitung unterzogen haben muss, dass kein als Vers brauchbares gelassen sein kann. Und dieser Bearbeiter, der so starke Umänderung Willen und Fähigkeit besaß, sollte in einigen Fällen Wörter des Originals treu bewahrt haben, obwohl sie in seiner Sprache ganz ungebräuchlich waren? Das wäre doch ein seltsames Missverhältnis der betreffenden Wörter zu einander. Eine Ausnahme kann nur für einen einzigen Fall — *wudu* = *wudu*, welches Lied passt, während die anderen Wörter mit Bewusstsein beibehalten sein müssen.

Einer solchen Annahme ist die Hypothese nur vorzuziehen, dass überhaupt keine Übersetzung vorliegt, sondern dass es sich um ein selbständiges angelsächsisches Gedicht handelt, das die heimische Sage des Waldere zu einem

---

[1] Wieviel aus der in der ganzen Anlage in altsächsischer Weise belegter Wörter sein kann, möge der Leser selbst beurteilen.

sächsische Dichtung, zu erschüttern oder gar umzustoßen. Halten wir also über die ganze Liste eine kurze Musterung: zu V. 1 *hyrdan*: 'Die übertragene Bedeutung ist im Angelsächsischen selten;[1]) der Dichter wird das Wort aus dem deutschen Original beibehalten haben, wo sie öfter zu belegen ist.' Thatsächlich ist *hyrdan* (*herdan*) in der fraglichen Bedeutung im Guthlac 1244 und im Andreas 1215 belegt, *onhyrdan* (auf das K. selbst verweist) in den Fata 53 und in der Elene 840. Auch hätte K. erwähnen sollen, dass das Wort hier gar nicht so verstanden werden muss: Bugge, Tidsskrift 8, 72 f. fasst es in dem eigentlichen Sinne 'härtete' und bezieht den Satz auf Wieland. — Zu V. 6: *ordwyga* ist vielleicht[1]) ein deutsches, kein angelsächsisches Wort, vgl. den Namen *Ordwig, Ortwîc*, Förstemann 1, 937.' Im Angelsächsischen sind Composita mit *wiga* im zweiten Theile sehr beliebt. Grimm, Gr.[2] 2, 524 führt auf: *æscwiga, byrnw., cumbolw., gârw., gûdw., lindw., randw., scildw.*, wozu noch *folcw., thêodw., wæpnw.* aus Grein 2, 701 kommen, während aus anderen Dialecten bei Grimm keine Belege zu finden sind. Andererseits zeigen die Composita *ordbona, ordfruma* (vielleicht auch *ordmecg* Leo 480, 53) die gleiche Verwendung des Wortes *ord.*[2]) — Zu V. 19: *mæl* müsse ein Synonym zu *feohte* sein: 'vielleicht[1]) hatte das althochdeutsche Original *mâl* = *mahal* 'Entscheidung', das der angelsächsische Bearbeiter fälschlich dem angelsächsischen *mæl* gleichsetzte.' Aber *mahal* heißt im Althochdeutschen, soviel ich sehe, nirgends 'Entscheidung', und 'Entscheidung' ist doch kein Synonym zu *feohte*. — Zu V. 19: '*metod* ist im Angelsächsischen und Altsächsischen sonst nur ein Epitheton Gottes, Grein 2, 240 f., dagegen hat altn. *mjǫtudhr* noch die ältere Bedeutung von 'Schicksal, Entscheidung' und weiterhin 'Verhängnis, Ende, Tod' gewahrt.' Aber Grein hebt ausdrücklich *meotudwang* als Parallele zu der hier geforderten Bedeutung hervor (2, 240), und K. theilt, wie aus einer andern Stelle seines Buches (S. 90) zu entnehmen ist, Greins Auffassung dieses Compositums; vgl. auch die Bemerkungen über *se metoda drihten* bei Bosworth-Toller S. 682 und *metod(ge)sceaft* das. Da das Wort zudem im Althochdeutschen, wie K. selbst hervorhebt, nicht belegt ist, so ist der Zweck der Anmerkung nicht recht ersichtlich. — Zu V. 20: *fyrenlîc* hat Grein sonst[1]) [d. h. an einer einzigen Stelle, Ps. 108[2]!] nur in der Bedeutung 'malitiosus, malignus', die hier nicht passt. Dagegen heißt *virinlih* im Althochdeutschen (Musp. 10) noch 'gefährlich', woraus der hier geforderte Sinn 'kühn'

---

[1]) Von mir gesperrt.

[2]) Letzteres bemerkt auch Binz, Beitr. 20, 217 ff., mit dessen Ausführungen meine, unabhängig von ihm entstandenen Beobachtungen überhaupt in mehreren Punkten zusammentreffen. [Vgl. jetzt auch Cosijn, Versl. en Med. 3de reeks, deel XII, S. 64 ff.]

leicht[1]) ableitbar ist.' Schon Binz hat a. a. O. hervorgehoben, dass kein Anlass vorliegt, *virinlîh* im Muspilli 10 (*daz ist rehto virinlîh dinc*) in der angegebenen Weise zu übersetzen statt mit 'grauenvoll', wie man gewöhnlich thut (dafür spricht auch die Parallele Musp. 26 *daz ist rehto paluuîc dinc*); derselbe bemerkt auch richtig, dass der Unterschied zwischen 'gefährlich' und 'kühn' mindestens ebenso groß ist, als der zwischen 'malitiosus, malignus' und 'verwegen, muthig' (näher liegt es, auf ags. *firen* 'hostilitas' zu verweisen). Endlich aber findet die von Grein angesetzte Bedeutung 'vehemens, nimius' im Angelsächsischen mehrfach Parallelen in Wendungen wie *forst fyrnum cald* Gen. 316. 809 oder in Compositionen wie *firenondrysne* 'nimis terribilis', *firenthearf* 'nimia miseria', vgl. Dietrich Zs. 12, 267 f., während das Althochdeutsche solche Verwendung von *virina* nicht kennt. — B, V. 3: '*stânfæt* kann nur die Scheide meinen, denn man nimmt doch keine Steinkisten mit in den Kampf; vgl. mhd. *swertfaz* 'Schwertscheide' und Wendungen wie *sîn helm was gesteinet* ... Da 'Stein' im Sinne von Edelstein der ags. Poesie völlig fehlt, der hochdeutschen dagegen ganz geläufig ist (Mhd. Wb. 2, 2, 613[a], Lexer 2, 1162), so wird der ags. Ausdruck aus dem ahd. Originale stammen.' Was die letzte Bemerkung K.s betrifft, so hat schon Binz auf Phön. 303 *stâne gelîcast, gladum gimme* verwiesen; dieselbe Bedeutung ist aus *astǣnan* 'to adorn with stones or gems' Bosworth-Toller s. v. zu entnehmen. Bezüglich der Auffassung des Compositums habe ich meine Bedenken. Das Auffällige liegt nicht darin, dass *fæt* möglicherweise[2]) die Bedeutung 'Scheide' hat (*fæt* bezeichnet eben 'Gefäß' im weitesten Sinne des Wortes, vgl. *bânfæt, licfæt* u. dgl.), sondern in der Bedeutung, die *stân* dem Begriffe hinzufügen soll: sonst bedeutet *stân* als erster Theil eines Compositums immer 'aus Stein gemacht, aus Stein bestehend, reich an Steinen' usw. (Grimm, Gr. 2, 451), aber niemals 'mit Steinen geschmückt'. — Zu V. 20: '*unscende* (von *unscynde* 'unvergänglich' zu trennen, Grein 2, 627) ist das ahd. *unscant* 'tadellos, ehrenwert' und wahrscheinlich[2]) aus dem ahd. Originale übernommen.' Aber zunächst erregt Bedenken, dass der Bearbeiter ein Wort, das er in seiner eigenen Sprache nicht hatte, verändert haben soll (Übertritt in die *jo*-Classe!), wenn er damit wieder nur ein unverständliches Wort gewann. Ferner — und das gibt den Ausschlag — hat die Sippe *scendan* auch im Angelsächsischen wiederholt die Bedeutung 'tadeln', so z. B. Past. 31, 1, Swt. 207, 6 *dhone sceamlêasan mon mæg dhŷ bet gebêtan dhê hine mon suîdhur thrêath and scient* 'impudentes melius corrigit, qui invehendo reprehendit', s. Bosworth-Toller S. 828 ff.

---

[1]) Von mir gesperrt.

[2]) Sicher ist es nicht; eine ganz andere Auffassung gibt Heinzel, WSB. 117, 8 f.

Ich kann demnach nicht finden, dass es K. gelungen ist, die geltende Überzeugung von der Originalität des Waldere auch nur im geringsten zu erschüttern: diese Dichtung muss nach wie vor als ein echtangelsächsisches Denkmal betrachtet werden. Eine andere Frage, die mit dieser gar nichts zu thun hat, ist es, ob der angelsächsische Dichter seinen Stoff einer Quelle entnahm, die mit dem lateinischen Waltharius mittelbar oder unmittelbar zusammenhieng: jedenfalls hätte sich K. mit den gewichtigen Gründen, die Müllenhoff, Zs. 10, 274 f. 278, zu der gegentheiligen Ansicht geführt haben, eingehender auseinandersetzen müssen.

Im zweiten Abschnitte (S. 242—259) wird die 'stabreimende Rechtspoesie' besprochen. Die Überschrift ist irreführend: man erwartet mehr behandelt zu finden, als ausschließlich friesische Rechtsquellen. K. stützt sich hier vollkommen auf den bekannten Aufsatz von Heyne, Germ. 9, 437 ff., wie denn auch seine Zusammenstellungen von 'Versen' sich zum großen Theile mit denen Heynes decken. Nur hatte Heyne ausdrücklich darauf verzichtet, eine 'Ergänzung der vielen augenscheinlich zerbrochenen' Verse zu versuchen, während sein Nachfolger sich eine solche Zurückhaltung nicht auferlegt. K. schreibt den Küren auf sehr ungenügende Beweise hin ein hohes Alter zu (ihre Quelle soll in die Zeit Karls d. Gr. zurückreichen). und bemüht sich im Sinne Heynes nachzuweisen, dass in den Küren, den Wenden und den Landrechten zahlreiche stabreimende Verse, theils in Gruppen, theils einzeln vorlägen. Aber die Sache hat nach meiner Meinung große Bedenken. Unbestreitbar ist, dass diese Rechte (und die ältesten unter ihnen am häufigsten) zahlreiche alliterierende Formeln enthalten. Aber von solchen Formeln bis zu Lang- oder Kurzversen ist ein weiter Schritt. Bekanntlich ist es bei vielen Prosatexten ohne Anwendung besonderer Kunstgriffe möglich, längere rhythmische Gebilde herauszuschälen. Ich erinnere nur an das 'reimlose Gedicht' von Himmel und Hölle (Denkm. Nr. 30), bezüglich dessen man jetzt wohl allgemein anerkennt, dass es in einfacher Prosa geschrieben ist. Ich erinnere, dass Steinmeyer (Denkm.[3] 2, 163 f.) einleuchtend gezeigt hat, dass man den in derselben Hs. überlieferten Glauben und Beichte (Denkm. Nr. 91) von Zeile 231 ab in derselben Weise rhythmisieren könnte, und dass schon vor ihm Bartsch (Germ. 9, 66 ff.) dasselbe an zwei vorhergehenden Partien desselben Denkmals (Z. 117 ff., 199 ff.), sowie auch an anderen Prosatexten (Denkm. Nr. 77, 10 ff. und 88) dargethan hat. Ebenso hat Rieger (Germ. 9, 297) einen Theil des Matthäusevangeliums behandelt. Da also offenbare Prosadenkmäler häufig unbeabsichtigte Rhythmen darbieten, und andererseits speciell die friesischen Gesetze zahlreiche Alliterationen aufweisen, so wäre es ein Zufall, wenn nicht wiederholt beide Factoren zusammenträfen, und auf diese Weise, scheinbar beabsichtigt, rhythmische, alliterierende Verse zustande kämen. Dass hier lediglich Zufall im Spiele

ist, geht in meinen Augen schon daraus hervor, dass sich zahlreiche alliterierende Formeln finden, denen der Rhythmus fehlt (oft dieselben, die an anderer Stelle in einem scheinbaren Verse auftreten), und dass umgekehrt zahlreiche Stellen scheinbaren Rhythmus aufweisen, ohne dass sich gleichzeitig Alliteration fände. Von Bedeutung wäre das Zusammentreffen beider Factoren nur dann, wenn sich ohne Anwendung gewaltsamer Mittel und für längere, miteinander unmittelbar zusammenhängende Stücke nach der Überlieferung einer Hansdchrift wiederholt alliterierende Verse ergäben. Das ist nun hier, soviel ich sehe, nirgends der Fall: K. sieht sich gezwungen, zwei Texte zu combinieren (zu III; IV; VIII; XIV; XVI), Wörter zu streichen (III; VII; XVI; Zusatz zu XVII; 73, 33; 77, 28; 76, 27 E; S. 356, Anm. 3), Umstellungen der überlieferten Wortfolge vorzunehmen (VIII; X; XV; 41, 13), Synonyma einzusetzen (VIII; X; XIV; 41, 13) und Fehler gegen die Alliteration mit einem Hinweis auf die Zwangslage des Dichters zu entschuldigen (III). Und trotz all diesen Änderungen (von denen ein Theil erst dann gerechtfertigt wäre, wenn K. das Verwandtschaftsverhältnis der Handschriften eingehend untersucht hätte und dabei zu einem günstigen Resultate gekommen wäre) besteht der ganze Gewinn in den meisten Fällen in ganz vereinzelt stehenden Lang- oder Kurzzeilen, die fast regelmäßig aus der Mitte eines Satzes herausgerissen sind oder nur einen Theil des ganzen Satzes bilden (II; III mehrfach; VII; IX viermal; XI; XIV mehrfach; XV; XVI; Zusatz zu XVI; Zusatz zu XVII mehrfach; 49, 26 usw.). Wer vermag, um nur ein Beispiel anzuführen, folgendes Gemisch von Prosa und 'Versen' für beabsichtigt zu halten (S. 247 f.): 'Wer seine Steuern zu zahlen versäumt oder verweigert, so bestimmt die Küre, der hat es zu büßen mit 21 (oder 22) Schillingen, *ther mite te capiane sogen, streta*

rúme and rénnàndè
ā Séxèna mércà súthèr te fáranè,

thria an londe and fiuwer a wetere : thera weterstretena is

ástèr thiu Élvè thiu óthèr the Wíserè

thiu thredde thiu Emese, thiu fiarde thet Rin. Thiu asterste londstrete is

úp tō Hámnèresbúrh and út to Gévèrè,
thiu mídlèste úp ti Mímigèrde fórdà
and út til Émethà

Thiu thredde,

úp tō Cófòrdà and út tō Stávèrè.'

Dabei ist in Zeile 2 *a Sexena merca*, in Zeile 4 *Hamneresburh* (H *Hamburch*) aus der Redaction E herübergenommen, von der Qualität dieser Verse und der kühnen Trennung des *ti* von *up* (Z. 5) gar nicht zu reden. Ebenso bedenklich ist es, dass K. wiederholt (II mehrfach; IV; VII; VIII; IX; XIII; XVI; Zusatz zu XVII) beabsichtigte Alliteration dort sieht, wo lediglich dasselbe

Wort oder derselbe Stamm wiederholt wird, also in 'Versen' wie *bi alda tidon anda alda noma; tha firade us Frison thiu fire menote; and us swerade tha thi swera panning* (S. 244). Es dürfte schwer fallen, aus alliterierenden Dichtungen Beispiele beizubringen, wo die Alliteration auf so einfache Weise in drei aufeinander folgenden Versen hergestellt ist. Dagegen bilden in den friesischen Rechtsdenkmälern solche Wiederholungen geradezu eine Eigenthümlichkeit des Stils und finden sich auch in vollkommen unrhythmischen Stellen sehr häufig. Ein paar Beispiele aus einer Handschrift (E) mögen dies zeigen: I *andes kenenges Kerles ieft, ter thi keneng Kerl alle Fresem forief;* V *thredda knia lawa and emes lawa and edeles lawa and aldafederes lawa;* X *herefert firer fara; thet hia firer tha herferda fore; firer nene herferd fara;* XI *alle widem and alle wesem, alle vngerege bernem and alle warlase liudem, palmerem and alle riuchte pilegrimen and alle riuchte farfasteren;*[1]) XII *kerecfrethe and husfrethe, herefrethe and rumfrethe;* XVI *mith riuchtere tele, bi asega dome and bi liuda riuchte;* XVII *alle afte thing and alle riuchte ting; and huasa hia thes riuchtes berauede, thet hi birawad urde;* Zusatz zu XVI (30, 17) *hwersa hir is en vrredere and hi wrreth lond and liude;* Zusatz zu XVII (32, 12) *huersa ... tuene herar sogennath and tuene herarfona up riuchtath;* (34, 36) *huuasa ... en wed weddad;* (36, 3) *mit sinre ferra hond al sin riucht vrwedia and mit sine muthe al sin riucht vrmela* usw. Ich bin demnach überzeugt, dass die rhythmischen Spuren in diesen Denkmälern lediglich auf Zufall beruhen, und dass ausschließlich die Alliteration mit bewusster Absicht angewendet wird, so wie etwa der Reim ohne Rhythmus bei Honorius zum Schmuck der Rede dient.

Im dritten Theile (S. 259—267) bespricht K. jüngere Zaubersprüche und Segen (die in den Denkmälern die Nummern IV 3. 4. 5. 6. 7 bilden; dazu noch den Segen gegen Fallsucht, Steinmeyers Neuauflage Bd. 2, S. 300 f., und gegen Verzauberung des Hausviehes, das. S. 305). Im allgemeinen ist zu bemerken, dass K. diese Stücke mit großer Kühnheit behandelt, wiederholt Interpolationen annimmt, ältere und jüngere Bestandtheile unterscheidet und in dem Bestreben, heidnische Elemente zu erkennen, noch viel weiter geht als die meisten seiner Vorgänger. Wo die Herausgeber der Denkmäler derartige Vermuthungen mehr oder weniger zweifelnd vorbringen, da ist für K. meistens mehr oder weniger Sicherheit. Man sollte sich doch klar machen, dass man durch dergleichen Hypothesen für die Entstehung sowohl als auch für die Überlieferung dieser Gattung ganz andere Bedingungen annimmt,

[1]) Von K. nach Hs. R benützt, die viele *alla* nicht hat und überhaupt abweicht.

als für alle übrigen, und für die philologische Kritik größere Sicherheit beansprucht als sonst irgendwo. Für ihre Entstehung, indem man etwa meint, neben *Adames* und *des tiufeles sun* habe ungestört ein Gott *Donar* platzfinden können, für ihre Überlieferung, indem man meint, gerade bei diesen kleinen Denkmälern seien unzusammenhängende Stücke in der thörichtesten Weise miteinander verschmolzen, gerade hier sei die Metrik in der ärgsten Weise zerrüttet worden und gerade hier hätten die Schreiber vollständig darauf verzichtet, etwas zu überliefern, das Hand und Fuß hat. Der philologischen Kritik endlich wird hier insofern eine Ausnahmsstellung eingeräumt, als sie, die theoretische Möglichkeit der früher genannten Verderbnisse für vereinzelte Fälle zugestanden, sich die Fähigkeit zutraut, bei solch kleinen Stücken bis aufs Wort Echtes von Unechtem, Zusammengehöriges und Verschiedenartiges zu scheiden, während sie auf anderen Gebieten in neuerer Zeit die Aussichtslosigkeit derartiger hyperkritischer Versuche eingesehen hat. — Zu der Behandlung einzelner Stücke bemerke ich Folgendes. Dass der sogenannte Hundesegen entweder der Verse ermangle, die das Vieh in den Segen einschlossen, oder aber einen alten Jägersegen darstelle, auf den vorn drei und hinten zwei Zeilen aufgepropft seien, diese beiden Möglichkeiten hat bereits Müllenhoff angedeutet, nur entschied er sich für die erstere, während K. die zweite vorzieht. Ich gestehe, dass ich in dem Stücke kein einziges Wort finde, das darauf deutete, einzelnes sei aus einem älteren heidnischen Segen herübergenommen (wie Müllenhoff als Möglichkeit andeutet), und dass ich ebensowenig anerkennen kann, dass V. 1—3 und 11 (sowie 12 nach K.) sich durch irgendein Moment als spätere Zusätze verriethen. Der Hauptanstoß ist beiden Gelehrten, wie schon erwähnt, der Umstand, dass die Erwähnung des Viehes fehle, obwohl doch die Verse 1 f. durch die Bezeichnung des hg. Martin als *hirti* ausdrücklich einen Viehsegen andeuteten. Aber ich finde das ganz erklärlich, da ja die Hunde und Hündinnen die Schützer der auf der Weide befindlichen Herde sind: sie haben zu verhüten, dass Wölfe und Diebe unter der Herde Schaden stiften, sie haben auch die Herde zusammenzuhalten, damit sich nicht einzelne Thiere absondern und auf gefährliche Wege gerathen. Werden also diese Wächter durch göttliche Hilfe vor Wölfen geschützt, dann wird es die Herde implicite gleichfalls. Vor den Dieben braucht nur die Herde geschützt zu werden (eben durch die Hunde), nicht aber auch die Hunde, denn diese schützen sich selbst: deshalb wird mit Bezug auf die Herde von *uuolf ode diob* (V. 1) gesprochen, mit Bezug auf die Hunde dagegen nur von *uuolf noh uulpa* (V. 7), ein Umstand, der meine Auffassung wesentlich stützt. Gegen diese Deutung kann der junge Hirtensegen (Zs. 11, 261. 30, 215 f.) schon deshalb nichts beweisen, weil er die Hunde überhaupt nicht erwähnt und gerade die umgekehrte Situation (das Vieh im Stalle, die Besitzerin, Maria, eine Reise

unternehmend) voraussetzt. Auch ein anderer Einwand K.s (Grundr. S. 163) scheint mir nicht beweisend, dass nämlich der Hirtenhund bei der Herde bleibe und nicht durch Wald und Feld laufe; denn der Hund muss eben, gerade weil er bei der Herde bleibt, mit dieser wandern, sobald sie eine bestimmte Stelle abgegrast hat. Ebensowenig zutreffend ist K.s weiterer Einwand, der Spruch setze ein tägliches Aus- und Eintreiben des Viehes voraus, während doch die Herde den Sommer über auf der Weide zu bleiben pflege: denn man unterscheidet im Gebirge zweierlei Arten von 'Almen', solche, wo das Vieh im Freien bleibt, und solche, wo es Nacht für Nacht in die auf der 'Alm' selbst befindlichen Sommerställe getrieben wird. Auch die formellen Gründe K.s reichen m. E. nicht hin, um eine Trennung in zwei Theile zu rechtfertigen. Der Singular *der gauuerdô uualten* soll ein hilfreiches Wesen voraussetzen, nicht die zwei unmittelbar vorher genannten (*der heiligo Christ unta sancte Martî*), hat aber seine Parallele im Credo (Maßmann) 147 ff.: *sin hôhe unde sîn grunt die nist njemanne chunt sunder ime selbeme* und vielleicht auch (doch s. Steinmeyers Anm.) im Segen selbst (V. 11 f.): *der heiligo Christ unta sancte Martî, de(r) fruma mir sa hiuto alla heim gasunta*. Was endlich das Kriterium der Metrik betrifft, so wird man von demselben vorsichtigerweise ganz absehen müssen: K. ist, um den Rhythmus zu retten, gezwungen, in der 'ursprünglichen' Partie V. 4—10 sowohl Z. 6 (*dero zohôno*) als auch Z. 10 (*ode heido*) als Zusätze zu streichen, da sie das Maß von vier Hebungen nicht erreichen, sowie *uualdes ode ueges* umzustellen. Und dabei bleibt noch immer der Stabreim Z. 7[b] bedenklich. Auf solche Weise wäre es auch nicht schwer, die 'unursprünglichen' Verse alliterierend zu gestalten: man braucht nur in den Versen 2. 3 und 11 *der heiligo* für *sancte* einzusetzen, V. 2 mit Umstellung zu lesen *dô uuas Christas hirti der heiligo Martî* und im übrigen wegen einiger Verstöße in der Vertheilung der Alliterationsstäbe sich mit K. (S. 229) auf die 'alterthümlichere Kunstübung' der 'continentalen Westgermanen' zu berufen. Dass in dem 'echten' Stücke nur ein solcher Verstoß vorkommt, erklärt sich wahrscheinlich lediglich daraus, dass es überhaupt nur einen 'Langvers' enthält. Ich erblicke in dem Ganzen bloße Alliterationsprosa. — Dass der Straßburger Blutsegen sich aus zwei verschiedenen Sprüchen zusammensetze, die nur in ihrem Zwecke übereinstimmen, nimmt K. mit den Herausgebern der Denkmäler an: das ist möglich, aber (trotz der jüngeren Parallelfassung, auf die K. hinweist) nicht sicher. Die Heilung kann auch in zwei Acte zerfallen, der erste soll bewirken, dass das Blut stillesteht, der zweite dient dazu, die Wunde schmerzlos zu machen, vgl. den Segen aus Clm. 14569 (Denkm.[3] 2, 275): *Miles Longinus cum lancea sua ferivit in latere Christi nec fecit nec uena doluit. — Contra malum malannum.* Da K. einmal nach dem Vorgange der Herausgeber

der Denkmäler die Form *daz du ... tuo* anmerkt, so hätte er auf die Anm. z. Denkm. 78. 7 und auf Behaghel, Modi §. 44 verweisen können; vgl. jetzt auch zu Rhein. Paulus 43 f. Mehrere der an diesen Stellen gesammelten Parallelen hätten ihn vielleicht überzeugt, dass die Erscheinung eher syntaktisch als grammatisch zu erklären ist. — Bei der Besprechung des Segens Pro cadente morbo schließt sich K. im wesentlichen der Auffassung Hildebrands an. Die wichtigsten Bedenken gegen diese nach meiner Meinung höchst gezwungene Deutung sind, dass der Spruch mit keinem Worte darauf hindeutet, dass Verhältnisse aus heidnischer Zeit zugrunde liegen, sowie dass die Hauptsache durchaus unerklärt bleibt, nämlich in welchem Zusammenhange die ganze Erzählung mit der Heilung eines Epileptikers steht. K. geht auch hier wieder einige Schritte weiter, trennt die beiden Anfangsverse ab, erklärt sie für den Eingang eines heidnischen Dreadrymnus und fasst den Rest des ersten Theiles als ein rhythmisches Gebilde auf, bestehend aus zwei Halbstrophen, deren jede aus zwei durch den Endreim gebundenen Kurzversen und einem reimlosen Abgesang sich zusammensetzt. 'Wenn Alliteration vorhanden wäre, würden sie vermuthlich als Ljóðaháttr erscheinen.' Aber die Reime sind sehr mangelhaft (*swa : hwappa, swa : swa*, und die ganze Auffassung scheitert schon daran, dass im zweiten reimlosen Abgesang *sôdun* das Schlusswort bildet, das doch auf *swa* ebensogut (oder ebensowenig) reimt, wie *swa* auf *hwappa* im ersten Reimpaar. Zudem ist es ein prinzipieller Fehler von K.s Herstellung, dass er ihr die jüngere Handschrift als den besseren Text enthaltend zugrunde gelegt hat, ohne die von vornherein ja unwahrscheinliche Minderwertigkeit der älteren vorerst erwiesen zu haben. Ich vermag zur Erklärung des Spruches Abschließendes nicht zu bieten, vermöchte also vorläufig darauf, meine ganz abweichende Auffassung vorzubringen, aber dass die ältere Handschrift M mehr Vertrauen verdient als die jüngere P, lässt sich m. E. unabhängig von der Deutung des Ganzen erweisen. Ich setze die bei der Fassungen, soweit sie hiefür in Betracht kommen, nebeneinander:

M	P
Dorer dungar dri mahtigo	Donerdrigi dierewigo.
stuont ni der adames prunkeo	dô quam des tuieles sun.
	fl. adames bruggun.
scrita der stein demo fan	ni dê scrêta einer stein de wita.
strunt des adales sun	dô quam der adames sun.
mit sus der tuieles sun	ni dê sprang des tuieles sun
zi dê sinistr	zi dero sinistr.

K. übersetzt die dritte Zeile: der schreitet der Stein zu Brennholz' d. h. der spaltete der Stein (?) schneller als ein Mann, der einen Baumstamm mit Beilen zu spalten sucht, eine Interpretation, die bereits Müllenhoff (Haupts Ztschr. 12, 419) als unmöglich abgewiesen hat. *der stein demo*

wite könnte nur bedeuten 'den Stein zugleich mit dem Holze', 'den Stein und das Holz'. Diese Auffassung ist aber deshalb abzulehnen, weil sie nicht erklärt, wieso M zu dem folgenden absolut gebrauchten *stuont* gekommen wäre: denn daran ist festzuhalten, dass die Herstellung nur dann eine Gewähr der Sicherheit erhält, wenn sie für die jeweiligen Abweichungen der Handschriften eine Erklärung bietet. Abgeholfen wird der Schwierigkeit, wenn man gegen die Handschriften nach *stein* interpungiert und *zemo wite* zum folgenden *stuont* zieht. Beiden Schreibern (oder ihrer Vorlage) war der Gebrauch von *standan* als Bewegungsverbum nicht geläufig, sie zogen daher *zemo wite* zum Vorhergehenden: aber während M den Text, von der falschen Interpunction abgesehen, richtig überlieferte, änderte P, indem er ein anderes Bewegungsverbum (*do quam*) an die Stelle setzte. So zeigt sich also hier M vertrauenswürdiger. — Ferner: im Vorhergehenden steht wiederum einem *stuont* in M ein *do quam* in P gegenüber: diese Abweichung fordert eine Erklärung, und zwar nach dem eben Gesagten offenbar die nämliche wie früher: *stuont* muss wieder Bewegungsverbum gewesen sein, wir werden daher in M den Dativ in den Accusativ zu verwandeln haben: *stuont uf die Adames prucche*. Damit ist auch ein schöner Parallelismus hergestellt: der eine stellte sich auf die Brücke und scheitete den Stein, der andere stellte sich zum Holze und vertrieb den ersteren. — Die Eingangsworte haben weder bei Müllenhoff noch bei K. eine befriedigende Erklärung erfahren: bei *dutiger* mit Müllenhoff an goth. *thiutheigs* zu denken, verbietet schon der inlautende Dental, und ebensowenig kann es 'volksthümlich, eingesessen, heimatlich' bedeuten (Koegel). Bezüglich *dietmahtig* hat Müllenhoff auf Composita wie *dietzage* verwiesen, wo *diet* lediglich steigernde Bedeutung hat, und K. übersetzt demgemäß 'großmächtig'. Aber dagegen ist einzuwenden, dass *diet* in solcher Verwendung immer nur in Verbindung mit Substantiven belegt ist, und dass die Composita mit *mahtig* im zweiten Theile auf eine ganz andere Bedeutung weisen (vgl. *chunnemahtig* 'scibilis', *habemahtig* 'habilis, susceptibilis', Graff IV 738; Grimm, Gr.^{2} 2, 561). Aus dem ersteren Grunde sowie an sich ist endlich auch ein Compositum *dietêwig* 'immer unvergänglich' nicht wahrscheinlich. Ich glaube, einen Ausweg aus dieser Schwierigkeit bietet die Annahme, dass der Spruch ursprünglich in niederdeutscher Sprache überliefert war, und dass die hochdeutsche Vorlage der beiden Handschriften die Anfangswörter in der Originalschreibung überlieferte: dann ist *dutiger*[1]) soviel als hd. *düzzeger* (vgl. *vlüzzec : vliezen*) und *diet* soviel als *diez*, und der Schreiber der Vorlage hat die Wörter nicht angetastet, weil er ersteres nicht verstand und letzteres mit *diet*

[1]) Bezw. *dutig* oder *dutigo* (ebenso *mahtig*), denn das Ndd. kennt ja, woran mich Heinzel erinnert, die Endung *-er* für den Nom. Sg. Masc. nicht.

'populus' identificierte. Damit wäre der Sinn gewonnen 'Tosender Donner, mächtiger Schall', und das stimmt gut, denn *duz* ist ja die ständige Bezeichnung für das Rollen des Donners, und eine Analogie zu *mahtig* in dieser Bedeutung gewährt Tat. 81, 4 *uuint mahtîgan* 'ventum validum'. Auch hier zeigt sich wieder die Superiorität der Handschrift M:[1]) denn P ersetzt *mahtîg* durch das sinnlose *êwig*. Es ist somit wahrscheinlich, dass auch die Nominative, die M bietet, ursprünglich sind, und dass *do (quam) des tiufeles sun* von P nur eingeschoben wurde, um anstatt der vorhergehenden unverstandenen Wörter ein neues Subject zu beschaffen, wie ja auch an der späteren Stelle die Änderung durch *dô* eingeleitet wurde. Demnach wäre weiteren Deutungsversuchen des schwierigen Stückes folgende Herstellung des ersten Theiles zugrunde zu legen: *Doner düzzeger, diez mahtiger stuont uf die Adames prucche, schitote den stein. Zemo wite stuont der Adames sun unt sluoc den tieueles sun zu der studun*(?).[2]) Damit wäre auch der Beweis erbracht, dass der Spruch einfache Prosa mit einer alliterierenden Formel im Eingang enthält, und dass *Doner* kein Appellativum sein kann, wie das appositionelle *diez* lehrt.

K. wendet sich nunmehr zur Besprechung der geistlichen Alliterationspoesie (S. 268—332). Bezüglich des Wessobrunner Gebetes theilt er die zuerst von Grimm und Maßmann vertretene bekannte Ansicht, dass für den poetischen Theil Stücke einer heidnischen Kosmogonie benützt seien, obwohl doch schon Wackernagel (S. 16 ff. seiner Ausgabe) in einleuchtender Weise auf den gewaltigen principiellen Unterschied aufmerksam gemacht hat, der zwischen der heidnischen Kosmogonie und der christlichen Lehre, mit der das Wessobrunner Gebet übereinstimmt, besteht: erstere lässt die Welt aus einem Urstoffe entstehen, letztere nimmt ein ursprüngliches Nichts an. Auch die aus allgemeinen Gründen große Unwahrscheinlichkeit der Hypothese ist bei Wackernagel sehr treffend hervorgehoben. Sonst weist K. mehrfach auf den Wortschatz des Gebetes hin, der einige niederdeutsche Spuren enthalte. Dass das Compositum *ufhimil* nicht darunter gehöre, hat er seit der Abfassung seines Artikels im Grundriss wohl selbst eingesehen, wenigstens fehlt das Wort jetzt in der Liste. Ich schließe mich bezüglich desselben ganz den vorsichtigen Bemerkungen Müllenhoffs (Denkm.[3] 2, S. 4) an, der auf *uflîh* 'culmen' weist, dem noch mhd. *undertiefe* (Wackernagel a. a. O. S. 53[3])) sowie

---

[1]) Auch *den tieueles zun* (M) scheint ursprünglicher als *des tiufeles sun* (P).

[2]) Vgl. *gefluhen ze stûden unde ze walde* Troj. S. 215[b] (Mhd. Wb. 2, 2, 707[b]). Bedenken erregt nur *studein* (M) mit seinem *ei*; ist es bloßer Schreibfehler für *studun*?

[3]) Freilich hat W. seiner Hypothese von dem Zusammenhange des Gebetes mit dem Heliand zuliebe später (Zs. f. d. Phil. 1, 301) wie nach ihm K. die Composition für niederdeutsch erklärt.

ahd. *ufhôhî* 'excelsa' und *ufmanigî* 'turba superior, coelestis' (Grimm, Gr.[2] 2, 775) an die Seite zu stellen sind. — Geblieben ist dagegen die Bemerkung über *uuenteo*. Das Wort soll aus dem Hochdeutschen nicht zu verstehen sein, weil *uuant* hier nur 'paries' bedeute, dagegen sehr wohl aus dem Sächsischen, wo *giuuand* 'Ende' heiße (dazu noch *innene, ûzzene uuendiun* 'innerhalb, außerhalb der Grenzen' im Trier. Capitulare). Aber wenn man selbst von den der *â*-Classe angehörigen Femininis *anawanta* 'versura' (Graff 1, 762; Schmeller 4, 102 f.; D Wb. 1, 513) und *gewande, ungewande* 'unbekannte Grenze' (Mhd. Wb. 3, 686, Schmeller a. a. O.) u. dgl. m. absieht, so bleiben doch die Adverbien *inwende, ûzwende* (Mhd. Wb. 3, 687), die jenen Belegen aus dem Trier. Capitulare genau entsprechen. — Sonst weist K. noch auf *gafregin* (= as. *gifragn*) und auf das zweimalige *dat* hin. Wieweit nach Süden jedoch ersteres Wort bekannt und im Gebrauch war, können wir bei der Dürftigkeit der Quellen aus den in Frage kommenden Gegenden nicht wissen, und der Umstand, dass das Unterbleiben der Lautverschiebung beidemale gerade auf das Wort *dat* fällt, scheint mir eher auf eine mittelfränkische Vorlage (die *dhat* mit durchstrichenem *d* hatte) als auf eine niederdeutsche zu weisen.[1]) Doch kann das bei der Geringfügigkeit des Materials auch Zufall sein: aber ebensowenig sicher scheint mir der niederdeutsche Ursprung bewiesen. — Im übrigen schließt sich der Commentar begreiflicherweise zumeist an den Müllenhoffs an. Gewaltsam scheint mir die Streichung des *ninoh* (V. 4) und die Versetzung des *einig* nach *pereg*: es ist nicht einzusehen, auf welchem Wege sich ein solcher Fehler in die Überlieferung eingeschlichen hätte. Gegen die Ergänzung *sûdhan* habe ich das Bedenken, dass dadurch ein specielles Moment in die Aufzählung kommt, das bei der Aufzählung der übrigen Dinge fehlt (anders in der Vǫluspa!). — Über die metrische Herstellung, die K. an dem Denkmal versucht, sowie über die damit enge zusammenhängenden Betrachtungen über die rhythmische Schönheit des Gedichtes gehe ich hinweg.

Es folgt eine Besprechung der altsächsischen Bibeldichtung und des Heliand (S. 276—288[m]). K. konnte seine Kenntnis der ersteren noch nicht aus der Ausgabe, sondern nur aus Braunes vorläufiger Anzeige in der Allgemeinen Zeitung schöpfen, so dass er sich später veranlasst sah, in einem Ergänzungshefte die meisten der hier berührten Fragen ausführlicher zu behandeln. Ich werde also auf diesen Theil seinerzeit in meiner Besprechung des letzteren eingehen. Hervorheben will ich einstweilen nur noch, dass K. im Anschluss an seine Bemerkungen über den Heliand eine umfangreiche Abhandlung über den epischen Langvers gibt, in der er seine Theorien über die Metrik des Alliterationsverses eingehend begründet (S. 288[m]—316).

[1]) Abzulehnen ist die Ansicht Wackernagels, Zs. f. d. Phil. 1, 298 f.

Das letzte Denkmal, das K. im vorliegenden Bande in den Kreis seiner Betrachtung zieht, ist das Muspilli (S. 317—332). Bezüglich der Überlieferung kommt er zu dem Schlusse, der Schreiber habe aus dem Gedächtnisse oder nach Dictat geschrieben: ersteres haben bekanntlich schon Piper (Zs. f. d. Phil. 15, 78 f.) und Kelle (Literaturgesch. S. 143) angenommen. Allein Wüllner (Das hraban. Glossar S. 136), Möller (Ahd. Alliterationspoesie S. 47) und Steinmeyer (Denkm.[3] 2, 40) haben sich gegen diese Ansicht ausgesprochen, ohne dass K. den Versuch gemacht hätte, ihr Argument (den regellosen Wechsel der Orthographie: *ch, kh, k*; *za, ze*; *ua, uo* usw.) zu entkräften. — Nun versucht K. zu einer festen Datierung des Denkmals zu gelangen. Scherer hatte bekanntlich die Ermahnungen an die ungerechten Richter mit dem Capitulare Karls d. Gr. vom Jahre 802 in Verbindung gebracht. K. verwirft diese Datierung, weil das Denkmal wesentlich jünger sei. Aber der Versuch, letzteres zu beweisen, scheint mir nicht gelungen. Denn dass das Gedicht im Interesse Ludwigs des Frommen verfasst sei und dass der geistliche Dichter auf Seite des alten, schwer geprüften Königs stehe, ist aus keinem einzigen Vers mit der nothwendigen Deutlichkeit zu entnehmen. Wenn Schmeller im Zusammenhange mit seiner (von K. übrigens abgelehnten) Vermuthung, Ludwig selbst habe die erhaltene Niederschrift angefertigt, bemerkte, dass manche Gedanken, z. B. von den Ländern, um die man kriegt, auf eine höhere Gesellschaftssphäre berechnet schienen, und dabei auf das 'große Carolingische Trauerspiel' hinweist (S. 49 seiner Ausgabe; vgl. Piper, Zs. f. d. Phil. 15, 77 ff.; Möller a. a. O. S. 41), so mag man diesen Hinweis in seiner hypothetischen Form noch allenfalls gelten lassen. Aber auf eine so unsichere Grundlage hin eine Datierung zu wagen, ist gewiss nicht gerechtfertigt. Die Unsicherheit jener Datierung Scherers hat bereits Kelle erwiesen, indem er zeigte, dass auch nach 802 (in einem Capitulare von 827 und in einer Homilie des Rhabanus Maurus) die Richter in derselben Weise zur Gerechtigkeit ermahnt werden. Das hindert K. freilich nicht, nun seinerseits ein Capitulare vom Jahre 829 als die Quelle des Gedichtes zu betrachten und somit seine Entstehung in die Jahre 830—840 zu setzen. Ja, wenn die Übereinstimmung zwischen beiden nur so groß wäre, dass man sie wirklich, wie K. sagt, 'nicht für zufällig halten können' 'wird'. Aber da ist nur von Bestechlichkeit und Parteilichkeit der Richter, von Fehdelust der Großen und von Mordthaten und sonstigen Ungerechtigkeiten der Königsleute die Rede, also von Dingen, die theils in den anderen Capitularien ebenso hervorgehoben und theils im Gedichte nicht einmal berührt werden (denn das Cap. 9 der königlichen Verordnung spricht lediglich von den Mordthaten und Ungerechtigkeiten 'quae a fiscalinis nostris fiunt, quia impune se ea committere posse existimant', während der deutsche Dichter an der von K. damit verglichenen Stelle 90 ff.

ganz unzweideutig die ganze Menschheit im Auge hat.[1]) So ist also dieser neuerliche Datierungsversuch m. E. als missglückt zu betrachten. Ich finde überhaupt, dass alle derartigen Versuche schon an den einfachen Erwägungen scheitern müssen, dass es ungerechte Richter und Leute, die ihnen das Handwerk zu legen trachteten, zu allen Zeiten gegeben hat, und dass gerade die Schilderung des himmlischen unbestechlich-gerechten Gerichtes die Hindeutung auf das ungerechte irdische besonders nahelegen musste. Letzteres haben schon Vetter (Muspilli S. 80) und Scherer (in seinem Handexemplar, s. Denkm.[3] 2, 39) unter Hinweis auf Matth. 7, 1. 2 ('Nolite judicare, ut non judicemini. In quo enim judicio judicaveritis, judicabimini; et in qua mensura mensi fueritis, remetietur vobis') angemerkt. Ich füge noch hinzu, dass schon in den Prophetien des Amos (5, 7. 11 f.) Gott mit Hinblick auf den jüngsten Tag spricht: *Qui convertitis in absinthium iudicium et iustitiam in terra relinquitis ... Idcirco pro eo, quod diripiebatis pauperem et praedam electam tollebatis ab eo, domos quadro lapide aedificabitis, et non habitabitis in eis; vineas plantabitis amantissimas et non bibetis vinum earum. Quia cognovi multa scelera vestra et fortia peccata vestra, hostes iusti accipientes munera et pauperes deprimentes in porta;* vgl. auch Ez. 5, 7 ff.; Jerem. 5, 28. Und in der Predigt Wulfstans In die iudicii (hg. von Napier, Berlin 1883, S. 183) heißt es, worauf mich Heinzel freundlichst hinweist: *and on thâm dœge on thâm fyrenan wylme sœ forhwyrfedh and eordhe mid hyre dûnum and heofonas mid heora tunglum, and eal forsyngod mancynn thonne forswelgedh sêo fyrenlust heora œrran gewyrhta, and unrihtwîse dêman and gerêfan and ealle thâ wôhgeornan woruldrîcan mid heora golde ... thonne forweordhadh.* Vgl. die Predigt De temporibus Anticristi, das. S. 203, 23 ff.: *dhider* (in die Hölle am jüngsten Tage) *scylan ... thâ unrihtdêman, thê dêmadh œfre be dhâm sceattum and swâ wendadh wrang tô rihte and riht tô wrange.* Wie nahe auch im allgemeinen die Erwähnung ungerechter Richter liegt, zeigt eine Stelle aus Amis et Amiles (hg. von C. Hofmann) 1312 ff., auf die mich gleichfalls Heinzel aufmerksam machte: *Les tiens amis en gietas voiremant, Montas el ciel en ton saint mandement, Où jà traïtres n'aura harbergemant, Ne faus jugierres nesun habitemant.* Vgl. auch noch Ps. 81, 2 f.: *Usquequo iudicatis iniquitatem et facies peccatorum sumitis? Iudicate egeno et pupillo; humilem et pauperem iustificate.* — Bezüglich der höheren Kritik steht K. ganz auf dem Standpunkte Zarnckes und Kelles, betrachtet somit das Denkmal als ein einheitliches Werk, dessen Theile in richtiger Reihenfolge überliefert sind. Das ist auch meine Ansicht:

---

[1]) Übrigens kann *mord* (93) nicht die Bedeutung 'Mordthaten' haben, wie K. will (s. auch die Bemerkungen Möllers S. 22), sondern nur die allgemeine 'scelus' (Roediger, D L Z. 1890, Sp. 1649).

nur vermisse ich ein näheres Eingehen auf die Gründe, die Steinmeyer in der Neuauflage der Denkmäler für das Gegentheil vorgebracht hat. Dass es bedenklich sei, das Wort *mahal* (63) auf das irdische Gericht zu beziehen, nachdem — nimmt man die Umstellung oder Ausscheidung der Partie 37—62 vor — drei Verse vorher (34) *mahal* das himmlische Gericht bezeichnet hat, ist bereits Steinmeyer selbst nicht entgangen (auch Zarncke hat diesen Punkt schon besprochen): man kann noch hinzufügen, dass die Wörter *mahal* und *suona* sonst im ganzen Gedichte immer nur das jüngste Gericht bezeichnen (31. 34. 77; 6), und dass schon die parallelen Verse *denne er ze deru suonu quimit* (65. 71. 99ª) bei der Stereotypie des Ausdruckes in diesem Gedichte darauf deuten, dass in V. 63 (*denner ze demo mahale quimit*) gleichfalls das jüngste Gericht gemeint sei. Das Präsens *arteile*, das Steinmeyer dagegen geltend macht, erklärt sich daraus, dass dem Dichter bei seiner Ermahnung in erster Linie die Gegenwart vor Augen steht. Einen ganz analogen Fall bietet das Hamburger jüngste Gericht (Fundgr. 2, 136, 10 ff.): 'diejenigen, die Leib und Seele jetzt verunreinigen, wie bitter werden sie weinen, wenn sie im Buche geschrieben vor sich sehen, *wie si tuont, wie si nv lebint'*, wofür man gleichfalls das Präteritum *wie si hânt getân, wie si hânt gelebit* erwarten würde. Ferner meint Steinmeyer, während für das jüngste Gericht die Wiedervereinigung von Leib und Seele vorausgesetzt werde (82), trete V. 61 die Seele allein auf, wie im Anfange des Gedichtes, sonach müsse V. 62 der Ausdruck *uuîzi* sich noch auf die Strafe beziehen, die die Seele sogleich nach dem Tode allein erleide. Aber da über die Seele sofort nach dem Tode die vorläufige Entscheidung ergeht, so kann der Ausdruck *sâ verit si za uuîze* in dem Zusammenhange, in dem er steht, nicht in Steinmeyers Sinne verstanden werden. Es ist vielmehr ganz correct, dass die Seele hier noch allein genannt wird, da die Wiedervereinigung erst nach dem Tönen der Posaune erfolgt. Wollte der Dichter also schon früher die Bemerkung vorausnehmen, dass es nun zum Gerichte gehe (Analogien hiefür bei Zarncke), so konnte er nur von ihr allein sprechen. Ein positives Argument endlich hat bereits Zarncke geltend gemacht: die Verse 60 ff. sind mit 63 ff. schon dadurch verbunden, dass beide Stellen Mahnreden enthalten, die eine an die streitenden Parteien, die andere an den Richter, der über den Streit zu entscheiden hat. — Stimme ich hier mit K. überein, so vermag ich andererseits nicht mit ihm (der hier Steinmeyer folgt) daran zu glauben, dass in dem mittleren Theile 'ältere, schon fertige Bausteine' verwertet seien; meine Gründe gegen Steinmeyers Ansicht habe ich in dieser Zeitschrift (1894, S. 131 f.) bereits dargelegt. K. fügt noch ein rein ästhetisches Kriterium hinzu, das übrigens vor ihm schon Scherer (Über den Ursprung der deutschen Litteratur) geltend gemacht und Möller (S. 37) widerlegt hat: die Verse 31 ff., 73 ff. sind nicht weniger

gelungen als die Beschreibung des Erdbrandes (von der ich überdies weiter unten zeigen werde, dass sie nahezu wörtlich aus der lateinischen Quelle stammen dürfte). Auch aus allgemeinen Gründen vermag ich solchen ästhetischen Kriterien keine Beweiskraft zuzuerkennen: 'kein Dichter wird jeden Stoff gleich gut behandeln' sagt Möller a. a. O. mit Recht. Dass endlich die Mittelpartie auch in metrischer Hinsicht sich von den vorhergehenden und folgenden Versen merklich abhebe, diese Ansicht konnte ich bei einer Durchsicht der Zusammenstellungen K.s über den Versbau nicht gewinnen. — Auch mehrere in die Inhaltsangabe eingestreute Bemerkungen bedürfen der Berichtigung. So kann V. 25 das Wort *vinstrî* sehr wohl eine wirkliche Finsternis bezeichnen, ohne dass ein Widerspruch gegen das folgende (*lauc* V. 26) angenommen werden müsste. Denn es ist eine im ganzen Mittelalter herrschende Vorstellung, dass das Feuer der Hölle zwar Hitze, nicht aber Licht verbreite. So sagt Hippolytus von Ostia (Migne, Patrol. Graeca 10, 942): *tradenturque igni inextinguibili, vermi non dormienti ac tenebris exterioribus* und Honorius erklärt im Elucidarium l. 3, c. 4 (Migne, Patrol. Latina 172, 1159): *(ignis) cuius ardor sic istum materialem vincit ignem, ut iste pictum ignem; ardet et non lucet*; wörtlich ebenso Wernher, Deflorationes, l. 1, De resurrectione Domini (Migne 157, 922) und l. 2 (S. 1013). Auch der Dichter der altsächsischen Genesis hat (V. 333 f. der ags. Übersetzung) natürlich diese Vorstellung, wenn er die Hölle ein Land nennt, *thæt wæs lêohtes lêas and wæs liges full, fyres fær micel*, nicht die einer Polargegend zur Zeit der langen Nacht (K. 288*). [1] — Unmöglich ist die Interpretation, die K. von der schwierigen Stelle 41 ff. gibt: allerdings bezieht er das im Grundr. fälschlich auf *Satanas* gedeutete Pronomen *er* (56) dank den Bemerkungen Steinmeyers zur Stelle, den er dafür wohl hätte citieren können, nunmehr richtig auf den Antichrist, aber dafür begeht er einen anderen Irrthum: die Verse 44. 45 *der Antichristo stêt pî demo altfiante, stêt pî demo Satanâse, der inan varsenkan scal* sollen heißen: '... Satan, der ihn, d. h. den himmlischen Herrn, seinen Gegner, zu Fall bringen will'. Dann müsste aber *uuili*, nicht *scal* dastehen. Ersteres hätte der Dichter ebensowohl hier gesetzt, wie er dies drei Verse vorher gethan hat, falls er den von K. herausgelesenen Sinn beabsichtigt hätte. Steinmeyers Auffassung (a. a. O.) bleibt die einzig richtige, nur möchte ich *varsenkan* auf das Eintauchen ins höllische Feuer, also auf die spätere schlechte Belohnung, die der Antichrist vom Satan für seine Dienste bekommt, beziehen, nicht auf die Besiegung. Den Gegensatz bilden nun die beiden *pidiu*, der Relativsatz 45[b] bringt nur eine Nebenbemerkung. —

[1] Die Kälte, von der kurz vorher gesprochen wird, gehört auch zu den ständigen Höllenstrafen, vgl. die Fortsetzungen der oben citierten Stellen aus dem Elucidarium und den Deflorationes. Über die Kälte neben der Hitze vgl. Heinzel zu Erinnerung 730. 901.

lagu (S. 323) hat bereits Möller (a. a. O. S. 18) an Stelle des überlieferten *muor* in seinen Text gesetzt und diese Conjectur mit Hinweis auf die Störung der Alliteration S. 17 f. näher begründet. — Bezüglich der Frage nach dem Vorkommen heidnischer Züge im Muspilli nimmt K. eine vermittelnde Stellung ein: der Dichter habe wohl alles, was er vorbrachte, für gut christlich gehalten, allein die Kirche habe heidnische Vorstellungen vom Weltuntergange recipiert. Ich kann, was er für diese Ansicht geltend macht, nicht für beweisend halten: verwunderlich ist es, wenn zum Beweise S. 324 eine Bemerkung aus J. Grimms Mythologie angezogen wird, in der Grimm betont, der Zug, dass von dem Blute des Elias alle Berge entzündet werden, begegne in keiner einzigen Tradition; verwunderlich deshalb, weil ja m. W. die germanische Mythologie nicht nur nichts Entsprechendes bietet, sondern auch gar keine Anknüpfung für diese Vorstellung gewährt, während in der christlichen Überlieferung solche Stellen, wie schon Zarncke gezeigt hat, thatsächlich zu finden sind (Apoc. 11, 5 combiniert mit 20, 7 f.); verwunderlich ferner deshalb, weil K. zwei Seiten später selbst die von Heinzel (in dieser Zeitschrift 1892, S. 748) beigebrachten Parallelen anführt. Volksthümliche Züge sollen weiters in der Darstellung des Weltunterganges zu finden sein (hier hat K. übrigens in Vetter einen Vorgänger): das Fallen des Mondes und dass das Meer sich aufzehre, sind nach seiner Meinung der christlichen Anschauung fremde Züge. Das letztere Motiv lässt sich jedoch mehrfach nachweisen, vor allem in einer Stelle bei Hippolytus von Ostia im Liber de consummatione mundi c. 37[1]) (Migne, Patrol. Graeca 10, 559), die außerdem deshalb von Interesse ist, weil sie auch nahezu alle anderen Züge der Schilderung in derselben Reihenfolge enthält wie das deutsche Gedicht, so dass ich nicht anstehe, zwischen beiden Werken einen mittelbaren Zusammenhang zu vermuthen. Die Stelle lautet: *Fluvius enim igneus egrediens cum furore instar maris saevi exuret montes et colles* (50 f. *sô daz Eliases pluot in erda kitriufit, sô inprinnant die pergâ*; vgl. 58 *denne daz preita uuasal allaz varprennit*[2])) *et mare delebit*[3])

[1]) In anderem Zusammenhange citiert von Nölle, Beitr. 6, 417.

[2]) Daraus ergibt sich auch, dass K.s Vorschlag, *uuasal* hier gleich 'Erde' zu fassen, unhaltbar ist; es ist vielmehr das Blut des Elias. Dass *breit* als Epitheton ausschließlich der Erde zukomme, wird K. wohl selbst nicht gemeint haben. Auch bedeutet *wase* im Ahd. und Mhd. immer nur 'Rasen' u. dgl. (wogegen das Compositum *erduuaso* 'moles terrae' nichts beweisen kann), während hier Erde im Gegensatze zu Feuer und Luft gemeint sein müsste.

[3]) Auch sonst begegnet dieser Zug, so mehrfach in Darstellungen der 15 Zeichen, s. Nölle, Beitr. 6, 431: *Czu den ersten sal daz mer uff stigin Vollig virczig mannes crafft; Daz ander, daz es vallet nyder Und also ser sincket wider In die tiff und sal flihn Daz es nymant mag gesehn*; Beda a. a. O. 460 *Quinta die ardebunt ipsae aquae ab ortu suo usque ad occasum*; Petrus Comestor das. 461 *Quarta (die) ardebit mare et aquae.*

(52 f. *ahâ artruknênt, muor varsuuilhit sih*) *ac aethera velut ceram inflammatione dissolvet* (53 *suilizôt lougiu der himil*). *stellae cadent de caelo, sol convertetur in tenebras et luna in sanguinem* (54 *mâno vallit*), *caelum more libri volutabitur. exuretur universa terra* (54 *prinnit mittilagart*). Das Fallen des Mondes wird also nur durch ein Versehen des Dichters oder durch eine Auslassung in seiner lateinischen Quelle an die Stelle des Sternfalles getreten sein. — Dass eine Auslassung im Spiele ist, ist schon deshalb wahrscheinlich, weil der Dichter, der die Bäume aus eigenem hinzufügte, wohl kaum die Sterne und die Sonne absichtlich mit Stillschweigen übergangen hätte.[1]) Was endlich *stên ni kistentit* betrifft, so erinnert K. selbst schon (wie vor ihm Vetter S. 124) an die Bibelstellen Matth. 24, 2; Marc. 13, 2; Luc. 21, 6 (*non relinquetur hic lapis super lapidem, qui non destruatur*), und ebenso ist das Spalten der Steine und ihr Kampf gegeneinander häufig als eines der 15 Zeichen genannt. Nach dem Gesagten finde ich in dem ganzen Gedichte keinen einzigen Zug, der auch nur indirect auf heidnische Vorstellungen zurückgeführt werden müsste. Darin können mich auch Hinweise auf einzelne wörtliche Anklänge in der Vǫluspa nicht beirren: dass in dieser alle wesentlichen Ereignisse ganz anders aufgefasst und dargestellt sind, hat ja schon Zarncke in musterhafter Weise dargethan.

Was mich, um darauf nochmals zurückzukommen, in meiner Annahme eines mittelbaren Zusammenhanges zwischen der Schrift des Hippolytus und dem Muspilli bestärkt, ist der Umstand, dass auch die Worte, die der oben ausgehobenen Stelle vorangehen und folgen, mit der Darstellung des deutschen Gedichtes nahe Übereinstimmung zeigen: *Tunc sancti angeli discurrent* (79 *denne varant engilâ uper dio marhâ*) *congregantes omnes gentes, quos expergefaciet horrenda vox illa tubae* (80 *uuechant deotâ*; 73 *sô daz himilisca horn kihlûtit uuirdit*); *sistenturque ad tribunal Christi* (80 *uuîssant ze dinge*; 89 *dara quimit ze deru rihtungu sô vilo die dâr ar restî arstênt*; vgl. 87 f. *denne stêt dâr umpi engilo menigî, guotero gomôno*[2])), *qui fuere quondam reges, principes, pontifices, sacerdotes, ut administrationis suae et ovilis reddant rationem* (83 *daz er sîn reht allaz kirahhôn muozzi*). Auch der Schluss (V. 100 ff.) findet sich bei Hippolytus c. 40: ... *ac ostendet (Christus) eis manuum pedumque clavos, latus suum lancea perforatum, caput coronatum spinis ac pretiosam crucem* (*uuirdit denne furi kitragan daz frôno chrûci, dâr der hêligo Christ ana arhangan uuard. denne augit er dio mâsûn* ...).

---

[1]) Übrigens gibt Nölle a. a. O. 449 den Inhalt einer normannischen Fassung an, in der berichtet wird: 'der Mond wird roth, nähert sich der Erde, fährt dann ins Meer, um den Tag des Zornes zu vermeiden'.

[2]) Die zuletzt von Möller angezogene Bibelstelle, Matth. 25, 31 f., lässt auch die Völker, nicht die Engel, vor Christus stehen.

Die bereits erwähnten Zusammenstellungen über den Versbau des Muspilli und einige Bemerkungen über den epischen Stil (S. 333—340) bilden den Schluss dieses Bandes. Die Charakteristik der poetischen Technik lehnt sich nahezu ganz an Heinzels bekanntes Buch und an einige Beobachtungen Miklosichs an: zu dem siebenten Punkte (S. 338 f.) hätte auf Kossmann Q. F. 57, 19 ff. verwiesen werden können. Mancherlei charakteristische Erscheinungen sind ganz übergangen, theilweise vielleicht, weil K. nur den Stil des Heliand und der kleineren ahd. und as. Denkmäler in Betracht zieht, eine Beschränkung, die sich kaum rechtfertigen lässt. So hätte hervorgehoben und durch einige Beispiele belegt werden können: die Bezeichnung der erzählten Begebenheit als etwas ganz Wunderbares, nie Dagewesenes; der Held immer der beste, die Waffe die schönste; Anrede an die Zuhörer, Stille fordernd oder die Aufmerksamkeit auf die Erzählung hinlenkend; Ausrufe; Vorausdeutung; verspätete Namensnennung; A B A usw.; unchronologische Erzählungsweise; aphoristische, oft nur kurze Andeutungen gebende Darstellung u. dgl. m.

Hiemit bin ich am Schlusse meiner Besprechung angelangt. Ich habe mich ausschließlich an das gehalten, was das Buch enthält, ohne die Fragen, ob nicht manches dem Plane nach hineingehört hätte oder fortbleiben musste, ob der Stoff in übersichtlicher und sachlich begründeter Weise gegliedert sei und welche Leser der Verf. vor Augen gehabt habe, auch nur aufzuwerfen. Selbst sehr wesentliche und umfangreiche Partien (so über die Metrik der Alliterationsdichtung, S. 68 ff., 86 ff., 228 ff., 274 ff., 288ᵐ 316. 327—332, über das epische Lied S. 96—175) sind in dieser Anzeige nicht zu ihrem Rechte gelangt. Ich habe diese Capitel nicht näher geprüft, und wünsche dem Verf. aufrichtig, dass sie recht viel Gelungenes und Überzeugendes enthalten mögen. In den übrigen Theilen war ich fast Schritt für Schritt genöthigt, seinen Ansichten entgegenzutreten. Ich anerkenne gerne, dass er den redlichen Willen gehabt hat, unsere Kenntnis des deutschen Alterthums nach allen Richtungen hin zu erweitern. Aber es will mir scheinen, als ob er, der auf grammatischem Gebiete vorzügliche Leistungen aufzuweisen hat, die literarhistorische und im engeren Sinne philologische Methode nicht mit vollkommener Sicherheit handhaben würde, als ob er häufig mit vorgefassten Meinungen an die Probleme heranträte, die vorhandene Literatur zwar meist vollständig kennte, nicht aber auch beherrschte, und als ob es ihm endlich diesmal an der hingebenden Geduld und der Vertiefung gefehlt hätte, ohne die neue und gesicherte Ergebnisse nur in seltenen Fällen gewonnen werden. Ich bedauere es lebhaft, dass er es unterlassen hat, die zahlreichen neuen Resultate seiner Forschungen vorerst in einer unserer Zeitschriften zu veröffentlichen: eingehende Discussionen hätten förderlich eingewirkt und den Verf. ohne Zweifel zum Aufgeben einzelner Hypothesen und

zum genaueren Studium vieler Fragen bewogen. Dazu ist es nun zu spät, und es steht zu befürchten, dass die Verwirrung, die das Buch in weiteren Kreisen anrichten dürfte, größer sein wird, als der Nutzen, den es den Fachgenossen bringt.

Wien. Carl Kraus.

Dr. E. Maddalena. Raccolta di Prose e Poesie Italiane, annotate ad uso dei Tedeschi. Wien u. Leipzig, Wilh. Braumüller 1896. 8°, XV u. 242 SS. Preis 1 fl. 85 kr.

Auf die kurzen einleitenden Worte folgt der Indice generale, hierauf der nicht unwillkommene Indice alfabetico degli autori, dann die Prosa und schließlich die Poesie. Von anderen Chrestomathien ähnlicher Art unterscheidet sich das Buch durch zwei Punkte: erstens dadurch, dass nur die jüngeren Autoren herangezogen werden und zweitens durch die besondere Bezeichnung des offenen e und o, sowie auch des gelinden z. Die Wahl der Lesestücke ist im allgemeinen eine glückliche, da immer nur die besten Autoren berücksichtigt werden, so namentlich Carducci, De Amicis, Fanfani, Goldoni, Gozzi, Guerrazzi, Leopardi, Manzoni. Auch die Anordnung lässt nichts zu wünschen übrig; denn das Werk beginnt mit kleinen, leichten Stücken und führt uns später längere und etwas schwierigere vor. Dagegen kann ich mich mit der Art der Anmerkungen, die nur eine bald wörtliche, bald freiere Übertragung des italienischen Textes ins Deutsche sind, nicht einverstanden erklären. Es darf nämlich nicht aus dem Auge gelassen werden, dass die Raccolta mehr oder minder doch nur für Anfänger bestimmt ist. Wenn wir nun solche Übersetzungen finden wie Nr. 33 gli dava giù a campane doppie = durchbläute ihn nach Leibeskräften, Nr. 34 per far che facciate = trotz aller Bemühungen, Nr. 41 Dibatti, dibatti = durch fortgesetztes Schlagen, Nr. 42 se la mosca salisse al naso a tutti = ob nicht alle wüthend waren, Nr. 50 che spende e spande = verschwenderisch, Nr. 51 Buttan giù il teatro = das Theater will einfallen, Nr. 55 per isbarcare alla meglio il lunario = um so gut als möglich auszukommen (vgl. auch Nr. 90), Nr. 61 di punto in bianco = geradezu, Nr. 69 quanto ce n'entra = im höchsten Grade, Nr. 70 se vogliamo = eigentlich, Nr. 80 Tira, che porta via i denti = es ist so zäh, dass man's kaum beißen kann, Nr. 89 essere ormai tra i più = nicht mehr unter den Lebenden sein, Nr. 91 Il bisognino fa trottar la vecchia = Noth lehrt beten, Nr. 116 Vàttel' a pesca = der Kukuk weiß es, Nr. 117 Mi vien la pelle d'oca = es überläuft mich ein kalter Schauer, Nr. 122 dia una capatina = gehen Sie herum, Nr. 125 avrei potuto uscirne pel rotto della cuffia = ich wäre vielleicht mit einem blauen Auge davongekommen, Nr. 129 insalutato ospite = ohne zu grüßen usw.,

so glaube ich kaum, dass der Geist und das Wesen der Sprache auch wirklich erfasst werden; wenigstens wären an solchen und ähnlichen Stellen erläuternde Worte am Platze gewesen. Überhaupt hätte es die Sache nur fördern können, wenn mit sachlichen, sprachlichen und namentlich syntaktischen Erklärungen nicht gar so stark gespart worden wäre. Ein ordentliches Glossar ist nach meiner Ansicht für die Raccolta, soll diese thatsächlich nützlich sein, unerlässlich, wodurch auch die immer und immer wiederkehrenden deutschen Übersetzungen vermieden werden könnten. Gegen Druck und Ausstattung ist nichts einzuwenden; zu verbessern ist Nr. 63, pag. 35 quarẹsima statt quarésima (vgl. Grundr. d. rom. Phil. II. Lief., p. 509, 19), Nr. 64 p. 37, Z. 13 chẹti chẹti st. chéti chéti (vgl. Grundr. das. und Raccolta p. 228, Nr. 153, 2), p. 150, Z. 26 asciava st. lasciava, p. 178, Z. 14 iquido st. liquido, p. 222, Z. 5 fuggitivi st. suggitivi.

Wien. Joh. Alton.

Gindelys Lehrbuch der Geschichte für die unteren Classen der Mittelschulen. Neu bearbeitet von Laurenz Doublier und Karl Albert Schmidt. II. Theil: Das Mittelalter. 11. umgearb. Aufl. Mit 24 Abbildungen. Wien u. Prag, F. Tempsky 1894. 100 SS. Preis geh. 45 kr., geb. 70 kr.

Die Grundsätze, von denen sich die Herausgeber der Gindely'schen Lehrbücher für die unteren Classen der Mittelschulen bei der Neubearbeitung derselben leiten lassen, wurden in Kürze bereits bei der Anzeige des ersten Theiles, des Alterthums, in dieser Zeitschrift (Jahrgang 1895, S. 918) besprochen. Die umsichtige Auswahl des Unterrichtsstoffes, die maßvolle Beschränkung des Zahlenmaterials, die Hervorkehrung des biographischen Standpunktes, die stärkere Berücksichtigung der vaterländischen Geschichte von Rudolf von Habsburg an zeigen nur wieder, dass auch dieser Theil auf der Ministerial-Verordnung vom 24. Mai 1892, Z. 11372 und der bezüglichen Instruction fußt und den Bestimmungen derselben Rechnung zu tragen sucht. Werden auch die Ansichten betreffs des Ausmaßes des Lehrstoffes — der hier in 30 Geschichtsbildern, die zumeist nach führenden Persönlichkeiten betitelt sind, dargestellt ist — nicht leicht ganz übereinstimmen, so kann man sich doch im allgemeinen mit dem Gebotenen einverstanden erklären. Mitunter würde man allerdings auf ein oder das andere minder wichtige Ereignis leicht verzichten und dafür andere bedeutendere Ereignisse gerne stärker hervorgehoben sehen. Auch betreffs der Auswahl und der übersichtlichen Gruppierung des Stoffes nach biographischen Gesichtspunkten wird sich bei den nächsten Auflagen noch manches thun lassen, um die hervorragenden Persönlichkeiten noch anschaulicher aus ihrer Umgebung hervortreten

zu lassen. Angenehm berührt es, dass Partien, deren Behandlung einen gewissen Takt erfordert, mit derselben ruhigen Sachlichkeit dargestellt sind, wie andere, bei denen vom pädagogischen Standpunkte aus weniger Schwierigkeiten zu umgehen sind. Anerkennung verdient ferner, dass über der politischen Geschichte die Culturverhältnisse nicht übersehen werden, dass vielmehr der Schüler theils aus eigenen Abschnitten (Nr. 7. Die Bekehrung der Germanen zum Christenthume; Nr. 10. *d)* Einfluss Italiens auf Deutschland; Nr. 20. Ritterthum und Städtewesen im Mittelalter), theils aus zahlreichen, an passenden Stellen eingestreuten Bemerkungen gar manches Wissenswerte über die wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen jener Zeit erfährt.

Im einzelnen habe ich Nachstehendes zu bemerken.

S. 14 wird die siebentägige Schlacht, in welcher Tarik die Westgothen besiegte (711), nach dem recht unbedeutenden und wenig gekannten Flüsschen Salado benannt; es hätte sich empfohlen, die übliche und in allen Lehrbüchern wiederkehrende Bezeichnung derselben nach der Stadt Xeres de la Frontera beizubehalten. — S. 50 findet sich die bekannte Angabe, dass Friedrich Barbarossa 1162 Mailand „vollständig zerstört" habe; die Berichte, auf denen diese Nachricht beruht, dürften wohl von starken Übertreibungen nicht freizusprechen sein. — S. 59 wird erzählt, dass Walther von der Vogelweide am Hofe Leopolds des Glorreichen „gastliche Aufnahme" gefunden habe; gerade dieser Fürst war aber dem großen Minnesänger nicht hold gesinnt und verweigerte ihm, wenn er ihn auch gelegentlich mit Geschenken bedachte, die Aufnahme an seinem Hofe. — Die Erklärung des Wortes „Ritter" („d. h. Reiter, denn das Wort reiten hieß damals riten" S. 60) ist überflüssig. — S. 67 sollte unter den Denkmälern gothischer Baukunst der Stephansdom in Wien nicht fehlen, wenn auch später (S. 82) bei der Regierung Rudolfs des Stifters von der Gründung desselben gesprochen wird. Auch macht die Abbildung (Fig. 20, S. 83), welche bloß den nordöstlichen Theil dieses bleibenden Wahrzeichens von Wien darstellt, bei weitem keinen so mächtigen Eindruck wie eine Totalansicht desselben. (Vgl. Fig. 15. Der Dom zu Mailand und Fig. 16. Der Dom zu Köln.) — S. 74 geht die Darstellung der „Anfänge der Schweiz" zusehr ins Detail. Die Erwähnung des „ewigen Bundes", den die Waldstätte im Jahre 1291 gegen das Haus Habsburg schlossen, hätte auf dieser Stufe genügt. Auch fällt es auf, dass die Sage, die diese Vorgänge zum Gegenstande hat, einfach mit den Worten abgethan wird: „Alles, was die Sage von dem Druck der Vögte, die Albrecht in das Land gesandt, von Gessler und Tell, vom Schwur auf dem Rütli usw. so schön zu berichten weiß, ist nur eine Erfindung späterer Zeiten". Diese Sage, die in der deutschen Literatur eine so bedeutende Rolle spielt, sollte den Schülern nicht vorenthalten werden. Auch sonst

haben sich die Herausgeber des Buches gegen die Sage ziemlich ablehnend verhalten. So wird S. 82 bei der Schlacht von Sempach (1386) Arnold Winkelried nicht erwähnt. — S. 80 ist gesagt, dass nach der goldenen Bulle Karls IV. die Länder der Kurfürsten „in männlicher und weiblicher Linie" erblich sein sollten; das cap. VII dieses Reichsgesetzes, das die Überschrift „de successione principum electorum" trägt, enthält nichts von der weiblichen Erbfolge. — In dem Absatze 29 (S 93—98) werden „Die großen Entdeckungen am Schlusse des Mittelalters" behandelt. Ich kann es durchaus nicht billigen, dass das weltumgestaltende Ereignis der Entdeckung Amerikas noch im Lehrbuche der Geschichte des Mittelalters (S. 95 f.) zur Darstellung kommt. Die große That des kühnen Genuesen, die die nachfolgenden Zeiten bis auf unsere Tage in tausend Beziehungen beeinflusste und noch beeinflusst, kann von den gewaltigen Folgen, die sich an sie knüpfen, nicht losgelöst, sondern muss mit denselben im unmittelbaren Zusammenhange dargestellt werden. „Die neue Welt" und „die neue Zeit" gehören wohl zusammen. In gleicher Weise gehören auch die Entdeckungsfahrten der Portugiesen im indischen Ocean (S. 94), durch welche den handeltreibenden Völkern ein ebenso weites als gewinnbringendes Gebiet für ihre maritimen Unternehmungen im Osten erschlossen wurde, in die Geschichte der Neuzeit. Die Herausgeber lassen sich, indem sie die Entdeckungen bis zum Jahre 1522 (S. 98) verfolgen, selbst eine Inconsequenz insofern zuschulden kommen, als sie in den einleitenden Zeilen zu dem ersten Theile, dem Alterthume, die Neuzeit „von der Entdeckung Amerikas" an beginnen lassen (S. 1).

Der sprachlichen Seite des Buches wurde eine anerkennenswerte Sorgfalt zugewendet; der Ausdruck ist correct, die Darstellungsweise schlicht und ansprechend. Verstöße in dieser Beziehung wurden nur wenige bemerkt. S. 1: am Kaiserhofe lernte er (Theodorich) oströmische Bildung und Einrichtungen (st. oströmische B. und oströmische E.) kennen. — S. 3: (Theodorich) unternahm es sogar, die pontinischen Sümpfe auszutrocknen was ihm freilich nicht gelang (st. auszutrocknen, was ihm...). S. 4: Er (Belisar) wies aber Vorschlag (st. den Vorschlag) mit Entrüstung zurück. — S. 35: (Leopold der Erlauchte) berief zahlreiche Ansiedler aus Deutschland herbei (st. rief herbei oder berief zahlreiche A.). Derselbe Fehler findet sich nochmals S. 82: Da berief Rudolf fremde Ansiedler, namentlich Kaufleute, herbei. — S. 75 findet sich folgende recht schleppende Wiederholung: „Hierauf stürzten die Schweizer von den Höhen herab und erschlugen den größten Theil der Ritter, die auf dem engen Raume sich nicht ordentlich zu wehren vermochten. Ein großer Theil der Ritter wurde erschlagen, die andern suchten ihr Heil in der Flucht." — Schließlich möchte ich nur noch auf die Schreibweisen: mit

einander (S. 31 und 40), unter einander (S. 64) (st. miteinander, untereinander) aufmerksam machen.

Die Gindely'schen Lehrbücher gehören zu den bekanntesten Erscheinungen unserer Schulbücherliteratur; es wäre wohl überflüssig, die Aufmerksamkeit der Fachcollegen noch besonders auf dieselben hinlenken zu wollen.

Linz. Chr. Würfl.

Lehrbuch der Differentialrechnung. 3. Theil: Anwendung der Differentialrechnung auf die ebenen Curven. Nebst 425 gelösten Aufgaben, 164 Figuren und 138 Erklärungen. Für das Selbststudium und den Gebrauch an Lehranstalten bearbeitet nach dem System Kleier von Prof. Dr. August Haas. Stuttgart, Julius Maier 1894.

Die Anwendung der Differentialrechnung auf die Theorie der ebenen Curven wird in dem vorliegenden 3. Theile des Lehrbuches der Differentialrechnung nach dem System Kleier dargestellt; hierbei werden alle jene Curven berücksichtigt, welche in der Geschichte der Geometrie, beim Studium der höheren Mathematik, der Physik und bei den Aufgaben des Technikers auftreten können. Die Construction dieser Curven ist mit großer Genauigkeit dargestellt; die theoretischen Sätze, welche vorgetragen sind, werden durch viele Beispiele, die im allgemeinen als sehr zutreffend bezeichnet werden können, erläutert. Die bei der Abfassung des vorliegenden Buches benützten Werke, welche vom Verf. angegeben sind, müssen zu den besten und grundlegenden gerechnet werden.

Die Gleichungen der Tangenten, Polaren, Normalen und Asymptoten der ebenen Curven werden für rechtwinkelige und spitzwinkelige Coordinaten, wobei die Gleichung der Curve in expliciter oder impliciter Form gegeben ist, für Polarcoordinaten und homogene Coordinaten deduciert. Die Längen von Tangente, Normale, Subtangente und Subnormale einer ebenen Curve werden im Folgenden berechnet und dieses Problem in mehreren Aufgaben angewendet. Der Begriff des Poles und der Polaren wird ganz allgemein gegeben.

Mit großer Ausführlichkeit betrachtet der Verf. den Lauf der ebenen Curven im allgemeinen, ihr Steigen und Fallen, die äußersten Punkte, ihre Convexität, Concavität und ihre Wendepunkte im besonderen. Unter den äußersten Punkten einer Curve versteht der Verf. die höchsten und tiefsten Punkte derselben, und bezüglich der Ordinatenachse die nächsten und die fernsten Punkte.

Die singulären Punkte (Doppelpunkte, Rückkehrpunkte, Selbstberührungspunkte, isolierten und vielfachen Punkte) werden in einer so eleganten und einfachen Weise besprochen, dass diese Discussion den Beifall besonders derer finden wird, die den Anwendungen der höheren Mathematik ihr Augenmerk zuwenden müssen. Die Glei-

chungen der Tangenten in den singulären Punkten werden in klarer Weise deduciert.

Das Problem der Berührung der ebenen Curven (und zwar das der Berührung verschiedener Ordnung) wird allgemein gefasst und dann speciell auf die Theorie des Krümmungskreises angewendet. Dadurch bahnte sich der Verf. den Weg, um die Mittelpunktscurven oder Evoluten und die einhüllenden Curven (Envellopen) dem Studierenden in leichter Weise vorzuführen.

Die Betrachtungen über die einhüllenden Curven finden mehrfache Anwendungen, so auf die Fußpunktscurven, auf die Parallelcurven und auf die Brennlinien. Wünschenswert würde Ref. es erachten, dass der Verf. etwa bei Veranstaltung einer zweiten Auflage den in der Praxis wichtigen Trajectorien ebenfalls einen Raum in seinem Buche gönnen würde. Auf den historischen Theil der einzelnen Probleme wurde an geeigneten Stellen in passender Weise aufmerksam gemacht. — Die wichtigsten in dem Buche angegebenen entwickelten Formeln sind in einem Verzeichnisse zum Schlusse nochmals zusammengestellt. Außerdem hat der Verf. die Reihenfolge der Figuren angegeben, welche gezeichnet werden können; in den „Erklärungen" sind alle Behelfe verzeichnet, die zum Nachzeichnen dieser Curven geeignet sind. Das vorliegende Buch, ein Lehrbuch in des Wortes bester Bedeutung, kann nur wärmstens empfohlen werden.

Zahlentheorie. Versuch einer Gessammtdarstellung dieser Wissenschaft in ihren Haupttheilen. Von Paul Bachmann. 2. Theil: Die analytische Zahlentheorie. Leipzig, Druck u. Verlag von B. G. Teubner 1894.

Das vorliegende Lehrbuch der analytischen Zahlentheorie, das alle jene Forschungen im Gebiete der höheren Arithmetik umfasst, welche auf analytische Methoden begründet sind, schließt sich den „Elementen der Zahlentheorie" desselben Verf.s an. Die analytische Zahlentheorie wurde im wesentlichen durch die Arbeiten Eulers, Gauss' und Jacobis vorbereitet; als ihr eigentlicher Begründer muss aber Dirichlet angesehen werden, dessen Abhandlungen über den Gebrauch der unendlichen Reihen in der Zahlentheorie und dessen Untersuchungen über die verschiedenen Anwendungen des Infinitesimalcaluls auf die Zahlentheorie und über die arithmetischen Progressionen für alle Zeiten bahnbrechend sein werden. Der Verf. war bestrebt, „von der analytischen Zahlentheorie im engsten Anschlusse an die Arbeiten der verschiedensten Forscher, welche sie ausgebildet haben, ein lebensvolles Bild zu entwerfen, das nicht nur von ihrem Wesen, ihren Aufgaben, Methoden und Ergebnissen, sondern insbesondere auch von ihrer Entwicklung eine deutliche Ansicht wie Einsicht gewährt". Auf die Originalarbeiten wird in dem vorliegenden Buche fortwährend hingewiesen, was dem Studierenden gewiss nur erwünscht sein kann.

Zuerst werden allgemeine Sätze über unendliche Reihen und Producte in Erinnerung gebracht und die Euler'sche Gleichung zwischen einem unendlichen Producte und einer unendlichen Reihe erörtert. Dann wendet sich der Verf. zur Darstellung der Zerfällung der Zahlen in Summanden, wie sie von Euler, Jacobi, Gauss und anderen gelehrt wurde. Weiters werden wichtige Erörterungen über die Dirichlet'schen Reihen gegeben, wobei besonders der allgemeine Dirichlet'sche Satz über den Grenzwert einer Reihe bemerkenswert ist. So vorbereitet konnte der Verf. das Theorem entwickeln, dass in der arithmetischen Progression $Mx + N$, in der M, N zwei Zahlen ohne gemeinsamen Theiler sind, unendlich viele Primzahlen vorkommen. Die folgenden Abschnitte enthalten alles das, was bezüglich der Theorie der quadratischen Formen aus analytischen Grundsätzen gewonnen werden konnte (Classenanzahl quadratischer Formen, Bestimmung derselben durch eine unendliche Reihe, Gauss'sche Summen, Berechnung der Classenanzahl, Geschlechter der quadratischen Formen, Ausdehnung des Satzes von der arithmetischen Progression auf quadratische Formen). An dieser letzten Stelle wird der Beweis des Dirichlet'schen Theoremes gegeben, das sich auf die Darstellung von Primzahlen durch quadratische Formen bezieht. Untersuchungen über zahlentheoretische Functionen, über die Häufigkeit der Primzahlen und über die mittleren Werte zahlentheoretischer Functionen beschließen den Inhalt des Buches, das wir wegen der klaren Darstellung und wegen der Reichhaltigkeit der in demselben enthaltenen Untersuchungen wärmstens empfehlen.

1. Stereometrie für höhere Lehranstalten. — 2. Anfangsgründe der analytischen Geometrie für höhere Lehranstalten. Nach den neuen Lehrplänen bearbeitet von Karl Schwering, Director des stiftischen Gymnasiums in Würen. Freiburg i. B., Herder 1894. Preis 80 u. 40 Pf.

In dem 1. die Stereometrie enthaltenden Hefte wird dieser Gegenstand nach zwei verschiedenen Lehrgängen behandelt. — Didaktisch correct wäre es gewesen, wenn die Beziehungen des von einem Punkte außerhalb einer Ebene zu dieser gefällten Lothes zur Ebene und zu den in derselben gezeichneten Geraden den Platz vor den Sätzen metrischer Natur über das Parallelepiped und die Pyramide eingenommen hätten. Dass im zweiten Lehrgange die Lösung durch Rechnung in den meisten Fällen die Lösung durch Zeichnung begleitet, kann nur gebilligt werden. So sind unter anderem die Grundsätze der sphärischen Trigonometrie eng an die Lehre von der dreiseitigen Ecke angeschlossen. Die beigeschlossenen „Übungen" enthalten viele instructive Aufgaben, darunter auch einige über kartographische Projectionen, auf die wir besonders aufmerksam machen. Freudig begrüßen wir den letzten, von den Kegelschnitten handelnden Abschnitt, in dem auf synthe-

tischem Wege die Grundsätze der Kegelschnittslehre erschlossen werden.

Das zweite Heft umfasst die analytische Geometrie insoferne, als durch den Lehrplan gefordert wird, dass die Schüler in den Coordinatenbegriff eingeführt und ihnen „in möglichst einfacher gehaltenen Darstellung einige Grundeigenschaften der Kegelschnitte vorgetragen werden". Die einzelnen Theoreme sind in der Form von Aufgaben gegeben und erfahren zuweilen eine rein geometrische neben einer analytischen Lösung. Dabei zeichnen sich einige dieser Lösungen durch ihre Einfachheit aus, z. B. die der Aufgabe, den Abstand eines gegebenen Punktes von einer gegebenen Geraden zu bestimmen. — In der Kreislehre wird den Sätzen über die Polare und die Cordale die entsprechende Aufmerksamkeit gewidmet. Auf die geometrischen Örter wird in zweckmäßiger Weise eingegangen. Die Verschiebung und Drehung des Coordinatensystems wird an Beispielen gezeigt, was ebenfalls als didaktisch richtig zu bezeichnen ist. Auf den Begriff des Krümmungskreises einer Curve wird in einer Aufgabe aufmerksam gemacht und der Krümmungskreis einer Ellipse und einer Parabel bestimmt. An einem weiteren Beispiele (26. Aufgabe) zeigt der Verf., wie es möglich gemacht wird, aus der Gleichung einer Curve vom zweiten Grade deren Natur zu erschließen, ohne auf die allgemeinen Kriterien der Kegelschnittslinien eingehen zu müssen. Die Parallelverschiebung und Drehung des Coordinatensystems werden dabei in zweckmäßiger Weise verwertet.

Die vorliegenden Büchlein können als recht gelungen, wenn sie an der Hand eines tüchtigen Lehrers verwendet werden, dem Schulunterrichte zugrunde gelegt werden.

Strahlende Materie oder der vierte Aggregatzustand. Vortrag von William Crookes, F. R. S. Mit Genehmigung des Verf.s deutsch herausgegeben von Dr. Heinrich Gretschel. Mit 21 Figuren. 4. unv. Aufl. Leipzig, Verlag von Quandt u. Händel 1894.

Wir finden in der vorliegenden Schrift den unveränderten Abdruck des Vortrages, den Prof. William Crookes auf der 49. Jahresversammlung der britischen Association zur Förderung der Wissenschaften in Sheffield am 22. August 1879 hielt und der von Dr. Heinrich Gretschel in gelungener Weise ins Deutsche übertragen wurde. Dass Crookes durch die in dieser Schrift dargelegten und ausführlich erörterten Versuche geradezu bahnbrechend gewirkt hat, ist bekannt. Übrigens ist aus Faradays Abhandlungen zu erkennen, dass dieser große Forscher bereits die radiant matter sich dachte, wenn er auch deren Wirkungen nicht kannte und bei den verhältnismäßig unzuverlässigen experimentellen Hilfsmitteln seiner Zeit nicht ahnen konnte. Ob die Bezeichnungsweise „vierter Aggregationszustand" ein zutreffender ist, möchten wir dahingestellt sein lassen; dem Ref.

schien und scheint diese Bezeichnungsweise reclamehaft zu sein und er würde glauben, dass die Bezeichnungsweise „Gase im Zustande sehr hoher Verdünnung“ bescheidener gewesen wäre und der Sache ebensogut Rechnung getragen hätte, wie die erwähnte Bezeichnung.

Die in der vorliegenden kleinen Schrift dargelegten Versuche, welche sich auf die phosphorogene Wirkung der strahlenden Materie, auf die Bewegung derselben in geraden Linien, auf deren Schattenerzeugung, auf die kräftige mechanische Wirkung der strahlenden Materie, auf deren Ablenkung von Magneten und die Erzeugung der Wärme bei Hemmung der Bewegung der strahlenden Materie, endlich auf die chemischen Wirkungen derselben beziehen, sind zur Genüge bekannt und beanspruchen wohl das Anrecht, als classische Versuche bezeichnet zu werden. Die von Prof. Crookes durchgeführten Versuche wurden von mehreren Physikern wiederholt und modificiert, so unter anderen von dem derzeitigen Professor Puluj in Prag. Jedenfalls wird das Problem der Kathodenstrahlung eines der interessantesten der ganzen Physik bleiben und erlauben, weittragende Schlüsse auf die Constitution der Materie zu ziehen. Auch Ref. ist der Anschauung Crookes, der divinatorisch sagt, dass die größten wissenschaftlichen Probleme der Zukunft in dem Grenzgebiete, wo Materie und Kraft ineinander überzugehen scheinen, ihre Lösung finden werden. — Wir empfehlen von neuem die Lectüre dieser anziehenden, gehaltvollen Schrift allen jenen, welche für Naturphilosophie Interesse haben.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Wilhelm Krampe, Die italienischen Humanisten und ihre Wirksamkeit für die Wiederbelebung gymnastischer Pädagogik. Ein Beitrag zur allgemeinen Geschichte der Jugenderziehung und der Leibesübungen. Breslau, Verlag von W. G. Korn 1895. 8°, VIII u. 245 SS.

Der Verf., Oberturnlehrer und Dirigent des städtischen Turnwesens in Breslau, trat bereits vor Abfassung dieser größeren Schrift mit längeren Aufsätzen über Schul- und Vereinsturnen in die Öffentlichkeit. Die vorliegende Arbeit nennt er das Ergebnis langjähriger Studien, und in der That lässt sich nicht leugnen, dass sie mit Liebe und Begeisterung für den Gegenstand geschrieben ist. Das Buch zerfällt in elf Capitel, die der Reihe nach über Hellenenthum und Scholastik, Entstehung des Humanismus, Wesen und Thätigkeit der Humanisten, Victorinus von Feltre, P. P. Vergerius, M. Vegius, Ä. S. Piccolomini, F. Philelphus, H. Mercurialis und H. Cardanus handeln. Auf eine kurze Schlussbemerkung folgt ein Anhang mit Anmerkungen, dem Texte und der Übersetzung des pädagogischen Gedichtes Gregor Corraros und Auszügen aus der Gnomologia des Papstes Pius II.

Wie wir sehen, holt der Verf. ziemlich weit aus, vom Hellenenthum, was ihm mit Rücksicht darauf, dass die Gymnastik der Humanisten an die der Hellenen wieder anzuknüpfen suchte, nicht zu verübeln ist. Neben Platon und Aristoteles (S. 25) wäre aber unbedingt die Schrift über Kindererziehung, die Plutarch zugeschrieben wird, zu erwähnen gewesen, da sie, zumal in der Übersetzung Guarinos, den Anstoß zur Entstehung einer pädagogischen Wiedergeburtsliteratur gegeben hat, eine Thatsache, die aus der Vergleichung derselben mit den Schriften der Humanisten über Erziehung klar erhellt. Auch in dieser Schrift wird auf die Gymnastik hingewiesen, die den Körper stark und gelenkig macht, auf den Wert derselben für den künftigen Krieger und auf die Nothwendigkeit der Abwechslung von Arbeit und Erholung, Punkte, die bei den Humanisten stets betont werden. Dass nun die Humanisten auch diese Seite des antiken Lebens in ihre Zeit übertragen wollten, ist eine schon längst bekannte Thatsache. Dies aber näher und im Zusammenhange ausgeführt zu haben, ist ein Verdienst des Verf.s. Der objectiven Darstellung der betreffenden Äußerungen der oben genannten Humanisten folgt jedesmal eine entsprechende Kritik. Ich glaube aber, dass der Verf. in der Absicht, recht gründlich zu sein, den Umfang des Buches in unnöthiger Weise vergrößert hat, da das, was dem Titel gemäß den eigentlichen Inhalt des Buches bilden sollte, zu dem, was als Zugabe zu bezeichnen ist, in einem argen Missverhältnisse steht. Als solche gelehrte Zugaben sehe ich das zweite und dritte Capitel an, ferner die oft auf Kleinlichkeiten eingehenden biographischen Angaben, die Darstellung der sonstigen pädagogischen Ansichten der betreffenden Humanisten, die vielen oft gar nicht zur Sache gehörigen Anmerkungen. Der Turner dürfte manchem davon nicht das nöthige Interesse entgegenbringen, und der auf diesem Gebiete Bewanderte findet darin nichts Neues. Ganz kurze Ausführungen hätten genügt. Wozu S. 171 ff. (ganz abgesehen von den S. 181 f. angeführten Beispielen von Hungercuren, die der Verf. noch durch solche aus unserer Zeit vermehrt) die Wiedergabe von Curiositäten und Kunststücken, von denen Cardanus erzählt, zumal da dies ohne alle Beziehung zur Gymnastik steht und einer ohnehin naheliegenden Gefahr, dass das Turnen in Kunststückmacherei ausarte, Vorschub leisten könnte? Das Lehrgedicht Corraros, dem der Verf. S. 34 irrthümlich das zuschreibt, was wir über das Erziehungsverfahren Victorins wissen, enthält nur eine kurze Empfehlung der Gymnastik, und die metrische Übersetzung ist, milde gesagt (als Verf. wird S. VIII Dr. H. Schmidt genannt), nicht sehr gelungen. Die Gedanken aus der Spruchsammlung des Papstes Pius II. liegen inhaltlich dem Zwecke des Buches ganz fern. Ich glaube daher, die ursprüngliche Absicht des Verf.s, alle auf die Gymnastik bezüglichen Aussprüche der Humanisten zu sammeln und herauszugeben, hätte bei Turnern und Freunden der Turn-

kunst mehr Anklang gefunden; das viele philologische, geschichtliche, biographische und literarhistorische Beiwerk wirkt sehr störend. Allerdings wäre dadurch der Umfang des Buches bedeutend geringer geworden, da nicht zu leugnen ist, dass die Capitel, die in den Schriften des Vergerius, Vegius, Ä. Piccolomini, Philelphus und Sadoletus über Gymnastik handeln, so wertvoll sie auch sind, nur einen sehr geringen Theil im Rahmen des Ganzen ausmachen. Um so eher hätte der Vollständigkeit wegen alles das aufgenommen werden sollen, was überhaupt von humanistischen Hinweisungen auf gymnastische Übungen vorhanden ist. Zwar Manettis und Perottis Erziehungsschriften scheinen unwiederbringlich verloren, da ich sie trotz eifrigsten Forschens in den italienischen Bibliotheken nicht zu Gesichte bekam; doch hätte uns der Verf. das, was er nach seinem eigenen Ausspruche aus den S. 126 f. angeführten Schriftstellern hätte hinzufügen können, nicht vorenthalten sollen. Ist es doch von großem Interesse, zu hören, dass M. Ficinus von einem Philosophen gymnastische Ausbildung verlangt. Nicht nur Victorinus, sondern auch dessen Schüler, der berühmte Federigo von Urbino, übte auch praktisch die gymnastischen Grundsätze der Humanisten, als Gründer der meines Wissens ersten militärischen Erziehungsanstalt an seinem Hofe.

Aus der Reihe der Pädagogen enthalten J. Dominicis 'Regola del governo di cura familiare', L. B. Albertis 'La cura della famiglia', M. Palmieris 'Della vita civile', Fr. Patrizis neun Bücher 'De institutione rei publicae', J. Porzias 'De generosa liberorum educatione' — und außer L. V. Roscius 'De docendi studendique modo ac de claris puerorum moribus' noch S. Antonianos 'Della educazione cristiana dei figliuoli' eine Reihe sehr beachtenswerter Bemerkungen über Erholung, Spiel und gymnastische Übungen der Jugend. Nicht zu vergessen ist aber auch der 'Cortegiano' des B. Casiglione.

Von minder Wichtigem fiel mir auf, dass der Verf. S. 40 den 'Paulus' des Vergerius eine „Kinderkomödie" nennt; schon der weitere, dem Verf. ja bekannte Titel 'Comoedia ad iuvenum mores corrigendos' verbietet eine solche Bezeichnung, da iuvenes bekanntlich keine Kinder sind. Ich habe in Rom nebst der schon bekannten Handschrift in Mailand den 'Paulus' gelesen und kann versichern, dass der Inhalt desselben nicht für Kinder bestimmt war.

Abgesehen von diesen Mängeln verdient das vorliegende Buch in den Theilen, die sich auf das Thema beziehen, den Dank aller, die sich für die Gymnastik als Praktiker und Theoretiker interessieren. Am meisten aber dürfte das den Leser fesseln, was über die beiden humanistischen Ärzte H. Mercurialis und H. Cardanus mitgetheilt wird.

Wien. Dr. K. Müllner.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Soll für die lateinischen Schularbeiten im Obergymnasium der Übersetzungsstoff dictiert oder dem Übungsbuche entnommen werden?

Dass zunächst der Inhalt dieser Arbeiten sowie auch der mündlichen Übersetzungsübung am zweckmäßigsten dem gerade behandelten Autor entnommen wird, hat man schon vor dem Erscheinen der dies anrathenden Instructionen vom Jahre 1884 vielfach eingesehen und Ref selbst hat bereits gegen Ende der Sechzigerjahre dies so gehalten, und zwar trotz Einwendungen mancher Collegen, die eine derartige „Verwässerung" des Autors als pädagogisch nicht rathsam erklärten. Seit den letzten zehn Jahren freilich ist es anders geworden, und die damaligen schüchternen Versuche, sich von Süpfle oder Schulz zu emancipieren, haben die normative Sanction erhalten. Das steht somit seit dieser Zeit fest: der Übersetzungsstoff muss sich, wenn auch nicht immer dem gelesenen Autor an Inhalt, so doch betreffs der „Verwertung des durch die Lectüre vermittelten Stoffes und Phrasenschatzes" an den Autor anlehnen. Die Frage ist nur die, ob dieser Stoff vom Lehrer selbst jedesmal ausgearbeitet oder einem nach diesen Grundsätzen gearbeiteten Übungsbuche entnommen werden soll; und sie ist nicht müßig. Denn wenn auch die Instructionen S. 45, Al. 3 besagen, dass „so lange es an Übungsbüchern fehlt, die nach diesen Grundsätzen gearbeitet sind", der Lehrer selber den Übersetzungstext sich vorbereiten muss, so gibt es doch auch gegenwärtig, wo wir derart beschaffene, hohenorts approbierte Übungsbücher bereits besitzen, gewiegte Schulmänner, die dringend anrathen, der Lehrer möge nach wie vor jene Texte nach den angegebenen Grundsätzen selbst bearbeiten.

Und diese Ansicht halten wir nicht für stichhältig, wie wir sofort darlegen wollen.

Wenn im Untergymnasium der Text der Compositionen jedesmal vom Lehrer ausgearbeitet und dictiert wird, so ist dies ganz am Platze; denn für die Unterstufe ist es dem Verf. eines Übungsbuches schwer, ja unmöglich, gerade jene Partie grammatisch zu verwerten, die soeben

in dieser Classe und mit diesem Schülermateriale absolviert wurde — und dies soll vornehmlich bei den Compositionen der Fall sein, während die Pensa weiter zurückgreifen müssen und daher ganz wohl aus dem Übungsbuche genommen werden können. Diese Rücksicht auf Zeit und Schülermaterial fällt im Obergymnasium weg; da ist die Grammatik in ihren wichtigen Partien bereits abgeschlossen, sie wird nur wiederholt und vertieft, und die Schüler aller Gymnasien stehen da so ziemlich auf derselben Stufe der Vorbildung. Es ist demnach nicht mehr nöthig, dass ihnen ein in dieser Hinsicht vom Lehrer eigens präparierter Text vorgelegt, d. h. dictiert werde; es genügt der aus dem Übungsbuche.

Der Einwand, dass die Schüler leicht den Text der nächsten Composition errathen und sich daher auf dieselbe zu Hause präparieren werden, ist nicht stichhältig; denn erstens enthalten die betreffenden Übungsbücher des Übersetzungsmateriales mehr als man in einem Jahre bewältigen kann, daher auch mehrere Absätze, die sich an die Lectüre der letzten vier Wochen inhaltlich oder stilistisch anlehnen; das Errathen ist daher da ein kleines Lotteriespiel, und arbeitet ein Schüler vielleicht jene mehreren Absätze, von denen eines nach seiner Ansicht als Composition vorkommen wird, nun, dann war er eben sehr fleißig und man gönne ihm die Freude, dass er als Belohnnng für diesen seinen (übrigens selten vorkommenden) Fleiß einen Treffer machte; er hat sich ihn verdient; dass aber ein solcher Schüler die Composition aus dem zu Hause gearbeiteten Vorrathe einfach abschreibt, ist doch nicht leicht möglich; es ist ja der Lehrer stets da, der jeden derartigen Schwindel bemerken muss. Der Schüler kann demnach die Arbeit nur aus dem Gedächtnisse nochmals schreiben und das ist eine recht gute Übung und daher durchaus nichts verloren.

Wenn wir soeben gezeigt haben, dass das Dictat für eine Composition im Obergymnasium unnöthig ist, so wollen wir sofort in Kürze zeigen, dass es sogar unzweckmäßig ist. Denn vorerst: wie leicht kann es selbst dem gewissenhaften Lehrer passieren, dass er sich in dem ausgearbeiteten Compositionstexte in der Weise vergreift, dass der Text entweder zu leicht oder zu schwer ist — und beides ist vom Übel[1]),

[1]) Ref. kannte einen sehr eifrigen Lehrer des Latein, der in den ausgearbeiteten Compositionsstoff nachträglich immer eine solche Menge von Regeln und Regelchen einflickte und stopfte, dass derselbe dann wie ein Sammelsurium grammatischer Raritäten aussah, die Composition für die Schüler zum Schrecken und der Tag ein wahrer Tag des Gerichtes wurde; und so fand Ref. in der Theke eines dieser geängstigten Schüler ein vergessenes Stückchen Papier, auf dem der Schüler seiner Angst vor der Composition in nachstehender Travestie Luft machte: Dies irae, dies illa, Solvet ** in favilla, Dicit ** cum Sibylla usw., wobei ich bemerke, dass die beiden ersten beiden Sternchen den latinisierten Accus. des Namens des Schülers, die zweiten jenen des Lehrers enthielten. — Ein anderer College antwortete auf den Einwand, dass seine Übersetzungstexte zu leicht und viel zu kurz seien, mit dem Anfangsverse der bekannten Kindergratulation: „Kurz und gut ist wohl das Beste“ — bei Kindergratulationen gewiss, ob aber bei einem tentamen scriptum im Obergymnasium?

während das hohenorts für alle Gymnasien und die betreffenden Classen approbierte Übungsbuch ihn vor den genannten beiden Klippen bewahrt und ihm — was gleichfalls nicht gering anzuschlagen ist — einen Text liefert, der ihm als der beste Maßstab für die Beurtheilung des wissenschaftlichen Niveaus seiner Classe gelten kann.

Übrigens bleibt es dem Lehrer immerhin unbenommen, in dem gedruckten Texte von den Schülern jene Änderungen vornehmen zu lassen, auf die er auf Grund etwaiger Observationen bei der Schullectüre Gewicht legen will; der gedruckte Text ist ja kein Evangelium, er bildet nur das hohenorts approbierte Substrat, das sich speciellen Erscheinungen der Schullectüre gegenüber nicht abschließen will, noch kann.

Zweitens aber leuchtet die Unzweckmäßigkeit, den Übersetzungsstoff zu dictieren, aus dem Umstande hervor, dass durch das Dictieren viel zu viel Zeit unnöthig vergeudet wird. Denn man muss doch den Text mindestens eine halbe Stunde hindurch dictieren, und wie schade ist es um diese Zeit! Die Schüler sollten sie ja schon zur Arbeit verwenden und dafür ein längeres Stück übersetzen, damit sie ihre Gewandtheit und Sicherheit an einem längeren Absatze zeigen, da sich hierzu nur achtmal im Schuljahre Gelegenheit bietet; hier aber verliert die Schule $8 \times {}^1/_2$ Stunde, demnach volle vier Stunden, die bei dem ohnehin geringen Stundenausmaße gewiss schwer ins Gewicht fallen; denn in vier gut verwendeten Lehrstunden kann man gewiss viel leisten! — Dem steht selbstverständlich nicht im Wege, ja es ist sogar wünschenswert, dass ein- oder zweimal im Jahre in den beiden letzten Classen als Vorübung für die zumeist dictierte Maturitätsarbeit eine deutsch-lateinische Schularbeit auch dictiert wird, aber dann muss auch diese einen entsprechenden Umfang haben, und es wird sich somit empfehlen, die Lateinstunde in diesem Falle auf eine Eckstunde zu verlegen, um so eine Arbeitszeit von einer vollen Stunde zu gewinnen.

Mähr.-Neustadt. Fr. Ot. Novotný.

Zur sachlichen Einführung in die Lectüre von Xenophons Anabasis.

In der Anabasis, wie auch in der Kyrupädie, also in dem größten Theile der für unsere Schüler bestimmten Xenophonlectüre, spielen die Perser eine Hauptrolle. Man beginnt mit der Lectüre der Anabasis. Schon der erste Satz *Δαρείου καὶ Παρυσάτιδος γίγνονται παῖδες δύο, πρεσβύτερος μὲν Ἀρταξέρξης, νεώτερος δὲ Κῦρος* versetzt den Schüler in eine ihm ziemlich fremde Umgebung, und wenn auch der Lehrer darauf hinweist, dass Dareios, von dem hier die Rede ist, Dareios Nothos, sein älterer Sohn Artaxerxes Mnemon ist, so ist damit für das Verständnis nicht viel gewonnen. Vielleicht erinnern sich die Schüler noch, in der Secunda von dem Feldzuge des jüngeren Kyros gegen seinen Bruder und von der Schlacht bei Kunaxa gehört zu haben. Dabei sind

ihnen aber die Hauptpersonen doch im großen und ganzen fremd. Man gibt wohl vor der Lectüre der Anabasis eine Übersicht über die persischen Könige, vielleicht von Dareios I. an, oder beginnt, wenn man schon die Kyrupädie berücksichtigt, gleich mit Kyros dem Älteren, um so die Vermittlung zu dem Beginne der Anabasis, zu den Königen Dareios Nothos und Artaxerxes Mnemon herzustellen. Allein mit einer trockenen Aufzählung der Könige und der Angabe ihrer Regierungszeit ist nicht viel geholfen. Man kann vielmehr, um den Schülern sozusagen lebendige Bilder vor Augen zu führen und ihnen zu zeigen, dass sie es mit Persönlichkeiten zu thun haben, die ihnen schon aus der Lectüre bekannt sind, an früher Gelesenes anknüpfen, ich meine an die Lectüre des C. Nepos. Man lässt die Schüler, wenn die Einleitung zu Xenophon absolviert ist, den C. Nepos mitbringen und geht mit ihnen die Reihe der Perserkönige durch.

Auf Kyros, den Begründer des Perserreiches (558—529), und dessen Sohn Kambyses (529—522) folgt nach der einjährigen Herrschaft eines Magiers Dareios I. (521—485), der aus der Geschichte und aus der Biographie des Miltiades[1]) den Schülern sattsam bekannt ist (Schlacht bei Marathon 490). Ebenso verhält es sich mit dessen Sohne Xerxes (485—465), von dem die Schüler in den Lebensbeschreibungen des Themistokles und Aristeides gelesen haben (Schlacht bei Salamis 480 und bei Plataeae 479).[2]) In das letzte Lebensjahr des Xerxes fällt noch die Schlacht am Eurymedon 465, in der die persisch-phönicische Flotte von Kimon besiegt wird, Cim. 2, 3.

Aber auch die folgenden Könige sind dem Schüler wohlbekannte Persönlichkeiten, und man braucht eben nur das im Nepos Gelesene aufzufrischen und, soweit es zusammengehört, zusammenzustellen.[3]) Der Nachfolger des Xerxes ist Artaxerxes I. Makrocheir (465—425). Zu diesem Könige, der eben infolge einer Palastrevolution zur Herrschaft gelangt war, kam Themistokles auf seiner Fluchtreise, 'exagitatus a cuncta Graecia', an ihn schickte er den Brief: 'Themistocles veni ad te....', Them. 9, 1—4. Er findet bei Artaxerxes Aufnahme, weiß sich dessen Gunst zu verschaffen

---

[1]) Rücksicht genommen wurde bei den folgenden Ausführungen zunächst auf die von den Instructionen empfohlenen vitae: Miltiades, Themistocles, Aristides, Cimon, Epaminondas, Pelopidas. Da man aber in der Regel ein größeres Pensum absolviert, wurde Alcibiades, Thrasybulus und Agesilaus mit einbezogen; auf die übrigen in Betracht kommenden vitae ist in den Anmerkungen verwiesen.

[2]) Ebenso in Pausan. 1 (Schlacht bei Plataeae); der Brief des Pausanias an Xerxes ebenda 2, 3. Auch als sich Pausanias zum zweitenmale nach Byzanz begab 470, verhandelte er mit dem Könige, Paus. 3.

[3]) Es ist ein Übelstand, dass unsere Lehrbücher der alten Geschichte nur bis auf Dareios I. oder Xerxes eine Darstellung der persischen Geschichte enthalten. Von da ab wird nicht einmal eine Übersicht der Perserkönige geboten. Es heißt nur, dass die Geschichte Persiens seit 485 aufs innigste mit der von Griechenland und Macedonien verknüpft sei. Aber gerade darum ist es von Wichtigkeit, dass die Schüler die folgenden Könige kennen lernen, um bei den späteren Ereignissen der griechischen Geschichte nicht im Finstern umherzutappen.

und erhält von ihm die Einkünfte der drei Städte Lampsacus, Myus und Magnesia, Them. 10, 3. Auch wird während der Regierung dieses Königs der größte Theil der Insel Cypern von Kimon erobert; dieser selbst stirbt bei der Belagerung von Citium 449, Cim. 3, 4.

Auf Artaxerxes I. folgte Xerxes II., dann Darius Nothos, eben der, welcher im Eingange der Anabasis erwähnt wird (424—405). Auch dieser ist den Schülern, welche Alcibiades gelesen haben, nicht fremd. Denn mit ihm verbanden sich die Lacedämonier auf den Rath des Alkibiades (414), als dieser nach dem Hermokopidenprocesse nach Sparta floh, Alc. 4, 7. Zu dem Satrapen dieses Königs, Tissaphernes, begibt sich Alkibiades, als er sich nicht sicher fühlt, und wird dessen vertrauter Freund, Alc. 5, 2.

Besonders oft hatten aber die Schüler Gelegenheit, mit dem Sohne des Dareios Nothos, Artaxerxes Mnemon, dem Bruder des Kyros (405 bis 358), Bekanntschaft zu machen. Mit ihm stand nach der Schlacht am Ziegenflusse Alkibiades in Unterhandlungen, um dem besiegten Vaterlande mit dessen Unterstützung aufzuhelfen, Alc. 9, 4 u. 5: 'Alcibiades .... non Athenas victas Lacedaemoniis servire poterat pati. Itaque ad patriam liberandam omni ferebatur cogitatione. Sed videbat id sine rege Persarum non posse fieri ideoque eum amicum sibi cupiebat adiungi neque dubitabat, quin hoc esset consecuturus, si modo eius conveniendi habuisset potestatem.' In Persien wurde Alkibiades über Auftrag des königlichen Satrapen Pharnabazos getödtet, Alc. 10. — Gegen Artaxerxes Mnemon zieht Agesilaus zufelde und überrascht durch sein schnelles Vorrücken die Heerführer des Königs. Wie sich Tissaphernes, eben der, von welchem im Anfange der Anabasis die Rede ist, von Agesilaus hinters Licht führen lässt, wird ergötzlich geschildert Ages. 3.[1]) Als Agesilaus schon daran dachte, in das Innere von Persien zu ziehen und den König in seiner Hauptstadt anzugreifen, wurde er gegen die Athener und Böotier in die Heimat zurückberufen 394.[2]) Agesilaus stand schon im 80. Lebensjahre, als er sich bei einem Aufstande der Ägyptier gegen Artaxerxes (361) nach Ägypten begab, um das Commando über die Fußtruppen der

---

[1]) Wie hingegen wieder ein Grieche, Lysandros, von einem anderen Satrapen des Königs, von Pharnabazos getäuscht wurde, wird in der Biographie des Lysander 4 erzählt.

[2]) In dem Kriege gegen Agesilaus leistete dem Perserkönige der Athener Konon wichtige Dienste, Con. 2, 2 u. 3: '.. multum Agesilaum, ducem summum, impedivit saepeque eius consiliis obstitit: neque vero non fuit apertum, si ille non fuisset, Agesilaum Asiam Tauro tenus regi fuisse erepturum.' Mit dem von diesem Könige erhaltenen Gelde führte Konon nach der Besiegung der lacedämonischen Flotte bei Cnidus (394) die Mauern Athens wieder auf (393), Con. 4, 5. — Als Artaxerxes mit Agypten Krieg führte (377—374), berief er den Iphikrates, den Reformator des griechischen Kriegswesens, an seinen Hof, um ihm das Commando über seine Truppen zu übergeben, Iphicr. 2, 4. — Obwohl die Athener auf Seiten der Perser standen, unterstützte doch Chabrias die Ägyptier, weshalb Gesandte des Königs Artaxerxes nach Athen kamen, um sich darüber zu beschweren, Chabr. 2, 3.

Ägyptier zu übernehmen, Ages. 8.[1]) — Von König Artaxerxes gebeten, versuchte Diomedon durch Vermittlung des Micythus den Epaminondas für die persische Sache zu gewinnen (um 374), Epam. 4. An ihn war also die treffende Antwort des Epaminondas adressiert, die sowohl für des letzteren Vaterlandsliebe ein glänzendes Zeugnis ablegt, als auch für die von C. Nepos im Eingange der Biographie hervorgehobene Schlagfertigkeit desselben. — Endlich wurde (367) Pelopidas als Gesandter zu diesem Könige geschickt, um dessen Unterstützung zum raschen Wiederaufbaue von Messene zu erlangen, Pelop. 4, 3.

Schließlich wird auch der jüngere Bruder des Artaxerxes, Kyros, in der Biographie des Alcibiades erwähnt und von seinen heimlichen Rüstungen gegen Artaxerxes gesprochen. Alcibiades wusste um dieselben und hoffte, die Hilfe des Königs für sein Vaterland zu erlangen, wenn er ihm die Pläne des Kyros entdeckte. Es heißt im Anschlusse an die oben aus Alcib. angeführte Stelle: 'nam Cyrum fratrem ei bellum clam parare Lacedaemoniis adiuvantibus sciebat: id si aperuisset, magnam se initurum gratiam videbat.' Man macht bei dieser Stelle die Schüler auf 'clam' und 'Lacedaemoniis adiuvantibus' aufmerksam; Worte, die gleich im Beginne der Anabasis die beste Erklärung finden. Heißt es doch wiederholt von den Heeresabtheilungen, die für Kyros zusammengezogen wurden: '*οὕτω τρεφόμενον ἐλάνθανεν αὐτῷ τὸ στράτευμα.*' Bei der Aufzählung der für Kyros aufgebotenen Truppentheile und der Männer, die für ihn Mannschaften zusammenzogen, ist an erster Stelle der Lacedämonier Klearchos genannt. Noch eine zweite Stelle, die sich auf das Verhältnis des Artaxerxes und Kyros bezieht, kommt in Betracht, und zwar umsomehr, als daselbst auch von dem Satrapen Tissaphernes, der dem Kyros keineswegs freundlich gesinnt war, die Rede ist: Con. 3, 1. Sollten die Schüler auch diese Biographie nicht gelesen haben, so wird man es sich doch nicht versagen, dieselbe mit ihnen durchzunehmen. Es heißt da: 'Defecerat a rege Tissaphernes, neque id tam Artaxerxi quam ceteris erat apertum. Multis enim magnisque meritis apud regem, etiam cum in officio non maneret, valebat. Neque id erat mirandum, si non facile ad credendum adducebatur, reminiscens eius se opera Cyrum fratrem superasse.' Nun lesen die Schüler gleich im Anfange der Anabasis von der feindseligen Haltung des Tissaphernes gegen Kyros, sie lesen weiter, wie gerade durch Tissaphernes der König von dem wahren Zwecke der Rüstungen des Kyros erfuhr und erst daraufhin seine Gegenvorbereitungen traf (*καὶ βασιλεὺς μὲν δή, ἐπεὶ ἤκουσε Τισσαφέρνους τὸν Κύρου στόλον, ἀντιπαρεσκευάζετο*), so dass Artaxerxes dem Tissaphernes thatsächlich zu großem Danke verpflichtet war. Dass der letztere von dem Könige abgefallen war, wie Nepos berichtet, steht allerdings nicht fest, aber bei der Art und Weise, wie Tissaphernes gegen Agesilaus Krieg führte, wie er immer gerade in jener Landschaft nicht war, wo Agesilaus einbrach, konnte leicht der Verdacht entstehen, dass er mit Agesilaus im Einverständnisse handle.

---

[1]) An der Spitze der ägyptischen Flotte stand damals Chabrias; s. Chabr. 3, 1.

Wenn man auch zu den vorstehenden Besprechungen in der Schule nahezu eine Stunde benöthigen sollte, da die angeführten Stellen gelesen und übersetzt werden müssen, so braucht man dies nicht zu bereuen. Man hat den Schülern die Hauptpersonen, um die es sich in der Anabasis handelt, näher gebracht, man hat ihnen gezeigt, dass sie es nicht mit fremden Personen zu thun haben, dass ihnen vielmehr Dareios, Kyros, Tissaphernes wohlbekannt sind, besonders aber Artaxerxes, dessen Beziehungen zu den verschiedenen Phasen der griechischen Geschichte auf Grundlage eines gelesenen Autors dargelegt wurden. Man hat fernerhin ein gutes Stück griechischer Geschichte (Perserkriege, Peloponnesischer Krieg, Feldzug des Agesilaus in Asien, Böotisch-corinthischer Krieg, Kämpfe zwischen Sparta und Theben, die Folge der Schlacht bei Leuctra, Wiederaufbau von Messene) von einem neuen Standpunkte aus kurz wiederholt und so auch für die Concentration des Unterrichtes sein Schärflein beigetragen. Zudem ist es nicht ohne Interesse für den Schüler, einen gelesenen Autor als Quellenbuch zu benützen.

Mähr.-Trübau. Dr. Jos. Kubik.

Vademecum für Candidaten des Mittelschullehramtes in Österreich. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von einem Schulmanne. I. Theil: Für Philologen an Gymnasien. Wien, Hölder 1894. kl. 8°, 152 SS.

Das Büchlein hilft einem wichtigen Bedürfnisse des jetzigen Schullebens in geradezu musterhafter Weise ab. Die Zahl des Lehrernachwuchses ist in Abnahme begriffen, und es ist bereits dahin gekommen, dass Lehramtscandidaten in Verwendung genommen werden müssen, welche noch nicht das Probejahr abgelegt haben — wie nunmehr auch amtlich, in dem hohen Min.-Erlasse vom 1. November 1893, Z. 24871, ausgesprochen worden ist. — Solchen ist ein langsames und schrittweises Eintreten ins Schulleben, ein allmähliches Kennenlernen der einzelnen Theile der Schule und Schulthätigkeit, wie es eben durch das Probejahr erzielt wird, nicht möglich, sondern sie werden auf einmal mitten ins volle Schulleben gestellt. Es handelt sich nun für sie offenbar darum, möglichst rasch einen Überblick über die Pflichten ihres neuen Amtes zu gewinnen. Eben diesem Bedürfnisse will der ungenannte Herausgeber bezw. Verf. — offenbar ein Schulmann an höherer oder leitender Stelle — dadurch abhelfen, dass er solchen angehenden Lehrern die bestehenden Vorschriften nebst Anleitungen über ihre Weiterbildung, in einem Bändchen zusammengestellt, an die Hand gibt. Für das Gymnasium sind unter Zugrundelegung der Lehrfächergruppen der Prüfungsvorschrift drei Theile in Aussicht genommen.

Das vorliegende Bändchen, für die Philologen an Gymnasien bestimmt, enthält zunächst die allgemeinen und die besonderen Vorschriften, »deren Kenntnis für den praktischen Dienst unerlässlich erscheint«, d. i.: die in der Prüfungsvorschrift enthaltenen Bestimmungen über das Probe-

jahr nebst dessen „Erweiterung“ und (im Anhange) der Einführung von Supplenten ohne Probejahr, den vollständigen Lehrplan des Gymnasiums und je eine tabellarische Übersicht des Lehrplanes und der vorgeschriebenen schriftlichen Arbeiten.

In diesem allgemeinen Theile sind, wie gesagt, der Lehrplan und das Aufgabenwesen des ganzen Gymnasiums geboten — mit vollem Rechte; denn so sagt schon das Büchlein dem Anfänger, dass er nicht bloß sein Fach zu berücksichtigen habe, sondern dass dasselbe ein untrennbarer Theil eines Ganzen sei.

An diesen allgemeinen Theil schließen sich die besonderen, zumeist nur den Philologen angehenden Bestimmungen, zunächst acht Ministerial-Erlässe (vom 7. März 1855, Z. 3442 gegen die Überbürdung mit Hausaufgaben, vom 17. Februar 1876, Z. 2501 gegen die Überbürdung, vom 28. November 1882, Z. 20416 über die Lehrfächervertheilung und das Aufgabenwesen, vom 28. Februar 1887, Z. 4402 über die lateinischen und griechischen Extemporalien, vom 2. Mai 1887, Z. 8752 über das Classificationsverfahren und die Zahl der schriftlichen Arbeiten, vom 1. Juli 1887, Z. 13276 über die Unterrichtsmethode in der lateinischen und griechischen Sprache, vom 30. September 1891, Z. 1786 über den Unterricht in den classischen Sprachen am Obergymnasium, speciell auch die Privatlectüre, endlich vom 24. Mai 1892, Z. 11373 betreffend Abänderungen des Lehrplanes und der Instruction für den Unterricht in Geographie und Geschichte, in Mathematik, in Physik und in Naturgeschichte am Untergymnasium), sodann die (neuen) Instructionen für den Unterricht in den classischen Sprachen und für den Unterricht im Deutschen am Untergymnasium, nebst einem Theile der allgemeinen Bemerkungen derselben Instructionen.

Das bisher Angeführte muss der angehende Lehrer für seine praktische Thätigkeit zunächst beachten. Sodann hat er seine Blicke weiter zu richten. Hiefür gibt ihm das Vademecum treffliche Orientierung, theils Verweisung auf die Gebiete, theils Zusammenstellung einschlägiger Literatur. Den Anfang machen hier die Schulordnung und die Schulhygiene (hier der Erlass über die Jugendspiele). Daran schließen sich die Organisation (Orientierung über den Org.-Entwurf, das Verordnungsblatt und Schulbücherverzeichnis, Marenzellers Normaliensammlung, die Instructionen und Weisungen, unsere Zeitschriften) und die Geschichte des österreichischen Gymnasiums, bezw. Mittelschulwesens. Den Haupttheil bilden die allgemeine Erziehungs- und Unterrichtslehre und die Fachmethodik (Latein, Griechisch, Deutsch im Untergymnasium) mit reichen Literaturangaben. Sehr viele der hier genannten Schriften sind dem Ref. aus eigenem Studium bekannt, über viele andere glaubt er genügend orientiert zu sein; nach all dem kann er versichern, dass hier das Beste aus der pädagogischen Literatur zusammengestellt ist. Den Schluss bilden Worte über Lehrerfahrung, nebst Angabe einschlägiger Schriften.

Als zur Zeit des früheren Lehrermangels, Ende der Sechziger- und Anfang der Siebzigerjahre, Supplenten ohne Probejahr, ja ohne Lehramtsprüfung verwendet werden mussten, da wurde wohl den wenigsten ein-

gehende Belehrung über Pädagogik und Didaktik zutheil, sondern die meisten wurden wohl einfach sozusagen ins Wasser geworfen, um sofort weiterzuschwimmen. Um wie viel besser haben es die jetzigen Berufsgenossen, denen sofort ein so verlässlicher und guter, aber auch unentbehrlicher Geleiter — denn das ist dieses Vademecum — zur Seite tritt! Auch für ältere Lehrer ist das Büchlein ein bequemes Nachschlagewerk, wie der Verf. selbst mit Recht andeutet, und es kommt gewiss vielen willkommen.

Versehen des Druckes sind dem Ref. wenige aufgefallen. Wie es anderwärts geschehen ist (S. 86, 92), so hätte auch S. 52 und 60 auf die seither erfolgte Änderung (in der Anzahl der Pensa) verwiesen werden können; in dem Lehrplane des Gymnasiums S. 4 ff., in der Übersicht des Lehrplanes S. 20 (mit Ausnahme von Latein II. Classe) und in der Tabelle der schriftlichen Aufgaben S. 24 sind die Änderungen, welche durch den S. 28 ff. abgedruckten hohen Min.-Erlass nothwendig geworden sind, wirklich vorgenommen worden. Vermisst hat der Ref. bei der ersten Durchsicht des Büchleins die Bestimmungen über die Aufnahmsprüfung. Doch die Erwägung, dass Lehrern der hier in Betracht kommenden Kategorie ohnehin die Vornahme der Aufnahmsprüfung nicht zugewiesen wird, und die weitere Erwägung, dass die Bestimmungen über die Aufnahmsprüfung jährlich in den Schulprogrammen abgedruckt werden (wenn auch nicht der Erlass über die Abkürzung dieser Prüfung), lassen die Berücksichtigung dieses Punktes als unnöthig erscheinen. Der Verleger verdient für die schöne Ausstattung des Büchleins und dessen billigen Preis Anerkennung.

Wien. J. Rappold.

Wie studiert man classische Philologie und Geschichte?

Von einem erfahrenen Fachgenossen. 2. verb. Aufl. Leipzig, Roßberg 1894. kl. 8°, 39 SS. Preis 80 Pf.

Wenn sich der Verf. einen erfahrenen Fachgenossen nennt, so thut er dies mit Recht; denn die Rathschläge, die er den Studierenden gibt, sind in der That aus reicher Erfahrung geschöpft und ihre Befolgung wird nicht geringe Vortheile bringen. Was z. B. der Verf. über das Studium des Sanskrit, der vergleichenden Sprachwissenschaft, das Nachschreiben im Collegium, die Zahl der Stunden, die gehört werden sollen, die Reihenfolge bei der Wahl der Collegien sagt, verdient alle Beachtung. Fraglich bleibt nur, ob der Student den vorgezeichneten Plan einhalten kann, da nicht immer alle angegebenen Collegien und gerade zur bestimmten Zeit gelesen werden. Für unsere Verhältnisse bedürfen die Andeutungen allerdings hie und da einer Änderung, da die Anforderungen bei den Prüfungen in Österreich und Deutschland nicht unerheblich voneinander abweichen.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Seine Excellenz der Herr Minister für Cultus und Unterricht hat mit Erlass vom 6. März 1896, Z. 2115, den in Dienstesverwendung beim Ministerium stehenden k. k. Landesschulinspector Dr. Johann Huemer zum Mitredacteur der Zeitschrift für österreichische Gymnasien ernannt.

Literarische Miscellen.

Kleine Wortlehre auf anschaulicher Grundlage. Von Ernst Lehmann. Berlin, im Selbstverlage 1895. 16 SS. Preis 20 Pf., 50 Stück 5 Mk.

Die Grundsätze, nach welchen vorliegendes Schriftchen gearbeitet wurde, gipfeln darin, dass statt theoretischer Grammatik bei den Kindern ausschließlich grammatischer Anschauungsunterricht zu pflegen sei, denn »Anschauung ist das Fundament aller Erkenntnis«. Aber vereinzelte Beispiele genügen dem kindlichen Geiste nicht. »Die Unterrichtserfolge richten die Unterrichtsweise.«

Demgemäß bringt L. zahlreiche Beispiele — und hierin liegt das Wertvolle — für jede Wortart, nach verschiedenen Gesichtspunkten geordnet. In methodischer Hinsicht wird hiemit wohl nichts Neues gelehrt, wenigstens unser Volksschulunterricht trachtet, diesem bewährten Principe Rechnung zu tragen.

Auch orthographischen Zwecken dient die Arbeit. Das Streben nach Kürze führt mehrmals zur Undeutlichkeit, die leicht Missverständnisse beim Schüler verschulden kann. So wenn Leutnant und Leute in einen lautlichen Zusammenhang gebracht werden. Oder sollte wirklich manche Etymologie ernst gemeint sein? Z. B. Nieswurz und Nießbrauch, schrecken und recken, Elenthier und Elend, munter und Mund, tanzen und Tand u. a.? Unverständlich ist auch die Anmerkung S. 9. Von wertloser Kürze sind ferner die anhangsweise vorgetragenen syntaktischen Belehrungen in ganzen 17 Zeilen!

Bedenklich ist, Folgendes als Schriftdeutsch zu lehren: er ist läuten wesen, er ist gefangen nommen worden u. dgl. Die Verschiedenheit von er lehrte mir und mich S. 10 ist willkürlich, auch einige Übertreibungen begegnen (S. 10, 12, 14). Gewagt ist S. 16, Anm. 1 »Wo gilt für den Ort und die Zeit«.

Gut sind einige Verdeutschungen grammatischer Termini.

Ein kleiner Druckfehler findet sich S. 8, Z. 2 v. u.: 3 statt 2.

Bemerkungen zum 4. Bande des Lesebuches von Kummer-Stejskal mit den Dispositionen der Prosastücke. Separatabdruck aus den Jahresberichten des k. k. Staatsgymnasiums in Ober-Hollabrunn (1893—1895). Mit Verbesserungen und Zusätzen von Fidelis Perktold. Wien, Manz'sche Buchhandlung 1895. 102 SS.

Das Vorwort und die einleitenden Sätze belehren uns, wie der Verf. dazu kam, vorliegende 'Bemerkungen' herauszugeben. Sie beruhen auf Sammlungen, die bereits in Jahresprogrammen veröffentlicht wurden, ähnliche Arbeiten hatten ihn dazu angeregt. Sein Ziel war, der Schule zu nützen. Durch die ganze Arbeit geht ein Zug der Gründlichkeit und Bescheidenheit, der wohlthuend berührt und dem Autor unsere Sympathie sichert, auch wo er Widerspruch begegnen mag. Dass er als 'Nichtgermanist' seine Erfahrungen mittheilt, bedarf keiner Rechtfertigung (S. 2, Anm. 1), da auch ein solcher bei entsprechender Ausbildung und Veranlagung den Deutschunterricht am Untergymnasium erfolgreich führen kann. Der Verf. spricht einsichtsvoll über die Verwendung des deutschen Lesebuches für die Lectüre und das Aufgabenwesen, ordnet die Lesestücke nach dem Gedankenzusammenhange, stellt die poetischen Lesestücke nach den Versarten und Strophen zusammen, bringt die Dispositionen der Prosasätze in vollständigen Sätzen. Überall ist auch an die directe Benützung seitens der Schüler selbst gedacht; allerdings eine Annahme, die nur im Hinblick auf den ursprünglichen Programmaufsatz Berechtigung hat. Überhaupt hätte das Buch in der jetzigen Gestalt eine größere Umarbeitung vertragen. Vgl. S. 2. Hervorzuheben ist endlich noch das selbständige Urtheil, das P. sowohl in sachlicher, als in methodischer Beziehung wiederholt zum Ausdrucke bringt.

Der Verf. verspricht eine ähnliche Arbeit für den dritten Band des Lesebuches zu liefern, — wir können ihn dazu nur ermuntern.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Wilhelm Gesenius' hebräisches und aramäisches Wörterbuch über das alte Testament, in Verbindung mit Prof. Alb. Socin und Prof. H. Zimmern bearbeitet von Dr. Francis Buhl, Professor der Theologie an der Universität Leipzig. 12. völlig umgearb. Aufl. Leipzig, Verlag von F. C. W. Vogel 1895.

Das alte hebräische Wörterbuch von Gesenius hat seit seinem ersten Erscheinen manche Wandlung durchgemacht, stets die Einflüsse der verschiedenen literarischen Richtungen zum Ausdrucke gebracht, aber dabei sich auf der Höhe seiner Aufgabe zu erhalten gewusst. Die letzten Auflagen standen unter dem Einflusse Fleischer'schen Wurzelforschung, die allerdings immer mehr zurückgedrängt worden ist. Diese neue Auflage hat jene Methode ganz fallen lassen, nicht zum Schaden des Wörterbuches — dabei aber allerdings auch manches Gute eliminieren müssen. Auch sonst herrschte das Bestreben, in möglichster Kürze nur gesicherte Resultate zu liefern. Die neuere exegetische Literatur ist in ausgiebigster Weise benützt und verwertet worden. Die zahlreichen Belegstellen für Wortsinn und syntaktischen Gebrauch dürfen dem Wörterbuche als Vortheil angerechnet werden. Die Verweisungen auf Bartls Nominalbildung sind oft sehr nützlich. Die Ausscheidung des Aramäischen ist nach dem Muster von Siegfried-Stade durchgeführt worden. Für die glückliche Verwertung des sprachvergleichenden Materials, besonders des Arabischen und Assyrischen bürgen die Namen Socin und Zimmern.

Vorlesungen über Geschichte der Mathematik. Von Moriz Cantor. I. Band: Von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1200 n. Chr. Mit 114 Figuren im Texte und 1 lithogr. Tafel. 2. Aufl. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1894.

Ein Zeichen der freundlichen Aufnahme der „Vorlesungen über Geschichte der Mathematik“ ist wohl das, dass der Verf. trotz seiner Unermüdlichkeit und seltenen Arbeitskraft nicht imstande war, den dritten Band seines Werkes zu vollenden, da unterdessen die Herausgabe der 2. Auflage des ersten Bandes sich als erforderlich erwies. Seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Bandes sind 13 Jahre verflossen und man wird es begreiflich finden, dass in dieser relativ langen Zeit von jungen Kräften, welche, durch die Vorlesungen über Geschichte der Mathematik angeregt, sich diesem Wissensgebiete zuwendeten, aber auch von den älteren Mitarbeitern Prof. Cantors auf diesem Gebiete, demselben schätzenswerte Ergänzungen und Erweiterungen erwuchsen, welche in dem vorliegenden Bande aufgenommen und einheitlich verarbeitet wurden. Der Band umfasst die Geschichte der Mathematik bei den Ägyptern, Babyloniern, Griechen, Römern, Indern, Chinesen und Arabern, sowie eine Darlegung der Klostergelehrsamkeit des Mittelalters mit eingehender Würdigung der Verdienste Gerberts, der Abacisten und Algorithmiker.

Ohne auf die aufgenommenen neueren Details einzugehen, was zu weit führen würde, können wir mit Berufung auf die Besprechung der ersten Auflage kühn behaupten, dass die deutsche Literatur mit Stolz auf dieses Werk blicken kann, das in frischer Weise geschrieben das Studium — und zwar ein gründliches — der Geschichte der Mathematik ermöglicht, zugleich zu einem angenehmen macht und dem Weiterforschenden durch genaue Angabe der Quellenwerke als treuer und verlässlicher Rathgeber zur Seite steht.

Der mathematische Lernstoff für den Unter-Secundaner des Gymnasiums, des Realgymnasiums und der Oberrealschule, sowie für den Primaner der Realschule. In entwickelnder Lehrweise bearbeitet von Prof. Dr. A. Reum, Oberlehrer an der Oberrealschule in Barmen. Essen, G. D. Bädeker 1894. Preis 80 Pf.

Entsprechend den Lehrplänen und Lehraufgaben für die höheren Schulen sind für die Untersecunda des Realgymnasiums und der Oberrealschule und mit gewissen Einschränkungen auch für die Untersecunda des Gymnasiums die Lehre von den Logarithmen und die Logarithmotechnik, die Lehre von den quadratischen Gleichungen, die Anfangsgründe der Trigonometrie, endlich die wesentlichsten stereometrischen Sätze über Ebenen und Gerade, sowie über Kantenlängen-, Oberflächen- und Volumsberechnungen gefordert. Von den genannten Partien wurden in der vorliegenden Schrift nur die Grundsätze angegeben, aber in einer solchen Weise, dass jeder weitere mathematische Behelf (die Logarithmentafeln ausgenommen) entbehrlich gemacht wird. Zweckdienlich eingerichtete Musterbeispiele unterstützen das Verständnis der vorgetragenen theoretischen Partien. In der Trigonometrie wird es den Leser eigenthümlich berühren, wenn er wahrnimmt, dass die Trigonometrie des schiefwinkeligen Dreieckes mit dem Sinussatze abgeschlossen wird, während der Carnot'sche Satz und der Tangentensatz, durch die erst die Auflösung der schiefwinkeligen Dreiecke für gewisse Daten der Aufgaben ermöglicht wird, keinerlei Berücksichtigung finden. — In der Stereometrie ist ein separater Abschnitt der schrägen Parallelprojection gewidmet, und es kann als Thatsache betrachtet werden, dass die zeichnerische Behandlung der Körper in dieser Projection die Auffassung räumlicher Gebilde ungemein

fördert. Auf die Lehre von den Ecken wurde verzichtet. Auf den »Grundsatz« von Cavalieri wurde bei der Volumsvergleichung und Berechnung Bezug genommen. Die Oberflächenberechnung der Körper ist allzu stiefmütterlich bedacht. Ebenso muss das in dem vorliegenden Buche bezüglich der Potenzen, der Wurzeln und Logarithmen, sowie der quadratischen Gleichungen Angegebene als nur den ersten Bedürfnissen entsprechend bezeichnet werden. Die allgemeine Giltigkeit mehrerer Theoreme, die geradezu als grundlegend gelten, hätte unter allen Umständen auch auf dieser Unterrichtsstufe erwiesen werden sollen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Programmenschau.

41. W. Vočadlo, Die lateinischen Casus bei den Pronomina der romanischen Sprachen. Ein sprachgeschichtlicher Versuch (Pády jazyka latinského u náměstek jazyků románských. Pokus historického jazykozpytu). Progr. des k. k. Real- u. Obergymn. in Klattau 1894, 8°, 42 SS.

Die Arbeit enthält nicht so viel als die Überschrift verspricht. Es werden nämlich nicht alle, sondern nur die persönlichen Fürwörter behandelt.

Allerdings zeugt die Abhandlung davon, dass ihr Verf. auf dem Gebiete der romanischen Sprache über großes Wissen verfügt, aber diese schönen Kenntnisse genügen nicht, um aus einer Zusammenstellung lexikalischen Stoffes einen sprachgeschichtlichen Versuch zu machen, der überhaupt nur möglich ist, erstens bei Anwendung der richtigen Methode und zweitens bei allseitiger Berücksichtigung der einschlägigen, nur in großen Bibliotheken zugänglichen, hauptsächlich Zeitschriften-Literatur.

Wir wollen nur einige unrichtige Behauptungen anführen. S. 6 heißt es: „In der Betonung war die betonte lateinische Silbe entscheidend, und die Betonung war in verschiedenen Gegenden und Zeitperioden sehr verschieden.“ Im Gegentheile ist die lateinische (historische) Betonung in allen Gegenden und zu allen Zeitperioden — die Decomposition der verba composita (rom. ad + cápto statt des lat. ád + capto, re + vénis statt révenis usw.) abgerechnet — identisch geblieben. S. 7 führt der Verf. den Schwund der lateinischen Casusendungen und deren Ersatz durch die präpositionalen Umschreibungen ganz unrichtig auf germanischen Einfluss zurück. Auch der Behauptung (ibidem), dass dieser Sprachwandel 1000 Jahre gebraucht hätte, kann man nicht beipflichten, da doch z. B. das Französische bereits im 9. Jahrhundert alle seine individuellen phonologischen, morphologischen und syntaktischen Physionomiezüge aufweist. S. 19 liest man: „Im Prohibitiv sagt man italienisch *non ti difendere*, entstanden aus dem mittellateinischen *non te defendere*, was im classischen Latein *noli te defendere* heißt“. So darf sich kein Romanist ausdrücken. Die (nur geschriebene) Sprache, die man unter Mittellatein zu verstehen hat, war nicht die Quelle des Italienischen. Im Gegentheile waren die romanischen lebenden Sprachen vielfach die Quellen des Mittellateinischen. Die Zeiten sind längst vorüber, wo man noch z. B. das französische *message* auf mittellatein. messagium zurückführte. Jetzt gehört es doch zum Abc, zu wissen, dass *messagium* nur eine künstliche Latinisierung des französischen *message* war, welches wohl ganz bestimmt auf eine Neubildung der romanischlateinischen Übergangsperiode *missáticum* zurückzuführen ist.

42. Hruška, Die Quellen der „Sophonisbe“ des Giov. G. Trissino (O pramenech „Sofonisby“ Giov. G. Trissino). Progr. des Real- und Obergymn. in Kolin 1894, 8°, 18 SS.

Der erste, der der italienischen Literatur eine die Regeln der altclassischen Muster befolgende Tragödie gegeben, war Giovan Giorgio Trissino, ein Adeliger, gebürtig aus Vicenza. Seine Tragödie entstand in den Jahren 1514 oder 1515 und ist nach der Heldin der dramatischen Handlung »Sophonisbe« betitelt.

Mag man über den künstlerischen Wert dieses Werkes wie immer urtheilen, so viel steht fest, dass es einen bedeutenden Einfluss auf die dramatische Kunst ausübte, da es bei verschiedenen Völkern vielfach nachgeahmt wurde, gleichviel, ob unmittelbar oder durch Vermittelung von Arbeiten, die darauf beruhten. Sein Einfluss auf viele spätere Schöpfungen lässt es wünschenswert erscheinen, die Quellen dieser ersten italienischen *tragedia regolata* zu ermitteln.

Dieser seiner Aufgabe entledigt sich der Verf. mit viel Geschick dadurch, dass er die wörtlichen Entlehnungen durch Nebeneinanderstellung der lateinischen oder griechischen Vorlagen nachweist. Und wo man sonst Nachahmungen in der dramatischen Fabel oder in Charakterzügen der einzelnen Personen begegnet, wird genau berichtet, in welcher Weise die Vorlagen befolgt werden, oder welche Abweichungen dabei zu verzeichnen sind.

Das Resultat dieser Untersuchung liest man zu Ende der Abhandlung. »Im ganzen sieht man, dass man, mit Bezugnahme auf ihre Quellen, die Tragödie Trissinos in zwei Theile eintheilen kann. Der erste — bis zur Vorbereitung der Sophonisbe zum Tode — beruht auf Livius (lib. XXX. cap. 11—15) und Appianus (Punica 13. 8 ff., Hispanica 37. 20 ff.), der zweite Theil — die Vorbereitung zum Tode und der Tod der Sophonisbe — ist eine getreue Nachahmung der Alkestis von Euripides V. 150—385. Auf Diodorus und Polybius weist aber nichts entschieden hin, Übereinstimmung findet man nur in der kurzen Handlung, die hier und dort nur flüchtig dargestellt wird. Außerdem begegnet man Spuren der Antigone und anderer Dramen, denen Trissino besonders die allgemeinen Aussprüche entlehnt und die er auch in seinen Chören nachahmt.

Seine Quellen befolgt Trissino getreulich, dem Livius folgt er auf Schritt und Tritt und entlehnt ihm ebenso wie der Alkestis, selbst wörtlich, ganze Scenen, so dass man als seine Invention nur die breitere Entwicklung und Dramatisierung der in den Vorlagen enthaltenen Gedanken ansehen kann. Mit Ausnahme von Cato erfand er gar keine Person, selbst Hermina mahnt an die Bedienerin in der Alkestis, ebenso wie die männlichen Bedienten an das griechische Drama überhaupt und seine römischen Nachahmungen lebhaft erinnern.

Trissino lässt, der Geschichte gemäß, den Syphax selbst dann noch weiter leben, nachdem Massinissa seine Gemalin geheiratet. Massinissa schickt der Sophonisbe Gift, aber bleibt selbst am Leben, er selbst weckt eher Mitleid als Verwunderung, und ähnlich auch Syphax; Scipio ist mehr entschlossen, im ganzen erscheint er aber so, wie er von Livius und Appianus geschildert wird, dasselbe gilt von Massinissa. Selbständiger gedichtet erscheint Sophonisbe im ersten Theile und Hermina, weniger schon Laelius und Scipio.

Die Sprache ist an vielen Stellen schön, aber dieses Verdienst ist größtentheils den Quellen zuzurechnen, denen Trissino häufig sogar wörtlich folgt. In dem allen macht sich das Streben des Trissino bemerkbar, die Sophonisbe womöglich im antiken Geiste zu bearbeiten. Das hoffte er durch wörtliche Übersetzung seiner Muster zu erzielen. Darum folgt er dem Appianus lieber als dem Livius, wenn der erstere die gerade Rede anwendet, darum schmückt er mit aphoristischen (offenbar entlehnten) Aussprüchen die Sprache im Streite des Massinissa, Laelius

und Scipio, darum entlehnt er ein großes Stück aus dem ersten Theile der Alkestis und sonst hie und da kleinere Stellen aus classischen Tragödien, darum ahmt er den griechischen Chor nach. Aber wo er selbständig sein muss, meidet er durchaus nicht den damals beliebten *stilo escolto*. Ein interessanter Beleg, wie der Autor der ersten regelrechten Tragödie den antiken Geist wiederzugeben suchte.«

43. † B. Pospíšil, Übersetzung des I. Gesanges der Os Lusiadas von Luis de Camoëns (Luiza de Camoëns Lusitanů I. zpěv). Progr. des Communal-Untergymn. in Čáslau 1894, 8°, 27 SS.

Die Programmarbeit enthält eine fließende Übersetzung des ersten von den zehn Gesängen des berühmten portugiesischen Epos: Os Lusiadas (Die Lusitaner) von Camoëns.

Es ist sehr zu bedauern, dass es dem so vorzeitig (geb. 1855) dahingegangenen Übersetzer nicht vergönnt war, seine so schön begonnene Arbeit zu vollenden. Dabei muss hervorgehoben werden, dass der Verf. — ein Zeichenlehrer — trotz seiner realistischen und technischen Bildung so viel Vorliebe für sprachliche und literarische Privatstudien bekundete.

44. Vincenz Uzel, Der Culturzustand Frankreichs im Mittelalter und dessen Einfluss auf das übrige Europa (Kulturní stav Francie ve středověku a jeho vliv na ostatní Europu). Progr. der k. k. Oberrealschule in Königgrätz 1894, 8°, 19 SS.

Diese Skizze enthält eine kurze, aber vollständige Übersicht des Culturzustandes Frankreichs im Mittelalter und dessen Einflusses auf das römisch-christliche Europa. In großen Contouren wird die Entwicklung der französischen und provençalischen Literatur geschildert. Der geistige Einfluss des südlichen und nördlichen Frankreich auf die übrigen romanischen und alle westchristlichen Länder vor, während und nach den Kreuzzügen bis Ende des XV. Jahrhunderts wird in seinen Haupterscheinungen klar dargestellt. Über der Literatur wird des damaligen Schulwesens, der Wissenschaft, der Kunst, des Ritterthums und der gesellschaftlichen Gebräuche nicht vergessen. Besonderen Wert verleiht dieser Skizze die Aufmerksamkeit, welche den Einwirkungen des romanischen geistigen Lebens auf das deutsche und des deutschen und italienischen, einerseits auf das böhmische und polnische, anderseits auf das croatische geschenkt wird. Für den geschichtlichen und sprachlichen Unterricht kann diese Skizze vielfach in der Schule verwertet werden. Die besten französischen, deutschen und böhmischen Hilfsmittel wurden vom Verf. zurathe gezogen. — Nur auf das Eine wollten wir aufmerksam machen, dass er in der Überschrift statt »auf das übrige Europa« besser »auf das west- oder römischchristliche Europa« gesagt hätte. Bis zu Peter I. entwickelte sich ja die orthodoxe slavische Welt — also ein großer Theil von Europa — ausschließlich unter dem Einflusse der byzantinischen Civilisation.

Brünn. Dr. Ferdinand Jokl.

---

45. Schaner Heinrich, Die Schlacht bei Marathon. Progr. des Gymn. in Mährisch-Weißkirchen 1893, 8°, 19 SS.

Über die Schlacht von Marathon gibt es eine so große Zahl von Abhandlungen, dass es unbillig wäre, von dem Verf. eines Programm-

aufsatzes die Benutzung und Anführung aller zu verlangen. Allein damit die neuerliche Erörterung einer schon so viel behandelten Frage förderlich sei, ist doch die Benutzung der wichtigsten älteren Arbeiten unumgänglich. Ich vermisse daher die Rücksichtnahme auf Delbrücks Perserkriege und Burgunderkriege in den auf das Sachliche bezüglichen Theilen und die Verwertung oder, wenn der Verf. auf einem anderen Standpunkte stehen sollte, die Widerlegung von H. Swobodas Ausführungen in den von den Quellen handelnden Theilen des vorliegenden Aufsatzes. Endlich ist die Lage des Soros und die Entscheidung darüber, ob er das Grab der gefallenen Athener ist oder nicht, für die Feststellung des Ortes, an dem der Hauptzusammenstoß stattgefunden hat, so wichtig, dass darüber nicht ganz mit Stillschweigen hinweggegangen werden kann. Bezüglich des berühmten Laufes von acht Stadien ist sich der Verf., der als Vertheidiger Herodots auftritt, über die Schwierigkeiten nicht klar geworden: er findet einerseits, dass die Entfernung für gymnastisch geschulte Athener nicht so ungeheuer sei, dass darum Herodot der Glaube versagt werden müsste, hält es aber zugleich für wahrscheinlich, dass erst im letzten Augenblick die Griechen zum »Laufschritt« übergegangen seien. Weder vom »Laufschritt«, noch davon, dass die Griechen erst am Ende der acht Stadien sich in Lauf gesetzt hätten, steht etwas bei Herodot; was bei ihm wirklich steht, ist aber unglaubwürdig. Wer dies anerkennt, tritt darum dem Vater der Geschichte nicht zu nahe, der deshalb weder der Entschuldigung noch der Vertheidigung bedarf, weil er getreulich volksthümliche Überlieferungen berichtet hat.

46. Costantini G., Per qual valico alpino scese Annibale in Italia? studio geografico. Progr. der Comm.-Obergymn. in Triest 1893, 8°, 53 SS.

Diese Arbeit gibt eine sehr vollständige und anschauliche Übersicht der zahlreichen bisher aufgestellten Vermuthungen über den Marsch Hannibals von der Rhone bis zur Eroberung von Turin. Auf die Versuche mittelst der Distanzangaben den Weg zu bestimmen, hat sich der Verf. wegen deren Unzulänglichkeit nicht eingelassen; er bespricht zuerst die Lage und Beschaffenheit aller der Pässe von der Küstenstraße zwischen Nizza und Mentone bis zum großen St. Bernhard, sucht dann die Stelle zu ermitteln, an der Hannibal die Rhone übersetzte, von wo er bis gegen Valence nordwärts marschierte, dann erst am linken, hierauf am rechten Ufer der Isère bis Grenoble vorrückte, und hierauf nach weiteren Märschen aus dem Thale der Isère in das des Arc und durch dieses auf den Mont-Cenis aufstieg. Die bei Livius und Polybios gleichmäßig bezeugte Thatsache, dass Hannibal von der Passhöhe den entmuthigten Truppen die Poebene gezeigt habe, scheint nämlich dem Verf. entscheidend für den Mont-Cenis zu sprechen, da unter allen in Betracht kommenden Übergangspunkten nur von diesem aus ein Blick in die Poebene möglich sei, sowie auch die Angabe, dass der Abstieg seiner Kürze und Steilheit halber Schwierigkeiten bereitet habe, nur auf den Mont-Cenis, nicht aber auf den kleinen St. Bernhard oder den Mont-Genèvre zutreffe. In den vielbehandelten Stellen des Polybios, wonach Hannibal zu den Insubrern, und des Livius, wonach er zu den Taurinern kam, sieht C., die Gründe K. Neumanns wiederholend, keinerlei Schwierigkeit, da auch bei Polybios III 60, 25 die Eroberung von Turin als sein erstes Werk auf italischem Boden bezeichnet werde. Somit hätten auch die aus der Erwähnung der Insubrer für das Thal von Aosta, die Dora-Baltea und den kleinen St. Bernhard geschöpften Argumente keine Beweiskraft. Die Angabe von dem vorjährigen Schnee, der durch frischgefallenen noch schlüpferiger gemacht beim Abstieg Schwierigkeiten bereitet haben soll, hält Cost. für einen Irrthum des Polybios. Den Marsch quer durch die Insel der Allobroger stellt der Verf. in Abrede, der auch bezüglich des

Mont-Cenis den Einwand — dieser Übergang sei im Alterthum nicht von einer Straße übersetzt gewesen — darum nicht gelten lässt, weil hier ein Überschreiten der Alpen unter Führung landeskundiger Gallier auch ohne Straße möglich gewesen sei.

In Bezug auf die Gesammtauffassung steht Cost. den Darlegungen K. Neumanns in seinem Buche, Das Zeitalter der punischen Kriege, am nächsten, dessen Endergebnis — Hannibal sei über den Mont-Genèvre nach Turin gekommen — er jedoch nicht billigt. Für den Mont-Cenis hatten sich gleich ihm Ball und Maissiat entschieden.

Graz. Adolf Baner.

---

47. Mik J., Ein Beitrag zur Biologie einiger Dipteren. Progr. des k. k. akad. Gymn. in Wien 1894, 8°, 00 SS.

Die Arbeit zerfällt in zwei Theile: 1. Die Metamorphose von Dactylolabis denticulata Bergr. An einer Felswand im Gesäuse fand der Verf. eine bisher erst aus der Schweiz bekannte Limnobiine, Dactylolabis denticulata Bergr., und es gelang ihm auch, Larven und Nymphen derselben aufzufinden. Die Larve bedeckt, ähnlich wie jene gewisser Neuropteren, ihren behaarten Körper mit eigenthümlichen schwarzen Krümchen, wahrscheinlich Excrementen, und ist dadurch den dunklen, berieselten Stellen der Felswand sehr gut angepasst. Auch die entwickelte Fliege (Imago) hat genau die Farbe des Steines, auf dem sie sich aufhält. Sehr gelungene Abbildungen aller drei Stadien erläutern den Text. — 2. Über spinnende Hilaren. Der Hauptsache nach ein kritisches Resumé aller bisher von verschiedenen Autoren über das Spinnen der genannten Dipteren (Empiden) ausgeführten Untersuchungen und Beobachtungen. Der Verf. beschäftigt sich in erster Linie mit dem vielbesprochenen „Schleierchen“ der Hilara Sartor Becker (! Abbildungen) und schließt sich der Ansicht an, das ausschließlich vom Männchen und von diesem nur je einmal gesponnene silberglänzende Blättchen oder Schleierchen diene insbesondere aëronautischen Zwecken, bestreitet aber nicht, dass es nebenbei auch als Mittel zur Anlockung der Weibchen verwendet werden könne. Mik vermuthet den Sitz der Spinnorgane im Munde der Fliege. Ganz anderer Art als bei Sartor sind die weiteren in der Abhandlung besprochenen Fälle des Spinnens bei Hilaren: H. maura F., interstincta Fall., aëronetha Mik und pruinosa Meig. umwickeln ihre Beute einfach mit feinen Seidenfäden, was bei den zwei letztgenannten Arten vom Verf. zum erstenmale beobachtet wurde.

Wien. A. Handlirsch.

Die Aussprache des Schriftdeutschen.

Zur weiteren Verständigung.

Durch die „Entgegnung“ und die „Antwort“ im 1. Hefte d. Jhrg. sind Herr Dr. Jellinek und ich uns schon merklich näher gekommen. Vielleicht kann das Nachstehende weiterhin in gleichem Sinne wirken.

Dr. J. erklärt es für ein Missverständnis, wenn ich annehme, er wolle die Fehler dialectischer Aussprache in der Schule dulden. Auf meine Frage, wo diese Fehler anfangen und wo die Grenze zu ziehen sei, antwortet er: „V. selbst hat sie gezogen“, indem er auf S. 11—20 meiner „Aussprache des Schriftdeutschen“ verweist. Dann dürfte ich ja — trotz allen sonst von J. geäußerten Bedenken — über die Berechtigung meines Schriftchens völlig beruhigt sein!

Ein ferneres Missverständnis hat nach J. darin seinen Grund, dass ich, wenn er mich recht verstehe, in meiner »Entgegnung« von einem Kanon der Aussprache bloß für das Deutsche Reich spreche, er aber aus mehreren Gründen diese Beschränkung nicht habe voraussetzen können. Hier hat mich J. freilich, aber nicht das erstemal, sondern das zweitemal missverstanden. Ich will den von mir aufgestellten, wesentlich norddeutschen Kanon keineswegs von vornherein auf das Deutsche Reich beschränken. Ich glaubte nur erstens, »Österreich sei« — außerhalb des Theaters — »von der norddeutschen Bewegung wohl noch gänzlich unberührt«, und ich wusste zweitens nicht, »wie weit etwa auch die Bühne hier dem norddeutschen Einflusse Widerstand leiste«. Gleichwohl fügte ich hinzu, dass mir ein weiteres Vordringen der norddeutschen Aussprache nach Süden wahrscheinlich sei. Auf die sofortige Billigung jenes wesentlich norddeutschen Kanons in Österreich wagte ich nicht zu rechnen.

Meiner somit eingestandenermaßen ungenügenden Kenntnis gerade der österreichischen Aussprachеverhältnisse ist nun seit der Niederschrift jener »Entgegnung« Prof. A. Schröer in Freiburg i. Br. freundlichst zuhilfe gekommen.[1]) Hiernach hat sich erstens seit etwa 1850 in der Aussprache der Gebildeten in Österreich, zunächst des Hofes und der Aristokratie, ein Umschwung vollzogen, wodurch der österreichisch-bayrische, bezw. Wiener Dialect von dem Hochdeutschen des Burgtheaters verdrängt worden ist; und zweitens stimmt dieses Hochdeutsch des Burgtheaters mit der norddeutschen Bühnensprache fast gänzlich überein, ja es ist wahrscheinlich, dass sich diese »wesentlich norddeutsche« Bühnensprache — unter norddeutscher Mitwirkung[2]) — zuerst im Wiener Burgtheater herausgebildet und von da nach Norden verbreitet hat. Damit steigen die Actien »meines«, d. h. des Bühnen-Kanons, in Österreich natürlich um ein Bedeutendes, und ich hätte jene Vorbehalte kaum zu machen brauchen.

Von dem, was J. in seiner »Antwort« ferner sagt, ist auch mir vieles »selbstverständlich«. Aber doch nicht alles. Wenn J. meint, wer die richtige Aussprache des Neuhochdeutschen im 19. Jahrhunderte erfahren wolle, müsse sich an die heutige Sprache halten; dabei spielten die Dialecte gar keine Rolle, und auch die wirkliche Aussprache der Gebildeten komme nicht in erster Linie in Betracht, sondern ihre »Wertvorstellungen«, die sich an die Aussprache knüpften — so kann ich diese transcendente Anschauung nicht theilen. Worauf beruhen denn jene »Wertvorstellungen« anders als auf der Aussprache der Gebildeten? Diese hängt überall wieder mit den Dialecten zusammen. Sogar die Bühnensprache ist im Grunde nur ein Ausgleich verschiedener gebildeter Aussprachen, und nur als solcher wird sie weiterleben und — sich weiterentwickeln können. Mit dem bloßen »Appell an das oberste Tribunal, die Bühne« ist es daher nicht überall und nicht für immer gethan. J. erwähnt z. B. das auslautende *-ng* und fragt, ob hier wirklich die Bühnensprache schwanke. Allerdings ist Auslaut *-ng*, nicht *-nk*, auch auf der norddeutschen Bühne noch herrschend. Aber gelegentlich macht sich doch das im Norden, auch in Berlin, verbreitete *-nk* geltend; ich habe es mir seinerzeit im Lessing-Theater notiert. Jedenfalls glaubte ich diese Abweichung der Bühnensprache von dem norddeutschen Usus nicht todtschweigen zu dürfen. Flugs »beweist« mir sonst irgendein norddeutscher Kritiker, die Bühnensprache müsse im Auslaut das *-nk* annehmen, denn

---

[1]) Vgl. übrigens dessen Schrift »Über den Unterricht in der Aussprache des Englischen« (1884) S. 17. 25, sowie Schröers Aufsatz in der »Deutschen Wochenschrift« (1885) Nr. 16.

[2]) Herr Prof. W. Foerster weist mich mit Recht auf den Einfluss des Schlesiers Laube hin.

sie solle ja »wesentlich norddeutsch« sein, und in Norddeutschland werde — was ich vermuthlich nicht wisse — im Auslaut *-nk* gesprochen. Auch die von J. getadelte Bemerkung über *sp-* und *st-* statt *schp-* und *scht-* im Anlaut ist um solcher Vorurtheile willen gemacht. Wird (nach Raumer) »die gesprochene Wortform unserer Gemeinsprache« i. a. »durch die Schreibung festgestellt«, so glauben wohl die Vertreter der »spitzen« Aussprache im niederdeutschen Gebiete sich auf die Schreibung *sp-*, *st-* (nicht *schp-*, *scht-*) berufen zu können; *schp-*, *scht-* im Anlaut wird dann dem schwäbischen *schp*, *scht* im In- und Auslaut gleichgerechnet. Solchen Leuten sage ich: die Schreibung, auf die ihr euch beruft, habt ihr oder haben eure Vorfahren einfach missverstanden; schon im 16. Jahrhundert war mit der Schreibung *sp-*, *st-* nicht gesprochenes *sp-*, *st-*, sondern gesprochenes *schp*, *scht* gemeint: eure Aussprache hat also »keine Berechtigung«. J. erinnert mich daran, dass auch für Inlaut- [und Auslaut-]*st* nach *r* die breite Aussprache allgemein hochdeutsch war und bis Ende des vorigen Jahrhunderts für gut gegolten hat. Gewiss! Aber sie gilt heutzutage nicht mehr für gut, und deshalb brauchte ich nicht davon zu reden. Wenn ich das oben erwähnte Compliment J.s — bezüglich der neun Seiten S. 11—20 — wirklich verdient habe, so habe ich es wohl ebensosehr durch Schweigen wie durch Reden verdient.

Marburg i. H. W. Vietor.

Antwort.

Auf die vorstehenden Ausführungen des Herrn Prof. Vietor habe ich Folgendes zu erwidern.

Nach meiner Meinung sind Wertvorstellungen nicht transscendent, sondern ebenso empirisch wie andere Vorstellungen. Allerdings beruhen die Wertvorstellungen über Aussprache im allgemeinen auf der Aussprache der Gebildeten, aber von Identität ist nicht die Rede. Man käme sonst folgerichtig zum Schlusse, dass ein Stotterer das Stottern für schön halten müsse. Inwieweit die Aussprache der Gebildeten mit dem Dialect zusammenhängt, ist ein interessantes Problem historischer Forschung, hat aber mit der Frage, was die beste Aussprache des Schriftdeutschen sei, nichts zu thun.

Was nun die österreichische Aussprache betrifft, muss ich in einem Punkte den Ausführungen von V.s Gewährsmann entgegentreten. Es ist gewiss richtig, dass heutzutage eine unendlich größere Ähnlichkeit mit der norddeutschen Aussprache besteht als früher und dass die Aussprache der höheren Stände von ehedem heute dialectisch erscheinen würde. Nur möchte ich nicht sagen, dass früher von den Gebildeten Dialect gesprochen wurde; ein Abstand von der Sprache der unteren Volksschichten hat — auch in der Lautgebung — nach sicheren Zeugnissen auch früher bestanden. Die Ursache des Umschwunges liegt wohl in der Steigerung des Verkehrs mit Deutschland, die seit dem Jahre 1848 eingetreten ist. Inwieweit das Burgtheater, das ja schon weit früher existierte, von Einfluss gewesen ist, wäre noch zu untersuchen. Was ich aber entschieden bestreiten muss, ist, dass heute diese Bühne die Norm abgibt. Das Burgtheaterdeutsch ist vielmehr in weiten Kreisen als affectiert verrufen — ob mit Recht, thut hier nichts zur Sache. Im Burgtheater wird z. B. *weech* = *weg* (Partikel) gesprochen; man kann aber die Leute, die dies nachahmen, an den Fingern abzählen. Ebenso werden wenige das *ä* mit tiefster Zungenstellung sprechen, das man von einzelnen hervorragenden Schauspielern hören kann. Der Gegensatz zwischen stimmhafter und stimmloser Aussprache von *b g d s* kommt kaum, im Inlaut sicher nicht zum Bewusstsein, einfach deshalb, weil

auch die Umgangssprache[1]) zwischen *b d g s* und *p t k ß* scheidet.[2]) Es ließe sich sonst noch einiges anführen.

Ob V.s Kanon in Österreich durchdringt, kann nur die Zeit lehren. Aber ich möchte keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, dass nicht Norm gegenüber mundartlicher oder individueller Gewöhnung, sondern Ideal gegen Ideal steht. Freilich sind die Differenzen sehr gering, aber sie würden als stark empfunden werden, wenn man auf sie im Schulunterrichte Gewicht legte. Die Differenzpunkte sind im wesentlichen: die stimmlose Aussprache der 'Medien' — bei *s* hört man vielfach im Anlaut schon stimmhaften Laut —, die des *g* und der Vocaleinsatz. Es kommen noch kleinere Unterschiede hinzu, deren V. in seiner Schrift nicht gedenkt, wie dass hier ebenso wie im Schweizerischen — vgl. Winteler, Kerenzer Mundart S. 24 — anlautendes *f* als lenis gesprochen wird, während norddeutsch vielfach fortis vorkommt.

Freilich, wenn auch alle diese Unterschiede verschwänden, bliebe der Gesammthabitus des österreichischen Deutsch noch immer gewaltig von dem des Norddeutschen verschieden. Denn Accent und Wortmelodie, die V. nicht unificieren will, bestimmen nach meiner Empfindung den Charakter einer Sprachvarietät.[3])

Was die historischen Argumente betrifft, so scheint mir V. doch zu sehr auf einfältige Recensenten Rücksicht zu nehmen. Der Hinweis auf die Grammatiker des 16. Jahrhunderts wird gewiss auf solche Leute Eindruck machen, wie denn überhaupt historische und rationalistische Deductionen immer wirkungsvoller sind, als die Berufung auf die Thatsachen der Gegenwart. Objectiv berechtigt ist dieser Hinweis aber doch nicht. Und wenn die *st*-Sprecher historische Kenntnisse besitzen, so werden sie V. erwidern: 'Unsere Vorfahren haben die hochdeutsche Schreibung *st, sp* missverstanden; zugegeben. Aber das Missverstehen der hd. Orthographie durch unsere Vorfahren ist ein constitutiver Factor der deutschen Schriftsprache. Dieses Missverstehen hat es zuwege gebracht, dass *ei* = mhd. *î* und *ei* = mhd. *ei* gleich gesprochen werden, und dass die Scheidung von offenem und geschlossenem *e* je nach der Schreibung sich durchzusetzen beginnt, dieses Missverständnis hat wenigstens zum Theil dazu beigetragen, dass die Trennung gerundeter und nicht gerundeter Vocale, des anlautenden *d* und des anlautenden *t* für die Schriftsprache gerettet wurde.'

Was endlich das *št* nach *r* betrifft, so sehe ich mit Bedauern, dass ich mich nicht klar genug ausgedrückt habe. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, dass V. aus meinen Worten einen Vorwurf herauslesen würde. Es ist mir nicht im entferntesten eingefallen zu tadeln, dass V. diese Aussprache in seiner Schrift nicht erwähnt hat; ich habe von der Sache nur gesprochen, weil sie in den Zusammenhang der von mir in der Antwort behandelten Probleme zu passen schien. Das Citat habe ich nur beigefügt, weil meines Wissens vor mir niemand auf diese Veränderung der schriftdeutschen Aussprache aufmerksam gemacht hat.

Wien. M. H. Jellinek.

---

[1]) Ebenso der Dialect, wenn auch die Vertheilung der Laute von der Schriftsprache abweicht.

[2]) Ich glaube, dass der Unterschied von sth. und stl. Laut nur dann von nicht physiologisch geschulten appercipiert wird, wo die in der Schriftsprache durch das Vorhandensein oder Fehlen des Stimmtones getrennten Laute in der Mundart zusammengefallen sind.

[3]) Mit dem Accent hängt innig die Silbentrennung zusammen; auch in diesem Punkte bestehen Abweichungen vom norddeutschen Gebrauche.

Entgegnung.

Herr Ign. Prammer hat meine in drei Programmen veröffentlichte Abhandlung „Sallust als Ethiker“ in dieser Zeitschrift einer Besprechung unterzogen, deren Schluss, enthalten im Jahrgange 1896, S. 85—86, mich zu einer Entgegnung zwingt. — Was das Meritorische meiner Arbeit anlangt, so beschränkt sich Herr Prammer wohlweislich auf ein bloßes Referat derselben. Seine wiederholt anerkennende Beurtheilung derselben lässt mich angesichts der in Deutschland erschienenen sehr günstig lautenden, zahlreichen Kritiken über dieselbe kalt; die am Schlusse seines dritten Artikels vorgebrachten allerliebsten Bemerkungen aber verdienen eine entschiedene Zurückweisung. Erstlich, was geht Herrn Pr. meine „Muttersprache“ (S. 85) an? Er lerne die seine, deren gründliche Kenntnis ich ihm abspreche. Denn sonst würde er die Art, wie ich das Zeitwort „nachahmen“ construiere, nämlich mit dem Accus. der Person, nicht rügen (S. 85). Herr Pr. lese einmal im „Deutschen Wörterbuche“ von J. Grimm, Bd. VII, S. 18, besonders den Absatz 3 nach, wo viele Belege einmal für den Dativ, das anderemal für den Accus. der Person angeführt sind, und schreibe sich die ganze rechtseitige Columne zu seiner besseren Belehrung ab. Dann wirft er mir in seinem Hochmuthe Unkenntnis der Orthographie (S. 85—86) vor und belegt diesen höchst arroganten Vorwurf mit meiner Schreibung des Titels des „Franz Jose*ph*-Gymnasiums“, an welchem zu wirken ich mir zur Ehre anrechne, welcher Titel nach Herrn Pr. eigentlich „Franz Jose*f*-Gymnasium“ lauten müsse! Zu seiner Belehrung diene, dass die genannte Anstalt sich officiell „Franz Jose*ph*-Gymnasium“ schreibt, und zwar auf Grund der Titelverleihung, wie er ja aus dem Programme entnehmen konnte. Drittens, was Herrn Pr.s arrogantes Anerbieten betrifft, mir ein Privatissimum über deutsche Sprache und Orthographie lesen zu wollen (S. 86), so verweise ich ihn auf sein eigenes, über meine Schreibweise in dieser Zeitschrift 1895, S. 847 abgegebenes Urtheil, worin derselbe wörtlich schreibt: „Die Darstellung ist gewandt und leicht verständlich.“ Da Herrn Pr. somit Sachkenntnis, gründliche deutsche Sprachkenntnis, ferner Logik und besonders die einem wahren Kritiker nöthige Gemüthsruhe und Unvoreingenommenheit mangelt, so weise ich seine gehässige Kritik mit Entschiedenheit zurück.

Wien. Dr. Johann Pajk.

Erwiderung.

Kühl bis ans Herz hinan, wie ich schon einmal bin, begreife ich eigentlich nicht, warum Herr Pajk sich so leichthin entschlossen hat, diese geharnischte Entgegnung zu verfassen. Habe ich doch das sachliche Moment in seiner Abhandlung unumwunden anerkannt und bloß bezüglich der Form die Abweichungen von der vorgeschriebenen Orthographie, sowie die grammatischen Fehler und einzelne Härten des Ausdruckes gerügt! Dies hatte ich schon 1893 bei Gelegenheit der Recension des ersten Theiles der Abhandlung in dieser Zeitschrift S. 571 gethan: „Der Aufsatz ist nicht frei von orthographischen, grammatischen und stilistischen Versehen.“ Wozu also nachträglich das ganze Getöse?

Bezüglich der Schreibung Josef verweise ich auf das wohlbekannte Wörterverzeichnis S. 45, wo in der 2. Spalte die drei Worte prangen: Josef, Josefa, Josefine. Bezüglich der regelmäßigen Construction von nachahmen mit Dativ der Person und Accusativ der Sache citiere ich Willomitzers deutsche Grammatik für österreichische Mittelschulen, 3. Aufl., §. 124, S. 103, wo je ein Beispiel angeführt ist. Dies lernen also die

Schüler und werden sich schier verwundern, wenn es ihr Lehrer nicht weiß. Dass mir weiters Herr P. in der Hitze des Gefechtes so nebenbei Unkenntnis meiner Muttersprache, Hochmuth und Voreingenommenheit vorwirft, nimmt mich zwar immerhin wunder, da mir diese Ehre zum erstenmale widerfährt — ich verzeihe es ihm aber doch ohne alle Aufregung. Ja, ich gestehe ihm sogar offen, dass er mich durch diese »allerliebsten« Ausbrüche seiner Heißblütigkeit nicht nur nicht geärgert, sondern lediglich erheitert hat.

Schließlich constatiere ich, dass sich in Pajks letzter Abhandlung noch ziemlich viele andere Fehler finden, die ich offenbar nur aus »Gehässigkeit« verschwiegen habe. Ich bin auch jetzt noch so »gehässig«, nur die wichtigsten davon anzuführen: S. 4 in Catilina und: gleicher Ruhm zutheil werde als dem, S. 6 müssen wir Sallusts Ethik als System nehmen und nicht ... setzen wollen; S. 7 steht belegt falsch statt beigebracht, S. 8 der böse Druckfehler *e scriptor*. S. 15 soll es heißen: Sallust ist allerdings nur ein Nachahmer gewesen — und S. 16 anbelangt statt anlangt. Dies anlangt erscheint auch in der Entgegnung, wie ich nebenbei bemerke.

Wien. Ig. Prammer.

XIV. Protokoll der archäologischen Commission für österreichische Gymnasien.

(Mitgetheilt vom Schriftführer Prof. Feodor Hoppe.)

(13. December 1895.)

Anwesend sind die Mitglieder der Commission und mehrere zur Theilnahme an der Sitzung eingeladene Herren.

Der Vorsitzende, Landesschulinspector Dr. J. Huemer, legt vor:

1. Grabstele der Hegeso, eine Wandtafel für Schulen, infolge einer auf der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien gegebenen Anregung herausgegeben vom kaiserlich deutschen Archäologischen Institute. (Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Fr. Bruckmann, in München. Bei Bestellung durch den Generalsecretär des Instituts — Prof. Conze, Berlin W., Corneliusstraße 2 — sammt Verpackung 5 Mk. 80 Pf. Das Porto hat der Abnehmer zu zahlen.)

2. Meisterwerke der bildenden Kunst. (Leipzig, E. A. Seemann. 10 Lieferungen zu 10 Blatt. Preis des ganzen Werkes 150 Mk.; eine Sammlung von 10 Blatt nach Auswahl kostet 25 Mk., das einzelne Blatt 3 Mk.)

3. Das auf Veranlassung und unter der Mitwirkung der Commission erschienene Werk: Bilder zur Mythologie und Geschichte der Griechen und Römer, unter Mitwirkung der k. k. Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie und Reproductionsverfahren in Wien herausgegeben von Feodor Hoppe. (Wien, Karl Gräser. 5 Lieferungen zu 6 Tafeln; Preis der Lieferung 1 fl.)

Die vorgelegten Wandtafeln finden den ungetheilten Beifall der Commission. Sie bilden eine sehr willkommene Bereicherung der empfehlenswerten Anschauungsmittel, und es sei nur zu wünschen, dass sie eine möglichst große Verbreitung finden. Bei den »Bildern zur Mythologie und Geschichte der Griechen und Römer« wird besonders hervorgehoben, dass das hohe k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht dieses Anschauungsmittel als Lehrbehelf empfohlen habe. Auch wird dem Herrn Regierungsrathe Dr. J. M. Eder, Director der k. k. Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie und Reproductionsverfahren in Wien, der Dank

für seine Bemühungen um das Zustandekommen dieses Werkes ausgesprochen.

Auf die Aufforderung des Vorsitzenden berichtet sodann Prof. George Niemann über das Modell eines griechischen Tempels (eines Theiles des Parthenon). Das Modell[1]) sei in seinen wesentlichen Theilen fertiggestellt. Trotz der Schwierigkeiten, die sich bei der Ausführung ergaben, werde der Kostenvoranschlag nicht überschritten werden. Freilich sei es wünschenswert, dass auch die Giebelfiguren nicht fehlten. Diese seien im ursprünglichen Kostenvoranschlage nicht vorgesehen, doch werde das hohe Unterrichtsministerium gewiss den nothwendigen Betrag bewilligen. Die Frage der Vervielfältigung aber sei noch nicht gelöst.

Hofrath O. Benndorf hebt hervor, dass die Ausführung des Modells weit über den ursprünglichen Rahmen hinausgieng, da die Details eingehende Untersuchungen verlangten. Das Modell werde, falls auch die Giebelfiguren hinzukommen, einen ausgezeichneten Eindruck machen.

Da Hofrath O. Benndorf erwähnt, dass eine Reproduction des Modells — abgesehen von dem figuralen Schmucke — mindestens 200 fl. kosten werde, schlägt Prof. G. Niemann vor, für Mittelschulen nur einen Theil des Modells (einige Säulen und eine Ecke des Gebälkes) herstellen zu lassen.

Hierauf wird dem Herrn Prof. G. Niemann der wärmste Dank ausgesprochen.

Der Vorsitzende berichtet ferner, dass auch im letzten Studienjahre archäologische Curse unter lebhafter Theilnahme der Mittelschullehrer abgehalten wurden, und zwar in Graz, Innsbruck, Krakau, Lemberg, Prag (an der deutschen und an der böhmischen Universität) und in Wien.

Erfreulich seien die Schülerreisen, welche z. B. von den Schülern des II. deutschen Staatsgymnasiums in Brünn zum Besuche von Carnuntum und von den Schülern des Staatsgymnasiums in Triest zum Besuche von Aquileia veranstaltet wurden.

Vorgelegt werden noch folgende österreichische Programme (Schuljahr 1894/95): Dr. Eduard Hula: Die Toga der späteren Kaiserzeit (Brünn, k. k. II. deutsches Obergymnasium). Dir. Hugo Horak und Dr. Eduard Hula: Über die Anlage und die Einrichtung eines archäologischen Schulcabinettes (Brünn, k. k. II. deutsches Obergymnasium). Alfred Heinrich: Troja bei Homer und in der Wirklichkeit (Graz, k. k. I. Staatsgymnasium). Dr. Jos. Jul. Binder: Laurion. Die attischen Bergwerke im Alterthume (Laibach, k. k. Staats-Oberrealschule). Franz Prix: Katalog der Theresianischen Münzensammlung (Römische Münzen II.) (Wien, Gymnasium der k. k. Theresianischen Akademie). Victor v. Renner: Griechische Münzen II. Th. Der Westen (Wien, Communal-Real- und Obergymnasium, II. Bez.). Dr. Florian Weigel: Verwertung von Anschauungsmitteln für unsere classische Schullectüre, besonders für Cäsars gallischen Krieg (Wien, k. k. Staatsgymnasium, IX. Bez.).

Ferner wird empfohlen Dr. Albert Güldenpenning: Die antike Kunst und das Gymnasium (Halle 1895, M. Niemeyer) und auf den Bericht von F. Hoppe über die „Besprechung über Beziehungen des Gymnasialunterrichtes zur Archäologie“ (Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, Köln 1895) (Österreichische Mittelschule 1895, S. 425 ff.) verwiesen. Schließlich erwähnt noch der Vorsitzende, dass der „Archäolgische Anzeiger“ (Berlin, G. Reimer) zum Ladenpreis von 3 Mk. ausgegeben wird.

Der Vorsitzende spricht über die Verwendung des Skioptikons und theilt mit, dass Herr Ed. Lange, Kohlenhändler und Amateurphotograph in München-Gladbach, Diapositive (9 : 12 cm) herstelle und diese zu 1 Mk.

---

[1]) Das fertige Modell dürfte in einigen Wochen zur öffentlichen Besichtigung ausgestellt werden.

das Stück an Anstalten ablasse. Auch der Verein »Bukowiner Mittelschule« in Czernowitz befasse sich mit der Herstellung von guten und billigen Diapositiven.

Hierauf theilt Prof. Dr. A. Primožić Folgendes mit: Fertige Glasbilder für das Skioptikon führen nachstehende Firmen: J. Levy & Cie., 28 Avenue de l'Opéra, Paris. Der *Catalogue général de vues sur verre pour la projection* vom Jahre 1886 sammt den Nachträgen (87 und 91) enthält im ganzen über 20.000 Stück, davon gegen 300 die Antike betreffende Landschaften, Architekturen und Sculpturen. Der Katalog wird auf Verlangen gratis geliefert. Bei Bestellungen genügt die Angabe der Nummer des Objectes. Ein Photogramm, schwarz, kostet 1 Fr. 50 Cts., mit abgedecktem Hintergrunde 2 Fr., coloriert 3 Fr. 75 Cts.; dazu Transportspesen und Eingangszoll (für Staatsanstalten zollfrei). Durch gefällige Vermittlung des Vereines »Skioptikon« in Wien (Geschäftsführer Joh. Poruba, I., Zedlitzgasse 9) erhalten die Mitglieder des Vereines das Stück um 1 Fr. 10 Cts. A. Fuhrmann, Kaiserpanorama, Berlin W., Passage, 1 Mk. 50 Pf. das Stück. Archer & Sons, Lord Street, Liverpool (je 50 Bilder von Rom, Pompeji, Athen), 3 d.

In Wien befassen sich mit der Herstellung von durchsichtigen Glaspositiven, aber in der Regel nur auf Bestellung, mehrere Photographen, von denen zunächst Charles Scolik, VIII., Piaristengasse 48, zu nennen ist, der auch eine Anzahl (circa 40 Stück) von sehr schönen, nach eigenen (vor zwei Jahren gemachten) Aufnahmen hergestellten Glasbildern über Griechenland (davon 30 über Athen, speciell die Akropolis) vorräthig hat. Preis 1 fl. Katalog auf Verlangen. Derselbe stellt nach einem Negativ ein Diapositiv um 80 kr., nach einem Positiv um 1 fl. 30 kr. her. Bei Bestellung mehrerer Stücke desselben Objectes stellt sich der Preis erheblich niedriger. Specialisten in diesem Fache sind ferner Frankenstein, VI., Molardgasse, Dr. J. Strasky, XIII., Trautmannsdorfgasse 9, F. Schmidt u. a. Für den Verein »Skioptikon« stellt der Wiener »Cameraclub« ein Diapositiv nach einem Negativ um 60 kr., nach einer fertigen Photographie, Holzschnitt, Zeichnung usw. um 80 kr. her. Für größere Bestellungen gilt das oben Gesagte. Der genannte Verein ist im Interesse der Verbreitung dieses zweifellos ausgezeichneten Anschauungsmittels gerne bereit, für Mitglieder die Herstellung von Photogrammen zum Selbstkostenpreise zu vermitteln und die vorhandenen Negative zur Verfügung zu stellen. Er hat selbst theils als Eigenthum, theils in Aufbewahrung seitens Corporationen oder Privatpersonen gegen 2000 Bilder aus dem Gebiete der Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, darunter an 150 Stück über die Antike, speciell an 80 über Pompeji (auch die Negative dazu) und 50 über bildende Kunst bei den Griechen mit erläuterndem Text von Dr. Friedrich Löhr. Letztere sind besonders schön.

Da nach jeder guten Aufnahme (die möglichst scharf sein soll) und nach jeder guten, besonders licht gehaltenen Photographie sich ein Diapositiv herstellen lässt — auch von einem Amateurphotographen, und von einem solchen selbstverständlich viel billiger — so ist es zu wünschen, dass unsere nach Italien und Griechenland, beziehungsweise Kleinasien reisenden Stipendisten sich womöglich auch als Amateurphotographen bethätigen und vor allem solche Objecte aufnehmen, von denen man keine Photographien bekommt, besonders landschaftliche. Bei letzteren sollten sie zunächst auf solche Rücksicht nehmen, die sich auch für Schulzwecke eignen. Da gewisse Diapositive im Inventar jeder Anstalt, die über ein Skioptikon verfügt, vorhanden sein sollten, so wäre auch die Aufstellung einer Art Canons für die skioptischen Vorführungen in den einzelnen Classen ein nicht so schwieriges Problem; und hätte man einen solchen Canon, dann würde sich auch die Herstellung von Diapositiven viel leichter und billiger gestalten und mithin die Einführung

dieses Anschauungsmittels, welches schon jetzt immer weitere Verbreitung findet, erleichtert werden.

In der sich anschließenden lebhaften Debatte, an der sich sämmtliche Anwesende betheiligen, wird hervorgehoben, dass trotz der anerkannten Wichtigkeit der Anschauung auch beim Unterrichte in den classischen Sprachen doch das Hauptgewicht auf die Erklärung des Inhaltes der classischen Schriftsteller zu legen sei. Es müsse daher aus den zugebote stehenden Anschauungsmitteln eine Auswahl getroffen werden, und es sei nur zu billigen, wenn das Anschauungsmaterial auf die einzelnen Classen vertheilt und so die Continuität des Unterrichtes gewahrt werde.

Aufruf.

Die kgl. Preußische Akademie der Wissenschaften hat beschlossen, eine vollständige, kritische Ausgabe der Werke Kants zu veranstalten. Sie möchte hierdurch eine Ehrenschuld der Nation gegenüber ihrem großen Philosophen abtragen. Daher glaubt sie für die Herstellung der Vollständigkeit dieser Ausgabe auf die Unterstützung aller rechnen zu dürfen, welche irgendeine Kenntnis über bisher nicht veröffentlichte Handschriften Kants besitzen. Außer zusammenhängenden Manuscripten oder einzelnen Zetteln, die sehr zerstreut worden sind, gehören zu diesen Handschriften Briefe von ihm und an ihn, welche einzeln oder in Sammlungen sich finden können, ferner Compendien, Handexemplare oder andere einst seiner Bibliothek angehörige Bücher, soweit er in dieselben nach seiner Gewohnheit Eintragungen gemacht hat, Nachschriften seiner Vorlesungen, deren viele circuliert haben und die nicht immer durch seinen Namen bezeichnet sind, endlich biographische Nachrichten über ihn. Jede öffentliche Anstalt und jeder Privatmann, welcher dergleichen besitzt, wird gebeten, dem nationalen Unternehmen durch Mittheilungen der bezeichneten Art hilfreich zu sein. Auch bloße Nachweisungen, wo etwa solche Hilfsmittel für die Ausgabe zu finden seien, werden sehr erwünscht sein. Die Akademie hat eine Commission zur Leitung des Unternehmens eingesetzt, dieselbe ersucht, die gewünschten Mittheilungen an das Secretariat der kgl. Akademie der Wissenschaften, Berlin, NW. Universitätsstraße 8, gelangen zu lassen.

Berlin, im Februar 1896.

Die Commission der kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften für Herausgabe der Werke Kants.

Dilthey. Diels. Stumpf. Vahlen. Weinhold.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Mittelschulfragen im österreichischen Abgeordnetenhause.

Bei der diesjährigen Berathung über das Budget des Ministeriums für Cultus und Unterricht wurden im Abgeordnetenhause verschiedene Mittelschulfragen principieller Art in eingehender Weise erörtert. Die Art und Weise, wie die Regierung zu dieser Frage im einzelnen Stellung nahm, verdient zur allgemeinen Kenntnis der Lehrerkreise zu kommen. Da die Reden des Herrn Unterrichtsministers Dr. Paul Freiherrn Gautsch von Frankenthurn, welche großen Beifall im Hause fanden, in den öffentlichen Blättern nur theilweise und auch ungenau mitgetheilt wurden, so mögen sie hier eine genaue, wenn auch der Sachlage nach auszugsweise Wiedergabe erfahren. Der Herr Minister besprach nicht nur die Aufgaben der Unterrichtsverwaltung im allgemeinen, sondern gab auch auf bestimmte von den Abgeordneten angeregte Fragen, insbesondere auf die Frage über die Einheitsmittelschule, die Ausschließung des Griechischen aus dem Lehrplane des Gymnasiums, die Errichtung von Mittelschulen für Mädchen u. a. sichere Auskunft. Über die erste Frage, die der Abgeordnete Lorber aufgeworfen hatte, sprach sich der Herr Minister in folgender Weise aus:

„Ich gebe zu, dass die Einheitsschule, vom Standpunkte der Eltern aus betrachtet, mit Rücksicht auf eine künftige Berufswahl, sich geradezu als ein Ideal darstellt. Aber der Ausführung dieses Ideals stellen sich sofort die größten Schwierigkeiten entgegen. Was bisher das Gymnasium für die Universität, die Realschule für die technische Hochschule, obwohl die Erfahrungen fast eines halben Jahrhunderts sorgsam benützt wurden, nicht zu leisten vermocht hatten, das soll die künftige Einheitsschule für beide Kategorien von Hochschulen leisten? Es müsste unter allen Umständen der Kreis der Disciplinen an dieser Schule erweitert werden. Es müsste entweder eine solche Reduction des Stoffes eintreten, die wir durchaus nicht wünschen können, oder aber eine Belastung

der Schüler, gegen welche auch in diesem hohen Hause mit Recht bei verschiedenen Anlässen Stellung genommen wurde. Aber es darf eines nicht übersehen werden. Es handelt sich in unseren mittleren Anstalten nicht sosehr darum, dass den Schülern eine gewisse Masse von Stoff vermittelt werde, es handelt sich nicht darum, sie mit einer Menge von Dingen anzufüllen, sondern es handelt sich um die Vertiefung des Unterrichtes, darum, sie zur Selbständigkeit des Denkens zu erziehen, damit sie später einmal in der Lage sind, in selbsteigener Arbeit leicht und mit Erfolg Fehlendes zu ergänzen. Die Unterrichtsverwaltung hat sich überhaupt vor nichts mehr zu hüten als vor so eingreifenden Experimenten. Es wird hier wie bei einem anderen Punkte, auf welchen ich später zurückzukommen die Ehre haben werde, wohl entsprechend sein, vorerst die einleitenden Schritte, welche anderwärts gemacht wurden, und die Erfolge, die noch ausstehen, abzuwarten, ehe wir selbst an eine tiefgreifende Reform schreiten.

Was den Unterricht in den modernen Sprachen anbelangt, so möchte ich hervorheben, dass auch die Unterrichtsverwaltung einen ganz besonderen Wert darauf legt, die fremden Sprachen in einer Weise an unseren Realschulen zu pflegen, dass auch die Sprachfertigkeit den Schülern, wenn sie diese Anstalt verlassen, in erhöhtem Maße eigen sei. Die verschiedenen Bemühungen in dieser Beziehung dürften bekannt sein, namentlich Versuche, die mit einer neuen Methode in den letzten Jahren gemacht wurden, und von welchen ich schon heute sagen kann, dass sie das günstigste Resultat erhoffen lassen. Auch wird dem hohen Hause bekannt sein, dass wir nach Zulass der Mittel bestrebt sind, Lehrer der modernen Sprachen nach Frankreich und England zu senden, um ihnen durch einen längeren Aufenthalt in diesen Ländern jene Fertigkeit im Sprechen beizubringen, die für einen Lehrer unerlässlich ist. Bedauern muss ich allerdings, dass in der letzten Zeit gerade auf diesem Gebiete die Zahl der Candidaten eine minimale geworden ist. Das hängt allerdings vielleicht auch mit Verhältnissen zusammen, auf die ich im Verlaufe meiner Ausführungen noch zu sprechen kommen werde.

Der Herr Abgeordnete für Plan hat einen Vorschlag bezüglich der Organisation unserer Gymnasien gemacht, den ich wohl kurz in seinen eigenen Worten zusammenfassen kann: „Das Griechische ist todt, fort mit dem Griechischen!“ Nun, meine Herren, ich habe in früheren Jahren wiederholt Gelegenheit gehabt, meine Anschauungen auf diesem Gebiete dem hohen Hause darzulegen. Ich bemerke, dass ich meine Anschauungen nicht geändert habe, gebe aber zu, dass der Herr Abgeordnete gewiss mit dieser seiner Anschauung die Unterstützung weiterer Kreise finden wird; ist es ja bekannt, dass mit dieser Frage auch ernste Schulmänner nicht bloß bei uns, sondern namentlich auch im Auslande sich beschäftigen. Gewiss ist der Herr Abgeordnete ebenso ein warmer Freund

der Jugend, wie wir es alle sind, meine geehrten Herren; und darum wird er sich wenigstens damit einverstanden erklären, dass man ein solches Experiment, wie die Abschaffung des Griechischen, nicht in vivo corpore machen darf, sondern dass wir zunächst die Erfolge abwarten wollen, welche auf anderen Versuchsfeldern etwa erreicht werden sollten. Und sollten anderwärts gemachte Erfahrungen mir, meine Herren, wirklich Unrecht geben, dann wird eine andere Zeit und auch ein anderer Mann an dieser Stelle die Pläne des Herrn Abgeordneten für unsere Jugend zur Durchführung bringen.

Das hohe Haus wird mir — nach diesen Darlegungen — aber auch gestatten, einige allgemeine Bemerkungen auszusprechen, welche mein Ressort betreffen. Die Aufgaben jeder Unterrichtsverwaltung sind, je mehr die Überzeugung durchgedrungen ist, dass sie zunächst für die Erhaltung und Vermehrung der geistigen Güter verantwortlich ist, schwieriger geworden, unverhältnismäßig schwieriger aber in einem Staate, in welchem infolge mannigfach abgestufter Culturbedürfnisse, der Eigenart des geistigen Lebens und der historischen Entwicklung von vornherein jene bequeme Gleichmacherei ausgeschlossen erscheint, welche nur einmal das Richtige zu treffen hat, um stets gleich wirksamer Anwendung versichert zu sein. Und auch die allgemeine Sympathie, welche die Bestrebungen und Bemühungen des Ressorts begleitet, ist keine treue Begleiterin. So lange es sich um die Besprechung allgemein cultureller Fragen handelt, da strömen der Unterrichtsverwaltung Anregungen und Anerbietungen in Fülle zu; wenn es aber zur harten Arbeit der Durchführung kommt, da heißt es, staatliche Bedürfnisse gegeneinander abwägen, und dann befindet sich das Ressort sofort anderen Verwaltungszweigen gegenüber in einem doppelten Nachtheile. Soll eine Straße, eine Eisenbahn gebaut, eine Seuche bekämpft werden, dann ist das Bedürfnis in der Regel unabweisbar, und ist eine glückliche Maßregel getroffen, so zeigt sich der Erfolg sofort oder wenigstens in absehbarer Zeit, ja er lässt sich in der Regel in Ziffern und Zahlen ausdrücken. Anders, wenn es sich um die Errichtung einer Professur, eines neuen Seminars oder eines neuen Instituts handelt; da drängt sich leicht die zweifelnde Frage dazwischen: Ist denn das wirklich so nothwendig, kann mit dem bisherigen Stande nicht noch das Auslangen gefunden werden, wie es bislang gefunden wurde; kann die Maßregel nicht noch auf ein paar Jahre verschoben werden? Und ist die Professur, ist das Seminar, ist das Institut wirklich da, dann bedarf es erst recht langen geduldigen Zuwartens und feiner Beobachtung, bis der Erfolg deutlich erkennbar wird. Und gerade dort, wo es sich um die stillere und ruhigere Art des Ausbauens, des Ergänzens, des Vollendens handelt, macht sich das Missverhältnis zwischen finanzieller Leistung und äußerem, erkennbarem Erfolge am drückendsten geltend, und in dieser ungünstigen Zeitlage befindet sich die österreichische Unterrichtsverwaltung.

Die Zeit der großen Gründungen und Organisationen liegt hinter uns. Vergleicht man den Stand des Jahres 1849, des Geburtsjahres der Organisation unseres höheren Unterrichtswesens, mit dem gegenwärtigen Stande, so muss man zugeben, dass das, was staatlicherseits geleistet wurde, geradezu enorm genannt werden kann. Allerdings ist bei der raschen Arbeit manches im Rückstande geblieben. Vor allem die innere Ausgestaltung vieler Anstalten. Unter innerer Ausgestaltung verstehe ich die Organisation der Schulen, ihre Ausstattung mit Lehrräumen und Lehrbehelfen, die Heran- und Ausbildung der Lehrkräfte. Was die Organisation der Mittelschulen anbelangt, so sind die Lehrpläne unserer Gymnasien, wie dem hohen Hause bekannt ist, in den letzten Jahren soweit revidiert und mit entsprechenden Instructionen versehen worden, dass berechtigten Klagen über Überbürdung entsprochen wurde. Allerdings wird es niemals gelingen, allen Wünschen und Klagen bekümmerter Mütter und unzufriedener Väter zu entsprechen. Das ist einfach unmöglich. Die Mittelschulen haben für ihre erfolgreiche Benützung Fleiß und Begabung zur unerlässlichen Voraussetzung. Ein Ballast von untüchtigen Schülern kann leicht die Leistungsfähigkeit einer Classe oder Anstalt unter jenes Maß herabdrücken, das der Staat sowohl im Interesse der Gesammtheit als auch mit Rücksicht auf die von ihm aufgewendeten öffentlichen Mittel von denjenigen unbedingt verlangen muss, welche Einlass in die leitenden Kreise der Gesellschaft verlangen.

Wenn die Unterrichtsverwaltung sich gegen eine ganze Reihe von wohlwollenden Vorschlägen, welche die Organisation unserer Mittelschulen betreffen, ablehnend verhält, so will sie nicht als eigensinnig oder undankbar betrachtet werden. Sie erkennt in diesen Vorschlägen das wohlwollende Interesse, das insbesondere dieses hohe Haus an diesen Schulen nimmt, sie glaubt jedoch, dass nichts unserem Schulwesen gefährlicher ist, als — wie ich bereits erwähnt — sprunghaftes Experimentieren; wir brauchen an unseren Schulen vor allem eine gewisse Ruhe und Stetigkeit der Entwicklung, sowohl für unsere Lehrer, als für unsere Schüler. Indem die Unterrichtsverwaltung an diesem Grundsatze festhält, glaubt sie auch, vor allem im Interesse der Jugend zu handeln. Die Erfolge an unseren Schulen sind jedoch, mehr als durch die Paragraphen der Studienordnungen und Lehrpläne, bedingt durch die Mittel der Ausführung und am meisten durch die ausführenden Organe selbst. Die Mittel der Ausführung zu vermehren, ist die Unterrichtsverwaltung ununterbrochen bestrebt; von Jahr zu Jahr vermehren sich die Schulhäuser, welche allen hygienischen Anforderungen entsprechen. Es werden neue Lehrmittel geschaffen, und auf dem Gebiete der Schulbücherliteratur ist, wie ich glaube, Wandel geschaffen worden. Wir decken unseren ganzen Bedarf im Inlande und brauchen keinen Vergleich mit dem Auslande zu scheuen, auch nicht, was die äußere Ausstattung und

den Preis dieser Bücher anbelangt. Außerdem ist die Unterrichtsverwaltung bestrebt, unsere Anstalten mit guten und ausreichenden Bibliotheken zu versehen, und so die Benützung dieser Anstalten der Jugend noch wertvoller und ersprießlicher zu machen, als dies früher der Fall war.

Aber weit wichtiger als alle diese Utensilien des Unterrichtes ist, wie ich bereits die Ehre hatte, zu erwähnen, die Heranbildung tüchtiger Lehrkräfte. Eine ganze Reihe von Maßregeln wurde zu diesem Ende in den letzten Jahren getroffen. Ich erinnere an die Verlängerung der Studienzeit an den Universitäten, an die zweckmäßigere Ausnützung des Probejahres, ich erinnere an die Creierung von Stipendien für Philologen und Historiker zu Reisen nach Italien und Griechenland, welchen gegenwärtig sich eine Maßregel anreiht, die bereits im Budgetausschusse die Zustimmung gefunden hat, die Creierung von Ferialstipendien für Lehrer der Naturwissenschaften, somit eine Ergänzung der früher genannten Maßregeln. Und trotzdem ist eine Erscheinung eingetreten, welche ich bereits vor Jahren vorausgesagt und welche ich nunmehr zu meinem tiefsten Bedauern vorgefunden habe, das ist der Lehrermangel. Einige Disciplinen entbehren bereits der Candidaten; an den philosophischen Facultäten findet sich nur eine spärliche Anzahl von Hörern ein, und die Zahl der ungeprüften Supplenten vermehrt sich an unseren Mittelschulen in einer sehr bedauerlichen Weise. Ich bin nicht der Meinung, dass die Creierung einer großen Zahl von Stipendien, um Hörer anzulocken, welche vielleicht nicht die Eignung für den schwierigen und entsagungsvollen Beruf eines Lehrers besitzen, das richtige Mittel der Abhilfe sei; ich verspreche mir vielmehr von einer anderen Maßregel eine Besserung der bestehenden Zustände, von einer Maßregel, welche die Regierung bereits aus competenterem Munde angekündigt hat, nämlich von einer entsprechenden Regelung der Gehaltsverhältnisse des Lehrerstandes. Das hohe Haus wird Gelegenheit haben, wenn die bezüglichen Gesetzentwürfe, welche das staatliche Lehrerpersonal betreffen, eingebracht sein werden, zu würdigen, ob und inwieweit den Wünschen und Hoffnungen dieser wichtigen Kategorie öffentlicher Functionäre entsprochen worden ist oder nicht ....

Die Wechselbeziehungen zwischen den Mittelschulen und unseren Hochschulen sind so zahlreiche und so lebendige, dass der sehr geehrte Herr Abgeordnete für den zweiten Wiener Bezirk (Suess) als Generalredner für den Titel „Hochschulen" gewiss recht gethan hat, auch die Frage der Organisation der Gymnasien in den Kreis der Besprechung zu ziehen. Ich werde es unterlassen, auf dasjenige zurückzukommen, was der geehrte Herr Abgeordnete über die facultas artium und ihre Isolierung inmitten der Universität gesagt hat. Es wird ja bei einer anderen Gelegenheit möglich sein, auf diese Frage eingehend zurückzukommen. Allerdings bin ich der Meinung, dass jegliche wissenschaftliche Thätigkeit

von einer philosophischen Auffassung erfüllt sein soll; wenn daher von der facultas artium gesprochen wird, von der philosophischen Facultät und ihrem Zusammenhange mit dem Studienbetriebe an unseren Hochschulen überhaupt, dann denke ich in erster Linie an diejenige Wissenschaft, welche der philosophischen Facultät ihren Namen gegeben hat: an die Philosophie. Aber der sehr geehrte Herr Abgeordnete hat, wie ich bereits erwähnte, die Organisation unserer Gymnasien gestreift und nicht ohne ein gewisses Bedauern der vormals bestandenen philosophischen Curse gedacht, welche zwischen Gymnasium und Universität eingeschoben waren. Die Abschaffung dieser philosophischen Curse wurde mit allseitiger Genugthuung begrüßt. Ihre Abschaffung hat zur Schöpfung unserer philosophischen Facultät geführt und damit uns in Österreich erst die Universitas litterarum wiedergegeben.

Die Aufgaben der philosophischen Facultäten sind so überaus wichtige, dass sie die alten Institutionen gewiss niemals lösen konnten. Diese Aufgaben sind doppelter Art: einmal die Heranbildung unserer Lehrkräfte für die Mittelschulen auf streng wissenschaftlicher Grundlage und darum nicht minder wichtig als die Heranbildung von Seelsorgern, von Beamten, von Ärzten an anderen Facultäten; dann aber haben diese Facultäten für die Erweiterung und Vermehrung der Wissenschaft zu sorgen und wenigstens einen Theil unserer Jugend in die wissenschaftlichen Methoden einzuführen. Den glänzenden Leistungen der philosophischen Facultäten in Österreich danken wir es zumeist, dass wir heute fast auf allen Wissensgebieten auf hervorragende Vertreter hinweisen können und dass Österreich eine wissenschaftliche Literatur besitzt wie niemals zuvor. Ich glaube, je erfolgreicher die philosophischen Facultäten diese Aufgaben lösen und noch lösen werden, desto mehr wird sich von selbst der Zusammenhang mit den übrigen Facultäten ergeben, desto mehr werden gerade die besten und fleißigsten Elemente unserer Studentenschaft die philosophischen Facultäten aufsuchen, um auch ohne Zwangscolleg dasjenige an diesen Facultäten zu erwerben, was ihrer tieferen Ausbildung als Theologen, als Juristen oder als Mediciner frommt. In dieser Hinsicht also möchten wir eine Änderung unserer Einrichtungen gewiss nicht wünschen. Wenn sie aber bestehen bleiben, so ist allerdings der Übergang vom Gymnasium an die Universität derzeit ein ziemlich schroffer, eine Erscheinung, welche auch von einem anderen geehrten Redner berührt wurde. Demgegenüber möchte ich darauf hinweisen, dass ja dieser Übergang einmal vollzogen werden muss und dass er sich bei einem 18jährigen Jünglinge unter günstigeren Verhältnissen vollzieht, als wenn dies etwa zwei Jahre früher geschieht. Übrigens gelangt der Studierende unserer Gymnasien nicht so ganz plötzlich und ohne jeden Übergang an die Hochschule.

Ich bin auch der Meinung, dass sich der Übergang von der strengen Zucht der Schule zu der Ungebundenheit des akademischen

Lebens möglichst sachte vollziehen sollte, und es fehlt nicht an Vorschriften und Einrichtungen an unseren mittleren Schulen, die diesen Übergang allmählich vermitteln; freilich muss das meiste auf diesem Gebiete dem Takte der Directoren und Professoren überlassen bleiben. Wenn der junge Mann an die Universität kommt, so mag es bisweilen geschehen, dass er dort, wo er den richtigen Gebrauch der Freiheit erlernen soll, zunächst eine von diesen Freiheiten für sich in Anspruch nimmt, die Freiheit, nichts zu lernen. Glaubt man, dass vielleicht die Einrichtung von zahlreichen Prüfungen an der Universität das Mittel wäre, um gewisse Übelstände, die ja bekannt sind, zu beseitigen, so bezweifle ich das. Solches mag vielleicht für einzelne recht nützlich sein, bei der Mehrzahl träfe dieser Vortheil gewiss nicht ein. Eines aber ist sicher: die Hochschulen würden ihres Charakters als Hochschulen durch solche Einrichtungen völlig entkleidet werden.

Weit bedauerlicher als dieser Zwang erschiene die von dem geehrten Herrn Abgeordneten für die Stadt Graz (Dr. Hofmann v. Wellenhof) beklagte Bevormundung, durch welche die Lehrer an Mittelschulen — wie er sich ausdrückte — zu bloßen Marionetten herabgedrückt werden. Dieser Zwang wäre nicht bloß bedauerlich, er wäre meines Erachtens geradezu verwerflich, weil er das Beste an dem Lehrer ertödten müsste, dasjenige, von dem wir den größten Lehrerfolg erhoffen, nämlich die Lust und Liebe an seinem Berufe. Es darf behauptet werden, dass unsere verfassungsmäßigen Einrichtungen an Mittelschulen nichts enthalten, was solche Zustände herbeiführen müsste. Es ist dafür gesorgt, dass eine große Anzahl der Agenden, welche das Schulleben betreffen, collegial berathen werden, und mir ist nach meinen Erfahrungen bekannt, dass auch der Verkehr der verschiedenen Functionäre auf dem Gebiete des Schulwesens untereinander sich gleichfalls in collegialen Formen vollzieht. Die Unterrichtsverwaltung glaubt daher, dass speciell auf diesem Gebiete dem Herrn Abgeordneten ein Anlass zu dieser etwas scharfen Kritik nicht vorlag. Sollte aber damit etwa die bestehende Menge von Instructionen und Anordnungen gemeint sein, dann möchte ich mir die Bemerkung gestatten, dass die Unterrichtsverwaltung, soweit es sich um das Äußere der Schule handelt, im Interesse einer gerechten und entsprechenden Verwaltung auf solche Anordnungen nicht verzichten kann. Anders ist es aber, wenn es sich um das Wichtigste im Berufe, um das Lehren selbst handelt. Das Lehren ist doch im großen und ganzen eine Kunst, und es soll dem Lehrer in der Bethätigung dieser Kunst ein gewisser Spielraum geboten sein. Wenn sich aber, meine geehrten Herren, bisweilen auch Willkür und Eigenart so äußert, dass Bewährtes und Erprobtes übersehen wird, Verkehrtes zum Vorscheine kommt, dann ist es Pflicht der Unterrichtsverwaltung, bessere Wege zu zeigen, das heißt Instructionen zu geben, und diese Instructionen hat die Unterrichtsverwaltung nicht am grünen

Tische ausgeheckt, sie wurden von bewährten Schulmännern erprobt und formuliert.

Ich glaube, je mehr wir in der pädagogischen und didaktischen Durchbildung unserer Lehramtscandidaten Fortschritte machen werden, desto mehr wird die Unterrichtsverwaltung in der Lage sein, für sich und für die Lehrer auf Instructionen zu verzichten. Aber vielleicht haben sich die Worte des geehrten Herrn Abgeordneten auf etwas anderes, vielleicht auf die Ausübung der auch den Mitgliedern des Lehrstandes verfassungsmäßig gewährleisteten Rechte bezogen. Nun, ich glaube, hohes Haus, die Anwesenheit einer großen Zahl von Vertretern dieses sehr ehrenwerten Standes in diesem hohen Hause wird am besten darthun, dass die Unterrichtsverwaltung in dieser Beziehung den Mitgliedern des Mittelschullehrstandes keinerlei wie immer gearteten Zwang auferlegt.

Der sehr geehrte Herr Abgeordnete für Hartberg (Dr. R. v. Kraus) hat in seiner heutigen Rede eine Frage besprochen, welche bereits den Gegenstand eingehender Erörterung im Budgetausschusse bildete und hinsichtlich deren ich bereits die Ehre hatte, den Standpunkt der Unterrichtsverwaltung zu präcisieren. Ich meine, wie man gemeiniglich zu sagen pflegt, die Frauenfrage, vielleicht würde man richtiger von der Frauenbildung sprechen, weil der Begriff der Frauenfrage denn doch etwas mehr umfasst, als dasjenige, was in mein Ressort fällt und was ich von dieser Stelle aus zu vertreten die Ehre habe. Ich habe damals vor allem erklärt, dass die Unterrichtsverwaltung nicht gewillt sei, Gymnasien für Frauen zu errichten, und ich muss dies heute abermals mit aller Bestimmtheit erklären. Ich muss darauf hinweisen, dass es selbstverständlich meine Sache nicht sein kann, bei der Besprechung dieser Angelegenheit in Untersuchungen über die Psyche der Frau einzugehen, dass ich aber auch nicht an dem Sprichworte festhalte: Une femme qui parle latin, n'arrive pas à bonne fin. Im Gegentheil, ich halte es für immerhin möglich, dass einzelne Frauen in der Lage sind, die Studien, welche für Männer vorgeschrieben sind, mit Erfolg zu absolvieren und den Anforderungen aller Prüfungen zu entsprechen. Immerhin aber darf auch die Unterrichtsverwaltung nicht übersehen, dass die Frage der Frauenbildung, wie sie jetzt von der Öffentlichkeit aufgefasst wird, sich nach ihrer volkswirtschaftlichen Seite hin denn doch nicht als unbedenklich darstellt. Ich hatte die Ehre, im Budgetausschusse darauf hinzuweisen, dass, sosehr die privatwirtschaftliche Nothwendigkeit für das einzelne Individuum vorliegen mag, die Frauenfrage eine allgemeine volkswirtschaftliche Gefahr in sich schließt, weil durch eine zu weitgehende weibliche Concurrenz zweifellos der männliche Lohn herabgedrückt werden muss, und weil dann gerade dasjenige, was mit beigetragen hat, die Frauenfrage in unserer Zeit zu einer so drängenden zu machen, die ungünstigen Heirats-

chancen und dadurch die Familie selbst Schaden leiden muss. Wir würden uns immer mehr von dem Ideale des Familienlohnes entfernen, das ist von jener Lohnstufe, auf welcher der Lohn des Mannes hinreicht, um eine Familie zu erhalten. Dies vorausgeschickt, gestatte ich mir zu erwähnen, dass sich die Unterrichtsverwaltung auch auf diesem Gebiete mit gewissen vorbereitenden Arbeiten beschäftigt, und ich nehme keinen Anstand, dieselben anzudeuten.

Als das Wichtigste erscheint mir eine Vorsorge für dasjenige, was man den höheren weiblichen Unterricht nennen kann, für einen Unterricht, der über den Kreis der Volks- und Bürgerschule hinausreicht, der nicht sosehr eine bestimmte Berufsbildung als eine entsprechende Vorbildung des Mädchens für ihren künftigen Beruf als Gattin und Mutter in sich schließt. Die Errichtung solcher höheren Töchterschulen in den einzelnen Ländern mit wechselnden Typen, möglichst angepasst an die Verhältnisse der einzelnen Orte ist dasjenige, was wir in erster Linie anstreben müssen. Hier liegt ein dringendes Bedürfnis unserer Mittelstände vor. Den Beamten, den Officieren, den Lehrern, welche der Himmel mit Töchtern gesegnet hat, muss auf diesem Gebiete Hilfe geschaffen werden, und deshalb wird die Unterrichtsverwaltung daran gehen, die Errichtung solcher Schulen mit allen ihr zugebote stehenden Mitteln zu fördern.

Aber auch sonst wird die Errichtung dieser Schulen Nützliches leisten. Gerade hiedurch wird sich die Erwerbsfähigkeit der Frau steigern lassen. Es wird sich dann die Gelegenheit ergeben, für eine große Zahl von Candidatinnen, für welche wir besondere Prüfungscommissionen an unseren Universitäten zusammenstellen lassen wollen, Lehrstellen an diesen Schulen zu schaffen, so dass ihnen die Möglichkeit geboten werden soll, bei dem höheren Unterrichte des eigenen Geschlechtes entsprechend mitzuwirken. Daneben wird allerdings auch Vorsorge getroffen werden müssen für diejenigen, welche thatsächlich jene Unterrichtsanstalt, die ich, ich wiederhole es, als für das weibliche Geschlecht nicht geeignet erachte, nämlich unser Gymnasium, auf privatem Wege absolviert haben. Heute besteht eine etwas vage Praxis. Diese weiblichen Candidatinnen werden allerdings zu einer Prüfung zugelassen, der man aber doch den Charakter einer vollen Maturitätsprüfung nicht zuerkennen kann. Ich habe die Absicht, dafür Sorge zu tragen, dass die Möglichkeit der Ablegung der Maturitätsprüfung auch weiblichen Candidatinnen in jedem Lande, für jede Sprache, jeweils an einem Staatsgymnasium unter der Aufsicht eines Landesschulinspectors, freilich genau unter denselben Bedingungen, wie für männliche Candidaten, geboten werden soll. Weil ich vom Standpunkte der Unterrichtsverwaltung wünschen muss, dass die Bedingungen für weibliche Candidatinnen nicht etwa leichtere sind, als für männliche Candidaten — denn darin würde

ich eine ganz ungerechtfertigte Nachsicht erblicken —, so muss ich auch wünschen, dass diese Prüfungen nur an staatlichen Anstalten stattfinden. Es wird dem hohen Hause bekannt sein, dass es einzelne Frauen gibt, deren Ausdauer es gelungen ist, an ausländischen Universitäten, beziehungsweise an Facultäten, die im wesentlichen so eingerichtet sind wie unsere medicinischen Facultäten, ein Doctordiplom rite zu erwerben. Ohne die Frage der Eignung der Frau zum Arzte irgendwie discutieren zu wollen, glaube ich, dass es ein Act der Billigkeit und der Gerechtigkeit wäre, solchen Candidatinnen künftighin durch eine Änderung unserer Nostrificationsvorschriften wenigstens die Möglichkeit zu geben, falls sie sämmtliche strengen Prüfungen — ich wiederhole: genau unter den Bedingungen wie die männlichen Candidaten — ablegen sollten, ihr Doctordiplom auch für das Inland nostrificiert zu sehen.

Den schwierigsten Theil der Frage bildet der Besuch unserer Hochschulen. Der Budgetausschuss hat in dieser Beziehung mit einer Resolution der Unterrichtsverwaltung empfohlen, den Frauen zu gestatten, die Universitäten und die übrigen Hochschulen zu besuchen. Diese Möglichkeit haben die Frauen auch gegenwärtig schon, allerdings in einer Form, welche, wie mir scheint, denn doch nicht vollkommen entsprechend ist. Sie können nämlich mit Zustimmung des betreffenden Docenten als Hospitantinnen zu einzelnen Vorlesungen zugelassen werden, und wirklich besucht eine ganze Reihe von Frauen Vorlesungen an einzelnen Universitäten. Auch in dieser Beziehung ist die Unterrichtsverwaltung bestrebt, eine andere Form zu finden, um dem weiblichen Geschlechte eine höhere wissenschaftliche Ausbildung an unseren Universitäten zu erschließen. Freilich wird dies nicht ohne eine Reihe von bestimmten Vorsichten geschehen können, und es erschien mir entsprechend, zunächst das Urtheil sämmtlicher medicinischen Facultäten im Anschlusse an eine schon früher vom Budgetausschusse gefasste Resolution zu hören. Diese Gutachten liegen der Unterrichtsverwaltung derzeit noch nicht vor. Ich unterlasse es daher, bei der Schwierigkeit dieser Frage heute schon eine ganz bestimmte Meinung über dasjenige auszusprechen, was in dieser Beziehung geschehen soll. Aber das hohe Haus wird mir zustimmen, wenn ich sage, dass die Unterrichtsverwaltung im gegenwärtigen Momente mit jenen Maßnahmen, die ich anzudeuten die Ehre hatte, im wesentlichen dasjenige vorkehren wird, was dem gegenwärtigen Stande dieser Frage entsprechen dürfte. Damit glaube ich, die wichtigste derjenigen Fragen erschöpft zu haben, welche von meinem geehrten Herrn Vorredner besprochen worden sind; allerdings sind es auch Standesfragen gewesen, welche zur Erörterung gelangten, aber eben so sehr, wie ich es begreife, dass die geehrten Herren diese Standesfragen im hohen Hause eingehend zur Besprechung brachten, werden es die geehrten Herren Vorredner auch entschuldigen, wenn ich gerade ihnen gegenüber in eine

Discussion über diese Frage nicht eintreten möchte, und dies umsoweniger, weil in einem Augenblicke, der hoffentlich nicht mehr fern ist, in welchem es der Unterrichtsverwaltung möglich sein dürfte, Vorlagen über die Regelung der Gehaltsbezüge des Staatslehrerpersonales einzubringen, ausreichende Gelegenheit geboten wird, hierüber zu discutieren.

Ich hatte die Ehre, im Budgetausschusse das Programm der Unterrichtsverwaltung auf dem Gebiete der Mittelschulen für das Jahr 1896 zu entwickeln. Ich habe die Zahl der Lehrstellen aufgezählt, welche im Jahre 1896 neu creiert zur Besetzung gelangen sollen; ich habe die Anstalten bezeichnet, deren Übernahme in die Staatsverwaltung eine Fortsetzung der Verstaatlichungsaction bedeutet; ich habe dem hohen Hause eine Vorlage überreicht, um für die Lehrer der Naturwissenschaften ähnliche Reisestipendien zu gründen, wie sie schon für die Philologen und Historiker bestehen; ich habe endlich in Aussicht gestellt, dass im Jahre 1896 der Realschullehrplan einer Revision unterzogen werden soll. In dieser Beziehung möchte ich mir nur die kurze Bemerkung gestatten, dass es Aufgabe der Unterrichtsverwaltung sein wird, Mittel und Wege zu finden, um ohne Überlastung nach der andern Seite hin auf dem humanistischen Gebiete diese Schulen zu kräftigen und damit die Wertschätzung noch weiter zu erhöhen, deren sich diese Anstalten schon gegenwärtig erfreuen. Die Unterrichtsverwaltung wird, getreu den Grundsätzen, welche sie schon vor Jahren aufgestellt hat, versuchen, als Gegengewicht gegen die ausschließlich geistige Beschäftigung der Schule die körperlichen Übungen noch weiter zu betonen, als es bisher der Fall war. Auch das Jahr 1896 wird den Mittelschulen einzelne neue Gebäude, welche den hygienischen Anforderungen entsprechen, bringen. Und so lassen Sie mich hoffen, dass die Bewilligung des Budgets für die Mittelschulen einen weiteren und gedeihlichen Fortschritt für diese Lehranstalten bedeuten wird."

Einen sehr warmen Vertheidiger fand das Griechische an dem Abgeordneten Bendel, der unter großem Beifalle sich in folgender Weise äußerte:

„Von meinem Freunde, dem Abgeordneten für Tachau (Swoboda), und von mehreren Anderen ist die Aufhebung des Unterrichtes im Griechischen am Gymnasium gefordert worden. Es hat mich ganz eigenthümlich berührt, dass diese Forderung gerade in diesem Hause so entschieden gestellt und mit Beifall begrüßt wurde, ich meine, in diesem griechischen Palaste, wo sich unser Auge tagtäglich an den edelsten und schönsten griechischen Formen weidet, wo jede Säule, ja fast jeder Stein Zeugnis gibt, dass die Kunst der alten Griechen noch in unserem Zeitalter und unter unserem Himmelsstriche eine Art Wiedergeburt erfahren kann und dass ihr Zauber selbst in einer späteren Nachschöpfung noch alle Sinne gefangen nimmt. Der Abgeordnete für Tachau

sagt: das Griechische ist todt und bleibt todt, lebendig kann es für uns nur durch gute Übersetzungen gemacht werden, und der sehr geehrte Redner von heute hat gesagt: das Griechische wird jetzt schon zum zweitenmale todt. Das gibt zu denken! Es ist also schon einmal todt gewesen und wieder lebendig geworden. Heute sagt man es zum zweitenmale todt und ich bin ganz überzeugt, es wird auch zum zweitenmale lebendig werden und wird noch lange lebendig bleiben. Aber ich möchte wieder auf den sehr geehrten Herrn Abgeordneten Swoboda zurückkommen.

Der genannte Herr Abgeordnete beschäftigt sich in seinen Mußestunden auch mit der deutschen Poesie und Literatur und huldigt selbst den Musen; darum möge er gestatten, einen classischen Zeugen unter den Schriftstellern aus der jüngsten Zeit für das Gegentheil seiner Behauptung vorzuführen. Ich hatte durch mehrere Jahre das Glück, mit einem der erleuchtetsten Geister unserer Zeit, mit einem Manne von bewundernswerter Tiefe und Vielseitigkeit der Bildung, mit dem Grafen Adolf Friedrich v. Schack in regerem Briefwechsel zu stehen, und habe seinen Werken ein eingehendes Studium gewidmet. Schack war, wie vielen der Herren bekannt sein dürfte, nicht nur ein gründlicher Kenner der modernen europäischen Sprachen und ihrer Literaturen, sondern zugleich auch vielleicht der größte Orientalist Deutschlands. Er hat dem deutschen Volke durch seine wahrhaft classischen Übersetzungen aus Firdusis Schanameh, aus den heiligen Epen der Inder, aus dem Arabischen, durch seine Verdeutschung der Strophen des Omar Chijams, des genialen Vorläufers von Hafis, durch seine von staunenswerter Gelehrsamkeit zeugende „Geschichte der Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien“ unschätzbare Geschenke von bleibendem Werte gemacht. Er war ein ausgezeichneter, fruchtbarer, leider heute noch nicht genug gewürdigter origineller Dichter, er hatte sich vertieft in das Studium der modernen Naturwissenschaften, er war ein Kunstmäcen ersten Ranges, was seine kostbare Gemäldesammlung in München bezeugt, er war das Prototyp eines modernen Menschen, aber er war sein ganzes Leben hindurch bis in sein Greisenalter ein begeisterter Verehrer der alten Griechen. Immer wieder und wieder kehrte er zu ihrem Studium zurück. Das war ihm der Quickborn, der ihn allzeit geistig jung und frisch erhielt, der ihm alle krankhafte Überreiztheit, allen Lebensüberdruss und alle Europamüdigkeit von der Seele wegspülte. Und ich könnte dem Hrn. Abgeordneten noch manches andere Beispiel aus der neuesten Literatur nennen, z. B. Emanuel Geibel, Wilhelm Jordan. Und hat er nie die Namen Ernst Curtius, Schliemann gehört? Nein, meine sehr verehrten Herren, die griechische Sprache ist nicht todt, ihre Literaturwerke leben heute noch. Ich müsste Ihre Geduld zu lange in Anspruch nehmen, wollte ich über die Bedeutung des Studiums des Altgriechischen etwas halbwegs Erschöpfendes sagen. Es möge mir aber gestattet sein, die Herren, die

sich dafür interessieren, auf drei vortreffliche Artikel über dieses Thema aufmerksam zu machen, welche vor nicht langer Zeit erschienen sind. Das ist ein ausgezeichneter Artikel im „Neuen Wiener Tagblatt“ vom 15. April 1894; auch in der „Neuen Freien Presse“ sind zwei ausgezeichnete Artikel über diesen Gegenstand erschienen. Die classische Bildung ist die Mutter unserer modernen Wissenschaft, in ihr liegen die Anfänge der gesammten modernen Cultur; darum kann das Gymnasium, wenn es die Vorschule der wahren Wissenschaft bleiben will, sie nicht entbehren, wenn es eben nicht zur Fachschule herabsinken soll, so lange es eben die Vorschule der wahren Wissenschaft sein soll. Und die Resultate des griechischen Unterrichtes an unseren Gymnasien sind im allgemeinen nicht unbefriedigend. Die Lehrmethode lässt sich allerdings bedeutend verbessern, es muss aber anerkannt werden, dass der gegenwärtige Herr Unterrichtsminister schon in seiner früheren Amtsthätigkeit auf einen Fortschritt hingewirkt hat. Meine unmaßgebliche Ansicht, die ich aber nicht bloß aus eigener Erfahrung geschöpft habe und die keine originelle ist, geht dahin: Die sprachliche Seite der griechischen Studien ist bedeutend einzuengen, an Stelle des übermäßigen grammatischen Betriebes trete fleißige Lectüre. Die Übersetzungen aus dem Deutschen ins Griechische haben im Obergymnasium ganz zu entfallen. Mit der sogenannten statarischen Lectüre sollte die cursorische planmäßig verbunden werden, damit die Gymnasiasten wirklich die bedeutendsten Schriftsteller, wie Homer, Herodot, Plato und selbst Sophokles doch im Gymnasium kennen lernen. Die Schulausgaben griechischer Classiker sollten mit Anmerkungen versehen sein, selbst gute Übersetzungen wären hie und da heranzuziehen, wohlverstanden aber nur neben den Originalen. (Ruf: Das ist aber sehr commod!) Es ist nicht bloß commod, sondern es kommt darauf an, wie der Lehrer das behandelt, es kommt darauf an, ob der Lehrer eine wörtliche oder eine sinngemäße Übersetzung verlangt. Das Original ist nicht überflüssig, sondern eine gute Übersetzung dient nur dazu, den Geist des Originals besser zu verstehen, wenn man nicht die Fähigkeit besitzt, in das Original selbst leicht einzudringen. „Das Studium der Übersetzungen allein“ — sagt ein ausgezeichneter Schulmann — „ist nicht ausreichend, sich mit dem Alterthume bekannt zu machen. Auch die besten Übersetzungen stehen hinter den Urschriften zurück.“ Und wir Deutsche, meine ich, dürfen zu allerletzt das Studium des Griechischen als einen überwundenen Standpunkt betrachten. Sind etwa die Werke eines Winkelmann, Lessing, Herder, die herrlichen Dichtungen unseres großen Goethe auch schon ein überwundener Standpunkt?

Wenn man auf Ungarn hinweist und sagt, in Ungarn habe der Unterrichtsminister das Griechische aufgehoben, so fragen Sie doch in Ungarn nach: man sehnt sich von vielen Seiten darnach, dass das Griechische wieder eingeführt werde. Man bedauert, dass

man einen Schnitt gemacht und sich Ungarn gewissermaßen vom Westen getrennt hat, nämlich alle jene bedauern es, denen daran liegt — ich wiederhole es noch einmal — das Gymnasium nicht zur Fachschule herabzudrücken. Unser genialer Jean Paul sagt in seiner „Levana“: „Die jetzige Menschheit sänke unergründlich tief, wenn nicht die Jugend durch den stillen Tempel der alten großen Zeiten und Menschen den Durchgang zu dem Jahrmarkte des Lebens nähme.“

Wir glaubten diesen Theil der Rede des Hrn. Abgeordneten hier mittheilen zu sollen, bemerken aber hierbei, dass wir selbstverständlich nicht allem, was er bemerkt hat, beistimmen. Eine weitere Beschränkung des grammatischen Unterrichtes müsste zur reinen Oberflächlichkeit und damit zum Untergange des Studiums des Griechischen führen, also gerade zu dem, was der Hr. Abgeordnete verhüten will. Doch wir wollen hier diesen Punkt nicht weiter behandeln, sondern begnügen uns mit dieser kurzen Andeutung.

Die Redaction.

Die Göttweiger Handschriften zu Classikern.

Die handschriftlichen Schätze, die das Benedictinerstift Göttweig in seinen prächtigen Bibliotheksräumen birgt, sind zwar geordnet und in einem Kataloge, den P. Vincenz Werl in den Jahren 1843 und 1844 angelegt hatte, verzeichnet und beschrieben, aber nicht allgemein bekannt, da der Handschriftenkatalog noch nicht in Druck gelegt wurde. Nun liegt es aber sicherlich im Interesse der Gelehrtenwelt zu erfahren, was jede Bibliothek birgt; es seien daher im Folgenden unter Vermeidung jeder Kritik wenigstens diejenigen Handschriften kurz angeführt, die der als dritter Band auftretende Index zu dem (zwei mächtige Großfolio-Bände umfassenden) Katalog unter Classica aufzählt, und nur bei dreien sei eine größere Ausführlichkeit gestattet.

454 (558). Aemilii Macri carmen de virtute herbarum; saec. XV. 4°, Pergament, 38 Blätter. Sie beginnt 1 a acephalice mit De Allio: Scordeon argive sunt allia dicta latine, endet 37 a mit De Aloe. 38 weiß.

449 (380). Miscellanea: saec. XV. Folio, Papier. 1 a: Incipit Macer de virtutibus herbarum. 13 b: Explicit Macer de naturis et virtutibus herbarum. 116 a folgt Lucii Apuleii liber de herbis. Vorrede: Antonius Musa Agrippae magno Caesari augusto salutem. Hoc curae meae experimentum etc. 126 a Liber medicinae Platonis herbaticus explicit feliciter.

190 (146). Arati phaenomena, interpr. lat. saec. XIV. Großfolio, Pergament, 31 Blätter. 1 a erste Vorrede: Arati ea, quae videntur, ostensionem .. 3 a: alia descriptio praefationis, 4 a Arati genus, b beginnt De coeli positione.

445 (390). A. Aristotelis liber de regimine principum seu secreta secretorum. Transtulit de graeco in chaldaeum, de chaldaeo in arabicum Johannes, de arabico in latinum Philippus. saec. XV. Folio, Papier. 45 Blätter. Endet 42 a, Laus deo. 43—45 weiß.

446 (555). M. T. Ciceronis Cato maior, Laelius, Paradoxa, Somnium Scipionis. saec. XV, 4°, Pergament, 95 Blätter. Auslaufende Zeilen, trocken vorgezogen, eingerahmt. Aufschriften und erste Zeilen mit Capitalbuchstaben. Initialen prächtig in Miniatur mit Gold und Farben, florierend, die zu Anfang der Werke groß, zu Anfang der Abschnitte kleiner; wurde in runder Minuta wahrscheinlich in Florenz für Matthias Corvinus geschrieben. 1 a: M. T. Ciceronis de senectute seu cato maior ad Atticum feliciter incipit. 33 a: Laelius aut de amicitia, 69 a: M. T. Ciceronis Paradoxa ad Brutum. 86 b: Somnium Scipionis e VI. de Rep. Excerptum; endet 93 a.

447 (556). Cornelii Nepotis Vitae excellentium virorum, saec. XV, 4°, Papier, 98 Bl., mit Custoden signaturae loco, auslaufende Zeilen, mit Bleistift vorgezogen, alle Initialen in Miniatur, in Italien in Minuta geschrieben. 1 und 2 weiß, 3 a Emilius probus de excellentibus ducibus exterarum gentium incipit foeliciter. 83 a Carmen Probi ad Theodosium imp. 83 b Emilius probus ... explicit. Es folgt Ex libro Cornelii Nepotis de latinis historicis Incipit vita Attici, sodann vita Catonis, 95—98 weiß.

453 (392). M. Valerii Martialis epigrammatum libri XIV. saec. XV, Folio, Pergament, 190 Blätter, mit Custoden signaturae loco, auslaufende Zeilen, mit Bleistift vorgezogen; ohne Aufschrift, es beginnt jedes folgende Epigramm mit herausgestoßener Zeile; die Initialen jedes Buches groß; saubere, runde italienische Minuta mit Correcturen. 1 a beginnt das Epigramm in amphitheatrum caes.: Barbara pyramidum sileat . . Das Epigramm ad Stellam ist von späterer Hand eingeschrieben, ebenso der fehlende Eingang zu dem ad Flaccum. Das II. Buch beginnt mit der Aufschrift: Quintus Valerius Martialis Deciano suo salutem; 190 b Deo gratias.

448 (557). Plinii panagiricus ad trajanum imperatorem feliciter incipit auf 2 a einer Handschrift saec. XV. 4°, Papier, 37 Bl., 33 b Jahreszahl 1481, 34—37 weiß.

191 (171). Prisciani commentariorum grammaticorum libri XVIII, saec. XIV. 4°, Pergament, 214 Bl. 1 weiß, 2 a Vorrede: Cum omnis eloquentiae doctrinam . . . endet 213 b, 214 weiß; enthält nur den sog. Priscianus maior.

460 (514). Miscellanea. saec. XVI. 4°, Papier, 231 Bl. 185 a: De officiis discipulorum ex M. Fabii Quintiliani Rhetoris clarissimi oratoriarum institutionum libro secundo capite primo, dann De moribus et officiis praeceptorum lib. 2, cap. 2.

50 (106). Miscellanea. saec. XII. Folio, Pergament. 62 b Epistolae Senecae ad Paulum et Pauli ad Senecam, bis 65 b, dann Senecae de institutione vitae ad Lucilium epistolarum libri XXII, enden 90 a.

451 (509). Miscellanea. saec. XV. 8°, Pergament, 51 Bl. 23 b: Libellus moralis Senece de quattuor virtutibus: Quatuor virtutum species multorum sapientum sententiis diffinitae sunt...

55 (111). C. Julii Solini Polyhistor. saec. XII. Folio. Pergament, 76 Bl. 1 a: Incipit Solinus de statu terrae. Zu Ende der Handschrift manu saec. XIV: Iste liber pertinet ad sanctam Mariam Kotewikh, quem si quis furto abstulerit, nomen eius de libro viventum pereat et nomen eius a generatione in generationem non requiratur.

169 (160). Miscellanea: G. Conradi de Waldhausen applicatio sententiarum Valerii Maximi ad theologiam. saec. XIV. 40 Bl. 1 a: „Incipiunt sententiae Valerii Maximi . . . per Chunradum in Walthausen professum (canonicum) anno dei MCCCLX° et in Praga ecclesiae sanctae . . . plebanum ad theologiam applicatae." „Urbis Romae exterarum quoque gentium facta scilicet ac dicta memoratu digna etc." bricht 36 b defect ab, folgen vier weiße Blätter.

Wien. Hugo Mužik.

Zu Aristoteles 45 a 12.

Es ist nicht einzusehen, mit welchem Rechte Waitz die Lesart des cod. B pr. *E* annimmt und schreibt: *τῷ δὲ E οὐ τινὶ ὑπ.* Denn man wird doch nicht das als ernstlichen Grund für diese Schreibweise betrachten, dass Alexander, obwohl wir jetzt bei ihm nicht so lesen, doch früher so gehabt haben müsse, 'quod post Alexandrum qui eius auctoritati fidem haberent codices Bu corrigendum iudicaverint *H* pro *E*'. Wer sagt uns denn, dass die genannten codd. nicht schon in Alexander *H* statt *E* gelesen haben? Deshalb konnten sie doch immer noch seiner Autorität Vertrauen schenken. Auch sind seine Worte: *ἀλλ' ἔσται ... τὸ A τινὶ μὴ ὑπάρχον τῷ E ... τῷ τὸ B τῷ μὲν A παντὶ ὑπάρχειν, τῷ δὲ E τινὶ μὴ ...* noch kein Beweis, dass W. Recht hat. Denn sie besagen nur, was richtig ist, dass aus den Termini *B H* und *A* nie ein Schluss *E A* zustande kommen könnte, sondern, da $H < E$ (d. h. weil *H* mit dem Prädicat *E* nach dem in 44 a 15 f. Gesagten verbunden sein soll), müsse $H = {}^1/_\Gamma$ gesetzt werden. Der Beweis (*γὰρ* 45 a 11) aber, dass der Satz gilt: *ὅτι τινὶ τῶν E οὐχ ὑπάρξει τὸ A* (45 a 10), wird durch den Untersatz *τὸ B τῷ H οὐδενὶ ὑπάρξει* ebenso richtig geführt, wie durch den von W. angenommenen Untersatz: *τὸ A τῷ E οὐ τινὶ ὑπ.*

Graz. J. Zahlfleisch.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

William Hamilton Kirk, Demosthenic style in the private orations. Baltimore, Friedenwald Company 1895. 43 SS.

Das Schriftchen geht von der Betrachtung derjenigen 14 Privatreden aus, welche so ziemlich allgemein, zuletzt insbesondere von Friedr. Blass, als echt anerkannt worden sind, und prüft ihre Sprache an der Hand gewisser gemeinsamer stilistischer Erscheinungen. Die genauen Angaben über deren häufigeres oder selteneres Vorkommen bieten den Anlass zur Betrachtung der Ursachen dieser Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Reden und zur Aufstellung eines Wertmessers für die Beurtheilung ihrer Darstellungskunst. Als solche stilistische Merkmale werden besprochen: Die verschiedenen vom Sprecher gebrauchten Ausdrücke zur Bezeichnung des Charakters und der Handlungsweise des Gegners, die mannigfaltigen Formen der repetitio, des Asyndetons, welches besonders wirksam ist, wenn es bei der Abfolge gleicher Wortclauseln auftritt, unter denen namentlich Participialwendungen beliebt sind, ferner die ironische Färbung des Gedankens, mag nun der Redner mit offenem Spotte den Kampf führen oder die Ironie in das Gewand der Mäßigung, des Tadels und der Überlegenheit über die Person des Gegners hüllen. So lässt sich in der 57. Rede sehen, wie verhaltene Ironie oft in kurzen Wendungen zum Durchbruche kommt, was der Verf. mit Recht als Beweis ihrer Echtheit gegen A. Schäfer ins Feld führt. Sodann bespricht er die Anwendung der Apostrophe, der rhetorischen Frage mit ihrer häufigsten Einkleidungsform durch εἶτ' οὐ, ἆρ' οὐ, πῶς oder πῶς οὐ, desgleichen die der rhetorischen Antwort. Der Gebrauch gewisser deiktischer Formelwörter wie τοίνυν, οὖν, μὲν οὖν wird besonders an der 27. Rede gezeigt und in Verbindung gebracht mit der Verschiedenartigkeit des jeweiligen Processgegenstandes. Die Besprechung der zur transitio dienenden Ausdrücke bietet Gelegenheit zur eingehenden Betrachtung der 38. Rede, deren Besonderheiten nach dieser Richtung hin nicht als Beweis ihrer Unechtheit dienen, sondern sie eher als

unfertiges Product erscheinen lassen. Endlich werden die Prooemien der einzelnen Reden nach Form und Gedanken charakterisiert. — In dem 2. Theile der Schrift zieht der Verf. auf Grund der besprochenen stilistischen Merkmale einen Vergleich zwischen Demosthenes, Lysias und Isaeus. Insofern es sich hier nur um *λόγοι ἰδιωτικοί* handelt, kommt Lysias nur zum Theile in Betracht, weil nur wenige der erhaltenen Reden dieser Kategorie angehören. Immerhin treten Unterschiede in dem Stilcharakter der drei Redner anschaulich hervor. — Der 3. Theil beschäftigt sich mit den sieben als unecht anerkannten Privatreden des Demosthenes. Der Verf. vervollständigt die Beweise für ihre Unechtheit durch genaues Eingehen auf die Eigenthümlichkeiten ihres Stiles, gestützt auf das im 1. Theile gesichtete Material.

Die Schrift empfiehlt sich durch die darin sich offenbarende feine und glückliche Beobachtungsgabe des Verf.s für stilistische Dinge, sowie durch die klare Gruppierung des an sich nicht leicht zu behandelnden Stoffes aufs beste.

Eduard Bottek, Den acht Staatsreden des Demosthenes, die am Gymnasium gelesen werden, ist ein einheitlicher Plan zu Grunde gelegt. Separatabdruck aus dem Progr. des Staatsgymn. in Teschen 1895. Teschen, Prochaska 1895. 31 SS.

Als B. im Jahre 1894 die Schrift „Dispositive Inhaltsübersicht zu Demosthenes' acht Staatsreden" veröffentlichte, versprach er in der Vorrede, die Begründung seiner Behauptungen an anderem Orte zu liefern. Dieses Versprechen löst er mit dem vorliegenden Aufsatze ein, der sich daher durchaus dem Plane und der Anordnung der früheren Schrift anfügt. Der Sache selbst wäre jedenfalls besser gedient gewesen, wenn die Arbeit ein fertiges Ganzes aus einem Gusse gebracht hätte; es würde dann die Disposition der einzelnen Reden sich als das natürliche Resultat aus der Betrachtung der Redeabschnitte ergeben haben, und die organische Entwicklung des ganzen Aufbaues hätte sich anschaulich gewissermaßen vor unseren Augen vollzogen, wie dies z. B. in dem Programmaufsatze von Ed. Ott über die olynthischen Reden in ansprechender Weise gelungen ist. Anzuerkennen ist, dass der Verf. in dieser Schrift die Fassung der Dispositionen hie und da in schärfere Form des Ausdruckes gebracht hat, im übrigen aber sei auf das über die erste Schrift in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1896, S. 141 f. ausgesprochene Urtheil verwiesen. Schon dort habe ich kurz angedeutet, dass sich die 3. philippische Rede dem von B. angenommenen Schema nicht fügt. Allerdings sucht er hier S. 27 f. nachzuweisen, dass die propositio dieser Rede durch das Actenstück gegeben sei, dessen Verlesung nach §. 46 angekündigt, uns aber nicht überliefert ist. Es lässt sich freilich leichter behaupten, als nachweisen, dass der Redner thatsächlich, wie B. ähnlich wie Rehdantz annimmt, aus dem ‚*γραμματεῖον*' seine Anträge

verlesen hat. Die nachfolgenden Partien setzen deren Mittheilung keineswegs voraus, am wenigsten die §§. 53 ff., und der Versuch, den der Verf. unternommen hat, hier doch künstlich einen Zusammenhang zu schaffen, ist ihm gänzlich misslungen. Ganz unwiderleglich aber beweisen die Worte in §. 70 *τί ποιῶμεν; πάλαι τις ἡδέως ἂν ἴσως ἐρωτήσας κάθηται*, dass der Redner sich jetzt erst anschickt, seine Vorschläge den Hörern auseinanderzusetzen.

Demetrio De Grazia, Proposta di correzioni al testo delle orazioni di Demostene, contenute nel vol. I. della IV. edizione di Gugl. Dindorf curata da F. Blass. Noto, Zammit 1895. 42 SS.

Die Schrift ergeht sich in einer Kritik der Demosthenesausgabe von Blass und weist eine Reihe der von diesem vorgenommenen Textänderungen zurück. An eingehender Begründung fehlt es zumeist; der Kritiker hat sich aber auch vielfach nicht die Mühe genommen, den Intentionen des Herausgebers gerecht zu werden, sondern begnügt sich nicht selten damit, zu sagen, er wisse nicht, wo Blass das oder jenes gefunden, oder warum er geändert habe,[1]) unbekümmert darum, was derselbe an verschiedenen Orten zur Erklärung und Rechtfertigung vorgebracht hat. Es mag sich dies theilweise daraus erklären, dass De Grazia weder die anderen Arbeiten von Blass auf dem Gebiete der demosthenischen Textkritik, noch die erklärenden Ausgaben kennt, welche in neuerer Zeit in Deutschland erschienen sind. Auch die wichtige französische Ausgabe Weils scheint ihm unbekannt zu sein; darauf deuten manche seiner Bemerkungen zu Stellen (z. B. zu Phil. II. 15, de f. leg. 166 und 213), über die er bei Benützung dieser Quelle bessere Einsicht hätte schöpfen können. Übrigens sind noch recht viele Emendationen in der Blass'schen Ausgabe, welche zu Bedenken ausreichenden Anlass bieten, unangefochten geblieben.

Wir lernen aber den Verf. auch noch von einer andern Seite kennen: zu einer Anzahl von Stellen bringt er eigene Verbesserungsvorschläge. Diese gründen sich zum Theil auf die handschriftliche Überlieferung, zum Theil auf Conjecturen älterer Herausgeber; vieles erscheint unter der eigenen Flagge. Auch hiebei wird freilich hie und da bereits Bekanntes neuerlich in die Welt gesendet, worüber wir uns indessen bei der beschränkten Vertrautheit des Verf.s mit der Demosthenes-Literatur nicht verwundern dürfen. — Was nun De Gr. nach dieser Seite hin in der vorliegenden Schrift geleistet hat, muss Ref. leider als gänzlich wertlos bezeichnen. In den meisten Fällen sind die vorgeschlagenen Änderungen entweder unnöthig oder widersinnig und beweisen nur, dass der Verf. mit der demosthenischen Diction wenig vertraut ist. Mitunter

[1]) Einmal versteigt sich der Verf. zu folgendem bildlichen Ausdrucke, der wohl auch für das Ohr eines Italieners nicht sonderlich geschmackvoll klingen dürfte: bisogna *sudare* almeno *una camicia* per cavare un sugo da queste parole!

kann man sogar an seinen griechischen Sprachkenntnissen überhaupt irre werden. Die Richtigkeit dieses Urtheils mag die Besprechung einzelner Vorschläge bestätigen. Ol. III. 19. Obzwar ἔχειν mit dem Infinitiv in der Bedeutung „vermögen, imstandesein" durchaus nicht selten vorkommt, will De Gr. ἔχει durch λέγει ersetzen, ohne zu sehen, dass dazu das abhängige λέγειν übel passt. — De pace 16 wird βοηθήσειν wegen des folgenden Inf. fut. verlangt, während doch das vorhergehende ἄν mit dem überlieferten βοηθεῖν (= Opt. mit ἄν) die entsprechende Form des Nachsatzes zu εἴ τις ἐμβάλοι bildet. — Cherson. 17 wird an demselben Wechsel der bedingten und bestimmten Aussageweise unnöthig Anstoß genommen. — Ibid. 52 ἐξουσίαν statt ἡσυχίαν würde sich mit Rücksicht auf die abhängige Infinitivconstruction empfehlen, aber ἐξουσίαν ποιεῖν ist schlecht griechisch; das Richtige wäre ἐξ. διδόναι oder παρασκευάζειν. — Symm. 1. Das wegen des Sinnes beanstandete προαιρεῖσθαι ist zur Charakterisierung der Lobredner unentbehrlich: es ist eben ihre alleinige Absicht, durch das Lob der Vorfahren nur den eigenen Vortheil zu verfolgen. Dagegen ist ποιεῖν am Schlusse des Satzes zu streichen, da συμφέροντα allein den nothwendigen Gegensatz zu κεχαρισμένον bildet. — Was De Gr. ibid. 27 für βούλεσθε vorschlägt, zeigt nur, dass ihm der vorliegende Gräcismus unverständlich geblieben ist. — Megalop. 9. Da angeblich der Dativ Λακεδαιμονίοις in der Wortfolge τοῦ μὴ ἐπιτρέπειν ὑμᾶς ἀδικεῖν Λ. zu einem Missverständnisse verleite, wird Λακεδαιμονίους vorgeschlagen. Aber wenn wirklich die Gefahr eines Missverständnisses so nahe liegt, wie De Gr. befürchtet, so wird man sich vor dem Accusativ nach ἀδικεῖν erst vollends hüten müssen. — Cor. 192. An τάξιν ist nicht zu rühren, da das gleiche Bild schon §. 173 gebraucht war. — Ibid. 195. Wenn man πεῖραν διδόναι in seiner Bedeutung richtig erfasst — und dazu konnte dem Verf. der Commentar von Blass oder Weil verhelfen! —, kann man unmöglich εὔνοια, was allerdings Cod. Σ bietet, empfehlen. — Ibid. 308. Statt ἐφάνη wegen des Praesens συνείρει das Activum φαίνει (sic!) vorzuschlagen, ist ein bedenklicher lapsus, der nicht einmal auf die Rechnung des Setzers geschrieben werden kann, mag auch dieser noch so viele Fehler verschuldet haben. — De f. leg. 41. Πράξειν oder γράψαι statt des überlieferten γράψειν ist in gleicher Weise unsinnig; ἔγραφον ἂν κτλ. hieß es in dem Briefe Philipps (§. 40). — Ibid. 91. Wegen des im Anfange der Periode stehenden δίκαιον φήσαιτ' ἂν εἶναι ändert De Gr. am Schlusse ποιεῖσθε in ποιεῖσθαι. Allein schon das voraufgehende σκεψάμενοι fällt aus der Abhängigkeit von δίκαιον εἶναι heraus.

Diese Auswahl wird nach meinem Dafürhalten genügen, um den fraglichen Wert der Vorschläge des Verf.s zu kennzeichnen.

Wien. Franz Slameczka.

Platos Phaedrus und die Sophistenrede des Isokrates von Dr. Eugen Holzner. 49 SS. Prag 1894. (4. Heft der Prager Studien aus dem Gebiete der class. Alterthumswissenschaft.)

Der Verf. that wohl daran, dass er diese Abhandlung, die schon im Jahre 1887, wie er versichert, entstanden war, auch jetzt noch veröffentlichte, wobei die seit jenem Jahre angewachsene Literatur Berücksichtigung fand. Er geht von dem berühmten Vaticinium über Isokrates am Schlusse des Dialogs Phaedrus aus und behandelt in vier Capiteln die Beziehungen zwischen dem genannten Dialoge und Isokrates' XIII. Rede. Im ersten Capitel behandelt er Isokrates XIII 17 ff. und Platos Phaedrus 269 D in ihren chronologischen Verhältnissen zueinander; im zweiten Capitel verwendet er die gewonnenen Resultate gegen die Hypothese von Usener; im dritten Capitel bespricht er die Prophetie in Phaedrus und ihre Beziehungen zu Isokrates XIII §. 1—8; im vierten Capitel endlich deckt er andere Beziehungen zwischen der XIII. Rede und dem Phaedrus auf.

Einwandfrei ist die Erledigung der ganzen Frage allerdings nicht. So kann ich dem Verf. nicht zustimmen, wenn er S. 13 schreibt: „Nicht Forderungen an den Redner werden von Forderungen an die Kunst(?) unterschieden, sondern es wird von zwei grundverschiedenen Rednern gehandelt. Den ersten von beiden macht Talent, Übung und *ἐπιστήμη* zum Redner (269 D); der zweite ist derjenige, welcher nach der in 269 D noch vermissten *τέχνη* gebildet wird; dagegen kommt Talent und Übung bei diesem Redner nicht ebenso in Betracht" S. 19. Nun ein solches Ideal, bei dem Talent keine Rolle spielt, hat es nie gegeben und wird es nie geben; sondern Talent und treffliche Anleitung müssen zusammenwirken, soll das Ideal erreicht werden. Das spricht z. B. Cicero in der Rede pro Archia kurz und bündig aus und dasselbe behauptet Plato an unserer Stelle. Mit dem vollendeten Redner — nicht Naturredner, wie der Verf. meint — verhält es sich, schreibt er, so wie mit der Vollkommenheit auf jedem anderen Gebiete; es gehört dazu *φύσις*, *ἐπιστήμη* und *μελέτη*. Wie kommt aber der Verf. zu dem zweiten Redner? Durch ein Missverständnis der Stelle Platos. Dieser spricht nach der Auffassung des Verf.s (S. 14) mit den Worten *ὅσον δὲ αὐτοῦ τέχνη* diesem Redner ausdrücklich die Theilnahme an der Kunst ab. Er scheint also *αὐτοῦ* als Masculinum und *τέχνη* als Kunst zu nehmen. Das ist grundfalsch. Der Gedankengang ist vielmehr dieser: Den vollkommenen Redner macht Begabung, Wissen und Übung; die beiden letzteren Begriffe fasst dann Plato mit dem Worte *τέχνη*, d. h. an dieser Stelle „Anleitung zur Rhetorik" zusammen (dem Griechen bezeichnet eben *τέχνη* beide Seiten, während die Übersetzung „Kunst" nur die eine Seite trifft), führt im Folgenden aus, worin diese besteht, und stellt in 272 B das Resultat der Untersuchung hin. Es ist also nicht so ungeheuerlich, von Forderungen an den Redner (*φύσις*

und die richtige τέχνη) und von Forderungen an die τέχνη zu sprechen, d. h. wann diese ihre Aufgabe erfüllt. Diese Sonderung beruht ja auf Plato und Isokrates und ist ebenso berechtigt, wie sie heutzutage bei jedem Gegenstande des Unterrichtes in den Entwürfen gemacht wird. Damit fällt als unhaltbar auch die Behauptung und weit ausholende Beweisführung, dass ἐπιστήμη nur das mechanische Handwerkszeug der Rhetorik bedeute.

Ebensowenig kann ich die subtile Deutung der Worte (S. 22) λέγων als praktischen Gerichtsredner, διδάσκων als Redelehrer und γράφων als Redenschreiber auf Isokrates zulassen. Sagt doch der Verf. selbst von Isokrates (S. 43), dass er nie eine Rede hielt, sondern nur schrieb. Die Angriffe XIII §. 3 ff. bezieht der Verf. (S. 33) mit anderen auf die Sophisten. Ich bleibe auch heute noch dabei, dass alle einzelnen Züge zusammengenommen — man darf eben nicht einen einzelnen herausgreifen — nur auf Antisthenes und seinesgleichen passen. Wenn man aber die Honorarforderung zum Angelpunkte der ganzen Erörterung macht und Antisthenes ausschließt, so möge man endlich beweisen, dass dieser und andere Honorar nicht forderten, und es nicht immer von neuem behaupten. Hier nützt ein Hinweis auf Gorgias und Konvalinas Programm, das, nebenbei bemerkt, mir wohl bekannt war und 1868 in Marburg erschien, nicht 1886, gar nichts.

Konnte ich aber auch dem Verf. in den besprochenen Punkten nicht zustimmen, so constatiere ich mit Vergnügen, dass er die schwierige Frage in eingehender und gründlicher Weise behandelt und insbesondere mit viel Scharfsinn versteckte Anspielungen wenn nicht zur unanfechtbaren Evidenz zu bringen, so doch zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit zu erheben verstanden hat.

Wien. Josef Zycha.

Vergils Äneis. Erklärt von Paul Deuticke. I. Theil: Text. II. Theil: Anmerkungen. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1895.

In der neuesten Zeit werden auch in Deutschland gekürzte Ausgaben von Schulschriftstellern immer häufiger, und dies gilt insbesondere von Vergil, dessen Äneis ja nach dem jetzigen Lehrplane von Preußen in einer Auswahl zu lesen ist. Jede Auswahl aber, mag sie nach sachlichen oder ästhetischen Gesichtspunkten getroffen werden, lässt persönlichen Überzeugungen und Anschauungen ziemlich weiten Spielraum. Die neueste derartige Schulausgabe der Äneis ist in der Weidmann'schen 'Sammlung griechischer und lateinischer Schulschriftsteller mit Anmerkungen' erschienen, herausgegeben vom bekannten Vergilianer Deuticke. Dem allgemeinen Plane der genannten Sammlung entsprechend folgt einer kurzen Einleitung (I—XIII) über das Leben und die Schriften des Vergil ein auf 5330 Verse reducierter, reich gegliederter Text der

Äneis mit entsprechenden Überschriften der größeren und kleineren Abschnitte und kurzen deutschen Inhaltsangaben der ausgeschiedenen Partien mitten im lateinischen Texte, wodurch die Continuität des ganzen Epos gewahrt wird. In einem zweiten gesonderten Bande (250 SS.) folgen die Anmerkungen zum aufgenommenen Texte.

Durch diese letztere Zugabe kommt D. insbesondere den Bedürfnissen der Schule in sehr dankenswerter Weise entgegen. Gerade Vergil bietet dem Schüler so viele Schwierigkeiten für Verständnis und Übersetzung, dass man ihm einen Commentar in die Hand geben muss, will man die gedruckte Übersetzung überflüssig machen und verdrängen. Für eine hinreichende Vorpräparation in der Schule bleibt wohl nicht die erforderliche Zeit übrig, will man ein größeres Pensum absolvieren und ein rascheres Tempo in die Lectüre bringen. Auch ist eine ersprießliche Privatlectüre ohne einen Commentar nicht leicht möglich. Nun sind aber die vorhandenen und gewiss auch guten Commentare zu Vergil für Schüler viel zu umfangreich und mithin wegen der Höhe des Preises von denselben nicht leicht anzuschaffen, sie enthalten vielfach zu viel, aber auch nicht selten zu wenig. Unser Commentar ist speciell für Schüler bestimmt, und daher das Bestreben des Verf.s darauf gerichtet, alles über die unmittelbaren Bedürfnisse der Schüler Hinausgehende zu übergehen und nur dasjenige aufzunehmen, was für die Erleichterung des Verständnisses und die Ermöglichung einer richtigen Übersetzung wirklich nothwendig erscheint. Deutickes neuer Commentar ist, wie der Verf. selbst im Vorworte sagt, in gewissem Sinne ein Ableger der allgemein beliebten Äneis-Ausgabe von Ladewig-Schaper-Deuticke.

Die sachlichen Erläuterungen und die Erklärungen wesentlicher Schwierigkeiten in der Form sind durchwegs knapp und doch leicht fasslich gehalten, Parallelen und Citate sind nur auf die wirkliche Schullectüre, besonders des Homer, beschränkt. Doch werden viel häufiger als bei Ladewig-Deuticke Winke und unmittelbare Hilfen für die Übersetzung geboten, insbesondere solche formaler Natur, so dass auch ein weniger tüchtiger Schüler gewiss nur selten imstiche gelassen wird. Dabei beabsichtigt D. eine Übersetzung zu ermöglichen, wie es auf dem Titelblatte heißt, 'so treu wie möglich, so frei wie nöthig'. Indes wird durch diesen Commentar die Selbstthätigkeit des Schülers nicht aufgehoben, die Präparation mittels des Lexikons durchaus nicht überflüssig gemacht, und auch dem Lehrer wird zu ergänzenden und erläuternden Zusätzen und Erklärungen noch ein genug weiter Spielraum übrig gelassen, insbesondere in sachlicher, vor allem aber in ästhetischer Hinsicht, wiewohl uns im Commentar auch in dieser Beziehung nicht wenig des Guten geboten wird.

War aber auch für den Verf. der erklärenden Anmerkungen sowohl betreffs des zu bietenden Stoffes als auch der Darstellung der Standpunkt der Schule maßgebend, so ist D.s Schülercommentar

doch auch in wissenschaftlicher Beziehung nicht ohne Bedeutung. Denn es wird nicht bloß das Vorhandene und zwar auch die neuesten Ergebnisse der Vergil-Interpretation gewissenhaft und selbständig verwertet, sondern es werden im Buche auch manche eigene neue Erklärungen und geistreiche Auffassungen geboten. Ich erwähne beispielsweise I 737 summo tenus ore, nicht = summis labris, sondern 'bis zum obersten Rande' (des Gefäßes), ganz oberflächlich 'sie credenzt nur den Willkomm'. II 7 Quis Myrmidonum ... 'und wäre es auch nur ein Myrmidone' usw. II 97 hinc mihi prima mali labes 'daher brach allmählich das Unheil über mich herein'. II 136 dum vela darent, si forte dedissent, Sinon dachte: ich will warten, bis sie absegeln, wenn anders sie noch absegeln werden = sie müssten dann gar nicht mehr absegeln. VI 299 plurima canities 'ein ungeschorener kurzer Bart', 'ein graues Stoppelfeld'. VII 226 extenta plaga solis iniqui 'der ausgedehnte Strich der drückenden Sonne = die heiße Zone, die bekanntlich 47 Grade umfasst, mehr als jede der vier anderen'. VII 23 sole repercussum 'von der Sonne hingespiegelt', 'der flimmernde Lichtschein', vom Wasserspiegel zurückgeworfen, aber vom Aufprallen der Sonnenstrahlen veranlasst. Vgl. überdies die neuen Erklärungen, beziehungsweise weiteren Ausführungen zu I 339; IV 176, 554; VI 211, 455, 730; VI 265; VIII 700; IX 339 u. a.

Die Auswahl ist derart getroffen, dass trotz der sehr umfangreichen Ausscheidungen (so sind III und V ganz weggelassen) nichts fehlt, was zur Entwicklung der Haupthandlung und zur Würdigung der Hauptpersonen und des Dichters selbst von Wichtigkeit ist. Ja, gerade durch die Streichungen, die sich vor allem auf die Haupthandlung retardierende und weniger interessante Nebenbegebenheiten und Episoden, ermüdende Schilderungen von Kampfscenen usw., überhaupt auf öde Strecken besonders des zweiten Theiles der Äneis beziehen, tritt der Zusammenhang des Ganzen schärfer hervor, ja das Ganze hat dadurch an Rundung geradezu gewonnen. Neben dem sachlichen ist auch der ästhetische Gesichtspunkt für die Auswahl maßgebend gewesen, und so erscheinen denn auch die von den österr. Instructionen für die Lectüre der Äneis vor allem vorgeschlagenen Partien bis auf weniges aufgenommen. Ist auch Ref. mit manchen Einzelheiten nicht einverstanden — ein anderer wird wahrscheinlich etwas anderes an der Auswahl auszustellen haben —, so ist er doch der Ansicht, dass D. eine Auswahl hergestellt hat, die man gewissermaßen als Canon für die Schul- und Privatlectüre der Äneis bezeichnen kann. Wenigstens ist wirklich Unentbehrliches nirgends ausgeschieden und zumeist nur Minderwertiges weggelassen. Da überall im verkürzten Texte die ursprünglichen Verszahlen festgehalten sind, so kann diese Ausgabe auch neben einer vollständigen Textausgabe benützt werden.

Der solchergestalt durch Kürzungen abgerundete Text gewinnt dadurch an Übersichtlichkeit, dass die einzelnen Bücher weiter in größere und kleinere Abschnitte, sagen wir in Acte und Auftritte disponiert werden mit entsprechenden kurzen Überschriften, die zusammengenommen eine Gesammtübersicht des ganzen Epos bieten, wodurch eine besondere Inhaltsangabe vor dem Texte oder an der Spitze der einzelnen Bücher überflüssig wird. Doch würde ich die Gestaltung der Aufschriften in einer neuen Auflage geändert wünschen; ich möchte nämlich vor die Überschriften der Obereintheilungen wohl die entsprechende römische Ziffer setzen, diese aber bei den Überschriften der Untereintheilungen nicht mehr jedesmal wiederholen, da dadurch eher Verwirrung als Übersichtlichkeit erzielt wird, zumal wenn die römischen Ziffern nur einen rein formellen Wert darstellen. Die an die Spitze jedes Buches gesetzten Mottos, welche den Grundton für die Stimmung des ganzen Buches andeuten sollen, sind im allgemeinen glücklich gewählt, doch ist nicht überall die Situation festgehalten, so im VI. Buche; freilich ist es nicht leicht, immer ein passendes Stichwort zu finden, zumal wenn die Provenienz des Mottos auch den Schülern bekannt sein soll.

Die Textgestaltung Deutickes ist bekannt und auch vom Ref. bereits besprochen; nur sah sich D. an einer verhältnismäßig genug großen Anzahl von Stellen veranlasst, von seinen Ausgaben vom J. 1889 und 1891 abzuweichen, wodurch freilich zumeist ein für die Schüler lesbarer und einwandfreierer Text hergestellt wurde.

Schade, dass sich die gediegene und praktische Ausgabe für unsere österreichischen Anstalten insoferne weniger eignet, als die vom Lehrplane zur Lectüre vorgeschriebenen, beziehungsweise empfohlenen Stücke aus den Bucolica und Georgica in die Ausgabe nicht aufgenommen sind.

Wien. A. Primožić.

C. Iulii Caesaris commentarii de bello Gallico. Für den Schulgebrauch herausgegeben und erklärt von Dr. Karl Hamp, Gymnasiallehrer am kgl. Luitpold-Gymnasium in München. Mit Abbildungen, Plänen und einer Karte von Gallien. Bamberg, C. C. Buchners Verlag (Rudolf Koch) 1895. VIII u. 259 SS. Preis 2 Mk. 80 Pf.

Es ist eine recht erfreuliche Erscheinung, dass immer neue Bücher erscheinen, die unseren Jungen das Verständnis von Cäsars gallischem Krieg möglichst gut und gründlich zu vermitteln trachten. Das vorliegende Buch ist, das sei im vorhinein gesagt, ein im allgemeinen gutes.

Die Grundsätze, die den Verf. bei der Herausgabe der sieben Bücher vom Gallischen Kriege — das achte ließ er aus — leiteten, sind in der Vorrede des weiteren auseinandergesetzt.

Die Einleitung (S. 1 20) gibt in leicht verständlicher Form einen kurzen Lebensabriss Cäsars und schließt mit seinen Thaten

in Gallien. Es folgt eine kurze Darlegung der Verhältnisse in Gallien mit historischen Ausblicken in jene Zeiten, da zum erstenmal Gallier an die Römer geriethen. Eine Inhaltsangabe der sieben Bücher beschließt diesen Theil der Einleitung. Sodann behandelt der Verf. auf 12 Seiten „Das Heerwesen zur Zeit Cäsars". Auch dieser Theil zeichnet sich durch Klarheit der Darstellung aus, und sachlich wird ein ernsterer Einwand wohl nicht zu machen sein. Sechs Tafeln dienen der Erläuterung des Textes. Sie erinnern an jene in der Rheinhard'schen Ausgabe. Es sind durchwegs Reconstructionen oder nach antiken Vorlagen gemachte Zeichnungen, unter denen sich z. B. das marschierende Heer mit dem berittenen Feldherrn an der Spitze (Taf. III) ganz gut macht.

Den Text begleiten kurze Inhaltsangaben, die jedem Capitel auf dem Seitenrande beigeschrieben sind. Wie ich darüber denke, habe ich in dieser Zeitschrift gelegentlich der Besprechung von Fügners Cäsarausgabe (1895, S. 978) des näheren auseinandergesetzt.

„Was die Textgestaltung betrifft, so wurde diese unter Berücksichtigung auch der neuesten kritischen Ausgabe Cäsars von H. Meusel im allgemeinen conservativ durchgeführt, jedoch mit Betonung des praktischen Standpunktes der Schule, welche zwar die Überlieferung achten lehrt, aber doch eine zu große Engherzigkeit in dieser Beziehung mit Recht verwirft." Das sind des Verf.s Worte. Conservativ heißt bei ihm eine ziemlich stramme Anlehnung an die α-Classe. Die β-Classe greift gewissermaßen nur ausgleichend, uniformierend ein. So z. B. 1, 14, 3 und 7, 64, 7 Allobroges für Allobrogas mit α. Bei der ersteren Lesung ergibt sich eine tadellose 3. Declination. Man kann da dem Herausgeber ohneweiters rechtgeben. Anders steht es aber z. B., wenn er 1, 10, 1 Santonum, 3, 11, 4 Santonis (bei vorausgehendem Pictonibus) und ebenso 7, 75, 3, dagegen 1, 11, 6 Santones ediert, wo doch die hss. Überlieferung ganz bestimmt auf -os hinweist, was auch Fügner, Kübler und Meusel aufgenommen haben. Hier hat er also die Überlieferung doch gar zu wenig geachtet.

Nicht besser steht es mit dem Acc. und Ablat. von Arar. Er schreibt 1, 13, 1 und 16, 3 Arare, wo die Überlieferung zwischen e und i schwankt, und muss dann gegen die einstimmige hss. Überlieferung 1, 12, 2 und 7, 90, 7 Ararem statt -im schreiben. Das ist gegen alle ratio. Hier waren doch von den sicheren Stellen aus die schwankenden richtigzustellen, nicht aber umgekehrt.

Wenn der Herausgeber in der oben angeführten Stelle weiter sagt, dass man in derlei Schulausgaben mit Recht eine zu große Engherzigkeit in der Achtung der Überlieferung verwerfe, so lege ich einfach folgende Stellen — noch immer aus dem ersten Buche — vor: 2, 4 qua ex re nach der Vermuthung verschiedener Gelehrten für das hss. qua ex parte; es blieb unbeachtet, dass parte hier

ebenso allgemein gebraucht ist wie re. 1, 12, 2 lässt er das überlieferte tribus hinter legionibus aus. Man möchte fragen, warum doch? Dabei schlage ich die Aufnahme von renuntiasse gegen das hss. renuntiavisse 1, 22, 4 oder die Lesung der allerdings schwierigen Stelle 3, 3 Orgetorix sibi legationem eqs. nicht sonderlich an. Man wird ferner kaum einen entsprechenden Grund finden können, warum 1, 47, 1 uti vor aut ausgelassen wurde. Doch genug. Wollte der Verf. nur einen lesbaren Text geben, dann hat er das Ziel wohl erreicht, aber auf fester Grundlage steht sein Text nicht.

Ungleich besseren Eindruck macht der nunmehr auf den SS. 153—245 folgende Commentar. Alles, was für den Schüler von Wichtigkeit ist, findet angemessene Beachtung. Die wichtigsten Tropen und Figuren werden an den zum erstenmal vorkommenden Beispielen besprochen. Grammatische und stilistische Bemerkungen und antiquarische Erklärungen fehlen nicht. Auch Übersetzungshilfen werden gegeben. Auf Etymologie und Synonymik wird gebürend Rücksicht genommen, Phrasen werden, wenn nöthig, erklärt. Trotzdem ist, alles in allem, weises Maß eingehalten worden.

Einiges, was mir aufgestoßen ist, sei der Berücksichtigung des Verf.s für eine etwaige 2. Auflage anheimgegeben. Man sollte nicht sagen, der Name des Volkes steht statt dem des Volkes (Zu 1, 2). Eigenthümlich ist auch 21, 2 der Ausdruck Vicefeldherr. 1, 40, 12 passt die Übersetzung „auf Grund einer Übelthat" für facinore comperto nicht, eher etwa „durch eine bekannt gewordene Übelthat". 3, 16, 4 verlangt sub corona vendere eine kurze Erklärung. 3, 19, 3 heißt inscientia ac defatigatio kaum „ungeschickte Ermüdung"; vgl. Walther und Menge z. St. — 4, 11, 4 genügt es nicht, bei mora interposita auf c. 9, 3 hinzuweisen; denn dort heißt die Verbindung 'Aufschub suchen', hier dagegen 'Aufschub gewähren', weil die Phrase in 11, 4, wie §. 3 'ad has res conficiendas sibi tridui spatium daret' zeigt, auf Cäsar zu beziehen ist. 5, 36, 3 wird bei communicat eine kleine Bemerkung am Platze sein, ebenso 5, 58 4 bei mora reliquorum. 6, 2, 2 war bei cavere auf 7, 2, 2 zu verweisen; an der letzteren Stelle steht keine Bemerkung. 6, 8, 5 verdient die Verbindung aciem derigere eine Erklärung und 11, 3 war doch zur Übersetzung von rerum consiliorumque anzuleiten; ebenso 25, 1 latitudo iter patet. 7, 45, 2 gehört zu collibus die ausdrückliche Bezeichnung des Casus. 7, 80, 6 war confertis turmis zu erklären; übrigens fehlt eine entsprechende Erklärung auch 2, 25, 1 und 4, 32, 3, dagegen ist confertissima acie 1, 24, 4 und confertissimo agmine 2, 23, 4 erklärt.

Anderes übergehe ich. Es sind das ja im ganzen nur Kleinigkeiten.

Die SS. 246—259 enthalten ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis der Eigennamen mit kurzen Aufklärungen. Bei geo-

graphischen Namen erleichtert die beigegebene Legende das Aufsuchen auf der beigegebenen Karte. Den Schluss machen acht theilweise in Farben ausgeführte Tafeln folgenden Inhalts: I. Cäsars Verschanzungen am Rhodanus (1, 8), Schlacht bei Bibracte (1, 24 ff.); II. Schlacht bei Sennheim (1, 51 ff.), Schlacht am Axona (2, 8 ff.); III. Schlacht am Sabis (2, 18 ff.), Belagerung der Stadt der Aduatuker (2, 29 ff.); IV. Rheinbrücke (14, 17 ff.); V. Belagerung von Avaricum (7, 17 ff.), Annäherungsdamm, gallische Mauer; VI. Belagerung von Gergovia (7, 36 ff.), Ansicht des Plateaus von Gergovia (Landschaftsbild); VII. Belagerung von Alesia; VIII. Zwei Ansichten von Alesia (Landschaftsbilder) und Verschanzungen vor Alesia (7, 72 ff.).

Das Titelblatt zeigt einen Cäsarkopf, der „einer Porträtbüste von St. Cloud nachgebildet" ist. Ich für meinen Theil hätte doch lieber die, wenn auch idealisierte, Neapler Büste gewählt. Die Ausstattung ist vortrefflich, der Druck, einige leicht zu verbessernde Kleinigkeiten abgerechnet, sorgfältig. Man möchte höchstens wünschen, dass die im Commentar verwendeten Lettern etwas größer ausgefallen wären.

Czernowitz. Dr. A. Polaschek.

K. Fr. Hermanns Lehrbuch der griechischen Antiquitäten. II 1. Rechtsalterthümer. 4. Aufl. von Th. Thalheim. Freiburg und Leipzig, Mohr (P. Siebeck) 1895. IX u. 183 SS.

Die Anzeige dieser 4. von Thalheim neuerdings besorgten Auflage von K. Fr. Hermanns Rechtsalterthümern kann um so kürzer gehalten werden, als Thalheim seinen Standpunkt nicht geändert hat. Verfuhr er auch mit dem ursprünglichen Texte diesmal weniger ängstlich als in der 3. Auflage des Werkes, indem er nunmehr manches vordem in den Anmerkungen behandelte Detail unmittelbar mit dem Texte verwob (vgl. u. a. S. 7 f., 10, 22, 29, 43, 50, 52, 55 u. s. f.) oder auch die Aufschlüsse neuer Quellen und die Ergebnisse neuer Forschung in denselben verarbeitete,[1]) so änderte er gleichwohl nichts an der ursprünglichen Anlage des Buches: vielmehr kann dasselbe noch immer auch in seiner jetzigen Gestalt als Hermanns Werk gelten. Und damit wollen wir dem Herausgeber keinen Vorwurf machen, im Gegentheile ihm Dank dafür wissen, dass er an Hermanns Bau nicht unnöthigerweise gerüttelt. Eine Zeit, die ruhiger denkt als die unserige, wird auch Hermann gerechter werden und ohne Vorein-

[1]) Allerdings ist der Anschluss nicht immer glücklich: So wird S. 6 ziemlich lose mannigfaches Detail, das auch untereinander nicht besonders innig zusammenhängt, an den früheren Wortlaut des Textes angereiht. Ähnliches gilt auch betreffs des Schlusses des §. 2, S. 17.

genommenheit zugeben, dass sein Handbuch eine durch die neu zufließenden Quellen lediglich bereicherte oder geänderte Umarbeitung ganz wohl verdiente, und je mehr, je gründlicher im griechischen Staats- und Privatrechte gearbeitet werden wird, desto mehr wird man, sofern man gerecht sein will, einräumen müssen, wie vieles bereits Hermann trotz der Lückenhaftigkeit der Quellen richtig erschlossen oder geahnt und wie sehr er hierdurch dem Ausbau des griechischen Staats- und Privatrechtes vorgearbeitet hat. Er war nicht bloß ein eifriger, sorgfältiger Sammler, er war auch ein klar sehender Forscher, dem das reiche Detail, das er berücksichtigte, gleichwohl nicht den Blick auf das Allgemeine, auf das Ganze trübte.

Thalheims Gewissenhaftigkeit, die er schon bei der ersten Umarbeitung des Hermann'schen Buches genugsam bewies, zeigt sich vor allem in der Ausnutzung der neu entdeckten Quellen (vgl. u. a. S. 12, A. 2; 23; 36, A. 1; 44; 46, A. 5 u. s. f.), in der Tilgung nunmehr unnöthiger oder unhaltbarer Citate (vgl. u. a. S. 46, A. 5; 54, A. 1; 141, A. 3 u. 5), in der Änderung irrthümlicher Anschauungen (so S. 16, A. 3; 55, A. 5) und, was den Anhang betrifft, vor allem in der breiteren Behandlung des kritischen Apparates. So möge denn die neue Auflage immer mehr zu gründlichem Studium anregen und so zur Klärung und Lösung der noch obwaltenden Controversen ihr gut Theil beitragen: das wäre der schönste Lohn, den der Herausgeber für die redliche Mühe, welche er auf seine Arbeit verwendet hat, finden könnte.

Troppau. V. Thumser.

Ambros Mayr, Deutsches Literaturbüchlein. Innsbruck, Wagner 1896.

Die Legion der deutschen Literaturgeschichten um eine neue zu vermehren, müsste als ein fragwürdiges Verdienst gelten, wenn Einrichtung, Eintheilung, Gesichtspunkte und Urtheile die traditionelle Art beibehalten. Unsere Literaturgeschichten für Mittelschulen, „Lyceen" u. dgl. leiden an dem Übelstande der Überladung. Alle möglichen Literaturobjecte werden hineingepfropft, oft willkürlich und wahllos genug. Und doch sollte die Literaturgeschichte, die dem Schüler oder der Schülerin in die Hand gegeben wird, nur ein Leitfaden in des Wortes genauester Bedeutung sein. Mir ist in dieser Beziehung ein Büchlein lieber, das zu wenig, als ein Buch, das zu viel bietet. Denn nicht die Geschichte, sondern die Lectüre, nicht der Überblick über literarhistorisches Leben und Weben, sondern der Einblick in die größten Erscheinungen, der Tiefblick in ein einzelnes Kunstwerk ist geist- und herzbildend. Und außerdem vermag das Buch niemals den Lehrer, das Geschriebene nicht den lebendigen Vortrag zu ersetzen, und

darf auch nicht anstreben, diesen oder jenen ersetzen zu wollen. Schlicht und einfach, unaufdringlich und bescheiden bietet nun Mayrs Literaturbüchlein vom vielen Wissenswerten das Wissenswerteste, erörtert in wenigen Zeilen die literarische Eigenart der einzelnen Zeiträume, in einem weiteren kurzen Paragraphen den Charakter einer im Volke fortlebenden literarischen Persönlichkeit, in einem dritten Abschnitte die gedrängte Analyse eines oder des anderen Werkes, indem es immer nur die großen Züge und die bedeutendsten Erscheinungen kurz und bündig, klar und zutreffend herauskehrt. Somit ist das Büchlein, das broschiert 40 kr. kostet, gewiss zu loben, und ich wünschte, dass es an die Stelle der „gelehrten" Literaturgeschichten träte, mit denen man leider Staat zu machen liebt.

Im Detail dagegen habe ich manches auszustellen.

Vor allem halte ich es für unstatthaft Germanen = Deutsche zu setzen, die althochdeutsche Sprach- und Literaturperiode nur bis zum Jahre 1000 reichen zu lassen, das Hildebrandslied damit abzuthun, dass es einen Zweikampf zwischen Vater und Sohn schildert und ein wertvolles Denkmal „germanischer" Sprache und Dichtkunst darstellt. Die Blüte der mhd. Dichtkunst 1150—1250 anzusetzen, ist nicht correct — wenn man sie zwischen 1180 und 1230 ansetzt, ist man mit der Ausdehnung dieses Zeitraumes noch immer freigebig genug gewesen, denn eigentlich umfasst sie kaum die Hälfte dieses Zeitraumes. Statt Troubadour schreibt Mayr stets Trouvadour — und doch kommt das „v" für diese Bezeichnung wohl im Nordfranzösischen und Italienischen, niemals aber im Provençalischen vor, dem die obige Form eigen ist. Die §§. 8, 9, 10, 11, 12, die Walther v. d. V., die epische Dichtung des Mittelalters und das deutsche Volksepos behandeln, sind gut angelegt, und so kurz sie sind, bieten sie an Literaturgeschichte reichlich genug. In §. 13 ist von Brunhild als Königstochter die Rede — thatsächlich erscheint sie nie als solche, sondern lediglich als „küneginne". Uncorrect ist auch die Behauptung: „Sie (Brunhild) weiß im Einverständnis mit ihrem Manne den arglosen Siegfried in den Odenwald zu locken", unzutreffend ist die Darstellung in §. 14: „Trotzdem man ihr (Kriemhilden) den unermesslichen Nibelungenschatz schnöde geraubt hat, begehrt der große König der Hunnen die edle Witwe zum Weibe"; unklar ist die Darstellung: „alle rheinischen Gäste fallen unter den Schwertstreichen der Mannen Etzels". Stilistisch schlecht der Zusatz: „Aber es kostet auf beiden Seiten viele Menschenleben". Unrichtig ist auch die folgende Darstellung und theilweise zusammenhanglos. Gut ist wieder §. 15, der den bleibenden Wert des Nibelungenliedes mit einfachen Worten schildert. Nur die salbungsvolle Randglosse am Schlusse wäre zu ersparen gewesen. In §. 16 sollten die drei großen höfischen Epiker statt der erkünstelten Anreihung die chronologische Anordnung finden: Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straß-

burg. Die „Meisterschaft“ von Wolframs Sprache ist nicht besonders rühmlich. Die biblische Inversion: „bis er sie endlich findet in Gott“, würde sich durch die gewöhnliche Wortfolge leicht ersetzen lassen. Parcival wird nicht Ritter der Gralburg, sondern des Grals. Der §. 18 handelt von den Formen der mittelalterlichen Dichtungen. Der Schluss dieses Abschnittes, der den Nibelungenvers und die Nibelungenstrophe behandelt, ist vollständig verfehlt. Er lautet: „Der wichtigste unter den Versen des Volksepos (wie viel solcher Verse gibt es denn?) ist der Nibelungenvers, welcher der verdoppelten Kurzzeile (eine solche wurde nie erwähnt!) gleichkommt. Vier solche (?) Verse ergeben die Nibelungenstrophe, in der die ersten drei Verse je drei (!!!), der vierte aber vier (!!!) Hebungen hat. Nach der dritten Hebung folgt stets (?) eine Senkung; diese (!) scheidet jeden Vers durch einen Einschnitt (!) in zwei Hälften (wenn der Vers nur drei Hebungen hat?? siehe oben!). — In §. 19 wird die Dorfpoesie als roh bezeichnet — für den Meistersang hätte sich wohl auch ein passendes „epitheton ornans“ finden lassen. Unangenehm fällt auf, dass Mayr mit chronologischen Angaben so sehr spart. So ließe sich Oswald v. Wolkenstein leicht chronologisch in Beziehung bringen mit Walther v. d. Vogelweide (1167—1367), der Literaturkampf der Schweizer und Leipziger, der in diesem Paragraphen erwähnt wird, muss, wenn er auch später ausführlicher vorkommt, chronologisch bestimmt werden. Dasselbe gilt bezüglich Shakespeares in §. 22 (Dante 100 Jahre nach Walther geboren, Shakespeare 300 Jahre nach Dante, Milton 100 Jahre nach Shakespeares Geburt gestorben!), bezüglich Dantes und Miltons in §. 31, des Torquato Tasso und des Ludovico Ariosto (Luthers Zeitgenossen; Ariosto 1533 †, Tasso 1544 *). In §. 20 steht der Satz: „Die Meistersänger huldigten der irrigen Ansicht, die Dichtkunst lasse sich lehren und lernen.“ Und Walther v. d. V.? Singt er nicht auch in einem oft citierten Spruche: ze Ôsterriche lernde ich singen unde sagen. In §. 20 heißt es, unter vielen Schwänken sei der berühmteste Till Eulenspiegel. In §. 22: „Das Volk vergnügte sich indes an rohen Fastnachtsspielen“ — während die Passionsspiele etc. entstanden. In §. 23: „Die Ausgabe von Zeitungen steigert das Lesebedürfnis des Mittelstandes.“ Der §. 24 trägt den Titel: „Die Blüte des Meistergesanges in Hans Sachs.“ Wodurch Hans Sachs blüht, ist aber kein Meistergesang! Dann wären doch auch Wieland und Goethe namhaft zu machen, wenn von der Erneuerung von Hans Sachsens Andenken die Rede ist, denn ihnen ist sie zu danken. Der §. 25 handelt in völlig unzureichender Weise von der Ausbildung der nhd. Schriftsprache — denn das Mitteldeutsche ist nicht nur Mundart, sondern eine weitverbreitete Literatursprache. „Luxemburgisch-böhmische Kaiser“ ist doch auch ein recht seltsamer Ausdruck, wenn er ernst genommen werden soll — als Ironie gienge er an. In §. 27 ist die Fable convenue „Opitz gab dem deutschen Versbau ein neues

und wichtiges Gesetz" glücklich oder eigentlich gedankenlos beibehalten. Der „Collega" Jakob Bodmer ist ein geschmackloser Ausdruck und die Metathesis zwischen seinem und Breitingers Namen eine unberechtigte Neuerung. Gottscheds Anschauung ist in der traditionell gewordenen schiefen Auffassung wiedergegeben — dass Gottsched die Phantasie in ihrer Beziehung zur Poesie wegleugnete, ist grundfalsch. Wenn in §. 30 schon vom Abschluss des Messias die Rede ist, läge es nahe, der erhabenen Ode „an den Erlöser" zu gedenken, mit der dieser Abschluss erfolgt. — Unfassbar ist mir wieder die Behauptung in §. 31: „An die Stelle des von Opitz empfohlenen Alexandriners tritt hier zum erstenmal in der epischen Poesie(!) der Hexameter; die griechische Mythologie, an der man bisher gehangen, ist im Messias durch die nordische ersetzt (!!!), die auch in den Oden Klopstocks vorherrscht(!).

Gut sind wieder die Paragraphen 32—39, nur ist in §. 35 nach „erkaltet" das Wort „sind" einzuschalten und der moralisierende Schluss in §. 39 wegzulassen. In den §. 41 gehört Jean Paul nicht hin, wohl aber Hölty. — Lessing tritt seine Stelle als Bibliothekar 1770, nicht 1769 an. Der §. 44, der über Lessings Laokoon spricht, ist recht schwach gerathen und markiert nicht die Hauptideen dieses hervorragenden kunstkritischen Werkes. Abzuweisen ist die Schreibung Verginia in §. 45, falsch die Behauptung in §. 46: „Da gibt sie (Minna v. B.) vor, wegen der Verlobung mit ihm (Major v. T.) durch ihren sächsisch gesinnten Oheim ihres Vermögens (?!) verlustig und enterbt zu sein." Das geht aus dem Lustspiel nicht hervor; denn IV, 7 sagt Franciska nur: „Der Graf von Bruchsall hat das Fräulein enterbt, weil sie keinen Mann von seiner Hand annehmen wollte", und V, 13 sagt der Graf selbst auch nur: „Ich bin sonst den Officieren von dieser Farbe (auf Tellheims Uniform weisend) eben nicht gut." Auch der Eingang der Darstellung des „Nathan" ist unklar und matt, wenn gesagt wird: „Er (Saladins Bruder) zieht, von seiner Gattin begleitet, nach Palästina und übergibt nach der Mutter Tode sein Töchterchen Blanda dem Juden Nathan zur Pflege. Dieser, der eigenen Kinder durch feindselige Christen beraubt, nimmt es, nachdem der Vater im Kampfe gefallen ist, unter dem Namen Recha liebevoll als seine Tochter auf." Die betreffenden Stellen in „Nathan" IV, 7 müssen genauer gefasst werden. Völlig unzulässig ist auch die Darstellung in §. 49: (Herder) „wird nach einer Reise durch Italien Vorsitzender des Oberconsistoriums", denn die Reise fällt ins Jahr 1788, dieses Ereignis ins Jahr 1800.

Bei Goethes Geburtsdaten in §. 55 ist die Jahreszahl 1749 ausgeblieben. Der Titel des Romanes: Die Leiden des jungen Werthers ist nach Goethes Bezeichnung wiederzugeben, daher nicht „Werther". Goethe reist anfangs September 1786, nicht 1788 von Karlsbad nach Italien. Übrigens wäre statt „anfangs" das

auch sonst bedeutsame Datum — 3. September — zu setzen. Unklar ist die Chronologie der zweiten und dritten Schweizerreise — nach Mayrs Darstellung scheint es, als ob beide nach 1790 erfolgten. Die Jahreszahlen 1779 und 1797 wären da gut angebracht. In §. 57 wird die hergebrachte Fabel, Goethe sei der Erhebung des deutschen Volkes theilnahmslos gegenübergestanden, wiederholt. Sonst ist Goethe in einer Reihe von Paragraphen vortrefflich geschildert, am besten aber, voll lebendiger Sympathie und mit großem Verständnis — Schiller, der Sänger der Ideale. Bezüglich der Darstellung von Goethes Dichtung habe ich nur noch zweierlei Ausstellung zu machen. Erstens ist es unrichtig, dass die Grundidee der „Iphigenie auf Tauris" in den Worten liegt: „Jedes menschliche Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit." Denn Goethes „Iphigenie" hat zwei beherrschende Handlungen, von denen jede durch eine Grundidee bewegt wird; sie hat demnach nicht eine, sondern zwei Grundideen. Die erste und vornehmere Handlung (Haupthandlung) ist Iphigeniens Rückkehr und die Grundidee derselben V, 6 angegeben: Gewalt und List usw.; die zweite Handlung ist die Entsühnung des Orest durch die edelste Weiblichkeit. Die obigen Worte dagegen stellen das Milieu dar, in welchem sich das herrliche Drama bewegt; die Sphäre der Humanität ist die höhere Örtlichkeit, in die Goethe das Stück aus der Örtlichkeit bei Euripides gehoben hat. Deshalb ist auch Mayrs Behauptung völlig verfehlt, Goethes Iphigenie sei der des Euripides frei nachgebildet, denn in Goethes Iphigenie ist von der Euripideischen nichts, als ein Stück — Umrahmung.

Ohne allen inhaltlichen und stilistischen Anschluss ist S. 73 der Satz: „Aber die Jungfrau verwirft" usw. — Wegbleiben kann auch wieder der salbungsvolle Schluss des §. 64, wie ein ähnlicher in §. 100 (Schlusswort). Sollten diese Schlussaccorde etwa gar die Sühne für die zu zarte Behandlung des „Nathan" sein und will sich der Verf. dadurch als „gutgesinnt" rehabilitieren? Man missverstehe mich nicht! Mayr versucht es durchaus nicht, Nathans Evangelium zu vertheidigen, aber in neuester Zeit fordert man wieder energischer als je, dass man dasselbe möglichst roh beschimpfe. Auf S. 92 wäre die Apposition zu Thekla: „Des Oberfeldherrn schöner Tochter", nach meinem Geschmacke wenigstens, besser fortgeblieben. Unrichtig ist es zu behaupten (S. 94): „mit dem Mutterfluche beladen, durchbohrt der Brudermörder (Don Cesar) sein Herz" — vgl. V. 2691 fg.!

Uhlands meisterhaftes Lebensbild Walther v. d. Vogelweide bildet ja auch einen Theil von Uhlands Schriften zur Geschichte der deutschen Dichtung und Sage! — Auf S. 113 oben ist recht störend „nicht" ausgeblieben. Bei Hertz wäre „Hugdietrichs Brautfahrt", bei Scheffel wenigstens der „Ekkehard" zu nennen gewesen, beide gewiss mit mehr Recht, als manche tirolische „Specialitäten".

Walther v. d. V. möchte ich doch auch nicht den König des Minnegesanges nennen, wenn er auch wirklich in der Nähe des Königs der Dolomiten geboren sein sollte. — Der Abschnitt, der Österreichs Antheil an der deutschen Literatur behandelt, ist recht zu loben — bei Hamerling wäre vielleicht doch auch dessen Autobiographie zu nennen. Ganz mangelhaft dagegen ist Nikolaus Lenau, der Charakter seiner einzig großen, wenn auch in der Zahl der Themen engen Lyrik und die unvergängliche Schönheit seiner „Ketzerepen" aufgefasst worden. Der Ausdruck „herausgekommen" ist in diesem Sinne als Landeseigenthümlichkeit ganz interessant, aber außerhalb Tirol nicht gebräuchlich. Stilistisch ließe sich überhaupt gar Vieles nachbessern. Anzengruber steht weit über Rosegger! Was Grillparzers Sappho mit Goethes Iphigenie zu thun haben soll, verstehe ich ganz und gar nicht; ebensowenig wie „Ein treuer Diener seines Herrn" mit Uhlands Dramen verglichen werden kann. Dass Sappho dem Phaon „herzliche Neigung" entgegenbringt, ist wirklich eine herzlich unbedeutende Redensart.

Graz. Anton Nagele.

Lanson G., Histoire de la littérature française. Paris, Hachette 1895. 8°, XVI u. 1158 SS.

Fast jedes Jahr wird uns von diesseits oder jenseits des Rheines irgend ein neues Compendium der französischen Literaturgeschichte geboten, so dass man sich oft fragen muss, womit jedes einzelne seine Existenzberechtigung wohl begründe. Freilich steht wie so häufig die Quantität im umgekehrten Verhältnisse zur Qualität, und wenn einzelne, wie z. B. Junkers Grundriss, in verhältnismäßig kurzer Frist eine zweite Auflage erlebt haben, so ist das nicht ein Zeichen der inneren Güte, sondern der geringen Anforderungen, die namentlich unsere Studenten an Bücher stellen, aus denen sie sich einen Wissensvorrath für ihr ganzes Leben, hauptsächlich auch für die Zeit nach der Universität holen. Umso freudiger darf man es begrüßen, wenn endlich ein Buch kommt, dessen Verf. die Hauptaufgabe der Literaturgeschichte nicht in Titeln, Namen und Zahlen, sondern in der Darstellung der Geistesströmungen sieht, als deren Niederschlag wir die Literatur betrachten können; der von Brunetière angeregt und sein begeisterter Schüler ist, ohne doch die Einseitigkeiten des geistreichen Kritikers zu theilen; der wohl orientiert ist über den Stand der gelehrten Forschung im Mittelalter wie in der Neuzeit und, was bei Literaturgeschichte ja viel wesentlicher ist als bei Grammatik, geschickt darzustellen weiß.

Das Buch von Lanson kann nicht genug empfohlen werden, und es ist nur zu wünschen, dass es seine Rivalen möglichst bald ganz aus dem Felde schlage. Es umfasst die ganze französische

Literatur von den ersten Anfängen bis zum Jahre 1890, so dass also auch die Symbolisten zu ihrem Rechte kommen, und alle Theile erweisen sich als gleich gründlich durchgearbeitet. Dass man in der Wertschätzung der einzelnen Werke und Schriftsteller verschiedener Ansicht sein kann, ist natürlich, doch fehlt kaum etwas Wesentliches. Ich hätte, um eines zu erwähnen, gerne Martin Le Franc (nicht Franc, wie merkwürdigerweise Bekker in seiner trefflichen Arbeit über Jean Le Maire noch schreibt) mit ein paar Worten berührt gesehen, den wir durch G. Paris und namentlich durch Piaget (Martin Le Franc, Genf 1885) als einen in mancher Hinsicht originellen Mann kennen gelernt haben. Unentschiedene kritische Fragen gehören nicht in ein Compendium, und so mag man es entschuldigen, wenn G. Paris' Theorie über den Ursprung der Abenteuerromane ohneweiters angenommen wird, aber vielleicht wäre es doch am Platze gewesen, darauf hinzuweisen, dass diese Theorie zum Theil auf sehr schwachen Füßen steht und lebhafte Widersacher hat.

Mit den Publicationen, die in Frankreich erschienen sind, ist der Verf. begreiflicherweise besser vertraut als mit denen 'd'outre Rhin', doch zeichnet er sich auch hier vortheilhaft vor vielen seiner Landsleute aus. Die ausgezeichnete 'Geschichte der grotesken Satire' von Schneegans zwar wird wohl erst während des Druckes erschienen sein und dasselbe gilt von Cloettas in manchen wesentlichen Punkten abweichenden Anzeige von Bédiers Buch über die Fabliaux (Archiv f. neuere Sprachen 104), aber Lotheisens Margaretha von Navarra, Eberths Geschichte der französischen Tragödie, Bekkers Jean Le Maire, in späterer Zeit Bettelheims Beaumarchais sind Bücher, die man ungern vermisst. Auch Ottos Ausgabe von Jean de Mairets Silvanire (Bamberg 1890) hätte um soviel eher Erwähnung verdient, als die Geschichte der drei Einheiten in der Einleitung vollständiger und besser dargestellt ist als in der S. 412 Anm. citierten Schrift Breitingers, und für die Satire Ménippée war in erster Linie Franks Ausgabe zu nennen wegen der eingehenden historischen Einleitung. Auch kleine Versehen begegnen hie und da; Chrétien von Troyes' Karrenritter ist nicht, wie es S. 52 heißt, von Foerster 1888 herausgegeben, sondern ist vielmehr leider noch immer zu erwarten, dagegen ist 1884 Cliges, 1887 Ivain, 1890 Erec erschienen.

Aber das sind Kleinigkeiten, die den Wert des Ganzen nicht herabsetzen und bei einer neuen Ausgabe sich leicht bessern lassen. So mag denn nur noch erwähnt werden, dass durch den beispiellos billigen Preis (4 Fr.) auch die letzte Schranke gehoben ist, die die allgemeinste Verbreitung, wie sie das Buch seinem inneren Werte nach verdient, hindern könnte.

Wien. W. Meyer-Lübke.

Werke über französische Literatur.

1. Tableaux chronologiques des principales oeuvres de la littérature française, suivis de deux tables alphabétiques. Par A. Bechtel. Wien, Manz'sche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung 1895. 97 SS.

Diese Übersichtstafeln über die französische Literatur sind vor allem für Lehramtscandidaten und -candidatinnen bestimmt. Selbstverständlich wird sie auch der Fachmann gerne benützen. Die synchronistische Anordnung der Schriftsteller und ihrer Werke nach den verschiedenen Literaturgattungen lässt leicht den Entwicklungsgang einer jeden derselben seit ihrem ersten Erscheinen bis auf die Jetztzeit, sowie auch ihr Verhältnis zu den anderen in irgend einem Zeitpunkte überblicken. Der Gedanke des Verf.s ist ein glücklicher, die Durchführung desselben eine verdienstliche. Natürlich fällt der Haupttheil der Darstellung der modernen Zeit, speciell dem 19. Jahrhundert zu, welches die SS. 40—57 umfasst. Es kann nur Billigung finden, dass sich der Verf. nicht auf bloße Daten beschränkt hat, sondern durch passende Citate oder Schlagworte hinsichtlich des Charakters eines Schriftstellers und der Tendenzen eines Werkes den Leser zu orientieren gesucht, wie auch weniger bekannte und schwerer zugängliche lyrische Gedichte ganz oder bruchstückweise mitgetheilt hat. Den besonderen Dank der pädagogischen Kreise hat er sich aber durch Einbeziehung der pädagogischen Literatur und der Kinderschriften verdient. Da sich Cultur- und Literaturgeschichte nicht trennen lassen, so sind auch die wichtigsten Daten aus der Geschichte der Künste und Wissenschaften beigefügt.

An die Zeittafeln schließen sich zwei alphabetische Verzeichnisse an, und zwar *a*) der Schriftsteller und der Literaturgattungen mit sachlichen Erläuterungen, *b*) der Werke, deren Titel vollständig (nicht abgekürzt oder verstümmelt) angeführt werden. Auch sonst hat der Verf. hinsichtlich der Daten die neueste Fachliteratur sorgfältig zurathe gezogen. Vielleicht finden bei einer Neuauflage noch einige Schriftsteller Aufnahme, wie Millevoye, Sismondi, Berryer, Tocqueville, Sarcey u. a., die in ihrem Genre manchen der aufgeführten nicht nachstehen. Druck und Papier sind musterhaft. Durch Verwendung verschiedener Typen wird Wichtigeres von minder Wichtigem unterschieden. Es ist kein Zweifel, dass sich dieses Werk bei dem der französischen Literatur Beflissenen bald den ihm gebürenden Platz erobern wird.

2. Jahrbuch der französischen Literatur von Prof. M. Mayr 1. Jahrgang 1894. Zittau, Pahl'sche Buchhandlung 1895. VII u. 136 SS.

Der Verf. plant, eine Auswahl der Erzeugnisse der französischen Literatur je eines Jahres in einem „Jahrbuche“ zu besprechen: ein mühevolles, aber dankenswertes Unternehmen. Freilich wäre in diesem Falle lieber gleich Vollständigkeit zu erstreben

gewesen. Einstweilen liegt der erste Band für 1894 vor. Der ganze Stoff wird nach drei Gruppen gesondert: Epik (Roman, Erzählung, Memoiren usw.), Lyrik und Dramatik. Innerhalb einer jeden Gruppe werden die Dichter dem Alphabet nach mit den Titeln ihrer Werke und der kürzeren oder längeren Besprechung derselben vorgeführt. Manche Werke müssen sich allerdings mit einer bloßen Anführung ihres Titels begnügen. In der Lyrik werden auch Proben gegeben. Zur leichteren Orientierung ist noch ein alphabetisches Verzeichnis der besprochenen Werke vorausgeschickt. Als Anhang folgen kurze biographische Notizen der im Jahre 1894 verstorbenen Schriftsteller. Die Lectüre dieses „Jahrbuches" gibt einen Einblick in die Mannigfaltigkeit, aber auch Zerfahrenheit der literarischen Richtungen und der in ihnen zum Ausdruck kommenden Tendenzen. Den breitesten Raum nimmt natürlich der Roman ein. Hie und da gibt uns der Verf. auch seine eigenen Ansichten, namentlich über neu auftauchende Neigungen in der Literatur zum besten oder macht uns mit den Lebensverhältnissen eines Schriftstellers bekannt, nicht ohne interessante Streiflichter auf dessen Gedanken- und Gefühlsleben fallen zu lassen. Die Lectüre des Buches ist infolge dessen fesselnd und abwechslungsreich. Wir wünschen dem Unternehmen möglichstes Gedeihen.

3. Die poetischen Theorien der Pleiade nach Ronsard und Dubellay. Ein Beitrag zur Geschichte der Renaissancepoetik in Frankreich. Von Dr. A. Rosenbauer. Erlangen u. Leipzig, Deichertsche Verlagsbuchhandlung 1895. XII u. 161 SS. (Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie. Herausgegeben von H. Breymann und E. Koeppel. X. Heft.)

Hatten Sainte-Beuve und andere dem Dichter Ronsard wieder zu seiner literarischen Ehre verholfen, so unternimmt es hier R., den Theoretiker Ronsard zur gebürenden Würdigung gelangen zu lassen. Der Verf. gibt uns nicht bloß eine geordnete Darstellung der poetischen Theorien, wie sie in den theoretischen Schriften und gelegentlichen Äußerungen dieses Dichters und des seine Ansichten getreu wiederspiegelnden Dubellay zum Ausdruck kommen, sondern er zieht auch die gesammte zeitgenössische Literatur der Pleiade, wie auch deren nächste Vorgänger und Nachfolger zum Vergleich heran. Es war keine leichte Aufgabe, das zerstreute Untersuchungsmaterial und die mit diesem Gegenstande in Zusammenhang stehende, weitschichtige Literatur zu sichten und methodisch zu verwerten. Umso größere Anerkennung verdient der Bearbeiter dafür, dass es ihm gelungen ist, den Stoff lichtvoll darzustellen und so gut wie zum Abschluss zu bringen. Den Beweis nämlich für die Begründung des französischen Classicismus durch Ronsard und für die Einheit der classischen Doctrin im 16. und 17. Jahrhundert hat der Verf. mit dieser Studie erbracht. Die Arbeit ist eine Zierde der Sammlung, in die sie aufgenommen ist.

Wiener-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Constantino Nigra e Delfino Orsi, La Passione in Canavese pubblicata e commentata. 1895 Roux Frassati e Co. Editori Torino. 188 SS. Preis 2 Lire.

Unser Werk bildet die Fortsetzung der „Rappresentazioni popolari in Piemonte", welche von dem als Diplomaten und Gelehrten gleich ausgezeichneten Grafen C. Nigra und seinem Mitarbeiter D. Orsi mit dem „Natale in Canavese" inauguriert wurden. Die schöne und interessante Arbeit besteht aus einer klaren Darstellung über die Aufführung der Passio in Villa Castelnuovo im allgemeinen und über die Benützung der verschiedenen Handschriften, wobei für den Text die beste Hs. A zugrunde gelegt wurde, die vom Jahre 1810 ist und einen gewissen Michele di Giacomo Madonna von Villa Castelnuovo zum Copisten hat; das Original hievon war ein Codex von Cuorgné, der, wie es scheint, verloren gieng. An der Hs. A wurde mit Ausnahme der mangelhaften Schreibung sowie der fehlerhaften Grammatik nichts geändert; dagegen finden sich die Varianten der übrigen Handschriften, die mit A^1, B, C, D bezeichnet werden, am Ende des Werkes als Anhang. Die Appunti Critici, welche sich mit dem Passionsdrama im allgemeinen, mit der Bedeutung der Passio in Canavese im speciellen, mit dem wahrscheinlichen Verhältnis der verschiedenen Handschriften zueinander, mit der Charakteristik der einzelnen im Drama auftretenden Personen, sowie mit der Sprache und dem Stil beschäftigen, zeigen von großem Verständnisse der Sache und einer vollkommenen Vertrautheit mit der einschlägigen Literatur. Unter den Handschriften sind A und A^1 diejenigen, welche durch eine fast correcte, ja manchmal hochtönende und an das Lateinische erinnernde Sprache und einen entsprechenden Stil sich von den übrigen vortheilhaft abheben; es war daher gewiss ein glücklicher Gedanke, dass für die Constituierung des Textes die Hs. A gewählt wurde. Die ganze Arbeit zeigt von großem Fleiße, großer Schärfe des Geistes und gereicht der Heimat der Herausgeber zu besonderer Ehre. Druck und Ausstattung sind tadellos; S. 13, Z. 17 l. alle st. alla.

G. Rigutini e O. Bulle, Nuovo Dizionario Italiano-Tedesco e Tedesco-Italiano. Leipzig, B. Tauchnitz, Milano, U. Hoepli 1895. 17—18 Lieferungen, jede zu 6 Druckbogen und zum Preise von 1 Mk. oder 1 Lira 40 Cts.

Die alte Klage, dass die für Schul- und Handgebrauch bestimmten italienischen Wörterbücher nicht immer selbst für die allergewöhnlichste Lectüre ausreichen, war bisher mehr oder weniger gerechtfertigt, und man muss daher den Verff. des vorliegenden Werkes Dank wissen, dass sie den Muth hatten, ein den Grundsätzen der modernen lexikographischen Wissenschaft entsprechendes Wörterbuch herauszugeben. Die Grundsätze, von denen sich die Verff. hiebei leiten ließen, nämlich kritische Scheidung des Sprachstoffes, logisch fortschreitende Entwicklung der einzelnen

Bedeutungen jedes Ausdruckes aus seiner historisch oder sprachlich gegebenen Grundbedeutung, Beleuchtung der Anwendung jedes Ausdruckes durch passende Beispiele, Redensarten und Sprichwörter, namentlich aber vollständige Aussprachebezeichnung durch accentuierende und phonetische Punkte, Angabe der grammatischen Abwandlung sowie der Herkunft und Ableitung jeder Stammform auf Grund der neuesten etymologischen Forschungen, finden gewiss ungetheiltes Lob. Insoferne so ziemlich alles aufgenommen erscheint, was der allgemeinen Literatur und der Umgangssprache angehört, genügt das Werk als ausgezeichnetes Unterrichtsmittel nicht nur allen Lehranstalten, sondern auch als Handwörterbuch für das gewöhnliche Leben. Durch besondere Zeichen werden die archaistischen, poetischen und aus fremden Sprachen stammenden Ausdrücke als solche ersichtlich gemacht, während Wörter der niedrigsten Volkssprache mit Recht nicht aufgenommen sind; die Eigennamen aus der Geschichte, Geographie und Mythologie finden die nöthige Berücksichtigung, ebenso die Bezeichnungen aus der Pflanzen- und Thierwelt; eine streng alphabetische Anordnung des Ganzen erleichtert wesentlich das Nachschlagen. Sprichwörtliche Redensarten hätten vielleicht mehr Raum verdient, ebenso die Quellen der schönen und wissenschaftlichen Literatur, namentlich der ältesten Periode, wenn auch die Sprache derselben eine von der jetzigen wesentlich verschiedene ist. Hinsichtlich der Phonetik und Etymologie habe ich mir angemerkt: addormẹnto st. addormento, bipẹnne st. bipenne, cẹspite cẹspo st. cẹspite cẹspo, cicẹrchia st. cicerchia, cọppia (cōpula) st. coppia, cutrẹttola st. cutrettola (caudā-trĕpida, Beeinflussung des Diminutivsuffixes), ẹdera st. edera wie ellera, ẹrmo st. ermo (Analogie mit fermo), dagegen gelehrt eremo; fẹsso st. fesso; asciugare nicht von exsugere, sondern exsucare, busto, busta nicht von buxiada, sondern būstum (combūro); aguzzo nicht acutus, sondern *acutius, bruciare nicht perustare, sondern *perustiare, coglia nicht κολεός und coglione coleus, sondern culleus, wie aguglia und aguglione von acūleus; neben gomena hätte auch das besser assimilierte, wenn auch weniger übliche gomona und das arch. gumina erwähnt werden können; logorare nicht lucrari, sondern *lucrare, statt coltre, abgekürzt aus coltrice (l. culcitra), besser coltre (l. culcitra) und daraus coltrice; warum dottare von provenç. doptar und dubtar aus l. dubitare st. unmittelbar aus l. dubitare? avoltoio nicht vultur, sondern vulturius, lontra besser von ἐννυδρίς statt von lutra; confessọre und confessọre, wohl richtiger confessọre (kirchlich); cucire von spätlat. cusire, nicht nothwendig: in cucio = cōnsuo entstand u zuerst in vortoniger Stellung: cucire cuciva (vgl. cucina cugino cucchiaio, asp. cusir, afr. je keus — cousons, zuletzt cou(d)s, coudre); cọcca von niederd. kocke, kogge; vgl. darüber Grundriss d. rom. Philolog. I 521 *†††; avorio von lat. ebur, vermittels des prov. avori; warum nicht direct von ebŏreus? chioma von lat. coma st. *cloma — cŏm(u)la; ghezzo

von ghez oder gêez st. aegyptius; über arcie-re, cavaliero-re, sowie das Suffix -iero vgl. Grundr. d. rom. Phil. I 524, 48; foce nicht faux, sondern *fŏce, coda nicht cauda, sondern *cŏda; dileticare von tilliticare (Metathesis aus titillicare). Nicht aufgenommen unter anderen sind: abattisto, abiettare, abbombare, abbruscare, abezzo, abracadabra, acanturo, accamuffare, accerpellato, accincigliare, accorare, acetone, acherdo, aconzia, acquatinta, aeromanzia, appruovo (l. adprope), arch. calogna, arch. cetto (cĭto), cecero (cĭcinus), arch. cogno (cuneus), conio (neben cŏngio), ischia (insula), arch. lova (lŭpa) usw. Gegen die Ausstattung des schönen Werkes ist nichts einzuwenden. Zur Einsicht lagen mir die ersten fünf Lieferungen vor.

Wien. J. Alton.

Spamers Illustrierte Weltgeschichte. Leipzig 1894, 1895. VII. Band von Prof. Dr. Otto Kämmel (3. Theil der Neueren Geschichte): Vom Verfall der Bourbon'schen Macht bis zum Beginne der großen französischen Revolution; VIII. Band von Dr. Konr. Sturmhöfel (1. Theil der Geschichte der Neuesten Zeit): Von der französischen Revolution von 1789 bis zum Höhepunkte der Napoleon'schen Macht.

Wir haben dieses Werk bereits in zwei Referaten den Lesern dieser Zeitschrift zur Anzeige gebracht. Die empfehlenden Worte, welche wir den früher erschienenen Bänden hinsichtlich der Ausstattung und des Textes nachrühmen durften, können wir im ganzen auch dem Berichte über diese beiden neuen Bände voranschicken. Sie sind gleichfalls in Bezug auf illustrativen Schmuck (Porträts, Handbillets, Schlachtplänen, Originalzeichnungen, Briefen usw.) sehr reich und belehrend ausgestattet. Nur ist uns, besonders im VIII. Bande, einigemale aufgefallen, dass die Transcription der im Originale mitgetheilten Manuscripte nicht immer genau den Texten selbst entspricht. So ist beispielsweise die Mittheilung des Königs Friedrich II. von Preußen an den Minister Podewils über seinen Sieg bei Hohenfriedberg (S. 420 auf 421) nicht in der Schreibweise des Originals transcribiert. Im Originalbriefe heißt es z. B. Je Vous Mande endeux Mots que Nous Venons de remportér sur L'Enemy une Victoire Complete Nous avons 5000 prisoniérs 30 oficiers 5 ou 6 genereaux 66. Drapeaus usw., während die Transcription die Orthographie des königlichen Schreibens willkürlich verändert. Sie lautet nämlich folgendermaßen: Je vous mande en deux mots que nous venons de remporter sur l'enemy une victoire complète. Nous avons 5000 prisonniers, 30 offiiers, 5 ou 6 généraux, 66 drapeaux usw. Man wird sagen, dies sind Kleinigkeiten, aber gewährt es nicht auch einen gewissen Reiz, historische Documente so zu lesen, wie sie wirklich geschrieben wurden, mit all den kleineren und größeren stilistischen und orthographischen Abweichungen, wie sie eben im Originale zutagetreten? Und dies soll

eben eine ganz genaue und getreue Transcription ermöglichen. Zur besseren Verdeutlichung dient ja dann überdies eine Übersetzung. Oder soll man etwa nicht erfahren, dass der große Fritz mit der französischen Orthographie nicht immer auf dem besten Fuße stand? — In den (zwischen S. 544 und 545) mitgetheilten zwei Handbillets der großen Kaiserin Maria Theresia finden sich auch einige unrichtige Wiedergaben, obwohl die Transcription augenscheinlich bestrebt war, dem Original Buchstabe für Buchstabe zu folgen; besonders arg ist der Verstoß in dem Handbillet an Kaunitz, betreffend die Audienz des Grafen Teleki, wo es in der Transcription heißt: „er ist ein grosser orator bedauert wegen des Totfall wünscht glick zur cron sohn. bedankt sich das ihm allein kommen wollen lassen mitschuldigend das er abgeschlagen" usw., während es im Original in allerdings sehr eiliger und flüchtiger, aber doch nicht gar zu schwer entzifferbarer Schrift wörtlich folgendermaßen heißt: „er ist ein grosser orator bedauert wegen des Totfall wüntscht glick zur cron sohn bedanckt sich das ihme allein komen wollen lassen entschuldigend das er abgeschlagen." Es ist klar, dass der Schlusspunkt nach 'sohn' geradezu unsinnig ist, denn es soll heißen, dass Teleki sein Bedauern wegen des Todes Franz' I. ausspricht, dem Kaiser Josef II. zur Krone Glück wünscht und dass der Sohn — Kaiser Josef II. — sich bedankt; überhaupt ist das Ganze nach der Fassung der Transcription gar nicht zu verstehen. Es ist offenbar, dass die Transcriptionen ein mit Lesen von Handschriften wenig vertrauter untergeordneter Mitarbeiter des Buches verfasst hat. Die nächste Auflage sollte hierin sorgsamer und genauer sein. Der Band VIII, welcher mit der französischen Revolution anhebt, ist weniger reich mit Illustrationen ausgestattet, er enthält 276 Textabbildungen und 28 Beilagen und Karten gegenüber 465 Textbildern und 34 Beilagen des VII. Bandes; doch sind immerhin sehr prägnante Porträts, Schlachtenbilder und Autogramme zur Anschauung gebracht. Bei letzteren scheint in diesem Theile das Princip beobachtet zu sein, keine Transcription vorzulegen, doch wäre eine solche in den meisten Fällen immerhin sehr dankbar gewesen, so z. B. bei dem Berichte, den Napoleon aus dem Lager von Toulon an General Cartaux richtete; denn Napoleons Schriftzüge sind bekanntlich außerordentlich schwer zu entziffern.

Was den Inhalt der beiden uns vorliegenden Bände der Spamer'schen Weltgeschichte betrifft, so sind die Vorzüge der Darstellung dieses Geschichtswerkes von uns bereits in den früheren Referaten anerkannt worden: sie beruhen im wesentlichen auf der ruhigen, parteilosen Objectivität und der geschickten Gruppierung der Thatsachen. Der VI. Band schloss mit der Heldenzeit Österreichs unter Leopold I. Wie in diesem Bande die gerechte Würdigung des Kaisers Leopold hervorgehoben werden konnte, so findet auch in dem siebenten Theile das Herrscherwalten Maria Theresias und ihres edlen Sohnes Josef II. eine gerechte und warme

Beurtheilung, wenn es uns auch scheinen mag, dass Josefs Lebens- und Herrscherbild gegenüber dem des preußischen Königs Friedrich II. etwas zu sehr in den Schatten gerückt worden ist. Das Capitel über die Aufklärungsliteratur ist sehr anziehend und dem historischen Werte dieser geistigen Bewegung entsprechend dargestellt. Der VIII. Band, mit dem die Geschichte der neueren Zeit ihren Abschluss findet, endet mit den Kriegen Englands in Indien und der Entfaltung der englischen Colonialmacht im 18. Jahrhundert. Die Darstellung der französischen Revolution eröffnet den ersten Band der Neuesten Geschichte, dessen Verf. Dr. Konrad Sturmhöfel ist. Die literarische Bewegung, welche von Voltaire, Rousseau und den Encyklopädisten ausgieng, leitet die Schilderung der französischen Revolution ein. Dieser selbst hätten wir etwas mehr Vertiefung und Lebhaftigkeit gewünscht; vieles ist doch nur allzuflüchtig berührt, und die Farben, mit denen dieses Gemälde voll Schrecken und Grauen dargestellt ist, sind manchmal recht matt. Es kommt uns auch vor, als sei gerade bei diesem Abschnitte ein allzu reichlicher Gebrauch von kleinem Drucke gemacht worden. Sind nicht gerade Einzelheiten von hohem Interesse und Werte für das Verständnis und die Beurtheilung all dieser Vorgänge voll Leidenschaft und Leben? Die Darstellung dieses Bandes schreitet vor bis zum Höhepunkte Napoleons und schließt mit der gesetzgeberischen Thätigkeit des ersten französischen Kaisers, welche eine eingehende, der Größe Napoleons entsprechende Darlegung erfährt; im ganzen wird Lob und Tadel gut abgewogen.

Auch nach der Lectüre dieser beiden Bände, die wir hier ja nur kurz charakterisieren konnten, sind wir auf die Fortsetzung und den Abschluss des im guten Sinne populären Geschichtsbuches recht begierig.

Wien. Dr. Leo Smolle.

Gindelys Lehrbuch der Geschichte für die unteren Classen der Mittelschulen. Neu bearbeitet von Laurenz Doublier und Karl Albert Schmidt. III. Theil: Die Neuzeit. Mit 52 Abbildungen. 10. umgearb. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky 1895. Preis geh. 70 kr., geb. 90 kr.

Von Gindelys Lehrbüchern der Geschichte für die unteren Classen der Mittelschulen liegt nunmehr auch der III. Theil, die Neuzeit, in der Neubearbeitung von L. Doublier und K. A. Schmidt vor. Die Verff. haben sich ihrer Aufgabe auch bei diesem Theile mit anerkennenswertem Fleiße unterzogen und die Umarbeitung in einer Weise durchgeführt, dass unter ihren Händen etwas wesentlich Neues und zwar, ich will dies gleich hier sagen, Besseres geworden ist. Das Buch hat einen Umfang von 158 Seiten, der Text schließt jedoch schon mit S. 149 ab; die letzten Blätter enthalten Abbildungen hervorragender Werke der Architektur und

der Plastik unserer herrlichen Reichsmetropole, wie denn Illustrationen überhaupt eine bedeutende Rolle in dem Buche spielen — sind ja auch in den Text nicht weniger als 43 Abbildungen, Herrscher, Staatsmänner, Feldherren und berühmte Bauwerke darstellend, eingestreut. Der auf 21 verschieden umfangreiche Geschichtsbilder, deren letztes die Regierung unseres Kaisers und seine Zeit bis zur Occupation Bosniens und der Herzegowina (1878) und zum Abschlusse des großen Friedensbundes zwischen Österreich-Ungarn und seinen beiden mächtigen Nachbarn im Süden und Norden in warmen Worten schildert, vertheilte Lehrstoff kann in dem Ausmaße, wie er hier geboten wird, ohneweiters bei der zur Verfügung stehenden Zeit mit der nöthigen Gründlichkeit absolviert werden und dies umsomehr, als einzelne Glanzperioden, insbesondere der vaterländischen Geschichte, die überhaupt gebürend in den Vordergrund tritt, in einer Ausführlichkeit behandelt erscheinen, zu der der Vortrag des Lehrers nicht viel hinzuzufügen haben wird. Eine Einwendung jedoch, die ich schon an anderer Stelle betreffs der Stoffvertheilung erhoben habe, muss ich auch hier wiederholen. S. 11 wird nämlich die Eroberung von Mexiko und Peru durch die Spanier erzählt, während „die großen Entdeckungen am Schlusse des Mittelalters" bereits in dem II. Theile (Das Mittelalter S. 93 —98) ihre Darstellung gefunden haben. Durch eine derartige Behandlungsweise wird der Zusammenhang der großen Unternehmungen in der neuen Welt zerrissen und die Übersicht über dieselben bedeutend erschwert, und doch muss dahin gestrebt werden, dass die Schüler von dieser Zeit der Conquista, von der so gewaltige Folgen für die mercantilen, wirtschaftlichen, socialen, politischen und culturellen Verhältnisse Europas ausgegangen sind, eine klare und relativ vollständige Vorstellung erhalten, was eben nur durch eine zusammenfassende Behandlung möglich ist. Allzu stiefmütterlich erscheint mir sodann ein wichtiger Zeitraum der Geschichte Englands behandelt. Die Geschichte dieses Staates in der Zeit von 1603—1702 ist nämlich S. 70 in in das Geschichtsbild „8. Der spanische Erbfolgekrieg (1701 bis 1714)" zwischen die Veranlassung und den Verlauf desselben eingeschaltet. Ich kann mich weder mit dem Orte, der für diesen Abschnitt der englischen Geschichte gewählt wurde und durch welchen die Behandlung dieses großen Krieges unterbrochen wird, befreunden, noch kann ich mich mit der allzu knappen, nicht viel über eine halbe Seite füllenden Darstellung dieses hundertjährigen, an großen äußeren und inneren Ereignissen reichen Zeitraumes einverstanden erklären. Der große Puritaner, der dem Beispiele der jungfräulichen Königin folgend den Grund zu der englischen Seeherrschaft gelegt hat, wird bloß des lakonischen Satzes gewürdigt: „Das Königthum wurde abgeschafft und England eine Republik, an deren Spitze Oliver Cromwell stand, der sich auf sein fanatisches, ihm unbedingt ergebenes Heer stützte." Bei aller Vorsicht, mit der ich an das Verlangen nach einer Stoffvermehrung

herantrete, muss ich hier meine Ansicht doch dahin aussprechen, dass das 17. Jahrhundert der englischen Geschichte verdienen würde, in einem eigenen Geschichtsbilde, wenn auch nicht in dem Umfange, in welchem die gleichzeitige französische Geschichte behandelt erscheint, so denn doch in einer seiner Bedeutung entsprechenden Ausführlichkeit dargestellt zu werden. — Auf diese beiden Partien möchte ich die Aufmerksamkeit der Herausgeber bei der nächsten Auflage in erster Linie hinlenken. Außerdem will ich ihnen noch folgende Bemerkungen zur Berücksichtigung, beziehungsweise Erwägung empfehlen.

S. 3: „Sein (Maximilians I.) Wuchs war hoch, sein (früh ergrautes) Haar hellblond." Es sollte heißen: „Sein Wuchs war hoch, sein Haar hellblond, ergraute jedoch früh." — S. 4 hätte bei der Lebensgeschichte Maximilians I. auch seine folgenreiche Vermählung mit Maria von Burgund, wenn dieselbe auch schon im II. Theile (Das Mittelalter) S. 91 besprochen ist, kurz erwähnt — und in gleicher Weise hätten S. 5 f., wo von „Maximilians Fürsorge um die Vergrößerung seiner Hausmacht" die Rede ist, der Vollständigkeit halber auch die durch diese Heirat gemachten Erwerbungen nochmals angeführt werden sollen. — Der „witzige" Ausspruch Maximilians I., in welchem der König von Frankreich „ein König der Esel" genannt wird (S. 5), könnte füglich in einem Schulbuche wegbleiben. — S. 6 wird erzählt, dass 1515 zu Wien „die Verlobung Ludwigs II., des Sohnes Wladislaws, mit der Enkelin Maximilians Maria und eines der beiden Enkel Maximilians mit der Tochter Wladislaws Anna verabredet" wurde. Der Name dieses „einen der beiden Enkel", es ist dies Ferdinand I., der Gründer der österreichischen Linie des habsburgischen Hauses, hätte genannt werden sollen. — Zu S. 11 wäre zu bemerken, dass Ferd. Cortez seine Schiffe nach der Landung an der mexikanischen Küste nicht „in Brand stecken", sondern auf den Strand laufen ließ. — Die Entdeckung Californiens durch Ferd. Cortez fällt nicht in das Jahr 1536 (S. 12), dieselbe erfolgte bereits 1535. — S. 13, 2. Abs., Z. 2: „mit einander" (st. miteinander). — S. 14, Z. 15 v. u.: „... denn Entsatz war zu befürchten, das Herbstwetter schlecht" (st. das Herbstw. war schl.). — S. 17, 3. Abs., Z. 4: „Schon im Beginn des 16. Jahrhunderts" (st. am oder beim Beginne des ...). — S. 19, Z. 1: „... noch einmal zeigte sich das alte Reich in einem Glanze, wie man es (st. ihn) seit Jahrhunderten nicht gesehen hatte." — S. 22, Z. 1 v. u.: „eilsmal" (st. eilfmal). — S. 30 heißt es: „Bald darauf wurde das Landhaus bei Glasgow, in welchem Darnley krank lag, während Marias Abwesenheit in die Luft gesprengt." Darnley war wohl in Glasgow erkrankt, wurde aber auf Veranlassung seiner Gemahlin in ein Landhaus (die Feldkirche) bei Edinburg gebracht, und in diesem erfolgte die Katastrophe. — S. 33, Z. 20 wäre das Wort „allesammt"

(die Hugenotten allesammt) durch „insgesammt“ zu ersetzen. — S. 34 wird die Regierung Ferdinands I. mit „1558—1564“ angegeben, während die Stammtafel S. 158 „1556—1564“ ausweist. Da Kaiser Karl V. thatsächlich schon (am 7. September) 1556 die Kaiserkrone zu Gunsten seines Bruders Ferdinand niedergelegt hat, so empfiehlt es sich, dieses Jahr zum Beginne der Regierung Ferdinands zu wählen, wenn auch Karls Verzichtleistung erst im Jahre 1558 von den Kurfürsten angenommen wurde. — S. 35, Z. 6: „... dass im Abendmahle auch den Laien der Kelch gestattet werde“ (st. beim A.). — S. 47, Z. 1: „Das Anerbieten des böhmischen Edelmannes Albrechts von Waldstein“ (st. Albrecht von W.). — Ebendaselbst wird erzählt, dass Wallenstein während seines Aufenthaltes in Padua durch Argoli für die Geheimnisse der Astrologie gewonnen wurde. Wenn schon ein Vertreter dieses damals so eifrig gepflegten Gebietes angeführt werden soll, so wäre es näherliegend, Seni zu nennen, den W. gleichfalls in Padua kennen gelernt und den er später an seine Seite berufen hat: Seni ist ja den Schülern durch Schillers großartige Dichtung hinreichend bekannt. — S. 49, 2. Abs., Z. 9 hätte das Fremdwort „Subsidien“ durch das deutsche „Hilfsgelder“ ersetzt werden können. — S. 49, Z. 2 v. u. und S. 89, 2. Abs., Z. 11 hätte das Wörtchen „jetzt“ und in gleicher Weise S. 93, 2. Abs., Z. 8 das Wörtchen „auch“ wegbleiben können. — S. 50: „Nach Verlauf des Winters brach der Schwedenkönig mit seinem Heere von Mainz aus in Süddeutschland vor“ (entweder brach ein oder drang nach Süddeutschland vor). — S. 51: „Erst am folgenden Tage fand man den blutigen und entstellten Leichnam des königlichen Helden von Rosseshufen (st. von Rossehufen) zertreten.“ — S. 60: „Frankreich (sollte) machtvoller als je in der Welt stehen“ (st. dastehen). — S. 64 hätte bei der Schlacht von St. Gotthard (an der Raab) auch des tapferen Reitergenerals Grafen Spork und seines originellen Gebetes: „Allmächtiger Generalissimus dort oben ...“ Erwähnung geschehen können. — S. 72, Z. 4 v. u. st. „gedenke“ „gedachte“. — S. 74, Z. 3: „um so“ (st. umso). — Ebd. 3. Abs., Z. 4: „nach einander“ (st. nacheinander). — S. 78, Z. 2 v. u. „Großmachtsstellung“ (st. Großmachtstellung). — S. 80 wird die Peterskirche in Wien als ein Werk der beiden Fischer von Erlach bezeichnet; dieselbe ist wohl von Bibiena erbaut worden. — S. 82, Z. 1 soll es statt „Karl XII.“ „Karl VI.“ heißen. — S. 86, 3. Abs., Z. 3: in feinem (st. seinem) alten Glanze.“ — S. 100, 2. Abs.: „Maria Theresia hatte anbefohlen, dass an ihrem Sarge keine Leichenrede gehalten werden sollte“ (st. solle). — S. 112, Z. 3 v. u.: „Vendee (st. Vendée). — S. 116 heißt es: „Napoleon Bonaparte wurde am 17. Januar 1768 zu Corte auf Corsica geboren.“ Über das Geburtsdatum Napoleons I. herrschen allerdings verschiedene Ansichten; allein bevor diese Frage nicht endgiltig entschieden ist, ist es für

ein Schulbuch das Gerathenste, bei der bisherigen, so ziemlich allgemeinen Annahme zu bleiben, dass der große Corse am 15. August 1769 zu Ajaccio geboren worden ist. Etwaigen kritischen Scrupeln könnte in der Weise genügegeleistet werden, dass das Jahr 1768 in der Klammer beigesetzt würde. — S. 130: „... das Lützow'sche (Corps), welches Körner, der selbst darin eintrat, so herrlich besungen hat." Statt „darin" müsste es „darein" oder „in dasselbe" lauten. — S. 145 hätte bei dem „deutsch-französischen Kriege 1870—1871" bei aller Sparsamkeit im Gebrauche von Namen das große Kriegsgenie der neuesten Zeit Moltke doch genannt werden sollen. — S. 158 ist in der Stammtafel bei Ferdinand I., dem Gütigen, das Jahr 1885 als Todesjahr angegeben. Dieser Herrscher starb am 29. Juni 1875. — Ebendaselbst findet sich bei Ferdinand IV. (Großherzog von Toscana) in der Klammer die Angabe: „regierte bis 1859". Diese Bemerkung ist an dieser Stelle unrichtig, sie gehört zu seinem Vater Leopold II.

Wie aus dem Voranstehenden erhellt, wäre eine nochmalige Durchsicht des Textes nicht überflüssig gewesen; indessen soll durch die gemachten Bemerkungen, die sich überwiegend nur auf untergeordnete Dinge, die aber gleichwohl bei einem Schulbuche nicht übersehen werden dürfen, beziehen, der Wert desselben und das den Herausgebern eingangs gezollte Lob nicht geschmälert werden, — im Gegentheil, ich möchte mein Urtheil hier in Kürze nochmals dahin zusammenfassen, dass das vorliegende Buch unseren besseren Geschichtsbüchern zuzuzählen ist.

Dr. Leo Smolle, Lehrbuch der Geschichte der Neuzeit für die unteren Classen der Mittelschulen. Mit 31 Abbildungen und einem Titelbilde. Wien, A. Hölder 1895. VI u. 145 SS. Preis geh. 75 kr., geb. 95 kr.

Die Aufgabe, die ein Geschichtsbuch der Neuzeit, das für die Unterstufe bestimmt ist, zu lösen hat, ist unverkennbar schwieriger, als dies bei den beiden vorangehenden Zeiträumen der Fall ist. Abgesehen von der großartigen Culturentwicklung, die die europäische Menschheit in den letzten Jahrhunderten genommen hat, treten neue Völker, die früher nur ein bescheidenes Dasein führten, zu gewissen Zeiten in den Vordergrund, und der Schauplatz der großen Ereignisse, der bis dahin auf einen Theil der alten Welt beschränkt war, erweitert sich über das ganze Erdenrund. Es erfordert einen gewissen Scharfblick, aus der schier unübersehbaren Fülle des sich herandrängenden Stoffes das für Schulzwecke Bedeutendste herauszuheben und das räumlich so Zerstreute um einen festen Mittelpunkt zu gruppieren, zu dem die Betrachtung, wenn sie ihn auch zeitweise zu verlassen genöthigt ist, immer wieder zurückkehrt, um an ihm den Gang der Geschichte wenigstens in seiner Hauptrichtung zur Anschauung zu bringen. Dass an unseren Schulen die centrale Stellung, von der hier die

Rede ist, der deutschen und der österreichischen Geschichte zukommt, braucht wohl nicht erst besonders begründet zu werden. In letzterer Beziehung berührt es nun recht angenehm, dass das vorliegende Buch der Ereignisse der vaterländischen Geschichte mit warmen, dabei aber von jeder Aufdringlichkeit freien Worten gedenkt, zugleich aber auch den Leistungen anderer Staaten und Völker Gerechtigkeit widerfahren lässt und deren Ruhmesthaten mit einer Objectivität erzählt, deren sich unser Vaterland in ausländischen Geschichtsbüchern nicht immer zu erfreuen hat. Wie die Auswahl des Lehrstoffes, so kann auch die Behandlungsweise desselben als eine ganz entsprechende bezeichnet werden: das Buch drängt nicht ein überreiches Material von mitunter zweifelhaftem Werte in einer skizzenhaften Form zusammen, sondern es sucht die Höhepunkte der geschichtlichen Entwicklung der einzelnen Völker auf und entwirft von denselben in einer anmuthenden Sprache klare, anschauliche Bilder.

Gegenüber diesen unverkennbaren Lichtseiten, die das Buch im ganzen charakterisieren und ihm die Zuneigung des Lesers sichern, wäre nur zu wünschen, dass einige Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten unterblieben wären; ich möchte da folgende Stellen herausheben. S. 4 wäre bei der zweiten Fahrt, die Columbus nach Amerika unternahm, neben der Entdeckung Jamaicas auch die Portoricos zu erwähnen gewesen. — Die dritte Fahrt nach Amerika unternahm Columbus nicht im Jahre 1496 (S. 4), sondern erst 1498. — Cabral wurde bei seiner Fahrt nach Indien nicht an die Westküste (S. 5), sondern an die Ostküste Südamerikas verschlagen. — Cortez entdeckte die californische Halbinsel nicht 1536 (S. 8), sondern schon 1535. — Der Jesuitenorden wurde nicht 1541 (S. 20), sondern 1540 gegründet; in dieses Jahr fällt nämlich die Bestätigung desselben durch den Papst Paul III. — Der Geburtsort Wallensteins Hermanic liegt nicht bei Tabor (S. 42), sondern im ehemaligen Königgrätzer Kreise. — Schweden erhielt im westfälischen Frieden nicht „einige Städte in Mecklenburg“ (S. 49), sondern bloß die Stadt Wismar (allerdings mit einigen dazu gehörigen Ämtern. Vgl. 10. Artikel, §. 6). — S. 57: „So war der Glanz des schwedischen Kriegsruhmes, der seit dem dreißigjährigen Kriege noch strahlte, (nach der Schlacht bei Fehrbellin) für immer verblichen.“ Das ist unrichtig; Karl XII. hat im großen nordischen Kriege den schwedischen Waffen zu neuem Ruhme verholfen. — Ofen stand nicht „über anderthalb Jahrhunderte“ (S. 63), sondern bloß 145 Jahre (1541—1686) unter türkischer Herrschaft. — Die erste Eroberung Belgrads durch die kaiserlichen Truppen fällt nicht in das Jahr 1684 (S. 66), sondern 1688. — S. 72: „Peter war der jüngste von drei Söhnen, welche der Czar Alexei hinterließ. Da aber der älteste Bruder Iwan blödsinnig war, so ...“ Nicht Iwan, sondern Feodor († 1682) war der älteste Bruder Peters d. Gr. — Ebendaselbst: „Ein Anschlag auf

das Leben Peters wurde vereitelt, Sophie in ein Kloster verwiesen, und da Iwan mittlerweile gestorben war, bestieg Peter als Alleinherrscher den russischen Thron (1689)." Iwan starb erst 1696, hat aber 1689 auf den Thron verzichtet. — Bender liegt nicht am Schwarzen Meere (S. 75), sondern am unteren Dniestr. — S. 79 (und ebenso S. V) wäre die Überschrift „Preußen unter Karl VI." zu ersetzen durch: „Preußen zur Zeit Karls VI." — Die Angabe „Dettingen in Bayern" (S. 82) ist ungenau; besser wäre: „Dettingen am untern Main." — S. 87: „Maria Theresia (überließ ihrem Sohne Josef II.) nur die Verwaltung der militärischen Angelegenheiten und die Regierung des Deutschen Reiches." Letzteres lag nicht in ihrer Macht, sondern kam Josef II. infolge seiner Wahl zum deutschen Kaiser zu. — S. 101 kann der Satz: „... (Necker) verlieh ... den Vertretern des dritten Standes ein Übergewicht, indem diese in doppelt so großer Anzahl als die Abgeordneten des Adels und der Geistlichkeit gewählt werden sollten" leicht zu einer irrigen Auffassung Anlass geben. — S. 107 ist die Angabe, dass zur Zeit der Schreckensherrschaft „täglich Tausende aufs Schafott geschleppt wurden" ebenso übertrieben, wie S. 108 die Behauptung, dass die „Schreckensherrschaft, nachdem sie vierzehn Monate gedauert hat, fast zwei Millionen Franzosen das Leben gekostet habe". — Ebelsberg liegt nicht an der Mündung der Traun (S. 117), sondern unfern derselben. — S. 124 wird erzählt, dass nach der Niederlage Schwarzenbergs bei Dresden „die Franzosen unter Marschall Macdonald die geschlagene Armee nach Böhmen verfolgten". Macdonald war gerade zu dieser Zeit mit seiner Armee von Blücher an der Katzbach entsetzlich zugerichtet worden; die verhängnisvolle Aufgabe, die der Verf. irrthümlich dem Marschall Macdonald zuweist, war bekanntlich dem General Vandamme zugefallen. — S. 128 lässt der Satz: „Furchtbar waren die Grausamkeiten, welche die Türken und der von ihnen herbeigerufene Pascha Mehemed Ali von Ägypten in diesem Kriege (in d. griech. Freiheitskr.) verübten" vermuthen, dass Mehemed Ali selbst seine Truppen angeführt habe; bekanntlich hat dieser aber seinen Stiefsohn Ibrahim an die Spitze des Heeres gestellt, und dessen Name ist durch die verübten Grausamkeiten gebrandmarkt. — Auffallend ist es, dass der Verf., der sonst die Verdienste der österreichischen Heerführer in gebürender Weise hervorhebt, für die großen Leistungen Radetzkys in den Kriegen mit Napoleon I. nur die kurze Bemerkung hat: „Radetzky zeichnete sich in den Franzosenkriegen aus" (S. 131). Da hätte doch wenigstens erwähnt werden sollen, dass er in dem großen Freiheitskriege dem Fürsten Schwarzenberg als Generalstabschef zur Seite stand und in dieser verantwortungsvollen Stellung einen wesentlichen Antheil an den glänzenden Erfolgen des Jahres 1813 hatte. — S. 138 werden in dem Abschnitte „Innere Entwicklung Österreichs" (seit d. J. 1848) auch „die Akademien der

Wissenschaften in Agram, Prag und Krakau“ genannt, die der Fürsorge Kaiser Franz Josefs ihr Entstehen verdanken. Hier wäre auch der geeignete Ort gewesen, der Wiener Akademie der Wissenschaften zu gedenken, wenn auch die Gründung derselben in die der Thronbesteigung unseres Kaisers unmittelbar vorangehende Zeit fällt. — S. 141 findet sich folgender Satz: „Ebenso stürmisch waren die Kundgebungen der Freude, als in allen Theilen des Reiches das vierzigjährige Regierungsjubiläum des Kaisers (Franz Josef) festlich begangen wurde.“ Ich weiß nun nicht, was der Verf. mit diesen „stürmischen Kundgebungen“ meint; es dürfte ihm aber in Erinnerung sein, dass auf Allerhöchsten Wunsch der 2. December 1888 nicht durch geräuschvolle Festlichkeiten, sondern durch zahlreiche Wohlthaten, die den Armen zugewendet wurden, und durch bleibende Werke der Nächstenliebe, die ihren Segen noch fernen Zeiten spenden werden, gefeiert wurde. — In der Zeittafel, die den Schluss des Buches bildet, finden sich einige Versehen und Druckfehler, so S. 144: „1619—1619 Kaiser Matthias“ (st. 1612—1619 K. M.). S. 145: „1774—1783 Nordamerikanischer Freiheitskrieg“ (st. 1775—1783 N. Fr. Vgl. S. 98). Die Angabe (S. 145): „1797 Napoleon Bonaparte in Italien“ ist insoferne ungenau, als Napoleon schon 1796 nach Italien gieng und bereits in diesem Jahre glänzende Waffenthaten vollführte.

Dass der Verf. der sprachlichen Darstellung eine besondere Sorgfalt zugewendet hat, wurde schon oben mit Anerkennung hervorgehoben; Versehen in dieser Beziehung wurden nur wenige bemerkt. S. 45 „... Edelknaben, die in hellblauem Sammt und Gold gekleidet waren“ (st. in hellblauen S. u. G.). S. 47: „... ein kaiserlicher Scharfschütze zersprengte ihm (Gustav Adolf) den linken Arm.“ In sprachlicher Beziehung würde ich für „zersprengte“ „zerschmetterte“ sagen; sachlich richtiger sollte es allerdings heißen: „ein k. Sch. verwundete ihn am linken Arme.“ S. 114: „... (Napoleon) schloss den österreichischen General Mack bei Ulm ein“ (st. in Ulm). S. 125: „Ludwig XVIII. (wurde) auf den französischen Thron gehoben“ (st. erhoben).

Die Orthographie entspricht dem amtlichen „Wörterverzeichnis“; bloß die Schreibweisen S. 46, 115, 126 „zu Hilfe kommen“ (st. zuhilfe k.), S. 57 „von einander“ (st. voneinander), S. 67 „zu einander“ (st. zueinander), S. 116 „auf das Tiefste verletzt“ (st. auf das tiefste v.) wären zu berichtigen.

Smolles Lehrbuch der Geschichte der Neuzeit kann, wenn auch im Voranstehenden einzelne Bemänglungen gemacht werden mussten, der Aufmerksamkeit der Fachcollegen bestens empfohlen werden.

Linz. Chr. Würfl.

Dr. A. Geistbeck, Über Systematik und Induction im Geographie-Unterrichte. München 1895. 8°, 39 SS. Preis 80 Pf.

Nachdem der Verf. in einer Art Einleitung darüber geklagt hat, dass mit dem Aufschwunge der Geographie als Wissenschaft, wie ihn K. Ritter begründet hat, die Behandlung der Geographie im Unterrichte durchaus nicht gleichen Schritt gehalten hat, setzt er im ersten Theile seiner Abhandlung die Schäden der systematischen Behandlung der Geographie im Unterrichte auseinander. Er polemisiert in diesem Theile gegen H. Oberländer, zieht gegen die Lehrbücher von Pütz und Seydlitz zu Felde, beruft sich in einem kürzeren Citate auf Ritter und in einem langen auf Kirchhoff. Das letztere stützt aber nicht ganz die betreffenden Ausführungen des Hrn. Verf.s, da Kirchhoff an der angeführten Stelle für die außereuropäischen Erdtheile und selbst die nichtdeutschen Länder Europas die systematische Anordnung gelten und auch den Unterschied der Schulclassen nicht unberücksichtigt lässt.

Die Ergebnisse dieses Theiles seiner Ausführungen fasst der Verf. in folgenden Sätzen zusammen: „Die systematische Darstellung der Geographie entspricht weder in Bezug auf die Auswahl und Anordnung, noch hinsichtlich der methodischen Behandlung der Aufgabe und dem Ziele des geographischen Unterrichtes. Sie geht von Abstractionen, nicht von Thatsachen aus; sie vermittelt keine klare Anschauung eines Erdraumes und kein tieferes Verständnis des Zusammenhanges der einzelnen geographischen Elemente, sondern lässt den natürlichen Beobachtungssinn verkümmern und begünstigt die Pflege des hohlen Namenswerks; sie führt nicht zu einer vernünftigen, der Wirklichkeit entsprechenden Natur- und Weltanschauung; sie ist weder psychologisch zu rechtfertigen, noch aus praktisch-pädagogischen Erwägungen zu unterstützen und deshalb wenigstens für die ersten Stufen des geographischen Unterrichts, d. h. an Mittelschulen während der ersten fünf Classen unbedingt zu verwerfen."

Schon im ersten Theile bemerkt der Hr. Verf., dass der Kernpunkt der ganzen Frage nicht darin liege, ob den Schülern ein paar Namen mehr oder weniger zugemuthet werden, sondern in der Art und Weise, wie der Lehrstoff den Schülern dargeboten wird. Im zweiten Theile seiner Abhandlung geht er auf diese Art und Weise näher ein. Seine Forderungen sind: „1. Naturbeobachtung. Auffassung der geographischen Erscheinungen eines Länderraumes und ihrer Wechselbeziehungen auf anschaulicher Grundlage. Messen; 2. vergleichende Betrachtung mit anderen Gebieten; 3. Auffindung geographischer Gesetze." Besonders betont er, dass die Geographie auch nach der Beendigung des Unterrichtes in der Heimatskunde als Anschauungsunterricht behandelt werden müsse, wozu freilich Typen- und Detailbilder, eine Gesteinsammlung, Profile und Faustskizzen erforderlich seien. Die Beschreibung soll möglichst in lebhafte Erzählung umgesetzt werden; Richthofens Führer

für Forschungsreisende gibt treffliche Winke hiefür. Mit dem Hinweise auf Huxleys Physiographie, Geikies Lehrbuch der physikalischen Geographie und Diesterwegs Heimatskunde als Muster inductiver Darstellungsweise schließt der Verf. seine sehr beachtenswerten Ausführungen.

Mehrere seiner Forderungen, wie die Erweckung klarer Vorstellungen auf Grund des Landschaftsbildes der Heimat, das Messen, das Vergleichen der gewonnenen Vorstellungen, ja auch der Hinweis auf die Entstehung der Formen der Erdoberfläche finden wir bereits in unseren Instructionen für den Geographie-Unterricht aus den Jahren 1884 und 1892.

Villach. A. Zeehe.

Schulhandkarte, Hypsometrische, von Niederösterreich. Nach den Angaben von Rudolf Walsch ausgeführt in Ed. Hölzels Geographischem Institute, herausgegeben von der Pädagogischen Gesellschaft in Wien. 1 : 600.000. Wien, Hölzel. 4°, 1 Blatt.

Fees Theodor, Schulhandkarte von Oberösterreich und Salzburg, unter Mitwirkung von H. Commenda. 1 : 800.000. Wien, Hölzel (1894). 4°, 1 Blatt.

Kober Rudolf, Schulhandkarte des Herzogthums Schlesien, ausgeführt in Hölzels Geographischem Institute in Wien. 1 : 500.000. Wien, Hölzel (1894). 4°, 1 Blatt.

In den Jahren 1889 und 1890 sind in Hölzels Verlag in Wien eine hypsometrische Schulwandkarte von Niederösterreich im Maßstabe von 1 : 150.000 und eine Wandkarte von Oberösterreich und Salzburg von Fees im Maßstabe von 1 : 200.000 erschienen, welche nunmehr in den verkleinerten Maßstäben von 1 : 600.000 und 800.000 als Schulhandkarten von derselben Verlagsbuchhandlung herausgegeben wurden.

Anlage und Ausstattung dieser neuen Schulhandkarten erinnern einigermaßen an die in den Sechzigerjahren von Streffleur und Steinhauser herausgegebenen und im k. k. Schulbücherverlage erschienenen hypsometrischen Übersichtskarten der österreichischen Kronländer, von welchen sie sich aber doch in mehrfacher Beziehung unterscheiden.

Während die Streffleur-Steinhauser'schen Höhenschichtenkarten ganz einheitlich gearbeitet waren, sind die vorliegenden Hölzelschen Schulhandkarten bei einiger äußeren Gleichförmigkeit in ihrer inneren Anlage von einander sehr verschieden. Nur die hypsometrische Terraindarstellung ist bei allen drei dieselbe. Die Tiefebenen sind lichtgrün gehalten und für die weiteren Stufen der Bodenerhebung sind verschiedene Nuancen von Gelb und Braun gewählt; das Gletscherterrain ist im üblichen Lichtblau dargestellt. Für das Terrain von Schlesien sind sieben Farbentöne, für Niederösterreich zehn angewendet, während Oberösterreich und Salzburg

in eilf Höhenstufen behandelt wurden. Sonst sind aber, abgesehen von den verschiedenen Maßstäben, die drei Karten von einander verschieden. Rein hypsometrisch ist die Karte von Niederösterreich. Sie enthält bloß das Gebirgs- und Flußnetz und einige wenige Wohnortszeichen, sie ist nicht benannt und auch kein Berggipfel auf derselben eingetragen oder angedeutet. Dagegen sind die beiden Karten von Oberösterreich und Salzburg und von Schlesien ausführlicher behandelt, indem auf denselben Berggipfel, Straßen und Eisenbahnen, Ruinen, Schlösser, Dörfer, Märkte und Städte durch die üblichen Zeichen und auch durch die Anfangsbuchstaben ihrer Namen ersichtlich gemacht sind. Auf der Karte von Schlesien sind sogar die doppel- und eingeleisigen Eisenbahen und die Reichs- und Bezirksstraßen besonders veranschaulicht. Diese drei Karten entsprechen demnach verschiedenen Zwecken und Bedürfnissen. Ein gutes Höhenschichtenbild gewährt jede derselben.

Wien. Dr. Ferd. Grassauer.

Hollenberg, Hebräisches Schulbuch, bearb. von K. Budde. 8. Aufl. Berlin, Weidmann 1895. Preis 3 Mk.

Unter den zum ersten Unterrichte im Hebräischen vorhandenen Lehrbüchern dürfte das vorliegende sowohl was wissenschaftlichen Gehalt, als praktische Brauchbarkeit anlangt, den ersten Rang einnehmen. Für den ersteren bürgt schon der Name des Bearbeiters, und für die letztere genügt es, auf den §. 32 hinzuweisen, welcher in knapper und doch zugleich klarer und übersichtlicher Weise die Bildung der Nomina lehrt. Die letztere wird besonders durch die zahlreichen Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Hebräische gefördert, die manchmal allerdings bedeutende Anforderungen an den Fleiß und die Beharrlichkeit des Lernenden stellen. Im Interesse desselben wäre es meines Erachtens empfehlenswert gewesen, alle Worte, die in diesen Übungsstücken vorkommen, in einem deutsch-hebräischen Specialglossar zusammenzustellen, da es häufig vorkommen dürfte, dass der Schüler das eine oder das andere Wort vergessen hat und dasselbe nun erst wieder aus den einzelnen Wörterverzeichnissen, die vor jeder Übung stehen, heraussuchen muss.

Ob in einem Elementarbuche so ausführliche Regeln über die Accente, wie sie in den §§. 9—12 gegeben werden, am Platze sind, will Ref. dahingestellt sein lassen; dagegen kann er sich mit der vom Bearbeiter eingeführten Bezeichnung der 'aspirierten' Verschlusslaute mit Hilfe des Raphe-Striches nicht einverstanden erklären, da derselbe bei *g* und *p* mit dem Längezeichen über Vocalen zusammenfällt. Warum sollte es nicht möglich sein, die in der germanischen Philologie für die entsprechenden Modificationen gebräuchlichen Zeichen zu verwenden und die gutturale

tonlose Spirans durch *x* darzustellen, das im Spanischen und Altslovenischen ungefähr denselben Laut repräsentiert und bei der Umschreibung iranischer Sprachen bereits in diesem Sinne verwendet wird?

Graz. J. Kirste.

Vierteljahrsberichte des Wiener Vereines zur Förderung des physikalischen und chemischen Unterrichtes. Redigiert von Dr. Eduard Maiß. I. Jahrgang. 1. u. 2. Heft.

In dem Maße als die Wissenschaften und ihre Anwendungen eine immer weiter ins einzelne gehende Pflege erfahren, spaltet sich auch das bezügliche Vereinsleben mehr und mehr. Den Anstoß zur Gründung des jüngsten unserer Vereine, welche wissenschaftliche und didaktische Zwecke verfolgen, des Vereines zur Förderung des physikalischen und chemischen Unterrichtes, gab die anlässlich der 66. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Wien 1894 veranstaltete Ausstellung naturwissenschaftlicher Lehrmittel der Wiener Mittelschulen, die in mannigfacher Richtung namentlich auf die Aussteller selbst anregend wirkte. Um diese Anregungen zu dauernden zu gestalten und weiter auszubilden, wurde in Nachahmung des im Jahre 1882 gegründeten Vereines zur Förderung des physikalischen Unterrichtes in Berlin der genannte Wiener Verein gegründet, dessen Mitglieder den verschiedenen am physikalischen und chemischen Unterrichte betheiligten Kreisen, vorwiegend aber den Mittel- und Bürgerschulkreisen angehören.

Der Zweck des Vereines ist unmittelbar aus dem Namen desselben ersichtlich. Durch welche Mittel er diesen Zweck zu erreichen strebt, wird sofort klar, wenn man die vorliegenden zwei Hefte der vom Vereine herausgegebenen Vierteljahrsberichte durchblättert. Dieselben enthalten wissenschaftliche und didaktische Mittheilungen aus den Vereinssitzungen, Berichte über Excursionen in wissenschaftliche Institute und technische Anlagen, Aufsätze über neue Apparate und Schulversuche, Besprechungen von einschlägigen Erscheinungen der Literatur usw. In erster Linie aber soll in dieser Zeitschrift über die Bestrebungen zur Aufstellung von Mustersammlungen physikalischer Lehrmittel für Mittelschulen und die jeweilig sich vollziehenden Änderungen in denselben berichtet werden.

Bereits das 1. Heft enthält ein Verzeichnis der von der Firma W. J. Rohrbecks Nachfolger in ihren Geschäftsräumen aufgestellten Mustersammlung, bei deren Zusammenstellung die Professoren Dr. A. Höfler und Dr. Ed. Maiß zurathe gezogen wurden, und die im wesentlichen mit der von denselben Professoren im Auftrage des galizischen Landesschulrathes zusammengestellten und bei der galizischen Landesausstellung im Sommer 1894 zur An-

schauung gebrachten „Normalsammlung“ übereinstimmt. Ohne hier in eine nähere Kritik dieser Mustersammlung eingehen zu wollen, kann es sich Ref. doch nicht versagen, auf einen Mangel derselben hinzuweisen, der das im Normalverzeichnisse von 1872 zur Anwendung gebrachte Princip betrifft, auch solche Apparate zu berücksichtigen, welche den Lehrer in den Stand setzen, zuweilen kleinere wissenschaftliche Untersuchungen auszuführen. Dieses Princip, das wir Lehrer der Physik an Mittelschulen im Interesse unserer Weiterbildung aufrecht erhalten sollen, wurde bei der Zusammenstellung der gedachten Mustersammlung nicht durchwegs im Auge behalten. So wird eine Präcisionswage mit feinem Gewichtsatz, eine Mikrometerschraube in der Anwendung als Dickenmesser, eine geaichte Stimmgabel für den Normalton, ein Präcisionswiderstand vermisst, während doch in der Gruppe C des Verzeichnisses viel minder wichtige oder ferner liegende und dabei kostspielige Apparate, wie Präcisions-Hebelapparat, Modell einer Turbine, Pyrheliometer, Phonograph und andere, Aufnahme gefunden haben. Nebstbei sei auch noch bemerkt, dass das Verzeichnis bezüglich jener Apparate, welche zur Demonstration der Hauptgesetze dienen und deren Beschaffung für das physikalische Cabinet einer Mittelschule in erster Linie in Betracht kommt, eine Lücke aufweist, insoferne es keinen Apparat zum Nachweise des Gay-Lussac'schen Gesetzes enthält.

Im übrigen bildet dieser Katalog einen schätzenswerten Beitrag zur Klärung der Frage über die Aufstellung eines Normalverzeichnisses und einen erwünschten Wegweiser für den Lehrer der Physik, der eine Lehrmittelsammlung zu ergänzen hat. Besonders wertvoll aber kann die Mustersammlung selbst für den Lehrer in der Provinz werden, da ihm hiedurch gelegentlich eines Besuches der Residenz die Möglichkeit geboten ist, sich über die Zweckdienlichkeit neuerer Apparate durch den Augenschein zu überzeugen. Allerdings wäre es wünschenswert, wenn eine solche Mustersammlung unabhängig von einer Geschäftsfirma aufgestellt werden könnte. Denn in dieser Abhängigkeit liegt vor allem das Bedenkliche, dass vielleicht mancher Custos aus Bequemlichkeitsrücksichten alle Apparate ohne Unterschied von der ausstellenden Firma selbst bezieht. Und doch sollte der schon in den Erläuterungen zum Normalverzeichnis von 1872 gegebene Wink, jene Apparate, welche zu messenden Versuchen dienen oder deren Herstellung eine besondere Sachkenntnis erfordert, von Specialisten ohne Vermittlung zu beziehen, nicht unbeachtet bleiben, schon aus dem Grunde, weil beim Bezuge solcher Apparate durch Zwischenhändler die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, minderwertige Copien zu erhalten.

Im ganzen bilden die vorliegenden Vierteljahrsberichte einen neuen Beweis, dass die Würdigung des Experimentes eine immer allseitigere wird und der Standpunkt zur allgemeinen Anerkennung

gelangt, dass nur durch die Bekanntschaft mit den Thatsachen ein wahres und bleibendes Wissen in den Naturwissenschaften gewonnen werden kann. Und von diesem Standpunkte aus ist dem Vereine und seinem Organe das beste Gedeihen zu wünschen.

Wien. J. Dechant.

Rechenbuch nebst Aufgaben zur ersten Einführung in die Geometrie. Für höhere und mittlere Lehranstalten, sowie zum Selbstunterrichte herausgegeben von F. A. Westrick, Oberlehrer am kgl. Gymnasium zu Münster i. W., und G. Heine, Lehrer ebendaselbst. 2. Aufl. Münster i. W., Aschendorff 1894.

In der 2. Auflage des Rechenbuches von Westrick und Heine finden wir den preußischen Lehrplänen und Lehraufgaben vom Jahre 1892 vollauf Rechnung getragen. Diese fordern unter anderem, dass der Rechenunterricht den Unterricht in der allgemeinen Arithmetik formell und inhaltlich vorbereiten soll.

In den Aufgaben, welche wir in diesem Rechenbuche antreffen, ist der Gang vom Leichteren zum Schwierigeren gewahrt worden. Am Schlusse eines jeden Abchnittes wurde ein Rückblick gegeben, welcher eine systematische Zusammenstellung von Fragen und Erklärungen enthält, die den Lernenden befähigen und veranlassen, über die vorher behandelten Operationen sich klar und bestimmt auszusprechen. In den Aufgaben selbst waren die Verff. bestrebt, große, unbequeme und unübersichtliche Zahlen zu vermeiden und in den angewandten Beispielen den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft und des praktischen Lebens zu entsprechen. Auch die Aufnahme von Musterbeispielen muss als schulgemäß bezeichnet werden; dieselbe entspricht ebenso der methodischen Anlage des Buches wie der Bestimmung desselben zum Selbstunterrichte.

Die aufeinanderfolgenden Abschnitte handeln von dem Rechnen mit unbenannten und mit einfach benannten Zahlen, von jenem mit ungleich benannten Zahlen, von der Theilbarkeit der Zahlen, den gemeinen Brüchen, den Decimalbrüchen, den Anwendungen der Bruchrechnung auf die einfache und zusammengesetzte Regeldetri, den Procentrechnungen, den sogenannten bürgerlichen Rechnungsarten (Vertheilungs- oder Gesellschaftsrechnung, Durchschnitts- und Mischungsrechnung, Kettenrechnung). Zum Schlusse der arithmetischen Aufgaben wird noch das Ausziehen der Quadrat- und Kubikwurzel gelehrt. Nicht billigen kann Ref., dass das Buch keine Aufgaben über Verhältnisse und Proportionen enthält; ihre vielfache Anwendung schon auf dieser Unterrichtsstufe, für die das Buch bestimmt ist, rechtfertigte die Aufnahme dieser Lehre. Ob die Stellung derselben in der allgemeinen Arithmetik — wie der Verf. meint — eine zweckentsprechendere sein dürfte, möchten

wir nicht behaupten. Auch die Nichtberücksichtigung der Lehre von dem Rechnen mit unvollständigen Decimalbrüchen können wir nicht gutheißen; mit dem Vorführen einiger Aufgaben über abgekürzte Multiplication und Division ist dieser wichtige und für das praktische Rechnen unerlässliche Theil der speciellen Arithmetik keineswegs erledigt. — Den Aufgaben über einfache und zusammengesetzte Schlussrechnung hätte auch ein specieller Abschnitt gewidmet werden sollen. — Ebenso wäre es erwünscht gewesen, wenn die abgekürzten Verfahrungsweisen des Quadrat- und Kubikwurzelausziehens gelehrt und an einigen Beispielen erläutert worden wären.

Dem Buche ist eine Sammlung von Aufgaben für den geometrisch-propädeutischen Unterricht beigegeben; die Aufgaben dieses Abschnittes beziehen sich auf die Berechnung von Flächen und Körpern. In einem Anhange werden die Münzen, Maße und Gewichte Deutschlands und der anderen Länder; in einem anderen einige Aufgaben zur ersten Einführung in die Geometrie gegeben; die meisten dieser Exempel sind constructiver Art.

Wir können nach eingehender Prüfung das Buch wegen der instructiven Beispiele, die in demselben enthalten sind, für den Unterrichtsgebrauch bestens empfehlen; nur möchten wir wünschen, dass in einer zukünftigen Auflage die oben angegebenen Partien Berücksichtigung fänden.

Elemente der theoretischen Physik von Dr. C. Christiansen, Professor der Physik an der Universität Kopenhagen. Deutsch herausgegeben von Dr. Joh. Müller. Mit einem Vorwort von Dr. E. Wiedemann, Professor der Physik an der Universität Erlangen. Mit 143 Figuren im Text. Leipzig, J. A. Barth (Arthur Meiner) 1894.

Bei der Veröffentlichung des vorliegenden Werkes wurde der Zweck erstrebt, ein kurzes Lehrbuch zu schaffen, in welchem auf beschränktem Raume die wesentlichsten Lehren der theoretischen Physik so weit entwickelt werden, dass es nach dem Durcharbeiten desselben möglich ist, Originalarbeiten, die nicht allzu specielle Probleme betreffen, zu verstehen. Dieses Ziel wurde — wie wir mit gutem Rechte behaupten können — vollends erreicht; die Anlage des Buches, die Durchführung des behandelten und auf das wesentlichste beschränkten Lehrstoffes sind von der Art, dass sie das Studium der theoretischen Physik anzubahnen und zu fördern geeignet sind. Prof. E. Wiedemann ist es zu danken, dass er im Interesse der Studierenden eine deutsche Ausgabe des trefflichen Buches, das einen berühmten Physiker zum Autor hat, veranlasste. Das Buch ist gegenüber dem dänischen Originale von Prof. Christiansen und von Joh. Müller beträchtlich umgearbeitet und umgestaltet worden. Die einzelnen Partien wurden entsprechend den neuesten Ergebnissen der theoretischen Forschung ausgearbeitet;

die mathematischen Entwicklungen sind in dem Buche so gehalten, dass derjenige, welcher mit den Grundzügen des Differential- und Integralcalcüls vertraut ist und ferner die Elemente der Integration von Differentialgleichungen zu verwerten versteht, den theoretischen Entwicklungen in dem Buche leicht folgen können wird. Besonders anziehend sind jene Theile ausgearbeitet, welche sich auf die Maxwell'sche Theorie des Lichtes und der Elektricität und auf die theoretische Verwendung der Faraday'schen Ideen beziehen.

In der Einleitung sind die grundlegenden Betrachtungen der Kinematik, die später gebraucht werden, dargelegt. Der erste Abschnitt umfasst die allgemeine Bewegungslehre, deren wesentliche Gleichungen auf mehrere praktische Fälle angewendet werden. Besonderes Interesse erregt der Abschnitt über die bei der Bewegung eines Körpers in einer geschlossenen Bahn geleistete Arbeit, wobei ein Theorem von Stokes entwickelt wird, das in den Rechnungen große Erleichterungen bietet. Ausführlich finden wir auch die Theorie der allgemeinen Massenanziehung erörtert. Die Potentialtheorie wird schon an dieser Stelle auseinandergesetzt und auf wesentliche Probleme angewendet, die dann in der Elektricitätstheorie ihre Weiterentwicklung erfahren. Der zweite Abschnitt enthält die Elasticitätstheorie in sehr eleganter Darstellung, wobei sich der Verf. vorzüglich an die Entwicklungen Cauchys anlehnt. Der in diesem Abschnitte enthaltene Paragraph über Faradays Vorstellung über das Wesen der fernewirkenden Kräfte ist ungemein lehrreich; in demselben wird theoretisch gezeigt, dass anstatt der allgemeinen Massenanziehung eine Druckspannung in der Richtung der Kraftlinien und eine Zugspannung in allen zur Kraft normalen Richtungen zu setzen ist. Als specielle Beispiele betrachtet der Verf. die Spannungen in einer Kugelschale, die Torsion und die Biegung; daran schließt er auch die Ableitungen der Gleichungen für ebene Wellen in einem unbegrenzten Körper, ferner jener für andere Wellenbewegungen, behandelt die Theorie der schwingenden Saiten und leitet die Grundgleichung der potentiellen Energie der elastischen Körper ab. Im dritten Abschnitt wird das Gleichgewicht der flüssigen Körper in Erwägung gezogen, im vierten werden die Bewegungsgleichungen für diese Körper deduciert und eine Transformation der erhaltenen Euler'schen Gleichungen vorgenommen. In der einfachsten Weise werden die Wirbel- und Strömungsbewegungen in einer Flüssigkeit berechnet, und man kann sagen, dass die schwierige ursprünglich von Helmholtz dargelegte Theorie dieser Bewegungen kaum einfacher dargestellt werden kann, als es hier geschehen ist. Die nunmehr abgeleiteten Gleichungen von Lagrange werden auf die Wellenbewegung von Flüssigkeiten angewendet. Die Theorie der inneren Reibung enthält der fünfte Abschnitt. Trefflich ist die Theorie der Capillarität im Folgenden entwickelt. Nun folgen

die Abschnitte über Elektrostatik, Magnetismus, Elektromagnetismus und Induction in geradezu meisterhafter Darstellung der einzelnen Lehren. Erwähnt seien im besonderen: die Methode der elektrischen Bilder zur Bestimmung der elektrischen Vertheilung, die Theorie der mechanischen Kraft und der elektrischen Energie in Isolatoren; die von Thomson gegebene Theorie der magnetischen Kräfte, die gelungene Deduction des Theorems, dass die elektrokinetische Energie eines Systems von Strömen gleich der Summe der Producte aus der Zahl der von jedem Leiter umschlossenen Kraftlinien in die im Leiter vorhandene Stromstärke ist. Klar sind die Methoden zur Bestimmung des Coefficienten der Induction auseinandergesetzt. Die von Maxwell gegebenen Grundgleichungen für die Induction und die elektrokinetische Energie finden wir entsprechend berücksichtigt und das Wesen der elektrischen Maßsysteme auseinandergesetzt. Der folgende Abschnitt handelt von den „elektrischen Schwingungen" mit besonderer Berücksichtigung der Arbeiten des der Wissenschaft zu früh entrissenen Professors Hertz, sowie von den Grundgleichungen für die elektrischen Isolatoren oder Dielektrika. Den Schluss dieser Betrachtungen bildet die Theorie der Fortpflanzung der elektrischen Energie, wie sie von Poynting aufgestellt wurde. In der Theorie des Lichtes ist von den Interferenz- und Beugungserscheinungen abgesehen und nur die Lichtbrechung in isotropen und durchsichtigen Körpern und zwar letztere in der eingehendsten Weise betrachtet. Die hier gegebene Darstellung ist auf die bekannte Maxwell'sche Auffassung des Lichtes als elektrische Schwingungen gegründet. Der folgende Abschnitt umfasst die mechanische Wärmetheorie und deren wesentlichsten physikalischen Anwendungen. Die Darstellung ist ungemein klar, und die vorgetragenen Lehren sind in umfassender und allgemeinster Weise dargestellt. Sehr eingehend wird in diesem Abschnitte die Zustandsgleichung von van der Waals besprochen, wie denn auch die Folgerungen aus derselben gezogen werden, welche für die Wärme- und Gastheorie belangreich sind. Die Abschnitte über Entropie und Dissociation eröffnen weitere Gesichtspunkte und enthalten Gleichungen, welche der modernen Thermochemie zugrunde gelegt werden. Warum der Verf. in seinem so ausgezeichneten Lehrbuche der theoretischen Physik die kinetische Gastheorie außer jeder Berücksichtigung gelassen hat, konnten wir nicht erfassen. Diese wesentliche Ergänzung des Originalwerkes hätte jedenfalls geboten werden sollen. Der Schlussabschnitt handelt in ausführlicher Weise von der mathematischen Theorie der Wärmeleitung. Zunächst wird die Fourier'sche Gleichung abgeleitet und auf den stationären Zustand (speciell in einer Platte) angewendet. Dann wird die periodische Wärmeströmung in einer Richtung besprochen und auf die Temperaturverhältnisse im Inneren der Erde angewendet, wobei von der Eigenwärme der Erde abgesehen wird. Das Problem der

Wärmeleitung in einem unendlichen Körper, von dem eine Fläche erwärmt wird, das zweite von der Wärmeverbreitung in einem unendlich ausgedehnten Körper, in welchem ein erwärmter Punkt sich vorfindet, leitet den Verf. zur Betrachtung des allgemeineren Falles der Wärmeausbreitung in einem unendlichen Körper, wenn die Vertheilung der Wärme in einem bestimmten Zeitpunkte gegeben ist. Interesse erregt die nun folgende Theorie der Eisbildung, wobei der Verf. den Entwicklungen von L. Lorenz und Stefan gefolgt ist, der diese Aufgabe in der ihm eigenen klaren und leichtfasslichen Weise löste. Nun wendet sich der Verf. zur Wärmeverbreitung in begrenzten Körpern und betrachtet zunächst den Fall einer Platte, deren Oberfläche auf constanter Temperatur erhalten wird. Die Theorie der Abkühlung einer Kugel, vorausgesetzt, dass die Temperatur im Inneren derselben nur vom Abstande des betrachteten Punktes vom Kugelmittelpunkte abhängt, finden wir im Nachstehenden, ebenso die Wärmebewegung in einem unendlich langen Cylinder. Weiter werden die Bewegungsgleichungen von Flüssigkeiten aufgestellt, in denen Wärmeleitung stattfindet, und endlich der Einfluss der Wärmeleitung auf die Stärke und die Geschwindigkeit des Schalles in luftförmigen Körpern theoretisch verfolgt.

Wir machen die Studierenden der mathematischen Physik auf dieses aufmerksam, das als eines der vorzüglichsten Lehrbücher auf diesem Gebiete bezeichnet werden kann. Die Darstellung des Gebotenen ist die denkbar beste.

Experimente mit Strömen hoher Wechselzahl und Frequenz.

Zusammengestellt von Etienne de Fodor, Director der elektr. Centralstation in Athen. Revidiert und mit Anmerkungen versehen von Nikolas Tesla. Mit 94 Abbildungen. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben 1894.

Die Versuche von Tesla, welche derselbe mit Strömen hoher Wechselzahl und Frequenz ausführte, haben eine Reihe von wichtigen Fragen theoretischer und technischer Art angeregt, so dass wir Director Fodor Dank wissen, dass er in dem vorliegenden Buche diese Experimente zusammenstellte und in sachgemäßer und klarer Weise die Folgerungen aus ihnen zog. Wenn auch selbstverständlich Director Fodor in erster Linie die Ansichten und Erklärungen Teslas seinen Lesern vorführte, so hat er es doch andererseits nicht unterlassen, auf die schon jetzt ziemlich umfangreiche Literatur dieses Gegenstandes und ihre Quellen aufmerksam zu machen und auch die Versuche von Crookes und Thomson (J. J. und Elihu) zu berücksichtigen.

In dem allgemeinen Theile des Buches werden die Eigenthümlichkeiten der Wechselströme besprochen und dargethan, inwiefern die Verschiedenheit der Wirkungen dieser Ströme und der Gleichströme aufzufassen ist. Die hierhergehörigen Versuche zeigen

alle durchwegs, dass Ströme von hoher Wechselzahl und hohem Potentiale kräftige elektrostatische Effecte hervorrufen. Dass es in diesem Abschnitte nicht an theoretischen Erörterungen fehlt, sei betont; Tesla befindet sich in dieser Beziehung ganz im Fahrwasser der modernen Elektricitätstheorie, die namentlich durch Maxwell inauguriert wurde. Der Unterschied der gewöhnlichen Glühlichtlampe und der „elektrostatischen" wird auseinandergesetzt und gezeigt, dass die erstere nicht als das Ideal einer vollkommenen Beleuchtungsart angesehen werden kann, da sie im Verhältnisse zu der vom Kohlenfaden ausgestrahlten Energie kaum 5% Nutzeffect aufweist, während der große Rest als Wärme verloren geht. Die Tesla'sche Glühlichtlampe entwickelt einen größeren Nutzeffect und wird von ihm selbst als Typus des zukünftigen Beleuchtungssystems aufgefasst.

In den beiden folgenden Abschnitten werden die Mittel zur Hervorbringung einer hohen Wechselzahl (Tesla construierte bekanntlich Wechselstrommaschinen, mit welchen er mehr als zwei Millionen Stromwechsel per Minute hervorbrachte) angegeben und unter anderem die Anordnung der Inductionsspulen, die besonderen Arten derselben und deren Isolierung so genau beschrieben, als es in dieser populär gehaltenen Schrift geschehen konnte. Die von diesen eigenthümlich gearteten Wechselströmen hervorgerufenen Lichterscheinungen in freier Luft und deren Beziehungen zur atmosphärischen Elektricität, sowie zur Aurora borealis werden in anziehender Weise besprochen, dann wird auf die verschiedenen Systeme von Lampen mit Leuchtkörpern eingegangen und zuletzt dem großartigen Gedanken Ausdruck gegeben, dass eine Zeit kommen wird, in welcher alle Fernleiter entbehrlich sein werden; „es könnte an einem Centralpunkte ein elektrischer Oscillator geschaffen werden, der mittelst Resonanz die in seiner Nähe befindlichen elektrischen Apparate bethätigt".

Lehrreich sind auch die an letzter Stelle des Buches geschilderten Versuche mit elektrodenlosen Vacuumröhren. Dass es Tesla gelungen ist, im Raume ein kräftiges, rapid wechselndes elektrostatisches Feld zu schaffen, in welchem ein geeigneter Beleuchtungsapparat auf irgend eine beliebige Stelle gesetzt und daselbst zum Leuchten gebracht werden kann, ohne dass derselbe etwa durch einen Draht verbunden werden müsste, ist bekannt, und diese Versuche bilden den Grundstock für weitere Versuche, welche die Zukunftsbeleuchtung anbahnen sollen. Jedenfalls erhellt aus allen diesen Versuchen, dass die freien Molecüle oder Atome durch elektrostatische Kraft gestört werden können und dass vorzugsweise der Wechsel der elektrostatischen Kraft die Bewegung und den Zusammenstoß der Atome bewirkt. Dies ist die Ansicht Teslas, der heute viele Anhänger zählt.

Wir machen die Fachgenossen, aber auch die Laien, die der Erörterung physikalischer Fragen Interesse entgegenbringen, auf

das Erscheinen des vorliegenden Buches aufmerksam. Die in demselben angegebenen, unter anderem auch auf der 66. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in sehr gelungener Weise vorgeführten Experimente sind in hohem Grade bemerkenswert und vielleicht geeignet, uns seinerzeit einen tiefen Einblick in das Fließen und den Austausch der Energie im Raume zu gestatten. Dem Ref. scheinen diese Phänomene unzertrennlich gekittet zu sein an jene Erscheinungen, welche in der Theorie des Energieflusses von Poynting und Heariside gefordert werden.

Physik des Äthers auf elektromagnetischer Grundlage. Von Dr. Paul Drude, Universitätsprofessor in Göttingen. Mit 66 Abbildungen. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke 1894.

Das vorliegende Buch hätte auch Lehrbuch des Magnetismus und der Elektricität und der Elektrooptik betitelt werden können; denn diese Gegenstände werden in dem Buche mit besonderer Berücksichtigung der Eigenschaften des elektromagnetischen Feldes und der Anwendung derselben bei der Erklärung der optischen Erscheinungen ausführlich und in äußerst klarer Weise behandelt, so dass das Buch als eine gediegene Einführung in das Studium der Werke von Maxwell, Boltzmann und Hertz betrachtet werden kann. Es ist vorwiegend theoretischer Natur, doch sind auch jene Experimente und Messmethoden dargestellt, welche geeignet sind, die Theorie zu stützen und Constante der Theorie festzustellen. An manchen Stellen, z. B. in der Lehre von den elektrischen Schwingungen, geht der Verf. etwas näher auf das Experiment ein, wofür ihm der Leser nur Dank wissen wird, da eine zusammenfassende Darstellung des experimentellen Theiles dieser Lehre bisher nicht vorhanden war. Das Verständnis des Buches bietet für den, welcher mit den Elementen des Infinitesimalcalcüls vertraut ist und Experimentalphysik betrieben hat, keinerlei Schwierigkeiten, und dies ist der gründlichen, klaren und übersichtlichen, an manchen Stellen allerdings auch breiten Darstellungsweise des Verf.s zu danken.

Im Unterschiede von Maxwells Werke hat der Verf. nur die zur mathematischen Darstellung der beobachtbaren Erscheinungen erforderlichen Formeln auf Grund einiger grundlegender Experimente abgeleitet. Die Erklärung der Eigenthümlichkeiten des elektromagnetischen Feldes aus den Principien der Mechanik ist aus didaktischen Rücksichten vom Verf. grundsätzlich vermieden. Bei der Darstellung des magnetischen und elektrischen Feldes galt es durchwegs den Parallelismus zu zeigen und die Eigenschaften dieser Felder auf Nahewirkungen in consequenter Weise zurückzuführen. Erwähnenswert erscheint dem Ref., dass der Verf. durchwegs die Kraftlinientheorie berücksichtigte und durch Einführung derselben die Erklärungen ungezwungen

und übersichtlich gestaltete. Dem entspricht auch, dass in dem vorliegenden Buche die Eigenschaften des magnetischen Feldes vor jenen des elektrischen Feldes erörtert wurden, da die Lehre der magnetischen Kraftlinien experimentell leichter zu verfolgen ist als jene der elektrischen Kraftlinien.

Im einzelnen hätte Ref. Folgendes noch besonders hervorzuheben: Der Einfluss der Natur des umgebenden Mediums auf die Stärke der magnetischen Kraft wird in vorzüglicher Weise dargelegt und eine Anwendung der bezüglichen Theorie auf das Brechungsgesetz der Kraftlinien gegeben. Für die weiteren Entwicklungen leistet der elegant abgeleitete Stokes'sche Satz große Dienste; mittelst dieses wird es leicht, die Wirbelräume des Magnetfeldes zu untersuchen. In dem folgenden Abschnitte, welcher von der Lehre vom Elektromagnetismus handelt, werden unter anderem die Gleichungen von Maxwell für die magnetische Kraft im Inneren eines stromführenden Systems deduciert und die Darstellung der magnetischen Kraft durch Fernwirkung des Stromes gegeben. Das Verhalten der magnetischen Kraftlinien eines Stromes wird allgemein und an speciellen Fällen erörtert; insbesondere wird der Fall eingehend betrachtet, dass die Ströme in parallelen, kreiscylinderförmigen langen Drähten fließen. In den Erörterungen, die auf die magnetische Energie bezugnehmen, ist in sehr ansprechender Weise die magnetische Energie beliebig vieler linearer Ströme berechnet, dann die magnetische Energie im allgemeinen um eine magnetische Kraftröhre. Die theoretischen und experimentellen Forschungen über die sogenannte Magnetisierungsconstante einschließlich der Forschungen von Plücker über die Niveaugestalten von Flüssigkeiten im ungleichförmigen magnetischen Felde sind sachgemäß dargelegt; die Magnetostriction wurde ebenfalls einer theoretischen Betrachtung unterzogen. Dass die Magnetisierung sich mit der Temperatur ändert, hat zur Folge, dass auch durch Magnetisierung die Temperatur eines Körpers modificiert wird. Dies wird im Anschlusse an die Arbeiten von Wassmuth dargethan. An dieser Stelle hätte auch der thermomagnetischen Motoren gedacht werden sollen. Mit aller Gründlichkeit ist in dem vorliegenden Buche die Elektrodynamik abgehandelt, ebenso die Elektroinduction im Magnetfelde und die Berechnung der Selbstinductionscoefficienten einiger Stromsysteme. Im Maxwell'schen Geiste ist das Wirkungsgesetz der elektromotorischen Kraft für ruhende und bewegte Körper deduciert. Das schwierige Problem der Vertheilung eines Wechselstromes in einem körperlichen Leiter mit Berücksichtigung seines Widerstandes ist in der Elektrokinematik nur skizziert. In der Elektrostatik ist ein breiter Raum der Bestimmung der Dielektricitätsconstanten gewidmet; unter anderem wurde auch der Ermittlung dieser Größe aus der Brechung der Kraftlinien (Methode von Perot) gedacht. Das elektromagnetische Feld in Isolatoren ist nach Maxwell dargestellt;

die Entwicklung der Poynting'schen Formel für den Energiefluss im elektromagnetischen Felde finden wir im Anschlusse an diese Lehren. Die Fortpflanzung ebener elektromagnetischer Wellen in einem bewegten Isolator führt zu dem bekannten Theoreme, dass die positive Richtung der elektrischen Kraft, die der magnetischen Kraft und die der Fortpflanzungsrichtung der Welle zueinander so liegen, wie die drei aufeinander senkrechten Achsen eines räumlichen Coordinatensystems. Im Folgenden vergleicht der Verf. die Theorie von Maxwell mit den anderen Theorien, namentlich mit der Helmholtz'schen Theorie, welche sich bekanntlich von der ersteren dadurch wesentlich unterscheidet, dass nach Helmholtz neben der durch den Isolator vermittelten Wirkung noch die unvermittelte Fernwirkung existieren soll. Diese Darstellung der Helmholtz'schen Theorie ist sehr schätzenswert und leicht fasslich.

Als Meister der Darstellung physikalischer Probleme zeigt sich der Verf. in dem über elektrische Schwingungen handelnden Abschnitte. Auch in diesem wird der historische Weg eingehalten; in erster Linie sind es die oscillatorischen Entladungen eines Condensators, welche hier betrachtet werden. Die von Kirchhoff und W. Thomson gegebene Theorie wird in klarer Form zur Sprache gebracht; dann werden die elektrischen Schwingungen eines Rumkorff'schen Funkeninductors berechnet, die Selbstinduction des Schließungskreises in Rücksicht gezogen, die Theorie unter Berücksichtigung ungleicher Stromdichte erweitert und gezeigt, dass die Dämpfung der Schwingungen wesentlich durch die Magnetisierungsconstante beeinflusst wird. Im weiteren wird das Problem der elektrischen Drahtwellen durchgeführt und den experimentellen Fall vorbereitend theoretisch erörtert, wie sich die Wellen an einem angehängten Conductor verhalten. Die Betrachtung der elektrischen Schwingungen in kurzen ungeschlossenen Leitern führt den Verf. mitten in die Hertz'schen Untersuchungen über diesen Gegenstand. Nach Hertz wird die Berechnung der elektrischen und magnetischen Kraft um eine geradlinige Schwingung nach der Theorie von Maxwell vorgenommen. Dann wird die theoretische Möglichkeit von stehenden elektromagnetischen Wellen gezeigt; diese sind bekanntlich von Hertz und anderen auch experimentell erwiesen worden, und man konnte nun die Länge der elektrischen Wellen messen. Die Versuche von Hertz, Righi, die Interferenz elektrischer Wellen bei gleicher Fortpflanzungsrichtung, die Resonanzerscheinungen von Drahtwellen, die Messung der Fortpflanzungsgeschwindigkeit derselben, die Bestimmung der Dielektricitätsconstanten von festen Körpern und Flüssigkeiten mittelst der Hertz'schen Schwingungen und einige andere hierhergehörige Experimentaluntersuchungen, alles dies hat der Verf. in den Rahmen seines Buches einbezogen.

Die nun folgenden Abschnitte sind der elektromagnetischen Theorie des Lichtes für durchsichtige Medien, dann für absorbie-

rende Körper (Metalle) gewidmet. In lichtvoller Weise werden die entsprechenden Theorien dargelegt und mit den anderen mechanischen Theorien in Vergleich gezogen. Namentlich ist es die Dispersionstheorie, welche eine ausführliche Behandlung erfährt. Auch die Theorie der Krystalloptik wurde vom Standpunkte der elektromagnetischen Lichttheorie gegeben und zum Schlusse die Drehung der Polarisationsebene im magnetischen Felde dargestellt. Der Verf., der gerade auch in diesen Abschnitten originelle, wertvolle Arbeiten aufzuweisen hat und dem Leser durch seine Forschungen, die zum Theil auch in Winkelmanns Handbuch der Physik (Breslau, Trewendt), dessen rühriger Mitarbeiter er ist, niedergelegt sind, bekannt ist, hat gerade in diesen letzten Abschnitten eine meisterhafte Leistung vollendet und dem Studierenden das Eindringen in die elektromagnetische Lichttheorie von Maxwell, in die Theorie der elektrischen Strahlung von Hertz, in jene der Strahlung der elektrischen Energie von Poynting und Heaviside leicht gemacht. Diese Abschnitte sind es in Wahrheit, welche dem vorliegenden Buche, dessen Studium dem Ref. genussreiche Stunden verschafft hat, den Charakter einer „Physik des Äthers" verleihen. Das Buch möge zu Nutz und Frommen eines gründlichen Eingehens in die Lehren der modernen Elektricitätstheorie eine weite Verbreitung finden. Die zahlreichen Literaturangaben, welche in den Fußnoten angebracht sind, werden dem Leser und Forscher, der dieses Buch zurathe ziehen wird, zweifellos sehr willkommen sein.

Das Wetter. Eine populäre Darstellung der Wetterfolge von Ralph Abercromby. Mitglied der kgl. meteorologischen Gesellschaft in London. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. J. M. Pernter, o. ö. Professor der kosmischen Physik an der Universität Innsbruck. Mit zwei Titelbildern und 36 Figuren im Texte. Freiburg i. B., Herder 1894.

Das Abercromby'sche Werk ist ein in jeder Beziehung originelles; es ist nicht zu der Gruppe der Lehrbücher der Meteorologie zu rechnen; das Wetter ist es ausschließlich, was den Verf. beschäftigt, das Wetter, wie es sich täglich abspielt und den Menschen beeinflusst. Mit vollem Rechte betont der Herausgeber der deutschen Übersetzung, dass der Verf. dieser „Wetterlehre" „sich stets durch das ganze Buch hindurch bewusst gewesen sei, dass das Wetter wohl objectiv durch verschiedene Factoren (wie Temperatur, Feuchtigkeit der Luft, Bewölkung usw.) theils zusammengesetzt, theils erzeugt wird, dass aber der subjective Eindruck, den es auf den Menschen hervorruft, eines der wichtigsten Elemente ist, die in der Naturerscheinung liegen, inwieweit sie eben für uns das Wetter sind". Originell in der Auffassung und Behandlung des Gegenstandes ist der Umstand, dass der Verf. das Wetter als ganzes und seinen Wechsel von Tag zu Tag betrachtet.

Immer wird in dem Verlaufe des Buches die Wetterprognose eingehend berücksichtigt, und es wird auf die jeweilig landläufigen Wetterregeln nicht mit vornehmer wissenschaftlicher Geberde herabgesehen, sondern dieselben werden der Wetterprognose dienstbar gemacht. Wenn der Herausgeber der Meinung ist, dass diese „beste populäre Wetterlehre" geeignet ist, das Buch vieler meteorologischen Beobachter zu werden, welche, ohne Fachmeteorologen zu sein, sich den Aufzeichnungen des Wetters und der Verfolgung seines Wechsels widmen, so ist der Ref. derselben Ansicht und muss den Ausführungen des Übersetzers vollkommen beipflichten.

Das Buch gliedert sich in einen elementaren Theil (Einleitung, Wetterregeln, Wolken und Wetterregeln nach den Wolken) und in einen mehr theoretischen oder — wie der Verf. sagt — fortgeschritteneren Theil, in welchem die schwierigeren Fragen der Wetterlehre besprochen werden und auf bisher erkannte Gesetzmäßigkeiten im Verlaufe eines Wetters verwiesen, bezw. auf deren Erklärungen eingegangen wird.

Die Karten, die wir in dem Buche finden, sind den Centralstations-Publicationen entnommen; die Figuren sind fast durchwegs für das Werk neu gezeichnet worden. Die mitunter geradezu lähmenden statistischen Ausführungen, wie wir sie in den meisten Werken über Meteorologie finden, sind in dem vorliegenden Buche beiseite gelassen, und das ist wohl einer der vielen Gründe, dass die Lectüre des Buches erfrischend und belehrend wirkt und dabei von einem Erschlaffen des Interesses nicht gesprochen werden kann. Trotzdem will das Werk — und dies hat der Ref. erfahren — nicht bloß gelesen, sondern auch studiert sein. Als wertvolle Ergänzung, bezw. Berichtigung müssen wir die dem Buche beigegebenen Anmerkungen des Übersetzers betrachten, der zu unseren kenntnisreichsten und belesensten, dabei praktisch geschultesten Forschern auf dem Gebiete der kosmischen Physik gehört. Der Verlagsbuchhandlung sei Dank gesagt, dass sie dieser beachtenswerten Schrift von Abercromby Eingang in ihre „Illustrierte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde" gewährt hat.

Anorganische Chemie in Grundzügen. Methodisch bearbeitet von Prof. Dr. Rudolf Arendt in Leipzig. Mit einer systematischen Übersicht der wichtigsten Mineralien und Gesteine und 150 Figuren im Texte. 2. verm. u. verb. Aufl. Hamburg u. Leipzig, Verlag von Leop. Voss 1894.

Die anorganische Chemie des berühmten Autors bildet einen Sonderabdruck der „Grundzüge der Chemie" desselben. Das Buch ist für mittlere und höhere Lehranstalten bestimmt, die der Chemie nur eine beschränkte Anzahl von Unterrichtsstunden widmen können. Dem entspricht die Theilung des ganzen Pensums in Lectionen, welche für je eine Unterrichtsstunde bestimmt sind. Die Versuche, welche vorgeführt werden, sind nur kurz beschrieben;

bezüglich der Details wird sich der dieses Buch gebrauchende Lehrer mit Vortheil an die „Technik der Experimentalchemie“ desselben Verf.s halten. Rein wissenschaftliche Untersuchungen sind beiseite gelassen, ebenso sind die chemischen Theorien nur insoweit berücksichtigt, als es zum Verständnisse der chemischen Theorien erforderlich ist. Abgesehen von vielen rein formellen Änderungen wurden in der neuen Auflage einzelne Capitel wesentlich umgearbeitet und erweitert, und wir wollen in dieser Beziehung besonders des Capitels der Salze erwähnen, in dem namentlich die Lehre von den Silicaten mit Rücksicht auf die praktischen Anwendungen eine Umarbeitung und Erweiterung erfahren hat. Dass nunmehr ein Abschnitt über die wichtigsten Mineralien und Gesteine nach ihrer chemischen Zusammensetzung geordnet aufgenommen ist, hat seinen Grund darin, dass in den meisten Schulen eine Behandlung der Mineralien und Gesteine nach ihren chemischen Eigenschaften im chemischen Unterrichte verlangt wird und dass andererseits in der anorganischen Chemie eine Nennung der wichtigsten Mineralien und Gesteine gar nicht umgangen werden kann. Bei der Einbeziehung der Mineralien und Gesteine in den Rahmen dieses Buches wurde vom Verf. unter anderem auf deren Antheil an der Bildung und Umwandlung der Erdrinde, sowie auf deren Bedeutung für die Entwicklung und das Gedeihen des Pflanzenreiches Rücksicht genommen. Die Etymologie der verschiedenen in der Chemie auftretenden Namen wurde genau beachtet und dem Lehrer und Leser in dieser Beziehung mancher schätzenswerte Wink ertheilt.

Die Einführung in den theoretischen Theil der Chemie muss als eine durchwegs mustergiltige betrachtet werden; so sind die Bemerkungen über Valenz, jene über Berechnung der Gewichts- und Volumsverhältnisse chemischer Reactionen, ferner das über Beleuchtung und Beheizung Gesagte überaus wertvoll. Entsprechend der Bedeutung, welche das sogenannte periodische System der Elemente für die Gruppierung der Elemente gewonnen hat, ist dasselbe in dem vorliegenden Buche in zweckgemäßer Weise vorgetragen. Auf die chemisch-technologischen Processe wurde an allen Stellen, an welchen sich hiezu die Gelegenheit bot, eingegangen; die betreffenden Vorgänge sind durch sehr gut ausgeführte Versuche dem Verständnisse des Studierenden nähergerückt. Die Ausstattung des Werkes kann überhaupt als eine durchaus gelungene bezeichnet werden.

Es ist über allen Zweifel erhaben, dass wir in der neuen Auflage der „Anorganischen Chemie in Grundzügen“ eine der bedeutendsten und bemerkenswertesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur chemischer Werke besitzen. Der Ref., welcher jahrelang den Unterricht in der Chemie im engen Anschlusse und mit Verwendung der Lehrbücher von Prof. Dr. Arendt geleitet hat, macht alle Lehrer der Chemie auf dieses Buch aufmerksam

und glaubt, dass ein nach den in demselben dargelegten Principien geleiteter Unterricht nur vom besten Erfolge begleitet sein kann.

Ostwalds Classiker der exacten Wissenschaften. Nr. 52: Abhandlung über die Kräfte der Elektricität bei der Muskelbewegung. Von Aloisius Galvani (1791). Herausgegeben von A. J. v. Oettingen. — Nr. 53: Die Intensität der erdmagnetischen Kraft auf absolutes Maß zurückgeführt von Carl Friedrich Gauss (1832). Herausgegeben von E. Dorn. Leipzig, Wilh. Engelmann 1894.

Die erste der vorliegenden Schriften umfasst die berühmte Abhandlung von Galvani über die Kräfte der Elektricität bei der Muskelbewegung, welche in mehrere Theile zerfällt: 1. Die Kräfte der künstlichen Elektricität bei der Muskelbewegung; 2. die Kräfte der atmosphärischen Elektricität in der Muskelbewegung; 3. die Kräfte der thierischen Elektricität in der Muskelbewegung; 4. einige Vermuthungen und Schlussfolgerungen. Von diesen bezeichneten Abschnitten ist der dritte der wesentlichste und die in diesem behandelten Versuche gehören zu den weitaus wichtigsten. Wenn auch die Ansichten Galvanis heutigentags von der Wissenschaft nicht vollinhaltlich aufrecht erhalten werden können, so wird es dennoch für die Geschichte der Forschung von der größten Bedeutung bleiben, diese grundlegenden Arbeiten Galvanis, die in musterhafter Weise gesammelt wurden, kennen zu lernen und zu erfahren, wie sehr Galvani verdient, als Vorläufer der Forscher auf dem Gebiete der thierischen Elektricität bezeichnet zu werden. Den Abhandlungen Galvanis sind entsprechende Figurentafeln beigeschlossen.

Das zweite Heftchen enthält eine Übersetzung der berühmten Abhandlung von Gauss über die Zurückführung der Intensität der erdmagnetischen Kraft auf absolutes Maß, welche für die Theorie und die praktischen Messungen in der Lehre vom Erdmagnetismus epochemachend geworden ist. Diese Arbeit von Gauss ist nicht nur wegen der angegebenen neuen Beobachtungsmethoden, die einen hohen Grad der Schärfe gestatten, sondern auch wegen der Einführung und consequenten Durchführung des absoluten Maßsystems von großer Wichtigkeit geworden.

Die vorliegende deutsche Übersetzung ist von Prof. Dorn durch einige Erläuterungen bereichert, welche in erster Linie für den Anfänger bestimmt sind. In dieser Beziehung werden die Formeln für die Momente des Magnetes und jene für die Richtung der magnetischen Achse aufgestellt, sodann die Schwingungen eines Magnetstabes und der Einfluss der Torsion auf die Schwingungsdauer betrachtet. Weitere Erörterungen nehmen Bezug auf die rein technische Seite der Schwingungsbestimmungen; ferner auf die von Gauss gegebene Theorie der Ablenkungsbeobachtungen, welche dem Verständnisse des Anfängers nähergerückt wurde. — Wir freuen

uns, die grundlegende Arbeit von Gauss über Erdmagnetismus in guter Übersetzung und mit den eben angegebenen Erläuterungen den Studierenden der theoretischen Physik empfehlen zu können.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Vorschule der Chemie und Mineralogie, zum Gebrauche an Gymnasien und Progymnasien, sowie bei dem propädeutischen Unterrichte an Realgymnasien und Realprogymnasien. Von Dr. H. Börner, Director des Realgymnasiums in Elberfeld. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1895. 75 SS. In Leinwand geb. Preis 1 Mk. 50 Pf.

In diesem in jeder Hinsicht hübsch ausgestatteten Büchlein ist der Stoff auf die wichtigsten Vorgänge beschränkt; dieselben schließen sich an bereits vorhandene Begriffe an und fördern die Einsicht in die Natur chemischer Erscheinungen allmählich, aber stetig. Von Mineralien werden nur jene betrachtet, welche an der Bildung der Gesteine besonders betheiligt sind oder welche in der Technik und im gewöhnlichen Leben eine hervorragende Rolle spielen. Auf eine mathematische Ableitung der Krystallformen wird nicht eingegangen, wohl aber darnach getrachtet, dass der Schüler durch unmittelbare Anschauung einige besonders wichtige Formen der verschiedenen Krystallsysteme im Anschluss an den chemischen Unterricht kennen lerne. Von den 88 im Buche gegebenen Abbildungen sind 68 den Krystallgestalten gewidmet. Die Anordnung des Stoffes folgt wenigstens im Anfange der historischen Entwicklung der Wissenschaft; für die Auswahl desselben war die Rücksicht auf die umgebende Natur und das praktische Leben maßgebend. Der Inhalt gliedert sich in eine Einleitung über die Elemente der Alten und in folgende Abschnitte: 1. Das Feuer (Verbrennung und deren Producte, Gewicht dieser Producte, Wärmeentwicklung bei chemischen Vereinigungen), 2. Die Luft (Bestandtheile derselben, Bedeutung derselben für das Thier- und Pflanzenleben), 3. Das Wasser (Bestandtheile, Darstellung des Wasserstoffes, Zusammensetzung des Wassers, Wasser im Haushalte der Natur), 4. Die Erde (Elemente und zusammengesetzte Körper; Gesetz der festen Gewichtsverhältnisse, Verbindungsgewichte; Schwefel, rhombisches und reguläres Krystallsystem; Phosphor; Kochsalz, Chlor, Salzsäure; Kreide, Kalkstein, Marmor, Kohlensäure, hexagonales Krystallsystem; Gips, monoklines Krystallsystem; Salpeter, Salpetersäure, Ammoniak; Holz, Holzkohle, Steinkohle, Kohlenstoff, Leuchtgas, Kohlenoxyd, Pottasche, Soda; Quarz, Kieselsäure, Glas; Feldspat, Thon, Aluminium, triklines Krystallsystem; Allgemeines über die Metalle; dann Mg, Zn, Pb, Sn, Quadratisches Krystallsystem, Cu, Fe, Ni, Hg, Ag; Photographie, Au, Pt), 5. Endergebnisse (Molecüle und Atome; chemische Gesetze, Atomgewichte, chemische Formeln und Gleichungen; Zusammensetzung der Molecüle, Moleculargleichungen; Wertigkeit; Tabelle der Elemente und Atom-

gewichte; Übersicht der betrachteten Elemente und Verbindungen; Zusammensetzung der erwähnten Mineralien nach den Krystallsystemen). Innerhalb dieser Abschnitte wird Methodik getrieben nach Herzenslust! Die Bearbeitung des Stoffes zeigt große Consequenz und vielen Fleiß. Die Form der Darstellung ist durchwegs knapp, aber ausreichend klar. Die Namengebung ist meist zweckentsprechend und richtig, wenigstens wird den modernen Anforderungen sichtlich Rechnung getragen; an manchen Stellen freilich findet noch die dualistische Ausdrucksweise mehr als billig Anwendung. Hiedurch kommen kleine Inconsequenzen zum Vorschein, wie z. B. S. 44: „es entweicht Kohlensäure, während die Kieselsäure — es ist SiO_2 gemeint — sich mit dem Natrium zu kieselsaurem Natrium verbindet", oder S. 50: „Eine Verbindung von kohlensaurer Magnesia mit kohlensaurem Calcium ist der Dolomit". Die Versuche bringen in bündiger Form alles, was zur Veranschaulichung der Eigenschaften geeignet ist. Die Abbildungen sind recht hübsch ausgeführt und richtig gezeichnet. Fig. 84 aber sollte wenigstens Spuren der „verzerrten regulären Würfel", von denen S. 60 die Rede ist, zeigen. Nickelmetall sollte nicht schlechtweg als „silberweiß" bezeichnet werden. Nach der Meinung des Ref. wird man durch den Versuch zur Darstellung des FeS aus Fe und S zur Annahme, „dass bei diesem Processe die Molecüle des Schwefels und des Eisens zerfallen sind"... nicht gezwungen! (S. 63). Es scheint auch, dass die Anwendung von Formelgleichungen ohne Feststellung der Begriffe Molecül und Atom (dies geschieht erst im letzten Abschnitte), nicht von besonderem Erfolg gekrönt sein wird.

In Bezug auf Ausstattung könnte vielleicht bei einer Neuauflage von der Anwendung verschiedener Druckarten abgesehen werden, und zwar umso leichter, als fast jeder Absatz mit Schlagworten, wie „Versuch, Ergebnis, Mittheilung, Anwendung usw." beginnt und dadurch die Gliederung des Stoffes hinreichend gekennzeichnet ist!

Wien. Joh. A. Kail.

Unterrichtsbriefe zur schnellen und gründlichen Erlernung der Vereinfachten Stenographie durch Privat- und Selbstunterricht. Vollständiger Lehrgang in acht Briefen. Wien, Pest u. Leipzig, Verlag von Josef Seidel. Preis 2 fl.

Die in 2. Auflage vorliegenden Unterrichtsbriefe über die von Schrey, Johnen und Socin im Jahre 1887 aufgestellte „Vereinfachte Stenographie" sind ein Auszug aus dem ausführlichen „Lehrbuche" von Ferdinand Schrey. Der Lehrgang, der nur die Schul- oder ungekürzte Schrift darstellt, verräth eine geschickte Hand. Die nach der calculierenden Methode fortschreitende und

auf Normalwörter gestützte Unterweisung ist leicht fasslich und wird durch sehr gut gewählte Beispiele zweckmäßig unterstützt und angenehm gemacht. Nur hätte vielleicht darauf verzichtet werden sollen, gleich im ersten Unterrichtsbriefe Satzbeispiele zu bringen, da solche, diesem Stadium des Unterrichtes angepasst, nothwendig geschraubt und läppisch ausfallen mussten. — Die Ausstattung der Briefe ist hübsch, die Autographie sehr gefällig.

Die Elemente des diesen Unterrichtsbriefen zugrunde liegenden Systems sind mit liberalstem Eklekticismus den Systemen von Gabelsberger, Stolze und Faulmann entnommen, ohne durchwegs in organische Verbindung gebracht worden zu sein. So wird der in der Stenographie ziemlich allgemein zum Durchbruche gelangte Grundsatz, dass ähnlichen Lauten ähnliche Zeichen zu entsprechen haben, verletzt; ein Vorgang, der zum Theile als eine Folge der willkürlichen Vertauschung der Gabelsberger'schen Zeichen sich darstellt. Die Zeichen für die zusammengesetzten Consonanzen tragen nicht immer, wie man doch zu erwarten berechtigt wäre, das Gepräge der Entwicklung aus den einfachen. Die Vocalisation, in der Hauptsache sich an die Faulmann'sche anlehnend, gestattet allerdings, den Vocal stets im Auslaute auszudrücken, entbehrt aber der Logik und dürfte überdies vor Verwechslungen von Wortbildern nicht schützen, abgesehen davon, dass sie die schreibende Hand zu oft zwingt, die Zeile zu verlassen.

Wenn nun die Begründer des Systems sich über solche Scrupel hinweggesetzt haben, um bei möglichst ausgiebiger Ausbeutung der in den älteren Systemen vorgefundenen graphischen Vortheile ein leicht erlernbares System aufstellen zu können, so wäre noch zu fragen, ob nicht durch die zu weit getriebene Einfachheit des Regelwerks dem Schreibenden so manche Mittel vorenthalten werden, das Bild eines Wortes prägnant hinzustellen und so flüchtig als möglich zu schreiben.

Ob unter solchen Umständen die Überzeugung der Männer, welche das vorliegende System zusammengestellt haben, begründet ist, die „Vereinfachte Stenographie" sei berufen, in nicht zu ferner Zeit das deutsche Einheitssystem zu werden, muss dahingestellt bleiben; bekanntlich haben sich alle bisherigen Systemgründer in der gleichen Hoffnung gewiegt. Geleugnet kann nicht werden, dass das besagte System in kurzer Zeit überraschend viele Anhänger zu gewinnen verstanden hat, doch dürfte ein großer Theil dieses Erfolges auf die äußerst gewandt betriebene Propaganda zurückzuführen sein. Eines ist aber selbst für den Fall, als das neue System halten sollte, was sich die Begründer davon versprechen, als sicher anzunehmen, dass nämlich der glanzvolle Name des Altmeisters Gabelsberger mit demselben untrennbar verknüpft bleiben wird; denn er hat doch die meisten Bausteine dazu geliefert.

Wien. Edmund Eichler.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Baumeister, Dr. A., Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen. In Verbindung mit .... (23 Namen) herausgegeben. Lex.-8°. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (O. Becker). Von 1895 an.

Das Werk erscheint in Anlage und Ausstattung des wohl allen Lesern dieser Zeitschrift bekannten, von Dr. Iwan von Müller herausgegebenen Handbuches der classischen Alterthumswissenschaft in dem nämlichen Verlage und soll demselben ergänzend zur Seite treten, ist demnach wie jenes zunächst für Studierende und Lehramtscandidaten bestimmt. Diesen soll ein Gesammtbild der heutigen Theorie, Praxis und Organisation des höheren Bildungswesens und hiefür ein ausreichendes, wenn auch möglichst kurz zusammengefasstes Material geboten werden. Es ist also ausschließlich das höhere Schulwesen berücksichtigt, dieses aber insgesammt, sowohl das der humanistischen, als das der realistischen Richtung; in den allgemeinen Theilen ist das Ganze der Bildungsarbeit nur so weit behandelt, als es für diesen nächsten Zweck unerlässlich ist. Abgezielt wird in erster Linie auf die Bedürfnisse des jungen Lehrers, doch hofft der Herausgeber, dass durch Fixierung und Mittheilung der gegenwärtigen Theorie und Praxis auch die Verständigung mit außerhalb der Schule stehenden Kreisen angebahnt wird. Die Vorbereitungen, heißt es im Prospect, sind schon seit langem getroffen, und das ganze Werk wird binnen zwei Jahren abgeschlossen vorliegen. Es erscheint in Halbbänden; die Didaktik und Methodik der einzelnen Unterrichtsfächer ist auch abgesondert, bezw. in zusammengehörigen Gruppen zu haben.

Es könnte Bedenken erregen, dass ein Mann, der zwar an vielen Orten und in mannigfachen Stellungen reiche Schulerfahrung gesammelt hat — der Herausgeber begründete, um dieses zu erwähnen, das deutsche höhere Schulwesen in den Reichslanden —, jedoch seit länger als einem Jahrzehnt außerhalb der Praxis steht, an die Spitze eines solchen Unternehmens getreten ist. Diese Bedenken könnten um so gerechtfertigter erscheinen, als gerade im letzten Jahrzehnt erst rege Thätigkeit auf dem Gebiete des Erziehens und Unterrichtens erwacht ist, und als so ein

älterer Herr meist die Gegenwart in ihren Freuden und Leiden nicht mehr versteht, sondern, wie der alte Horaz sagte, laudator temporis acti ist. Doch abgesehen davon, dass nach dem Prospect die Bearbeitung der speciellen Didaktik und Methodik der einzelnen Unterrichtsfächer (Band III und IV) solchen Fachgelehrten übertragen worden ist, die zugleich Praktiker sind, bekundet der Herausgeber selbst durch die dem I. Bande vorausgeschickte »Allgemeine Einleitung«, dass gerade er der rechte Mann ist für die glückliche Erreichung des gesteckten Zieles. Er legt hier mit kundiger Hand die scharfe Sonde an die alte Zeit und die aus ihr überkommenen Verkehrtheiten; er zeigt, dass er die Fortschritte und gegenwärtigen Bestrebungen auf dem Gebiete des Bildungswesens vollauf kennt, dass er in und mit der Gegenwart lebt und strebt; er steuert sein Schifflein mit sicherem Blick und entschiedener Hand dem guten Ziele zu.

Diese Gelegenheit benützen wir, um eine Bemerkung des Herausgebers in der »Allgemeinen Einleitung« richtig zu stellen. Die Angabe über die Vielschreiberei der österreichischen Directoren S. XLIX* ist nicht richtig; was dort über die betreffenden allmonatlichen Berichte gesagt wird, mag vielleicht hie und da geübt werden, aber von höchster Stelle ist es nicht angeordnet, und es wird sicher nicht überall geübt. S. LV** stehen sehr anerkennende Worte über ein österreichisches Gymnasium.

Von dem Werke liegen uns folgende Theile vor:

A. I. Band, 1. Abtheilung:

Ziegler, Dr. Th., Geschichte der Pädagogik mit besonderer Rücksicht auf das höhere Unterrichtswesen. Nebst allgemeiner Einleitung vom Herausgeber. LVIII u. 362 SS. Preis 6 Mk. 50 Pf., geb. 8 Mk.

D. II. Band, 2. Abtheilung:

Praktische Pädagogik für höhere Lehranstalten. Von Dr. A. Matthias. Mit einem Anhange: 1. Über Internats-Erziehung. Von Dr. G. Schimmelpfeng; 2. Über Schulgesundheitspflege. Mit zahlreichen Abbildungen. Von Dr. L. Kotelmann. 398 SS. (die Anhänge S. 223—259 und 260—398). Preis 7 Mk., geb. 8 Mk. 50 Pf.

F. III. und IV. Band:

Specielle Didaktik und Methodik der einzelnen Unterrichtsfächer:

Nr. III. Lateinisch. Von Dr. P. Dettweiler. 255 SS. — Nr. VIII. Geschichte Von Dr. O. Jäger. 110 SS. Preis 6 Mk. 50 Pf.

Nr. V. Französisch. Von Dr. W. Münch. 107 SS. — Nr. VI. Englisch. Von Dr. Fr. Glauning. 88 SS. Preis 4 Mk.

Nr. IX. Rechnen und Mathematik. Von Dr. M. Simon. 128 SS. — Nr. X. Physik. Von Dr. J. Kiessling. 73 SS. Preis 4 Mk.

Nr. XI. Mathematische Geographie. Von Dr. S. Günther. 44 SS. — Nr. XII. Geographie. Von Dr. A. Kirchhoff. 67 SS. Preis 2 Mk. 50 Pf.

Nr. XIII. Naturbeschreibung. Von Dr. E. Loew. 98SS. — Nr. XIV. Chemie. Von Dr. R. Arendt. 74 SS. Preis 3 Mk. 50 Pf.

Nr. XV. Zeichnen und die künstlerische Erziehung in den höheren Schulen. Von Dr. A. Matthaei. — Nr. XVI. Der Gesangsunterricht. Von Dr. J. Plew. 56 SS. Preis 3 Mk.

Das Werk erinnert, abgesehen von dem geschichtlichen Theile und der allgemein-theoretischen Grundlegung, an die — in demselben vielfach angezogenen — österreichischen »Instructionen«, am meisten dadurch, dass mehrere Autoren von specieller Fachdidaktik und -methodik die ausdrückliche Erklärung abgeben, sie wollen nur ein Verfahren, wie man es machen kann, zeigen und vor Fehlern bewahren, was ja bekannter- und erklärtermaßen auch die Tendenz der »Instructionen« ist.

Der auf diesem Gebiete bereits bestens bekannte Verf. der »Geschichte der Pädagogik«, o. Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität Straßburg, hält sich streng an das dem »Handbuch« gesteckte Programm, indem er über die Stoffauswahl sagt: »Zum Verständnisse unserer pädagogischen Gegenwart muss man die pädagogische Vergangenheit in dem Maße kennen und studieren, als jene in dieser wurzelt und von ihr abhängig ist«. Er scheidet daher die auf die außerdeutschen Lande und die auf die Volksschule und die Universität bezüglichen Theile aus, soweit sie nicht zum Verständnisse des streng zur Sache Gehörigen nothwendig sind. Auch das Griechische und Römische wird nicht abgesondert behandelt; was von den Behelfen und Zweigen der antiken Bildungsarbeit (z. B. Quintilians Institutio oratoria) für die deutsche Pädagogik in Betracht kommt, wird im Rahmen dieser an seinem Orte besprochen. Der verbleibende Stoff wird in fünf Hauptabschnitten geboten, die, je näher der Gegenwart, desto umfangreicher werden, wie aus dem Zweck dieser Geschichte sich von selbst ergibt. Zuerst wird (nach der Einleitung) das Unterrichtswesen des Mittelalters dargestellt, von den »heidnischen« Rhetorenschulen an bis zum Verfalle des mittelalterlichen Schulwesens. Daran schließt sich die Pädagogik des Humanismus nach Theorie und Praxis auf protestantischem und auf katholischem Boden (von der Mitte des 15. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts). Auf die Übergangszeit im 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts folgen die parallel laufenden Strömungen des Neuhumanismus und des Realismus. Den Schluss macht der Kampf um die Schulreform (1840—1892), jene Zeit des ausgebreiteten und hitzigen Kampfes um und gegen das neuhumanistische Gymnasium, der unserem Gymnasium, dank der Bonitz-Exner'schen Reform unter Thun, erspart geblieben ist. Diese letzte Phase in der Entwicklung des Deutschen höheren Bildungswesens, in der nichts wesentlich Neues zutage gefördert worden ist, kann wohl nur mit Rücksicht auf den praktischen Zweck des Buches als eigener Abschnitt gezählt werden. In den einzelnen Abschnitten ist in guter Gliederung das Wichtigste klar dargelegt. — Wir bemerken nur noch, dass auch das (deutsch-) österreichische Mittelschulwesen, wo es sich vom Deutschen trennt, in Kürze berücksichtigt ist: S. 235 f. die Schulreform Felbigers unter Maria Theresia, S. 333 f. die oben erwähnte Reform unter Thun, S. 344 die Revision von 1884.

Ein gutes Buch ist die Didaktik und Methodik des Lateinischen. Gemäß der Stellung, welche dieses Unterrichtsfach am Gymnasium einnimmt, und dem Wirrsale oder, wenn man lieber will, der großen Verschiedenheit der herrschenden Ansichten wird weit ausgeholt, indem zu-

erst in einem allgemeinen Theile die geschichtliche Entwicklung des Lateinunterrichtes, dann dessen Wert und Stellung im erziehenden Unterichte, ferner die allgemeinen Grundsätze dieses Unterrichtes, schließlich speciell das Übersetzen und dabei das sog. Hinübersetzen dargestellt und besprochen werden. Im folgenden, besonderen Theile wird gezeigt, wie man den Lateinunterricht gestalten kann, nicht wie man es machen muss, also wie in unseren »Instructionen«. An diese erinnert sehr stark auch die Stoffeintheilung (ohne dass wir jedoch an bewusste Nachahmung denken). Der Verf. stellt hier den Lateinunterricht dar, »wie er sich nach seinen und gesinnungstreuer Freunde und Collegen Erfahrungen bewährt hat, und wie er etwa ihrer Überzeugung nach auch in der Neuzeit mit den theilweise veränderten Zielen seine hohe Bedeutung im Jugendunterrichte behaupten kann«. Dabei behandelt er in eingehenderer Weise diejenigen Seiten des Lateinunterrichtes, welche er »als die erzieherisch wertvolleren oder als die augenblicklich gerade in Frage stehenden« ansieht; hieher gehört auch die gute Darlegung, wie freudige und muntere Selbstthätigkeit der Schüler erweckt und wachgehalten werden kann. Der Unterrichtsgang und das Unterrichtsverfahren sind im großen und ganzen die nämlichen, wie sie uns in den »Instructionen« und den späteren normativen Bestimmungen vorgezeichnet sind. So könnten, um diese Einzelheit herauszuheben, dem Unterrichte, wie ihn Dettweiler für die zwei untersten Classen darlegt, u. E. die bei uns eingeführten Lehrbücher von Scheindler, bezw. Steiner-Scheindler zugrunde gelegt werden: hier ist auch (gemäß den »Instructionen«) inductive Methode im Anschlusse an den Lesestoff anzuwenden, indem Grammatik und Lectüre nicht von einander zu trennen sind; hier sind auch die Declinations- und Conjugationsformen aufs nothwendigste beschränkt (doch richtiger ist bei Dettweiler, dass das Verhältnis des Nomin. Sing. der III. Decl. zum Stamme für die Unterstufe zu schwierig und derselbe einfach als gegeben anzusehen ist, S. 78 f.); hier haben wir ferner in den zwei untersten Classen ein Lesebuch, das zugleich als Übungsbuch dient (S. 62, nur soll es nach Dettweiler auch als Lehrbuch dienen, eine zu weit gehende Forderung), im Steiner-Scheindler'schen Vocabular werden auch die früher gelernten Wörter immer wieder gebracht (S. 107); das Erlernen der syntaktischen Haupterscheinungen, z. B. der drei wichtigsten: acc. c. inf., Participialconstruction, abl. abs., erfolgt in der nämlichen Weise. Selbstverständlich begegnen uns noch andere Verschiedenheiten als die bereits angedeuteten, z. B. dass Dettweiler das Fremdwort auf der untersten Stufe weit mehr berücksichtigt (S. 95 f.), was Steiner-Scheindler, u. E. aus mehreren Gründen richtiger, unterlässt. Im Ganzen des Lateinunterrichtes, um das noch zu erwähnen, werden einerseits Entbürdung und Vertiefung, andererseits Verschmelzung der grammatisierenden, überhaupt formalistischen und der inhaltlich-ästhetischen Richtung angestrebt, und hiefür wird eine wohlüberlegte Methode entwickelt. Gegen Einzelheiten freilich ließe sich manches einwenden, so gegen die Geringschätzung des Hinübersetzens, gegen die Übertreibung im Tafelschreiben, gegen den Ersatz der Grammatik durch ein bloßes

Schreibheft (S. 76, siehe die richtigen Bemerkungen des Verf.s gegen das Vocabelheft S. 97).

Die Didaktik und Methodik des Französischen ist von Provinzialschulrath Dr. W. Münch verfasst, der auf dem Gebiete der Pädagogik bestens bekannt ist, speciell auch als Pfadfinder auf dem Felde der Reform des neusprachlichen Unterrichtes. Er steht, wie er selbst sagt, auf einem verhältnismäßig conservativen Standpunkte. S. 91 ff. sind auch die »Instructionen« für den Unterricht im Französischen an den österreichischen Realschulen und der diesen Unterricht betreffende Ministerialerlass vom 20. October 1890 besprochen. Besonders erwähnt sei die reichhaltige Zusammenstellung von Hilfsmitteln für den Unterricht. Noch reichhaltiger ist diese Zusammenstellung in der Didaktik und Methodik für den Unterricht im Englischen.

Vademecum für Candidaten des Mittelschullehramtes in Österreich. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von einem Schulmanne. II. Theil: Für Germanisten und Historiker an Gymnasien. Wien, A. Hölder 1894. kl. 8°, 158 SS.

Über Veranlassung, Zweck und hohe Bedeutung dieses Vademecum glaubt der Ref. bereits bei Besprechung des I., für Philologen an Gymnasien bestimmten Theiles zur Genüge informiert zu haben (in dieser Zeitschr. 1896, S. 366). Das vorliegende II., für Germanisten und Historiker an Gymnasien bestimmte Bändchen hat dieselbe Einrichtung und Stoffanordnung wie das I., wie schon aus der fast völligen Gleichheit des Vorwortes und des Inhaltsverzeichnisses sich ergibt; es ist demnach mit demselben in den aufs Allgemeine bezüglichen Punkten gleichlautend, wie bereits im Vorworte zum I. Bändchen angezeigt wurde, und zwar: in den Bestimmungen über das Probejahr nebst dessen »Erweiterung« und (im Anhange) der Einführung von Supplenten ohne Probejahr, im vollständigen Lehrplane des Gymnasiums und in dessen Übersicht, in der Tabelle der vorgeschriebenen schriftlichen Arbeiten, welche vom Lehrer zu corrigieren sind, in den allgemeinen Bemerkungen zu den Instructionen vom Jahre 1884, in der Disciplinar- und Schulordnung (Schulhygiene), in der Organisation des Gymnasiums, in der allgemeinen Erziehungs- und Unterrichtslehre und in der Einleitung zur Fachmethodik, endlich im letzten Abschnitte »Lehr-Erfahrungen«. Verschiedenheit ist selbstverständlich im V. Abschnitte, der die besonderen Anordnungen und die neuen Instructionen enthält. Unter den besonderen Anordnungen erscheinen außer denjenigen, welche sich auch auf die altclassischen Sprachen beziehen, daher bereits im I. Bändchen abgedruckt sind: der Ministerial-Erlass vom 16. Mai 1852, Z. 4858 (über die Behandlung des Unterrichtes in der Unterrichts- oder Muttersprache, namentlich eine zweckmäßige Wahl der für schriftliche Arbeiten geeigneten Themen), der Ministerial-Erlass vom 27. November 1887, Z. 24.101 (die Verwendung typographisch schlecht ausgestatteter Classikertexte betreffend), der Ministerial-Erlass und die Verordnung vom 14. Januar 1890, Z. 370 (die Wiedereinführung des Mittelhochdeutschen und die hiedurch veranlassten

Änderungen betreffend), der Ministerial-Erlass vom 16. August 1871, Z. 8567 (die Behandlung der Geschichte und Geographie an den Gymnasien betreffend), die Ministerial-Verordnung vom 24. Mai 1892, Z. 11.373, soweit sie den Unterricht in Geographie und Geschichte betrifft. Von der Instruction für den Unterricht im Deutschen ist nur der das Obergymnasium betreffende Theil abgedruckt, bezüglich der Instruction für das Untergymnasium ist auf das I. Bändchen verwiesen. Die Literaturangaben sind in diesem Bändchen besonders reich, und zwar weil, wie es im Vorworte heißt, der Unterricht in Deutsch, Geographie und Geschichte auch Nicht-Fachmännern anvertraut wird. Sie erstrecken sich auf alle Zweige ihrer Fächer. Es wird hier, soweit es Ref. beurtheilen kann — und es sind ihm gar manche der angeführten Werke und Abhandlungen bekannt —, nur Gutes geboten.

So bezeichnen wir denn auch dieses Bändchen als einen verlässlichen und unentbehrlichen Geleiter für junge Lehrer und als ein bequemes Nachschlagewerk für ältere.

Vademecum für Candidaten des Mittelschullehramtes in Österreich. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von einem Schulmanne. III. Theil: Für Mathematiker, Physiker und Naturhistoriker an Gymnasien. Wien, A. Hölder 1895. 8°, 200 SS.

Das Werk, dessen II. Bändchen wir eben nach seinem Inhalte und seiner Bedeutung charakterisiert haben, liegt nunmehr abgeschlossen vor. Das III. Bändchen reiht sich seinen zwei Vorgängern in ebenbürtiger Weise an, weist auch dasselbe »Inhaltsverzeichnis« auf, berücksichtiagt aber in den nicht auf das Ganze des Gymnasiums bezüglichen Theilen selbstverständlich nur die im Titel angegebenen Unterrichtsfächer. Besonders hervorgehoben seien der Abschnitt über die naturhistorische Lehrmittelsammlung S. 120 ff. (nebst Lehrmittel-Centrale und -Austausch S. 43) und der Anhang über die wichtigsten Bezugsquellen von Naturalien und Utensilien für das Naturaliencabinet S. 188 ff., die wohl einzig in ihrer Art dastehen und sicherlich sehr vielen höchst erwünscht kommen. Die Literaturangaben sind auch hier sehr reichhaltig und berücksichtigen alle einzelnen Theile des Faches, welche in Überschriften näher bezeichnet sind.

Da nunmehr das ganze Werk vorliegt, so kann es Ref. zum Schlusse nicht unterlassen, sein schon ausgesprochenes Urtheil zu wiederholen, dass dieses Vademecum eine sehr verdienstvolle und für das heimische Gymnasialwesen sicherlich sehr förderliche Leistung ist.

Wien. J. Rappold.

Dr. Gustav Richter, Zur Frage der Gymnasialseminare. Erfahrungen und Erwägungen. Halle, Waisenhaus 1895.

Der mir vorliegende Sonderabdruck ist den »Lehrproben und Lehrgängen« Jahrg. 1895, Heft 44 entnommen. Er behandelt auf 43 Octav-

seiten die Frage der Gymnasialseminare und entstammt der Feder eines ihrer beredtesten Vertreter. Hofrath Richter ist bei der Feststellung der Weimar'schen Ordnung Pathe gestanden und hat nicht bloß als anerkannter Methodiker, sondern vor allem als Leiter des vortrefflichen Jenenser Gymnasialseminars das Recht, eine Lanze für die neue Einrichtung einzulegen.

Ich greife hier gleich in die Mitte der Arbeit hinein, wo Richter das Problem der neuen Einrichtung in die Form der Alternativfrage kleidet: „Ist das Seminar ein Anbau oder Einbau?“ Anders könnte man fragen: Soll das Seminar der Schule an- oder eingegliedert, soll es organisch oder nicht organisch mit ihr verbunden sein? Die Antwort ist aus der Zielstellung der Seminare heraus nicht schwer zu geben: es ist natürlich, dass das Seminar der Anstalt einverleibt sein müsse, sonst begibt es sich von vornherein aller Vortheile, die dem Organischen im Gegensatze zu dem bloß Aggregatmäßigen zukommen. Richter charakterisiert nun die erste Art der Seminare, die als bloße An- oder Zubauten gelten können, so, dass der Director und nur einige hiezu besonders beauftragte Lehrer, die Seminarlehrer, die Unterweisung der Candidaten besorgen, während die übrigen Lehrer gar nicht oder doch nur ausnahmsweise in Thätigkeit treten. Diese Einrichtung findet man überall in den preußischen Gymnasialseminaren. Die zweite Art entsteht nach Richter, wenn nicht einzelne Professoren, sondern alle Fachlehrer in den einzelnen Classen und Gegenständen die Gehilfen des Directors in der Ausbildung der Candidaten sind, so wie dies in Jena und wohl auch in Gießen der Fall ist. Richter bemerkt gleich, dass eine derartige Einverleibung des Seminars mit der Anstalt in der Regel nur an Schulen kleineren Umfanges, nicht an den Riesenanstalten der großen Städte so recht möglich sei. Nun, dann müssten wir uns in Österreich von vornherein des Vortheils begeben, der in einem gewissen Anschlusse des Gymnasialseminars an die Universität besteht, da unsere Hochschulen eben nicht, wie es in Deutschland mehrmals der Fall ist, in kleineren Städten anzutreffen sind.

Es dürften sich aber auch in den Seminaren, wo die erste Zuweisung der Probanden nur an einzelne Mitglieder des Lehrkörpers stattfindet, so wie es bei unserer neuen Einrichtung der Fall ist, Momente genug finden, die das scheinbar äußerliche Anlehnen in ein innerliches Einleben verwandeln, ohne dass nothwendig von allem Anfange an der ganze Lehrkörper in Contribution gesetzt wird. Im übrigen wechseln wir von Jahr zu Jahr mit den einführenden Lehrern, indem mit Beginn eines jeden Cursus ein oder zwei neue Mitglieder des Lehrkörpers herangezogen werden, es gelten aber auch fast alle übrigen Lehrer der Anstalt dem Director als Helfer bei der Einführungsarbeit, da, wie ich nachgezählt habe, die Candidaten jährlich in weit über 100 Stunden die Runde durch die Schule machen. Dann kommt es oft genug vor, dass auch die zunächst nichtbetheiligten Lehrer an den Erörterungen unserer Seminarconferenzen theilnehmen, jedesmal aber dann, wenn in ihren Classen ein Probeauftritt stattgefunden hat.

Dadurch ferner, dass der Candidat auf Wochen und Monate mit seinem Fachprofessor in dieselben Classen eintritt und während des ganzen zweiten Semesters abwechselnd den einen und anderen Gegenstand selbständig in denselben vertritt, wird er hier vollständig heimisch, ja er gilt den Schülern als ihr zweiter Lehrer. Jede Lehraufgabe, die der Proband durchzuführen hat, liegt in dem natürlichen Verlaufe der Classenarbeit: nie werden Aufgaben, auch wenn sie in fremden Classen durchzuführen sind, von außen hineingetragen; der Candidat tritt während dieser Stunde wiederholend oder fortsetzend an die Stelle des ständigen Lehrers.

Da in der Regel die einführenden Professoren Classenvorstände sind, so werden die Candidaten ganz unmittelbar an jene Arbeiten herangeführt, die, in ihrer Natur theils erziehlichen, theils administrativen Charakters, einen Theil der den ganzen Schulorganismus zusammenhaltenden Geschäfte des Directors darstellen.

Die Probanden sind ferner verpflichtet, an allen Lehrerconferenzen theilzunehmen. Dadurch finden sie Gelegenheit, den Unterrichts- und Erziehungsstatus der ganzen Anstalt kennen zu lernen, und sie werden hier direct zur Classification jener Schüler zugezogen, deren Fortschritte sie täglich beobachten können. Schließlich wohnen sie allen Arten von Prüfungen an und lernen so Aufnahms- und Abgangsbedingungen, Aufgaben und Ziele der einzelnen Classenstufen kennen. Man braucht dann kaum noch zu erwähnen, dass die Probanden täglich im Lehrerzimmer verkehren, hier auch außeramtlich mit allen einzelnen Mitgliedern des Lehrkörpers in Beziehung treten und Zeugen aller Auskünfte werden, die seitens der Professoren den Parteien gegeben werden — kurz, es ereignet sich kaum etwas an der Anstalt, wovon sie nicht Kunde erhalten und woran sie unter Umständen nicht theilnehmen könnten. Kann da wirklich noch von einem Anbau die Rede sein, ist nicht dadurch wirklich das Seminar mit der Schule verwachsen, wie ein natürliches Glied derselben?

Dass aber jährlich nur 3—4 Mitglieder des Lehrkörpers zur speciellen Anleitung herangezogen werden, ist auch von Hofrath Richter als ein Vorzug erkannt worden, denn er bemerkt mit Recht, dass die Übereinstimmung der Grundsätze und des Handelns, welche in den vielköpfigen Lehrkörpern der großen Gymnasien nicht vorauszusetzen ist, leichter unter einer kleinen Zahl von Männern erzielt wird, auch sei die Einheit der Leitung besser gesichert. Weiters bespricht Richter Statut und Einrichtung des Gymnasialseminars zu Jena. Das Eigenartige und, ich will sagen, das Vortreffliche desselben, dass die Candidaten in »Lehre und Übung des erziehenden Unterrichtes an höheren Schulen« nicht bloß durch Theilnahme an den Übungen am Gymnasium, sondern auch an den Übungen des pädagogischen Universitätsseminars eingeführt werden, habe ich schon in meinem Reiseberichte hervorgehoben. Freilich konnte ich damals das Bedenken nicht ganz unterdrücken, dass die Candidaten der ihnen aus dieser doppelten Angliederung erwachsenden Arbeit nicht immer gewachsen sein dürften, und ich bin auch heute noch nicht anderer

Meinung geworden, zumal ich jetzt aus eigener Erfahrung weiß, welche Anforderungen an die Arbeitskraft der Candidaten die Aufgaben des Gymnasialseminars allein stellen. Ich bedauere nur, dass mir damals der Irrthum unterlaufen ist zu berichten, als ob Richter derselben Meinung sei. Ich habe dies aber längst gelegentlich eines Vortrages in der pädagogischen Section des Wiener Philologentages richtig gestellt. Man vergleiche übrigens jetzt damit das Urtheil von Fries „Die Vorbildung der Lehrer für das Lehramt“ S. 74.

Eine Bestimmung des Gedike'schen Seminars, welche der preußischen Ordnung fehlt, wohl aber von der Weimar'schen wieder aufgenommen wurde: „den Candidaten für kürzere oder längere Zeit einzelne Schüler zur Beobachtung und Fürsorge zuzuweisen“ habe auch ich im heurigen Jahre aufgenommen, kann aber natürlich über die Wirkung dieses „seelsorgerischen Elementes“ jetzt noch kein Urtheil abgeben.

Dass Richter großes Gewicht auch darauf legt, dass die Candidaten selbst zeichnen und in den Zeichenunterricht eingeführt werden, ist früher einmal bemerkt worden und hängt mit Richters ganz richtiger Behauptung zusammen, dass der Zeichenunterricht den gesammten Unterrichtsbetrieb durchdringen müsse. — Die Forderung R.s, dass zwischen Hospitieren und Prakticieren ein organisches Wechselverhältnis bestehen müsse, halte auch ich für unabweislich, ebenso meine ich wie R., dass es besser wäre, wenn die Mehrzahl der Candidaten im zweiten, dem Seminarjahre in Preußen folgenden sogenannten Probejahre an derselben Anstalt verbleiben könnte, wie dies in Halle thatsächlich der Fall ist. Im ganzen nähert sich R. in der Auffassung der Frage des Probejahres unserer österreichischen Einrichtung, wo thatsächlich gut ausgebildete Candidaten als wissenschaftliche Hilfslehrer (Supplenten) sofort mit halber oder noch häufiger ganzer Stundenzahl gegen Bezahlung angestellt werden.

Im vierten Abschnitte seiner Arbeit setzt R. seine Ansichten über die „theoretische Anleitung“ auseinander. Seine Zielbestimmung ist bei dem Umstande, als doch in dem einen Jahre unmöglich die Aufgaben erschöpfend gelöst werden können, unanfechtbar: „Es gilt, dem Geiste der Candidaten eine dauernde Richtung auf das pädagogische Interesse und einen nachhaltigen Trieb zur eigenen Weiterarbeit zu wecken.“ Etwas weiter ausgreifend sucht er dem Gedanken Anerkennung zu verschaffen, dass die Einführung in die Hauptgedanken der Herbart'schen Pädagogik und zwar in unmittelbarer Anlehnung an Herbarts pädagogische Hauptschriften selbst der geeignetste Weg sei, den angehenden Lehrer für eine pädagogische Auffassung seines Berufes zu gewinnen. Sosehr ich diesem Gedanken beitrete, so sah ich mich doch bisher immer theils der Schwierigkeit halber theils aus praktischen Gründen genöthigt, meist zu Willmanns „Pädagogischen Vorträgen“ zu greifen, die ja in ihrer Art ganz außerordentlich geeignet sind, in Herbart'sche Gedanken einzuführen. Soweit stimme ich mit R. überein, aber ich konnte mich bis jetzt nicht entschließen, weiter in die Geschichte der Pädagogik mit den Candidaten einzutreten, abgesehen von einigen Streifzügen, die ich

mit ihnen in die Zeit des Philanthropinismus und Humanismus machte, um Gutes und Schlimmes in der Didaktik an der Quelle aufzusuchen. Geschichte der Pädagogik gehört sonst meines Erachtens auf die Universität, ebenso wie die Geschichte der Philosophie, Logik, Psychologie und Ethik, worin die Candidaten doch wenigstens in den Hauptsachen unterrichtet sein müssen, wenn sie in die Probepraxis eintreten. Nur durch strenge Theilung der diesbezüglichen Aufgaben zwischen Universität und Schule werden wir vorwärts kommen. Fachwissenschaftliche Curse sollten nun schon gar nicht ins Gymnasialseminar hereingezogen werden, dadurch tritt sicher eine Überspannung der Aufgaben des Seminars ein.

Richter macht weiters noch Vorschläge über Gestaltung von Stundenentwürfen — darin ist er Meister —, Eintheilung und Articulation des Stoffes (vgl. seine treffliche Arbeit im 35. Hefte der Lehrproben), wobei die Formalstufen zu ihrem Rechte kommen, die wir übrigens jetzt auch von Matthias in seiner „Praktischen Pädagogik“ rehabilitiert sehen, und hebt mit vollem Rechte hervor, dass die Probeauftritte und ihre eingehende Besprechung das bildendste und nothwendigste Element in der Anleitung der Seminaristen sei.

Es wäre reizvoll, noch einer Reihe von Forderungen, die R. aufstellt, näher zu treten, indes habe ich vielleicht auch so manchen Freund der Seminare auf eine Schrift aufmerksam gemacht, deren Lectüre sich reichlich lohnt. R. zieht den Leser mit seiner klaren, überzeugungsvollen Darstellung leicht in den Bann seiner Gedanken und Vorschläge: schade, dass Fries in seinem oben erwähnten Buche auf dieselben nicht mehr Rücksicht nehmen konnte.

Wien. Dr. J. Loos.

Unterrichtsblätter für Mathematik und Naturwissenschaften.

Organ des Vereines zur Förderung des Unterrichtes in der Mathematik und der Naturwissenschaften herausgegeben von Prof. Dr. B. Schwalbe und Prof. Fr. Pietzker. Braunschweig, O. Salle.

Nr. 1 des 2. Jahrganges dieser im Vorjahre begründeten Zeitschrift enthält u. a. folgende beachtenswerte Artikel: Logik und Sprachrichtigkeit im mathematischen Unterrichte von F. Pietzker. Über geographische Lehrmittel von H. Bohn. Das Lehrbuch im Physikunterrichte von F. Pietzker. Wir werden über diese Zeitschrift nach Abschluss des begonnenen Jahrganges eingehender berichten.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Schmitt H., Präparation zu Sophokles' Elektra. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt 1896. 8°, 56 SS. Preis 60 Pf.

Die vorliegende Präparation zu Sophokles' Elektra bildet das 21. Heft der von Krafft und Ranke herausgegebenen Präparationen für die Schullectüre griechischer und lateinischer Classiker, das 4. der Präparationen zu Sophokles' Dramen. Zweck und Einrichtung dieser Präparationen sind allgemein bekannt, so dass ich mich kurz fassen kann. Lobend hervorzuheben ist, dass bei der Angabe der Etyma im allgemeinen das rechte Maß beobachtet wurde. Auf einiges, das mir bei der Durchsicht aufgefallen ist, möchte ich aufmerksam machen. Wenn schon das Lateinische und Deutsche herangezogen wird, so sollte — da sich dies ungesucht ergibt — v. 22 auf 'acutus' hingewiesen werden, 165 auf 'nubo'. v. 168 konnten zur Vergleichung die den Schülern bekannten Wurzelformen in '*ἔλιπον, λείπω, λοιπός*' hinzugefügt werden; 547 ließe sich passender 'duellum, bellum' heranziehen; 869 konnte auf 'Küster' verwiesen werden. Bei v. 589 ist die Angabe der Stammwörter wegzulassen. Mit manchen Etymologien wird der Schüler nichts anzufangen wissen, so bei v. 19, 663, 776, 878. Es wäre besser, in solchen Fällen von der Hinzufügung des Etymon abzusehen und es dem Lehrer zu überlassen, ob er dasselbe heranzuziehen für gut findet oder nicht. Aber im ganzen bietet dieser Theil der Präparation dem Schüler alles Nothwendige, was auch hinsichtlich des Commentars gesagt werden kann, der besonders alle Schwierigkeiten der Construction, die sich dem Schüler bieten könnten, aus dem Wege räumt, und hierin vielleicht des Guten zu viel thut. v. 5 würde der Ausdruck 'schweifend' besser entfallen; v. 92 konnte auf Sallust. bell. Iug. 95, 2 'de Sullae rebus = de Sulla' verwiesen werden; unklar ist die Fassung zu vv. 147—149 '... da verwandelte Zeus die Philomele und Prokne in eine Schwalbe und Nachtigall'; zu v. 170 konnte 'quid consilii' angeführt werden. — Von Druckfehlern ist mir nur v. 255 *δυδφορέω* statt *δυσφ.* aufgefallen.

Wer ein rascheres Tempo bei der Lectüre wünscht, wird die vorliegende Präparation wie jedes mit gleicher Sorgfalt gearbeitete Hilfsmittel mit Erfolg verwenden können. Zu wünschen wäre nur, dass die damit erreichte Zeitersparnis der Realerklärung und der Vertiefung in den Inhalt des Werkes zugute komme.

Mähr.-Trübau. Dr. Jos. Kubik.

E. Märklin und K. Erbe, Anthologia Latina. Blumenlese aus lateinischen Dichtern. Für mittlere Classen zusammengestellt und mit erläuternden Anmerkungen versehen. Stuttgart, P. Neff 1895. Preis 1 Mk.

Das Büchlein, das sich schon durch sein hübsches Äußere empfiehlt, ist bestimmt, in die poetische Lectüre einzuführen, besonders nach der metrischen, mythologischen und sprachlichen Seite. Berücksichtigt sind der Senar (S. 1—13), der trochäische Tetrameter (10 Verse), ferner der daktylische Hexameter, der Pentameter und das Distichon (S. 15—36). Hier sind zur Einübung zuerst einzelne Verse geboten, dann aus mehreren Versen bestehende Stücke. Den Haupttheil des Büchleins (S. 37—88) bildet die eigentliche Anthologie. Unter den Quellen sind selbstverständlich Ovid und Phädrus am meisten berücksichtigt. Die Anmerkungen stehen unter dem Texte und beschränken sich auf das Nothwendigste in sachlicher und sprachlicher Beziehung; hier stehen bei der Vorführung neuer Versarten treffend zuerst deutsche Verse. Von Einzelheiten sei nur erwähnt, dass es in einer Anmerkung zu S. 27 wohl richtiger heißen könnte, die Verse seien die lateinische Übersetzung der griechischen Grabschrift usw.

Netopil Franz, Kriegsnoth und Bürgertreue. Eine Erzählung aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Der vaterländischen Jugend gewidmet. Mit 20 Abbildungen. Znaim, Fournier u. Haberler (Karl Bornemann) 1895. 8°, 206 SS. Preis 1 fl. 50 kr.

„Überproduction! Überproduction!“ heißt es von vielen Arten des Schriftthums. Dass dies auch von dem Gebiete der Jugendschriften gelte, behauptet sicherlich niemand, der weiß, dass in unseren Schülerbibliotheken zum größten Theile hier utopistische oder phantastische Geschichten eines Hoffmann, Nieritz u. ä., dort die prosaische Hausmannskost der Wissenschaft eingestellt sind. An guten Jugendschriften haben wir vielmehr Mangel. Jede wirklich gute Jugendschrift ist daher mit Freuden zu begrüßen. Und eine solche haben wir vor uns. Zur Charakterisierung derselben sei nur einiges gesagt. Wie bekannt sein dürfte, hat P. Weißenhöfer, der auf diesem Gebiete competent ist wie nur einer, vor einiger Zeit die an eine gute Jugendschrift zu stellenden Anforderungen bezeichnet und sie auch selber in mehreren Erzählungen bethätigt. Diese Anforderungen sind hier in hohem Grade erfüllt. Das historische Ereignis ist ein wichtiges und von allgemeinem Interesse. Geschichte und „Geschichte“ sind gleichsam zu einer organischen Einheit verschmolzen. Die patriotische Tendenz drängt sich nicht vor, sondern es wird das geschichtliche Beispiel von Patriotismus ohne Aufdringlichkeit erzählt, um nach dem Satze „Exempla trahunt“ sicherlich von selbst zu wirken. Die sprachliche Darstellung ist einerseits correct (der Ref. hat sich nur S. 95 angemerkt, wo es richtig „Hunderte von Bauern“ hieße), andererseits gewandt und frisch, den Situationen und Personen angepasst und abwechslungsreich. Dazu kommt Veranschaulichung und Ausschmückung durch Bilder. Durch diese und durch die Darstellung kann der Schüler aus der Lectüre zugleich eine klare Anschauung über den Dreißigjährigen Krieg, über Personen, Zustände und Kriegswesen schöpfen. Die Ausstattung ist schön, der Preis billig. Das Büchlein ist für Schüler der III.—VI. Classe bestens zu empfehlen.

Wien. J. Rappold.

Dr. Albert Höck, Demosthenes. Ein Lebensbild. 88 SS.

Dr. Ernst Schulze, Die Schauspiele zur Unterhaltung des römischen Volkes. VIII u. 105 SS. (Gymnasial-Bibliothek. Herausgegeben von Dr. E. Pohlmey und H. Hoffmann. XXII. u. XXIII. Heft.) Gütersloh 1895. Preis 1 Mk. 20 Pf. und 1 Mk. 50 Pf.

Die Einrichtung dieser Sammlung darf als bekannt vorausgesetzt werden. Ferner wurde schon öfter betont, dass sie ihrem Zwecke vollkommen entspreche.

Die Biographie des Demosthenes wird Septimanern treffliche Dienste leisten. Die Schüler bekommen ein ausführliches Bild des Redners und eine genaue Schilderung der damaligen Zeitverhältnisse. Eine dem Gegner Philipps günstige Stimmung durchweht das ganze Büchlein. Sehr praktisch ist die angefügte Zeittafel. Das Schlechteste an dem Werkchen ist wohl das Titelbild, die bekannte vaticanische Statue des Redners, dessen Ausführung sehr viel zu wünschen übrig lässt.

Schulzes Arbeit hat einen gelehrten Anstrich. Er behandelt die dramatischen Schauspiele, wobei sehr viel Literarhistorisches vorkommt, die Circusspiele, die Schauspiele des Amphitheaters und stützt sich überall auf die trefflichsten Quellen. Er hat seine Aufgabe gut gelöst. Die Abbildungen sind etwas besser als im früheren Hefte mit Ausnahme der Darstellung auf S. 92 (Secutor und verwundeter Thraker). Obergymnasiasten sämmtlicher Classen werden diese Schilderung mit großem Nutzen gebrauchen können; am meisten ist sie Septimanern und Octavanern zu empfehlen.

Beide Büchlein sollten in keiner Schülerbibliothek fehlen!

Wien. Dr. K. Wotke.

Kirchhoff Alfred, Erdkunde für Schulen nach den für Preußen giltigen Lehrzielen. 3. verb. Aufl. 8°. I. Theil: Unterstufe. II. Theil: Mittel- und Oberstufe. Halle a. S. 1895.

Die vorliegende 3. Auflage dieses vorzüglichen Leitfadens für den geographischen Unterricht erfuhr in seiner Anlage im ganzen keine Umgestaltung. Dagegen wurden insbesondere im zweiten Theile die nothwendigen Erneuerungen der Einwohnerzahlen und in der Darstellung des wirtschaftlichen Lebens und der staatlichen Verhältnisse vorgenommen, so dass beide Theile dieses Lehrbuches dem geographischen Stande der Gegenwart entsprechen.

Wien. F. Grassauer.

Lehmann Konrad, Der letzte Feldzug des hannibalischen Krieges. Leipzig, Teubner 1894. VIII u. 89 SS. Mit einer Karte. (Besonderer Abdruck aus d. XXI. Supplementb. d. Jahrb. f. class. Philol. S. 527—616.)

Wenn die vorliegende Abhandlung sich auch in Bezug auf einzelne Ergebnisse von demjenigen unterscheidet, was H. Delbrück über die Schlacht von Zama in seinen der antiken Kriegsgeschichte gewidmeten Untersuchungen vorgetragen hat, so ist dennoch die Gesammtauffassung des Verf.s und die Methode der Untersuchung von jenem Forscher abhängig und seine Ergebnisse liefern meines Erachtens die Bestätigung für die Richtigkeit dieser Methode und die Fruchtbarkeit jener die »Ermattungsstrategie« betreffenden Ausführungen.

Es scheint mir vor allem durchaus zutreffend, wie L. nachweist, dass es sich für Scipio zu keiner Zeit darum handeln konnte, Karthago zu blockieren oder gar mit Sturm zu nehmen, dass also alle seine strategischen Maßnahmen mit einem Umstande zu rechnen hatten, der im Alterthume eine viel größere Rolle spielte als heutzutage: mit der Widerstandskraft der stark befestigten Hauptstadt des Feindes. Daher lassen sich auch aus der antiken Kriegsgeschichte die meisten Beispiele für die von Delbrück „Ermattungsstrategie“ genannte Art der Kriegführung beibringen. Es zeigt sich also auch in diesem Falle wieder mit voller Deutlichkeit, dass die Beurtheilung antiker Feldherren nach den Grundsätzen der modernen Theorie, die aus den Kriegserfahrungen seit den Feldzügen des ersten Napoleon abgeleitet ist, nothwendig zur Ungerechtigkeit und zu einem Verkennen des wahren Sachverhaltes führen muss.

Der Natur des Gegenstandes nach verbindet L. mit der Quellenanalyse, die allerdings nur theilweise zuverlässige Ergebnisse bietet, die sachliche Kritik der Berichte, und er erkennt, auch hierin mit Delbrück übereinstimmend, in dem Berichte des Polybios eine Anzahl von Angaben, die trotz neuerer Rettungsversuche nicht anders als abenteuerlich bezeichnet werden können. Dazu gehört vor allem die Anekdote von den gefangenen Kundschaftern Hannibals, die Scipio im Lager herumführen und dann zurückschicken lässt. Ferner in dem Schlachtenberichte selbst die phantastische Erzählung über den Verlauf des Elephantenangriffes, von den Leichenhaufen und dem Blutschlamme, der das erste Treffen des Scipio an der Verfolgung der geschlagenen Gegner hinderte und den Angriff des zweiten Treffens angeblich nur auf den Flügeln des ersten gestattete. Das erste Treffen Hannibals bestand nur aus Leichtbewaffneten, die sich vor den heranrückenden Hastaten der Römer auf das eigene Fußvolk zurückzogen; die Erzählung, dass es zwischen beiden zu einem Kampfe gekommen sei, gehört daher gleichfalls ins Reich der Fabel.

Hannibals Anordnungen für die Schlacht, die nach des Verf.s Ansicht weder bei Ost- noch bei West-Zama, sondern bei Naraggara geschlagen worden ist, waren, da seine Truppen sowohl ihrer Gesammtzahl nach als auch besonders, was die Zahl der Reiter anlangt, sich mit der Macht Scipios nicht messen konnten, vortrefflich, und Scipio errang den Sieg schließlich nur dadurch, dass es ihm gelang, den überraschenden Vorstoß der Veteranen Hannibals auf die Flanken des römischen Fußvolkes nach hartem Kampfe auszuhalten, so dass seine in den Einleitungskämpfen durch Hannibals Anordnungen glücklich vom Schlachtfelde weggelockte Reiterei von der Verfolgung des absichtlich fliehenden Gegners endlich zurückkehrend ihm den Sieg erringen konnte.

Der Verf. hat auch die Ergebnisse der Localforschung vollständig herangezogen und mit deren Hilfe die Märsche der beiden Heere festzustellen gesucht. Die beigegebene Karte ist zur Verfolgung seiner darauf abzielenden Darlegungen geeignet und wäre es noch mehr, wenn sie auch die Gebirgszüge und die antiken Straßen enthielte, deren Einzeichnung man deshalb vermisst, weil die angeführte, der Local- und Terrainerforschung gewidmete Specialliteratur schwer zu beschaffen ist.

Bei Polybios sucht L. eine auf Massinissa zurückgehende und dessen Verhalten entschuldigende Berichterstattung nachzuweisen; die Episode von den gefangenen Spionen Hannibals und von der Zusammenkunft beider Feldherren, die der Verherrlichung Scipios dienen soll, wird auf Ennius zurückgeführt und als eine Erfindung des Dichters bezeichnet. Dass Polybios mit einem einschränkenden Zweifel *οὐκ οἶδ' ὅπως* sie gleichfalls wiedergibt, sucht der Verf. aus dem Umstande zu erklären, dass diese wirkungsvolle Scene ein Menschenalter nach den Ereignissen bereits im Scipionenkreise als wirkliche Geschichte gegolten hat.

Die Abhandlung darf als eine wesentliche Förderung unserer Kenntnis von einem der bedeutsamsten kriegerischen Ereignisse des

Alterthums gelten, sie lehrt uns Hannibal und Scipio als große, einander ebenbürtige Feldherren bewundern.

Graz. Adolf Bauer.

Programmenschau.

48. Stettner Eduardus, De L. Junio Moderato Columella Vergilii imitatore. Progr. des k. k. Gymn. in Triest 1894, gr. 8°, 34 SS.

Bekanntlich hat Columella nur über wiederholtes Drängen zweier Freunde, die sich schmeichelten, es werde auf diese Art ein Ausbau der Georgica Vergils zustande kommen, sich entschlossen, dem Abschnitte seines Werkes, welcher über den Gartenbau handelt, poetische Form zu geben. Sowie in dieser Thatsache einerseits der Beweis liegt, dass Columella kein Dichter von Gottes Gnaden war, so ergibt sich daraus andererseits, dass ihm von vornherein keine andere Wahl freistand, als auf Vergils Spuren einherzugehen, da er ja ein Werk dieses Dichters zu ergänzen hatte. Meines Erachtens ist dies hinreichend, um Columellas weitgehende Nachahmung der Eigenart Vergils zu begreifen und zu entschuldigen. Hier hätte meiner Meinung nach der Verf. des Programmaufsatzes den Hebel ansetzen sollen. Der von ihm eingeschlagene Weg, nämlich mit dem Aufwande großen Scharfsinnes bis in die schwerst auffindbaren Geringfügigkeiten hinein den Beweis zu führen, dass Col. in allen Stücken, mag man nun sein Gedicht nach dem Gesammteindrucke beurtheilen oder in den Einzelnheiten prüfen, von Vergil abhängt, und dann zu sagen, es liege doch keine eigentliche Nachahmung vor, es seien vielmehr häufig Ähnlichkeiten da, die sich aus der Verwandtschaft des Stoffes, aus dem gleichen Bildungsgange beider Dichter, aus der Sprödigkeit des Sprachmaterials und aus anderen Umständen erklären, führt nicht zum erwünschten Ziele. Denn es war ja doch wohl beabsichtigt, eine Ehrenrettung Columellas zu versuchen. Wie kläglich nimmt es sich da aber aus, wenn Col. als Verdienst angerechnet wird, dass er nur einen einzigen Vers ganz aus Vergil herübergenommen hat, dass die Fälle, wo er Verse mit nur geringen Veränderungen aus desselben Dichters Werken entlehnte, nicht zahlreich sind, dass er endlich allem Anscheine nach beim Dichten nicht die gesammelten Werke Vergils vor sich liegen hatte, sondern die vielen Brocken Vergilianischer Dichtung seinem Gedächtnisse entnahm! Als Columella eigenthümlich wird sein rhetorischer Stil hingestellt. Es ist klar, dass auch in diesem Falle kein Vorzug Columellas vorliegt, sondern dass wir es hier mit einem Tribute zu thun haben, den er seiner Zeit ganz unwillkürlich zollte. Der Verf. gesteht überdies selbst zu, Columella sei durch diese seine Maniriertheit banal geworden. Kurz, der Gelegenheitsdichter Columella würde seinem großen Vorbilde, dem wirklichen Dichter Vergil, gegenüber selbst dann eine sehr untergeordnete Rolle spielen, wenn der Vorwurf seines Gedichtes sich an Bedeutung mit dem Thema der Georgica messen könnte, wenn Columella mehr sentimental angelegt gewesen und wenn die Tendenz seines Poems nicht kosmopolitisch, sondern nur auf Italiens Wohlfahrt und Verherrlichung gerichtet gewesen wäre.

Das in nicht ungefälligem und nahezu untadeligem Latein verfasste Schriftchen zeugt von fleißiger Benützung der einschlägigen Literatur und gibt eine recht anregende Lectüre.

Wien. Edmund Eichler.

---

49. Schön G., Die römischen Inschriften in Cilli. Progr. des k. k. Staats-Gymn. in Cilli 1894.

Celeia ist durch ungefähr anderthalb Jahrhunderte Hauptstadt des römischen Noricum und allem Anscheine nach eine bedeutendere Stadt gewesen. Zahlreiche Antikenfunde zeugen für ihre Blüte. Ein vor wenigen Jahren in Cilli gegründeter Localverein hat sich die Aufgabe gestellt, die Erinnerung an die Römerzeit zu pflegen und die Fundstücke zu conservieren. In besonders rühmlicher Weise hat für seine Zwecke der Bergrath Riedl gewirkt, von dessen glücklicher Energie wir noch manchen schönen Gewinn zu hoffen berechtigt sind. Größere Actionen sind von diesem Vereine bisher allerdings nicht unternommen worden, aber die Ordnung und Vermehrung des Musealbestandes werden, wie ich höre — aus eigener Anschauung kenne ich leider das Cillier Museum nicht —, mit planvoller Energie betrieben. Auf Vereinsbeschluss ist auch ein Führer durch die Sammlungen des Museums der Stadt Cilli 1889 herausgegeben worden; doch ist er auf einen so geringen Umfang und eine so knappe Fassung beschränkt worden, dass eine Erörterung der im Museum aufbewahrten Inschriften sich nicht beigeben ließ. Diese Lücke zu füllen ist des Verf.s Aufsatz bestimmt. 73 Inschriften, ungefähr die Hälfte des Gesammtbestandes der bisher in Cilli und seinem Weichbilde gefundenen römischen Schriftsteine, werden darin beschrieben, copiert [1]) und in ihrer historischen Bedeutung gewürdigt; außerdem werden

---

[1]) Die technische Seite der Drucklegung lässt zu wünschen übrig. Auch werden gebrochene Buchstaben als solche nicht gebracht. — Sachlich bemerke ich:

n. 77 = CIL III 5156 hat ein älterer gewissenhafter Autor so copiert: *Fortunae | cur. oppidana*≷| *de sua pecu... | faciund. cu....| C. Attiu..... | C. Si.....*; es ist etwa zu lesen: *Fortunae cur(iae* oder *-arum) oppidana[e* oder *-r(um)] de sua pecu[nia] faciund(um) cu[raver(unt)] C. Attiu[s ...et] C. Si[.....]* oder *cu[ravit] C. Attiu[s.....*; auch kann, da nun einmal der Endbuchstabe in Z. 2 nicht bekannt ist, auch an einen Frauennamen, z. B. *Cur(ia) Oppidana* gedacht werden (?, der dann Subject zu *cu[ravit]* wäre. Eine Nachcollation der heute allein erhaltenen unteren Partien dieses Fragments durch Wilmanns, Hirschfeld und Schön haben die Richtigkeit der älteren Abschrift bestätigt; ich verstehe daher nicht, warum der Verf. die von ihm copierten Reste der Z. 5 C...TIV zu *C. [Vet]tiu[s]* ergänzen will, da jener *C. Attiu[s]* bietet, und verstehe nicht, was er mit seinem *orpida* in Z. 2, zu dem er ausdrücklich bemerkt: 'R unbestimmt', anfangen will, und warum er die ganz glaubwürdige und verständliche Lesung des alten Gewährsmannes, dem der Stein noch besser erhalten vorlag, *oppidana* gar nicht erwähnt. — Auch sonst tritt die Betonung des gegenwärtigen Befundes vielleicht zu stark hervor. — n. 70 = CIL III 5248 die exp(editio) Daccisca (= Dacien) ist mir wenig wahrscheinlich; vielleicht *exp(editio) Dac(ica) cis Ca(...)*. — n. 66 = C III 5256 Z. 2 ist wohl BASSIANE (AN ligiert). — n. 46 = C III 5277 ist etwa zu *G. Iu[lius* ?] | ... *Tuc[ca]* | *[t]ombam* | *[si]bei et* | *[pa]renti[b]os fec.* zu ergänzen. — n. 75 = C III 5184 ist COND·P·P in *C. Calcin[ius] Tertian[us] cond. p. p. tr[ib. mil.] leg. XX V. v.* nicht als *Cond(ate) p(rimus) p(ilus)*, sondern als *cond(uctor) p(ortorii) p(ublici)* zu fassen. — Ich kann schließlich nicht umhin zu bemerken, dass die bei Programmabhandlungen nun einmal leider oft unvermeidliche Schnellarbeit auch gelegentlich aus der Ausdrucksweise dieses Aufsatzes hervorblickt. Nur so konnten Bemerkungen durchschlüpfen, die der sachkundige und verständige Verf. nicht wird aufrecht erhalten wollen, wie S. 4, wo er anlässlich der Verlegung der legio II Italica unter Kaiser Marc Aurel nach Lorch sagt: 'von nun an war es eine der Hauptsorgen der röm. Kaiser, die Nordgrenze von Noricum und Pannonien zu schützen' u. a. m.

fünf gegenwärtig nicht in Cilli befindliche Stücke zur Vervollständigung der an Iuppiter optimus maximus von Beneficiariern der norischen Procuratoren gesetzten Votivsteine angeschlossen. An dieser Serie haftet unser besonderes Interesse, da uns in ihr die ergiebigste Quelle für die Kenntnis von Namen norischer Statthalter[1]) zugebote steht, und weil sie allem Anscheine nach sämmtlich an einer enge begrenzten Stelle gefunden worden sind, welche einer systematischen Ausgrabung noch nicht unterzogen worden ist, aber, wie der Verf. — wohl mit Recht — glaubt, noch andere zahlreiche Votivstücke gleicher Art birgt. In einer als Anhang beigegebenen Untersuchung vertritt der Verf. die sehr ansprechende (ähnlich ehedem von Seidl aufgestellte) Ansicht, dass diese Votivaren auf dem Forum von Celeia gestanden seien, und der Fundort somit das Forum der antiken Stadt selbst sei. Namentlich spricht das Fehlen jeder Canalisation auf diesem Gebiete für die Richtigkeit seiner Annahme; andere der angeführten Beweisgründe sind weniger zuverlässig, so die Identität des Ortes, an dem der h. Maximilian den Märtyrertod in Cilli erlitten haben soll (auf dem Forum vor dem Marstempel, sagt der Verf.; doch kann ich in den Acten keine Erwähnung des Forums[2]) entdecken), mit der Localität der Maximilianscapelle; auch schließt 'die Mannigfaltigkeit der Widmungen' der bezeichneten Votivsteine nicht, wie der Verf. denkt, die Berechtigung aus, 'dass wir als Aufstellungsort einen Tempel annehmen könnten'. Aber gewiss gebürt dem Verf. Dank dafür, dass er die Ersprießlichkeit der Grabungen an dieser Stelle dargelegt hat. Es wäre nur sehr zu wünschen, dass seine Anregungen auf fruchtbaren Boden fallen und bald ihre Früchte zeigen. Ich wüsste heute kaum einen Punkt in Noricum, an dem ich lieber den Spaten in Thätigkeit sehen möchte.

Sehr vermisst man eine Planskizze des heutigen Cilli, welche die Fundnotizen und die topographischen Angaben verständlich machte, und die sonst zu beschaffen schwer fällt oder unmöglich ist. Vielleicht vermag der Verf. die Direction seines Gymnasiums zu bewegen, dass sie einen Plan der Stadt und ihrer Umgebung mit besonderer Rücksicht auf die Zwecke seiner Abhandlung als Nachtrag in irgend einer billigen Herstellungsweise geben lasse. Ebenso verdienstlich wäre es, wenn der Verf. im Interesse der Localforschung sich entschließen wollte, in einem zweiten Programme ein vollständiges Corpus der in Cilli und seinem Gebiete gefundenen Inschriften, sowie jener auswärtigen, auf denen die Stadt oder Einwohner derselben genannt werden, zu publicieren. Der Abdruck solcher Sammlungen in Transscription und ergänzter Lesung, womöglich in Verbindung mit einer Übersetzung und brauchbaren Indices sowie einer Übersicht der Fundstellen sollte umso eifriger betrieben werden, als das Berliner Inschriftencorpus nur eine geringe Verbreitung finden kann. Leider ist für Private oder kleine Museen die Anschaffung einzelner, vollständiger Bände des Corpus zu kostspielig, und der Versuch, die wichtigeren Capitel der einzelnen Bände durch Sonderhefte in Verkehr zu bringen, ist nicht gemacht worden. Die handlichere und billigere Ausgabe der transscribierten Inschriften, welche Ruggiero und Vaglieri begonnen haben, steckt noch in den Anfängen, und die Fort-

[1]) Die S. 40 f. gegebene Liste der Procuratorennamen ist nicht vollständig. Wenigstens fehlen — eine weitere Umschau habe ich gar nicht versucht — der Sex. Ba[ius .. CIL IX 4964 und der Latinus XII 1857. Für die Statthalterschaft des Ulpius ist jetzt durch das Diplom LXIV (LXX) CIL III S. p. 1988 vgl. p. 2020 das Jahr 153 bezeugt; doch wenigstens annähernd lassen sich die Zeiten, z. B. des L. Cammius Secundinus III 5328 (nicht 5228) und Ti. Claudius Priscianus VIII 9363 bestimmen.

[2]) Auch nicht in c. 11 (12. October p. 55 Bolland.): *ut universi utriusque sexus coniuscumque conditionis convenirent absque dilatione ad templum Martis eumque placarent suis victimis et oblationibus*.

setzungen erscheinen so langsam, dass auf eine Abhilfe in absehbarer Zeit nicht zu rechnen ist; außerdem umfasst sie nicht das gesammte Fundmaterial. Und gerade die Vollständigkeit dieses Materials ist im Interesse der Localforscher anzustreben. Die vorliegende Abhandlung zeugt in ihrer Art für die Berechtigung dieser Forderung; schon das entsprechende Supplementheft des dritten Corpusbandes scheint in Cilli nicht angeschafft worden zu sein!

Wien. Wilh. Kubitschek.

---

50. Novák Kar., Jmenné tvary adjektivní a jednoduchá praeterita ve spisech Husových (Nominalformen bei Adjectiven und einfache Praeterita in Hus' Schriften). Progr. des Akad. Gymn. in Prag 1894, 8°, 00 SS.

Der Verf. hat als Kenner der Sprache und der Schriften unseres großen Reformators einen Namen. Man rühmt sich zwar bei uns dieses Mannes, seine Schriften aber liegen großentheils zerstreut in Museen und Bibliotheken und harren einer kritischen Gesammtausgabe; wahrscheinlich wird es noch lange dauern, bevor sich unsere gelehrten Gesellschaften dieser Sache mit gebürender Pietät annehmen werden. Desto größer ist das Verdienst des Verf.s, der sich mit hingebungsvollem Fleiße in die Schriften Hus' vertieft, sie kritisch ordnet und ihre sprachlichen Eigenthümlichkeiten beleuchtet. So lange unsere Kenntnis dieses Schriftstellers in Bezug auf seinen Stil, seine Ausdrucksweise und Übersetzungskunst lückenhaft und mangelhaft ist, kann man nicht sagen, dass wir ihn in seiner ganzen Größe verstehen und begreifen. — Der Verf. erörtert in dieser Arbeit, inwieweit sich Hus der adjectivischen Nominalformen — natürlich in der Prädicatstellung — bedient und einfache Präterita (Imperfect und Aorist) statt der umschriebenen anwendet. Was das erstere betrifft, constatiert er, dass die Nominalform im Positiv bei Hus sehr häufig vorkomme und zwar am häufigsten im Nom., seltener im Acc. Gen. Dat., sehr selten im Instr., die zusammengesetzte Form sei in entschiedener Minderzahl. Anders freilich gestalte sich das Verhältnis im Comparativ und Superlativ, wo die Nominalformen als spärliche Reste der alten Ausdrucksweise anzusehen seien. Wollte man die Sprache Hus' in dieser Umsicht mit jener des Štitný oder einer früheren Zeit vergleichen, so würde man eine sehr starke Abnahme der Nominalformen zugestehen müssen, was auch mit der Entwicklung unserer Sprache im Einklange steht. Dieselbe Tendenz, ältere Formen durch neue zu ersetzen, tritt uns auch in Bezug auf die einfachen Präterita entgegen. Das alte Imperfectum oder den Aorist wendet Hus mit besonderer Vorliebe und häufig an, wenn er das Evangelium direct citiert oder reproduciert, während er sich in seinen eigenen Auseinandersetzungen und Predigten der lebendigen Volkssprache seiner Zeit anschließt und sich nur selten der einfachen Formen bedient. Es ist nur zu wünschen, dass der Verf. seine Studien auf diesem Gebiete fortsetze und eine kritische Gesammtausgabe von Hus' Schriften, eventuell auch von anderen Schriftstellern jener Zeit (z. B. Chelčický) vorbereite.

51. Vycpálek Jos., Fr. Martin Pelcel (Fr. Martin Pelzl). Progr. des Gymn. in Reichenau 1893, 8°, 32 SS.

Diese Biographie entstand aus Anlass des hundertjährigen Jubiläums der Gründung des Lehrstuhles für böhmische Sprache und Literatur an der Universität zu Prag, auf welchen Fr. Mart. Pelcl im Jahre 1793 erhoben wurde. Pelcl ist eine von jenen ehrwürdigen Gestalten in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, welche an dem Kranken-

lager unseres Volkes standen, bald hoffend, bald verzweifelnd bei dem Gedanken, dass es ihnen vorbeschieden sei, das Ende des böhmischen Volkes erleben zu müssen. Aber sie legten nicht die Hände in den Schoß, sie arbeiteten, um nicht etwa bei einer möglichen Genesung unvorbereitet gefunden zu werden, und sie scheuten keine Mühe und Anstrengung, um dem Kranken das Leben wiederzugeben. In diesen ihren Bestrebungen wurden sie durch gleichzeitige europäische Ereignisse unterstützt. Durch die französische Philosophie des 18. Jahrhunderts wurde eine neue Lehre gegründet, deren Losungsworte in ganz Europa Einklang fanden und überall mit Begeisterung aufgenommen wurden. Einen eifrigsten Bekenner dieser Ideen hatten die österreichischen Völker in ihrem edlen Herrscher und Kaiser Joseph II., welcher durch seine Patente klar an den Tag legte, dass er auch nach seiner philosophischen Überzeugung zu handeln gesinnt sei. Und seine Patente waren es, welche unser Volk aus der tiefen materiellen und geistigen Erniederung emporhoben, die ihm seine ruhmreiche Geschichte und die einst im böhmischen Volke herrschenden Ideen in Erinnerung brachten. Aufklärung und Humanität, aus Frankreich und Deutschland nach Böhmen zurückgekommen (vgl. Masaryk, Česká otázka, S. 10) waren der mächtigste Hebel, durch welchen das nationale Bewusstsein in Böhmen geweckt und gestärkt wurde. Die Bestrebungen der böhmischen Patrioten, am Ende des 18. Jahrhunderts auf diese philosophische Grundlage gestützt, fanden in den breiten Volksschichten mehr und mehr Boden, und es begann aus ihnen allmählich ein neues Leben zu erwachsen. — Einer der ersten und besten war Pelzl, dessen schriftstellerische Thätigkeit in dem vorliegenden Programm geschildert wird. Der Verf. bewegt sich aber nur auf der Oberfläche; er begnügt sich mit dem Aufzählen der Titel von Pelzls Büchern und Abhandlungen, ohne das Bestreben durch Pelzls Werke in sein Seelenleben einzudringen und ohne zu zeigen, wie Pelzl durch seine literarische Thätigkeit und philosophische Bildung in dem damaligen Zeitgeiste wurzelt. Denn was der Verf. hie und da über die Gründe unserer sogenannten »wunderbaren« Auferstehung sagt, ist theils von secundärer Bedeutung, theils so allgemein bekannt, dass es der Mühe nicht wert ist, das alles noch einmal zu wiederholen. Die Arbeit erhebt sich nicht über das gewöhnliche Niveau jener Biographien, die Gelegenheitsanlässen ihren Ursprung verdanken, und vergehen, ohne die Aufmerksamkeit der Literaturgeschichte auf sich zu lenken. Dass der Verf. in Bezug auf die Orthographie und Phraseologie auf einem veralteten Standpunkte steht, haben wir schon einmal dargethan.

52. Paroubek Ot. G., K dějinám českého verše (Zur Geschichte des böhmischen Verses). Progr. der Staatsmittelschule in Prag (Kleinseite) 1893, 8°, 00 SS.

Die vorliegende Arbeit ist eine Fortsetzung; der erste Theil ist in dem Programm des Jahres 1892 enthalten und bereits in dieser Zeitschrift besprochen. Von dem ursprünglichen Plane, durch statistische, aus den böhmischen Dichtern gesammelte Daten Durdíks Theorie von der böhmischen Dichtkunst zu stützen, wurde Umgang genommen, da sich eine berufenere Feder zu dieser Arbeit gefunden haben soll. Der Verf. behandelt daher in diesem Theile den Vers der übrigen slavischen Völker, um die nach seiner Meinung vorzügliche Theorie Durdíks durch Vergleichung des slavischen Verses als allein möglich und berechtigt darstellen zu können. Zu diesem Zwecke geht er alle slavischen Völker durch (die ganze Abhandlung soll nur eine kleine Skizze aus einer großen Arbeit sein), skizziert bei einem jeden unter Heranziehung einer genügenden Anzahl von Beispielen die Geschichte des Verses von der ältesten bis auf die neueste Zeit und kommt zu dem Resultate, dass die böhmische Sprache alle ihre slavischen Schwestern in dieser Hinsicht übertrifft, indem sie

die wunderbare Fähigkeit besitzen soll, Silben nach beiden Principien zu messen. Der Verf. hat diese Frage mit großem Fleiße und wahrer Hingebung behandelt, ein reiches Material zusammengetragen und besitzt auch unstreitig auf diesem Gebiete große Kenntnisse; er hat aber bei seinen Studien den umgekehrten Weg eingeschlagen, wie ein doctrinärer Forscher, welcher für seine eingebildete Idee eine Bestätigung in der Geschichte sucht und mit einem gewissen Geschick Ereignisse so zusammenzustellen versteht, dass wirklich der ihm liebgewordene Gedanke als berechtigt erscheint. Er constatiert selbst, dass das Quantitätsprincip bei allen slavischen Völkern theils ganz unmöglich, theils mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, dass die Volkspoesie dasselbe nicht kennt, dass es auch bei uns auf Grund eines wissenschaftlichen Experimentes in seinen Grundfesten erschüttert wurde, und doch will der Verf. die Quantität beibehalten. Warum hat er nicht die Studien Králs, den er selbst einen »berufenen Arbeiter« nennt, widerlegt? Eine auf die Abhandlung Králs (S. 37) sich beziehende Anmerkung beweist doch nichts. So kommt es denn, dass die vorliegende Arbeit eher zu Gunsten Králs zu sprechen als Durdíks Theorie zu bestätigen scheint. Aber der Verf. lässt an seinen Ideen nicht rütteln, wenn auch die ganze literarische Welt dagegen ist. So spricht er noch im Jahre 1893 vom Lumír (S. 9) und nimmt gar keinen Anstoß, die Königinhofer Handschrift als besonders geeignet zum Studium der Metrik zu empfehlen (S. 59). Eine solche Opposition könnte doch am Ende für den Verf. verhängnisvoll werden. Auch was das Verwandtschaftsverhältnis der slavischen Völker untereinander anbelangt, wandelt der Verf. seinen eigenen Weg, der mit der üblichen Eintheilung Miklosichs nicht übereinstimmt, ohne doch dessen Richtigkeit zu beweisen. Im ganzen unterscheidet sich diese Arbeit von der des vorigen Jahres vortheilhaft; namentlich muss man, was den Stil betrifft, zugestehen, dass er viel einfacher und klarer ist, wenn auch noch an einigen Stellen der Zusammenhang durch Wortschwulst verdunkelt wird.

53. Kubín Jos., Jazyk po stránce krásoumné (Die Sprache nach ihrer ästhetischen Bedeutung betrachtet). Progr. der böhm. Realschule in Budweis 1893, 8°, 00 SS.

Die ganze Arbeit zerfällt in zwei Theile. In dem ersten sind einige lautliche und syntaktische Erscheinungen aufgezählt, in denen ein ästhetisierendes Streben an den Tag zu treten scheint; in dem zweiten gibt der Verf. einige Winke, wie diese Eigenthümlichkeit der Sprache in der Schule berücksichtigt werden soll. Was das letztere betrifft, so beschränkt er sich auf die allgemein bekannten Thatsachen. Auch in dem ersten Theile gibt es Behauptungen, mit denen sich Ref. nicht einverstanden erklären kann. Gleich im Eingange sollte doch der Begriff der menschlichen Sprache genauer bezeichnet werden. Die Sprache, d. h. die durch das Gehör wahrgenommenen Laute, ist doch nicht an und für sich die glänzendste Function des Menschen, sondern vielmehr der schöpferische Geist, der seinen Gedanken den richtigen Ausdruck, das passende Gewand zu verleihen vermag. Will man also von der Ästhetik der Sprache sprechen, so kommt natürlich die Sprache in dem letzten Sinne des Wortes in Betracht. Dass dieses ästhetisierende Streben der Sprache nur dann günstige Erfolge aufzuweisen hat, wenn sich überhaupt der Entwicklung der Sprache keine Hindernisse entgegenstellen, ist richtig, aber die Bedingungen dieser Entwicklung sind nicht vollständig angegeben. Dass z. B. auch die Nachbarschaft eines Volkes auf die Entwicklung und dann auf die Ästhetik der Sprache einen großen Einfluss ausübt, steht außer Zweifel. Wie viele wohlklingende Vocale haben wir im Böhmischen durch die Nachbarschaft eingebüßt und überhaupt wie mannigfache Lautwandlungen erlebt! (Vgl. Gebauer, Hist. Grammatik, I. Theil, §. 104.) In dieser Hinsicht hätte der Verf. namentlich aus der Geschichte des böhm. Umlauts vieles für seine Arbeit verwerten können.

Auch die einzelnen Fälle, wo der Verf. ein ästhetisierendes Streben der Sprache wahrzunehmen glaubt, können bezweifelt werden; der Behauptung, dass Bequemlichkeit im Aussprechen ästhetische Formen fördere und erzeuge, kann man eine Unzahl Formen entgegenstellen, namentlich aus unseren Dialecten, die von etwas ganz anderem Zeugnis ablegen. Das bekannte Lautgesetz: media ante mediam, tenuis ante tenuem, möchte ich nicht auf diese Bequemlichkeit zurückführen; das Gesetz ist physiologisch begründet. Der Verf. will überhaupt der Bequemlichkeit einen weit größeren Wirkungskreis einräumen, als es recht und billig ist. So möchte er gern auch den Ablaut so erklären, während der Grund dieses indogermanischen Lautwechsels gewiss in erster Reihe in dem Bedürfnisse sich neue Wortbildungen zu verschaffen lag; es kann wohl auch die Bequemlichkeit dabei ins Spiel gekommen sein, aber ihre Rolle war eine untergeordnete. Wenn der Verf. diese und andere (S. 6, 7, 8) Vocal- und Consonantenveränderungen in diesem Sinne auffasst, so hätte er, um consequent zu sein, überhaupt die ganze Lautlehre auf dieses ästhetisierende Streben zurückführen können. Hätte er die Grenzen seiner Abhandlung schärfer gezogen, dann wäre es möglich gewesen das umfangreiche Material zu beherrschen, so aber erscheint die Arbeit als eine Menge von zufällig hingeworfenen Bemerkungen, die mit dem aufgestellten Thema nur in einem losen Zusammenhange stehen. Das, was man gewöhnlich unter der ästhetischen Seite der Sprache versteht, hat der Verf. nur vorübergehend berührt (S. 9, 10, 11).

Neuhaus. Dr. Joh. Kaňka.

---

54. Zösmair J., Herzog Friedrichs Flucht von Constanz nach Tirol. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Innsbruck 1894, 8°, 36 SS.

Der Verf., dem wir bereits eine Reihe tüchtiger Arbeiten zur Geschichte Vorarlbergs danken, gibt uns hier eine übersichtliche, aus guten Quellen geschöpfte Darstellung der Flucht Friedrichs. In sachgemäßer Weise werden die Beziehungen des Herzogs zu König Sigismund einerseits, zu Papst Johann XXIII. andererseits, dann der Fall des Herzogs, seine verzweifelte Lage, seine Flucht, sein Kampf und Sieg und seine Aussöhnung mit dem König und dem Concil dargestellt.

55. Turba G., Zur Verhaftung des Landgrafen Philipp von Hessen 1547. Progr. der k. k. Oberrealschule im II. Bezirke von Wien 1894, 8°, 32 SS.

Die Gefangennahme des Landgrafen von Hessen und dessen darauf folgende Haft bildet bekanntlich den Wendepunkt in der Regierung Karls V. und ist eine der vornehmsten Ursachen der Misserfolge seiner letzten Regierungsjahre. Der Gegenstand selbst ist in älteren Zeiten und auch noch in unseren Tagen mit großer Vorliebe, oft freilich mit mehr Parteieifer als historischer Treue dargestellt worden, und hat namentlich die kaiserliche Politik stets den Vorwurf seltener Hinterhältigkeit, wenn nicht noch Ärgeres, hören müssen. Davon ist man freilich jüngstens zurückgekommen. Die neuesten Bearbeiter des Gegenstandes Issleib und Schädel urtheilen richtiger. Auch nach diesen Arbeiten bringt die vorliegende, wie wir gerne anerkennen, manches Neue, nicht bloß in dem, was die Beilagen enthalten, sondern in der Darstellung selbst. Der Verf. gibt zunächst eine zwar knappe, doch hinreichend orientierende Übersicht über die Stellung Karls V. in der Zeit, bevor die Verhandlungen mit dem Landgrafen begannen, schildert

dann ebenso kurz den Verlauf des Krieges von 1546, hierauf die ersten Versöhnungsversuche des Landgrafen, die Verhandlungen in Leipzig, die deutschen Nebenartikel vom 2. Juni 1547, den Abschluss der Verhandlungen und die Verhaftung. Den Kernpunkt bilden die Abschnitte IV und V. Aber schon im II. finden sich einige dankenswerte Erörterungen, so über die Bedeutung des Ausdruckes »ewigen Gefangnuss«; im IV. ist die Bedeutung der Worte »weder zu Leibstraff noch zu ewigem gefencknuss« gut auseinandergesetzt. Die Absichten des Kaisers finden S. 17 ihre gerechte Würdigung. Ferdinand I. sah in der Sache wohl schärfer als der Kaiser; auch sein Sohn, Erzherzog Maximilian, hatte den Auftrag, im versöhnlichen Sinne zu wirken, wie ich einem Schreiben Maximilians an den Landgrafen entnehme: »Er (Maximilian) werde nicht unterlassen, seinetwegen (des Landgrafen wegen) beim Kaiser vorzusprechen, damit er »zum ehisten erledigt werde: inmassen wir dann von der Röm. kgl. M' unserm allergn. liebsten herrn u. vattern auch in bevelch haben. Das wir Ew. Liebden nicht wolten verhalten.« Im Anhange theilt der Verf. die zwar schon bekannten, aber in ungenügender Weise edierten Briefe des Bischofs Granvelle an die Königin Maria vom 20. und 21. Juni 1547, dann die deutschen Nebenartikel vom 2. Juni 1547 mit und gibt endlich zu dem bei Lanz gedruckten Texte von Granvelles Darstellung der Verhandlungen und der Gefangennehmung des Landgrafen eine Reihe von Verbesserungen.

56. Straganz P. Max, Beiträge zur Geschichte Tirols. I. Progr. des Untergymn. der Franziskaner in Hall 1894, 8°, 39 SS.

Als eine der ältesten Niederlassungen des Clarissenordens auf deutschem Boden muss die zu Brixen genannt werden, wie sie ja auch die einzige ist, die hier noch besteht. Es ist begreiflich, dass das Kloster seit seinem fast 700jährigen Bestande einen großen Schatz an Urkunden erhalten hat. Daraus theilt der Herausgeber 37 der wichtigsten mit, was umso dankenswerter ist, als beispielshalber von den päpstlichen Urkunden von Potthart nur zwei erwähnt werden. Jedes Stück ist sorgsam mit diplomatischer Treue behandelt. Wir finden Urkunden von Gregor IX. (3), Innocenz IV. (12), Alexander IV. (13), Urban IV. (1), Bonifaz VIII (5), Johann XXII. (1), eine des Cardinals Rainald von Ostia und je eine der Söhne Meinhards II. von Tirol, Herzog Ottos und Herzog Friedrichs (mit der leeren Tasche). Im Anhange wird noch aus einem Codex der Bibliothek des Franciscanerhospizes zu Brixen die aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts stammende Fundatio sive aedificatio primaria monasterii s. Elisabeth prope Brixinam (das obenerwähnte, eiusdemque reformatio atque gubernatio mitgetheilt. Die Darstellung geht »auf primäre« Quellen zurück. Der Bericht war bisher wohl nicht unbekannt, aber noch ungedruckt.

57. Gelcich G., Piero Soderini profugo a Ragusa. Memorie e documenti. Progr. der k. k. nautischen Schule in Ragusa 1894, 8°, 32 SS.

Diese Arbeit wird jedem Freunde der florentischen Geschichte in hohem Grade willkommen sein. Man kennt Soderini aus der prächtigen Charakteristik, die ihm, »dem besten Manne der Stadt«, kein Geringerer als Ranke zutheil werden ließ. Soderini, der Schützer der Freiheit in Florenz, wurde durch seine Gegner vertrieben: er gieng (Sept. 1512) nach Ragusa. Der Verf. erörtert die älteren Beziehungen zwischen Florenz und Ragusa seit dem 13. Jahrhundert und geht dann auf die Ankunft und den Aufenthalt Soderinis in Ragusa ein. Dem Aufsatze sind acht Briefe beigegeben, welche die Ankunft Soderinis in Ragusa und seine Reise nach Rom betreffen.

58. Petris St., L'archivio della communità di Ossero. Progr. des k. k. Obergymn. in Capodistria 1894, 8°, 35 SS.

Nach einer knappen Erörterung der Verluste der ältesten archivalischen Materialien beschreibt der Verf. knapp mit Schlagworten 200 Nummern, beziehungsweise Fascikeln mit Materialien zur Geschichte von Ossero seit der Mitte des XV. bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts; die meisten sind rechtlicher Natur; eigentliche historische Berichte werden nicht angeführt.

59. Scheck G., Die Kremsierer Inschriften. Progr. des k. k. deutschen Staatsgymn. in Kremsier 1894, 8°, 33 SS.

Der Verf. gibt eine Übersicht der im Schloss und Park zu Kremsier, dann der in der dortigen St. Maurizkirche und an kleineren Gebäuden und Heiligenstatuen vorhandenen Inschriften. Historischen Wert besitzt kaum eine; die Sammlung wurde aber trotzdem »zu dem Zwecke unternommen, bei der studierenden Jugend Interesse für die Geschichte ihres Studienortes zu erwecken«.

60. Mitrović B., Cipro nella storia medioevale del commercio Levantino. Progr. der städt. Oberrealschule in Triest 1894, 8°, 52 SS.

Auf Grundlage der Arbeiten Heyds (Geschichte des Levantehandels im Mittelalter) u. a. nebst den einschlägigen Quellenwerken schildert der Verf. in übersichtlicher Weise die Stellung Cyperns im Levantehandel des Mittelalters von Peter I., unter dem der Zustand der blühendste war, bis auf die venetianische Zeit herab. Die Beziehungen der italienischen und nichtitalienischen Handelsmächte (zu letzteren gehören Montpellier und Barcelona) werden ihrer Bedeutung nach besprochen.

Graz. J. Loserth.

---

61. Simeoner A., Der Geschichtsunterricht in seiner erziehlichen Bedeutung. Progr. des k. k. Staats-Real- und Obergymn. in Ungarisch-Hradisch 1893, 8°, 25 SS.

Der Verf. erörtert unter Heranziehung der einschlägigen Literatur und häufiger Bezugnahme auf die bestehenden Verordnungen die Bedeutung des Geschichtsunterrichtes, ohne übrigens dem viel behandelten Thema eine neue Seite abzugewinnen.

Villach. A. Zeehe.

---

62. Siegmund Richard, Ein Hilfsbuch der Realien beim philologischen Unterrichte? — Müller Karl, Ein Volumenometer und seine Verwendung im Unterrichte. Progr. des Communal-Real- und Obergymn. in Teplitz (Böhmen) 1894.

Der Verf. des ersten Artikels (S. 3—16) hat meiner Ansicht nach recht, wenn er aus pädagogischen und didaktischen Gründen die Verwendung eines Realienbuches als Lehr- oder Hilfsmittel in der Schule perhorresciert und auch gegen die Anlegung von systematischen Collectaneenheften der Realien sich erklärt. Ebenso kann man damit nur einverstanden sein, wenn er die Textausgaben der Schulautoren mit

brauchbaren literar-historischen Einleitungen und Namenindices, sowie kurzen entweder zusammenfassenden oder lexikalisch angeordneten Erörterungen der einschlägigen Realien in bescheidenem, nur dem wirklichen Schulbedürfnisse entsprechendem Ausmaße versehen wissen will; er schraubt übrigens seine Forderungen nicht hoch, da er sie in einigen Tempsky'schen Schulausgaben erfüllt sieht.

Diesen Weg verlässt er für Homer, Vergil, Ovid und Horaz; bei Homer, sagt er, 'muss es wohl dem Lehrer überlassen bleiben, bei der Erklärung das nothwendige antiquarische Material, soweit er es für gut hält, zu bringen.' Diese Inconsequenz ist unverständlich; für Autoren, die der sachlichen Erklärung weniger bedürfen, werden Realiendarstellungen verlangt, für jenen, der ihrer ganz besonders bedarf, verzichtet man auf diesen Behelf; allerdings wird für Walfische auch sonst keine Thorsteuer vorgeschrieben, während die kleineren und die kleinsten Fische sich dem Tarife fügen müssen. Man sieht, eigentlich thut der Verf. nichts anderes, als dass er die bestehenden Verhältnisse codificiert. — Die große derzeitige Bewegung in den Homerfragen, die von ausschlaggebender Bedeutung für die Homerinterpretation auch in der Schule ist, wird übrigens nicht gestreift.

Bedenklich erscheinen mir die Vorschläge des Verf.s, Dispositionen von Reden u. ä. den Ausgaben beizufügen und die Sprechweise, den Satz- und Odenbau, Parallelismus u. a. bei Cicero und Demosthenes durch passenden Textdruck hervorzuheben, auf dass 'jene stilistischen Feinheiten, wo es angienge, durch Stellung, Anordnung und verschiedenen Druck (groß, gesperrt, schief, fett usw.) dem Auge des Schülers ersichtlich wären, so zwar, dass auf solche Weise demselben auf einen Blick mehr klar würde als sonst mit großer Mühe und Zeitaufwand erreicht wird' (S. 15). Diese Absichten sind vielmehr meiner Meinung nach, wo ihnen überhaupt das Wort zu reden ist, und insbesondere bei den Inhaltsangaben und Dispositionen, hauptsächlich durch die vom Lehrer zu leitenden und zu unterstützenden Denkübungen der Schüler selbst zu erreichen, und ihnen diese Arbeit zu ersparen, heißt so viel als auf einen durchaus wichtigen Theil der Bildungselemente der Lectüre verzichten.

Der zweite Aufsatz (S. 17—20) berichtet in Wort und Bild über einen von Gymn.-Prof. Karl Müller in Teplitz ersonnenen und von Prof. Dr. Houdek in Prag zur Ausführung übernommenen Voluminometer (oder wie der Verf. das Wort hässlich gestaltet: 'Volumenometer'), mit welchem 'der Inhalt aller Körper in gleich einfacher Weise gemessen werden kann, mögen dieselben specifisch leichter oder schwerer als Wasser sein' und das 'den Vorzug eines klaren, durchsichtigen Princips und leichter, schneller Handhabung besitzt und den Vortheil gewährt, größere Stücke zur Dichtebestimmung verwenden zu können, wodurch die möglichen Fehler bedeutungslos werden'. Als didaktisches Hilfsmittel scheint der neue Apparat sehr verwendbar und dem Verständnisse der Schüler auch des Untergymnasiums ganz angemessen zu sein. Für seine Verwendung bei festen, unlöslichen Körpern im praktischen Leben erscheint mir aber sein Gebrauch etwas gar zu zeitraubend zu sein; vor jeder Messung muss die Wasserhöhe reguliert, das Gefäß, in das der zu untersuchende Körper gelegt wird, wenn auch mit leichter Hantierung, verschlossen und der ganze Apparat umgestürzt werden. Jedenfalls ist für jenen, den Münzstudien oft zur Ermittlung der specifischen Gewichte veranlassen — hauptsächlich von diesem Standpunkte aus hat Müllers Voluminometer für mich Interesse, und von ihm aus erlaube ich mir als Laie darüber zu sprechen —, die Feststellung des Gewichtsverlustes im Wasser mittelst der Wage leichter festzustellen und das specifische Gewicht auf diesem Wege mit größerer Genauigkeit zu ermitteln.

Wien. Wilh. Kubitschek.

Das zweite Jahr des neuphilologischen Vereines.

Band 45, S. 953 dieser Zeitschrift haben wir über die Gründung, den Zweck und die ersten fünf Versammlungen des neuphilologischen Vereines berichtet. Im Folgenden sei die Entwicklung und das Wirken desselben in dem abgelaufenen Jahre dargestellt.

Vorher müssen wir noch der letzten drei Monatsversammlungen des Jahres 1894 gedenken, welche auf die Sommerferien folgten. In der ersten derselben, am 26. October, theilte Prof. Dr. Nader seine Wahrnehmungen mit, die er an Londoner Mittelschulen, namentlich im Unterrichte des Deutschen und Französischen, gemacht. Diese Versammlung war durch die Anwesenheit des Geheimrathes Hüffer aus Bonn ausgezeichnet, der in wirkungsvoller Rede über die bevorstehende Hans Sachs-Feier sprach. — Am 23. November zeigte Dr. B. Hönig in seinem Vortrage 'Aus Bürgers Frühzeit', dass die volksthümliche Ballade nicht durch Nachahmung entstanden, sondern allmählich im Innern Bürgers gereift sei. An demselben Abend besprach Prof. Meyer-Lübke die Eigenthümlichkeit gewisser romanischer Infinitivconstructionen, wie des französ. je ne sais que faire. — Am 21. December hielt Prof. Nader einen Vortrag über das University Extension Meeting in Oxford. Der Vortragende handelte zuerst von der Geschichte und Entwicklung der Extension in England und anderen Ländern und berichtete hierauf über die Vorlesungen des VI. Sommer-Meeting, an denen er selbst theilgenommen. Er hob den Wert des Meeting in sachlicher und sprachlicher Beziehung hervor und empfahl den Lehrern des Englischen an der Realschule sehr warm den Besuch desselben. Nach diesem Vortrage machte Privatdocent Dr. Jellinek der Versammlung eine eingehende Mittheilung über die neugefundenen altsächsischen Bruchstücke.

In der 1. Versammlung des Jahres 1895, am 25. Januar — der 9. Versammlung des Vereines überhaupt — wies Privatdocent Dr. Kraus in seinem Vortrage über die »Beziehungen der deutschen Kaiserchronik zum Trierer Sylvester« die bisher geltende Annahme, dass beide Denkmäler auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen, als unhaltbar zurück. — In der 10. Sitzung am 22. Februar gab zuerst Dr. Beer eine Mittheilung über den gegenwärtigen Stand der biographischen Frage in Spanien. Hierauf hielt Prof. Schipper einen höchst fesselnden Vortrag über Charles Wolfe, dem jung verstorbenen Verfasser des bekannten Gedichtes 'The burial of Sir John Moore'. Der Vortragende deckte in klarer und eindringlicher Untersuchung die poetischen Schönheiten dieses Gedichtes auf und brachte sie durch eine warm empfundene und formvollendete metrische Übertragung den Zuhörern vollends zum Bewusstsein. — In der 11. Versammlung am 22. März sprach Dr. Jellinek in einem Vortrage »Zur Geschichte der deutschen Grammatik« über das auslautende e der Substantiva. Dr. A. Weiß machte auf Übereinstimmungen in der literarischen Composition zwischen Zola und Ben Jonson aufmerksam. Prof. Minor endlich gab einige Mittheilungen aus dem Gebiete der Faustliteratur. — In der nächsten Sitzung am 26. April handelte Dr. Detter über die dänischen Volkslieder. Prof. Dr. Kellner wies nach, dass Volneys 'Les ruines' Shelleys 'Queen Mab' stark beeinflusst habe. — Am 17. Mai, der letzten Versammlung vor den Sommerferien, hielt Dr. v. Lenk einen Vortrag über die isländischen Familiensagas. Dr. Detter nahm in einer »Mittheilung zu Goethes Faust« an, dass eine Scene des Puppenspieles Goethe als Quelle zu 'Wald und Höhle' im 'Faust' gedient habe. — In der 14. Versammlung am 25. October hielt Prof. Dr. Kellner einen Vortrag über den unlängst verstorbenen amerikanischen Schriftsteller Oliver Wendell Holmes. Hierauf legte Prof. Schipper eine Reihe neuer Lehr- und Lesebücher für den deutschen, französischen und englischen Unterricht vor. — Am 22. November warnte Dr. Kraus in einem gründlichen Referate vor Kögels Geschichte der altdeutschen Literatur. Prof. Dr. Friedwagner berichtete übe einige Publicationen aus der alt-

französischen Literatur. — Am 20. December hielt derselbe einen Vortrag über den altfranzösischen Roman „La Vengeance Raguidel". Er sprach die Überzeugung aus, dass der Verfasser des Gedichtes mit Raoul de Houdan, dem Verfasser des Meraugis, identisch sei und erhärtete dies durch eine Reihe von sprachlichen Gründen. Hierauf las Prof. Schipper Proben aus der neuen Ruskin-Übersetzung von Feis vor.

Aus dieser gedrängten Darstellung der Thätigkeit des Vereines im abgelaufenen Jahre geht abermals zur Genüge hervor, dass die Vortragsabende an Reichhaltigkeit und Interesse nichts zu wünschen übrig lassen. Wenn wir das Programm der acht Versammlungen des Jahres 1895 mit dem des ersten Vereinsjahres vergleichen, so finden wir, dass die Romanistik diesmal mehr zur Geltung gekommen ist. Am stärksten ist wieder die Germanistik vertreten. Die Methodik und Didaktik ist im abgelaufenen Jahre spärlich bedacht, da die Vorträge und Mittheilungen mit wenigen Ausnahmen wissenschaftlicher Natur waren. Auch sonst nahm der Verein regen Antheil an allem, was in seine Interessensphäre einschlägt. Es wurde über den Frankfurter Feriencurs gesprochen und man berieth über eine eventuelle Theilnahme an der Versammlung deutscher Philologen in Köln. An der hiesigen Mussafia-Feier betheiligte sich der Verein durch eine Deputation. Endlich hat der Verein in der Frage der Errichtung französischer und englischer Sprachcurse zur Heranbildung künftiger Lehramtscandidaten der modernen Philologie — welche Maßnahme seinerzeit im Vereine durch einen Vortrag angeregt und durch eine Deputation des Vereines bei der hohen Unterrichtsverwaltung befürwortet wurde — den Erfolg zu verzeichnen, dass nunmehr in Prag und Wien solche Curse errichtet wurden. In der Sitzung vom 20. December des abgelaufenen Jahres machte der Vorsitzende, Prof. Schipper, der Versammlung davon Mittheilung und sprach zugleich der hohen Unterrichtsverwaltung den Dank im Namen des Vereines aus. Der Vorstand des Vereines war derselbe wie im ersten Jahre und wurde auch für das Jahr 1896 wiedergewählt. Bei dieser Gelegenheit wurde dem Gründer und bisherigen ersten Vorsitzenden des Vereines, Herrn Univ.-Prof. Dr. Jakob Schipper, der wohlverdiente Dank für seine aufopfernde Thätigkeit im Interesse des Vereines ausgesprochen. Die Zahl der Mitglieder betrug am Ende des zweiten Jahres 73, ist also um 15 gegen das Vorjahr gestiegen. Leider stehen noch viele Lehrer der neueren Sprachen an der Realschule dem Vereine ferne, der ihnen nicht nur wissenschaftliche und methodische Anregungen bieten, sondern auch sonst ihre Interessen vertreten könnte. Wir glauben mit der Annahme nicht fehlzugehen, dass die Ursache davon die Überbürdung ist, welche den in Wien wirkenden neuphilologischen Lehrern aus den überfüllten Classen und den Massencorrecturen erwächst. Es ist indes die Hoffnung vorhanden, dass durch die bevorstehenden Änderungen im Lehrplane, durch welche das Stundenausmaß der Lehrverpflichtung sowie die Anzahl der schriftlichen Arbeiten beschränkt werden dürfte, ferner durch eine die materielle Lage auch der Mittelschullehrer verbessernde Gehaltsregulierung, wodurch die Nothwendigkeit der zeitraubenden und ermüdenden Nebenbeschäftigungen entbehrlich würde, bald ein Wandel zum Besseren geschaffen werde und dass dann alle neuphilologischen Lehrer Zeit und Lust haben werden, dem Vereine beizutreten, der ihnen als natürlicher Vermittler in dem so nothwendigen Contacte zwischen Schule und Wissenschaft nur von größtem Nutzen sein kann.

Wien. Dr. A. Würzner.

Berichtigungen.

S. 340, Z. 19 l. Eigenname st. Appellativum. — S. 321 ist das zu V. 55 über *aodlihho* Bemerkte zu streichen. C. Kraus.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Die gegenwärtige Reform der Maturitätsprüfung in Frankreich.

Die Maturitätsprüfung (Le Baccalauréat) in Frankreich[1]) wurde durch die kaiserliche Verordnung vom 17. März 1808 eingeführt. Diese Prüfung musste an der Universität (La faculté des lettres) abgelegt werden; sie erstreckte sich auf die lateinischen und griechischen Autoren, auf Rhetorik und Philosophie. Ihre Dauer war unter dem Vorsitze des Rectors oder Inspectors der Akademie mindestens auf drei Viertelstunden für den Candidaten festgesetzt, dessen Minimalalter 16 Jahre betragen musste. Ferner wurde ein Ausweis über die an einem Lyceum oder auch an einer philosophischen Facultät zurückgelegten Studien verlangt. Als neue Prüfungsgegenstände kamen 1820 Geschichte und Geographie, 1821 Mathematik und Naturgeschichte hinzu; hinsichtlich der Philosophie wurde laut einer nach neun Jahren wieder aufgehobenen Verordnung Latein als Prüfungssprache festgesetzt. Merkwürdig ist die Anordnung, dass die Fragen durch das Los gezogen werden sollten; diese mussten in drei Gruppen eingetheilt werden, von denen die erste lateinische und griechische Autoren mit der Rhetorik, die zweite Geschichte und Geographie, die dritte die restlichen Gegenstände umfasste. Bis zum 9. Februar 1840 wurden sämmtliche Prüfungen nur mündlich abgehalten, erst von jenem Tage datiert die Bestimmung, dass auch eine schriftliche Arbeit (frz. Aufsatz oder eine Übersetzung) von den Candidaten verlangt werde. Doch erschien

[1]) Sämmtliche Verordnungen über die Maturitätsprüfung sammelte A. de Beauchamp in vier Bänden und veröffentlichte sie unter dem Titel 'Recueil des lois et règlements sur l'Enseignement supérieur.' Paris (Delalain) 1880—1885. Bis zu jenem Jahre betrug deren Zahl 150. Einen geschickten kurzen historischen Überblick bietet H. Lantoine in der Revue universitaire 1896, II, S. 127—139 und III, S. 147—255 in dem Aufsatze 'Le baccalauréat ès lettres'.

bereits am 14. Juli 1840 eine königliche Verordnung, die nur eine einzige schriftliche Arbeit forderte, von deren Bearbeitung die Zulassung zur mündlichen Prüfung abhieng. Diese zerfiel in zwei Theile und erstreckte sich einerseits auf die Erklärung der Autoren, andererseits auf Philosophie, Literatur, Geschichte, Mathematik und Physik. Die wichtigste Neuerung beider Theile bestand darin, dass sowohl französische Classiker, als auch Geschichte der französischen Literatur hinfort geprüft wurden. Betreffs der Geschichte und Geographie wurde vor dem Eingehen auf Einzelheiten gewarnt.

Da durch die Verordnung vom 16. November 1849 die Errichtung von Unterrichtsanstalten jedermann freigegeben wurde (l'enseignement libre), so musste natürlich die Forderung, dass sich die Candidaten durch ein Zeugnis über die zurückgelegten Studien ausweisen, fallen. Diese Bestimmung erwies sich in der Zukunft äußerst folgenschwer und verhängnisvoll.

Von den Änderungen, die die folgenden Zeiten brachten, seien nur wenige hervorgehoben. Merkwürdig erscheint uns die am 5. November 1852 getroffene Bestimmung, dass entweder eine lateinische oder eine französische Abhandlung geliefert werden könne. Da es nun selbst dem Prüfungscommissär nicht bekannt war, welche Arbeit werde gegeben werden, so ereignete es sich sehr oft, dass eine größere Zahl von Studenten sofort den Saal verließ, wenn ein lateinischer Aufsatz verlangt wurde. Man musste auch bereits nach fünf Jahren (3. August 1857) von dieser Forderung abgehen. Einschneidender waren die Modificationen, die Duruy als Minister (28. November 1864) einführte. Er hob das Ziehen der Fragen durch das Los auf und bestimmte als Prüfungsstoff die Gegenstände der beiden letzten Jahrgänge des Gymnasiums (la classe de rhétorique, la classe de philosophie). Der schriftliche Aufsatz sollte ein philosophisches Thema behandeln, die mündliche Prüfung sollte die Erklärung von Classikern, Geschichte und Geographie, ferner Philosophie und die Anfänge der Naturwissenschaften (éléments des sciences) umfassen. Das Hauptverdienst Duruys bestand in der engen Angliederung der Prüfung an das Gymnasium. Ferner wurde der Nachdruck auf den Nachweis allgemeiner Bildung, nicht aber auf Detailkenntnisse, d. h. wissenschaftlich gesprochen: auf formale (pouvoir) und nicht auf reale Bildung (savoir) gelegt.

Die traurigen Ereignisse des Jahres 1870 lenkten auch die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Unterrichtswesen, dessen Mängel unter dem Ministerium Jules Simon allgemein anerkannt wurden. Nach dem Vorschlage des Bischofs Dupanloup wurde im Conseil supérieur am 1. Juli 1874 eine Zweitheilung der Prüfung beschlossen. Der Hauptbeweggrund zu dieser Maßregel ist darin zu erblicken, dass die zwei obersten Classen (la rhétorique und la philosophie) nur von sehr wenigen Schülern besucht wurden, weil die meisten vorher austraten und sich für die Prüfung das nöthige Wissen einpauken ließen. Mit Recht bemerkt Dupanloup, dass bei

diesem Vorgange die allgemeine Schulung des Geistes sehr leide. Deshalb wurde zunächst über den Stoff der Rhetorik geprüft und in einem Jahre darauf über den der Philosophie. Gegenstand der ersten Prüfung waren eine lateinische schriftliche Übersetzung und ein lateinischer Aufsatz, an die sich dann die Erklärung lateinischer, griechischer und französischer Classiker dieser Classe nebst Fragen über Geographie und Geschichte, classische Literatur und Rhetorik im Umfange des entsprechenden Jahrespensums anschlossen. Nach einem Jahre wurde ein französischer Aufsatz philosophischen Inhalts und eine Übersetzung aus einer modernen Sprache verlangt. Die mündlichen Fragen aus Philosophie, Geschichte und Geographie, Naturwissenschaften und aus einer lebenden Sprache (Deutsch oder Englisch) erstreckten sich nur auf den im obersten Jahrgange durchgenommenen Stoff. Man hoffte durch dieses Gesetz nicht nur ein gründlicheres Studium zu erreichen, sondern auch den Schülern durch die Zweitheilung der Prüfung eine bedeutende Erleichterung verschafft zu haben.

Doch auch diese Erwartungen erwiesen sich als trügerisch; die Klagen wollten nicht aufhören. Neue Änderungen tief einschneidender Natur brachte schon das Decret vom 19. Juni 1880. Hinfort sollte die erste schriftliche Prüfung aus einer lateinischen Übersetzung, einem französischen und einem deutschen oder englischen Aufsatze bestehen. Es fiel also der lateinische Aufsatz fort und an die Stelle einer Übersetzung aus einer modernen Sprache trat ein entsprechender Aufsatz. Gleichzeitig durften für die lateinische Übersetzung nur ganz dünne Lexica, die bloß die Grundbedeutung eines jeden Wortes enthielten, benützt werden. Die mündliche Prüfung sollte sich jetzt auf den Stoff der drei vorhergehenden Jahre erstrecken, doch durften die Schüler für jede Classe und jede Sprache den Prosaiker und Dichter angeben, aus dem sie geprüft werden wollten, wobei noch immer die stattliche Zahl von 24 Werken herauskam. Weniger wurde an der zweiten Prüfung geändert. Es trat zu dem französischen Aufsatze noch ein solcher streng wissenschaftlichen Charakters. Die frühere Bestimmung, die für die Zulassung zur ersten Prüfung ein Alter von 16 Jahren festsetzte, wurde beibehalten.

Aber auch diese Vorschrift war nicht von langer Dauer, da bereits das Decret vom 8. August 1890 neue Modificationen brachte, die sich bis zum heutigen Tage behauptet haben. Bei der ersten Prüfung fiel der fremdsprachliche Aufsatz, bei der zweiten der wissenschaftliche fort. Mit Ausnahme der lateinischen Übersetzung kann der Candidat immer unter drei Themen, die zur Bearbeitung gegeben werden, frei wählen. Die wichtigste Neuerung bildet aber die Aufhebung der bisherigen drei Baccalaureate (ès lettres, ès sciences und ès sciences pour la partie mathématique) und die Schaffung eines einzigen *de l'enseignement secondaire classique.* Die erste Prüfung ist für alle Candidaten dieselbe, erst bei der

zweiten tritt eine Dreitheilung ein, nämlich: *a)* Lettres, Philosophie; *b)* Lettres, Mathématiques; *c)* Lettres, Sciences physiques et naturelles. Das Diplom trägt am Kopfe eine entsprechende Bemerkung (mention). Einen bedeutenden Schritt nach vorwärts bezeichnet die Einführung des sog. 'Livret scolaire'. Es ist dies ein Schulausweis, den der Candidat seiner Prüfungscommission vorlegen darf, die verpflichtet ist, ihn bei ihren Berechnungen zu berücksichtigen. So wird der Schüler, wie man hoffte, seinen Prüfern doch nicht mehr ganz unbekannt sein. Leider stellte sich bald heraus, dass bei der großen Zahl der Prüflinge eine gründlichere Einsichtnahme der Livrets scolaires eine Sache der Unmöglichkeit sei. Immerhin war es der erste Schritt zu der im neuen Gesetzentwurfe Combes' vorgeschlagenen Reform.

Wenn an einer Institution in verhältnismäßig so kurzer Zeit solch zahlreiche Veränderungen getroffen werden, so lässt sich wohl denken, dass man an ihr sehr viel auszusetzen hat. Man trug sich deshalb bereits seit längerer Zeit im französischen Unterrichtsministerium mit Reformplänen, die jetzt zu einem bestimmten Abschlusse gekommen sind. Am 4. Februar d. J. legte der Unterrichtsminister Combes [1]) der Kammer ein neues Gesetz sammt einem ausführlichen Motivenberichte von 32 Seiten in 8° vor (Projet de loi sur la réforme des épreuves terminales des études secondaires présenté *Au nom de M. Felix Faure,* Président de la république française, *Par M. Combes,* Ministre de l'instruction publique, des Beaux arts et des Cultes. Annexe au procès-verbal de la séance du 4 février 1896). [2])

Mit Fug und Recht erblickt Combes den Hauptfehler der bisherigen Bestimmung darin, dass die Prüfung an der Universität, d. h. den 17 philosophischen Facultäten, die sich in verschiedenen Städten Frankreichs befinden, abgelegt werden müsse. Schüler und Examinatoren sind ja einander völlig fremd; diese haben keine Kenntnis von dem Können eines Gymnasiasten. In der sog. Rhetorik und der vorhergehenden Classe dürfen nur 15 Stunden der gesammten französischen Literaturgeschichte gewidmet werden; mithin wissen die französischen Abiturienten viel weniger von der heimischen Literatur als die unseren. Nun sehen wir uns bei

---

[1]) Derselbe brachte in der Sitzung der Kammer vom 5. März d. J. ein anderes wichtiges Gesetz durch. Die Universitäten werden der Aufsicht des Conseil académique entzogen und dessen Befugnisse werden dem bisherigen Conseil général des facultés, der künftig den Namen Conseil de l'Université führen und unserem akademischen Senate entsprechen wird, übertragen. Ferner können jetzt die Universitäten selbstständig über die Verwendung ihrer Einkünfte verfügen. Berichterstatter war der frühere Unterrichtsminister Poincaré, in dessen Nachlass Combes diesen Gesetzentwurf vorfand. Das Wort ergriffen in zustimmendem Sinne Paul Vigné und der Führer der Clericalen Msgr. d'Hulst.

[2]) Ich citiere nach der im Februarhefte der Revue universitaire abgedruckten Beilage.

diesem Stand der Kenntnisse einige Themen an, die nach dem Motivenberichte (S. V, A. 1) in der letzten Zeit gegeben wurden. Es sollen nur einige hervorgehoben werden. „De l'oraison funèbre de l'antiquité comparée a celle du XVIIe siècle. Ressemblances et différences. — La Renaissance a-t-elle nui au développement spontané de la littérature française? — Quelles sont les raisons par lesquelles on peut essayer d'expliquer pourquoi Boileau a omis dans son *Art poétique* les fables de La Fontaine? — Donner une idée de la société des précieuses au XVIIe siècle. Quelle influence a-t-elle exercé sur l'esprit et sur la langue? — La métrique de la *Chanson de Roland*. — Des innovations de Voltaire dans la manière d'écrire l'histoire. Qualités et défauts du *Charles XII.* et du *Siècle de Louis XIV.*" — Der Herausgeber der Revue universitaire fügt dem Abdruck noch einige andere höchst auffällige Aufgaben bei. Mit Recht bemerkt der Minister, dass man zur Bearbeitung der eben angeführten Themen ein Jahr gründlichen Studiums der Literaturgeschichte benöthige. Deshalb sind auch die Prüfungsresultate gegenüber den unsrigen geradezu erschreckend. Der Motivenbericht belehrt uns S. VI über die Ergebnisse des Jahres 1895 und gibt an, dass an Gymnasien und Realschulen, insofern unsere Ausdrücke die französischen Termini Baccalauréat classique und Baccalauréat moderne decken, im ganzen nur **43·2%** approbiert wurden. Von einem Lyceum meldeten sich z. B. 26 Schüler, von diesen wurden 23 bereits nach der schriftlichen Prüfung zurückgewiesen, 2 nach der mündlichen, das Reifezeugnis erhielt also nur ein einziger Student. [1]) Und doch wird dem Professor dieser

---

[1]) Man kann wahrhaftig folgende bittere Bemerkung des Motivenberichtes (S. XII) nicht unberechtigt finden: En vérité, si la mesure donnée par le baccalauréat, de l'élite intellectuelle de notre jeunesse, était exacte, la France devrait être considérée comme occupant depuis nombre d'années une des dernières places parmi les nations civilisées.

Die betreffenden Bestimmungen lauten:

Article Premier. — Les jurys chargés de l'examen de fin d'études dans les établissements secondaires publics comprennent:

1° Un délégué de l'État, président;

2° Trois membres au moins, cinq au plus, désigné chaque année, par le recteur, parmi les professeurs agrégés ou licenciés de l'établissement.

Art. 2. — Le délégué de l'État, président, est nommé par le ministre, sur une liste de trois candidats, dressée par le Conseil de l'Université de l'Académie; ne peuvent figurer sur cette liste que des agrégés ou docteurs qui remplissent ou ont rempli une fonction d'enseignement secondaire ou supérieur dans un établissement dépendant du Ministre de l'Instruction publique.

Le délégué de l'État est nommé pour cinq ans. Les pouvoirs sont renouvelables jusqu'au jour où il est admis à faire valoir ses droits à la retraite.

Il a droit d'inspection dans tous les établissements publics d'enseignement secondaire de l'Académie. Suivant le nombre et l'importance des établissements, le Ministre pourra désigner un seul délégué pour plusieurs académies ou plusieurs délégués pour une seule académie.

Classe, einem ehemaligen Normalien, von dem Rector der Akademie das denkbar beste Zeugnis ausgestellt (vgl. S. XII, A. 1).

Der Minister schlägt das einzig richtige Heilmittel vor, indem er das Baccalaureat, wofür der Studentenwitz den Spottnamen Le bachot erfunden hat, nicht als Aufnahmsprüfung für die Universität, sondern als Abschlussprüfung der Mittelschule aufgefasst wissen will. Die Studenten müssen sich also künftig an den einzelnen Lyceen unter dem Vorsitze eines Regierungscommissärs der Abgangsprüfung unterziehen. Es soll mithin die in Deutschland und Österreich übliche Maturitätsprüfung in Frankreich eingeführt werden. Auffällig mag es uns erscheinen, dass bei der sonst vollständigen Aufzählung (S. XVII f.) jener europäischen Staaten, in denen bereits eine derartige Einrichtung besteht, nur Österreich allein ausgelassen wurde.

Woher hat nun Combes die heftigste Opposition zu befürchten? Von den im Jahre 1849 gestatteten 'Écoles libres'. Durch die Verordnung vom 15. März 1850 (Art. 60) kann jeder Franzose, der wenigstens 25 Jahre alt ist, eine solche Anstalt eröffnen. Es genügt die bloße Anzeige bei der Behörde. Diese verlangt nur vom Leiter der Anstalt, dass er das Baccalaureat hinter sich habe und durch fünf Jahre an einer beliebigen Schule thätig gewesen sei. In der Wahl der Lehrer und in der Feststellung des Lehrplanes ist er ganz frei. Dem Staate steht nur die Aufsicht über das sittliche Verhalten, aber keineswegs über Inhalt und Methode des Lehrstoffes zu. Von dieser Erlaubnis machten nun die geistlichen Orden den reichlichsten Gebrauch und ihre Anstalten sind unter der dritten Republik, die den Religionsunterricht aus den Staatsschulen entfernte, geradezu überfüllt. Da ist es nun kein Geringerer als Ferd. Brunetière, der Chefredacteur der Revue des deux mondes und Mitglied der Akademie, der in einem Artikel seiner Zeitschrift dieses Jahres (S. 655—676), 'Réformes universitaires', die Befürchtung ausspricht, dass die staatlichen Inspectoren aus ihren Antipathien bei den Maturitätsprüfungen kein Hehl machen und eine große Zahl der Zöglinge ungerechterweise zurückweisen werden; ja er ist sogar um den weiteren Bestand der Écoles libres besorgt. Es ist dies nur ein Beweis dafür, wie wenig man sich in Frankreich mit comparativer Schulgeschichte beschäftigt. Sonst müsste doch F. Brunetière wissen, dass in dem katholischen Österreich überhaupt keine Schule das Recht besitzt, Maturitätsprüfungen abzuhalten, wenn nicht

Art. 8. — Le jury chargé de l'examen de fin d'études en dehors des établissements secondaires publics est unique dans chaque académie. Il est nommé par le Ministre, sur la proposition du recteur, après avis du Conseil de l'Université.

Les membres peuvent en être pris parmi les professeurs émérités ou en exercice de l'enseignement supérieur de l'État ou parmi les professeurs émérités de l'enseignement secondaire public.

Lehrer und Lehrplan den staatlichen Anforderungen vollkommen genügen. Und dennoch nimmt die Zahl der geistlichen Gymnasien bei uns nicht ab, sondern eher zu. Allerdings soll man aber auch nicht vergessen, dass auch einst bei uns, wie die ersten Jahrgänge dieser Zeitschrift beweisen, ähnliche grundlose Befürchtungen geäußert wurden. Doch darf Combes, dessen Bemühungen nur vollster Erfolg zu wünschen ist, die ihm von dieser Seite drohende Gefahr nicht unterschätzen.

Ferner wussten zahlreiche unternehmende Köpfe sich dieses Gesetz zunutze zu machen und errichteten Abrichtungsanstalten für das Baccalaureat, die der Volkswitz marchandes de soupe nennt. Für gutes Geld werden hier die jungen Leute eingepaukt nach Art gewisser Militärvorbereitungsanstalten. Der Erfolg ist allerdings, wenn man die Ergebnisse der Prüfungen in Frankreich erwägt, kein besonders erheblicher. Alle größeren Blätter, selbst die Revue des deux mondes,[1]) bringen derartige Annoncen in großer Zahl. Es ist nun begreiflich, dass jetzt diese Speculanten ein großes Geheul erheben und über Beschränkung der Freiheit klagen. Natürlich finden sie auch auf Seite der Eltern der reichen jungen Herrchen, die bisher hoffen konnten, auf bequeme Weise zu einem Diplom zu kommen, warme Unterstützung. Und da sich die sog. republikanische Aristokratie auch zum Theile aus solchen Kreisen recrutiert, so ist begreiflich, dass dem Vorschlage des Ministers auch von dieser Seite heftige Opposition gemacht wird.

In Frankreich theilt sich von der classe de sixième an der Unterricht in den cours d'études greco-latin und in den cours d'études dit secondaire-moderne. Im letzten Studienjahre tritt innerhalb beider Abtheilungen eine neue Bifurcation ein, indem die section philosophique in die Philosophie ou Première-Lettres und die section scientifique in die Mathématiques élémentaires ou Première-Sciences zerfällt. Der Unterschied innerhalb der beiden Unterabtheilungen der zwei Sectionen ist kein großer. Alle Schüler machen dieselben Studien durch, nur ist der Stoff in verschiedenem Verhältnisse vertheilt. Bisher stand die Universität nur den Abiturienten des Enseignement secondaire classique, deren Baccalaureatszeugnis die Aufschrift Lettres-Philosophie oder Lettres-Mathématique trägt, offen, während die Zöglinge des Enseigment secondaire moderne sich anderen Berufszweigen zuwenden mussten. Ihr Zeugnis hat die Bezeichnung Lettres-Philosophie oder Lettres-

---

[1]) So erlässt z. B. die Institution Lelarge im Hefte v. 15. IIII. d. J. folgenden Aufruf:

Cet établissement a pour but de compléter les études. Il s'adresse plus particulièrement:

1°. Aux jeunes gens qui pour un motif quelconque, n'ont pas pu suivre l'ordre traditionel des classes et se trouvent arriérés dans leurs études.

2°. Aux élèves qui ont échoué aux examens.

Sciences. Combes will nun die Universität allen Abiturienten in gleicher Weise zugänglich machen und zur Absolvierung des enseignement secondaire classique nur den künftigen Lehramtscandidaten verpflichten.[1]) Der Minister räumt selbst S. XXIII ein, dass diese Rechte zum Theile nur theoretischen Wert haben werden. Da von einem Juristen für Erwerbung der Licenz Erklärung des römischen Rechtes im Urtexte verlangt wird, so wird sich wohl kein Zögling des Enseignement secondaire moderne diesem Studium zuwenden können. — Der schwächste Punkt des ganzen Motivenberichtes ist wohl der S. XXIV ff. versuchte Nachweis, dass ein Mediziner die Kenntnis classischer Sprachen nicht brauche. Es sind die auch in Deutschland üblichen Argumente, die der Minister vorführt, die sämmtlich durch Brückes herrliche Rectoratsrede schon vor Jahren aufs glänzendste widerlegt worden sind. Der Schluss des Berichtes enthält einen rhetorisch blendenden Versuch nachzuweisen, dass für die Geistesbildung beide Unterrichtswege vollkommen gleichwertig seien.

Unter solchen Umständen begreift man es, dass jetzt in Frankreich bei jeder Gelegenheit der hohe Wert der classischen Bildung betont wird. Im Vordertreffen steht Brunetière. Er schrieb nicht nur in diesem Sinne den bereits angeführten Artikel in der Revue des deux mondes, sondern äußerte sich auch hierüber in der Akademiesitzung vom 12. December 1895 in seiner Erwiderung auf Henry Houssayes Antrittsrede, die in der Beilage zum Journal des Débats vom gleichen Datum abgedruckt ist. Er begrüßt es mit Freuden, dass ein Nichtphilologe sich mit solcher Liebe der Erforschung der Geschichte der classischen Völker hingegeben habe. Ein solches Beispiel müsse wirken; denn die Äußerungen der Pro-

---

[1]) Es soll der Wortlaut des Gesetzes folgen:

Article Premier. — Le baccalauréat considéré comme épreuve terminale des études secondaires (enseignement classique et enseignement moderne) est supprimé.

Art. 2. — Il est remplacé par un examen de fin d'études divisé, comme l'examen du baccalauréat, en deux parties: l'une portant sur les matières de la Rhétorique ou de la Seconde Moderne; l'autre sur les matières de la Philosophie ou de la classe de Mathématiques élémentaires, ou de la Première-Lettres ou de la Première-Sciences.

A la suite des ces examens, il est délivré s'il y a lieu, un certificat d'études secondaires.

Art. 3. — Les élèves des établissements de l'État subissent l'examen de fin d'études dans les établissements auxquels ils appartiennent, devant un jury propre à chacun de ces établissements.

Pour les élèves de l'enseignement secondaire libre, pour ceux qui auront fait leur éducation secondaire dans la famille ou dans des établissements de l'État dans lesquels un jury propre à l'établissement ne pourrait être organisé, il sera institué un jury d'État dont les pouvoirs s'étendront à toute l'académie.

Art. 5. — Seuls les élèves munis du certificat d'études secondaires sont admis à prendre des inscriptions dans les établissements d'enseignement supérieur.

fessoren halte man für eine Rede pro domo. Noch entschiedener tritt er in seiner inhaltsreichen und gedankentiefen Abhandlung 'Éducation et Instruction', Paris 1895 auf, in der er (S. 57) eine ersprießliche Erziehung nur von der Wiedereinführung der Religion in die Schule — Brunetière[1]) gehört zu den sog. Neukatholiken — und von einem viel intensiveren Betriebe der Lectüre der Classiker erwartet.

Inzwischen verschlechterten sich die Chancen dieses Gesetzentwurfes in der Kammer, da durch eine Verdoppelung des Kammerausschusses, dem auch die Vorlage über die Reorganisation des Obererziehungsrathes (Le conseil supérieur de l'instruction publique) und der akademischen Räthe (Les conseils académiques)[2]) zugewiesen wurde, von 22 Mitgliedern 12 der Reform des Baccalaureates abgeneigt sind, während ihr der frühere Ausschuss günstig gesinnt war. Den Hauptgrund des Widerstandes bildet eben diejenige Bestimmung des Gesetzes, dass die Schüler der Staatsanstalten von den eigenen Lehrern geprüft werden sollen, nicht aber die der sog. freien Schulen (vgl. Beilage der Allgemeinen Zeitung 1896, Nr. 75, S. 8 s. v. Paris). Gegen alle erhobenen Einwendungen suchte sich der Minister in der im März zu Beauvais

---

[1]) Das Anwachsen conservativer Strömung in Frankreich verfolgt der Akademiker Alfred Fouillée in seinem in der Revue des deux mondes vom 15. März d. J. (T. 134, H. 2), S. 276—304 veröffentlichten Aufsatze 'Le mouvement idéaliste en France'. Er erblickt ein hervorragendes Zeichen der neueren Zeit in der Gründung der 'Revue de métaphysique et de morale'. Noch deutlicher tritt uns aber diese Zeitrichtung aus F. Picavets Referat 'Les travaux récents sur le néo-thomisme et la scolastique' in Th. Ribots 'Revue philosophique de la France et de l'étranger' 1896, H. 1, S. 48—78, entgegen. Auf der letzten Seite äußert er sich also: '*Les progrès des catholiques ont étés rapides*, parce que leurs adversaires ont dédaigné de les suivre sur le nouveau terrain où ils ont porté la lutte.' Dieser Aufsatz enthält die beste Übersicht über die Arbeiten der sog. Neuscholastik und überholt den entsprechenden Abschnitt in Überwegs Gesch. d. Phil. weit. Vielleicht entschließen sich Picavet und Ribot ihn als Separatabdruck erscheinen zu lassen. Sie könnten des Dankes der gesammten Gelehrtenrepublik sicher sein.

[2]) Beide Projecte sind abgedruckt in der Revue universitaire Nr. 4, S. 364—368. Die Zusammensetzung dieser Körperschaft bildet eine vielumstrittene Frage, da ihre Competenz eine sehr große ist. Jetzt sollen Vertreter aller Stände dort Sitz und Stimme haben mit alleiniger Ausnahme — des Clerus. Es sind also Brunetières Wünsche, die er in der Revue des deux mondes äußerte, nur zur Hälfte erfüllt worden. Ob dabei viel herauskommen wird? Die vom deutschen Kaiser einberufene Enquête, die eine ähnliche Zusammensetzung hatte, kann auf die Resultate ihrer Arbeiten nicht gerade stolz sein. Und der Oberstudienrath in Bayern, eine auch nur entfernt verwandte Körperschaft, fand während der letzten Kammersitzungen keine warmen Vertheidiger außer — dem Minister. Und doch besteht er vorwiegend aus Schulmännern. Brunetières Befürchtungen, dass diese nur immer den Stoff vermehren würden, sind wohl stark übertrieben. Einen den Gesetzen wissenschaftlicher Pädagogik auch nur halbwegs entsprechenden Lehrplan, der ein System und kein Conglomerat enthält, dürfte dieser Conseil supérieur wohl kaum zustande bringen.

gelegentlich der Eröffnung eines Lyceums gehaltenen Rede zu vertheidigen, die in der Revue universitaire Nr. 4, S. 387—389 abgedruckt ist. Zuerst wird betont, dass sich der moderne Unterricht auch praktische, nicht bloß ideale Ziele stecken müsse, und die Gleichstellung des Enseignement moderne und classique wird von diesem Gesichtspunkte aus vertheidigt. Die Äußerungen über das Studium des römischen Rechtes erinnern vielfach an die auf der Professorenconferenz zu Eisenach (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1896, Nr. 75 u. 95) vertretenen Ansichten. Darauf greift Combes die gegenwärtige Mehrheit des Kammerausschusses in heftiger und zugleich ironischer Weise an, indem er auf die oft allzu schnelle Wandelbarkeit der Anschauungen innerhalb dieser Kreise hinweist, und sucht den oben berührten Einwand durch den Hinweis auf Preußen zu entkräften. Also kennt auch das Ministerium gleich Brunetière nicht die entsprechenden österreichischen Einrichtungen? Ein Verweis auf unsere Schulgeschichte würde wohl dem Gesetzentwurfe viel mehr nützen.

Während der Correctur dieses Aufsatzes wurde das Ministerium Bourgeois, dem Combes angehörte, gestürzt und an seine Stelle trat bekanntlich das Cabinet Méline, in dem der Historiker Russlands Rambaud das Portefeuille für Cultus und Unterricht übernahm. Da Poincaré, der vor Combes unter Ribot Unterrichtsminister war[1]) und für den eigentlichen Schöpfer des vorliegenden Gesetzentwurfes gilt, in der Kammer als warmer Anwalt der neuen Regierung auftritt, so ist wohl an ein Zurückziehen der Vorlage nicht zu denken. Es darf auch nicht übersehen werden, dass sich die Aussichten für deren Annahme bedeutend gebessert haben, weil sich Méline in ein freundliches Verhältnis zur Rechten stellen will. Für die Mittelschüler Frankreichs wird die Annahme des Gesetzentwurfes unbedingt eine große Wohlthat sein.

Wien, im Mai. Dr. Karl Wotke.

---

[1]) Sein warmes Eintreten für die Mittelschullehrer anlässlich des Jubiläums der École normale ist noch in frischer Erinnerung. Vgl. des Verf.s Aufsatz: 'Zum hundertjährigen Jubiläum der École normale' (Öst. Mittelschule 1896, 3. Heft).

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Franz Jelinek, Homerische Untersuchungen. I. Die Widersprüche im II. Theile der Odyssee. Versuch einer Herstellung der Verwandlungsodyssee. (Sonderabdruck aus dem Jahresberichte des k. k. Gymnasiums im II. Bezirke von Wien 1895.) A. Hölder. 50 SS.

Im Anschlusse an seine Vorgänger, diese aber auch des öfteren bekämpfend, sucht Jelinek zu gesicherten Ergebnissen über die Vorlagen zu kommen, welche ein Redactor in den Büchern ν—ω (genauer ν 185—ω) benützt haben mochte. Man muss gestehen, dass die Ausführungen J.s, der sich mit den Arbeiten Ad. Kirchhoffs, B. Nieses, v. Wilamowitz-Möllendorfs, O. Seecks auseinandersetzen musste, scharfsinnig, geschickt und fesselnd sind. Um seine Ansichten über den zweiten Theil der Odyssee zur Kenntnis der Leser dieser Zeitschrift zu bringen, sieht sich der Ref. durch die Eigenart der vorliegenden Untersuchungen genöthigt, von den eigenen Worten des Verf.s ausgiebigen Gebrauch zu machen.

Der großartige Grundplan der Odyssee kann nicht auf der Sage beruhen, der Redactor ist ein Stümper gewesen und eine Odyssee kann aus ästhetischen Gründen nicht mit ν 184 schließen; ein Künstler, wie der Verfasser von ε—ν 184 einer ist, kann nicht dort abgebrochen haben. Man muss im zweiten Theile nach Partien suchen, die sowohl nach den Motiven als auch nach der Darstellungsart dem Verfasser der ersten Hälfte gehören. Gegen Kirchhoff wird bemerkt, dass die Hauptbestandtheile der „Fortsetzung" ein weit alterthümlicheres Gepräge tragen als der Nostos und dass dieser zweite Theil nicht bloß vielfach dem ersten Theile widerspricht, sondern auch eine große Anzahl neuer, einander widersprechender Motive enthält. Wie diese Widersprüche entstanden sein sollen, bleibt bei Kirchhoff unaufgeklärt. Wenn man aber als Vorlagen des zweiten Theiles eine Verwandlungsodyssee, eine Bogenkampfodyssee und eine Telemachie annimmt, welche von einem Redactor ineinander gearbeitet worden sind, so sind wir auf dem Wege zur Lösung der Widersprüche. Die Bogenkampfodyssee, welche J. der Kürze halber mit A bezeichnet, ist eine alterthüm-

liche, im realistischen Stile gehaltene Dichtung; die Verwandlungsodyssee (B) ist eine jüngere, in idealistischer Darstellungsweise gehaltene, rechtmäßige Fortsetzung von ε—ν 184. Aus der Vereinigung dieser beiden, einander auf Schritt und Tritt widersprechenden Dichtungen durch den Redactor entsprangen sämmtliche bedeutenderen Widersprüche in unserer Odyssee. Die einander widersprechenden Motive lassen sich in zwei Reihen gruppieren und die Motive einer jeden Gruppe stehen untereinander in einem Zusammenhange; die Motive einer jeden Gruppe erweisen sich als planmäßige Dichtung. Der Unterschied im Stile zwischen A und B ist etwa dem zwischen Goethes Götz und desselben Iphigenie zu vergleichen. Auch ein culturhistorischer und sprachlicher Unterschied liegt zwischen A und B. Wo sich eine Mischung der Motive beider Gruppen findet, kann man sofort die Stümperhand des Redactors erkennen. Die Scenen, die er schafft, führen nie zu einem bedeutenden Ziele, Verse und Motive borgt er aus beiden Dichtungen (von denen B bei der Contamination viel mehr eingebüßt hat als A) und der Telemachie zusammen. Seine dichterische Thätigkeit beschränkt sich zumeist darauf, aus den vorhandenen drei Dichtungen und vielleicht einzelnen, von anderen Dichtern herstammenden Zudichtungen eine einheitliche Odyssee herzustellen. Sein und wohl auch seiner Zeitgenossen Bedürfnis, alles, was die Dichter von den Irrfahrten und der Heimkehr des Odysseus sangen, in einem einheitlichen Epos vereinigt zu sehen, hat es verschuldet, dass Mit- und Nachwelt seit mehr denn zweiundeinhalbtausend Jahren gezwungen wurden, Dichtungen, von denen jede ihre eigenartigen und in ihrer Art unübertrefflichen Vorzüge besaß, in einer unnatürlichen, durch die Vereinigung an Widersprüchen so reichen Verquickung zu lesen. Andererseits verdanken wir der Unfähigkeit des Redactors, wiewohl auch seinem conservativen Sinne, dass er die Kriterien für die Herstellung der ursprünglichen Dichtungen nicht verwischt noch wesentliche Scenen von A oder B seinem Einigungsbestreben geopfert hat.

Die wichtigsten einander widerstreitenden Motive und ihre Bedeutung in jeder der beiden Dichtungen (A und B) darzulegen, macht sich J. auf S. 8—24 zur Aufgabe. Hierauf versucht der Verf. eine Wiederherstellung des zweiten Theiles der Verwandlungsodyssee S. 25—50. Das Ergebnis wird auf S. 50 mitgetheilt. Die Verwandlungsodyssee wird gewonnen aus ε, ζ, η und den echten Theilen von ϑ. Den Mittelpunkt bilden die Apologe. Es folgen drei Gesänge, der erste, welcher die Vorbereitungen zur Abfahrt des Odysseus, diese selbst und seine Ankunft in Ithaka schildert (bis ν 184), dann zwei von J. hergestellte aus den Gesängen ν 184—ω mit Abzug der Stücke, welche der Telemachie angehören. Bei der Herstellung dieser zwei Gesänge kann der Bericht dem Verfahren des Verf.s nicht folgen, das muss man bei ihm selbst nachprüfen. Soviel sei im allgemeinen bemerkt, dass

auch die Vorgänger J.s bei der Aussonderung des ursprünglichen und der Zudichtungen des Redactors sich einander vielfach widersprechen, dass ferner die Figur des Redactors nicht zu trennen ist von der Ansicht, die sich jemand von dem Zulässigen in der Poesie gemacht hat; je strenger und peinlicher jemand ist in Bezug auf Widersprüche oder in Bezug auf das, was die Alten *τὸ πρέπον* nennen, desto mehr muss der Redactor auf seine Schultern nehmen; je mehr wir uns bescheiden, den Geschmack einer anderen Zeit zu verstehen, desto weniger werden wir den Redactor bemühen. Man vergl. C. Rothes Arbeiten „Die Bedeutung der Wiederholungen für die homerische Frage" Berlin 1890 und „Die Bedeutung der Widersprüche für die homerische Frage" ebendort 1894. P. Cauers neueste Schrift „Die Grundfragen der Homerkritik" 1895 hat J. noch nicht berücksichtigen können.

Auf die Fortsetzung der Arbeit J.s erklärt der Ref. gespannt zu sein; es soll über *ε—ν* 184, über A und die Telemachie, endlich über die drei Bestandtheile der Odyssee in culturhistorischer und sprachlicher Beziehung gehandelt werden. Im Hinblicke darauf möchte der Ref. den mit der Kraft und dem Muthe der Jugend begabten Verf. zur Lösung noch anderer Fragen aufmuntern. Er hat es in der Erschließung der Vorstufen unserer Odyssee zu hohen Wahrscheinlichkeiten gebracht, er hat uns nur noch zu sagen, wann er sich die Redaction unserer Odyssee gemacht denkt. Es ist dies eine geschichtliche Aufgabe, wie dem Ref. von L. Erhardts Buche im Literar. Centralbl. 1895, Nr. 26 zuzugeben ist. Damit hängt innig zusammen die Frage nach dem Verhältnisse unserer Odyssee zur Ilias und zum sogenannten Cyclus. Endlich muss die Untersuchung nach dem Autornamen Homer wieder aufgenommen werden.

Die Zeit der Redaction anlangend, wird zu erwägen sein, ob sie unter Pisistratus erfolgte (Cauer, Grundfragen S. 81 f., bes. S. 87) oder ob wir sie mit Paley tiefer herabrücken müssen (vgl. Oberdicks Kritische Studien, Münster 1884, Einleitung und S. 28). Bei sprachlichen Untersuchungen wird man die Schrift Paleys On post-epic or imitative words in Homer. London, Norgate 1879 berücksichtigen müssen, welcher nichts anderes durchführt, als was auch sonst anerkannt worden ist, dass missverstandene Rhapsodenbildungen in unserem Texte vorkommen, deren Erklärung auf sprachwissenschaftlichem Wege nicht gelingen kann.

In den Gedichten des Cyclus, deren Inhalt dem Ref. zugänglich ist durch einen Aufsatz D. B. Monros im Journal of Hellenic Studies 1884, finden sich Motive, welche in unseren homerischen Epen wiederkehren, z. B. in der 'kleinen Ilias' die *πτωχεία* des Odysseus, in der Äthiopis die Bergung der Leiche des Achilles durch Aias, zu vergleichen mit der ähnlichen Scene in der Patroklie. Wo ist nun das Vorbild, wo die Nachbildung?

Wenn die Äußerung J.s auf S. 7, die oben in diesen Bericht aufgenommen worden ist, von dem Bedürfnisse der Zeitgenossen des Redactors, eine epitome der Odysseusepen zu besitzen, richtig ist, und sie ist richtig, so muss etwas ähnliches für die Ilias gelten, und damit ist für den Autornamen Homer, da man in so jungen Zeiten an eine Neuschöpfung eines Namens nicht denken kann, nur die Übertragung eines schon vorhandenen, gleichviel ob der Deutung zugänglichen oder ihr widerstrebenden Namens wahrscheinlich. Kann man den Namen deuten, ein Geschäft, das für die Griechen bekanntlich ein besonderes Vergnügen war, umso besser (an die Untersuchungen der Neueren über den Namen Ὅμηρος braucht man ja nur flüchtig zu erinnern). Der 'Homer' unserer Ilias und Odyssee steht also am Schlusse der epischen Production, nicht am Anfange.

Was die culturhistorischen Umstände betrifft, so wäre bei einer Zeitbestimmung die Möglichkeit eines absichtlichen Archaismus in Rechnung zu ziehen. Nicht zu leugnen ist in unseren Epen das Nebeneinander von Lebensäußerungen verschiedener Culturstufen; die Erklärung dieser Thatsache im Zusammenhalte mit den sprachlichen und ästhetischen Kriterien für die Zeitbestimmung einer Partie wird durch die genannte Möglichkeit vor Irrthümern besser bewahrt bleiben als durch die Annahme, dass alterthümliche Culturerscheinungen auch in alterthümlichen Gedichtstheilen sich spiegeln müssten.

Schließlich sei der Arbeit des Verf.s bester Fortgang gewünscht; wenn er unbefangen mit jugendlichem Muthe und im Besitze reicher literarischer Mittel an die Lösung der angezeigten Fragen geht, kann dieser so wichtige Theil der griechischen Literaturgeschichte eine schöne Förderung erfahren.

Villach. G. Vogrinz.

Eos. Czasopismo filologiczne. Organ towarzystwa filologicznego pod redakcyą Ludwika Ćwiklińskiego. Rocznik II. Zeszyt I. II. 1895. We Lwowie. (Eos. Commentarii societatis philologae editi a Ludovico Cwikliński. Voluminis II. fasciculus I. et II. Leopoli 1895.)

Wir haben es mit dem Organ des Vereines der polnischen Philologen zu thun. Obwohl es erst seit zwei Jahren besteht, so kann man doch schon von einem bedeutenden Fortschritte sprechen, der sich auf Form und Inhalt in gleicher Weise bezieht; denn es hat nicht nur die Ausstattung im zweiten Jahrgang bedeutend gewonnen, sondern es weisen auch die Aufsätze einen tieferen Gehalt auf. Da der erste Jahrgang bereits von anderer Seite besprochen wurde, so wollen wir uns nur mit dem neuen eingehender beschäftigen.

Er bringt eine große Reihe von Originalaufsätzen: von Morawski 'De sermone scriptorum latinorum aetatis quae dicitur

argentea', von Schneider 'Über eine versteckte Polemik zwischen Herodot und Protagoras', von demselben 'Über zwei athenische Politien' — gemeint sind die Schriften des Xenophon und Aristoteles —, von Kawczyński 'Die zwei delphischen Apollohymnen' — eine gründliche rhythmisch-metrische Untersuchung —, von Wölfflins bekanntem Schüler Miodoński 'Über die Latinität der römischen Juristen' — eine äußerst sorgfältige Zusammenstellung und Kritik der gesammten Literatur —, von Mandybur 'Über Lukians Dialog *Περὶ παρασίτου*' — es werden auch die anderen philosophischen Schriften Lukians gestreift —, von Ładyziński 'De quibusdam priscorum poetarum scaenicorum locutionibus, quae *qualis, talis*, aa. pronominum, *ut (qui), ita*, a. a. adverbiorum vices explent' — eine statistische Zusammenstellung —, von Makaruszka 'Über ruthenische (ukrainorussische) Übersetzungen griechischer und lateinischer Autoren' — eine den classischen Philologen in gleicher Weise wie den Slavisten interessierende Zusammenstellung und Charakterisierung der bisherigen, nicht sehr zahlreichen Leistungen.

Die zahlreichen Recensionen richten sich nach dem leider nicht zu häufig befolgten löblichen Grundsatz, dass Besprechungen für die Leser und nicht für die Autoren geschrieben werden. Dieses Lob verdienen besonders die Anzeigen folgender Werke: Comparetti, Gortynische Gesetze; Bruns, Fontes iuris Romani antiqui; Jebb, Eine Einführung in Homer; Pelczar, Nicolai Hussoviani carmina; Solmsen Feliks, Studien zur lateinischen Lautgeschichte; Blase, Landgraf, Stolz, Historische Grammatik der lateinischen Sprache; Keller, Zur lateinischen Sprachgeschichte; Holzinger, Ein Idyll des Maximus Planudes; Wachsmuth, Einleitung in das Studium der alten Geschichte; Büdinger, Die Universalhistorie im Alterthum, und besonders Seeck, Geschichte des Unterganges der antiken Welt.

Ein eigener Abschnitt ist für die Besprechung polnischer Programme reserviert.

Auch die Pädagogik ist nicht leer ausgegangen. Hieher gehören eine ausführliche Anzeige der polnischen Übersetzung der Scheindler-Steiner'schen Übungsbücher und der Dettweiler'schen Didaktik, ferner eine polemische Auseinandersetzung mit einem in der Zeitschrift Muzeum IV erschienenen Aufsatz des Prof. Zagorski 'Über den Unterricht in der classischen Philologie an den Gymnasien'. Hier muss auch des Beschlusses des Vereines Erwähnung geschehen, dass eine Chrestomathie aus polnischen Humanisten hergestellt werden solle, die man für die Privatlectüre der Schüler heranziehen will. Es ist wohl bei dem wissenschaftlichen Standpunkte des Ref. selbstverständlich, dass er dieser Anschauung vollkommen beistimmt und deren Nachahmung auch für die anderen Theile der Monarchie sehnsüchtig wünscht.

Eine eigene Abtheilung berichtet über die Thätigkeit des Vereines und die dort gehaltenen Vorträge.

Wir sehen also, dass diese Zeitschrift selbst strengeren Anforderungen genügt; sie gewährt uns einen Einblick in die Werkstätte der classischen Philologen Polens, die unter Ćwiklińskis und Morawskis Leitung rüstig schaffen und arbeiten. Wir wünschen dem jungen Unternehmen, das jeglicher Unterstützung würdig ist, im Interesse des Staates, der sich der wissenschaftlichen Thätigkeit seiner Lehrer nur freuen kann, ein rasches und gedeihliches Vorwärtsschreiten auf der betretenen Bahn.

Wien. Dr. Karl Wotke.

Geschichte der griechischen Litteratur von E. Kroker. I. Band: Die Poesie. Leipzig, Grunow 1895. 8°, 378 SS.

Dem novus lepidus libellus wurde auf seine Wanderung in die Redactionsstuben ein Begleitschreiben mitgegeben, in welchem es eine Reihe von Empfehlungsbriefen vorweist, durchwegs von angesehenen Schulmännern herrührend, die an dem Buche eine Menge schöner Dinge rühmen, insbesondere die Sachkenntnis des Verf.s und dass seine Darstellung zu einer schriftstellerischen Leistung von ästhetischem Werte abgerundet sei. Es freut uns, diesem Urtheile vollinhaltlich beitreten und das Werk als schöne Frucht des Strebens begrüßen zu können, das verglimmende Feuer der Begeisterung für das classische Alterthum neu anzufachen. Es ist besonders die von einem warmen Hauche der Begeisterung für den Stoff durchwehte Darstellung, welche es einem anthut, und der nicht leicht einer wird widerstehen können. Am Inhalte scheint uns auch dies rühmenswert, dass es der Verf. selten unterlässt, die Urtheile des Alterthums, die des Volksmundes (S. 129), der Ästhetiker (S. 91, 107, 111, 119, 175), der anderen Dichter (S. 323) und endlich des Dichters über sich selbst (S. 256) zu verzeichnen, wobei er sorgfältig die besonders treffenden (z. B. S. 95), komischen (S. 259) und anekdotenhaften aussucht: sie alle sind nicht nur sehr belehrend, sondern haften auch leicht im Gedächtnisse. Aber auch der Verf. selbst versteht es, durch ein kerniges Wort einen Dichter, eine ganze Literaturperiode zu kennzeichnen. Wie wahr ist es z. B., wenn er das Zeitalter des Simonides und Pindar mit dem Spruche 'Kunst geht nach Gunst' einleitet. Nicht minder treffend ist das, was er S. 310 über die Rhetorik in ihrem Einflusse auf die griechische Tragödie sagt. Auch gelegentliche Notizen archäologischer Natur, wie jene über die Münzen von Lesbos (S. 113), über das Erzbild des Anakreon auf der athenischen Akropolis (S. 122), über die lateranische Statue des Sophokles (S. 215), sind dankenswert. Daher genüge ich mit Wenigem der Pflicht des Recensenten, nicht in der Absicht zu tadeln, sondern, soviel in meinen Kräften steht, das Gute noch besser zu machen.

In der Darstellung der Anfänge griechischer Dichtung dürften so allgemeine Ausdrücke, wie 'das Volk dichtet, singt' oder nebeneinander 'die Phantasie des Volkes, die Phantasie der Sänger dichtete ...' (S. 15) kaum klare Vorstellungen wachrufen. Es ist vielleicht überhaupt nicht überflüssig zu betonen, dass jedes, selbst das kleinste Denkmal der Volkspoesie seinen individuellen Dichter hat, der in erster Linie durch das ihm eigenthümliche technische Geschick — es ist bezeichnend, dass diese Seite seines Wesens in seinem Namen zunächst hervorgehoben ist: ποιητής — den angeborenen ästhetischen Sinn des Volkes für gewisse Grundgesetze der poetischen Form in Sprache, Rhythmus und Melodie weckt, wodurch sein Werk zum Liebling des Volkes wird. Gleich von allem Anfange an aber sind zwei Gattungen von Dichtern zu scheiden, jene, die ihre Eigenart der Gottheit, und jene, die sie den Vorfällen des alltäglichen Lebens zuführt. Es liegt nun in der Natur der Sache, dass die Vertreter der ersten Gattung früher zu Ruhm und Namen gelangen, dass dagegen die Liedlein der letzteren schneller verklingen, ihre Namen schneller vergessen werden. In der griechischen Poesie sind feierliche Nomen rein sacralen Charakters die ersten Kunstdichtungen, das Epos selbst ist nichts anderes als eine große Ausweichung von dieser Richtung (dort Lob der Götter, hier die κλέα ἀνδρῶν): sie findet wie jede Abzweigung verhältnismäßig rasch ihr Ende, während jener Hauptrichtung eigentlich die gesammte Poesie der Hellenen treu bleibt. Ein sehr wichtiges Stadium der Entwicklung der Poesie ist nun jenes, wo das Volkslied, auch in der Form (Eintritt der Iamben und Trochäen in die daktylischen Verse) auf die religiöse Dichtung mächtigen Einfluss gewann und dazu beitrug, die erstarrenden Formen derselben mit neuem, lebensfrischem Inhalte zu beleben. Wir sehen diese Entwicklung auch auf dem Gebiete der deutschen Poesie, ferner der Kirchenmusik, in welche (im 16. Jahrhundert) das Volkslied wie ein mächtiger Strom voll Kraft und Leben hereinbricht. Eine Darstellung des Entwicklungsganges der griechischen Poesie sollte diesen Unterschied streng im Auge behalten, zuerst von den alten Nomen reden, dann von jenen Dichtungen, bei deren öffentlicher Aufführung das Volk mitzuwirken beginnt, zunächst nur durch Ephymnien (Päan, der Dithyrambos vor Arion), dann als Singchor. Es ist also m. E. ein Fehler unseres Buches, wenn S. 11 der Päan dem Nomos vorangestellt wird, wie denn von diesem Standpunkte aus noch manches andere wird richtig gestellt werden müssen.

Mit Recht heben die bisherigen Beurtheiler des Werkes hervor, dass der Verf. 'ganz in wissenschaftlichem Geiste gearbeitet hat'. Es hat mich daher sehr gewundert, dass er S. 35 f. den Forschungen der modernen Homeriker so kühl gegenübersteht, statt zu bedenken und anzuerkennen, dass die von ihm verzeichneten Resultate gerade aus jener subtilen Arbeit hervorgegangen sind.

Er hätte ferner bei seinen Ausführungen von der ursprünglich einheitlichen Anlage der Ilias auf das Proömium hinweisen können, dessen Inhalt und Form auch neuere deutsche Dichter, die also ganz gewiss einheitlich gedichtet haben, als passende Einführung von Homer übernommen haben. Endlich scheint es empfehlenswert, bei der Inhaltsangabe der homerischen Dichtungen die Episoden (Thersites, Mauerschau, Hektors Abschied, Dolonie usw.) irgendwie deutlicher hervorzuheben.

Zur Elegie und iambischen Dichtung übergehend bedarf die Behauptung, dass die Flöten aus Phrygien zu den Griechen gebracht worden sind (vgl. S. 101), einer Berichtigung. Bekanntlich ist die Flöte, das einfachere und natürlichere Musikinstrument, auch das frühere: nur in die apollinische Poesie fand sie erst später Eingang und mag hier wirklich von phrygischen Künstlern eingeführt sein, während sie zur Begleitung des volksthümlichen Liedes längst verwendet wurde. In Böotien, dessen Kopaissee so treffliches Material für Flöten lieferte, im benachbarten Attika — das zeigt später die nie angefochtene Verwendung der Flöte im Drama —, in Lakonien (Eurotas), überall war gewiss die Flöte heimisch und in Gebrauch, ehe die phrygische Aulodenschule des Olympos zur Herrschaft kam. — S. 82 hätte ich eine Bemerkung gewünscht über die Echtheit der unter dem Namen der 'Sieben Weisen' überlieferten Dichtungen. — Auf S. 88 ist das Wichtigste an den Verdiensten des Archilochos, dass er Iamben und Trochäen aus der Volkspoesie in die griechische Literatur verpflanzte, gänzlich übergangen, auch seine sonstigen Reformen in der griechischen Metrik S. 91 zu wenig hervorgehoben.

Was die melische Dichtung betrifft, so ist S. 99 die Darstellung der Tonarten nicht die richtige. Es war auf Grund des Zeugnisses Platons Lach. p. 188 D *ἀτεχνῶς δωριστί, ἀλλ' οὐκ ἰαστὶ οἶμαι οὐδὲ φρυγιστὶ οὐδὲ λυδιστί, ἀλλ' ἥπερ μόνη Ἑλληνική ἐστιν ἁρμονία* zu lehren, dass die schwermüthige dorische Tonart (A-Moll) die eigentlich volksthümliche war, der die äolische (= hypodorische) als Unterart zunächst steht, dass alle übrigen, also auch die ionische, als fremd galten und nur bedingungsweise zugelassen wurden. — Bei Alkman (S. 103) ist die Behauptung, dass der Dichter in seinen Parthenien (besser Partheneen, *παρθένεια*) 'von sich selbst zum Chore sang oder auf seine Umgebung hinwies', gewiss unrichtig oder doch missverständlich. Vielmehr lässt der Dichter, wie die Chorlyriker jeder, auch unserer Zeit, eigene Gedanken und Gefühle den Mund der Mädchen aussprechen. Nicht recht verständlich ist es mir auch, was es heißen soll, dass Agido 'seinem Reigen vortanzt'. Agido ist speciell *χοροστάτις* (ägypt. Parthen. col. III v. 84), wie Agesichora *χοραγός*: jene studierte ein und leitete des Chors Bewegungen, diese seinen Gesang. Derselbe Sinn, den hier *χοροστάτις* hat,

liegt auch in dem Pseudonym Stesichoros. Es bedeutet also nicht allgemein 'Chormeister' (χοροδιδάσκαλος), sondern bezeichnet die Verdienste des Tisias in erster Linie um das Arrangement des concreten Chors; natürlich hatte dies auch Einfluss auf die Architektonik seiner Strophengebilde. Vgl. übrigens auch die neuesten Untersuchungen von G. E. Rizzio 'questioni Stesicoree' in 'Rivista di storia antica et scienze affini' I, 1 u. 2. Von des Stesichoros Strophe (S. 106) hätte es ferner heißen sollen, dass ihre Verse breiter, weil den homerischen ähnlicher waren, als die des Alkman, die sich der Volkspoesie näherten. Länger war aber die Strophe Alkmans (im ägypt. Parthen 14-zeilig). — Bei Alkäos und Sappho waren wie auch sonst die metrischen Schemata denn doch auch in Hinsicht der illegitimen Längen näher zu bestimmen. Im übrigen ist zu bemerken, dass die Behandlung dieses Dichterpaares zu den Glanzstellen des Buches in jeder Hinsicht gehört. — Bei Anakreon vermisse ich die Hervorhebung dessen, dass seine Lieder auf Knaben die am wenigsten wahr empfundenen sind, da er hier nur im Sinne seines Gebieters singt. Kroker sagt dagegen: 'die schönen Knaben — schließt er alle in sein Herz'. Das thut der Dichter nur so. — Simonides wäre mit Schultz-Geffcken 'Griech. Lyrik in deutschem Reim' (Leipzig 1895) S. 51 treffend als 'officieller Dichter der Perserkriege' bezeichnet. S. 132 fehlt bei Theron die wohl nöthige Ergänzung 'Tyrann von Akragas', wie bei Sappho (S. 115) eine kurze Bemerkung über den leukadischen Felsen. — Bei Pindar nahm ich mit Genugthuung wahr, dass von den Beziehungen zwischen Mythus und den geschichtlichen Dingen — einstmals die pièce de resistance der Erklärer — so wenig gesprochen wird und nur mehr 'dunkle Anspielungen' statuiert werden. Die letzteren sind also nur mehr eine geringfügige Concession an die Böckh-Dissen'sche Methode der Pindarexegese, deren Stunde wohl schon geschlagen hat, s. C. Häberlin, Berl. philol. Wochenschr. v. 16./XI. 1895, Nr. 47, S. 1492 f.

Über die Darstellung des Dramas, welche die ganze zweite Hälfte des Buches füllt, können wir uns gleichwohl kurz fassen. Denn erstens gibts hier viel des Thatsächlichen, dann nehmen die Biographien und die Inhaltsangaben sämmtlicher Stücke der drei großen Tragiker und des Aristophanes, sowie die übrigens sehr anziehenden ästhetischen Erörterungen über die einzelnen Dramen einen breiten Raum ein, sie öffnen aber der Kritik kein Feld. Nur soviel also sei hervorgehoben, dass der Verf. mit Recht bei seiner Darstellung auf dem geschichtlichen Momente fußt, zu betonen nicht müde wird, dass mit ästhetischen Erwägungen (die Definitionen des Aristoteles) nicht viel auszurichten ist, da sie den Dichtern selbst fremd waren: hier ist der Einfluss v. Wilamowitz-Möllendorffs (Eur. Heracl. I[1]) unverkennbar. Über die technischen Anlagen des Theaters hätten einige fleißige Arbeiten von Schülern W. v. Christs manche nicht unwichtige Ergänzung dargeboten.

Zum Schlusse noch einige Kleinigkeiten. Das Adjectiv 'stürmisch' ist richtig gebraucht S. 33 'die stürmischen Götter ... der Ilias sind in der Odyssee ruhiger geworden', aber nicht S. 29 'Achill, der stürmische Jüngling'. S. 35 statt 'der gute Homer schläft zuweilen' besser 'nickt ein', S. 106 unrichtig 'die charaktervolle Darstellung seiner Helden', S. 106 'an verborgenen Nägeln hängen die Beinschienen' (*χάλκιαι δὲ παασάλοις* [*acc.*] *κρύπτοισιν ... κνάμιδες*), S. 113 unfein 'von seinen (des Alkäos) Liebesliedern sind nur Fetzen übriggeblieben'. Ebenso missfallen in den sonst sehr guten Übersetzungen die 'mächtigen Fetzen' Alk. frgm. 18, 8 und S. 181 als erste Hälfte des Pentameters 'wó die lánglockigén'.

Wien. Hugo Jurenka.

Anthologie aus griechischen Classikern zum Übersetzen ins Deutsche für die oberen Classen. Von K. Kraut, Ephorus des Seminars in Blaubeuren, und W. Rösch, Professor am oberen Gymnasium in Heilbronn. Stuttgart, W. Kohlhammer. 8°. 1. Heft. 1894. VIII u. 79 SS. Preis 80 Pf. 2. Heft. 1895. VIII u. 80 SS. Preis 80 Pf.

Die Herausgeber bestimmen ihre Anthologie, enthaltend 'eine mannigfache Sammlung in sich abgeschlossener Übungsstücke', geeignet zum schriftlichen oder mündlichen Übertragen ex tempore, für den Gebrauch der Schüler der beiden obersten Classen, denen sie ein geeignetes Hilfsmittel zur Vorbereitung auf das Maturitätsexamen zu bieten glauben. Eine Chrestomathie mit solcher Bestimmung hätte einige Existenzberechtigung, wenn ihr Inhalt vornehmlich den Schulautoren entlehnt wäre, wiewohl man auch da billig fragen müsste, warum der Stoff zum Extemporieren nicht aus den gangbaren Schultexten entnommen werden sollte. Nun aber erklären die Herausgeber: 'Die Schriftsteller, aus denen die Stücke genommen sind, gehören vorwiegend der späteren Zeit an.' Bei solcher Sachlage entspricht nun die Einrichtung des Buches seinem Zwecke nicht mehr: mögen 'der gewiegte Staatsmann und Militär Polybios und der edeldenkende, feinsinnige Plutarch vielfache Anregung für Geist und Gemüth geben', Stil und Denkart der beiden Schriftsteller liegen von den Schulautoren ab, auch das Wortmaterial ist dem Schüler fremd, und doch erstreckt sich das Maturitätsexamen nur auf die Schriftsteller des Schulcanons. Zum Glücke haben die Herausgeber in der Auswahl der aufgenommenen Stücke einen Gesichtspunkt festgehalten, der die Anthologie für andere Zwecke als den von ihnen zunächst verfolgten brauchbar erscheinen lässt. Als eine Art Supplementum lectionis Graecae nämlich verdient die Anthologie von Kraut und Rösch gewandteren Schülern zur Privatlectüre insoferne empfohlen zu werden, als sie die griechische Schullectüre in der Art zu ergänzen geeignet ist, wie die Chrestomathie aus Schriftstellern der sog. silbernen Lati-

nität von Opitz und Weinhold (über die sich Ref. im 'Gymnasium' XIII, Sp. 13 f. des Näheren geäußert hat) die lateinische Schullectüre zu ergänzen bestimmt ist. Darnach hätten wir also in vorliegender Publication ein Mittel, die aus der Lectüre der Schulclassiker gewonnenen Anschauungen vom Alterthum zu läutern, zu ergänzen und zu vertiefen. Erklärt doch das Vorwort zum ersten Bändchen u. a., dass 'durch die gewählten Abschnitte den Schülern ein tieferer Einblick in die Geschichte und Gedankenwelt des classischen Alterthums und ein weiterer Umblick in der griechischen Literatur eröffnet' wird. Hiemit ist übrigens noch eine weitere beachtenswerte Seite der Sammlung angedeutet, die für ihre Verwendbarkeit in der Schule nicht belanglos ist. Wo nämlich die Schüler, welche in alter Geschichte unterrichtet werden, für schwierigere Prosaiker reif genug sind, dort könnte die Anthologie auch als Quellenbuch gute Dienste thun; denn die Herausgeber begleiten die Geschichte des Alterthums in ihren Hauptmomenten nach der Abfolge der Ereignisse durch alle Phasen ihrer Entwicklung hindurch bis in den Beginn der römischen Kaiserzeit mit gut gewählten Erzählungen, Schilderungen und Charakteristiken.

Genug, das Werkchen mag wohl sein Gutes stiften, nur entspricht es schwerlich der ihm von den Herausgebern in erster Linie gegebenen Bestimmung.

Wien. J. Golling.

H. Meurer, Griechisches Lesebuch mit Wortschatz. I. Theil: Für Untertertia. 2. nach den neuen Lehrplänen umgearb. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1896. IV u. 216 SS.

Die 2. Auflage dieses zuerst im Jahre 1882 erschienenen Lesebuches (vgl. meine kurze Anzeige im Jahrgang 1883 [Bd. 34], S. 630) ist eigentlich ein ganz neues Buch geworden, da nicht nur sämmtliche Lese- und Übungsstücke entweder umgearbeitet oder — und dies ist die weitaus größere Mehrzahl — neue an die Stelle der früheren, auch umfänglich stärkeren getreten sind, sondern auch die Anordnung des Lehrstoffes mehrfache Änderungen erfahren hat. In dieser Hinsicht ist wohl die wichtigste, dass „nach dem Vorgange G. und H. Stiers, Fechts u. a. die zweite (o-)Declination vor die erste gestellt und eine Sonderung der Wortgruppen nach den Accenten gemacht ist". Ferner sind ebenfalls nach dem Vorgange von Fecht bei den Verben kurze Paragraphen zur Veranschaulichung der Formen vorangestellt. Ohne mich in eine weitere Aufzählung der anderen, übrigens nicht sehr bedeutenden Änderungen in der Vertheilung des Stoffes einzulassen, bemerke ich noch, dass im Gegensatze zur 1. Auflage die deutschen Übungsstücke gesondert und hinter die griechischen Lesestücke gestellt sind. Inhaltlich schließen sie sich aber eng an die letzteren an,

die meist nur umgearbeitet sind. Nicht selten ist der Inhalt um einen anderen Mittelpunkt gruppiert. Vgl. z. B. Stück 6 (S. 4) 'Περὶ Διονυσίου τοῦ τυράννου' und das entsprechende 4. deutsche (S. 96) 'Periander'. Eine allerdings nicht auf alle einzelne Stücke in ihrem vollen Umfange sich erstreckende Durchsicht lässt diese neue Auflage als zweckentsprechender erscheinen als die frühere. Namentlich scheinen mir Formung und Gruppierung des Stoffes nicht unwesentlich gewonnen zu haben. Endlich muss als recht passend bezeichnet werden, dass in dem Wortschatze „die in Xenophons Anabasis vorkommenden Wörter vorangestellt und durch einen Doppelstrich von den übrigen getrennt sind".

Innsbruck. Fr. Stolz.

E. M. vom Saal, Das Badeleben im alten Rom. Eine culturgeschichtliche Studie. (Heft 12 der Serienpublication: Kleine Studien. Wissenswertes aus allen Lebensgebieten, herausgegeben von A. Schupp.) Leipzig 1895. 8°, 29 SS. Preis 30 Pf.

Ein weder in Hinsicht der stofflichen Gliederung noch der Diction Neues oder Hervorragendes bietender Aufsatz, dessen wissenschaftliche Solidität vielleicht am besten durch den ständig wiederkehrenden Schreibfehler *priscina* (S. 6, Z. 15; 9, 31; 10, 29) statt *piscina* charakterisiert wird. Der Ton dieser 'Studie' ist auf die aus älteren Darstellungen des römischen Badelebens und Badeunwesens bekannte Art elegischer Declamation gestimmt, ab und zu aber ins Grobe gezogen. So hätte nach dem Verf. (S. 4) Scipio sein Bad „als ein nur für Schaben würdiges" [1]) schelten lassen müssen und (S. 47) der Kaiser und die Vornehmen nicht 'um einen Deut mehr als der Kleinbürger und der Fremde' gegolten. An Versehen und Missverständnissen ist kein Mangel, Agrippa ist S. 7 als 'erster Wasserbauinspector' bezeichnet (gemeint ist seine Ädilität im Jahre 33 v. Chr.), die aldobrandinische Hochzeit wird gar als eines der 'schönsten Denkmäler römischer Plastik' angeführt (S. 13), 'der Badesaal' der diocletianischen Thermen trug die Inschrift '*salubritati*' (S. 29).

Die Agrippathermen sind '24 v. Chr.' errichtet; sie hat 'der Erbauer selbst unter dem Namen 'lakonisches Gymnasium' den Göttern geweiht' S. 14 (man vgl. damit Dio 53, 27, 1) usw. Unter allen Sätzen dieser Schrift klingt aber der folgende (S. 25) am seltsamsten, der aus einer Vermengung der Mythe über den acherusischen See der Unterwelt und der Topographie der Umgebung des acherusischen Sees bei Puteoli hervorgegangen ist: 'Südlich davon (n. Cumae) lag der acherusische See, über den Charon die Seelen der Abgeschiedenen in das Todtenreich führte; von hier und den umgebenden,

[1]) Vgl. Seneca epist. 86, 8.

dunkel bewachsenen Hügeln und Felsen kam man in die schöne und freundliche Ebene der elyseischen Felder, und südlich davon lag der große Hafen von Misenum.' Auf der Innenseite des Umschlages ist ein neues Heft (Nr. 14) der Schupp'schen 'Studien' angekündigt: 'Das Gymnasium oder die systematische Verdummung der Jugend; von Rud. Heinr. Greinz.' Dieser Titel und die überhastige Popularisierungsart des vorliegenden Heftes sind einander würdig und gestatten einen bestimmten Schluss auf den Ernst und den Geist der ganzen Collection.

Wien. J. W. Kubitschek.

Festschrift zum siebzigsten Geburtstage Rudolf Hildebrands in Aufsätzen zur deutschen Sprache und Literatur sowie zum deutschen Unterrichte ... herausgegeben von Otto Lyon. Mit einem Bildnisse Rudolf Hildebrands. Zugleich Ergänzungsheft zum 8. Jahrgange der Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Der Ergänzungshefte drittes. Leipzig, B. G. Teubner 1894, 8°, 364 SS.

Wie R. Hildebrand, der seinen siebzigsten Geburtstag leider nur um wenige Monate überlebt hat, gleichmäßig der Universität und der Schule angehörte, so haben beide Kreise ihre Ehre darin gesucht, sein Jubiläum durch würdige Festschriften zu feiern. Die oben angezeigte ist der Festgruß der Schulmänner und man bewegt sich hier ungefähr in derselben Gesellschaft wie in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht, welche den Beiträgen Hildebrands ihren guten Ruf in der deutschen Lehrerwelt verdankt. Der Inhalt ist, wie bei allen derartigen Publicationen, so bunt und ungleichwertig, dass sich der Ref., um jedem etwas zu bringen, erlauben darf, von der Nummer 1 bis 22 fortzuschreiten.

1. Zur deutschen Bearbeitung der Melusinasage, von Karl Biltz in Berlin. — Dass der Berner Schultheiß Thüring von Ringoltingen seinen Roman von der schönen Melusine nicht nach dem Prosaroman von Jean d'Arres, wie man bisher annahm, bearbeitet hat, sondern nach einer versificierten Vorlage von Couldrette, das hat schon Hans Frölicher in einer Dissertation (Solothurn 1889) nachgewiesen. Mit Recht aber wendet sich Biltz gegen das herkömmliche ästhetische Urtheil über die deutsche Bearbeitung, die nicht „schwerfällig, trocken und handwerksmäßig" gerathen ist, sondern zu dem Besten gehört, was wir von erzählender Prosa aus dem XV. Jahrhundert besitzen. Glücklich ausgewählte Proben aus einem der frühesten Drucke bestätigen das Urtheil.

2. Griechische Hilfe im mittelhochdeutschen Unterrichte, von O. Brenner in Würzburg. — Wörter von der Form – ⏑ ⏑ (vrâgète, [ver]liesèn den [lip]) im Gegensatze zu denen mit kurzer Stammsilbe (ságetè) werden in Parallele gebracht mit gr. *γλῶττά τις* im Gegensatze zu *χώρα τις* (*χώρά τις* so unmöglich wie ságète). Brenner behauptet nun, dass auch

im Deutschen einfache Länge nicht genüge, sondern dass eine zweigipfelige, circumflectierte nöthig sei, und dass die betonte Silbe, auf die sofort wieder eine betonte folge, an Tongewicht alle Silben des Taktes, ja auch des nächsten übertreffe, daher auch zur Alliteration besonders geschickt sei. Mit πῦρ τὶ vergleicht er weiter schénkèn in der Cäsur des Nibelungenverses. Nach meiner Ansicht verwechselt Brenner hier Ursache und Wirkung und er übersieht die Bedeutung der Quantität. Da der Nebenaccent in vrâgète facultativ ist und das Wort auch bloß Einen Takt füllen kann, ist meines Erachtens der Ausgangspunkt überhaupt nicht die natürliche, sondern die künstliche Betonung. Wird aber vrâgéte für zwei Takte gebraucht, dann ist die Dehnung der Stammsilbe bis auf die Dauer eines ganzen Taktes von selbst gegeben. Und ebenso folgt aus dem Umstande, dass der Nebenton fühlbar gemacht werden soll, die Nothwendigkeit, den Hauptaccent noch kräftiger zu betonen. Ein Nebenaccent auf schénkèn kann nach meiner Meinung überhaupt nur künstlich genannt werden, so lange man unter Accent nicht absolute, sondern relative Betonung versteht.

8. Deutsche Etymologien von Sigmund Feist in Bingen a. Rh. — burg aus πύργος; hexe aus st. haga (an. hagr klug, geschickt) weise Frau, ad malam gewendet; küssen zur idg. Wurzel ǵeus (γεύω, gusto, kosten).

4. Über die Volksdichtung im Meißnischen, von Karl Franke in Plauen i. V. — Hier stehen wir auf Hildebrands eigenstem Grund und Boden. Er ist in der Heimat der Gottschedischen Schriftsprache zwar wenig ergiebig; aber gerade darum ist es von Interesse, die spärlichen Haideblumen zu sammeln. Nur für den Rhythmus scheint der Verf. nicht das feine Gehör seines Meisters zu besitzen. Die Auszählverse:

súnsd kumm ich mid der Beidsche náus ...

und

in Ságsn, in Ságsn,
wóo die dúmm Júng wágsn,

werden doch wohl so verwendet werden:

sunsd kúmm ich mid der Beidsche náus ...

und

in Ságsn, in Ságsn,
wóo die dúmm Jung wágsn.

Mit der von Franke angezeichneten Betonung würden sie recht deutlich zeigen, wie die natürliche Betonung auch in solchen Auszählversen oft vergewaltigt wird.

5. Die Stellung des niederdeutschen Dialects und seiner Werke zur hochdeutschen Schriftsprache und Literatur. Von O. Göde in Wismar in Meckl. — Beruht fast ganz auf den einschlägigen Partien in Pauls Grundriss und kann höchstens zur Orientierung dienen. Leider springt der Verf., wie

es auch sonst üblich ist, von Lauremberg gleich auf Reuter und Groth, ohne Wienbarg zu kennen und zu nennen.

6. Niederrheinisches Deutsch. Von Heinrich Glöel in Wesel. — Ohne die Absicht, den Stoff zu erschöpfen, aber das Charakteristische recht gut hervorhebend und sehr oft auch auf das Oberrheinische bezugnehmend. Für Goethes Sprache fällt einiges ab, was der Verf. übersehen hat. „Es geben schlechte Menschen" statt „es gibt schlechte Menschen" sagen nicht bloß die echten Weseler, sondern auch der Frankfurter Goethe in der älteren Lesart des Urfaust v. 1175: „Es ist ein Kautz wie's mehr noch geben", die E. Schmidt also mit Recht als Plural aufgefasst hat. Wenn Glöel als besonders bezeichnend für den Rheinländer den Gebrauch von „eben" anführt, so vgl. Urfaust 373 „kann euch nicht eben ganz verstehen"; 316 „aber eben drum nicht baß bekleiben", und Faust 11063: „bist du's eben?"

7. Der Lehrling der Griechen. Ein Beitrag zur Erläuterung von Klopstocks Odendichtung. Von Max Koch in Breslau. — Vor dieser Interpretation möchte ich besonders alle Schulmänner eindringlich warnen; sie lehrt nur, wie man es nicht machen soll. Sie macht den Text nicht verständlicher und klarer, sondern sie macht ihn noch unklarer, indem sie Fern- und Naheliegendes, längst Bekanntes und auch einiges Neue, die Parallelstellen aus Horaz oft in drei bis vier Übersetzungen u. dgl. m. in ihn hineinstopft. Leider ist die Kunst der Interpretation neuhochdeutscher Dichtungen unseren Universitäten ganz verloren gegangen, und man wird sich nicht wundern dürfen, wenn auch die Mittelschullehrer bald nicht mehr imstande sein werden, ein Gedicht verständig zu interpretieren. Falsche Begriffe von wissenschaftlicher Arbeit spielen dabei mit und die Einseitigkeit unserer Methode, die bald nur mehr die Quellenvergleichung wird gelten lassen. Als ob nicht jede philologische Arbeit in letzter Instanz auf einer stillschweigenden Interpretation beruhte, und wie viele Irrwege hätte sich die Faustforschung ersparen können, wenn sie auf die richtige Interpretation mehr Gewicht gelegt hätte als auf erzwungene Parallelen, die man in den missverstandenen Text hineingetragen hat! Es wird eine Zeit kommen, in der man wieder mehr aus dem Faust herauszulesen, als in ihn hineinzutragen versuchen wird.

8. Zur deutschen Heldensage. Eine Lücke in der Geschichte der deutschen Dichtung. Von Karl Landmann in Darmstadt. — Ein sehr instructiver Aufsatz, der über Simrocks Amelungenlied handelt und über diesen fast unübersehbaren Complex von altdeutschen Sagen eine knappe Übersicht gewährt, wobei auch die altdeutschen und altnordischen Quellen berücksichtigt werden.

9. Wie kann der deutsche Unterricht zur Erziehung der Jugend beitragen? Von Rudolf Löhner in Wien. — Betont kräftig den sittlichen Wert des deutschen Unterrichtes.

10. Haarigel und Haareule. Von Ernst Martin in Straßburg i. E. — Haarigel = Struwelpeter; in Haareule ist die Eule für den Igel eingesprungen.

11. Ein Capitel für sich. Von A. Mathias in Düsseldorf. — Knüpft an die Worte Hildebrands in seinem Buche vom deutschen Sprachunterrichte an, dass Schrecken und Furcht im Unterrichte keine Stelle haben sollten.

12. Laurentius Albert und Albert Ölinger. Von Karl Müller in Dresden. — Der Nachweis, dass Laurentius Albertus Ostrofrancus nicht, wie man bisher auf Grund missverstandener Äußerungen in den lateinischen Empfehlungsgedichten zu der ein Jahr späteren Grammatik von Ölinger annahm, die Arbeit dieses letzteren in der Handschrift gekannt und noch vor ihrem Drucke ausgeschrieben habe, scheint mir erbracht, obwohl ich in dem Text des Empfehlungsgedichtes von Meier lieber zwei Druckfehler annehmen möchte:

Oelinger unum cur te non pressit in annum?
quod furtiva tuas fraus spoliabat opus,

hier ist außer opes für opus doch wohl auch nonum statt unum zu lesen; denn unum in annum gibt keinen Sinn. Er will sagen: warum Ölinger das Werk nicht noch reifer werden und nach der Vorschrift des Horaz neun Jahre liegen gelassen habe. [1]) Die Grammatik des Albertus hat einen wissenschaftlichen Zweck, während Ölinger nur der Praxis, dem Unterrichte ausländischer Zöglinge, dienen will. Bis hieher vermag ich dem Verf. zu folgen; wenn er aber nun mit einer Kühnheit, die heutzutage freilich keine Seltenheit mehr ist, zu einem Sprunge ansetzt und in den beiden Grammatikern nur eine und dieselbe Person sehen will, so mache ich vorsichtig Halt. Denn wenn sich auch der Name Albert Ölinger als fictives Hysteron Proteron ganz gut zum Pseudonym eignen würde, so ist mir doch die Interpretation zu künstlich, dass der Grammatiker in dem späteren Werke das frühere hätte als Plagiat bezeichnen lassen. Ist die Ähnlichkeit zwischen den beiden Grammatikern wirklich nicht so groß, dass ein Plagiat angenommen werden muss, dann können ja diese Vorwürfe sich gegen ein drittes, uns noch unbekanntes Werk richten.

13. Aus der Praxis des deutschen Unterrichtes. Von C. Krumbach in Wurzen. — Beispiele von Hildebrandischen Sprachbildern, als Material für den Schulunterricht.

14. Das Volksthümliche in Martin Greifs vaterländischen Bühnendichtungen. Von Ernst Henschke in München. — Eigentlich bloße Inhaltsangaben der patriotischen Dichtungen Greifs, denen ihre Verkündiger durch Überschätzung

---

[1]) Neuerdings hat, wie mir College Jellinek mittheilt, John Meier in Paul Braunes Beiträgen (20, 571) wirklich nachgewiesen, dass nonum von Karl Müller selbst in unum und opes in opus verlesen worden ist.

mehr schaden als nützen werden. Was soll man denn dazu sagen, wenn jemand den Mund so voll nimmt: „Seit Goethe sein Gretchen schuf, hat die deutsche Dichtung keine Frauengestalt hervorgebracht von so unwiderstehlich tiefer Wirkung wie dieses Mädchen niedern Standes“; oder wenn er von den „Goethischen Schwächlingen weibischer Art, einem Werther oder Brackenburg“ redet?

15. Biblische Anklänge bei Schiller. Von Franz Schnedermann in Lautzsch. — Nicht einmal als Ergänzung zu Boxbergers Programm zu brauchen. Aber der einleitende Satz verdient tiefer gehängt zu werden: „Wir sind kürzlich durch ein Bekenntnis von Anton Springer wieder daran erinnert worden, wie viel der Schriftsteller und Dichter des lutherischen Kirchengebietes in Deutschland vor dem Sohne katholischer, insbesondere österreichischer Lande voraus hat. Diesem fällt so schwer, was jenem von Kind auf gegeben ist: eine saft- und kraftreiche, in Bildern des Lebens redende Sprache zu gewinnen — er ist nicht an Luthers Bibelsprache gewöhnt und mit ihr großgezogen!“ Lieber Herr, lesen Sie einmal einen gewissen Ludwig Anzengruber, der auch nicht an Luthers Bibelsprache gewöhnt ist, oder Raimund, oder Nestroy, oder Schlögl, oder Chiavacci! Ob Sie nicht finden, dass ihre Sprache saft- und kraftreich ist und in Bildern des Lebens redet? Die Sache ist, glaube ich, gerade umgekehrt und hat mit Luther gar nichts zu thun, der ja auch in der Sprache des „lutherischen Kirchengebietes“ sehr oft vermisst wird. Ich denke mir nämlich, dass die „Söhne katholischer, insbesondere österreichischer Lande“ (was ist doch dieses „Lande“ für eine saft- und kraftreiche, recht aus dem Leben gegriffene Form!) hundert Jahre und länger sich gar nicht getraut haben zu reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen war, weil die Schriftgelehrten „des lutherischen Kirchengebietes“ ihnen jedes saft- und kraftreiche Wort dreimal mit dem Röthel angestrichen haben. Nachdem man sie ein paar Menschenalter lang immer mit dem Schriftdeutsch und mit Austriacismen gequält hat, beginnt man in neuerer Zeit den Spieß umzukehren und ihnen vorzuwerfen, dass sie „wie ein Buch“ reden und schreiben. In unserer wohlbekannten Gutmüthigkeit werden wir es unseren Sprachmeistern auch jetzt recht zu machen suchen. Ich bediene mich sogleich weiter unten (!) eines aus dem Wiener Leben entlehnten Ausdruckes, den mir Herr Schnedermann in Leutzsch gutschreiben mag.

16. Seebach. Von Rudolf Schlösser in Leipzig. — Der bekannte Gotterversilberer (!vgl. Bierversilberer) gibt hier aus dem Nachlasse seines Schutzbefohlenen Nachrichten über ein verschollenes Mitglied des Göttinger Dichterbundes, von dem sich freilich keine einzige Dichtung erhalten hat.

17. Goethes Faust (I. Theil) als Schullectüre. Von Hermann Unbescheid in Dresden. — Vor diesem Aufsatze möchte ich wieder alle Lehrer des Deutschen an den Mittelschulen

warnen. Er zeigt den üblen Einfluss, den selbst ein so gutes Buch wie Freytags „Technik des Drama“ bei beschränkter Auffassung ausüben kann. Freytags feinsinnige Beobachtungen über den scenischen Aufbau des Drama haben namentlich viele Schulmänner verleitet, den Inhalt einer jeden dramatischen Dichtung recht logisch und schematisch in I, II, III usw. und dann wieder in 1, 2, 3 usw. darzustellen und die Scenen alle hübsch an eine Schnur zu reihen. „Und gehst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt“, heißt es auch hier. Es wird selbstverständlich nicht geleugnet, dass man ein paar Scenen, die aufeinanderfolgen, unter einen logischen Begriff subsumieren und dann mit 1, 2, 3 usw. aufeinanderfolgen lassen kann. Die Frage ist nur, ob diese Disposition aus der Dichtung auch wirklich fühlbar wird oder ob sie bloß erzwungen ist. Was soll man dazu sagen, wenn Herr Unbescheid die ersten Scenen des Faust als fünf Wege zum Ziele der Klarheit betrachtet: „1. Der Weg durch erkenntnisvolles Ringen (Monolog, liegt aber bereits vor dem Stücke!); 2. der Weg durch die Magie (Scene mit dem Erdgeist); 3. der Weg Wagners, die Erde als Grenze zu betrachten (!!) und in der Beschränktheit sich glücklich zu fühlen (Scene mit Wagner); 4. der Weg durch den Tod (zweiter Monolog); 5. der Weg durch den Bund mit dem Teufel.“ Dass die Scene mit Wagner keinen Fortschritt, sondern eine Unterbrechung bedeutet, dass sie eine bloße Episode ist und Wagner bloß Contrastfigur zu Faust, kümmert unsern Verf. nicht; er nennt Wagners Weg kühn den „von Faust selbst längst überwundenen Weg“! Ebenso steht es in den Unterabtheilungen a, b, c ...: „b) letzte Regung der Liebe zu Gott in Fausts Seele: Beschäftigung mit dem Bibelworte“; man traut seinen Augen nicht! und in der Katechisationsscene regt sich nicht mehr die Liebe zu Gott? Hört denn Faust jemals auf Gott zu lieben? Mit Valentin betrachtet Unbescheid die Scene zwischen Mephistopheles und dem Schüler als Vorbereitung für Auerbachs Keller, nur um der lieben Symmetrie willen:

1. Das studentische Treiben.
   a) (Vorbereitung) die Schülerscene.
   b) Auerbachs Keller.
2. Das irdische Liebesleben.
   a) (Vorbereitung) Hexenküche.
   b) Die Gretchentragödie.

Dass die Hexenküche mit der Gretchentragödie zusammenhängt, wird jeder fühlen. Aber die Schülerscene, die durchaus episodischen Charakter und mit Faust gar nichts zu thun hat, gehört nicht zu Auerbachs Keller, der Schüler hat mit den lustigen Gesellen nicht mehr gemein als mit Wagner, zu dem er nach Goethes eigenen Fingerzeigen den Gegensatz bildet. Die Auerbachscene bildet den Übergang vom Universitätsleben zur Wanderschaft; sie gehört dahin und dorthin und ist weder unter I, noch unter II zu verzeichnen.

Eine Tragödie von so freiem Bau wie der Faust lässt sich nicht wie eine Tragödie classique einfach in Rubriken eintheilen. Und wie schlecht versteht Unbescheid den Dichter! Die Gesellen in Auerbachs Keller nennt er „bemooste Häupter", wogegen schon ihre Namen protestieren; in Gretchens Zimmer äußert sich Fausts Liebe in rücksichtsloser Weise; in der Brunnenscene wird sich Gretchen ihrer Schuld bewusst („Doch alles, was mich dazu trieb, ach war so gut, ach war so lieb!")

18. Über Gottscheds Stellung in der Geschichte der deutschen Sprache. Von Eugen Wolff in Kiel. — Dieser umfänglichste Beitrag ist inzwischen als selbständiges Buch erschienen und wird als solches sein Urtheil finden.

19. Eberhard Tappe, ein deutscher Schulmeister und Germanist älterer Zeit. Von Ludwig Fränkel in München. — Mit der selbstgefälligen und vielversprechenden Einleitung stehen die Resultate in gerade umgekehrtem Verhältnisse.

20. Gottfried August Bürger als Lehrer der deutschen Sprache. Von Julius Sahr in Dresden. — Dieser Aufsatz über Bürgers Thätigkeit als Professor in Göttingen gehört zu den besten der ganzen Sammlung. Schade, dass der Verf. nicht auch auf die beiden Compendien Bürgers eingegangen ist! Wenn er aber Wieland in Gegensatz zu Goethe und Schiller stellt, die in sprachlichen Dingen bei Adelung Rath suchten, so ist das ein Irrthum. Trotz seiner principiellen Gegnerschaft hat Wieland nach seinem eigenen Bekenntnis das Wörterbuch von Adelung immer auf seinem Pulte aufgeschlagen zur Hand gehabt.

21. Wortdeutungen. Von Friedrich Kluge in Freiburg i. B. — ahd. spânôn Lehnwort aus lat. exponere; ahd. scorrên Lehnwort aus lat. excurrere; ahd. scëssо Lehnwort aus lat. excessus; goth. annô aus lat. annôna.

22. Die Einheit des deutschen Unterrichtes an der Universität und in der Schule. Von Otto Lyon in Dresden. — Damit kommt der Herausgeber der ganzen Festschrift wieder auf das Thema zurück, das stillschweigend der ganzen Sammlung zugrunde liegt und in Hildebrand seine schönste Lösung gefunden hat.

Wien. Dr. J. Minor.

Curt Wachsmuth, Einleitung in das Studium der alten Geschichte. Leipzig, Hirzel 1895. VI u. 718 SS. Preis 16 Mk.

Wachsmuths Buch füllt eine Lücke in der wissenschaftlichen Literatur aus, welche sich in sehr unbequemer Weise geltend machte. Wer sich bisher über die Quellen für die Geschichte der classischen Völker unterrichten wollte, war — abgesehen von den zerstreuten Bemerkungen in den allgemeinen Darstellungen, wie

z. B. bei Busolt und Niese — auf den Abriss der Quellenkunde der griechischen und römischen Geschichte von Arnold Schäfer angewiesen, dessen Verdienst der Unterzeichnete umsoweniger bestreiten will, als er aus ihm manches gelernt hat; der aber das Bedürfnis nach Information schon deswegen nicht befriedigen konnte, weil sein Schwergewicht auf der Sammlung der wichtigsten Stellen aus den antiken Schriftstellern beruhte und er für die neuere Literatur kaum mehr als einen dürren bibliographischen Auszug bot. Speciell denjenigen, welche unvorbereitet an das Studium dieser Dinge herantraten, bot dieser Abriss wenig Förderung. Anderseits war der Versuch einer zusammenfassenden Schilderung für die Quellen der altorientalischen Geschichte bis jetzt noch gar nicht gemacht, so dass man auch da auf die speciellen geschichtlichen Darstellungen zurückgehen musste. W.s Einleitung umfasst dagegen die gesammte Geschichte des Alterthums, sowohl des Orients als des Abendlandes: ich brauche nicht zu betonen, von welcher methodischen Wichtigkeit diese Betonung der Einheit der alten Geschichte ist; sie gibt eine Art Quellenkunde — die in mancher Hinsicht an Wattenbachs Darstellung für das deutsche Mittelalter erinnert, von der sie aber wieder sehr verschieden ist —, in welcher wenigstens die wichtigen Quellen eingehender behandelt werden. Daneben erfährt auch die neuere Forschung, sowohl im allgemeinen als was die einzelnen Theile der alten Geschichte anlangt, Berücksichtigung, indem die Entwicklung der Wissenschaft an der Geschichte der Probleme und der bedeutsamsten Erscheinungen skizziert wird. Das Buch verleugnet nicht, dass es allmählich aus Vorlesungen über diesen Gegenstand herausgewachsen ist; man merkt, wie oft und gründlich sich W. mit den vorliegenden Fragen beschäftigt und wie vielfach er sie durchdacht hat.

Das erste Gefühl, das jeden Leser beherrschen muss, ist das des aufrichtigen Dankes und ungetheilter Bewunderung für den Verf., eine Arbeit, welche die Kräfte des Einzelnen zu übersteigen schien, angegriffen und durchgeführt zu haben. Wie bei der leidigen Zersplitterung der Disciplin die Dinge liegen, konnte man erwarten, dass eine ähnliche Leistung nur dem Zusammenwirken mehrerer Fachgelehrten gelingen würde; welche Gefahr damit auch im Falle des möglichsten Zusammenstimmens der Mitarbeiter der Einheitlichkeit der Arbeit gedroht hätte, leuchtet unmittelbar ein. Dafür haben wir nun ein Werk, das von einem Geiste erfüllt, von einer Methode getragen ist. Es verdient uneingeschränkte Anerkennung, mit welcher Energie und welchem Erfolge sich W. in den schwierigen Studienkreis der altorientalischen Geschichte eingearbeitet hat, welcher ihm der Richtung seiner eigenen wissenschaftlichen Leistungen gemäß ferner lag; abgesehen von dem bereits berührten methodischen Nutzen, dass dadurch den Fachgenossen die fast verlorene Einheit der alten Geschichte und die Möglichkeit einer solchen Einheit klar vor die Augen gestellt wird, sehe ich gerade in den mit dem Oriente

sich beschäftigenden Abschnitten und in dem allgemeinen Theile, von dem ich noch später zu sprechen habe, das größte Verdienst des Verf.s, da wir bisher nicht einmal den Ansatz einer Einführung in diese Dinge besaßen. Dass W.s Leistung nicht abschließend ist, sondern für künftige Arbeiten nur einen Vorläufer bedeutet, darüber gibt er sich selbst keiner Täuschung hin; die ebenso lohnende, als schwierige Aufgabe einer Geschichte der griechischen und römischen Historiographie und im weiteren Verfolg einer Geschichte der Historiographie des Alterthums überhaupt konnte durch ihn der ganzen Anlage des Buches nach nicht gelöst werden, ja diese Lösung war nicht einmal beabsichtigt. Aber selbst die Aufgaben einer Quellenkunde sind durch ihn nicht erschöpft, da er sich (vgl. S. 494) für die classischen Völker auf die historischen Schriften im engeren Sinne beschränkt. Man kann W. diese Einengung des Themas ernstlicherweise nicht zum Vorwurf machen; denn das Hereinziehen auch der übrigen literarischen Quellen der Geschichte z. B. Homers, der griechischen Komiker, der christlichen Kirchenschriftsteller u. a., hätte die unüberschreitbaren Grenzen des Buches zu sehr erweitert und es zu einem unmöglichen Umfang anschwellen lassen.

Wohl kann man in einem anderen Punkte mit dem Verf. rechten, in der Begrenzung, welche er seiner Arbeit setzt; ich stimme da mit den von F. Rühl erhobenen Einwendungen überein. In seiner Erörterung über 'Umfang und Ausdehnung der alten Geschichte', welche merkwürdigerweise anstatt an der Spitze des Buches zu stehen, auf S. 312 ff. in einem Anhange versteckt ist, setzt W. den Endpunkt der alten Geschichte mit dem Beginne der Völkerwanderung (375) an, im Gegensatze zu Gutschmid, der als Grenze das Jahr 572 vorschlug; er hält es für das Beste, die Germanen aus der alten Geschichte ganz zu verweisen (wie er auch S. 562 die Diadochen nicht in die griechische Geschichte einbeziehen will). Ich möchte hoffen, dass W.s Auffassung nicht allgemein Boden gewinnen wird; sie verschließt sich ganz der Einsicht, welch eminente Bedeutung der Eintritt der Germanen und des Christenthums für den Ausgang des Alterthums hat. Und es scheint mir, dass W. sich über die Bedeutung dieser geschichtlichen Erscheinung nicht klar geworden ist. Auch die Eintheilung des Buches hat schwere Nachtheile im Gefolge gehabt. Davon, dass der Stoff nach Völkern gegliedert ist und die griechischen und römischen Quellen schon bei jeder der orientalischen Nationen besprochen werden, kommt es, dass gewisse literarische Erscheinungen zerstückt sind (so ist die Charakteristik Herodots aus seiner Erwähnung bei den Ägyptern, Babyloniern, Lydern, Eraniern und endlich bei den Griechen zusammenzusetzen, so dass ein Gesammteindruck schwer gewonnen wird) und dass der chronologische Faden vielfach verlassen ist, spätere Schriftsteller vor den früheren behandelt werden. Ich verkenne nicht, dass diese Anordnung durch den Zweck, welchen W.

mit seinem Werke verfolgt, bedingt war und ihm daher eigentlich nicht zur Last gelegt werden kann.

Das Buch beginnt mit einem historischen Überblick über die Behandlung der alten Geschichte in der neueren Zeit, der mit Petrarca und Bocaccio anhebt. Auch da haben wir es mit etwas Neuem zu thun, denn bisher war man zur Belehrung über diesen Gegenstand auf die bekannten Werke von Bursian und Wegele über die Geschichte der classischen Philologie und der Geschichtswissenschaft angewiesen, die aber, abgesehen davon, dass sie sich auf Deutschland beschränkten, schon deswegen nicht ausreichten, weil die alte Geschichte in ihnen einen verhältnismäßig bescheidenen Raum einnimmt. Mit Recht ist in dieser Skizze die epochemachende Persönlichkeit Niebuhrs, welche der Verf. mit feinem Verständnisse zeichnet, in den Mittelpunkt gerückt; die Ergänzung bilden die trefflichen Charakteristiken von Rubino und Mommsen. Frappierend, aber nicht unzutreffend ist das Urtheil über Otfried Müllers Mythenforschung; wohlthuend berührt die objective Würdigung von Grotes unbestreitbaren Verdiensten, welcher Geschichtschreiber, wie er früher überschätzt wurde, jetzt manchmal eine zu geringschätzige Beurtheilung erfährt. Wenn ich an diesem Abrisse etwas auszusetzen habe, so ist es, dass, wenigstens in der ersten Partie, nicht immer genügend die wichtigen Erscheinungen vor den minder wichtigen bezeichnet werden. Vermisst habe ich ferner eine Hervorhebung der großen Bedeutung, welche Bartolomeo Borghesi für die Methode der Alterthumsforschung besitzt (es wird ihm nur auf S. 259 eine flüchtige Bemerkung gewidmet); auch die eigenartige Stellung Ulrich Köhlers und seine Verdienste um die Sammlung der attischen Inschriften verdienten hier oder später einen nachdrücklichen Hinweis. Heeren, der, wie man auch über seine 'Ideen' denken mag, doch eine charakteristische Persönlichkeit war, ist in diesem Abschnitte ganz übergangen und findet auf S. 414 ganz kurz nachträgliche Erwähnung. Endlich hätte ich noch gewünscht, dass der unleugbare Einfluss, welchen die Tübinger theologische Schule durch ihre Kritik auf die geschichtliche Forschung ausübte, an dieser Stelle berührt worden wäre.

Eine der nützlichsten und besten Partien des Buches ist der allgemeine Theil, welcher sich mit den allgemeinen literarischen Quellen, dann den urkundlichen und monumentalen Quellen, endlich der Metrologie und Chronologie beschäftigt; er hat grundlegenden Wert. Eine Kenntnisnahme der in ihm behandelten Fragen war bislang nur auf dem Wege eines speciellen zeitraubenden Studiums möglich; wer diesen Dingen etwas ferner stand, sah sich vergeblich nach einem Hilfsmittel um, das ihn rasch in dieses Gebiet einführte, da auch die Literaturgeschichten ihm nicht die nothwendige Aufmerksamkeit zuwandten. Schon das erste Capitel über die Überlieferung der verloren gegangenen Autoren durch die Bibliothek des Photios und die Konstantinischen Excerpte ist un-

gemein belehrend; die Bemerkung S. 76 über den Zusammenhang der 'Excerpta antiqua' mit den Konstantinischen Excerpten verdient Beachtung. Daran reiht sich das Capitel über die Universalhistoriker des Alterthums, zunächst über Diodor, für den W. durch seine akademischen Programme bereits Vorarbeiten geliefert hatte; es wäre zu wünschen, dass er seine Forschungen einmal zu einem selbständigen Buche über diesen Autor erweiterte. Wie nützlich die gewöhnlich vernachlässigte, umfassende Behandlung Diodors ist, sieht man zur Genüge auch an der knappen Darstellung des Verf.s. Sein Urtheil über Diodor ist nicht günstig und deckt sich vielfach mit demjenigen Müllenhoffs, wenn er auch zugibt, dass Diodor zuweilen zu seiner Hauptquelle Zusätze aus anderen Quellen oder aus Eigenem machte. Sehr nützlich ist die Übersicht über die bisherigen Ergebnisse der Quellenforschung, nicht minder die Entwicklung S. 85 ff. über die Disposition des Werkes. Gegen die neueren Versuche, ein leitendes Princip in der chronologischen Anordnung bei Diodor, dessen Jahresepoche, herauszufinden, verhält sich W. mit Recht ablehnend. Auf Diodor folgt die Betrachtung von Nikolaos von Damaskos und Pompeius Trogus; über Letzteren hatte W. ebenfalls schon früher Einiges veröffentlicht, seine Ansicht, dass Timagenes die Hauptquelle des Trogus gewesen sei, ist bekannt. In dem folgenden Capitel 'Abrisse der Weltgeschichte' ist besonders auf Orosius hinzuweisen; bei ihm sowohl als den übrigen ist die Zusammenfassung über die Vorlagen, aus denen sie schöpften, von Wert. Unter 'Weltchroniken' werden an erster Stelle die chronographischen Arbeiten der Griechen: des Eratosthenes, Apollodor, Sosibios besprochen, über welche auch ein Programm W.s aus dem Jahre 1892 vorlag. Um das Folgende (römische Chronographen und heidnische Chronographen der Kaiserzeit) zu übergehen, ist wieder von hervorragender Wichtigkeit der Abschnitt über die christlichen Chronographen der Kaiserzeit: Julius Africanus, Hippolyt, Eusebius, Synkellos u. A. bis zu den späten byzantinischen und lateinischen Chroniken; er ist mit großer Sorgfalt gearbeitet, besonders die Ausführungen über Eusebius, und die Ergebnisse der neuesten Forschungen sind überall mit selbständiger Kritik und großer Klarheit wiedergegeben, was umso lobenswerter erscheint, als die bisherige Hauptleistung auf diesem Gebiete, Gelzers Julius Africanus, ein sehr schwer lesbares Buch genannt werden muss.

Gegenüber dieser Fülle von Belehrung ist der Abschnitt über die Biographen zu kurz gekommen, speciell Plutarch hätte eine ausführlichere Erörterung ebenso gefordert als verdient. Das Gleiche gilt für den ganzen zweiten Abschnitt des allgemeinen Theils, über die Urkunden und Münzen. Ich vermisse hier eine schärfere Charakterisierung der historisch wichtigen Gattungen der classischen Inschriften, wie sie auch ohne Rücksicht auf das rein Epigraphische ganz gut gegeben werden kann. Dagegen ist der Überblick über

die neueren Bemühungen auf dem Gebiete der classischen Inschriftenkunde vollkommen ausreichend und dabei Böckhs Stellung innerhalb derselben, in ihren Verdiensten und Mängeln, ganz richtig bezeichnet. Im Einzelnen fehlt eine Erwähnung des von der Wiener Akademie der Wissenschaften beabsichtigten Corpus der kleinasiatischen Inschriften, wie auch merkwürdigerweise unter den Kunstdenkmälern die Sarkophage von Sidon, deren geschichtliche Wichtigkeit uns Studniczka und jetzt Judeich gelehrt haben, übergangen sind. Was die Münzen anlangt, so ist die grundlegende Abhandlung von Rudolf Weil über das antike Münzrecht wohl zu spät erschienen, als dass sie noch berücksichtigt werden konnte. Den Abschluss des allgemeinen Theiles bildet das Capitel über Chronologie, welches dadurch an Bedeutung gewinnt, dass W. auf S. 305, 306 eine neue Ausgabe des schwer zugänglichen astronomischen Canon des Ptolemäus auf Grund der Handschriften gibt und dessen Einrichtung erläutert.

Fast die Hälfte des besonderen Theiles, der die specielle Quellenkunde der einzelnen Völker bringt, ist dem Oriente gewidmet. Das Verdienst dieser Partie betonte ich bereits; es muss hinzugefügt werden, dass der Verf. auch da der neueren Forschung gegenüber volle Selbständigkeit des Urtheils bewahrt. Am eingehendsten und mit vieler Liebe zu dem Gegenstande bespricht W. die geschichtlichen Bücher des alten Testaments; die an den Hexateuch sich knüpfende Kritik erfährt mit besonderer Rücksicht auf Wellhausens Ansichten eine sorgsame und lichtvolle Auseinanderlegung. Es ist begreiflich, dass auch den griechisch-römischen Quellen für die orientalische Geschichte ein breiter Raum zugestanden wird: ich weise hin auf die lehrreiche Erörterung über Berossos und über Manetho und dessen Fortsetzer; das ungünstige Urtheil über diesen Schriftsteller erscheint zu gut begründet, als dass man es nur als Reaction gegen dessen bisherige Überschätzung auffassen könnte. Auch Josephus erfährt eine scharfe, aber nicht unverdiente Kritik.

Für die Behandlung der Quellen der griechischen und der römischen Geschichte seitens des Verf.s ist zweierlei hervorzuheben: es wird stets die Überlieferung sowohl der verlorenen, als der erhaltenen Schriften berücksichtigt — auch dies hat W.s Darstellung vor den landläufigen Literaturgeschichten voraus; anderseits hebt sich die Schilderung der einzelnen Schriftsteller von dem allgemeinen literarischen und historischen Hintergrunde ihrer Zeit ab. Als ein gelungenes Beispiel dieser Art erwähne ich die Besprechung des Ephoros (S. 498 ff.), bei dem auch die Art, wie er seine Quellen benützte, richtiger gewürdigt ist, als es gemeinhin geschieht. Bei Herodot und Thukydides werden die neueren Controversen, die sich an ihre Werke knüpfen, in maßvoller Weise geprüft, bei Letzterem speciell die Frage nach dem Herausgeber, in welcher der Verf. einen Mittelweg einschlägt. Xenophons Schriftstellerei ist wieder

etwas zu knapp bedacht; dagegen erfährt Timaios eine eindringende Würdigung, welche den rhetorischen Gesichtspunkt, der diesen Autor beherrschte, in den Vordergrund rückt. Auch die Quellen für die Geschichte Alexanders und der Diadochen werden nur kurz besprochen; von Interesse ist die Mittheilung S. 576 über eine bisher unbekannte Metzer Epitome der Thaten Alexanders.

Die Quellen der älteren römischen Geschichte sind unter dem Schlagworte 'Italiker' zusammengefasst, das klar genug den Standpunkt des Verf.s bezeichnet; in diesem Capitel hat auch eine Reihe von griechischen Schriftstellern Platz gefunden. Appians wichtiges Werk ist eingehend besprochen; ausgezeichnet und eine der schönsten Partien von W.s Buch sind die Ausführungen über Polybios. Nicht minder verdienstvoll ist die unmittelbar darauffolgende Schilderung des Poseidonios, dessen historische Arbeit zum erstenmale in eine allseitige Beleuchtung gerückt wird. Hoffentlich findet dieser bedeutende und über Gebür vernachlässigte Schriftsteller bald eine Darstellung, welche sein gesammtes Wirken in großem Zusammenhange berücksichtigt. In Bezug auf die Entstehung der römischen Chronik schließt sich W.s Entwicklung (S. 618 ff.) eng an die Anschauungen seines Schülers Cichorius an; sehr hübsch ist wieder die Eigenart Catos in seinen 'Origines' erfasst. Von den hervorragenden römischen Geschichtschreibern scheint mir der Verf. Sallust mit Vorliebe gezeichnet zu haben: die Bemerkungen über die Tendenz seiner Schriften treffen sicherlich das Richtige; neu und dankenswert ist der Hinweis darauf, dass Sallusts Vorbild nicht, wie man gewöhnlich annimmt, Thukydides, sondern Poseidonios gewesen sei. Den Abschluss des Buches macht das Capitel 'Das römische Reich unter den Kaisern', in dem Tacitus specielles Interesse herausfordert; W.s Urtheil über die Benützung der Quellen durch ihn kann wohl als abschließend gelten. Endlich sind auch die Discussionen der letzten Jahre über die Scriptores historiae Augustae aufgenommen worden.

Ein nicht geringer Vorzug von W.s Buch besteht darin, dass, wie es überall in die lebendige Bewegung der Wissenschaft einführt, zugleich auf Aufgaben hingewiesen wird, deren Lösung von der Zukunft zu erwarten ist: so eine neue Fragmentensammlung der griechischen Historiker, ein Corpus der Bruchstücke der griechischen Geographen, sowie der römischen antiquarischen Schriftsteller, eine Einleitung in die antike Numismatik, die Neubehandlung des Hellanikos, die vollständige Restitution des Livius aus seinen Benützern u. a. m.

W. beabsichtigt, um sein Buch vor dem Veralten zu schützen, von Zeit zu Zeit Ergänzungshefte desselben auszugeben. Er wird sich damit den Dank aller Fachgenossen sichern und ihnen einigermaßen den Überblick über die neuere Literatur erleichtern; denn kaum auf einem zweiten Felde als auf dem der alten Geschichte ist die Orientierung gleich schwierig. Während es für alle möglichen

und unmöglichen Fächer bis zur Briefmarkenkunde Zeitschriften gibt, besitzen wir keine für unser Wissensgebiet, in welcher sich die verschiedenen Arbeitsrichtungen zusammenfinden könnten, und noch weniger einen Jahresbericht über die Fortschritte unserer Wissenschaft. Dass es die classische Alterthumswissenschaft zu einem solchen nicht gebracht hat — denn das, was sich bisher dafür ausgab, verdient kaum den Namen — ist ein magerer Trost; wir können vorläufig nichts thun, als unsere glücklicheren Collegen von der deutschen Literaturgeschichte und der romanischen Philologie, ganz zu schweigen von der Medicin und den Naturwissenschaften, um dieses unentbehrliche Arbeitsmittel beneiden.

Prag. H. Swoboda.

Die Habsburg und die denkwürdigen Stätten ihrer Umgebung. Von Prof. Josef Langl, k. k. Schulrath. 2. umgearb. Aufl. Mit 40 Illustrationen und einer Heliogravure. Wien, Ed. Hölzls Verlag (s. a.). 83 SS.

Im Jahresberichte der k. k. Oberrealschule des II. Bezirkes zu Wien 1895 ließ Hr. Schulrath J. Langl eine Arbeit über die Habsburg und die denkwürdigen Stätten ihrer Umgebung erscheinen, die so viel Beifall fand, dass er sich entschloss, eine etwas umgearbeitete und auch durch neue Illustrationen erweiterte, selbständige Ausgabe zu veranstalten. Der Verf. führt uns im ersten Abschnitte auf den Wülpelsberg, wo die Reste der Habsburg stehen, und gibt in schönen Worten den Eindruck wieder, den sie und ihre Umgebung auf ihn machten. „Der Eindruck des noch stehenden Bauwerkes", sagt er, „ist keineswegs besonders großartig oder malerisch romantisch; der massive Thurm mit seinen derben Quadern und daran das schmucklose Herrenhaus mit zinnenbekröntem Giebel kennzeichnen das Wehrhafte und zugleich doch Behagliche, wie es solchen Fürstensitzen eigen war, in schlichtester Einfachheit. Die friedliche Umgebung und der stille Ernst, der aus diesen Mauern spricht, lenken jedoch hier mehr als anderswo die Gedanken nach dem geschichtlichen Hintergunde der Örtlichkeit ... Es ist ein weites, herrliches Landschafts-Panorama, das sich ringsum ausbreitet. In großen, ruhigen Linien ziehen die langgestreckten Höhenzüge des Jura dahin. Die silberglänzende Aare durchläuft in malerischen Windungen das weite, grüne Thal. Das Auge verfolgt gegen Nordost ihren Lauf bis unterhalb Windisch zur Einmündung der vom Gotthard niederströmenden Reuß und der aus dem Zürchersee herbeifließenden Limmat und gegen Süden bis zu den waldreichen Höhen bei Lenzburg und Kapperswyl. Im Vordergrunde aber hebt sich in dunklem Schattenriss das massive Mauerwerk der Burg vom Abendhimmel."

Der Verf. behandelt dann die Gründung der Habsburg und verfolgt ihre weiteren Schicksale. Sie war selten der Aufenthalts-

ort der Habsburger, sondern wurde früh zu Lehen ausgegeben, so dass sie fast immer in fremden Händen war. Zur Zeit des Herzogs Friedrich mit der leeren Tasche kam die Burg in die Gewalt der Berner; damals wurde sie theilweise abgetragen, nur die zwei alten Thürme blieben erhalten, zu denen später das neue, noch jetzt stehende Wohnhaus zugebaut wurde. Die Berner gaben die Burg wieder den früheren österreichischen Dienstmannen zu Lehen; dann wurde sie den Klosterfrauen von Königsfelden abgetreten, welche „den gemelten Turn in Eren, Tach und Gemach halten" sollten. Aus den Besitzungen von Königsfelden wurde 1528 durch die Kirchenreform eine Landvogtei gebildet, und auf der Habsburg wohnte seitdem ein Wächter.

Der Verf. wendet sich hierauf der Beschreibung der alten Burg zu, die mit einer Betrachtung der Bautechnik und des Befestigungswesens des XI. und XII. Jahrhunderts eingeleitet und mit einem Plane, einem Grundrisse und einer Ansicht der Habsburg verdeutlicht wird. Hr. Langl beweist, dass die beiden Thürme gleichzeitig, um 1030, erbaut wurden, und dass für den großen Thurm der alte Römerthurm bei der Brücke der Stadt Brugg, ein Rest der Befestigung des alten Vindonissa, zum Vorbilde gedient hat. Er führt hierauf die noch vorhandenen bildlichen Darstellungen und die Reconstruction der Habsburg vor, welche Hr. Baurath C. Winkler unter sorgfältiger Benützung der baulichen Überreste und der alten bildlichen Überlieferung ausgeführt hat und wovon sich die Originalzeichnung im Besitze Sr. k. k. Hoheit des Hrn. Erzherzogs Ludwig Victor befindet. Diese Reconstruction vermittelt ein ebenso stil- als stimmungsvolles Bild des alten Bauwerkes. Der Hr. Verf. führt zuletzt noch die historischen Stätten in der Umgebung der Habsburg in Wort und Bild vor: das Dörfchen Altenburg, wo eine Habsburgische Ansiedlung bestand, das römische Vindonissa, das ehemalige Kloster Königsfelden, das zum Gedächtnisse an den ermordeten König Albrecht I. gegründet wurde, die Ruinen des „Steins zu Baden", das frühere Cistercienserkloster Wettingen, das Pfarrdorf Birr, wo Pestalozzi gelebt hat, die Benedictinerabtei Muri, die älteste Stiftung der Habsburger in der Schweiz, das Dorf Schinznach, dem der treffliche Kupferstecher Amsler entstammt, und Bad Schinznach, früher „Habsburg-Bad" genannt, das „unmittelbar am Fuße des reichbewaldeten Wülpelsberges in idyllischer Schönheit und Ruhe, von schattigen Waldanlagen und prächtigen Gärten umgeben, an der rauschenden Aare liegt". Zuletzt finden noch die Kyburg und Neu-Habsburg am Küßnacher See, zwischen Luzern und Küßnach, eine ausführliche Besprechung.

Hr. Schulrath Langl führt uns in seiner Monographie die Nachrichten über die Habsburg und ihre Umgebung, die er mit großem Fleiße gesammelt, in sehr ansprechender Form vor und beleuchtet sie durch seine zeichnerischen Aufnahmen, die er während

seines Aufenthaltes in der Schweiz mit bekannter Meisterschaft angefertigt hat, sowie durch die Reproduction älterer Bilder. Sein Werk, die einzige Monographie über das Stammschloss unseres Kaiserhauses, wird daher jedem Geschichtsfreunde willkommen sein; die Aufnahme der Schrift, die von dem Verleger mit großer Sorgfalt ausgestattet wurde, in unsere Lehrer- und Schülerbibliotheken kann ich wärmstens befürworten.

Graz. Dr. F. M. Mayer.

Haardt, V. v., Übersichtskarte von Europa. Für den Schulgebrauch und zum Selbststudium. Ausgeführt in Ed. Hölzels Geographischem Institute in Wien. Maßstab 1 : 3,000.000. Wien, Hölzel (1895). Fol. 16 Blätter.

Der Verf. hat sich bei der Herausgabe dieses Kartenwerkes die Aufgabe gestellt, eine Schulwandkarte zu liefern, welche die Mitte zwischen einer elementaren Schulwandkarte, in welcher Terrain, Flüsse und Ortssignaturen in derber Zeichnung und großer schwerer Schrift hervortreten, und jenen Karten, in welchen die Darstellung der absoluten Richtigkeit und thatsächlichen Verhältnissen entspricht, einhalten soll. Ihre Bestimmung ist für die Mittelschule und verwandte Anstalten, in welchen der Unterricht in der Geographie sich bereits auf einer höheren Stufe bewegt, gedacht. Dementsprechend ist die Anlage der Karte folgende: Sie ist im Maßstabe von 1 : 3,000.000 gezeichnet und ihre 16 Blätter besitzen zusammengesetzt eine innere Stichgröße von 179 cm Höhe und 204 cm Breite. Sie ist oro-hydro-topographisch und politisch-geographisch angelegt. Die orographischen Verhältnisse kommen durch braune Schraffierung, die hydrographischen durch blaue Farbentöne, die topographischen durch entsprechende Ortszeichen und Schriftgrößen, die politisch-geographischen durch ein für die einzelnen Staaten verschieden gewähltes Colorit, welches Zeichnung und Schrift noch deutlich hervortreten lässt, zum Ausdrucke. Der Hauptkarte sind drei Nebenkärtchen im Maßstabe von 1 : 25,000.000 eingefügt, wovon das erste in sieben Farbenstufen die Bevölkerungsdichtigkeit von Europa, das zweite in sechs Farbenstufen die Vertheilung der Religionen und das dritte Kärtchen die Völker und Sprachen in Europa in achtundzwanzig Farbentönen veranschaulicht. Dieses letzte Kärtchen hätte in Anbetracht des Umstandes, dass bei diesem kleinen Maßstabe der Karte und bei der großen Anzahl der Farbennuancen einzelne Farbentöne sich zu wenig von einander abheben und dadurch auf einer Schulwandkarte und aus der Ferne betrachtet keine gute Übersicht über den zu veranschaulichenden Gegenstand erreicht wird, ganz wegbleiben können.

Die Hauptkarte kann als eine gute Übersichskarte von Europa angesehen werden. Indem die Verlagsanstalt beabsichtigt, nach

dieser Gesammtdarstellung der politisch-topographischen Verhältnisse dieses Erdtheiles noch weitere Karten über die oro-hydrographischen, die ethnographisch-linguistischen, die klimatologischen, geologischen und die Verkehrs-Verhältnisse, somit einen ganzen Cyklus von Karten als „Wand-Atlas von Europa" herauszugeben, so wird dadurch jenen Schulen, welchen keine größeren Fonds zur Verfügung stehen, um sich für die europäischen Länder Einzeldarstellungen anzuschaffen, Gelegenheit geboten, die für den Unterricht erforderlichen kartographischen Darstellungen Gesammteuropas mit verhältnismäßig geringen Geldmitteln zu erwerben.

Wien. F. Grassauer.

Erd- und Himmelsgloben, ihre Geschichte und Construction. Nach dem Italienischen Matteo Fiorinis frei bearbeitet von Sigmund Günther. Mit 9 Textfiguren. Leipzig B. G. Teubner 1895.

Die vorliegende Schrift verdankt ihr Entstehen der Abhandlung Prof. Fiorinis „Le sfere cosmografiche e specialmente le sfere terrestri", welche vor einiger Zeit in den Nachrichten der italienischen geographischen Gesellschaft abgedruckt wurde. In dem nunmehr vorliegenden Buche erfahren wir, wie die Entwicklungsgeschichte der Globen sich gestaltete und welche Methoden es gab und gibt, um die Globusstreifen herzustellen. Man erkennt demnach, dass das Buch einen doppelten Charakter hat und einem doppelten Zwecke entspricht, einerseits die Geschichte des Gegenstandes, die des Interessanten genug bietet, in das rechte Licht zu setzen, andererseits die Theorie dieses Gegenstandes mit aller der Ausführlichkeit und Gründlichkeit, welche die Arbeiten Prof. Günthers charakterisiert, zu behandeln.

Während die früher genannte Abhandlung Prof. Fiorinis viel kürzer gehalten ist, als die vorliegende Schrift, was wohl damit im Zusammenhange steht, dass der Bearbeiter Prof. Günther über den historischen Stoff ganz nach seinem Ermessen waltete und auch zur Vereinfachung des Verständnisses der analytischen Entwicklungen Zwischenglieder einschaltete, muss doch betont werden, dass die Tendenz und Anlage der beiden Abhandlungen dieselbe ist. Wie Prof. Günther mittheilt, will Prof. Fiorini ein ausführlicheres Werk über die Globen veröffentlichen; nichtsdestoweniger entschloss sich der Bearbeiter, die vorliegende gedrängtere Darstellung zu veröffentlichen, wobei Prof. Günther von der Erwägung geleitet wurde, „dass eine kleinere, aber doch nichts Wichtiges vermissen lassende Schrift dem Bedürfnisse weiterer Kreise mehr als eine umfassende, nur an die eigentlichen Fachmänner sich wendende Monographie entgegenkommen dürfte".

Im ersten Abschnitte wird von den Erdgloben im Alterthum gesprochen und an der Hand von historischen Daten, an denen

das Buch sehr reich ist und welche beredtes Zeugnis von der außerordentlichen Belesenheit des Bearbeiters geben, dargethan, dass der Globus des Krates Mallotes zunächst dazu diente, die Vertheilung des festen und flüssigen Elementes auf der Erdoberfläche darzustellen, dass ferner Strabo und Ptolomäus der Construction des Erdglobus nähergetreten sind. — Der zweite Abschnitt handelt von den Himmelsgloben im Alterthum, und wir erfahren aus demselben, dass Archimedes nicht sowohl einen Globus, sondern vielmehr eine Art von Planetarium construierte und dass dieser Apparat durch ein hydraulisches Werk getrieben worden sei. Die meisten Fortschritte in der Erzeugung von Himmelsgloben wurden von Leontius gemacht, und diese Globen waren im wesentlichen so beschaffen wie unsere modernen Himmelsgloben. Die weiteren Angaben beziehen sich auf die arabischen Sterngloben, von denen man acht kennt, auf die Globen des christlichen Mittelalters, auf jene aus der Anfangsepoche der großen Entdeckungen, wobei besondere Rücksicht auf den berühmten Behaim'schen Globus genommen wird, der den Anlass zur Verfertigung von mehreren Globen in Nürnberg bot. Gezeigt wird auch in diesem sehr lesenswerten Abschnitte, dass der Humanist Celtes der erste war, der dem Globus als einem Rüstzeuge des geographisch-astronomischen Unterrichtes zur Anerkennung verhalf. Bevor der Verf. zur eigentlichen Globotechnik übergeht, beschreibt er noch einige gravierte oder mit der Hand gezeichnete Globen aus den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts. Dann wird die Zusammensetzung der Globushaut aus Segmenten (aus Zweiecken), wie sie schon sehr früh im Zeitalter der Entdeckungen üblich war, besprochen und ein Ausdruck entwickelt, welcher ein Kriterium darstellt, ob sich ein Segment besser oder weniger gut der Kugelfläche anschmiegt, ferner werden die älteren Methoden zur Verzeichnung von Globusstreifen dargelegt und namentlich der betreffenden Anregungen Albrecht Dürers gedacht. Glareanus entwickelt in seiner Schrift „De inducendo papyro in globo" eine Regel, den Globus mit zwölf Segmenten mit gleichmäßig kreisförmiger Begrenzungslinie zu überziehen, und auf diese Vorschrift hin wurden die meisten Globen des 16. und 17. Jahrhunderts construiert. Globusstreifen mit nicht kreisförmiger Begrenzung wurden zuerst von dem Udinenser Floriani construiert und dieses Princip später von Varenius modificiert. Die Theorie der sinusoidalen Begrenzung der Globusstreifen wird in den weiteren Entwicklungen erläutert, und diese auch für Zwecke der Construction von Luftballonstreifen ersprießliche Methode beleuchtet; die Sinuslinie erweist sich als die geeignete Grenzcurve. — Von den theoretischen Studien über Streifenbegrenzung im 18. Jahrhunderte erfährt vor allem die Arbeit Kästners eine eingehende Analyse, der die Oberfläche der Kugel aus sehr vielen Zonenflächen zusammengesetzt ansieht, die ohne beträchtlichen Fehler als Mantelflächen abge-

stumpfter Kegel betrachtet werden können, welche der Kugel umgeschrieben sind. Historische Anregungen mannigfacher Art bietet der folgende Abschnitt, welcher von der Globentechnik im 18. Jahrhundert handelt. Die Construction der Globen in neuester Zeit basiert oder sollte wenigstens basieren auf einem Satze, der von Fiorini ausgesprochen wurde und in dem nachfolgenden Abschnitte in klarer Weise zur Darstellung gelangt. — In kurzer Entwicklung wird noch der Mondgloben gedacht und auf die Verdienste des berühmten Selenographen Tobias Mayer und jene des Engländers Russel verwiesen und erwähnt, dass die Mondgloben von Dickert und Wilhelmine Witte in gewandter Weise ausgeführt waren.

Das vorliegende Buch wird mit seinen verschiedenen und mannigfachen Erörterungen nicht nur den Geographen, sondern auch den Mathematiker befriedigen und kann in seinem historischen Theile als ein sehr schätzenswerter Beitrag zur Globographie und Globotechnik betrachtet werden.

Methodisches Lehrbuch der Elementar-Mathematik von Dr. Gustav Holzmüller, Director der Gewerbeschule zu Hagen i. W. 3. Theil: Lehr- und Übungsstoff zur freien Auswahl für die Prima realistischer Vollanstalten und höherer Fachschulen, nebst Vorbereitungen auf die Hochschul-Mathematik. Mit 160 Figuren im Text. Leipzig, B. G. Teubner 1895.

In dem letzten Bande des „methodischen Lehrbuches der Elementar-Mathematik“ finden wir eine Anzahl von Problemen ohne jede Systematik in freier Auswahl bearbeitet, welche in den obersten Classen der Mittelschulen — wenn es die Zeit und die Vorbildung der Schüler erlaubt — zur Sprache gebracht werden können; diese Probleme dienen einerseits zur Festigung und Ergänzung des in den vorhergegangenen Bänden Vorgetragenen, andererseits können sie als Vorbereitungsstudien für die höhere Mathematik betrachtet werden. Manchem Fachgenossen wird es scheinen, dass der Verf. in der Auswahl des in dem vorliegenden Buche befindlichen Materials zu weit gegangen ist; jedenfalls ist auch nach der Ansicht des Ref. die oberste Grenze dessen, was im mathematischen Unterrichte an der Mittelschule vorgetragen werden kann, überschritten, und es muss das Buch mit Vorsicht in Gebrauch gezogen werden. Dem Verf. war es auch nicht darum zu thun, etwas zu bieten, was unter allen Umständen vorgeführt zu werden wünschenswert erscheint; er wollte einem „hohen Ideale“ entgegenstreben. Mit Recht sagt er, dass, „wenn es auch dem einzelnen unmöglich ist, das Ziel selbst zu erreichen, es diesem vielleicht doch gelingt, sich ihm um einige wenige Schritte zu nähern.“

In der Geometrie ist die Construction der Kegelschnitte mit alleiniger Hilfe des Lineals sehr beachtenswert. Der Pascal'sche und der Brianchon'sche Satz werden in diesem Abschnitte mit

Vortheil herangezogen. Die erhaltenen Constructionen werden angewendet, um Folgerungen für Centralperspective, Schließungsprobleme und dergleichen zu ziehen. Die Lehre von den projectivischen Punktreihen wurde in sehr einfacher Weise aus den Kegelschnittsconstructionen erschlossen. Die Construction der Parabeltangenten aus rein kinematischen Betrachtungen ist sehr bemerkenswert; wenn dann jeder Kegelschnitt als Projection einer Parabel definiert wird, ergibt sich auf leicht verständliche Weise der Satz, dass man durch die Verbindungslinien der entsprechenden Punkte zweier projectivischer Punktreihen einen Kegelschnitt erhält. Daraus wird wieder der Satz des Brianchon deduciert. So weist der Verf. darauf hin, dass die Geometrie des Maßes in keinerlei Weise den Weg der Geometrie der Lage beeinflusst. Die reciproke Betrachtung führt einfach zur Theorie der projectivischen Strahlenbüscheln und zu jenen Sätzen, welche den früheren dual entgegenstehen. Die gegenseitigen Beziehungen projectivischer Punktreihen und Strahlenbüschel werden mit Hilfe des Begriffes des Doppelverhältnisses in klarer Weise auseinandergesetzt. An diese Betrachtungen reihen sich einige Beispiele projectivischer Strahlenbüschel und Punktreihen, welche zu weiteren Constructionen der Kegelschnitte führen. Der erwähnte Abschnitt verdient vollauf die Beachtung der Lehrer der Mathematik, welche viele Deductionen, die hier gegeben sind, ihrem Unterrichte dienstbar machen können. Die folgenden Übungen aus der analytischen Geometrie beziehen sich vorzugsweise auf das Problem des Krümmungskreises, welches der synthetischen Behandlung weniger zugänglich ist. Die allgemeine Form der Gleichung zweiten Grades wird nur kurz betrachtet. Synthetisch behandelt der Verf. auch die Theorie des Ellipsenzirkels oder des Ovalwerkes des Leonardo da Vinci. Weitere Übungen nehmen auf Flächenberechnungen an den Kugelschnitten Bezug.

In der zweiten Abtheilung befinden sich wesentliche Ergänzungen zur rechnenden Stereometrie, von denen wir die Berechnungen einiger Trägheitsmomente und einiger Schwerpunkte, ferner die Berechnung der Kegelschnittsflächen und der zugehörigen Körper besonders hervorheben wollen. Nicht minder wichtig erscheinen dem Ref. einige hübsche Betrachtungen über die Anwendungen des Satzes von Cavalieri und die vom technischen Standpunkte bemerkenswerte Theorie einiger Gewölbeformen. Die grundlegenden Constructionen der orthographischen Axonometrie, die zuerst von Gauss entwickelt wurde, sind im Folgenden klar auseinandergesetzt und auf mehrere Aufgaben angewendet.

In der dritten Abtheilung finden wir eine schulgerechte Behandlung der sphärischen Trigonometrie, in der die Rechnung und Construction in gleicher und parallel verlaufender Weise gewürdigt werden. Von großem Interesse sind auch die Bemerkungen und Andeutungen über die sphärische Reciprocität.

Im weiteren werden die Elemente der algebraischen Analysis vorgetragen und auf Geometrie und Mechanik angewendet. Das Problem der Interpolation ist in mehrfacher Weise beleuchtet; namentlich wird auf die Parabeln höherer Ordnung und deren Quadratur, sowie auf die Anwendungen der Simpson-Newton'schen Regel eingegangen. Proportionen, wie jene in der Schlusszeile der S. 129, müssen als formell unrichtig bezeichnet werden. In den „Andeutungen über ganze rationale Functionen" wird das Verständnis des der höheren Analysis angehörenden Tangentenproblems und des Problems der Nullstellen angebahnt. Für viele Betrachtungen aus der Analysis, Physik und Technik wichtig ist die Aufgabe, die Quadratur der Hyperbel durch den natürlichen Logarithmus vorzunehmen, was im weiteren geschieht.

In dem Abschnitte über „Reihen" werden auch die wesentlichsten Kriterien über die Convergenz und Divergenz unendlicher Reihen betrachtet; auch werden die Reihen für die Ludolph'sche Zahl, für den Arc Sin und Arc Cos eines Winkels auf geometrischem Wege gegeben, was in einer Weise geschieht, die jener ähnlich ist, die Ref. vor längerer Zeit in der „Zeitschrift für das Realschulwesen" bekannt gemacht hat. Die weiteren Anwendungen der Lehre von den Reihen dürften geeignet erscheinen, ab und zu in der obersten Classe der Mittelschule gewürdigt zu werden. Auch die transcendenten Functionen wichtigster Art werden in Reihen entwickelt.

Der fünfte Abschnitt handelt von den Gleichungen höheren Grades; er kann als vollkommen zweckentsprechend betrachtet werden.

Im Anhange finden wir einige Nachträge, die auf den Begriff der Involution, auf die mittelst desselben zu lösenden Aufgaben, auf involutorische Punktreihen und Strahlenbüschel, endlich auf den Pascal'schen Satz bezugnehmen. In letzterer Beziehung wird die Frage erörtert, ob jede Curve, von welcher das Pascal'sche Theorem gilt, sich in einen Kreis projicieren lässt und somit als Schnitt eines geraden oder schiefen Kreiskegels betrachtet werden kann. Interessant ist auch die zum Schlusse gegebene elementare Rectification der Parabel, wobei kinematische Betrachtungen zum Ziele führen.

Das vorliegende Buch ist der Beachtung der Schulmänner in hohem Grade würdig; manche in demselben abgehandelten Partien werden unter günstigen Umständen auch dem Mittelschulunterrichte wertvolle Dienste erweisen.

Elemente der höheren Mathematik. Vorlesungen zur Vorbereitung des Studiums der Differentialrechnung. Algebra und Functionentheorie von Dr. Otto Biermann, o. ö. Professor an der technischen Hochschule in Brünn. Leipzig, B. G. Teubner 1895.

Da an den Hochschulen die Grundlagen und Elemente der höheren Mathematik selten in der Einleitung zum Infinitesimal-

calcül, der höheren Algebra und der Functionentheorie zur Sprache gebracht werden, hat sich der Verf. des vorliegenden Lehrbuches — als solches kann es wohl bezeichnet werden — entschlossen, diese Lücke auszufüllen, und so wurde dem Studierenden eine geeignete Vorbereitung für die genannten Theile der Mathematik geboten.

Das Buch ist darnach angethan, die Kluft zwischen der Elementarmathematik, wie sie an den Mittelschulen gelehrt wird, und den höheren Theilen der Mathematik, deren Pflege den Hochschulen vorbehalten ist, zu überbrücken. In einer Einleitung wird das System der bei den weiteren Rechnungen verwendeten Zahlengrößen auf Grund des Principes der Permanenz der formalen Rechnungsgesetze ganzer Zahlen eingeführt; ferner werden in diesem ersten Abschnitte die Grundtheoreme über unendliche Reihen und Producte auseinandergesetzt. — Der zweite Abschnitt umfasst die Lehre von den Functionen reeller Variablen, wobei im Besonderen die Grenzwerte von Functionen einer reellen Variablen, die stetigen Functionen einer Variablen, die unbestimmten Formen (bemerkenswert sind die Cauchy'schen Grenzformeln) Berücksichtigung fanden. Als vorbereitender Abschnitt für die weiteren Theile des Buches muss auch der von der Arithmetik complexer Größen handelnde Abschnitt betrachtet werden. In demselben werden auch die verschiedenen Anwendungen der Moivre'schen Formel in ansprechender Weise besprochen.

Bemerkenswert ist der Umstand, dass der Verf. der Theorie der algebraischen Gleichungen seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet hat. Die linearen Gleichungen (einschließlich einer kurzen und klaren Theorie der Determinanten), die rationalen Functionen mit besonderer Rücksichtnahme auf die Transformation der Gleichungen bilden die Einleitung in diesen Abschnitt. In der nun folgenden Theorie, die sich auf die algebraische Auflösung von Gleichungen bezieht, erbringt an erster Stelle der Verf. den Beweis, dass die allgemeine algebraische Gleichung von höherem als dem vierten Grade nicht algebraisch lösbar ist; dann wendet er sich zu den Substitutionsmethoden zur Lösung der Gleichungen 3. und 4. Grades und entwickelt unter den Combinationsmethoden zur Lösung der Gleichung der ersten vier Grade die Theorie der Resolvente. Die näherungsweise Berechnung reeller Wurzeln von Gleichungen mit reellen Coëfficienten und die Eliminantenbildung von zwei oder mehr Gleichungen wird zum Schlusse dieses Abschnittes in Erwägung gezogen. Die Potenzreihen mit besonderem Eingehen auf deren Convergenz stellt der Verf. im folgenden Abschnitte dar. Recht klar ist der Fundamentalsatz der Algebra bewiesen, dass jede algebraische Gleichung eine Wurzel besitzt. Die Sätze über Potenzreihen wurden soweit entwickelt, dass der Leser den fundamentalen Begriff der Fortsetzung einer Potenzreihe und die Bedeutung desselben kennen lernt, damit er in der Diffe-

rentialrechnung die der Taylor'schen Reihe vollständig zu erfassen imstande sei. — Ausführlicher als in anderen Lehrbüchern der algebraischen Analysis ist in dem vorliegenden Buche die Darstellung der elementaren Functionen durch Potenzreihen gegeben. Bemerkenswert sind auch die angegebenen Convergenz- und Divergenzkriterien besonderer Reihen.

Auch auf die Literatur der betreffenden vorgetragenen Lehren ist der Verf. eingegangen und hat dieselbe theils im Texte, theils in Fußnoten dem Studierenden zur Kenntnis gebracht. Vielfach sind insbesondere die grundlegenden Arbeiten Cauchys herangezogen worden. Wir empfehlen das treffliche Buch den Studierenden, welche bestrebt sind, eine tüchtige Grundlage für den höheren Calcül und die höhere Algebra zu gewinnen und auf leichte Weise in diese einleitenden Partien eingeführt werden wollen.

Bemerkt sei noch, dass der Verf. die vorgetragenen Sätze fast durchwegs durch instructive Beispiele erörtert und beleuchtet.

Vorlesungen über Mathematik von Leop. Kronecker. Herausgegeben unter Mitwirkung einer von der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften eingesetzten Commission. I. Band: Vorlesungen über die Theorie der einfachen und der vielfachen Integrale. Herausgegeben von Dr. Eugen Netto, Professor der Mathematik an der Universität zu Giessen. Leipzig, B. G. Teubner 1894.

Die Vorlesungen des verstorbenen Professors Kronecker über Mathematik sind so eigenartiger Natur, so voll von tiefen und originellen Gedanken, die dem Studierenden neue Wege zu eröffnen vermögen, dass es als ein in jeder Beziehung dankenswertes Unternehmen bezeichnet werden muss, diese gehaltvollen Vorlesungen gesammelt einem größeren Leserkreise zugänglich zu machen. Die vorliegenden Vorlesungen über die Theorie der einfachen und vielfachen Integrale hielt Prof. Kronecker fünfmal, und er verstand es, den zu bietenden Stoff von einem zum anderenmale wesentlich zu variieren. Das Verständnis der vorliegenden Schrift ist schwierig, doch belohnt den, welcher sich in den Gedankenkreis Kroneckers eingelebt hat, schöner Gewinn. Die Schwierigkeit beim Studium dieses Werkes rührt hauptsächlich davon her, dass — wie der Herausgeber desselben, Prof. Netto, sich äußert — es sich nicht mit der Ideenfülle Kroneckers vertrug, einführende elementare Vorlesungen zu halten, und dass dieser Forscher mit Hintansetzung peinlich strenger Systematik völlig eigenartig an Untersuchungen anknüpfte, die ihn augenblicklich beschäftigten. Auf diese Weise erklärt sich die Zunahme des Materials bei wiederholten Behandlungen, es erklärt sich aber auch die Schwierigkeit, welche der Bearbeitung der vorliegenden Vorlesungen gegenüberstand. Wenn auch viele Änderungen, sei es in formeller, sei es in sachlicher Hinsicht, bei der Herausgabe des vorliegenden Buches eingetreten sind, so hat der Be-

arbeiter und Herausgeber der Kroneckers'schen Vorlesungen doch gestrebt, die Eigenart der Vortragsweise des genialen Mathematikers zu wahren.

An dieser Stelle ist es kaum möglich, auf den reichen Inhalt der vorliegenden Vorlesungen einzugehen; es sei nur kurz bemerkt, dass der Cauchy'sche Satz bezugnehmend auf die Functionen complexer Argumente, die Theorie des Dirichlet'schen, Fourier'schen und Poisson'schen Integrales, jene der Fourier'schen Reihen, der Euler'schen Integrale eine ganz eigenartige, von den herkömmlichen Methoden abweichende Behandlung erfahren hat.

Von Interesse für den mathematischen Physiker werden auch jene Abschnitte sein, in welchen die Theorie der Potentialfunction vom rein mathematischen Standpunkt zur Behandlung gelangte. Als Anwendung der vorgetragenen Theorie wird das Potential einer ellipsoidischen Mannigfaltigkeit betrachtet. — Die Vorlesungen Kroneckers werden Dank der von der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften eingegesetzen Commission weiter veröffentlicht werden, und es wird durch dieselben dem Fachmathematiker ein Lehrsystem vorliegen, wie es kaum eine andere Literatur besitzen dürfte.

Vorlesungen über Gastheorie von Dr. Ludwig Boltzmann, Professor der theoretischen Physik an der Universität Wien. 1. Theil: Theorie der Gase mit einatomigen Molecülen, deren Dimensionen gegen die mittlere Weglänge verschwinden. Leipzig, J. A. Barth (Arthur Meiner) 1895.

Freudigst zu begrüßen sind die vorliegenden Vorlesungen über die kinetische Theorie der Gase, da sie von einem Manne verfasst sind, der durch seine scharfsinnigen Untersuchungen auf diesem Gebiete, die geradezu als bahnbrechend bezeichnet werden müssen, dieser Theorie wohl von den neueren Physikern den mächtigsten Vorschub geleistet hat. Neben einer übersichtlichen Darstellung der Arbeiten von Clausius und Maxwell werden in dem vorliegenden ersten Bande, dem hoffentlich bald der zweite folgen wird, in dem die van der Waals'sche Theorie, die Theorie der Gase mit mehratomigen Molecülen und der Dissociation behandelt werden soll, die Untersuchungen des Verf.s zum erstenmale gesammelt dem Studierenden vorgeführt und deren Hauptergebnisse in übersichtlicher und möglichst leicht verständlicher Darstellung gegeben.

In einer sehr gehaltvollen Einleitung wird zuvörderst die mechanische Analogie für das Verhalten der Gase mit besonderer Berücksichtigung der geschichtlichen Seite dieses Gegenstandes angegeben. Weiters wird der Druck eines Gases berechnet, wobei nur die Voraussetzung gemacht wird, dass die Molecüle wie elastische Kugeln an den Wänden reflectiert werden und die Wirkungssphäre gegenüber den mittleren Weglängen klein ist.

Im ersten Abschnitte wird das Gesetz der Geschwindigkeitsvertheilung, wie es von Maxwell aufgestellt wurde, bewiesen und die Häufigkeit der Zusammenstöße berechnet; ferner ist strenge dargethan, dass die Maxwell'sche Geschwindigkeitsvertheilung die einzig mögliche ist. Dabei benützt der Verf. einige von H. A. Lorentz gegebene Entwicklungen. Klar und mathematisch präcis wird gezeigt, dass durch die Zusammenstöße die Geschwindigkeitsvertheilung unter den Gasmolecülen sich immer mehr und mehr der wahrscheinlichsten nähert, sobald der Zustand molecular ungeordnet ist. — Die Auflösung der gewonnenen Gleichungen führt zur Deduction des Boyle-Charles-Avogadro'schen Gesetzes und zu wichtigen Betrachtungen über die specifische Wärme der Gase. — Im Nachstehenden finden wir die Theorie der Berechnung der Zahl der Zusammenstöße und der mittleren Weglänge. Um die Elektricitätsleitung und die innere Reibung in Gasen studieren zu können, mussten einleitende Bemerkungen über den Transport irgendeiner Größe durch die Molecularbewegung vorausgeschickt werden. Ebenso werden im Folgenden Schlüsse auf die Wärmeleitung und Diffusion der Gase gezogen.

Im zweiten Abschnitte werden die Melecüle als Kraftcentra betrachtet und äußere Kräfte und sichtbare Bewegungen des Gases in Erwägung gezogen. Daran wird ein allgemeiner Beweis des Entropiesatzes geschlossen und die Anwendung auf aerostatische Probleme vorgeführt. Durch Verallgemeinerung der hydrodynamischen Grundgleichungen gewinnt der Verf. eine Formel, aus welcher Maxwell die Reibung, Diffusion und Wärmeleitung der Gase berechnet hat.

Im dritten Abschnitte wird der Fall in Erwägung gezogen, dass die Molecüle sich mit einer der fünften Potenz der Entfernung verkehrt proportionalen Kraft abstoßen. Es wird gezeigt, dass dann ein Gesetz der Abhängigkeit des Reibungs-, Diffusions- und Wärmeleitungscoefficienten von der Temperatur gefunden werden kann, das allerdings für zusammengesetztere Gase gut den experimentellen Ergebnissen entspricht, nicht aber für die gewöhnlichsten Gase. Dieses Repulsionsgesetz wurde schon von Maxwell angenommen; nach demselben vollzieht sich die Rechnung ziemlich einfach. Während in der von Maxwell erdachten Methode die Berechnung der Function, welche die Geschwindigkeitsvertheilung in einem Gase bestimmt, nicht gebraucht wird, gibt der Verf. in den letzten Abschnitten des Buches eine andere Methode an, in welcher der Ausgangspunkt von der Berechnung dieser Function genommen wird. Diese Function erweist sich dann geradezu nothwendig, wenn es sich um die Berechnung der Entropie handelt.

Jedenfalls ist sicher, dass durch die Herausgabe der vorliegenden Vorlesungen der neueren Gastheorie reichlicher Zuwachs zutheil wurde. Wenn auch die 2. Auflage des Lehrbuches der Gastheorie von O. E. Meyer, die vor ganz kurzer Zeit erschien,

wegen ihrer leichten Diction und wegen der verhältnismäßig geringen mathematischen Mittel, welche sie beansprucht, sich für das erste Studium sehr gut eignet und besonders Studierenden der physikalischen Chemie bestens zu empfehlen ist, so wird das Buch Boltzmanns doch als ein solches anerkannt werden müssen, das einem lebhaft gefühlten Bedürfnisse abhilft, da es in kaum zu übertreffender Weise die Grundlagen der Gastheorie feststellt und die weitesten Ausblicke eröffnet, ein beredtes Zeugnis von der Genialität des Meisters gebend, der glücklicherweise uns nun wieder angehört. Und wenn auch das Studium des Buches wegen der Heranziehung der höchsten Theile der Mathematik in demselben als ein schwieriges und mühevolles bezeichnet werden muss, wird man Prof. Boltzmann doch Dank dafür zollen müssen, dass er die in der Natur des Gegenstandes begründeten Schwierigkeiten durch seine lichtvolle Darstellung auf ein Minimum reduciert hat.

Die Vertheilung der erdmagnetischen Kraft in Österreich-Ungarn zur Epoche 1890 nach den in den Jahren 1889—1894 ausgeführten Messungen von J. Liznar, Adjunct an der k. k. Central-Anstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus usw. 1. Theil: Erdmagnetische Messungen in Österreich. Wien, in Commission bei F. Tempsky 1895.

Diese umfangreiche, fleißige Arbeit ist ein besonderer Abdruck aus dem 52. Bande der Denkschriften der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien. Wir finden in derselben die Ergebnisse der neuesten magnetischen Aufnahme in Österreich-Ungarn, sowie die angewendeten Beobachtungs- und Messungsmethoden in übersichtlicher Weise zusammengestellt. Diese Aufnahme hat die kais. Akademie in einer außerordentlichen Gesammtsitzung vom 29. Mai 1888 beschlossen und auch die hiezu erforderlichen Geldmittel bewilligt. Ausgeschlossen von dieser magnetischen Aufnahme wurde Dalmatien. Die Messungen an den Küsten der Adria wurden von dem Fregattencapitän Laschober und dem Schiffslieutenant W. Kesslitz in den Jahren 1889 und 1890 ausgeführt; letzterer sowie der Schiffsfähnrich v. Schluet besorgten auch im Jahre 1893 die erdmagnetischen Beobachtungen in Bosnien und der Herzegowina. Die Messungen in Ungarn, welche zur Ergänzung der in Österreich von dem Verf. des vorliegenden Buches unternommenen Arbeiten wichtig waren, sind von dem Vicedirector der kgl. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus in Budapest Ig. Kurländer 1892—1894 vorgenommen worden. Die Punkte der ersten magnetischen Aufnahme in Österreich-Ungarn (1843—1858 von Kreil ausgeführt) konnten wegen Aufführung von Bauten an denselben oder wegen nahegelegener Schienenstränge nur in den seltensten Fällen verwendet werden.

Die vorliegende Publication besteht aus zwei Theilen, in deren erstem die ausgeführten Messungen zusammengestellt und daraus die Endresultate deduciert sind; diese werden dann besprochen und zur Construction der magnetischen Karten verwendet. Diese letztgenannte Aufgabe ist dem zweiten, später erscheinenden Theile vorbehalten.

Im Folgenden werden die Instrumente beschrieben, deren sich der Verf. und seine Mitarbeiter bei allen Messungen bedienten. Wie diese Instrumente mit jenen der k. k. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus verglichen wurden, zeigt der Verf. im weiteren; dabei betont er auch die große Nothwendigkeit von Vergleichungen der Instrumente der verschiedenen Observatorien. Die Erörterung der Beobachtungsmethoden, die Reduction der Beobachtungen auf eine bestimmte Epoche wird in den weiteren Entwicklungen gegeben.

Bevor die Resultate der neuen magnetischen Aufnahmen dargestellt werden, zeigt der Verf. in übersichtlicher Weise, in welcher Form die Beobachtungsergebnisse zusammengestellt werden.

Die an den einzelnen Stationen erhaltenen Beobachtungsdaten und die daraus folgenden Resultate sind ausführlich. Die Aufeinanderfolge der Stationen entspricht jener Reihenfolge, in der dieselben von dem Verf. der Abhandlung besucht wurden. Alle Daten sind auf das Augustmittel 1889 und 1890 reduciert.

Der Übersichtlichkeit halber wurden die Werte der erdmagnetischen Elemente zur Epoche 1890·0 für die verschiedenen Beobachtungsstationen, die alphabetisch geordnet sind, in einer Tabelle zusammengestellt.

Die vorliegende Arbeit verdient als schätzenswerter Beitrag für das Studium der physikalischen Verhältnisse unseres Vaterlandes die vollste Beachtung der naturforschenden Kreise.

Hermann von Helmholtz, Gedächtnisrede, gehalten in der Singakademie zu Berlin am 14. December 1894 von Wilhelm von Bezold. Mit einem Porträt nach einem Ölgemälde von Franz von Lenbach. Leipzig, J. A. Barth (Arthur Meiner) 1895.

Die wissenschaftlichen und technischen Vereine Berlins, denen der erste deutsche Physiker im Leben nahe gestanden war, veranstalteten eine Gedächtnisfeier, in der Professor W. von Bezold vor einer auserlesenen Versammlung, in welcher auch Seine Majestät der deutsche Kaiser, Ihre Majestäten die Kaiserin und Kaiserin-Mutter sich befanden, die Festrede hielt. Dieselbe liegt nun in etwas erweiterter Form vor und bildet einen Act der Pietät der verschiedenen Vereine für den leider zu früh der Forschung entrissenen Altmeister der physikalischen und physiologischen Wissenschaften. Prof. von Bezold gibt einen sehr gelungenen Excurs über die ersten Jugendjahre Helmholtz', über seine Entwicklung an dem Friedrich Wilhelms-Institute in

Berlin, über seine daselbst angeknüpften Beziehungen zu ausgezeichneten Forschern. Im weiteren werden, allerdings nur kurz, seine ersten Arbeiten besprochen, die sich auf Gegenstände der Physiologie beziehen; besonders bemerkenswert ist die Abhandlung über das Wesen der Fäulnis und Gährung. Wie Helmholtz dazu gelangte, das Princip der Erhaltung der Energie in allgemeiner Form aufzustellen, wird in der Rede von Bezold in sehr anregender Weise dargelegt. Bei dieser Gelegenheit wird auch des berühmten Heilbronner Arztes Robert Mayer gedacht, der bekanntlich zwei Abhandlungen veröffentlichte, die vieles von dem enthielten, was Helmholtz später ganz unabhängig selbst entdeckt hatte. Mayers Verdienste so ganz und gar in den Schatten zu stellen, wie es in der vorliegenden Schrift geschehen ist, halten wir für wenig passend, wenn es auch feststeht, dass die klare Formulierung des Principes der Erhaltung der Energie, dieses obersten Grundsatzes der Naturwissenschaften, Helmholtz allein zu danken ist. — Die weiteren Erörterungen beziehen sich auf die berühmten physiologischen Arbeiten „Messungen über den zeitlichen Verlauf der Zuckung animalischer Muskeln“ und „Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Reizung in den Nerven“. Bekanntlich hat Helmholtz in dieser Arbeit gezeigt, dass die Fortpflanzung der Reizung in den Nerven nur 26—27 m in der Sekunde betrage. Nun wird des Augenspiegels gedacht, durch dessen Erfindung Helmholtz eine großartige Umwälzung in der Augenheilkunde hervorgerufen hat. Helmholtz war seitdem längere Zeit in der Lehre vom Lichte thätig, die er sowohl in physiologischer als auch in physikalischer Beziehung wesentlich förderte. Die Theorie der Farbenempfindungen, die Arbeiten über Accomodation, die allgemeinere Abhandlung „Über die Natur der menschlichen Sinnesempfindungen“ gehören in diese fruchtbare Epoche des großen Forschers und bereiteten das bedeutende Werk desselben, die „physiologische Optik“, vor. Daran schloß sich das einen nicht geringeren Fortschritt bedeutende Werk „Die Lehre von den Tonempfindungen“, in dem, wie Prof. Bezold treffend bemerkt, Helmholtz sich als Anatom, Physiologe, Mathematiker, Physiker, Philosoph und Ästhetiker in wunderbarster Weise zeigt. — Auf die Thätigkeit des größten deutschen Physikers als Präsidenten der physikalisch-technischen Reichsanstalt in Berlin, ebenso auf die Untersuchungen, welche wohl der Forschung in hohem Grade Vorschub geleistet haben, dem Laien aber ferner stehen, wie z. B. auf die hydrodynamischen Untersuchungen, kommt Prof. Bezold nur vorübergehend zu sprechen. Dass Helmholtz alle Probleme, auch die ihm scheinbar fernerstehenden, mit der ihm eigenen Genialität auffasste, zeigt seine Behandlung einiger in die Meteorologie gehörenden Fragen. Zu wenig gewürdigt erscheinen dem Ref. in der vorliegenden Schrift die elektrodynamischen Untersuchungen.

Die ganze Persönlichkeit H.s, seinen hoheitsvollen Gesichtsausdruck, seine rastlose Thätigkeit, seine strenge Wahrheitsliebe und sein unbeugsames Pflichtgefühl, mit dem immer Lauterkeit der Gesinnung verbunden war, schildert Prof. von Bezold in höchst anziehender Weise im letzten Theile seiner Schrift. Auch wir, die wir im Geiste der Helmholtz'schen Ideen aufgewachsen sind, sind der festen Überzeugung, „dass, solange Menschen auf Erden wandeln, die geistige Güter zu schätzen wissen und denen die Erforschung der Wahrheit und die Erkenntnis der Dinge als ein erstrebenswertes, hohes Ziel erscheint, der Name Helmholtz mit Dankbarkeit und Ehrfurcht genannt werden wird".

Anleitung zur Moleculargewichtsbestimmung. Nach der „Beckmann'schen" Gefrier- und Siedepunktsmethode von Dr. Gotthold Fuchs, Assistent am Laboratorium für angewandte Chemie der Universität zu Erlangen. Mit 18 Textfiguren. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1895. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Da die Beckmann'sche Methode der Moleculargewichtsbestimmung jungen Chemikern in der Praxis mannigfache Schwierigkeiten bereitet und bei Ausführung derselben etliche Handgriffe gelernt werden müssen, hat sich der Verf. der vorliegenden Schrift durch die Herausgabe derselben Dank erworben. Nach den Forschungen von van't Hoff wurden auf Grund der schon lange vor ihm bekannten Thatsache, dass der Gefrierpunkt einer Lösung unter dem Erstarrungspunkte des reinen Lösungsmittels liegt, die Beziehungen der Gefrierpunktserniedrigungen zum osmotischen Druck und zum Moleculargewichte dargethan und eine der vorliegenden Untersuchung zugrunde gelegte Formel entwickelt, nach welcher das Moleculargewicht gleich dem Procentgehalte der Lösung multipliciert mit einer auf die moleculare Gefrierpunktserniedrigung bezugnehmende Constante dividiert durch die beobachtete Gefrierpunktserniedrigung ist.

Der Verf. beschreibt nach einer theoretisch gehaltenen Einleitung den Beckmann'schen Gefrierpunktsapparat, knüpft daran detaillierte Bemerkungen über die Ausführung der Moleculargewichtsbestimmung und über die Berechnung des Moleculargewichtes.

Die Siedepunktsmethode zur Bestimmung der Moleculargewichte basiert auf dem Satze, dass die durch den gelösten Stoff hervorgerufene Dampfdruckverminderung sich zum Dampfdruck des Lösungsmittels verhält, wie die Zahl der Molecüle des gelösten Stoffes zur Gesammtzahl der Molecüle der Lösung. Die Beziehungen zwischen den Siedepunktserhöhungen und dem Moleculargewichte wurden zuerst von Arrhenius und Beckmann thermodynamisch abgeleitet. Diese theoretischen Betrachtungen werden im Nachstehenden skizziert, sodann wird auf die Beschreibung der Beckmann'schen Siedeapparate eingegangen. Die angegebenen Methoden gestatten die Bestimmung der Moleculargewichte mit

Sicherheit und Schärfe. Die besprochenen Apparate werden von dem Verf. am Schlusse seiner Abhandlung angegeben. Diese Apparate werden in ganz zweckentsprechender Ausführung von dem Leipziger Glaskünstler Götze geliefert.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Hatschek, Prof. Dr. B., Medicin, Naturwissenschaft und Gymnasialreform. Vortrag, gehalten in der Vollversammlung des deutschen naturwissenschaftlich-medicinischen Vereines »Lotos« am 8. Februar 1896. Prag, Calve.

Dieser Vortrag entwickelt folgenden Gedankengang: Das medicinische Studium nimmt das Quinquennium jetzt vollständiger in Anspruch als früher; hieraus folgt die Nothwendigkeit, die naturwissenschaftlichen Fächer aus der Studienordnung zu beseitigen; die naturwissenschaftliche Vorbildung des Mediciners ist aber unentbehrlich und darf keine Einbuße erleiden, weshalb die Einführung eines „naturhistorischen Proseminars" wünschenswert und diesem zuliebe eine durchgreifende Reform des Gymnasiums nothwendig wird.

Den Wert eines solchen Proseminars zu besprechen ist nicht Sache dieser Blätter; wir können uns diesbezüglich auch beruhigen, denn es heißt S. 7: „Schon die Koryphäen der alten medicinischen Schule in Wien hatten die hohe Bedeutung der naturhistorischen Fächer für die Medicin in den schwungvollsten Worten gepriesen — nichtsdestoweniger stimmten sie aber seinerzeit für die Hinweglassung derselben aus den medicinischen Studien".

Somit haben jene Koryphäen, im berechtigten Vertrauen auf ihr pädagogisches Geschick, die naturhistorischen Vorkenntnisse der Abiturienten für ausreichend befunden, um auf denselben fortzubauen.

Wohl aber verwahren wir uns gegen die letzte Folgerung jener Gedankenreihe, als ob das Gymnasium, welches doch nicht dem Arzte allein, sondern auch den anderen gelehrten Berufsgattungen die allgemeine Bildung zu vermitteln hat, zu Gunsten des Proseminars eine Reform erfahren müsste.

Worin bestehen denn die reformatorischen, aber sehr widerspruchsvollen Wünsche des Verf.s?

„Das Gymnasium kann zu Gunsten des Proseminars auf sieben Jahre gekürzt werden" (S. 11). Stellen wir folgendes Citat (S. 10) nebenan: „Die wahre Naturwissenschaft, die an die tiefsten, letzten, geheimsten Fragen des Lebens und Erkennens rührt, kann nur dem geistig und moralisch gereifteren und gefestigten Schüler vermittelt werden, dem unreifen wird sie schädlich", und fragen wir dann: Ist der Abiturient des siebenjährigen Gymnasiums deshalb, weil er anstatt in die 8. Classe in das „Proseminar" tritt,

plötzlich so herangereift, dass ihm die „wahre“ Naturwissenschaft nicht mehr schaden kann?

Es wird ferner vom Gymnasium vermehrte Übung der Muttersprache, intensivere körperliche Ausbildung und Erziehung des Charakters gefordert (S. 12); wird dieses Ziel etwa in sieben Jahren sicherer erreicht als in acht?

Es wird vorgeschlagen, dass der naturwissenschaftliche Unterricht in den Oberclassen entfalle und dafür in den „späteren Unterclassen“ eine Erweiterung erfahre, dies wünsche „jeder Fachmann“ (S. 11). Glaubt der Verf. also seine eigene Forderung nach Ausgestaltung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes am Gymnasium (S. 12) dadurch zu erreichen, dass er denselben auf noch unreifere Schüler als bisher beschränkt? Und widerlegt er dadurch nicht seine eigenen Worte: „Die Naturwissenschaft, die unserer Culturepoche ihr Zeichen aufgedrückt hat, kann nicht zurückgedämmt werden in ihrem Einflusse auf den Bildungsgang des Einzelnen“ (S. 8)?

Auf diese Weise würde sie zurückgedämmt; und es dürften sich wohl nur wenige „Fachmänner“ finden, die einer Neuerung das Wort reden, durch welche das Niveau der naturwissenschaftlichen Kenntnisse aller jener herabgedrückt würde, die nicht so glücklich sind, im „naturhistorischen Proseminar“ einen „Schatz an Kenntnissen und Erfahrungen für das ganze Leben“ (S. 10) zu gewinnen. Schränken wir vielmehr diesen bis zum Überdruss beschreibenden Unterricht in den untersten Classen noch mehr ein, so dass er gerade noch seinen formalen Zweck erfüllt, und gönnen wir ihm dagegen mehr Zeit in den oberen Classen, damit er Seele gewinne und denkende Beobachter der Hochschule zuführe!

Ein weiterer reformatorischer Wunsch gipfelt in dem alten Arcanum: Einschränkung der Philologie! „Wir leben in einer Zeit, die bettelarm ist an Zeit und die uns nicht mehr den vornehmen Luxus einer achtjährigen philologischen Beschäftigung erlaubt“ (S. 12).

Hervorragende Meister selbst an technischen Hochschulen und Akademien, also gewiss Fachmänner, haben jedoch den Wert der classisch-humanistischen Schulung anerkannt; denn dieselbe befähigt, klar und gründlich zu denken und das Gedachte in edler Form wiederzugeben; gerade ihre Präponderanz, bei angemessener Berücksichtigung der modernen realen Bedürfnisse, macht das Gymnasium zu einem der wichtigsten Culturträger in unserer Zeit der materialisierenden Tendenzen, ‚die bettelarm ist an Zeit“, weil Zeit Geld geworden ist. Das letzte Ziel aller Jugendbildung ist ein gebildeter, edler Charakter (Org.-Entwurf S. 7) — und das Gymnasium kein Versuchskaninchen!

Wien. Stephan Fellner.

Der Mensch, oder wie es in unserem Körper aussieht und wie seine Organe arbeiten. Leichtfassliche Körper- und Lebenslehre zum Unterrichte an Mittelschulen, für Heil- und Lazarethgehilfen, Sanitäts-Colonnen, Samariter usw. und zum Selbstudium bearbeitet von Dr. P. Ebenhöch, kgl. bayer. Oberstabsarzt 1. Cl. a. D. Eßlingen bei Stuttgart, Verlag von J. F. Schreiber. gr. 8°, 16 SS. Mit einer zerlegbaren Figur und fünf Abbildungen im Texte. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Diese kleine Arbeit mag sich wohl für „Heil- und Lazarethgehilfen" usw., wie es im Titel heißt, empfehlen, für „Mittelschulen", wenigstens nach unseren Begriffen, eignet sie sich sicher nicht. Verf. und Verleger scheinen von der methodischen Neuheit, welche in einer zerlegbaren Abbildung des menschlichen Körpers besteht, besonders viel des Guten erwartet zu haben, was wohl den vielsagenden Titel erklären mag. Diese Abbildung, welche „das zerlegbare Papierphantom" genannt wird, stellt den menschlichen Körper in mehreren Schichten dar. Die Schichten können wie die Thüren eines Doppelschrankes von verschiedenen Seiten abgehoben und dadurch die inneren Organe bloßgelegt werden: das Ganze gleicht geöffnet einem Triptychon. Auch die inneren Organe sind theilweise noch abhebbar; so kann man die Lungen und das Herz nach einer Seite hin zurückschlagen, worauf der Magen zum Vorscheine kommt, welcher, an der dünnen Speiseröhre hängend, wieder mit dieser abgehoben werden kann. Ein großer Nachtheil dieser vielen Schichten liegt darin, dass sie bei unvorsichtigem Hantieren beim Zuklappen leicht in Verwirrung zu bringen sind; auch setzen sie wegen der allzugeringen Festigkeit des Materiales (dünnes Kartenpapier) dem Zerreißen gewiss nicht den erwünschten Widerstand entgegen. Übrigens wird die Plasticität der Organe durch diese Neuerung durchaus nicht besser veranschaulicht, als mittelst einzelner Zeichnungen; im Gegentheile — wir glauben, dass hiedurch die Anschauung erschwert und Gelegenheit zu verworrener Auffassung geboten wird. Man wird das Skelet und plastische Nachbildungen der übrigen Organe des menschlichen Körpers, welche doch gewiss in jeder Mittelschulsammlung vorhanden sind, durch „das zerlegbare Phantom" nicht entbehren können. Aber auch nicht unbedeutende Mängel haften diesem Phantome an: so wird sich der Schüler in der Darstellung der Schädeldecke durchaus nicht auskennen; die Speiseröhre erscheint oben gabelig getheilt; von dem Gehirne ist nirgends etwas zu sehen; das S-Romanum ist rosenroth gefärbt, usw. — Statt jeder weiteren Besprechung wollen wir den Standpunkt des Verf.s und seiner vorliegenden Arbeit gegenüber den Mittelschulen dadurch charakterisieren, dass wir folgenden Passus aus der Einleitung zu dieser Arbeit hier wörtlich wiedergeben: „Der Lehrer wird sich mit Vortheil anfänglich durch einen Sachverständigen mit dem Phantom bekannt machen lassen; es wird sich wohl überall ein Arzt finden, der den Lehrern zu diesem Zwecke gerne ein halbes

Stündchen widmet.“ Da wäre es wohl um den Lehrer einer Mittelschule und um diese selbst recht schlecht bestellt!

Somatologie oder Lehre vom menschlichen Körper. Ein Leitfaden zum Unterrichte an höheren Lehranstalten. Von P. Martin Gander, O. S. B. Einsiedeln, Commissionsverlag der Aschendorff'schen Buchhandlung. Münster i. W. 1891. kl. 8°, 109 SS. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Die Tendenz dieses scheinbar kleinen, infolge des engeren Druckes und des Fehlens von Abbildungen aber doch viel enthaltenden Büchleins erhellt aus den einleitenden Worten des Verf.s, welche wir hier wiedergeben: „Vorliegendes Lehrbuch der Somatologie ist geschrieben worden aus Mangel eines entsprechenden anderen Lehrbuches über denselben Gegenstand zunächst für unser Lyceum. Entweder sind nämlich diese Lehrbücher in einem Geiste geschrieben, der demjenigen gläubig-christlicher Lehranstalten nicht entspricht, oder dann ist der betreffende Abschnitt über den Menschen allzu kurz, nimmt kaum den fünften oder sechsten Theil eines zoologischen Lehrbuches ein. Ich bin aber überzeugt, dass es von größerem bildenden Nutzen für die Schüler sein wird, wenn sie etwas Ausführlicheres über den Menschen erfahren, als wenn sie ihr Gedächtnis mit zoologischen Übersichten und Gruppierungen u. dgl., wie sie in diesen Lehrbüchern sehr reichlich enthalten sind, überladen; letzteres werfen sie gar bald wieder über Bord, nach ersterem greifen sie gerne auch später noch hie und da.“ — Es soll hier nicht die Aufgabe sein, unsere Meinung über das gegen andere zoologische Lehrtexte gefällte absprechende Urtheil abzugeben oder diese Lehrtexte zu vertheidigen; wir wollen dem Büchlein nur vom rein pädagogischen Standpunkte aus ein paar Worte widmen. Vor allem müssen wir hervorheben, dass es in einer guten Schule wurzelt und aus einer geschickten Feder geflossen ist; nur bietet es unserer Ansicht nach zu viel, wenn es auch für die Oberstufe der Mittelschule bestimmt ist. Dass es, wie wir aus der Einleitung gehört haben, einer bestimmten Lehranstalt auf den Leib geschrieben ist, drängt sich dem Leser nirgends in etwa störender Weise auf; nur in wenigen Capiteln begegnen wir theils theologischen, theils philosophischen Discussionen und Disputationen, so z. B. im Anhange (über das Menschen- und Affenskelet) auf S. 23—25, dann im Anhange (über die Localisation in der Großhirnrinde) auf S. 75—78. Wir glauben, dass derartige Discussionen, so ehrlich es auch der Verf. damit gemeint hat, in einem Lehrbuche für Mittelschulen keinen rechten Platz haben, namentlich auch schon deshalb, weil dieselben zu große Anforderungen an die Verstandeskraft der Schüler stellen, wie wir das namentlich aus dem letztcitierten Anhange ersehen, der überdies eine bedeutende physiologische Schulung voraussetzt, um richtig erfasst werden zu können. Auch erklären wir uns damit nicht

einverstanden, dass auf Kosten der Zoologie die Somatologie in so detaillierter Weise, wie es in dem vorliegenden Büchlein der Fall ist, den Schülern vorgelegt werde. Es gibt doch in der Zoologie eine Menge interessanter und geistbildender Momente, welche die Schüler nicht „bald wieder über Bord werfen" werden, wenn eben nur der Lehrer seine Aufgabe richtig erkennt. Systematische „Übersichten und Gruppierungen" dürfen selbstverständlich nicht den ersten Platz einnehmen; in unseren Schulen sind sie ja längst verpönt. Auch das Zuviel in der Somatologie, so z. B. die feineren anatomischen Details des inneren Ohres usw., werden der Mittelschule nicht viel Nutzen bringen: die Anschauung solcher Dinge wird nie richtig vermittelt werden können, wenn diese der Schüler nicht selbst mit Messer und Mikroskop aufzufinden imstande ist. — Den Mangel an Abbildungen rechtfertigt der Verf. in der Einleitung in einer Weise, der wir nicht beipflichten; wir haben uns bereits öfter des Näheren über den Nutzen von Abbildungen in einem Schulbuche ausgesprochen. — Doch ist das Büchlein lesenswert!

Der Bau des menschlichen Körpers. Leitfaden für den Unterricht an höheren Schulen von Dr. Robert Lensch, ord. Lehrer am königl. Wilhelmsgymnasium in Berlin. Berlin, Verlag von Wiegandt und Grieben 1889. 8°, 60 SS.

Dieser Leitfaden ist nach drei Gesichtspunkten hin ausgearbeitet worden. „Erstens: Jeder Unterrichtsgegenstand muss als Glied des gesammten Unterrichtsplanes behandelt werden. Zweitens: Der Unterricht wirkt in dem Maße belehrend und erziehend, in welchem er die eigene Thätigkeit des Schülers in Anspruch nimmt. Drittens: Der Schüler lernt die Dinge nicht durch Beschreibungen und Abbildungen, sondern durch Anschauen der Dinge selbst kennen." Gegen ein solches Programm eines naturgeschichtlichen Schulbuches lässt sich wohl nichts einwenden, namentlich wenn es mit Sachkenntnis und in klarer Darstellung, wie sie uns in dem Leitfaden entgegentreten, durchgeführt erscheint. Dass aber der Verf. auf Kosten des dritten Gesichtspunktes jede das Wort begleitende und erläuternde Abbildung vermieden hat, darin können wir ihm nicht Recht geben. Wenn auch sein Leitfaden nicht dem Selbstunterrichte, sondern Wiederholungszwecken allein gewidmet wird, ist gerade in der Somatologie des Menschen infolge der zahlreich vorkommenden Details auch bei der Wiederholung die wenn auch noch so gut am Objecte oder Modelle vorausgeübte Anschauung durch möglichst viele Bilder zu unterstützen. Wir glauben also, dass der Verf. in dieser Beziehung nicht das Richtige getroffen hat, obgleich er seinen Standpunkt in folgender Weise motiviert: „Die inneren Organe des menschlichen Körpers können allerdings im Unterrichte nicht gezeigt werden. Indes bieten Modelle und die entsprechenden Thierorgane einen genügenden Ersatz. Hat mit

ihrer Hilfe der Schüler die Dinge, welche er kennen lernen soll, klar aufgefasst, dann genügen für die häusliche Wiederholung die knappsten Beschreibungen und sind Abbildungen entbehrlich.“ — Einen besonderen Vorzug des Leitfadens finden wir in den vielen Fragen und Aufgaben, welche sich über das ganze Gebiet der Thierkunde erstrecken und den Schüler zum eigenen Nachdenken und zu Vergleichen anregen. Es ist selbstverständlich, dass sich der hier besprochene Leitfaden nur für jene Schulen als Lehrbuch eignet, in deren Lehrplan die Somatologie des Menschen den Abschluss der Zoologie bildet. Indes kann er unseren Gymnasial-Sextanern nach Vollendung des zoologischen Unterrichtes als Repetitorium immerhin empfohlen werden.

Schützet die Thiere! Mahnworte an die Jugend von K. Gehring, P. Weiser und E. Renck. Drei Preisarbeiten der Section für Thierschutz in Gera (Reuß). Gera, bei Th. Hofmann 1894. 8°, 48 SS.

Drei empfehlenswürdige Abhandlungen zur Belehrung über Thierschutz für die Jugend, insbesondere die der Landvolksschulen. Aber auch unseren Stadtkindern, bei welchen nicht selten der Hang sich zeigt, Thiere zu necken oder gar zwecklos zu tödten, wird das Lesen dieser ansprechend geschriebenen Abhandlungen nicht schaden. Die drei Mottos: „Erziehung zum Schutze der Thiere veredelt die Jugend. — Es gibt kein wahrhaft gutes Herz ohne Mitleid gegen die Thiere. — Thiere schützen heißt Menschen nützen“ — geben Zeugnis von dem ethischen Werte der vorliegenden Preisarbeiten. Dass diese durch einzelne eingestreute Verslein gewürzt sind, wodurch sie sich dem kindlichen Gemüthe des für sie bestimmten Leserkreises mehr anschmiegen, ist nur recht und billig; selbstverständlich fehlt in keiner der drei Abhandlungen die Mahnung: „Quäle nie ein Thier zum Scherz, denn es fühlt wie du den Schmerz.“ In lobenswerter Weise wird dem Vogelschutze ein besonderes Augenmerk geschenkt. Die naturgeschichtlichen Belehrungen, denen auch einzelne Abbildungen beigegeben sind, finden wir sachgemäß; doch hätte die Übertreibung: „gäbe es keine Regenwürmer, so würde die Erde bald veröden und unfruchtbar werden“ (S. 34) füglich unterbleiben können. Noch mag der überaus billige Preis von 30 Pfennigen hervorgehoben werden; überdies sind noch billigere Partiepreise von der Verlagsbuchhandlung festgesetzt worden.

Wien. Jos. Mik.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Oskar Jäger, Didaktik und Methodik des Geschichtsunterrichtes. (III. Band, 1. Abtheilung von Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen.) München, C. H. Beck'scher Verlag 1895. 8°, 110 SS.

Die stark materialistisch gefärbte Sentenz des »Wallenstein«: »Denn nur vom Nutzen wird die Welt regiert« findet leider heute mehr und mehr auch unter den Gebildeten ihre Anwendung auf die Schule und ganz besonders auf die Mittelschule. Hier sucht sie Bresche zu legen in den alten Organismus des Gymnasiums und befeindet namentlich die Stellung der classischen Philologie innerhalb desselben. Man möchte es oft nicht glauben, dass Männer, die als wissenschaftliche Capacitäten gelten, in diesen Chorus einstimmen und sich die deplacierte Redensart vom praktischen Unwerte des Lateinischen und vor allem des Griechischen zu eigen machen. Da sind es nun zwei Schriften, die in jüngster Zeit erschienen sind, die, obwohl sie, streng genommen, sich nur auf dem Gebiete gymnasialer Methodik bewegen, doch recht sehr geeignet wären, dem oberflächlichen Gerede von dem Werte und der Bedeutung der classischen Sprachen und Literaturen innerhalb der Gymnasialbildung eine andere und bessere Meinung auch den sogenannten gebildeten Classen unserer Gesellschaft beizubringen. Die beiden Abhandlungen stehen einander thatsächlich zwar völlig fern und behandeln ganz verschiedene Themen — doch ist dies nur scheinbar. Sie streben, so entfernt sie von einander sind, doch dem einen großen Ziele zu, die Philologie in das Recht nicht einzuführen, sondern in ihrem Rechte zu erhalten. Die beiden Abhandlungen sind: »Die Principien der Übersetzungskunst« von Julius Keyzlar (Progr. des Obergymn. in Ung.-Hradisch 1894, woran sich »Übersetzungsproben aus dem Lateinischen« schließen, im Progr. derselben Anstalt 1895), die andere Abhandlung ist die im Titel genannte. Jene hat einen noch jungen, diese einen alten, praktischen Schulmann zum Verfasser. Beiden Abhandlungen ist eine hohe Begeisterung für die classischen Sprachen, ein lebendiger Idealismus und die innigste Überzeugung eigen, dass die classischen Sprachen, wenn sie auf dem Gymnasium nicht schablonenhaft, sondern im rechten Geiste betrieben werden,

auch in Zukunft die Grundlage für die Gymnasialbildung herstellen. Beide Abhandlungen durchweht ein echt moderner, zu neuem kräftigem Schaffen anspornender Geist. Keyzlar lehrt, wie man, Jäger, was man übersetzen soll. Jener stellt neben den Geist der fremden den der Muttersprache, dieser lehrt das Wesen geschichtlicher Erscheinungen des griechischen und römischen Alterthums nach allen Richtungen und Beziehungen kennen und schöpft daraus jenen historischen Sinn, dem wir alles Große verdanken, auch das Größte und Herrlichste, was Lessing und Herder, Schiller und Goethe hervorgebracht haben. Nur derjenige, der kühn genug ist, den ethischen Pragmatismus der Weltgeschichte zu verleugnen, vermag in Abrede zu stellen, dass die Geschichte der Griechen und Römer die vornehmste Quelle ist, aus der wir Erkenntnis und Grundsätze schöpfen, die uns das Transitorische des Radicalismus, auch des reactionären, und den gewissen Sieg des ruhigen, in vernünftigem Conservatismus wurzelnden Fortschrittes verkünden. Diese Principien gewinnen wir aber nicht aus einem Referate, sondern nur aus den historischen Quellen selbst. Solche historische Quellen sind wieder nicht nur die Geschichtschreiber, sondern das gesammte Schriftthum. Das muss doch einleuchten. Denn welche Erkenntnis des Mittelalters wäre diejenige, die lediglich aus Chroniken und Annalen, aus Denkmälern, Inschriften und Urkunden schöpfen wollte, die Literatur, Philosophie und Theologie aber abseits ließe. Ebensowenig vermöchten wir das augusteische Zeitalter mit den Ideen und Bestrebungen, die es bewegen und erfüllen, aufzufassen, ohne einen vollen Blick in die Dichtungen des vielseitigsten römischen Lyrikers, des Horaz, zu werfen, der uns die Gedankenwelt Roms zu jener Zeit begrenzt und sein Gemüthsleben entziffert. Dieses Denken in unser Denken, dieses Empfinden in unser Empfinden umzuwandeln, mit dieser Welt unsere Welt verstehen lernen, heißt den Horaz ins Deutsche übersetzen, heißt, seine Werke zu einer Quelle geschichtlicher Erkenntnis machen. Das eine Ziel erstrebt Keyzlar mit der geistvollen Art seiner Übersetzung, das andere Jäger mit seinem Bestreben, die Stunden für die Geschichte nicht zu begrenzen mit dem Stundenschema des Lehrplanes, sondern diese Grenzen weit hinauszurücken und neben der Religion, dem Deutschen und der Geographie vor allem Latein und Griechisch dienstbar zu machen der Erweckung und Förderung historischen Sinnes und historischer Auffassung.

Allem Äußerlichen, künstlich Gemachten, gewaltthätig Herbeigezogenem mit Recht abhold, sieht Dr. Oskar Jäger den wahren, inneren Zusammenhang der Disciplinen des Gymnasiums in dem Ziele, eine verständige, wohlfundamentierte Erkenntnis der Gegenwart zu vermitteln, eine Propädeutik zu sein, die man, nachdem sie ihre Dienste gethan, nicht geringschätzt oder gar verachtet, sondern von der man die Empfindung beibehält, dass sie eine Grundlage für das Wissen und Streben des ganzen Lebens ist.

Dr. Oskar Jäger, Director am kgl. Friedrich Wilhelms-Gymnasium in Köln, blickt, wie er in der Einleitung selbst bemerkt, auf eine reichlich 40jährige Lehrthätigkeit zurück und es ist daher äußerst dankenswert, dass er sich fast ausschließlich auf die Darstellung der Erfah-

rungen bezieht und beschränkt, die er selbst oder an anderen Lehrern neben und unter ihm gemacht hat. Auf die überreiche Literatur zu diesem Gegenstande verweist er lediglich und er kann dies umso leichter thun, als dieselbe mit »wünschenswerter Vollständigkeit« in Schillers vortrefflichem »Handbuch der praktischen Pädagogik« verzeichnet erscheint.

Ebenso schätzenswert ist es, dass der erfahrene Pädagoge im Anhange mehrere Muster-Lectionen bietet. Darunter halte ich die erste für unbedingt gelungen. Sie behandelt ein freilich glattes Thema: »Nach der Schlacht bei Cannä«. Auch eine Reihe von Fragen und Repetitionsmotiven bietet der Anhang und zwar wieder mitten aus dem Leben der Schule, aus der Erfahrung heraus. Wie nützlich und zweckmäßig ein solcher Vorgang ist, weiß nur derjenige recht zu würdigen, der die Schwierigkeit der Fragestellung ermessen kann, der weiß, dass der Erfolg dieses Unterrichtes zum überwiegenden Theile von einer richtigen, das Interesse und das Verständnis erweckenden und fördernden Fragestellung abhängig ist. Denn das Ableiern der Sätze des Lehrbuches ist der Tod, die zweckmäßige, zielsichere Fragestellung und die daran sich knüpfende Zusammenfassung des »Erfragten« — das Leben des geschichtlichen Unterrichtes. Und in dieser Hinsicht wäre ich geneigter, dem »preußischen Lehrplan, als dem Verf. der Didaktik und Methodik«, der ihn gelinde bekämpft, beizupflichten und den Schülern Geschichtsvorträge zu übertragen, sollten auch dadurch die des Lehrers in ihrer Zahl beeinträchtigt werden. Es ist ja das nichts anderes als die Gewöhnung an ein freies Operieren mit dem gründlich dargebotenen Stoffe, eine Gewöhnung an Selbständigkeit des Denkens, eine Übung in der Unterscheidung des Stofflichen nach seinem hauptsächlichen oder nebensächlichen Werte und in der Auffindung von beherrschenden Gesichtspunkten und bewegenden Motiven und was beim Vortrage des Lehrers als Perception bald verhallt und verloren geht, wird durch die Schülervorträge zur vollen Apperception und bleibender, fortwirkender Gewinn. Die Arbeit des Lehrers wird dadurch keine geringere, sondern eine größere, denn ich halte es für ungleich leichter, einen Vortrag zu leisten als ihn zu leiten.

Die vollste Zustimmung wird Dr. Jäger in allen Kreisen fortschrittlich gesinnter Schulmänner für folgende Ausführungen finden: (Die Lectüre von Xenophons Anabasis) »ist ein außerordentlich wirksames und bildendes Seiten- und Gegenstück zur Cäsarlectüre, und der Gewinn ist natürlich ein doppelter, wenn die eine wie die andere Lectüre in demselben Geiste sprachlich-sachlicher Behandlung geleitet wird: es ist hier der Ort, wo man daran erinnern darf, dass der gleichzeitige Betrieb der beiden alten Sprachen, sobald der Geist und die Arbeitskraft so weit erstarkt sind, um dies zu können, einen Gewinn bringt, der sich nicht bloß durch ein einfaches Additionsexempel ausdrücken lässt, und zweitens, dass es hohe Zeit ist, sich deutlich zu machen, dass, seitdem man die griechischen und römischen Schriftsteller auch in unseren Schulen unter dem geschichtlichen Gesichtspunkte liest, sie uns viel mehr sind und werden können, als sie unseren Voreltern im 17. und 18. Jahrhundert gewesen sind. Diese Art des Betriebes, welcher das Bellum Gallicum oder die Anabasis als Originalquellen, als Documente einer interessanten

Wirklichkeit lesen heißt, ist allerdings noch nicht völlig durchgedrungen: die eigentlichen Stockphilologen sträuben sich noch immer dagegen und fürchten davon für ihre grammatische Gründlichkeit: nach und nach wird sich aber, sofern es dem Barbarenthum nicht gelingt, uns ganz um das Griechische zu bringen, doch die Erkenntnis aufzwingen, dass es der sprachlichen Gründlichkeit keinen Eintrag thut, wenn man durch sie zum Sachlichen vordringt, und wenn eine Seite von der andern, diese von jener, jene von dieser Licht empfängt, und dass es auch nicht mehr Zeit kostet, diese Schriften als Denkmäler wichtiger Menschengeschichte zu lesen, als man sie früher brauchte, um sie als Anwendung und Bestätigung grammatischer oder stilistischer Wahrheiten zu lesen.«

Leicht angedeutet ist von Dr. Jäger auch jener Vorgang beim Geschichtsunterrichte, den ich für sehr nützlich und erfolgreich halte, nämlich die thunlichste Gruppierung von Ereignissen mit ihren Ursachen und Folgen um eine Persönlichkeit. Man folgt dabei nur der Natur, die sich echt und unverfälscht im Volksgeiste ausprägt, der einer einzigen Persönlichkeit zuweist, was Generationen geschaffen und erworben haben und der auf solche Art mit Fug und Recht verfährt. Denn jener machtvollen Persönlichkeit gehörte gewiss die Idee an, die fortzeugte, fortschuf; sie legte den Samen in das Erdreich, der später in die Halme schoss und zu reicher Ernte wurde. Dabei geschieht es freilich oft, dass der Volksgeist die schlichte, stille, vorbereitende Arbeit als Mohrenleistung ansieht und auf eine gewaltige Persönlichkeit, auf eine prunk- und glanzvolle Erscheinung häuft, was ein Anderer gedacht und errungen. So werden wir z. B. die Geschichte des alten Orients und seine ganze Culturarbeit nicht als Einzeldarstellung, als ein selbständiges Gebilde behandeln dürfen, wenn wir nicht riskieren wollen, dass es völlig oder nahezu achtlos hingenommen wird. Ganz anders wird das Colorit der orientalischen Geschichte und die Stimmung dafür, die bereits durch die Märchenpoesie vorbereitet ist, wenn wir den politischen Theil dieser Geschichte als Vorbereitung zu den Perserkriegen, die Culturgeschichte als Einleitung in die Culturgeschichte der Hellenen verwenden — denn die Geschichte der Israeliten überlassen wir besser dem Religionsunterrichte.

In derselben Weise ist vorzugehen, um ein möglichst anderes Beispiel zu wählen, bei der Darstellung der Geschichte Otto I. des Großen. Die Gestalt dieses Herrschers ist unmittelbar neben die heroischere Karl des Großen zu stellen und neben jenen die Heinrichs III., des machtvollsten unter den Kaisern des Mittelalters. Nicht das Zerbröckeln, sondern das Aufbauen, nicht die Umwege und Seitenpfade, sondern der Weg zur Höhe sind der Gegenstand der geschichtlichen Betrachtung und Erwägung der Mittelschule. Ein zweiter Gesichtspunkt ist die Stellung und Beziehung Otto I. des Großen zu unserer Monarchie. Die Folgen der Lechfeldschlacht, des ruhmvollen Sieges vom 10. August 955, sind in großen, deutlichen Zügen erkennbar, fühlbar zu machen: die Neubegründung der Ostmark, kleiner und geringer als der pagus orientalis Karl des Großen und doch die Wiege jenes machtvollen Habsburger-Staates, der zwei Welttheile umspannte, und die Gründung des ungarischen Staates, jenes Ungarns, das in den Tagen höchster Noth der

hochsinnigsten und edelsten Habsburgerin ritterliche Hilfe brachte. So entsteht Geschichte an Stelle einer fragmentarischen Behandlung, wie sie manche Lehrbücher aufweisen, die oft statt Interesse nur Qual erwecken.

Ähnlich ist es mit den Kreuzzügen. Die Helden des Wortes und des Schwertes, die da auftreten, sind Peter von Amiens und der hl. Bernhard von Clairveaux, der strahlende Held Gottfried von Bouillon und der greise Held Friedrich I. Barbarossa, von vaterländischem Interesse sind Leopold V., der Tugendhafte und Leopold VI. liberalis et gloriosus, jener der Held von Accon, der Gegner des romantischen Richard Löwenherz, dieser der Held von Damiette, besungen von Walther von der Vogelweide, bewundert von den Zeitgenossen, verehrt von der Nachwelt. Als Vorgeschichte der Kreuzzüge dient die Geschichte des Christenthums und seiner Verbreitung in den deutschen Gauen und seiner äußeren Repräsentanz, der Hierarchie mit ihrer Spitze, dem Papstthume, ferners die Geschichte des Islam bis zum 12. und während des 13. Jahrhunderts kurz und bündig, mit großzügiger, übersichtlicher Charakteristik. Als Folgegeschichte der Kreuzzüge ein Bild des politischen, socialen, geistigen und sittlichen Lebens während der Kreuzzüge und nach denselben, abschließend mit dem Interregnum, mit Bonifacius VIII., mit Dante Alighieri. Alles andere Beiwerk wird kurz, rasch benützt, aber immer bei Repetitionen, und beim freien Operieren mit dem geschichtlichen Stoffe wird der Blick aufs Ganze und Große gelenkt und dieses zu erfassen gesucht, von immer neuen Gesichtspunkten ausgehend und neue Gruppierungen der Ereignisse herstellend.

Das nächste historische Ereignis ist die Gründung des österreichischen Staates. Der Kern ist das Jahr 1526, die kluge und maßvolle Politik Ferdinand I., der uns näher steht als Karl V. Die Vorgeschichte umfasst das österreichische Interregnum, die Gestalt des edlen Ahnherrn unseres Kaiserhauses, die machtvolle, stolze Persönlichkeit Albrecht I., das Ringen des Hauses Habsburg mit dem Hause Luxemburg, die Beerbung des letzteren durch das erstere, die retardierenden Momente, bis endlich an die Alpenmonarchie Rudolf IV. die der Sudeten und der Karpathen sich anschließt. So tritt groß und beherrschend der Gedanke hervor, dass die Monarchie ein Werk der Dynastie ist, und dieser Gedanke prägt sich unvergesslich ein. Als Beiwerk fungiert ein Überblick über die Herrschaft der Přemysliden und Arpaden. Als Folgegeschichte ergibt sich Österreichs Heldenzeit von 1526 bis 1720 bis zu seiner gewaltigsten Ausdehnung. Das nächste Object historischer Betrachtung ist die Herrscherthätigkeit Maria Theresias und der Eintritt des Hauses Lothringen-Toscana als Erbe des Ruhmes, des Reiches und der Traditionen des habsburgischen Geschlechts. Die Vorgeschichte berührt die historische Depression der Zeit von 1720—1740, die Folgegeschichte die Creierung des Kaiserstaates und die Festigkeit seines Bestandes in den drohendsten und heftigsten Gefahren, die über ihn in der Napoleon'schen Ära hereinbrachen. Hier ist es auch sehr zweckmäßig, auf die zweite Heldenzeit Österreichs im siebenjährigen Kriege und auf die dritte in der Abwehr der napoleonischen Despotie möglichst eingehend Rücksicht

zu nehmen und insbesondere lebensvolle Schlachten- und Kampfesbilder zu bieten oder entwerfen zu lassen. Überdies sollte diese ganze neuere Geschichte das größere und wirksamere Gepräge einer gesammt-europäischen Auffassung haben, d. h. die Geschichte Europas der Neuzeit soll unter dem Gesichtswinkel der österreichischen gelehrt werden. Als letzte historische Erscheinung fällt dem Lehrer der Geschichte an einem österreichischen Gymnasium die dankbare und herrliche Aufgabe zu, die glorreiche Regententhätigkeit Kaiser Franz Joseph I. mit patriotischer Begeisterung, aber maßvoll und nicht aufdringlich, warm aber nicht byzantinisch zu schildern. Die Vorgeschichte umfasst die Zeit vom Abschlusse der heiligen Allianz bis zum Völkerfrühling.

Indem man das Nebensächliche, Accidentelle, Transitorische auf solche Art nur flüchtig berührt, gewinnt man Zeit und Raum, jene Ereignisse und Persönlichkeiten in sprechender Fülle und deutlicher Größe zu beobachten, die unvergänglich bleiben in der Geschichte unseres Vaterlandes und der Menschheit. So gewinnt die Geschichte der österreichischen Monarchie den richtigen vaterländischen Charakter und macht einen dauernd hohen Eindruck ohne alles vordringliche patriotische Moralisieren, und die Geschichte der Menschheit erscheint bei einer derartigen Betrachtungsweise als ein ethisches Ganzes, das gleich der vollendeten Schönheit eines Kunstwerkes durch sich selber wirkt.

Dr. Jäger stellt natürlich die preußische und preußisch-deutsche Geschichte in den Mittelpunkt der Betrachtung und disponiert die Geschichte der Neuzeit nach diesen Gesichtspunkten. Nichtsdestoweniger sind seine Ausführungen auch für den österreichischen Lehrer der Geschichte instructiv und von großem Interesse. Deshalb muss seine Arbeit aufs lebhafteste empfohlen werden. Auch die Austattung des Buches ist sehr gefällig.

Graz. Anton Nagele.

Oskar Jäger, Vorlage für pädagogische Besprechungen in preußischen Seminarien. Der pädag. Section der 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Köln dargebracht. Wiesbaden, Kunzes Nachfolger 1895.

In dem Schriftchen ist eine große Anzahl pädagogischer Themen zusammengeordnet, welche der Leiter des Kölner Gymnasialseminars mit seinen Lehramtscandidaten im Laufe der letzten Jahre besprochen hat. Ich hatte selbst die Freude, Director Jäger im Umgange mit seinen Probanden bei einer Seminarconferenz kennen zu lernen, was mir jetzt bei der Durchsicht des vorliegenden Schriftchens recht zustatten kommt. Jägers scharf pointierte Behandlungsweise solcher Fragen ist wohl auch sonst bekannt, und wenn er auch von seinem im »Pädagogischen Testament« zum Ausdruck gebrachten didaktischen Naturalismus schon zufolge seiner Stellung als Seminarleiter preußischer Ordnung ganz unvermerkt etwas abgegeben haben mag, so hat es doch noch immer einen eigenen Reiz zu sehen, wie er den Forderungen der wissenschaftlichen und wohl

auch nichtwissenschaftlichen Didaktik vom Standpunkte des nüchternen Schullebens aus an den Leib rückt.

Es hätte keinen Sinn, hier die auf den 16 Seiten stehenden, lose aneinander gereihten Themen nochmals aufzuführen, aber vielleicht erweise ich einem und dem andern Collegen einen Dienst, wenn ich im Folgenden jene Materien zusammenstelle, aus welchen Jägers Stellungnahme zu den anderswo angepriesenen Unterrichtsregeln ersichtlich wird.

Allgemeines: Die sogenannte wissenschaftliche Pädagogik, ihre großen Worte, ihr Verdienst. — Über pädagogisches Pharisäerthum.

Latein: Ablehnung gewisser methodischer Quacksalbereien (Sexta). — Der Perthesianische Irrweg (Quinta). — Die Illustrationswuth (Quarta). — Begriff Präparation und moderne Abirrungen: präparierte Präparation (Quarta). — Kritik des Siebenstundenlateins (Tertia). — Lectüre: alter Unfug und moderne Missgriffe (Untersecunda). — Scriptum und mündliche Übungen: Wert und Bedeutung der letzteren. Kritik früherer Übertreibungen, Kritik des modernen Dilettantismus (Oberstufe).

Griechisch: Die eine Grammatikstunde: die heutige modische Verachtung des Grammatischen (Untersecunda). — Wie ist die Grammatik zu behandeln, damit den Angriffen des Barbarendilettantismus die Vorwände entzogen werden? (Oberstufe).

Deutsch: Ablehnung der Formulierung, dass das Deutsche im Mittelpunkte des gesammten Unterrichts stehe (Sexta). — Fernhaltung der Notengelehrsamkeit bei der Behandlung poetischer Stücke (Tertia). — Über die neue Methode kleinerer Ausarbeitungen neben den Aufsätzen (Untersecunda). — Dramatische Lectüre: Die ästhetischen n-Ecke und das dramatische Gesalbader. — Die Dispositionswuth (Oberstufe).

Geographie: Illusionen über das Interesse, welches die Schüler diesem Unterrichte entgegenbringen sollen (Sexta). — Geographische Spaziergänge und verwandte Verstiegenheiten (Quarta). — Nothwendige Modificierung des preußischen Lehrplans (Tertia).

Geschichte: Patriotismus und Nationalökonomie, ihr Recht und dessen Überspannung. Fernhaltung chauvinistischer und byzantinischer Momente (Untersecunda). — Patriotischer und chauvinistischer Geschichtsunterricht (Oberstufe). — Strategische und nationalökonomische Allüren (Oberstufe).

Französisch: Alter Schlendrian und neue Übertreibungen, Nichtexistenz einer »alten Methode«.

Naturleben der Schule: Von der körperlichen Ertüchtigung. Übertreibungen und Verkehrtheiten. — Der pädagogische Nonsens der obligatorischen Spielstunden. — Die Verstaatlichung der Jugendfreude.

Sapienti sat! Übrigens kann man sich jetzt die Antwort auf eine große Zahl der im Vorausgehenden angeregten Fragen in Jägers Methodik des Geschichtsunterrichtes holen, die in Baumeisters Handbuch der Erziehung (III. Bd., 1. Abth.) zum Abdruck gekommen ist.

Wien. J. Loos.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Der kleine Tiroler oder die Macht der kindlichen Liebe. Eine Erzählung aus dem Tiroler Freiheitskampfe im Jahre 1809. Von Dr. Robert Weißenhofer. Linz, Verlag der F. J. Ebenhöch-schen Buchhandlung (H. Korb) 1895. VIII u. 132 SS. Preis geb. 60 kr. (A. u. d. T.: Erzählungsschriften zur Hebung der Vaterlandsliebe. V.)

Diese kleine Erzählung wird unserer Jugend Freude bereiten, denn sie ist hübsch erfunden, spannend erzählt und dem kindlichen Verständnisse angepasst. Aber auch der Pädagoge wird solche Jugendschriften mit Vertrauen in die Hände der Kinder legen, da sie auch nach der intellectuellen und moralischen Seite viel des Guten enthalten und dadurch erhebend und veredelnd auf den Leser einwirken. Sprache und Druck sind tadellos, höchstens das Titelbild könnte als weniger gelungen bezeichnet werden.

Die Kuenringer. Eine Erzählung aus Österreichs vergangenen Tagen für die reife Jugend und deren Freunde von Karl Ludwig. Innsbruck, Wagner'sche Univ.-Buchhandlung 1894. 319 SS.

Es war ein löbliches, dankenswertes Unternehmen, das ritterliche Zeitalter der letzten Babenberger in einer historischen Erzählung der reifen Jugend vorzuführen. Es berührt namentlich ein Landeskind ungemein wohlthuend, die theure, wohlbekannte Heimat mit den reckenhaften, idealisierten Gestalten deutscher Vorzeit belebt zu sehen, Herz und Verstand zieht Gewinn daraus.

Die Erzählung als solche hat auch manche Vorzüge — z. B. eine wirksame Charakterzeichnung —, die gewiss noch kräftiger hervorträten, wenn der Verf. den Stoff mehr zusammengedrängt hätte. Das Streben nach Genauigkeit und gleichzeitiger Belehrung haben aber eine zu große Breite verschuldet. Excurse und Erörterungen vereiteln eine straffere Composition, das Interesse droht zuweilen zu erlahmen. Lange z. B. dauert es, bis die Erzählung in den rechten Fluss kommt, und mehrmals geräth die Haupthandlung bedenklich ins Stocken. Vgl. etwa die beiden Capitel 'Der Kreuzzug' und 'Heimfahrt'. Doch derlei Eigenthümlichkeiten der Technik nimmt die liebe Jugend nicht so streng, sie sollen daher auch nicht zu sehr betont werden. Größere Deutlichkeit würde sich empfehlen in Bezug auf das Schicksal der Friederin S. 271. Erklärungen ritterlicher Ausdrücke finden sich oft, könnten aber noch vermehrt werden.

Ausstattung und Druck des Buches ist überaus empfehlend. An offenbaren Versehen fielen mir folgende auf: S. 19, Z. 19 v. o. lies verflogen; S. 62, Z. 9 v. o. l. das; S. 102, Z. 1 v. o. l. ich; S. 103, Z. 1 v. o. l. Euer; S. 137, Z. 1 v. u. l. am rechten Ufer; S. 206, Z. 19 v. o. l. Admirals; S. 272, Z. 2 v. o. l. Gesicht; S. 283, Z. 10 v. u. l. Überresten; S. 291, Z. 5 v. u. l. vorgesorgt; S. 301, Z. 2 v. u. l. Friedrich.

Stilistisch auffällig ist die häufige Verschweigung des Zeitwortes, z. B.: »dass der Bruder Euch im Wege«, »dass er seinem Ziele so nahe«, »dass Dir seinetwegen bange« u. ä.

Undeutlich ist S. 157, Z. 7 v. o. Er sollte nicht wie er. Unverständlich war mir S. 240, Z. 9 v. u. ausgegangen. Die Wortstellung ist mangelhaft: S. 264, Z. 10 v. u.

Wien. Dr. R. Löhner.

Lehrbuch der englischen Sprache auf Grundlage der Anschauung von Dr. Ferdinand Schmidt, Director der Oberrealschule zu Hanau. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1894. VII u. 445 SS. Preis geh. 3 Mk., geb. 3 Mk. 40 Pf.

Dieses Lehrbuch will, wie schon der Titel anzeigt, die Kenntnis der englischen Sprache auf Grundlage der Anschauung vermitteln. Das Schwergewicht liegt von vornherein auf dem Sprechen; die Übersetzung aus dem Englischen ins Deutsche kommt erst in zweiter Linie in Betracht, während die Übersetzung aus dem Deutschen ins Englische ganz wegfällt. Der Unterricht, wie ihn dieses Buch vorschreibt, beginnt mit Sprechübungen über die Gegenstände des Schulzimmers und geht dann zur Beschreibung der vier Jahreszeiten (nach den bekannten Hölzel'schen Wandbildern) und zur Lectüre einfacher Anekdoten, Erzählungen und populär gehaltener wissenschaftlicher Erörterungen über, deren Verständnis durch zahlreiche Abbildungen gefördert wird. Neben Stücken allgemeinen Inhalts fehlt es nicht an solchen, die im Sinne der »Reform« die Schüler über Englands Geographie und Geschichte belehren. Eine interessante Beigabe bilden eine Reihe zusammenhängender Gespräche über eine Reise nach London, sowie zehn englische Volkslieder mit Beischluss der Melodie. Während der Lesestoff einen unverhältnismäßig großen Raum einnimmt (S. 1—301), ist die daraus abgeleitete »Grammatik« auf 32 Seiten erledigt. Ein über 100 Seiten umfassendes »Wörterbuch«, das zu jedem englischen Worte nebst der deutschen Bedeutung die Aussprache in phonetischer Transscription gibt, ferner eine Karte von England und ein Plan von London beschließen das im ganzen brauchbare, aber für die Unterstufe zu umfangreiche Buch.

Oepke S., Englisches Lesebuch. II. Theil: Mittelstufe. 2. Aufl. Bremen, Gustav Winter 1895. VIII u. 201 SS.

Dieses Lesebuch unterscheidet sich von anderen Büchern dieser Art besonders dadurch, dass seine Lesestücke nicht nach Gruppen geordnet sind, sondern dass darin Erzählungen, Beschreibungen, Abhandlungen geographischen, geschichtlichen und naturgeschichtlichen Inhalts, Briefe, Räthsel und Gedichte miteinander abwechseln. Es entspricht den Grundsätzen der »Reform«, dass die meisten Stücke über England und seine Colonien handeln und den neuesten Schriftstellern entnommen sind. Statt sprachlicher Anmerkungen ist den Texten ein Wörterbuch (S. 130 bis 201) beigegeben, das, nach den vom Ref. gemachten Stichproben zu schließen, als verlässlich bezeichnet werden muss. So ist z. B. in dem längeren Stücke Nr. 50 *The Native Village* nur die Redensart *to go a great way* (S. 113 *Fifteen years in her life, with care and hardship, must go a great way in breaking her down*) unerklärt geblieben.

Vietor W. und Dörr F., Englisches Lesebuch. Unterstufe. 4. Aufl. (9. und 10. Tausend). Leipzig, B. G. Teubner 1895. 8°, XXIV u. 298 SS. Preis geb. 2 Mk. 80 Pf.

Die 4. Auflage des Vietor-Dörr'schen Lesebuches ist ein fast unveränderter Abdruck der 3. Auflage, die wir in dieser Zeitschrift Jahrg. 1895, S. 63 besprochen haben. Änderungen wurden nur in folgenden drei Lesestücken vorgenommen: 1. „*A Brave Child*“ (S. 82 ff.), wo einige sachliche Unrichtigkeiten behoben wurden, 2. „*The Commerce of England*“ (S. 101), wo ein Zusatz über den britischen Export im Jahre 1887 hinzugefügt wurde, und 3. „*London*“ (S. 111), wo jetzt die Bevölkerungszahl Londons mit sechs (statt fünf) Millionen angegeben wird.

Wingerath, Dr. Hubert H., Headmaster of Saint John's High School Strasburg (Elsass), 1. The Intuitive English Reader for beginners in German Schools. Köln, M. Dumont-Schauberg 1895. 12°, XXVIII u. 144 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf. — 2. A Short English Vocabulary arranged according to the intuitive method. 12°, VIII u. 84 SS. Preis 80 Pf.

1. Der Verf. hat in diesem Büchlein den ersten Abschnitt „Object Lessons“ seines Lesebuches (sieh diese Zeitschrift Jahrg. 1895, S. 629) abgedruckt und außerdem noch 52 Lesestückchen, die sich wegen ihrer einfachen Sprache für Anfänger vortrefflich eignen, an passenden Stellen seines Textes eingestreut. Das Büchlein wird mit einer ausführlichen Aussprachelehre eröffnet und schließt mit einer „Präparation“ auf die erwähnten neu eingeschalteten Stücke.

2. Das zweite Büchlein enthält die englischen Wörter und deren deutsche Bedeutung zu den „Object Lessons“ seines größeren Lesebuches, kann daher sowohl zu dem ersten Abschnitte dieses Buches, als auch zu dem eben besprochenen „Intuitive Reader“ als Vocabular benutzt werden.

Wien. Dr. J. Ellinger.

Zu Wagner, Lehrbuch der Geographie. Dem Urtheile des Herrn Directors Dr. Wallentin über die 1. Lieferung dieses Buches in Heft III dieser Zeitschrift S. 255 ff. dürfte wohl jeder beistimmen, der dessen Inhalt kennt. Umso bedauerlicher ist es, dass der geschätzte Autor sich anscheinend an seine, auf dem Umschlage des 1. Heftes hinsichtlich des Erscheinens der Fortsetzung gemachten Versprechungen nicht gebunden hält. Die erste, 14 Bogen umfassende Lieferung erschien im October 1894, der erste Band — also wohl, da das Ganze 100 Bogen umfassen soll, circa 50 Bogen — sollte 1895 vollendet sein, und bis heute, April 1896, ist vom Verleger nur die ganz unbestimmte Antwort zu erlangen, dass die 2. Lieferung im Drucke sei. Über deren Umfang und den Zeitpunkt ihres Erscheinens herrscht ein beredtes Schweigen. Wir unterschätzen die Schwierigkeit der von Wagner übernommenen Aufgabe keineswegs, sind aber auch der Meinung, dass hinter deren Lösung für den Autor alles zurücktreten müsste, was seine Kraft sonst etwa in Anspruch nimmt; das ist er den Abnehmern der 1. Lieferung seines Werkes, die sich damit für den Kauf des ganzen Buches verpflichtet haben, schuldig. Einer solchen Verpflichtung gegenüber haben die Käufer auch ein Recht auf Erfüllung gemachter Versprechungen.

Aufgaben aus der Arithmetik und Algebra. Für den Gebrauch an höheren Gewerbeschulen und für das Selbstudium zusammengestellt und methodisch geordnet von Hans Hartl, k. k. Professor an der Staats-Gewerbeschule in Reichenberg. Mit 15 in den Text gedruckten Figuren. Reichenberg, Verlag von J. Fritsche 1894.

Resultate zu den Aufgaben aus der Arithmetik und Algebra. Von demselben Verfasser. Ebenda 1894. Preis der Aufgabensammlung 2 fl. 20 kr., der Resultate 90 kr.

Der Verf. hat, ausgehend von dem Gesichtspunkte, dass im Unterrichte ein reger Wechsel in der Wahl der Aufgaben eintreten soll und dass in einer Aufgabensammlung aus der Arithmetik und Algebra den Anwendungen der Theorie in Textaufgaben Rechnung getragen werde, das vorliegende Buch verfasst und die Beispiele so gewählt, dass von der Theorie der Übergang so rasch als möglich zu denselben sich vollziehen kann, dass weiter in den späteren Aufgaben fortwährend auf frühere Theoreme zurückgegriffen werde. Eine Zusammenfassung der vorgetragenen Lehren und deren Anwendungen wurde vorzugsweise in den „Übungen“ angestrebt. Die in einem Hefte beigegebenen Resultate werden dem Lehrer und Schüler bei der Controle der Lösungen der Aufgaben willkommene Dienste leisten. Vor Gebrauch des Buches wird es sich empfehlen, die in demselben und in den „Resultaten“ angegebenen Berichtigungen dem Texte einzufügen. Gewünscht hätte der Ref., dass die sogenannten Systemzahlen und das Rechnen mit denselben berücksichtigt werde, dass ferner unter den Aufgaben aus der Lehre von den Decimalbrüchen sich auch solche befinden, welche das Rechnen mit den unvollständigen Decimalzahlen zu festigen geeignet sind. Die Theoreme, nach denen gerechnet werden soll, sind den bezüglichen Aufgaben vorangestellt, was zu billigen ist, nur hätten dieselben durch fetteren Druck von den Aufgaben unterschieden werden sollen. Unter den Beispielen, die dem Rationalmachen der Nenner gewidmet sind, vermissen wir solche, in denen Wurzeln mit höherem Wurzelexponenten als 3 erscheinen. Die Exponentialgleichungen sind in zwei Abschnitten vorgeführt, je nachdem in denselben die Anwendung der Logarithmen erfordert wird oder nicht. In den Gleichungsaufgaben sind in sehr zu billigender Weise geometrische und physikalische Betrachtungen herangezogen. Die Anleitungen, welche in dem Abschnitte, der über Gleichungen des zweiten Grades mit mehreren Unbekannten handelt, gegeben werden, können als zweckentsprechend bezeichnet werden. Die Methode der quadratischen Gleichungen zur Bestimmung der Maxima und Minima von Functionen hätte durch einige Aufgaben vertreten sein sollen. Vermisst haben wir Gleichungen des zweiten Grades unbestimmter Art. Ebenso sind die Kettenbrüche, ferner die Combinatorik mit deren Anwendungen auf den binomischen Lehrsatz und die Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht berücksichtigt. Auf das Binomialtheorem hätte der Verf. unter allen Umständen eingehen sollen, was auch ohne weitläufige Heranziehung der Combinationslehre möglich gewesen wäre. Auch würde es der Ref. für ersprießlich gehalten haben, wenn wenigstens eine der Methoden der Auswertung der Logarithmen angegeben worden wäre. Immerhin zweifeln wir nicht, dass die vorliegende, fleißig gearbeitete Aufgabensammlung von den Lehrern der Mathematik freundlich aufgenommen werden dürfte.

Sammlung von Aufgaben aus der Arithmetik für höhere Lehranstalten von Karl Schwering, Director des stiftischen Gymnasiums in Düren. 1. Lehrgang. Freiburg i. B., Herder 1896. Preis 80 Pf.

Die Sammlung erscheint in drei besonderen Abtheilungen oder Lehrgängen, von denen der erste vorliegt. In demselben werden nach

Vorführung einiger Aufgaben, welche auf die Grundbegriffe bezugnehmen, Beispiele aufgestellt, die für die Darstellung der Zahlen belangreich sind. Hier sowie an anderen Stellen der kleinen Schrift finden wir eine Reihe von zahlentheoretischen Anklängen, die allerdings als solche nicht speciell bezeichnet sind. Die Aufgaben über gemeine und Decimalbrüche enthalten viel Bemerkenswertes; freilich wären gerade in diesem Abschnitte auch mehrere Angaben, die sich auf das abgekürzte Rechnen mit Decimalbrüchen und das Rechnen mit unvollständigen Zahlen überhaupt beziehen, am Platze gewesen. Der letzte Theil des vorliegenden Buches ist den Gleichungen ersten Grades mit einer Unbekannten gewidmet, und wir finden in demselben recht instructive Aufgaben, namentlich Textgleichungen. Ein eingehenderes Urtheil über diese Aufgabensammlung behalten wir uns bis zu jener Zeit vor, zu welcher die beiden anderen Lehrgänge erschienen sein werden.

Arithmetische Aufgaben. Unter besonderer Berücksichtigung von Anwendungen aus dem Gebiete der Geometrie, Physik und Chemie bearbeitet von Oberlehrer Dr. Hugo Fenkner. 2. Aufl. Pensum der Obersecunda der neunstufigen Anstalten. Braunschweig, Otto Salle 1895. Preis 1 Mk.

Die vorliegende 2. Auflage der „arithmetischen Aufgaben“ von Prof. Fenkner ist auf Grund der preußischen Lehrpläne vom Januar 1892 umgearbeitet und enthält Aufgaben über Gleichungen zweiten Grades mit mehreren Unbekannten, Anwendungen derselben, ferner Beispiele über die Reihen erster Ordnung (arithmetische und geometrische Progressionen), endlich über die Zinseszinsen- und Rentenrechnung. Der Verf. gruppiert die Gleichungen in passender Weise je nach der Art der verschiedenen Auflösungsmethoden, und zwar behandelt er zunächst Gleichungen, welche durch Substitution zu lösen sind, dann solche, die durch besondere Kunstgriffe auswertbar sind, ferner homogene Gleichungen, Gleichungen, welche durch Einführung gewisser Hilfsgrößen gelöst werden können. Auch Gleichungen mit drei Unbekannten zieht er in den Rahmen seiner Untersuchungen. — In den Anwendungen werden viele Aufgaben aus der Planimetrie und Stereometrie, ebenso mehrere Bewegungsaufgaben zur Lösung gestellt. Auch diese Aufgaben wurden in Gruppen getheilt.

In den Beispielen über Zinseszins- und Rentenrechnung sind die verschiedenen Probleme ebenfalls in Classen eingetheilt, und an deren Spitze werden die den folgenden Beispielen zugrunde liegenden Theoreme in präciser Weise deduciert, so dass dem Lehrer dadurch bei der Stellung der Aufgaben eine große Übersichtlichkeit geboten wird. Auflösungen sind dem Buche an keiner Stelle beigegeben. Dasselbe wird sich beim Unterrichte jedenfalls sehr vortheilhaft erweisen und kann den Fachlehrern bestens empfohlen werden.

Einleitung in die Theorie der linearen Differentialgleichungen mit einer unabhängigen Variablen. Von Dr. Lothar Heffter, a. o. Professor an der Univ. Gießen. Mit 3 Figuren im Text. Leipzig, B. G. Teubner 1894.

Dem Verf. des vorliegenden Lehrbuches war es darum zu thun, den Studierenden eine elementar gehaltene Einführung in die Grundlagen der Theorie der linearen Differentialgleichungen mit einer unabhängigen Veränderlichen zu geben und zwar auf Grund der gleichen Forschungen von Fuchs, dem bald andere Mathematiker folgten. Dieses Buch kommt einem thatsächlich lange gefühlten Bedürfnisse entgegen, denn auch das vor kurzem erschienene Handbuch der Theorie der linearen Differentialgleichungen von L.

Schlesinger ist zu groß angelegt, um als Einführungsbuch in diese wichtige Theorie dienen zu können. Zum Verständnis des in diesem Buche Gebotenen sind die Elemente der Differential- und Integralrechnung, die Functionentheorie und die Grundsätze der Determinantentheorie erforderlich. In der Auswahl des Stoffes legte sich der Verf. mehrfache Beschränkungen auf, in der Anordnung und Verbindung der einzelnen Theile des Buches verfolgte der Verf. einen naturgemäßen Weg; er schreitet immer vom Einfacheren zum Schwierigeren. Den einzelnen Abschnitten wurden mehrere Beispiele beigegeben, welche die vorgetragene Theorie zu erläutern vermögen. Auch ein dem Buche beigegebener Anhang ist bestimmt, dem Verständnisse entgegenzukommen; er enthält Hilfssätze und Betrachtungen, die nicht der Theorie der linearen Differentialgleichungen angehören, doch aber zur Erfassung des gebotenen Materials sich erforderlich erweisen und nicht leicht in anderen Büchern zu finden sind. So wurden in diesem Anhange einige Theoreme der Determinantentheorie, ferner einige Sätze über die lineare Abhängigkeit von Functionen, dann ein Satz über die Integration einer sich bestimmt verhaltenden Function aufgenommen. Der weniger vorgeschrittene Leser wird diese Hilfsbetrachtungen willkommen heißen, weil sie ihm das Studium der Textpartien wesentlich erleichtern. — Die Arbeiten jener Forscher, welche für den Verf. die Grundlage seiner Entwicklungen bildeten, es sind vorzugsweise jene von Fuchs, Frobenius, Hamburger, Thomé und Riemann, wurden, wo dies nur irgendwie thunlich war, gewissenhaft citiert. Immerhin sind aber die meisten Darstellungen originell und so gehalten, dass sie den Studierenden am leichtesten in die Theorie der linearen Differentialgleichungen einzuführen geeignet erscheinen.

Littrows Wunder des Himmels. Neu bearbeitet von Prof. Dr. Edmund Weiss, Director der k. k. Sternwarte in Wien. 8. Aufl. Berlin, Ferdinand Dümmlers Verlagsbuchhandlung 1895. 1.—4. Lief. Preis der Lieferung 40 Pf.

Die „Wunder des Himmels“ von Littrow bilden ein in jeder Beziehung so bemerkenswertes und ausgezeichnetes Werk des berühmten Wiener Astronomen, dass es hieße, Eulen nach Athen tragen, wenn man die Vorzüge desselben wiederholen würde. Einstimmig wurde dieses Buch bei seinem Erscheinen als ein solches anerkannt, welches am besten geeignet ist, die Popularisierung auch schwierigerer Probleme der Astronomie zu erreichen. Die neueste Auflage wird von dem Director der Wiener Sternwarte Prof. Edmund Weiss veranstaltet, und es bürgt der Name dieses Gelehrten dafür, dass einerseits in Pietät für die Wiener astronomische Schule, deren Begründer J. J. Littrow war, der Charakter des ursprünglichen Buches gewahrt bleibt, andererseits den neueren und neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Astronomie in zweckentsprechender Weise Rechnung getragen wird. Zur Erleichterung der Anschaffung wird die neue Auflage in ungefähr 36 Lieferungen erscheinen und soll das ganze Werk in Jahresfrist dem Leser vorliegen.

Das Buch wird die „Wunder des Himmels“ nicht nur descriptiv behandeln, sondern in demselben werden auch die Erklärungen und theoretischen Betrachtungen in geeigneter Weise ihren Platz finden. Dies zeigen schon die uns vorliegenden Lieferungen, in denen die Coordinatensysteme der sphärischen Astronomie, die Instrumente zur Bestimmung der Coordinaten eines Gestirns einleitungsweise besprochen werden und die Betrachtungen über Gestalt und Größe der Erde, über die tägliche Bewegung der Erde, über deren jährliche Bewegung, über die Jahreszeiten, über die Parallaxen und Entfernungen der Gestirne von der Erde, über die Aberration der Fixsterne, über die Erscheinungen der Präcession und Nutation ihren Platz finden. Die Darstellung der gebotenen

Lehren ist eine so anziehende, dass man bei der Lectüre des Buches kaum einen Bruchtheil der Schwierigkeiten empfindet, welche die Lehrer einer Theorie des Weltensystems zu überwinden hatten.

Dieses vortreffliche Buch, dessen äußere Ausstattung in keiner Weise etwas zu wünschen übrig lässt, sollte in keiner Schülerbibliothek fehlen; dasselbe wird sicherlich dazu beitragen, das Studium der erhabensten aller Wissenschaften anzubahnen.

Die Elektricität. Ihre Erzeugung, praktische Verwendung und Messung. Für jedermann verständlich, kurz dargestellt von Bernhard Wiesengrund. Frankfurt a. M., Verlag von H. Bechhold.

In diesem kleinen Schriftchen finden wir eine kurze Darstellung der Grundgesetze der Elektricitätslehre ohne Berücksichtigung der theoretischen Formeln. Auf Ungenauigkeiten mehrfacher Art muss aufmerksam gemacht werden: So geht es z. B. nicht an, von Spannungen zu sprechen, wo man es mit Potentialen, beziehungsweise Potentialdifferenzen zu thun hat; genauer hätte auch das über elektrisches Maß und Maßeinheiten Gesagte sein sollen. Recht gut ist die Vereinigung von Stromquellen zur Vermehrung von Stromstärke und Spannung dargestellt. Die Wirkungen des elektrischen Stromes hätten an einigen Stellen eingehender betrachtet werden sollen; so erscheint das über Wechselströme und über Transformatoren Mitgetheilte allzu karg. Von den in der Elektrotechnik angewendeten Messinstrumenten sind nur die wichtigsten angegeben; dabei wurde auch des Ampèrestundenzählers von Professor Aron gedacht. Die weiteren Abschnitte sind der Theorie und Einrichtung der Dynamomaschine, der elektrischen Kraftübertragung, der elektrischen Beleuchtung und den Anwendungen der Elektricität bei der Construction von elektrischen Bahnen und Booten und in der Telegraphie, Telephonie und dem Signalwesen gewidmet.

Immerhin kann das vorliegende Büchlein als ein recht verdienstvolles angesehen werden, da es den Leser sehr rasch in die neueren Methoden und Anschauungen der Elektrotechnik einzuführen geeignet ist. Die Darstellungsweise ist fesselnd, die Sprache sehr klar. Der Preis der kleinen Schrift (1 Mk.) ist mäßig zu nennen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Perkmann, Dr. Josef, Bildender Unterricht in den Sprachfächern. I. Theil: Grundlinien. Innsbruck, Wagner 1894. 8°, 73 SS.

Unter bildendem Unterricht versteht der Verf. einen Unterricht, welcher nach der ästhetischen, der intellectuellen und der ethischen Seite hin, also allgemein bildet und zwar gleichmäßig und zusammenstimmend. Von diesem Standpunkte aus werden zunächst die Sprachfächer abgehandelt, es werden die Aufgaben der einzelnen Classen in den Sprachfächern auf ihren Gehalt an allgemeinem Bildungsstoff in eingehender und klarer Weise geprüft. Hieran schließen sich Lehrproben: Behandlung des Gedichtes „Der Frühling ist ein starker Held“ in der III. Classe, Behandlung des Lesestückes „Meier Helmbrecht“, Vorbereitung einer schriftlichen Aufgabe in der IV. Classe, zusammenfassende ästhetische Betrachtung von Hom. *Z* 369—502, zusammenfassende Behandlung von Sall. Iug. 6 u. 7 und ein Vortrag des Lehrers über die Entwicklung der Sprache. Diese wohlgelungenen Lehrproben zeigen besonders, wie die Lectüre zur ethischen Ausbildung dienen soll. Zum Schlusse werden die Ergebnisse unter ausführlicher Behandlung der ästhetischen Bildung zusammengefasst.

Der Verf. zeigt nebst großer Belesenheit ernstes Streben und gesunde pädagogische Ansichten.

Wien. J. Rappold.

Programmenschau.

63. Smrčka Fr., Srovnávací úvaha o nejhlavnějších názorech, které o působení bohů v básních Homérových a tragédiích Sofokleových se vyskytují (Die hauptsächlichsten Anschauungen über das Wirken der Götter bei Homer und Sophokles. Eine vergleichende Betrachtung). Progr. des k. k. Staatsgymn. in Písek 1893, 8°, 16 SS.

Das Programm enthält eine Sammlung von Stellen, in welchen sich beide Dichter über die Einflussnahme der Götter auf Natur, auf physisches und psychisches Leben des Menschen äußern. Die Stellen sind derart gruppiert, dass der Leser den Eindruck gewinnt, als ob sich die Anschauungen der beiden Dichter über göttliches Wesen — von Einzelheiten im Naturgebiete abgesehen — decken würden. Unseres Erachtens hat sich hier der Verf. zu sehr auf seine wenigen Gewährsmänner älteren Datums verlassen. Als Quellen werden angeführt Lübker, Nägelsbach und Mutke. Eine gründlichere Revision der über den Gegenstand vorhandenen stattlichen Literatur hätte ihn sicher abgehalten, in seiner Stellensammlung eine Arbeit zu wiederholen, welcher der gegenwärtige Stand der Wissenschaft nicht mehr bedarf. Man mag für die Bemerkung des alten Kritikers in der Vita *μόνον Σοφοκλέα τυγχάνειν Ὁμήρου μαθητήν* (vgl. dazu das Wortspiel bei Diog. Laert. IV. 20) noch so reichliche Belege sammeln, es lässt sich nicht leugnen, dass Culturentwicklung, philosophische Aufklärung, der Gang geschichtlicher Ereignisse die Theologie und Ethik des Tragikers merklich beeinflusst haben. Bei Prüfung Sophokleischer Vorstellungen von göttlichem Wesen sollte man jedesfalls diesen Einflüssen nachgehen. Dabei muss noch auseinandergehalten werden, was eigene Ansicht des Dichters ist, was die Person ihrer Lage gemäß spricht, was das Drama verlangt und was wieder das Epos charakterisiert. Es ist beispielsweise von Interesse, zu verfolgen, wie der homerische Mensch in seiner Gottheit aufgeht, während der tragische Held sich mit ihr auseinandersetzt. Bei Aufstellung von neuen Standpunkten lassen sich wohl auch einer schon durchgearbeiteten Frage neue Seiten abgewinnen.

64. Durdík, Dr. Peter, Des Euripides Phönissen. (Böhmische Übersetzung.) Progr. der k. k. Mittelschule in Prag-Kleinseite 1894, 8°, 27 SS.

Treffender Ausdruck und leichter Fluss sind an der vorliegenden Übertragung rühmend hervorzuheben. Nur den Chorliedern, die unter dem streng gehandhabten metrischen Schema an Verständlichkeit eingebüßt haben, wäre stellenweise eingreifende Umgestaltung zu wünschen.

V. 16 wird die Sehnsucht des kinderlosen Laios schön durch *παίδων ἀρσένων κοινωνίαν* ausgesprochen: die Prägnanz des Ausdruckes verflüchtigt sich aber in dem nüchternen 'Nachkommenschaft'. Gefällig scheint v. 65 *τύχη πολλῶν δεομένη σοφισμάτων* durch 'absonderliche Gedanken erweckend' wiedergegeben; denkt man über die Stelle schärfer nach, so sind die *σοφίσματα* wohl Scheingründe, wie man solche hat erklügeln müssen, um die Schicksalsschläge des Oidipus zu entschuldigen. In v. 768 wird durch Nichtbeachtung des scharf betonten *τοῦθ'* die Pointe

verwischt. Es handelt sich eben darum, aus Teiresias den Götterspruch herauszubekommen, was bei dem persönlich gleich darauf berührten Verhältnisse des Eteokles zum Seher seine Schwierigkeiten hat. Das absichtlich Doppeldeutige des *μὴ τὸ σὸν κωλυέτω* in v.990 muss mit demselben Doppelsinne übertragen werden.

65. Černý J., Řeč Lysiova proti Eratosthenovi (Des Lysias Rede gegen Eratosthenes. Eingeleitet, übersetzt und erklärt). Progr. des k. k. Staatsgymn. in Raudnitz 1894, 8°, 21 SS.

Die Übersetzung ist correct; das Streben nach wörtlicher Anlehnung — sogar bei Anakoluthien — hat an manchen Stellen zu geschraubter Satzbildung geführt, welche gegen das Schlichte und Klare des Lysianischen Stiles merklich absticht. S. 28 ist *ἀποδέχεσθαι* ein v. sentiendi, also anders zu geben. S. 34 heißt *θαυμάζω* so viel als: 'ich bin neugierig, möchte gern wissen'. In S. 51 kann *ὁπότεροι ταῦτὰ πράξουσι* durch freiere Übertragung dem Verständnisse näher gerückt werden, so dass die erklärende Anmerkung wegfällt. S. 76 zeigt eine (absichtliche?) Abweichung von dem zugrunde gelegten Texte Frohbergers; ein Aufschluss darüber wird vermisst. Zu S. 56 (*ἐλύπουν*), sowie zu anderen Stellen hätte Classens Commentar (in Jacobs Attika) angezogen werden sollen; derselbe vermittelt noch immer am trefflichsten das Verständnis unserer Rede. Der Übertragung ist eine Einleitung vorausgeschickt, deren Inhalt aus einer älteren Programmabhandlung (1885) wiederholt wird; der Verf. hätte die Angaben jetzt auf Grund neuerer Forschung bestimmter fassen können.

66. Konrád K., Magnus Ennodius Felix jako vychovatel (Magnus Ennodius Felix als Erzieher). Progr. des böhm. Staats-Obergymn. in Prag-Neustadt (Tischlergasse) 1894, 8°, 22 SS.

Die Abhandlung bietet im ersten Theile einen kurzen Lebensabriss des Bischofes, der zweite Theil behandelt den leitenden Einfluss, welchen Ennodius auf die Erziehung seiner Verwandten und Bekannten genommen hatte; daran reiht sich im dritten Theile eine Inhaltsangabe der Paraenesis didascalica mit Proben. Die Arbeit ist vorwiegend biographischer Natur und geht mehr auf Persönliches ein. Auf eine systematische Darstellung der pädagogischen Grundsätze des Ennodius, für welche dessen Nachlass ein reichliches, bisher nicht erschöpftes Material liefert, hat sich der Verf. nicht eingelassen. Und doch wäre dies ein dankeswerter Versuch gewesen, dankeswert schon in der Richtung, dass das harte, vom Verf. vorübergehend angefochtene Urtheil der Literaturgeschichte, Ennodius leide an Gehaltlosigkeit, auf das richtige Maß zurückgeführt werde.

67. Jezdinský Fr., Některé myšlénky o samočinnosti (Einige Gedanken über Selbstthätigkeit). Progr. des Staatsgymn. in Deutsch-Brod 1893, 8°, 15 SS.

Seit jeher gepriesen und gepredigt, aber auch seit jeher vernachlässigt wird der pädagogische Grundsatz, die Jugend sei zur Selbstthätigkeit anzuleiten. Diese alte Wahrheit nimmt der Verf. wieder auf, um sie unter Berücksichtigung neuerer Literatur neu zu besprechen und zu beleuchten. Alles nun, was im vorliegenden Programme bald salbungsvoll, bald schwärmerisch, bald im Stile strenger Winke und Weisungen vorgebracht wird über theoretische Schätzung des Princips, über seine methodische Gestaltung und Verwendung bei einzelnen Lehrfächern, all das möchte der Leser bereitwillig unterschreiben. Nur ist damit dem

Lehrer wenig gedient, da demselben die Bedeutung der Frage aus der Literatur genügend bekannt sein muss; die Betrachtungen des Verf.s hätten lebhafteres Interesse erweckt, wenn er von seiner theoretischen Höhe herabgestiegen wäre auf den realen Boden unserer gegenwärtigen Schuleinrichtungen, um zu prüfen, ob und wie sich seine idealen, mitunter auch ungereimten Forderungen (S. 10—11) in Einklang bringen lassen mit dem jetzigen Schulregimente und dem factischen Betriebe des Unterrichtes. Wenn der Verf. von manchen inneren Widersprüchen der Lehrverfassung absehend, nur den einzigen äußeren näher untersuchen wollte, wie er sich zwischen Arbeitspensum und Arbeitszeit bei Schüler und Lehrer herausstellt, er müsste seine Ausführungen beschränken und nüchterner fassen.

Prerau. Alois Fischer.

---

68. Mair Georg, Jenseits der Rhipäen. *A.* Die Fahrten des Pytheas in der Ostsee. Mit einer Karte. Ein Beitrag zur Geschichte des Bernsteinhandels. Progr. des Gymn. in Villach 1893, 8°, 20 SS.

69. *B.* Ultima Thule. Ein Beitrag zur Geschichte des Bernsteinhandels. Progr. des Gymn. in Villach 1894, 8°, 32 SS.

Die erste Fahrt des Massalioten Pytheas führte nach der Ansicht des Verf.s in sieben Tagen und Nächten von Marseille bis Gibraltar, von da bis zum Cap Roca in drei Tagen und Nächten (oder von Cadix bis zum Cap Finisterre in fünf Tagen und Nächten), dann fuhr Pytheas die Küste entlang nach Santander, von wo aus er in drei Tag- und Nachtfahrten die Insel Ouessant in der Bretagne und in einer weiteren Tag- und Nachtfahrt Cap Landsend in Cornwall erreichte. Während bis hieher die Angaben des Pytheas mathematisch genau wie aus einem Logbuche sind, sind seine Angaben über die Maße Britanniens arg übertrieben. Von Cap Landsend bis an die Nordspitze Englands brauchte er 20 Tage und zog daraus einen falschen Schluss auf die große Ausdehnung der Insel. Von der Nordspitze Englands gelangte er in sechs Tag- und Nachtfahrten nach Island, dem Thule der Alten, dann fuhr er, dem Polarkreise folgend, ostwärts und erreichte die norwegische Küste, kehrte nun nach Britannien zurück und ermittelte die Größe der Ost- und Südküste.

Letzteres geschah übrigens vielleicht erst auf der zweiten Entdeckungsfahrt, die er in die Ostsee nach dem Bernsteinlande unternahm. Nachdem er, abermals von Marseille ausfahrend, beim Cap Skagen angelangt war, nahm er die Richtung durch den Belt nach dem frischen und kurischen Haff (Abalus). Von Rügen aus machte er einen Abstecher nach Schweden (Baltia) und wahrscheinlich kam er auch im finnischen Meerbusen bis an die Newamündung, wo er den Tanais erreicht zu haben glaubte.

Bisher war man der Ansicht, dass Pytheas nur eine Fahrt jenseits der Säulen des Herakles unternommen habe, bei der er sowohl nach Thule und zum geronnenen Meere gelangte, als auch zur Heimat des Bernsteins. Die zweimalige Fahrt erschließt M. aus der Stelle bei Strabon 104, wonach Pytheas von Thule *ἐπανελθὼν* die vom Ocean bespülte Küste Europas von Cadix bis zur Tanais befahren habe, ferner daraus, dass in den Fragmenten des Pytheas einmal die Distanz von den Säulen bis Cap Roca und das anderemal von Cadix bis Cap Finisterre, also zweier sich kreuzender Routen, angegeben werde, endlich weil von Pytheas zwei Werke *περὶ τοῦ ὠκεανοῦ* und *γῆς περίοδος* angeführt werden. Die Vertreter der Ansicht, dass Pytheas nur eine Fahrt unter-

nommen habe, sucht der Verf. dadurch ad absurdum zu führen, dass er ihnen vorhält, sie müssten annehmen, der Massaliote habe auf der Heimfahrt von Island in Cadix Kehrt gemacht, sei dann die Küste entlang bis in den rigaischen oder gar finnischen Meerbusen gefahren und noch vor Anbruch der schlechten Jahreszeit nach Marseille zurückgekommen, da an ein Überwintern im Norden nicht zu denken sei. Der einzige Ausweg, dass Pytheas von Norwegen aus direct nach der Bernsteinküste gefahren sei und dann noch im selben Jahre nach Marseille die Küste entlang zurückkehrte, sei durch das aus Pytheas geschöpfte Zeugnis Strabons ausgeschlossen.

Es kommt also alles auf die Stelle bei Strabon an, die so wie G. M. nur derjenige auslegen wird, der die Reihenfolge *ἀπὸ Γαδείρων ἕως Τανάιδος* mit der Richtung der Fahrt identificiert und zwischen *ἐπανελθὼν ἐνθένδε* und *ἐπέλθοι* eine zeitliche Abfolge annimmt, wozu gar keine Nöthigung vorliegt, da die der Fahrtrichtung entgegengesetzte Reihenfolge bei der Nennung ihres Anfangs- und Endpunktes mit Rücksicht auf den geographischen Standpunkt der griechischen Schriftsteller ganz ebenso zulässig ist, daher also der Satz weiter nichts besagt, als dass Pytheas 1. von Thule wieder zurückgekehrt sei und 2. die ganze vom Ocean umflossene Küste Europas von Gades bis zum Tanais befahren habe. Die aus Pytheas' Werk überlieferten Zahlenangaben hält M. durchweg für zuverlässig mit Ausnahme der die Wirklichkeit bei weitem überschätzenden über den Umfang der britannischen Insel; dabei werden die Fahrten immer als Tag- und Nachtfahrten gerechnet und ausnahmslos für eine solche die Distanz von 1000 Stadien oder 25 Meilen angenommen. Ich glaube nicht, dass dieses Verfahren richtig ist, da es sich um Entdeckungsfahrten in unbekannten Meeren handelt; die Voraussetzung, von der M.s Darlegungen ausgehen, dass ein griechischer Entdecker, der zum erstenmale bis Island und an die ostpreußischen Haffs gelangt sein soll, durchweg mit einer Ausnahme richtige Distanzangaben geboten habe, findet in der Geschichte der Entdeckungen und in der thatsächlichen Fehlerhaftigkeit solcher Distanzangaben bei den Griechen von Herodot angefangen keine Bestätigung. In dem einen Falle, wo in Pytheas Angaben ein eclatanter Fehler vorliegt, ist denn auch dem Verf. Müllenhoffs Annahme sehr willkommen, wonach die Westküste von England darum auf 20.000 Stadien geschätzt wurde, weil Pytheas 20 Tage in dem buchtenreichen Meere zwischen Cap Landsend und der Nordspitze Englands zubrachte. Dagegen wird für die Fahrt in dem nicht minder buchten- und inselreichen Meere zwischen Cap Skagen und Rügen, wie für alle anderen Fahrten von M. die Maximalgeschwindigkeit zugrunde gelegt und von mathematischer Genauigkeit der angegebenen Maße gesprochen. Diese Voraussetzung ist freilich für des Verf.s Darlegungen nothwendig, da anders Pytheas auf seinen beiden Fahrten nicht wohl bis Island und Ostpreußen hätte kommen können; ich halte sie aber für irrig und bin eben darum auch der Ansicht, dass trotz allem was der Verf. gegen die „nergelnde Kritik“ einzuwenden hat, Pytheas doch nicht zu den Polarreisenden zu rechnen ist, und dass er auch den Gutones, nach M. den *Γύθωνες* des Ptolemaios, den Gudden, den Vorfahren der Preußen, keinen Besuch abgestattet hat.

Diese letztere Localisierung der von Pytheas besuchten Küste ist überdies abhängig von der Herstellung und Deutung des Wortlautes von Plin. n. h. XXXVII, §. 35. M. findet es „ungeheuerlich“, dass Pytheas gesagt haben soll, der Stamm der Guiones bewohne eine Meeresküste in der Ausdehnung von 150 Meilen. Er zieht daher die Lesungen anderer Handschriften vor, wonach das aestuarium, an dem die Guiones wohnen, 6000 Stadien vom Ocean entfernt sei. Das Ende des Oceans und somit der Ausgangspunkt dieser Distanzangaben sei Cap Skagen, mit aestuarium werde eine Haffbildung bezeichnet, und nun misst der Verf. eine Fahrt längs der Küste, die denn auch mathematisch genau zwischen

Skagen und Brüsterort am frischen und kurischen Haff 6000 Stadien ergibt.

Es handelt sich also wirklich in diesen Darlegungen M.s um »verworrene Classikerstellen«, denen man nach des Verf.s Schlusswort nicht stärkere Beweiskraft beimessen soll als »der klaren Sprache der Natur«. Indem sich M. für die ihm passenden Lesarten und Interpretationen entschieden hat und Müllenhoffs Deutung der Stelle bei Plinius verwirft, hat er aber eines übersehen. Nicht darum handelt es sich, ob in Wirklichkeit die Guiones die Küste in einer Ausdehnung von 150 Meilen bewohnt haben oder nicht, sondern darum, ob Pytheas dies gesagt haben kann. Ich zweifle, dass man letzteres wird in Abrede stellen können, da derselbe Pytheas über die Längenausdehnung der englischen Westküste nicht minder Ungeheuerliches behauptet hat, wie der Verf. selbst zugibt. Es ist bei diesem »mathematisch und nautisch so hochgebildeten Manne« ferner wenig wahrscheinlich, dass er eine so unsachgemäße Distanzangabe geliefert haben sollte, wie die: das aestuarium, an dem die Guiones wohnen, sei vom Ocean 6000 Stadien entfernt. Der Ocean ist zum Ausgangspunkte einer Berechnung bei fortgesetzter Seefahrt doch recht wenig geeignet.

Mir scheint also nicht, dass des Verf.s Darlegungen, auf deren Einzelheiten ich hier nicht eingehen kann, auf gesicherter Grundlage ruhen; solche besitzen wir für die genaue Feststellung jener Entdeckungsfahrt überhaupt nicht. »Bedenken und Schwierigkeiten fehlten überhaupt an keinem Punkte der Untersuchung und jeder mag sie noch einmal der Reihe nach an sich vorübergehen lassen«, so lautet das Endergebnis der Darlegungen Müllenhoffs; der Verf. dieser Programmaufsätze wusste eine gleiche Entsagung und Selbstkritik nicht zu üben.

Graz. Adolf Bauer.

---

70. Bielohlawek A., Ursachen und Verlauf der Kriegsereignisse in Böhmen im Jahre 1434. Progr. des Obergymn. der Benedictiner in Braunau (Böhmen) 1894. 8°, 41 SS.

Der Verf. erörtert zunächst in einer zwar kurzen, aber durchaus zutreffenden Einleitung die Lage der Kirche dem Husitenthum gegenüber, die Gründe des Einlenkens und dessen Wirkung auf die husitischen Parteien. In zwei Capiteln handelt der Verf. sodann über die Beziehungen des Concils von Basel zu den Parteien in Böhmen, von denen der Adel mehr oder minder energisch für die Herstellung des Friedens eintrat, wogegen Taboriten und Waisen entschlossen waren, das Friedenswerk um jeden Preis zu hindern, dann über den Krieg im Jahre 1434 selbst. Beide Capitel sind auf Grundlage des einschlägigen Quellenmaterials, von dem leider einzelnes in veralteten Ausgaben benützt wurde, einfach und durchaus sachlich gehalten dargestellt. Inwieweit die Nichtbenützung von Tanners Historien dem Aufsatze geschadet hat, vermag ich nicht zu sagen, da mir die Historien im Augenblick nicht zur Hand sind.

71. Fischer G., Zur Geschichte des Schwedeneinfalls in Vorarlberg im Jahre 1647. Progr. des k. k. Real- und Obergymn. in Feldkirch 1894, 8°, 41 SS.

Diese kritisch und dabei recht übersichtlich und anschaulich gehaltene Studie erörtert auf Grundlage der Archivalien des k. k. Statthaltereiarchivs in Innsbruck, dann des Bregenzer Stadtarchivs usw. die Gefahren, denen Vorarlberg seit dem Frühjahr 1632 durch die Schweden ausgesetzt war, den militärischen Zustand des Landes und die Vertheidigungsmittel, die diesem in den nächsten Jahren zu Gebote standen,

und geht dann auf die Hauptsache, den Einfall der Schweden 1647 ein. Ausführlich werden die Kämpfe an der Bregenzer Clause, die Einnahme der Stadt und was damit zusammenhängt behandelt, namentlich auch der Zug der Schweden ins Oberland, endlich der Druck, den sie allerorten ausübten.

72. Miklau J., Franz II. Rákóczy. Ein Lebens- und Charakterbild. Progr. des k. k. I. deutschen Gymn. in Brünn 1894, 8°, 48 SS.

Schildert 1. Rákóczys Jugend (1676—1703), 2. Rákóczy als Führer des Aufstandes (1703—1711) und 3. In der Verbannung (1711—1735). Benützt ist nur die deutsche, einschlägige Literatur. Koloman Thaly, der erste Kenner dieser Zeit, scheint für den Verf. nicht zu existieren.

73. Milan A., Österreichs Stellung zur polnischen Insurrection und dritten Theilung Polens. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule im III. Bezirke in Wien 1894, 8°, 49 SS.

Der Verf. gibt auf Grund der älteren Arbeiten v. Sybels, Häussers, Vivenots, Hüffers, dann der späteren Publicationen Sorels und namentlich der verdienstlichen Publication Zeißbergs, die dieser ja auch selbst schon mehrfach darstellend verwertet hat, ein ansprechendes Bild jener Verhandlungen, »die von Russland und Preußen in den Jahren 1794 und 1795 in Angelegenheit der Insurrection und dritten Theilung Polens geführt worden sind«. Je mehr man, wie der Verf. mit Recht und Nachdruck hervorhebt, seit H. v. Sybel »die gegenseitige Bedingtheit der militärischen Operationen im Westen und der Vorgänge im Osten« erkennt, umso dankbarer wird man die vorliegende Arbeit begrüßen, die diesen Gegenstand auf Grund genauer Kenntnis des einschlägigen Actenmaterials in einer lichtvollen Weise zur Darstellung bringt. Man wird auch seine Würdigung Thuguts, die sich von dem absprechenden Urtheile eines Häusser und Sybel ebenso fernhält, wie von dem panegyrischen Tone, mit dem österreichische Historiker — mehr patriotisch als wissenschaftlich — seine Vertheidigung übernahmen, für durchaus zutreffend halten: »Thugut war kein Staatsmann von hohen sittlichen Grundsätzen«, »aber durch ihn kam in die matte, bisher von Cobenzl geleitete Politik ein Zug der Kraft und Leidenschaft«. »In seinen Handlungen leiteten ihn neben dem bis zur Verblendung gesteigerten Hass gegen Preußen der Eifer, für die großen Opfer Österreichs im Kriege gegen Frankreich eine angemessene Entschädigung wo immer, sei es in Polen, in der Türkei, auf Kosten Bayerns, Venedigs usw. zu finden.« »Aber«, wird mit Recht hinzugefügt, »dieser widerwärtige Zug der Beutegier beherrschte damals alle Cabinette.« Auch in der Gliederung des Stoffes und der Art der Durchführung der Arbeit sind wir mit dem Verf. durchaus einverstanden.

74. Hamberger J., Die französische Invasion im Jahre 1809. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Klagenfurt 1894, 8°, 47 SS.

Der Verf. schildert in dem vorliegenden dankenswerten Aufsatze auf Grund des schon früher genannten Quellenmaterials, von dem im Anhange einiges mitgetheilt wird, die Lage Kärntens während der Anwesenheit der Feinde, und zwar: die Ankunft Ruscas in Klagenfurt, das Gefecht bei Klagenfurt am 6. Juni 1809, die Forderungen für die Spitäler, die täglichen Fassungen und feindlichen Plackereien, die Stimmung der Bevölkerung, den Fall Pseiner, die Thätigkeit des Intendanten Bremond, seine Verwaltung, Erlässe und Verfügungen, die Continentalsperre in Kärnten und Bremonds Bemühungen, die finanziellen Kräfte Kärntens für Napoleon auszubeuten. Die Arbeit ist eine Fortsetzung der Programmaufsätze von 1889 und 1892.

75. Prybila P., Antheil (sic) Salzburgs an der Volkserhebung im Jahre 1809. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Salzburg 1894, 8°, 50 SS.

Erzählt auf Grund der Arbeiten Schallhammers, Maretich von Riv-Alpons (dem das einschlägige Urkundenmaterial des k. k. Kriegsarchivs zu Gebote stand) und sonstiger hieher gehöriger, gedruckter und ungedruckter Schriften den von der modernen Geschichtschreibung über Gebür vernachlässigten Antheil der Salzburger an der Erhebung im Jahre 1809. Die Thätigkeit Anton Wallners ist mit Recht in den Vordergrund gerückt.

76. Tarneller J., Die Hofnamen des Burggrafenamtes in Tirol. (Fortsetzung.) Progr. des k. k. Obergymn. in Meran 1894, 8°, 54 SS.

Der vorliegende Theil dieser sehr verdienstlichen Arbeit (eines der Hauptverdienste liegt in dem schönen Commentar zu den einzelnen Namen), die durchaus auf verlässlichen Quellen fußt, umfasst Obermais, Untermais, Burgstall, Gargázon, Marling und Lánen.

77. Schmelzer A., Die Massenburg bei Leoben. Beiträge zur Geschichte der Burg und Herrschaft auf dem Massenberge mit Rücksicht auf die Beziehungen derselben zur Stadt Leoben. Progr. des Landes-Obergymn. in Leoben 1894, 8°, 96 SS.

Der Verf. dieser mit anerkennenswertem Fleiße, aber mit zu wenig Sichtung und Scheidung des Unwesentlichen vom Wichtigen verfassten Arbeit gibt vorläufig im ersten Theile die Geschichte der Massenburg bei Leoben bis 1608, und zwar *a*) die Vorzeit bis zur Begründung der fränkischen Ostmark durch Kaiser Karl den Großen (circa 799, [da »uns kein urkundlicher Bericht, keine namentliche Andeutung über die Existenz der Massenburg und Leobens vor dem 9. Jahrhundert aufklärt«, so wäre dieses ganze Capitel besser weggeblieben; es ist ja doch im höchsten Grade problematisch, was S. 6 f. gesagt wird], *b*) bis zur Besitzergreifung der Massenburg durch Veit Zollner 1517 und *c*) die Zollner bis zum Tode Peter Zollners von Massenburg (1608). Im Anhange befindet sich das Testament des Peter Zollner nebst einigen dazugehörigen Stücken und eine Reihe von Stammtafeln. Auch der zweite und dritte Abschnitt hätte starke Kürzungen vertragen.

Graz. J. Loserth.

---

78. Kiebel A., Mathematische Aufgaben, hauptsächlich aus der Heimatskunde. Progr. der gr.-or. Oberrealschule in Czernowitz 1895, 8°, 42 SS.

Mit Recht betont der Verf., dass mathematische Aufgaben den Unterricht nur dann fördern, wenn sie — den Vorkenntnissen der Schüler angepasst — deren Interesse erregen. In den vorliegenden Übungsaufgaben wurden vorzugsweise die Ergebnisse der Statistik, namentlich der Bukowina verwertet. Ebenso wurden in einigen Aufgaben historische Daten, die auf das genannte Kronland bezugnehmen, gebracht. Es dürfte kaum bezweifelt werden, dass die Aufgaben, welche für die vier unteren Classen der Mittelschule bestimmt sind, auch dazu beitragen werden, dem Unterrichte in den anderen Gegenständen förderlich zu sein; diesem Zwecke werden auch die zahlreichen beigegebenen Fußnoten dienen. Die Arbeit muss als eine sehr sorgfältige und fleißige bezeichnet werden, durch welche didaktischen Zielen Vorschub geleistet wird.

79. Wiskoczil Eduard, Theorie der einander doppelt berührenden Kegelschnitte vom Standpunkte der darstellenden Geometrie. Progr. der Landes-Oberrealschule in Iglau 1894, 8°, 14 SS. u. 1 Figurentafel.

Der vorliegende lesenswerte Aufsatz steht mit einem früheren desselben Verf.s über die directe Construction der sechs Kegelschnitte, die mit zwei gegebenen Kegelschnitten in doppelter Berührung stehen und eine Gerade berühren, einigermaßen im Zusammenhange. Gestützt werden die in der Abhandlung durchgeführten Untersuchungen auf das Theorem, dass, wenn zwei Curven zweiter Ordnung sich in zwei Punkten berühren, eine von den beiden als ein Hauptschnitt einer Fläche zweiter Ordnung und die andere als die orthogonale Projection eines ebenen Schnittes dieser Fläche auf die Ebene des Hauptschnittes betrachtet werden kann. In dem Aufsatze werden vier Theoreme über die doppelte Berührung eines Kegelschnittes mit zwei anderen aufgestellt und aus denselben die entsprechenden Folgerungen gezogen; in einem Anhange werden einige Aufgaben zusammengestellt, die mit Benützung der vorgeführten Sätze gelöst werden können.

In einer zweiten Abhandlung, welche diesem Programme beigegeben ist, finden wir wichtige Bemerkungen „Zur Didaktik und Methodik der Algebra in der 4. Realschulclasse“ von Prof. Josef Maendl. Sie betreffen vorzugsweise die Methode beim Übergange von jenem Theile des mathematischen Unterrichtes, in welchem man der Induction und der Veranschaulichung Recht lässt, zu jenem, in welchem die Gesetze der einzelnen vorzunehmenden Operationen auf vollkommen begrifflichem Wege ausgeführt werden. Der Verf. glaubt mit Recht in der genannten Übergangsperiode theilweise auf wissenschaftliche Strenge verzichten zu sollen und glaubt weiters, dass Einschränkung der Theorie, besondere Betonung der Übung, Vermeidung von Definitionen von Begriffen, mit denen der Schüler schon lange arbeitet, also nicht Aufführung eines Neubaues, sondern Ausbau bereits vorhandener Kenntnisse, Betonung des praktischen Zweckes der einzelnen Operationen, Heranziehung der Veranschaulichung am besten zum Ziele führe. Die diesem Systeme entsprechenden Lehrproben beziehen sich auf die vier Grundoperationen, auf die Lehre von der Theilbarkeit der Zahlen, von den gemeinen und Decimalbrüchen, auf die Lehre von den Verhältnissen und Proportionen. Wir stimmen den Ausführungen des Verf.s vollinhaltlich bei und würden wünschen, dass auch im mathematischen Unterrichte des Gymnasiums bald die vollste Überzeugung platzgreife, dass im Obergymnasium auf den Errungenschaften im Untergymnasium aufgebaut und dass insbesondere im algebraischen Unterrichte insoferne mit der geringen und deshalb kostspieligen Unterrichtszeit gekargt werde, dass nicht, wie es z. B. in der Lehre von den Grundoperationen, den Gleichungen usw. der Fall ist, eine zweifache, bezüglich der Gesichtspunkte und der anzustrebenden Ziele wenig verschiedene Behandlungsweise gepflegt werde.

80. Fegerl Johann, Ableitung der Schwingungsdauer des mathematischen Pendels. Progr. der Landes-Oberrealschule in Mährisch-Ostrau 1894, 8°, 9 SS.

Die schwingende Bewegung eines Pendels wird in der vorliegenden Programmarbeit im Zusammenhange mit der allgemeinen oscillatorischen Bewegung studiert und in einfacher Weise die Formel für die Schwingungsdauer eines Pendels unter der Voraussetzung äußerster Kleinheit der Amplitude ausgeführt. Der Fall der Berücksichtigung der Amplitude, wenn diese größer wird, ist im zweiten Theile erledigt: die betreffende Formel von Huygens wird in elementarer Weise abgeleitet, wobei auf die Summierung von trigonometrischen Reihen eingegangen wird, die

auch im mathematischen Unterrichte als nützliche Übung Verwendung finden können. In der Schlussformel soll π statt δ stehen. Seitdem zuerst Gernerth in einem Programme des k. k. akd. Gymnasiums in Wien sich mit der elementaren Ableitung der Schwingungsdauer eines mathematischen Pendels unter der Voraussetzung nicht zu vernachlässigender Amplituden beschäftigt hat, ist man diesem Probleme mehrfach — allerdings nicht in sehr verschiedener Weise — nähergetreten und hat die vorzunehmenden Integrationen auf elementarem Wege durchzuführen gesucht.

81. Arche, Dr. Otto, Über neue Gasschulöfen. Progr. der deutschen Staats-Oberrealschule in Triest 1894, 8°, 50 SS.

Die vorliegende Untersuchung bezieht sich auf das Studium der Construction und der Eigenschaften der Gasschulöfen, welche von den in Westfalen gelegenen Warsteiner Gruben- und Hüttenwerken verfertigt werden. Nach Angabe der Construction dieser Öfen, welche in einer beigegebenen Figurentafel bildlich dargestellt werden, wird ausführlich über den Gasverbrauch derselben gesprochen und — um einen Vergleich der Holzheizung mit der Gasheizung zu gewinnen — eine Vergleichstabelle auf Grund guter Messungen ausgeführt. Den Einfluss der Besetzung des Zimmers auf die Temperatur hat der Verf. beobachtet und ist auf den Wirkungswert der verschiedenen Heizungen eingegangen, wobei der Begriff des »Stundenganges« eingeführt wird. Von praktischem Interesse ist die S. 28 angegebene Tabelle, welche eine vergleichende Zusammenstellung der Holz- und Gasbeheizung (nicht »Gasbeleuchtung«, wie es in dem Aufsatze heißt) enthält. Aus dieser Betrachtung geht hervor, dass die Warsteiner Gasöfen den Thonöfen mit Holzfeuerung weit überlegen sind und dass die Gasöfen eine Leistungsfähigkeit besitzen, welche mit Holz niemals zu erreichen ist. Die Angabe des Holz- und Gasverbrauches mit gleichzeitiger Berücksichtigung der Zusammensetzung der Luft liefert ebenfalls für die Gasheizung günstige Resultate, so dass der Verf. der vorliegenden Abhandlung zu dem Ergebnisse gelangt, dass es sowohl vom pecuniären als auch vom hygienischen Standpunkte sehr empfehlenswert wäre, die Holzheizung durch die billigere und gleichzeitig eine ausgiebige Ventilation und Circulation ermöglichende Gasfeuerung zu ersetzen. Auf Grund von Angaben der Uhlandschule in Frankfurt a. M., in welcher die Gasheizung angewendet wird, und auf Grund eigener Messung in der Triestiner Staats-Oberrealschule wird ausgerechnet, dass in der letztgenannten Schule für den Cubikmeter geheizten Luftraumes ein jährlicher Consum von 1·5 m^3 Gas beansprucht wird.

Auch die Schulbehörden seien im Interesse einer rationellen, gesunden und relativ billigen Beheizung unserer Schulräume auf diese technisch interessante, sehr fleißige Arbeit aufmerksam gemacht.

82. Prohaska Karl, Bemerkungen über Gewitter und deren Classification. Progr. des k. k. I. Staats-Gymn. in Graz 1894, 8°, 24 SS.

Nach dem Vorbilde der systematischen Beobachtung der Gewitter durch v. Bezold (1879) und entsprechend dem von Assmann in Mitteldeutschland geschaffenen Gewitterbeobachtungsnetzes hat der Verf. der vorliegenden Abhandlung im Gebiete der Ostalpen zu Anfang des Jahres 1885 ein Beobachtungsnetz organisiert, welches im Jahre 1893 gegen 400 Stationen umfasste, von denen 50 eine Meereshöhe über 1000 m haben. Das gesammelte statistische Material hat der Verf. in den »Mittheilungen des naturwissenschaftlichen Vereines für Steiermark« niedergelegt. In der vorliegenden, anziehend geschriebenen

Schrift stellt der Verf. einige allgemeine, theils aus directen eigenen Beobachtungen, theils aus den Meldungen der Gewitter-Berichterstatter fließenden Ergebnissen zusammen, um einigermaßen zur Gewitterforschung beizutragen. Die mitgetheilten Bemerkungen beziehen sich auf die Entwicklung und den Bau der Gewitterwolke, auf die Höhe derselben, auf die Zugrichtung der Gewitter, auf die Classification derselben und auf die Ursachen der Gewitterbildung.

Aus dem reichen Beobachtungsmaterial, das dem Verf. vorlag zieht er unter anderem den interessanten Schluss, dass entgegen einer sehr verbreiteten Ansicht die Zugrichtung von der Lage der Berge und von der Richtung der Thalspalten unabhängig ist und dass die Fortpflanzungsrichtung der Gewitter mit dem Verlaufe der Isobaren übereinstimmt, was besonders deutlich hervortritt, wenn Gewitter von sehr kleiner Ausdehnung längere Strecken zurücklegen. Bei der Eintheilung der Gewitter geht der Verf. von allen jenen an der Erdoberfläche und in der Lufthülle bestehenden Verhältnissen und Zuständen aus, die eine verticale Luftcirculation einzuleiten oder zu unterhalten vermögen und ist dadurch in den Stand gesetzt, die Mohn'sche Eintheilung der Gewitter in Wärme- und Wirbelgewitter schärfer abzugrenzen. Die Arbeit, welche auf die Literatur des behandelten Gegenstandes in mehrfacher Weise Rücksicht nimmt, ist sehr lesenswert.

83. Schilling, Dr. G., Die Astronomie und mathematische Geographie an Realschulen. — Der osmotische Druck. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Olmütz 1894, 8°, 21 u. 20 SS.

Nach dem für die österreichischen Realschulen geltenden Normallehrplane soll der Unterricht in der astronomischen Geographie an die Geographie in der ersten und an die Physik in der siebenten Classe angeschlossen werden. Der Verf. zeigt nun in lichtvoller Weise, dass eine ausführlichere Behandlung des Gegenstandes in der ersten Classe unthunlich ist, weil derselbe so viele Begriffe erfordert, die in dieser Altersstufe noch nicht ins klare Licht gestellt werden können. „Für die erste Classe kann man", so sagt der Verf., „nicht mehr fordern, als in dem Lehrplane thatsächlich vorgeschrieben ist" und dieses Vorgeschriebene hält er für zu wenig. Auch Ref. ist der Ansicht, dass in der ersten Classe höchstens die scheinbare Bewegung der Himmelskörper und vieles von dieser nur mit großer Mühe gelehrt werden kann, dass aber andererseits der Unterrealschüler, der doch sehr oft nach der vierten Classe sich einem praktischen Berufe zuwendet, einigermaßen mit den wirklichen Bewegungsverhältnissen im Kosmos vertraut gemacht sein muss. Von einem Anknüpfen an das im Unterrichte der astronomischen Geographie in der ersten Realschulclasse Gehörte in der obersten Classe kann keine Rede sein, da zwischen den beiden Behandlungen der astronomischen Geographie ein allzu langer Zeitabschnitt liegt.

Der Verf. hält es im Einklange mit den Anschauungen des Ref. für geboten, einen vorbereitenden, ziemlich umfassenden Unterricht in der Astronomie und mathematischen Geographie anschließend an den Physikunterricht in der vierten Classe einzuschalten; dass dann der letztgenannte Unterricht einige Änderungen und Reductionen erfahren muss, ist selbstverständlich. Wie diese erreicht werden können, gibt der Verf. an; unter anderem ist er für eine Verlegung der Akustik von der vierten in die dritte Classe, dafür sollen die Betrachtungen über die allgemeinen Eigenschaften der Körper wesentlich gekürzt werden. Wie die Zeit dann für den propädeutischen Unterricht in der astronomischen Geographie ausgenützt werden könne, zeigt der Verf. im Folgenden in ausführlicher Weise und gibt auch die Wege an, wie die Schüler angeleitet werden können, eigene Beobachtungen anzustellen. Dieser Unterricht in der Astronomie und mathematischen Geographie soll gleich am

Anfange des ersten Semesters der vierten Classe beginnen und neben dem Unterrichte in der Mechanik einhergehen, also ungefähr so, wie es durch den hohen Ministerialerlass vom 24. Mai 1892 für die Gymnasien normiert wurde. Im Weiteren spricht der Verf. — um das einmal Gelernte stetig zur Wiederholung zu bringen — die Forderung aus, dass in der Mathematik in den oberen Classen mehr, als es bislang geschehen ist, Aufgaben naturwissenschaftlichen Inhaltes, im besonderen Aufgaben über Fragen der Astronomie und mathematischen Geographie gepflegt werden sollen. Für den Unterricht in diesen Gegenständen wurde vom Verf. für die Oberrealschulen lieber etwas »mehr Astrophysik als zu viel mathematische Astronomie« empfohlen.

Die Abhandlung zeigt, dass der Verf. die vorgelegte didaktische Frage reiflich und mit Sachkenntnis discutierte und dass die gestellten Forderungen solche sind, denen sich gewiss die Lehrer der Physik an den Realschulen gerne unterziehen würden, wenn ein neuer von der hohen Unterrichtsverwaltung festgesetzter Lehrplan in dem angedeuteten Sinne entschieden. Ref. befindet sich mit den Ausführungen des Verf.s in vollkommenster Übereinstimmung.

In der zweiten Abhandlung werden die Grunderscheinungen des osmotischen Druckes angegeben, die von van't Hoff aufgedeckten Analogien zwischen sehr verdünnten Lösungen und Gasen kurz besprochen und auf das Problem, die Gesetze des osmotischen Druckes für Lösungen von beliebiger Concentration zu suchen, vorbereitet. Auf die Schwierigkeiten der experimentellen Erforschung der bezüglichen Gesetze wird aufmerksam gemacht und dargethan, dass eine Aufdeckung dieser Gesetze insoferne möglich sein wird, als der osmotische Druck mit verschiedenen Eigenschaften der Lösungen verknüpft ist, deren Gesetze eine experimentelle Verfolgung zulassen.

Auf den Grundlagen der Thermodynamik sich bewegend, zeigt nun der Verf., wie mittelst der Theorie des osmotischen Druckes einige für die Lösungen giltige Beziehungen abgeleitet werden können; dann wird versucht, die Zustandsgleichung für Lösungen aufzustellen, die eine beliebige Concentration besitzen. Der Verf. kommt in dieser an eigenen Entwicklungen und Gedanken reichen Arbeit zu dem bemerkenswerten Ergebnisse, dass der Zusammenhang zwischen dem osmotischen Drucke und dem Volumen in befriedigender Weise durch eine Formel dargestellt wird, welche der van der Waals'schen für die Gase aufgestellten analog ist. Die erhaltene Zustandsgleichung wird zur Ableitung einer Beziehung zwischen Verdünnungswärme und Concentration verwendet. Wir wünschen auch dieser Arbeit viele Leser.

84. Höpflingen-Bergendorf, Dr. Heinrich Ritter von, Entwurf eines Normalverzeichnisses der physikalischen Sammlung einer Mittelschule. Progr. der Staats-Oberrealschule im XV. Bezirke in Wien 1894, 8°, 32 SS.

Jeder Physiker wird gewiss dem Verf. gerne zugeben, dass das physikalische Normalverzeichnis oder das Normalverzeichnis der physikalischen Sammlung einer Mittelschule vom Jahre 1874 in Anbetracht der neuen Fortschritte auf dem Gebiete der physikalischen Technik, an welchen — und dies sei mit Stolz gesagt — auch unsere österreichischen Lehrer einen nicht unwesentlichen Antheil haben, im Laufe der 20 Jahre sehr reformbedürftig geworden ist. Der Verf. der vorliegenden Programmarbeit hat in derselben einen Entwurf eines solchen Normalverzeichnisses vollendet und dem alten Normalverzeichnisse parallel gestellt. Die dem Verf. bei diesem Entwurfe vorschwebenden didaktischen Principien, dass dem Experimente im physikalischen Unterrichte der Mittelschule die größte Bedeutung beizumessen ist, dass man mit Experimenten nicht

kargen soll, dass dasselbe von allen Schülern in seinem ganzen Verlaufe verfolgt und verstanden werden kann, dass es einfach und ungekünstelt auch den Ordnungssinn der Schüler zu wecken imstande ist, sind wohl heute von allen Lehrern der Physik als zu Recht geltend angenommen worden. Dass der Verf. auch den Kostenpunkt der einzelnen Instrumente und Utensilien einbezogen hat, wird nur jedermann billigen können.

Im einzelnen möchte Ref. nur Folgendes bemerken: Die Aufnahme des Mach'schen Pendels zur Demonstration der Abhängigkeit der Schwingungsdauer von der Beschleunigung der Schwere in den neuen Entwurf ist wärmstens zu befürworten, dagegen könnte der Fessel'sche Rotationsapparat ausgeschieden werden, da das Wesentlichste der Präcessionsbewegung doch mit dem Schmidt'schen Kreisel gezeigt werden kann. Die Eliminierung des einfachen Kathetometers aus dem Normalverzeichnisse würde Ref. nicht gerne sehen, da dem Lehrer denn doch auch Gelegenheit geboten werden soll, eigene Arbeiten und Messungen in seinem Cabinette auszuführen. Zu befürworten wäre auch die Aufnahme des sehr instructiven Capillararäometers von Prof. Lang. Der Mariotte'sche Apparat von Prof. Mach leistet im Unterrichte die besten Dienste und kommt billiger zu stehen als der von Feilitzsch. Die Anschaffung von mehr als einem Resonator wäre zu empfehlen. Dass in dem Entwurfe auch ein Apparat zur Bestimmung des mechanischen Äquivalentes der Wärme aufgenommen wurde, kann nur gebilligt werden. In der Lehre vom Lichte sind ziemlich viele neue Apparate angegeben worden, deren Anschaffung im Interesse des physikalischen Unterrichtes als wünschenswert bezeichnet werden muss. Besonders anerkennend hervorzuheben ist der Umstand, dass der Verf. dieses Aufsatzes der objectiven Darstellung der einzelnen Versuche indirect in seinem Entwurfe das Wort spricht; zu betonen wäre in dieser Beziehung, dass unsere Anstalten auch mit elektrischem Lichte bedacht werden mögen, damit man bei den verschiedensten Versuchen von der leider so oft launigen Sonne ganz unabhängig werde, und damit die einzelnen physikalischen Disciplinen nicht an eine bestimmte Jahreszeit gebunden erscheinen. In dem Theile über Elektricität und Magnetismus wären bei Veranstaltung eines neuen Entwurfes besonders jene einfachen Apparate zu berücksichtigen, welche Kolbe, Professor an der Annenschule in Petersburg, in seinen ausgezeichneten Vorlesungen über statische und dynamische Elektricität angibt. In dieser Beziehung dürften auch die Neubearbeitung des Lehrbuches der Physik von Müller durch Prof. Pfaundler und die neueste Bearbeitung der Frick'schen physikalischen Technik von Prof. Lehmann, sehr gehaltvolle Bücher, welche bei der definitiven Feststellung eines physikalischen Normalverzeichnisses unbedingt herangezogen werden müssen, ganz vortreffliche Dienste leisten.

Dem vom Verf. aufgestellten Entwurfe des Normalverzeichnisses sind einige Bemerkungen beigegeben, welche den Eindruck eines Motivenberichtes machen.

Um die Hertz'schen Schwingungen darzuthun, beziehungsweise zu zeigen, dass es elektrische Wellen gibt und dass dieselben die Gesetze anderer Wellenbewegungen befolgen, würde es angemessen sein, die von dem englischen Physiker Lodge in einer kürzlich erschienenen Schrift über die Arbeiten von Hertz angegebenen, höchst einfachen Apparate zu benützen; die Hertz'schen Schwingungen könnten kaum einfacher dargestellt werden als mittelst des von Lodge construierten „Coherers".

Die vorliegende Abhandlung ist unter allen Umständen der Beachtung der Lehrer der Physik wert, wenn auch das angegebene Normalverzeichnis noch weit davon entfernt ist, allen Wünschen derselben gerecht zu werden. Immerhin wird, wenn die Frage der definitiven Aufstellung eines Normalverzeichnisses seitens der hohen Unterrichtsbehörde gelöst werden sollte, bei den betreffenden Arbeiten auch die

vorliegende Abhandlung als ein sehr schätzenswertes Substrat betrachtet werden können.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

---

85. Schmit Karl, 1. Geschichte des n.-ö. Landes-Realgymnasiums in Waidhofen an der Thaya in den ersten 25 Jahren seines Bestandes (1870—1894). I. Theil. — 2. Verzeichnis aller an dem n.-ö. Landes-Realgymnasium in Waidhofen an der Thaya in den Schuljahren 1870—1894 eingeschriebenen Schüler mit Angabe ihres gegenwärtigen Berufes (Beschäftigung) und Aufenthaltsortes. Ein Gedenkblatt zu dem 25jährigen Bestande der Anstalt. Progr. der genannten Anstalt 1894. 8°, 69 SS.

Die Abschnitte des ersten Theiles der fleißigen Arbeit sind: Gründung der Anstalt, Chronik, Schulaufsicht (Unterrichtsminister, Statthalter, Landmarschälle, Referenten, Landesschulinspectoren, Besuche und Inspectionen), Lehrkräfte der Anstalt nebst den Programmabhandlungen, Gehalts- und Rechtsverhältnisse der Lehrpersonen mit Einschluss der Witwen und Waisen. Den zweiten Theil, das alphabetische Verzeichnis sämmtlicher 808 Schüler, welche an der Anstalt eingeschrieben waren, schließt eine statistische Zusammenstellung der gegenwärtigen Lebensstellungen (Berufe, Beschäftigungen) derselben. — Dass solche übersichtliche und gruppierende Zusammenfassungen der Vergangenheit, die einerseits verdienstlich für Gegenwart und Zukunft sind, andererseits recht viel Mühe verursachen, Anerkennung verdienen, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden.

Wien. J. Rappold.

Lehrbücher und Lehrmittel.

(Fortsetzung vom Jahrgang 1896, Heft 2, S. 180.)

Deutsch.

Herodot. Auswahl für den Schulgebrauch. Herausgegeben von August Scheindler. I. Theil: Text. Wien u. Prag, F. Tempsky 1895. Pr. geh. 70 kr., geb. 90 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 28. Jan. 1896, Z. 1661).

Loserth, Dr. J., Leitfaden der allgemeinen Geschichte für die unteren und mittleren Classen der Gymnasien, Realschulen und verwandten Lehranstalten. II. Theil: Das Mittelalter. III. Theil: Die Neuzeit. 3. verb. Aufl. Wien, J. Klinkhardt 1895. Pr. jedes Theiles geh. 60 kr., geb. 70 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 6. Febr. 1896, Z. 2487).

Mayer, Dr. Franz Martin, Lehrbuch der Geschichte für die unteren Classen der Mittelschulen. III. Theil: Die Neuzeit. Mit 53 Abbildungen und einer Karte der geschichtlichen Entwicklung der österreichisch-ungarischen Monarchie. 2. verb. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky 1896. Pr. geh. 70 kr., geb. 95 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 12. Febr. 1896, Z. 3019).

Mayer, Dr. Franz Martin, Lehrbuch der Geschichte für die unteren Classen der Mittelschulen. I. Theil: Das Alterthum. 3. verb. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky 1896. Pr. geh. 70 kr., geb. 95 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 14. Febr. 1896, Z. 3271).

Lindenthal Ernest, Rechenlehre für die zwei untersten Classen der Realschulen und rangsgleicher Anstalten. Wien, A. Hölder 1896. Pr. geh. 70 kr., geb. 90 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 9. Febr. 1896, Z. 513).

Putzger F. W., Historischer Schulatlas zur alten, mittleren und neuen Geschichte in 52 Haupt- und 61 Nebenkarten. 18. wesentl. unv. Aufl. Wien, Pichlers Witwe u. Sohn 1896. Pr. geh. 2 K 60 h, geb. 3 K (Min.-Erl. v. 9. Febr. 1896, Z. 1740).

Fetter Johann, Lehrgang der französischen Sprache. III. Theil. 3. umg. Aufl. Wien, Bermann u. Altmann 1896. Pr. geh. 62 kr., geb. 82 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. und unter der Bedingung des Min.-Erl. v. 13. Juni 1889, Z. 10.600 zugelassen (Min.-Erl. v. 26. Febr. 1896, Z. 4243).

Hočevar, Dr. Franz, Lehrbuch der Geometrie für Obergymnasien. 3. durchges. Aufl. Prag, Wien, Leipzig, F. Tempsky 1896. Pr. geh. 85 kr., geb. 1 fl. 10 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 27. Febr. 1896, Z. 4038).

Mayer, Dr. Franz Martin, Lehrbuch der Geschichte für die unteren Classen der Mittelschulen. II. Theil: Mittelalter. 2. verb. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky 1895. Pr. geh. 50 kr., geb. 75 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 20. Sept. 1895, Z. 1070).

Wandkarte der Planigloben. Wien, Ed. Hölzel. Pr. aufgesp. auf Leinwand in Mappe 4 fl. 50 kr.

Geographischer Jahresbericht über die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder. Mit Unterstützung des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht herausgegeben von sämmtlichen Hochschulprofessoren der Geographie in Österreich. Zu beziehen von der Verlagsbuchhandlung Eduard Hölzel in Wien um den Ladenpreis von 2 fl. Die Lehrkörper der Gymnasien und Realschulen werden auf das Erscheinen dieses Jahresberichtes aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 28. Febr. 1896, Z. 901).

Sammlung griechischer und römischer Classiker mit Erläuterungen für die Privatlectüre. I. Band. Titi Livii ab urbe condita liber XXVI. Herausgegeben von A. Stitz. Wien u. Prag, F. Tempsky 1895. Pr. geb. 60 kr. Die Lehrkörper der Gymnasien werden auf das Erscheinen dieses Werkes aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 26. Febr. 1896, Z. 4165).

Italienisch.

Zatelli Domenico, Corso di lingua francese. II. Theil. Rovereto, Tipografia Roveretana (Ditta V. Sottochiesa) 1895. Pr. geh. 1 fl. 50 kr., geb. 1 fl. 75 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 4. März 1896, Z. 4920).

Čechisch.

Tille, Dr. Anton, Učebnice zeměpisu obecného i rakouskouherského pro školy střední. I. Zeměpis obecný. Část první pro první třídu středních skol. 10. Aufl. Prag, L. Kober 1896. Pr. geh. 50 kr., geb. 70 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 7. Febr. 1896, Z. 403).

Hrbek Franz, Cvičebná kniha jazyka latinského pro 2. třídu gymnasijní. 2. verb. Aufl. Prag, L. Kober 1896. Pr. geh. 85 kr., geb. 1 fl. 10 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der 1. Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 18. Febr. 1896, Z. 3264).

Nástenná tabule pravěkých a předvěkých památek z říše Rakousko-Uherské. Z rozkazu vysokého c. k. ministerstva kultu a vyučování vydáno od c. k. centrální komisse pro památky umělecké a historické. Wien, Ed. Hölzel. Ausgabe I. Preis sammt Text unaufgesp. 1 fl. 20 kr., Ausgabe II. Preis sammt Leinwandeinfassung und Ösen 1 fl. 50 kr., Ausgabe III. Preis auf Leinwand gespannt mit Holzleisten 2 fl. 20 kr. Die

Lehrkörper der Mittelschulen mit böhm. Unterrichtssprache werden auf das Erscheinen dieser Wandtafel aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 20. Febr. 1896, Z. 3772).

Sobek Franz, Všeobecný zeměpis. Díl prvý pro prvou třídu škol realných. 3. Aufl. Prag, J. L. Kober 1895. Pr. geb. 72 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 2. März 1896, Z. 2493).

Tille, Dr. Anton, Učebnice zeměpisu obecného i rakousko-uherského. Svazek I. Zeměpis obecný. Část druhá pro II. a III. třídu gymnasií a pro II.—IV. třídu realných škol. 10. Aufl. Prag, J. L. Kober 1896. Pr. 1 fl. 15 kr., geb. 1 fl. 40 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 29. Febr. 1896, Z. 3289).

Roth Julius und Bilý Franz, Úvod do jazyka německého rozborem a nápodobou. Pro první třídu škol středních. 2. Aufl. Prag, Selbstverlag 1895. Pr. geh. 52 kr., geb. 60 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 23. März 1896, Z. 6408).

Kořínek Josef, Latinská mluvnice ku potřebě žáků zvláště nižších a středních tříd gymnasijních. I. Theil. Formenlehre. 6. Aufl. bearbeitet von Josef Kořínek Sohn. Prag, J. L. Kober 1896. Pr. geh. 75 kr., geb. 1 fl., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches des bezüglichen Theiles aus den früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 19. März 1896, Z. 6021).

Bartoš Fr., Česká čítanka pro třetí třídu škol středních. 3. umg. Aufl. Brünn, K. Winiker 1896. Pr. geh. 1 fl., geb. 1 fl. 20 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 19. März 1896, Z. 6118).

Sommer Johann, Arithmetika pro I., II. a III. třídu škol realných. Prag u. Wien, F. Tempsky 1896. Pr. geh. 1 fl. 5 kr., geb. 1 fl. 30 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 16. März 1896, Z. 4480).

Slovenisch.

Matek Blasius, Geometrija za nižje gimnazije. I. Theil. Laibach, Kleinmayr u. Bamberg 1896. Pr. geh. 80 kr., geb. 1 fl., an jenen Gymnasien, an welchen Mathematik in slovenischer Sprache unterrichtet wird, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 25. Febr. 1896, Z. 3898).

Serbo-croatisch.

Petračić Fr., Hrvatska čitanka za više razrede srednjih učilišta. I. Theil. 3. Aufl. bearbeitet von H. Badalić. Agram, Verlag der k. Landesregierung 1895. Pr. geb. 1 fl. 75 kr.

— — Hrvatska čitanka za više razrede srednjih učilišta. II. Theil. 2. Aufl. bearbeitet von F. Z. Miler. Agram, Verlag der k. Landesregierung 1895. Pr. geb. 3 fl., unter Ausschluss der früheren Aufl. bis auf weiteres zugelassen (Min.-Erl. v. 4. März 1896, Z. 2070).

Rumänisch.

Wandkarte: Europa proiectata sò desemnata de B. Kozenn. Wien, Ed. Hölzel. Pr. aufgesp. auf Leinwand in Mappe 5 fl. 50 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 3. März 1896, Z. 1096).

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Erlass des Min. für C. u. U. vom 2. Febr. 1896, Z. 185/C. U. M., womit der Erlass des k. k. Finanzminist. vom 20. Jan. 1896, Z. 1758, an sämmtliche Finanz-Landesbehörden, betreffend die Versorgungsgenüsse, welche für Rechnung des allgemeinen Pensionsetats der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder unter dem Titel: Quiescenten-Gehalte, Pensionen, Provisionen, Gnadengaben und Erziehungsbeiträge erfolgt werden, verlautbart wird. — Seine k. u. k. Apost. Majestät haben mit a. h. Entschl. vom 11. Jan. a. g. zu gestatten geruht, dass bezüglich der Versorgungsgenüsse, welche für Rechnung des allgemeinen Pensionsetats der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder unter dem Titel: Quiescentengehalte, Pensionen, Provisionen, Gnadengaben und Erziehungsbeiträge erfolgt werden, die gemäß den derzeit bestehenden Vorschriften mit dem 2. des Monats als dem Fälligkeits- und Zahlungstage der angeführten Bezüge eintretenden Rechte künftighin mit dem 1. des Monats als Fälligkeitstermin und unter Beibehaltung des 2. Monatstages als Zahlungstages einzutreten haben. Diese Begünstigung wird der bezogenen a. h. Entschließung auch auf jene Versorgungsgenüsse, welche für Rechnung des gemeinschaftlichen Pensionsetats, wovon 77 % das diesseitige und 23 % das ungarische Reichsgebiet belasten, sowie auf Versorgungsgenüsse der Organe der a. h. Kabinetskanzlei und deren Witwen und Waisen, wozu die beiden Reichsgebiete je zur Hälfte beizutragen haben, a. g. ausgedehnt. Die erwähnten Ruhe- und Versorgungsgebüren werden daher in Hinkunft auch in jenen Fällen, wo das Bezugsrecht schon am 1. Monatstage erloschen ist, noch für den ganzen Monat auszuzahlen sein. Eine Ausnahme hievon tritt nur dann ein, wenn bereits in der Anweisungsverordnung ein bestimmter Einstellungstermin bezeichnet wurde. Die pfarrämtlichen Lebensbestätigungen, welche am 1. Tage des Monats ausgestellt werden, sind von nun an als vorschriftsmäßig ausgestellt zu betrachten. Die Bestimmungen treten mit dem 1. Februar 1896 in Kraft.

Verordnung des Min. für C. und U. vom 9. März 1896, Z. 1966, an alle Landesschulbehörden, betreffend die Maturitätsprüfungen für Frauen. — In Abänderung der Min.-Verordn. vom 21. Sept. 1878, Z. 15.551, betreffend die Maturitätsprüfungen, welchen sich weibliche Candidaten zu unterziehen beabsichtigen, finde ich mich bestimmt, nachstehende Verfügungen zu treffen: Dieselben können zur Maturitätsprüfung an den Gymnasien zugelassen werden, wenn sie: 1. das 18. Lebensjahr vollendet haben oder in dem betreffenden Kalenderjahre vollenden, und 2. den Nachweis liefern, dass sie entweder ein Privatgymnasium oder als Priva-

tistinnen ein öffentliches Gymnasium absolviert haben, oder eine Bescheinigung beibringen, dass sie unter geeigneter Anleitung den Gymnasialunterricht in dem erforderlichen Umfange genossen haben. Die Candidatin hat behufs Zulassung zur Prüfung ein Gesuch, wie es für die externen Prüfungscandidaten vorgeschrieben ist, und zwar in der Regel innerhalb der ersten vier Wochen desjenigen Sommersemesters, an dessen Schlusse sie sich der Maturitätsprüfung zu unterziehen beabsichtigt, an den Landesschulrath desjenigen Landes zu richten, in welchem sie sich der Prüfung unterziehen will. Die Landesschulbehörde hat diese Nachweise zu prüfen, und wenn dieselben als entsprechend befunden worden sind, die Zulassung im eigenen Wirkungskreise auszusprechen. Gegen die Abweisung eines solchen Gesuches steht der Recurs an das Ministerium für Cultus und Unterricht offen. In rücksichtswürdigen Fällen, namentlich wenn eine Candidatin die im Sommertermine bereits begonnene Prüfung zu Ende zu führen verhindert war, kann die Ablegung, beziehungsweise Fortsetzung der Prüfung im Herbsttermine bewilligt werden. Für die schriftlichen und für die mündlichen Prüfungen der Candidatinnen sind, insoferne eine größere Zahl von Anmeldungen dies erheischt, besondere Prüfungstage, und zwar für die mündlichen Prüfungen im unmittelbaren Anschlusse an die mündlichen Prüfungen der Abiturienten festzusetzen. Zur Vornahme dieser Maturitätsprüfungen werden folgende Gymnasien bestimmt: In Niederösterreich: Das k. k. akad. Gymnasium in Wien. In Oberösterreich: Das St.-G. in Linz. In Salzburg: Das St.-G. in Salzburg. In Tirol: Das St.-G. in Innsbruck für deutsche, die ital. Abtheilung des St.-G. in Trient für ital. Candidatinnen. In Steiermark: Das I. St.-G. in Graz. In Kärnten: Das St.-G. in Klagenfurt. In Krain: Das St. G. in Laibach. Im Küstenlande: Das St.-G. in Triest für deutsche und das St.-G. in Capo d'Istria für ital. Candidatinnen. In Böhmen: Das deutsche St.-G. in Prag-Kleinseite für deutsche und das akad. Gymnasium in Prag böhm. Candidatinnen. In Mähren: Das I. deutsche St.-G. in Brünn für deutsche und das böhm. St.-G. in Brünn für böhm. Candidatinnen. In Schlesien: Das St.-G. in Troppau. In Galizien: Das St.-G. bei St. Anna in Krakau und das Franz Joseph-Gymnasium in Lemberg für polnische, das II. St.-G. in Lemberg für deutsche und das akad. Gymnasium in Lemberg für ruthen. Candidatinnen. In der Bukowina: Das St.-G. in Czernowitz. In Dalmatien: Das St.-G. in Zara für italienische und das St.-G. in Spalato für serbo-croatische Candidatinnen. Die Prüfungen sind nach den für die Maturitätsprüfungen an den Gymnasien bestehenden Vorschriften durchzuführen, jedoch mit der Abänderung, dass sich die mündliche Prüfung auf sämmtliche Prüfungsgegenstände mit Ausnahme von Religion, Naturgeschichte und philosophische Propädeutik erstreckt. Die mündliche Prüfung aus den drei letztgenannten Gegenständen ist im Sinne der Min.-Verordn. vom 28. April 1885, Z. 7553, vor der schriftlichen Maturitätsprüfung, und zwar alsbald nach der erfolgten Zulassung zur Ablegung der Maturitätsprüfung vor einer Prüfungscommission, bestehend aus dem Director als Vorsitzenden, dem Lehrer des betreffenden Faches und einem zweiten Lehrer, abzuhalten. Das über den Verlauf und den Erfolg der Prüfung aufgenommene Protokoll ist dem Maturitätsprüfungsacte einzuverleiben. Besteht eine Candidatin bei der Vorprüfung aus zwei Gegenständen nicht, so ist sie zu der schriftlichen Prüfung nicht zuzulassen. Erstreckt sich die nicht genügende Leistung nur auf einen Gegenstand, so kann die Prüfungscommission die Wiederholung dieser Prüfung in angemessener Frist gewähren. Das Misslingen derselben hat die Ausschließung von der Maturitätsprüfung im laufenden Prüfungstermine zur Folge. Bei einer eventuellen neuerlichen Zulassung behalten die bei dieser Vorprüfung erworbenen günstigen Noten ihre Giltigkeit. Eine Dispens von der mündlichen Prüfung aus der Geschichte und Physik in Gemäßheit des Min.-Erl. vom 22. Januar 1879, Z. 803, ist ebensowenig statthaft, wie

die aus einem anderen Gegenstande. Die mündliche Maturitätsprüfung hat stets unter dem Vorsitze eines Landesschulinspectors für Mittelschulen stattzufinden. Candidatinnen, welche die Prüfung bestanden haben, erhalten Maturitätszeugnisse nach dem für die Maturitätsprüfung an den Gymnasien vorgeschriebenen Formulare, jedoch mit Hinweglassung der Bemerkung über die Reife zum Besuche einer Universität. Die Taxen für die Vorprüfung betragen 6 fl., für die Maturitätsprüfungen gilt die für externe Candidaten bestehende Vorschrift.

Erlass des Min. für C. und U. vom 24. Febr. 1896, Z. 1287, mit welchem ein neues Verzeichnis der für die österreichischen Mittelschulen allgemein zulässigen Lehrtexte und Lehrmittel veröffentlicht wird. — Mit Beziehung auf den Erlass vom 17. März 1892, Z. 5754, finde ich im Folgenden ein neues Verzeichnis der zum Lehrgebrauche an österreichischen Mittelschulen allgemein zulässigen Lehrtexte und Lehrmittel zu veröffentlichen. In dieses Verzeichnis wurden auch jene neueren Lehrbücher für den Sprachunterricht aufgenommen, deren Verwendung auf motiviertes Einschreiten des Lehrkörpers vom Landesschulrathe gestattet werden kann. Sie sind durch ein beigesetztes Zeichen (†) als solche gekennzeichnet. Veraltete, wenig oder gar nicht mehr verwendete, erfahrungsgemäß zu schwierige, im Sinne der neuen Verordnungen und Erlässe nicht verbesserte und insbesondere nach der Bestimmung des Min.-Erl. vom 24. Mai 1892, Z. 11.373, nicht in entsprechenden neuen Auflagen erschienene Lehrbücher wurden in dieses Verzeichnis nicht mehr aufgenommen. Den Verlegern der nicht aufgenommenen Lehrbücher steht es frei, um Erneuerung der Approbation beim Ministerium für Cultus und Unterricht anzusuchen. Jene vollständigen Texte classischer Autoren, welche gemäß Min.-Erl. vom 31. März 1880, Z. 5085, einer besonderen Approbation nicht bedürfen, sind in das neue Verzeichnis nicht aufgenommen worden. Um die Stetigkeit im Gebrauche der approbierten Lehrbücher und Lehrmittel zu fördern und zur thunlichsten Vermeidung des Übelstandes, dass wegen bedeutender Veränderungen in den neuen Auflagen der gleichzeitige Gebrauch früherer Auflagen untersagt werden muss, finde ich neuerdings anzuordnen, dass Änderungen in den Texten der als zulässig erklärten Lehr- und Lesebücher für Mittelschulen auf das Nothwendigste beschränkt werden und daher nur insoweit eintreten, als dies durch hieramtliche Veranlassung oder durch gewichtige sachliche Gründe, welche bei der Vorlage der veränderten Auflage vom Verfasser und Verleger eingehend darzulegen sind, geboten erscheint. Von dem pflichteifrigen, auf Förderung und Verbesserung der Schulbücherliteratur gerichteten Streben der Directoren und Lehrer österreichischer Mittelschulen muss wie bisher, so auch in Zukunft erwartet werden, dass sie im Sinne des Min.-Erl. vom 12. April 1855, Z. 127 (Marenzeller, Normalien I. Theil, Nr. 87) die beim Unterrichte in einzelnen Lehrbüchern und Lehrmitteln wahrgenommenen Mängel anher bekanntgeben oder in Fachzeitschriften veröffentlichen, damit wegen ihrer Beseitigung, beziehungsweise Berichtigung das Erforderliche rechtzeitig verfügt werde. Da das nachfolgende Verzeichnis nur die letzten Auflagen der approbierten Lehrtexte und Lehrmittel enthält, so haben die Lehrkörper der Mittelschulen bei der Bestimmung und Verlesung der in jedem Schuljahre zur Verwendung kommenden Lehrbücher und Lehrmittel auch jene älteren Auflagen anzugeben, welche neben den neuen Auflagen in der Schule von den Schülern gebraucht werden dürfen. Den Schülern sind auch die amtlich verlautbarten Preise der zur Verwendung kommenden Lehrbücher und Lehrmittel anzugeben. Rücksichtlich der Verwendung und Empfehlung von Hilfsbüchern und anderen Lernbehelfen wird auf den Min.-Erl. vom 16. December 1885, Z. 23.323, Punkt 3, aufmerksam gemacht.

In Gemäßheit des Erlasses des Min. für C. und U. vom 1. März 1892, Z. 23.350 ex 1891, betreffend die Errichtung und Verleihung von Stipendien an Lehrpersonen der Mittelschulen für

Studienreisen nach Italien und Griechenland, gelangen die gedachten Stipendien für das Schuljahr 1896/97 zur Verleihung. Bedingungen der Bewerbung und Erlangung eines solchen Stipendiums sind: 1. die vollständige Lehrbefähigung für classische Philologie oder für Geographie und Geschichte; 2. eine mindestens dreijährige Verwendung als selbständiger Lehrer an einer Mittelschule. Dem Bewerbungsgesuche sind anzuschließen: 1. das curriculum vitae; 2. die Qualificationstabelle sammt Verwendungszeugnissen; 3. das Lehrbefähigungszeugnis; 4. wissenschaftliche Arbeiten, die der Bewerber etwa veröffentlicht hat, oder zu veröffentlichen gedenkt. Die Bewerbungsgesuche sind an das Ministerium für Cultus und Unterricht zu richten, auf dem vorgeschriebenen Dienstwege einzubringen und der vorgesetzten Landesschulbehörde bis spätestens 1. April d. J. vorzulegen (Min.-Erl. vom 6. Febr. 1896, Z. 3017).

Seine k. und k. Apost. Majestät haben mit a. h. Entschl. vom 18. Jan. 1896 a. g. zu genehmigen geruht, dass zum Zwecke der Verleihung von Stipendien an Lehrer der naturwissenschaftlichen Fächer an den Mittelschulen, in erster Linie an jene der Naturgeschichte und Geographie, ein Betrag von 3000 fl. jährlich, vorläufig für die Dauer von drei Jahren vom Jahre 1896 angefangen in den Staatsvoranschlag eingestellt werde. Unter Voraussetzung der verfassungsmäßigen Bewilligung des erwähnten Credites werden diese Stipendien vom Min. für C. und U. und zwar zum erstenmale im Jahre 1896 verliehen werden. Diese Stipendien sollen den damit betheilten Lehrern die Gelegenheit bieten, durch 3—4 Wochen in der Regel während der Hauptferien Studienreisen zu machen, um durch unmittelbare Eindrücke ihre Kenntnisse und Anschauungen zu erweitern und das Verständnis für wissenschaftliche Forschung zu vertiefen. Der Natur der Sache nach kann die Aufgabe der einzelnen Stipendisten verschieden sein und in dem Besuche von Museen, Sammlungen und wissenschaftlichen Instituten oder von Ausgrabungsstätten, ferner in wissenschaftlichen Excursionen, oder in der Theilnahme an einer von Fachgelehrten veranstalteten Expedition, z. B. zum Zwecke geologischer oder geographischer Aufnahmen usw. bestehen. Solche Stipendien werden in dem Betrage bis zu 300 fl. und zwar jährlich an zehn Bewerber verliehen werden. Jeder Bewerber hat in seinem Gesuche den wissenschaftlichen Zweck seiner beabsichtigten Reise zu bezeichnen und ein kurzes Programm beizulegen, aus welchem zu ersehen ist, wie er denselben zu erreichen gedenkt. Jeder Stipendist ist verpflichtet, nach Vollendung seiner Reise dem Ministerium für Cultus und Unterricht einen kurzen, das Wesentliche seiner Beobachtungen, beziehungsweise Studien enthaltenden Bericht zu erstatten. Auch wird von jenen Stipendisten, welche eine wissenschaftliche Reise unternommen haben, erwartet, dass sie die Gelegenheit thunlichst benützen werden, die Sammlungen ihrer Lehranstalten zu bereichern. Die Bedingungen der Bewerbung um Verleihung eines solchen Stipendiums sind: 1. die vollständige Lehrbefähigung für eine naturwissenschaftliche Fachgruppe, insbesondere für Naturgeschichte oder Geographie; 2. mindestens eine dreijährige Verwendung als wirklicher Lehrer an einer Mittelschule. Dem Gesuche sind anzuschließen: 1. die Qualificationstabelle, 2. das Lehrbefähigungszeugnis, 3. wissenschaftliche Arbeiten, welche der Bewerber etwa veröffentlicht hat, 4. ein kurzes Programm über die beabsichtigte Verwendung des Stipendiums. Die an das Ministerium für Cultus und Unterricht zu richtenden Bewerbungsgesuche sind auf dem vorgeschriebenen Dienstwege einzubringen, von der Direction und der Landesschulbehörde zu begutachten und im Jahre 1896 spätestens bis 16. Mai, in der Folge spätestens bis Ende April jeden Jahres hieher vorzulegen (Min.-Erl. vom 20. März 1896, Z. 1358).

Der Min. für C. und U. hat das dem Privat-Gymn. des Collegiums der Gesellschaft Jesu in Kalksburg mit dem Erlasse vom 10. Juli 1895,

Z. 15.639, für die I. bis V. Classe unter der Voraussetzung der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen bis zum Schlusse des Schuljahres 1897/98 verliehene Öffentlichkeitsrecht auch auf die VI. Classe für die nämliche Zeitdauer, und zwar rücksichtlich der als öffentliche Schüler des genannten Privat-Gymn. eingeschriebenen internen Zöglinge der Privat-Lehr- und Erziehungsanstalt daselbst ausgedehnt (Min.-Erl. v. 8. März 1896, Z. 1618).

Der Min. für C. und U. hat dem Communal-Real- und Obergymn. in Teplitz-Schönau das bis einschließlich der VII. Gymnasialclasse verliehene Öffentlichkeitsrecht unter Anerkennung des Reciprocitätsverhältnisses im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen auch auf die VIII. Classe ausgedehnt, sowie derselben das Recht verliehen, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen (Min.-Erl. v. 31. Jan. 1896, Z. 1053).

Der Min. für C. und U. hat der I. Classe der Communal-Unterrealschule in Leipnik das Öffentlichkeitsrecht auf die Dauer des Schuljahres 1895/96 verliehen (Min.-Erl. v. 6. Febr. 1896, Z. 2426).

Der Min. für C. und U. hat der I. Classe der Privat-Unterrealschule mit böhm. Unterrichtssprache in Leipnik auf die Dauer des Schuljahres 1895/96 das Öffentlichkeitsrecht verliehen (Min.-Erl. v. 6. Febr. 1896, Z. 2304).

Der Min für C. und U. hat der I. und II. Classe der Communal-Realschule mit deutscher Unterrichtssprache in Göding für das Schuljahr 1895/96 das Recht der Öffentlichkeit unter gleichzeitiger Anerkennung des Fortbestandes des Reciprocitätsverhältnisses im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) verliehen (Min.-Erl. v. 6. Febr. 1896, Z. 2167).

Der Min. für C. und U. hat der I. und II. Classe der Privat-Unterrealschule mit böhm. Unterrichtssprache in Göding für das Schuljahr 1895/96 das Öffentlichkeitsrecht verliehen (Min.-Erl. v. 6. Febr. 1896, Z. 2313).

Der Min. für C. und U. hat der I. Classe des Privat-Untergymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Mistek auf die Dauer des Schuljahres 1895/96 das Öffentlichkeitsrecht verliehen (Min.-Erl. v. 6. Febr. 1896, Z. 2516).

Der Min. für C. und U. hat den Maturitätszeugnissen, welche von der Maturitäts-Prüfungscommission des Gymn. zu Serajevo über die von ihr an dem erzbischöfl. Privat-Gymn. zu Travnik (Bosnien) mit den Abiturienten dieses Gymn. abgehaltenen Maturitätsprüfungen ausgestellt werden, auf die Dauer von weiteren fünf Jahren, d. i. bis inclusive 1899/1900, die Giltigkeit für die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder zuerkannt.

Der Min. für C. und U. hat zu Folge Erlasses vom 3. März 1896, Z. 4008, die Erneuerung des bezüglich der Miete von zwei Arbeitsplätzen an der zoologischen Station in Neapel abgeschlossenen Vertrages auf die weitere Dauer von drei Jahren, d. i. bis Ende 1899, und zwar unter Aufrechthaltung der bisherigen Modalitäten genehmigt (vgl. Min.-Verordnungsblatt Jahrg. 1888, Stück I, S. 8, Jahrg. 1890, Stück VIII, S. 87 und Jahrg. 1893, Stück II, S. 5) (Min.-Erl. v. 3. März 1896, Z. 4008).

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen.

Der Director der Lehrerbildungsanstalt in Bozen Dr. Franz Kiechl zum Landesschulinspector (a. h. Entschl. v. 12. Jan.). Derselbe wurde dem Landesschulrathe für Vorarlberg zur Dienstleistung zugewiesen.

Der Domcapitular Dr. Anton Müller zum Mitgliede des Landesschulrathes für Kärnten.

Der Prof. am Staatsgymn. in Zara Hieronymus Moscovitz zum Domherrn des Kathedralcapitels in Spalato (a. h. Entschl. v. 25. Jan.).

Der Custos an der Universitätsbibliothek in Wien Dr. Wilhelm Haas zum Univ.-Bibliothekar in Graz (a. h. Entschl. v. 13. Jan.).

Der a. o. Prof. der Land- und Forstwirthschaftslehre an der techn. Hochschule in Wien Guido Krafft zum ord. Prof. dieses Faches an der genannten Hochschule (a. h. Entschl. v. 10. Jan.).

Der a. o. Prof. an der Univ. in Wien Dr. Franz Hochstetter zum ord. Prof. der Anatomie an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 15. Jan.).

Die Zulassung des behördlich autorisierten Civilarchitekten, Bauinspectors des städtischen Bauamtes in Krakau Johann Zubrzycki als Privatdocent für Architekturgeschichte an der technischen Hochschule in Lemberg.

Dem Prof. am II. Staatsgymn. in Graz Ludwig Ritter von Kurz zu Thurn und Goldenstein wurde eine Lehrstelle am I. Staatsgymn. in Graz verliehen.

Zum Chefgeologen der geologischen Reichsanstalt extra statum der Bergrath der bosnisch-hercegowinischen Landesregierung Heinrich Freiherr Foullon von Norbeeck.

Der mit dem Titel und Charakter eines Bibliothekars bekleidete Hilfsämter-Directions-Adjunct Dr. Wilhelm Pötzl zum prov. Archivsdirector im Min. für C. und U.

Die Zulassung des Dr. Josef Tuma als Privatdocenten für Physik an der philos. Fac. der Univ. in Wien; des Dr. Karl Radinger als Privatdocenten für class. Philologie an der philos. Fac. der Univ. in Innsbruck; des Dr. Franz Gabryl als Privatdocenten für Fundamentaltheologie und christliche Philosophie an der theol. Fac. der Univ. in Krakau; des Dr. Leopold Müller als Privatdocenten für Augenheilkunde an der medicin. Fac. der Univ. in Wien und des Dr. Karl Klecki als Privatdocenten für allgem. und experim. Pathologie an der medicin. Fac. der Univ. in Krakau. Die Erweiterung der venia legendi des Privatdocenten für österr. Geschichte an der philos. Fac. der Univ. in Wien Dr. Alfons Dopsch auf das Gebiet der historischen Hilfswissenschaften und der Geschichte des Mittelalters.

Zum Religionslehrer an der Staatsrealschule im I. Gemeindebezirke in Wien der suppl. Religionslehrer an dieser Anstalt Leopold Metzger, zum wirkl. Lehrer an der Staats-Gewerbeschule in Bielitz der Suppleat an der Staats-Unterrealschule im V. Wiener Gemeindebezirke Eduard Janisch; zum wirkl. Lehrer an der Staatsrealschule in den königl. Weinbergen der der Staatsrealschule in Prag-Glockengasse zur Dienstleistung zugewiesene wirkl. Lehrer der Staats-Realschule in Kuttenberg Johann Lacinỳ.

Der Consistorial-Archimandrit und Generalvicar Arkadius Szuperkowicz zum griech.-orient. Erzbischof und Metropoliten in Czernowitz und der ord. Univ.-Prof. daselbst Archimandrit Dr. Basil v. Repta zum Archimandriten des griech.-orient. erzbischöfl. Consistoriums in Czernowitz (a. h. Entschl. v. 16. Febr.).

Der Pfarrer der evang. Kirchengemeinde in Klagenfurt Robert Johne zum Mitgliede des Landesschulrathes für Kärnten (a. h. Entschl. v. 28. Jan.).

Der Director der Staats-Oberrealschule in Salzburg Dr. Eduard Kunz zum Mitgliede des Landesschulrathes für Salzburg (a. h. Entschl. v. 19. Febr.).

Zum prov. Bezirksschulinspector für den Schulbezirk Biała in Galizien der Gymnasiallehrer Emil Pelikan in Buczacz.

Zum wirkl. Religionslehrer am Staatsgymn. bei St. Hyacinth in Krakau der suppl. Religionslehrer an dieser Anstalt Dr. Franz Golba.

Der Bezirkscommissär der Statthalterei in Triest Dr. Josef Braitenberg Edler von Zenoburg zum Ministerialconcipisten im Min. für C. und U.

Die Privatdocenten Dr. Paul Czermak zum a. o. Prof. der Physik an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 16. März); Dr. Hans Ritter von Hebra zum a. o. Prof. für Dermatologie und Syphilis an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 18. März); Dr. Richard Wahle zum a. o. Prof. der Philosophie an der Univ. in Czernowitz (a. h. Entschl. v. 14. März).

Der Prof. an der griech.-orient. Realschule in Czernowitz Constantin Mandyczewski zum Director dieser Anstalt (a. h. Entschl. v. 20. März).

Zum Inspector des gewerblichen Bildungswesens der Prof. an der techn. Hochschule in Wien, Regierungsrath Dr. Hugo Ritter von Perger.

Zum Secretär der techn. Hochschule in Wien der Ministerialconcipist im Min. für C. und U. Dr. Edmund Richter.

Zum Scriptor an der Univ.-Bibliothek in Graz der mit dem Titel eines Scriptors bekleidete Amanuensis an dieser Bibliothek Heinrich Kapferer.

Zu Amanuensen an der obbezeichneten Bibliothek die Praktikanten Friedrich Ahn und Dr. Emil Lesiak, sowie des prov. Amanuensis der Studienbibliothek in Salzburg Dr. Ludwig Mayr.

Zum Bezirksschulinspector für den Schulbezirk Czernowitz der Prof. am Staatsgymn. in Czernowitz Vincenz Faustmann.

In die VIII. Rangsclasse wurden befördert: der Prof. an der Realschule in Bielitz Karl Glösel, der Prof. an der Realschule in Jägerndorf Karl Kreutzinger, der Prof. an der Realschule in Olmütz Franz Perutka, der Prof. am böhm. Gymn. in Olmütz Peter Bezděk; die Proff. an den Mittelschulen mit deutscher Unterrichtssprache in Böhmen: Josef Freisleben und Anton Artel am Gymn. in Arnau, Josef Geppert und Franz Fischer am Gymn. in Brüx, Wenzel Eymer am deutschen Gymn. in Budweis, Josef Heřmann und Hermann Klingenspor am Gymn. in Eger, Jakob Krupka, Alois Traube und Wenzel Howorka am Gymn. in Kaaden, Josef Feuerstein am Gymn. in Krumau, Franz Menzel am Gymn. in Landskron, Hermann Weisser, Johann Lorz und Josef Sieber am Gymn. in Leitmeritz, Wenzel Kratky und Robert Ritter von Lindner am deutschen Gymn. in Prag, Altstadt, Wendelin Toischer am deutschen Gymn. in Prag, Neustadt (Graben), Augustin Th. Christ am deutschen Gymn. in Prag, Kleinseite, Prokop Villašek, Johann Schubert, Dr. Anton Frank und Robert Müller an der Mittelschule in Reichenberg, Johann Lipp am Gymn. in Saaz, Ferdinand Braungarten am deutschen Gymn. in Smichov, Rudolf Strohall an der deutschen Realschule in Budweis, Wendelin Forster, Johann Neubauer und Vincenz Grund an der Realschule in Elbogen, Wilhelm Wessely an der deutschen Realschule in Karolinenthal, Franz Wolf v. Wolfinau, Josef Resch, Ferdinand Blumentritt, Adolf Teubner, Franz Mann und Dr. Philipp Watzenauer an der Realschule in Leitmeritz, Karl Kleissl an der deutschen Realschule in Pilsen, Alois Hruschka an der I. deutschen Realschule in Prag, Ludwig Koffel und Franz Pitschmann an der II. deutschen Realschule in Prag, August Nemeček an der Realschule in Trautenau; die Proff. an den Mittelschulen mit böhm. Unterrichtsprache in Böhmen: Franz Ruth am Untergymn. in Časlau, Wenzel Markalous am Real- und Obergymn. in Chrudim, Wratislav Votrubec und Josef Kovář am Gymn. in Hohenmauth, Karl Štětina am Gymn. in Jičín, Ernst Čuda, Anton Hobl und Franz Bareš am Gymn. in Jungbunzlau, Julius Křepinský

am Real- und Obergymn. in Klattau, Dr. Franz Krsek am Real- und Obergymn. in Kolin, Josef Hula am Gymn. in Leitomischl, Franz Ptáčnik und Johann Bartàk am Gymn. in Neuhaus, Johann Výhnánek am Gymn. in Pilgram, Franz Bartovský und Karl Zahradník am böhm. Gymn. in Pilsen, Johann Vařeka am Real- und Obergymn. in Prag, Dr. Karl Cumpfe am böhm. Gymn. in Prag, Neustadt (Tischlergasse), Franz Hurský am Real- und Obergymn. in Příbram, Franz Makovec am Gymn. in Raudnitz, Friedrich Klenot, Karl Kopecký und Josef Sallač am Gymn. in Reichenau, Dr. Anton Krecar am Gymn. in Schlan, Josef Kasparides am böhm. Realgymn. in Smichov, Jakob Janda, Gottlieb Strér und Ferdinand Samohrd am Gymn. in Taus, Karl Mollenda und Franz Bilek am Gymn. in den Königl. Weinbergen, Josef Krišpín, Thomas Záklasník und Julius Paulus an der Realschule in Jičín, Karl Bedroš an der böhm. Realschule in Karolinenthal, Adalbert Krupka an der Realschule in Königgrätz, Franz Klár an der Realschule in Kuttenberg, Hugo Bayer an der böhm. Realschule in Pilsen, Karl Kotrč an der Realschule in Písek, Adalbert Paulus, Mathias Strejček und Franz Bilý an der böhm. Realschule in Prag-Gerstengasse, Josef Lacina an der böhm. Realschule in Prag-Kleinseite, Franz Fahoun, Johann Šmaha und Augusin Lhota an der Realschule in Rakonitz; endlich der Prof. am akad. Gymn. in Wien Johann Schmidt, die Proff. am Gymn. im II. Bezirke Wiens Franz Rutte und Dr. Anton Primožić, die Proff. am Gymn. im IX. Bezirke Wiens Leopold Weingartner und Josef Meisel, der Prof. am Gymn. im XVII. Bezirke Wiens Heinrich Sladeczek, der Prof. am Gymn. in Krems Josef Wichner, der Prof. an der Realschule im I. Bezirke Wiens Franz Pejscha, der Prof. an der I. Realschule im II. Bezirke Wiens Dr. Eduard Maiss, der Prof. an der II. Realschule im II. Bezirke Wiens Wilhelm Winkler, der Prof. an der Realschule im VII. Bezirke Wiens Dr. Thomas Hanausek und der Prof. an der Realschule im XVIII. Bezirke Wiens Franz Kunz.

Dem Turnlehrer an der Mittelschule in Reichenberg Karl Georg Klock wurden die Rechte und Bezüge eines Übungschullehrers zuerkannt.

Auszeichnungen erhielten:

Se. k. u. k. Apostol. Majestät haben folgendes A. h. Handschreiben zu erlassen geruht:

Lieber Freiherr von Gautsch!

Gerne erinnere Ich mich der vor nunmehr 150 Jahren erfolgten Begründung der Theresianischen Akademie, welche während der ganzen Zeit ihres Bestandes den Intentionen ihrer erhabenen Stifterin, der Kaiserin Maria Theresia, getreu, eine Heimstätte edler Bildung und wahrer Vaterlandsliebe, zahlreiche Männer erzogen hat, die im öffentlichen Dienste sich bewährt und die auf die Anstalt gesetzten Hoffnungen vollauf erfüllt haben.

Indem Ich dies dankbar anerkenne, bleibt Meine Gnade und Fürsorge der Akademie erhalten.

Wien, 22. Februar 1896.

Franz Joseph m. p.

Der ord. Prof. der class. Philologie an der Univ. in Lemberg Dr. Ludwig Cwikliński den Titel eines Hofrathes (a. h. Entschl v. 14. Jan.).

Der Custos an der Univ.-Bibliothek in Graz Dr. Anton Schlossar den Titel eines kaiserlichen Rathes (a. h. Entschl. v. 13. Jan.).

Der Prof. an der I. Realschule im II. Bezirke Wiens Dr. Franz Willomitzer den Titel eines Schulrathes (a. h. Entschl. v. 10. Jan.).

Der Musiklehrer und Leiter der Vereinsschule in Olmütz Wladimir Labler das goldene Verdienstkreuz.

Dem Univ.-Prof. und Archimandriten Wladimir von Repta wurde für sein vieljähriges, hingebungsvolles und sehr verdienstliches Wirken auf dem Gebiete der Schulaufsicht die a. h. Anerkennung ausgesprochen (a. h. Entschl. v. 18. Jan.).

Der Prof. am Gymn. in Tarnow Johann Kornicki den Titel eines Schulrathes (a. h. Entschl. v. 31. Jan.).

Der Prof. am Gymn. in Jičín Dr. Josef Vañus aus Anlass seiner Versetzung in den bleibenden Ruhestand das goldene Verdienstkreuz mit der Krone (a. h. Entschl. v. 12. Febr.)

Der Laborant an der techn. Hochschule in Brünn Josef Coufal das silberne Verdienstkreuz (a. h. Entschl. v. 13. Febr.).

Der Director der Realschule in Jägerndorf Josef Wünsch aus Anlass der von demselben erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand der Titel eines Schulrathes (a. h. Entschl. v. 13. Febr.).

Dem Prof. an der techn. Hochschule in Wien Hofrath Dr. Alexander Bauer wurde anlässlich der von demselben nachgesuchten Enthebung von der Function eines Inspectors des gewerblichen Bildungswesens für die in dieser Eigenschaft geleisteten Dienste der Ausdruck der a. h. Anerkennung bekannt gegeben (a. h. Entschl. v. 27. Febr.).

Nekrologie.

Am 19. Mai in Wien der warme Freund und Förderer der Kunst, Wissenschaft und Industrie, Ehrenmitglied der k. Akademie der Wissenschaften in Wien, Protector der böhm. Kaiser Franz Joseph-Akademie der Wissenschaften, Literatur und Kunst in Prag, der k. Akademie der Wissenschaften in Krakau usw.

Erzherzog Karl Ludwig

62 J. alt.

Am 27. Dec. 1895 in Sarajevo der Leiter der mineralogisch-geologischen Sammlungen des Landesmuseums in Sarajevo Berghauptmann Wenzel Radimský, im 64. Lebensjahre.

Am 21. Dec. in Wien der Feldmarschalllieutenant a. D. Emil Ritter von Arbter, früher Director des militär-geographischen Institutes, Vicepräsident der geogr. Gesellschaft, im 57. Lebensjahre; in München der Prof. an der Akademie Ferdinand Piloty, als Historien- und Genremaler ausgezeichnet, 67 J. alt, und in Mainz der hochverdiente Physiker Dr. Paul Reis.

Am 5. Jan. in Leitmeritz der bischöfl. Consistorialrath und Notar Franz Demel, emer. Prof. des dortigen Gymnasiums, 66 J. alt.

Am 7. Jan. in Paris der Dichter Paul Verlaine, im 52. Lebensjahre.

Am 15. Jan. 1896 in Frankfurt a. M. der Maler Prof. Philipp Rumpf, 74 J. alt.

Am 21. Jan. in Wien der Prof. des Strafrechtes an der hiesigen Univ. Dr. Emil Brunnenmeister, 41 J. alt, und in Lillenvedalen der Polarforscher Eiand Astrup.

Am 23. Jan. in Salzburg der k. k. Gymn.-Prof. i. R. Josef Rohrmoser, seit vielen Jahren als Mitarbeiter für unsere Zeitschrift und die Wiener Studien thätig, 64 J. alt.

Am 28. Jan. in Brünn der Historiker Hofrath Christian Ritter d'Elvert, 92 J. alt.

Am 31. Jan. in Prag der bechische Schauspieler und Dramatiker Johann Kolar, 82 J. alt; in Wien der Naturforscher J. v. Bergenstamm und in Petersburg der Bildhauer und Maler Michael Mikeschine.

Am 6. Febr. in Rom der Senator Giuseppe Fiorelli, Generaldirector der Museen und Ausgrabungen in Rom, 73 J. alt; in Petersburg der Kritiker und philosophische Schriftsteller Nicolai Strachow, 68 J. alt.

Am 7. Febr. in Wien der ord. Prof. der analyt. Chemie an der techn. Hochschule Dr. R. Benedikt, 44 J. alt.

Am 8. Febr. in Canterbury der Orientalist Reinhold Rost.

Am 10. Febr. in Heidelberg der Prof. der Geschichte an der dortigen Univ. geh. Hofrath Dr. Winkelmann, im 58. Lebensjahre, und in Rom der Historiker Senator Ricci.

Am 12. Februar in Paris der Componist Ambroise Thomas, Director des Conservatoriums, im 85. Lebensjahre.

Am 15. Febr. in Graz der pens. Hofrath Camillo Wagner von Freynsheim, als Schriftsteller unter dem Namen Karl Guntram bekannt, 83 J. alt.

Am 17. Febr. in Wien der beliebte Dichter von Volksdramen, Alois Berla, 71 J. alt.

Am 26. Febr. in Paris der Schriftsteller Arsène Houssaye, 80 J. alt.

Am 1[illegible]. März in Krakau der Realschuldirector Dr. Hugo Zathay, 50 J. alt.

Am 18. März in Darmstadt der ord. Prof. der Geschichte und Literatur an der techn. Hochschule Dr. Otto Roquette, im 72. Lebensjahre.

Am 2. April in Mährisch-Neustadt der Director des dortigen Gymn. Schulrath Franz Novotny, im 61. Lebensjahre, um das Gymn. hochverdient und von seinen Collegen und Schülern tief betrauert.

Am 4. April in St. Germain bei Paris der bekannte Maler Duez, 50 J. alt, und in Freiberg in Sachsen der frühere Director der ital. Handelsschule in Triest R. M. Sauer, durch seine Grammatiken verschiedener Sprachen und seine Romane bekannt, 69 J. alt.

Am 5. April in Neapel der berühmte Arzt und Prof. an der Univ. daselbst Dr. Mariano Semola, 65 J. alt.

Am 7. April in Berlin der populäre Liedercomponist Ferdinand Guilbert, 75 J. alt.

Am 8. April in Graz der emer. Gymnasialdirector Schulrath Theodor Pantke, Ritter des Franz Joseph-Ordens, im 71. Lebensjahre.

Am 12. April in Smyrna der berühmte Entdecker von Pergamum, Dr. Kar. Humann, im 57. Lebensjahre.

Am 15. April in Wien der berühmte Bildhauer Victor Tilgner, 1844 in Pressburg geboren, im 52. Lebensjahre.

Am 22. April in Stockholm der Historienmaler Eskil Winge, 71 J. alt.

Am 27. April in Meiningen der Schriftsteller E. von Wald-Zedtwitz, 56 J. alt, und in Wien der Bildhauer Vincenz Pilz, im 80. Lebensjahre.

Am 25. April in Görz der ehemalige Landtagsabgeordnete und Gemeinderath Alexander Riss, um das Volksschulwesen in Wien besonders verdient.

Am 29. April in Paris Jean Barth. Hauréau, Mitglied des Instituts, 84 J. alt.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Ein Capitel über deutsche Sprache.

Ein kleines Heft, das ich in der Zeit der Sprachdummheiten und Sprachgrobheiten von der Redaction dieser Zeitschrift zur Anzeige erhalten habe, das aber leider allzulange auf meinem Schreibtisch liegen geblieben ist, führt mich auf diesen Gegenstand zurück. Das Heft hat den Titel: „Beiträge zur deutschen Grammatik und [zur!] deutschen Lectüre. Zum Theil im Anschluss an Wustmanns Buch: Allerhand Sprachdummheiten. Von August Faulde, Realgymnasiallehrer in Neisse. (Separatabdruck aus dem 26. Bericht der Neisser wissenschaftlichen Gesellschaft „Philomathie"). Neisse 1892 (J. Graveur'sche Buchhandlung [Gustav Neumann])." Der erste Theil, der sich auf die Grammatik bezieht, enthält viel Lehrreiches, besonders für Mittelschullehrer. Der Verf. erkennt Wustmanns Verdienste an, er ist aber weitherziger als sein Vorgänger. Er weiß, dass zwischen dem Schriftdeutsch und der gesprochenen, lebendigen Sprache ein Unterschied besteht und immer bestehen wird (S. 4), und er würde es bedauern, wenn dieser Unterschied ganz schwinden sollte (21). „Wozu gleich immer bei jedem schüchternen Versuche der Sprache, Neues zu schaffen und an die Stelle des Alten zu setzen, so unbarmherzig die kritische Schere ansetzen wollen, um jedem kleinen Auswuchse, jeder unbedeutenden Überwucherung das Leben zu entziehen?" (44). Um das Schwanken des Sprachgefühles zu erweisen, zieht er, gleichzeitig aber unabhängig von mir, die Verhandlungen im preußischen Abgeordnetenhause hervor. Die einzelnen Fälle, die er in zwangloser Folge erörtert, betreffen besonders die fehlerhaften Wortverbindungen und mögen von dem Leser durch selbständiges Nachdenken aus den folgenden Beispielen errathen werden: „höhere Töchterschülerinnen"; „der vorzugsweise Gebrauch"; „ich gehe nun zu etwas anderm (oder: andres) über"; „allerhand"; „gäng und gäbe"; „hinsichtlich, rücksichtlich"; „Friedensbrecher"; „un-

ehrbietig oder unehrerbietig?“ (dazu hätten die Lesarten des Urfaust als Belege herangezogen werden können: nach 442 „machts ehrbietig zu und empfiehlt sich“ und nach 752 „tritt ehrbietig vor Margreten zurück“; echt Goethische Formen, die nur in den scenischen Anweisungen erscheinen, aber schon 1790 in „ehrerbietig“ geändert wurden); „sondern“ (nur nach einer Negation im vorhergehenden Satze möglich); „während dem Maskenball“ usw. Wenn Faulde zu den Versen in Schillers Tell:

„Mit bunten Wappenschildern ist's bemalt
Und weisen Sprüchen, die der Wandersmann
Verweilend liest und ihren [statt: deren] Sinn bewundert“

fragt, ob Unkenntnis oder Verszwang schuld an dem Fehler sei, so ist wohl zu antworten: keines von beiden, sondern es liegt eine Form des Anakoluths vor, die den Versen eine homerische Färbung gibt, aber auch sonst in der deutschen Dichtung nicht selten ist. Man vergleiche die Verse aus dem Faust:

„Verlassen hab' ich Feld und Auen,
Die eine tiefe Nacht bedeckt,
[?] mit ahnungsvollem heiligen Grauen
In uns die bessre Seele weckt.“

Wie in dem Schiller'schen Beispiel das Relativum „die“ auch für den zweiten Theil des beigeordneten Satzes und für den Genetiv ausreichen muss, so steht bei Goethe das eine „die“ (Accusativ Pluralis) sogar noch für ein zweites im untergeordneten Satze und für den gleichlautenden Nominativ des Femininums (eine tiefe Nacht, die in uns weckt). So beurtheile ich den Fall im Gegensatze zur Zeitschrift für deutschen Unterricht 6, 193 und 9, 555 f.; denn die dort gegebene Formel (an denselben Satzgegenstand werden nach relativischem Eingang anders zu construierende Sätze gereiht) beachtet und erklärt nicht, dass dem letzten Satze das Subject fehlt. [1])

Blind wüthend war Wustmann bekanntlich gegen das Relativum welcher ins Zeug gegangen. Faulde trifft in seiner Widerlegung (S. 5. 20 ff.) mit mir zusammen; er bringt reiche Beispiele, namentlich aus der poetischen Literatur, herbei, um zu zeigen,

---

[1]) Den zweiten Theil des Heftes, der mitunter recht zufällige oder gewaltsam herbeigezogene Parallelstellen zwischen antiken und modernen Dichtern verzeichnet, kann ich nicht in gleicher Weise empfehlen; ich möchte vielmehr ausdrücklich davor warnen, die Parallelenjagd, an der die literaturgeschichtliche Forschung krankt, auch in die Schule zu verpflanzen. Es ist doch recht wenig Nützliches unter den zahlreichen Parallelstellen, die Faulde verzeichnet; was brauchbar sein kann, nenne ich hier. Dorothea, die Ochsen treibend (II 20 ff.) = Nausikaa, die Maulthiere zügelnd (Od. VI 81. 316 ff.). — Schillers Dauphin (Jungfrau von Orleans I 746): „Kann ich Armeen aus der Erde stampfen?“ vgl. Pompejus bei Plut. Caes. 33, 4. — Schiller benützt im Monolog der Jungfrau von Orleans (IV) den Monolog der Medea in Ovids Metam. 11—72). — Pyrker benützt in seinem „Rudolf von Habsburg“ natürlich Schillers Ballade. — Schillers Einfluss auf Körner (55—77) wird durch eine Handvoll Parallelen illustriert.

dass „in der Schriftsprache und beim gewählteren mündlichen Vortrag“ welcher den Vorzug habe. Er weiß so wenig als ich selber, dass schon früher einer der größten deutschen Stilisten, nämlich Schopenhauer (Griesebachs Ausgabe bei Reclam Nr. 2919 f., S. 118 f.), die gleiche Forderung aufgestellt hat; erst Pietsch (in Sievers' Beiträgen XVIII 270 f.) hat uns darauf aufmerksam gemacht. Auch Jeitteles in der Zeitschrift für deutsche Philologie XXVI 180 ff. bietet einiges, was hiehergehört. Auf einem weit reicheren Material beruhen meine Ausführungen in den Sprachgrobheiten 20 ff. und in Sievers' Beiträgen XVI 477 ff.

Einen besonderen Fall, den ich in meiner Untersuchung ausführlich in Betracht gezogen habe, bildet das Zusammentreffen der einsilbigen Formen des Relativums und des Artikels der, die, das, an dem Wustmann keinen Anstoß nimmt. Außer den Schriftstellern, die ich früher citiert habe, kann ich nun auch Börne anführen (Fragmente und Aphorismen 168), der als richtiges Beispiel des üblichen Kanzleistils eine Verordnung mit dem schnackischen Anfange citiert: „Da die den das sechzigste Lebensjahr erreicht habenden Rath N. N. betroffen habende Augenkrankheit sich verschlimmert hat“; als Beispiel für den bildenden Einfluss eines solchen Musters gibt er den folgenden Amtsbericht: „Die des dem Bärenwirt zugefügten Diebstahls verdächtigen Juden sind nunmehr in Polizeiarrest.“ Es wird aus seinen Worten nicht ganz klar, ob auch Börne an der Kakophonie Anstoß genommen hat. Er findet solche Sätze „nicht allein unverständlich, sondern oft auch unleserlich, weil nach dem langen holprigen Wege die Augen den Athem verlieren, ehe sie zu einem Punktum kommen und nachdem sie sich etwas ausgeruht, seufzend wieder umkehren.“ Der „holprige“ Weg kann sich natürlich nur auf die Kakophonie beziehen; aber der Hauptanstoß liegt für Börne doch darin, dass die Sätze und Satzglieder, wegen der unvermeidlichen Einschachtelung, für das Auge nicht bequem zu überblicken sind. Eine ganz andere Erklärung hat dagegen Wunderlich in den Verhandlungen der 41. Philologenversammlung S. 271 f. zu geben versucht: nach seinen Beobachtungen wäre es nicht das Ohr, sondern unser Auge, das bei einem still gelesenen Text an Zusammenstellungen wie die die, der du die usw. Anstoß nehme. So weit ich unsere Literatur überblicke, erinnere ich mich an einen einzigen Dichter, der das sichtbare Bild unserer Sprache neben dem hörbaren Ton in Betracht gezogen hätte, und dieser Dichter ist Heine. Unsere Sprache, sagt er in einem Briefe (bei v. Emden 189 f.), sei für das Auge mitberechnet, sie sei plastisch. Er findet darin einen Unterschied zwischen dem Deutschen und dem Französischen, der sich auch in den Worten Einsicht (vom Auge) und entendement (vom Ohr) für den Begriff Verständnis ausdrücke. Der deutsche Schriftsteller habe daher nicht bloß den Tonfall, sondern auch den architektonischen Bau der Perioden in

Betracht zu ziehen (also wie bei Börne!). Daher war Heine auch ein Feind des Dictierens: „Der Deutsche muss nach meiner Meinung sehen und es plastisch vor Augen haben, was er sprachlich schafft.“ Sogar die Reime seien nicht bloß fürs Ohr, sondern auch für das Auge da. Es war offenbar ein Lieblingsgedanke Heines, denn er hat ihn wörtlich gleichlautend auch zu Fanny Lewald geäußert (Westermanns Monatshefte Nr. 367, April 1887, S. 100 f., und Strodmann II 540 f.). In solchen Dingen darf und soll jeder zuerst aus eigener Beobachtung reden. Auch nach meiner Erfahrung, die ich an mir selber mache, spielt das Auge beim Schreiben eine große Rolle. Ich habe das Bedürfnis, die größeren und kleineren Abschnitte, die Sätze und die Satzglieder bequem zu überschauen; ich kann nicht auf Papier von so kleinem Format arbeiten, dass die Übersichtlichkeit leidet; ich schreibe auf großen Bogen unwillkürlich weiter und auf kleinen Blättern enger. Dass ich dagegen beim Lesen oder beim Schreiben je an Wortbildern wie die die, der du die Anstoß genommen hätte, ist mir nicht zum Bewusstsein gekommen. Sehr oft aber erinnere ich mich, auch beim stillen Lesen an einem Satze unwillkürlich Anstoß genommen zu haben; beim wiederholten Lesen hat sich dann als objectiver Grund fast regelmäßig eine Kakophonie ergeben. Noch sinnfälliger tritt diese Erscheinung auf, wenn man an ein Manuscript die letzte Feile anlegt oder eine zweite Correctur liest; dann hat man es mit dem Inhalt und dem Sinn immer weniger zu thun und die Sätze und die Wörter werden auch bei stillem Lesen dem inneren Ohr lebendig, man findet jetzt erst übelklingende Wiederholungen zahlreicher heraus. Auch andere Beobachtungen bestätigen das. Mir ist wenigstens kein Zeugnis bekannt, dass je ein Dichter laut gedichtet habe; und doch muss jeder seine Verse und Reime mehr oder weniger deutlich gehört haben, und umso deutlicher, je besser sie ihm gerathen sind. Es ist also eine unbestreitbare Thatsache, dass wir beim Schreiben und beim stillen Lesen hören, dass wir Gedrucktes genau so wie der Musiker eine Partitur lesen. Mein College Jellinek macht mich darauf aufmerksam, dass auch die Physiologie meine Ansicht unterstützt; nach Strickers Studien über die Sprachvorstellungen (Wien 1880) sind unsere Sprachmuskeln auch beim stillen Lesen beschäftigt: wir können uns keine intensive Vorstellung eines Gegenstandes machen, ohne dazu, wenn auch völlig unbewusst, jene Muskelcontractionen auszulösen, die nothwendig sind, um die sprachliche Bezeichnung desselben auszudrücken; wer sich zum Beispiel mit aller Kraft seines Denkens ein Buch imaginiert, der wird unfehlbar seine Lippen zu dem Worte Buch spitzen. Über den näheren Zusammenhang der Sprachvorstellungen mit dem Gehör als mit dem Gesicht handelt Stricker besonders S. 42 f., 57, 69 f., 76.

Das Buch von Wustmann hat eine zahlreiche Nachfolgerschaft gefunden, und es wäre eine keineswegs überflüssige Aufgabe, diese

Literatur für den praktischen Gebrauch der Schulmänner zu verzeichnen, die Concordanzen und Discrepanzen in den Grundsätzen und in den Einzelheiten aufzuzeigen, die Spreu von dem Weizen zu sondern und sichere Resultate kurz und bündig zusammenzufassen. Als üble Folge des Wustmann'schen Beispiels war von vornherein zu befürchten, dass man den Gegensatz zwischen Laienverstand und Schulweisheit immer erweitern und den Kampf gegen die gelehrte Sprachforschung in die Massen tragen würde. Dass es sogar ein Hochschullehrer für geboten hielt, in den Chorus einzustimmen, ist bedauerlich für ihn, nicht für uns. Wir würden seinen unschädlichen Versuch, in einer Provinzialzeitschrift durch lautes Schreien Aufsehen zu machen, ganz beiseite liegen lassen, wenn er nicht ein so verblüffendes Muster abgäbe, welche Leute es für nothwendig gehalten haben, in sprachlichen Dingen mitzureden.

Es handelt sich um zwei Vorträge von Dr. Th. Gartner, Professor der romanischen Philologie an der Universität Czernowitz, die zuerst in den Bukowiner Nachrichten, dann auch im Sonderabdruck erschienen sind (Urtheile über Wustmann 1892; — Ein neues Büchlein über Sprachrichtigkeit [Albert Heintze, Gut Deutsch] 1895). Der Verf. wendet sich zunächst im allgemeinen gegen die Germanisten, die einsehen sollen, „dass ihr Feld die wissenschaftliche Erforschung der deutschen Sprache und Literatur ist, und die unsere Schriftsprache daher mit ihren historischen, besser gesagt: anachronistischen Kunststücken (wie Eräugnis, Sintflut, Worte in dem Sinne von Wörter) verschonen sollen . . . mancher von ihnen wird vielleicht staunen, dass gerade die Germanisten am wenigsten dazu beigetragen haben, Wustmann zu berichtigen . . . Die Ursache liegt einfach darin, dass ein solches Hilfsbuch, wie gesagt, keine germanistische Leistung ist, also nicht eigentlich unter die Gerichtsbarkeit der Germanisten als solcher fällt . . . Durch die bloße Germanistik ist man nicht gegen Sprachsünden gefeit, geschweige zur Abfassung eines Buches über Sprachrichtigkeit befähigt." Die letzte Stelle richtet sich schon im besonderen gegen mich, der schon einige Seiten früher tüchtig hergenommen worden ist. Ich habe in meinen „Sprachgrobheiten" den Satz Lessings citiert, der sagt, man möge ihn schreiben lassen wie er wolle, er verlange auch von den anderen nicht, dass sie nach seinem Willen schreiben. Daran knüpft Gartner seinen Ausfall: „Das ist allerdings gegen Wustmann gesprochen, aber soll das der Grundsatz der künftigen Gymnasiallehrer werden, die sich bei Minor das Zeugnis der Lehrbefähigung für den Unterricht im Deutschen holen? Da wird man in den Stunden für dieses Fach mit den Schülern getrost Karten spielen dürfen — das Kartenspiel hat ja ohnedies vor einigen Jahren jemand statt des Studiums der alten Sprachen vorgeschlagen."

Ich habe mir niemals erlaubt, Herrn Professor Gartner Rathschläge zu ertheilen, wie er den Unterricht in der romanischen

Philologie in Czernowitz vorkommendenfalls einzurichten hätte. Ich darf mir aber auch jede Zurechtweisung von seiner Seite verbitten; dazu sind die Kräfte doch gar zu ungleich vertheilt. Aber zu dem Verständnis jener Stelle meines Buches will ich ihm doch verhelfen, vorausgesetzt dass er nicht das Kartenspiel im romanischen Seminar zu Czernowitz vorzieht. Ich habe nämlich gesagt: wenn die bloße Berufung auf das eigene Sprachgefühl als Regel gelten soll, wie Wustmann will, dann habe jeder Recht. Meine Meinung aber ist, dass man auch das Sprachgefühl anderer, besonders der guten Schriftsteller, befragen müsse. Und dazu, lieber Herr College, leite ich die zukünftigen (nicht die künftigen) Gymnasiallehrer an. Es sollte mir leid thun, wenn Sie dazu im romanischen Seminar von Czernowitz noch keine Gelegenheit gehabt hätten.

Ich frage zunächst, welche wissenschaftlichen Kenntnisse Herrn Gartner befähigen mitzureden, und vermisse neben der germanistischen auch die allgemeine philologische Bildung. Ich habe behauptet, dass die Form mittels sehr bald in der Form mittelst aufgehen werde, nach Analogie von einst und jetzt; Herr Gartner meint, ich hätte übersehen, dass bei einst und jetzt die Formen ohne das Schluss-t schon veraltet sind, während uns zwischen mittelst und mittels noch die Wahl freistehe, und er versteht meine Klage nicht, dass Wustmann der Entwicklung der neueren Sprache Fesseln anlege. Vielleicht versteht er sie besser, wenn er in Pauls Principien das Capitel über die Analogiewirkung gelesen hat! Ich habe ohnehin beanstandet; Gartner meint, vorhin, mithin, umhin wären ja dann auch schauderhaft. Ohne ist bloß Präposition; vor, mit, um sind nicht bloß Präpositionen, sondern auch Adverbien: das ist ein Unterschied, lieber Herr! Unter den Stellen, die Gartner nach Wustmann'schen Gesetzen in meinem „Schiller“ als Fehler beanstandet, kommen natürlich auch Wendungen vor wie diese: „unmöglich kann Franz Moor sagen.“ Was war doch Lessing für ein Dummkopf, als er seinen Nathan sagen ließ: „Kein Mensch muss müssen und ein Derwisch sollte?“, und wie dumm sind wir, dass wir so etwas gar noch wiederholen!

Ich frage mich aber noch mehr, was Herrn Gartner, der selber einen unerträglichen Stil schreibt, berechtigt, hier mitzureden. Und da tritt freilich der Gegensatz, in dem wir uns zu diesen aufdringlichen Sprachmeistern befinden, aufs deutlichste ans Licht. Ihr Witz geht über den Gebrauch einer Phrase oder eines Wortes nicht hinaus: das ist richtig und das ist falsch! Von den höheren Bedingungen eines guten Stiles haben sie keine Ahnung; sie erheben sich wie in ihrer Theorie so auch in der Praxis niemals bis zu dem Punkte, wo der Schriftsteller eigentlich erst anfängt. Gartner ist einer der schlimmsten unter den Schlimmen. Er kann nicht den kleinsten Satz ohne Unterbrechung oder Einschaltung oder

Einschachtelung zu Ende führen; er muss alles zweimal, dreimal, viermal sagen; er stolpert immer über seine eigenen Worte und Sätze; und seine verschrobenen Perioden finden kein Ende. Dabei kommt er aber noch auf Schritt und Tritt mit den Lehren Wustmanns in unbewussten Conflict; das ist eben kein Wunder, denn der Germanist Rödiger (Herrigs Archiv 92, 79 ff.) hat ja schon sehr hübsch nachgewiesen, wie wenig Wustmann seine eigenen Regeln befolgt. Hier einige Proben von Gartners Stil:

„Später dachte ich daran, mir alle Kritiken über ihn zu verschaffen und deren Wert und das Gesammtergebnis aus ihnen zu besprechen."

„Man könnte noch viele andere und nach anderen Eintheilungsgründen aufgestellte Arten und Abarten der Buchkritik unterscheiden; aber so wie sich ein Tonstück immer entweder (wenigstens vorwiegend) in Dur oder in Moll bewegt, so ist auch das Urtheil über ein Buch immer entweder (wenigstens vorwiegend) günstig oder ungünstig; d. h. wenn auch, wie gewöhnlich, Lob und Tadel nebeneinander einhergehen, so bekennt doch jeder Kritiker absichtlich oder lässt unabsichtlich erkennen, ob er dem Buche Freund oder Feind ist."

„... so dass wir auch für alle Einzelheiten über die Meinung Halatschkas unterrichtet werden."

„... es sind zwei Naturbursche, über die man allenfalls lachen kann."

„Zur Herausgreifung gerade dieses Punktes wurde er vielleicht dadurch bestimmt ..."; „... dass dem Leser die bisher abgegebenen Stimmen zur Zählung und Wägung bereitgehalten wurden ..." (man vergleiche mit solchen Linkischheiten Wustmanns Entrüstung über die Ableitungen auf -ung!).

„Das ist nur richtig, wo man offenbaren auf (!) dem a betont."

„Nachdem schon Sanders ... erkannt und, ohne in hinreichend weiten Kreisen Gehör und Beachtung zu finden, gezeigt und geklagt hatte, dass unsere Schriftsprache in vielen Stücken durch die täglich aus Unachtsamkeit, Unwissenheit oder Eitelkeit begangenen und theilweise zur Mode heranwachsenden Sprachfehler gefährdet und zu einer ungesunden Entwicklung gedrängt wird, da donnerte (!) 1891, in ganz Deutschland vernehmlich, Wustmanns schneidige (!) Stimme drein, und jetzt war in allen deutschen Landen die Sprachrichtigkeit Tagesgespräch geworden, jetzt erst konnte man mit Zuversicht hoffen, dass auch außerhalb der Schule und außerhalb des Sprachvereins, zumal auch bei denjenigen, von denen es der Beruf oder das Geschäft verlangt, viel und öffentlich zu schreiben, das Sprachgewissen geweckt und verfeinert werde." In diesem Monstrum von einer Periode ist jeder Satztheil zwei- oder dreigliedrig, und man findet die zusammengehörigen Glieder kaum mehr auf, so viel drängt sich immer dazwischen.

Ebenso lese ich im Literaturblatt von Behaghel 1892, Bd. 11. Sp. 388 f. folgenden Eingang einer Recension von Gartner:

„Diese stattliche Reihe innerhalb zweier Jahre (bei L. und M. in Venedig) gedruckten Büchlein eines Zoologen über Volkssprache und Volksanschauungen ist ein treffliches Beispiel dafür ...“

Leute, die kaum die Gabe haben, sich klar und verständlich auszudrücken, die nicht einmal sagen können, wovon sie reden wollen, ohne über einen Haufen von Präpositionen zu stolpern — die sollten uns mit ihren Rathschlägen lieber verschonen und bei ihrem Kartenspiel oder bei ihrem Leisten bleiben.

Bei der Lectüre jungdeutscher Schriftsteller ist mir die Einseitigkeit der Wustmann'schen Sprachurtheile wieder recht deutlich geworden. Seine blinde Sucht nach Correctheit lässt ihn die hohen Vorzüge ganz übersehen, die niemand, der die Entwicklung des deutschen Prosastils kennt, Börne und Heine abstreiten kann. Es ist ja wahr, dass die grammatische Regel, besonders in der Flexion der Verba, sehr oft verletzt wird. Börne und Heine scheinen die starken Imperativformen gar nicht zu kennen. Börne schreibt eine ganze Periode hindurch (bei Reclam I 261): „Verschwelge deine Tage! ... ergebe dich dem Teufel! ... erbreche frech die Siegel der Natur! ... bestehle dein geiziges Schicksal!“ und (I 263): „Sehe dein Leiden als gedruckt an!“ Und Heine schreibt außer dem harmlosen: „Lasse ihn wissen“ (Emden 243) in Briefen und in Schriften fast beständig: „Werbe stark und fordere laut“ (Elster II 186); „lass du die Politik und gebe uns deine Kunstansichten“ (VII 278): „gebe mir recht viel Details“ (Emden 132); „gebe die Freundschaft mit mir auf“ (Karpeles IX 391); „gebe mir mal eine Definition von Käseladen“ (IX 419): „gebe ihr mündlich einigen Nachdruck“ (IX 534): „sehe daher zu, lieber Freund“ (VIII 399). Ich war anfangs geneigt, diese Formen dem Judendeutsch in die Schuhe zu schieben: aber auch in Luthers Bibel liest man vor der Revision verberge statt verbirg (Psalm 57, v. 11). Schlimmer ist die bei Börne gewöhnliche Form scheltet statt schilt, die auch bei Heine vorkommt und die er 1827 durch seinen Freund Moser als unrichtig aus den Seebildern entfernen ließ (Karpeles VIII 513. Elster VII 627); aber auch später schreibt er noch (V 439): „Ophelia singt und flechtet Kränze.“ Börne schreibt ebenso falsch ohne Umlaut bratet, Heine rathet (Karpeles VIII 517 „das Klugheitsgesetz, das zu dem rathet“. IX 257 „er rathet mir eine ernstliche Cur“). Auffällig ist bei Heine die Participialform gebeten anstatt gebetet, die auch außerhalb des Reimes vorkommt und auf Vermischung mit gebeten (von bitten) beruht: Elster I 445 „wo man nur Gott ... angebeten“; II 177 im Weberlied: „ein Fluch dem Gott, zu dem wir gebeten“: II 441 „ich, der ich um ihre Rückkehr so oft mit Thränen zum Himmel gebeten“. Auch die schwache Form verzeihte kommt bei Heine vor: VI 55

„weil ich dem Gesetzgeber der Juden seinen Hass gegen alle Bildlichkeit nicht verzeihte".

Der Sprachschatz der Jungdeutschen bietet manches Interessante und ist im Deutschen Wörterbuch nicht genügend berücksichtigt worden. Die folgenden Beispiele sind nach dem Alphabet geordnet:

Bildung: Die Geschichte dieses Wortes muss erst noch geschrieben werden; das deutsche Wörterbuch und Wackernagel-Martin, Literaturgeschichte II 539 ff. bieten nur zufällig herangezogenes Material. Hier darf Heines Spott in den Bädern von S. Lucca (Elster III 321 ff., 327 ff.) nicht übersehen werden.

Blaustrumpf ist im deutschen Wörterbuch sehr zu kurz gekommen. Die ältere Bedeutung: „Angeber, Verleumder" belegt Borinski (Gracian 86) aus Thomasius für einen Literaten, der sich brauchen lässt; sie kommt noch bei Immermann vor (Hempel XVI 21: „Dietz, sei kein Blaustrumpf, bitt, halt das Maul!" Thal von Ronceval). Die neue erscheint bei Börne in den Pariser Briefen (47): „In England werden die gelehrten Weiber scherzweise Blaustrümpfe genannt, wahrscheinlich wegen der Vernachlässigung ihrer Toilette, die man bei ihnen voraussetzt"; Börne bezieht sich auf eine Stelle in Byrons Tagebuch. Heine verwendet das Wort schon parodistisch; er nennt die Königin von Saba einen Blaustrumpf Äthiopiens, die durch Esprit brillieren wollte und mit ihren klugen Räthseln auf die Länge fatigant wird (I 435); und die Schlange im Paradiese ist ihm ein Blaustrumpf ohne Füße, der sehr scharfsinnig zeigt, wie der Mensch durch die Erkenntnis zum Gott wird (IV 158).

Gefroren. Mit diesem Worte wird seit den Tagen der Romantiker ein arger Missbrauch getrieben. Wer hat denn eigentlich den Satz: „Architektur ist gefrorene Musik" zuerst ausgesprochen? Dorothea (II 373) nimmt für Friedrich Schlegel nur das Wort von der versteinerten Musik in Anspruch. Bei Schelling glaube ich ihn gelesen zu haben. In dem Berichte der Allgemeinen Deutschen Bibliothek über W. Schlegels Berliner Vorlesungen ist schon von gefrorener Musik die Rede; mit diesem Wortlaut wird der Satz W. Schlegels Gesinnungsgenossen in die Schuhe geschoben, er muss also damals bereits so formuliert gewesen sein (vgl. meinen Neudruck I S. XIV). In W. Schlegels Vorlesungen kommt er aber nicht vor; sondern erst wieder in einem Artikel von Görres in der Trösteinsamkeit (Neudr. durch Pfaff S. 90 ff.). Goethe vermeidet in seinen Sprüchen in Prosa (Hempel 19, 148) das oft verspottete gefroren, in dem sich Börne und Heine gefallen. Börne: I 598 „Denn was ist ein deutsches Herz? — eine gefrorne Schweiz, nichts weiter"; I 520 „dass wir Deutsche auf unsere gefrorene Musik gar nicht stolz zu sein brauchen"; II 404: „in Preußen wurde die Wissenschaft, so lange sie gefroren war, gepriesen und begünstigt; kaum fieng sie aufzuthauen

und zu fließen an, verfolgte man sie mit Hass und Spott"; II 575 „die zackigste, härteste Selbstsucht ist nichts als gefrornes Mitleid und große Herzen, dem Weltmeere gleich, gefrieren nie"; III 215 „tausendmal lieber labte ich meinen Durst mit Kotzebues warmer Thränensuppe, die mich doch wenigstens schwitzen macht, als mit Goethes erfrornem Weine, der nur in den Kopf steigt und dort hinauf alles Leben pumpt"; III 218 „ich will diese Natürliche Tochter ... lesen, im nächsten Sommer, im Juli, in den Tagen, wo man Gefrornes liebt"; III 318 „Raumers Ruf stünde immer auf dem Gefrierpunkte der Tadellosigkeit"; II 192 „die Höfe bestehen aus gefrorenen Dünsten"; NS. I 24 f. wird Görres' Geist mit gefrorenem Wein verglichen, wie oben Goethes Dichtung; NS. III 239 f. „Varnhagen, der Diplomat, kochte und war bitter wie Thee ohne Zucker und ich, der Demagog, war kalt und süß wie Gefrorenes". Man vergesse aber nicht, dass das Eisessen damals besonders in Paris immer allgemeiner wurde; Börne überschreibt ein Capitel seiner Schilderungen aus Paris (I 354 f.): „Gefrorenes." Ebenso Heine in Vers und Prosa: III 387 „Diese Stunden ohne Ende, Wie gefrorne Ewigkeiten!" III 435 „in jeder Bewegung und im Gesicht der eingefrorne Dünkel"; IV 105 „Herren und Damen steigen aus mit einem gefrornen Lächeln auf den hungrigen Lippen"; IV 119 „jetzt erst begriff ich, warum ein englischer Dichter [Byron?] solche Damen mit gefrornem Champagner verglichen hat"; VII 162 „nur hier und da treffen wir Stellen [im Dialog], wo alles festgefroren erscheint und wo oft Frage und Antwort an den Haaren herbeigezogen sind." Vgl. noch D. Spitzers Letzte Wiener Spaziergänge 209: „Man hat die Architektur wohl gefrorne Musik genannt, aber sie hat doch nicht auch Anspruch auf gefrorene Musiknoten?"

Krümpe: auch die seltene nhd. Form in die Krümpe gehen fehlt im Deutschen Wörterbuch V 2453, das Heine gar nicht zu berücksichtigen scheint. Die Wendung ist bei ihm beliebt: I 483 „mein Leib ist so sehr in die Krümpe gegangen"; VI 189 „da geht auch der Stil des Verfassers sehr bedenklich in die Krümpe"; VI 332 „das Eigenthum würde durch den Eifer solcher Organisatoren sehr in die Krümpe gehn."

Kumpe (Schale, Napf, Futtertrog): zu D. Wb. V 2588 vgl. Heine VI 388: „Die Klugheit und ich wir haben schon lange nicht mehr aus derselben Kumpe gegessen."

Sperrsitz: bei Adelung noch unbekannt, scheint von den Pariser Theatern nach Deutschland übertragen worden zu sein. Heine IV 47 „ich muss ihm auch in diesem Bericht einen Sperrsitz gönnen"; IV 378 „ich hatte gleichsam einen Sperrsitz, da die Straße, wo ich mich befand, von beiden Seiten durch Barikaden gesperrt wurde."

Störnis: Heine VI 317 „wenn die Anordnung der Regentschaft ohne Störnis von der Kammer beschlossen ist."

Überzeugung. Treitschke in seiner Deutschen Geschichte meint, dass das Wort „Überzeugung" erst in der Zeit der Burschenschaften nach den Freiheitskriegen in Aufnahme gekommen sei. Früher habe es bloß die von außen her gewonnene Erkenntnis (das Überzeugtwerden) bedeutet; jetzt habe man einen neuen pathetischen Sinn untergelegt und die Überzeugung von innen heraus, die Stimme des Gewissens darunter verstanden. Aber die Literaturdenkmäler scheinen umgekehrt anzudeuten, dass das Wort Überzeugung damals zu veralten begann. Immermann (Hempel V 124) sagt in den Epigonen: „Das alte, schlichte Überzeugung ist deshalb auch aus der Mode gekommen, und man beliebt, von Ansichten zu reden." Und ebenso Heine im Salon IV (IV 548 ff.): „Die Menschen in jener alten Zeit [der gothischen Dome] hatten Überzeugungen, wir Neueren haben nur Meinungen, und es gehört etwas mehr als eine bloße Meinung dazu, um so einen gotischen Dom aufzurichten."

Weibszimmer: „ein banales Weibszimmer" Heine VI 161 parodistisch.

Zahlreicher sind freilich bei den Jungdeutschen die Fremdwörter, die sie aus der Sprache der französischen Salons und aus den Debatten der Kammern nach Deutschland gebracht haben. Auch manche deutsche Wendung ist nur als Übersetzung oder Nachbildung einer französischen zu verstehen; man vergleiche das geistreiche Wortspiel bei Heine IV 35 „nur wer eine sehr hohe Stufe in der Kunst erstiegen, hat solche Treppenideen", wobei man an das französische esprit d'escalier denken muss. Börne verspottet den Sprachpurismus der Zeit, den er (im Gegensatze zu der reichen Beute der Fürsten) gern sarkastisch als unsere Siegesbeute in dem Befreiungskriege bezeichnet. Auch seine Verspottung der Verdeutschungen verdient in einem Wörterbuche verzeichnet zu werden: Recensent = Buchrichter (II 122 f.); Dessert = Nachtisch (I 251); Interjectionen = Empfindungslaute, „wie man sie während des Befreiungskrieges in den deutschen Frauenvereinen nannte" (I 144); Bonbonnière voll historischer Bonbons = Gütchenbüchse voll Süßbrödchen (II 251. 390).

Endlich sei darauf aufmerksam gemacht, dass Heine bis 1851 darauf bestand, dass in seinen Werken das i am Ende der Silbe und des Wortes immer als y gesetzt und sein als Fürwort von seyn als Zeitwort genau unterschieden würde; sein Verleger Campe scheint protestiert zu haben, aber der Dichter beharrte auf dem Gegensatze von sein und seyn (Karpeles IX 387. 389 f.).

Wien. J. Minor.

Naturgeschichtliche Bemerkungen zu Hom. Il. II. 305 ff. (Das Opfer in Aulis).

Wenn eine Schlange neun Vögel verschlingt, so ist hierin ebensowenig die Suspendierung eines Naturgesetzes gelegen, als in den anderen Homerischen Prodigien und Augurien; es ist ein ebenso naturgemäßer Vorgang, als wenn ein Adler eine Schlange in seinen Fängen trägt, ein Habicht eine Taube zerreißt, ein Adler über Troia fliegt, oder wenn „Blutregen" fällt; erst die den begleitenden Umständen entsprechende Deutung verlieh diesen an sich natürlichen Ereignissen den religiösen Wert.

Das *μέγα σῆμα* während des Opfers in Aulis darf daher einer naturgeschichtlichen Analyse unterzogen werden.

Vor allem muss die eingebürgerte Vorstellung, dieses Wahrzeichen hätte sich plötzlich vollzogen, abgelehnt werden. Das Schlingen geht nämlich bei den Schlangen außerordentlich mühsam vor sich. Mund, Rachen und Schlund müssen übermäßig erweitert und, wie ein Handschuh über die Finger, allmählich über die Beute gestülpt werden; reichlich muss der Speichel aus den Drüsen abgesondert werden, um den relativ großen Bissen gleitbarer zu machen, und nur langsam führen ihn die peristaltischen Bewegungen in den Magen. Wenn sich nun dieser so umständliche Process gar neunmal vollzieht, so bedarf es wohl eines bedeutenderen Zeitaufwandes, als der Laie anzunehmen gewillt ist, selbst wenn wir absehen von der Zeit, die nothwendig war, um jeden der neun Vögel zu erhaschen. Die Unterbrechung der Opferhandlung war keine momentane, sondern währte etwa eine Stunde.

Mit der irrigen Ansicht, als ob die Schlange, welche plötzlich unter dem Altare hervor- und an der Platane emporschoss, auch die Vögel plötzlich verschlungen hätte, wird zugleich die Auffassung Ameis' hinfällig, dass die *νήπια τέκνα* „eben flügge gewordene Junge gewesen seien, welche die Alten auf den in der Nähe des Nestes befindlichen Baum hervorgeführt hatten"; denn wenn die Jungen bereits flügge gewesen wären, hätte höchstens eines derselben von der Schlange erbeutet werden können, die Mutter hätte sich nicht damit begnügen müssen, ihre Jungen wehklagend zu umflattern, sondern hätte sich mit den sieben übrigen geflüchtet, während die Schlange noch an dem ersten würgte.

Auch *νεοσσοί* spricht gegen Flüggesein, denn zwischen dem Auskriechen und der Entwicklung der Schwungfedern und dem dadurch bedingten Flugvermögen verstreicht stets ein nach den Arten zwar verschieden langer, doch immer bedeutender Zeitraum.

Wenn wir nun mit Rücksicht auf alle diese Momente die Jungen als nicht flügge betrachten müssen, so fragt es sich, wie sind sie also auf die hohe Platane gelangt? In diesem Dilemma ist nur die der Voss'schen Übersetzung nahekommende Annahme haltbar, dass sich auch das Nest auf dem Baume befunden habe.

Die acht noch nicht hinlänglich befiederten Jungen waren aber aus dem Neste bis ans Ende eines Astes hinausgeklettert und hielten sich dort geduckt unter den Blättern, während die Mutter ab- und zuflog, um ihnen Atzung zu bringen. So nur war es der Schlange möglich, ein Junges nach dem anderen, die nicht fliegen, sondern nur unbehilflich klettern konnten, zu erfassen und hinabzuwürgen. Nicht dem „fascinierenden Blicke" der Schlange, dieser gehört in das Gebiet der Fabel, sondern einerseits der Unvollkommenheit ihrer körperlichen Entwicklung (*νεοσσοί*), andererseits der Unkenntnis der Gefahr, der Unerfahrenheit (*νήπια*) fielen die Jungen zum Opfer.

Nach dieser so ausgibigen Mahlzeit ließ sich die Schlange von der Platane herabgleiten und oblag der Verdauung; diese dauert bei einer völlig gesättigten Schlange wochenlang, und während dieser Zeit liegt sie, unfähig sich zu bewegen, wie leblos da: „Zu einem Steine machte sie der Sohn des verschlagenen Kronos".

στρουθος wird stets „Sperling" übersetzt, und da Homer jede nähere Bezeichnung unterlässt, so ist es auch unmöglich, den Vogel sicher zu bestimmen. Doch dass Netolicka, wie Buchholz meint, alle Bedenken gegen diese Bedeutung zerstreut habe, ist unrichtig; er hat sie vielmehr durch lauter Unwahrscheinlichkeiten zu stützen gesucht; denn der Sperling nistet weder gewöhnlich auf hohen Bäumen, noch legt er acht Eier, sondern nur fünf bis sechs.

Wenn Edlinger recht hat, dass *στρουθος* zunächst nur einen Vogel mit gesprenkeltem Gefieder bedeute, so könnte man viel eher auf den Baumläufer rathen, der acht bis neun Eier legt, und dessen Junge schon das Nest verlassen, bevor sie noch flügge sind, und sich bei drohender Gefahr durch Klettern zu retten suchen.

Für die Deutung der hier gemeinten Schlangenart haben wir nur spärliche Hilfen. Dass Homer unter *δράκων* nicht einen Drachen, sondern eine eigentliche Schlange meint, geht daraus hervor, dass sich der Homerische Drache von giftigen Kräutern, dieser *δράκων* aber von thierischer Kost nährt. Weiter können wir nun schließen, dass die Schlange giftlos war; denn die giftigen tödten oder lähmen ihre Opfer durch den Giftbiss, bevor sie dieselben verschlingen, während die giftlosen ihre Beute lebend verzehren. Unter den im südlichen Europa vorkommenden giftlosen Schlangen passt mit Rücksicht auf „*σμερδαλέος*" am besten die Streifennatter (Elaphys quaterradiatus), die boa des Plinius, denn dieselbe ist die größte europäische Schlange (2 Meter und darüber) und nicht gar häufig, so dass sie dem Dichter umsomehr als etwas Fremdartiges erscheinen musste. Auch die Angabe der Färbung stimmt, da der Rücken dieser Natter bräunlich-fleischroth ist, *ἐπὶ νῶτα δαφοινός*, obwohl gerade hier die Angabe der Farbe wenig ins Gewicht fällt, weil die Farben, welche Homer den Schlangen beilegt, nicht eigenthümliche sein müssen, sondern ebensogut durch Interferenz in der dünnen Epidermis hervorgerufen sein können, so

dass der alte, noch immer nicht ausgetragene Streit, ob die mangelhafte Bezeichnung der Farben bei Homer durch die Unvollkommenheit des Farbensinnes (Gladstone) oder durch die der Sprache (Krause) verschuldet wird, hier belanglos ist.

Die homerischen Schlangenfarben *δαφοινός*, *φοινήεις*, *κυάνεος* sprechen eher für derartige optische Zufälligkeiten, da bei der Erscheinung der „Farben dünner Plättchen" Roth und Blau meist am deutlichsten hervortreten. Jedenfalls aber ist die gewöhnliche Übersetzung „Baumschlange" sachlich ganz unrichtig, da die Baumschlangen auf die Tropen beschränkt sind und ein nächtliches Leben führen, also aus beiden Gründen hier auszuschließen sind.

Wien. St. Fellner.

Zu Asclepius

(in Metaphysicorum Aristotelis B 2. — p. 153, 36 f. ed. Hayduck).

Wenn man die Interpunction in p. 153, 37 gelten lässt, so wie sie in der Gestalt eines Fragezeichens von Hayduck eingeführt wurde, dann kann man sich die darauffolgenden Worte *ὅπερ ἀδύνατον* nicht erklären. Allein wegen des gleichfalls im Texte daselbst befindlichen *ποῖον* (l. 36) wäre es nicht möglich, zu einer Änderung in der Interpunction zu schreiten. Nun scheinen aber schon die Abschreiber keine Klarheit in der Sache gehabt zu haben, weil die codd. *ὁποῖον εἶδος* bieten, während Hayduck das von Alexander angenommene *ὁ ποῖον εἶδος* in den Text gesetzt hat. Man wird aber wohl allen Bedenken einfach dadurch abhelfen, dass man statt *ποῖον* mit Änderung des Accents *ποιὸν* schreibt und am Schlusse des Satzes das Fragezeichen in einen Punkt verwandelt. Auf diese Weise passt dann alles vortrefflich zusammen, wenn man im Auge behält, dass nur die Worte des Aristoteles 996 b 3—8 hiemit erklärt werden sollen. Der Gedanke wäre: „Wer hat die oberste Wissenschaft? denn wenn vier Ursachen sind, dann könnte man vielleicht glauben, dass derjenige die oberste Wissenschaft besitze, der was immer für eine von diesen vier kennt. Das ist nun aber unmöglich, weil derselbe im Besitze der Kenntnis aller vier Ursachen sein muss." Doch ließe sich das Fragezeichen dadurch halten, dass man erklärt: „Wer hat die oberste Wissenschaft? Denn wenn vier Ursachen sind, kann man dann einen solchen zum ersten Philosophen machen, der nur irgendeine, also eine beliebige, dieser vier Ursachen kennt? Ist ja doch das unmöglich, weil derjenige, welcher weise ist, alle vier Ursachen kennen muss."

Graz. J. Zahlfleisch.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Eugen Holzner, Studien zu Euripides. Gedruckt mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Wien u. Prag, F. Tempsky 1895. gr. 8°, 123 SS.

Die philologische Kritik ist in den letzten Jahren enthaltsamer geworden: nicht zum Schaden der Texte, die lange genug allzuviel von dem 'Zauber einer kühn umdichtenden Herausgeberpersönlichkeit' an sich trugen. Da gehört wohl einiger Muth dazu, mit einer 'Schüttung von Emendationen' — um ein Wort von Lehrs anzuführen — hervorzutreten. Der Verf. hat sich bei seinen Verbesserungsvorschlägen — mehr als 250 Stellen werden textkritisch behandelt — an den nicht mehr ganz neuen Grundsatz gehalten, den Dichter aus sich selbst zu erklären, die für bestimmte Motive der Tragödie typische Ausdrucksweise in Betracht zu ziehen, um aus der Analogie eine verlässliche Handhabe der Correctur zu gewinnen. Sicher ist der Verf. hierin zu weit gegangen. Soll wirklich aus Alc. 985 *οὐ γὰρ ἀνάξεις ποτ' ἔνερθεν | κλαίων τοὺς φθιμένους ἄνω* folgen, dass Hel. 1286 f. *Μενέλεως δ' ἔχει πότμον, | κοὐκ ἂν δύναιτο ζῆν ὁ κατθανὼν πόσις* für *πόσις* das hier unpassend nachhinkende *ποτέ* einzusetzen ist? — Das zu Alc. 223 vorgeschlagene *πρόφρων σὺ* für *τοῦδ' ἐφεῦρες* ist nicht um ein Haar besser als die anderen zu der Stelle vorgebrachten Änderungen, denen die Lesung Stadtmüllers (Blätter für die bayr. Gymnasien 1895, S. 149) *καὶ πάρος γὰρ | φῶς* (oder *ῥῦμ'*) *εὕρες, εὖ νῦν* hinzugefügt sei (vgl. des Ref. 'Drei- und vierzeitige Längen bei Euripides', S. 19 f.).

Meist sind es Stellen aus den Dialogpartien, die Holzner unter fleißiger Berücksichtigung seiner Vorgänger behandelt; besonders zahlreich ist die Helena und Andromache vertreten. Dass bei einer solchen Masse von Vorschlägen neben mancher reifen Frucht auch unreifes Obst auf den Markt gebracht ist, wollen wir dem Verf. nicht allzustark ankreiden. Die Euripideserklärer werden die Schrift, welche für die eingehenden Studien des Verf.s und

[illegible]

[illegible] Kenntnis der Sprache des Euripides ehrenvolles Zeugnis liefert, nicht übersehen.

Wien. Siegfried Reiter.

C. Julii Caesaris commentarii de bello Gallico. Zum Schulgebrauche mit Anmerkungen herausgegeben von Prof. Hermann Rheinhard. 8. Aufl. ohne Abbildungen herausgegeben von Prof. Dr. Sigmund Herzog. Mit 3 Registern und 1 Karte von Gallien. Stuttgart, Paul Neff's Verlag 1895. 8°, VI u. 236 SS.

Das Auffallende an dieser Ausgabe, dass nämlich diesmal der bekannte prächtige Bilderschmuck wegfiel, und das zu einer Zeit, da fast alle Verleger es sich angelegen sein lassen, den neuen Strömungen im philologischen Unterrichte dadurch gerecht zu werden, dass sie möglichst Bilder und Karten in die Schulbücher hineinthun, diese Auffälligkeit sucht der neue Herausgeber im Vorworte zu begründen. Er sagt: „Zur Veranstaltung einer Ausgabe ohne Illustrationen, aber mit Anmerkungen bestimmte den Herausgeber und die Verlagshandlung einmal die Rücksicht auf die entsprechenden Schulausgaben der Viri illustres und des Cornelius Nepos, sodann die Wahrnehmung, dass manche Anstalten illustrierte Ausgaben nur ungern in den Händen der Schüler sehen." Beides praktische Gesichtspunkte, die man gelten lassen kann, vorausgesetzt, dass hiemit auf die illustrierte Ausgabe nicht gänzlich verzichtet wird. Im übrigen kann es für mich keinem Zweifel unterliegen, dass man das vorliegende Buch, so lange es die Anmerkungen unter dem Texte hat, dem Schüler zum Gebrauche während der Unterrichtsstunden auch nicht in die Hand geben kann, weil seine Aufmerksamkeit immer vom Texte auf die Anmerkungen abgelenkt wird und er bei einer Frage, z. B. sachlichen Inhalts, nie selbständig denken, sondern in erster Linie unter dem Strichs sich raths erholen dürfte. Aber für die häus[illegible] Vorbereitung ist das Buch sehr zu empfehlen. Nimmt der [illegible] Präparation [illegible] dann hat er ein prächtiges [illegible] das ihm alle erlaubte Er[illegible] [illegible] Übersetzungsbilder [illegible] Natur sind, auf parallele [illegible] Vergangenheit [illegible] von Her[illegible] [illegible] gebessert worden. [illegible]

Hier wird zusammenhängend besprochen: I) Stärke und Bewaffnung der Legion. Bewaffnung der Gallier und Germanen; II) Aushebung, Ausbildung der Soldaten, Sold und Belohnung der Officiere und Soldaten; III) Das römische Lager; IV) Die Aufstellung zum Gefecht; V) Stellung und Rangverhältnisse der Centurionen; VI) Kriegerische Auszeichnungen; VII) Der Mauerbrecher; VIII) Verwendung und Vertheilung der Beute; IX) Das Flottenwesen der Römer und X) Der Bau der Rheinbrücke. Die Erörterungen sind klar und kaum ernstlich ab und zu anfechtbar; verschiedene Auffassungen, z. B. über die Rangsverhältnisse der Centurionen, werden, wie schon bemerkt wurde, dem Leser nicht vorenthalten. Kleinigkeiten, wie etwa, dass 'centurio' mit 'Hauptmann' wiedergegeben wird, u. ä. ändern an dem guten Urtheile über das Buch nichts.

Es folgen dann drei Register, welche Geographisches im engsten Anschlusse an Meusel, Sachliches und Personen behandeln. Eine rein gezeichnete Karte beschließt das schön gedruckte und ausgestattete Buch.

Bezüglich des Textes gesteht der Herausgeber selbst, dass er sich „mit voller Entschiedenheit an die bahnbrechenden Arbeiten von Meusel angeschlossen habe". Wie weit er in dieser Beziehung gegangen, mag eine Vergleichung z. B. des II. Buches mit M.s Ausgabe zeigen. Abgesehen von orthographischen Kleinigkeiten, z. B. nonnullus gegen non n., — er schreibt auch ex*s*truo, conicio gegen coicio, co*l*loco, i*r*rideo, öfter *ab*, wo M. *a* hat u. ä. — und hie und da abweichender Interpunction habe ich Folgendes notiert: 3, 1 Andocumborium ($\alpha\varrho$)[1]) gegen Andebrogium ($B^2\pi h^m$), nicht mit Unrecht; ib. 2 Belgis reliquis (α) gegen rel. B. (β); solche Umstellungen noch 4, 2 fines suos (α); 24, 4 ad Caesarem missi (α); ib. castra compleri nostra (α); 39, 3 CC pedum (α) alles gegen β. In diesem Punkte halte ich eine Entscheidung für verfrüht; die Frage nach der Wortstellung bei Cäsar ist noch ungelöst;[2]) deswegen muss man Herzog rechtgeben, wenn er an α festhält. 4, 10 Caeroesos (α) mit Unrecht, weil c(a)erosos in β von Oros. gestützt wird. 5, 4 schreibt er *vidit*, das M. nach dem Vorgange des Vascosanus aus nicht recht ersichtlichen Gründen in eckige Klammern that. Solche Klammern haben wir noch abgesehen von 1, 1 [in hibernis], [eorum] 15, 4, [in] 21, 1, welche Wörter Herzog vollständig tilgte, in 6, 3, wo H. mit den Handschriften portas succendunt schreibt, M. dagegen [portas] succedunt mit Kraner. Kraners Conjectur ist gewiss sehr beachtenswert, aber hingegen muss man wieder sagen, eine innere Nöthigung, hier zu ändern, ist doch nicht vorhanden; die handschriftliche Lesart ist ja ganz gut erklärbar, zumal ja das Feuer ganz

[1]) Die Bezeichnungen nach Meusels kritischer Ausgabe.

[2]) Vgl. mein Progr. 'Cäsars Bürgerkrieg usw.' Czernowitz 1893, S. VI u. bes. VII.

selbstverständlich bei den gewiss minder für große Belagerungen ausgerüsteten Belgiern und Galliern eine große Rolle spielen musste. M., der, wie ich es in der Anzeige seines Buches bemerkte (Z. f. ö. G. 1895, S. 23 ff.), unverhältnismäßig viele Conjecturen in den Text aufnahm, scheint doch nicht ganz sicher an dieser Stelle gewesen zu sein, denn er gibt dort unter dem Striche auch seine Conjectur zum besten: portas succendunt murumve (für murumque). Das -que aber, consecutiv gefasst, ist gerade an seiner richtigen Stelle, weil die Aufmerksamkeit des Feindes durch den Brand der Thore abgelenkt wird und daher das Breschelegen in die Mauer von selbst dem Feinde leichter wird. Ich möchte also auch hier Herzog recht geben.

19, 7 klammert M. [et iam in manibus nostris] ein. Dinter sagt im kritischen Anhange seiner commentierten Ausgabe[9] ganz mit Recht, dass zur Tilgung der ['störenden, aber nöthigen'] Worte kein Grund vorliege. Herzog stellt um: His — decucurrerunt. Eadem autem celeritate — contenderunt, ut paene uno tempore — viderentur. Ich weiß nicht, ob das H.s eigene Conjectur ist, aber sicherlich macht so der Satz den besten Eindruck, und es scheint alles in Ordnung zu sein.

11, 6 schreibt H. mit α sub occasumque — M. mit β sub occasum; 16, 3 his (X) gegen iis (ed. 1 und an ähnlichen Stellen hat β so); 31, 1 moenibus mit α gegen muris mit β bei M.; 32, 3 suos, illi se, quae (β) gegen M. suos, quae mit α; 33, 4 spes salutis (α) gegen spes bei M. mit β, lauter Stellen, die mit der principiellen Stellung gegenüber den beiden Handschriftenclassen zusammenhängen. — An der schon erwähnten Stelle 24, 4 castra compleri nostra nach α, wo nostras steht, liest M. mit β castra [nostra] compleri, klammert aber nostra ein, freilich mit S. Wohl erscheint noster in diesem Capitel fünfmal, und das möchte wohl Grund gewesen sein, es an dieser Stelle auszulassen, aber man vergleiche, was ich über diese Erscheinung in meinen Caesariana (Serta Harteliana, Wien, Tempsky 1896) S. 224 f. gesagt habe. Ich kann auch hier Herzog nicht Unrecht geben. Bleiben nur noch zwei Stellen übrig. 25, 1 hat Herzog vidit nach impedimento mit der Aldina gestrichen. Der Satz wird so erst recht unklar. Wegen des im selben Capitel und Paragraphen vorkommenden vidit nach angusto verweise ich auf meine Caesariana a. a. O. Ebensowenig kann ich mit Herzog übereinstimmen, wenn er 27, 2 mit β pugnae schreibt. Das bleibt unter allen Umständen bedenklich, nicht minder als das wässerige 'pugnant, quo' in α. Unter diesen Umständen dürfte wohl, wenn man es nicht vorzieht, das Wort mit Nipperdey zu streichen, Weissenborns *pugnando*, welches M. aufnahm, doch noch am besten sein.

Wenn man also nach diesen Proben ein Urtheil über die Textgestaltung abgeben soll, so kann man wohl nicht anders, als sagen, dass Herzog sich alle Mühe gegeben hat, einen guten,

möglichst gesicherten Text zu geben. Im ganzen sei also seine Ausgabe Lehrern und Schülern bestens empfohlen.

Czernowitz. Dr. A. Polaschek.

Ägyptische Urkunden aus den königlichen Museen zu Berlin. Herausgegeben von der Generalverwaltung. Griechische Urkunden. VII.—XII. Heft. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1893—1895. Jedes Heft zu 32 Bl. 4° und 2 Mk. 40 Pf.

Schon war in rüstigem Vorwärtsschreiten der zweite Band dieser Ausgabe griechischer Papyri in Angriff genommen und vier Hefte dieses Bandes herausgegeben worden, als kürzlich die langersehnten Indices zum ersten Bande, welche das zwölfte Heft bilden, erschienen. Gleichzeitig mit diesem habe ich noch die fünf vorausgegangenen Hefte anzuzeigen. Heft 7 und 8 rührt von Viereck, 9 und 11 von Krebs her, Heft 10 fast ganz von Wilcken (Nr. 322 Krebs-Wilcken, 324 und 326 Krebs).

Die unverdrossene Sorgfalt, mit der die Herausgeber bemüht sind, in möglichst rascher Folge das gesammte Urkundenmaterial der gelehrten Welt zur Benützung und Bearbeitung vorzulegen, verdient nach wie vor uneingeschränkte Anerkennung. Gern nimmt man die Schwächen in Kauf, die damit unzertrennlich verbunden sind, und die zumal bei einem solchen Studienobjecte, wo sichtbarer als sonstwo dies diem docet, unter keinen Umständen ganz zu vermeiden waren. So mehren sich allerdings die Berichtigungen in beängstigender Weise. Hingegen ausgelassene oder verstellte Accente und Klammern, worunter manchmal selbst die Gewissheit über das im Original Erhaltene leidet, die unter 236 fehlende Unterschrift oder andere Kleinigkeiten als Vorwurf anzurechnen, wäre bei der Raschheit, mit der die Arbeit im Interesse der Mitforscher betrieben wird, wahrhaft ungerecht. Ebenso ist es natürlich, dass sich infolge der Theilung der Arbeit manche Ungleichheiten einstellen, die übrigens nicht zu sehr ins Auge fallen. Unbegreiflich aber ist es mir, dass alle drei Mitarbeiter, wenn auch nicht mit gleicher Consequenz, sich die Mühe nicht verdrießen ließen, sämmtliche orthographischen Nachlässigkeiten der Texte unter dem Striche richtig zu stellen. Wenn 191, 10 *ἰσί* = *εἰσί*, 247, 2 *μυ* = *μοι*, 248, 29 *λοιπήσις* = *λυπήσεις*, 317, 14 *στιχῖ* = *στοιχεῖ*, 340, 20 *ἐπί* = *ἐπεί* erklärt wird, so mag dies für manche Benutzer eine Erleichterung sein; aber wozu werden Formen, wie *συνχορῶ* (251, 16), *πρόκιται* (300, 23), *ὑπάρχι* (301, 13), *οὐκ οἱ* statt *οὐχ οἱ* (313, 3), *ἐνδωξωτάτου* (320, 6), *κλεπέντων* (322, 27), die doch jeder, der griechische Papyri studieren will, ohneweiters verstehen muss, mundgerecht gemacht? Nicht zu billigen ist es, wenn 240, 6 für *χειλίας* die attische Form *χιλίας*, 332, 6 für *ἐπιτετευχότας* irrigerweise *ἐπιτετυχότας*,

316, 34 für *γεινομένης* die in der Zeit des Papyrus (359 n. Chr.) längst außer Gebrauch gekommene Form *γιγνομένης* eingesetzt wird, während 238, 555 richtiger *γίνονται* aufgelöst wird. Ein Versehen blieb 324, 3 unbemerkt, wo im Texte *ἀποδεδιγμ(ένῳ)*, unter dem Strich *ἀποδεδειγμένου*, ferner 339, 18, wo im Texte *γεωργῖ*, unter der Linie ebenfalls l. *γεωργῖ* steht; 360, 6 dagegen ist *γεωργῖτε* ohne Umsetzung in die uns geläufige Form geblieben.

Bei dem Erhaltungszustande der meisten Stücke ist es selbstverständlich, dass für eine Nachlese an Emendationen und Ergänzungen ein weites Feld offen steht, und es wäre zu wünschen, dass Juristen und Philologen, Byzantinisten und Historiker sich in die lohnende Aufgabe theilten. Ich will mich hier in Hinblick auf den Zweck dieser Anzeige damit bescheiden, ganz wenige Beiträge zu bringen. 186, 9 müsste mit Rücksicht auf Z. 7 und 25 *Στοτοήτεως* ergänzt werden. 247, 3/4 ist vielleicht gemeint *μίαν ῥοιὸν ἐς τὰ σπυρίδιον* (= *ἐν τῷ σπυριδίῳ*); das Verbum *φέροι* od. dgl. ist mit den vorangehenden Zeilen verloren gegangen. 261, 14 dürfte das räthselhafte Wort *ἔλεγες* sein; Z. 21—23 *Οὐδὲν ἐγὼ δίδω Θερμουθᾶτι ὅτι ἤρηχεν Ζωιδοῦς μὴ δίδε* (sic!) *αὐτῇ* sind zweifellos die Worte der Taesis, während die Interpunction der Ausgabe zu einer anderen Auffassung verleitet; die folgenden Worte sind schwer verständlich, was bei der wüsten Orthographie dieser Nummer nicht wundernehmen darf; es mag etwa folgendermaßen zu lesen sein: *Σὺ οἶδες οὖν, τῇ ἀδελφῇ σου ὡς ἔγραψες Ἡρᾶτι, τοῦ νῶν διδῶσαι ἡμῖν.* Zu 303, 12 bringt der kritische Apparat eine Notiz, deren Beziehung hätte klarer gemacht werden müssen; ferner durften die tachygraphischen Zeichen des Schlusses hier, dann 304 und 310 nicht vorenthalten werden, zumal ja auch sonst unverständliche Zeichen in möglichst getreuer Nachbildung wiedergegeben sind; 303, 23 wird wohl statt des Conjunctivs eher *παρασχήσω* zu verstehen sein. 326, 7 ist unrichtig *Νοεμβριῶν*, 11 *Μαρτιῶν* betont; die richtige Betonung ist 316, 2 beobachtet (*Ὀκτωβρίων*). 335, 6 ist *ἀπάλλαξε* wahrscheinlich eine nachclassische Imperativform und somit vor *ἡμέρᾳ* stark zu interpungieren. Viel Fragliches ist 340 stehen geblieben; der Zusammenhang scheint mir Folgendes an die Hand zu geben: Z. 6 *ἐπεκλήθην*, 7 und 18 *καταλογισμοῦ*, 11 *ὤφιλον*, 12 *ἀργυρίων*, 16 *μοι*, 17 *ἃ ἐγώ*, 19 etwa *βεβέου* (vgl. 191, 9). 359, 2 soll das vermeintliche o in *Σωτᾷ* gewiss nur die Schlinge des *α* vergrößern.

Das Schlussheft enthält außer den Indices Nachträge und Berichtigungen S. 353—359, weitere Nachträge und Berichtigungen S. 395—397, endlich Nachträge zu diesen Nachträgen, eine Spaltung, die sich wohl noch in letzter Stunde hätte beseitigen lassen. Überdies genügt es nicht einmal, an diesen drei Stellen und außerdem für die ersten drei Hefte noch in den Nachträgen und Berichtigungen des fünften Heftes unter der betreffen-

den Nummer nachzusehen; denn mehrfach sind unter einer Nummer gleichartige Verbesserungen anderer Nummern zusammengestellt, die an ihrer Stelle nicht wiederholt werden. So liest man S. 356 zu 104: „104, 1..105, 1. 169, 2. 172, 2. 263, 2. l. *προ(χρείαν) χειρόγραπ(τον)* (104, 1. 105, 1. 172, 2.) *σπερμάτ(ων)* (Wilcken). In 104, 105, 169, 172, 263, 280, 289 und 294 ist die 1. Hand stets dieselbe" oder S. 357 zu 169: „5 l. *Πατ(σώντιος)*. Ebenso 170, 6. 205, 4. 206, 2. 207, 3. 209, 3. 263, 5. 278, 2. 280, 5. 285, 3. 4 (?). 294, 4 und 331, 3 (Krebs - Viereck - Wilcken)." — Dankenswerte Beigaben dieses Heftes sind ferner das Verzeichnis der Literatur über die Papyri des ersten Bandes, wozu jetzt noch ein Aufsatz von Mitteis im Hermes XXX, 564 ff. kommt, die Angaben der Originalnummern der im ersten Bande publicierten 361 Stücke, eine Zusammenstellung der Siglen (Maß und Gewicht, Münzen, Zahlen, Brüche, Verschiedenes), endlich zwei Lichtdrucktafeln, welche drei verhältnismäßig gut lesbare Texte (19 II, 140, 153) reproducieren.

Den Hauptttheil des Heftes nehmen naturgemäß die Indices ein, über die sich die Verlagsbuchhandlung in einer Vorbemerkung so äußert: „Zu besserer Veranschaulichung des Inhaltes der 'ägyptischen Urkunden' ist diesem ersten Bande das vorliegende erschöpfende Register beigegeben worden; in der Folge werden die Register zu den einzelnen Bänden wesentlich kürzer gehalten werden, während ausführliche, eine Reihe von Bänden umfassende Register in größeren Zwischenräumen erscheinen sollen." Nach Stichproben zu urtheilen, sind die Indices sehr gewissenhaft gearbeitet und enthalten im Gegensatze zu den Nachträgen und Berichtigungen durchaus richtige Zahlenangaben. Sie sind in zwölf Abschnitte getheilt: Eigennamen (nicht accentuiert), Kaiser, Consulate und Indictionen, Beamte, Militärisches, Religiöses (Götter, Priester, Feste, Christliches), Geographisches (*A.* Länder, Völker, Gaue, Städte usw.; *B.* Dörfer; *C.* *ἐποίκια*, *τόποι*, *πεδία* u. ähnl.; *D.* Strassen, Plätze, öffentliche Gebäude usw.; *E.* Demotika), Abgaben u. dgl., Monate und Tage, Maße und Gewichte, Münzen, Wortindex. Was man ungern missen wird, ist ein orthographischer und ein grammatischer Index. Doch seien wir dankbar für das Geleistete! Hervorragendes Interesse beanspruchen der Namenindex, das Beamtenverzeichnis und das Wortregister. Besonders der erste zeigt so recht den internationalen Charakter des damaligen Ägyptens. Interessant, aber leicht erklärlich ist die große Menge der aus dem Lateinischen entlehnten technischen Ausdrücke, die weit zahlreicher sind, als in den gleichzeitigen Inschriften Kleinasiens. Hervorheben will ich nur noch, dass das früheste durch eine fixierbare Indictionszahl vertretene Jahr 556 ist, und dass nur eine einzige griechisch-römische Gottheit erscheint, die Dioskuren.

Man hat vollen Grund, allen denen, die an der Herausgabe des Werkes betheiligt sind, für die rasche und treffliche Vollendung

des ersten Bandes Dank zu sagen und weiteres Gedeihen des Unternehmens zu wünschen. Wir Österreicher dürfen ohne Neid auf diesen schönen Erfolg blicken, seit das corpus papyrorum archiducis Rainer Austriae auf den Plan getreten ist und in vornehmer Weise Österreich in den Wettstreit der monumentalen Papyruspublicationen eingeführt hat.

Wien. E. Kalinka.

S. Friedmann, La lingua gotica. Grammatica, esercizi, testi, vocabolarii. Mailand, Ulrich Höpli 1896 (Manuali Hoepli [Milano], serie scientifica 214 215).

Um der italienischen studierenden Jugend es zu ermöglichen, sich in kurzer Zeit mit den Grundzügen der gothischen Sprache und Sprachlehre bekannt zu machen, hat der Mailänder Prof. S. Friedmann dies Handbüchlein geschrieben. Wissenschaftlich bietet es deshalb nichts Neues, der Verf. hat aber den Stoff mit anerkennenswerter Geschicklichkeit behandelt, so dass der praktische Zweck, den er damit verfolgte, wohl erreicht werden dürfte. Einem übersichtlichen, kurzen Abrisse der gothischen Laut- und Formenlehre, der sich auf L. Meyer, Brugmann und Braune stützt (S. 1 bis 75), folgt ein 'vergleichender Anhang', in dem die Entsprechungen der gothischen Laute in den anderen indogermanischen Sprachen angegeben, das Gesetz der Lautverschiebung, das Verners und der Ablaut besprochen werden (S. 76—102); zum Schlusse werden dann die Abweichungen der gothischen Laute von den urgermanischen aufgezählt und mit Beispielen belegt (S. 103—112). Da der Verf. die besten Quellen benützt hat, so ist gegen seine Ausführungen wenig oder nichts einzuwenden. Sehr geschickt sind die nun folgenden Übungssätze — sämmtlich der gothischen Bibelübersetzung entnommen — in 22 Paragraphe zusammengestellt nach dem Muster lateinischer und griechischer Übungsaufgaben für Gymnasiasten, um abschnittweise die einzelnen Beugungsformen einzuüben. Auf weiteren acht Seiten folgen zusammenhängende Texte aus den gothischen Evangelien. Das für die Übungen und Texte vollständig ausreichende Wörterbuch (gothisch-italienisch) gibt bei den einzelnen Worten auch die Herkunft und etymologische Verwandtschaft der Wurzeln mit Verweisen auf die gelehrte Literatur an, die zu weiteren, gründlicheren Studien Anregungen geben sollen. Recht verwendbar und praktisch sind auch die diesem Wörterbuche (S. 155—293) folgenden Indices: ein deutsch-, ein englisch-, ein griechisch- und ein lateinisch-gothischer, d. h. eine Zusammenstellung jener deutschen, englischen, griechischen und lateinischen Worte, die im Gothischen ihre (lautlichen) Entsprechungen haben. Wenn sie auch nicht ganz vollständig sind, so geben sie doch ein gutes Bild der engen Verwandtschaft der genannten indogerma-

nischen Sprachen untereinander, das besonders weitere Kreise und Laien auf sprachlichem Gebiete belehren kann.

Graz. Dr. Ferd. Khull.

Schmeckebier, Dr. O., Abriss der deutschen Verslehre und der Lehre von den Dichtungsarten. Zum Gebrauch beim Unterrichte. 3. umgearb. Aufl. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1892. gr. 8°, 32 SS.

In der Zeit, wo die metrischen Probleme auch für die Koryphäen der Wissenschaft ein noli me tangere waren und die metrische Forschung auf eine mehr oder weniger mechanische Statistik beschränkt war, die einer dem andern auf Treu und Glauben abguckte, hat sich nicht bloß in weiteren, sondern auch in gelehrten Kreisen allein das Lehrbuch von Schmeckebier Ansehen zu verschaffen gewusst, aus dem der oben citierte Leitfaden ein bloßer Auszug ist. Ich irre wohl kaum, wenn ich diese Beliebtheit zum großen Theile auf Rechnung eines Nebenumstandes setze; denn immer, wo Autor und Leser sich um die Hauptsache herumdrücken, entscheiden die Nebensachen. Und Schmeckebier hatte die deutschen Schulmänner und Gelehrten an ihrer schwächsten Seite gefasst, als er ihnen anstatt der griechischen und lateinischen eine deutsche Terminologie vorführte und nicht von Dipodie und Tripodie, sondern von Zweifuß und Dreifuß redete. In dem allgemeinen Jubel über diese Neuerung war man froh, durch leidige metrische Fragen nicht weiter belästigt zu werden, und man gab dem Manne, der in die Verslehre die deutschen Kunstwörter eingeführt hatte, auch in sachlicher Beziehung ein für allemal sein Vertrauen kund.

Ich muss mir im Interesse der Schule nun doch erlauben, an den Grundlagen dieser Verslehre Kritik zu üben, und ich lege dabei den Text der ersten Capitel zugrunde, an den ich meine Einwendungen unmittelbar anknüpfe.

1. „Die Griechen maßen die Silben nach der Zeitdauer ... der deutsche Vers wägt die Silben nach ihrer Bedeutung, er beruht auf der Betonung."

Das ist, in dieser Formulierung, falsch. Denn es wägen wohl die Deutschen in ihrer natürlichen Sprache die Silben nach ihrer Bedeutung, nicht aber wägt der deutsche Vers, der die Betonung meistens aus der Prosa übernimmt. Richtig ist vielmehr das Gegentheil: der griechische Vers wägt die Silben nach ihrer Bedeutung (nämlich für den Vers); er sagt zu einer Silbe: du bist Arsis, zur andern: du bist Thesis.

2. „Der deutsche Vers beruht auf der Betonung." Das thut der griechische auch; denn ein Spondeus ist nicht bloß – –, sondern ⏑́ – oder – ⏑́ (mit dem Versaccent). Richtig ist nur, dass der deutsche Vers auf der natürlichen, der griechische Vers auf einer künstlichen beruht.

3. Wenn aber der griechische Vers auf der Zeitdauer, der deutsche auf der Betonung beruht, wie Schmeckebier meint, wozu denn dann das Capitel über den „Takt des Verses“? Und was sollen wir denn mit Sätzen anfangen wie die folgenden: „Der Vers ist gebunden durch den Takt“ und „Der Takt des Verses entspricht dem Takt der Musik“? Ist denn damit nicht hinterher ausdrücklich zugestanden, dass die Zeitdauer auch im deutschen Vers ihre Rolle spielt?

4. „Der Vortrag eines Verses unterscheidet sich bei uns in nichts von dem eines prosaischen Satzes. Es ist in jedem Falle falsch, ein Wort im Vers anders zu betonen, als es in Prosa betont würde.“

Dieser Satz, der wiederum in ungeschickter Formulierung einen wahren Kern enthält, würde bei consequenter Durchführung jede Verskunst unmöglich machen. Er widerspricht auch so einfachen Thatsachen wie z. B. der, dass das Wort pálast nur im Vers auf der ersten Silbe den Accent haben kann, während es in Prosa immer palást heißt.

5. „Der Hauptton ruht auf der ersten Silbe des Wortes, die in den meisten Fällen zugleich die Stammsilbe ist.“

Umgekehrt ist dieser Satz ganz richtig: der Accent ruht auf der Stammsilbe, die in den meisten Fällen zugleich die erste Silbe ist.

6. „Von der Hauptsilbe steigt der Accent herab auf die weniger betonten(!) Silben des Wortes, so dass er abnimmt von Silbe zu Silbe.“

Diese Lehre vom Nebenaccent ist eine reine Ungeheuerlichkeit! Sie passt nicht einmal ganz auf Schmeckebiers eigene Beispiele: denn gerade im Vers wird sehr oft hímmlischè betont (Grillparzer: ünd auf hímmlischèm Gefieder | kehrt das Leben mir zurück). Sie wird aber durch jedes zweite oder dritte Wort mit Nebenaccent widerlegt: sagen wir béssère, und nicht vielmehr bésserè?

7. „Wie in der prosaischen Rede stärker betonte Silben mit schwächer betonten wechseln, so geschieht es auch im Verse, nur hier nach bestimmten Gesetzen.“

Ich wünschte aus einer deutschen Verslehre zu erfahren, nach welchen „Gesetzen“ der Wechsel in den sogenannten deutschen Versen, d. h. im Knittelvers und in den freien Rhythmen geregelt ist? Diese Hauptsachen kann man doch nicht unbestimmt lassen.

8. „Ein Vers, welcher mit der Hebung beginnt und einsilbige Senkungen hat, ist trochäisch“ (usw. jambisch, daktylisch, anapästisch; von jeder Gattung Zweifüße bis Achtfüße).

Ich lege keinen Wert darauf, dass auch dieser Satz nur zum Theil richtig ist. Denn es ist zwar jeder Versfuß, der mit der Senkung beginnt, ein Jambus; aber es beginnt ein sehr ansehnlicher Bruchtheil unserer fünffüßigen jambischen Verse mit

der Hebung, besonders wenn man an dem Grundsatze Schmeckebiers festhält, dass es falsch sei, ein Wort im Vers anders zu betonen als in der Prosa. Was ich hier beanstande, ist bloß die Vermischung der griechischen und der deutschen Terminologie, zu der sich der Verf. offenbar durch die Rücksicht auf den Unterricht in den antiken Sprachen hat verleiten lassen. „Jambischer Zweifuß" — damit ist gar nichts gethan; können wir „jambisch" und „trochäisch" nicht entbehren, dann liegt an der „Dipodie" und „Tripodie" auch nichts. Auch sachlich ist nichts gewonnen, wenn die Lehre von den Versfüßen übersprungen wird und dann doch die Lehre vom Takt dafür eingesetzt werden muss. Ich bin auch der Meinung, dass wir ohne die Terminologie der antiken Metriker und Rhythmiker unser Auskommen finden könnten; aber dann muss man die Sache consequenter anpacken als Schmeckebier. Und man muss sich vor allem über die Principien der Verskunst klar geworden sein, was bei Schmeckebier nicht der Fall ist.

Und darum kann ich seine Verslehre den Schülern nicht empfehlen; ich muss vielmehr vor ihr warnen.

Wien. J. Minor.

Abriss der deutschen National-Litteratur. Nach G. Brugier zum Gebrauch an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung bearbeitet. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung 1895. 8°, X u. 286 SS. Preis 2 Mk. 20 Pf.

Der Bearbeiter der Brugier'schen Literaturgeschichte, der sich auf dem Titelblatte nicht nennt, ist nach dem Vorwort E. M. Harms. Das Buch steht auf streng katholischem Standpunkt. Von der Zeit der Reformation an werden die katholischen Autoren durch einen beigefügten Stern ausdrücklich als solche kenntlich gemacht. Jeder Schriftsteller wird daraufhin geprüft, ob seine Werke mit den Lehren der Kirche in Einklang stehen. Keineswegs ist aber der Verf. ein Fanatiker. Er sucht nach Kräften den ästhetischen Leistungen der protestantischen Dichter, insbesondere unserer Classiker, gerecht zu werden, so verschieden auch ihre Weltanschauung von der seinigen ist. Allein was man von einer Literaturgeschichte verlangt, die Entwicklungsgeschichte dichterischer Formen und Gattungen findet man hier nicht. Das biographische Moment tritt zu sehr in den Vordergrund. Die Charakteristik geht selten tiefer. Am störendsten ist dies in den letzten Paragraphen, die eine große Zahl moderner Schriftsteller behandeln; die Darstellung sinkt hier stellenweise zur Nomenclatur herab. Zahlreiche unrichtige Behauptungen wären bei eingehenderem Quellenstudium unmöglich gewesen.

Wien. Dr. M. H. Jellinek.

J. Schipper, Grundriss der englischen Metrik (auch unter dem Titel: Wiener Beiträge zur englischen Philologie. Unter Mitwirkung von K. Luick und A. Pogatscher herausgegeben von J. Schipper. III). Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller 1895. 8°, XXIV u. 404 SS.

Im Jahre 1881 erschien der erste Band von Schippers „Englischer Metrik", welche von den Anglisten aufs freudigste begrüßt wurde. Es war der erste Versuch, für die englische Rhythmik zu leisten, was für die Laute und Formen des Englischen bereits geleistet worden war: es war die erste geschichtliche Darstellung der englischen Metrik von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Seit dem Erscheinen des ersten Bandes sind nun fünfzehn Jahre verstrichen; mittlerweile hat die Theorie des altgermanischen Verses sehr bedeutend an Tiefe und Sicherheit gewonnen, und auch über die Rhythmik der späteren, der englischen Zeit, haben eine Reihe von Specialuntersuchungen neues Licht verbreitet. Eine neue Bearbeitung ist daher aus wissenschaftlichen Gründen äußerst willkommen; in der Form eines „Grundrisses" aber war das Werk geradezu ein unabweisbares Bedürfnis. Die ganze Anlage des Buches weist in der That auf ein praktisches, ein pädagogisches Ziel hin. Der „Grundriss" bietet, indem er nicht nur die Ergebnisse eigener Forschung, sondern das gesammte Wissen auf diesem Gebiete in knapper Form zusammenfasst, etwas Ganzes, Abgeschlossenes, das für den Moment vollständig maßgebend ist und über alle Fragen orientiert.

Im ganzen ist die Methode dieselbe, welche dem großen Werke seine Bedeutung gab. Auch der „Grundriss" verarbeitet ein überaus reiches Material, auch er bringt eine Fülle von Details und bevorzugt die unbestreitbaren Thatsachen vor zweifelhaften Hypothesen. Schipper geht auch hier dem Problematischen und — in Bezug auf Metrik kann man sagen — dem Unmessbaren aus dem Wege. Wie die englische Sprachgeschichte die heimischen und fremden Elemente gesondert behandelt, so scheidet Schipper auch in der Metrik zwei verschiedene Gebiete: das eine behandelt das nationale Metrum, d. h. die alliterierende Langzeile und ihre Abkömmlinge, im zweiten werden die fremden Metra, also die Rhythmen lateinischen, französischen und italienischen Ursprungs beschrieben, die Strophik bildet einen Abschnitt für sich; in einem Schlusscapitel werden die Nachbildungen antiker Metra im 16. Jahrhundert und in der neuesten Zeit dargestellt.

Die Behandlung der alliterierenden Langzeile hat natürlich eine vollständige Umarbeitung erfahren; aber im wesentlichen haben die von Sievers aufgestellten Typen Schippers Auffassung sowohl der altenglischen wie der mittelenglischen Langzeile nur bestätigt. Sehr lehrreich ist hiefür eine rückläufige Darstellung des vierhebigen Verses in Beispielen von der Gegenwart bis zur ältesten Zeit, welche die Gleichartigkeit des rhythmischen Baues während aller Perioden ihrer Geschichte veranschaulicht; wer nach dieser

Übersicht noch nicht überzeugt ist, von dem sagt Schipper mit Recht in den Worten Aelfrics:

Gif hwá þisses ne gelýfð, he is ungeleáfulic.

Im zweiten Buch kommt der Strophenbau zur Behandlung. Nach einem einleitenden Capitel, in welchem die Grundbegriffe festgestellt werden, entwickelt Schipper die Geschichte der Strophe in mittel- und neuenglischer Zeit. Ein ungeheurer Stoff ist da sauber gegliedert, was früher ein Labyrinth von Willkür und Zufall schien, zeigt sich jetzt als naturgemäßes Werden und wohlbedachte Kunst. Die fünf Capitel des letzten Abschnittes, welche die neuenglischen, unter dem Einflusse der Renaissance und späterer Einwirkung entstandenen Strophen darstellen, gewähren einen tiefen Einblick in die Literatur des 16. Jahrhunderts und der neuesten Zeit.

Wer sich eine Vorstellung davon machen will, wie nothwendig es war, die englische Metrik auf eine streng wissenschaftliche Basis zu stellen, der vergleiche die Art und Weise, wie angesehene englische und amerikanische Literarhistoriker dieses Thema erschöpfen. Es seien nur drei an dieser Stelle genannt: Saintsbury, der Professor der englischen Philologie an der Edinburger Universität, mit seiner „Geschichte der Elisabethinischen Literatur"; Edmund Gosse mit seiner Darstellung der englischen Literatur von 1660—1780 und endlich — last and least — Stedman mit seinem bereits in 2. Auflage vorliegenden Werke über die Dichter im Zeitalter der Königin Victoria. Während in Schippers „Grundriss der Metrik" bei jedem Dichterwerke das Detail festgestellt und durch eine genaue Analyse der Eindruck begründet wird, den wir von dem Rhythmus empfangen — man vergleiche z. B. die Paragraphe über den Blankvers Miltons und Tennysons —, wird in den genannten Werken die Metrik mit allgemeinen Phrasen abgethan, die man beliebig auf jeden Dichter und jedes Gedicht anwenden kann. Es genügt wohl, als abschreckendes Beispiel die Bemerkungen Stedmans über den Blankvers Landors und Matthew Arnolds zu citieren: „Landor's blank verse, the test of an English singer, is like nothing before it, but that of Tennyson and his followers. Like the best pentameter of the present day, it is akin to Milton's; affected, like this, by classical influence, but rather of the Greek, than the Latin; more closely assimilated to the genius of our tongue and with fewer inversions: — terse, yet fluent, assonant, harmonious. Grace and nobility are its prominent characteristics. ..... Matthew Arnold's blank verse in „Sohrab and Rustum" and „Balder Dead", while independent of Tennyson, is the result, like that of the „Morte d'Arthur" of its author's Homeric studies; is somewhat too slow in „Balder Dead" and fails of the antique simplicity, but is terse, elegant, and always in the great manner."

Und da soll jemand eine Vorstellung davon bekommen, wie der Blankvers bei diesen Dichtern beschaffen ist, wie sich beide Dichter in diesem Punkte voneinander unterscheiden!

Das Werk Schippers, das in England das höchste Ansehen genießt, wird wohl auf die englischen Literarhistoriker mit der Zeit seine Wirkung nicht verfehlen.

Wien. L. Kellner.

Leitfaden für den Unterricht in der polnischen Sprache. Von Prof. v. Jaroschowski, Oberlehrer am kgl. St. Matthias-Gymnasium in Breslau. Breslau 1895. VI u. 128 SS.

Das Buch zerfällt in drei Theile: Der erste bringt auf 51 Seiten das Nothwendigste aus der Grammatik (Formenlehre und nur sehr weniges aus der Syntax); der zweite reicht bis S. 95 und enthält in 19 Gruppen geordnet ein Wörterverzeichnis; der dritte Theil bringt polnische Texte zur Einübung der grammatischen Regeln.

Nach des Verf.s eigener Angabe (im Vorworte) hat das Buch den Zweck, „die Erlernung der polnischen Sprache praktisch zu ermöglichen und anderseits Fortgeschritteneren auch ohne einen Lehrer ein Rathgeber bei der Wahl des richtigen Ausdruckes zu sein."

Vor allem sei hier bemerkt, dass der Verf. von dem didaktischen Grundsatze des Fortschreitens vom Leichteren zum Schwierigeren völlig abgesehen hat, was bei einem Lehrbehelfe schwer ins Gewicht fällt.

Der grammatische Theil, der verhältnismäßig viel Raum einnimmt, hebt lediglich Thatsachen hervor, oft ohne die nöthige Erklärung; so muss z. B. der Deutsche die Wandlung auf S. 43: jeździć, jeżdżę — jeździłem, jeżdżony — hinnehmen, wie sie dasteht. Es fehlt jeder Übungsstoff zu den grammatischen Regeln. Muss sich der Lernende bis S. 96 durchschlagen, um das gewiss sehr mühsam erworbene grammatische Wissen zu erproben und sein Können zu versuchen? Es dürfte beispielsweise die Erlernung des polnischen Verbs und der Conjugation in der vorliegenden ziemlich verworrenen Darstellung äußerst schwer fallen.

Vom Verbalstamme ist wiederholt die Rede, ohne dass es irgendwie praktisch ermöglicht wäre, den Stamm zu unterscheiden.

Wenn wir daher auch zugeben, dass die grammatischen Regeln beinahe durchwegs klar und fasslich ausgedrückt und genügend mit Beispielen belegt sind, so kann dennoch dem Verf. der Einwurf nicht erspart werden, dass er auf die gehörige Einübung derselben gar nicht hingearbeitet hat.

Das Wörterverzeichnis enthält sinnverwandte Ausdrücke in Gruppen geordnet — bei dem geringen Umfange des Buches ein ziemlich reichhaltiger Wortvorrath, der aber mit den zur Übersetzung bestimmten Texten und mit dem grammatischen Theile in einem ziemlich losen Zusammenhange steht, denn auf die Gram-

matik wird dabei nicht hingewiesen, bei der Übersetzung ins Deutsche gelangt aber nur ein Theil der Wörter zur Anwendung.

Was schließlich die polnischen Texte anbelangt, so dürften dieselben für Anfänger und selbst für „Fortgeschrittenere" zu schwer sein. Ohne jede Vermittlung wird wohl ein guter Lehrer mit der Übersetzung des Latarnik von Sienkiewicz, obwohl dies eine gewiss anziehende Erzählung ist, kaum den Anfang machen.

Nichtsdestoweniger kann der „Leitfaden" Mangels zweckmäßiger Lehrbehelfe dem polnischen Sprachlehrer gute Dienste leisten. Die ziemlich zahlreichen Unrichtigkeiten wird der Kundige leicht corrigieren und manche Mängel ergänzen, so z. B. im §. 1. Buchstaben-Aussprache: y gleich dem kurzen i in binden? Daher ganz verfehlt die Aussprache: chory = hori, czarny = tscharni, szary = schari, ryba = riba; h stets (?) mit c verbunden gleich dem deutschen h? rz nicht ganz richtig = dem franz. j! Die Angabe der Aussprache des ć, ś, ź, ł, sowie der Silben: sie, sia, zia, dzia, dzie, nie, cie, nia u. ä., die dem Deutschen ganz besondere Schwierigkeiten bereiten, fehlt gänzlich; §. 165 trzeba było nicht = es wäre nöthig, sondern = es war nöthig oder es wäre nöthig gewesen; mgło mi statt mdło mi; tęschno mi st. tęskno mi; §. 166 wlekę st. wlokę, wlekłem st. wlokłem; S. 44 tkać nicht = stopfen, sondern = weben; S. 46 chodować st. hodować; przepowiedzieć = hersagen? §. 167 tam z tąd statt ztamtąd; §. 169 także st. tak że; es sei denn = choćby statt chyba że; §. 171 gdybym mógł, to bym przyszedł ist unter Voraussetzungen wohl erfüllbar. Im Wörterverzeichnisse: S. 53 der Nacken = kręgi st. kark, die Kehle = grdyka st. gardło, die Gedärme flaki st. jelita; S. 54 der Boden = góra st. strych; S. 55 wypłukać w ustach st. usta, talerz miałki st. płytki, podstawek st. podstawka; S. 58 pańczocha st. pończocha. S. 60 ohnmächtig geworden = zemdleć st. omdlały; S. 62 anioł st. anioł, u. so öfters: szkólny, włódarz, tór, mówca, dozórca st. szkolny, włodarz usw.; S. 65 der Oberlehrer = nauczyciel wyższy st. starszy; S. 67 główny mianownik st. wspólny mianownik; S. 68 subjekt st. podmiot, objekt st. przedmiot, predykat st. orzeczenie, turnieje st. gimnastyka, turnować st. gimnastykować się; komedia st. komedya und so öfters; S. 69 Habsucht = łakomstwo st. chciwość; S. 73 lodownik st. lodowiec; S. 79 młockarnia st. młocarnia; cepy st. cep; S. 80 tereśnia st. czereśnia; S. 81 topól st. topola, kwicie st. kwiecie, naganka st. nagonka; S. 82 girafa st. żyrafa; S. 83 szafner niemals! S. 86 policiant st. policyant oder policjant, podatek wprost st. podatek bezpośredni, nie wprost st. pośredni; S. 88 exekucya st. egzekucya; S. 89 ostatnie powołanie st. pospolite ruszenie; S. 91 chełm st. hełm.

Neben den S. VI angeführten drei Druckfehlern fand ich noch folgende: §. 6 lew, §. 84 zwięrząt, §. 140 Singalaris, §. 147 czytałyśmi, §. 166 wezmiesz, wezmij, płyn, płyńę, §. 167 dotąd,

S. 47 *przędzej*, S. 66 *gębka*, S. 68 doctor, S. 73 *zbŕiża*, S. 75 Indie*r*, S. 76 des Gasthof, S. 77 *gurncarz*, S. 78 *stukmistrz*, S. 79 der Hirse, S. 80 *róślina*, S. 82 *zóraw*, S. 84 *pieniędzmi*, *poszport*, S. 85 *presydent*, S. 100 *sią*, S. 101 *wsystkiem*, S. 107 *ubóstwo*, S. 115 *śpiewu*.

Lemberg. Eduard Charkiewicz.

Victor Hehn, Culturpflanzen und Hausthiere. 6. Aufl. neu herausgegeben von O. Schrader. Mit botanischen Beiträgen von A. Engler. Berlin, Gebrüder Borntträger 1894. gr. 8°, XXVI u. 625 SS.

Es wird kaum nöthig sein, über Hehns bekanntestes Buch und seine Bedeutung für die Wissenschaft ein Wort zu verlieren. Zum erstenmale nach dem Tode seines Verf.s liegt es jetzt in einer Neuauflage vor, die durch ihre Zusätze und Berichtigungen seine Benützbarkeit um ein Bedeutendes erhöhen. Prof. Englers durchaus fachmännische pflanzengeographische und pflanzengeschichtliche Beiträge, die es enthält, sind umso wichtiger, als sie vielfach die Ansichten Hehns von der ausschließlich orientalischen Heimat einzelner Culturpflanzen richtigstellen, was beispielsweise von Weinstock und Feige, Lorbeer und Myrthe gilt. Was die Thätigkeit des Herausgebers selbst betrifft, so bestand sie hauptsächlich darin, die sprachvergleichenden Zusammenstellungen Hehns und die darauf sich bauenden Schlüsse nachzuprüfen. Seine eigenen Vorarbeiten auf diesem Gebiete ließen ihn für diese Aufgabe besonders berufen erscheinen, und wir gestehen gerne, dass er sie durch eine fleißige und methodische Leistung erfüllt hat, die in vieler Hinsicht weniger zur Kritik herausfordert als seine früheren Veröffentlichungen. Aufs deutlichste zeigt sich jetzt, dass Hehn die ältere Cultur des Nordens und der Indogermanen überhaupt bedeutend unterschätzt hat. Mit den Fortschritten der Sprachwissenschaft ist vieles von seinen Beweismitteln entkräftet worden, ja in etlichen Fällen jetzt in gegentheiligem Sinne verwendbar. Natürlich gab es aber auch bei Nebensächlichem manches zu berichtigen. Und es scheint uns fast, dass hier Schrader noch ein mehreres hätte thun können und eher zu schonend verfahren ist als umgekehrt. Die Behauptung, dass aisl. *síld* (und das daraus entlehnte) lit. *sílke*, slav. *seldĭ* nur 'Salzfisch' bedeuten kann (S. 517), hätte beispielsweise nicht ohne Widerspruch bleiben dürfen, da sich diese Etymologie mit den Lauten nicht verträgt. Noch weniger durfte man die Ansicht, dass das Problem von *Saale* = Salzfluss, *Hall* = Salzwerk nur zu lösen sei „durch Annahme keltischer Lautform für das letztere" hingehen lassen. Denn der Wandel von anlautendem *s* zu *h* ist innerhalb des Keltischen dem Gallischen völlig fremd und auf den britannischen Zweig beschränkt und auch hier ist dieser Lautwandel etliche Jahrhunderte jünger als die Zeit, in der gallische Cultur-

einflüsse auf die Deutschen möglich waren. Wer jenes *Hall* und *Saale* etymologisch verbinden will, müsste also für ersteres Entlehnung aus dem Sarmatischen oder Thrakischen voraussetzen, die doch wieder ihre culturgeschichtlichen Bedenken hat. Die Zusammenstellung des Wortes mit dem deutschen *Halle* bei Kluge, Et. Wb. befriedigt freilich auch nicht, zumal es noch gar nicht feststeht, dass es ausschließlich und ursprünglich 'Siedehaus der Salzwerke' bedeutete: vgl. Ottokars Reimchronik 67587: *dâ des bischolfes hal ûz rint und fluz gît*. Einer Berichtigung bedürftig erscheint ferner die Bemerkung S. 536, dass dem gall. *vindos* 'weiß' *cvind* zugrunde liege, da dies gallisch nur *pind* hätte ergeben können. Ebenso Zeuß' Ansicht, dass aus dem alanischen Namen *Aspar* durch ein prosthetisches *g* ein deutscher *Gaspar* in hochdeutscher Form *Kaspar* werden konnte, auf die Hehn S. 312 sich beruft; denn letzteres ist nichts anderes als der Name des ersten der heiligen drei Könige, *Aspar* übrigens vermuthlich gothisch und nicht alanisch, da es auch einen awestfr. *Asperulfus* gibt: s. Koegel, Anz. f. d. A. 18, 59. — Dass der *Schelch*, der im Nibelungenliede genannt wird, unmöglich der Riesenhirsch sein kann, für den ihn Hehn S. 131 noch hält, war auch anzumerken. Und ähnliche Fälle ließen sich noch mehrere aufführen. Aber auch zu Schraders eigenen Aufstellungen und Vermuthungen sind wohl da und dort Einwendungen am Platze. Wenn er unter anderem zu goth. *peikabagms* = 'Dattelpalme' S. 275 bemerkt, dass es wie 'Pechbaum' (= Fichte?) aussieht, und einen Bedeutungswandel erwägt, ist dagegen zu bedenken, dass diese Art der Verwechslung eines einheimischen mit einem exotischen Baume doch höchst sonderbar wäre, und dass ein goth. Wortstamm *peika-*, dem deutsch **Pfeich* entsprechen würde, nicht auf dieselbe Entlehnung des lat. *pix* zurückführen könnte, der unser *Pech* und selbst mhd. *pfich* neben *pech bech* entspringt. Deutlich ist dagegen goth. *peika-*, wie ich schon P Bz. Beitr. 17, 33 gezeigt habe, das lat. *ficus*, aber durch Kelten vermittelt, die *pīkos* daraus machen mussten, geradeso wie die Russen, denen auch das *f* fehlte, aus ahd. *fîga* ihr *pigva* machten. Wenn dies die Bedeutung 'Quitte' angenommen hat, ist es zugleich ein Seitenstück für den Bedeutungswandel, der in goth. *peika-* 'Dattel' vollzogen ist. Wenn goth. *baira-bagms* 'Maulbeerbaum' auf lat. *pirus* zurückgeht, läge ein ähnlicher Fall vor, nur macht hier die Form, da man *paira-* erwarten müsste, Schwierigkeiten, denen sich höchstens durch Annahme einer Volksetymologie (s. Kluge, Et. Wb. unter Birne) begegnen ließe. Die jetzt auch von Kluge gebilligte Ableitung der nordeuropäischen Bezeichnungen des Apfels aus dem Namen der von Vergil als äpfelreich gepriesenen campanischen Stadt *Abella* halte ich ebenfalls für unrichtig. Bedenklich ist sie schon wegen des Fehlens einer an den angeblich zugrunde liegenden Ortsnamen angetretenen Ableitung, ferner wegen der Lautverschiebung, die das deutsche Wort durchgemacht hat

und die doch nicht einmal unmittelbar nach der Entlehnung eingetreten sein könnte, weil das lit. *óbůlas* und aslav. *jablŭko*, das durch die Germanen vermittelt sein müsste, sie nicht zeigt. Überdies wurden die wilden Äpfel, die in den Pfahlbauten der Steinzeit schon in großen Mengen sich finden, sicher auch von den Germanen genossen und benannt. Die Annahme, dass das Wort *Apfel* von *Abella* herstammt, hätte also zur Voraussetzung, dass der alte germ., kelt. und lit.-slav. Name des Wilden Apfels verloren gegangen sei und dass schon vor der germ. Lautverschiebung eine veredelte Sorte (und mit ihr der neue Name) in Nordeuropa Eingang fand. Viel eher scheint mir *Abella* selbst schon 'Apfelbaum' oder 'Apfelhain' zu bedeuten, ähnlich wie deutsch *Affoltern*, ndl. *Apeldoren*, engl. *Appledore* — auch Namen anderer Obstbäume sind ja vielfach zu Ortsnamen geworden — und uns die mit den nordeuropäischen urverwandte italische Bezeichnung zu erhalten, die im Lateinischen später durch dor. *μᾶλον* verdrängt wurde. Ficks Bemerkung in seinem Vgl. Wb.[4] 1, 349: „kelt. *b* = germ. *p* kann nur auf ursprünglichem *g* beruhen; daraus folgt, dass lit. *óbůlas*, lett. *ábůls*, preuß. *w-oble*, ksl. *jablŭko* n. 'Apfel' entlehnt sind und zwar aus dem Keltischen" entbehrt nach jeder Richtung vollständig der Begründung. Bei *Meerrettich* drängt sich allerdings wegen des engl. *horse-radish* der Gedanke an *Mähre*, also die Deutung 'Pferderettich' auf (S. 485). Beachtenswert scheint für diese Deutung auch cymr. *march-ruddygl* oder *rhuddygl y meirch* = 'horse-radish'. Wenn daneben auch *rhuddygl Mawrth*, wörtlich 'Märzrettich', in gleicher Bedeutung angegeben wird, scheint dies darauf zurückzuführen, dass man in *march-ruddygl* den ersten Theil als engl. *march* 'März' missverstanden hat. Aber formell gehört *Meerrettich*, mhd. *merretich*, ahd. *meri-râtich* zu 'Meer', wenn auch das Wort unmöglich 'über das Meer zu uns gekommener, überseeischer Rettich' ausgedrückt haben kann, wie Schaade und Kluge meinen. Möglich ist, dass zwischen einem von *horse-radish* geforderten ahd. **merih-* oder **marh-râtich* und *meri-râtich* Volksetymologie vermittelt. Zur Erklärung des Wortes *Hanf* *κάνναβις* usw. ist jetzt W. Tomaschek, Die alten Thraker (WSB. 130) 13 beachtenswert, wonach es ursprünglich der mercantilen Sprache der Karer und Phoeniker angehört, welche den Stoff aus dem Norden bezogen und zugleich die Bezeichnung hiefür verbreiteten, und durchaus nicht von *κάννα*, hebr. *kanah*, assyr. *kanu* 'Rohr, Geflecht' getrennt werden könne; auch lat. *cana-ba* 'Rohrhütte, Cantine' gehe darauf zurück. Höchst bedenklich scheint mir Schraders Versuch S. 188, *κάννα-βις* **-πις* abzutheilen und den zweiten Theil hiervon mit wotjakisch *piš*, *puš* 'Hanf, Nessel' und ags. *pis* = hæmep zusammenzubringen, da nichts darauf deutet, dass das *ς* in *κάνναβις* etwas anderes als ein Casuszeichen ist. Völlig unverständlich ist mir, was Schrader mit der Bemerkung auf S. 207 sagen will: „Nicht unmöglich wäre, dass das Verhältnis von

ahd. *senaf*, goth. *sinap*, griech. σίναπις, lat. *sinapis* ein ähnliches wie das unter Hanf erörterte ist." Germ. *hanapiz* ist doch schon vor der Lautverschiebung aus einer Nachbarsprache, dem Thrakischen oder Illyrischen, entlehnt worden. Dass die romanischen Benennungen des Bibers aus dem Germanischen stammen, möchte ich nicht so rückhaltlos behaupten, wie Schrader S. 457, da sie ebensogut keltischen Ursprunges sein können. Andererseits stammt oberit. *piò* (tir. *plof*) sicher nicht, wie Schrader S. 542 muthmaßt, aus rät. *ploum*, dessen Existenz durch Baists Conjectur *ploum Raeti* für *plaumorati* des Textes bei Plinius 18, 172 überdies nichts weniger als erwiesen ist, sondern aus lgbd. *plôvus*, zu dessen Form und Verhältnis zu ahd. *phluoc* man jetzt Bruckner, Spr. d. Lgbd. 131 vergleiche. Warum goth. *ahaks* wie ein Fremdwort aussehen soll (S. 582), ist mir unerfindlich. — Nordisch *ketlingr* steht zu ahd. *chazza* nicht in Ablautverhältnis (S. 457), enthält vielmehr Umlaut-*e*. Wenig bedacht ist der Ausspruch auf S. 548: „Die (von Hehn behauptete) Entlehnung des ital. *ausom* in das litauische (*áuksas*) würde wesentlich an Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn es gelänge anders als nur mit Berufung auf etr. *Usil* nachzuweisen, dass die Etrusker ähnlich wie die Italer das Gold benannt hätten; denn die Römer selbst kamen mit dem samländischen Bernstein erst durch die bekannte Reise des römischen Ritters unter Nero (Plin. hist. nat. 37, 3, 45) in directe Berührung. In dieser Zeit lautete aber das Wort natürlich nirgends mehr *ausom*." Ich will nicht dabei verweilen, wie äußerst unwahrscheinlich es ist, dass die von den idg. Italern culturell nicht abhängigen Etrusker deren Bezeichnung für das Gold entlehnt haben sollten. Das Bedenklichste ist, dass sich Schrader vorstellt, dass die Etrusker in vorgeschichtlicher Zeit Handelsreisen nach dem Samlande unternommen haben. Was das Verhältnis von *áuksas* zu *aurum* anbelangt, so scheint es mir sehr wohl möglich, dass an zwei verschiedenen Orten selbständig dasselbe Farbadjectiv die Bedeutung Gold angenommen habe; ebensogut aber ist es denkbar, dass zwischen dem lat. und dem lit. Worte einmal ein urverwandtes germanisches vermittelte, das erst später durch ein synonymes *gulpa*- verdrängt wurde. Auch das Keltische kann ursprünglich ein *auso*- 'Gold' besessen haben, ehe es dem Latein sein *aurum* abborgte. Wir haben hier den Bereich der prähistorischen Archäologie betreten, in den ja ein Buch wie das vorliegende oft genug Anlass hat überzugreifen. Leider geschieht dies von Seite des Autors und Herausgebers nicht in einer Art, die Beifall verdient. Hehns Standpunkt der Urgeschichtsforschung, den „Ausgrabungsarchäologen" gegenüber war ein höchst einseitiger, ja verkehrter; und wie wenig er gerade auf diesem Gebiete später gelernt hatte, zeigt deutlich sein S. XVIII der Vorrede abgedruckter Brief über die Funde von Troia und Mykenae, die er lieber für nachchristlich und gothisch halten denn als Zeugen einer alten einheimischen Cultur

anerkennen will. Hier wäre es Aufgabe des Herausgebers gewesen, offenbaren Irrthümern und Vorurtheilen Hehns die Thatsachen entgegenzuhalten. Allein schon die oben erwähnte Äußerung über die Etrusker zeigt, wie wenig bewandert er selbst auf diesem Gebiete ist. Dieselbe Unkenntnis spricht auch aus einer Bemerkung über das Alter der Töpferscheibe S. 545. Und was soll man vollends dazu sagen, wenn Schrader gegenüber Hehn, der die „kornbauende Steinzeit" der Pfahlbauer bis zum 5. Jahrhundert v. Chr. herabreichen lässt, S. 551 bemerkt: „Gegen diese im obigen gezogene Minimalgrenze des Alters der steinzeitlichen Pfahlbauten dürfte sich auch heute nicht viel einwenden lassen"? Auf das Jahrtausend, um das hier ungefähr fehlgegriffen ist, kommt es uns denn doch an. Und Schrader, der einmal über diese Dinge schreibt, wäre auch verpflichtet gewesen, sich früher über sie zu unterrichten. Es sind dies Mängel, die sich nicht beschönigen lassen.

Wien. Rudolf Much.

Dr. J. Bumüllers Lehrbuch der Weltgeschichte. 7. Aufl. in gänzlich neuer Bearbeitung von S. Widmann. I. Geschichte des Alterthums. Freiburg i. B., Herder. VIII u. 468 SS. Preis 4 Mk.

Aus der kurzen Vorrede des Herausgebers entnimmt man das begründete Unbehagen, das dieser bei der Neubearbeitung eines vor 30 Jahren zum letztenmale aufgelegten Buches empfunden hat. Alle derartigen Neubearbeitungen, ob sie nun Handbüchern oder gelehrten Werken zutheil werden, entspringen ohne Zweifel mehr dem Wunsche der Verleger, die an der altbewährten Flagge einerseits festhalten und andererseits doch ihrem Abnehmerpublicum eine Darstellung, die nach dem neuesten Stande der Kenntnis angefertigt ist, bieten wollen, als der Initiative derer, welchen die wenig beneidenswerte Aufgabe zufällt, das undankbare Geschäft der Umarbeitung zu besorgen. Wie sich das Publicum zu diesen Vernewerungen verhält, kann ich nicht beurtheilen, es wäre aber wohl begründet, wenn es derartige Bücher ablehnen und sich so seine Verleger dazu erziehen würde, ihm entweder das alte Buch, wie es war, wieder aufzulegen, oder wenn das nicht mehr thunlich ist, den neuen Wein auch in einem neuen Schlauch auf den Markt zu bringen.

Ich kann mir nicht vorstellen, dass, trotz aller redlichen Mühe, die sich Widmann gegeben hat, die Freunde des alten Bumüller an diesem „neuen" Freude haben werden, und ich bin überzeugt, dass das Buch viel besser ausgefallen wäre, wenn es Widmann neu geschrieben hätte. Dieser vergleicht selbst seine Arbeit mit der eines Baumeisters, der ein modernen Anforderungen nicht mehr entsprechendes Haus umzubauen hat. Es wird ihn daher nicht über-

raschen, wenn man findet, dass manches unhaltbare Alte gerade darum sehr auffällig ist, weil es sich jetzt in unmittelbarer Nachbarschaft von nagelneuen Errungenschaften befindet. Talglicht ist auch in den Nebenräumen eines elektrisch beleuchteten Hauses unerträglich.

Ich denke dabei weniger an Einzelheiten, wie z. B. dass von den Pelasgern und der Verdrängung ihrer Cultur durch die achäische noch immer gesprochen wird, als ob wir etwas davon wüssten, während daneben die allerneueste Lehre von dem höheren Alter der babylonischen Cultur gegenüber der ägyptischen als etwas Feststehendes vorgetragen wird, dass z. B. den neuesten Forschungen gemäß die Entstehung des Avesta in die Sassanidenzeit verlegt und daneben so alte, längst widerlegte Fabeln, wie dass Herodot sein Werk die Musen betitelt und in Olympia vorgelesen habe, noch wiederholt werden. Solche Beispiele, die ebensosehr Zeugnis geben von dem umfassenden Studium des Herausgebers, wie von der Unmöglichkeit, deren Ergebnisse dem alten Buche einzuverleiben, ohne es ganz zu vernichten, ließen sich noch zahlreiche aufzählen. Dieser selbe unvereinbare Gegensatz des Alten und Neuen herrscht aber auch in dem Buche als Ganzem und daran trägt nicht die Neubearbeitung Widmanns allein die Schuld, sondern der Standpunkt, den Bumüller, sein Herausgeber und die Herder'sche Verlagsbuchhandlung einnehmen. Es ist ein Unding, nebeneinander eine Darstellung der israelitischen Geschichte zu setzen, die von der geoffenbarten Religion, von dem auserwählten Volke und von der Authentie biblischer Nachrichten trieft, und eine Darstellung der ägyptischen Geschichte, die mit Befriedigung der Bibel das erste chronologisch zuverlässige Datum über Ägypten zuweist, die ferner die Entzifferung der Hieroglyphen als eine Arbeit bezeichnet, die, was den geschichtlichen Inhalt der Texte betrifft, nur eine große Enttäuschung gewesen sei, und dann eine Darstellung der älteren römischen Geschichte zu geben, in der die Ergebnisse der radicalsten Quellenkritik Aufnahme gefunden haben. Die Geschichte aller Völker beruht auf Überlieferung und wenn zugegeben wird, dass in dieser Überlieferung in dem einen Falle sagenhafte Bestandtheile oder Fälschungen und Missverständnisse so zuverlässig nachgewiesen sind, dass diese Ergebnisse der Kritik auch in einem Handbuche platzfinden müssen, dann ist es unbegreiflich, weshalb diese selbe Kritik nicht auch auf die hebräische Tradition angewendet wird, davon abgesehen, dass Bibel- und Liviuskritik seit Jahrhunderten in einem gewissen inneren Zusammenhange stehen. Es kann niemandem verwehrt sein, aus religiöser Überzeugung die Bibel zur Grundlage auch der Geschichtsdarstellung und nicht nur der israelitischen, sondern dann auch der ägyptischen und babylonisch-assyrischen Geschichte zu machen. Wenn dies ohne Compromisse und Verkleisterungen geschieht, so wird eine in sich geschlossene und einheitliche Leistung zustande kommen, und ich bin der letzte, der

deren Vorzüge nicht anerkennen wird. Allein das Aufpfropfen wissenschaftlicher Erkenntnisse auf eine gläubige Unterlage, wobei mit der Wissenschaft doch nur kokettiert wird und sie nur als moderner Aufputz einer ihr diametral entgegengesetzten Weltanschauung verwendet wird, ist mir ein ebenso widerwärtiger Anblick, wie wenn eine würdige Greisin sich mit dem Flitter der allerneuesten Mode behängt. In demjenigen, der offen erklärt: 'was mit der Bibel unvereinbar ist, kann nicht richtig sein', will ich gerne die grundsätzlich verschiedene Anschauung respectieren. Wer aber mit den Apologetenkunststücken kommt und Genesis und Geologie unter einen Hut bringen will und den Anschein erweckt, als ob die Sprachvergleichung die Erzählung vom babylonischen Thurmbau bestätige, wer bei den Römern von ätiologischen Mythen redet und in der ägyptischen Religionsgeschichte von Mythen, die später als einmalige historische Vorgänge gefasst werden, wer auf Sokrates mitleidig herabsieht, da er als Heide den einen Gott nur ahnen und seine Ermahnungen zur Tugend nicht mit den Pflichten der Menschen gegen Gott habe begründen können, der vermengt absichtlich oder unabsichtlich Dinge, die nicht zusammengehören. Die Wissenschaft als Dienerin einer kirchlichen Lehre wird gut gehalten, so lange sie Material zur Beglaubigung liefert, und verstoßen, wenn sie das nicht mehr leistet. Heutzutage braucht ja der Wissenschaft bei dieser schlechten Behandlung nicht mehr bange zu sein. Allein dass der Zusatz moderner kritischer Errungenschaften für die Gläubigen so ganz harmlos sei, möchte ich bezweifeln, wenigstens für diejenigen gewiss nicht, die etwas nachdenklicher veranlagt sind. Dass einem jedoch ein stilloses und innerlich widerspruchsvolles Gemenge von kindlichem Glauben auf der einen und radicalem Kriticismus auf der anderen Seite gefallen soll, ist zu viel verlangt.

Der „alte Bumüller" ist es also nicht mehr, was der Bearbeiter bietet; ich kenne das Publicum des Herder'schen Verlages zu wenig, um sagen zu können, ob dessen Freunde den neuen willkommen heißen werden, ob er neue sich erwerben wird, kann ich noch weniger beurtheilen, gekauft wird aber das Buch zweifellos werden, da ja in diesem Falle die Firma den Ausschlag gibt, und an günstigen Kritiken, die gerade das ganz besonders loben werden, was mir als der Grundfehler der neuen Ausgabe erscheint, wird es gewiss dies- und jenseits des Oceans auch nicht fehlen.

S. Stacke, Hilfsbuch für die erste Unterrichtsstufe in der Geschichte. I. Alterthum. 3. umgearb. Aufl. Oldenburg, Stalling 1894. 8°, 133 SS.

A. Gehrke, Grundriss der alten Geschichte für den ersten Unterricht an höheren Lehranstalten. 2. umgearb. Aufl. Wolfenbüttel, Zwissler 1895. 8°, 108 SS.

D. Müller, Alte Geschichte für die Anfangsstufe des historischen Unterrichtes. 13. Aufl. besorgt von F. Junge. Berlin, Weidmann 1895. 8°, 160 SS. Preis 2 Mk. 20 Pf.

Von diesen drei neuen Ausgaben bereits in Verwendung stehender Lehrbücher hat nur das von Stacke eine stärkere Anpassung an die Lehrpläne vom Jahre 1892 erfahren, indem die orientalische Geschichte in kurzen Abschnitten in die griechische eingefügt ist. Verff. und Herausgeber der beiden anderen halten mit gutem Grunde, wie ich glaube, an dem alten Herkommen fest, und erzählen das Wenige, was auf dieser Stufe des Unterrichtes über orientalische Geschichte geboten wird, bevor sie die griechische Geschichte darzustellen beginnen.

Alle drei Verff. „erzählen", d. h. sie geben eine kurzgefasste zusammenhängende Darstellung und nicht bloß Andeutungen oder gar nur Schlagworte. Alle drei erklären, wie ich gleichfalls glaube mit vollem Recht, dass gerade auf der ersten Stufe des Unterrichtes in der Geschichte dem Knaben ein Buch gegeben werden soll, in dem er auch lesen kann, und dass dadurch dem Vortrage des Lehrers keinerlei Nachtheil erwachse.

Auch bezüglich der griechischen und römischen Sagen sind Stacke und Junge dem bisherigen Brauche treu geblieben und haben sie in ihre Darstellung aufgenommen, obschon der Lehrplan von 1892 sie aus der Geschichtsstunde verbannt und den Unterrichtsstunden aus Lateinisch und Griechisch zugewiesen hat. Ich glaube, dass die Jungens auch dafür dankbar sein werden, wenn sie diese Erzählungen in ihrem Geschichtsbuche im Zusammenhang lesen können, da im Unterrichte aus den beiden classischen Sprachen doch für eine zusammenhängende Darstellung der Mythologie der Griechen und Römer kaum Gelegenheit ist.

Da mir die letzten Auflagen, die durch die vorliegenden ersetzt werden, mit Ausnahme des Büchleins von Stacke, nicht zur Hand sind, über das ich in dieser Zeitschrift (Jg. 1886, S. 454) schon berichtet habe, so kann ich mich auf Einzelheiten nicht einlassen. Nur eines bemerke ich. Der neuen Bearbeitung von Müllers Abriss sind vier Karten, von H. Kiepert gezeichnet, beigegeben, die ich für ganz ausgezeichnet dienlich halte, den Geschichtsunterricht durch geographische Anschauungsmittel zu beleben. Da ist insbesondere ein Nebenkärtchen, das die Gebietserweiterungen der römischen Republik in drei Farben darstellt und auf dem jeder Provinz das Jahr ihrer Einrichtung beigeschrieben ist. Ich bin der Meinung, dass es kaum ein besseres Hilfsmittel geben kann, um dem Gedächtnisse diese wichtigen Daten der auswärtigen Geschichte Roms dauerhaft einzuprägen, als das Anschauen dieses Kartenbildes.

Rivista di storia antica e science affini, diretta dal Dr. G. Tropea. I. Jahrg. 1895, Fasc. 1—3. Messina, Amico.

Wenn man von den archäologischen und einigen Publicationen von Akademien und gelehrten Gesellschaften absieht, so erschienen in Italien allerdings bisher nur wenige Zeitschriften, die unseren gelehrten historischen und philologischen Periodicis oder auch denen der Franzosen und Engländer an die Seite gestellt werden könnten.

In neuester Zeit ist nun in dieser Hinsicht ein Wandel zu bemerken, und in dem Fache der alten Geschichte ist der italienische Büchermarkt jetzt sogar reicher ausgestattet als der deutsche, indem zu den von Beloch in zwanglosen Heften publicierten Arbeiten seiner Schüler (Studi di storia antica) nunmehr die Rivista di storica antica von Tropea getreten ist. Von den vier jährlich beabsichtigten Heften liegen drei vor, und es darf daher dem jungen Unternehmen der Wunsch auf den weiteren Lebensweg mitgegeben werden, dass der classische Boden Siciliens als Heimstätte eines speciellen Fachblattes für griechisch-römische Geschichte und die Prähistorie der Insel der rechte und gedeihliche Ort sein und dass das neue Unternehmen neben der Rivista di filologia classica sich ehrenvoll behaupten möge.

Dadurch, dass schon in dem Titel die Aufnahme philologischer, antiquarischer, archäologischer, mythologischer, topographischer und geographischer Artikel vorgesehen ist und, wie der Inhalt der drei erschienenen Hefte lehrt, der localantiquarischen Forschung und Specialfragen der griechisch-römischen Geschichte Siciliens und Unteritaliens Raum gewährt wird, ist einerseits der Umfang der in der neuen Zeitschrift zu behandelnden Gegenstände weit genug gesteckt und anderseits gerade durch die Betonung des speciell Sicilischen nicht etwa bloß den Italienern, sondern vielleicht sogar noch mehr den Nichtitalienern, denen die Übersicht über die dortigen Funde und deren wissenschaftliche Bearbeitungen bisher recht schwer war, in der Rivista eine willkommene Vermittlungsstelle neuen Materiales geboten.

Außer Originalbeiträgen einheimischer und auswärtiger Gelehrten enthält jedes Heft noch Recensionen und eine kritische Übersicht von Zeitschriftenartikeln, in denen mancher bibliographische Hinweis aus italienischen Quellen auch uns durch die Fachblätter sonst so reichlich mit Literaturnachweisen versehenen Deutschen von Wert ist. Diese Literaturübersicht der Zeitschriftenartikel ist auch besonders zu beziehen und für die Zukunft überdies die Ausgabe eines Corriere archeologico der epigraphischen, numismatischen und kunstgeschichtlichen Entdeckungen mit besonderer Rücksicht auf Sicilien geplant.

An Unternehmungslust und organisatorischem Talente fehlt es also dem Herausgeber und seinem Verleger nicht. Er hat selbst mit einem Artikel über den Ätna und seine Ausbrüche in der

griechisch-römischen Überlieferung das erste Heft eröffnet und im zweiten eine Übersicht der archäologischen Forschungen von Paolo Orsi über Sicilien beigesteuert. Die beiden umfangreichsten, auf je zwei Nummern vertheilten Aufsätze sind der von Rizzo: Stesichorosfragen und von Dal Lago: Über die Topographie des alten Tarent, dem auch eine Karte der Stadt und Umgebung im Maßstabe 1 : 50.000 beigegeben ist; dieser Aufsatz wird erst in dem vierten Hefte zum Abschluss kommen. Über die Ausübung des Interregnum durch den römischen Senat handelt Cocchia, über die Beziehungen des Demeter- und Persephonemythos Costanzi, über einige neuere Publicationen zur griechisch-sicilischen Numismatik P. Orsi, F. v. Duhn bietet Umrisse der vorrömischen Geschichte Campaniens und Bassi handelt über den Apollon Lykeios. Hiezu kommen noch einige Miscellen: über einen dem Gregor von Nazianz oder Proklos zugeschriebenen, von Leunclavius ins Lateinische übersetzten Zeushymnus, über das Geschichtswerk des Clodius Licinius, Bemerkungen zur antiken Topographie von Sicilien, über die Figuren in den römischen Atellanen und über den Ursprung von Neaiton von Michelangeli, Holzapfel, Beloch, Sittl und Casagrandi. Dazu kommen endlich 24 Recensionen, darunter nicht wenige über Erscheinungen der italienischen Literatur, deren besondere Berücksichtigung dem Herausgeber gerade im Interesse seiner Abnehmer außerhalb Italiens ans Herz gelegt werden darf. Das junge Italien, besonders Privatdocenten und Gymnasiallehrer sind in der Reihe der Mitarbeiter stark vertreten und der Schlussatz des Programmes, der von den Recensionen handelt, klingt wie eine Fanfare: ci proponiamo di dire il nostro parere in quella forma libera, che meglio risponda alla dignità della nostra condizione.

Wenn ich schließlich bemerke, dass meines Erachtens die über prähistorische Funde, über Numismatik und Topographie handelnden Artikel die wertvollsten in den drei vorliegenden Heften der Rivista sind, so soll damit nicht dem Werte der anderen nahegetreten werden, sondern das subjective Geständnis zum Ausdruck gelangen, dass ich aus jenen für meine Person am meisten Neues gelernt habe.

Graz. Adolf Bauer.

Leopold Weingartner, Lehrbuch der Geschichte für die Unterstufe der österreichischen Mittelschulen. I. Theil: Das Alterthum. 151 SS. Mit 32 Abbildungen. Preis geh. 65 kr., geb. 80 kr. Wien, Manz 1895. — II. Theil: Das Mittelalter. 104 SS. Mit 11 Holzschnitten. Preis geh. 60 kr., geb. 75 kr. Ebenda 1893. — III. Theil: Die Neuzeit. 146 SS. Mit 16 Holzschnitten. Preis geh. 65 kr., geb. 80 kr. Ebenda 1894.

Wenn auch dem Verfasser eines Lehrbuches durch den Lehrplan und durch die denselben erläuternden Instructionen eine be-

stimmte Marschroute vorgezeichnet ist, von der er nicht abweichen darf, so ist ihm denn doch bezüglich der Art und Weise, wie er das betreffende Material verarbeiten will, ein hinreichend weiter Spielraum gewahrt, innerhalb dessen er seine Herrschaft über das zu behandelnde Gebiet, sowie seine Einsicht in die pädagogisch-didaktischen Mittel und Wege, mit denen er sein Ziel erreichen will, genügend zur Geltung bringen kann. Es freut mich, gleich hier sagen zu können, dass in letzterer Beziehung die Lehrbücher von Weingartner einen günstigen Eindruck machen. Der Verf. kennt die Eigenheit seines Gegenstandes, er kennt aber auch die Eigenheit der Kreise, denen er denselben vermitteln will. Mit durch reiche Erfahrung geschärftem Blicke wählt er das für Schulzwecke Geeignete, das das jugendliche Alter leicht zu erfassen und für das es sich zu erwärmen vermag, heraus, gruppiert dasselbe thunlichst um die großen Persönlichkeiten, die im Mittelpunkte der Ereignisse stehen, und bringt diese über ihre Umgebung hinausragenden Gestalten dem jugendlichen Gemüthe selbst wieder dadurch näher, dass er an geeigneten Stellen neben einzelnen charakteristischen Zügen auch bezeichnende Aussprüche und anekdotenhafte Erzählungen einflicht, durch die die Darstellung wesentlich belebt wird. Betreffs der Auswahl des Stoffes, der im Alterthume selbstverständlich in erster Linie der Geschichte der beiden classischen Völker, im Mittelalter und in der Neuzeit hauptsächlich der deutschen und daneben von Rudolf von Habsburg an der österreichischen Geschichte entnommen ist, kann wohl kaum ein erheblicher Einwand erhoben werden. Dabei ist der Stoff in einer Weise vertheilt, dass der Zusammenhang der einzelnen Abschnitte gewahrt und die Übersicht über die großen Geschichtsperioden gefördert wird. Nur bei wenigen Stellen hätte ich eine andere Anordnung gewünscht. I 16 ff. werden „5. Die Perser" behandelt. Dieses Geschichtsbild beginnt mit einer kurzen Schilderung der Landschaft Persis, bespricht dann die staatlichen Zustände der persischen Weltmonarchie zur Zeit ihrer größten Ausdehnung, deutet mit den Worten: „Nachdem sie die Weltherrschaft errungen hatten, ergaben sie sich einem entnervenden Wohlleben, und dadurch wurde der Niedergang ihres Staatswesens herbeigeführt" den beginnenden Verfall dieses Reiches an und führt uns erst dann die Geschichte des Gründers desselben Cyrus und seiner Nachfolger vor. Ich kann mich mit dieser Aufeinanderfolge nicht einverstanden erklären. Bereits in der Einleitung einen Rückblick auf die errungene „Weltherrschaft" zu werfen und von dem „entnervenden Wohlleben" und dem dadurch bedingten „Niedergange des Staatswesens" zu sprechen und erst dann die großen Thaten der Herrscher dieses Reiches zu erzählen — ist ein Anachronismus. Ebensowenig ist es zu billigen, dass von der Verfassung des Reiches gesprochen wird, bevor von seiner Gründung die Rede war. Alle diese Dinge hätten S. 22 bei der Regierung des Königs Darius, des eigent-

lichen Organisators des persischen Reiches, unter dem sich auch schon Anzeichen des beginnenden Verfalles zeigen, ihren Platz finden können. Nebenbei bemerkt, vermisse ich auch bei Darius seinen Zug nach Indien, die erste historisch beglaubigte Expedition — des sagenhaften Unternehmens der Königin Semiramis ist S. 14 gedacht — nach diesem von Welteroberern seither so heiß begehrten Wunderlande. — Im III. Theile wird S. 79 f. der Verlauf des siebenjährigen Krieges dargestellt, und von den bedeutendsten Schlachten werden unter anderen auch die von Kolin und Kunersdorf kurz genannt. Im Anschlusse an diesen Krieg werden sodann kleine Lebensbilder der berühmten österreichischen Heerführer Daun und Laudon (S. 80 f.) entworfen; in diesen werden nun die Schlachten von Kolin und Kunersdorf, diesmal aber in ausführlicherer Weise, wieder besprochen, es werden auch neue Waffenthaten erwähnt, so der berühmte Überfall der Preußen bei Hochkirch durch Daun, der „Finkenfang bei Maxen" und der Sieg Laudons über Friedrichs General Fouqué bei Landshut, so dass diese Kriegsperiode auf drei Abschnitte (S. 79: Der siebenjährige Krieg, S. 80: Feldmarschall Daun und S. 81 f.: General Laudon) vertheilt erscheint. Ich kann eine derartige Vertheilung des Stoffes nicht billigen. Die kriegerischen Ereignisse sollen, soweit sie überhaupt der Erwähnung für wert gehalten werden, in ihrem Zusammenhange dargestellt werden; dabei ist immerhin die Möglichkeit geboten, Ruhmesthaten der österreichischen Waffen stärker hervorzuheben. Daran können dann ohneweiters noch einzelne biographische Daten über die großen Führer unserer Armee angereiht werden. — S. 130 f. (III. Th.) wird der Krieg vom Jahre 1866 erzählt. Zwischen die Ereignisse jedoch, die sich auf dem südlichen und dem nördlichen Kriegsschauplatze zugetragen haben, wird im Anschlusse an die Seeschlacht von Lissa das Schicksal des um die österreichische Kriegsmarine hochverdienten Kaisers Maximilian von Mexiko eingeschaltet. Mir erscheint diese Stelle nicht gut gewählt. Wenn, wie dies wohl durch den Gegenstand bedingt ist, der Lehrer ein halbwegs anschauliches Bild von dem tragischen Ende dieses edlen habsburgischen Prinzen entwerfen will, so wird der genannte Krieg in zwei Theile zerrissen. Dies hätte leicht vermieden werden können, wenn der Absatz, der von Maximilian handelt, an das Ende des Krieges vom Jahre 1866 gerückt worden wäre, wodurch auch dem chronologischen Gesichtspunkte (1867) besser Rechnung getragen wäre.

Kürzere Bemerkungen habe ich sodann, hauptsächlich vom inhaltlichen Standpunkte aus, noch zu nachfolgenden Stellen zu machen.

I. Theil. S. 2 passt die Unterschrift „Sphinx mit Menschengestalt" zu der Abbildung, die eine Gestalt mit Löwenleib und Menschenkopf darstellt, nicht. — Die gewaltigen ägyptischen Felsengräber befinden sich nicht in der libyschen Thalwand

Mittelägyptens (S. 3), sondern Oberägyptens (bei Theben). — S. 13: „Die ältesten Bewohner Babyloniens, die mit den semitischen Assyriern nicht stammverwandten Chaldäer, hatten frühzeitig einen hohen Grad von Bildung erreicht, so dass sie die Lehrmeister der asiatischen Völker wurden." Die ältesten Bewohner Babyloniens waren die Sumerier und Akkadier, die keine Semiten waren; allein diese verloren ihre Selbständigkeit an die Chaldäer, die ebenso wie die Assyrier der semitischen Völkerfamilie angehörten. — S. 22 würde der Ausspruch des Darius: „Lieber wollte ich noch zwanzig solcher Städte erobern als dich so verstümmelt sehen" durch eine kleine Veränderung eine für Zopyrus ehrenvollere Form erhalten: „Lieber wollte ich dich nicht so verstümmelt sehen, als noch zwanzig solche Städte (wie Babylon) gewinnen. — S. 41: „Orest (wurde) fern vom elterlichen Hause zu Corinth erzogen, wo ihn die innigste Freundschaft mit dem Königssohne Pylades verband." Orest wurde nach Phocis an den Hof des Königs Strophius gebracht. — S. 44 ist die Bezeichnung „Freistaat" für Laconien trotz der Schwächung der königlichen Macht nicht entsprechend. — S. 66 sollten die Abbildungen des corinthischen, des ionischen und des dorischen Säulenkopfes in umgekehrter Ordnung aufeinanderfolgen. — S. 82 wäre statt „durch die Lehren ihres Religionsstifters Buddha und der Brahmanen waren sie (die Inder) unkriegerisch geworden" vom chronologischen Standpunkte aus richtiger zu sagen: „durch die Lehren der Brahmanen und ihres Religionsstifters Buddha ..." — S. 100 wird unter den Nationaltugenden der Römer auch die „schonende Behandlung der besiegten Völker" angeführt. Von einer solchen weiß die Geschichte bei aller Anerkennung der staatsmännischen Tugenden dieses Volkes wenig zu berichten. Die Milde, die die Römer in besonderen Fällen besiegten Völkern zutheil werden ließen, erinnert nur zusehr an die selbstsüchtige Freundschaft Napoleons I., die bloß solange währte, als der eigene Vortheil es erheischte: unbegrenzte Herrschsucht, schonungslose Vernichtung des Gegners, Unempfindlichkeit gegen fremdes Leid, rücksichtslose Verletzung fremden Rechtes sind weit eher die Eigenschaften, die die Römer in ihrem Verkehr mit anderen Völkern charakterisieren. In gleicher Weise ist auch der „Edelmuth", von dem S. 103 die Rede ist, nicht als eine in Rom alltägliche Erscheinung aufzufassen. — S. 108 heißt es, dass Hannibal bei seinem Alpenübergange von den 37 Elefanten, die er mitgenommen hatte, bloß einen nach Italien gebracht habe. So gewaltig haben die Strapazen des Gebirgsmarsches unter diesen Dickhäutern denn doch nicht aufgeräumt. Livius erzählt, dass bei dem weiteren Marsche Hannibals über den Apennin noch sieben zugrunde gegangen seien (multi homines, multa iumenta, elephanti quoque ex iis, qui proelio ad Trebiam facto superfuerant, septem absumpti). — S. 108 erscheint der Name des Gegners Hannibals in der Schlacht an der Trebia als „T. Sempronius". T. ist die Abkürzung für Titus,

während Sempronius den Vornamen „Tiberius“ führt, der mit Ti. oder Tib. abgekürzt wird. Das Gleiche gilt von „T. Gracchus“ S. 116. — S. 112 ist die ungünstige und von Rom abhängige Lage, in welche Macedonien nach der Schlacht von Pydna kam, mit den Worten „Macedonien (wurde) als Freistaat eingerichtet“ nicht entsprechend gekennzeichnet. — S. 131 ff. wird „das Leben eines vornehmen Römers“ aus der Zeit des Endes der Republik geschildert. Das Bild, das mit frischen Farben entworfen ist, führt uns einen reichen, dem Sinnengenusse ergebenen Menschen vor, wie es solche damals in der Siebenhügelstadt gewiss genug gab; allein, wenn uns der Verf. einen „vornehmen“ Römer schildern will, hätte er doch auch der geistigen Genüsse gedenken sollen, denen sich gerade vornehme Kreise in dieser Zeit so gerne hingaben. Bei allem Sinnentaumel herrschte ein reges literarisches Leben, reiche öffentliche und Privatbibliotheken, die sich eines fleißigen Besuches erfreuten, wurden angelegt, und vornehme Römer sahen, je mehr sie sich von dem öffentlichen Leben zurückzogen, eine Ehre darin, durch ihre Gelehrsamkeit zu glänzen.

II. Theil. S. 55 f. findet sich die bekannte (veraltete) Darstellungsweise des Todes Friedrichs I.: „Als das Kreuzheer den Seleph übersetzte und der Übergang auf der schmalen Brücke nur langsam von statten (richtiger vonstatten) gieng, sprengte Friedrich sein Pferd in den Fluss, damit es ihn schwimmend ans andere Ufer trage. Allein die Wellen ergriffen ihn, und er fand in den reißenden Fluten den Tod.“ Friedrich Barbarossa fand seinen Tod bei einem Bade, das er nach dem Mahle in dem Flusse Seleph nahm.

III. Theil. Ferdinand Cortez ließ seine Schiffe nicht verbrennen (S. 5), sondern auf den Strand laufen. — Pizarro hat nicht beide Inka tödten lassen (S. 6); Huascar war auf Veranlassung seines Bruders Atahualpa ermordet worden. — Für Mazzarini (S. 55) wäre die übliche französische Form Mazarin beizubehalten gewesen. — S. 102: „Den Krieg (nämlich den ersten Coalitionskrieg) eröffnete Herzog Ferdinand von Braunschweig, indem er an der Spitze eines preußischen Heeres in Frankreich einrückte.“ Waren denn nicht auch Österreicher dabei? — S. 132 wird der Sieger von Wörth „Kronprinz Friedrich“ genannt; derselbe hieß als Kronprinz „Friedrich Wilhelm“.

Wie schon eingangs bemerkt wurde, zeugt die Auswahl des Lehrstoffes von anerkennenswerter Sorgfalt; was für den Gang der Geschichte nur eine untergeordnete Bedeutung hat, wurde ausgeschieden, und was bei einer eingehenderen Behandlung größere Schwierigkeiten verursachen und trotz der angewandten Mühe nur geringes Interesse erwecken würde, wie z. B. das verfassungsgeschichtliche Material, ist auf das Nothwendigste beschränkt. Eine besonders weitgehende Beschränkung legt sich der Verf. bei Namen und Jahreszahlen auf, ja, meiner Ansicht nach

ist er in seinem Bestreben, die auf diesem Gebiete vermutheten Schwierigkeiten möglichst aus dem Wege zu räumen, zuweit gegangen. Aus der Fülle des geschichtlichen Stoffes kann für den Unterricht auf der Unterstufe nur ein verhältnismäßig bescheidener Bruchtheil verwendet werden: dieses nach pädagogischen Grundsätzen ausgewählte Material muss jedoch den Schülern, wenn es anregend wirken soll, in einer gewissen relativen Vollständigkeit geboten werden, es müssen ihnen insbesondere die hervorragendsten handelnden Personen vorgeführt und die wichtigsten Ereignisse auch zeitlich näher bestimmt werden. Ich will das betreffs der Namen Gesagte an einigen Beispielen beleuchten. S. 2 (III. Th.) lernt der Schüler wohl die unwürdige Behandlung kennen, die Columbus durch den „Bevollmächtigten" des spanischen Königs erfahren hat; allein wie dieser rohe Geselle (Bobadilla) geheißen hat, erfährt er nicht. — S. 8 (III. Th.) wird die Vermählung Philipps (des Schönen) „mit einer Tochter Ferdinands des Katholischen und Isabellas" erwähnt. Bei diesem für das habsburgische Haus so folgenschweren Ehebunde sollte doch wohl der Name der spanischen Prinzessin Johanna nicht verschwiegen werden. — S. 31 (III. Th.) wird erzählt, dass sich Maria Stuart mit ihrem Vetter vermählt habe. Dann heißt es weiter: „Maria Stuart war nun schwach genug, sich von dem Manne, den das Volk als den Mörder ihres Gatten bezeichnete, zu einem dritten Ehebunde gewinnen zu lassen." Derartige allgemeine Bemerkungen genügen dem Wissensdrange der Schüler, der durch das der unglücklichen schottischen Königin entgegengebrachte Interesse geweckt ist, nicht; die Jugend will auch die Namen der Gestalten (Darnley, Bothwell) kennen lernen, die Maria Stuart näher standen und die auf ihre Lebensschicksale einen so unheilvollen Einfluss ausübten. — Betreffs der Namen sei noch bemerkt, dass der Verf. bemüht ist, die Schüler zu einer richtigen Betonung und Aussprache derselben anzuleiten. Bei den griechischen und lateinischen Namen setzt er auf die betonte Silbe den Acut, was ebenso einfach als zweckmäßig ist, bei den modernen Namen aber greift er zu den bekannten, mitunter recht erzwungenen und der deutschen Schreibweise vielfach widersprechenden Transscriptionen, wie I, 118: Provence (Prowáhnß), III, 4: Camoens (Kamoâñsch), Magalhaens (Magaljáeñsch), III, 44: Richelieu (Rischljöh) usw.

Noch fühlbarer macht sich an gar manchen Stellen der Mangel an den nöthigen Zeitangaben geltend. Bei Alfred dem Großen (II, 30) findet sich bloß die allgemeine Bemerkung, dass er „hundert Jahre nach Karl dem Großen" gelebt habe. Wenn dann weiter in der Reihe der deutschen Kaiser, die doch den Hauptgegenstand der Geschichte des Mittelalters bilden, bei bedeutenden Herrschern, wie Otto II., Otto III., Heinrich II., Heinrich IV., Heinrich V., Konrad III., Albrecht I. u. a. die Regierungszeit nicht angegeben ist, dann ist dies eine Sparsamkeit, die schon

zum Theile auf Kosten der Gründlichkeit geübt wird. Ein auf das nöthige Maß beschränktes Zahlenquantum ist ein unerlässliches Requisit für das Geschichtsstudium; auch bereiten die Zahlen, wenn sie nur in die richtige Verbindung gebracht werden und mit ihnen kein Sport getrieben wird, dem jugendlich frischen Gedächtnisse durchaus keine erheblichen Schwierigkeiten, ja es verursacht vielen Schülern eine merkliche Freude, wenn sie auch in dieser Beziehung über einen entsprechend umfangreichen und festen Besitz verfügen.

Für den Fleiß, den der Verf. auf seine Bücher verwendet hat, spricht auch der Ausdruck: die Sprache ist klar, schlicht, dem kindlichen Gemüthe angepasst, dabei möglichst frei von Fremdwörtern. Es sind mir nur wenige Stellen aufgefallen, bei denen eine kleine Änderung angezeigt wäre. S. 9 (I. Th.): „Das Land ... besaß einen großen Reichthum an Erzen, welche die Phönizier trefflich zu fördern verstanden" (st. trefflich zutage zu fördern v.). — I, 58 wäre der Ausdruck „Berge von Leichen" durch „Hügel von L." zu ersetzen. — II, 43: „Gregor VII. schleuderte den Bannstrahl auf den König" (st. gegen d. K.). Ebenso S. 53 und 62. — III, 109: „Napoleon schloss den österreichischen General Mack bei Ulm ein" (st. in Ulm).

Betreffs der Satzzeichen wären allerdings die Bücher bei der nächsten Auflage einer genauen Durchsicht zu unterzeichnen und das Gleiche gilt auch von der Orthographie; ich verweise in letzterer Beziehung nur auf Schreibweisen, wie: mit seinen tausenden (I, 3), zugerichte sitzen (I, 5), die Lehre Moses (I, 9, st. die L. Moses'), berichtzuerstatten (I, 17), zu seinen gunsten (I, 19), inbesitz nehmen (I 27), inanspruch nehmen (I, 50), verzichtleisten (I, 96), Einnahme Ninive's (I, 150, st. E. Ninives), folgeleisten (II, 25), imstiche lassen (II, 55), imstande sein (II, 75), diesseit der Ostsee (III, 73), so sehr (I, 20), so weit als möglich (I, 68), um so (I, 77), von einander (I, 43), auf einander (II, 69), unter einander (II, 87), inne haben (II, 16), von statten gehen (II, 55), immer mehr (II, 90) u. a.

Die äußere Ausstattung der vorliegenden Bücher ist eine tadellose, der Preis derselben ein verhältnismäßig niedriger.

Mein längeres Verweilen bei diesen Büchern spricht schon dafür, dass ich dieselben mit regem Interesse gelesen habe; es würde mich freuen, wenn durch diese Anzeige auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf dieselben hingelenkt würde.

Linz. Chr. Würfl.

Dr. P. Wessel, Lehrbuch der Geschichte für die Obersecunda höherer Lehranstalten. Das Alterthum. Gotha, Perthes 1895. 113 SS. Preis 1 Mk. 40 Pf.

Wieder ein Versuch, den Lehrstoff der antiken Geschichte für einen einjährigen Unterricht zuzustutzen, um dem abgeänderten

Lehrplane der preußischen Gymnasien zu entsprechen. Auch dieser Versuch beweist wieder, dass es ungemein schwer, um nicht zu sagen, unmöglich ist, den umfassenden Stoff, noch dazu mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte, in einem Schuljahre zu bewältigen, vorausgesetzt, dass die Schüler aus diesem Unterrichte auch einen der Wichtigkeit des Stoffes entsprechenden Gewinn ziehen sollen. Liest man doch auch bereits, dass sich das Bedürfnis herausgestellt hat, den Lehrstoff der antiken Geschichte in der Prima zu wiederholen! Es ist ja allerdings richtig, dass die Jugend unserer Tage, welche selbst von den heftigen Gegensätzen der Gegenwart nicht unberührt bleiben kann, nicht mehr das lebhafte Interesse früherer Jahrzehnte für das Alterthum hat. Daraus folgt aber nur, dass man ihr die Geschichte des Alterthums möglichst interessant mache, dass man ihr zeige, was für ein Nutzen aus dessen Studium gezogen werden könne, und das ist nur möglich, wenn die Darstellung mit einiger Ausführlichkeit erfolgt. Diese kann bezüglich des Alterthums auch mit Rücksicht auf die Lectüre der römischen und griechischen Schriftsteller nicht entbehrt werden. Am ersten wird eine Kürzung des geschichtlichen Stoffes beim Mittelalter sich ermöglichen lassen; in keinem Falle darf dieser aber größer als der des Alterthums sein. Es muss daher als ein Missverhältnis erscheinen, dass das im Jahre 1889 von demselben Verf. erschienene Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters, das allerdings auch die Anfänge der Reformation und die Geschichte der Entdeckungen behandelt, 215 Seiten umfasst. Freilich liegen zwischen dem Erscheinen der beiden Lehrbücher die Beschlüsse der Berliner Reformcommission.

Nach diesen grundsätzlichen Bemerkungen soll in Kürze das Lehrbuch selbst besprochen werden.

Als ein Hauptverdienst nimmt der Verf. mit Recht die sorgfältige Anordnung des Stoffes im Interesse der größeren Übersichtlichkeit desselben in Anspruch. Freilich wird dadurch auch mitunter dem Stoffe etwas Gewalt angethan: so passt z. B. die Aufzählung der griechischen Colonien in Kleinasien und die Darstellung ihrer Cultur wohl nicht zur Überschrift: „Ausbildung der spartanischen Macht" oder die Darstellung der Nationaleinheit zur Überschrift: „Entwicklung des athenischen Staates". Ebenso dürfte es nicht zweckmäßig sein, Euripides erst acht Seiten hinter Äschylos und Sophokles zu behandeln. Den Ausdruck „Periode" für die drei Hauptabschnitte des Buches gebraucht der Verf. in einer sonst nicht üblichen Bedeutung.

Um den Anforderungen des neuen Lehrplanes äußerlich zu genügen, behandelt der Verf. manche Theile äußerst kurz und bringt ziemlich viel Stoff unter dem Texte in kleinerem Drucke als Noten. Zum Beweise des Gesagten mögen ein paar Beispiele angeführt werden. So sind der griechischen Geographie nur zwölf Zeilen gewidmet, obwohl der Verf. im Vorworte zum Mittelalter

sagt, dass der Primaner die Lage Kärntens (!) nicht mehr wisse. Die ganze Heldensage wird mit folgenden Worten abgethan: „Von der Sage beleuchtet werden Kreta, wo unter der Regierung des seegewaltigen Minos Daidalos als Altmeister griechischer Kunst erscheint, ferner im Peloponnes Pisa, Pylos, Sparta, Argos, Tiryns, Mykenai, in Mittelgriechenland Theben, Orchomenos (am Kopaïssee), Athen und im Norden am pagasäischen Golfe Jolkos". Auf diese Weise kann allerdings der Stoff auf verhältnismäßig wenig Seiten behandelt werden. Das ist aber nur eine Täuschung, denn wenn der Lehrer nicht näher auf solche Theile eingeht, so hat der Schüler eben gar keinen Gewinn davon. Der Verf. nimmt ferner ziemlich eingehend auf die antike Plastik Rücksicht; er erwähnt z. B. die wichtigsten Göttergestalten, führt den Diskoswerfer, die Niobiden, das Mausoleum, den Doryphoros, den Diadumenos usw. (vgl. besonders S. 100) an. Sollen das nicht leere Worte bleiben, so muss der Lehrer Abbildungen in die Schule bringen und diese müssen beschrieben werden; das nimmt aber viel Zeit in Anspruch. Nicht minder setzt die Darstellung der Cultur in den Colonien (S. 18) eine eingehendere Behandlung seitens des Lehrers voraus. Hiezu kommt, dass der Verf. — dem Vorworte zum Mittelalter zufolge absichtlich — alle eingehenderen Charakteristiken dem Lehrer überlassen hat, wie denn dieser z. B. hinsichtlich Cäsars sehr viel zu thun hat. Die allzu große Kürze führte den Verf. einigemale zu Undeutlichkeiten; so muss der Schüler nach der Darstellung auf S. 2 annehmen, dass jeder ägyptische König sich eine Pyramide erbaute.

Je gedrängter die Darstellungsweise des Verf.s ist, um so auffälliger erscheint es, dass er hie und da ganz entbehrliche Namen und Jahreszahlen aufgenommen hat. So werden alle neun Musen mit ihren Symbolen, die Jahreszahl der Auffindung der Niobiden, das Todesjahr Philemons und Menanders, die Regierungsjahre von zwei Attaliden und namentlich viele unnütze Daten in Noten angeführt. Was braucht z. B. der Schüler die fünf antiken Namen der Flüsse des Pandschab?

Ferner seien einige Unrichtigkeiten angemerkt. Nach der Darstellung des Verf.s (S. 3) müsste Theben schon um 2700 (statt um 1600) die Hauptstadt Ägyptens geworden sein; S. 8: Die Eroberung Babyloniens fällt in das Jahr 539; ebenda: Es ist unrichtig, dass gerade zwanzig Satrapien bestanden und die Statthalter mit fast unumschränkter Macht geboten; S. 10: Die Assyrier stellten nicht Löwen, sondern phantastische Gestalten als Thorwächter auf; S. 30 wird die Zahl der 6000 Stimmen beim Scherbengerichte falsch gedeutet; S. 32: Den Bau der Schenkelmauern begann bereits Themistokles; S. 54: Es ist unrichtig, dass die Stoiker lebendige Theilnahme an den öffentlichen Dingen zeigten; S. 55 wird die Aphrodite von Melos ins 2. Jahrhundert gesetzt; S. 68 werden noch drei Samniterkriege unterschieden.

Als sonderbar muss es bezeichnet werden, dass der Verf. S. 6 ein Maß nach Fuß und S. 23 nach Morgen angibt.

Zum Schlusse mögen ein paar ans Phrasenhafte anklingende Sätze angemerkt werden. So heißt es S. 11: „Sobald der Grieche in die Natur hinaustrat, empfieng er den Eindruck eines von ihm unabhängigen, seelischen Lebens so mächtig, dass sich ihm die empfundene Wirkung sogleich in göttliche Wirksamkeit umsetzte und bei seiner plastischen Anlage in Gestalten wiederspiegelte"; „Mit unendlicher Feinheit wurde das sinnliche Bild auf das geistige und sittliche Gebiet übertragen"; S. 24: „Solons Verfassung musste ein unendliches Streben erwecken".

Im ganzen gewinnt man aus dem Buche den Eindruck, dass sich der Verf. redlich bemüht hat, den Anforderungen des neuen preußischen Lehrplanes gerecht zu werden.

Villach. A. Zeehe.

Herrs Lehrbuch der vergleichenden Erdbeschreibung für die unteren und mittleren Classen der Gymnasien, Realschulen und verwandten Lehranstalten. Herausgegeben von Leopold Weingartner. Erste Lehrstufe: Grundzüge für den ersten Unterricht in der Erdbeschreibung. 17. vollständig umgearb. Aufl. Mit 5 Holzschnitten. Wien, Manz'sche Buchhandlung 1895. 8°. 55 SS. Preis geh. 38 kr., geb. 50 kr. — Zweite Lehrstufe: Länder- und Völkerkunde. 13. vollständig umgearb. Aufl. Mit 28 Holzschnitten. Wien, Manz'sche Buchhandlung 1896. 8°, 194 SS. Preis geh. 1 fl. 20 kr., geb. 1 fl. 40 kr.

Von den bekannten geographischen Lehrbüchern Gustav Herrs für Mittelschulen ist der I. und II. Theil in neuer Bearbeitung, welche Prof. Leopold Weingartner unternommen hat, erschienen. Es war dem Herausgeber darum zu thun, den in den älteren Auflagen dieser Bücher dargebotenen Lehrstoff im Sinne der neuen Instructionen für den geographischen Unterricht vom Jahre 1892 darzulegen, ihn in angemessener Weise zu kürzen und ihn nach Inhalt und Form dem Gedankenkreise und der Auffassungsgabe derjenigen Altersstufe der studierenden Jugend anzupassen, für welche diese Lehrbücher bestimmt sind. Eine eingehende Prüfung der Umarbeitung ergibt, dass das Bestreben des Herausgebers geglückt ist.

I.

Der erste Theil, welcher nun 55 Seiten enthält, während dessen ältere Auflage (ohne Holzschnitte) deren 90 zählte, ist für die unterste Classe der Mittelschulen berechnet und bietet trotz der nicht sparsam, aber mit gutem Bedachte ausgeführten Kürzungen des früheren Textes vom Lehrstoffe soviel, als eben in einem Schuljahre bewältigt und zum geistigen Eigenthume des Schülers gemacht werden kann. Auf 21 Seiten sind die „Grundbegriffe" gegeben. Zunächst wird die Bestimmung der Weltgegenden klar-

gelegt (Mittagsschatten, Polarstern, Compass), sodann die Sonnenbahn für die Heimat (Tag- und Nachtbogen, Jahreszeiten) besprochen, wobei die Schüler unausgesetzt auf die eigenen Beobachtungen hingewiesen werden, und endlich die Gestalt und Größe der Erde erörtert. Wie die Sonnenstrahlen auf die Luft und das Meer einwirken, wie dieses eingetheilt wird, welche Formen und Haupttheile das Festland, welche Beschaffenheit der Boden zeigt, woher das Süßwasser kommt, und wie wir es auf dem Festlande antreffen, wie das Erdinnere gestaltet sein mag — das bildet, alles in großen, fasslichen Zügen gegeben und mit nachdrücklicher Betonung der inneren Beziehungen und der Wechselwirkung aller Hauptformen der Erde, den Inhalt der folgenden Capitel. Nach der Besprechung des Globus und der auf ihm gezeichneten Linien, nach der Erklärung der Achsendrehung der Erde und der Ausbreitung der Zonen gelangt der Verf. zur Deutung des auf den Planigloben und Landkarten gegebenen Bildes der Erdoberfläche oder einzelner Länder, um sodann den allgemeinen Theil mit der Mittheilung des Wichtigsten über die Menschenrassen, über Eintheilung und Verbreitung der Sprachen und Religionen, über die Zahl und Lebensbedingungen der Menschen sowie über die staatlichen Verhältnisse abzuschließen.

Der übrige Theil des Buches (S. 22—55) liefert die cursorische Beschreibung der Erdtheile, die sich bei Europa, Asien, Afrika und Amerika in die Abschnitte: Lage und Umriss, Bodenerhebung, Flüsse und Seen, Bevölkerung und Staaten gliedert, bei Australien in die Beschreibung des Festlandes und jene der Inseln sondert. Selbstverständlich erfährt unter den Erdtheilen Europa die meiste Berücksichtigung und unter dessen Staaten wiederum die österreichisch-ungarische Monarchie. Wie aus der astronomischen und physikalischen Geographie alles Schwierige, dem jugendlichen Geiste noch Unfassbare ausgeschieden ist, so erweist auch die Beschreibung der Erdtheile und Länder eine sehr zu billigende Einschränkung des Stoffes auf das Nothwendigste und Wissenswerteste, namentlich in Bezug auf die fremden Erdtheile. Dies gilt vornehmlich auch im Hinblicke auf die mitgetheilten, abgerundeten Zahlen (Berghöhen, Städtebevölkerung), und so wird im Sinne der Instructionen ein zwar nicht umfangreicher, aber bleibender Besitz an geographischem Wissen ermöglicht und gesichert. Hervorzuheben ist ferner, dass, wie in anderen Partien des Büchleins, so auch bei der Anführung von Zahlen das Hilfsmittel der Vergleichung immer in ausgiebiger und rationeller Weise zur Verwendung kommt und so Übersichtlichkeit, Anschaulichkeit und Verständlichkeit des behandelten Lehrstoffes möglichst gefördert wird. Die neue Auflage bringt auch fünf zur Erläuterung des Textes ganz zweckdienliche Holzschnitte, welche frühere Ausgaben nicht enthalten haben.

Der sprachliche Ausdruck des Buches ist möglichst kurz und bestimmt, der Fassungskraft der Schüler angemessen und geeignet,

sie an eine entsprechende Ausdrucksweise zu gewöhnen; aber anderseits doch nicht trocken, sondern oft recht anregend und auch meist zusammenhängend. Anlage und Durchführung des Stoffes bezeugen des Herausgebers methodische Sicherheit. Da der Lehrer in dem Büchlein die nöthigen Behelfe vorfindet, um seinen Unterricht den Absichten der Instructionen gemäß einzurichten, so wird es gewiss gute Dienste leisten, um auf der ersten Stufe des geographischen Unterrichtes in der Mittelschule eine verlässliche Grundlage für dessen weiteren Ausbau zu schaffen. Doch möge hier noch auf einige Stellen des Buches hingedeutet werden, deren Änderung sich in einer neuen Auflage empfehlen würde.

S. 1, Z. 3 v. u. (Die Hinterräder des großen Wagen): warum wird hier nicht die Genetivform Wagens gebraucht, nachdem doch in dem unmittelbar folgenden „des großen Bären" die Flexion erscheint?

S. 2, Z. 3—4 (Was aber ein bewölkter Himmel verhindern kann, das können wir jederzeit auf dem Compasse ablesen): Gemeint ist, dass ein bewölkter Himmel die Bestimmung der Nordrichtung aus dem Schatten der Mittagssonne oder aus dem Stande des Polarsternes verhindern kann, und dann müsse der Compass aushelfen. Aber ein solcher Himmel vermag auch manch anderes zu verhindern, und das können wir auf dem Compasse nicht ablesen. Der Nebensatz ist also zu allgemein gehalten und überhaupt entbehrlich: „Die Nordrichtung können wir übrigens jederzeit auf dem Compasse ablesen."

S. 4, Z. 3 v. u. (erreicht mittags ihren höchsten Stand): Nicht bloß am 21. Juni, sondern jeden Tag erreicht die Sonne mittags ihren höchsten Stand; der Genauigkeit wegen sollte somit hinzugefügt sein: „während des ganzen Jahres".

S. 6, Z. 15—17 (Der Durchmesser der Erde ist eine von der Oberfläche durch den Mittelpunkt an die gegenüberliegende Seite gehende gerade Linie): Es ist rathsam, bei einer Kugel den Ausdruck „gegenüberliegende Seite" zu vermeiden; hier würde ja genügen: „jede gerade Linie, welche zwei Punkte der Oberfläche verbindet und durch den Mittelpunkt geht".

S. 12, Z. 7—8 v. u.: Richtiger und deutlicher wäre die Satzstellung: „So baut sich oft an der Mündung neues Land, das man Delta nennt, in das Meer hinaus."

S. 13, Z. 10—11: statt „Ab- und Zufluss" natürlicher „Zu- und Abfluss".

S. 15, Z. 20: In der Definition der Meridiane ist der Beisatz, dass sie „senkrecht auf die Breitenkreise" gezogen sind, überflüssig; diese Halbkreise können nicht anders gezogen sein.

S. 24, Z. 21: Hier wird von Hoch- und Mittelgebirgen gesprochen, eine Erklärung dieser Begriffe ist aber an dieser Stelle und auch früher nicht gegeben.

S. 28, Z. 5 v. u. (Die Wolga biegt bei der Stadt Kasan, wo sie die Kama aufnimmt ...): Genauer: „in deren Nähe sie die Kama aufnimmt".

S. 30, Z. 15 fehlt das Wort „Ocean".

S. 30, Z. 17 (Der bedeutendste Fluss auf der italischen Halbinsel ist der Tiber): Wohl so aufzufassen: auf der eigentlichen Halbinsel. Denn der Po übertrifft die Tiber an Länge und steht ihr an Bedeutung nicht nach. Der Schüler, welcher auf S. 26, Z. 4—5 dieses Buches gelernt hat, „die Alpen umsäumen die Halbinsel Italien", weiß aber von der Scheidung zwischen der italischen Halbinsel und der lombardischen Tiefebene, von welcher er erst auf S. 31, Z. 21—22 liest, noch nichts.

S. 32, Z. 4 (Das osmanische Reich, die Pforte, Türkei): „Pforte" ist doch nicht identisch mit Osmanisches Reich oder Türkei, sondern = türkische Regierung.

S. 32, Z. 17: bei „Herzegowina" fehlt der Artikel.

S. 32, Z. 21—22 (Die Bewohner sind infolge der erst in der letzten Zeit eingeschränkten türkischen Herrschaft an Bildung zurückgeblieben): Der Satz gewänne an Verständlichkeit, wenn es hieße: „weil sie so lange unter türkischer Herrschaft standen".

S. 33, Z. 4—6: Es möchte sich empfehlen, bei Holland anzuführen, dass dieses auch das Königreich der Niederlande genannt wird. Die Erklärung für letztere Bezeichnung liefern diese Zeilen ohnehin, und in den verbreitetsten Atlanten findet der Schüler zumeist den Titel Niederlande auf den betreffenden Karten.

S. 34, Z. 23 (Das Großherzogthum Mecklenburg). Um der Wahrheit zu entsprechen: Die beiden Großherzogthümer Mecklenburg.

S. 36, Z. 17: Für Triest sollte die Einwohnerzahl auch angegeben werden, nachdem dies nicht nur bei Wien, Budapest und Prag, sondern auch bei Lemberg und Graz geschehen ist.

S. 39, Z. 20—22 (Die japanischen Inseln bilden mit Korea das japanische Meer): „Bilden" hier gewiss im Sinne von „Formen" oder dgl. Dem Schüler wird diese Bedeutung des Wortes nicht sofort klar sein, und es wäre besser zu sagen: Die japanischen Inseln und Korea scheiden das japanische Meer vom Ocean.

Von Druckfehlern wurden bemerkt: S. 6, Z. 1 v. u. ein statt eine; S. 33, Z. 1 m statt im; S. 54, Z. 2 aum statt saum.

II.

Der zweite Theil des Buches bietet auf 194 Seiten den Lehrstoff der II. und III. Gymnasialclasse. Er beginnt mit einer eilf Seiten umfassenden und mit fünf erläuternden Zeichnungen ausgestatteten, fasslichen Belehrung über die Sonnenbahn in verschiedenen Breiten und in den verschiedenen Jahreszeiten, an die sich eine kurze Erörterung der das Klima einer Gegend bedingenden Verhältnisse knüpft. Hierauf folgt die Länder- und Völkerkunde. Dem Lehrplane entsprechend wird zuerst Asien (auf 27 Seiten),

dann Afrika (15 SS.) behandelt. Von Europa (112 SS.) bringt das Buch zunächst eine allgemeine Übersicht, dann die Beschreibung der drei großen südlichen Halbinseln und des britischen Inselreiches; daran reiht sich die übersichtliche Schilderung des gesammten Alpensystems, welches in zwei Hauptgruppen: die Westalpen bis zur Rhein-Splügen-Furche und die Ostalpen zerlegt wird, worauf die Beschreibung Frankreichs, der Schweiz, Deutschlands und der übrigen Länder und Staaten unseres Erdtheiles folgt, mit Ausnahme jener der österreichisch-ungarischen Monarchie, welche dem dritten Bande des Lehrbuches, beziehungsweise der Behandlung in der IV. Classe vorbehalten ist. Den Schluss bildet Amerika (22 SS.) und Australien (6 SS.).

Auch die Anordnung und Durchführung der Länder- und Völkerkunde entspricht in allen wesentlichen Punkten den Forderungen, welche Lehrplan und Methodik an die Behandlung des Gegenstandes stellen. Es sei hier insbesondere hervorgehoben, dass durch eine passende Gliederung des einheitlich behandelten Stoffes die Übersicht sehr erleichtert wird, dass der Umfang desselben durch Ausscheidung unnützen Ballastes in angemessenen Grenzen gehalten ist und die Tiefe des Eingehens nach der relativen Wichtigkeit des beschriebenen Gebietes bestimmt wird, dass die sprachliche Darstellung lebendig, anregend und klar erscheint, dass die Vergleichungen in Hinsicht auf die Bodengestalt, die Flächen- und Höhenzahlen, die geographische Länge und Breite, die Bevölkerungsziffern consequent, recht ungekünstelt und vornehmlich mit Beziehung auf einheimische Verhältnisse durchgeführt sind, dass die geschichtliche Bedeutung von Ländern und Orten nicht unberücksichtigt blieb, dass die Abhängigkeit der Vegetation und der Producte eines Landes sowie der Beschäftigung seiner Bewohner vom Klima nachgewiesen und an klaren Beispielen erläutert wird. Nur bei den größten Städten finden wir die Einwohnerzahl, aber immer in abgerundeten Ziffern, angegeben; bei den übrigen genannten Städten begnügt sich der Verf., sie mit einem Sternchen — einem kleineren bei Städten mit mehr als 50.000, einem größeren bei solchen mit mehr als 100.000 Einwohnern — anzudeuten. Von seltener vorkommenden Fremdnamen ist deren Erklärung gegeben, die Aussprache der meisten durch Beisetzung des Accentes oder Transscription mit deutschen Buchstaben bezeichnet. An geeigneten Stellen stößt man auf die Erklärung solcher geographischer Begriffe, die dem Schüler aus dem bisherigen Lehrstoffe noch nicht bekannt geworden sind, wie z. B. der verschiedenen Mündungsformen der Flüsse, der Schneegrenze und Gletscherbildung, der Isothermen, der Gabelung u. a. Bei jenen europäischen Staaten, welche Colonien besitzen, sind diese am Schlusse des betreffenden Abschnittes übersichtlich zusammengestellt, wenn sie auch schon bei der Beschreibung des Erdtheiles, dem sie angehören, eingehendere Erwähnung fanden.

Ohne Zweifel wird sich der in diesem von dem Verleger nicht nur vorschriftsmäßig, sondern auch nett ausgestatteten Buche gelieferte Lehrstoff ohne Überhastung in zwei Schuljahren durcharbeiten und einüben lassen. Auch die Auswahl und Ausführung der dem Texte beigegebenen Holzschnitte kann zufriedenstellen. Es sind dies folgende Bilder: Der Gaurisankar. In der Wüste Gobi. Ein chinesischer Tempel. Straße in Canton. Landschaft auf Ceylon. Beirut und der Libanon. Der Nil in seinem Oberlaufe. Kairo. Sudanneger. Der Vesuv in Thätigkeit. Marcusplatz und Dogenpalast in Venedig. Der große Aletschgletscher. Am Vierwaldstättersee. Die St. Gotthardbahn. Der Rheinfall. Holländische Binnenlandschaft. Gracht in Amsterdam. Indianertypen. Winterwohnungen der Eskimo. Unter dem Niagarafalle. Inseln im Magdalenenstrom. Dickicht in Westaustralien. Australneger.

Einige kleine Ergänzungen des dargebotenen Stoffes erweisen sich als wünschenswert; so S. 38 bei Buchara die Erwähnung des Bestandes der transkaspischen Bahn; S. 44 eine Angabe über die Länge des Nils (etwa doppelt so lang als die Donau); S. 78, Z. 19 die Nennung der Pityusen; S. 82 bei Spanien eine Bemerkung über die Existenz der Republik Andorra; S. 108 eine solche über die gegenwärtige Eintheilung Frankreichs in Departements; S. 182, Z. 6 die Beifügung der gewöhnlicheren Bezeichnung „Falklandsinseln" zu „Malwinen". Dagegen erscheint S. 21, Z. 20 die Erwähnung der kleinen Pescadores überflüssig. Richtig zu stellen wäre S. 34, Z. 26, dass Damascus am Ostfuße des Antilibanon (nicht des Libanon) liegt, dass der schwarze Drin, ein Quellfluss des Drin, auf der Hochfläche des Ochridasees entspringt (S. 62, Z. 26). Bezüglich der Stadt Jekaterinburg wird es dem Schüler nicht klar werden, ob sie zu Europa oder zu Asien gehört (vgl. S. 166, Z. 22 und S. 39, Z. 15). An Deutlichkeit gewänne die Stelle auf S. 27, Z. 31, wenn der Vulcan Krakatoa als Inselvulcan oder Vulcaninsel charakterisiert würde. S. 46, Z. 35 soll der „frühere ägyptische Sudan" im Hinblicke auf Nubien wohl als der südlichere (nicht als der südliche) Landstrich bezeichnet sein; ähnlich S. 51, Z. 34 das Somalland als der östlichste (nicht östliche) Theil oder das Osthorn Afrikas. S. 45, Z. 1 ist bei der Besprechung der Überschwemmung Ägyptens durch den Nil die Ersetzung des Wortes „darauf" durch eine genauere Zeitangabe (Winter, Frühjahr) zu empfehlen. S. 58, Z. 29 wäre statt „römische oder lateinische Sprache" zu sagen: die Sprache der Römer oder die lateinische Sprache.

In stilistischer Beziehung sind einige Stellen zu feilen: S. 41, Z. 27: welche ihn (nämlich den Küstenstrich — statt: sie) scheidet. S. 58, Z. 2—3: statt „der Wald besteht aus sommergrünen Laub- und Nadelhölzern" — er besteht aus sommergrünen Laub- und aus Nadelhölzern. S. 77, Z. 11: wegen ihrer (nämlich der Insel — statt: seiner) Fruchtbarkeit. S. 85, Z. 13: Getreide

muss (statt: müssen) ersetzen. S. 90, Z. 8: zwischen dem Genfer- und dem Bodensee (statt: zwischen dem Genfer- und Bodensee: ähnlich S. 96, Z. 28: erfüllt den Brienzer- und den Thunersee. S. 96, Z. 23: Der Rhein (statt: er) bildet den Bodensee. S. 101, Z. 25—26: Durch das Paltenthal, über den Schobersattel und durch das Liesingthal (statt: durch das Paltenthal, den Schobersattel und die Liesing). S. 102, Z. 4—5: obere Etschthal (statt: oberes). S. 143, Z. 31: Die Hauptstadt Dresden ... wegen ihrer (statt: seiner) Lage). S. 156, Z. 6: statt „Die Rumänen stehen infolge der türkischen Herrschaft ... zurück": infolge der türk. Herrschaft, unter welcher sie bis vor einigen Jahrzehnten standen. S. 181, Z. 20: es (nämlich Haiti — statt: sie) zerfällt. S. 182, Z. 3: es hat seine größte westöstliche Erstreckung (statt: seinen größten westöstlichen).

Ungewöhnlich erscheint die Schreibung: Gallilăa statt Galilăa S. 35, Z. 8; Walensee statt Wallensee S. 96, Z. 36 und S. 100, Z. 5 u. 7; Wipthal statt Wippthal S. 97, Z. 11 und S. 102, Z. 11; zuboden statt zu Boden S. 10, Z. 27; inbezug auf statt in Bezug auf S. 11, 57, 72, 107, 111 (2 mal), 136, 149, 157. Zu verbessern ist S. 85, Z. 13 ausgerottet (die Wälder) in ausgerodet. Der Gebrauch der Interpunctionszeichen, namentlich des Beistriches, sollte consequenter durchgeführt sein und den Regeln unserer Schulorthographie ganz angepasst werden. Störend wirkt das Fehlen des Kommas nach: Süditalien (S. 71, Z. 15), überschreitet (S. 149, Z. 33), Kaffeebaum (S. 168, Z. 6). Druckfehler verblieben S. 153, Z. 14 in dem Worte Eisen, S. 166, Z. 4 in Wolhynien.

Steyr. Edm. Aelschker.

Gesammelte Werke von Heinrich Hertz. Bd. I. Schriften vermischten Inhaltes. Herausgegeben von Ph. Lenard. Mit 35 Figuren im Text, einer Tafel und einem Porträt. Leipzig, J. A. Barth (Arthur Meiner) 1895. — Bd. II. Untersuchungen über die Ausbreitung der elektrischen Kraft. 2. Aufl. Mit 40 in den Text gedruckten Holzschnitten. Ebendaselbst 1895. — Bd. III. Die Principien der Mechanik in neuem Zusammenhange dargestellt herausgegeben von Ph. Lenard. Mit einem Vorwort von H. von Helmholtz. Ebendaselbst 1894.

Die Idee, die bedeutenden, in verschiedenen Zeitschriften zerstreut liegenden Arbeiten des unübertrefflichen deutschen Physikers Hertz in einem umfassenden Werke zu sammeln, wurde von der ganzen physikalischen Welt auf das Freudigste begrüßt; nun liegen diese gesammelten Abhandlungen in drei stattlichen Bänden vor uns, der Nachwelt ein theures Vermächtnis.

Die Abhandlungen folgen in dem vorliegenden Buche in der Reihenfolge ihrer Veröffentlichung. Man wird aus dem Buche erkennen, wie vielseitig Hertz wirkte und wie er auf allen Gebieten,

die er betrat, durchwegs originell zu schaffen verstand; man wird andererseits aus seinen Schriften erkennen, dass der große Gelehrte keinen Augenblick vor mathematischen Schwierigkeiten, die in den von ihm gestellten Problemen auftauchten, zurückschreckte, dass er aber auch experimentelle und technische Schwierigkeiten glücklich zu überwinden imstande war.

In der Einleitung zu dem Werke wird der Lebenslauf des Gelehrten geschildert, und es ist mit Dank der Freundlichkeit und des Entgegenkommens der Verwandten des Dahingeschiedenen Erwähnung zu thun, wodurch es ermöglicht wurde, aus privaten Briefen, insbesondere aus jenen an seine Eltern, auf den Entwicklungsgang Hertz' Schlüsse zu ziehen. Wir gewinnen aus diesen Briefen gleichzeitig Einsicht, wie die einzelnen Arbeiten, von denen wir weiter unten sprechen werden, zustande kamen und welche äußeren Umstände sie begleiteten.

In den „Versuchen zur Feststellung einer oberen Grenze für die kinetische Energie der elektrischen Strömung" (1880), einer Abhandlung, welche er als 21jähriger Student schrieb, tritt er der folgenden Preisaufgabe näher: Wenn die Elektricität in den Körpern mit träger Masse sich bewegte, so würde sich das in der Größe der Extraströme zeigen, welche beim Öffnen und Schließen eines Stromes sich zeigen, und es könnten Versuche über die Größe dieser Ströme angestellt werden, aus denen ein Schluss auf die bewegte träge Masse gezogen werden kann. — Im Folgenden wurde die Inauguraldissertation „Über die Induction in rotierenden Kugeln" zum Abdruck gebracht. Dieses Problem wurde von Hertz vollständig für den Fall gelöst, dass die Kugel oder Hohlkugel um einen Durchmesser rotiere, dass ferner die Magnete im Äußeren oder bei Hohlkugeln im Innern liegen. Diese Arbeit zeigt, in wie hohem Grade Hertz den höheren Calcül beherrschte, der bei Lösung derselben zur Anwendung gelangt. Wenn von der Selbstinduction abgesehen wird, konnte Hertz die Kenntnis der Strömung in einer Kugel dazu benützen, um jene in einem beliebig gestalteten Rotationskörper zu finden. Berücksichtigung wird auch in dieser Abhandlung dem Falle zutheil, dass ein kugelförmiger Magnet im dielektrischen Raume rotiert, ein Fall, der bei unserer Erde zutrifft. Die Anwendung der allgemeinen Theorie auf einige specielle Fälle wird im Schlussabschnitte gegeben und unter anderem auch die Theorie des aperiodischen Zustandes einer Magnetnadel in einer leitenden Hohlkugel dargestellt. Die dritte Abhandlung betrifft die Berechnung der Vertheilung der Elektricität auf der Oberfläche bewegter Körper. In derselben werden die Modificationen an den Folgerungen der Elektrostatik erörtert, welche die Bewegung der Leiter erfordert. Diese Betrachtungen enthalten gleichzeitig eine Theorie der Influenzmaschinen ohne metallische Belegung. — Anschließend an die erste Arbeit ist jene, welche ein Jahr später Hertz gelegentlich der Untersuchung der

oberen Grenze für die kinetische Energie der bewegten Elektricität ausführte. — Der Theorie der Elasticität angehörig sind die Arbeiten über die Berührung fester elastischer Körper und über die Härte. Mit den alten Definitionen der Härte bricht Hertz in diesen Deductionen und misst dieselbe durch den Normaldruck auf die Flächeneinheit, welcher im Mittelpunkte einer kreisförmigen Druckfläche herrschen muss, damit in einem Punkte des Körpers die Spannungen eben die Elasticitätsgrenze erreichen.

In den Schriften „Über ein neues Hygrometer" und „Über die Verdunstung der Flüssigkeiten, insbesondere des Quecksilbers, im luftleeren Raume" begibt sich Hertz auf praktisches calorisches Gebiet und zeigt anlässlich dieser Untersuchungen, wie der Druck des gesättigten Quecksilberdampfes bei gewöhnlicher Lufttemperatur gemessen und berechnet werden kann. — Bei der Untersuchung continuierlicher Ströme, welche die fluterregende Wirkung der Gestirne im Meere veranlassen muss, versuchte Hertz aus der Theorie der Bewegung reibender Flüssigkeiten eine Schätzung der Art und Größenordnung der erregten Strömungen zu erhalten. — Der Theorie der Elasticität gewidmet erscheinen die Arbeiten „Über die Vertheilung der Druckkräfte in einem elastischen Kreiscylinder" und „Über das Gleichgewicht schwimmender Platten"; dazwischen leuchtet ab und zu Hertz' Beschäftigung mit thermodynamischen Problemen auf, wie dies die Abhandlung über die graphische Methode zur Bestimmung der adiabatischen Zustandsänderungen feuchter Luft lehrt.

Bedenkt man, dass die genannten Arbeiten in den Zeitraum von vier Jahren fallen, dass sie sämmtlich als grundlegende und epochemachende bezeichnet werden müssen, erwägt man ferner, dass — wie weiter unten betont werden soll — schon jetzt die Vorarbeiten für die größte Entdeckung Hertz', die Beziehungen zwischen Licht und Elektricität, heranreiften, dass die Thätigkeit dieses großen Forschers durch die Arbeiten eines Hochschullehrers in nicht zu unterschätzender Weise in Anspruch genommen wurde, dann muss jeden Erstaunen erfassen, dass eine solche Leistungsfähigkeit möglich sei. Prof. Hertz arbeitete, als ob er eine dunkle Ahnung gehabt hätte, dass seine Arbeitszeit eine kurz bemessene wäre. Aus dem Jahre 1883 rühren auch die Versuche über die Glimmentladung, welche durch eine andere hier ebenfalls abgedruckte Arbeit vorbereitet wurden; die letztere ist betitelt: „Über eine die elektrische Entladung begleitende Erscheinung." Helmholtz brachte diesen Arbeiten das regste Interesse entgegen und glaubte aus den Hertz'schen Versuchen eine Bestätigung seiner Ansicht entnehmen zu sollen, „dass die Kathodenstrahlen die Ausbreitungsform eines plötzlichen Stoßes auf den Maxwell'schen elektromagnetischen Äther sind, wobei die Elektrodenfläche die

erste Wellenfläche bildete". Diese Arbeit gibt ein beredtes Zeugnis von der bedeutenden experimentellen Technik, welche Hertz beherrschte, ebenso von der nicht minder großen manuellen Fertigkeit dieses Forschers. Er schloß aus diesen Versuchen, dass die Glimmentladung nicht als unbedingt disruptiv anzusehen ist, dass die Kathodenstrahlen, welche nur sehr schwache elektrostatische und elektrodynamische Eigenschaften besitzen, mit der Strombahn in erster Annäherung nichts zu thun haben. Hertz bezeichnet die Kathodenstrahlen in dieser Abhandlung geradezu als elektrisch indifferent und sagt, dass unter den bekannten Agentien das Licht die ihnen am nächsten verwandte Erscheinung ist. — In der Abhandlung „Über die Beziehungen zwischen den Maxwell'schen elektrodynamischen Grundgleichungen und den Grundgleichungen der gegnerischen Elektrodynamik" untersucht Hertz die Vorzüge des Maxwell'schen Systems der Elektrodynamik gegenüber dem gewöhnlichen und hebt dieselben in einer Schlussfolgerung klar hervor. Bekannt ist der auch hier abgedruckte, seinerzeit als Separatabdruck erschienene Aufsatz und Vortrag von Hertz über die Beziehungen zwischen Licht und Elektricität, welchen er bei der 62. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Heidelberg am 20. September 1889 hielt und der mit Recht Aufsehen erregte. Der diesem Vortrage zugrunde liegende Satz: „Das Licht ist eine elektrische Erscheinung" wird in diesem Vortrage in formvollendeter Weise begründet.

Die Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung vom 31. August 1891 enthält einen von Hertz verfassten Aufsatz „Zum 31. August 1891"; derselbe ist seinem großen Lehrer Helmholtz gewidmet, der an diesem Tage seinen 70. Geburtstag feierte. Dieser hier zum Abdruck gebrachte Aufsatz zeugt von der Dankbarkeit, welche der Schüler dem Lehrer zollte; in demselben werden die wesentlichsten Arbeiten Helmholtz' nur kurz besprochen und auf die Bedeutung derselben in gebürender Weise aufmerksam gemacht. Wie sehr aber Hertz von der Persönlichkeit Helmholtz' angeregt wurde, gibt er deutlich zu erkennen, wenn er ausruft: „Und doch wie wenig erschöpft die Summe der greifbaren Leistungen die Summe der ganzen Persönlichkeit!"

Im zweiten Bande der gesammelten Werke von Hertz finden wir die Untersuchungen über die Ausbreitung der elektrischen Kraft. Derselbe ist dem Lehrer des großen Forschers, Prof. Helmholtz gewidmet. Die in diesem Bande angegebenen Arbeiten wurden zuerst in den Annalen der Physik und Chemie abgedruckt und erscheinen jetzt in unveränderter Form gesammelt, dabei wurde aber eine weniger streng gehaltene Übersicht über den Gang und Zusammenhang der Arbeiten vorausgeschickt. Diese Übersicht enthält viele orientierende Momente und wird den Physikern nicht minder willkommen sein als die dem Bande zugefügten „nachträglichen Anmerkungen".

In der einleitenden Übersicht zeigt der Verf., dass er zu seinen berühmten Versuchen durch die Ausschreibung einer Preisarbeit veranlasst wurde, in welcher die Forderung gestellt war, eine Beziehung zwischen den elektrodynamischen Kräften und der dielektrischen Polarisation der Isolatoren experimentell nachzuweisen. Er macht ferner auf einige frühere Versuche über denselben Gegenstand aufmerksam, welche von verschiedenen Forschern angestellt wurden. Diese Erörterungen sind nicht minder umfassend und lichtvoll als die zur Theorie gehörigen, in welchen die Grundgedanken der Faraday-Maxwell'schen Elektricitätstheorie — wenn dieser Ausdruck gestattet ist — in populär wissenschaftlicher Weise zum Vortrage gelangen. Die folgenden Abhandlungen betreffen „die Versuche mit sehr schnellen elektrischen Schwingungen" und die Theorie dieser Schwingungen, welche zuerst von Thomson, Helmholtz und Kirchhoff entwickelt wurde, ferner einige Untersuchungen von Bezold über die elektrische Entladung, das Studium des Einflusses des ultravioletten Lichtes auf die elektrische Entladung, endlich die Einwirkung einer geradlinigen elektrischen Schwingung auf eine benachbarte Strombahn. Die letztgenannte Arbeit ist insoferne von Bedeutung, als die constatierte verschiedene Ausbreitungsgeschwindigkeit der elektrostatischen und elektrodynamischen Kraft eine endliche Ausbreitungsgeschwindigkeit der elektrischen Fernwirkungen voraussetzt.

In der Abhandlung über die durch die elektrischen Vorgänge in Isolatoren hervorgerufenen Inductionserscheinungen beschreibt der Verf. Versuche, durch welche es ihm gelang, eine von Isolatoren ausgehende Inductionswirkung nachzuweisen. Über die Ausbreitungsgeschwindigkeit der elektrodynamischen Wirkungen, über elektrodynamische Wellen im Luftraume und deren Reflexion, über die Fortleitung elektrischer Wellen in Drähten, über die Strahlen elektrischer Kraft, über die mechanischen Wirkungen elektrischer Drahtwellen, das sind die Titel jener Arbeiten, durch welche Hertz die Wellentheorie der Elektricität in experimenteller Beziehung festsetzte. Aus all diesen Versuchen geht hervor, dass die Maxwell'sche Theorie gegenüber den anderen Theorien der Elektrodynamik ein unbestreitbares Übergewicht besitze, und die Deutung dieser Erscheinungen nach der Maxwell'schen Theorie erfolgt in der berühmten hier zum Abdruck gebrachten theoretischen Abhandlung: „Die Kräfte elektrischer Schwingungen behandelt nach der Maxwell'schen Theorie." Es ist dies jene Abhandlung, welche auch die Theorie über die Bewegung der Energie im elektromagnetischen Felde in sich schließt, in der er aber auch zeigt, dass die Maxwell'sche Theorie nicht in aller Vollständigkeit die Experimente erklärt, während die älteren Elektricitätstheorien „schon in den elementarsten Zügen" mit den Versuchen in Widerspruch gerathen. Nicht minder bedeutend ist die theoretische

Arbeit über die Grundgleichungen der Elektrodynamik für ruhende Körper, in welcher Hertz bemüht war, die Maxwell'schen Formeln zu sichten, und der Versuch gemacht wurde, die wesentliche Bedeutung derselben von der zufälligen Form, in der sie zuerst auftraten, abzulösen. Zur Ergänzung dieser Arbeit dient die in demselben Jahre veröffentlichte über die Grundgleichungen der Elektrodynamik für bewegte Körper, wobei er allerdings nicht berücksichtigt, dass die wahre Theorie sich auf jenen Fall beziehen dürfte, in dem die Zustände des Äthers von denen der eingebetteten Materie wohl unterschieden werden. — Für die vorangegangene Literatur sind die nachträglichen Anmerkungen von Bedeutung, sie enthalten eine Reihe von wertvollen Bemerkungen, Ergänzungen und Erläuterungen des in dem Texte Vorgetragenen. Auch enthalten diese nachträglichen Anmerkungen bemerkenswerte Analogien zwischen den elektrischen, akustischen und optischen Wellen.

Die bedeutende Arbeit, welche Hertz in seinen drei letzten Lebensjahren ausführte, „die Principien der Mechanik", liegt in dem letzten der drei Bände vor. Die Herausgabe des Buches konnte der damals schon mit dem Tode ringende große Forscher nicht mehr besorgen, sondern der auf dem Titelblatte verzeichnete Herausgeber Herr Ph. Lenard, der in pietätvoller Weise möglichst geringe Änderungen der Form vornahm und auf getreue Wiedergabe des Originals achtete.

Bedeutungsvoll ist in dem vorliegenden Buche das von dem nun ebenfalls heimgegangenen Lehrer Hertz', Professor H. von Helmholtz beigeschlossene Vorwort, eine der schönsten Biographien, die je über Hertz geschrieben werden können, eine Huldigung des Genius dieses großen Physikers, welche von Helmholtz keinem Sterblichen zutheil wurde, ein geschichtlicher Abriss der Wissenszweige, welche von Hertz gepflegt wurden. Was speciell die „Principien der Mechanik" betrifft, bezeichnet Helmholtz diese Darstellung der Grundgesetze der Mechanik als ein Buch, „das in höchstem Grade jeden Leser interessieren muss, der an einem folgerichtigen Systeme der Dynamik, dargelegt in höchst vollendeter und geistreicher mathematischer Fassung, Freude hat, als ein Buch, das möglicherweise in der Zukunft noch von hohem heuristischem Werte sein wird als Leitfaden zur Entdeckung neuer allgemeiner Charaktere der Naturkräfte".

Hertz versuchte in seinen „Principien der Mechanik" alle einzelnen besonderen Gesetze dieser Wissenschaft aus einem einzigen Grundgesetze zu deducieren. Nach Helmholtz' Worten hatte man auf Grund vorausgegangener Studien der Newton'schen Mechanik und der aus dem Principe von d'Alembert hervorgegangenen allgemeinen principiellen Sätze der Mechanik gefolgert, dass gewisse allgemeinere Charaktere der Newton'schen conservativen Anziehungskräfte allen Naturkräften zukommen, konnte aber diese Verallgemeinerung aus einer gemeinsamen Grundlage nicht

ableiten; dies blieb Hertz vorbehalten, der in die Wissenschaft verallgemeinerte kinematische Begriffe einführte. Immer geht Hertz von der alten Vorstellung aus, dass alle mechanischen Processe so vor sich gehen, als ob alle Verbindungen zwischen den aufeinander wirkenden Theilchen fest wären, wobei vorausgesetzt ist, dass eine große Anzahl unwahrnehmbarer Massen und unsichtbarer Bewegungen vorhanden ist. Die Schwierigkeiten, welche eintreten, wenn aus den von Hertz entwickelten Grundlagen Erklärungen für die einzelnen Abschnitte der Physik gegeben werden sollen, verkennt Helmholtz nicht. Man wird beim Studium des vorliegenden Buches zur Erkenntnis gelangen, dass diese Arbeit von Hertz durch die Abhandlungen von Helmholtz über die physikalische Bedeutung des Princips der kleinsten Wirkung und durch die frühere desselben Forschers über die Principien der Statik monocyklischer Systeme nicht unwesentlich beeinflusst wurde.

In hohem Grade lesenswert und für die Erkenntnistheorie belangreich ist die umfangreiche Einleitung zu diesem Buche, welche von Hertz selbst verfasst wurde und in der er seinen Standpunkt präcisiert, wie der Wert physikalischer Theorien und jener der Darstellung derselben zu beurtheilen ist. In derselben zeigt er in mustergiltiger Weise, dass rücksichtlich der Form der gewöhnlichen Darstellungsweise der Mechanik der logische Wert der einzelnen Aussagen nicht hinreichend klar gelegt erscheint; dass andererseits in sachlicher Beziehung die von der Mechanik betrachteten Bewegungen sich nicht vollständig mit den zu betrachtenden natürlichen Bewegungen decken; er entrollt die Grundsätze, welche in seinem Buche zur Anwendung gekommen sind, in mustergiltiger Weise.

Das erste Buch, betitelt „Zur Geometrie und Kinematik der materiellen Systeme", schließt alle Erfahrungsthatsachen aus; die vorgeführten Entwicklungen beruhen „auf den Gesetzen der inneren Anschauung und den Formen der eigenen Logik des Aussagenden". Nach einem Excurse über Zeit, Raum und Masse werden die Lagen und Verrückungen der Punkte und Systeme, die unendlich kleinen Verrückungen und Bahnen der Systeme materieller Punkte, die möglichen und unmöglichen Verrückungen, die ausgezeichneten Bahnen der materiellen Systeme, die geradeste Entfernung in holonomen Systemen und die weiter verwerteten kinematischen Grundbegriffe besprochen.

Im zweiten Buche (Mechanik der materiellen Systeme) werden die Relationen zwischen Zeit, Raum und Masse so formuliert, dass die Aussagen über diese Beziehungen nicht mehr allein den Ansprüchen unseres Geistes genügen, sondern zugleich auch möglichen, insbesondere zukünftigen Erfahrungen entsprechen; es stützen sich diese Aussagen daher auch auf die vorangegangene Erfahrung. Als alleiniges Grundgesetz wird das der Erfahrung entnommene angenommen, dass jedes freie System in seinem Zu-

stande der Ruhe oder der gleichförmigen Bewegung in geradester Bahn beharrt; die Berechtigung, Einschränkung und Zerlegung desselben wird betrachtet, ebenso die Methode der Anwendung desselben gezeigt und dann der Übergang auf die Bewegung der freien Systeme gefunden, jene der unfreien Systeme betrachtet, auf die Bewegung der Systeme mit verborgenen Massen eingegangen und den Unstetigkeiten der Bewegung ein Abschnitt gewidmet.

Wenn auch in dem oben erwähnten Grundgesetze nur von freien Systemen gesprochen wird, so kann doch auch mit demselben die Bewegung der unfreien Systeme verfolgt werden, wenn diese als Theile von freien Systemen betrachtet werden; auch die dem Grundgesetze scheinbar widerstreitenden Systeme konnten demselben unterworfen werden, wenn — wie es Hertz in seinen Entwicklungen ausgeführt hat — verborgene Massen in ihnen angenommen werden. Bei ungesetzmäßigen und unstetigen Systemen, wie sie die Natur genug oft darbietet, wurde von den Ungesetzmäßigkeiten und Unstetigkeiten insoferne abgesehen, als dieselben als scheinbare in Erwägung gezogen werden.

Hertz kommt am Schlusse seiner Erörterungen zu der Behauptung, dass das Grundgesetz nicht nur nothwendig, sondern dass es auch hinreichend sei, um „den Antheil der Erfahrung an den allgemeinen Gesetzen der Mechanik erschöpfend darzustellen". Während in den früheren Arbeiten der wissenschaftliche Einfluss Prof. von Helmholtz' auf Hertz offenbar ist, scheint sich in den „Principien der Mechanik" der letztgenannte Physiker englischen Mustern mehr angeschmiegt zu haben, als in seinen früheren Aufsätzen; so dürfte die Theorie der Wirbelatome von Sir William Thomson (Lord Kelvin) und die Hypothese Maxwells zur Erklärung der elektromagnetischen Vorgänge auf Grund mechanischer Betrachtungen (Zellensystem mit rotierendem Inhalte) Hertz einigermaßen bei seiner letzten großartigen Arbeit vorgeschwebt haben. Seine bedeutenden deutschen Lehrer, die nunmehr als Geistesheroen der Geschichte angehören, Kirchhoff und Helmholtz suchten — wie letzterer auch in dem citierten Vorworte betont — ihr Ziel in der allgemeinsten Darstellung der Thatsachen und ihrer Gesetze, wie sie durch die Systeme der Differentialgleichungen der Physik gegeben werden.

Die Darstellung der „Principien der Mechanik" ist — wie schon hervorgehoben wurde — eine selten elegante und präcise, in logischer Beziehung äußerst scharfe; die in Anwendung gebrachte mathematische Sprache ist eine solche, dass sie wegen ihrer Kürze dem Leser anfangs nicht geringe Schwierigkeiten bieten wird. Der Studierende wird aber auch in letzterer Beziehung die höchste Befriedigung finden, da manche verwendete Theoreme von einem neuen Standpunkte aus betrachtet werden und durch kinematische Betrachtungen in origineller Weise zur Behandlung gelangen.

Wir müssen Prof. Hertz in erster Linie, dann dem Herausgeber Herrn Ph. Lenard und nicht in geringer Weise der Verlagsbuchhandlung Dank wissen, dass nunmehr die großartige Geistesarbeit von Prof. Hertz durch Edition der drei vorliegenden Bände den Physikern in bequemer Weise übermittelt wurde als ein theures Vermächtnis des so früh der Wissenschaft Entrissenen, der „dem Neide der Götter zum Opfer gefallen ist". Die Anregungen, welche in den Hertz'schen Schriften gegeben werden, mögen die Grundlage für eine Reihe von neuen Forschungen bilden, die uns der Erkenntnis der Natur und der in ihr waltenden Kräfte näher bringen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Dr. Eugen v. Halácsy. Flora von Niederösterreich. Zum Gebrauche auf Excursionen und zum Selbstunterrichte bearbeitet. Wien, F. Tempsky 1896. 20 : 13cm, 631 SS. Preis geh. 4 fl. 20 kr.

Bei dem Mangel eines guten, für die Schule ebenso wie für die weitere Beschäftigung mit der Pflanzenwelt geeigneten Bestimmungsbuches zur österreichischen Flora, muss jedem Werke, welches auch nur die Flora einer Provinz in diesem Sinne behandelt, vollste Aufmerksamkeit zugewendet werden. Der Grund hiezu liegt auch darin, dass nicht verkannt werden darf, dass es sicherlich dem Mangel eines guten und billigen Bestimmungsbuches für die gesammte österreichische Flora zuzuschreiben sei, wenn wir trotz unserer herrlichen Vegetation so wenige Pflanzenfreunde besitzen, welche sich mit dem Einsammeln von Pflanzen, mit dem Anlegen von Herbarien, überhaupt mit der Beschäftigung in der sie umgebenden Pflanzenwelt eine angenehme und die floristische Kenntnis unserer Länder fördernde Thätigkeit schaffen. An Versuchen, ein Bestimmungsbuch für die österreichische Pflanzenwelt zu schaffen, fehlte es freilich nicht. Lorinsers Excursionsbuch, 1885 in 5. und letzter Auflage erschienen, war ein gutes Buch, ist aber veraltet; Willkomms Schulflora, ebenfalls analytisch bearbeitet, enthält zu viele Lücken, um weitere Verwendung zu finden; compendiöse Floren, nach der vortrefflichen Methode Kochs und Garckes eingerichtet, fehlten bisher völlig.

Halácsy unternahm es deshalb, ein derartiges Buch für Niederösterreich zu schreiben. Der Verf. hatte leichte Arbeit, denn Niederösterreich besitzt zwei große Florenwerke, nämlich Neilreichs im Jahre 1859 erschienene Flora, zu welcher einige Nachträge bis 1882 vorliegen, und das vom Ref. im Jahre 1893 abgeschlossene, die neueren wissenschaftlichen Forschungen eingehend berücksichtigende Werk. Er brauchte daher nur aus diesem zu schöpfen, um ein solches Compendium zu schaffen. Das hat der Verf. auch gethan und ein für Excursionen leider viel zu

schweres Buch geschrieben, das jeder Originalität entbehrt. Da der Verf. es aber vorzog, entgegen den neueren wissenschaftlichen Forschungen, das De Candolle'sche System, sowie die Diagnostik und die Ansichten Neilreichs, kurz einen Standpunkt in der Behandlung des systematischen Aufbaues seiner Flora anzunehmen, welcher vor 40 Jahren berechtigt erscheinen konnte, und sich nicht einmal der geringen Mühe unterzog, die sorgfältig verfassten Diagnosen in Becks Flora zu benützen, muss natürlich das Werk eine Reihe von schweren Fehlern aufweisen.

Der Anfänger, Schüler und Florist entbehrt in Halácsys Flora vor allem der so wichtigen Bestimmungstabellen für die Familien. Sie müssen sich, um die Familie einer Pflanze zu bestimmen, in einer „Übersicht der Familien" zurechtfinden. Dem Verf. scheinen aber die schlechten Erfahrungen, welche man mit De Candolle's System in ähnlichen Büchern machte, ganz unbekannt geblieben zu sein, da sonst die Bestimmungen der Familie von so zahlreichen Gattungen, wie *Pirola, Oxycoccos, Ilex, Fraxinus, Plantago, Rhamnus, Viscum, Filipendula* u. a., welche Ref. versuchte, nicht unmöglich wären.

Für die Bestimmung der Gattungen und Arten ist zwar nach der Methode von Kochs Taschenbuch besser vorgesorgt. Die Gattungsdiagnosen enthalten aber sehr zahlreiche, geradezu unglaubliche Unrichtigkeiten. So steht z. B. bei: *Spiraea* (incl. *Filipendula!*) „Früchtchen kapselartig, 2—mehrsamig"; *Vincetoxicum* „Pollenmassen 10, bauchig, vom Narbenrande herabhängend"; *Potamogeton* „Perigon 4blätterig"; *Vinca*, Samen 5theilig; *Lysimachia* (incl. *Naumburgia*) Kelch und Blume 5theilig; *Humulus* „Keim schraubenförmig" usw. Die Mehrzahl der Gattungsdiagnosen in den schwierigen Familien wie der Compositen, *Umbelliferae, Cruciferae* sind ungenau oder doch unklar, manche ganz unverständlich, wie z. B. bei *Petasites*. Weiters hat der Verf. die Beschreibungen aller Culturpflanzen und jene von selbst eingebürgerten Fremdlingen fallen gelassen, was noch in keinem ähnlichen Werke geübt wurde. Hätte der Verf. die Beschreibung kleinster Formen, welche ganz ungleichmäßig, gewissermaßen nach Belieben und Bequemlichkeit des Verf.s durchgeführt wurde, auf ein bescheidenes Maß zurückgeführt und die Beschreibungen der Hybriden ausgelassen, so wäre wohl der Platz hiefür gewonnen worden.

In der Gattungsumgrenzung vernachlässigt der Verf. fast alle neueren Forschungen; minimale Gattungen werden festgehalten, wie z. B. *Chamitea, Atragene* u. a., andere Genera, entgegen dem Urtheile anerkannter Fachleute, zerstückelt, wie: *Andropogon, Panicum* usw., wieder andere in ganz unhaltbarem Umfange belassen, wie in der Familie der *Pomaceae, Umbelliferae, Compositae, Gramineae*. Man möchte hiebei fast glauben, dass sich der Verf. über die Forschungsresultate der systematischen Botanik absichtlich oder doch gleichgiltig hinwegsetzt.

In der Nomenclatur der Gattungen und Arten wird das Prioritätsprincip vertreten, aber nach Belieben durchgeführt. Einmal kommen ältere Gattungsnamen, wie *Wilckia*, *Myosoton* zur Verwendung, in anderen Fällen bleiben jüngere Namen, wie *Capsella*, *Specularia* oder falsche und verwerfliche Namen, wie *Nasturtium*, *Falcaria*, *Anthriscus* ruhig bestehen. Gleiches gilt für die Species, wo die Nichtverwendung von mit dem Genusnamen gleichlautenden Artennamen, ferner bei *Hepatica triloba*, *Oxycoccos palustris*, *Luzula flavescens* u. a. m. laxere Nomenclaturauffassung bekunden.

Da die Arten mit den Standortsangaben und den wichtigeren Synonymen versehen sind, mag das Buch den schon mit den Gattungen vertrauten Floristen immerhin Gutes leisten. Diesen Vorzug gewähren aber Neilreichs und Becks Flora ob ihrer gleichmäßigen Behandlung in viel höherem Maße, so dass jeder Botaniker auf diese Werke wird zurückgreifen müssen, wenn er die Flora von Niederösterreich erschöpfend und nach den neuesten Forschungen der Wissenschaft behandelt kennen lernen will.

Ob der zahlreichen Fehler kann das Buch weder für Anfänger und Floristen, noch weniger für die Schule empfohlen werden, und es bleibt sehr bedauerlich, dass in einem Werke versucht wird, trotz kolossaler Vorarbeiten mühselig errungene Forschungsresultate absichtlich zu negieren und alte, als falsch erkannte Auffassungen in den Kreisen unserer Floristen zu verbreiten.

Wien. Dr. G. v. Beck.

J. Jahne und V. Zwierzina, Lehr- und Lesebuch der Gabelsberger'schen Stenographie. Für den Schul- und Selbstunterricht. Wien, Wiener Stenographischer Verlag (Jahne u. Zwierzina) 1895. Preis 1 fl. 20 kr.

Das Lehrbuch besteht aus 48 Seiten typographierten Textes nebst 56 stenographischen Tafeln, während das Lesebuch auf 48 Seiten 42 im ganzen gut gewählte und mit Zeilenzählung versehene Lesestücke bietet, die stufenweise die Einübung der Correspondenzschrift, der Satzkürzung und der Wortweglassung ermöglichen. Das nach der calculierenden Methode verfasste Lehrbuch zerlegt den Lehrstoff in 40 Lectionen. Durch fortlaufende Numerierung der Textabsätze (430) sind Verweisungen auf bereits Gelerntes oder auch auf noch zu Lernendes möglich. Diese stete Darbietung des bereits Bekannten dürfte allerdings die Brauchbarkeit des Buches erhöhen; weniger versprechen wir uns von dem Hinweise auf kommende Capitel. Eine Stütze für den Lernenden bietet auch die bei der Lautgewinnung in Anwendung gebrachte, allerdings rein mechanische Methode, die stenographischen Zeichen an Schriftzügen der Current- oder Lateinschrift zu versinnlichen (z. B. an dem Current-v die stenographischen Zeichen für „ei“,

„g", „a" und „h"). Trotz solcher Hilfen müssen wir aber das Buch für den Selbstunterricht für ungeeignet erklären, denn in Anbetracht dessen, dass die Verff. schon von den ersten Lectionen an bei der Aufzeigung von „Weiterbildungen" der vorgeführten Sigel von einer Übertragung in die gewöhnliche Schrift absehen, weiter zu den „Schreibübungen" keinen Schlüssel geben und endlich auch in den weiteren Stadien dem stark gekürzten stenographischen Texte „aus pädagogisch-didaktischen Gründen" eine Umschreibung in die Currentschrift nicht beigeben, müsste der Autodidakt diesem Lehrbehelfe gegenüber sehr oft rathlos dastehen.

Aber auch im Schulunterrichte werden die in dem Buche vorgetragenen Lehren vielfach durch den Lehrer erklärt, ergänzt und richtig gestellt werden müssen. Denn das Buch gehört keineswegs zu den leicht fasslichen. Der Grund davon ist zunächst darin zu suchen, dass in den einzelnen Lectionen zu viel Stoff zusammengedrängt erscheint und dass, trotzdem der Lehrgang im allgemeinen vom Leichteren zum Schwereren führt, doch von allem Anfange an dem Schüler sehr viel zugemuthet wird, ferner, dass manche nicht unwichtige Schreibweise nur in einer kurzen Anmerkung lakonisch abgethan wird, und endlich darin, dass die Darstellung meist nur schwerflüssig sich daher bewegt und dass infolgedessen manches mangelhaft ausgedrückt erscheint. Einige wichtige Regeln liegen in einer die Sache nicht hinreichend erschöpfenden Fassung vor. Auch an thatsächlichen Unrichtigkeiten fehlt es nicht (so z. B., wenn „eln" und „ern" als Infinitivendungen erklärt werden). Neu war uns auch die historische Belehrung (S. 1), dass „es bisher noch nicht völlig gelungen ist, jene Schnellschrift aufzufinden, welche es dem hellenischen Weisen Platon ermöglichte, die Reden und Gespräche seines Meisters Sokrates der Nachwelt zu überliefern".

Das Buch wird also bei einer Neubearbeitung, die sich angesichts der Beschlüsse des jüngsten Stenographentages ohnehin als unabweislich darstellt, einer gründlichen Durchsicht unterzogen werden müssen, um es nach den angedeuteten Richtungen hin brauchbarer zu machen.

Da die Verff. darauf gehalten haben, schon von der ersten Lection an Satzbeispiele zu geben, so ist es ihnen hiebei ebenso ergangen wie anderen Autoren im gleichen Falle, dass nämlich die ersten Beispiele gezwungen und trivial ausfallen. Im weiteren Verlaufe jedoch hebt sich die Beschaffenheit der Beispiele ganz erfreulich. Viele sind der Literatur entnommen und auch als Citate kenntlich gemacht. Neben der Geist und Gemüth bildenden Seite ist auch dem Bedürfnisse der Geschäftswelt reichlich Rechnung getragen.

Die Ausstattung des Werkchens ist sehr nett, was besonders bezüglich des autographischen Theiles hervorgehoben werden muss. Druckfehler finden sich im ganzen selten.

In dem oben erwähnten Verlage erscheint auch die von J. Jahne und V. Zwierzina herausgegebene Monatsschrift: „Stenographische Correspondenz", welche es sich zur Aufgabe stellt, die Bestrebungen nach Förderung des stenographischen Unterrichtes in Schulen und Vereinen kräftig zu unterstützen und der fachwissenschaftlichen und beruflichen Fortbildung durch Fachartikel über Systemfragen, durch Abhandlungen über Anwendung der Stenographie in der Praxis und durch Unterhaltungsstoff Vorschub zu leisten. Die autographische Ausführung ist vorzüglich. Bezugspreis 1 fl. 50 kr.

Aus demselben Verlage gieng endlich hervor eine „Systemkarte der Gabelsberger'schen Stenographie", entworfen von Ernst Hessel unter Mitwirkung von J. Jahne und V. Zwierzina. Der Zweck dieser auf einen halben Kleinduodezbogen zusammengedrängten, stellenweise wegen Kleinheit des Druckes ohne Lupe kaum leserlichen Systemübersicht ist, Laienkreise für die Erlernung der nützlichen Kurzschrift Gabelsbergers zu interessieren. Preis 6 kr., in Partien billiger.

Wien. Edmund Eichler.

H. Schröer, Turnspiele für Turnvereine, Spielgesellschaften und die Oberclassen höherer Lehranstalten. Mit acht in den Text gedruckten Abbildungen. VIII u. 9 bis 128 SS. Leipzig, Julius Klinghardt 1895. Preis cart. 80 Pf.

Vor nunmehr hundert Jahren erschien die erste Ausgabe des in seinen Neubearbeitungen noch bis heute unbestritten besten deutschen Spielbuches: „Spiele zur Übung und Erholung des Körpers und Geistes für die Jugend, ihre Erzieher und alle Freunde unschuldiger Jugendfreuden" von dem Lehrer am Philanthropin zu Schnepfenthal (einer noch heute blühenden Erziehungsanstalt in der Nähe von Gotha), Johann Christian Friedrich Guts Muths. Berechtigten Ansehens erfreuten sich später auch Johannes Stangenbergers „Spiele für die Volksschule", die zum erstenmale im Jahre 1853 erschienen und — trotzdem, dass es in dieser Zeit noch keine „Spielbewegung" gab, die Pflege der Leibesübungen vielmehr im allgemeinen darniederlag, — bis zum Jahre 1877 vier Auflagen erlebten.

Die unter obigem Titel in einem besonderen Buche herausgegebenen fünfzehn Spiele bilden den III. Abschnitt in dem umfangreicheren Werke desselben Verf.s: „Johannes Stangenbergers Spiele für die Volksschule. Gänzlich umgearbeitet und zum Gebrauch an niederen und höheren Lehranstalten eingerichtet. Sechste Auflage", zu deren Herausgabe der Verf. durch die Verlagsanstalt des alten Werkes veranlasst wurde.

Bei dieser Neubearbeitung des Stangenberger'schen Buches durch Schröer ist die Zahl der Spiele von 150 auf 45 zurückgegangen, von denen die Nebenausgabe, wie schon bemerkt, nur fünfzehn enthält, denn „die Überzeugung, dass die Spielfreudigkeit nachhaltiger angeregt wird durch gründliche Betreibung weniger Spiele — nicht zu verwechseln mit der extremen (sportmäßigen) Beschränkung auf ein Spiel! — ließ es der Verf. angebracht erscheinen, dem Schatzkästlein unseres nationalen Spielreichthums nur eine Auslese für die reifere Jugend und die nachfolgenden Altersgrade geeigneter Spiele zu entnehmen, hier aber die ganze Kraft auf die anschauliche Darstellung des Spieles und auf die gründliche Durcharbeitung seines Regelwerkes zu vereinigen".

In der That zeichnet sich das Werk in seiner Neubearbeitung auch durch eine recht anschauliche Darstellungsweise aus, und wir wünschten nur, dass diese Durchsichtigkeit beider Ausgaben auch in typographischer Beziehung noch etwas besser hervorträte. — Wenn man den Gebrauch des Werkes bloß auf Schulen beschränkt wissen wollte, an denen in der Regel — wenigstens an den österreichischen — die gegenseitigen Wettspiele in den Hintergrund treten, müsste man dasselbe als recht gut verwendbar erklären, denn ein jeder Schulmann wird dem Verf. gewiss beipflichten, wenn er den individuellen Neigungen Spielraum lassen und allen durch örtliche Verhältnisse bedingten, zur Gewohnheit gewordenen Spielformen, sobald sie nur die Spielfreudigkeit wecken und erhalten, die Daseinsberechtigung zuerkannt wissen will. Allein da der Verf., wie schon das Titelblatt der Nebenausgabe besagt, sich mit diesem Werkchen auch an Turnvereine und Spielgesellschaften wendet, die mit gewissen Spielen öfter auch untereinander in gegenseitigen Wettbewerb treten, der bei jeder Partei doch die Kenntnis derselben Spielregeln voraussetzt, so dürfte das Büchlein in den genannten Kreisen wohl kaum allgemein in Gebrauch genommen werden, da beispielsweise gerade bei dem am häufigsten als Wettspiel in Verwendung stehenden Fußball (ohne Aufnehmen, beschrieben S. 115—128 der Nebenausgabe, S. 101 bis 107 der Hauptausgabe) mehrfache Abweichungen in Regeln und Maßen gegen die vom technischen „Ausschusse für Jugend- und Volksspiele" aufgestellten Normen vorkommen. — Nicht gerne vermissen wir (in beiden Ausgaben) das in neuerer Zeit äußerst beliebt gewordene „Faustballspiel", sowie den schon seit lange in den meisten Spielgesellschaften gepflegten „Thorball" (Criquet).

Recht lesens- und beherzigenswert fanden wir das Vorwort und die aus mehreren Abtheilungen bestehenden „einleitenden Bemerkungen", welche als Aufmunterung zur intensiveren Pflege des „Jugend- und Volksspieles" von Zeit zu Zeit in unseren gelesensten Tagesblättern zum Abdrucke gebracht werden sollten.

Dr. E. Kohlrausch und A. Marten. Turnspiele nebst Anleitung zu Wettkämpfen und Turnfahrten für Lehrer, Vorturner und Schüler höherer Lehranstalten. Mit 17 in den Text gedruckten Figuren. 5., verm. u. verb. Aufl. (14.—17. Tausend.) Hannover, Karl Meyers Verlag (Gustav Prior) 1895. 16°. VIII u. 149 SS. Preis cart. 75 Pf., eleg. geb. 1 Mk.

Dieses Büchlein, das seine Entstehung in erster Auflage dem bekannten Spielerlasse vom 27. October 1882 des früheren preußischen Unterrichtsministers guten Angedenkens und jetzigen Oberpräsidenten der Provinz Westpreußen, v. Goßler, verdankt, ist eine der besten Sammlungen, welche die neuere Spielliteratur hervorgebracht hat. In äußerst handlicher Form gibt es uns zunächst Aufschluss über die wichtigsten Erfordernisse beim Spiele, wie Spielplatz, Spielgeräthe, Bildung von Parteien usw. Hierauf folgt die Beschreibung von 59 durchwegs erprobten Spielen, die in Ball-, Lauf- (Fang-) und Kampfspiele gegliedert sind. Am Schlusse werden einige Winke für Wettkämpfe und Turnfahrten ertheilt.

Bei der Beschreibung und Auswahl der einzelnen Spiele haben die Verff. neben der eigenen langjährigen Erfahrung, wie nur billig, auch die besten der bereits bestehenden Sammlungen dieser Art, wie Guts Muths (Schettler), Wagner usw. benützt. Außerdem sind ihnen die Herren: Schulrath Prof. Dr. Euler (Berlin), Director Dr. J. C. Lion (Leipzig), Inspector A. Hermann (Braunschweig), mehrere hervorragende Turnlehrer Hannovers u. a. mit ihren bewährten Rathschlägen und Erfahrungen zur Seite gestanden.

Mit besonderer Vorliebe und Gründlichkeit zugleich finden wir die Ballspiele und hier insbesondere die Schlagballspiele behandelt, die auch unter den Bewegungsspielen unstreitig den ersten Rang einnehmen, weil sie am vollkommensten die körperlichen wie geistigen Kräfte der Spielenden in Bewegung setzen. Die Lust der Jugend an den Ballspielen mag die Verff. auch bewogen haben, dieses Capitel, das schon in der vierten Auflage (gegenüber der dritten) um einige Nummern vermehrt worden war, in dieser neuesten (fünften) Auflage noch mit sieben weiteren Nummern u. zw. Schlagball ohne Einschenker, Feldball, Balljagd, Faustball, Prellball als Parteispiel, Hüpfender Kreis und Lawn-Tennis — letzteres auf „vielfach geäußerten Wunsch“ — zu bereichern. (Einige davon wurden auf Anregung der bekannten „Zeitschrift für Turnen und Jugendspiele“ aufgenommen.) Bei dem „Prellball als Parteispiel“ dürfte am Kopfe aus Versehen das Sternchen (*) weggeblieben sein, da der „Prellball“ mit der von Pawel angegebenen Variante nach unserem Dafürhalten doch zu einem „schwierigeren und gehaltvolleren, für ältere Schüler sich eignenden“ Spiele wird.

Unter den schon in der vierten Auflage neu aufgenommenen und auch jetzt wieder mitgetheilten Spielen befindet sich auch der

an vielen Orten gerne gespielte „Duckstein", bei welchem laut Beschreibung auf S. 92 nach einem „etwa backsteinlangen Steine — dem 'Ducksteine' — der hochkantig aufgestellt wird, mit faustgroßen Feldsteinen geworfen werden soll, bis der 'Duckstein' umgestürzt ist". Das Werfen mit Steinen möchten wir aber bei diesem sonst sehr ansprechenden Spiele lieber missen, da durch Abprallen, Zersplittern des geworfenen oder Absplittern des „Ducksteines" leicht jemand erheblichen Schaden nehmen, das Werfen mit Steinen aber auch leicht vermieden werden kann. So sahen wir beispielsweise in Hannover bei diesem Spiele unter der Leitung des Turnlehrers Thiele am Lyceum II (an der Goethestraße) statt eines Steines einen kleinen Holzklotz aufgestellt, nach welchem mit Kälberhaarbällen geworfen wurde. — An der k. k. Theresianischen Akademie in Wien verwendet man bei einem ähnlichen Spiele Wurfhölzer.

Abgesehen von der zuletzt gemachten kleinen Ausstellung können wir das Büchlein allen, die mit den Jugendspielen in Berührung kommen — sei es als Spielleiter oder als Spielende — auf das Wärmste empfehlen. Die Wohlfeilheit und hübsche Ausstattung des Werkchens, das, wie selten eine andere Sammlung, so viel und auf so kleinem Raume bietet, ermöglichen es auch, ein gutes und billiges „Spielbuch" in die Hände der Spielenden (Schüler) gelangen zu lassen, „damit diese umso eher selbständig und vom Lehrer unabhängig werden, wiewohl ein rechtes Spiel, besonders wenn eine größere Schülerschar vorhanden ist, wie dies für unsere mittleren und höheren Schulen, deren Material sich außerdem aus den verschiedensten Bezirken eines oder mehrerer Länder zusammensetzt, meistens zutrifft, erst gelernt und darum auch gelehrt werden muss, und die Aufgabe des Lehrers es ist, die Schüler mit guten Spielen bekannt zu machen, sie in dieselben einzuführen und ihnen rathend zur Seite zu stehen; andererseits aber soll der Lehrer auch wieder nicht zu viel in ihre Spielthätigkeit eingreifen und nie vergessen, dass das Spiel für die Schüler einen höheren Wert hat, wenn sie verstehen, ohne seine Aufsicht und selbstbestimmend recht zu spielen".

Pilsen. Franz Wilhelm.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Zeiterscheinungen und Unterrichtsfragen von Dr. Wilhelm Münch, kgl. geh. Regierungs- und Provinzial Schulrath. Vortrag, gehalten in der pädagogischen Section der 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Köln. Berlin 1895. 40 SS.

»... Es steht dem Erzieher wohl an, eine reiche Kenntnis der wirklichen Welt zu haben, in die er seine Zöglinge entsenden wird, und im Herzen Antheil zu nehmen an dem, was zu Herzen gehen soll.«

Wenn wir diese Worte des Verf.s der Besprechung an die Spitze stellen, so wollen wir sofort den wertvollen Kern herausheben, um welchen sich die Theile in lichtvoller Gliederung und ebenmäßigem Aufbau anordnen. Der weite Blick, welcher auch das anscheinend Bedeutungslose in dem Erziehungswerke an die rechte Stelle rückt, die Strenge und Tiefe des Urtheils, welche das Wesentliche vom Nebensächlichen scheidet, der warme und überzeugungsvolle Ton nicht minder als die freie und offene Rede sichern auch dieser Schrift des rühmlich bekannten Verf.s die gebürende Beachtung und Würdigung. Zeuge hievon war auch der außerordentlich zahlreiche Zuspruch, welchen der Vortrag selbst bei der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Köln gefunden hat; die geräumige Aula des Marzellengymnasiums war zu klein, die aufmerksamen Zuhörer, die zu dem Vortrage erschienen waren, alle zu fassen. Aber nicht allein für die »Schulmänner« ist die Schrift reich an Lehre und Anregung, sie verdiente es vielleicht noch in höherem Maße, in dem öffentlichen Leben bekannt zu werden, um durch die Berichtigung der schwankenden Meinungen und Ansichten, die hier nur zu leicht fehlgreifen, auch fördernd auf das ganze Erziehungswerk zurückzuwirken.

Es liegt im Wesen der Sache, dass »Weltkenntnis«, die ob des ästhetischen Triebes des menschlichen Gemüthes sich zu einem »Weltbild« gestaltet, innerhalb der Bildungsarbeit nach der i d e a l e n Seite hinstrebt. Was wir aber »Leben« nennen, ist in stetem Flusse begriffen; daher kommt es auch, dass nach den Zeiten und Völkern, den näheren Anliegen der Stände und Gruppen die »Lebenszwecke und Bildungsideale« so mannigfach wechseln. Wie ferner die Gedanken und Anliegen, welche die einzelnen Gruppen wieder als solche zusammenschließen und sondern,

von Geschlecht zu Geschlecht sich forterben, so mag es auch kommen, dass die »Bildungszwecke und Lebensideale« sich mit besonderer Zähigkeit erhalten. »Es hat das höfisch-ritterliche Bildungsideal eine sehr bestimmte Geltung behalten oder vielmehr wieder errungen, das mittelalterlich-kirchliche ist nichts weniger als erloschen und kraftlos, und im Grunde hat auch das protestantische des Reformationsjahrhunderts, wenn auch meist in etwas anderer Färbung, seine erneute Vertretung. Dass man vom althellenischen Ideal unsere Gegenwart gar zu gerne verklärt sähe, ist mehr als ein abstracter Wunsch; keineswegs ist aber auch das der Humanisten aus allen Herzen geschwunden. Gewisse, recht eigentlich bildungsselige Kreise fühlen und streben wie die Renaissance. Und dem Humanitätsideal des 18. Jahrhunderts will man wenigstens nicht den Krieg erklären. Und neben das eigentliche, allgemein menschliche Bildungsideal treten Standesbildungsideale, in Wirklichkeit selbst für die meisten an die Stelle jenes ersteren. Wollte man für unsere Zeit dem Wegweiser eine zutreffende Inschrift geben, so wäre das vielleicht am richtigsten: »Hinbildung zum Weltverständnis.« Dabei liegt denn der Zweck der Weltbeherrschung sehr nahe, und das Ideal erhält eine mehr praktische Färbung und zugleich eine mehr stoffliche Natur, und damit auch eine weniger ethisch-persönliche und eine weniger einheitliche.« (S. 13. 12.) Freilich ist das Zeitalter der Ausbildung einer ethisch-geschlossenen Persönlichkeit weniger günstig Dieses Ziel stellt eine dreifache Forderung, einmal: Zusammenhang des inneren Lebens, eine gewisse Organisation der Gedanken und Strebungen; dann zweitens: Verfügung über die eigenen Kräfte; und drittens: ein Centrum echten und wirklichen Fühlens (S. 26). Der Verf. unternimmt es auch ein Bild des Zeitalters zu zeichnen, welches Licht und Schatten in gleicher Weise gibt. Er weist hin auf den sich herausarbeitenden socialen Zug, der zur Aufdeckung aller großen Noth und der Erkenntnis aller ausreichenden Mittel hinstrebt, er kennzeichnet die Schwierigkeit der äußeren Lebensführung, welche bedingt wird durch den tief eingreifenden Umschwung im wirtschaftlichen Leben, er schildert die Reizbarkeit der Gemüther und die Oberflächlichkeit der Erregungen, welche mit den Massen- und Rauschgefühlen des lebenden Geschlechtes zusammenhängen, die Strammheit und Straffheit in Schule und Verwaltung, welche der naturwissenschaftliche Charakter des Zeitalters und die sich stets steigernde Controle im Gefolge haben; das wahrhaft religiöse Empfinden ist im Niedergange, und das vertrauensvolle Halten an echter Autorität viel seltener als es scheinen mag, an die Stelle der alten Stände tritt die Scheidung in Interessengruppen, deren wirtschaftlicher und politischer Kampf den Blick einengt und das Herz erbittert, und in dem Maße, in welchem die geistigen Güter an Wertschätzung verlieren, steigert sich die Hast nach materiellem Besitze und äußerer Ehre.

Es kann nicht anders sein, als dass alle diese Züge in dem geistigen Leben der Zeit ihre Wirkung auch auf die höhere Schule üben. Die Zöglinge sind die Kinder der ruhelosen, erregbaren, der nervenschwachen, empfindlichen, leicht misstrauenden, der auf wenig festem inneren Grunde bestehenden und der mit der stets steigenden Schwierigkeit der Lebens-

bedingungen ringenden Eltern der Gegenwart. Auch die Lehrer sind die Kinder der Zeit; so weit wohnen sie nicht ab von den alles durchziehenden Straßen und Wegen des allgemeinen Austausches. Selbst die das Leben der Schulen von obenher regelnden Behörden gehören keinem Reiche der Schemen an. Und so ist denn auch gerade das Verhältnis zwischen der höheren Schule und der öffentlichen Meinung durch den Geist der Zeit beeinflusst. Wie leicht ist man ja auch mit dem Ansinnen fertig, weil die Schule die Jugend hat, soll sie auch die wünschenswerte Zukunft liefern. Aber wenn die Schule die Jugend noch ganz besäße, so übersieht man nur zu häufig, welche Schranken der Erziehung überhaupt gesteckt sind. „Man erwartet alles Mögliche von Belehrung, vom Nachweis der Folgen des Verkehrten. Und doch ist der Weg durch den Verstand in das innerste Centrum des Wollens lang und sehr zweifelhaft, auch bei Erwachsenen; die Jugend aber, welche der Lehre noch allzu unbefangen gegenübersteht, wird gerade darum noch zu wenig sicher gewonnen; Fleisch und Blut gewinnen die gefährdenden Mächte erst nachher, erst über eigenem Leben und Erleben vollziehen sich Verarbeitung und Gegenwirkung. Man glaubt z. B. die Vaterlandsliebe zu sichern durch unausgesetztes Preisen und Rühmen des Vaterländischen, und vielleicht auch durch kühles Vorübersehen an ausländischer Größe. Man meint, die Religiösität müsse sich sichern lassen durch die Breite der Einwirkung und durch Aufrichten der steilsten Schranken zwischen der Welt des Glaubens und der des Denkens. Man möchte vielleicht die Autorität ungefähr mit den Mitteln oder durch den Ton schützen, welcher in der militärischen Instructionsstunde waltet. Oder man denkt es sich leicht, die bildsame und empfängliche Jugend, wie der wohlklingende Ausdruck lautet, für alles Wahre, Schöne und Gute zu begeistern, dass es Dauer habe, dass es das Leben durchziehe und bestimme und adele. Man betrachtet eine Bildung für alle die mannigfaltigen und zum Theil sehr weit voneinander abliegenden Bedürfnisse des Lebens, selbst des geistigen Luxuslebens der höheren Stände, als das eigentliche, selbstverständliche Ziel, unter welchem die Schule und die Lehrer nur aus eigener Stümperhaftigkeit blieben. Man findet es so leicht, beim Lehrplan alles stofflich Entbehrliche zu subtrahieren und alles Wünschenswerte zu addieren, zur Einfachheit zurückzukehren und doch der so vielverzweigten Cultur der Gegenwart gerecht zu werden. Auch so leicht, volle Gesundung zu erzielen für alle vom Hause mitgebrachte körperliche Gebrechlichkeit durch Hinzufügen der Leibesübungen zu den geistigen, der spielenden und übenden Handarbeit zur Arbeit des Denkens. Man scheint geradezu von der Schule zu erwarten, als könnte sie wie eine arbeitende Maschine tadellose Erzeugnisse und technisch vollkommene Ware liefern. Und was von alledem möglich ist, hat darum noch nicht die entscheidende Tragweite und Wirkung, die man sich verspricht“ (S. 19). Was bleibt nun der Schule bei diesem Drängen und Widerstreit der Meinungen und Forderungen zu thun übrig? Sie kann nicht anders als sich selbst treu bleiben und beharren bei dem, was von je die Schule zur Schule machte. Sie muss umso unablässiger beobachten, ihr Werk an dem Ideal und an dem Bedürfnis immer wieder messen und

prüfen; schließt doch das Bedürfnis, im tiefsten und reichsten Sinne genommen, das Ideal in sich. Die Schule kann gegen die geistige Fahrigkeit nichts Besseres thun, als die jugendlichen Geister in die Zucht bestimmten und zusammenhängenden Denkens nehmen, die auseinanderstrebenden Gedanken zum Zusammenhalt zwingen, die bestimmte Aufnahme bestimmter Gesetze, die unerbittliche Genauigkeit auch im Kleinen, die gründliche Erfassung beschränkter Stoffgebiete, die Bildung fester und wertvoller Gedankencentren in den jugendlichen Geistern zum Ziele machen; sie kann nicht anders als von den Einzelnen wirkliche Leistungen fordern, ehe sie Erfolge zuspricht, und die Prüfungen sollen ein ernstes Ding bleiben trotz allen Zitterns und Zagens, das gegenwärtig um ihretwillen von den voreingenommenen, fernstehenden und leicht misstrauenden Eltern laut wird. Ja, es mag der Schule auch gut anstehen, wenn im getreuen Verfolgen ihrer Aufgabe der wohlthätige Einfluss durch ihren Zögling selbst in mancher Familie sich bemerkbar macht.

Wenn aber auf der anderen Seite die jetzige Jugend so weit entfernt ist von der Einfalt und der physischen Geduld und der anspruchslosen Willigkeit früherer Perioden, so verlangt eben dadurch der Unterricht eine höhere Lebendigkeit der Behandlung sowohl des Stoffes wie der Personen. In der Auswahl des Stoffes im einzelnen, in der Gruppierung und Verbindung, in der Beschränkung auf das Bildende, in der plastischen Darbietung ist noch sehr viel Vervollkommnung möglich und wünschenswert. Ein todter, matter, ein nur buchmäßiger Unterricht ist, wenn er an sich niemals erfreulich war, bei dem jungen Geschlechte unfruchtbarer als je zuvor (S. 22. 27). Dabei fordert allerdings wiederum die Gefahr der Zeit die Vermeidung jeglicher Überreizung, nicht bloß durch die Fülle der geistigen Anforderungen, sondern auch durch übertriebene Dauer, durch Übersteigung des Tempo, durch persönliche Ungeduld und Schärfe. Da unsere Cultur ihre Entwicklung wesentlich in die Breite genommen hat und der Anspruch des Vielerlei gar nicht abzuweisen ist, da in wenig Zeit viel gelehrt und gelernt werden soll, so ist die Gefahr der Zersplitterung des Interesses wahrlich groß, und großer Kunst bedarf es ihr gegenüber Und nicht weit ab liegt auch die Gefahr, dass man, um ganz gewiss über das etwas unsichere Schulregiment der alten Buchgelehrten sich zu erheben, in militärischer Strammheit und Schärfe ein schulmännisches Ideal zu verwirklichen glaubt, das ein pädagogisches Ideal eben nicht ist, sondern sich zu ihm verhält wie das Niedere zum Höheren, das Derbe zum Zarten.

Diese Abwege zu meiden und jenem Ziele nahe zu kommen, können weniger die lehrplanmäßigen Bestimmungen gewährleisten als die persönliche Verwirklichung der einzelnen Lehrenden. Hier handelt es sich um eine dauernde Selbsterziehung, welche den Lehrer wirklich dem Künstler nahe bringt und ihn mit Künstlerfreudigkeit erfüllen kann, die wiederum das beste Mittel ist, auf Seelen zu wirken: eine Aufgabe von unbegrenzter Weite, aber auch von größter Vornehmheit und Schönheit (S. 27. 29). Es würde die Noth der Zeit nur steigern, wenn jene Freudigkeit sosehr aus den Herzen der Lehrenden schwände, wie es den Anschein hat. Freilich kann, selbst wenn die äußere Lebensführung

gesichert ist, die Erhöhung der persönlichen Unterrichtskunst nicht gefördert werden durch Erhöhung des Umfanges der regelmäßigen Arbeitspflicht, sondern durch Verminderung.

Auf welchen Punkten es besonders wichtig ist, dass die erzieherische Bethätigung des Lehrers wirklich in das Innere des Schülers rühre, darüber wird keine große Meinungsverschiedenheit sein. Wenn die Religionslehrer allerwärts mit solchen Zungen zu reden vermöchten, wie sie ihrem Fache noththäten, so schlicht und so rein und so unmittelbar, das wäre das Allerbeste und Allerwichtigste. Aber auch da, wo es gilt, zur inneren Anschauung und Empfindung des Schönen — des literarisch Schönen für uns zunächst — hinzuführen, ist jene Kunst sosehr vonnöthen. Das Schöne auch schön zu machen oder vielmehr in seiner Schönheit erscheinen zu lassen, es zur Wirkung zu bringen, nicht um seine Wirkung zu bringen, das ist gewiss wieder ebenso edel wie schwer. Aber noch nach einer andern Seite der Gemüthsbildung sollte unsere Zeit ganz besonders trachten. Es wurde erwähnt, dass ein gesunder socialer Zug durch unsere Welt zu gehen beginnt. Sollte nicht alles, was zur Übertragung dieses Zuges in das Innere der Jugend und zu seiner Nährung geschehen kann, auch mit Ernst gethan werden? In der höheren Schule vor allem, die ihre Zöglinge in jene Stände entsenden will, bei denen die Verantwortung liegt? Nicht als ob die Schule zu dieser Aufgabe jemals in irgendeiner Art von Gegensatz gestanden hätte; man hat da stets gelehrt, nicht den Reichthum oder die Macht oder die Vornehmheit zu verehren, sondern den Menschenwert, und Brüder zu sehen in allen, die Menschen sind. Aber zwischen so abstracter Anweisung und dem Pflichtbewusstein ist ein Unterschied. Das kommende Jahrhundert bedarf eines mächtigen Gemeinschaftssinnes, und ihn muss die Schule durch alle ihre Einrichtungen und Normen, durch ihr Leben und ihre Lehre wecken. Zwei Dinge scheinen vielleicht nahe beieinander zu liegen und sind doch etwas ganz Verschiedenes, das eine übel und das andere gut: nämlich die innere Abhängigkeit von der Gemeinschaft, das Mitgetragenwerden von der Masse, und andererseits das freie und starke Fühlen für die Gemeinschaft, die Hingabe des Willens bei Selbständigkeit des Urtheils. Nicht bloß für die Ehre des Vaterlandes, wenn es noththut, mit Leib und Leben einzutreten, sondern auch für das Glück der Volksgenossen, der Entbehrenden und Ringenden, Herz und Sinn offen zu haben, dazu muss die Jugend erzogen werden. Wenn die Lectüre, soweit dazu Gelegenheit ist, auch in die Menschennöthe der Kleinen und Geringen hineinblicken lässt und den Boden der Herzen lockert zur Aufnahme lebendiger Eindrücke der Wirklichkeit, wenn auch für die Arbeit theilnehmendes Interesse entfacht wird, für die vielverzweigte und schwere Arbeit, durch welche fort und fort all das Behagen unseres Culturlebens bereitet wird, wenn allerwärts für das Schlichte und einfach Echte der Sinn gewonnen wird, dann sind gute Samenkörner ausgestreut (S. 30). Und dieses Samenkorn der inneren Gemüthsbildung zum Schlichten und Echten haben auch die anderen Unterrichtsfächer zu legen; dann werden noch weniger, als es bis jetzt vorherrscht, die materialen, die formalen und die idealen Zwecke auseinander fallen. Der gute Betrieb des Unter-

richtes liegt eben darin, dass das stofflich-utilitarische, das formal-schulende und das ideal-bildende Moment miteinander gepflegt werden, denn keines derselben ist auch nur einem einzigen Gegenstande fremd, wenn sie auch bei den verschiedenen Gegenständen in verschiedener Weise zur Geltung kommen (S. 27).

Vor allem soll der deutsche Unterricht hier kräftig eingreifen, um eine feste und volle Persönlichkeit herauszuarbeiten. Es ist erstaunlich, wie wenig Genauigkeit, um nicht zu sagen Sorgfalt, sich im schriftlichen Ausdruck auch der Mitglieder unserer leitenden Stände gegenwärtig fühlbar macht, wie selten irgend etwas Eigenes, wirklich Selbstempfundenes ausgedrückt wird, wie rasch die neue Phrase durch das Land läuft und wie sehr das Maßlose herrscht, das sich eben einstellt, wo man Wirkung thun will, ohne Eigenart zu besitzen. Auch der immer zunehmende abstracte Charakter unserer Ausdrucksweise hängt damit zusammen; concret, einfach, volksthümlich redet gerade der, der selbst empfindet, dessen Inneres wirklich lebendig ist. Insbesondere soll unsere Jugend in den classischen Dramen in eine psychologisch geklärte, reiche und schön durchleuchtete innere Menschenwelt blicken und sich den eigenen Blick für das Leben daran erhellen. Und Freude soll ihr anerzogen werden an einem schönen, reinen und belebten Vortrage (S. 32. 33).

Nach mehr als einer Hinsicht hat bei den alten Sprachen das innere Bedürfnis der Zeit in pädagogischen Forderungen Ausdruck gefunden. So darin, dass auch hier Beobachtung allenthalben den Ausgang bilden soll und nicht Übermittlung von Gesetzen; dann darin, dass den Zwecken der formalen Bildung niemals das Interesse an einem wertvollen Inhalte geopfert werden soll; darin, dass die innere Anschauung des Alterthums selbst überall das letzte und eigentliche Ziel bilden soll und damit wirklich menschliche Bereicherung bedeuten, nicht bloß die Verwirklichung eines überlieferten Schulbildungsideals. Das ruhige und volle Einleben in ein großes, eigenartiges, zusammenhängendes Gebiet, die ernste Inanspruchnahme geistiger Kraft, die strenge Unbedingtheit der Normen, die Tragweite der Leistungen in diesen Fächern, das alles gibt dem altsprachlichen Unterrichte jene Wirkung, den Geist des Schülers stetig zu machen, und die auch für abliegende spätere Aufgaben oft bezeugte Tüchtigkeit der Gymnasialzöglinge ruht wesentlich darauf.

Veränderte wissenschaftliche und pädagogische Anschauungen zusammen mit dem lebendigen Culturbedürfnis haben bei den lebenden Sprachen für Ziel und Methode Wandlungen hervorgebracht, die nun im wesentlichen als vollzogene Thatsachen gelten können. Durch das sehr wesentliche physische Moment bei der Aneignung dieser Sprachen, die Aufgabe der Erzielung einer feinen körperlichen oder doch körperlich geistigen Fertigkeit tritt das Fach gewissermaßen zwischen die alten Sprachen und die »technischen Fertigkeiten« und verbindet Gegensätze, die am allerweitesten auseinander zu liegen scheinen.

Wie es auch beim Geschichtsunterrichte gilt, die rechten Bedürfnisse der Zeit zu verstehen und zu befriedigen, ist sichtlich längst gefühlt und oft betont worden. Und dass das Vermögen, die Gegenwart

und ihre großen geschichtlichen Aufgaben zu verstehen, das natürliche letzte Ziel sei, darüber ist man wohl im Grunde einig; ziemlich einig auch darüber, dass es vor allem darauf ankomme, das Vaterland zu kennen und zu würdigen und womöglich sich als ein lebendiges Glied des vaterländischen Staatsganzen zu empfinden. Der Wert dieser Bethätigung wird umso höher anzuschlagen sein, wenn der Blick in die Weiten des Gesammtlebens geöffnet bleibt. Die Anschauung der größten Vorgänge und Gestalten aller Zeiten muss zum geistigen Gemeingut nach wie vor gehören; dies vermag das Herz aus der Enge zu erlösen und hohe Regungen zu wecken.

Auch bei den Naturwissenschaften strebt man mit Erfolg nach vollkommener pädagogischer Ausnützung. Die Mathematik sucht mehr als früher Beziehung zur concreten Welt, in der Naturgeschichte lenkt man den Blick von der Unterscheidung des einzelnen auf das zusammenhängende Leben der Naturwesen, die Erdkunde baut man an als ein Fach von der schönsten Concentrationskraft. Beim Zeichnen zeigt sich wenigstens hie und da das Streben, aus der rein formalistischen Zielsetzung hinüberzuführen zur Freude am selbstthätigen Schaffen des Schönen; und die pädagogische Ergänzung durch die Handarbeit darf, wenn auch nicht mit der ungeduldigen Begeisterung ihrer besonderen Vorkämpfer, doch mit Dank begrüßt werden. Die freien Spiele haben sich dem gebundenen Turnen weithin als glückliche Ergänzung angeschlossen. Auch die erzieherische Bedeutung des Gesanges beginnt man wieder voller anzuerkennen als ehedem. — Immerhin ist so auf vielen Gebieten Ergänzung, Ersatz, Läuterung eines einstmaligen, allzu einseitigen Schulbildungsideals unleugbar. Die Harmonie des Lehrplanes ist gestiegen.

Aber der aufzulösenden Gegensätze, der abzuwehrenden Auswüchse, der zu ordnenden Fragen bleiben darum genug übrig, und die wechselnde Zeit lässt sie in immer neuem Wechsel entstehen.

Reichenberg. Dr. Ant. Frank.

Dr. Wilhelm Fries, Die Vorbildung der Lehrer für das Lehramt. Sonderausgabe aus Dr. A. Baumeisters »Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen« (daselbst Bd. II, 1. Abth. B). München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1896. Preis geh. 4 Mk.

Auf Halleschem Boden ist schon im vorigen Jahrhundert mancher Versuch zur Hebung des Lehrstandes, zu dessen Um- und Weiterbildung gemacht worden. Wenn nun jetzt Fries, der Director der Francke'schen Stiftungen zu Halle als Nachfolger Fricks, dem wir so wertvolle Anregungen auf dem Gebiete der Didaktik verdanken, daran gegangen ist, die ganze Frage nochmals und zwar in einer Art von systematischer Überschau zu behandeln, so liegt dieses Beginnen sozusagen auf historischem Boden, ganz abgesehen davon, dass die Schulen der Franckeschen Stiftungen mit ihrem organischen Gefüge heute wie ehedem reichere

Mittel für ein eingehendes und wirksames Studium der ganzen Frage zugebote stellen, als es sonst irgendwo der Fall sein dürfte. Der Ref. hatte Gelegenheit, in dieser Zeitschrift zu wiederholtenmalen auf die mannigfachen Versuche hinzuweisen, die seit dem Beginne des Jahrhunderts in Österreich und Deutschland gemacht worden sind, um die Lehrer entsprechend für ihr Amt vorzubereiten. Es hat sich kaum eine rechte Stetigkeit in diesen Versuchen gezeigt, ja auf demselben Territorium hat man die Aufgabe von den verschiedensten Seiten her zu lösen versucht. Wer könnte angesichts dieses Umstandes behaupten, dass wir jetzt am Ziele sind? Um so verdienstlicher ist die Arbeit des gelehrten Schulmannes Fries, der uns alle einzelnen Phasen, welche die Lehrerbildungsfrage in den verschiedensten Ländern Europas bis jetzt durchlaufen hat, aufzeigt, um daran seine Folgerungen für die Zukunft zu schließen. Ich kann hier dem Inhalte der über 200 Seiten sich erstreckenden Arbeit kaum referierend gerecht werden, geschweige denn, dass ich zu einzelnen Abschnitten, wie es eigenes Urtheil und eigene Erfahrung geböte, jedesmal Stellung nehmen könnte. Es wird daher wohl für diesmal bei einer nicht viel mehr als andeutungsweisen Inhaltsübersicht des Buches sein Bewenden haben müssen.

Fries trennt mit Recht in seiner Arbeit die zwei Hauptseiten: das fachwissenschaftliche Studium sammt den Vorkehrungen an der Universität zur Regelung der allgemeinen Bildung und die eigentliche pädagogische Vorbildung zum Lehramte. Er hält, was das Universitätsstudium anbetrifft, an den Bestimmungen der preußischen Prüfungsordnung vom Jahre 1887 fest, nach welcher die Candidaten eine Prüfung aus Philosophie und Pädagogik zu bestehen und ein gewisses Maß von Wissen und Verständnis der Religionslehre der betreffenden Confession, sowie im Deutschen eine gewisse Vertrautheit mit der Literatur und Correctheit im eigenen Gebrauche der Sprache nachzuweisen haben. Die Prüfung auf allgemeine Bildung, in der Religion und im Deutschen sollte nach seiner Ansicht einem praktischen Schulmanne übertragen werden. Indem ich mir weitere Erwägungen dieses Gegenstandes für eine spätere Gelegenheit aufspare, möchte ich doch hier wenigstens andeuten, was ich nach unseren österreichischen Verhältnissen für das Beste in dieser Beziehung halte. Statt der pädagogischen Hausarbeit sollte eine solche philosophischen, in der Regel wohl psychologischen Inhaltes gestellt und dafür die pädagogische Arbeit an das Ende des Probe-, bezw. Seminarjahres verlegt werden. Die Gründe sind nicht schwer einzusehen: zuerst Vertiefung in die philosophischen Grundlagen der Pädagogik, Behandlung pädagogischer Fragen erst dann, nachdem der Lehramtscandidat Berührung mit der Schule gefunden hat; daneben an der Universität pädagogische Vorlesungen und pädagogisches Seminar. Fries gesteht in diesem Theile seiner Ausführungen ein, dass es in Deutschland eines kräftigen Impulses zur Hebung der philosophischen Studien an der Universität bedarf, und dass daher schon auf dem Gymnasium dem philosophisch-propädeutischen Unterrichte, ähnlich wie es in Österreich der Fall ist, eine größere Stundenzahl zugemessen werden müsse. Zu S. 9 will ich hier nur richtigtellen, dass an unserem österreichischen

Gymnasium nicht bloß in der obersten Classe darauf Bedacht genommen ist, sondern dass die vier Lehrstunden auf die 7. und 8. Classe so vertheilt sind, dass wir in Septima in zwei wöchentlichen Stunden Logik, in Octava in zwei wöchentlichen Stunden Psychologie lehren. Überrascht hat uns bei dieser Gelegenheit die Bemerkung von Fries, dass es an preußischen Universitäten zur Zeit keinen eigentlichen Vertreter der Pädagogik gebe, der ihr für Studium und Prüfung die gebürende Geltung verschaffen könnte. Bekannt ist der radicale Vorschlag Schraders, der Student solle sich mit Ausnahme der philosophischen Vorlesungen auf seine Fachwissenschaft concentrieren, worauf sich dann auch die Staatsprüfung richten solle. Die Prüfung über allgemeine Bildung will er an das Ende der praktischen Ausbildungszeit verlegt wissen.

Fries stimmt mit Schrader bis auf die philosophische Prüfung überein, welche nach ihm Gegenstand der Staatsprüfung bleiben müsse. Er hat weiters im Folgenden mit Recht hervorgehoben, dass das steuerlose Hin- und Herfahren für den Studierenden in den ersten Semestern oft recht verderblich werden könne, und dass es für ihn eher eine Wohlthat wäre, keine Wahl, sondern ein gewisses, wenn auch nicht in allen Theilen verbindliches Programm zu haben, das nur in der Form eines Rathgebers eine Beschreibung normaler Studieneinrichtungen enthielte. Beachtenswert ist ferner, dass man auch in Deutschland sich nun öfter gegen die sog. Erweiterungsprüfung ausspricht, bei welcher Gelegenheit Fries betont, dass der Wert des Prüfungszeugnisses nicht auf einer möglichst großen Summe von Facultäten, sondern auf der Höhe der gesammten wissenschaftlichen Durchbildung beruhe. Im Einklange mit dem, was ich früher hervorgehoben habe, empfiehlt Fries eine Einrichtung der Studien und in Verbindung damit eine Fassung der Prüfungsordnung, welche zwischen beiden Extremen unwissenschaftlicher Ausbreitung auf ein weites Gebiet und einengender Specialisierung die richtige Mitte hält.

Im 2. Abschnitte bietet Fries eine „Übersicht über die geschichtliche Entwicklung der pädagogischen Vorbildung". Da ich aber in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1890) selbst eine derartige Übersicht gegeben habe, welche in dem Buche von Fries die entsprechende Verwertung gefunden hat, so mag es hier genügen, auf diesen Abschnitt mit dem Bemerken zu verweisen, dass der Verf. nicht bloß alle einschlägigen Hilfsmittel, Berichte u. dgl. zurathe gezogen hat, sondern auch das Material in einer, wie ich glaube, nahezu erschöpfenden (das 46. Heft der Lehrproben und Lehrgänge brachte noch eine Ergänzung), und was die Darstellung betrifft, meisterhaften Form ausgewertet hat. Auch unsere neuen österreichischen Einrichtungen, insbesondere die des erweiterten Probejahres, haben in seinem Buche eine ausführliche Darstellung erfahren; nur klingt leider, zum Theile durch mein eigenes Verschulden, der Fries'sche Bericht über unsere junge Pflanzschule in wenig tröstlichen Worten aus. Ich hatte nämlich in meinem 1. Seminarberichte (Ztschr. f. öst. Gymn. 1895, Heft 1) infolge der inzwischen eingetretenen Candidatennoth der Hoffnung nicht Raum geben können, dass wir mit Beginn des neuen Schuljahres würden die Seminararbeiten eröffnen können. Fries schreibt daher auf S. 79 wörtlich: „Unter solchen Umständen steht zu fürchten, dass der gute

Anfang, den Loos gemacht, sich nicht weiter entwickelt; wird das verschärfte Probejahr nicht allgemein verbindlich, so muss sein Institut vereinsamen, denn wenige Candidaten wird es nach gründlicher Schulung gelüsten, solange ihnen die Wahl freisteht. Dazu kommt noch der 1893 erfolgte Personenwechsel im Ministerium, bei dem leicht an maßgebender Stelle andere Anschauungen platzgreifen können«. Glücklicherweise ist unsere Arbeit, was freilich nicht vorhergesehen werden konnte, nicht schon nach dem ersten Jahre ins Stocken gerathen. Wir haben, wie der 2. in dieser Zeitschrift veröffentlichte Bericht (1896, 1. Heft) zeigt, wenn auch erst so recht mit Beginn des 2. Semesters, die seminaristischen Arbeiten wieder aufgenommen, und sind sogar heuer, im 3. Jahre, bald nach Beginn des Schuljahres mit fünf Candidaten ans Werk gegangen. Unterdessen ist auch der warme Förderer unserer Sache, Se. Excellenz Dr. Freih. v. Gautsch wieder an die Spitze der Unterrichtsverwaltung getreten, aber auch mittlerweile haben wir einer regen Aufmerksamkeit und werkthätigen Unterstützung seitens des hohen Ministeriums in unserer Angelegenheit nicht entbehren müssen.

Über das Seminarwesen in Belgien, Dänemark, Norwegen, Schweden und Finnland konnte uns Fries dank seinen Beziehungen zu den einflussreichsten Schulmännern der genannten Länder ausreichend orientieren, die bisherigen Nachrichten über die ähnlichen Einrichtungen in den nordischen Ländern genügten dazu jedenfalls nicht.

Hat so Fries im 2. Abschnitte alle bestehenden concreten Einrichtungen zur pädagogischen Hebung des Lehrstandes aufgeführt, so bringt er in einem 3. Abschnitte eine ergänzende Übersicht über die Literatur der Frage. Es kommen darin Herbart, Stoy und Ziller, Vogt und Willmann, R. Hofmann, Cl. Nohl und der Österreicher S. Adamek als Vertreter der Universitätsseminare zu Worte, als Vertreter der Schulseminare Mützell, Beyer, Schiller, Frick, Alexi, H. Perthes, H. Meier, Zange, v. Sallwürk, Steinmeyer, Huth und Schrader. Auch die hieher gehörigen Beschlüsse der Directorenconferenzen, sowie der Philologen- und Schulmännerversammlungen werden nicht vergessen. Von besonderer Tragweite aber sind die Mittheilungen aus der Praxis der Seminare, welche der Altonaer Director Genz und der Stettiner Director Meff (jetzt in Cassel) über ihre bisherigen Erfahrungen machen; sie sind nebendem als eine Kritik der preußischen Seminarordnung aufzufassen. Selbständig gedacht und weit über alle bisherigen Einrichtungen hinausgehend ist der Vorschlag des schon früher erwähnten Pädagogen C. v. Sallwürk, der eine Akademie, eine Art Staatsseminar eingerichtet wissen will, dessen Verwirklichung, wie Fries ganz richtig hervorhebt, noch lange wird auf sich warten lassen, aber in seiner Art thatsächlich das ideale Ziel aller bisherigen Bestrebungen ausdrückt.

Bis hieher reicht Fries' historische Überschau über das Bestehende. In einem 4. Abschnitte wird gewissermaßen die Summe aus all dem gezogen, was in Wort und Schrift bereits vorliegt. Ohne Rücksicht auf die in concreto bestehenden Einrichtungen werden ihre Ziele, ihre Mittel und ihre Erfolge geprüft, und es wird jedesmal aus den vorliegenden Erfahrungen ein Urtheil geschöpft; Fries ist dabei nicht unbillig ver-

fahren. Was er an den einzelnen Veranstaltungen Gutes gefunden, hat er gebürend hervorgehoben, ohne doch mit seiner Ansicht zurückzuhalten, dass die Einrichtung der Seminargymnasien einen ebenso wesentlichen als naturgemäßen Fortschritt darstelle. Er hat deshalb in seinem Buche der Darstellung der äußeren und inneren Verfassung der Gymnasialseminare große Aufmerksamkeit gewidmet und die einzelnen Arbeitsphasen, soweit es ihm nach den ihm vorliegenden Berichten möglich war, eingehend geschildert. So anziehend es wäre, aus diesem Abschnitte hier wenigstens die Hauptpunkte hervorzuheben, so muss ich es mir doch versagen, nur um noch für einige Bemerkungen Platz zu finden, die mir für die Weiterbildung der Seminarfrage von Bedeutung zu sein scheinen. Fries will, wie der Ref., nicht mehr als sechs Candidaten einer und derselben Anstalt zur Einführung zuweisen, ferner tritt er für Gemeinschaft, nicht für fachmäßige Sonderung ein. Auch mir scheint dies schon mit Rücksicht auf die Gefahren des einseitigen Fachlehrerthums nothwendig zu sein. Er sieht ferner in der Angliederung eines Seminars eine anregende und belebende Rückwirkung auf die Lehrerschaft der Schule. Freilich ist dabei immer vorausgesetzt, dass, wenn die Zwecke des Seminars, bezw. Probejahres, ganz und voll erfüllt werden sollen, die Anstalt selbst womöglich vorbildliche Zustände gewährleiste. Es betrifft diese heute leider noch recht ideale Forderung nicht bloß die bei der Einführung betheiligten Personen, sondern auch die Schule nach ihrer äußeren und inneren Einrichtung. Über die Vorschläge zur Gestaltung des Probejahres im preußischen Sinne, nämlich des auf das Seminarjahr folgenden Ausbildungsjahres brauche ich hier füglich nicht weiter einzugehen, einmal, weil in Preußen selbst schon vielfach Stimmen laut geworden sind, man solle das Probejahr auflassen, und aus dem anderen Grunde, weil unsere Probanden nach dem Probejahre in der Regel direct als Supplenten in Verwendung genommen werden. Zum Schlusse will ich nur noch eines Vorschlages gedenken, den Fries schon vor Jahren gemacht hat und hier wieder aufnimmt, dass nämlich den angehenden Lehrern Gelegenheit geboten werde, auch andere Anstalten außer derjenigen, an der ihre Anleitung stattfindet, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Den Probanden sollte eine wenn auch nur auf Wochen bemessene Reise zur Förderung ihrer pädagogischen Bildung erlaubt oder sie sollten in dieser Hinsicht sogar wennmöglich durch Stipendien unterstützt werden. Das wäre nun allerdings ein wirksames Mittel, den Gesichtskreis der angehenden Lehrer zu erweitern und ihr Interesse für den künftigen Beruf zu beleben. Es möge dies vorläufig als frommer Wunsch an dieser Stelle stehen. Ganz unmöglich erscheint dessen Erfüllung gerade in unseren Tagen nicht, wo die Unterrichtsbehörde zur Hebung des alt- und neusprachlichen Unterrichtes Lehrern der betreffenden Fächer, durch allerneueste Verfügung auch Lehrern der naturwissenschaftlichen Fächer nicht bloß Urlaub gewährt, sondern auch namhafte Unterstützungen für diese Zwecke bewilligt hat.

Wien. J. Loos.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Fritz Pichler, Der Müller vom Anio. Eine altrömische Komödie. Graz, Leuschner u. Lubensky 1893. 80 SS.

Die bekannte Episode aus dem Leben des Plautus, der sich bei einem Müller verdingt hat, wird mit Benützung Plautinischer Typen (eines miles gloriosus) und in der Form einer altrömischen Komödie dargestellt. Die Arbeit ist nicht ohne Geist, aber ihr Witz und Humor wirken nur erkünstelt und gezwungen, der alte Stoff und die alte Form sind nur zu einem halben Traumleben wieder erweckt worden und dürften wohl überhaupt in unserer Zeit kaum mehr lebensfähig sein.

Wien. J. Minor.

---

1. P. Simon Rettenbacher, Benedictiner-Ordenspriester zu Kremsmünster (1634—1706), Ode an den heiligen Stifter von dem Wachsthum und der Hoheit der Stadt und Kirche Salzburg. Herausgegeben durch P. Tassilo Lehner, Gymnasialprofessor in Kremsmünster. gr. 8°, 12 SS. Separatabdruck aus den im Selbstverlage der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde erschienenen Mittheilungen, XXXIV. Bd.
2. — — Drei specifisch Salzburgische Gedichte. Herausgegeben von demselben. gr. 8°, 8 SS. Separatabdruck a. d. i. S. d. G. f. S. L. e. M., XXXV Bd.
3. P. Simon Rettenbachers Stellung zu dem Griechischen. Eine Studie von P. Tassilo Lehner. Linz 1894. gr. 8°, 14 SS. Programm des k. k. Gymnasiums zu Kremsmünster.
4. P. Simon Rettenbachers pädagogisch-didaktische Grundsätze. Ein Beitrag zur österreichischen Erziehungs- und Schulgeschichte von P. Tassilo Lehner. Linz 1895. gr. 8°, 22 SS. Programm des k. k. Gymnasiums zu Kremsmünster.

1. 2. Die imponierende, mit ungetheiltem Interesse aufgenommene Sammlung von Rettenbachers lyrischen Gedichten, welche Lehner vor drei Jahren veröffentlichte (vgl. diese Zeitschr. 1894, S. 517 f.), erfährt hiermit eine beachtenswerte Erweiterung. Die Ode an den hl. Rupert

aus dem Jahre 1682 preist in 110 Versen Rupert als den Gründer von Salzburg, gibt alsdann eine historisch getreue Skizze der Geschichte des Erzstiftes Salzburg und empfiehlt schließlich die Stadt in den Schutz des Heiligen. — Die 'drei specifisch Salzburgischen Gedichte' sind betitelt: 1. Laus vallis Aignensis. 2. Poeta Salisburgensibus vale dicit. 3. Carmen natalicium. Das erste Gedicht aus dem Jahre 1678 enthält das Lob des Aignerthales, wo des Dichters Wiege gestanden; in dem zweiten, das aus dem Jahre 1675 stammt, nimmt der Dichter Abschied von Salzburg, wo er vier Jahre als Universitätslehrer gewirkt; das dritte wurde im Jahre 1673 zu Ehren des Erzbischofs Max Gandolph verfasst. Alle vier Dichtungen sind mit erklärenden Noten versehen und von einem jüngeren Freunde des Herausgebers im Metrum der Originalien ins Deutsche übertragen.

3. In der an dritter Stelle genannten Schrift wird uns der Dichter der lateinischen Muse als warmer Verehrer des Griechischen vorgeführt. Die Wärme, womit Rettenbacher dem Griechischen gegenüberstand, ist umso bemerkenswerter, als sich R. auf diese Weise in Gegensatz zu dem Zuge seiner Zeit gesetzt hat. Dass er übrigens des Griechischen in gleichem Maße wie des Lateinischen mächtig war, zeigen nicht nur die in seine Briefe eingestreuten Citate aus Homer, Sophokles, Simonides und Xenophon, sondern auch der Umstand, dass er an seine Freunde mitunter auch in gewandtem Griechisch schrieb.

4. An letzter Stelle zeigt Lehner, dass Rettenbacher auch über die Principien von Erziehung und Unterricht intensiv nachgedacht hat. L. weiß aus Rettenbachers Schriften ein förmliches System der Pädagogik zusammenzustellen: wenigstens beziehen sich die mitgetheilten pädagogischen Grundsätze auf das Kindes-, Knaben- und Jünglingsalter. Und was Rettenbachers didaktische Ansichten anlangt, so glaubt man geradezu einen modernen Pädagogen zu hören, wenn er auf stufenweisen und methodischen Fortschritt im Unterrichte dringt, wenn er vom altsprachlichen Unterrichte die Erschließung des inhaltlichen und sachlichen Verständnisses der Autoren neben dem formellen fordert. Was nun L. über Rettenbachers Ansichten von Geschichte, Philosophie, Medicin, Rechtswissenschaft, Theologie und Poesie berichtet, liegt zum Theil außerhalb des Rahmens seiner Aufgabe; aber es vertieft unseren Blick in die Zeitverhältnisse des 17. Jahrhunderts. Überhaupt bietet uns L. mit seinen Rettenbacher betreffenden Publicationen ein Stück Culturgeschichte, es sind Beiträge zur Geschichte des geistigen Lebens in Österreich, und gerade von diesem Gesichtspunkte aus ist zu wünschen, L. möge seine Studien nicht ruhen lassen: dem genialen Manne wird noch manche interessante Seite, die auch seine Zeit charakterisieren dürfte, abzugewinnen sein.

Wien. J. Golling.

Pitt Press Series: Louis XI. Tragédie par Casimir Delavigne. Edited with Introduction and Notes by H. W. Eve, M. A. Cambridge, University Press 1894. 8°, XXXII u. 261 SS.

Dieses elegant ausgestattete Bändchen der Pitt Press Series enthält außer dem Text von Delavignes Louis XI eine Einleitung und einen Commentar. Die Einleitung gibt: 1. Eine Übersicht über das Leben und die Werke des Dichters; 2. eine Skizze des Charakters und der Zeit Ludwigs XI.; 3. ein Capitel Metrik, in welchem aber ohne Schaden die Aufzählung der Versfüße, die nach Lubarsch' Vorgange im französischen Alexandriner unterschieden werden, hätten wegfallen können. Der Commentar rückwärts mit Anmerkungen sprachlichen (auch metrischen) und sachlichen Inhaltes ist sorgfältig und zeugt von dem Bestreben,

nichts unerklärt zu lassen. Auch gibt er uns nur zu folgenden Bemerkungen Anlass:

S. 184 zu v. 9: *vive* in *qui vive?* steht nicht für *vit*, ist auch nicht dem Spanischen entlehnt, sondern ist der Conjunctiv (und zwar des Wunsches) von *vivre* (gleichsam: wer soll leben?), worauf ein *vive le roi* oder dergleichen als Antwort erwartet wird. — S. 186 zu v. 53: englisch *levee* kann etymologisch doch nur franz. *levée* (welches in der alten Sprache = *lever* gebraucht wurde; vgl. Littré unter *levée Hist.* und denselben Artikel im Complément du Dictionnaire de l'Académie) und nicht *lever* sein. — S. 195 zu v. 264: der Titel der Herren der Dauphiné wird allgemein von dem Delphin, den sie als Helmschmuck trugen, hergeleitet. Daher ist es überflüssig, für diesen Namen ein eigenes Etymon zu suchen. — S. 209 zu v. 729: das *s* in *mets* (altfranzösischer Obliquus *mes* = lat. *missum*; das *t* erst später eingefügt, weil man den Zusammenhang mit *mettre* fühlte), *puits* (vgl. *puiser*) und *fonds* (altfranz. Obl. *fonz* von *fundus* mit Übertritt zu den Neutris der III. Declination) ist kein Nominativ-s, sondern stammhaft. — S. 219 zu v. 997: *convier*, altfranz. Substantiv *convi*, ital. *convito* sind desselben Stammes mit *inviter*, nur erstere mit vertauschtem Präfix und volksthümlich behandeltem Stamme. Lat. *convictus* hätte ein anderes Resultat ergeben. — S. 223 zu v. 1089: *donc* kommt nicht von *tunc*, s. Gröbers Zeitschrift f. rom. Philologie XVI, 243 f. — ib. zu v. 1096: *oui* ist *hoc ille* (nicht *illud*) und *nenni* ist *non ille*. S. Tobler in Kuhns Zeitschrift XXIII, 423 und Gröbers Zeitschrift II, 406 Anm.

Im übrigen geben Einleitung und Commentar ein schönes Zeugnis von des Verf.s Vertrautheit mit seinem Stoffe.

Die französische Heldensage. Akademische Antrittsvorlesung, gehalten am 25. Januar 1894 von Dr. K. Voretzsch. Heidelberg, K. Winter. 8°, 32 SS.

Im Gegensatze zur deutschen Heldensage und zur französischen Heldendichtung wurde die französische Heldensage (zwischen welchen der Verf. scharf scheidet) bis jetzt nur wenig untersucht. Und doch entbehrt auch letztere nicht des Interesses, vor allem deshalb, weil das Studium ihrer Geschichte, die viel klarer zutage liegt, für den Forscher eine treffliche Schule ist. Es ist ein Verdienst V.s, in seiner Antrittsvorlesung auf diesen seit Uhland wenig beachteten Zweig der romanischen Volkskunde die Aufmerksamkeit der Romanisten gelenkt zu haben, wofür ihm diese sicher Dank wissen werden.

Wiener-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Die Lagerung der Atome im Raume von J. H. van 't Hoff. 2. umgearb. u. verm. Aufl. Mit einem Vorworte von Dr. Johannes Wislicenus, Professor der Chemie an der Universität Leipzig. Mit 19 eingedruckten Holzstichen. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn 1894.

Im Jahre 1875 erschien eine Schrift von Professor van 't Hoff, betitelt „la chimie dans l'espace", welche in ihrer damaligen Form schon von Prof. Wislicenus auf das Wärmste empfohlen wurde und zwei Jahre später von Dr. F. Herrmann eine freie Bearbeitung erfuhr. Die nunmehr vorliegende Broschüre kann als die zweite Auflage der genannten Schrift gelten; in derselben sind die Grundsätze der Stereochemie niedergelegt, welche seinerzeit viele Angriffe zu erleiden hatte, jetzt aber bei den Chemikern und Physikern sich des größten Ansehens erfreut. Thatsächlich ist es den Anschauungen, welche Prof. van 't Hoff

schon im Jahre 1875 klarlegte, gelungen, die Basis für die Erklärung von »vorher unverständlichen, scheinbar außerhalb der chemischen Grundtheorien stehenden Thatsachen« zu bilden. Die empirische Forschung wurde durch die Stereochemie wesentlich und vielseitig angeregt, und letztere ist, wie Prof. Wislicenus sehr zutreffend sagt, »zum Anstoße einer bedeutungsvollen Bewegung, in gewissem Sinne sogar einer neuen Epoche der chemischen Wissenschaft geworden«. Die Arbeiten von Le Bel und unseres Verfs berühren sich in vielen Punkten; erstere fußen auf den Arbeiten Pasteurs, welcher durch seine Untersuchungen zur Auffassung geleitet wurde, dass die entgegengesetzt drehenden Isomeren einer asymmetrischen Gruppierung und deren Spiegelbild entsprechen. Prof. van 'tHoff führt den Satz Kekules von der Kohlenstoffquadrivalenz unter Beifügung der Annahme durch, dass die vier Valenzen den Ecken eines Tetraeders zugerichtet sind, dessen Centrum das Kohlenstoffatom bildet.

Die vorliegende Schrift umfasst das asymmetrische Kohlenstoffatom, die Spaltung der inactiven Gemenge, die Theorie der Verbindungen mit mehreren asymmetrischen Kohlenstoffatomen, jene der Ortsbestimmung bei Stereomeren, der ungesättigten Kohlenstoffverbindungen und der Ringbildung. In dem folgenden Abschnitte wird der numerische Wert des Drehvermögens mit der Theorie verglichen, das Drehvermögen von Elektrolyten, Halbelektrolyten und Nichtelektrolyten und der Einfluss der Ringbildung auf die Rotation untersucht. Neu hinzugekommen ist der Abschnitt über die Stereochemie der Stickstoffverbindungen. — Die vorliegende originelle und geistvolle Schrift bildet einen der Grundsteine der heutigen modernen Anschauungen der theoretischen Chemie und wird Chemikern wie Physikern gleich willkommen sein.

Physikalische Aufgaben für die oberen Classen höherer Lehranstalten. Von Dr. Wilhelm Budde, Professor am Realgymnasium zu Duisburg. 2. unter Berücksichtigung der neuen Prüfungsordnungen abgeänd. u. verm. Aufl. Braunschweig, Vieweg u. Sohn 1894. Preis 2 Mk. 50 Pf.

Die in dem vorliegenden Buche enthaltenen Aufgaben sind aus den bei Entlassungsprüfungen gestellten ausgewählt und mit Hinzufügung der Lösungen zu einem Übungsbuche vereinigt. Ref. hat schon seinerzeit die im Jahre 1887 erschienene erste Auflage dieses Buches in anerkennender Weise hervorzuheben Gelegenheit gehabt und auf die instructiven Beispiele, welche sich in demselben vorfinden, hingewiesen. Nach der neuen Prüfungsvorschrift vom 6. Januar 1892 soll an Reallehranstalten nur eine Aufgabe aus der Naturlehre gestellt werden, für welche Arbeit drei Stunden festgesetzt sind. Zu derartigen Prüfungsthemen eignet sich eine kleine Abhandlung über ein engbegrenztes Gebiet. Eine treffliche Auswahl aus solchen Aufgaben finden wir im Anhange zu dem Buche, in welchem die zu bearbeitenden Themen auf mehr als das Doppelte vermehrt wurden. In der vorliegenden Auflage findet man gegenüber der ersten mehrfache Verbesserungen, sowohl in stilistischer Beziehung als auch in physikalischer Hinsicht. Anerkennend hervorzuheben ist, dass der Verf. den Begutachtern der ersten Auflage seines Buches in richtiger Erwägung der vorgetragenen Wünsche zumeist Folge geleistet hat, dass er auf die seit dem Jahre 1888 veröffentlichten Schulberichte Rücksicht nahm, dass er einige weniger geeignet erscheinende Aufgaben durch andere ersetzte, die Fassung oder die Zahlendaten mancher passend abänderte oder wieder andere in zweckentsprechender Weise erweiterte. Dass die neu eingeschalteten Aufgaben speciell bezeichnet wurden, muss gebilligt werden, da durch diesen Vorgang der gleichzeitige Gebrauch der beiden Auflagen in derselben Classe ermöglicht wird. Auf die neueren Einheiten in der Elektricitätslehre wurde die gebührende Rücksicht genommen. Aufgaben, in welchen die Coordinatengeometrie zur Anwendung

gelangt, hätten wir in größerer Anzahl gewünscht. Die Auflösungen sind sachgemäß gegeben und werden dem Schüler eine erwünschte Handhabe zur Beurtheilung der Richtigkeit seiner Resultate liefern. Wir empfehlen das nützliche Buch aufs Neue.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Methode des Linearzeichnens als Vorschule zum geometrischen Zeichnen. 30 Vorlagen ..... von Karl Statsmann. Dresden, Gerhard Kühtmann.

Der Verf. gibt auf 30 Octavblättern Vorlagen zur ersten Einführung in das geometrische Zeichnen mit mannigfachen Motiven, die recht brauchbar sind, um den Anfänger an Genauigkeit im Messen und Theilen zu gewöhnen.

22 Vorhängetafeln für den Zeichenunterricht an Gymnasien und anderen höheren Lehranstalten, herausgegeben von Gustav Woytt. 1. Lieferung. Leipzig, Eduard Pfeiffer.

Der Verf. gibt in dieser 1. Lieferung vier Tafeln in der Größe von 50 × 70 cm, darstellend: eine Kanne, Lotosblume, Steinnelken-Füllungsmotiv und Schlüsselblume (die Blumen in blau, gelb und grün), die auf Cartons aufzuspannen und als „Vorhängetafeln" beim Unterricht zu verwenden sind. Das Ganze ist auf fünf Lieferungen (à 8 Mk.) berechnet und dürfte, nach den vorliegenden Blättern zu schließen, ein brauchbares Unterrichtsmittel geben.

Der Stil in der bildenden Kunst. Leitfaden zur Einführung in die Kunstgeschichte für die oberen Classen der Mittelschulen, Gewerbe- und Fachschulen von Alwin von Wouwermans, k. k. Professor. 2. Aufl. Pilsen, Wend. Steinhauser.

Der Verf. hat seinen unter gleichem Titel im Programme der deutschen Staats-Realschule in Pilsen 1891 veröffentlichten Artikel erweitert und als selbständige Broschüre erscheinen lassen, von der nun die zweite, abermals vermehrte Auflage vorliegt. Aus den 28 Seiten sind 65 geworden. Wir haben seinerzeit dem Programmartikel unsere Anerkennung ausgesprochen, wir können dies nun umsomehr thun, da die Arbeit durch die Erweiterung nur gewonnen hat. Sehr zutreffend sind die ganz neu hinzugefügten Abschnitte XIII—XVI über die moderne Kunst, besonders die beiden letzten, die das ganz Moderne behandeln. Ohne Voreingenommenheit gegen „pleine-aire" und gegen „Impressionismus" gelangt der Verf. schließlich doch zu dem Satze: „Der moderne Naturalismus ist ein directer Widerspruch gegen das „Schöne", an dessen Stelle das Unscheinbare, das Hässliche und selbst das Gemeine gesetzt wird." Das Schriftchen, das nur 60 kr. kostet, erfüllt in sehr lobenswerter und gediegener Weise das, was es verspricht, nämlich ein Leitfaden zur Einführung in die Kunstgeschichte zu sein.

Erläuterungen zu F. Hirts Bilderschatz für Haus und Schule. Herausgegeben von R. Leite. Leipzig, Ferd. Hirt u. Sohn.

Der Verf. bringt auf 128 Seiten einen erläuternden Text zu dem von uns bereits besprochenen „Bilderschatz", der klar und bündig geschrieben, bei den Landschaftsbildern topographischen und volkswirtschaftlichen, bei den Städtebildern cultur- und kunstwissenschaftlichen

Inhaltes ist, so dass den Bildern erst mit diesem Texte eine wirklich belehrende Eigenschaft geschaffen ist.

Graz. Josef Wastler.

Lehrgang für das Knabenturnen in einfachen Schulverhältnissen. Von P. Riemann. Leipzig, Karl Merseburg 1895.

Als Richtschnur des vorliegenden Lehrganges diente der amtliche Leitfaden für den Turnunterricht in den preußischen Volksschulen vom Jahre 1895. Außerdem wurden Gutzmanns Anleitung für den Turnunterricht bei Taubstummen in den ersten Schuljahren und Böttchers Lehrgang für das Knabenturnen in Volksschulen benutzt. Bei der Darstellung der Jugendspiele wurden Schettlers und Mittenzweys bekannte Spielbücher herangezogen. Mit der Ausgabe dieses aus den genannten Quellen hervorgehenden Handbüchleins wollte der Verf. insbesondere den Turnunterricht an Taubstummenanstalten zur rechten Geltung gebracht wissen, was wir im Interesse der Sache umso eher wünschen, als die Turnliteratur gerade auf diesem Gebiete noch recht stiefmütterlich bedacht ist.

Über einige mehr äußerliche Fehler und Mängel, die aus dem preußischen Leitfaden einfach herübergenommen wurden, empfehlen wir dem Verf. die Nachlese von Dr. Karl Wassmannsdorffs kleinen Schriften (Leipzig, Verlag von Eduard Strauch 1895).

Wien. J. Pawel.

Programmenschau.

86. Nowak W., Der historische Unterricht, ein Hauptzweig des Erziehungsunterrichtes und des vielseitigen Interesses. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Kaaden 1894, 8°, 38 SS.

Wie schon der Titel andeutet, zerfällt der Aufsatz in zwei Theile; in dem zweiten behandelt der Verf. auch die Beziehungen der Geschichte zu den übrigen Gymnasial-Lehrgegenständen (so soll es wohl statt »zu den übrigen Zweigen des menschlichen Wissens« heißen).

Der Verf. nimmt in seiner Arbeit am meisten auf Herbart Rücksicht. Seine Auseinandersetzungen über die sechs Arten des Interesses an der Geschichte sind fast nur eine weitere Ausführung des von Herbart (Pädagogische Schriften, herausgegeben von O. Willmann, 2. Ausgabe, II. Band, S. 438) Gesagten. Seine Ansicht über das empirische Interesse, das auf »bloße Mannigfaltigkeit« — wörtlich nach Herbart — gerichtet ist, wird nicht leicht Zustimmung finden.

Besonders eingehend behandelt er die Beziehungen der Geschichte zur Religion und Religionslehre. Ich bemerke zu den betreffenden Ausführungen des Verf.s nur, dass es immer sehr misslich ist, in der Geschichte von dem Berufe und dem Ziele zu sprechen, die den einzelnen Menschen und Völkern gesetzt sind (wer vermag das zu erfassen?) und nun gar die Schüler darüber zu belehren. Sagt doch selbst Ranke, dass wir »die göttliche Ordnung« in der Geschichte nur ahnen können! Ich halte es daher auch lieber mit den vom Verf. selbst angeführten Worten aus Roths Gymnasial-Pädagogik.

Von Einzelheiten erwähne ich: Der Verf. nennt die Religion die höchste Wissenschaft — er meint vermuthlich die Religionslehre oder Theologie — er ist der Ansicht, dass Hannibal und Cäsar die Überschreitung der Alpen nicht schwer gefunden haben, spricht an zwei

Stellen von der Mathematik und Geometrie und kennt eine Dynastie des dritten Napoleon. Es gab einen berühmten Geschichtschreiber Schlözer, nicht aber Schlötzer.

87. Sturm, Dr. A., Eine Ferienreise durch Bosnien und die Hercegowina. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Ried 1894, 8°, 44 SS.

Der Aufsatz zerfällt, von der Einleitung abgesehen, in folgende fünf Abschnitte: Von Brod bis Sarajevo, Sarajevo, Die Bogumilen, Von Sarajevo bis Metković, Mostar. Der Verf. gibt eine eingehende geographische Schilderung des von ihm besuchten Theiles des Occupationsgebietes mit zahlreichen historischen und ethnographischen Bemerkungen; vielfach wird auch auf die durch die österreichische Verwaltung erzielten Fortschritte hingewiesen. Besonders ausführlich ist Sarajevo behandelt. Leider ist der Abhandlung, welche zahlreiche Berg- und Ortsnamen enthält, keine Karte beigegeben.

Die Arbeit entstellen arge stilistische Verstöße und viele unnütze Fremdwörter. Als Druckfehler erwähne ich Tuschierkunst.

Villach. A. Zeehe.

---

88. Haluschka F., Zur Kegelschnittslehre. Progr. der k. k. Staats-Realschule im XVIII. Bezirke von Wien 1894, 8°.

Ausgehend von der Projectivität conjugierter Durchmesser zeigt der Verf. theils synthetisch, theils analytisch, dass als Kegelschnittslinien Ellipse, Parabel und Hyperbel zu betrachten sind. Der der sehr anregenden Untersuchung zugrunde liegende Gedanke ist folgender: Die ebengenannten Curven werden auf einen Leitkreis bezogen, als Projectionen von Kegelschnittslinien charakterisiert, auf Grund der Collination zwischen dem Leitkreise einer Kegelfläche und der Projection einer auf dieser liegenden Kegelschnittslinie die Theorie der conjugierten Durchmesser und deren Eigenschaften, dann analytisch die Gleichung der Curven selbst deduciert. Daran schließt sich zur Befestigung des Vorgetragenen ein bemerkenswertes Aufgabenmaterial. Ebenfalls analytisch dargethan wird, dass die genannten Curven durch Parallelprojection keine Änderung ihrer Natur erfahren. Die Abhandlung dürfte außer ihrem sachlichen Werte auch noch einen didaktischen mit Recht beanspruchen können.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

---

89. Goth Wilhelm, Nezbytnost jazykového výchovu na škole střední (Unentbehrlichkeit der sprachlichen Erziehung an der Mittelschule). Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Jungbunzlau 1894, 8°, 45 SS.

Die Abhandlung bietet mehr als der Titel andeutet. Im ersten Theile wird die Unentbehrlichkeit des sprachlichen Unterrichtes aus dem Zwecke des Mittelschulunterrichtes und aus dem Verhältnisse der Sprache zum Denken, wie es Lotze auffasst und im Mikrokosmos (doch auch in der Logik) darstellt, deduciert. Im zweiten Theile plaidiert der Verf. für eine recht einschneidende Revision der üblichen, durch die Instructionen empfohlenen Methode des fremdsprachigen Unterrichtes, indem er sowohl das Ziel des classischen Sprachstudiums anders begreift, als auch verschiedene Details der Praxis beanständet. In dieser negativen Hinsicht werden manche beachtenswerte Bemerkungen geboten; aber die positiven

Ansichten dürften schwerlich in ihrer Gesammtheit Anklang finden. Man wird zwar sicherlich dem Verf. beipflichten, wenn er (S. 31) meint, dass die Kenntnis einer fremden Sprache dem Gebildeten nöthig ist, um dadurch zu dem in der Literatur aufbewahrten Gedankenreichthume zu gelangen, und dass die Mittelschule die fremden Sprachen nicht lehrt, um sie fließend sprechen, sondern um die literarischen Werke lesen zu können. Man wird auch über den Wert des richtigen Lesens, welches die beste Controle des Fortschrittes der Bildung in jeder Richtung bietet, nicht streiten, auch darüber nicht, dass dazu die Kenntnis derjenigen Mittel beiträgt, durch welche einzelne Sprachelemente zum Satzganzen verknüpft werden (S. 25). Dass aber die grammatisch formale Seite des sprachlichen Unterrichtes das wichtigste erziehende Moment desselben ausmacht, dass sich der gesammte Unterricht in den Dienst desselben stellen soll, dass darin der alleinige Wert des fremdsprachigen Studiums besteht und dass den classischen Sprachen in dieser Hinsicht vor den modernen der Vorzug gebürt, weil in diesen die Wörter und Formen zu bloßen leblosen formalen Zeichen gesunken sind (S. 37): davon hat uns der Verf. nicht überzeugt.

Erstens scheint der Verf. den Begriff des richtigen Lesens psychologisch unrichtig aufzufassen. Lesen ist Aneignung fremder Gedanken, eigentlich Reconstruction derselben auf dem Wege der Reproduction infolge Wahrnehmung von geschriebenen Zeichen, aus eigenem Vorstellungsvorrathe. Die Hauptbedingung des richtigen Lesens ist also das Vorhandensein bestimmten Wissens, welches in systematisch geordneten, mit ihrem sprachlichen Ausdrucke fest verknüpften Vorstellungen besteht. Dass dieses Wissen nicht bloß durchs Lesen angeeignet wird und dass zum richtigen Lesen in diesem Sinne einer fremden Sprache nicht benöthigt wird, bedarf keines Beweises. Demgegenüber sind die Vorwürfe, welche der Verf. den Fachlehrern macht (S. 24), ungerechtfertigt.

Zweitens macht der Verf. seine Resultate von einer Auffassung des Verhältnisses der Sprache zum Denken abhängig, welche nicht unanfechtbar ist und folglich eine nicht sichere Grundlage zur Deduction bietet. Auch sind Lotzes diesbezügliche Ideen auf Entwicklungsstufen übertragen worden, von denen sie nicht gelten, und die unterschiedlichen Beziehungen des Wortes zur Vorstellung beim selbständigen Denken, beim Erlernen der eigenen und der fremden Sprache, beim Lesen außeracht gelassen.

Drittens wird die Bedeutung des mechanischen Gedächtnisses für den Unterricht überhaupt und für das Erlernen fremder Sprachen, den psychologischen, allgemein anerkannten Grundsätzen zuwider, unterschätzt.

Viertens hat der Verf. übersehen, dass der Unterricht an den Volksschulen thatsächlich so beschaffen sein muss — nach den bestehenden Vorschriften — wie er es für die erste Stufe des Gymnasialunterrichtes verlangt (S. 39), und dass somit manche von seinen Anregungen überflüssig erscheint. Schließlich meine ich, dass es nicht gut angeht, die Reformbestrebungen auf dem Gebiete des Mittelschulwesens als Ausfluss der modernen unüberlegten Neuerungssucht zu betrachten. Der Verf. würde sich gegen eine analoge Anschauung von seinen eigenen Reformbestrebungen sicherlich verwahren. Also — suum cuique.

90. Drtina, Dr. Franz, Stoika Epikteta rukovět mravních naučení (Epiktets Encheiridion). Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Prag (Korngasse) 1894, 8°, 32 SS.

Eine recht gelungene Übersetzung des genannten anmuthigen philosophischen Werkchens, welcher eine gründliche, die fachmännische Gediegenheit des Verf.s bezeugende Abhandlung über Epiktets Leben und ethische Anschauungen vorausgeschickt ist. Auch die gewissenhaften Anmerkungen lassen nichts zu wünschen übrig.

91. Štěpánek Josef, Dějiny c. k. vyššího gymnasia v Litomyšli (Geschichte der Anstalt). Beilage zum Progr. des k. k. Staatsgymn. in Leitomyschl aus Anlass der 250jährigen Gedenkfeier 1894, gr. 8°, 325 SS.

Die umfangreiche und gefällig ausgestattete Schrift enthält auf 123 Seiten die Geschichte der Anstalt, welche eine der ältesten in Böhmen ist. Im Jahre 1640 von Frau Frebonia Helene Eusebia von Pernstein gegründet, machte sie alle möglichen Metamorphosen, denen das Mittelschulwesen in Österreich im Laufe der geraumen Zeit von 250 Jahren unterworfen war, durch, sogar die Combination zu einer vollständigen Mittelschule, so dass sie gegenwärtig als Obergymnasium mit obligatem Zeichenunterrichte in den unteren Classen fortbesteht. Da sie auch sonst mit der Entwicklung des vaterländischen Culturlebens eng verknüpft ist, bietet ihre Geschichte dem Chronisten reichliche Anhaltspunkte, um die Aufmerksamkeit auch derjenigen Leser rege zu erhalten, welche kein persönliches Interesse zur Lectüre der ausführlichen Schilderungen von nur localer Bedeutung hinzieht. Es ist gewiss interessant, zu erfahren, dass die Gründung der Anstalt eine Frucht der katholischen Reaction gegen die Reformationsbewegung in Böhmen war; dass sie trotz dem ungünstigen Gutachten der böhmischen Stände erfolgte, dass der Antagonismus der Jesuiten und Piaristen in ihre Geschichte bestimmend eingriff; welche concrete Formen die fortschrittlichen Ideen des erlauchten Kaisers Josef II. auf dem Gebiete des Schulwesens annahmen. Lehrreich sind die Darstellungen der inneren Organisation und pädagogischen Praxis in verschiedenen Perioden; gerne folgen wir dem Verf., wenn er uns einen Einblick in das rege Studentenleben vor hundert Jahren und in die bewegte Periode des achtundvierzigsten Jahres gewährt und wenn er mit warmen Worten der verdienstvollen Persönlichkeiten gedenkt. Nur eines haben wir vermisst, einen Aufschluss über die bekannten Majales, welche sich gerade in Leitomyschl seinerzeit zu einem wahren Volksfeste entfaltet haben. Den übrigen Raum von S. 124—325 füllen die bei solchen Gelegenheiten üblichen Verzeichnisse und Übersichtstabellen aus, von denen das letzte von Prof. Dr. Novák herrührt. Vorausgeschickt sind drei Gelegenheitsgedichte, unter welchen sich jenes von dem bekannten Dichter Prof. Hejduk durch poetischen Schwung über den conventionellen Gelegenheitsenthusiasmus vortheilhaft erhebt. Vier gelungene Abbildungen ergänzen recht instructiv die geschichtliche Darstellung.

Neubydžow. Dr. Franz Krejčí.

---

92. Mazanowski Mikołaj, „Anna z Nabrzeża“ Seweryna Goszczyńskiego (Hanna aus Nabrzeże“, eine Dichtung des Severin Goszczyński). Progr. des k. k. Gymn. zu St. Hyazinth in Krakau 1894, 8°, 16 SS.

Goszczyński gehörte jenen Dichtern Polens an, die der Romantik zwischen den Jahren 1820 und 1830 siegreich Bahn gebrochen haben. Durch ein episches Gedicht „Zamek Kaniowski“ (Das Schloss von Kaniow) hat er sich Ruhm erworben, da das Gedicht mit den äußerst grellen Farben und dem schroffen Tone von anderen Dichtungen dieser Art sich originell abgehoben hat. Andere größere oder kleinere poetische Werke waren bedeutend schwächer und brachten sogar den Gönnern des Dichters manche Täuschung, vor allem damals, als er dem Mysticismus Towiańskis zu huldigen anfieng.

„Anna z Nabrzeża“ ist die größte epische Dichtung Goszczyńskis, steht jedoch dem „Zamek Kaniowski“ bedeutend nach. Der Verf. erzählt

sehr genau den Inhalt der Dichtung (in IX Theilen), sucht nach dem Hauptgedanken derselben und findet ihn; er kommt aber in der Erzählung nicht klar genug zum Ausdrucke.

Auch der geschichtliche Charakter (Mitte des XVII. Jahrhunderts) ist nicht treu, die Charakteristik der Heldin unconsequent — kurzum das Gedicht hat viele Blößen in der Conception, und Verstöße in der dichterischen Form, die Goszczyński beinahe absichtlich zu vernachlässigen schien. Es wäre sehr interessant nachzuforschen, inwieferne dieses Gedicht Goszczyńskis von der poetischen Erzählung Malczewskis »Maria« abhängig ist; auch andere epische Dichtungen und Romane scheinen die »Anna« stark beeinflusst zu haben. Der Verf. berührt die Sache, führt sie jedoch nicht aus; wir halten diese Aufgabe eher der Lösung würdig, als die besprochene Skizze, die den Eindruck einer improvisierten und unvollendeten Arbeit macht.

93. Hahn Wiktor, Kilka słów o genezie „Mindowego“ (Einige Worte zur Genesis des „Mindowe“). Progr. des Franz Joseph-Gymn. in Lemberg 1894. 8°, 29 SS.

Die behandelte Tragödie Słowackis, eines seiner Erstlingswerke, ist mehr als irgend ein Gedicht desselben Dichters unter dem Einflusse der gleichzeitigen dramatischen Literatur entstanden. Da sein Vater Eusebius auch denselben Stoff in einer Tragödie behandelte, lag der Gedanke sehr nahe, dass die beiden Schöpfungen verwandt und innig verbunden sein müssen. Hr. Hahn hat gewissenhaft die Parallele gezogen und im besonderen viele Verschiedenheiten, ausgenommen den Grundriss, gefunden. Diese stammen aus der Chronik Stryjkowskis, die Słowacki (Sohn) gründlich studierte, aber auch unkritisch aus derselben viele Einzelheiten für sein Werk nutzbar machte. Außerdem ist der Einfluss Shakespeares, und zwar des Macbeth, Hamlet, Richard III. sehr sichtbar; merkwürdigerweise erinnern einige Stellen sehr an Racines »Britannicus«, die Gestalten tragen ein Byron'sches Gepräge. Aus diesen Quellen floss diese Tragödie aus, die zu breit angelegt und unconsequent durchgeführt, viele Blößen zeigt; aber trotzdem als ein Werk zwanzigjährigen Dichters viele Schönheiten enthält und ein Gepräge wahren Talentes sichtbar an sich trägt.

Die Abhandlung ist sehr genau durchgeführt und correct geschrieben; der Titel scheint uns nicht genug passend gewählt zu sein, da die Abhandlung eher eine Analyse der Elemente in der Tragödie zu nennen wäre.

94. Mazanowski Antoni, Kornel Ujejski, Charakterystyka literacka (Kornel Ujejski, eine literarische Charakteristik). Progr. des Gymn. in Stryj 1894, 8°, 23 SS.

Im Jahre 1893 feierte der greise Dichter K. Ujejski sein 70. Geburtsjahr. Aus diesem Anlasse hat man seine Dichtungen gesammelt und in einer Edition dem Publicum zugänglich gemacht; es erschienen auch größere oder kleinere Abhandlungen, die entweder das dichterische Schaffen Uj.s oder auch sein Leben zum Gegenstande nahmen.

Die obgenannte Abhandlung hat die Aufgabe, die Thätigkeit des Dichters zu charakterisieren. Als Hintergrund dazu dient dem Verf. die politische Lage Europas zwischen 1830 und 1850 und eine geschichtliche Skizze der literarischen Verhältnisse in Polen in derselben Zeit; darin finden politische und dichterische Ideen des Dichters, darin die Genesis seiner Dichtungen ihre Erklärung. Nach der ersten Blütezeit (1845 bis 1852), die sich vor allem durch die wundervollen »Jeremias' Klagelieder« kennzeichnet, scheint das Talent des Dichters allmählich zu schwinden; mit der Zeit wendet sich sein Augenmerk nicht nur der poli-

tischen Lage Polens, sondern auch den socialen Verhältnissen zu, doch die Werke dieser Periode können mit den früheren nicht verglichen werden, insbesondere was den dichterischen Geist und die künstlerische Form anbelangt. Alle Dichtungen Uj.s kennzeichnet große Vaterlandsliebe und eine prachtvolle dichterische Sprache, die der des Słowacki gleichkommt.

Die ganze Abhandlung ist flüssig und correct geschrieben; sie zeugt, dass der Verf. mit inniger Hingebung sich in die Werke Ujejskis eingelesen und dieselben richtig verstanden hat. Schade, dass auch die epischen Dichtungen Ujejskis („Dla Moskali", Lipsk 1862) und dramatische „Bilder" (wie er sie selbst genannt hat), Lemberg 1880, in der Abhandlung des Verf.s keine Berücksichtigung fanden; dadurch ist die Charakteristik weder erschöpfend, noch genug allseitig.

Krakau. R. Zawiliński.

---

95. Bystroń, Dr. Jo., Disticha Catonis in polnischen Übersetzungen des Franciscus Mymerus und des Sebastianus Klonowicz (polnisch). Progr. des k. k. III. Gymn. in Krakau 1894, 8°, 47 SS.

In einer bündigen Einleitung (S. 1—4) handelt der Verf. über die Catonischen Disticha überhaupt und speciell über den Zweck seiner Publication. Es wird zuerst die Bedeutung und ausgedehnte Anwendung dieser Disticha im Schulunterrichte des Mittelalters und der neueren Zeit fast bis ins 19. Jahrhundert in Betracht gezogen, die handschriftliche Überlieferung derselben besprochen und die in der neuesten Zeit denselben gewidmete Aufmerksamkeit der Gelehrten (Zarncke, Hauthal, Baehrens, Bischoff, Némethy) gewürdigt. Hierauf wird erörtert, dass die genannten Disticha auch in Polen seit sehr früher Zeit (erweislich seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts) ein beliebtes Schulbuch bildeten und schon im 16. Jahrhunderte ins Polnische übersetzt wurden. Im Jahre 1535 nämlich hat Franciscus Mymerus, Professor der Krakauer Universität, welcher auch als Verfasser eines in drei Sprachen, in lateinischer, polnischer und deutscher, publicierten Wörterbuches und als Herausgeber einiger classischen Schriften bekannt ist, die erste polnische Übersetzung zusammen mit einer deutschen Version und dem lateinischen Texte dieser Disticha in Krakau bei Vietor veröffentlicht. Diese Ausgabe wurde dann zu wiederholtenmalen in den Jahren 1538, 1544, 1554, 1561, 1571 und 1582 abgedruckt. Eine zweite polnische Übersetzung dieser Sentenzen lieferte der berühmte polnische Dichter Sebastian Klonowicz im Jahre 1588. Auch der Druck dieser Übersetzung wurde mehrmals, in den Jahren 1598, 1633, 1638, 1661, 1674 und 1695 erneuert; dieselbe verdrängte sogar die Mymer'sche aus dem Gebrauche, da sie correcter und fließender war. Da nun beide Übersetzungen interessantes Sprachmaterial enthalten und zu den bibliographischen Seltenheiten gehören, und um das Andenken eines vielgebrauchten Schulbuches aufzufrischen, entschloss sich der Verf., dieselben im vorliegenden Schulprogramme zu publicieren.

Der Publication legt der Verf. den Text der Mymer'schen Ausgabe vom Jahre 1544 (frühere Ausgaben waren ihm unzugänglich) und den des Klonowicz vom Jahre 1588 zugrunde, veröffentlichte aber neben diesen polnischen Texten auch den lateinischen der Mymer'schen Ausgabe vom Jahre 1544, da die polnische Übersetzung nach demselben angelegt wurde. Dem Texte der Disticha schickt der Herausgeber voraus: 1. ein Facsimile des Titelblattes und die Vorrede der Mymer'schen Ausgabe (S. 5 f.), 2. den lateinischen Text und die polnische Übersetzung der pseudocatonischen *Breves sententiae* nach derselben Ausgabe (S. 7—9),

3. die Klonowicz'sche Übersetzung derselben *Brevis sententiae* (S. 5 f.), 4. das Facsimile des Titelblattes und die Vorrede der Klonowicz'schen Ausgabe (S. 11 f.). Nun folgt der lateinische Text der *Disticha Catonis* in vier Büchern in der Weise, dass einer jeden lateinischen Sentenz die beiden polnischen Übersetzungen beigedruckt werden (S. 13—39). Nach dem Schlusse des vierten Buches gibt der Herausgeber die Aufschrift des letzten Blattes der Mymer'schen Ausgabe, welche mit nachfolgendem deutschen Verse endigt:

Der weyß Catho ein ende hat
Der durch seyn lere und weysen rat
Leret den Menschen in der iugent
Vil gutter sytten und auch tugent
Dar durch er kömbt zu eer und gut
Und vor vill laster wirdt behut.

Hierauf folgt noch eine Reihe lateinischer Sentenzen anderer Autoren (meistens nach *Ausonius*), welche in der Mymer'schen Ausgabe des Jahres 1582 abgedruckt sind und von Klonowicz ins Polnische übersetzt wurden. Dieses aus lateinischen Texten und polnischen Übersetzungen des Klonowicz bestehende Anhängsel (S. 40—42) schließt mit einem polnischen Schlussverse des Klonowicz (S. 42), worauf noch (S. 43) drei kurze polnische Übersetzungen lateinischer Stellen, welche von Klonowicz herrühren, folgen. Der Publication hat endlich der Herausgeber zweierlei Noten (S. 44—47) hinzugefügt. Die einen enthalten eine Übersicht der Differenzen, welche zwischen dem Mymer'schen Texte und den neuesten kritischen Ausgaben der Disticha von Némethy und Bährens, wie auch den kritischen Anmerkungen Bischoffs bestehen (die Abweichungen des Mymer'schen Textes vom Némethy'schen werden außerdem im Contexte der Publication durch besonderen Druck gekennzeichnet), in den anderen werden die Discrepanzen des polnischen Textes der Mymer'schen Edition des Jahres 1582 von dem des Jahres 1544 angemerkt.

Die ganze Arbeit ist vom wissenschaftlichen Ernst durchdrungen und kann wohl für weitere Untersuchungen ein bequemes Substrat abgeben. Über die Bedeutung der polnischen Texte sei Fachgelehrten das Urtheil überlassen, der lateinische Text dagegen der Mymer'schen Ausgabe könnte nur dann auf die Gestaltung der Disticha einen Einfluss ausüben, wenn es sich erweisen ließe, dass er auf andere, bessere, bis jetzt nicht berücksichtigte Handschriften zurückgeht, was jedoch von vornherein unwahrscheinlich ist, da der Text der Mymer'schen Edition, wie ihre Titelaufschrift bezeugt, auf einer Recension des Erasmus Rotterdamensis beruht. Angemerkt sei hier noch, dass der Verf. über die gegenseitigen Verhältnisse der verschiedenen Editionen, über ihre Unterschiede und die Bibliotheken, wo dieselben aufbewahrt werden, zu wenig Aufklärung gegeben hat. Demzufolge weiß man nicht, was man über die S. 33, 10 bezeichnete Lücke oder über die S. 42 f. publicierten Verse zu denken hat, zumal der Verf. am Ende bemerkt, dass hier das Exemplar *bibliothecae Ossolineae* (anderswo nicht genannt) abbricht.

Die Correctur des Druckes scheint sorgfältig durchgeführt zu sein; Druckfehler bemerkte ich S. 4, V. 8; S. 11, V. 11; S. 20, V. 4 v. u.

96. Szafran Thomas, Etymologische Erörterungen in der Schrift Ciceros De natura deorum zusammengestellt und vom Standpunkte der neueren vergleichenden Grammatik gewürdigt (polnisch). Progr. des k. k. Gymn. in Brzezany 1894, 8°, 24 SS.

Diese Abhandlung enthält eine fleißige Zusammenstellung der neuesten Ansichten der Gelehrten über den Ursprung und die Grundbedeutung der bei Cicero im II. Buche *de natura deorum* c. 24—28

und 43 aus etymologischem Standpunkte behandelten Wörter. Namentlich werden der Reihe nach *Liber* und *Libera*, *Kronos*, *Saturnus*, *Iuppiter*, *Iuno*, *Portunus*, *Neptunus*, *Dis pater*, *Proserpina*, *Ceres*, *Mars* (*Mavors*), *Minerva*, *Ianus*, *Vesta*, *Penates*, *Sol*, *Diana*, *Luna*, *mensis*, *Venus*, *superstitiosus*, *religiosus*, *Hyades* (*Suculae*) in dieser Beziehung besprochen. Über die Etymologie des Namens *Apóllo* werden die Ansichten neuerer Gelehrter nicht mitgetheilt, obgleich die Stelle Ciceros und die vom Verf. angeführte Deutung des Chrysippos dazu Gelegenheit bot. Die Behandlung einzelner Wörter folgt genau der bei Cicero beobachteten Ordnung, demzufolge die Wurzel *dieu̯*, welche den Götternamen *Iuppiter*, *Iuno*, *Dis*, *Ianus*, *Diana* zugrunde liegt, an fünf verschiedenen Stellen wiederholt zur Sprache kommt. Quellen, aus welchen der Verf. hauptsächlich schöpft und welchen er gewöhnlich folgt, sind: Curtius (Griechische Etymologie), Corssens Werke, Vaniček (Etymolog. Wörterb. d. lat. Sprache), Brugmann (Grundr. d. vergl. Grammatik) und Stolz (Latein. Laut- und Formenlehre in I. Müllers Handbuch); daneben werden in zweiter Reihe auch andere Werke (Kuhns Zeitschrift f. vgl. Sprachf., Henrys Précis de grammaire comparée du grec et du latin u. ä.) berücksichtigt. Stellenweise befremdet es, dass der Verf. den Anmerkungen der Herausgeber der Schrift de natura deorum (Schömann, Goethe) oder den Artikeln der Wörterbücher von Georges und Roscher fast ebensoviel Gewicht beizumessen scheint, als den Urtheilen der Fachgelehrten auf dem Gebiete der vergleichenden Grammatik. Eigene Kritik hat der Verf. selten und in beschränktem Maße ausgeübt (vgl. S. 7 *Iuppiter*; S. 9 *Neptunus*; S. 13 *Mars*); gewöhnlich führt er Ansichten der Gelehrten nacheinander an und erklärt sich kurz für die gangbarste. Mitunter sind die Erklärungen des Verf.s nicht genug einleuchtend, z. B. S. 4, wo er *lo-ebertatem* theilt und unmittelbar darauf das *i* in *līber* neben älterem *oe* kurz durch die Zwischenstufe *ŏ* entstehen lässt. Daselbst steht der Ausdruck »allgemein (powszechnie)« im Widerspruche mit dem vier Zeilen später Bemerkten. S. 5 ist das Citat in der Zuschr. 12 nicht richtig. S. 6 wird als Gewährsmann der Wurzel *dieu̯* Brugmann, Grundr. I, §. 169 citiert, während derselbe an dieser Stelle *dieu̯* als Wurzel ansetzt und im §. 120 nur als secundäre Form auch *diieu̯* neben *dieu̯* gelten lässt. Auch liegt den vom Verf. behandelten Fällen meistens die Wurzel *dieu̯* zugrunde.

Der Druck der Arbeit ist fehlerhaft. Man liest immer Vaniczek oder Vanicek (= Vaniček), meistens Cić. = Cicero, je einmal Prelter = Preller (S. 3, Z. 2), Roseher = Roscher (S. 18, Z. 112), Schemann = Schoemann (S. 23, Z. 149), Corsen = Corssen (S. 12, V. 1), *δῆμος*, *Δημῆτηρ* (S. 12), Za Nigidinsem Figulus u Makrobiusa (S. 18, Z. 113), *supertes* (S. 21, V. 11), *Lauctantius* (S. 22, V. 7), *partinerent*, *intellegentes* (S. 22), *imtribus*, *nominotae*, *oppellarint* (S. 23), *haerebitus* (S. 24).

97. Pawlikowski, Dr. Jo., Benedicti a Cosmin quae supersunt carmina edidit. Progr. des k. k. St. Annen-Obergymn. in Krakau 1894, 8°, 20 SS.

Die Arbeit des Verf.s zerfällt in zwei Abschnitte, deren erster (S. 1—8) einen kurzen Abriss des Lebens und der literarischen Thätigkeit des Professors der Krakauer Universität im 16. Jahrhundert, Benedictus Cosminensis, liefert, der zweite (S. 8—20) seine bekannten und erhaltenen dichterischen Erzeugnisse in einer neuen Edition enthält. Die Nachrichten über sein Leben (meistens aus dem Archive der Krakauer Universität) sind zwar nicht zahlreich und ins Detail gehend, aber klar und gut beglaubigt. Geboren im Jahre 1497 in der Stadt Kozmin in Großpolen, studierte Benedictus an der Krakauer Universität, wo er im Jahre 1525 zum Magister promoviert wurde und daselbst während der

Jahre 1515—1546 als Professor der Beredsamkeit Vorträge, vorzugsweise aus dem Gebiete des römischen Altertums. Seit 1541 im Jahre 1551 im Amt des Decans [illegible] bekleidete. Er war Administrator einer Kirche in der Stadt Krakau und verfasste im Jahre 1548 Statuten für die Anna-Kirche in Krakau. In derselben Zeit ernannte ihn der König Sigismund August zum Hofprediger. Im Jahre 1552 erhielt er den Titel eines Doctors der Theologie und wurde zum Canonicus der Krakauer Domcathedrale erwählt und zum Archidiacon der Kirche in Sandomierz ernannt. Er starb im Jahre 1558 und vermachte seine Bücher und eine bedeutende Geldsumme. Als Professor der Universität gab Benedictus [illegible] *Epistolae Ciceronis. Vegius* [illegible] *Aeneidos. Lucani Pharsalia. Primus Panegyricus* in den Jahren 1531 bis 1536 zum Gebrauche der akademischen Jugend heraus, verfasste die [illegible] *Sermones sacri*, componierte endlich vier kurze lateinische Begleitungsgedichte in elegischem Maße und ein 308 Verse umfassendes [illegible] Hexameter umfassendes *Epithalamium* zur Hochzeit des Markgrafen von Brandenburg Joachim mit Hedwig, der Tochter des polnischen Königs Sigismund I.

Die Nachrichten über das Leben des Benedictus hat der Verf. sorgfältig gesammelt und einzeln kritisch verarbeitet, was man vermisst, ist eine systematische und übersichtige Zusammenstellung und Verknüpfung derselben; zeitlich Späteres wird nämlich Früherem ohne Grund vorangestellt s. 2 f. Quellen werden theils im Texte, theils in den Anmerkungen citiert, mitunter ist man im Unklaren, woher eine Notiz entnommen ist z. B. S. 1 Zweite. 1; S. 2. Z. 2; S. 3. Z 1; S. 3 das über die Werke des Canonicus Mitgetheilte. Die lateinische Sprache der Arbeit ist stellenweise nicht ganz tadellos, besonders im Gebrauche von Participien mit Polonismen behaftet S. 2. V. 1: *labat. cum*, eher *dubat atque*, V. 13 *excellentem*: V. 20 *supra prolata*: S. 5. V. 2 v. u. *fungens cum videret* V. 1 v. u. *apparuerunt*: S. 6. Z. 1 *Pharsalia. initio regnandi*; S. 7 *ignota sunt pariter ac notitia — supra prolatis*. Den Text der edierten Gedichte hat der Verf. an mehreren Stellen richtig emendiert Epitn. VV. 76. 102. 230. 256). aber doch an anderen durch Versehen neue Fehler eingeführt ibid. VV. 10. 30. 218, 229). Überhaupt hat der Verf zu wenig Sorgfalt der Correctur des Druckes gewidmet vgl. S. 1, Z. 2. V. 2: S. 2. V. 21: S. 4 im letzten Verse des Epitaphs fehlt der Beistrich nach *verba*: S. 5. V. 1 *verba* anstatt *verba*,; V. 2 *die benedicite* anstatt *die. Benedicte*: S. 7. V. 4. 5. 7; S. 8, V. 5, 11; S. 9. V. 25 f. *lectitaret, quod* anstatt *lectitaret. Quod*; S. 11, Z. 2, V. 2).

98. Sanojca Josef. Herodots Studien auf dem Gebiete der griechischen Dichtkunst polnisch). Progr. des k. k. Obergymn. in Rzeszów 1894, 8°, 52 SS.

Nach allgemeinen Bemerkungen über den Standpunkt, welchen Herodot in seiner Geschichte literarischen Fragen gegenüber einnimmt, behandelt der Verf. den gewählten Gegenstand in drei Abschnitten (S. 5—7). Der erste liefert eine Übersicht der Äußerungen Herodots über die griechische Poesie, das Alter und die Arten derselben im allgemeinen. Verschiedene Kunstausdrücke, mit welchen Herodot die Begriffe des Dichtens, der Dichtkunst, der Dichter und Sänger bezeichnet, werden hier zusammengestellt und nach Bedarf näher erläutert; endlich wird festgestellt, dass Herodot zwar die Existenz älterer Dichter vor Homer und Hesiod nicht bezweifelte, aber doch alle bekannten Dichter und Erzeugnisse (einen Bakis, Musaios, Orpheus u. ä. hielt er für Sänger, nicht für Dichter, und ihre Lebenszeit für unbestimmbar) nach diesen beiden setzte (S. 8—11). Der zweite Abschnitt (S. 12—21) behandelt

die Ansichten des Vaters der Geschichte über die mythischen Anfänge der weltlichen und hieratischen Gesangpoesie (das Linoslied, Bakis, Musaios, Olenos, Melampus, Amphilytos und andere Sänger und Propheten), der dritte (S. 22—51) über die Dichter der Blütezeit der griechischen Literatur, und zwar über das Epos (S. 22—38), über die vier Arten der Lyrik, die elegische, jambische, äolische und dorische (S. 39 bis 48), über die didaktische Poesie und zwar über Aisopos (S. 49), und endlich über das Drama, namentlich über die Tragödie (S. 49—51). Am Ende (S. 51—52) fügt der Verf. noch die Bemerkung hinzu, dass das Werk Herodots überdies auch schätzbare Erörterungen und Winke über die griechischen Prosaschriftsteller und überhaupt über die Entwicklung der Cultur bei den Griechen enthält und demzufolge als eine reichliche und wichtige Quelle für die Geschichte des geistigen Lebens der Hellenen betrachtet werden muss.

Die Arbeit bildet ein systematisches Ganzes, welches der Verf. fast selbständig angelegt und aufgebaut hat, da er außer der Dissertation A. J. Tonders (Herodot und die älteste Poesie der Griechen, Leipa 1875), welche jedoch nur das Epos behandelt, keine andere in das von ihm gewählte Gebiet einschlagende benützte und also in der Durchführung der Hauptpunkte seiner Aufgabe auf Herodot selbst und seine Erklärer (Baehr, Stein, Abicht), sowie auf Literaturgeschichten (Bernhardy, O. Müller, Sittl, Bergk, Christ, Ulrici, Bode) angewiesen war. Daneben wurde von ihm die auf einzelne specielle Fragen bezügliche Literatur überall fleißig benützt und kritisch mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit verwertet. Neues bietet die Arbeit nicht, aber wohl Zerstreutes in einem Gesammtbilde und in einer entsprechenden Beleuchtung. Stellenweise wäre eine genauere Sichtung des Wichtigeren und des minder Wichtigen, des dem Herodot Eigenthümlichen und des auch anderswoher Bekannten oder nur anderswo Überlieferten erwünscht. Wenn z. B. der Verf. (S. 12 ff.) die von Herodot nebenbei gebrauchten Ausdrücke *παιωνίζειν* (V, 1) und *θρῆνοι* (II, 79) auf einer Linie mit dem ausführlichen Berichte über das Linoslied (II, 79) behandelt, so macht das auf den ersten Blick einen Eindruck, als wenn Herodot selbst über den *παιών* und den *θρῆνος* gehandelt hätte, während das darüber vom Verf. Beigebrachte aus anderen Quellen stammt. Hie und da hat sich der Verf. auch andere Ungenauigkeiten zuschulden kommen lassen. So ist die Aussage (S. 28) „unter den alexandrinischen Gelehrten wären einige (in der homerischen Frage) in das Lager der Chorizonten übergegangen“ ungenau, da sie die Entstehung jenes Lagers der Chorizonten in die voralexandrinische Zeit zu setzen scheint; S. 9 ist die Definition des *νόμος ὀρθιος* weder an sich klar, noch ersichtlich, warum das von Herodot über diesen *νόμος* Geäußerte derselben widersprechen solle; S. 43 wird gesagt, Herodot habe dem Alkaios (V, 95) den Titel *ὁ ποιητής* beigelegt, während an jener Stelle die Apposition *ὁ ποιητής* nur zur näheren Bezeichnung dieses Mannes dient. Über das Zusammentreffen des Diomedes und des Glaukos im VI. Buche der Ilias wird S. 26 so gesprochen, als wenn sie miteinander in Kampf gerathen wären (starcie się). Der Zusammenhang des Satzes S. 17: „Mimo to“ usw. mit dem Vorhergesagten ist nicht klar; die Stelle Herodot II, 82 wird S. 35 nicht richtig polnisch wiedergegeben. Man sagt richtig dreisilbig I-ambus, nicht zweisilbig Jambus; der sikyonische Tyrann S. 30 hieß Kleisthenes, nicht Kleisthynes (Klistynes). Der polnische Ausdruck des Verf.s ist zwar selten, aber doch an einigen Stellen nicht ganz correct, wie S. 13 (Widzimy więc ...), S. 20 (zaszczepcę), S. 37 (gwoli), S. 41 (powołując się na świadectwo; przytoczona uwaga o świad. Archil. odnośnie do Gygesa), S. 43 (dla energii i dzielności), S. 47 (o większym blasku — obszerności), S. 49 (Delf, eher Delfów). Sonst ist die Sprache fließend, der Druck fast überall correct.

99. Barewicz, Dr. W., Über die Entstehung der Rede des Demosthenes gegen Meidias und die Mängel derselben (polnisch). Progr. des k. k. Obergymn. in Drohobycz 1894, 8°, 39 SS.

Der Verf. erzählt im ersten Theile (S. 3—15) die Vorfälle, welche den Process gegen Meidias herbeiführten und der Rede gegen denselben zugrunde liegen, analysiert dann (S. 15—24) die Composition der Rede im allgemeinen, endlich (S. 24—36) die Gebrechen und Unebenheiten derselben im einzelnen und gelangt auf Grund dieser Analyse zur Überzeugung, dass die Rede zwar von Demosthenes, namentlich nach dem für ihn günstigen Volksbeschlusse, in ihren Hauptumrissen aufgezeichnet, aber infolge des mit Meidias eingegangenen Vergleiches im Concept gelassen und von ihm weder herausgegeben, noch vollständig ausgebessert und zur Veröffentlichung vorbereitet worden sei. Als nun nach dem Tode des Demosthenes ein unbekannter Verehrer seines Talentes (wahrscheinlich sein Schwestersohn Democharcs) aus dem Concepte des Verstorbenen die Rede herausgab, mag er theils aus Pietät, theils aus Mangel an Nachrichten an dem Nachlasse des großen Redners Änderungen vorzunehmen für unangemessen gehalten und so das Unfertige, durch manche Wiederholungen, Unebenheiten und störende Dispositionen Entstellte, der Öffentlichkeit übergeben haben.

Dieser zwar nicht neuen, aber eingehend dargelegten und begründeten Ansicht des Verf.s kann man im ganzen beipflichten; auch die Begründung dieser Ansicht ist im allgemeinen entsprechend und beruht nicht nur auf eingehender Kenntnis der Rede, sondern auch auf der reichen auf dieselbe bezüglichen Literatur. Als Schattenseite der Arbeit mag angemerkt werden, 1. dass gewichtige Gründe neben zweifelhaften und unzureichenden (z. B. S. 15 das über §§. 13—18 und S. 21 über §§. 141—143 Gesagte; vgl. auch den Anfang von S. 22) ohne entsprechende Distinction in einer Reihe vorgeführt werden; 2. dass eine bündige zusammenhängende Darstellung der über diese Rede von den gelehrten Kritikern geäußerten Ansichten, welche an einzelnen Stellen der Arbeit erwähnt werden, fehlt (eine solche Darstellung könnte wohl den zweiten Abschnitt der Arbeit bilden); 3. dass aus der Darstellung des Verf.s nicht immer hervorleuchtet, was in seiner Beweisführung neu ist und was er seinen Vorgängern verdankt.

Die Sprache ist fließend (für obawa Eubulosa S. 12 sollte eher stehen obawa przed Eub.; für które S. 14 eher których; für utrzymać S. 17 eher udowodnić); Druckfehler sind selten (S. 20: §§. 114—115, §. 118 anstatt §§. 124—125, §. 128; S. 27: *ὀργιστέον* anstatt *ὀργιστέον*; S. 35: *περφὶ* anstatt *περὶ*).

Lemberg. B. Kruczkiewicz.

Berichtigung.

Während ich oben S. 144, Z. 3 in dem Referat über H. Gomperz' Tertullianea glaubte ein Versehen berichtigen zu sollen, war ich es selbst, der ein Versehen begieng. Obwohl nämlich von Hartel in der Tertullianausgabe Reifferscheid-Wissowa, pars I. (Corpus Scr. Eccl. L. Vol. XX) p. 254, 20 *decrit* liest, was ich allein im Auge hatte, so wird doch, wie ich zu spät bemerkte, in den Patristischen Studien IV, 34 daneben und sogar diesem vorangestellt jenes *crit* vorgeschlagen, von welchem Gomperz spricht. Indem ich die Sache hiermit richtigstelle, ist mir die Gelegenheit erwünscht, auf Gomperz' treffliche Arbeit nochmals aufmerksam zu machen.

Wien. Franz Weihrich.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Aufgabe und Stellung der Gymnasien in unserer Zeit.

Welche Bedeutung der freie lateinische Aufsatz, „die Krone der Lateinleistungen", im Lehrplane der Gymnasien hatte, welche Pflege er im Unterrichte fand, ist allgemein bekannt. Es ist begreiflich, dass dieses Lehrziel, das als „Endziel und Pfeiler" des Gymnasiums galt, in Zeiten, wo demselben Gefahr drohte, warme Vertheidiger fand, welche die Nothwendigkeit dieses Lehrzieles zu erweisen suchten, und man wird sich vielleicht noch jenes Ausspruches erinnern, den ein hervorragender Philolog und Schulmann in dieser Frage that: „Mit dem lateinischen Aufsatze steht und fällt das Gymnasium!"

Der lateinische Aufsatz ist in den preußischen Gymnasien gefallen, und es drängen sich die Fragen auf: Ist die Aufgabe, der Zweck der Gymnasien geändert? Ist ihre Stellung in dem Schulensystem geändert? Hat jenes Verhältnis, das zwischen Gymnasium und Universität bestand, eine Änderung erfahren? Diesen Fragen, die derzeit in den Fachorganen des Deutschen Reiches lebhaft erörtert werden, stehen wir in Österreich keineswegs theilnahmslos gegenüber; ja unser Interesse ist daran umso größer geworden, als wir sehen, dass durch die Reform der preußischen Gymnasien (1882—1891) die österreichischen ihnen näher gerückt sind, da ihre Reform an demselben Ziele angelangt ist, das der Organisations-Entwurf von 1849 für die österreichischen Gymnasien festgesetzt hatte.

Die nachfolgende Erörterung, die eine Ergänzung und einen Abschluss des hier erschienenen Aufsatzes „Die Einleitung zum Organisations-Entwurfe und die Gymnasial-Reform in Preußen"[1]

[1]) Vgl. diese Zeitschr. 1894, S. 349—376.

bildet, hat den Zweck, in einem kurzen historischen Rückblick darzulegen, in welcher Weise die gegenwärtig bestehende Aufgabe und Stellung der österreichischen und preußischen Gymnasien in diesem Jahrhundert sich entwickelt hat.

I.

Auch die österreichischen Gymnasien hatten ihre freien lateinischen Bearbeitungen, die viel Zeit und viele Übungen erforderten; es wurde viel Latein geschrieben und gesprochen;[1]) dies hörte mit der Organisation der Gymnasien von 1849 auf, und keine Stimme hatte sich zur Vertheidigung und Wiederherstellung der exercitia styli erhoben. Es ist dies erklärlich; übermüdet durch den formalistischen Lateinbetrieb mochte man an die Klagen Herders gedacht haben „über diese Kunst, sachenlose, ekle Briefe, Chrien, Perioden, Reden und Turbatverse zu machen, die bei aller Ordnung noch Turbatverse, bei allen Materialien Schulchrien, bei aller Kunst der Wendung linke Perioden, bei allem Geschrei kalte Reden bleiben". Aber auch die Befürwortung der in den preußischen Gymnasien üblichen Sprechübungen und der freien lateinischen Aufsätze[2]) blieb in Österreich wirkungslos, weil ein unüberwindliches Hindernis im Wege lag, die Zeit (nebst den erhöhten Forderungen in den sogenannten Realien 50 Lehrstunden für Latein), und diese war berechnet für ein anderes Lehrziel, worüber Punkt III des Thun'schen Programmes Aufschluss gibt. Doch dies erscheint in der Organisation der österreichischen Gymnasien als eine secundäre Frage; die Hauptfrage war und ist der Zweck, der für die 1849 neu organisierte Bildungsschule, Gymnasium genannt, festgesetzt worden ist.

„Der Lehrplan des Entwurfes", so lautet Punkt I des Thunschen Programms, „umfasst diejenigen Gegenstände, welche aus dem Begriffe der allgemeinen Bildung sich ergeben" und auf diesem Grunde ruht der §. 1 des Organ.-Entw. mit seiner Bestimmung:

---

[1]) Wenn von Hartel in seiner Schrift »Bonitz und sein Wirken in Österreich« (Linz 1889, S. 6) bemerkt: Das Gymnasium »trieb Latein, viel Latein, das aber kein Latein war und den Weg zu dem Geiste keines Schriftstellers und keiner Periode erschloss«, so stimmt dies mit der Ansicht des Verfassers der »Einleitung« zum Organisations-Entwurfe überein. Exner, der als Schüler und Lehrer in Österreich viel Latein getrieben, und dessen Reden, wie uns Dr. S. Frankfurter berichtet (»Graf Leo Thun-Hohenstein, Franz Exner und Hermann Bonitz.« Wien 1893, S. 66), durch leichten Fluss der lateinischen Sprache und Tiefe der Gedanken sich auszeichnen, kannte den Wert der exercitia styli und der oratio, aber Exner war auch in der Frage des freien lateinischen Aufsatzes an den preußischen Gymnasien frühzeitig und gut orientiert, wie dies die Reform der preußischen Gymnasien beweist.

[2]) Vgl. die Thesen in der pädagogischen Section der 18. Versammlung der Philologen und Schulmänner in Wien 1858, in dieser Zeitschr. 1894, S. 360 ff.

„Zweck der Gymnasien ist, eine höhere allgemeine Bildung unter Benützung der alten classischen Sprachen und ihrer Literatur zu gewähren und hierdurch zugleich für die Universitätsstudien vorzubereiten."

Diese Bestimmung der Aufgabe der Gymnasien, an sich klar und verständlich, erhält eine noch schärfere Beleuchtung, wenn dem Positiven der Bestimmung das Negative entgegengestellt wird. Zweck der Gymnasien ist nicht, durch Benützung der alten classischen Sprachen und ihrer Literatur für die Universitätsstudien vorzubereiten und hierbei zugleich eine höhere allgemeine Bildung zu gewähren: sondern Zweck der Gymnasien ist, eine höhere allgemeine Bildung unter Benützung der alten classischen Sprachen und ihrer Literatur zu gewähren und hierdurch zugleich für die Universitätsstudien vorzubereiten.

Es ist dies kein müßiges Spiel mit Worten und Sätzen; diese Unterscheidung der drei verschiedenen Zwecke beruht auf historischem Grunde; denn diese drei Zwecke bezeichnen die verschiedenen Aufgaben und zugleich die drei Stufen in der Entwicklung der österreichischen Gymnasien.

Es ist wohl nicht nothwendig hier näher auszuführen, dass die erste Entwicklungsstufe in jene Zeit gehört, wo die Universität, weil ihre Unterrichtssprache lateinisch war, eine Vorschule ad hoc, eine Vorbereitungsschule haben musste zu dem Zwecke, dass die Schüler mit der Fertigkeit im Lateinsprechen und Lateinschreiben ausgerüstet würden, um sich dieser Sprache wie einer Muttersprache bedienen zu können. Dies war nicht bloß in den Jesuitenschulen, sondern auch in den Schulen der evangelischen Stände der Zweck des Unterrichtes und für die letzteren die Kursächsische Schulordnung von 1528 maßgebend. [1])

Die Lateinschule, auch höhere Schule, Gelehrtenschule, Gymnasium genannt, war als Vorbereitungsschule für die Universität eine Fachschule für lateinische Sprache und musste es bleiben, solange die lateinische Sprache die Gelehrten- und Unterrichtssprache der Universität war.

Allein früher bereits, bevor die lateinische Sprache aufhörte Unterrichtssprache zu sein — dieser Process vollzog sich nur allmählich und ist auch jetzt noch nicht abgeschlossen —, traten in Österreich Reformbestrebungen auf, die mit zwei historischen Ereignissen im Zusammenhange stehen: der Gründung der Volksschule und der Aufhebung des Jesuitenordens.

---

[1]) „Sie war nur eine reine Lateinschule. Warum? Nun weil es einen so außerordentlichen Zeitaufwand kostete, deutsche Knaben zu Lateinern zu machen, dass für anderes nicht viel Zeit und Kraft mehr übrig blieb. Schloss doch Melanchthon darum sogar selbst das Griechische jetzt vom Lehrplane aus." Deutschlands höheres Schulwesen im 19. Jahrhundert von Rethwisch, Berlin 1893, S. 12.

Es ist erklärlich, dass diese Ereignisse für Männer, die ihr Leben der Wissenschaft und dem Unterrichte widmeten, Anlass zu ernstem Nachdenken über die Unterrichtsfrage boten, dessen Ergebnis in Reformvorschlägen seinen Ausdruck fand.

Zu diesen Männern ist vor allen Ignaz Matthias von Hess, Professor der Geschichte an der Universität in Wien, zu zählen. Nach seinem Reformplane sollte das Gymnasium auf Grund des Unterrichtes in Latein, Griechisch, Deutsch, sowie in Geographie, Geschichte, Mathematik und in Naturwissenschaften, wobei das Latein den centralen Lehrgegenstand bilden und dessen Lehrbetrieb verbessert werden sollte, eine Vorbereitungsanstalt für höhere wissenschaftliche Studien sein und hierbei zugleich eine allgemeine Bildung gewähren, jedoch in untergeordneter Weise für gewisse praktische Berufsarten vorbereiten.[1])

Wie man sieht, hat die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts die Schulfragen in Fluss gebracht; das Neue rang mit dem Alten, eine Bewegung, die durch die Josefinischen Schulordnungen erhöht und im Jahre 1805 vorläufig zum Stillstand gebracht war durch zwei Acte der Regierung: die politische Verfassung der deutschen Volksschule und die Lehrverfassung der Gymnasien, zwei Werke, die Zeugnis dafür geben, dass Österreich mitten im Kriegsgetümmel die Interessen des Unterrichtes nicht aus dem Auge verlor.

In diesen zwei Acten war die Unterrichtsverwaltung bestrebt, nicht bloß über die Eigenart jeder der beiden Schulen, sondern auch über das Verhältnis derselben zueinander entsprechende Bestimmungen zu geben und dadurch Ordnung in das Studienwesen zu bringen.

Es ist nicht ohne Bedeutung, dass der erste Absatz der Gymnasialordnung von 1805 folgende Bestimmung enthält: „Jedem Jüngling ohne Ausnahme, welchem Geburt, Glück und günstige Umstände eine höhere Bildung als die deutschen Schul-Anstalten gewähren, möglich und erwünschlich machen, steht der Gebrauch der Gymnasial-Anstalt frey.“[2]) Diese Bestimmung hat den Zweck, das Verhältnis der Gymnasien zu den deutschen Schulanstalten näher zu bezeichnen. Wenn diese (die damaligen Normal-Kreishauptschulen) mit den Gymnasien in Bezug auf die höhere Bildung in Vergleich gesetzt werden, so können hier nur jene Bildungsmomente in Frage kommen, die beiden Schulen gemeinsam sind oder sein sollen. Es kann also darüber kein Zweifel sein, dass jene Bildung, welche die deutschen Schulanstalten (kurz Volksschule genannt) gewähren und welche die Gymnasien auf eine höhere Stufe führen sollen, die Volks- oder allgemeine Bildung ist.

---

[1]) Dieser Reformplan wurde von Martini befürwortet, jedoch von Marx bekämpft.

[2]) Sammlung der Verordnungen und Vorschriften über die Verfassung und Einrichtung der Gymnasien. Wien, im Verlage des k. k. Schulbücher-Verschleißes bei St. Anna in der Johannesgasse. 1805, S 3.

Damit steht auch im Zusammenhange, dass das Gymnasium zur Volksschule in nähere Beziehung trat, indem es einige Classen der Volksschule als Vorbereitungsschule für sich in Anspruch nahm, und weil die Hauptschule vier Classen zählte und in der vierten (zweijährig) Unterricht in Geographie, Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaften ertheilt wurde, dass die genannten Lehrgegenstände in den Lehrplan der Gymnasien aufgenommen werden mussten.[1])

Es lässt sich demnach der Einfluss der Volksschule auf die Reform der Gymnasien nicht verkennen, und man sieht, dass der Begriff der allgemeinen Bildung, der in der Lehrverfassung von 1805 umschrieben ist und bereits im Hess'schen Reformplan vorkommt, im §. 1 des Organ.-Entw. wiederkehrt, dass also die allgemeine Bildung, welche für die Aufnahme bestimmter Lehrgegenstände entscheidend ist, kein Phantom ist, sondern dass sie eine reale Basis und ihren Ursprung in der Volksschule hat. Und wenn man auch nicht so weit gehen darf, um zu behaupten, dass bereits 1805 durch die Volksschule das Gymnasium umgestaltet worden ist, so wird man doch nicht umhin können einzugestehen, dass durch den Einfluss der Volksbildung die Gymnasien aus ihrer bisherigen Abgeschlossenheit heraus- und der wirklichen Welt näher gebracht, und dass durch Aufnahme jener Lehrgegenstände, die zur allgemeinen Bildung gehören, ihnen neue, gesunde Lebenskräfte zugeführt wurden.

Die alten Beziehungen des Gymnasiums zur Universität blieben in vollem Umfange aufrecht. „Die Gymnasien haben den Schüler theils zu den höheren Wissenschaften vorzubereiten, theils

---

[1]) „Damit sich aber die Gymnasial-Schüler außer diesen auf Sprache und Styl sich beziehenden Kenntnissen auch nützliche Sachkenntnisse erwerben, ist noch überdies über die Naturgeschichte, Naturlehre, über Geographie, Geschichte, über Mathematik, griechische Sprache, endlich über Religionslehre Unterricht zu ertheilen." Sammlung S. 20. Bemerkenswert sind die Bestimmungen über das Verhältnis, in dem die einzelnen Lehrgegenstände zueinander stehen und über das Fachlehrersystem: „Da alle Gymnasial-Lehrgegenstände ihrem Zwecke nach auf das engste miteinander verbunden sind (vgl. Vorb. zum Org.-Entw. S. 8: der Schwerpunkt liegt in der wechselseitigen Beziehung der Lehrgegenstände zueinander) und zugleich darauf gesehen worden ist, dass der Schüler außer dem Sprachstudio ohne Überladung auch aus allen übrigen Gegenständen während des fünf- oder sechsjährigen Curses ein seinem Alter angemessenes, zusammenhängendes, selbst für den Fall, dass er nach vollendetem Gymnasial-Curse die Studien verlassen und austreten wollte, brauchbares Ganze erhalte, so" usw. Sammlung S. 25. „Durch die Aufstellung nicht nur der Classen-, sondern auch der Fachlehrer und durch diese jedem Lehrgegenstande nach dem Verhältnisse der Nothwendigkeit zugetheilte Stundenzahl muss erwirkt werden, dass keiner der nothwendig befundenen Lehrgegenstände vernachlässigt, aber auch keiner auf Kosten der übrigen betrieben werde, und dass jeder Lehrer in dem ihm angewiesenen Fache auf eine ausgezeichnete Weise sich vervollkommnen könne." Sammlung S. 22.

ihm so viele nützliche Kenntnisse zu verschaffen, als seine Fassungskraft zulässt.“ [1]) Wollte man also nach Vorgang des §. 1 der Organ.-Entw. den Zweck des Gymnasiums bestimmen, so könnte man sagen: Zweck der Gymnasien ist, für die höheren Wissenschaften vorzubereiten und hierbei zugleich eine höhere allgemeine Bildung zu gewähren: demnach hatte das Gymnasium einen doppelten Zweck. Was das Verhältnis dieser beiden Zwecke zueinander betrifft, bestimmt die Lehrverfassung: „Das Classenstudium (Latein) ist in jedem Gymnasialjahre als Hauptstudium anzusehen, und demselben ist aus dieser Ursache immer der größte Theil der öffentlichen Lehrstunden eingeräumt worden. Die lateinische Sprache und die Theorie des Styls soll jeder Gymnasialschüler ganz und vollkommen erlernen, so dass er sich nach Verlauf des Gymnasialcurses einen Grad von Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Ausdrucke zu erwerben imstande ist, von den übrigen Gegenständen so viel erlernen, als ihm in Ansehung seines Alters und der Zeit ohne Nachtheil jenes Hauptstudii möglich ist.“ [2])

Wenn in dieser Lehrverfassung der Lateinbetrieb unverändert erscheint, die Übung in Perioden, Briefen, Chrien, Reden und Turbatversen fortdauerte, so darf nicht übersehen werden, dass im Anfange dieses Jahrhunderts ein ähnlicher Lehrbetrieb auch in anderen Ländern zu finden war. Dazu kommt noch ein anderer Umstand: 1784 war bekanntlich die deutsche Unterrichtssprache in den Gymnasien und in den philosophischen Jahrgängen eingeführt worden. Während nun im Gymnasium diese Einrichtung verblieb, wurde 1805 verordnet, dass in den philosophischen Studien nicht bloß Philologie, sondern auch Philosophie, Mathematik und Physik lateinisch zu lehren ist, „weil es die Sprache der Gelehrten ist“. Es musste daher die Erwerbung der Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauche der lateinischen Sprache wie vorher das Ziel dieses Unterrichtes bleiben: [3]) und weil die Lateinschule dieses Ziel erfahrungsgemäß bisher erreicht hatte, so lag kein Grund zur Änderung dieses Lehrbetriebes vor. Das Gymnasium von 1805 wahrt also den Besitzstand der Lateinschule, indem es

---

[1]) Sammlung S. 23.

[2]) Sammlung S. 21.

[3]) Mit welchem Nachdruck die Übung im Lateinsprechen eingeschärft wurde, ersieht man aus den Instructionen. »Ein gewissenhafter Versuch«, so schließt die Weisung für die Grammatikallehrer, »durch ein ganzes Jahr fortgesetzt wird jeden überzeugen, welch unerwartete Fortschritte die Jugend im Latein machet, und dass nur die Lehrer es sind, welche dieses bewirken können, so wie die ganze Schuld auf sie zurückfällt, wenn die Schüler nach vollendetem Gymnasial Curs in dieser Sprache stumm sind« (Sammlung S. 103). Vgl. damit die Weisung an die Humanitätslehrer (S. 109) »die so nachdrücklich und so oft befohlene Übung im Lateinsprechen zu betreiben und das Sprechen zur Fertigkeit zu bringen«.

den Hauptzweck, Vorbereitung für die höheren Wissenschaften, die an ein Hauptstudium (Latein) geknüpft ist, aufrecht hält, erkennt jedoch auch den Unterricht in den anderen Lehrgegenständen für „eine höhere Bildung" als nützlich und nothwendig und räumt ihnen im Lehrplane einen Platz ein, freilich mit der Clausel „ohne Nachtheil jenes Hauptstudii", wodurch der Unterricht in den nützlichen Sachkenntnissen als ein untergeordneter Zweck hingestellt wird.

Man hätte nun erwarten können, dass bei der gesicherten Position, welche das Hauptstudium in dem Lehrplane besaß, und bei der bescheidenen Stellung, die den anderen Gegenständen angewiesen war, diese Reform der Gymnasien einen glücklichen Erfolg haben werde; allein diese Hoffnung gieng nicht in Erfüllung. Das Gymnasium konnte den doppelten Zweck nicht erreichen: die Erfahrung lehrte, dass das Hauptstudium einen Nachtheil erleide, dass es gefährdet werde. Um diese Gefahr zu beseitigen, griff man zu einem Act der Nothwehr in der Revision des Lehrplanes von 1819:[1]) das Fachlehrersystem wurde aufgehoben, und jene nützlichen Lehrgegenstände, die zu dem Hauptstudium in keiner näheren Beziehung standen, wurden in ihren Forderungen eingeschränkt (Mathematik) oder aus dem Lehrplane ganz ausgeschieden (Naturgeschichte, Naturlehre). Diese Operation an dem Lehrplane führt den Namen Concentration und kommt in der Unterrichtsgeschichte wiederholt vor.

Dass die Naturwissenschaften jedesmal das Opfer der Concentration wurden, ist erklärlich; die Beziehungen derselben zum Unterrichte in Geographie und Geschichte wurden nicht gewürdigt, weil alle diese Gegenstände als Nebensachen betrachtet wurden. Auch fühlte man bald heraus, dass durch den Unterricht in den Naturwissenschaften ein besonderes Interesse der Jugend erregt und ihre Aufmerksamkeit von dem Hauptstudium abgelenkt werde: es wurde eben der Jugend zu dem Lehrbuche der Literatur ein zweites, das Buch der Natur, vorgelegt, was nicht ohne Wirkung bleiben konnte. Man darf jedoch der Lateinschule den Vorwurf nicht machen, dass sie dieses Buch fernhielt; die Erfahrung mit dem Lehrplane von 1805 lieferte den Beweis, dass der Vorgang der Lateinschule richtig war: das Hauptstudium musste also 1819 sichergestellt werden, weil die Schulverhältnisse es erfor-

---

[1]) „So wie der Unterricht in der Naturgeschichte und Naturlehre gänzlich, so hat die Buchstabenrechnung oder Algebra in den Grammatikalclassen aufzuhören. Anstatt der letzteren sind die Grammatikal-Schüler in der gemeinen Arithmetik zu unterrichten und weiter zu führen, die Algebra erst in den Humanitätsclassen anzufangen und in derselben Sprache vorzutragen, in welcher sie in der Philosophie gelehrt wird. Eine jede Classe des Gymnasial-Studiums erhält einen Lehrer, der sowohl aus den Haupt- als auch Nebengegenständen Unterricht ertheilt. Hiervon ist die Religionslehre ausgenommen." H. V. 28. September 1819.

derten, die allerdings den Zeitbedürfnissen nicht entsprachen. Allein bald trat eine Änderung in denselben ein.

Im Jahre 1824 wurde verordnet, dass in den philosophischen Studien mit Ausnahme der lateinischen Philologie alle Gegenstände in deutscher Sprache behandelt werden. So unvermittelt die Änderungen im Unterrichtswesen von 1819 und 1824 stehen, so laut verkündete jene von 1824, dass die Mission der Lateinschule in Österreich beendet sei. In der That beginnt von da an eine eifrige Reformthätigkeit sich zu entfalten, die von der Unterrichtsbehörde selbst gefördert wurde, indem Vorschläge über Änderung des Lehrplanes der Gymnasien, der philosophischen Studien von ihr abverlangt und Gutachten auch freiwillig vorgelegt wurden. Aber je weiter und tiefer man in der Erörterung dieser Fragen vordrang, mochte man von den Gymnasien oder den philosophischen Studien ausgehen, man gelangte immer mehr zu der Erkenntnis, dass auch die Universität, also das gesammte höhere Studienwesen, in die Reform einbezogen werden müsse. Das Verlangen einer Systemänderung im Studienwesen scheiterte aber, wie es scheint, an dem starren politischen System, das partiellen Änderungen sich mehr geneigt zeigte, allein gegen eine Änderung des ganzen Studiensystems sich ablehnend verhielt. So hatte denn Österreich ein Vierteljahrhundert Zeit, die Unterrichtsfrage gründlich zu studieren, und die Unterrichtsreform von 1849 beweist, dass es zur Lösung dieser Frage gerüstet stand.

War auch die geistige Kraft des Volkes vielfach gebunden, dort, wo sich dieselbe freier bewegen durfte, konnte man sehen, dass auch diese Zeit für Österreich nicht verloren war. Der Ruhm der medicinischen Facultät war bereits gegründet; auch die juristische Facultät stellte ihre Männer: nur für jene Wissenschaften, welche die unerschöpflichen Quellen für humane Bildung bergen, und aus denen jede Altersstufe des Menschen ihre geistige Nahrung erhält, war in Österreich keine ihnen gebürende Stätte vorhanden. Zwar hatte man ihrer nicht ganz vergessen; die Lateinschule sollte nämlich nicht bloß dafür sorgen, dass der Schüler mit der Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauche der lateinischen Sprache ausgerüstet werde, sie hatte auch dafür zu sorgen, dass der Schüler „die Begriffe der Philologie innehat und in dieser Wissenschaft allenfalls sich selbst fortzuhelfen imstande ist“,[1]) falls er nicht die Hallen der Philosophie betreten sollte, die das in der Lateinschule begonnene Werk der Wissenschaftlichkeit fortzusetzen und zu beendigen hatte. Niemand empfand diese ärmliche Fürsorge für diese Wissenschaften tiefer als die Lehrer dieser beiden Schulen selbst, und es ist darum erklärlich, dass in diesen Kreisen (wir nennen nur Exner und Enk) der Ruf nach einer Reform am stärksten laut wurde: „Ergänzung der Universität durch Ein-

[1]) Sammlung S. 21.

fügung einer philosophischen Facultät". Dies war der erste Schritt, dem unmittelbar der zweite folgte, Zuweisung der zwei philosophischen Jahrgänge an das Gymnasium. Diese zwei Einrichtungen enthalten ein ganzes Programm für die ersehnte Reform des österreichischen Studienwesens, für die Universität in positiver, für das Gymnasium zunächst in negativer Beziehung; denn durch die Einfügung der philosophischen Facultät wurde dieser die Pflege der Wissenschaften, die Forschung, Gelehrsamkeit und wissenschaftliche Fachbildung übertragen, und die Vereinigung der philosophischen Jahrgänge mit dem Gymnasium bedeutete, dass diese nun vereinigten Schulen der ihnen bisher übertragenen Aufgabe, für die Pflege der Wissenschaft zu sorgen, fortan enthoben sind.

Zwischen Gymnasium und Universität erstand eine weit sichtbare Grenze, welche diese beiden Anstalten trennt. Diese Grenze war bereits markiert, als die lateinische Sprache aufhörte, Unterrichtssprache dieser beiden Schulen zu sein. Damit löste sich jenes Band, womit das Gymnasium der Universität angegliedert war, allmählich auf; diese bedurfte nun weder in der Unterrichtssprache noch auch in der Wissenschaftlichkeit einer Vorbereitung in dem Sinne, wie es bisher Aufgabe der Lateinschule war.

Die Änderung der zwischen diesen beiden Schulen bestandenen Verhältnisse bedingte auch eine Änderung des Zweckes der Gymnasien. Das Gymnasium als eine zwischen Volksschule und Universität stehende Schule befand sich in der Mitte zweier Lehranstalten, von denen jede ein selbständiger Organismus war, daher jede ihre eigene bestimmte Aufgabe zu lösen hatte. In diesen beiderseits gezogenen Grenzen fand auch das Gymnasium die Bedingungen für seine Existenz, die sich in der Lösung einer bestimmten Aufgabe, in der Erreichung eines eigenen Zweckes zu bethätigen hatte. Da die Pflege der Wissenschaft der Universität vorbehalten wurde, so konnte Aufgabe des Gymnasiums nur sein, die Volksbildung oder allgemeine Bildung auf eine höhere Stufe zu führen, als dies der Volksschule möglich ist. Und hier treten die Folgen des zwischen Gymnasium und Universität geänderten Verhältnisses in aller Schärfe hervor. Während nämlich das Gymnasium früher zur Pflege der Wissenschaftlichkeit herangezogen war und in seinen Leistungen nicht bloß bis an, sondern in die Universität hineinreichte, daher die Stellung einer Gelehrtenschule gewann, musste es jetzt näher an die Volksschule heranrücken und verzichtete dadurch auf die Stellung einer Gelehrtenschule, ja es musste darauf verzichten, weil seine Organisation thatsächlich in die Volksschule hineinreichte. Denn dadurch, dass das Gymnasium Individuen als Schüler aufnahm, die mit Bezug auf ihre physische Entwicklung der Volksschule von rechtswegen angehören, übernahm es die Verpflichtung dafür zu sorgen, dass diese Schüler auch hier sich jene Bildung erwerben,

welche die Volksschule (Bürgerschule) ihnen zu bieten in der Lage ist. Hieraus geht also klar hervor, dass für das Gymnasium auf seiner Unterstufe kein anderer Zweck sein kann als allgemeine Bildung.

Aber auch auf der oberen Stufe bleibt der Zweck derselbe mit der dieser Stufe entsprechenden Erhöhung der Volksbildung, also höhere allgemeine Bildung. Denn so wenig jemand behaupten kann, dass die in der Volks- und Bürgerschule oder auf der Unterstufe des Gymnasiums gewonnene Bildung eine entsprechende Vorbildung für die Hochschulen sein kann, ebensowenig wird jemand bezweifeln dürfen, dass jene Disciplinen, aus denen die Volks- und Bürgerschule und die Unterstufe des Gymnasiums ihre Nahrung ziehen und die an den Hochschulen einer wissenschaftlichen Behandlung fähig sind, geeignet seien, dass die heranwachsenden Jünglinge (15—19 Jahre alt) auf der Oberstufe des Gymnasiums sich damit beschäftigen und dass sie darin einen höheren Grad der Bildung erreichen können, als dies Knaben im Alter von 10 bis 15 Jahren erreichbar ist.

Dies zur Würdigung der Bestimmung des §. 1 des Organ.-Entw. „Höhere allgemeine Bildung". Wenn diese den Beisatz „unter Benützung der alten classischen Sprachen und ihrer Literatur" enthält, so hat dies die Bedeutung, dass zu jener höheren allgemeinen Bildung, wie sie das Gymnasium zu gewähren hat, die Kenntnis der alten classischen Sprachen ebenso nothwendig ist, wie die der übrigen Disciplinen, und es bedarf nicht erst der Bemerkung, dass bei der Organisierung der österreichischen Gymnasien die Aufnahme der alten classischen Sprachen außer aller Frage stand; wohl aber war es 1849 fraglich, welche Stellung dieser Unterricht in dem neuen Organismus einnehmen, welches Ziel in demselben verfolgt werden könne und solle. Principiell hat man diese Frage entschieden: dieser Unterricht müsse sich dem Zwecke „höhere allgemeine Bildung" unterordnen, wie jede andere Disciplin, und dies ist auch aus der Fassung des Beisatzes „unter Benützung" zu erkennen. Allein diese principielle Auffassung der Frage wäre machtlos geblieben, wenn sie nicht in anderer Weise eine wirksame Unterstützung erfahren hätte. Die Erledigung dieser für die Neugestaltung des Gymnasiums wichtigsten Frage erfolgte nämlich auf Grund der in Österreich gewonnenen Erfahrungen, also durch Männer, welche die genaueste Kenntnis der österreichischen Schulverhältnisse besaßen, und denen auch die Schuleinrichtungen anderer Staaten wohl bekannt waren.

Die Idee eines Hauptstudiums (Schwerpunkt) wurde aufgegeben und musste aufgegeben werden, weil die Erfahrung mit dem Lehrplane 1805 lehrte, dass dieses Ziel auch dann nicht erreichbar ist, wenn in jenen Gegenständen, die zur allgemeinen Bildung gehören und die nur als Nebengegenstände galten, selbst

die mäßigsten Forderungen gestellt werden. Und die Erfahrung mit der Lehrverfassung von 1819, wo eine Concentration des Lehrplanes von 1805 durchgeführt war, lehrte, dass durch diese Änderung die Erreichung des Zweckes „höhere allgemeine Bildung" vereitelt wird, und dass das Gymnasium in eine Lateinschule (Fachschule) zurückfällt. Die Erfahrung lehrte also, dass das Gymnasium die beiden Zwecke nicht erreichen kann. Die Ablehnung des Hauptstudiums bedeutet eine Änderung der Stellung des Unterrichtes in den alten classischen Sprachen, eine Unterordnung desselben unter den Zweck der Gymnasien, daher eine Aufhebung der Unterscheidung von Haupt- und Nebengegenständen und erscheint in der Geschichte des Gymnasialwesens als die bedeutendste und folgenreichste Neuerung. Die Ablehnung des Hauptstudiums bezieht sich zwar auf einen concreten Fall, auf die alten classischen Sprachen, hat aber eine allgemeine Geltung, also für alle verbindlichen Lehrgegenstände; eine Unterschätzung der alten classischen Sprachen kann nur jener darin sehen, der daran zweifelt, dass der geographische und historische oder der mathematische und naturhistorische Unterricht die Fähigkeit und Kraft besitze, die Stellung eines Hauptstudiums im Lehrplane einzunehmen.

Die Ablehnung des Hauptstudiums erscheint als eine durch die Erfahrung für nothwendig erkannte Bedingung zur Erreichung des Zweckes „höhere allgemeine Bildung", entsprechend zugleich den wohlbegründeten Bedürfnissen der Zeit, denen jede Institution früher oder später gerecht werden muss; sie bildet einen Grundsatz in der Organisation der österreichischen Gymnasien und bietet Gewähr dafür, dass kein Lehrgegenstand unterschätzt wird, was zugleich eine pädagogische Forderung ist; denn in der Pflichterfüllung gibt es für einen Schüler keine Haupt- und Nebensachen.

Da es in der Natur eines Hauptstudiums liegt, dass es eine Beschränkung, die es durch sein Schwergewicht auf andere Gegenstände ausübt, für sich selbst nicht anerkennt, sondern immer weiter vorzudringen sucht und dadurch in ein Fachstudium ausartet, so musste in Durchführung obigen Grundsatzes aus dem bisher betriebenen Hauptstudium alles ausgeschieden werden, was über die zwischen Gymnasium und Universität gezogene Grenze hinausgeht.

Obwohl zu allen Zeiten und in allen Lehrplänen die Lectüre der Classiker und der grammatisch-stilistische Unterricht als zwei gleich berechtigte Ziele festgesetzt waren, so lehrte doch die Erfahrung, dass dieses Verhältnis der beiden Ziele niemals thatsächlich beachtet wurde; denn auch in jener Zeit, wo der Unterricht in den classischen Sprachen weniger eingeschränkt war, blieb die Lectüre der Classiker nur ein Mittel zu dem Hauptzwecke, der Erwerbung einer Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauche der lateinischen Sprache, so dass man mit Recht sagen konnte, das Gymnasium mache die Lesung der Classiker wohl

möglich, aber in reichem Maße und in guter Auswahl werde sie nicht vorgenommen.[1]) Dieses Verhältnis zwischen Lectüre und dem grammatisch-stilistischen Unterrichte auf der oberen Stufe des Gymnasiums wurde nun im Thun'schen Programm (Punkt III) mit aller Klarheit und Schärfe richtig gestellt, und war daher in der Durchführung der Organisation alles zu entfernen, was diesem geänderten Lehrziele widerspricht und in das Gebiet eines Fachstudiums gehört. Und in gleicher Weise hätte eine Regelung und Ausscheidung erfolgen müssen, wenn der geographisch-historische oder mathematisch-naturhistorische Unterricht als Hauptstudium in dem Lehrplane einer mittleren Schule vorgefunden worden wäre mit dem Zwecke, „höhere allgemeine Bildung zu gewähren".

Aus dieser Darlegung geht hervor, dass in dem §. 1 des Organ.-Entw., soweit die knappe Fassung einer allgemeinen Bestimmung es ermöglicht, der Kern der Thun'schen Gymnasialorganisation enthalten ist. Für die Orientierung auf dem Gebiete der Gymnasialreform von 1849, welche die dritte Entwicklungsstufe bildet, verdient diese Bestimmung volle Beachtung, indem bereits hier jene Änderungen hervortreten, die als Unterscheidungsmerkmale von der österreichischen (vor 1849) und der preußischen (vor 1882—1891) Lehrverfassung der Gymnasien erscheinen. Die österreichischen Gymnasien haben nur einen Zweck, „eine höhere allgemeine Bildung unter Benützung der alten classischen Sprachen und Literatur zu gewähren"; ein Hauptstudium, d. i. eine besondere Vorbereitung für irgend einen Zweig der wissenschaftlichen Fachbildung ist, weil unvereinbar mit diesem Zwecke, grundsätzlich ausgeschlossen: und in der Erreichung dieses Zweckes ist auch die Vorbildung für die wissenschaftlichen Fachstudien enthalten; mehr kann das Gymnasium nicht leisten. Welche Berechtigung diese Vorbildung für die einzelnen wissenschaftlichen Fachstudien haben kann (ob mit oder ohne Aufnahmsprüfung an der Hochschule), das zu bestimmen ist nicht Sache des Gymnasiums, das lediglich darüber zu entscheiden berechtigt und verpflichtet ist, ob der Schüler die Aufgabe des Gymnasiums gelöst hat und als reif entlassen werden kann.[2])

---

[1]) Vgl. Vorbem. zum Organ.-Entw. S. 5.

[2]) Die Reform des Studienwesens in Österreich beschränkte sich nicht auf die Universität und das Gymnasium, sie rief eine neue Schule ins Leben, die Realschule, die als eine mittlere Schule denselben Zweck hat wie das Gymnasium, was aus dem §. 1 des Lehrplanes der Realschulen zu entnehmen ist. Das unterscheidende Merkmal für beide mittleren Schulen bilden die Fremdsprachen, indem das gemeinsame Ziel »allgemeine Bildung« im Gymnasium unter wesentlicher Benützung der alten classischen Sprachen und ihrer Literatur verfolgt werden solle, an den Realschulen jedoch ohne wesentliche Benützung derselben. Dass von den Fremdsprachen die alten classischen Sprachen in so scharfer Weise hervorgehoben werden, dürfte für Österreich eine locale Bedeutung haben; man wollte damit der Gründung einer dritten Gattung von

II.

In gleicher Weise lassen sich diese drei Stufen in der Entwicklung der preußischen Gymnasien nachweisen; denn so wie in Österreich suchte die Unterrichtsverwaltung auch in Preußen Fühlung mit der allgemeinen Bildung.[1]) Beweis dafür ist der Süvern'sche Lehrplan der Gymnasien von 1816, aus dem zu ersehen ist, dass man den Forderungen der allgemeinen Bildung Rechnung tragen wollte.[2]) Allein dieser Lehrplan erhielt nicht eine allgemein verbindliche Kraft, und der Grund lag wohl darin, dass derselbe mit einer bestehenden Institution, die als eine Art von Grundgesetz nicht nur für das Verhältnis der Universität zur Gelehrtenschule, sondern auch für den Zweck der letzteren bestimmend war, sich nicht leicht vereinbaren ließ: diese Institution ist die Maturitätsprüfung.

Nach der Instruction XIII. des österr. Organ.-Entw.,[3]) die eine eingehende Würdigung dieser Einrichtung über Zweck und

---

mittleren Schulen, eines Gymnasiums mit Latein, aber ohne Griechisch (Realgymnasium) im vorhinein begegnen. Auffällig erscheint in dem Unterscheidungsmerkmal das Epitheton »wesentlich«, wenn man erwägt, dass in dem Lehrplane der Realschulen die alten classischen Sprachen nicht einmal als freie Lehrgegenstände angeführt werden, daher eine Benützung derselben überhaupt ausgeschlossen ist, während sie im Gymnasium obligate Lehrgegenstände sind, daher selbstverständlich als wesentliche in der Reihe der obligaten Lehrgegenstände gelten. Eine andere Auffassung lässt dagegen das Epitheton »wesentlich« zu, wenn von demselben als Unterscheidungsmerkmal der beiden Arten von Schulen abgesehen und es nur auf den Lehrplan der Gymnasien bezogen wird. Da in einer gesetzlichen Bestimmung, wie es der §. 1 des Organ.-Entw. ist, jedes Wort seine Bedeutung hat, so liegt es nahe, wenn das Wort »wesentlich« in dem Sinne gedeutet wird, dass der Unterricht in den alten classischen Sprachen die Stellung eines Hauptstudiums, den Schwerpunkt in der Lehrverfassung einnehme. Dass eine solche Deutung nach dem Thun'schen Programm (Punkt IV) für die Organisation der österreichischen Gymnasien unzulässig ist, bedarf keines weiteren Nachweises; und zur Vermeidung jedes Missverständnisses wurde hier das Epitheton »wesentlich« weggelassen.

[1]) Schon unter Zedlitz tritt das Interesse für die allgemeine Bildung hervor: »Die Schulen, Bauer-, Bürger- und gelehrte Schulen (Gymnasien) haben es mit der »Allgemeinbildung« zu thun, letzterer sind alle zu höheren Berufsarten bestimmten Knaben zu überweisen, gleichviel ob sie studieren oder in das praktische Leben eintreten sollen.« Deutschl. höh. Schulwesen von Rethwisch, S. 15.

[2]) Nach diesem Lehrplane sollte das Gymnasium zehn Jahrescurse haben und folgende Lehrgegenstände: Latein, Griechisch, Deutsch, Mathematik, Naturwissenschaften, Geschichte, Geographie, Religion, außerdem Zeichnen, Kalligraphie. Griechisch war Pflichtfach, obwohl die Gründung von Bürgerschulen nicht in Absicht war. Rethwisch, S. 31.

[3]) »Die Einrichtung dieser Maturitätsprüfungen ist eben sosehr eine nothwendige Bedingung für das Bestehen der Universitäten in der ihnen zukommenden Würde. Alle Bemühungen, durch Berufung tüchtiger Vertreter die Universitäten zu heben, würden vergeblich sein oder nur zum geringsten Theile ihren Zweck erreichen, wenn nicht der Staat sich zugleich selbst darüber eine Sicherheit verschaffte, dass der Hauptstamm

Bedeutung enthält und die Ansichten jener Zeit wiedergibt, ist die Universität allein imstande, die ihr gebürende Höhe der Wissenschaftlichkeit zu ermessen und demgemäß auch in der Lage, jene Linie zu bestimmen, wo sie von der ihr gebürenden Höhe herabgezogen werden könnte; demnach ist auch die Universität berechtigt, jene Forderungen zu formulieren, welche die Abiturienten zu erfüllen haben, und dies geschieht durch die Maturitätsprüfung, „das Symbol der Vereinigung des Gymnasiums mit der Universität". Diese Prüfung hat zu ermitteln, ob die Abiturienten „die erforderliche Vorbildung und eine Entwicklung des wissenschaftlichen Sinnes schon zur Universität mitbringen", und Aufgabe des Gymnasiums musste es daher sein, dafür zu sorgen, dass die Schüler der Gelehrtenschulen die erforderliche Vorbildung und einen gewissen Grad der Wissenschaftlichkeit sich erwerben: der Zweck der Maturitätsprüfung bestimmte auch den Zweck der Gelehrtenschule.

Nicht minder klar geht hieraus hervor, dass die Maturitätsprüfung eine Aufnahmsprüfung für die Universität ist, und diese ist also auch berechtigt, nicht bloß die Forderungen zu formulieren, sondern auch darüber zu wachen, dass diese erfüllt werden. Obwohl nun diese Prüfung vom Gymnasium vorgenommen wurde, so hat die Universität auf ihr Recht nicht verzichtet, dasselbe vielmehr gewahrt und ihren Einfluss auf diese Prüfung thatsächlich ausgeübt. Beweis dafür ist die Circular-Verfügung von 1834,[1]) wornach die Prüfungsarbeiten und Acten zur Begutachtung an das Provinzial-Schulcollegium und die wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen und von da mit den erforderlichen Weisungen versehen an die Anstalten zurückzugehen haben,[2]) und dies dürfte die Annahme rechtfertigen, dass dieses der Universität 1834 formell verliehene Recht der Theilnahme an der staatlichen Schulaufsicht auch früher bereits von ihr thatsächlich ausgeübt worden sei.[3])

---

der ordentlichen Hörer der Universität die erforderliche Vorbildung und eine Entwicklung des wissenschaftlichen Sinnes schon zur Universität mitbringen. Denn geschähe dies nicht, so würden, selbst abgesehen von den daraus fließenden Gefahren, die Universitäten von der ihnen gebürenden Höhe der Wissenschaftlichkeit unwiderstehlich herabgezogen werden, indem sie, um nicht auf jeden Erfolg zu verzichten, sich der Mehrzahl ihrer Hörer anzupassen genöthigt wären- (S. 191).

[1]) Rethwisch, S. 36.

[2]) Rethwisch, S. 29.

[3]) Dieser Einfluss der Universität, der durch die Maturitätsprüfung auf die Gelehrtenschulen ausgeübt wurde, hat seine Erklärung in den damaligen Verhältnissen (1789). Zu jener Zeit, wo die Gelehrtenschulen eine gewisse Autonomie besaßen und die staatliche Aufsicht noch nicht vollkommen entwickelt war, gab es ebenso viele Lehrpläne und Lehrziele, als Gelehrtenschulen bestanden. Das Interesse der Universität erforderte aber eine entsprechende und mehr gleichmäßige Vorbereitung, und zu diesem Zwecke war die Institution geschaffen, deren Nothwendigkeit

Vom Standpunkte der damaligen Institutionen erscheinen Bedenken gegen den Süvern'schen Lehrplan nicht ungegründet; das Edict von 1810, betreffend die Prüfung der Lehramtscandidaten, verordnet nämlich, dass in dem examen pro facultate docendi von jedem Candidaten philologische, historische und mathematische Kenntnisse gefordert werden; und mit diesem Edict steht in Übereinstimmung die Instruction für die Maturitätsprüfung von 1812, wornach die Entscheidung über die Reife eines Abiturienten von dem Ergebnisse der Prüfung in den alten Sprachen, Geschichte und Mathematik abhängig gemacht wird.[1]) Wie man sieht, hatte der Süvern'sche Lehrplan in dem Rahmen der bestehenden Institutionen keinen Raum, und wenn auch die Abänderung von Edict und Instruction keiner Schwierigkeit begegnen konnte, über ein Hindernis war nicht hinwegzukommen: sollte die Universität von der ihr gebürenden Höhe der Wissenschaftlichkeit nicht unwiderstehlich herabgezogen werden, so musste man für den Unterricht Lehrer mit wissenschaftlicher Fachbildung und Lehrbefähigung haben, und diese hatte man für den Süvern'schen Lehrplan nicht und konnte sie auch nicht so schnell schaffen.

So verblieb es bei den bestehenden Institutionen, und der Süvern'sche Lehrplan wurde „nicht publiciert", sondern nur „zur allgemeinen Richtschnur den Betheiligten" zugestellt.[2])

Obwohl nach den dargelegten Verhältnissen die Gelehrtenschule in ihren äußeren Umrissen wieder als die alte Lateinschule erscheint, welche die Forderungen der Allgemeinbildung ignoriert und nur einen Zweck, „für die Universitätsstudien vorzubereiten", verfolgt, so ist doch ihr Wesen geändert, und diese Änderung hängt mit dem Aufblühen der philologischen und historischen Studien an der Universität zusammen: es genügt zur Bezeichnung dieser Periode ein Name: Friedrich August Wolf, „Begründer der Alterthumswissenschaft in Deutschland, akademischer Lehrer, Seminardirector, Vorkämpfer für einen vom Predigeramt losgelösten Stand der Gymnasiallehrer". Man wird es begreifen, dass die Strahlen jener Glanzperiode, welche die Begründung der Alterthumswissenschaft für die Universitäten herbeiführte, auch die ihnen zunächst stehende, durch das Band der Wissenschaftlichkeit angegliederte Gelehrtenschule treffen mussten, und dass nicht die

---

unter solchen Verhältnissen nicht zu bestreiten ist. Ebenso einleuchtend ist es, dass die Gelehrtenschulen mit ihren autonomen Einrichtungen nur als Privatschulen Geltung hatten, daher die Bürgschaft für eine gediegene Vorbereitung, welche die Schüler hier erwarben, nur in dem Ergebnisse einer Prüfung liegen konnte.

[1]) „Wer in allen Gegenständen bestand, erhielt N. 1, Zeugnis der unbedingten Tüchtigkeit: wer wenigstens in einem derselben befriedigte, erhielt N. II, ein Zeugnis der bedingten Tüchtigkeit; wer auch das nicht geleistet, N. III, ein Entlassungszeugnis mit der Bescheinigung der Untüchtigkeit." Rethwisch, S. 30.

[2]) Rethwisch, S. 31.

Kenntnis der lateinischen Sprache, weil sie die Sprache der Gelehrten war, sondern die Einführung in die Kenntnis des Alterthums Aufgabe der Gelehrtenschule sein solle, wozu aber nicht bloß die Kenntnis der lateinischen Sprache, sondern auch die der griechischen Sprache und Literatur gehört.

Die Wirkungen des von Wolf begründeten Seminars trugen ihre Früchte. Zunächst wurde der griechischen Sprache eine größere Pflege zugewendet;[1]) Herders Klagen über den Lateinbetrieb wurden beseitigt; mit der Lectüre der Schriftsteller wurde Ernst gemacht;[2]) es wurde viel Latein getrieben; denn es war jene Zeit, „wo in den oberen Classen das Ziel verfolgt wurde, dass die Schüler des Gymnasiums die lateinische Sprache zum Organ für den Ausdruck ihrer Gedanken machen konnten". Der lateinische Aufsatz stand in seiner Blüte, ebenso das Übersetzen von Themen, die den Schriftstellern der Muttersprache entnommen waren.[3])

---

[1]) Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts (1801) widmete Pforta der griechischen Sprache in jeder der fünf Classen (von III. aufwärts) drei Stunden: man las Xenophon, Homer (Ilias), Demosthenes. Rethwisch, S. 7.

[2]) Lectüre. »Director Meineke damals in Danzig hatte an seinem Gymnasium eine Einrichtung getroffen, wornach die Schüler in den drei oberen Classen von je zweijährigem Cursus zur Privatlectüre griechischer und lateinischer Schriftsteller in planmäßigem Anschlusse an die Classenlectüre angehalten wurden. Jeder Abiturient musste hiernach in der Classe und zu Hause gelesen haben: die ganze Ilias und Odyssee, mehrere Stücke des Äschylus, Sophokles und Euripides, vier Bücher Herodot, zwei Bücher Thukydides, die Anabasis, mehrere Lebensbeschreibungen Plutarchs, Demosthenes' Kranzrede, Platos Phädon, Virgil ganz außer der Georgica, Horaz ganz, Ovids Metamorphosen ganz, mehrere aus den Elegikern, Caesar bell. gall. und bell. civ., fünf bis sechs Bücher Livius, Sallust ganz, Tacitus Annalen, Ciceros Reden z. Th., von seinen philosophischen Schriften de amicitia, de senectute, de officiis, de divinatione, de natura deorum, die Tuskulanen. Das Ministerium hielt diese Einrichtung für sehr zweckmäßig und erließ an die Consistorien die Verfügung, die Directoren und Lehrer ihres Bezirkes damit bekannt zu machen und sie anzuweisen, eine ähnliche Einrichtung alsbald bei sich zu treffen.« Rethwisch, S. 32. Ludwig Wiese, Schüler des Königl. Friedr. Wilhelm-Gymnasiums in Berlin (1822–1826), las mit drei anderen auf dem Zimmer seines Lehrers Dr. Yxem zuerst einige kleinere Dialoge Platos und zuletzt den Phädon und das Symposium; er lobt dessen wissenschaftliche Interpretationsmethode und überhaupt die philologische Akribie. Bei seinem anderen Lehrer und Director Spilleke, der nach seiner Ansicht kein Philologe im strengsten Sinne des Wortes, aber Freund des Alterthums und der Sprachwissenschaft war, hebt er seine interpretatio familiaris bei Horaz hervor und dankt ihm, dass er seine Schüler auf Bentley verwies. Rethwisch, S. 58—62.

[3]) Stilistische Übungen. Darüber berichtet Wiese: »Wenn Director Spilleke merkte, dass hier Nachhilfe nöthig war, so gab er uns auf, aus Abschnitten, die er aus Caesar, Livius, Cicero ausgewählt hatte, zu Hause alle irgend bemerkenswerten Redensarten nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet auszuziehen und dem Gedächtnisse einzuprägen, über größere Abschnitte aber lateinische Argumente anzufertigen und demnächst in Extrastunden ihm frei vorzutragen. Bei einem ähnlichen Anlass ließ er uns auch mehrere Wochen Extemporalien nach Muret schreiben.«

Die Resultate des philologischen Unterrichtes waren erfreulich; aber das war auch, wenn nicht Alles, so doch das Meiste; Geschichte, Mathematik lagen in tiefem Schatten, und nur vom Zufalle hieng es ab, wenn sie aus der Dunkelheit herausgetreten sind.[1]) Damit sei kein Vorwurf ausgesprochen, es konnte nicht anders sein; es herrschte das Classenlehrersystem, und die wissenschaftliche Fachbildung eines Lehrers hat ihre Grenzen; es gab nur ein Seminar, ein philologisches.

Die Unterrichtsverwaltung jedoch hat ihren Standpunkt, Fühlung mit der Allgemeinbildung zu erhalten, nicht aufgegeben; sie gieng daran, jene Hindernisse zu beseitigen, welche der Durchführung der Principien des Süvern'schen Lehrplanes entgegentraten, und traf darnach ihre Maßregeln. Im Jahre 1831 wurde ein neues Reglement für die Prüfung der Candidaten des höheren Schulamtes erlassen, wornach Fachgruppen von Lehrfächern aufgestellt wurden und ein Unterschied zwischen einer unbedingten facultas docendi (für die beiden oberen Classen) und einer bedingten (für die mittleren und unteren Classen) bestehen sollte.[2])

Darauf folgte 1834 das Reglement für die Prüfung der zur Universität übergehenden Schüler,[3]) wornach alle Lehrgegenstände

---

Über Dr. Yxem bemerkt Wiese: »Es war ein Vergnügen, ihm in einer grammatischen Auseinandersetzung z. B. über den Unterschied der hypothetischen Sätze zu folgen; sie hatte die Klarheit und Bündigkeit eines mathematischen Beweises und wurde durch sorgfältig gewählte Beispiele bald vorbereitet und begründet, bald bestätigt. Die sprachvergleichenden Übungen bei der Übersetzung des Julius Caesar ins Griechische waren durch die methodische Kunst seiner Anleitung eine stärkende Geistesgymnastik und seine nach unseren Versuchen zuletzt von ihm mitgetheilte Übersetzung jedes Capitels machte uns den Eindruck des Classischen. Meine letzte Schulübung in lateinischer Versification«, sagt Wiese, »war eine Übersetzung von J. H. Vossens siebzigstem Geburtstag.« Rethwisch, S. 58—62.

[1]) Wiese berichtet nichts von Geschichte, über den mathematischen Unterricht Folgendes: »Der mathematische Eifer, den wir mitgebracht hatten (Wiese trat 1822 in Obertertia ein und wurde im Herbst desselben Jahres nach Secunda versetzt), fand im Gymnasium keine Nahrung. Der Lehrer daselbst und in Prima kam immer spät und wie träumend in die Classe, hielt dann einen akademischen Vortrag und ließ ihn zuletzt von Schülern, die er als befähigt kannte, wiederholen.« Rethwisch, S. 58—62. Hermann Köchly, Schüler der Königl. Fürstenschule in Grimma 1827 bis 1832, berichtet in seinem Leben Gottfried Hermanns (1874) von seinem Aufenthalt daselbst, wo er in Philologie und Geschichte vorzügliche Lehrer hatte: »Die schwachen Seiten waren Mathematik und Französisch, zum Theil wegen Schwäche ihrer Vertreter, vielleicht aber noch mehr, weil sie in diesen Organismus nicht passten und daher von den Schülern entschieden perhorresciert, von den übrigen Lehrern selbst mit Gleichgiltigkeit behandelt wurden. Von Algebra haben wir während jenes Zeitraumes kein Sterbenswörtchen vernommen, und in der Geometrie sind wir bis zum pythagoreischen Lehrsatz gekommen. Ein guter Mathematiker zu sein, galt uns für ein sehr zweifelhaftes Lob.« Rethwisch, S. 63.

[2]) Rethwisch, S. 53.

[3]) Rethwisch, S. 33—36.

des Süvern'schen Lehrplanes, außerdem noch französische Sprache, philosophische Propädeutik (für künftige Theologen und Philologen auch Hebräisch), also statt der vier Gegenstände nach der Instruction von 1812 nun zehn als Prüfungsobjecte erscheinen. Die Sentenz über das Prüfungsergebnis lautete: reif oder nicht reif. [1])

Mit diesem Reglement für die Maturitätsprüfung sind die Ideen des Süvern'schen Lehrplanes zur Durchführung gekommen; der Zweck des Gymnasiums wurde erweitert; denn dieses hatte von nun an nicht bloß wie bisher für die Universitätsstudien vorzubereiten, sondern hierbei zugleich eine höhere allgemeine Bildung zu gewähren.

Da die neue Ordnung für die Maturitätsprüfung maßgebend war für die Einrichtung des Lehrplanes, so mussten auch die compensationsunfähigen Gegenstände wenn auch nur als Nebengegenstände in demselben eine Berücksichtigung finden; aber es hieng noch immer von jeder einzelnen Gelehrtenschule ab, in welchem Maße dies geschah, da ein allgemein verbindlicher Lehrplan bisher nicht bestand. Dies erfolgte erst durch ein Circular-Rescript von 1837, worin ein allgemein verbindlicher Normallehrplan aufgestellt worden ist. [2])

---

[1]) Das war eine starke Belastungsprobe für alle jene, die mit dieser Prüfung zu thun hatten; allein in der Praxis gestaltete sich dieser Act anders: denn in den Durchführungsvorschriften wurden Mittel und Wege geschaffen, welche diese Prüfung wesentlich erleichterten. Zu diesen Mitteln gehörten: 1. die Bestimmung, wornach der Maßstab für die Prüfung derselbe sein sollte, welcher dem Unterrichte in der obersten Classe und dem Urtheile der Lehrer über die wissenschaftlichen Leistungen in dieser Classe zugrunde liege; 2. der Umfang dieser Prüfung hieng davon ab, wie die schriftlichen Prüfungen ausgefallen sind, und ob der betreffende Schüler in einem Gegenstande die Möglichkeit besaß, sich auszuzeichnen; 3. die Compensation oder Ausgleichung; diese beruhte auf der Unterscheidung von ersatzfähigen und ersatzunfähigen Lehrgegenständen, wornach nicht genügende Leistungen in den ersatzunfähigen durch vollkommen befriedigende in den ersatzfähigen Lehrgegenständen ersetzt, ausgeglichen oder compensiert werden konnten; zu den ersatzfähigen gehörten Latein, Griechisch, Deutsch, Mathematik; 4. auch sollte bei Beurtheilung des Abiturienten auf die Entwicklung seiner Anlagen, auf seinen Beruf Rücksicht genommen werden. Rethwisch, S. 33—36.

[2]) Diese für die preußischen Gymnasien bedeutungsvolle Maßregel, welche den Weg vorzeichnete, auf dem der Schüler zu seiner Bildung gelangen solle, steht mit der Schrift des Medicinalrathes Lorinser im Zusammenhange. In dieser spricht Lorinser seine Überzeugung aus, dass sich ein krankhafter Zug im Nervensystem der Gegenwart zeige, der in den allgemeinen Lebensumständen seinen Grund habe, doch aber auch durch das Schulsystem befördert werde, indem der Schüler geistig überbürdet und körperlich vernachlässigt werde. König Friedrich Wilhelm III. forderte vom Minister Bericht ein nebst Verbesserungsvorschlägen, worauf dieses Circular-Rescript erfolgt ist. Das Gymnasium soll aus neun Jahrescursen bestehen, die Aufnahme in die unterste Classe nicht vor dem 10. Lebensjahre erfolgen, die Zahl von 32 Wochenstunden (einschließlich

Welche Wirkung die Reform der Gymnasien von 1834 (1837) auf den Gesammtunterricht ausübte und welcher Erfolg damit erzielt wurde, darüber liegt ein competentes Urtheil von C. Peter vor, das bereits hier mitgetheilt wurde.[1]) Es ist ferner nicht daran zu zweifeln, dass auch die Prüfungscommissionen, welche die Elaborate der Abiturienten zu begutachten hatten, mit dem allgemeinen Urtheile übereinstimmten, dass das Ziel des Hauptstudiums nicht erreicht werde, dass das Hauptstudium, Latein (mit 86 Stunden), gefährdet sei. Da die Aufrechthaltung desselben als ein Grundsatz feststand, so erfolgte in der Revision des Lehrplanes 1856 jener Act, der in Österreich 1819 sich vollzogen hatte. Hier wie dort — denn gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen — wurde zur Erhaltung des Hauptstudiums die Concentration des Lehrplanes durchgeführt, in Österreich die Lateinschule vor 1805, in Preußen die Gelehrtenschule im ganzen vor 1834 wiederhergestellt.[2])

Nun mag die Concentration von dem Standpunkte, dass die Sicherstellung des Hauptstudiums dies nothwendig mache, immerhin gerechtfertigt sein; allein eine andere Frage ist, ob das Ziel des Hauptstudiums mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Zeit richtig sei. Wenn in Österreich 1819 die Concentration durchgeführt worden ist, so war dies die Folge einer Zwangslage (die Unterrichtssprache in der Philosophie war lateinisch). Eine solche Zwangslage bestand in Preußen nicht; im Gegentheile, es sind begründete Bedenken gegen das Hauptstudium erhoben worden und die Ladenberg'sche Gesetzvorlage von 1849 zeigte den Weg, auf dem die Reform der Gymnasien durchgeführt werden solle; Wiese hat sich 1856 für die Concentration des Lehrplanes entschieden. Gleichwohl konnte er sich dem Einflusse seiner Zeit nicht entziehen und musste, wenn auch auf einem Umwege, für eine Reform der Gymnasien im Sinne der Ladenberg'schen Gesetzvorlage mitwirken; die Macht der Ideen ist eben stärker als der Wille des Menschen. Über Auftrag des Cultusministers von Bethmann-Hollweg wurde von Wiese 1859 eine Unterrichtsordnung für Realschulen entworfen, wornach zwei Arten unterschieden waren, eine Realschule I. Ordnung mit Latein, eine Realschule II. Ordnung ohne Latein.

Die Realschule I. Ordnung (Realgymnasium) war also ein Gymnasium ohne Griechisch, dessen Zweck „höhere Allgemeinbildung unter Benützung einer alten (Latein) und zwei neuer Fremdsprachen (Französisch, Englisch)" war. Diese neuzeitliche Bildungsschule hatte ebenbürtigen Rang mit der Gelehrtenschule

---

von Zeichnen, Schönschreiben, Gesang) nicht überschritten werden, die Privatlectüre dürfe in keinerlei Art erzwungen werden. Rethwisch, S. 36 bis 38.

[1]) Vgl. diese Zeitschr. 1894, S. 358 ff.

[2]) Nach der Ordnung der Maturitätsprüfung von 1856 wurde die mündliche Prüfung in Deutsch, Französisch, Naturbeschreibung, Physik, Propädeutik fallen gelassen.

und eröffnete den Zugang zu allen Berufsarten mit Ausnahme der auf den Universitätsstudien beruhenden.[1])

Infolge der Reform des höheren Studienwesens von 1856 und 1859 hatte also Preußen zweierlei Gymnasien, ein altzeitliches, die Gelehrtenschule ohne Naturwissenschaften, und ein neuzeitliches, Realgymnasium ohne Griechisch, dieses mit dem Zwecke „höhere Allgemeinbildung", jenes mit dem Zwecke „Vorbereitung für die Universitätsstudien". Das ist der Stand der Gymnasialfrage von 1856 und 1859 und Preußen erhielt nun nahezu ein Vierteljahrhundert Zeit, um die Entwicklung dieser beiden Bildungsschulen zu beobachten und Erfahrungen zu sammeln für eine künftige Verbesserung des Gymnasialwesens; dies erfolgte in der Reform von 1882—1891.

Die erste und wichtigste Änderung in der Reform von 1882 bestand darin, dass jener Zweck „höhere Allgemeinbildung", der 1859 für das neuzeitliche Gymnasium festgesetzt war, nun auch auf das altzeitliche Gymnasium und zugleich auch auf die lateinlose Realschule (Realschule II. Ordnung) ausgedehnt wurde. Diese Änderung ist allerdings nicht so formell wie in dem §. 1 des Organ.-Entw. verkündet, sie wird vielmehr als selbstverständlich vorausgesetzt, aber dabei doch besonders kennbar dadurch gemacht, dass zu jenen Lehranstalten *mit Allgemeinbildung* die drei Vollanstalten, die Gelehrtenschule, die lateinlehrende und lateinlose Realschule gerechnet werden. Die Reform von 1882 gibt ferner einige Merkmale an, die sich auf die Allgemeinbildung beziehen, und hebt hervor, dass nur *jene Anstalten, welche in dem Unterrichte der alten oder modernen Sprachen der sprachlich-formalen und ethischen Bildung vollständig genüge leisten, als Schulen allgemeiner Bildung gelten können.*[2]) Diesen Maßstab legt die Reform an die überkommene Verfassung der drei Vollanstalten an und untersucht, inwieweit sie in dieser Beziehung dem Zwecke der Allgemeinbildung genügen, um darnach die entsprechenden Änderungen im Lehrplane vorzunehmen. Bei den lateinlosen Realschulen (Realschulen II. Ordnung) findet die Reform, es sei Gefahr vorhanden, dass diese Schulen *durch eine überwiegende Hingebung an die mathematisch-naturwissenschaftliche Seite des Unterrichtes den Charakter der Fachschulen annehmen.*[3]) Zur Beseitigung dieser Gefahr wurde ein Normallehrplan, der bis dahin nicht vorhanden war, in diesem Sinne festgestellt.

Bei dem Gymnasium ohne Griechisch (Realgymnasium, lateinlehrende Realschule I. Ordnung) wurde als Mangel constatiert, dass die Erfolge des lateinischen Unterrichtes weder dem Maße

---

[1]) Rethwisch, S. 84.
[2]) Lehrpläne 1882, S. 6.
[3]) Lehrpläne 1882, S. 6.

der auf denselben verwendeten Zeit noch insbesondere der Bedeutung, welche diesem Unterrichte in der gesammten Lehreinrichtung dieser Anstalt zugewiesen ist, entsprechen. Nach dem übereinstimmenden Urtheile der Fachkenner werde der Mangel des Erfolges, der vorzüglich die obersten Classen treffe, dem Umstande zugeschrieben, dass in diesen Classen die Zahl der lateinischen Lehrstunden auf ein zu geringes Maß herabgesetzt sei. Anderseits habe auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete die Ausdehnung des naturbeschreibenden Unterrichtes bis in die obersten Classen den kaum zu vermeidenden Anlass gegeben, die der Schule gestellte Aufgabe zu überschreiten und in theoretische Hypothesen einzugehen, deren Erwägung dem Fachstudium an einer Hochschule überlassen werden müsse.[1]) Es wurde demgemäß durch eine andere Abgrenzung und Anordnung des naturhistorischen Unterrichtes die diesem Unterrichte gebürende Bedeutung gewahrt und zugleich dem lateinischen Unterrichte die unerlässliche Verstärkung verschafft (54 Stunden, früher 44).

Die Anwendung dieses Maßstabes (sprachlich-formale und ethische Bildung) bei der Untersuchung enthält, wie man sieht, sehr beachtenswerte Momente und besagt: das Wesen der Allgemeinbildung schließt an diesen Schulen jede überwiegende Hingebung an irgend einen Lehrgegenstand, also jedes Hauptstudium (Schwerpunkt) aus, weil die Schule dabei Gefahr läuft, den Charakter einer Fachschule anzunehmen. Die mittleren Schulen mit dem Zwecke „Allgemeinbildung" haben ihre eigene Aufgabe mit bestimmten Grenzen, die nicht überschritten werden dürfen; und eine Überschreitung derselben findet dann statt, wenn im Unterrichte Ziele verfolgt und Methoden angewendet werden, die in den Bereich der Hochschulen gehören.

Dass die aus der Beurtheilung thatsächlicher Verhältnisse hervorgehenden Weisungen mit Bezug auf den Zweck dieser drei Vollanstalten „höhere Allgemeinbildung" begründet sind, wird nicht zu bezweifeln sein, auch wird man der Reform von 1882 das Zeugnis nicht versagen können, dass sie in ihrer Beurtheilung objectiv und consequent vorgeht. Es wird dies umsomehr zu würdigen sein, als es sich bei der Regelung des Gymnasiums ohne Griechisch um einen Lehrgegenstand (wie die lateinische Sprache) handelt, dessen Stellung und Bedeutung, wie die Änderung beweist, nicht unterschätzt worden ist.

So wenig man daher der Lehrverfassung dieses neuzeitlichen Gymnasiums den Vorwurf machen darf, dass darin eine überwiegende Hinneigung an die Seite des Lateinunterrichtes wahrzunehmen und die der Schule gestellte Aufgabe darin überschritten sei, ebenso wenig wird man daran zweifeln können, dass die Reform

[1]) Lehrpläne 1882, S. 6.

die Lateinfrage reiflichst erwogen und dem Unterrichte in der lateinischen Sprache so viel Zeit gewidmet habe als nöthig, „um", wie das Thun'sche Programm sagt, „Früchte der gehabten Mühe zu ernten": es darf also mit Recht vorausgesetzt werden, dass in diesem Lehrgegenstande sowohl in sprachlich-formaler Beziehung für den grammatischen Unterricht als auch in ethischer Beziehung für die Lectüre zur Hebung des in der lateinischen Literatur vorhandenen Schatzes ausreichend gesorgt sei.

Denselben Maßstab der Beurtheilung legt die Reform an den durch Wiese 1856 concentrierten Lehrplan der Gymnasien oder Gelehrtenschulen. Sie hebt hervor, dass sich von dem naturbeschreibenden Unterrichte in diesen Schulen ein befriedigender Erfolg nicht erwarten lasse, nachdem durch die Lehreinrichtung von 1856 derselbe in IV. unterbrochen werde und selbst für VI. und V. ein gänzliches Aufgeben dieses Unterrichtes gestattet sei. Dazu komme, dass überdies dem physikalischen Unterrichte in II. nur eine Stunde gewidmet sei. Dieser Übelstand wurde behoben, indem der naturbeschreibende Unterricht als ein verbindlicher Lehrgegenstand erklärt wurde und 10, die Physik 8 Stunden erhielt.

Die Reform von 1882 geht mit Sorgfalt und Umsicht vor; sie beschäftigt sich auch mit einer sehr ernsten Frage, der Überbürdung der Schüler; sie weist auf die Ursachen derselben hin, wozu auch das Fachlehrersystem beitragen könne, und erinnert an die Gefahr, wenn der einzelne Lehrer in den Forderungen für sein Gebiet das Maß außeracht lasse, welches demselben in dem ganzen Organismus angewiesen sei. Sie beleuchtet diese Gefahr besonders bei dem grammatisch-stilistischen Unterrichte im Latein, wenn das für wissenschaftliche Forschung erforderliche Specialisieren maßgebend werde für den Umfang der an die Schüler gestellten Ansprüche. Diese Gefahr, fährt die Reform fort, sei noch gesteigert durch die umsichtige, aber ihren Zweck verfehlende Abfassung nicht weniger Übungsbücher, welche womöglich jedes Wort zu einem Anlasse des Nachdenkens für den Schüler zu machen suchen und durch die jede Zuversicht des Arbeitens ausschließende Häufung von Schwierigkeiten eine Freudigkeit des Gelingens nicht aufkommen lassen. „An diese Gefahr", so schließt die Reform von 1882, „muss durch das Beispiel eines Lehrgebietes erinnert werden,[1]) weil dieselbe in beachtenswertem Umfange zur Wirklichkeit geworden ist."[2])

---

[1]) Eine gleiche Mahnung enthalten die Lehrpläne von 1882, S. 21 auch für den Unterricht in der griechischen Sprache: »Der syntaktische Unterricht, welcher besonders in den letzten zwei Jahrzehnten an manchen Gymnasien eine in das Specielle eingehende Ausführung erfahren hat, ist auf die klare Einsicht in die Hauptgesetze und auf deren feste Einprägung zu beschränken.«

[2]) Lehrpläne 1882, S. 8.

Wie man sieht, übt die Reform von 1882 strenge Kritik über die seit 1856 sich entwickelten Zustände der Gelehrtenschulen, und da die oben erwähnte Gefahr in beachtenswertem Umfange zur Wirklichkeit geworden war, so konnte sie auch hier mit vollem Rechte sagen: Auf dem Gebiete der alten Fremdsprachen hat die Ausdehnung des grammatisch-stilistischen Unterrichtes zum Zwecke der sprachlich-formalen Bildung bis in die obersten Classen den kaum zu vermeidenden Anlass gegeben, die der Schule gestellte Aufgabe zu überschreiten und in ein Specialisieren einzugehen, das einer wissenschaftlichen Forschung auf der Hochschule überlassen werden muss.

Aus dieser Darlegung geht hervor, dass die Reform von 1882 in richtiger Würdigung der pädagogischen und wissenschaftlichen Gründe die Nothwendigkeit erkannt hat, eine Grenze zu ziehen, welche die mittleren Schulen für Allgemeinbildung von den Hochschulen auseinanderhält. Allein während diese Grenzbestimmung bei den Realgymnasien und Realschulen thatsächlich durchgeführt und die erforderlichen Änderungen in der Lehrverfassung derselben vorgenommen wurden, begnügte sich die Reform bei den Gelehrtenschulen trotz der Gefahr, die in beachtenswertem Umfange zur Wirklichkeit geworden war, damit, dass sie auf diese Gefahr hinwies, unterließ es aber, jene Consequenzen zu ziehen und jene Änderungen in der Lehrverfassung der Gymnasien durchzuführen, welche die Motivierung dieser Grenzbestimmung als nothwendig erscheinen ließ.

Wollte man daher nach dem Vorgange des §. 1 des Organ.-Entw. den Zweck der preußischen Gymnasien auf Grund der Lehrverfassung von 1882 bestimmen, so müsste man sagen: Zweck der Gymnasien ist, eine höhere Allgemeinbildung unter wesentlicher Benützung der alten Fremdsprachen und ihrer Literatur zu gewähren. Denn das Hauptstudium war zwar aufgehoben, weil die Unterscheidung von Haupt- und Nebenfächern (Rethwisch, S. 109) und demgemäß jene von ersatzfähigen und ersatzunfähigen Lehrgegenständen beseitigt wurde, aber die überwiegende Hingebung an die Seite eines Lehrgegenstandes ist geblieben, weil das alte Lehrziel (lateinischer Aufsatz, Lateinsprechen in der Maturitätsprüfung) unverändert blieb (Rethwisch, S. 109).[1])

Diese Consequenzen zu ziehen war der Reform von 1891 vorbehalten, und ist diese als eine Ergänzung, als ein Abschluss der 1882 begonnenen Reform der preußischen Gymnasien zu betrachten. Die Reform von 1891 setzt den Zweck der Gymnasien

---

[1]) Rethwisch bemerkt (S. 109), dass an der Ausarbeitung der Lehrpläne von 1882 Hermann Bonitz, der noch unter Falk ins Ministerium getreten, den Hauptantheil gehabt habe, und dass hier der Widerstand des im Besitze befindlichen Alten, des Latein, zu mächtig gewesen sei.

„Allgemeinbildung" als bekannt voraus:[1]) dies sowie der Umstand, dass jenes 1882 für die sogenannten Realien festgesetzte Lehrziel mit dem Stundenausmaß unverändert beibehalten wurde, sind Beweis dafür, dass der Reformabschluss von 1891 den seither geänderten Zweck der Gymnasien und die hieraus sich ergebenden Folgerungen für die Stellung und Bestimmung des Lehrzieles in den verbindlichen Lehrgegenständen als richtig anerkannt hat. Von diesem Standpunkte aus betrachtet erscheinen daher die Reformen von 1882 und 1891 als ein Ganzes und der zwischen den beiden Reformen bestehende Zeitraum hat die Bedeutung einer Verzögerung in der Durchführung.

Zwar lag die Frage, zu deren Lösung schon die Ladenbergsche Gesetzvorlage von 1848/49 Vorbereitungen getroffen hatte, wohl 1882 spruchreif vor: allein das Leben und Weben in dem concentrierten Lehrplane von 1856 hat vieles vergessen und so manches nicht erkennen lassen. Es ließ die Erfahrungen mit dem Lehrplane von 1837 vergessen; es ließ nicht erkennen, dass bei der Unterschätzung der Naturwissenschaften der Unterricht in der Geographie zu leiden habe und dass dies nicht ohne Einfluss auf den geschichtlichen Unterricht bleibe; es erweckte den Glauben, dass man das durch Fr. Aug. Wolf zum neuen Leben erweckte Gymnasium fortführe, man erkannte aber nicht, dass jenes Wiederaufleben im Lichte der Entwicklungsgeschichte der Gymnasien als das letzte Abendroth der Lateinschule erscheint; man merkte nicht, dass man von jenem gewiss richtigen Ziele, welches Fr. Aug. Wolf dem Studium der griechischen und römischen Literatur gesetzt hatte, sich weit entfernt habe, indem die ethische Bildung der Lectüre der sprachlich-formalen Bildung ganz untergeordnet wurde, wie dies ja in den Erläuterungen zu den Lehrplänen von 1882 nachgewiesen ist.

Man wird anerkennen müssen, dass die Unterrichtsverwaltung in dieser Frage nicht zu vorschnell gehandelt habe; sie hat noch einen letzten Versuch machen lassen, ob die Aufrechthaltung des alten Lehrzieles in den classischen Sprachen oder, was dasselbe ist, die Aufrechthaltung des Hauptstudiums möglich sei. Das sollte die untrügliche Lehrmeisterin, die Erfahrung, entscheiden: und sie hat ihr Urtheil gesprochen.[2]) Die Unterrichtsverwaltung erklärt 1891: „Die Forderung einer Verminderung der Gesammtstunden und der Vermehrung der Turnstunden ist unabweisbar geworden."[3]) Man wird darin die Anklage herausfühlen, dass

---

[1]) Ordnung f. d. Reifeprüfung 1891. S. 54.

[2]) Die Durchführung des Lehrplanes von 1882 hatte, wie es in der Natur der Sache lag, viele Schwierigkeiten im Gefolge; auch fehlte es, wie das immer der Fall zu sein pflegt, nicht an Vorwürfen gegen die Lehrer, dass sie nicht zu lehren wissen. Die Unterrichtsverwaltung war anderer Meinung; und die Reform von 1891 zeigt, wo die Ursache der Schwierigkeiten lag.

[3]) Lehrpläne 1891, S. 72.

durch die Lehrverfassung von 1882 die Jugend überbürdet und die Sorge für ihre körperliche Ausbildung nicht ausreichend sei. Die Sachlage war ernst und erinnert in ihren Ursachen und Wirkungen an die Verhältnisse von 1837.

Dem „videant consules" musste ein entscheidender Schritt folgen: es wurde ein ungewöhnlicher Abstrich von Lehrstunden vorgenommen und die Zahl der obligaten Turnstunden auf drei erhöht. Wenn die Unterrichtsverwaltung den Rath, den Stundenverlust auf mehrere Gegenstände zu vertheilen, ablehnte und die bestimmte Erklärung abgab, dass allein die alten Fremdsprachen bei einer Einschränkung in Betracht kommen können, so hatte dies seinen Grund darin, weil sie einen unabänderlichen Programmpunkt für die Reform festgesetzt hatte. Die Unterrichtsverwaltung hat den Zweck „höhere Allgemeinbildung unter Benützung der alten Fremdsprachen" in die Lehrverfassung der Gymnasien aufgenommen und demgemäß die sich hieraus ergebenden Consequenzen gezogen, welche die Erfahrung als richtig bestätigte, dass nämlich ein Hauptstudium mit dem Zwecke der Gymnasien unvereinbar ist. Dies hatte Bezug auf einen concreten Fall, auf den Unterricht in der lateinischen Sprache, und es bedarf nicht erst der Bemerkung, dass es sich hier nicht um ein Mehr oder Weniger im Lateinschreiben, sondern um die Frage handelte,[1]) in welcher Weise dieser Unterricht — und dies gilt selbstverständlich für jeden Lehrgegenstand — in den neuen Organismus eingefügt, d. i. welches Lehrziel für denselben festgesetzt werden solle. Die Änderung des Lehrzieles in dem bisher als Hauptstudium betriebenen Lehrgegenstande war also

---

[1]) Wenn die Änderung des Lehrzieles im Latein (Wegfall des lateinischen Aufsatzes, Einschränkung des sprachlich-formalen Unterrichtes) mit der in Gelehrten- und Lehrerkreisen abnehmenden Fertigkeit im Gebrauche dieser Sprache in Verbindung gebracht wird (Lehrpläne 1891, S. 72), so mag dies für den philologischen Standpunkt nicht ohne Berechtigung sein; dahin gehört auch der eingangs erwähnte Ausspruch, dass mit dem Fallen des lateinischen Aufsatzes auch das Gymnasium falle: allein für die Gymnasialreform von 1882—1891 konnte dieser Standpunkt nicht maßgebend sein. Wie nämlich aus den in den Erläuterungen zu dem Lehrplane von 1882 klar entwickelten Ideen zu ersehen ist, wurde für das Lehrziel der Gegenstände in den Schulen für höhere allgemeine Bildung eine bestimmte Grenze, ein bestimmtes Maß angenommen, und zwar wurde jede überwiegende Hingebung an die Seite irgendeines Lehrgegenstandes als eine Gefahr für die Schule bezeichnet, daher die Annahme eines Hauptstudiums, eines sogenannten Schwerpunktes grundsätzlich ausgeschlossen. Demgemäß hätte das Lehrziel im Latein auch dann geändert werden müssen, wenn die Fertigkeit im Gebrauche dieser Sprache in den Gelehrten- und Lehrerkreisen nicht abgenommen hätte, wie dies ja thatsächlich in dem mathematisch-naturhistorischen Unterrichte an den Realgymnasien und in dem naturbeschreibenden Unterrichte an den Realschulen geschehen ist, wo ohne Rücksicht auf die besonderen Interessen einer fachmännischen Gelehrsamkeit die Änderung des Lehrzieles durchgeführt wurde.

der erste Programmpunkt der Reform. Und zur Lösung dieser wichtigen Frage hatte man in Preußen ein reiches Material von Beobachtungen und Erfahrungen; man wusste, was im Gymnasium mit diesem Hauptstudium bei 86 Lehrstunden nach der Lehrverfassung von 1837, was nach jener von 1856, was endlich nach der von 1882 mit 77 Stunden erreicht worden ist; man wusste, welches Resultat in diesem Lehrgegenstande im Realgymnasium nach der Lehrverfassung von 1859 mit 44 Stunden und nach jener von 1882 mit 54 Stunden zu erzielen ist. Nach der letzteren Unterrichtsordnung wurde an den Realgymnasien als Ziel für den Lateinunterricht festgesetzt: „Sichere Kenntnis der Formenlehre und der Hauptpunkte der Syntax und Bekanntschaft mit den wichtigsten Gesetzen der Verslehre. Erwerbung eines für die Schullectüre ausreichenden Wortschatzes, Lectüre einer Auswahl der für die einzelnen Classen geeigneten Werke der classischen Literatur",[1]) was mit dem Stundenausmaße von 54 Lehrstunden gewiss erreichbar ist. Wenn wir diese Behauptung uns erlauben, so möge dies damit entschuldigt werden, weil man auch in Österreich Gelegenheit hatte, auf diesem Gebiete Erfahrungen zu machen. Das Gymnasium in Österreich von 1849 ist eine neuzeitliche Bildungsschule, in die Kategorie der preußischen Realgymnasien von 1882 gehörend mit dem Unterschied, dass es ein Gymnasium mit Latein und Griechisch ist; denn nach dem Thun'schen Programm ist die Stellung des Latein und Griechisch dieselbe wie jene des Latein in dem preußischen Realgymnasium, und das Verhältnis des sprachlich-formalen Unterrichtes zur Lectüre dasselbe wie in dem preußischen Realgymnasium. Wenn in Österreich ein höheres Ziel verfolgt wurde, so war dies ein frommer Wunsch, der nicht in Erfüllung gehen konnte; denn erreicht wurde in Österreich das Erreichbare, und dafür sind im Organismus bestimmte Grenzen gezogen: dass aber zu dem Erreichbaren und in Österreich Erreichten jenes Ziel gehört, das für den Lateinunterricht an den preußischen Realgymnasien 1882 festgesetzt war, steht außer allem Zweifel.

Vergleicht man nun dieses Lehrziel mit jenem der preußischen Gymnasien von 1882,[2]) so wird man den großen Abstand nicht

---

[1]) Lehrpläne 1892, S. 29.

[2]) „Sicherheit in der lateinischen Formenlehre und Syntax, Erwerbung eines Wortschatzes, welcher zum Verständnisse der Schriften der classischen Periode, soweit sie nicht speciell technischen Inhalts sind, ausreicht zu festem Besitze für spätere Fachstudien und als Grundlage zum Verständnisse der daraus hervorgegangenen modernen Sprachen. Lectüre einer Auswahl der dem Bildungsgrade der Schüler zugänglichen bedeutendsten Werke der classischen Literatur. Die Lectüre hat auf

verkennen, der diese beiden Vollanstalten trennt; anderseits ergibt sich aus dem Vergleiche des Lehrzieles für die Realgymnasien von 1882 mit dem 1891[1]) für die Gymnasien geänderten Lehrziele, dass diese beiden Vollanstalten nun einander sehr nahe gerückt sind. Wenn daher die Unterrichtsverwaltung an der Stundenzahl für Latein (77) in den Gymnasien einen Abstrich vorgenommen hat, so geschah dies, weil die Abänderung des Lehrzieles gleichbedeutend ist mit einer Ermäßigung desselben, daher eine Verminderung der Stundenzahl für das didaktische Erfordernis im Latein nicht bloß zulässig, sondern auch nothwendig ist.

Die Änderung des Zweckes der Gymnasien war nicht bloß bestimmend für das Lehrziel, sondern auch für das Verhältnis zwischen Gymnasium und Universität, und ist die Änderung desselben bereits im §. 1 des Organ.-Entw. angedeutet.

Noch weiter geht die Reform der preußischen Gymnasien von 1891 — und das ist der zweite Programmpunkt dieser Reform —, indem der §. 1 der Ordnung für die Reifeprüfung dieses Verhältnis gar nicht berührt, sondern kurz erklärt: „Zweck der Reifeprüfung ist zu ermitteln, ob der Schüler die Lehraufgabe der Prima sich angeeignet hat", also nicht zu ermitteln, ob die Schüler die erforderliche Vorbildung und eine Entwicklung des wissenschaftlichen Sinnes schon zur Universität mitbringen, sie theilt auch nicht die Ansicht der Instruction XIII (S. 193) des Organ.-Entw., es kommen bei der Maturitätsprüfung nicht speciell die Leistungen des letzten Jahres, sondern es kommt vielmehr die in der ganzen Gymnasialzeit erworbene Gesammtbildung in Frage.

Nach dem §. 1 der Ordnung für die Reifeprüfung von 1891 ist also die Reifeprüfung nicht eine Aufnahmsprüfung für die Universität, die in übertragenem Wirkungskreise vom Gymnasium besorgt wird, sondern eine Abgangs- oder Entlassungsprüfung vom Gymnasium, daher eine interne Angelegenheit des Gymnasiums. In diesem Sinne erscheint die Reifeprüfung als ein organisches Glied der Gymnasialeinrichtungen, was sie nach dem Statut der Maturitätsprüfung für

---

grammatisch genauem Verständnisse beruhend zu einer Auffassung und Wertschätzung des Inhalts und der Form zu führen. Fertigkeit, die lateinische Sprache innerhalb des durch die Lectüre bestimmten Gedankenkreises schriftlich ohne grobe Incorrectheit zu verwenden." Lehrpläne 1882, S. 15.

[1]) „Verständnis der bedeutenderen classischen Schriftsteller der Römer und sprachlich-logische Schulung." Lehrpläne 1891, S. 18. „Der grammatische Lernstoff und der anzueignende Wortschatz ist auf das Regelmäßige und für eine gründliche Lectüre Nothwendige zu beschränken." Ebenda S. 71. „Grammatik und die dazu gehörigen Übungen sind fernerhin nur noch als Mittel zur Erreichung des bezeichneten Zweckes zu behandeln." Ebenda S. 23.

die österreichischen Gymnasien vom Jahre 1849 nicht ist; sie bewegt sich also innerhalb des Rahmens der Versetzung und Versetzungsprüfung und kann auch innerhalb dieses Rahmens ihre Aufgabe mit Ernst und Würde lösen. Das Reifezeugnis kann aber selbstverständlich nur bescheinigen, dass dem Schüler das Zeugnis der Reife zuerkannt wird und dass er nun das Gymnasium verlässt, um — folgt die Bezeichnung des gewählten Berufes.[1])

Es ist daher auch erklärlich, dass jenes durch die Circular-Verfügung von 1834 den Prüfungs-Commissionen der Universität verliehene Recht der Theilnahme an der staatlichen Schulaufsicht (Begutachtung der Maturitäts-Prüfungsverhandlungen und -arbeiten, sowie die Ertheilung von Weisungen) in der Ordnung der Reifeprüfung von 1891 nicht mehr erwähnt und nur bemerkt wird: „Ob und welche Theile der Prüfungsverhandlungen und -arbeiten einzureichen sind, bestimmt der Unterrichtsminister, beziehungsweise das Provinzial-Schulcollegium.“ [2])

Obwohl durch die Änderung der Institution der Maturitätsprüfung das zwischen Gymnasium und Universität bestandene Verhältnis gelöst ist, so hat das Gymnasium die Fühlung mit der Hochschule nicht verloren; diese besteht fort und zwar in der wissenschaftlichen Fachbildung, welche die Lehrer an derselben sich erworben haben. Und darin liegt gewiss eine Bürgschaft dafür, dass im Gymnasium nicht etwas gelehrt wird, was mit der Wissenschaft im Widerspruche steht, und dass die durch Forschungen gewonnenen und zugleich gesicherten Resultate der Wissenschaft auch in das Gymnasium Eingang finden werden, soweit dieselben in den Kreis einer mittleren Schule gehören.[3])

III.

Wie aus der Darlegung zu ersehen ist, haben die Erläuterungen zu den Lehrplänen von 1882 und 1891 für die Reform der preußi-

---

[1]) Vgl. diese Zeitschr. 1893, S. 255—276.

[2]) Ordn. f. d. Reifeprüf. 1891, S. 32.

[3]) Die Änderung der Form der Maturitätsprüfung hängt, abgesehen von den Schwierigkeiten, welche in der Zahl der Prüfungsgegenstände liegen, nicht bloß mit der Änderung des Zweckes der Gymnasien, sondern auch mit der Ausbildung der staatlichen Aufsicht zusammen, die in Preußen erst 1837 zur vollen Geltung gekommen ist. Durch die Einführung eines allgemein verbindlichen Lehrplanes hörten die bisher autonomen Gelehrtenschulen auf Privatschulen zu sein. Da nun der Weg, den jede Schule zu gehen hat, genau vorgezeichnet ist, erscheint die unter staatlicher Aufsicht wirkende Schule als die verlässlichste, und die Bürgschaft für die Gediegenheit der Bildung, die hier zu erwerben ist, liegt nicht in dem Ergebnisse der Prüfung, wie dies bei den Privatschulen der Fall ist und nicht anders sein kann, sondern in der Beschaffenheit des Weges, der zu einem bestimmten Ziele unter der staatlichen Aufsicht führt, oder wie das Thun'sche Programm sagt: „Der Weg, auf dem ein Schüler zu seiner Bildung gelangt, leistet in der Regel größere Bürgschaft für die Gediegenheit derselben, als eine Prüfung es zu thun vermag.“ (Organ.-Entw. Vorbem. S. 12.)

schen Gymnasien dieselbe Bedeutung, welche das Thun'sche Programm in den Vorbemerkungen zu dem Organisations-Entwurfe für die österreichischen Gymnasien besitzt. Beiderseits wurde der gleiche Zweck für die Gymnasien festgesetzt und musste die Durchführung ihrer Organisation eine Änderung in der Stellung der alten Fremdsprachen im Unterrichte und eine Änderung der Form der Maturitätsprüfung zur Folge haben.

Umso auffälliger erscheint es, dass, während der Organisations-Entwurf der österreichischen Gymnasien als ein wesentlicher Fortschritt seiner Zeit bezeichnet worden ist, die Reform der preußischen Gymnasien von 1882—1891 diese beifällige Aufnahme nicht findet; die Erklärung dafür liegt nahe.

In beiden Fällen erscheint als leitende Idee in der Beurtheilung die Würdigung des Verhältnisses, in welchem die Reformen zu den alten Grundlagen des Gymnasiums stehen und diese sind: die Stellung der alten Fremdsprachen im Unterrichte und die Institution der Maturitätsprüfung. Diese beiden Wahrzeichen der Gelehrtenschule enthält nun auch die Lehrverfassung der österreichischen Gymnasien von 1849. Dass das Statut der Maturitätsprüfung von 1849 im Sinne der Instruction XIII des Organ.-Entw. entworfen ist, bedarf keines weiteren Nachweises; beizufügen ist, dass die Bestimmung, wornach nur das Ergebnis dieser Prüfung das entscheidende Moment bildet, in die preußische Instruction von 1812 zurückreicht und sich von dem Prüfungsreglement von 1834 darin unterscheidet.

Was das Lehrziel in den alten Fremdsprachen betrifft, so fehlt darin allerdings ein charakteristisches Merkmal der Gelehrtenschule, der lateinische Aufsatz; allein dieses wichtige Erfordernis, das in der Maturitätsprüfung fehlt, ist aus dem Unterrichtsbetriebe grundsätzlich nicht ausgeschlossen;[1]) und wenn man die Forderungen bezüglich der sprachlich-formalen Bildung in dem grammatisch-stilistischen Unterrichte in den Instructionen von 1849 und 1884 mit jenen der preußischen Gelehrtenschulen vergleicht, so wird man finden, dass beiderseits das gleiche Lehrziel für diesen Unterricht festgesetzt ist.[2]) Man wird daher die in der Beurtheilung des Organisations-Entwurfes seinerzeit ausgesprochene Ansicht, dass für die Lösung dieser Aufgabe eine größere Stundenzahl nothwendig sei, als gerechtfertigt bezeichnen müssen, und dies umsomehr, als in der Instruction von 1849 (II, S. 102) selbst erklärt wird, dass dieses Ziel, in wesentlichen Punkten höher als vormals gesteckt, in der bei weitem kleineren Stundenzahl erreicht werden solle, ein Ziel also, dessen Erreichung

---

[1]) Vgl. Organ.-Entw. §. 26, S. 26, und Instruction II, S. 116.

[2]) „Das Obergymnasium hat die stilistische Seite der Sprachbildung und die sittlich bildenden Elemente der Lectüre sich anzueignen." Organ.-Entw. Instruction II, S. 102.

unter solchen Verhältnissen schon in vorhinein als zweifelhaft hingestellt worden ist.

Dass nun dieses Ziel nicht im Sinne des Thun'schen Programms lag, dass das Verhältnis der sprachlich formalen Bildung zur ethischen Bildung wesentlich anders gefasst wurde, ist aus Punkt III des Thun'schen Programms[1]) zu ersehen, und auch in Österreich hat sich die Ansicht frühzeitig gebildet, dass das Lehrziel zu hoch gestellt sei, eine Ansicht, die auch in der Einleitung zu den Instructionen von 1884 im allgemeinen zum Ausdruck gekommen ist.[2])

Wenn nun hierbei der §. 1 des Organ.-Entw., der gewiss den Beurtheilern in den Fünfzigerjahren nicht entgangen ist, einer weiteren Prüfung nicht unterzogen wurde, so mag dies seine Erklärung darin haben, dass man in dem Ausdrucke „eine höhere allgemeine Bildung" eine Zusammenfassung jener Lehrgegenstände sah, die auch in dem preußischen Lehrplane von 1834 (1837) sich vorfinden; eine Annahme, dass die Stellung der alten Fremdsprachen in der österreichischen Lehrverfassung geändert sei, dass der Schwerpunkt, das Hauptstudium nicht mehr bestehe, galt durch den Beisatz unter wesentlicher Benützung der alten classischen Sprachen und ihrer Literatur ganz ausgeschlossen; auch fiel es, wie damals die Verhältnisse lagen, niemand ein, daran zu zweifeln. In einer ähnlichen Lage befand sich die Kritik gegenüber der Reform der preußischen Gymnasien von 1882, deren Zweck mit der Bestimmung des §. 1 des Organ.-Entw. als gleichlautend angenommen werden kann und in der Durchführung der Aufgabe sich nur darin unterscheidet, dass die Stundenzahl für die alten classischen Sprachen bei weitem größer war (77 Stunden).

Allerdings enthalten die Begleitworte der Lehrpläne von 1882 bereits eine scharfe Beleuchtung einzelner Momente, die einiges Bedenken erwecken musste. Ob die Rückkehr der Naturwissenschaften aus ihrer Verbannung seit 1856 und ihre bessere Ausstattung mit Lehrstunden freudig begrüßt wurde, ist schwer zu sagen; aber die gleichzeitige Stundenverminderung im Latein musste in Preußen, wo man den seit 1837 ungeschmälerten Besitzstand von 86 Stunden sorgfältig hütete, empfindlich berühren,[3]) war aber schließlich zu ertragen, da mit einem Aufwand von 77 Stunden

---

[1]) Vgl. diese Zeitschr. 1893, S. 255—275.

[2]) „Diese Prüfung und Erwägung haben erkennen lassen, dass allerdings in einzelnen Punkten die Aufgabe reichlicher zugemessen und das Ziel höher gesteckt sei, als es nach der Erfahrung unter den gegebenen Verhältnissen sich als erreichbar herausgestellt hat." Min.-Verordn. vom 26. Mai 1884.

[3]) „In der vorletzten Auflage seiner pädagogischen Bedenken äußerte Schrader im Hinblick auf die Reformen von 1882: Nun sei es aber mit der Reduction des classischen Unterrichtes genug; wir können keine halbe Stunde Latein und Griechisch entbehren." Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen 1894, S. 13.

noch immer ein Auskommen zu finden war. Dagegen musste die scharfe Wendung der Begleitworte gegen die „Virtuosität im Lateinschreiben“ [1]) Befremden erregen, nicht minder die Art, wie ein neuer Maßstab an den Unterricht in den alten classischen Sprachen gelegt und mit scharfer Schere alle jene Triebe, die aus dem Gymnasium in die Universität hinüberdrangen, abgeschnitten wurden. Allein diese Bedenken konnten allmählich schwinden bei der Erwägung, dass dies Lehrmeinungen seien, und die Sicherheit konnte wiederkehren, da die alten Grundlagen, das Lehrziel in den alten classischen Sprachen, und die Institution der Maturitätsprüfung erhalten blieben.

Als jedoch der Reformabschluss von 1891 sein Programm „Änderung des Lehrzieles in den classischen Sprachen, Änderung der Institution der Maturitätsprüfung“ verkündete, da wurde es klar, dass die Lehrpläne von 1882 nicht alles, sondern nur den Anfang der Reform bedeuten. [2]) Man begreift, dass jene, welche den Standpunkt der Gelehrtenschule vertreten, die neue Lehrverfassung nicht billigen können, und es ist erklärlich, wenn sie die „Allgemeinbildung“ als die Quelle alles Übels, das hereingebrochen, betrachten. Wenn nun in diese Quelle des Übels auch der §. 1 des Organ.-Entw. einbezogen wird, so ist dies ganz

---

[1]) „In den oberen Classen wurde in früherer Zeit der Zweck verfolgt, dass die Schüler des Gymnasiums die lateinische Sprache zum Organ für den Ausdruck ihrer Gedanken machen könnten ... ein solches Ziel, von allen etwaigen Zweifeln an seinem Werte abgesehen, ist nicht mehr erreichbar, seitdem selbst unter den Meistern der Philologie diese Virtuosität nicht mehr Regel ist, und daher diesem Theile des Gymnasialunterrichtes die unerlässliche Bedingung des Erfolges fehlt, das eigene sichere und leichte Können des Lehrers.“ Lehrpläne 1882, S. 20.

[2]) Ganz richtig wird der Causalnexus der Reformen von 1882 und 1891 und die veränderte Stellung der alten classischen Sprachen im Gymnasium hervorgehoben in dem Berichte über „Oskar Jägers pro domo“: „Ich brauche auch kaum zu sagen, dass das Haus, für welches Jäger spricht, das humanistische Gymnasium ist, dieses gute, alte, vaterländische Haus, das jetzt in Preußen, Braunschweig und überall, wo die neuen preußischen Lehrpläne eingeführt sind, in seinen Grundfesten erschüttert ist und in allen Fugen kracht .. Nur den einen Trost haben wir: tiefer können wir nicht sinken; da stehe ich, ein entlaubter Stamm: nicht bloß die Zweige hat man weggehauen; man hat das Lebensmark angetastet .... Das Unheil hebt an, die Lehrpläne von 1882 sind da, und nun geht es more ruentis acervi bis zur Niederlage von 1891; magna pugna victi sumus! ... Das humanistische Gymnasium kann seine Aufgabe als Vorbereitungsanstalt für akademische Studien nur dann lösen, wenn in seinem Lehrplane ein centraler Unterrichtsgegenstand auf allen Classen mit überwiegender Stundenzahl ausgestattet vorhanden ist. Dieses Centrum ist jetzt nicht mehr vorhanden, der Schwerpunkt liegt nicht mehr in den Alterthumsstudien, es ist überhaupt kein Schwerpunkt mehr.“ Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen 1854, S. 254. Ganz richtig urtheilt Oskar Jäger bezüglich der Reform der Gymnasien von 1882—1891: „Den alten Namen einer Gelehrtenschule verdient das Gymnasium nicht mehr.“ Pro domo, Berlin 1893, S. 394.

gerechtfertigt, auch ist nicht zu zweifeln, dass, wenn der Commentar zu diesem Paragraphen, das Thun'sche Programm, das in den Vorbemerkungen zum Organ.-Entw. niedergelegt ist, in den Fünfzigerjahren Gegenstand einer eingehenden Prüfung geworden wäre, er dieselbe Beurtheilung hätte erfahren müssen, die der Reform der preußischen Gymnasien zutheil wird. Was damals versäumt worden ist, wird jetzt nachgetragen, und Pflicht der Berichterstattung ist es, jenem Urtheile, das sich auf die Lehrverfassung der österreichischen Gymnasien bezieht, hier Raum zu geben:

1. Allgemeine Bildung.

„Wer allerdings als Ziel der Gymnasien die sogenannte allgemeine Bildung hinstellt (die bei Licht betrachtet ein Phantom ist), der wird geneigt sein, fortwährend noch die Mannigfaltigkeit der Lehrgegenstände in diesen Schulen zu vermehren und von der dem classischen Unterrichte gewidmeten Zeit mehr und mehr den anderen Lehrgegenständen zuzutheilen. Wer dagegen als Hauptzweck der humanistischen Anstalten die Erwerbung der Fähigkeit zu energischem wissenschaftlichen Arbeiten betrachtet, der muss sich hüten, in der Vermehrung der Unterrichtsgegenstände und in der Stundenzutheilung so weit zu gehen, dass in den Gymnasien kein Hauptgebiet für die jugendlichen Kräfte mehr existiert." G. Uhlig, Humanist. Gymn. 1894, S. 138.

2. Encyklopädismus in der Organisation der österreichischen Gymnasien.

„Eine Art Analogon zu dem hier angezogenen Erlass[1]) bildet ein solcher vom 24. Mai 1892 über den Unterricht in Geographie und Geschichte, in Mathematik und Physik und in Naturgeschichte im Untergymnasium;[2]) denn auch hier werden gewisse Beschränkungen gefordert, und diese Forderung hat speciell für Österreich volles Recht; denn den Gefahren des Encyklopädismus war die österreichische Gestaltung des Gymnasiums seit dem Organisations-Entwurfe, der sonst einen so eminenten Fortschritt bezeichnet, im hohen Grade ausgesetzt, und ist ihm offenbar keineswegs entgangen." G. U. Humanist. Gymn. 1894, S. 125.

3. Encyklopädismus und Decentralisation in den österreichischen Gymnasien.

„Bei der vom Ende der Vierzigerjahre datierenden Neugestaltung der österreichischen Gymnasien hat der Stundenplan,

---

[1]) Min.-Verordn. vom 30. Sept. 1891.

[2]) Es bedarf für unsere Leser nicht erst der Erwähnung, dass diese Ministerial-Verordnung das Ergebnis einer Revision des Lehrplanes und der Instructionen von 1884 ist, weil hier in einzelnen Punkten die Aufgabe reichlicher zugemessen wurde, als dies im Lehrplane und in den Instructionen von 1849 der Fall ist.

ich meine die Vertheilung der Stunden unter die einzelnen Lehrgegenstände, von Anfang an auf Seite der humanistischen Schulmänner Deutschlands starke Bedenken erregt, und diese sind keineswegs beschwichtigt. Man fand und findet, dass man dem Encyklopädismus zu Liebe zu weit in der Decentralisation gegangen sei, und dieses Gefühl ist es, denke ich, auch der Grund, warum man bei der neuen preußischen Reform, die sich ebenfalls um mehrere Schritte von der früheren Concentration entfernt hat, nicht auf die Organisation in Österreich als Vorbild hinwies; man ist eben der Ansicht, dass hier in der bezeichneten Richtung zu viel geschehen ist. Dagegen hat man ebenso vom Beginne der Reorganisation der österreichischen Mittelschulen (Gymnasien) aufrichtige und lebhafte Anerkennung für viele Unterrichtsanweisungen gehegt, die vom österreichischen Cultusministerium gegeben wurden, und bis in die neueste Zeit bieten die von der gleichen Behörde ausgehenden Erlässe solchen Inhalts höchst beachtenswerte Instructionen." G. U. Humanist. Gymn. 1894, S. 126.

4. Erfolg des Unterrichtes in der lateinischen und griechischen Sprache an den österreichischen Gymnasien. [1])

„Das lateinische Scriptum im Abiturientenexamen ist wohl leichter als die entsprechenden Abiturientenaufgaben in Würtemberg, Sachsen und anderen Staaten, zeigte aber bei der großen Mehrzahl der Examinanden den nothwendigen Grad grammatischen Wissens. Die Genauigkeit des sprachlichen Verständnisses der lateinischen Autoren leidet infolge dessen nicht Noth, wohl aber erleiden wegen des geringen Zeitmaßes, das dort dem Lateinischen zu Gebote steht, Umfang der Lectüre und die Geläufigkeit des Lesens Abbruch. Man fundamentiert auch die griechische Lectüre in völlig solider Weise, aber es sollte ungleich mehr Zeit zur Verfügung stehen." [2])

Es ist kaum nothwendig darauf hinzuweisen, dass, gleichwie Österreich 1849 sich von der Concentration des Lehrplanes von 1819 losgesagt hatte, auch Preußen 1882 die von Wiese 1856 eingeführte Concentration des Lehrplanes aufgegeben hat, daher die Decentralisation im österreichischen Lehrplane ebenso groß ist wie im preußischen. Diese durchaus gleiche Decentralisation ist eine Folge der Aufstellung des gleichen Zweckes der Gymnasien „höhere Allgemeinbildung".

---

[1]) Aus den Beobachtungen des Dir. Uhlig beim Besuche einiger Gymnasien in Wien und Budapest, Humanist. Gymn. 1894, S. 80—85. Die Rücksicht auf den Raum gestattet es nicht, diesen interessanten Bericht in seiner Vollständigkeit wiederzugeben.

[2]) Schon oben wurde darauf hingewiesen, dass die österreichischen Gymnasien in die Kategorie der preußischen Realgymnasien gehören, daher nur jenes Lehrziel im Latein erreichen können, das für diese Vollanstalt im Lehrplane von 1882 festgesetzt ist.

Wenn hier noch der sub 4 hervorgehobenen völlig soliden Fundamentierung im Unterrichte der alten Fremdsprachen Erwähnung gemacht wird, so geschieht es nicht, um etwa zu sagen, dass es wahrlich mit dem Sprachunterrichte an den österreichischen Gymnasien traurig stünde, wenn die Fundamentierung anders wäre, sondern deshalb, weil es sich hier nicht um ein specifisch österreichisches, sondern um ein allgemeines Interesse handelt. Es ist nämlich aus obigem Urtheile zu ersehen, dass die Decentralisation, der Encyklopädismus, welcher der Organisation der österreichischen Gymnasien zum Vorwurf gemacht wird, keine Gefahr, kein Hindernis ist für eine solide grammatische Fundamentierung des Unterrichtes in den alten classischen Sprachen, für eine Genauigkeit des sprachlichen Verständnisses der classischen Autoren, und das ist in unserer nervös erregten Zeit mit dem Feldruf: hie Concentration! hie Encyklopädismus! gewiss von wohlthuender Wirkung. Darauf beruht auch die Hoffnung, eine ruhige, objective Erwägung der Sachlage werde zu der Erkenntnis führen, dass der Encyklopädismus — denn das dürfte der Euphemismus für das Phantom „Allgemeinbildung“ sein — mit Ausnahme der philosophischen Propädeutik, die in Preußen über Hegels Veranlassung etwa 1825, in Österreich aber 1849 als Erbstück der Philosophie in den Lehrplan aufgenommen wurde, nur jene Lehrgegenstände umfasst, welche der Unterricht in der Volksschule und welche in Österreich der Lehrplan von 1805, in Preußen der Süvern'sche Lehrplan von 1816 enthalten, und dass es jetzt wohl nicht mehr angeht, diese Disciplinen, die an der Hochschule als Wissenschaften gelehrt werden, so nebenher als untergeordnete, minderwertige Objecte zu behandeln. Und diese Hoffnung geht erfreulicherweise allmählich in Erfüllung. Von den zwei Programmpunkten der Reform von 1891 scheint die Änderung der Institution der Maturitätsprüfung dem Wunsche der Lehrercollegien entsprochen zu haben; wenigstens hat sich bisher keine Stimme erhoben, um eine Wiederherstellung des Prüfungsreglements von 1882 zu befürworten.[1])

Auch über den zweiten Programmpunkt der Reform von 1891, der die Änderung des Lehrzieles in den classischen Sprachen und

---

[1]) Dir. Oskar Jäger sagt in seiner Schrift pro domo (S. 395): „Als Symptom endlich führe ich auch die sehr erhebliche Erleichterung des Abiturientenexamens an, welches — und das ist erheblicher, principieller Bedeutung — künftig nicht mehr die große Action sein wird, die seither den Schluss des neunjährigen Gymnasiums bildete, sondern, dass ich sage, ein trivialer Classenabschluss wie andere sein wird.“ Sollte man hier vielleicht nicht vielmehr so sagen: Weil dieses Gymnasium (der Reform von 1891) „den alten Namen einer Gelehrtenschule nicht mehr verdient“, so verdient es auch nicht die Ehre der großen Action, die seither den Schluss des neunjährigen Gymnasiums bildete: ein sozusagen trivialer Classenabschluss ist für diese Schule gut genug.

die damit in Verbindung stehende Verminderung der Lehrstunden enthält, beginnt eine mehr objective Erwägung der Sachlage sich einzustellen.

Man hat mehr Vertrauen zur Erfüllbarkeit der Aufgabe gewonnen;[1]) man findet zwar in dem, was vom Latein und Griechisch geblieben ist, ein sehr knappes, aber doch nicht ganz unfruchtbares Maß;[2]) man kommt zu dem Schlusse, dass es gar nicht Aufgabe dieser Schule sei, für ein philologisches Seminar vorzubereiten, sondern für alle Zweige der Wissenschaft eine Vorbildung zu gewähren.[3]) Man blickt über Deutschlands Grenzen hinaus und weist auf Culturstaaten hin, in deren Gymnasien noch etwas weniger Stunden für das Lateinische und Griechische zu Gebote stehen, und findet z. B. in Österreich, dass der classische Schulunterricht daselbst nicht todt sei oder sich im letzten Stadium der Schwindsucht befinde oder gar einen leichenmäßigen Eindruck mache.[4])

---

[1]) Schrader sagt bei Eröffnung der vierten Generalversammlung des Gymnasialvereines 1894 in Bamberg: „Sorgen, welche uns und unsere Gymnasien seit einem Jahre reichlich umdrängten, sind, wenn auch nicht geschwunden, so doch abgeschwächt; wir haben mehr Vertrauen zu der Erfüllbarkeit unserer Aufgabe gewonnen und auch in anderen erweckt.“ Humanist. Gymn. 1894, S. 49.

[2]) „Verkennen wir aber nicht, dass wir auf eine letzte Position gedrängt sind; diese letzte Position, jenes knappste, aber doch nicht ganz unfruchtbare Maß, was uns von Latein und Griechisch und alledem, was durch Latein und Griechisch repräsentiert wird, noch geblieben ist, müssen wir bis aufs äußerste vertheidigen, dürfen uns keinen Schritt weiter zurückdrängen lassen.“ Dir. Oskar Jäger in pro domo, S. 396.

[3]) „Unsere Aufgabe auf der Schule ist es nach meiner Ansicht gar nicht, Schüler für ein philologisches Seminar, wie sie sich mehr und mehr gestaltet hat, heranzubilden, sondern wir erziehen für alle Zweige der Wissenschaften und für höhere Berufsgattungen und zwar gerade auch wir Lehrer der alten Sprachen. Ich wollte, es wäre dies auch in früheren Zeiten, als die Stundenzahl viel größer war, immer beobachtet worden. Vielleicht hätten wir dann noch mehr Freunde, und wir wären von der Niederlage, die uns so schweren Verlust gebracht hat, bewahrt geblieben.“ Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen 1894, S. 10. Beachtenswert ist auch der Aufsatz „Gründlichkeit im altsprachlichen Unterricht“. Ebenda 1895, S. 87—102.

[4]) Dir. G. Uhlig tritt dem Pessimismus entgegen: „Mit dem classischen Gymnasialunterricht geht es in Preußen zu Ende! Was noch davon vorhanden, ist völlig wertlos! Besser wäre es auch für die Wissenschaft der Philologie, wenn er gar nicht mehr existierte!“ Diese und ähnliche Aussprüche sind genug gehört worden und von Männern, deren Urtheil mir nicht wenig wiegt. Hier die Übertriebenheit zu erkennen hilft vielleicht am besten ein Blick in Länder, in deren Gymnasien noch etwas weniger Stunden für das Lateinische und Griechische zu Gebote stehen, als in den preußischen. Ich denke, wir alle, die wir die Philologenversammlung besucht, haben durch die dortigen Ansprachen und Verhandlungen, sowie im Meinungsaustausche mit unseren österreichischen Collegen nicht die Vorstellung gewonnen, dass der classische Schulunterricht in Österreich todt sei oder sich doch im letzten Stadium der Schwindsucht befinde. Im Gegentheile, wir empfiengen den Eindruck

Es ist erfreulich das Urtheil zu vernehmen, dass der preußische Plan ein wirklich erhebliches Zuviel der Stunden für die nicht centralen Lehrgegenstände nicht zu enthalten scheine, dass eine erhebliche Verminderung dieser Stunden um des altsprachlichen Unterrichtes nicht nöthig sei.[1])

Wenn hierbei bemerkt wird,[2]) dass nur durch ihren Betrieb, nicht durch Stundenzahl diese Gegenstände öfter die Wirkungsfähigkeit der centralen beschränken dadurch, dass die sie vertretenden Lehrer, von der Hochschätzung ihres Faches geleitet, überhohe Ziele in den Leistungen der Classen zu erreichen suchen, so stimmt das mit den Erläuterungen zu den preußischen Lehrplänen von 1882 überein und findet dort die beachtenswerte Ergänzung, dass an den Gymnasien auch in den Fremdsprachen (den centralen Lehrfächern) überhohe Ziele verfolgt und Methoden angewendet werden, die in den Bereich der Hochschule gehören; es wird gleichzeitig auf die Gefahr hingewiesen, dass durch die überwiegende Hingebung an die Seite eines Lehrgegenstandes die Schule den Charakter einer Fachschule annehme.

Um diese Gefahr von den Gymnasien abzuwenden, wurden in der Reform von 1891 die überhohen Ziele und Methoden im Betriebe der alten Fremdsprachen gestrichen und das Lehrziel auf das Nothwendige, dem Zwecke der Gymnasien Entsprechende beschränkt, was eine Reduction der Lehrstunden nicht bloß zulässig, sondern auch nothwendig machte.

Gewiss wäre weiter die entschiedene Verurtheilung einer Stundenvertheilung[3]) zu billigen, welche die verschiedenen Unterrichtsstoffe möglichst gleichmäßig berücksichtigen wollte; allein es dürfte doch schwer sein, einen concreten Fall dafür anzuführen, denn niemand zweifelt, dass der Unterricht in einer Fremdsprache

---

der Begeisterung nicht bloß für die Wissenschaft der Philologie, sondern auch für den humanistischen Unterricht, und dieser Empfindung ist von Philologen und Schulmännern aus dem Reiche mehrfach Ausdruck gegeben worden. Ich kann hinzufügen, dass mir auch bei dem Besuche der Wiener Gymnasien der griechische und lateinische Unterricht keinen leichenmäßigen Eindruck machte, sosehr ich bedauerte, dass sein Wirkungskreis durch die ihm gesteckten Grenzen stark beeinträchtigt ist. Und ähnliche Erscheinungen habe ich während meines achtjährigen Aufenthaltes in der Schweiz gemacht.« Humanist. Gymn. 1895, S. 118.

[1]) »Eine erhebliche Verminderung der in Preußen jetzt den anderen Lehrgegenständen gewidmeten Stundenzahl ist schwerlich durchführbar, aber auch nicht empfehlenswert und um des altsprachlichen Unterrichtes willen nicht nöthig.« Thesis 8 von Uhlig. Humanist. Gymn. 1895. S. 170.

[2]) Humanist. Gymn. 1895, S. 129.

[3]) »Auch ich halte jedenfalls im Gymnasium die Lehrplangestaltung für einen pädagogischen Unsinn, die von der Vorstellung des Rechtes der verschiedenen Fächer ausgehend die mannigfaltigsten Unterrichtsstoffe bei der Stundenvertheilung möglichst gleichmäßig zu berücksichtigen strebt.« Uhlig. Humanist. Gymn. 1895, S. 126.

ein größeres Stundenausmaß erfordert, als jeder andere Lehrgegenstand und vollends das Studium der griechischen und römischen Literatur; es kann daher niemandem beifallen, in einem Stundenplane, der ja nicht den Wert, sondern das verschiedene didaktische Erfordernis der verschiedenen Lehrgegenstände anzeigt, eine möglichst gleichmäßige Vertheilung zu suchen oder zu wünschen, so wenig als jemand es verlangen kann, dass, wenn eine Änderung des Lehrzieles in einem Gegenstande auch eine Änderung der Lehrstunden zur Folge hat, diese letztere, mag sie nun einen Stundengewinn oder Stundenverlust bedeuten, auf alle möglichst gleichmäßig vertheilt werde.

Von besonderem Interesse endlich ist die Erklärung, dass die Unterscheidung von Haupt- und Nebengebieten nicht in dem Sinne zu fassen sei, dass der Schüler auf den Nebengebieten seine Pflicht nicht ebenso wie auf den Hauptgebieten zu erfüllen hätte.[1]) Diese pädagogische Ansicht, deren Richtigkeit sich wohl kaum bezweifeln lässt, ist gewiss geeignet, die schroffen Gegensätze in der Auffassung der Aufgabe der Gymnasien einigermaßen zu mildern.

Denn wer sich zu dieser Ansicht bekennt, der wird jene Ansicht nicht theilen, dass mangelnde Kenntnisse in dem einen Gegenstande durch vorhandene, wenn auch vollkommen befriedigende Kenntnisse in einem anderen ersetzt oder ausgeglichen werden können; er wird also die Unterscheidung von ersatzfähigen und ersatzunfähigen Gegenständen in einer Lehrverfassung nicht als richtig anerkennen: er wird vielmehr die Ansicht vertreten, dass die verbindlichen Gegenstände in einer Lehrverfassung alle nothwendig, unentbehrlich sind, weil sie zu einem bestimmten Zwecke da sind. Man mag nun über die Bestimmung des Zweckes der Gymnasien im §. 1 des Organ.-Entw., die eine wesentliche Änderung der österreichischen Gymnasien 1849 herbeigeführt hatte, welcher Meinung immer sein, der Einsicht wird sich kaum jemand verschließen können, dass diese Änderung nicht willkürlich erzeugt, sondern durch die wohlbegründeten Bedürfnisse der Zeit geschaffen ist: es ist ein mühevolles Werk, an dem ein ganzes Säculum arbeitet. Denn das 19. Jahrhundert ist für die Gymnasien eine Periode des Überganges von einer Fachschule für alte Fremdsprachen — denn das war die Lateinschule, das Gymnasium mit seinem Hauptstudium — in eine mittlere Schule für höhere allgemeine Bildung unter

[1]) „Ich halte die Unterscheidung von Haupt- und Nebengegenständen für durchaus nothwendig, wenn auch nicht in dem Sinne, dass der Schüler auf den Nebengebieten seine Pflicht nicht ebenso wie auf den Hauptgebieten zu erfüllen hätte, und nicht so, dass die ersteren durch ein zu geringes Maß der ihnen eingeräumten Zeit wirkungslos gemacht werden dürfen.“ Uhlig. Humanist. Gymn. 1895, S. 126.

Benützung der alten classischen Sprachen und ihrer Literatur. Und wenn dieser Übergangsprocess sich so schwer und langsam vollzieht, so darf nicht übersehen werden, dass es sich um die Umgestaltung einer Schule handelt, die durch Jahrhunderte bestand, und dass hier die alten classischen Sprachen in Frage kommen, die man in dieser neuzeitlichen Bildungsschule erhalten und sicherstellen will, da kein Besonnener ihren Wert unterschätzt. Die Herstellung des richtigen Verhältnisses in den Forderungen dieses Unterrichtes zu jenem in den anderen Lehrgegenständen, so dass keiner derselben in seiner Existenz gefährdet wird, das ist das schwierige Problem, vor dem die österreichischen und preußischen Gymnasien stehen. Allein nicht unvorbereitet, reich an Erfahrungen, treten sie an die Lösung dieser Aufgabe heran.

Uns in Österreich lehrte die Erfahrung seit 1849, dass der Versuch erfolglos war, jenes Ziel im Unterrichte der alten classischen Sprachen zu erreichen, das in den preußischen Gymnasien selbst auf dem Wege der Concentration des Lehrplanes kaum mehr erreichbar war. Und die vielen Schwierigkeiten und Änderungen, welche die Durchführung des Statuts der Maturitätsprüfung zur Folge hatte, beweisen, dass Institutionen, die für einen bestimmten Organismus geschaffen sind, sich nicht leicht auf einen anders gestalteten Organismus übertragen lassen: man gelangte in Österreich zu der Erkenntnis, dass man in jene Bahnen wieder einlenken müsse, die das Thun'sche Programm vorgezeichnet hatte, und von denen die Instructionen von 1849 und 1884 für die Durchführung sich etwas entfernt hatten.

In Preußen aber lehrte die Erfahrung seit 1882, dass jene Forderungen, welche mit der Aufrechthaltung des alten Lehrzieles in den classischen Sprachen und der Form der Maturitätsprüfung verbunden sind, über die Leistungsfähigkeit der Jugend hinausgehen.

Man gewann die Überzeugung, dass diese alten Grundlagen der Lehrverfassung unhaltbar, weil unvereinbar sind mit dem geänderten Zwecke der Gymnasien, dass daher eine Änderung des Lehrzieles in den alten Fremdsprachen, eine Änderung der Form der Maturitätsprüfung unabweisbar geworden ist.

Wien. J. Ptaschnik.

Zu den Annalen des Tacitus.

I, 17. Postremo promptis iam et aliis seditionis ministris velut contionabundus interrogabat ... Die Nipperdey'sche Ausgabe hält bis heute am Komma hinter *iam* fest und gibt dazu folgende Bemerkung: 'Nachdem sie schon (im allgemeinen) bereit und andere (als die, welche bloß bereit waren) Helfer zum Aufruhr

waren.' Nach Nipperdey können die *prompti*, d. i. die, welche 'bloß bereit' waren, nur die *deterrimi* sein; diesen werden andere gegenübergestellt unter dem Titel *ministri seditionis*. Letztere, die 'Helfer zum Aufruhr' repräsentieren also, wie man aus 'im allgemeinen bereit' oder 'bloß bereit' unbedingt folgern muss, ein besseres Material für eine Meuterei. Wer aber hat diese gewonnen oder bearbeitet? Percennius hatte es nur mit den *deterrimi* zu thun.[1]) Woraus hatten sie sich ferner recrutiert? Da die schlechtesten Elemente schon von Percennius in Beschlag genommen waren,[2]) offenbar aus weniger schlechten oder aus besseren Elementen. Wir kommen also unter Nipperdey-Andresens Führung zu dem Ergebnisse, dass bessere Elemente tüchtigere Werkzeuge für eine schlechte Sache abgaben als die schlechtest gesinnten. Was sind *ministri seditionis*? 'Helfer zum Aufruhr' heißt es mit Recht; denn dieser hatte noch nicht begonnen, und es gab einstweilen noch keine Arbeit. In diesem Falle aber ist es sonnenklar, dass *ministri* vor der Hand nichts sind als *prompti*, d. i. Leute, die nur des Befehles, des Zeichens harren, um loszugehen; das nämlich ist die Bedeutung von *promptus*, nicht, wie man bei Nipperdey-Andresen liest '(im allgemeinen) bereit' oder 'bloß bereit'; das wäre *paratus*. Hiernach hätten wir also den geistreichen Gedanken *postremo promptis iam, et aliis seditionis ministris* (i. e. *promptis*).

Dies mag zur Charakterisierung von Nipperdeys Auffassung genügen. Anhänger dürfte sie außer Andresen[3]) wenige haben, da sich die Sache denn doch einigermaßen anders verhält. Was that Percennius? *Inperitos animos et, quaenam post Augustum militiae condicio, ambigentes inpellere paulatim nocturnis conloquiis aut flexo in vesperam die et dilapsis melioribus deterrimum quemque congregare.* Über den Sinn von *inperitos* sowie von *condicio* schweigen die Erklärer; für die Übersetzer aber bedeutet hier *inperitus* 'unerfahren, einfältig' oder gar 'roh'. *Condicio* gibt man mit 'Los'. Dass aber die Soldaten etwas ganz anderes beschäftigte als die Sorge um ihr künftiges Schicksal, zeigt deutlich *C. 16 seditio incessit nullis novis causis, nisi quod mutatus princeps licentiam turbarum et ex civili bello spem praemiorum ostendebat.* Aus diesen Worten geht hervor, dass unter den Soldaten die

---

[1]) Vgl. *deterrimum quemque congregare.*

[2]) *Dilapsis melioribus* nimmt man ja mit Ausnahme Pfitzners, der mit eigenthümlicher Auffassung die Überlieferung *delapsis* festhält, im Sinne von *dilapsis melioribus in tentoria sua.*

[3]) Jetzt auch Ferd. Becher, der Bearbeiter der 6. Auflage der Draeger'schen Schulausgabe. Für Draeger war *iam et* = *iam etiam.* Becher nimmt mit Nipperdey *et aliis* im Sinne von *aliis-aliis.* Davor aber hätte ihn schon der Umstand warnen sollen, dass Nipperdey *et aliis* in derselben Bemerkung im Sinne von *aliis-aliis* nahm, die er mit den Worten begonnen hatte 'nachdem sie schon bereit und andere Helfer zum Aufruhr waren.' Das gibt nicht *aliis-aliis*, sondern *his-aliis.*

Ansicht herrschte, des Tiberius Nachfolge sei keineswegs gesichert und ein Bürgerkrieg nicht ausgeschlossen,[1]) in dem sie dann eine Rolle zu spielen berufen wären, und aus dem sich eventuell etwas herausschlagen ließe. Das aber konnte seinen Grund nur darin haben, dass den Truppen der wirkliche Stand der Dinge, die unbestrittene und bereits gesicherte Nachfolge des Tiberius unbekannt war. Weiter nimmt man *inpellere* im Sinne von 'er stachelte auf, wusste zu bearbeiten, wiegelte auf', was insofern das Richtige nicht ganz trifft, als es ihm einstweilen nur gelang, *deterrimum quemque congregare*; der Sinn ist vielmehr 'er suchte aufzuwiegeln' und zwar *paulatim* 'im einzelnen'.[2]) Es liegt also zunächst der Gedanke vor 'dieser Mensch suchte die Mannschaft, welche mit dem Stande der Dinge unbekannt war,[3]) und bei der die Ansichten darin auseinandergiengen, welche Aufgabe (oder Rolle)[4]) nach Augustus[5]) dem Militär zufallen würde, im einzelnen in Gesprächen zu nächtlicher Zeit oder wenn der Tag zur Neige gieng, aufzuwiegeln'. *Dilapsis melioribus* ferner hat nicht den Sinn von *dilapsis melioribus in tentoria sua*.[6]) Es wäre auch gar nicht zu ersehen, warum die besser Gesinnten sich früher hätten in die Zelte begeben sollen als die Malcontenten; die Worte besagen vielmehr 'wenn auch die besser Gesinnten (ihm) entglitten waren' d. h. 'sich (mit ihm) nicht eingelassen hatten', so dass der zweite Theil den Sinn hat 'und scharte, wenn auch die besseren Elemente sich (mit ihm) nicht eingelassen hatten, doch alle schlechten um sich'. Diese bilden die ersten *ministri seditionis*; sie geben den Grundstock für die Meuterei ab, und es liegt nahe, dass bei der größeren Zahl der Werber jetzt auch die Verführung weitere Kreise zog, und dass, wenn erst einmal besser Gesinnte gewonnen waren, diese nunmehr, wie das immer so zu gehen pflegt, auf ihresgleichen erst recht wirkten, weil ja die Sache, an der diese sich betheiligten, nicht schlecht sein konnte. Mit diesen Leuten, die anfangs für Percennius nicht zu haben waren, ist die zweite Classe der *ministri seditionis* gegeben, die mit den Worten gemeint ist *promptis iam et aliis seditionis ministris*.

Ebend. *Quando ausuros exposcere remedia, nisi novum ac nutantem adhuc principem precibus vel armis adirent? satis per tot annos ignavia peccatum, quod tricena aut quadragena stipendia senes et plerique truncato ex vulneribus corpore tolerent. ne di-*

---

[1]) Vgl. *C. 17 quando ausuros exposcere remedia, nisi novum et nutantem adhuc principem precibus vel armis adirent?*

[2]) Vgl. *Cäs. B. G. IV, 30, 3.*

[3]) Vgl. Krebs-Schmalz, Antib. II, 257 (*peritus*).

[4]) Vgl. über *condicio* Näg. Stil. §. 64, 1.

[5]) d. h. bei der Regelung der Nachfolge.

[6]) *Hist. III, 10 donec sua quisque in tentoria dilaberentur* beweist nur, dass Tacitus den Zusatz *sua in tentoria* für nöthig hielt; er hätte ihn sicher auch an unserer Stelle gemacht, wenn er dasselbe sagen wollte; vgl. *Hist. I, 31.*

missis quidem finem esse militiae, sed ... Dies ist die herkömmliche Gestalt der Stelle, und meines Wissens hat noch niemand an ihr Anstoß genommen, trotzdem Grund dazu vorhanden zu sein scheint. Man mag nämlich *quod* nehmen im Sinne von 'weil' oder 'dass, dadurch dass, darin dass', immer ist *peccare* durch *tolerare* gegeben, und auch der feinsten Tüftelei wird es nicht gelingen zu zeigen, dass eine Handlung der Gegenwart Existenzbedingung werden kann für eine bereits geschehene. Direct ist nur der Gedanke möglich *satis per tot annos ignavia peccatum est, quod ... toleravimus*, und dem kann indirect nur entsprechen *satis ... peccatum, quod ... toleraverint.*[1]) *Tolerent* wäre nur denkbar, wenn es sich um die Folge von *peccatum* handelte. Dem Übelstande lässt sich abhelfen, wenn man *quod* = 'was das anbetrifft, dass', 'wenn'[2]) nimmt, nach *peccatum* stark durch Semikolon, nach *tolerent* durch Komma interpungiert, so dass *satis ... peccatum* zum Vorhergehenden gehört, wozu es vortrefflich passt; denn mit der unwilligen Frage *quando audebimus* ist ja doch zugleich die Aufforderung *ergo audeamus* gegeben, wozu asyndetisch die Begründung tritt *satis per tot annos ignavia peccatum est.*

II, 30 Uni tamen libello manu Libonis nominibus Caesarum aut senatorum additas atroces vel occultas notas accusator arguebat. Für *uni* liest man heute fast durchwegs mit Kritz *uno*, weil von *additas* nicht zwei Dative derselben Art abhängen können. Allein *uni* ist nicht anzutasten. Man hat sich bei *nominibus* an den Ablativ *nomine* zu erinnern im Sinne von 'um — willen', 'auf Conto, auf Rechnung', wovon Müller zu *Cic. Lael. S. 327* und Heraeus zu *Tac. Hist. I, 29* handeln. *Nominibus Caesarum aut senatorum* hat den Sinn 'auf Rechnung der Cäsaren oder von Senatoren', d. h. 'die sich auf die Cäsaren oder auf Senatoren bezogen'. Der Plural für den sonst gewöhnlichen Singular ist genügend motiviert durch *Caesarum aut senatorum.*[3])

II, 31. Atque illis, dum trepidant, dum refugiunt, evertentibus adpositum mensa lumen, feralibus iam sibi tenebris duos ictus in viscera derexit. Vor *mensa* schiebt man entweder mit Groslote *in* oder nach Ritter[4]) *cum* ein. Was das letztere betrifft, so hat der umgestürzte Tisch für die Situation, bei der

---

[1]) Die Thatsache bedarf keiner Begründung; sollte eine solche dennoch nöthig sein, dann vergleiche man *Hist. V, 24 satis peccavisse, quod totiens Rhenum transcenderint.*

[2]) In diesem Sinne steht *quod* wahrscheinlich *D. 25 nam quod invicem se obtrectaverunt ... non est oratorum vitium, sed hominum*, sicher *A. 34 quos quod tandem invenistis, non restiterunt, sed deprehensi sunt.*

[3]) Vgl. *Sall. Cat. 35, 3 non quin aes alienum meis nominibus ex possessionibus solvere possem.*

[4]) Ed. Cantabr. In der Leipziger Ausgabe (1864) schrieb Ritter gar *adposita in mensa.*

es nur auf die Finsternis ankommt, keine Bedeutung;[1]) hinsichtlich *in mensa* aber ist zu bemerken, dass es kaum gerathen ist, von einem vornehmen Hause, wie es das Libos ohne Zweifel war, anzunehmen, es sei die Beleuchtung der Triclinien und ähnlicher Räume durch Lampen besorgt worden, die man auf die Tische stellte. Man hatte für solche Zwecke Hängelampen oder Candelaber. An einen solchen darf man sicherlich in unserem Falle denken, der bei dem Hin- und Herrennen umgestürzt wurde. Dann aber ist weder *mensa* noch *in mensa* oder *cum mensa* wahrscheinlich, sondern Groslotes zweite Conjectur *mensae* als die leichteste und der Construction von *adponere* bei Tacitus entsprechende Änderung.

II, 56. Ambigua gens ea antiquitus hominum ingeniis et situ terrarum, quoniam nostris provinciis late praetenta penitus ad Medos porrigitur; maximisque imperiis interiecti et saepius discordes sunt, adversus Romanos odio et in Parthum invidia. Nach Nipperdey gehört *maximis imperiis* auch zu *discordes*; *saepius* erklärte er einst durch Ergänzung von *quam concordes*. Heute liest man in seiner Ausgabe: 'Zu *saepius* ist zu denken: als sie sein würden, wenn sie andere Wohnsitze hätten.' Dem gegenüber kann man immerhin zugeben, dass die Armenier wenig Veranlassung gehabt hätten, mit den Parthern uneins zu sein, wenn ihre Wohnsitze in Afrika, mit den Römern, ja mit beiden Großmächten,[2]) wenn sie irgendwo an der Weichsel oder im Lande der Scythen gelegen gewesen wären. Für Pfitzner ist *saepius* = 'bei gegebener Veranlassung' und er erklärt: 'Ihre Lage zwischen zwei so gewaltigen Reichen bringt es mit sich, dass sie bei gegebener Veranlassung uneinig, die eine Partei es mit den Römern (aus Neid gegen die Parther), die andere mit den Parthern (aus Hass gegen die Römer) hält.' Mit Rücksicht hierauf sowie auf die Leistungen der Übersetzer[3]) geht man nicht zu weit mit der Behauptung, dass die Stelle bis heute nicht verstanden sei.

Sicher hatte Nipperdey recht mit seinem *saepius discordes sunt (quam concordes)*, was schon deshalb sich empfiehlt, weil es die einfachste und natürliche Erklärung des Comparativs ist.

---

[1]) Becher im kritischen Anhang: 'Die Bemerkung, dass der Tisch mitfällt, ist wichtiger für die Situation, als dass das Licht auf dem Tisch steht.' Ich glaube, es genügt, diese Bemerkung angeführt zu haben.

[2]) Vgl. Mommsen, R. G. V, 339 Anm.

[3]) Ritter: 'In der Mitte zwischen den größten Reichen sind sie öfter mit diesen uneinig vermöge ihres Hasses gegen die Römer und ihrer Eifersucht gegen die Parther.' Da ist *saepius* unmöglich: Hass und Eifersucht bedingen dauernde *discordia*. Stahrs hübsche Leistung lautet: 'Zwischen zwei großen Reichen mitten inne liegend sind sie zugleich zwiespältig: mit Rom aus Hass und gegen die Parther aus Neid.' Die Krone aber gebürt den Worten Roths: 'Sie sind mehrentheils in der Auflehnung begriffen vermöge ihres Hasses gegen Rom und ihrer Scheelsucht gegen die Parther.'

Weiters aber kann *discordes* schlechterdings nicht anders verstanden werden als *inter se discordes,* und das Komma hinter *sunt* hat zu fallen. *Saepius discordes sunt adversus Romanos odio* besagt 'sie sind öfter uneinig (als einig) den Römern gegenüber hinsichtlich des Hasses', d. h. 'es gibt öfter den Römern gegenüber eine feindliche und nicht feindliche Partei, als Einigkeit in der politischen Haltung Rom gegenüber'. Ganz dasselbe sagt hinsichtlich der Parther *in Parthum invidia,* nur dass bei consequent durchgeführtem Wechsel des Ausdruckes für *odio invidia* (Missgunst) eintritt. Die Verbindung von *adversus Romanos odio* und *in Parthum invidia* durch *et* sowie das Zuständliche in *discordes sunt* deutet ferner an, dass das Vorhandensein einer römer- und partherfeindlichen Partei gleichzeitig stattfindet. Es ist ferner mit Rücksicht auf *maximis imperiis interiecti* und die notorische Spannung zwischen Römern und Parthern gewiss, dass die Römerfeinde als Partherfreunde und die Partherfeinde als Römerfreunde zu betrachten seien. Tacitus will also sagen: 'Öfter sind sie uneinig im Hasse gegen die Römer und in der Missgunst gegen die Parther, als einig im Hasse gegen jene oder in der Missgunst gegen diese', d. h. 'die Armenier sind häufiger durch Parteinahme für und gegen die Römer und Parther gespalten, als einig in ihrer politischen Haltung gegen diese oder jene'.

Welchen Sinn nun hat *ambigua*? Gewiss am wenigsten den von 'unzuverlässig', wie man annimmt.[1]) Nach der seit Pichena beliebten Gestalt der Stelle gäbe Tacitus für diese vermeintliche Unzuverlässigkeit zwei Gründe, *ingenium* und *situs terrarum.* Das nun, worauf es bei Unzuverlässigkeit vorzugsweise ankommt, *ingenium* 'sittliche Veranlagung', wird weiter mit keinem Worte berührt, dagegen die politische Lage als zweite Ursache wohl begründet. Und doch ist diese für die Charaktereigenschaft 'Unzuverlässigkeit' gleichgiltig oder wenigstens sehr nebensächlich. Wenn also Tacitus bei *ambigua* die Unzuverlässigkeit vorschwebte, so musste er sich in erster Linie mit *ingenium* beschäftigen und darüber einige Aufklärung geben, nicht sich lediglich an *situs terrarum* halten, und weil er gerade das Gegentheil that, so lag ihm gewiss nichts ferner, als mit *ambigua* die Unzuverlässigkeit der Armenier zu bezeichnen, sondern vielmehr den Umstand, dass sie nach zwei Seiten hintrieben oder hinneigten. Dies entspricht der Grundbedeutung von *ambiguus,* stimmt sehr gut zum Folgenden, findet aber seine Erklärung eher in der Lage zwischen den zwei Großmächten als in einer sittlichen Veranlagung dazu, weil es in diesem Falle wohl nie zu einem Reiche Armenien gekommen wäre. Daran aber darf umsomehr festgehalten werden, als auch die Spuren

---

[1]) *Ann. XIII, 34 Armenii ambigua fide utraque arma invitabant* ist für diese Auffassung kein Beweis, lässt sich vielmehr für die im weiteren vertretene Anschauung ins Treffen führen.

der Überlieferung *hominum ingeniis sed situ terrarum* dafür sprechen. Wenn hier für *sed* Pichena *et* herstellte, so hat ihn dabei lediglich eine falsche Auffassung der Worte geleitet. Nicht an *sed* ist zu ändern, sondern, was sicherlich nicht kühner ist als Pichenas Änderung, vor *hominum* ist *non* einzusetzen, das in der Gestalt von *ñ (n)* leicht ausfallen konnte, so dass die Worte besagen 'nach zwei Seiten treibt dieses Volk seit jeher, nicht infolge seiner sittlichen Veranlagung, sondern wegen seiner Lage, weil usw.' Mit *que* werden dann die früher besprochenen, aus der Lage sich ergebenden Consequenzen angefügt: 'und so sind sie denn, weil eingekeilt zwischen die zwei Großmächte, öfter durch Parteinahme für und gegen die Römer und Parther gespalten (als usw.)'.

II, 60. Sed Germanicus nondum comperto profectionem eum incusari Nilo subvehebatur, orsus oppido a Canopo ... inde proximum amnis os dicatum Herculi ... mox visit veterum Thebarum magna vestigia. Nipperdey-Andresen lassen *proximum amnis os* mit Gronov und Ernesti von *visit* abhängen. Pfitzner möchte *inde proximum* in dem Sinne nehmen 'sodann war das Nächste', und Becher stellt es frei, aus *orsus oppido a Canopo* zu *inde* petit oder ein ähnliches Verbum zu ergänzen. Alles das ist zurückzuweisen. Ein Besuch der herakleotischen Mündung von Canopus im Sinne Nipperdeys ist ausgeschlossen, weil laut *Nilo subvehebatur orsus oppido a Canopo* von Canopus aus die Fahrt flussaufwärts gieng. *Inde proximum amnis os dicatum Herculi* gibt lediglich eine Ortsbestimmung, und die Worte erinnern an *Sall. Iug. 18, 11 loca, quae proxuma Carthagine Numidia appellatur* und *19, 4 proxumi Hispania Mauri sunt*;[1]) sie besagen einfach 'von Canopus her (aus) ist ganz nahe', d. h. 'in der nächsten Nähe von Canopus ist die dem Hercules geweihte Flussmündung'.[2])

III, 42. Praemissusque cum delecta manu Iulius Indus ... inconditam multitudinem adhuc disiecit. Inconditam multitudinem adhuc war für die früheren Erklärer ein Fall der sogenannten Anastrophe des Adverbs;[3]) anderer Anschauung sind die neueren. So lehrt Andresen: '*Adhuc* (damals noch) gehört nicht zu *inconditam*, sondern zu *inconditam multitudinem*; daher die ungewöhnliche Wortstellung.' Dieselbe Anschauung hat sich in der zweiten Auflage Pfitzner zu eigen gemacht,[4]) wenn er bemerkt: 'Der eine Begriff *inconditam multitudinem*, durch die Nachstellung des *adhuc* bezeichnet, kann im Deutschen nur durch die Betonung (noch eine ungeordnete Masse) wiedergegeben werden.' Man sieht

---

[1]) Vgl. *Hist. II, 76 a contumelia quam a laude propius fuerit post Vitellium eligi.*

[2]) d. h. eben jene, von welcher aus Germanicus die Fahrt antrat.

[3]) So Ruperti, vol. IV, p. 807.

[4]) Neuestens auch Ferd. Becher in der 6. Auflage der Draeger'schen Schulausgabe.

also in *inconditam multitudinem* einen Begriff, der als Object natürlich ein Substantivbegriff sein müsste, zu dem *adhuc* nur adjectivisch treten könnte. Abgesehen aber davon, darf man ohne Rücksicht auf die Übersetzung ins Deutsche fragen, welches denn dieser eine Begriff, der *inconditam multitudinem* etwa entspräche, im Lateinischen sei. Nahe läge es, etwa an *turba*[1]) zu denken. Wie aber kommt es, dass selbst dieses Wort unter Umständen das Epitheton *incondita* führt?[2]) Auch Pfitzner löst diese Frage nicht. Er kann bei seiner Betonung von *multitudinem* den Wert von *inconditam* abschwächen, aber seinen Begriff nicht beseitigen und bringt zugleich einen neuen Übelstand in die Stelle, da es den Anschein gewinnen kann, die Ursache der Zersprengung sei die gewesen, weil noch kein taktisch gegliedertes und geübtes Corps vorhanden war; das aber wäre *multitudo* auch nicht gewesen, wenn ihr der Mangel, den *incondita* bezeichnet, nicht mehr anhaftete. Der Begriff des Ungeordnetseins, des Mangels an taktischer Gliederung und Übung liegt in *multitudo*, nicht in *incondita*. Dieses geht vielmehr auf das Unfertige, nicht Feldmäßige, Kampfuntüchtige einer Truppe, mag der Grund davon Mangel an Schulung, Zucht oder Bewaffnung sein;[3]) es charakterisiert stets die Truppe, mag diese *vis, manus, multitudo* oder *turba* heißen und wird wohl im ganzen auf dasselbe hinauslaufen, was bei anderen *inutilis* ist.[4]) Man sollte also diesen einen Begriff, der, wie mir scheint, sein Dasein lediglich den missverstandenen Worten Nipperdeys verdankt, ebenso fallen lassen, wie die übrigen Ausführungen jenes Gelehrten vom Schauplatze verschwunden sind. Dieser bemerkte nämlich einst: '*Adhuc* gehört zu *inconditam multitudinem*, was als Eins zu fassen ist: 'sie, die noch eine ungeordnete Menge waren' (nicht 'eine noch ungeordnete Menge'); denn auch in dem Ausdrucke *multitudo* liegt das zum Kampf Untaugliche.' Nipperdey ist thatsächlich zu seinem 'Eins'[5]) gekommen: er hat durch ein tadelnswertes Verfahren aus dem Objecte *inconditam multitudinem adhuc* eine Apposition gemacht zu einem von ihm selbst geschaffenen Objecte *eos*; er hat ferner *inconditam* den Begriff beigelegt, der

[1]) Vgl. Kritz-Hirschfelder zu *Tac. G. 11 turba* non simpliciter est *multitudo*, sed *incondita multitudo nulloque ordine temperata.*

[2]) *Hist. IV, 67; Ann. II, 52.*

[3]) Dies bestätigen alle einschlägigen Stellen bei Tacitus; vgl. Wolff zu *Hist. II, 16*; Heraeus zu *Hist. IV, 76*; Andresen zu *Ann. IV, 47.* — Aus *Curtius IV, 14, 5 intuerentur barbarorum inconditum agmen: alium nihil praeter iaculum habere, alium funda saxa librare, paucis iusta arma esse* ergibt sich, dass *inconditum* daselbst auf die mangelhafte Bewaffnung gehe.

[4]) Vgl. *Liv. XXX, 20, 5 inutili militum turba praesidii specie in oppida Bruttii agri dimissa, quod roboris in exercitu erat, in Africam transvexit; Iust. II, 11, 3 succedente dein inutili turba maior caedes editur.*

[5]) Was nicht zu verwechseln ist mit 'zu einem Begriff'.

in *multitudinem* liegt, dem letzteren einen untergeschoben, den es nicht enthält.[1])

Zu keinem besseren Ergebnisse gelangen diejenigen, welche *adhuc* = 'noch dazu' nehmen;[2]) denn wie ihre Übersetzung 'den noch dazu ungeordneten Haufen' zeigt, gelingt es nicht einmal durch diese, die Nichtzugehörigkeit des *adhuc* zu *inconditam* anschaulich zu machen.[3]) Man wird demnach gut thun, sich nicht weiter mit vergeblichen Versuchen solcher Art zu quälen, sondern die abnorme Wortstellung umsoeher wieder anzuerkennen, als der Inhalt der Stelle selbst dringend dazu räth.

Unsere *multitudo* umfasst doch dieselben Leute, welche vorher in Gegensatz gestellt wurden zu der im großen und ganzen treu gebliebenen *ala equitum*. Es unterliegt nun keinem Zweifel, dass schon mit *vulgus obaeratorum aut clientium*[4]) das *inconditum* gegeben sei; gewiss ist, dass ein nicht feldmäßiger, disciplinloser Zustand für die Zeit angenommen werden muss, als sie zu den Waffen griffen. Dies zwischen den Zeilen zu lesen, wird man durch die Gegenüberstellung mit *ala equitum* geradezu genöthigt. Die Schlagfertigkeit dieser Truppe ist schon mit *ala* gegeben. Wenn dann noch hinzugefügt ist *quae conscripta e Treveris militia disciplinaque nostra habebatur*, so fragt man, welch anderen Zweck das haben soll, als den grellen Gegensatz der Qualitäten derjenigen hervorzuheben, die dem Florus versagten, und die seinem Aufrufe folgten.[5]) Wenn dann römischerseits Julius Indus gegen diesen

---

[1]) Vgl. *Hist. IV, 79 Nerviorum multitudinem, sponte commotam, ut pro Romanis bellum capesseret, idem Canninefates fudere.* Passend ist der Heerbann der Nervier mit *multitudo* bezeichnet, und wenn er geschlagen wurde, so folgt daraus nicht seine Untauglichkeit zum Kampfe, sondern nur die Überlegenheit der gegnerischen *multitudo*; denn *Canninefates* ist eben auch nichts anderes als *multitudo Canninefatium.* — Nipperdey hat übrigens seine Erklärung selbst noch aufgegeben, an ihre Stelle aber eine andere Willkür treten lassen, die Umstellung *inconditam adhuc multitudinem.* Dieser stimmte Andresen zu in seinem 2. Jahresberichte (1876), und sie erhielt sich bis zur 8. Auflage der Nipperdey'schen Ausgabe. In dieser ist die Überlieferung wiederhergestellt mit der eingangs angeführten Bemerkung, d. h. dem übel zugerichteten Torso der Nipperdey'schen.

[2]) Vgl. lex. Tac. s. v. *adhuc, 7.*

[3]) Auch Hands Versuch, vielleicht der erste dieser Art, die Nichtzugehörigkeit von *adhuc* zu *inconditam* zu zeigen, ist vollständig missglückt. Er sagt (Turs. I, 162): 'Ne coniungas *inconditam adhuc*, intellege: antequam multitudo se certo ordine congregavisset.' Das ist mit Rücksicht auf *disiecit* unmöglich; es müsste lauten '(*disiecit*) *multitudinem, antequam se certo ordine congregaret* (*congregavit*)', eine Paraphrase, welche eben nur für *inconditam adhuc* spricht.

[4]) 'Ein gemeiner, niedriger Haufe (d. h. doch wohl 'Gesindel'), der sich aus Schuldnern und Hörigen zusammensetzte'; vgl. Krebs-Schmalz, Antib. II, 687.

[5]) Auch hieraus ergibt sich die Unmöglichkeit der im lex. Tac. vertretenen Anschauung. Die *incondita multitudo* wurde dem aufmerksamen Leser bereits so gründlich demonstriert, dass es mindestens unpassend gewesen wäre, nachträglich mittelst *adhuc* = *insuper* so zu sprechen, als sagte man etwas Neues.

Haufen beordnet wird, so müsste man, selbst wenn es nur *cum manu* hieße, an eine feldmäßige Abtheilung denken; es heißt aber *cum delecta manu*, wo *delecta* augenscheinlich einen scharfen Gegensatz bildet zu *inconditam adhuc*, um die leichte Aufgabe[1]) zu bezeichnen dem Haufen gegenüber, der es noch immer nicht zur Feldtüchtigkeit und Schlagfertigkeit gebracht hatte, der sich mit anderen Worten noch immer in derselben militärischen Unfertigkeit befand, in der er aufgebrochen war.[2])

Wien. Franz Zöchbauer.

[1]) Nicht die Winzigkeit der Kriegsthat, wie Pfitzner meint, der auch darin irrt, dass er dem Indus die Meinung imputiert, etwas Großes auszuführen; davon enthält der Text nichts. *Navandae operae avidior* hat seinen Grund in der Feindschaft mit Florus; vgl. *ob id.*

[2]) Über die ganz gleiche Stellung des Adverbs in *Germ. 38 (horrentem capillum retro)* hoffe ich, ein andermal sprechen zu können.

Zu Aristoteles' Metaphysik 1002 b 24.

Schweglers und Bonitzens Voraussetzung, dass hier mit Alexander ἀλλὰ statt καὶ zu lesen sei, ist nicht nothwendig. Arist. sagt Folgendes: „Wenn es nicht eine Wesenheit außerhalb der wirklichen Sinnesdinge und abgesehen von den Zahlen gäbe, dann hätte man kein der Zahl nach bestimmtes Element, das mehr als eine bloße Art repräsentiert." Dass die große Zahl der sinnlichen Dinge mittelst der Arten zusammengefasst wird, ist bereits zugestanden. Es war also nur noch die Frage, ob man imstande sei, außerdem ein Princip zu finden, das bei der Unmöglichkeit, mit den Arten als Principien auszukommen, die Gewähr böte, den Bestand der gesammten (anderen) Dinge in sich zu schließen. Zwischen ἀριθμῷ und εἴδει ist kein Gegensatz, vielmehr ist ἀριθμῷ in εἴδει schon enthalten. Dass Arist. die sinnlichen Dinge und ihre Zusammenfassung in Arten nicht leugnet, ist klar; nur reichen diese beiden Dinge ihm nicht aus, um durch sie und in ihnen oberste Principien zu gewinnen. Darnach scheint es das Natürlichste, καὶ vor εἴδει gleich *atque* zu fassen.

Graz. J. Zahlfleisch.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Die Tragödien des Sophokles. In neuer Übersetzung von Oskar Hubatsch. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1896. 8°, 456 SS.

Die Absichten, die den neuen Übersetzer des Sophokles leiteten, kranken an einem inneren Widerspruche. Zunächst sollen die Fortschritte der sprachlichen Interpretation des Textes das Unternehmen rechtfertigen. Dieselben sind nun Ergebnisse mikrologischer Forschung. Gerade die sprachlichen und gedanklichen Feinheiten sind es aber, über die sich unser Übersetzer mit größter Ungebundenheit hinwegsetzt. Nicht einmal aus groben Fehlern, wenn er z. B. Trach. 3 *εἰ — εἰ* statt 'ob — oder' versteht 'sei es — sei es', macht er sich ein Gewissen. Um den Preis des Originalmetrums soll Schönheit, Wahrheit und Klarheit erzielt werden. Wie steht es aber mit der Wahrheit? Im kleinen: Trach. 9 *ὄκνος* 'Qual', 14 *δάσκιος* 'behaart', Ai. 3 *σκῆναι* 'Schifferzelte', 12 *παπταίνω* 'hineinschauen', 576 *ἄρρηκτον σάκος* 'die unzerbrochne Wehr'. Heißt Aias 19 *σακεσφόρος* 'der schildbewehrte', so gibt ihm dies Epitheton keinen Vorzug vor seinen Kriegern, die 565 *ἄνδρες ἀσπιστῆρες* gleichfalls 'schildbewehrt' heißen. Warum nicht jener 'Schildträger'? — In einzelnen Sätzen: O. R. 1396 *κάλλος κακῶν ὕπουλον ἐξεθρέψατε* 'als schöne Hülle, die nur Greuel barg'. Wie soll man einen Widersinn beurtheilen wie O. R. 1405 ff.:

> ... *κἀπεδείξατε*
> *πατέρας, ἀδελφούς, παῖδας, αἷμ' ἐμφύλιον,*
> *νύμφας, γυναῖκας μητέρας τε ...*
> Ach, nun war Kind und Vater, Bruder eins
> Und Mutter, Braut und Gattin ...?

Ai. 135 *Σαλαμῖνος ἔχων βάθρον ἀγχίαλον* 'der Salamis' Flur am meerumrauschten Gestade beherrscht'. Wie groß muss das Leid der Mannen des Aias vor Troia gewesen sein, wenn sie klagen: 'ich weide auf blumiger Herdenflur lagernd'?! Ant. 943

'Wohl auch Danaë einst | Musst' im ehernen Haus | Vor dem himmlischen Licht | Bergen die schöne Gestalt': das heißt im Original *οὐράνιον φῶς ἀλλάξαι ἐν χαλκοδέτοις αὐλαῖς*! Sophokles sagt O. R. 999:

τὰ τῶν τεκόντων ὄμμαθ' ἥδιστον βλέπειν

Adolf Wilbrandt übersetzt:

doch ist auch nichts so süß, als in der Eltern
geliebte Augen schaun.

Sollen wir es etwa als Verbesserung hinnehmen, wenn H. übersetzt:

Doch gibt's
nichts Schön'res, als der Eltern Auge schaun?!

Vielleicht aber meinte der Verf. mit Wahrheit nicht Treue im einzelnen, sondern den Gesammteindruck. Bekanntlich ist der Wächter in der Antigone ein Zwillingsbruder grotesk-komischer Figuren wie Shakespeares Gärtner in 'Antonius und Kleopatra', der Todtengräber im 'Hamlet' usw. Die Rede bei Soph. Ant. 223 ff. soll diesen Typus wiederspiegeln. Das thut sie zwar bei Wilbrandt:

Ich kann nicht sagen, Herr, dass ich als Leichtfuß,
vor Eile athemlos, hierher gelangt.
Ich hatte viele Gedankenhalteplätze
und hab' mich wie im Kreisel unterwegs
herumgedreht! Denn meine arme Seele
sprach jeden fünften Schritt zu mir: usw.

Wie matt ist hier doch der neue Übersetzer! Und wahrlich, in solchen Dingen zeigt sich der Meister der Übersetzungskunst.

Doch nun zur Klarheit. Trach. 35 *λατρεύοντά τῳ* 'in seinem Dienst' (d. i. des Eurystheus). Wie einfach wäre 'in fremdem D.'! Daselbst 33 f.:

γῆτης ὅπως ἄρουραν ἔκτοπον λαβών,
σπείρων μόνον προσεῖδε κἀξαμῶν ἅπαξ.
der ein entlegnes Land gewann und dies
zur Saat und Ernte nur einmal besieht.

statt etwa so: 'nur zweimal sieht, zur Saat-, zur Erntezeit.'

O. R. 1388 *τὸ μὴ ἀποκλῆσαι τοὐμὸν ἄθλιον δέμας*

verschlöss' ich ganz den unglücksel'gen Leib

statt 'schlöss' ab' oder 'verschlöss' der Welt'. O. R. 480 'der Spruch von der Mitte der Welt' (d. i. von Delphi; ohne Note!). Das heikle Ant. 569

ἀρώσιμοι γὰρ χἀτέρων εἰσὶν γύαι

übersetzt Wilbrandt:

er findet Andere für Haus und Ehebett,

Donner: auch andre Fluren stehn bereit dem Pflanzer noch,

Hubatsch: es gibt noch andern Boden für den Stamm.

Welche Übersetzung ist da die schwächste? Ich muss weiterhin sagen, dass ich an vielen Stellen von Dramen, die ich seit längerer Zeit nicht gelesen hatte, wiederholt innehalten musste, um mich zum Verständnis dieser Übersetzung durchzuarbeiten.

Zuletzt kommt die Schönheit! Ich glaube, Klänge wie Tr. 42 'Und Poseidon der Ländererschüttrer entrückt' müssen selbst den zahmsten Kunstrichter erschüttern. Nicht viel schöner ist Tr. 37:

... doch nun er diese Mühen
vollendet, zittr' ich grade jetzt erst recht.

Schönheit der Sprache und des Gedankens zugleich sind vereint, z. B.: O. R. 1365

ὄψις τέκνων βλαστοῦσ' ὅπως ἔβλαστε
die Kinder ..., die so blühten, wies geschehn.

Ai. 55 *εἰσπεσὼν ἔκειρε* 'mordend um sich schlagend', O. R. 463 'der Götterspruch vom Fels von Delphi', O. R. 674 'Naturen solcher Art ...'. Gewiss tragen nicht zur Schönheit bei 'die haarbuschumflatterten Helme' (Ant. 116), nachdem Wilbrandt so poetisch übersetzt: 'des Haarbusch-Waldes rauschend Nahn'. Aber wir begegnen noch alten Bekannten wie 'nimmerbezwungener Gott', 'erzumpanzerter Gott' usw.

Nur noch ein Wort über die Abstreifung der so unangenehmen Fessel des Originalmetrums. Man beruft sich auf Dichter wie Schiller, auf Theaterkundige wie A. Wilbrandt und selbst auf Fachleute wie v. Wilamowitz-Möllendorff (Vorrede zu seinem Hippolytos). Dass man eine pindarische Ode nicht im 'Versmaß der Urschrift' wiedergeben wird, räume ich sofort ein; auch viele Tragiker-Chöre nicht. Dass aber der iambische Trimeter uns 'zu feierlich, schleppend, schwerfällig' klingen soll, das gebe ich nicht zu. Vielleicht klingt er uns fremd. Aber ich meine, wenn heute ein genialer Musiker käme, der es zuwege brächte, das, was wir von antiker Musik durch Westphal gelernt, in ein System zu bringen, und er würde nun die Antigone componieren und hierbei auch die griechischen Vierteltöne verwenden, so klänge uns solche Musik sehr fremd, aber sie wäre doch wahrer als die Mendelssohn'sche, deren mächtige Wirkung gleichwohl niemand bestreiten wird. Ich stelle übrigens den neuen Kunstrichtern den Mahnruf eines Karl Goedeke entgegen, der (Vorwort zu Schillers Euripides-Übersetzungen) zunächst betont, dass Schiller nur 'der Noth gehorchend' das Metrum verließ, dass übrigens „diese Methode durchaus nicht als ein Gebot der Nothwendigkeit aufzustellen und als Muster der Übersetzungskunst zu betrachten ist, da bei ihrer Anwendung wesentliche Charakterzüge des Originals, vor allem die strenge Hoheit des Stils, gegen eine schmeichelhafte Gefälligkeit aufgeopfert wird".

Mein Gesammturtheil geht also dahin, dass die neue Übersetzung dem genügen mag, der, um nur leichte Mühe zu haben, gerne matten Glanz für leuchtenden Schimmer in Kauf nimmt, der mit fließenden und ab und zu auch schönen Versen wie Ai. 559

... inzwischen weide
in linder Luft die junge Seele, blühe
zur Lust der teuren Mutter hier!

wie sie einem, der fleißig die Meisterwerke der deutschen Dramatiker gelesen und einer poetischen Ader nicht ganz bar ist, nicht allzu schwer gelingen, sich über zahllose Mängel leichtgläubig hinwegtäuschen lässt. Wie sagt doch der Italiener: „traduttori — traditori."

Wien. Hugo Jurenka.

Die mit Präpositionen zusammengesetzten Verben bei Thukydides. Von Dr. phil. David H. Holmes. Berlin, Weidmann 1895. gr. 8°, 47 SS. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Zweck und Gang vorliegender Arbeit sind zum Theile höchst eigenartig. Zwar bedient sich der Verf. der in syntaktischen Untersuchungen herkömmlichen statistischen Methode — es sei gleich hier bemerkt, dass die gebotenen Zusammenstellungen den Eindruck unbedingter Zuverlässigkeit erwecken —; er weiß aber mit den gewonnenen Frequenzzahlen in einer Weise zu operieren, die zu überzeugenden Resultaten bezüglich der Principien führt, welche der Composition von Verben mit Präpositionen zugrunde liegen. Insoferne also bietet H. principiell Neues, und man darf sich füglich darüber wundern, dass die Bedingungen, unter denen sich im Griechischen Verb und Präposition componieren, noch nicht zum Gegenstande so eingehender und allseitiger Darstellung gewählt wurden.[1]) Angesichts dieser Thatsache berührt es übrigens seltsam, dass H. über die Wahl des Autors, aus dessen Sprache er seine Sätze ableitet, nichts verlauten lässt. Wohl mag er der Ansicht sein, es sei von selbst einleuchtend, dass nur ein Schriftsteller einer vorgerückten Sprachperiode, wo die lose Verbindung von Verb und Präposition der wirklichen Composition gewichen ist und die Consequenzen der letzteren voll zutage getreten sind, für die verfolgten Zwecke geeignet sei.

Das Untersuchungsmaterial ist in vier statistischen Tabellen untergebracht. Die erste enthält die monoprothetischen Verba nebst ziffermäßigem Nachweis ihrer präpositionalen Composition, die zweite die diprothetischen und triprothetischen Verba, die dritte die präpositionalen Combinationen, welche Verbindungen mit Verben eingehen wie *ἀνθυπο*, *ἀντανα* usw., *ἀντεπανα*, *ἀντεπεκ* usw., und die vierte endlich die Statistik der einfachen Präpositionen, d. i. Zahlenangaben über die Verbindung der einzelnen Präpositionen mit ihren Casus, über das Vorkommen der Präpositionen in mono-, di- und triprothetischer Composition, über die Exclusiva, d. i. Verba, die sich ausschließlich nur mit je einer bestimmten Präposition

---

[1]) Nur theilweise mit dem Gegenstande vorliegender Untersuchung berührt sich Fr. Schuberts Programmaufsatz 'Zur mehrfachen präfixalen Zusammensetzung im Griechischen'. Prag 1893.

verbinden (vgl. *ἀπο-κτείνω*), über *ἅπαξ εἰρημένα*, über die 'bevorzugten' Verba, d. i. Verba, die von gewissen Präpositionen zur Composition besonders häufig herangezogen werden (so *ἱκνοῦμαι* von *ἀπό*, da sich die Composition *ἀφικνοῦμαι* unendlich häufiger als *ἐξ(δι-)ικνοῦμαι* findet) usw.

Hiemit sind die wesentlichen Gesichtspunkte gegeben, in die sich die Untersuchung vertheilt. 'Ausdehnung und Verstärkung' des Simplex durch die Composition wie in *ἀπαλλάσσω*, *ἐπι/προς)-βοηθῶ*, *προσδέχομαι* usw. führt zur Ausschließung, zur Vorliebe eines Verbs für eine bestimmte Präposition, so dass es alle anderen Präpositionen meidet (*ἀποκτείνω*, *κατακαίω*), diese wird nun zur Usurpation, zur vollständigen Verdrängung des Simplex durch das Compositum (*ἀνοίγνυμι*); eine andere Folge der Bevorzugung einer oder einzelner Präpositionen ist der Bedeutungsverlust seitens der Präposition, was zur Di- und Triprothesis führt.

Vorstehende Anzeige dürfte genügen, der kleinen, aber wichtigen Schrift Freunde zu verschaffen. Mögen des Verf.s Theorien bald weitere praktische Verwertung finden: Raum böten am besten unsere Schulprogramme, die an Stoffverlegenheit zu leiden beginnen.

Wien. J. Golling.

Engelbertus Drerup, De Isocratis orationibus iudicialibus quaestiones selectae. (Separatabdruck aus dem 22. Supplementbande der Jahrb. für class. Philol.) Lipsiae, Teubner 1896. S. 339 bis 371.

Den Gegenstand der Untersuchung bilden die Rede *περὶ τοῦ ζεύγους* (16), der *Τραπεζιτικός* (17) und die Rede *πρὸς Εὐθύνουν* (21), welche die Überschrift „*Ἀμάρτυρος*" trägt.

1. Der Verf. nimmt Isokrates gegen den Vorwurf in Schutz, als hätte er in dem Enkomion des älteren Alkibiades geradezu sich der Geschichtsfälschung schuldig gemacht, wenn auch zuzugeben ist, dass seine Darstellung in manchen Punkten parteiisch gefärbt ist. So werden die unberechtigten Angriffe von Mauve und Schultze, deren ersterer sogar die Rede dem Isokrates absprechen wollte, in die richtigen Schranken verwiesen. In der vielbehandelten Frage, ob die Rede für den gerichtlichen Vortrag bestimmt war, schließt sich Dr. im ganzen der Ansicht Rauchensteins an, dass dieselbe in der gegenwärtigen Fassung nicht vor dem Gerichte gehalten worden sei, und zieht zum Beweise dafür noch eine Stelle im §. 4 heran, wo der Redner sich an die Zuhörer wenden zu wollen erklärt, *οἳ τῶν πραγμάτων ὕστεροι γεγόνασι*, also (nach des Verf.s Erklärung) Bürger, die nach dem Jahre 415 geboren, unmöglich in dem Processe gegen den jüngeren Alkibiades, d. i. wahrscheinlich im Jahre 397, als Richter fungiert haben können.

Die Lobrede auf den älteren Alkibiades sei vielmehr erst später von Isokrates in die seinerzeit gehaltene Vertheidigungsrede eingeschoben und diese sodann in der erweiterten Gestalt, aber unter Weglassung gewisser entbehrlicher Abschnitte von dem Redner so herausgegeben worden, wie sie uns jetzt vorliegt. Die Beweiskraft der angeführten Stelle ist anzuerkennen, selbst wenn man, wie ich glaube, anzunehmen hat, dass Isokrates mit den citierten Worten überhaupt solche bezeichnen wollte, die infolge ihres jugendlichen Alters an den dem Jahre 415 voranliegenden Ereignissen selbst nicht theilgenommen hatten und diese also nicht aus persönlicher Anschauung kennen oder beurtheilen konnten. Wir müssten sonst, wollten wir dem Verf. folgen, die Niederschrift des Enkomion bis gegen das Jahr 480 herabrücken, wogegen der Umstand spricht, dass die dem Lysias zugeschriebene 14. Rede, welche die Kenntnis desselben voraussetzt, eine so späte Datierung nicht zulässt.

2. Unter Bekämpfung der Schrift von Grosse über den Trapezitikos, welcher die Rede für das Werk eines Rhetors erklärte, werden die zum Theile höchst verwickelten Verhältnisse, die der Processgang zwischen dem Kläger und Pasion darbietet, nebst anderen einschlägigen Fragen behandelt und klargelegt, um zu zeigen, dass nicht der geringste Anlass vorliege, das Werk dem Isokrates abzusprechen. Denn es lassen sich theils die anstoßerregenden Unklarheiten in den Angaben durch richtige Worterklärung beseitigen, theils liegt die Sache so, dass unsere Kenntnis von dem attischen Processverfahren überhaupt nicht zureicht, um jedes Detail befriedigend zu erklären. Dies kann umsoweniger wundernehmen, da gerade für den Process wegen Unterschlagung eines Depositum (*παρακαταθήκης*) unsere Quellen so spärlich fließen. — Eine zu §. 15 gegebene Conjectur *ἑλόμενος ... ἀπήντησεν* ist abzuweisen. Die Parteien einigten sich über die zu bestimmenden *βασανισταί* in der Form eines schriftlich aufgesetzten Contractes (vgl. Meier-Schömann-Lipsius, Att. Proc. S. 891 f.), daher steht mit Recht der Plural *ἑλόμενοι*; ein Widerspruch mit anderen Angaben ist nicht vorhanden.

3. Lässt die genannte Rede weder dem Inhalte noch der Form nach die Annahme zu, dass sie einer Rhetorschule ihre Entstehung verdankt, so ist diese umgekehrt beim Amartyros in hohem Grade wahrscheinlich. Die Darstellung der Processsache selbst mit ihrer außerordentlichen Armut an jedem lebendigen Detail trägt ganz und gar den Stempel einer Fiction und zeigt nebstbei die deutliche Absicht, den Titel Amartyros um jeden Preis zu rechtfertigen. Mit Benseler verwirft denn auch Dr. die Rede als unecht unter Hinweis auf den Charakter der Beweisführung und die stilistische Form, worin sie so vieles aufweist, was der Art des Isokrates fremd ist. Von weit geringerem Gewichte ist das sprachliche Material, welches der Verf. heranzieht.

Am Schlusse äußert Dr. die Vermuthung, der echte Amartyros des Isokrates sei nicht verloren, sondern liege uns in dem Trapezitikos vor. Er beruft sich auf die ausdrückliche Angabe in der letzteren Rede (§. 2), dass die Hinterlegung von Depositen bei Wechslern ohne Zuziehung von Zeugen stattfinde; dass aber gleichwohl in der 17. Rede mehrfach Zeugenaussagen vorkamen, habe die spätere Fälschung zum Anlass genommen, eine völlig zeugnislose Rede herzustellen. — Meines Erachtens gewinnt diese Hypothese wenig an Glaubwürdigkeit durch des Verf.s Erklärung, es sei ihm unwahrscheinlich, dass Isokrates zwei gleichartige Gerichtsreden veröffentlicht haben sollte. Vielleicht hat er gerade dieses processuale Gebiet besonders beherrscht und, solange er überhaupt Gerichtsreden schrieb, besonders gepflegt. Sodann geräth Dr. einigermaßen mit sich selbst in Widerspruch, da er an einer andern Stelle (S. 364 f.) selbst darauf verweist, dass um das Depot doch ein Zeuge, nämlich Pasions Sclave Kittos gewusst habe. Dass dieser thatsächlich nicht als Zeuge angeführt werden konnte, lag außerhalb der Berechnung des Bosporaners. Endlich steht das directe Zeugnis des Dionysios entgegen, der die 17. Rede nur unter dem Namen Trapezitikos anführt und daher keinen andern für sie zu kennen scheint.

Wien. Franz Slameczka.

M. Porci Catonis De agri cultura liber. Recognovit Henricus Keil. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCLXXXXV. V u. 88 SS.

Mit diesem Bändchen, das die kleine Ausgabe von Catos Buch über den Landbau enthält, ist das große Werk Keils, die Herausgabe der landwirtschaftlichen Schriften Catos und Varros, zu welchem er die Vorarbeiten als junger Mann im Jahre 1849 begonnen hatte, zum Abschluss gebracht. Leider war es dem unermüdlichen Gelehrten nicht vergönnt, diesen Abschluss zu erleben; er starb, noch bevor er den letzten Theil seines Werkes dem Drucke übergeben konnte. Die Herausgabe besorgte nach Keils nachgelassenen Papieren G. Goetz, der, wie er in einer kurzen Anmerkung am Schlusse der Vorrede erklärt, abgesehen von einer kleinen Anzahl von Änderungen, von denen die meisten die adnotatio critica betreffen, das Buch so, wie es Keil hinterlassen hatte, herausgab.

Während die große, bereits im Jahre 1881 erschienene Ausgabe (vgl. Jahrg. 1891, S. 604 ff.) den Zweck hatte, den Text der Catonischen Schrift, der in den älteren Ausgaben vielfach entstellt war, möglichst genau nach dem Archetyp zu reconstruieren und so zunächst eine feste Grundlage für die Kritik zu schaffen, soll diese kleine Ausgabe den emendierten Text bieten. Sie weicht infolge dessen an zahlreichen (ungefähr 150) Stellen von der

kritischen Ausgabe ab; denn Keil hat nicht nur viele Emendationen anderer, sondern auch eine große Zahl eigener Conjecturen, die er in dem früher erschienenen Commentar veröffentlicht und begründet hatte, aufgenommen und überdies nicht wenige Stellen durch Benutzung von Lesarten der jüngeren Handschriften lesbar gemacht, so dass die Emendation des durch Verderbnisse jeglicher Art entstellten Textes in dieser Ausgabe wesentlich gefördert erscheint. Von den großen Verdiensten, die sich in dieser Richtung Keil selbst erworben, soll hier nicht mehr gesprochen werden; sie sind in diesen Blättern bereits gelegentlich der Besprechung des Cato-Commentars gewürdigt worden (Jahrg. 1895, S. 121).

Die äußere Einrichtung dieses Bändchens ist dieselbe wie in der kleinen Ausgabe der Varronischen Schrift. Dem Texte ist ein kritischer Commentar von mäßigem Umfange beigegeben, der aus zwei Abtheilungen besteht. Zu allen Stellen nämlich, an denen die neue Ausgabe vom Archetyp abweicht, findet man zunächst die Lesart des letzteren, und wo sich diese — was bei der Unzuverlässigkeit Politians oft genug der Fall ist — nicht genau feststellen ließ, die Angabe Politians und die von ihr abweichenden Lesarten der jüngeren Handschriften verzeichnet, während in einer zweiten, darunter stehenden adnotatio die Quelle angegeben ist, aus welcher die in den Text aufgenommene Emendation herrührt. Bei seinen eigenen Conjecturen hat sich Keil hier ebensowenig genannt wie in der Varro-Ausgabe, so dass man nur ex silentio auf ihn als Urheber schließen kann. Und doch danken wir es zu nicht geringem Theile seinem Scharfsinn, dass wir diese in mancherlei Hinsicht interessante Schrift des strengen Censor in so lesbarer Form vor uns haben.

Pola. Dr. Georg Heidrich.

Horaz. Oden und Epoden nebst fünf Elegien des Properz übersetzt von Eduard Kleber. Straßburg, Heitz 1894. LXII u. 204 SS.

Am Schlusse der vorausgeschickten, dürftigen Biographie des Horaz (p. VIII) spricht K. folgenden Wunsch aus: „Möge die vorliegende Arbeit, deren Streben es war, mit liebevoller Treue gegen Sinn und Wortlaut des Originals eine den Anforderungen der Kritik und des heutigen Geschmackes entsprechende, lesbare Übertragung herzustellen, dazu beitragen, die Kenntnis und das Verständnis des Dichters immer weiteren Kreisen zu vermitteln.“ Ich kann, nachdem ich das Büchlein mit Widerstreben bis zum Ende durchgekostet habe, leider nur den Wunsch aussprechen, dass derlei dilettantische Leistungen, die sich so gröblich gegen den deutschen Sprachgeist und gegen den Genius des römischen Dichters versündigen, auf den engsten Kreis beschränkt bleiben mögen. Wie sehr K. bestrebt war, den Sinn und Wortlaut des Originals zu bewahren, dafür genügen ein paar Beispiele: Myrtoum mare

„das aufschäumende Meer", Bithyna carina „auf dem schwanken Schiffe", Carpathium pelagos „die gefahrvollen Wogen", Diespiter „alter Gott", Maura unda „wilde Brandung" usw. Thyesteas preces misit (Epod. 5) heißt bei K.: „stößt er zuletzt Verwünschung aus", bimi patera vini (I 19) „die Schale mit altem Wein", severi Falerni (I 27) „des feurigen Falerners", adfluentis annos (IV 11) „die flutenden Jahre", victas urbes (IV 15) „Schlachtgewühl", quocumque lectum nomine Massicum servas (III 21) „wozu auch stets gelesenen Massiker du birgst" usw. Oder steckt die „liebevolle Treue" vielleicht in Übertragungen wie bimaris Corinthi moenia (I 7) „an zwei Meeren Corinthus Mauern", (te, Liber) vivae producent lucernae (III 21) „Lampen sollen dich verlängern"? K. scheint sich oft mehr an das Original der Übersetzung von Th. Kayser (Tübingen 1877) gehalten zu haben. Vgl. besonders I 2; 14; II 5; 13; 19; Ep. 7. Doch steht er ihm an Gewandtheit des Ausdrucks um ein Bedeutendes nach. Viele Verse bei K. hören sich wie die nüchternste Prosa an. Vgl. S. 123: „Nur der ist ein freier Mann Und glücklich, der da täglich sich sagen darf, Ich habe gelebt." Wie unedel klingt S. 140: „hat dich der Tod einmal" (= cum semel occideris IV 7), S. 143: „nicht als der erste nahm der wilde Hektor ... die Schläge auf sich für die keusche Gattin und für die zarten Kinder" (IV 9)! Die Unbeholfenheit und Härte im Ausdruck übersteigt oft alle Grenzen und liefert hie und da baren Unsinn. Man liest S. 44: Nicht von Kreide der Strich mangle dem schönen Tag, S. 81: Was soll mit neiderregenden Hallen ich Im neuen Stil ein prächtiges Schloss mir baun?, S. 98: Und harmonisch du, mit den sieben Saiten, Laute, erklingend, S. 109: Denn es gehört im Krug Mit drei Schalen gemischt oder mit neun der Wein, S. 84: So lang auf Priamos Grab und Paris die Herde springt u. a. Sinnstörend wirkt auch die Auslassung des Artikels (Erde wechselt ihr Kleid IV 7), der Copula (Crispus, dem Metall zuwider II 2), die Belastung mit Flickwörtern, ganz unerträglich aber sind Wortstellungen wie I 15: Schlimmer, fürwahr, Deutung jetzt fährst du heim, I 18: Keinen Baum pflanze du vor, Varus, dem Rebenstock! Häufig wird gegen den natürlichen Wortaccent und gegen die Regeln der deutschen Prosodie und Metrik verstoßen; vgl. III 10: Daúern müsst' és dich doch — só mich daliegen sehn, IV 7: Wír nur sobáld wir hináb — sind wir nur Schatten und Staub, Ep. 4: Der Ménsch, ja dér Mensch, Ep. 13: Ach, wie wie wirst du noch einst die gewandelte Liebe bejammern. Höchst abstoßend wirken die unzähligen Verse, die mit einem einsilbigen Worte (Artikel, Präposition, Conjunction) schließen, das mit dem Nachfolgenden in unmittelbarster Verbindung steht. Nur ein Beispiel auf S. 105: Doch Acrisius angstvoller Besorgnis um Die verborgene Maid spotteten Venus und Juppiter, da der Weg offen dem Gotte, wenn Er in Gold sich gewandelt nur. Es fehlt aber auch nicht an Stellen,

die gänzlich unverständlich sind, wenn dem Leser nicht der lateinische Text vor Augen liegt. Ein Muster in dieser Beziehung ist III 7, wozu außerdem ein falsches Versmaß angegeben ist (1 IX statt 1, V); es beginnt: Warum weinst du um ihn, den dir, Asterie, doch Heitre Lüfte zurückführen, sobald der Lenz Naht, an thynischer Ware Reich, den Jüngling, bewährt in Treu, Gyges? Noch ungeheuerlicher baut sich die vierte Strophe auf: Wie durch falschen Verdacht Proteus leichtgläub'gen Sinn Reizte tückisch das Weib, Tod und Verderb ihm, der Allzukeusch, Bellerophon, Zu bereiten, erzählet er.

Der Übersetzung sind alphabetisch geordnete Erläuterungen vorausgeschickt (IX—XXXVII), die nichtsweniger als vollständig sind, durch ihre Dürftigkeit und Trivialität aber jeden gebildeten Leser mit Unmuth erfüllen müssen. Wem man noch Belehrung über die Furien, den Genius, Neptun u. a. zumuthen zu müssen vermeint, wer über Äneas, Dädalus, Hector, Tantalus nicht mehr weiß als K. zu bieten vermag, der dränge sich an einen Horaz nicht heran. Pindar ist ihm der Verfasser *der* Dithyramben (XXX), Cäcuber ein Wein nach Art unseres Champagners (XIII), Satyren sind die *geiß*füßigen Begleiter des Bacchus (XXXII), Pactolus ist ein Fluss (XXVIII), Scamander (XXXII) ein Flüsschen (gerade umgekehrt!), das Tempethal liegt am Fuße des Olympus (XXXV) u. a. m. — Von gleicher Seichtheit und Gehaltlosigkeit sind die Angaben des Inhalts und Gedankenganges zu den einzelnen Gedichten (XXXIX—LXII), die zu I 8—11, 13, 14, II 10—12 überhaupt ganz fehlen. Sie sind häufig nichts anderes als eine Wiederholung einzelner Verse der betreffenden Gedichte. An Kraft und Kürze übertrifft sicherlich alle die zu Ep. 9 (bezw. 8, denn diese sowie 12 bleiben unübersetzt): „Fahr wohl, du Lump!", was mit der Überschrift des Gedichtes „Dem Schurken zum Abschied" sich deckt. Von dem so Apostrophierten, dem Dichter Maevius, ist in den „Erläuterungen" freilich keine Spur zu finden. Nicht immer aber stimmen die Inhaltsangaben mit den meist nicht glücklich gewählten Überschriften überein. So wird z. B. I 15 als Weissagung des Nereus erklärt, während die Überschrift „Strafe des Verführers" lautet.

Über die im Anhange (193—199) mitgetheilte Übersetzung von fünf Elegien des Propertius (1—4 und 18) ist nicht viel Besseres zu sagen, wenngleich der sprachliche Ausdruck sich von Härten möglichst freihält; er erinnert hie und da an die viel gelungenere Übertragung von Fr. Jacob.

Störende Druckfehler begegnen uns mehrfach: Schlacht bei Auctium (XLV), entwarteten st. entarteten (180), Lauf st. Laut (184), warum st. worum (188), mit des Löwen grausen Rachen (73), fern ins Grab (st. Gras) behaglich gestreckt (52), Wein in Fülle Venus genoss st. W. i. Fülle, Venus' Genoss.

Wien. F. Hanna.

Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum. Editum consilio et impensis Academiae Litterarum Caesareae Vindobonensis. Volumen XXXIII. S. Augustini opera. Sectio I. Pars 1. Confessiones. Ex recensione Pii Knöll.

S. Aureli Augustini Confessionum libri tredecim. Recensuit et commentario critico instruxit Pius Knöll. Vindobonae apud F. Tempsky. Pragae, F. Tempsky, Lipsiae, G. Freytag 1896. XXVI et 396 pp.

Auf der Höhe des Lebens und der Wirksamkeit angelangt, etwa 46 Jahre alt und fast schon fünf Jahre Bischof, befasste sich Augustinus um das Jahr 400 — abgesehen von polemischen, dogmatischen und moralischen Themen — mit gründlichen Bibelstudien und arbeitete an schwierigen, fundamentaltheologischen Schriften über die Auslegung der Genesis und über die Evangelien. Es war eine große Zeit, und besonders das Jahr 399 bildete eine wichtige Epoche in der Geschichte der afrikanischen Kirche. Wiewohl nach dem Vorgange des Kaisers Arcadius, der schon am 7. August 395 in Ostrom den heidnischen Cult verboten hatte, auch Honorius im Abendlande gleiche Befehle ergehen ließ, so wurde doch zu Karthago erst am 19. März 399 eine solche Verfügung getroffen, und es wurden auf Anordnung der kaiserlichen Regierung die heidnischen Tempel, die noch vorhanden sein mochten, abgerissen und alle Cultbilder zertrümmert. Aug. De ciu. D. 18, 54. De cons. euang. 1, 27. Quaest. euang. 2, 13. Das Ereignis musste tiefen Eindruck machen, und man bemerkt die Reflexe davon in der literarischen Thätigkeit, die Augustinus um diese Zeit entfaltete. Während aber die großen Erfolge, die zu nicht geringem Theile dem Wirken des neuen Bischofs von Hippo zu danken waren, aus der Freude am Erreichten zu stolzer Befriedigung führen konnten, war es gerade diese Zeit, die den gegen seinen Willen in das apostolische Amt eingesetzten Bischof antrieb, auf sein eigenes Leben einen Rückblick zu werfen und diese Betrachtung in einem großen Bekenntnis-, Dank- und Bittgebet niederzulegen. So entstanden neben jenen umfassenden und mühsamen Arbeiten (*operosissime disputata*) die um 400 abgefassten 13 Bücher der Confessionen, die zu den größten Schätzen der kirchlichen Literatur und überhaupt zu den merkwürdigsten Schriftwerken aller Zeiten gehören. Die ersten neun Bücher schildern den Entwicklungsgang von 33 Lebensjahren bis zu der nach der Taufe und Monnicas Tode erfolgten Rückkehr aus Italien nach Afrika 387; das zehnte Buch legt den Seelenzustand des Bischofs zur Zeit der Abfassung dar; in den letzten drei Büchern gibt der Autor im Hinblick auf seine Aufgabe, das göttliche Wort zu predigen, eine Auslegung des Anfanges der h. Schrift, der die Grundlage des religiösen Lebens bildet. Schon zu Augustins Lebzeiten wurde das Werk eifrig gelesen. *Quid autem meorum opusculorum frequentius et delectabilius innotescere potuit quam libri*

Confessionum mearum? (De dono perseuerantiae 20, 53 im Jahre 428 oder 429.) Im Mittelalter war das Interesse für diese Schrift stets lebendig und auch künftig wird es niemals schwinden. Die Confessionen haben eine hohe culturhistorische Bedeutung, und es wird sich nicht leicht jemand der Bewunderung für sie ganz entziehen können. Unsere Gymnasialpädagogik erfährt lehrreiche Einzelheiten über den Jugendunterricht des vierten Jahrhunderts, und die Mittheilung der dem Knaben zu Verg. Aen. 1, 38 gestellten Aufgabe, mit der er so großes Lob erntete, gestattet einen tieferen Blick in die Unterrichtsmethode jener Zeit. Bei der Wichtigkeit dieser Schrift darf man das Unternehmen der Kirchenväterausgabe beglückwünschen, dass die neue Edition einer bewährten Kraft anvertraut war. Der Herausgeber hat die besten und ältesten Handschriften benützt und der Textgestaltung einen Codex zugrunde gelegt, der sich durch hohe Vorzüge vor allen übrigen auszeichnet und dessen Bedeutung sofort erkannt wird, wenn man nur z. B. 129, 18 *adfuisti* liest, wofür die anderen Hss. *subueniſti* bieten, oder wenn man 175, 3 in dem Bibelcitat Luc. 15, 32 *mortuus fuerat* anstatt *mortuus erat*, wie in allen übrigen Manuscripten gelesen wird (*νέκρος ἦν*), eine auffallende Übereinstimmung mit den alten Evangeliencodices findet. Wie bei der Ausgabe des Eugippius der Codex Vaticanus ein zuverlässiger Führer war, so durfte sich der um Eugippius so verdiente Herausgeber freuen, auch in dem Sessorianus einen sicheren Zeugen des ursprünglicheren Textes gefunden zu haben, und man fühlt ihm die Befriedigung nach, mit welcher er diesem Manuscript in so vielen Fällen zum Vortheile des Textes folgen konnte. Mit fester Hand gieng er dabei zuwerke und führte die Arbeit mit einer Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit durch, die wir auf jedem Blatte bewundern. Indessen konnte er sich dabei nicht verhehlen, dass der Codex S außer den häufigen, durch Aberration entstandenen Auslassungen oder Wiederholungen doch auch von sonstigen Fehlern aller Art nicht frei geblieben ist. Man wird daher andererseits die Schwierigkeit empfinden, mit welcher der Herausgeber zu kämpfen hatte, wenn er gegen die Autorität des S eine Entscheidung treffen musste, und es wäre nicht zu verwundern, wenn er in der Wertschätzung des Codex an einer oder der andern Stelle zu weit gegangen sein sollte. Ein lästiger Fehler dieser Handschrift besteht in der Angleichung eines Wortes am Anfang oder am Ende mit einem benachbarten Worte, wie 331, 8 *partes superiorēs*, 370, 5 *imitantes praecedentes* statt *partes superiorem*, *imitantes praecedentem*; daher wird mancher Leser es ebenso auffassen, wenn 223, 23 *discutiam eam* statt *discutias eam* im S steht, und wird *discutias* umso lieber festhalten, als damit die Schwierigkeit entfällt, welche mit *discutiam* entsteht, indem die Worte dadurch zu einem unauffindbaren und unwahrscheinlichen Citat gestempelt werden. Das schließende *m* zumal wird oft ausgelassen oder

hinzugefügt oder mit einem andern ebenso flüchtigen Auslaute vertauscht (*audirem* 324, 12). Eine leidige Schwäche des Sessorianus ist die irrige Wiederholung eines kurzen Wortes wie 227, 1 *non peccator [non]*, 267, 16 *in ceteris [in]*, 383, 12 *tua creatura [tua]*; darum wird auch 246, 18 *non cubilia non nidosve* ebenso betrachtet werden können, so dass man lieber das zweite *non* mit den übrigen Hss. streichen wird, um nicht gegen alle Zeugen *nidosue* in *nidos suos* ändern zu müssen, weil auch *cubilia* und *nidos* zu innig verbunden sind, als dass sie eine solche rhetorische Schwellung ertragen könnten, während *non alia multa* selbständiger beidem gegenübersteht. So wohl auch 89, 14 *[ad]transiens ad*. Ferner werden in S oft Silben ausgelassen, wie 49, 12 *admo⟨ni⟩tio*, 20, 4 *spec⟨tac⟩ulum*, 148, 2 *con⟨di⟩derat*, 272, 9 *coti⟨di⟩e*, 88, 5 *nod⟨os⟩issimi*, 116, 21 *negoti⟨os⟩orum*, 63, 13 *con⟨ten⟩tiosa*, 167, 12 *incommutabil⟨itat⟩em*; so noch 30, 1; 46, 3; 102, 17; 137, 4; 220, 21. Oft fehlen auch unentbehrliche Wörter, wie 23, 15 ⟨*in gremium*⟩, 257, 11 ⟨*persuadeant*⟩, 261, 12 ⟨*non*⟩, so noch 67, 15; 162, 14; 242, 24; wozu ich auch ⟨*in*⟩ *aenigmate* 118, 4 (vgl. 169, 10; 231, 3; 320, 9) rechnen möchte. Daher erscheint es fraglich, ob man den Mangel wichtiger Glieder von Gegensätzen, wie 191, 24 ⟨*deterius*⟩ oder 380, 1 ⟨*exterior*⟩ zulassen dürfe, da man dieselben in Anbetracht des Charakters der Sprache schwer vermisst. Umgekehrt werden in S auch Silben irrthümlich eingesetzt, wie 4, 18 *[me]mineris*, 74, 2 *gener[ati-on]ibus*, 137, 20 *negoti[os]orum*, 211, 1 *f[am]iliarum*, 298, 25 *ca[pe]ret*. Deshalb dürfte K., ein reifliches Erwägen des Zusammenhanges und der voraufgehenden Citate verrathend, doch ungern dem S gefolgt sein, indem er 364, 8 zu schreiben sich entschloss: *Vos autem, genus electum in firmamento mundi, qui dimisistis omnia, ut sequeremini dominum, ite post eum et confundite fortia*, wo ja *infirma mundi* sowohl durch den Relativsatz *qui dimisistis omnia*, als auch durch den Gegensatz *fortia* verlangt wird, da ausschließlich auf die bereits 177, 3 citierte Stelle I Cor. 1, 27 angespielt ist: *et infirma mundi elegit deus, ut confundat fortia*, die von Augustinus En. in ps. 65, n. 4 und besonders In Ioh. euang. tract. 7, n. 17 erklärt und als beliebter Gedanke gerne angeführt wird (so gleichzeitig um 400 De op. mon. 22, n. 25, wie auch I Cor. 1, 25 *infirmum dei fortius est hominibus* In Ioh. eu. tr. 8, n. 9). Die Stelle Gen. 1, 14 von den *luminaria in firmamento caeli*, die vorher und nachher in die Rede verflochten ist, hat, besonders wenn an specielle Allegorien wie En. in ps. 93, n. 6 u. a. gedacht wurde, ebenso wie Philipp. 2, 15 *lucetis sicut luminaria in mundo* (cf. 361, 10) hier eingewirkt, und darauf beruht die Correctur *in firma[mento] mundi*, in der wir die Hand des Interpolators erblicken dürfen, dessen schädigende Arbeit auch sonst noch zutage tritt. Es erscheinen in dem Codex unannehmbare Zusätze wie *[et]*

48, 4; 161, 22 und auffallende Synonyme wie die erklärende Glosse *[naturam] creaturam* 331, 4 und die vertauschte Conjunction *quamdiu* für *donec* 231, 12. Auch der Zusatz *spiritu* 370, 4 in der Bibelstelle Rom. 12, 2 *in nouitate [spiritu] mentis uestrae* ist kaum als erklärende Einschaltung Augustins aufzufassen. Der Ausdruck *spiritus* trat in dem nämlichen Citat schon einmal als Interpolation für *νοός* (*sensus* Cyprian H. 330, 10; 831, 1; *mentis* Augustinus De trinit. 7, n. 12 zwischen 400 und 416; Epist. 120, 20 ums Jahr 410; De ciu. D. 10, 6) auf, indem er aus schlechten Hss. in die älteren Ausgaben des Cyprian eindrang (Cypriani opp. ed. Hartel I, 330, 10). Jedenfalls aber ist in der Parallelstelle Eph. 4, 23 *renouamini autem spiritu mentis uestrae* (Augustinus um 400 De op. monach. 32, 40; desgleichen um 400 Contra Faustum 24, 1; sodann 412 De peccat. meritis et rem. et de bapt. paru. 1, 27, n. 46; zwischen 401 und 415 De genesi ad litt. 3, 20; 6, 24. 26. 28; 12, 7. 24; so auch In psalm. 25 enarr. II, n. 1) die Quelle dieser auffallenden Erweiterung zu suchen, und wenn hier, Conf. 13, 22, 32, *spiritu mentis uestrae* von Augustinus herrühren sollte, so dürfte man nicht sosehr an eine Vermengung beider Citate glauben, als vielmehr an eine größere Lücke, aus der die Schlussworte der Stelle Eph. 4, 23 herausragen würden, eine Annahme, für die wiederum der Zusammenhang keinen hinreichenden Grund böte.

Die Bibelcitate geben überhaupt zu interessanten Fragen Anlass. Nach augustinischer Auffassung muss 154, 12 in der Anführung der Stelle Ioh. 1, 3 und 4 wohl interpungiert werden:

Omnia per ipsum facta sunt,
et sine ipso factum est nihil.
Quod factum est,
in eo uita est.

Diese Interpunction entspricht zunächst der Erklärung Augustins gegen das Jahr 416 In Ioh. euang. tract. 1, n. 16 *Pronuntia sic: „quod factum est", hic subdistingue et deinde infer: „in illo uita est". Quid est hoc? Facta est terra; sed ipsa terra, quae facta est, non est uita; est autem in ipsa sapientia spiritaliter ratio quaedam, qua terra facta est: haec uita est ...* und weiter n. 17 *hinc quae fiunt per ipsam artem, non continuo uita sunt, sed quidquid factum est, uita in illo est* (dieses *est* auch In ps. 29 enarr. II, n. 1, Migne 36, 216; daher gesperrt zu drucken: es beruht auf dem Codex Sinaiticus und Cantabrigiensis und ist bezeugt durch a b c e f ff² und q ...). Dies ist aber auch eine von vielen griechischen Vätern getheilte Anschauung, und so lasen wenigstens Irenaeus, Clemens Alexandrinus, Origenes, Eusebius, Cyrillus Alexandrinus († 444), welch letzterer im Comment. in Ioh. p. 49 (Migne gr. 73, col. 88) deutlich erklärt: *ἀναγκαίως φησίν· ὃ γέγονεν, ἐν αὐτῷ ζωὴ ἦν. οὐ μόνον φησί· δι' αὐτοῦ τὰ πάντα ἐγένετο, ἀλλὰ καί· εἴ τι γέγονεν, ἦν ἐν αὐτῷ ἡ ζωή.*

Vgl. Tischend.[8] 1, 740 ff. Damit stimmt es überein, wenn der Veroneser Evangeliencodex b den zweiten Satz mit *Quod autem factum est* beginnt, und wenn so viele Anführungen des Verses 3 mit *nihil* schließen wie bei Aug. ums Jahr 390 De uera relig. 3, n. 4; gegen 416 In Ioh. tract. 8, n. 2; 36, n. 1; 44, n. 4. Vgl. auch Pseudospeculum im Corp. Scr. Eccl. L. Vol. XII. (Aug. Sect. III, Pars 1) pag. 305, 13. 540, 8. Diese Interpunction und Zeilenbrechung scheint auch Hieronymus in seinem Neuen Testament befolgt zu haben (Wordsworth 1, 507), während Ambrosius sich über alle Arten der Verbindung äußert. Augustinus bekämpft wie auch Ambrosius nur das Komma vor *uita* und hält die Verbindung *quod factum est in eo, uita est* für unzulässig.

In sehr interessanter Gestalt liegt 154, 23 der Vers Ioh. 1, 13 vor, welcher nicht nur Contra Secundinum 5 um das Jahr 405 und De peccatorum meritis et rem. et de bapt. paru. 2, 24, n. 38 aus dem Jahre 412, indirect angeführt, genau in derselben Fassung erscheint, sondern auch noch anderwärts so gefunden wird. Vor allem steht der Singular *ex deo natus est* — für *οἳ ... ἐκ θεοῦ ἐγεννήθησαν*, „Western, as a reading of the text possibly Latin only" Westcott-Hort, App. 74 — auch in der Veroneser Evangelienhandschrift des fünften Jahrhunderts b sowie bei Tertullian und Iren. lat. Die Umstellung von *carnis* und *uiri* in *neque ex uoluntate uiri neque ex uoluntate carnis* — für *οὐδὲ ἐκ θελήματος σαρκὸς οὐδὲ ἐκ θελήματος ἀνδρός* — kommt wiederum bei Hilarius vor und verdankt ihre Entstehung dem ehemaligen Ausfall des ersten Gliedes, der durch einige griechische Hss., durch Chrysostomus und durch den Fuldensis bezeugt ist. Besondere Beachtung verdient aber der Singular *non ex sanguine* — für *οὐκ ἐξ αἱμάτων* — als uralter Text in Afrika nach Tertullian und Tichonius, in Aquitanien nach Hilarius, als europäische Version nach dem eben genannten b (Blanchini I, p. CCLXVII) und dem Monacensis des siebenten Jahrhunderts q (White, Old Latin Biblical Texts III. 1888, p. 42), indem man nicht einmal wissen kann, ob der Übersetzer in seiner Vorlage *οὐκ ἐξ αἵματος* fand, wie nicht in unseren griechischen Hss., sondern nur bei Eusebius, Comment. zu Esai. 8, 18 und bei Epiphanius, Panarion (aduersus haereses) 2, 2, 42 (654) mit öfterer Wiederholung in den folgenden Worten des eigenen Textes (Migne gr. 24, 145. 42, 92) gelesen wird, oder ob die Übersetzung dem lateinischen Sprachgebrauch gerecht werden sollte, wie Augustinus annimmt, indem er dieser älteren Lesart die bei seinen Vorträgen über Johannes ums Jahr 416 benützte genauere, aber unlateinische Version *non ex sanguinibus* gegenüberstellt und in Ioh. euang. tract. 2, n. 14 bemerkt: *sanguina non est latinum; sed quia graece positum est pluraliter, maluit ille qui interpretabatur sic ponere et quasi minus latine loqui secundum grammaticos et tamen explicare ueritatem secundum auditum infirmorum. si enim diceret sanguinem*

singulari numero, non explicaret quod uolebat: ex sanguinibus enim homines nascuntur maris et feminae. dicamus ergo, non timeamus ferulas grammaticorum, dum tamen ad ueritatem solidam et certiorem perueniamus. Über diesen Plural äußert sich Augustinus auch zu Ps. 50, 6 und 15, 4 in Locut. in Heptat. III (Leuit.), 19 *nam nihilo minus insolens est quod tamen interpretatum est de sanguinibus, quia latina lingua sanguinis numerum pluralem non recipit uel in ipso nominatiuo casu. nam etsi ab eo quod est mare nemo dicit maribus, dicuntur tamen maria, cum sanguina*[1]) *non dicantur, et tamen scriptum est: libera me a sanguinibus* ... Ähnlich noch Enarr. in ps. 50, n. 19. Diese neuere Textgestaltung von Ioh. 1, 13 wird denn auch Epist. 140 (vom Jahre 412), 3, 9 und 4, 11 gelesen. Jedenfalls durfte dieser Vers in der Ausgabe bei den Testimonia und im Index angeführt werden.

Die durch alle Hss. bezeugte Schreibung *dragma* muss 174, 21 und 247, 3 aus Luc. 15, 8 *aut quae mulier habens dragmas decem si perdiderit dragmam unam* ... in den Text gesetzt werden; denn sie ist die feststehende Regel im alten wie im hieronymianischen Evangelium und beruht auf der Form δραγμάς in A F L X ... und δραγμήν in F S^1 X ... So muss auch nach den Manuscripten bei Aug. De consensu euang. 2, 60, n. 118 *didragma* aus Matth. 17, 23 gelesen werden.

Aus I Cor. 15, 54 war 258, 17 *absorta* aufzunehmen, worüber zu vgl. Lachmann 1, 388; Tischendorf, Cod. Amiat. 1854, p. 280. Wölfflin, Archiv 6, 187. Demnach möchte man 205, 19 die Confrontation des S wünschen.

Die Form *susum* ist 323, 17 durch O^1 W^1 und höchst wahrscheinlich auch durch die Vorlage von S^1 (die betreffenden Buchstaben sind gerade zufällig durch S^2 ergänzt) beglaubigt in dem Citat aus Gal. 4, 26, wo sie in dem alten Text nach dem Codex Claromontanus gelesen wurde, und in der gleichen Anspielung auf dieselbe Stelle Gal. 4, 26 findet sie sich in dem Sermo 19, 2 bei Angelo Mai, Nova Patrum Biblioth. I, 1, p. 41 h: *non est consortium illorum ciuium supernae Hierusalem: susum cor feratur, terra carne calcetur.* Damit ist zu vergleichen, was Augustinus sagt In Ioh. epistul. ad Parth. tract. 8, 2 *quod susum, faciens iusum, quod deorsum, faciens sursum. iusum uis facere Deum et te susum?* ib. tract. 10, 8 *susum me honoras, iusum me calcas.* Migne 35, 2036. 2060. Cod. Sess. im Pseudospecul. pr. m. 481, 6. Neue, L. F., 3. Aufl., 2, 751.

Besonders auffallend ist 361, 20 die gute Überlieferung von

---

[1]) Dies ist auch hier die beste Überlieferung (Archiv 9, 157) nach der Adnotatio im Corp. Scr. Eccl. Lat. Vol. XXVIII. Fascic. 1 (Aug. Sect. III. Pars 2), ed. Zycha, 574, 15. Vgl. Arnobius adu. nationes 1, 59 (Corp. Vol. IV. ed. Reiffersch. 41, 8) *hic sanguis et hoc sanguen.*

proprior nach C G¹ O S W für *propior*, ἐγγύτερον, in dem Citat aus Rom. 13, 11; denn eben *proprior* steht im Claromontanus (ed. Tisch. 1852), im Fuldensis pr. m. (ed. Ranke 1868) und im Amiatinus (ed. Tisch. 1854, cf. Praef. pag. XXXVIII), wie denn diese Form auch in Aug. Speculum (Corpus, Vol. XII. Aug. Sect. III, Pars 1, p. 206, 5, cf. Praef. p. XXI) gelangt ist.[1]) Das kann nicht reiner Zufall sein, und man wird künftig auf diesen Vers des Römerbriefes wegen des *r* zu achten haben, wenn man auch wie z. B. 192, 2 ein *proprius* im Text des Autors nicht anerkennen würde.

Die 343, 20 zu *deducet me in terra recta* Ps. 142, 10 angeführte Variante *in uiam rectam*, nach Pseudospecul. 316, 2 *in uia recta*, ist bemerkenswert, weil hier zwei verschiedene Übersetzungen vorliegen, deren griechische Originaltexte sich nur durch die Buchstaben *T* und *Γ* unterschieden. (Sitzungsberichte der Wiener Akad. ph.-h. Cl. 1893. CXXIX. II. Abh. S. 52.)

Mit Recht ist in den Text Augustins 272, 18 *superuacuaneus* aufgenommen, eine Form, die ich bereits in dem Citat Esai. 2, 20 bei Aug. nachgewiesen habe, wozu ich nur nachtragen will, dass zu den in dieser Zeitschr. 1894, S. 721 genannten Hss. auch der Monac. 21234 (Ulm. 34) s. XI. gezählt werden muss.[2]) Ein *prode erat* ist 87, 17 und 22 nur aus V, *prode esset* 345, 18 aus V pr. m. angegeben. Dagegen ist *oportunus, oportune* so gut überliefert, dass man es als regelmäßige Schreibweise anerkennen muss wie 125, 22; 197, 20; 209, 1: vgl. auch Corp. Vol. XII, 253, 19; 453, 6 u. a.

Zu 153, 19 *stimulis internis agitabas* durfte auf Verg. Aen. 11, 336 *stimulisque agitabat amaris* verwiesen werden. Für *negari a Christo coram angelis sanctis* 173, 4 ist Luc. 12, 9 die eigentliche Stelle (*coram angelis Dei*), und wegen *sanctis* könnte man noch Marc. 8, 38 anführen.

Aus der Bemerkung Praef. p. XXXIII *Editio Maurinorum prodiit Parisiis anno 1689* geht hervor, dass nicht die 1679 erschienene Originalausgabe der Mauriner, sondern der Pariser Nachdruck benützt wurde. Jene scheint in Wien gar nicht vorhanden zu sein, während die Nationalbibliothek in Paris drei Exemplare besitzt. Man muss auf sie achten, da die Nachdrucke nicht immer correct sind. Vgl. diese Zeitschr. 1892, S. 839: Rottmanner, Bibliographische Nachträge, Wien 1891 (Sitzungs-

[1]) Vgl. noch Huemer im Sedulius (Corpus, Vol. X) 190, 4. Neue, L. F., 3. Aufl., 2, 206.

[2]) Die jenem *superuacuanea* entsprechende Übersetzung *τοῖς ματαίοις* für Maulwürfe bei Esai. 2, 20 ist noch nicht erklärt. Kaulen, Einleitung in die h. Schrift, Freiburg i. B. 1884, S. 132, erwähnt sie, ohne Aufschluss zu geben und ohne auf Schleusner, III 500, zu verweisen. Hatch und Redpath, A Concordance to the Septuagint, IV, Oxf. 1895, p. 899, überlassen es dem Leser, nach dem hebräischen Originalworte zu forschen. Für den lateinischen Text ist die Sache völlig irrelevant.

berichte der Wiener Akad., ph.-h. Cl., CXXIV. XIII. Abh.). Sehr zu loben ist es, dass die Ausgabe der Löwener Theologen mit l, der Text der Mauriner mit m bezeichnet wurden, weil diese Zeichen vorzügliche Gedächtnishilfen sind, die an die Herausgeber erinnern, und es war kein Grund vorhanden, von der bereits im Vol. XII gewählten Bezeichnung a für die Ausgabe des Joh. Amerbach, der nicht bloß Drucker, sondern auch Herausgeber war, mit Zycha abzuweichen. Das Zeichen a passt für diese Ausgabe von 1506 auch deswegen, weil dieselbe nach den Incunabeln die erste größere Augustinusausgabe ist. Goldbacher hat mit vollem Recht dieses Zeichen für die Amerbach'sche Ausgabe der Episteln wie f für die Froben'sche angenommen. Bei der Besprechung der Oxforder Ausgabe war es wohl sehr exact, den Namen des berühmten Herausgebers Pusey, der sich auf dem Titelblatte verbarg und nur die Vorrede mit E. B. P. unterzeichnete, gar nicht zu nennen; doch hätte es der Sache entsprochen, ihn nicht mit Stillschweigen zu übergehen, ganz abgesehen davon, dass die Edition zu einer Zeit erschien, da der Puseyismus schon hervortrat. Einen Hinweis auf Edward Bouverie Pusey möchte ich daher auch bei der Bezeichnung seiner Ausgabe für praktisch halten. Dies alles sind aber nur Wünsche in äußerlichen Kleinigkeiten, die für die Beurtheilung unseres so schönen neuen Volumens keinen Wert haben.

Zum Schlusse erwähne ich noch aus dem Berichte über die göttliche Mahnung: *tolle, lege!* die nach S aufgenommene, überraschende Lesart 194, 13 *audio uocem de diuina domo*, die sofort jedem einleuchtet, der sich an die Beziehung auf den verlorenen Sohn 175, 2 *gaudium sollemnitatis domus tuae, cum legitur in domo tua* erinnert, und die in den folgenden Worten 194, 18 *diuinitus mihi iuberi* eine weitere Bestätigung findet, wenn gleich der Text der übrigen Hss. *de uicina domo* der Erzählung einen eigenen Reiz zu verleihen scheint. Indem ich dieses besondere Beispiel hervorhebe, will ich nur auf die Wichtigkeit der neuen Ausgabe aufmerksam machen und zeigen, dass darin Fragen angeregt werden, die geeignet sind, einen frischen Zug in die Textforschung zu bringen.

Der verdienstlichen Ausgabe gebürt die größte Anerkennung.

Wien. Franz Weihrich.

Recherches sur l'origine de la conjonction „que“ et des formes romanes équivalantes. Thèse présentée à la Faculté de Philosophie de Zurich pour l'obtention du grade de docteur par Jules Jeanjaquet de Neuchatel (Suisse). Thèse acceptée par la Faculté sur la proposition de M. H. Morf. Paris, H. Welter; Leipzig, Gustav Fock; Neuchatel, Librairie Attinger Frères 1894. gr. 8°, 99 SS.

Jeanjaquet verkennt nicht die Schwierigkeiten, welche dem Versuche, eine endgiltige Lösung der Frage nach der Entstehung

der französischen Conjunction *que* herbeizuführen, entgegenstehen. Er begnügt sich mit der bescheidenen Erklärung: 'Le présent travail n'est à proprement parler que l'introduction d'une étude sur le développement de l'emploi de la conjonction *que*'. Gleichwohl hat sich der Verf. seine Arbeit nichts weniger als leicht gemacht. Er beherrscht vollständig die grammatische Literatur sämmtlicher romanischer Sprachen, er ist über die syntaktischen Arbeiten auf dem Gebiete des Lateinischen vorzüglich orientiert und kennt genau die lateinischen und die romanischen Schriftsteller, welche für die zu behandelnde Frage besonders in Betracht kommen. Die 'Bibliographie des ouvrages cités en abrégé' S. 91 bis 99 ist für die eingehenden Studien des Verf.s sehr belehrend. Die äußeren Vorbedingungen für die erfolgreiche Behandlung des Themas sind also jedenfalls vorhanden. Dass die Arbeit auch methodisch angelegt ist und dass der Verf. thatsächlich all den Spracherscheinungen nachgeht, deren Analyse diesmal seine Aufgabe ist, dürfte zum Theile schon ein Blick auf die gewählte Disposition lehren. Der Verf. behandelt: I. Extension de *quod* en latin postclassique. II. *Quod, quo, quomodo, cum* en roman; *si* en roumain. III. Formation en bas-latin d'une particule relative invariable. — Origine du *que* roman, relatif et conjonction. IV. *Quam* et *quia* dans les langues romanes. Extension de *quare*. La roumain *ca*.

Ref. ist der Ansicht, dass die Arbeitsweise des Verf.s Latinisten wie Romanisten gleich befriedigen werde.

Wien. J. Golling.

Lateinische Lehr- und Übungsbücher.

Vorschule für den ersten Unterricht im Lateinischen nach der kleinen lateinischen Sprachlehre und dem Übungsbuche von Dr. Ferdinand Schultz, geh. Regierungs- und Provinzial-Schulrath zu Münster, unter Mitwirkung desselben bearbeitet von Dr. A. Führer, Director des Progymnasiums in Wattenscheid. II. Übungsstoff und Wörterverzeichnis. 3. Aufl. Paderborn, Druck u. Verlag von Ferd. Schöningh 1894. VIII u. 105 SS.

Über die Anlage und den Wert des vorliegenden Übungsbuches hat Ref. in dieser Zeitschr. 1886, S. 842 f. beim Erscheinen der 1. Auflage und 1892, S. 510 gelegentlich des Erscheinens der 2. Auflage ein günstiges Urtheil ausgesprochen und glaubt, auf dasselbe nur hinweisen zu können, da keine eingreifenden Änderungen in dieser 3. Auflage vorgenommen worden sind.

Die bedeutendste Änderung besteht darin, dass der Übungsstoff über die Deponentia (vier lateinische und vier deutsche Abschnitte) aus dem Pensum ausgeschieden, aber vorläufig noch als Anhang beigegeben ist, damit neben diesem Buche eventuell noch die 2. Auflage des Übungsbuches für das zweite Jahr gebraucht

werden kann, bis dieses nach Vergreifung der 2. Auflage, was mittlerweile geschehen ist, in 3. Auflage erscheint und diesen Übungsstoff übernommen hat. Im übrigen sind nur einige Eigenthümlichkeiten der Declination wie deabus, filiabus, mi, fili, deus, die Accusative auf im, die Declination von vis und bos, domus, manus und die Formen des passiven Imperativs aus dem Übungsstoffe entfernt worden.

Wenn Ref. nach dem Gesagten noch anführt, dass der lateinische und deutsche Ausdruck an verschiedenen Stellen verbessert worden, andererseits allerdings noch einiges von dem, was Ref. a. a. O. ausgestellt hat, mit Unrecht stehen geblieben ist, und dass auch das Wörterverzeichnis hie und da eine Ergänzung gefunden hat und außer auf den grammatischen Theil der Vorschule nun auch auf die kleine lateinische Sprachlehre von Schultz, 22. Auflage von Wetzel und die lateinische Schulgrammatik von Schultz-Wetzel verwiesen wird, glaubt er, dass sich der Leser unter Hinblick auf seine Bemerkungen a. a. O. ein Bild von der neuen Auflage machen kann, und begnügt sich, unter Aufrechthaltung seines früher ausgesprochenen günstigen Urtheils auf das Erscheinen derselben aufmerksam zu machen.

Lateinisches Elementarbuch von P. D. Ch. Hennings, Dr. phil. Prof. und Oberlehrer in Husum. 1. Abtheilung. Lehrstoff der Sexta. Ausgabe B. Nach den preuß. Lehrplänen von 1892 bearbeitet von B. Grosse, Dr. phil. Professor am fürstl. Gymnasium in Arnstadt. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1894. II u. 96 SS. Preis 1 Mk.

Nach Einübung der activen und passiven Formen des Präsens der 1. und 2. Conjugation im Indicativ und des präsentischen Infinitivs derselben im Activ, sowie des Hilfsverbums esse, wozu ganz überflüssigerweise nur einzelne Formen als Übungsbeispiele abgedruckt erscheinen, die ganz gut dem mündlichen Abfragen überlassen bleiben konnten, wird zunächst die O-Declination durch lateinische und deutsche Sätze, die inhaltlich so gut es geht zusammenhängen, und dann ebenso die A-Declination eingeübt. Hierauf kommen die oben genannten Formen der I- und consonantischen Conjugation an die Reihe. Der Übungsstoff für diese besteht gleichfalls aus einer Reihe einzelner Formen und lateinischen und deutschen innerlich zusammenhängenden Sätzen. Daran schließt sich die Einübung der consonantischen und I-Declination, die der Steigerung der Adjectiva, der U- und E-Declination, ferner des Verbums und zwischen der Einübung der Formen dieses die der Pronomen und Grundzahlen. Den Schluss bilden die Übungsstücke für die gebräuchlichsten indefiniten Pronomen, Präpositionen und Adjectiv-Adverbien.

Der Wortschatz, der zur Einübung dieses grammatischen Pensums verwendet wird, ist ein mäßiger und dürfte beiläufig

in den 60 Stücken lateinischer und deutscher Sätze 1000 Wörter umfassen, da in den deutschen Sätzen in der Regel das Wort- und Phrasenmaterial der lateinischen verwendet wird. Die deutschen Übungsstücke von 1—45 sind nämlich bloße Umformungen der lateinischen; erst von da ab bis 60 ist dies nicht der Fall.

Im grammatischen Pensum sind alle Unregelmäßigkeiten vermieden und selbst die Geschlechts- und Casusausnahmen für die Wörter virtus, domus, pater, die wegen des häufigen Vorkommens zugelassen wurden, konnten ganz gut der 2. Classe vorbehalten bleiben.

Von den zwei Anhängen, die den Übungsstoff abschließen, dürfte wohl der erste: de situ, moribus ac populis Germaniae vielfach durch seinen Inhalt und seine Form den Schülern der 1. Classe Schwierigkeiten bieten. Er scheint dem Ref. über die Fassungskraft derselben hinauszugehen. Leichter und dem Auffassungsvermögen der Schüler der untersten Stufe entsprechender sind die lateinischen und deutschen Fabeln und Gespräche des zweiten Anhanges, denen der Schüler gewiss ein größeres Interesse entgegenbringen wird.

Die drei nach den einzelnen Stücken geordneten und gewissenhaft gearbeiteten Wörterverzeichnisse werden den Schülern die Arbeit wesentlich erleichtern.

Ref. glaubt, dass das gut ausgestattete Werkchen, dessen Druck allerdings nicht durchwegs correct ist, beim Unterrichte unter Leitung eines gewissenhaften Lehrers mit Erfolg verwendet werden kann.

Lateinisches Lese- und Übungsbuch für die unteren Classen der Gymnasien und Realgymnasien von Dr. Franz Fassbaender, Oberlehrer. 1. Abtheilung: Für die Sexta. Münster i. W., Druck und Verlag der Aschendorf'schen Buchhandlung 1894. VI u. 111 SS. Preis 1 Mk. 25 Pf.

Im Anschlusse an seine vom Ref. in dieser Zeitschr. 1894, S. 1109 f, besprochene Grammatik hat der Verf. das vorliegende lateinische Lese- und Übungsbuch für die 1. Classe der Gymnasien und Realgymnasien herausgegeben.

Im allgemeinen ist die Anordnung des Stoffes sowie seine Auswahl dieselbe wie in fast allen in der neuesten Zeit auf Grundlage der neuen preußischen Lehrpläne herausgegebenen Übungsbüchern. Der Umfang des verwendeten Wort- und Phrasenschatzes ist auf das äußerste beschränkt. Derselbe ist aus Nepos und Cäsar entnommen mit Ausnahme solcher Wörter, die bei diesen Autoren sich nicht finden und doch nicht entbehrt werden können. Diese sind aus anderen Schulautoren, namentlich Cicero entlehnt. Das grammatische Material schließt alles Unregelmäßige aus. Die Einübung desselben erfolgt durch 109 lateinische Lese- und 65 deutsche Übungsstücke. Die Einzelsätze mit ihrem divergierenden

Inhalt überwiegen, während die zusammenhängenden Stücke, welche mit Ausnahme zweier die Sagen von Äneas, der Gründung Roms und der römischen Könige behandeln, auf ein bescheidenes Maß beschränkt sind. Das deutsche Übungsmaterial verarbeitet zumeist das lateinische. Sowohl der Inhalt als auch die Form entsprechen der Fassungskraft der Schüler der untersten Classe.

Bezüglich der Anordnung des Übungsmaterials zeichnet sich das vorliegende Büchlein von anderen seinesgleichen vortheilhaft dadurch aus, dass die Einübung der Declination und Conjugation voneinander geschieden ist; das gleichzeitige Erlernen derselben vergrößert, wie Ref. schon oft erwähnt hat, die Schwierigkeiten am Beginne des Lateinunterrichtes und verhindert ein festes Einprägen des zu lernenden Materials.

Das Wörterverzeichnis, das in seiner Kürze (S. 86—111) den geringen Umfang des verarbeiteten Wortschatzes ahnen lässt, weist dieselbe Anlage auf wie alle nach Perthes gearbeiteten (vgl. diese Zeitschr. 1875, S. 275 f.). Nach den Abschnitten und innerhalb dieser nach Redetheilen geordnet sind die zum Lernen bestimmten Wörter durch fetten Druck hervorgehoben, während die übrigen, deren Anwendung durch den stofflichen Inhalt gefordert wird, durch den gewöhnlichen Druck als zur gelegentlich unbewussten Aneignung bestimmt bezeichnet sind.

Ref. glaubt, dass das Büchlein, dessen Ausstattung und Druck gut ist, mit Nutzen auf der Unterrichtsstufe, für die es bestimmt ist, verwendet werden kann.

Lateinische Lese- und Übungsbücher für Sexta bis Tertia von Ph. Kautzmann, Professor am Gymnasium zu Mannheim, Dr. K. Pfaff und T. Schmidt, Professoren am Gymnasium zu Heidelberg. 1. Theil für Sexta. 2. Aufl. Leipzig, Druck u. Verlag von B. G. Teubner 1894. VI u. 170 SS.

Bezüglich der Anordnung des Übungsmaterials und der Behandlung des grammatischen Stoffes durch dasselbe, sowie bezüglich der Beschaffenheit des Übungsstoffes nach Inhalt und Form und endlich der Anlage des Vocabulars ist in der vorliegenden 2. Auflage des genannten Lese- und Übungsbuches keine wesentliche Veränderung eingetreten. Ref. verweist daher bezüglich dieser Punkte auf das, was er in dieser Zeitschr. 1892, S. 431 f. über die 1. Auflage gesagt hat. Der Gesammtstoff ist nunmehr der leichteren Orientierung halber in 278 (164 lateinische und 114 deutsche) mit fortlaufenden Zahlen bezeichnete Abschnitte eingetheilt. Der Lesestoff ist vermindert durch Entfernung schwieriger Lesestücke und leichtere und fasslichere Gestaltung der gebliebenen. Auch die deutschen Übungsstücke sind entsprechend verändert und vereinfacht.

Im einzelnen sind vielfache Verbesserungen nach Inhalt und Form angebracht, aber noch immer erscheint sacer mit dem Dativ

verbunden, wo die Bedeutung den Genetiv verlangt (vgl. 147; 17, 6, 9; 26, 5 u. a.).

Das Vocabular erscheint in dieser Auflage systematischer gestaltet, gleich dem für den 2. Jahrgang (V.); vgl. diese Zeitschr. 1894, S. 719 f. Außerdem ist es durch eine Zusammenstellung der in dem Lese- und Übungsbuche verwendeten Adverbien, Präpositionen und Conjunctionen vermehrt.

Das treffliche Hilfsmittel für den Lateinunterricht hat in der vorliegenden Überarbeitung nur gewonnen und wird sich zu den alten Freunden neue erwerben, umsomehr als nun auch die entsprechenden Paragraphen aus der Schulgrammatik von Schmalz-Wagner und der neuesten Auflage der Ellendt-Seyffert'schen Grammatik zu den auf die Stegmann'sche Grammatik verweisenden Bemerkungen hinzugefügt sind. Druck und Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig.

Lateinisches Lesebuch mit Wortschatz von Dr. H. Meurer.
1. Theil für Sexta. 8. völlig umgearb. Aufl. Alle Rechte vorbehalten. Weimar, Hermann Böhlau 1894. IV u. 80 SS. Preis 1 Mk. 25 Pf. —
2. Theil für Quinta. 7. völlig umgearb. Aufl. Alle Rechte vorbehalten. Weimar, Hermann Böhlau 1894. IV u. 96 SS. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Die vorliegenden neuen Auflagen der lateinischen Lesebücher von Dr. H. Meurer für die Sexta (1. Classe) und Quinta (2. Classe) der Gymnasien haben eine durchgreifende Veränderung nach Inhalt, Form und Anlage erfahren (vgl. diese Zeitschr. 1881, S. 635 f.).

In dem für die 1. Classe bestimmten, in 8. Auflage erschienenen Lesebuche wird in 184 lateinischen und 118 deutschen, kurzen, zusammenhängenden und voneinander getrennten Abschnitten, von denen die letzteren nur eine Umarbeitung der ersteren sind, die regelmäßige Formenlehre eingeübt und zwar in der Weise, dass zunächst die ersten drei Declinationen unter Anwendung einiger Formen der 1. Conjugation eingeübt werden, dann die Einübung des Hilfsverbums und der ganzen 1. Conjugation erfolgt, an die sich die der 4. und 5. Declination und der regelmäßigen Comparation anschließt, worauf die Abschnitte über die 2., 4. und 3. Conjugation folgen, zwischen denen die über die wichtigsten Zahlwörter, die Bildung einiger Umstandswörter, sowie die über die Rection unbedingt nothwendiger Präpositionen eingeschoben sind.

Der Lese- und Übungsstoff, zumeist dem Alterthum entlehnt, ist nicht ohne Geschick ausgewählt und gruppiert und verdient auch in formeller Beziehung Anerkennung.

Der Wortschatz, welcher den Übungsabschnitten folgt und so gedruckt ist, dass er besonders gebunden werden kann, ist nach den einzelnen Abschnitten und innerhalb dieser nach den Redetheilen geordnet und gibt auch an, welche grammatische Partien in jenen zur Einübung gelangen.

In dem für die 2. Classe bestimmten Bändchen wird in 151 zusammenhängenden lateinischen und 104 deutschen Abschnitten,

die sich capitelweise an jene anschließen, die Ergänzung der lateinischen Formenlehre (Anomala, die Verba der 3. Conjugation auf io, die Deponentia und die Ergänzung der vier Conjugationen, der Zahlwörter, Adverbien und Pronomen) vorgenommen. In diesem Lese- und Übungsstoff sind hie und da, wo es dem Stoffe nach am passendsten schien, die nothwendigsten syntaktischen Regeln in sehr beschränkter Anzahl verarbeitet. Wo dies der Fall ist, zeigt der nach denselben Principien wie im 1. Bändchen gearbeitete Wortschatz, in welchem sie in den betreffenden Abschnitten angeführt sind.

Der Inhalt des lateinischen und deutschen Lese- und Übungsstoffes, welcher der alten und zwar zum größten Theile der römischen Geschichte entnommen ist und ein allerdings nur lose zusammenhängendes Ganzes bildet, ist anregend, der Ausdruck wie im 1. Bändchen correct. Kleine Unebenheiten, wie die S. IV angeführten und S. 89, Abschn. 89 „Er vereinigte sein Heer mit dem (Heere) des C." statt „mit (dem Heere) des C.", da der Schüler durch jene Einklammerung leicht cum eo Catuli schreiben kann, und Druckfehler wie „hattte" ebend. wird der Lehrer leicht berichtigen.

Den Schluss beider Bändchen bildet ein lateinisch-deutsches alphabetisches Verzeichnis der in denselben verwendeten Vocabeln, an welches im 2. Bändchen noch ein allerdings allzuknappes ($2^1/_2$ SS.) deutsch-lateinisches Verzeichnis angefügt ist.

Beide Bändchen werden trotz einzelner Mängel ihren Zweck erfüllen und können darum empfohlen werden.

Lateinisches Lesebuch für den Anfangsunterricht reiferer Schüler nach Perthes' lateinischen Lesebüchern bearbeitet von Dr. J. Wolff, Oberlehrer am städt. Gymnasium zu Frankfurt a. M. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1895. XI u. 71 SS.

Wortkunde zu dem lateinischen Lesebuche für den Anfangsunterricht reiferer Schüler bearbeitet von Dr. J. Wolff. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1895. 152 SS. Preis für beide Bändchen geb. 3 Mk.

Das vorliegende lateinische Lesebuch ist für die Anstalten bestimmt, an welchen in den drei ersten Jahrgängen die französische Sprache gelehrt wird und der Lateinunterricht erst im 4. Jahrgange beginnt. Der Zweck desselben ist, auf die im nächsten Jahrgange beginnende Cäsarlectüre vorzubereiten.

Der Lehrstoff ist nach den Perthes'schen Lehrbüchern für die 1. und 2. Classe bearbeitet. Er besteht aus 103 lateinischen Abschnitten von Einzelsätzen und zusammenhängenden Stücken (33), an die sich 10 Fabeln in iambischen Senaren und zwei Abschnitte in Distichen aus Ovid anschließen.

Die Einübung der gesammten Formenlehre wird gleich von vornherein mit syntaktischen Unterweisungen

verbunden. Dieses inductive Vorgehen bei der Einprägung der wichtigsten syntaktischen Erscheinungen, das bei der größeren Reife der Schüler leicht mit Erfolg angewendet werden kann, erleichtert die spätere systematische Erlernung der Syntax außerordentlich und ermöglicht versuchsweise die Vornahme der Cäsarlectüre bereits in der 2. Hälfte des Jahrganges, da ein großer Theil der Casuslehre, der Unterschied der Aussage- und Begehrungssätze und andere Wendungen aus der Tempus- und Moduslehre in vorbereitender Analysis für den späteren Unterricht auf diese Weise neben der Formenlehre vorgeführt werden.

Die Form der Einzelsätze und zusammenhängenden Stücke ist mit Rücksicht auf den Zweck des Buches, in kurzem und methodisch sicherem Gange auf die Cäsarlectüre vorzubereiten, im allgemeinen eine gelungene, so dass an ihr wenig auszustellen ist. Bei gewissenhafter Durcharbeitung, Repetition und Retrovertierung desselben, sowie methodischer Einführung der Schüler in das Construieren wird es möglich sein, im nächsten Jahre die Cäsarlectüre mit Erfolg zu betreiben.

Der Inhalt der Einzelsätze und zusammenhängenden Stücke ist interessant und bietet dem Schüler Anregung und Stoff zum Denken. Der Schüler wird jene mit Lust dem Gedächtnis einprägen und gern bei Gelegenheit der Repetition auf dieselben zurückkommen.

Die nach der etymologisch gruppierenden Repetitionsmethode, welche Perthes in seinen Schulbüchern zur Anwendung gebracht hat (vgl. diese Zeitschr. 1875, S. 275 f.; 1885, S. 850; 1889, S. 138 u. 140), angelegte Wortkunde, in welcher die zu lernenden und gelegentlich einzuprägenden Vocabeln geschieden sind, erleichtert das Vorgehen nach der im Lesebuche eingeschlagenen Methode, die Syntax in inductiver Weise neben der Formenlehre zu lernen, wesentlich. Die syntaktischen Erscheinungen, die in systematischem Fortschreiten vom Leichteren zum Schwierigeren vorgeführt werden, sind bei den Abschnitten 50, 69, 85 und 103 unter grammatischen Kategorien zusammengestellt.

An die Wortkunde schließt sich ein Index an, der die über dem Striche angeführten Vocabeln in alphabetischer Ordnung mit den Nummern der Abschnitte, in denen sie vorkommen, und den französischen Vocabeln, die sich aus den lateinischen ohne wesentliche Änderung der Bedeutung entwickelt haben, enthält, damit der Schüler, falls ihm eine oder die andere entfallen ist, dieselbe sammt der Umgebung leicht ohne Zeitverlust ins Gedächtnis zurückrufen kann.

Sowohl das Lesebuch als auch die Wortkunde ist nach dem Gesagten mit Sorgfalt gearbeitet und beide werden an den Anstalten, für die sie geschrieben sind, mit Erfolg verwendet werden. Der Druck ist im wesentlichen correct, die Ausstattung nett.

Übungsstoff für das 2. Jahr des lateinischen Unterrichtes im Anschluss an die »Vorschule für den ersten Unterricht im Lateinischen« nach gleichen Grundsätzen unter Mitwirkung von Dr. Ferd. Schultz, weil. geh. Regierungs- und Provinzial-Schulrath zu Münster, bearbeitet von Dr. A. Führer, Director des Progymnasiums in Wattenscheid. 3. Aufl. Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh 1894. VIII u. 156 SS.

Eine wesentliche Veränderung hat die vorliegende 3. Auflage gegenüber der 2. nur dadurch erfahren, dass infolge der den neuen preußischen Lehrplänen entsprechenden Übernahme der Deponentia aus dem 1. Theile in den 2. der Übungsstoff für dieselben (§§. 1—9) dem früheren Übungstoffe vorangesetzt ist, dass ferner zwei zusammenhängende Stücke hinter §. 65 (57 der 2. Auflage) ausgeschieden und endlich eine Umstellung des Übungsstoffes über den acc. c. inf., über den Gebrauch der Participien und des abl. absol. vor die zusammenhängenden Lesestücke „Aus der alten Götterlehre", die früher jenen vorangiengen, vorgenommen ist.

Im einzelnen wurden theils Besonderheiten der Declination, die im 1. Theile gestrichen worden waren, aufgenommen oder mehr betont, theils solche sowie mehrere Verba mit unregelmäßiger Perfect- und Supinbildung, die für die Schullectüre entbehrlich schienen, gestrichen. Sonst ist abgesehen von vereinzelten inhaltlichen oder stilistischen Verbesserungen das Übungsmaterial unverändert geblieben.

Ref. kann daher auf das, was er bei Besprechung der früheren Auflagen in dieser Zeitschr. 1889, S. 140 f. und 1893, S. 762 f. über Inhalt und Form des Übungsmaterials und die Gruppierung desselben gesagt hat, hinweisen und sich mit der Bemerkung begnügen, dass das Büchlein auch in dieser 3. Auflage ein ganz geeignetes Hilfsmittel für den Lateinunterricht sein wird.

Aufgabensammlung zur Einübung der lateinischen Syntax von Dr. Ferdinand Schultz, geh. Regierungs- und Provinzial-Schulrath zu Münster. 12. Aufl., nach den Lehrplänen von 1892 bearbeitet von Dr. Josef Weisweiler, Gymnasial-Oberlehrer. I, II u. III. Paderborn, Druck u. Verlag von Ferd. Schöningh 1894. IV u. 285 SS. Preis 2 Mk. 50 Pf.

Wie der Verf. in der Umarbeitung des 1. und 2. Theiles des Übungsbuches für die unteren Classen von Dr. Ferd. Schultz in der Weise vorgegangen ist, dass er zuerst durch lose aneinandergereihte Sätze, deren Inhalt soweit als möglich verwandten Gedankenkreisen angehört, die Formen lernen und dann die erlangte Kenntnis an zusammenhängendem Übungsmaterial erproben lässt (vgl. diese Zeitschr. 1894, S. 762 u. 778), so hat er es auch bei der vorliegenden Umarbeitung der Aufgabensammlung zur Einübung der lateinischen Syntax von Dr. Ferd. Schultz in den beiden ersten Theilen gethan, von denen der erste der Einübung der

Lehre von der Übereinstimmung der Satztheile, der Casuslehre, der Lehre von den Participien, den Infinitiven und der Gerundivconstruction, der zweite der Tempus- und Moduslehre gewidmet ist. Der dritte Theil, welcher abgesondert erschienen ist, dient der allgemeinen Wiederholung der ganzen Syntax.

Den einzelnen Abschnitten der einzuübenden syntaktischen Regeln gehen in jenen beiden lose Sätze voraus nicht nur aus dem eben angedeuteten Grunde, sondern auch um den Lernstoff nach eigenen Gesichtspunkten zu gruppieren und die Auswahl der in den an jene sich anschließenden Übungsstücken angewendeten Regeln anzudeuten.

Der Übungsstoff lehnt sich nicht etwa in der Weise an die Classenlectüre an, dass er eine Umschreibung des Gelesenen oder eine Übersetzung in freierer Fassung bietet, sondern nach dem Vorgange von Dr. Ernst Wezels „Cäsars Gallischer Krieg" (vgl. diese Zeitschr. 1886, S. 850 ff. und 1888, S. 422 f.) fasst der 1. Theil den Kreis der geschichtlichen Personen und Thatsachen, die der Schüler in seiner Neposlectüre bruchstückweise und zerstreut kennen lernt, in eine übersichtliche Gesammtdarstellung zusammen, während der 2. Theil die wichtigsten Ereignisse des Gallischen Krieges in einer Reihe anziehender und abgerundeter Gemälde vorführt und so zur Klärung und Vertiefung des Gelesenen beiträgt. In dieser Weise werden im 1. Theile die gelesensten und anziehendsten Lebensbeschreibungen des Nepos verarbeitet, im 2. Theile die wichtigsten, den jugendlichen Geist fesselndsten und anregendsten Partien aus den sieben Büchern des Gallischen Krieges und im 3. Theile die Rede des Cicero über den Oberbefehl des Pompeius, die vier Reden gegen Catilina und die Rede für den Dichter Archias, woran sich als freie Aufgaben die Biographien des Sallust, Livius und Vergil reihen.

Wie auf den Inhalt, so ist auch auf die Form große Sorgfalt verwendet worden. Der Schüler hat geradezu Mustergiltiges als Vorbild für seine Übersetzungen aus den lateinischen Autoren in diesen Übersetzungsaufgaben vor sich, wird also bei der Benützung dieser nicht nur sein grammatisch-stilistisches Wissen fördern, sondern auch den deutschen Ausdruck seiner Übersetzungen bilden.

Winke und Angaben behufs einer correcten Übertragung sind in Klammern beigegeben. Außerdem findet sich am Schlusse des 1. Theiles ein nach den Stücken geordnetes Verzeichnis der in denselben zur Anwendung kommenden Wörter und Phrasen. Unüberwindbare Schwierigkeiten sind dem Ref. nirgends aufgestoßen.

Ref. empfiehlt das entsprechend ausgestattete und correct gedruckte Hilfsmittel zur Förderung des lateinischen Unterrichtes den Fachgenossen.

Lateinisches Übungsbuch. Theil 1. Für Quarta der Gymnasien und Realgymnasien. Erste Einführung in die lateinische Syntax nach dem inductiven Unterrichtsverfahren herausgegeben von Dr. Walter Herz, Oberlehrer am Falk-Realgymnasium in Berlin. Leipzig, Berlin, Wien, Verlag von Julius Klinkhardt 1894. VIII u. 183 SS. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Zweck des vorliegenden Übungsbuches ist, den Schüler auf inductivem Wege in die Syntax der lateinischen Sprache einzuführen. Da aber die Grammatik nach den behördlichen Vorschriften nicht mehr Zweck, sondern nur Mittel zur Erreichung eines gründlichen Verständnisses der Schriftsteller ist, sind die Musterbeispiele nur aus der Classenlectüre, nämlich den gelesensten Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos entnommen. Die aus diesen sich ergebenden Regeln schließen sich in leicht fasslicher Form an sie an und ihre Einübung wird durch eine große Anzahl von deutschen Übungssätzen bewerkstelligt.

Das Übungsbuch zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste (S. 1—61) handelt vom subordinierten Satzverhältnisse, d. h. von den Substantivsätzen, dem acc. c. inf., nom. c. inf., vom consecutiven ut, den abhängigen Aufforderungssätzen und abhängigen Fragesätzen, von den unverkürzten und verkürzten Adjectiv- und Adverbialsätzen. Die zweite (S. 61—144) vom einfachen Satze und seinen Theilen. In beiden Abtheilungen ist der Vorgang ein derartiger, dass von solchen Wendungen ausgegangen wird, in denen der lateinische und deutsche Ausdruck sich decken; z. B. jemand zwingen etwas zu thun; Horatius Cocles sah die Feinde vom Janiculus herablaufen u. dgl. An sie schließen sich dann die abweichenden Wendungen an.

Während die erste Abtheilung nur das aus der Classenlectüre der 2. Classe inductiv kennengelernte syntaktische Material der subordinierten Sätze in übersichtlich gegliederter Zusammenstellung zur Repetierung vorführt, bringt die zweite den eigentlich neuen Theil des syntaktischen Stoffes, nämlich das Wesentliche aus der Casuslehre systematisch zur Einübung. Aber auch hier wird das Hauptgewicht auf die Erscheinungen gelegt, denen der Schüler in seiner Lectüre am häufigsten begegnet, so dass auch auf diesem Gebiete diese die Quelle der Belehrung und Erkenntnis ist. Stets wird von einem Satzganzen ausgegangen. Das außerhalb des Pensums Liegende wird als appercipierende Vorstellung für später zu Bietendes verwertet. Der deutsche Ausdruck ist im ganzen correct.

Nicht zu billigen sind Wendungen wie „in Cicero war genug Beredsamkeit und Klugheit“ (§. 94, 28). Sie haben ihre Erklärung in dem oben angedeuteten Principe des Verf.s, von gleichen Wendungen auszugehen, können aber leicht zur Nachahmung reizen. Darum ist die Wendung „Cicero besaß“ zu wählen und als Brücke die gebrauchte Wendung einzuklammern. Zu beseitigen ist „mit Mauern umhegen“ (§. 106, 3), „unter ge-

waltigem Krachen und Donnerschlägen" (§. 134, 18), „wäre" st. sei (§. 101, 52) u. dgl.

Zur Erzielung einer sorgfältigen und ersprießlichen Vorbereitung ist am Schlusse ein Verzeichnis der in den einzelnen Paragraphen vorkommenden Vocabeln nach jenen geordnet beigegeben. Unter denen der ersten Abtheilung sind von Zeit zu Zeit Zusammenfassungen der wichtigsten nicht zu vermeidenden Erscheinungen aus der Casuslehre eingefügt, die vorläufig vocabelmäßig gelernt als Apperceptionshilfen verwertet werden sollen.

Druck und Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig. Ref. empfiehlt das Buch den Fachgenossen.

Übungsstoff für die Mittelstufe des lateinischen Unterrichtes. Unter Zugrundelegung und als neue Auflage der „Aufgabensammlung zur Einübung der lateinischen Syntax" von Dr. Ferd. Schultz, weil. geh. Regierungs- und Provinzial-Schulrath in Münster, bearbeitet von Dr. A. Führer, Director des Progymnasiums zu Wattenscheid. 1. Theil. Paderborn, Druck u. Verlag von Ferd. Schöningh 1895.

Der durch die Umarbeitung der Lehrbücher von Dr. F. Schultz für die zwei unteren Classen rühmlich bekannte Herausgeber hat in dem vorliegenden Werkchen auch die Aufgabensammlung zur Einübung der lateinischen Syntax von demselben Verf. einer den heutigen Verhältnissen entsprechenden Neubearbeitung unterzogen.

Das Werkchen enthält deutschen Übungsstoff zur Wiederholung der Formenlehre und des Wesentlichen aus der Casuslehre (128 Nummern in 9 Abschnitten), ferner Übungsstoff zur Wiederholung und Erweiterung der Casuslehre und Einübung der Hauptregeln aus der Tempus- und Moduslehre (63 Nummern in 6 Abschnitten) nebst 50 Nummern freier Aufgaben in zwei Abschnitten. Ersterer ist für die 2. und letzterer für die 3. Classe bestimmt.

Abgesehen von einer Anzahl aus der früheren Aufgabensammlung herübergenommener Übungsstücke verschiedenen Inhalts, interessanten Partien aus den Mythen und der Geschichte der alten Griechen und Römer entlehnt, ist der Übungsstoff vom Herausgeber neu verfasst und zwar im Anschlusse an die beliebtesten Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos und die gewöhnlich gelesenen vier ersten Bücher von Cäsars Commentarien über den Gallischen Krieg. Die Bearbeitung ist derart, dass der Inhalt der Lectüre nicht einfach wiederholt wird, sondern zusammengefasst, erweitert, ergänzt und berichtigt, zugleich aber eine stufenweise Einübung der syntaktischen Regeln angestrebt wird. Bezüglich dieser wird bei den einzelnen Abschnitten auf die betreffenden Paragraphen in der von Dr. M. Wetzel bearbeiteten 22. Auflage der kleinen lateinischen Sprachlehre von Dr. Ferd. Schultz und der 2. ebenfalls von Dr. M. Wetzel bearbeiteten Auflage der lateinischen Schulgrammatik von Dr. Ferd. Schultz hingewiesen.

Das benützte Wort- und Phrasenmaterial lässt deutlich erkennen, dass bei der Auswahl desselben nicht bloß die gegen-

wärtige Lectüre und das augenblickliche Bedürfnis, sondern auch die Lectüre der späteren Classen maßgebend war, mithin das Bestreben nur das zu verwenden, was auch später wieder verwertet werden kann. Dabei ist der Ausdruck der zusammenhängenden Darstellung ein natürlicher und gefälliger, und der Übungsstoff lässt sich, obwohl er gut deutsch ist, ohne besondere Schwierigkeit in gutes Latein übertragen. Verstöße in dieser Beziehung, wie „frei von der Gefahr der Perser" (Nr. 4), „aus vornehmem Geschlechte geboren" (5), „die wachsende Macht Athens beneiden" (36), „Gastfreundschaft haben mit jemand" (38), „jemand um Freundschaft bitten" (39); die Weglassung von „als Gefangener" (9, Z. 12) und den häufigen Gebrauch des erzählenden Perfects statt des Imperfects im Deutschen u. a. wird der Herausgeber in der nächsten Auflage gewiss beseitigen.

Die sorgfältig gearbeitete Wortkunde, deren Wörter und Phrasen nach den einzelnen Stücken zusammengestellt sind, macht alle Fußnoten, welche die sichere Einprägung des Wortschatzes nur erschweren, überflüssig.

Ref. ist überzeugt, dass das Buch bei gewissenhafter Benützung nicht nur viel zur Wiederholung, Befestigung und Ergänzung des Inhaltes der Lectüre beitragen, sondern auch bewirken wird, dass die bezüglichen syntaktischen Regeln fest eingeübt und die aus jener gewonnenen Wörter und Phrasen befestigt werden. Deshalb und weil auch die Ausstattung und der Druck gut sind, empfiehlt Ref. das Buch den betreffenden Kreisen.

Übungsbuch für den Unterricht im Lateinischen. Cursus der Obertertia von Dr. Fr. Holzweißig, Director des Kgl. Victoria-Gymnasiums zu Burg. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel) 1894. VIII u. 196 SS. Preis geb. 2 Mk. 20 Pf.

Die Anlage des vorliegenden Buches, welches den Lehrstoff für die 2. Abtheilung der 4. Classe (Obertertia) enthält, entspricht genau der des Übungsbuches für die 1. Abtheilung derselben Classe (Untertertia); vgl. diese Zeitschr. 1894, S. 1008 f.

Es bringt den deutschen Stoff für die Einübung der Partien aus der Tempus- und Moduslehre, die in der 1. Abtheilung nicht eingeübt wurden, so dass die Einübung der Syntax hiermit abgeschlossen erscheint bis auf vereinzelte Fälle, die der gelegentlichen Erwähnung beim Vorkommen in der Lectüre vorbehalten bleiben.

Die 109 Übungsstücke des 1. Theiles des Buches lehnen sich an die Lectüre der Obertertia Caes. de bello Gall. V—VII an. Die Art und Weise der Verarbeitung dieser zum Übungsstoff für die entsprechenden Regeln der Tempus- und Moduslehre ist dieselbe wie in dem Buche für die Untertertia. Ref. kann daher auf die ausführliche Darlegung und Beurtheilung dieses Punktes in seiner Besprechung jenes Übungsbuches a. a. O. hinweisen. Zur Be-

zeichnung der syntaktischen Regeln, die in den einzelnen Übungsabschnitten verarbeitet sind, stehen an der Spitze dieser die bezüglichen Paragraphen der Grammatik des Verf.s.

Zur Ableitung dieser Regeln bringt der 2. Theil lateinische Sätze zumeist aus Nepos und Cäsar, aber auch für jene Regeln über den Gebrauch der Modi in Haupt- und Nebensätzen mit Ausschluss der feineren Unterschiede des Gebrauches, für die in den beiden genannten Autoren keine Beispiele sich finden, mit Recht Beispiele aus Cicero, Ovid und Horaz, da ja die Einübung der Gesammtsyntax auf dieser Stufe abgeschlossen werden soll. Am Rande sind die Nummern der Übungsstücke angebracht, in denen sie zur Einübung kommen. An der Spitze stehen die bezüglichen Paragraphen der Grammatik des Verf.s.

Der deutsche Ausdruck in den Übungsstücken ist ebenso correct, wie die Auswahl der Beispiele zur Ableitung der Regeln gelungen.

Das Wörter- und Phrasenverzeichnis, das die 3. Abtheilung des Buches bildet und nach den einzelnen Übungsstücken geordnet ist, zeugt von liebevoller Sorgfalt.

Ref. kann daher das günstige Urtheil, das er über die früheren Theile der Übungsbücher des Verf.s (vgl. diese Zeitschr. 1886, S. 843 f.; 1893, S. 755 f.; 1888, S. 417 f.; 1892, S. 428 f.; 1893, S. 763 f. und 1894, S. 1008 f.) ausgesprochen hat, auch auf den vorliegenden Theil ausdehnen. Er ist wie jene mit ebensoviel Sachkenntnis als praktischem Geschick gearbeitet und kann bei der Correctheit des Druckes und der praktischen und netten Ausstattung wärmstens empfohlen werden.

Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische

im Anschlusse an Wellers Lateinisches Lesebuch aus Herodot. Herausgegeben von Dr. Eduard Wolff. Leipzig u. Frankfurt a. M., Kesselring'sche Hofbuchhandlung (E. v. Mayer) Verlag 1894. VIII u. 120 SS. Preis geb. 1 Mk. 20 Pf.

Um den aus der Lectüre gewonnenen grammatischen und stilistischen Lernstoff aufzufrischen, fester einzuprägen und durch einiges Neue zu erweitern, hat der Herausgeber des Weller'schen Lesebuches „Der kleine Herodot" vorliegendes Übungsbuch verfasst. Es enthält die schönsten Erzählungen aus Herodot, die der Schüler mit Vergnügen lesen und übersetzen wird. Natürlich ist an ein systematisches Vorführen der grammatischen Regeln nicht zu denken. Wie sie eben gelegentlich bei der Lectüre vorkommen, so erscheinen sie in dem Übungsbuche, nur ein wenig gehäufter. Es muss also ein größerer Abschnitt des lateinischen Lesebuches vorausgenommen und durchgearbeitet sein, bevor an die Übersetzung des Übungsbuches geschritten wird.

Hie und da bietet der Stoff den Schülern Gelegenheit zu einer bloßen Retrovertierung des Gelesenen, vielfach aber und

besonders dort, wo eine Erweiterung des Übungsmaterials durch Wörter und Constructionen, die der Sprache Cäsars entnommen sind, vorgenommen ist, muss sich der Schüler in dem aus größeren Abschnitten aufgespeicherten Vocabel- und Phrasenvorrath umsehen, um der Anforderung, die das Buch an ihn stellt, gerecht zu werden. Wo ihn jener im Stiche lässt, müssen die Lehrer nachhelfen und die in Klammern beigegebenen Winke und Übersetzungshilfen.

Der deutsche Ausdruck ist fast durchwegs gewandt und correct und bietet doch keine unüberwindlichen Schwierigkeiten.

Ref. glaubt, dass bei fleißiger und gewissenhafter Benützung des Büchleins nicht bloß die gelesenen Partien im Gedächtnis der Schüler sich befestigen werden, sondern auch die gewonnenen grammatischen und stilistischen Spracherscheinungen.

Die Ausstattung ist schön, der Druck correct. Ref. empfiehlt das Büchlein.

Lateinische Wortkunde im Anschluss an die Grammatik von Prof. Dr. Paul Harre, Director des Gymnasiums in Saargemünd. 2. Aufl. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1894. VI u. 106 SS. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Die vorliegende 2. Auflage des trefflichen Hilfsmittels beim Lateinunterrichte ist nach Inhalt, Form, Umfang und Anordnung von der 1. Auflage nicht verschieden. Der Verf. hat sein Augenmerk auf Verbesserungen im einzelnen gerichtet und in dieser Beziehung das Büchlein, so weit es überhaupt noch möglich war, zu vervollkommnen getrachtet. Ref. hält daher sein anerkennendes Urtheil über den Wert desselben, das er in dieser Zeitschr. 1890, S. 137 ausgesprochen hat, seinem vollen Umfange nach aufrecht und begnügt sich unter Hinweisung auf jene Stelle den Leser auf das Erscheinen der neuen Auflage aufmerksam zu machen.

Vorlagen zu lateinischen Retrovertierübungen für I und II A von Prof. Dr. Rieder. Königsberg, Hartung'sche Verlagsdruckerei 1894. 139 SS.

Seit der durch die neuen Lehrpläne vom Jahre 1892 an den preußischen Gymnasien eingetretenen Reducierung der grammatischen Lehrstunden im Lateinunterrichte auf eine tauchen vielfache Versuche auf, die nöthige Sicherheit auf diesem Gebiete in den zwei obersten Classen zu erhalten und vielleicht auch zu fördern. Ein solcher Versuch soll auch vorliegendes Büchlein sein.

Dasselbe bietet 30 mäßig lange Übersetzungen aus lateinischen Schulschriftstellern und Neulateinern mit nur geringen Abweichungen vom Originale für die oberste und 25 derartige für die vorletzte Classe mit gegenüberstehendem lateinischen Texte behufs Retrovertierung desselben.

Die Auswahl der Stücke in stofflicher Beziehung ist nicht ohne Geschick getroffen. Der Schüler wird durch die Übersetzung

derselben nicht bloß die erworbene grammatische Sicherheit sich erhalten, sondern auch seine Kenntnisse auf dem Gebiete der Stilistik und Synonymik erweitern und sich so einen gewissen color latinus beim Übersetzen aus der Muttersprache ins Lateinische aneignen. Dass dies aber, solange die Übersetzungsübungen aus dem Deutschen in den beiden oberen Classen und bei der Reifeprüfung noch gefordert werden, nöthig ist, lässt sich wohl ebensowenig leugnen als die Einwirkung dieser Übungen auf eine correcte und verständnisvolle Übersetzung der lateinischen Autoren in die Muttersprache.

Der deutsche Ausdruck lässt manches zu wünschen übrig, besonders fallen Latinismen unangenehm auf, ebenso Auslassungen von Hilfszeitwörtern oder der Gebrauch des erzählenden Perfects (vgl. z. B. Nr. 18, S. 100 der gallische Krieg wurde von C. Julius Cäsar als Oberfeldherr (?) wirklich geführt, vorher ist er nur von den Grenzen zurückgeschlagen).

An unseren Anstalten wird sich trotz der Trefflichkeit der zugrunde liegenden Idee das Büchlein in dem Sinne des Verf.s bei der knappen Zahl der Lateinstunden nicht verwenden lassen; dagegen glaubt Ref., dass es zu lateinischen Compositionen gut verwendet werden kann und ebenso geeignet dazu ist, wie die im Anhange zu griechischen Retrovertierübungen gegebenen Vorlagen zu griechischen.

Ref. macht deshalb die Fachgenossen auf das entsprechend ausgestattete und correct (S. 100 Mitte: Flicken?) gedruckte Büchlein aufmerksam.

Sammlung griechischer und römischer Classiker mit Erläuterungen für die Privatlectüre. 1. Band. Titi Livi ab urbe condita liber XXVI. Herausgegeben von Anton Stitz, k. k. Professor am Staatsgymnasium im II. Bezirke von Wien. Mit 2 Abbildungen und 5 Kartenskizzen. Wien u. Prag, F. Tempsky 1895. VIII u. 89 SS. Preis geb. 60 kr.

Das vorliegende Büchlein bildet den 1. Band einer Sammlung von Abschnitten aus griechischen und römischen Classikern zur Förderung der Privatlectüre. Dieselben sollen zunächst den von der Schullectüre ausgeschlossenen Gebieten der Schulautoren entnommen sein, ohne dass jedoch geeignete Partien aus der Schule fernstehenden Autoren ausgeschlossen sein sollen.

Die Wahl des Stoffes für dieses 1. Bändchen, das dem Schüler das 26. Buch von Livius bietet, hält Ref. für eine glückliche. Das aus verzweifelter Lage sich erhebende Rom, der zähe Kampf desselben gegen den bisher stets glücklichen und siegreichen Feind und die herrliche Gestalt des durch seine Zuversicht und Begeisterung den gesunkenen Muth neu belebenden jugendlichen Scipio müssen das jugendliche Gemüth der Leser anziehen und eine nachhaltige Wirkung auf dasselbe ausüben.

Nur an fünf Stellen wünschte Ref. im Hinblicke auf die Jugend der Leser und die ausdrücklich ausgesprochene Bestimmung des Buches für diese eine Änderung des Textes, die den beabsichtigten Zweck des Büchleins nicht beeinträchtigen wird: cap. 12, 16 amicam oder familiarem statt scortum, cap. 13, 15 rapi in servitutem st. ad stuprum, cap. 19, 7 anguem immanem in cubiculo st. anguis immanis concubitu conceptum et in cubiculo, wenn nicht besser 7—9 ganz weggelassen wird, da der Schüler bisher nirgends von dieser Fabel über Alexander etwas gelesen oder gehört hat; endlich ist cap. 12, 11 durch Tilgung von quibus das Anakoluth zu beseitigen.

Das Verständnis des Textes wird, abgesehen von der vorausgeschickten Übersicht des Inhalts, soweit es nöthig ist, den Schülern durch kurze Inhaltsangaben in Form von Überschriften oder knappen Randnoten, durch einen gedrängten Commentar unter dem Texte, durch ein Wörterverzeichnis und fünf geographische Kartenskizzen erleichtert.

Was den Commentar oder die Fußnoten anlangt, will Ref. aus denselben die recht trefflichen Verdeutschungen und die gelungenen Angaben des Sinnes vieler Stellen behufs Erzielung einer guten Übersetzung hervorheben, im übrigen erkennt er an, dass er knapp ist und nur das Nothwendigste in sprachlicher und sachlicher Beziehung zur richtigen Auffassung der betreffenden Stellen bringt. Indessen scheinen doch viele Noten ganz überflüssig zu sein, namentlich solche, welche auf den Lernstoff der 3. und 4. Classe Bezügliches angeben, das dem Schüler unbedingt bekannt sein muss, und solche, welche auch dort die Analyse andeuten, wo sie der Schüler selbst finden kann. Derartige Bemerkungen laden zur Bequemlichkeit ein, statt das Fassungsvermögen zu schärfen. Daher sind Noten nur dort anzubringen, wo solche Schwierigkeiten vorkommen, deren Lösung für den Schüler sehr schwer und zeitraubend ist. Unnöthig sind sie z. B. 1, 8, 10, 12; 2, 4; 3, 12; 7, 6; 11, 3, 8; 12, 3; 14, 15 (nulli non = omnibus); 13, 2 (Analyse), 7, 13, 18 (Asyndeton); 14, 2, 6, 7 (pondo); 15, 11 (sese vellet aus Caes. b. G. bekannt); 16, 4; 23, 2, 3, 8; 28, 3; 35, 6; 38, 13 u. a. dgl. Dagegen ist wohl eine grammatische Note oder eine Hinweisung auf die Grammatik oder eine sachliche Bemerkung und eventuell eine Übersetzung oder Anleitung zu einer solchen nöthig 1, 6 (reliqua belli); 5, 10; 11, 5; 10, 12 (weil etwa verwischt werden konnten = sie können eben nicht verwischt werden); 15, 6 (socium als Genetiv und warum bucinam = vigiliam); 17, 7 (quod gravissimum exercitus erat), 13 (suspecta); 18, 11; 24, 11 (Corcyrae tenus, urbium solum), 15 (Nasum Acarnanum Eigenname im Genetiv von einem Eigennamen abhängig); 40, 2 (quod belli reliquum erat), 9 (in media urbis); 48, 10 (statt Angabe des Sinnes besser eine Anleitung zur Übersetzung, da diese trotz jener vom Schüler nicht getroffen werden wird) u. a. Un-

zweckmäßig ist die Einklammerung des non 2, 11: filius 17, 4; ebenso die Nichteinklammerung des in re 5, 7, da sie leicht Mißdeutungen veranlassen können. Ungenau ist 15, 5, denn quamvis ist Supplement zum concessiven Particip; 18, 6 (aliorum alios). Unrichtig ist 7, 3 die Analyse mit cuius (relative Anknüpfung) in der Mitte st. nam eius .. et .. et ..; 31, 10 die Erklärung oder die Interpunction; und vielleicht auch die Erklärung zu 38, 4 (pestis = Schade st. Seuche).

Ref will schließlich hier die Frage aufwerfen, ob nicht an vielen Stellen bloße Hinweisungen auf die Grammatik zweckmäßiger wären als selbst kurze Noten, da eine Subsummierung des einzelnen Falles unter die allgemeine Regel jenen leichter erklärt und fester im Gedächtnis zurückhält.

Auch das Wörterverzeichnis, das nur die noch gar nicht oder selten vorgekommenen Vocabeln und Erklärungen von vorkommenden Personennamen und geographischen Bezeichnungen enthält, ist mit gleicher Sorgfalt gearbeitet und wird auf diese Weise das Fortschreiten der Lectüre wesentlich fördern.

Ref. kann das mit den Köpfen des Scipio und Hannibal geschmückte Büchlein, dessen Druck correct und dessen Ausstattung elegant ist, nur wärmstens empfehlen.

Urbis Romae viri illustres a Romulo ad Augustum von Lhomond Holzer. Mit sachlichen Anmerkungen und einem Wörterbuche. Neu bearbeitet von Prof. Dr. H. Planck und Prof. C. Minner. 11. Aufl. Neue Ausgabe ohne Abbildungen. Stuttgart, Paul Neff Verlag 1895. XI u. 211 SS. Preis geh. 1 Mk. 20 Pf., geb. 1 Mk. 50 Pf.

64 Biographien hervorragender Männer der römischen Geschichte aus Livius, Aurelius Victor, Florus, Eutropius, Velleius Paterculus, Valerius Maximus, Sallust, Tacitus, Sueton, Seneca, Justin und anderen als Lectüre für die 3. Classe, nicht für die 2., für die der ursprüngliche Verf. sie bestimmt hatte, da er alle grammatischen Schwierigkeiten durch Änderung der Wortstellung, Auflösung von Participien u. dgl., sowie alle inhaltlichen beseitigte, während die Bearbeitung von Holzer den ursprünglichen Text der Schriftsteller so weit als möglich wiederherstellte, enthält das vorliegende Lesebuch. Bei der jetzigen Betonung der sachlichen Seite der Lectüre wird dasselbe seinem Inhalte nach ganz geeignet sein, auf die Concentrierung des Unterrichtes hinzuarbeiten, den Geschichtsunterricht zu beleben und zu ergänzen und so den Grund zur Einführung der Schüler in die Welt des classischen Alterthums zu legen (vgl. auch De viri illustribus für die III. Classe von Dr. Hans Müller, diese Zeitschr. 1892, S. 424 f.).

Der neue Herausgeber hat an dem Texte nicht viel geändert, da es ihm mehr auf die einheitliche Gestaltung des Inhaltes und auf eine anschauliche, leicht verständliche Darstellung des für die Schüler Wissenswerten und Vorbildlichen aus dem Leben

der großen Männer Roms ankam. Alles, was für das jugendliche Alter der Leser wertlos, unverständlich oder gar schädlich war, wurde gestrichen; und in dieser Beziehung ist das Buch gegenüber den früheren Auflagen vervollkommnet worden. Aber in der Verschiedenartigkeit des Stiles liegt noch immer die Schwäche desselben, und diese muss in noch höherem Grade, als es bereits in der vorliegenden Auflage geschehen ist, beseitigt werden.

Recht instructiv sind die unter dem Texte angebrachten sachlichen Bemerkungen. Auf sie hat der neue Herausgeber alle Sorgfalt verwendet. Wo Anmerkungen nöthig waren, um dem Schüler das volle Verständnis der betreffenden Stellen zu erschließen, wurden sie angebracht, wenn die alten Auflagen keine hatten. Die vorhandenen wurden an vielen Stellen des unnützen Beiwerkes entkleidet und der Kern derselben in kurzer, schlichter, leicht verständlicher Ausdrucksweise dem Schüler vorgeführt. Alle unnützen wurden gestrichen und auch die geographischen Erklärungen nunmehr ins Wörterbuch verwiesen. Auf diese Weise wird der Schüler selten ohne Auskunft bleiben, und doch hat der Umfang auf Kosten der Durchsichtigkeit nicht allzusehr zugenommen. Die wichtigeren Anmerkungen sind in alphabetischer Reihenfolge am Schlusse des Textes verzeichnet, wodurch es dem Schüler ermöglicht wird, im Falle der Nothwendigkeit eine oder die andere leicht aufzufinden und nachzulesen.

Auch das Wörterbuch ist einer sorgfältigen Revision unterzogen worden. Eine größere Anzahl von fehlenden Wörtern wurde aufgenommen, falsche Formen wurden berichtigt, nicht zu belegende beseitigt, und durch die Reihenfolge der Übersetzungen und entsprechende Interpunctionen wurde die Bedeutungsentwicklung der Wörter soweit als möglich zur Darstellung zu bringen getrachtet. Zu billigen ist auch die Anbringung von Quantitätszeichen nur bis zur drittletzten Silbe, wenn diese betont ist, denn darüber hinauszugehen bringt auf der Stufe, für welche das Buch bestimmt ist, nur Verwirrung und hindert die feste Einprägung der Quantität der bei der Aussprache zunächst in Betracht kommenden Silben.

Der Druck ist im ganzen correct, die Ausstattung wie die aller aus derselben Verlagshandlung hervorgegangenen Bücher nett. Ref. macht die Fachgenossen auf das Werkchen, das mit Nutzen beim Lateinunterricht verwendet werden kann, aufmerksam.

Lateinische Schulgrammatik von Dr. Karl Stegmann, Oberlehrer am kgl. Ulrichs-Gymnasium zu Norden. 6. Doppel-Auflage. Leipzig, Druck u. Verlag von B. G. Teubner 1893. XII u. 250 SS.

Über den Wert dieses Buches ein weiteres Wort zu sagen, hieße Eulen nach Athen tragen. Dass es eines der praktischesten Lernbücher beim Lateinunterrichte ist, beweist die weite Verbreitung desselben, und Ref. hat es gelegentlich der rasch aufeinander

folgenden Auflagen schon mehrmals ausgesprochen; vgl. diese Zeitschr. 1886, S. 831 ff.; 1890, S. 42 ff. und 1892, S. 327 f. Nichtsdestoweniger arbeitet der Verf. unverdrossen an der Vervollkommnung desselben. Auch in der vorliegenden 6. Auflage tritt dies zutage. Allerdings beschränken sich die Abweichungen dieser von der vorausgehenden, wenn von dem Abschnitte über die Präpositionen (§. 96) abgesehen wird, der behufs größerer Deutlichkeit und um Missverständnissen in der Anwendung vorzubeugen eine wesentliche Erweiterung, die übrigens auch nur eine halbe Seite beträgt, erfahren hat, nur auf Einzelheiten.

An 40 Stellen hat Ref. die bessernde Hand wahrgenommen; bald ist eine Regel präciser und deutlicher gefasst (§. 25 a; 158; 241, 1; 242, 1; 253; 259 c), bald sind genauere Bestimmungen behufs Abgrenzung der Gebrauchsweise bestimmter Wendungen eingeschoben (§. 260; 261), bald Regeln berichtigt (§. 64; 100, 1 u. 2; 121; 127 B; 267 Anm.), erweitert und vervollständigt (§. 77, 3; 129, 1; 178; 183; 269, 4 Anm.). Ferner sind in der Schullectüre selten oder gar nicht vorkommende Wörter oder Constructionen beseitigt (§. 36; 86, 6; 233 c, 2 Anm. a u. b). Auch passendere Beispiele haben die früheren verdrängt (§. 261), ferner finden sich häufig stilistische Änderungen (§. 167; 191 Anm.; 193 d, e; 204; 233; 257 b Anm.), ebenso Hinzufügungen von Übersetzungen behufs Erzielung richtiger Auffassung (vgl. §. 183). Einzelne Abschnitte sind übersichtlicher gruppiert (§. 25 a; 158 Anm.; 254; 260 u. a.) und minder Wichtiges ist durch kleineren Druck gekennzeichnet (vgl. §. 86 b, Anm. 8; ebend. c, Anm. 3 u. a.).

Wünschenswert wäre is, ea, id als Personalpronomen der 3. Person (er, sie, es) anzuführen oder wenigstens auf das Determinativ is, ea, id an jener Stelle als Ersatz für das nichtreflexive Personalpronomen der 3. Person hinzuweisen. §. 125 d, Anm. 3 sollte auch erwähnt werden, dass Adverbialia wie pro cive, pro hoste bei gerere stehen statt des Substantivs als Prädicatsnomen entsprechend der Verbindung dieses Verbums mit einem Adverbium. §. 129, 1 könnte vielleicht neben bellum facere alicui auch inferre bellum alicui stehen. Nicht einverstanden ist Ref. §. 164, Anm. 2 mit der Änderung eo insaniae = ad eam insaniam, weil der Schüler bei dieser Fassung des Ausdruckes die erstere Wendung nachahmen wird, und doch ist dieser Genetiv bei abstracten Begriffen in der classischen Prosa nicht üblich. §. 244, 2 ist es nach der Tendenz des Buches nicht nöthig, die Umschreibung mit -urus fuerim oder fuissem anzuführen, da sie eintreten kann, aber nicht muss.

Druck und Ausstattung machen der Verlagsfirma Ehre. Ref. begnügt sich nach dem oben Gesagten, auf die neue Auflage des trefflichen Schulbuches aufmerksam zu machen.

Karl Schmidts Lateinische Schulgrammatik. 8. umgearb. Aufl. unter Mitwirkung von Otto Gehlen herausgeg. von Victor Thumser. Mit Erlass des hohen k. k. Min. für C. und U. vom 3. Mai 1894, Z. 8692 zum Unterrichtsgebrauche an Gymnasien mit deutscher Unterrichtssprache allgemein zugelassen. Wien, Alfred Hölder 1894. II u. 236 SS. Preis geh. 1 fl., geb. 1 fl. 20 kr.

Die vorliegende 8. Auflage des bekannten und verbreiteten Schulbuches hat eine vollständige Umarbeitung erfahren. Allerdings ist nicht nach dem Vorgange vieler seiner Art dabei eine Beschränkung auf das nothwendigste grammatische Material eingetreten, sondern auch, wie Ref. glaubt, mit Recht der Stoff aufgenommen, der zur Vorbereitung auf die Dichter und der von Ciceros Diction abweichenden Schulautoren und zum Verständnis derselben erforderlich ist. Um jedoch der neuesten Forderung, dass die Grammatik ein Lernbuch sein soll, nachzukommen, ist der Lernstoff, der nur das Regelmäßige enthält, vom Nachschlagestoffe durch einen Strich getrennt. Über diesem befindet sich also alles aus der Formenlehre und Syntax, was der Schüler unbedingt auswendig lernen muss, unter diesem oder in eigenen Capiteln das, was auf der unteren Stufe überschlagen und gelegentlich einer Wiederholung in den oberen Classen oder beim Vorkommen in der Lectüre nachgeholt werden soll oder kann, wie Ausnahmen von gelernten Regeln, etymologische Ableitung der Formen und ihrer Bedeutung, poetische oder seltenere Formen und Constructionen, wissenschaftliche Begründung derselben, sowie auch gelegentliche Bemerkungen und Andeutungen über die beste und richtigste Übersetzung lateinischer Wörter und Wendungen u. dgl.

Die Gruppierung des Lernstoffes ist übersichtlich und klar, die Fassung der Regeln im allgemeinen recht gelungen. Einzelne Verstöße in dieser Beziehung, wie die Erklärung des historischen Infinitivs §. 289 u. a., werden gewiss eine Correctur erfahren. Die frühere Zerfahrenheit in der Tempus- und Moduslehre, die Zusammengehöriges unter verschiedenen Paragraphen brachte, hat nunmehr einer größeren Einheitlichkeit, wenn auch hie und da auf Kosten der Wissenschaftlichkeit, so doch im Interesse leichteren Auffassens und festeren und sicheren Aneignens der Regeln platzgemacht. Die früheren Vorzüge, wie die treffliche Ausnützung typographischer Mittel behufs Andeutung von Wichtigerem oder minder Wichtigem, das stete Nebeneinander von Adjectiv und Substantiv u. dgl. sind beibehalten worden.

Das Buch hat nach der Ansicht des Ref. durch die neue Bearbeitung an Brauchbarkeit viel gewonnen und wird nicht bloß dort, wo es in den früheren Auflagen beim Lateinunterrichte verwendet wurde, begrüßt werden, sondern auch anderweitig sich neue Freunde erwerben. Ref. kann dasselbe, da auch die Ausstattung gut, der Preis mäßig und der Druck correct ist, nur empfehlen.

Wien. Heinrich Koziol.

Bremer Otto. Deutsche Phonetik. (Sammlung kurzer Grammatiken deutscher Mundarten herausgegeben von O. Bremer. I. Bd.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1893. 8°, XXIV u. 208 SS. Preis 5 Mk.

Der Titel „Deutsche Phonetik" kann auf das Buch nur in beschränktem Maße Anwendung finden, soferne man darnach eine Zergliederung der deutschen Sprache in ihre phonetischen Elemente erwarten könnte. Der Verf. hat im Vorworte seinen Standpunkt ausführlich begründet. Er verfolgt mit dem Buche den Zweck „dem Ungeübten eine Anleitung zu geben, seine Sprache sowie die anderer in Bezug auf die beim Sprechen wirksamen Factoren richtig zu beobachten", wünscht also dem Anfänger ein Lehrbuch in die Hand zu geben, nach welchem er sich die Grundlagen für weitere phonetische Studien aneignen könne; er will also nur eine Vorschule bieten, auf Grund deren sich der Lernende an anderen phonetischen Werken weiter bilden soll. Da von diesen besonders auf die Phonetik von Sievers verwiesen ist, begreift man, dass es Bremer nicht darum zu thun ist, gegen die sogenannte englische Schule, welche ihr Hauptgewicht auf den physiologischen Theil der Phonetik, auf die Articulationsstellungen legt, Stellung zu nehmen, sondern den Weg zu zeigen, auf welchem der Anfänger die Bedingungen für das eigene Sprechen kennen lernt und so auf sicherer Basis seine Kenntnisse zur Beurtheilung sprachgeschichtlicher Thatsachen und Entwicklung zu verwerten imstande ist.

In der Einleitung wird eingehend dargelegt, dass für eine praktische Phonetik — eine solche will das Buch sein und ist es auch — die akustische Betrachtungsweise des Gesprochenen die allein zu einem Ziele führende ist. Denn „die Articulation eines bestimmten Lautes ist nur die Folge des Bestrebens, eine bestimmte akustische Wirkung zu erzielen. Diese ist das prius, jene das posterius" (S. 4). Diese scharfe Betonung des akustischen Elementes für die Betrachtungsweise des Gesprochenen bildet den Grundcharakter des ganzen Buches, und schon darum verdient es die Beachtung und das Studium aller, welche es mit phonetischen Untersuchungen zu thun haben. Der IV. Abschnitt, „Unsere Sprechwerkzeuge und ihre Thätigkeit" betitelt, bietet eine vorzügliche Darstellung der für das Sprechen verwendeten Organe, erläutert durch anschauliche Abbildungen der einzelnen Theile derselben. Je besser und genauer die Kenntnis von der anatomischen Beschaffenheit der Sprechorgane und ihrer Bewegungsfähigkeit ist, umso klarer wird auch die Erkenntnis der Articulationsarten sein, umso eher wird man imstande sein, zwischen verwandten Lauten das unterscheidende Moment herauszufinden.

Die Elemente der gesprochenen Sprache werden unter den beiden Gruppen „Geräusch" (S. 40—111) und „Klang" (S. 112 bis 197) behandelt. Die Darstellung des Stoffes von der akustischen Seite bringt es mit sich, wenigstens in der Anlage von Bremers Buch, dass die Einzellaute nicht nach ihrer Articulations-

stellung, sondern nach der Bewegung der zur Erzeugung des Lautes verwendeten Organe beurtheilt werden. Der akustische Eindruck eines gesprochenen Lautes — und alles Sprechenlernen beruht auf der Nachahmung gehörter Geräusche und Klänge — ruft eine bestimmte Bewegung der articulierenden Organe hervor, nicht eine Einstellung zur Lautbildung. Die Beschreibung der Articulationsstellung wäre also nach Bremer nur eine theoretische Loslösung und Fixierung der Articulationsbewegung. Demnach wird Ein- und Absatz der Laute, die bei der Bewegung der Organe zur Lautbildung allein hörbar werden können, besonders scharf betont: „Der eigentliche Verschluss selbst ist nicht hörbar, weil zur Zeit die Luft abgesperrt ist; nur mittelbar hörbar ist der Einsatz; als Geräusch hörbar ist allein der Absatz, und auch dieser nur unter gewissen .... Einschränkungen" (S. 43). Dass bei dieser Anschauung die Articulationsstellung, also die Dauer der Articulation — und jedem Laute, auch der minimalsten Lenis kommt eine bestimmte Dauer zu — vernachlässigt wird, ist eine nothwendige Folge. Für die Verschlusslaute nach der gewöhnlichen Bezeichnung (p, t, k, b, d, g, m, n) mag das angehen, aber für die Laute mit bloßer Engenbildung, ohne vollständigen Verschluss, ist doch die Stellung während der Dauer der Articulation ein wesentliches Moment. Bremer verwendet die Bezeichnung Verschluss für alle jene Laute, bei welchen das Ansatzrohr in irgendeiner Weise verengt wird; es muss daher zwischen vollkommenem und theilweisem Verschluss unterschieden werden. Die Anwendung der Bezeichnung Verschluss für jede Verengung des Ansatzrohres ist neu und hat manches für sich; doch eignet sich diese Abweichung von einer in der Phonetik bereits festgewurzelten Bezeichnung nicht für einen zur Einführung ins phonetische Studium bestimmten Leitfaden. Übrigens hat sie Bremer selbst nicht überall durchgeführt; man vgl. die oben citierte Stelle: „weil die Luft zur Zeit abgesperrt ist." Bei den Reibelauten ist ja doch keine Absperrung der Luft vorhanden, die Reibegeräusche fallen auch durch ihre Dauer weit mehr ins Gehör als durch den Absatz, beziehungsweise Einsatz.

Ungemein sorgfältig sind die Untersuchungen über die Articulationsbewegung und ihre Modificationen bei Verbindungen mit anderen Lauten. Hier bringt Bremer die Betonung des Ein- und Absatzes zur vollen Geltung; der Einsatz für einen Laut wird in jeder Hinsicht durch den Absatz des vorausgehenden bestimmt, wie umgekehrt der Absatz eines Lautes durch den Einsatz des folgenden beeinflusst ist. Wenn auch im wesentlichen nur eine Erörterung über die Einzellaute beabsichtigt ist, so sind doch die Grundlinien einer Combinationslehre gegeben und zwar in durchaus selbständiger Darlegung. Nirgends findet sich eine Anlehnung an schon vorher versuchte Darstellungen, überall werden sämmtliche Momente, welche dem Laute in dieser oder jener Stellung in der

Nachbarschaft anderer Laute seinen eigenthümlichen akustischen Wert verleihen, untersucht, auf ihre Ursachen geprüft und in ihren Wirkungen erläutert. Die zweite der beigegeben Tafeln bringt eine Reihe von Abbildungen, welche das bei der Erzeugung der Vocale, der dentalen und gutturalen Consonanten des Schriftdeutschen durch die Zunge berührte Gaumengebiet deutlich zur Anschauung bringen. Zu jedem Gaumenbilde (das Berührungsgebiet ist mit rother Farbe gekennzeichnet) kommt ein senkrechter Längsdurchschnitt des Mundraumes, welcher die Hebung und Stellung des Zungenrückens bei der Articulation dieser Laute skizziert. Diese Abbildungen sind eine schätzbare Beigabe des Buches.

Auf eine systematische Darstellung der Laute hat Bremer verzichtet. Ihm kommt es darauf an, die bei der Lauterzeugung wirksamen Factoren der Articulation zu untersuchen. Als solche betrachtet Bremer für die Formen der Geräusche die Verschlussbildung in dem Sinne, dass das Ausflussgebiet für den Luftstrom entweder ganz verschlossen wird (Mund- und Nasenverschluss) oder theilweise (Mund- oder Nasenverschluss oder Verengerung des Ausflussgebietes), dann die Reibung, bei welcher die austretende Luft an irgendeiner Stelle des theilweise verschlossenen Ansatzrohres ein Geräusch bildet, drittens das Zittern (r-Laute). Bei Besprechung der Intensität des Geräusches wird streng zwischen der auf der Energie der Muskelthätigkeit beruhenden Schärfe des Geräusches und der Stärke desselben, welche durch die Energie des Exspirationsstromes hervorgerufen wird, unterschieden. Hier kann man dem Verf. nur beipflichten, dass Engenbildung und Stärke des Luftdruckes gesondert werden müssen, wenngleich die Energie einer Articulation wohl ausschließlich von der größeren oder geringeren Stärke des Exspirationsstromes abhängig ist. Gerade für die übliche Scheidung von Fortis und Lenis erweist sich diese Untersuchung sowie die Betonung des Ein- und Absatzes als sehr fruchtbar. Ein Laut, den wir als Fortis zu bezeichnen pflegen, kann scharf und stark einsetzen und mit schwächerer Bildung absetzen und umgekehrt. Scharfer und starker Einsatz ist durch den energischen Luftdruck bedingt, sanfterer durch voraufgehenden geringeren, und ebenso hängt die Schärfe und Stärke des Absatzes von der Energie der Exspiration für den folgenden Laut ab. §. 99, Anm. 3 und §. 102 wird die Erscheinung, dass (ursprünglich geminierte) Fortis zur Lenis geworden ist, erwähnt und damit erklärt, dass die Aussprache langer Vocale + fortis-Einsatz aufgegeben wurde, weil sie besonderen Kraftaufwand erforderte und unbequem war. In dieser Weise ist die Aufstellung zum mindesten einseitig. Das wesentliche Moment für die Beurtheilung dieser Geminaten, dass während der Articulation die Exspirationsstärke wechselte, hat Bremer unbeachtet gelassen. Es kann nicht genug betont werden, dass Mundarten (und dies gilt natürlich auch für die Sprachgeschichte), welche Drucksilben kennen, die schwach-

tonigen Silben unter erheblich stärkerem Luftdruck articulieren als jene, welche nur Schallsilben sprechen. Die Geminata nach langem Vocal hat lenis-Einsatz und bei ansteigender Stärke der Exspiration fortis-Absatz. Nicht das Aufgeben des fortis-Einsatzes der Geminaten ist es also, welches die Lenis herbeiführte, sondern die Einheitlichkeit der Exspiration, der Übergang von der Drucksilbe zur Schallsilbe, entzog dem Consonanten den fortis-Absatz und bei allmählich und gleichmäßig absteigender Stärke des Luftstromes kann, wenn lenis-Ein- und Absatz vorhanden ist, natürlich keine Fortis bestehen.

Am ausführlichsten ist der Abschnitt über den Klang; nur wer ein feines und musikalisch geschultes Gehör besitzt, wird diesen Untersuchungen in ihrem ganzen Umfange folgen können. Die Klänge des Ansatzrohres werden getrennt von der Stimme behandelt. Die ganze Darstellung macht den Eindruck, dass die Analyse der Articulationsfactoren, welche den Eigenton und die Klangfarbe der Geräusche und der Vocale (unter solchen versteht Bremer einen geräuschlosen, gesprochenen Schall, §. 127) bestimmen, eine wertvolle Bereicherung dieses Theiles der Phonetik ist. Die Eigentöne der Vocale werden einer genauen, durch die Herbeiziehung der von früheren Phonetikern versuchten Bestimmungen erläuterten Untersuchung unterzogen. Das Ergebnis Bremers ist nebst den Angaben älterer Forscher auf einer Tabelle S. 170 vorgelegt. Mag man auch in Einzelheiten, z. B. der Definition des Vocales, der Beurtheilung des h, mit Bremer rechten, so wird doch jeder aus seinem Buche Aufklärung und fruchtbare Anregungen erhalten.

Gegen die am Schlusse S. 198 ff. vorgeschlagene Lautschrift lässt sich nichts einwenden. Ob sie den praktischen Anforderungen entspricht, müssen die mundartlichen Grammatiken zeigen, die Bremer in dieser Sammlung herausgeben wird. (Eine, „Die Mundart von Mühlheim an der Ruhr“ von E. Maurmann, ist als IV. Band bereits erschienen.)

Die im Vorworte S. X ff. dargelegten Ansichten Bremers über die Lautgesetze vermag ich mir nicht anzueignen. Die in einem kleinen Kreise vollzogenen organischen Lautveränderungen sollen erst durch die Mischung der einzelnen Individualsprachen innerhalb derselben Verkehrs- und Sprachgenossenschaft ausnahmslos geworden sein. Mir scheint, dass man die an der heute gesprochenen Mundart beobachteten Veränderungen nicht so ohneweiters auf die sprachgeschichtliche Entwicklung im allgemeinen anwenden darf. Wer die Geschichte einer einzelnen Mundart verfolgt, wird zur Überzeugung kommen, dass heute ganz andere Factoren die Gestaltung der Mundart bestimmen als vor Jahrhunderten, natürlich abgesehen von den organischen Veränderungen. Die starre Consequenz in der Entwicklung des einzelnen Lautes findet sich in jeder Mundart, welche Anspruch auf eine zusammenhängende Eigenentwicklung hat, und vermag die Überzeugung von der lautgesetz-

lichen Fortbildung der Sprachlaute nur zu befestigen. Dass heute die Mode eine viel größere Rolle spielt als in früheren Zeiten, wird man gerne zugeben.

Bause Josef, Wie kann unsere Schrift vereinfacht und vervollkommnet werden? Aufklärungen und Vorschläge zu Besserungen. Paderborn, F. Schöningh 1893. 8°, 144 SS.

Bause ist auf Grund selbsterworbener phonetischer Kenntnisse der herrschenden Orthographie nachgegangen und zur Überzeugung gekommen, dass die Mängel und Thorheiten unserer Schrift allem gesunden Denken Hohn sprechen und einen Hemmschuh für die Ausbildung in der Elementarschule bilden. „Zwei Jahre können erspart werden in der Elementarschule durch vernünftige Gestaltung unserer Schrift, abgesehen von weiteren Vortheilen für die Studien." Ausgehend von diesem verlockenden Motto hat er es unternommen, seine Ansichten über die Besserung und Vervollkommnung unserer Schreibung in dem Büchlein niederzulegen, das er für weitere Kreise bestimmt hat, um die Bewegung gegen die vernunftwidrige Orthographie allgemein in Fluss zu bringen. Der größte Theil der Schrift berichtet über die phonetischen Studien des Verf.s und die Erfahrungen, die er an seiner eigenen Aussprache und zum Theil an der Fremder gemacht hat. Auf Grund dieser experimentellen Kenntnisse wird ein neues Zeichensystem in Vorschlag gebracht; die Grundlage bilden die Buchstaben der lateinischen Schrift, welche durch diakritische Zeichen, die an ihnen anzubringen sind, und durch theilweise Herbeiziehung deutscher und griechischer Buchstaben erweitert werden, um so nach des Verf.s Meinung ein vollständiges und brauchbares Schriftsystem zu bilden. Überall blickt das Dilettantische des Beginnens durch. Vielfach lässt Bause die Frage über die Art der Bezeichnung eines Lautes offen in der Erwartung, dass sich weitere Kreise oder Fachgelehrte darüber äußern sollen, um zu einem Ergebnisse zu kommen, das allgemeine Billigung findet. Ein Blick in die beigelegten lithographischen Schriftproben zeigt, dass es mit der Vereinfachung übel bestellt ist. Eine Anzahl neuer Zeichen sollen theils zu den gebräuchlichen, theils an deren Stelle treten. Als Grundlage für das Normaldeutsche gilt ihm die Schriftsprache Westfalens. Mit den für einen Reformator der Schrift unumgänglich nothwendigen sprachgeschichtlichen Kenntnissen ist Bause auch nicht ausgerüstet. Was davon, sowie von der Aussprache deutscher Mundarten in dem Büchlein niedergelegt ist, lässt überall den Dilettanten erkennen. Die Benützung der Literatur ist mangelhaft in jeder Hinsicht. Nirgends geht Bause auf die Versuche anderer, das Schriftsystem zu regeln, ernstlich ein. Man kann also nur eine ablehnende Haltung einnehmen; was das Schriftchen Gutes enthält, ist von anderer Seite in anderem Zusammenhange schon besser dargelegt worden. Der Laie, für den Bause seinen Versuch hauptsächlich

geschrieben hat, wird möglicherweise den entrüsteten Auslassungen über die Unzulänglichkeit der herrschenden Schrift beistimmen; gewiss aber wird keiner von dem vorgeschlagenen Zeichensystem Gebrauch machen. Mit dem redlichen Willen und einigen phonetischen Kenntnissen wird die Orthographie noch nicht verbessert. Bause selbst hätte einsehen können, dass eine phonetische Schreibung, wie er sie wünscht, nie und nimmer durchdringen kann, und dass der Versuch, der gesprochenen Sprache durch phonetische Bezeichnung überall gerecht zu werden, ein frommer Wunsch ist und bleibt. — Inwieweit die manche Punkte berührenden Untersuchungen der eigenen Mundart des Verf.s von Belang sind, mögen Kenner des Westfälischen beurtheilen.

Innsbruck. Josef Schatz.

Französische Lehrbücher.

a) Grammatiken.

Das *französische Lese- und Übungsbuch* von Th. de Beaux, II. Stufe (Halle, Gesenius 1894. 189 SS.) ist die Fortsetzung der S. 340 f. des vorigen Jahrganges (1895) dieser Zeitschrift angezeigten I. Stufe desselben Lehrbuches. Der Vorgang ist derselbe geblieben. Die Einübung der grammatischen Erscheinungen und die Vermittlung des dem gewöhnlichen Leben entnommenen Sprachstoffes erfolgt durch Einzelsätze und zusammenhängende Stücke, Umwandlungen, Causeries und Hinübersetzen: alles recht ansprechend. Auch treten hier öfter national gefärbte Stoffe auf. Der anschließende grammatische Theil stellt die Formenlehre sammt den behandelten syntaktischen Partien zusammen. Auffallend ist die häufige Verwendung des Perfects (und zwar nicht bloß in den Causeries) in Sätzen wie *je travaillais quand il est entré,* während sonst das Buch auf dem Boden der Schriftsprache steht.

Die *französische Grammatik für die oberen Classen höherer Lehranstalten* von E. Schmitt (Straßburg i. E., Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt. 351 SS.) ist die Fortsetzung und der Abschluss des a. a. O. besprochenen *Übungsbuches* von Ehretsmann und Schmitt. Sie strebt darnach, alle grammatischen Erscheinungen möglichst vollständig zusammenzutragen. Es finden sich auch viele in anderen Grammatiken nicht vorkommende, recht nützliche Bemerkungen. Das Buch bietet also nicht bloß den durchzunehmenden Stoff, sondern trägt auch, namentlich infolge des Beispielschatzes, den Charakter eines Nachschlag- oder grammatischen Lesebuches. Ein kurzer Anhang enthält das Wichtigste aus der Prosodie. Relativ am schwächsten ist der erste Theil, über „Buchstaben und Laute". Auch der Anhang über das Verhältnis der französischen Sprache zur lateinischen enthält Unrichtigkeiten. Der zweite Haupttheil des Buches, sorgfältig ausgewählte,

aus französischen Autoren in engem Anschluss an das Original wiedergegebene Sätze und zusammenhängende Stücke, ist zum Rückübersetzen bestimmt, wozu noch das Vocabular unterstützend hinzutritt. Alles in allem stellt die gründliche Arbeit eine beachtenswerte Leistung vor, wenn sie auch mit der bevorzugten Stellung, die der Grammatik und dem Hinübersetzen, und der geringeren Berücksichtigung, die der lautlichen Seite zutheil wird, einen etwas älteren Standpunkt einnimmt.

Das *Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache für praktische Ziele* von Dr. S. Feist. I. Unterstufe (Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1895. 187 SS.), für die zwei ersten Unterrichtsjahre bestimmt, strebt darnach, den Schüler innerhalb des Wortschatzes des täglichen Lebens zum eigenen Ausdruck im Französischen zu befähigen durch Verarbeitung von Lesestücken, die nicht bloß zum Übersetzen, sondern auch zum Memorieren, Niederschreiben, Rückübersetzen und zu Sprechübungen verwendet werden sollen. Zur Befestigung der Grammatik sollen die zum Hinübersetzen bestimmten Umbildungen französischer Stücke dienen. Das beigegebene Lesebuch enthält nebst anderem auch Stoffe, die dem deutschen, geschichtlichen und geographischen Unterrichte entnommen sind. Zum Schlusse wird das grammatische und das Wortmaterial zusammengestellt.

Die *praktische französische Grammatik* von Dr. W. Fleischhauer. Nebst einem Begleitworte (Leipzig, Renger'sche Buchhandlung. 11 u. 95 SS.) sucht vor allem „praktisch" zu sein. Diese Eigenschaft können wir aber nicht so äußerlich gefassten Regeln zuerkennen, wie S. 46: Das historische Perfect steht, „„wenn man eines der Wörter „nun, da, dann, darauf, deshalb" hinzufügen kann""; S. 47: „„Wenn man außer einem der Wörter „nun, da, dann, darauf, deshalb" auch noch „gewöhnlich" hinzufügen kann, muss das Imperfect stehen""; S. 63: „„Wenn man vor der Apposition „nämlich" oder „jener" hinzufügen kann, muss sie mit dem Artikel stehen."" Sonst ist es dem Verf. gelungen, den Stoff übersichtlich zu gruppieren, die Regeln klar und bündig zu fassen und durch anschauliche Beispiele zu erläutern.

Einen gerade entgegengesetzten Charakter zeigt das *Lehrbuch der französischen Sprache* von Dr. H. Soltmann (Bremen, G. Winter 1895. 173 SS. Dazu Begleitschrift 16 SS.). Der Verf. will nicht bloß eine syntaktische Thatsache als solche, sondern auch ihre Erklärung auf psychologischer Grundlage geben. Auch sollte nicht die fremde Sprache mit der eigenen verglichen, sondern auf Grundlage der psychologischen Erklärungsweise der Lernende angeleitet werden, selbständig Sätze zu bilden. Aus dieser „freien Satzbildung" heraus sollte sich dann der französische Aufsatz entwickeln. Wenn auch dieses Princip an und für sich zu billigen ist, so ist doch die Durchführung desselben bei S. für Schüler

viel zu abstract. Auch verlieren bei dieser Behandlungsweise gewisse Partien nicht an Umfang. So ist das Capitel über die Inversion, das in anderen Büchern höchstens zwei bis drei Seiten umfasst, hier doppelt so stark ausgefallen, und zwar, wie wenigstens dem Ref. scheint, ohne besonderen Nutzen. Dagegen bildet den Glanzpunkt des Buches der Abschnitt über die Tempora und Modi, und hier wäre zu wünschen, dass manches davon in andere Grammatiken Eingang fände. Auch wird man es nur billigen, dass bei der Behandlung der unregelmäßigen Verba zugleich ein möglichst großer Schatz an Redensarten geboten wird. Andererseits enthält aber das Buch nicht nur sehr gewagte, sondern wegen Nichtberücksichtigung der Geschichte der Sprache auch falsche Erklärungen. So heißt es (S. 31) bei *réhabiliter* (für *rehabiliter*, das der Verf. erwartet): „Vocalstärkung, um den Hiatus ertragen zu können." (!) Von minderem Belang mag es erscheinen, wenn (ebd.) *nn* in *soupçonneux* gegenüber einfachem *n* im Substantiv als das ursprüngliche hingestellt wird. Aber mindestens sonderbar muss die Interpretation von *elle a perdu ses livres* mit „sie hat ein ihre Bücher Verlorenes" (S. 102) berühren. Dieses Beispiel beweist zugleich, dass man den jetzigen Sprachzustand nicht mittelst Logik und Psychologie allein, sondern vor allem auf historischem Wege erklären muss.

Zur Zusammenfassung und Wiederholung sind die *Mustersätze zur französischen Grammatik* von Ch. Eidam. I. Theil (Nürnberg, Korn 1895. 25 SS.) sehr gut verwendbar. Es ist eine Grammatik in einfachen Beispielen mit meist beigefügter deutscher Übersetzung, aber ohne Regeln. Durch den Druck ist das grammatisch Bemerkenswerte hervorgehoben.

b) Übersetzungsstoffe.

Die *schwierigen Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische* von U. Weil (5. unveränderte Auflage. Berlin, Langenscheidt 1895. 88 u. XLIII SS.) sind für Vorgerücktere bestimmt. Der Verf., der seinen Stoff neueren Autoren entnommen hat, hat eine wahre Kunst entfaltet, trotz genauer Wiedergabe des Sinnes gutes Deutsch zu schreiben. Die Präparationen am Schlusse helfen in Fällen aus, wo die Handwörterbücher versagen. Da sich das Werkchen, wie schon die Zahl der Auflagen beweist, bereits bewährt hat, so ist kein Wort mehr über dasselbe zu verlieren.

Neu dagegen sind die *Wissenschaftlichen Fortbildungsblätter für Lehrende und Lernende der französischen Sprache* von E. Walther. Serie I (Stuttgart, Roth 1895. 45 SS.) mit zwölf Übungen, aus Einzelsätzen mit idiomatischen deutschen Redewendungen bestehend, die in dem rückwärts angefügten „Schlüssel" in gutes Französisch, womöglich gleichfalls idiomatisch, übertragen werden. Lehramtscandidaten und solchen, die eine größere Kunst im Übersetzen anstreben, bestens zu empfehlen.

c) Lesestoffe.

K. Kühns *Lesebuch für Anfänger.* 2. vermehrte Auflage (Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1895. XX u. 120 SS.) stellt die consequente Durchführung der Forderungen der Reformer hinsichtlich des Anfängern zu bietenden Sprachmaterials dar. Dieses ist nicht nach grammatischen, sondern nach stofflichen Gesichtspunkten geordnet. Es sind in schlichter, einfacher Sprache abgefasste, kindliches Gedanken- und Gefühlsleben wiederspiegelnde Stücke, die sich nach folgenden Abschnitten gliedern: *I. Rimes et Jeux de l'Enfance. II. L'École. III. La Maison, la Ville et la Campagne. IV. Géographie. V. Les Saisons.* Dazu kommt in der neuen Auflage noch ein Abschnitt *Contes Divers:* durchaus anziehende (einige der hier vorgeführten Nummern jedoch für neun- bis zehnjährige Knaben doch gar zu kindisch), oft schwer zu beschaffende Stoffe, die ihren Reiz auch auf den Lehrer, wenigstens den, der nur mit dem stereotypen Material unserer landläufigen Schulbücher vertraut ist, nicht verfehlen werden. Gleichsam als Einleitung sind dem eigentlichen Lesebuche 17 in den ersten Abschnitten enthaltene Texte in Lautschrift und die Melodien zu 10 Liedern vorausgeschickt. Eine Zugabe der 2. Auflage ist auch der grammatische Elementarcurs im Anhange, so dass das Büchlein jetzt als einziger Unterrichtsbehelf für die zwei ersten Jahre ausreicht. Das Ganze ist eine durchaus selbständige Arbeit, die aber durch ihre Originalität viele Lehrer abschrecken wird.

Dr. W. Fleischhauers *Methodisches Lese- und Übungsbuch.* I. Theil (Leipzig, Renger'sche Buchhandlung 1895. X u. 195 SS.) soll nach des Verf.s Absicht gleichfalls im Mittelpunkte des französischen Unterrichtes stehen. Daher werden im Inhaltsverzeichnisse zu jedem Lesestücke die durchzunehmenden Partien der Grammatik des Verf.s (s. o.) angeführt und im Wörterverzeichnisse die schon in früheren Nummern vorgekommenen grammatisch gleichgearteten Beispiele zusammengestellt. Auf diese Weise werden die Formeln und Regeln inductiv vorbereitet. Ferner sind zwecks Einübung des Wort- und Phrasenschatzes in dem Gesammtwörterverzeichnisse die Nummern angegeben, in welchen ein Wort und eine Redensart zum erstenmal erscheint. Die dargebotenen Lesestoffe selbst, die namentlich anfangs in sprachlich einfacher Form auftreten, bewegen sich innerhalb des Anschauungskreises der Schüler: kleine Erzählungen, Beschreibungen aus dem täglichen Leben, kleine Gedichte, Fabeln, einige auf Frankreich bezügliche Stücke. Wie man sieht, sind die leitenden Gesichtspunkte so ziemlich dieselben gewesen wie bei Kühn, die Durchführung aber in concreto ist sehr verschieden ausgefallen. Immerhin ist aber sowohl dieser Abschnitt wie der zweite, der die zum Hinübersetzen bestimmten Übungen — Umänderungen der entsprechenden französischen Stücke — enthält, mit großer Sorgfalt angefertigt worden und macht einen durchaus günstigen Eindruck.

Von wesentlich conservativeren Anschauungen ist dagegen ausgegangen das *Lesebuch für die mittleren Classen höherer Lehranstalten* von E. L. Arcambeau und Dr. K. Köhler (Leipzig, Teubner 1895. VIII u. 244 SS.). Die Herausgeber wollten vor allem den Inhalt recht mannigfaltig gestalten. Das ist ihnen auch gelungen. Es findet sich in dem Buche ex omnibus aliquid, sogar Metrik und Literaturgeschichte, die doch gewiss noch auf keine Mittelstufe gehören: kein Wunder, dass es durchaus der Einheit ermangelt. Zu den Vorzügen des Buches sind dagegen zu rechnen die kurzen, zu Sprechübungen außerordentlich geeigneten Stücke; die Inhaltsangaben vor den Gedichten, die als Muster für ähnliche Aufgaben gelten können, desgleichen die Wahl der Stücke hinsichtlich der Sprache und der Autoren. Würde das Buch einheitlicher gestaltet dadurch, dass die dem Inhalte nach unfranzösischen und sonst entbehrlichen Stoffe hinausgeworfen und dafür französische eingesetzt würden, so könnte es recht brauchbar werden. Gegenüber älteren Lesebüchern bedeutet es immerhin einen Fortschritt, bleibt aber hinter manchen neueren, namentlich Kühn, wesentlich zurück.

Als zusammenhängender, aus einem größeren Ganzen für den Schulgebrauch ausgezogener Lectürestoff erschien in der *Dr. Goebelschen Bibliothek gediegener und interessanter französischer Werke: Boissier, Cicéron dans ses relations avec Atticus et Caelius* (60. Bändchen. Münster, Theissing 1893. 109 SS.) und *Boissier, César et Cicéron* (61. Bändchen. Ebd. 1894). Infolge der leichten und anziehenden Sprache des Verf.s eignen sich diese Werkchen besonders als Privatlectüre für Realschüler, die mittelst des Französischen sich eine genauere Kenntnis des Alterthums erschließen wollen. Das beigegebene Wörterverzeichnis (von Dr. J. Brüll. Ebd. 1895) gibt auch kurze Erläuterungen.

d) Diversa.

Die *kurzgefasste Wiederholungsgrammatik* von Dr. K. Meurer. 2. verbesserte Auflage (Leipzig, Bredt 1894. 107 SS.) will als Hilfsmittel bei Wiederholungen und zur Vorbereitung auf Prüfungen dienen und bietet I. Die Hauptregeln der Grammatik (S. 1—46), II. die gebräuchlichsten Synonyma (S. 46—57), III. eine kurze Verslehre (S. 57—62), IV. einen Abriss der französischen Literatur seit Ludwig XIV. (S. 63—73), V. Musterstücke zum Übersetzen *a)* aus dem Deutschen (S. 73—95), *b)* aus dem Französischen (S. 95—107). Von diesen fünf Abtheilungen ist zum mindesten die letzte entbehrlich, umsomehr als die Auswahl des Stoffes (größtentheils unfranzösisch) nicht als sehr glücklich bezeichnet werden kann. Auch die vierte Abtheilung, die doch nur Namen und Jahreszahlen enthält, wird den Lernenden wenig nützen. Dagegen sind I und II brauchbar. Durch den Druck ist minder Wichtiges von Wichtigerem unterschieden.

Dr. R. Scherffig stellt in seinem *Französischen Antibarbarus* (Zittau, Pahl'sche Buchhandlung 1894. 189 SS.), einer durchaus selbständigen und aus langjähriger Arbeit hervorgegangenen Schrift, nicht nur eine große Anzahl immer wiederkehrender Fehler der Schüler bei schriftlichen Aufgaben zusammen, sondern geht auch den Ursachen derselben nach und bereichert dieses Material noch mit wertvollen eigenen Ergänzungen, die sich auf Orthoëpie, Orthographie, Formenlehre, Syntax, Stil, Synonyma, den Wortschatz und den deutschen Ausdruck bei der Übersetzung aus dem Französischen erstrecken. Ohne auf den reichen Inhalt näher einzugehen, heben wir Theil V, Stilistik, als ganz besonders dankenswert hervor. Dieses Gebiet, bis jetzt noch wenig gepflegt, tritt ja, seitdem unsere Schüler französische Aufsätze anfertigen sollen, mehr als früher in den Vordergrund. Consequent forscht hier der Verf. den Ursachen nach, die den schriftlichen Versuchen deutscher Schüler ein so unfranzösisches Aussehen verleihen, und gibt sehr lehrreiche Zusammenstellungen. Auch das Capitel über die Synonyma ist als Beigabe zu den schon bestehenden Werken ähnlichen Inhalts höchst verdienstvoll. Nicht minder zeigen die Aufsätze über den Wortschatz und die Lectüre des Verf.s ausgebreitete Belesenheit, scharfe Beobachtungsgabe und feinen Sinn für sprachliche Unterschiede: kurz, das Werk ragt über die Durchschnittsleistungen auf dem Gebiete der neusprachlichen Schulliteratur ganz bedeutend hervor. Kein Fachmann wird das Buch aus der Hand legen, ohne sowohl in didaktischer wie in materieller Hinsicht gefördert worden zu sein.

Die *Elemente der historischen Laut- und Formenlehre des Französischen* von Dr. G. Erzgraeber (Berlin, Gaertner 1895. 52 SS.) gehen weit über das Ziel dessen, was den Schülern aus der historischen Grammatik geboten werden kann. Lehrern werden sie gute Dienste leisten. Im einzelnen verweist Ref. auf seine eingehendere Besprechung in der Zeitschr. f. d. Realschulwesen. XX. Jahrg. S. 606 ff.

Der Vollständigkeit halber schließen wir hier an die im Verlage von R. Abt (Passau 1895. 56 SS.) erschienenen *Conjugationstafeln nach Kennformen und Ableitungen zusammengestellt.* Neu gegenüber ähnlichen Conjugationstabellen ist nur die auf der ersten Seite befindliche Zusammenstellung der Endungen und der in französischer Sprache gegebenen Ableitungsregeln.

Zum Schlusse möge noch einen Platz finden das *Neue Handwörterbuch der deutschen und französischen Sprache* von R. Daniel. *I. Theil: Französisch-Deutsch* (340 SS.), *II. Theil: Deutsch-Französisch* (412 SS.). 35. Auflage. (Straßburg, Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt; schön geb.); es berücksichtigt besonders die Verhältnisse der deutsch-französischen Grenzländer.

Bibliographische Werke für den französischen Unterricht.

1. Die neusprachliche Reform-Literatur von 1876—1893. Eine bibliographische Übersicht von H. Breymann. Leipzig, Deichert 1895. 155 SS.

2. Encyklopädie des französischen Unterrichtes. Methodik und Hilfsmittel für Studierende und Lehrer der französischen Sprache mit Rücksicht auf die Anforderungen der Praxis bearbeitet von O. Wendt. 2. umgearb. u. bedeutend verm. Aufl. Hannover, C. Meyer (G. Prior) 1895. 356 SS.

Bei der großen Zahl der namentlich in den letzten anderthalb Jahrzehnten erschienenen neusprachlichen Reformschriften wird es gewiss von allen Betheiligten nur mit Dank aufgenommen werden, dass ein auf diesem Gebiete so competenter Fachmann wie Breymann sich der Aufgabe unterzogen hat, die gesammte einschlägige Literatur bis 1893 zu sammeln, zu sichten und kritisch zu beleuchten. Den Stoff hat der Verf. nach folgenden Gesichtspunkten eingetheilt: I. Theoretische Schriften, die bis ins Jahr 1876 zurückgehen; II. Praktische Versuche (im Französischen), nämlich Unterrichtsbehelfe (Elementarbücher, Grammatiken usw.), welche mehr oder weniger den neuen Principien Rechnung tragen; III. Officielle, auf die Reform bezügliche Verordnungen der Schulverwaltungen deutscher Länder; IV. Öffentliche Verhandlungen von Philologen und Schulmännern, welche der „neuen Methode" näher getreten sind. Die Reihenfolge ist streng chronologisch. Außer den Titeln wird, wo es nothwendig ist, auch der Inhalt angegeben. Daran schließt sich in schlagwortartiger Kürze die Aufführung der in den Fachzeitschriften befindlichen Urtheile mit Angabe des Fundortes. Manchmal folgen noch eigene Bemerkungen des Verf.s. In dem Rückblick (V.) spricht dieser die Ansicht aus, dass schon an der Universität vom Fachprofessor die methodisch-didaktische Behandlung der modernen Sprachen zu erörtern sei. Trotz der Wichtigkeit, die er der Phonetik zuerkennt, redet er doch der Verwendung von Transcriptionen im Schulunterrichte, einzelne Fälle abgesehen, nicht das Wort. Auch nimmt er Stellung gegen die rein imitative Methode, welche die Grammatik, wenigstens mit Rücksicht auf die Anforderungen der höheren Schulen zusehr vernachlässige, und anerkennt die Förderung, welche die Reform in den einzelnen Ländern von Seiten der Schulverwaltungen erfahren hat, wobei Österreichs mit Wärme gedacht wird. Der überall herrschende Sinn für Ordnung, reinliche Scheidung und Übersichtlichkeit zeigt sich auch in dem beigegebenen Index der Abkürzungen und den Personen- und Sachverzeichnissen. Kurz, Zeit und Mühe sind an der Arbeit nicht gespart worden. Möchte sich auch die Hoffnung ihres Verf.s erfüllen, dass sie dazu beitragen werde, die Quantität der Reformschriften zu vermindern, ihre Qualität aber zu erhöhen!

Eine noch umfassendere Aufgabe hat sich Wendt gestellt in seiner Encyklopädie des französischen Unterrichtes. Schon in der ersten Auflage beifällig aufgenommen, sucht sie jetzt in der erweiterten Gestalt die Bedürfnisse aller französisch lehrenden Schulen zu berücksichtigen. Nach einem einleitenden Capitel über Wert und Bedeutung des neusprachlichen Unterrichtes (S. 1—13) wird die Geschichte der Methodik des Französischen gegeben (S. 13—112) und darauf zum Hauptgegenstande, der angewandten Methodik geschritten (S. 113—348), wo Aussprache, Lectüre, Grammatik, Wortschatz, schriftliche Übungen usw. der einzelnen Stufen einer jeden Kategorie von Lehranstalten von dem Verf. in den Kreis seiner Betrachtung gezogen werden. Die Grenzen seines Gebietes sucht er möglichst weit zu ziehen. Unseres Erachtens hätten die Capitel wie auch die Literaturangaben historisch-grammatischen Inhaltes, die doch mit dem Unterrichte als solchem nichts mehr zu thun haben, und die auch kaum jemand hier suchen wird, füglich wegbleiben können. Durch die dadurch erlangte größere Straffheit hätte die Darstellung bedeutend gewonnen. Störend wirken auch die zahlreichen Druckfehler. Sonst kann man nur die Umsicht und den Fleiß, mit dem der Verf. jede Seite des vielgestaltigen Stoffes behandelt, anerkennen, wenn auch nicht alle Theile des Buches auf gleicher Höhe stehen und geringfügige Lücken in den Literaturangaben sich entdecken lassen. Das Werk ist durch die Fülle des Gebotenen, namentlich in den Literaturangaben, für jeden Fachmann geradezu unentbehrlich.

Wiener-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Seeck Otto, Geschichte des Untergangs der antiken Welt. I. Band und Anhang zum ersten Band. 8°, 551 SS. Berlin 1895.

Seit Gibbons history of the decline and fall of the Roman empire ist der Process, der die Auflösung des römischen Reiches herbeigeführt hat, nicht mehr im Zusammenhange dargestellt worden. Das letzte, mehr zum Nachschlagen als zur Lectüre bestimmte deutsche Buch über römische Kaisergeschichte endigte mit dem Tode des Theodosius. Die Forschung ist auf den verschiedensten Gebieten weit über den Stand der Erkenntnis hinausgekommen, der zu Gibbons Zeit erreicht werden konnte. Das inschriftliche Material gestattete, von der Heeresorganisation und der Verwaltung im römischen Reiche ein ganz neues Bild zu entwerfen, die Studien über die älteste christliche Kirche waren zu neuen Ergebnissen gekommen, die Numismatik hatte gerade für diesen Abschnitt der Geschichte reichen Ertrag geliefert, und die Kritik der geschichtlichen Überlieferung im engeren Sinne hatte Früchte gezeitigt, deren Ernte auch der Darstellung dieses Zeitraumes zugute kommen musste. Auf wirtschaftsgeschichtliche und sociale Fragen hat sich

der Blick der Forscher überhaupt erst vor nicht allzulanger Zeit gerichtet.

O. Seeck gehört zu der kleinen Zahl von Gelehrten, deren Studien sich mit Vorliebe auf diesem Gebiete bewegt haben, dessen Darstellung in einem sechsbändigen Werke er sich nunmehr zur Aufgabe gesetzt hat; daraus ergibt sich, dass dieser erste Band nicht nur eine Vorstellung von den Fortschritten gewährt, die die Wissenschaft in diesem Jahrhunderte gemacht hat, sondern dass auch im einzelnen eigene Forschungsergebnisse des Verf.s in dem erzählenden Texte, wie in den besonders gedruckten und besonders verkäuflichen Anmerkungen niedergelegt sind.

Der erste Theil des Bandes, der die Darstellung enthält, setzt mit dem Regierungsanstritt des Diocletianus ein und führt den Gegenstand bis zur Herstellung der Reichseinheit durch Constantin nach seinem Siege über Maxentius. Der künstliche Versuch, durch eine Anzahl von Kaisern mit beschränkter Regierungsdauer und deren präsumtive Nachfolger, die Augusti und Caesares, dem römischen Reiche jene Stabilität zu geben, nach der es seit der Errichtung des Principates, aber stets vergeblich gerungen hatte, tritt dem Leser in seiner völligen Aussichtslosigkeit vor Augen. Von Constantinus, der im Mittelpunkte dieses Abschnittes steht, entwirft S. ein Charakterbild, das sich in sehr wesentlichen Zügen von der herkömmlichen Auffassung unterscheidet. Nicht als aufgeklärter Fürst, sondern wie seine Zeitgenossen als ein abergläubischer Mensch erscheint Constantinus in Seecks Darstellung und aus diesem Grundzuge seines Charakters heraus sucht der Verf. auch sein Verhalten zum Christenthum begreiflich zu machen. Aus religiösen Gründen im Sinne seiner Zeit und nicht als kluger Staatsmann, der über confessionelle Fragen erhaben war, hat er sich dem christlichen Glauben ergeben. Den stärksten Beweis dafür, dass Constantinus von visionärer Eingebung getrieben die Entscheidung gegen Maxentius vor den Thoren Roms gesucht hat, sieht S. darin, dass vom Standpunkte vernünftiger militärischer Erwägung aus dieses Unternehmen verzweifelt und aussichtslos und zugleich gänzlich unnöthig gewesen sei. Christliche Einflüsse, die in seiner Jugend auf ihn gewirkt hatten, die Erfahrungen, die er bisher hatte sammeln können, das beispiellose Glück, das er auf seinem Feldzuge in Italien gehabt hatte, all dies veranlasste ihn zu dem Glauben, dass der Christengott mächtiger sei als die heidnischen Götter. Die Erzählung von der Himmelserscheinung selbst betrachtet S. gleichfalls als erlogen, wie sie denn auch erst in der vita Constantini des Eusebius erwähnt wird und bei Lactantius wie bei Eusebius in der Kirchengeschichte nicht begegnet, allein den Traum und die Anbringung des Monogramms Christi auf den Schilden seiner Soldaten hält er für historisch, nicht für eine berechnende Veranstaltung, sondern für eine wirklicher Gläubigkeit oder, wenn man lieber will, dem Aberglauben entspringende

Handlungsweise. Durch den unerwarteten Erfolg mussten dann bei Constantinus selbst wie bei seinen Zeitgenossen diese Vorgänge die überzeugende Kraft eines Beglaubigungswunders gewinnen und ihn noch sicherer in dem Glauben bestärken, dass der Gott der Christen den heidnischen Dämonen an Kraft überlegen sei. Gleichwohl hat er das Christenthum nicht, wie man von modernen Anschauungen beeinflusst zu sagen pflegt, zur Staatsreligion gemacht, weil der Begriff einer solchen dem Alterthum überhaupt unbekannt ist, wohl aber hat er das Christenthum den vom Staate anerkannten Culten angereiht und dadurch die Inanspruchnahme öffentlicher Mittel dafür herbeigeführt. Die Fortdauer heidnischer Culte unter der Regierung eines von der Macht Christi wirklich überzeugten Herrschers, die gelegentliche Befragung der Haruspices bei Blitzschlägen sind also sehr wohl mit Constantins christlichem Bekenntnisse vereinbar und kein Beweis, dass Constantinus als aufgeklärter Fürst über Heiden- und Christenthum gleichmäßig erhaben war oder schlau berechnend mit der Anerkennung der christlichen Lehre politische Zwecke verfolgte. Ebensowenig beweist aber dieses Festhalten an Heidnischem, dass Constantinus ein lauer Christ gewesen sei, er stellt sich vielmehr als Mensch und Christ seiner Zeit dar, und sein Verhalten kann weder vom Standpunkte des Rationalismus noch von dem dogmatischer Gläubigkeit richtig beurtheilt und verstanden werden. Mit Recht verweist S. zur Charakterisierung des religiösen Milieu der damaligen Zeit auf die Vorgänge, die anlässlich des Kampfes zwischen Licinius und Maximinus berichtet werden, in denen er eine bewusste Nachahmung des mit so überraschendem Erfolge in der Schlacht an der milvischen Brücke von Constantinus angewendeten Mittels erkennt.

Das Gesagte muss ausreichen, um zu zeigen, wie tief der Unterschied zwischen Seecks Auffassung über Constantinus' Charakter und Christenthum und der bisher giltigen ist. Sie bedeutet meines Erachtens einen großen Fortschritt, indem an die Stelle von Anschauungen, die unter dem unbewussten Einflusse modernen Denkens stehen, eine echt historische Auffassung gesetzt worden ist.

In dem zweiten, „Verfall der antiken Welt" betitelten Theile dieses ersten Bandes handelt der Verf. von den Germanen, dem römischen Heere, der Ausrottung der Besten, Sclaven und Clienten und dem Rückgange der Volkszahl, sowie von dem Eindringen der Barbaren ins römische Reich. Das Bereich der Betrachtungen erstreckt sich in allen Abschnitten der gemeinsamen Überschrift dieses Theiles gemäß über die Grenze der specifisch römischen Erscheinungen hinaus, und darum hat das hier Gesagte, ebenso wie der neuartige Ausgangspunkt der Betrachtung für die Beurtheilung der Antike überhaupt und die Methode der Geschichtswissenschaft allgemeine Bedeutung.

Ich suche zunächst den Inhalt in den Hauptzügen vorzuführen. Der Abschnitt über die Germanen ist auf den Grundton gestimmt,

den V. Hehn und O. Schrader zuerst angegeben hatten. Noch etwas nachdrücklicher, als es bisher schon geschehen war, tritt S. den unter dem Einflusse der ausgehenden Romantik entstandenen Meinungen älterer Sprachvergleicher und Prähistoriker entgegen, die die arischen und indogermanischen Anfänge als ein reizvoll patriarchalisches Idyll dargestellt hatten. In dem Abschnitte über das römische Heer greift S. auf die Anfänge der Dienstpflicht bei den Römern zurück und zeigt dann, wie durch die Reform des Marius, durch die Umwandlung des Bürgerheeres in ein solches von Berufssoldaten ein Weg betreten wurde, auf dem Augustus und seine Nachfolger fortschreitend die Reichsarmee geschaffen haben, die an den Grenzen Wacht haltend den Bestand der antiken Cultur sichern sollte. Allein die Barbarisierung dieses Heeres machte unaufhaltsame Fortschritte und durch die Recrutenanwerbung in den Standquartieren der Truppen war seit Antoninus Pius der wesentlichste Schritt hierzu gethan worden. Am Schlusse dieses Capitels wird zuerst der Ton angeschlagen, der das ganze zunächst folgende und theilweise auch die beiden letzten Capitel des Buches beherrscht.

Geistige Trägheit auf allen Gebieten, besonders auf dem militärischen, wo seit 300 Jahren nichts Neues mehr geschaffen worden war, obwohl die Feinde immer gefährlicher wurden, ist nach der Ansicht des Verf.s das Kennzeichen dieser Periode römischer Geschichte. Nur auf religiösem Gebiete stellen sich nach S. die neuplatonische Philosophie und die Ausbildung des christlichen Dogma als Ausnahmen dar, sie sind wie die wenigen Leistungen der Profanliteratur ein Werk der Angehörigen semitischer Stämme, insbesondere der Juden. Die Schicksale dieses Volkes hält der Verf. für geeignet, den weitverbreiteten Glauben zu widerlegen, dass die Völker altern wie die Individuen. Ebenso falsch sei es, in der „Übercultur" die Ursachen des Verfalles zu suchen. S. bietet dann einen Überblick der griechischen und römischen Geschichte, um zu zeigen, dass vielmehr die systematische Vernichtung „der Besten" in der Zeit der innerpolitischen Kämpfe der eigentliche Grund des Verfalles der antiken Cultur gewesen sei. Zur selben Zeit findet zwar auch bei den Deutschen eine Ausrottung der Besten statt, die aber hier andere Folgen nach sich zog als im römischen Reiche. Bürgerkriege, Monarchenwillkür, Beamtencorruption und Söldnerwesen, Askese und Glaubenseifer hatten alle hochstrebenden Geister vernichtet und ein Geschlecht von Feiglingen groß gezogen. Der angeerbte Knechtssinn und die Denkfaulheit sind die hervortretendsten Eigenschaften dieser Zeit, auch die Semiten, mit Ausnahme der Juden, verfallen allmählich dieser Dumpfheit. Trotz aller Stürme, die auch über sie hereingebrochen waren, haben nur die Juden und die Bewohner der spanischen Provinzen Bedeutsames zu leisten vermocht, wie denn überhaupt große Verheerungen und Katastrophen, die „wahllos" unter einem Volke wüthen, nicht den-

selben Effect erzielen, wie die systematische Vernichtung der Besten, die durch politische Massenmorde herbeigeführt wird. Im Gegentheile, während diese „ein Volk zur Feigheit und Erbärmlichkeit züchten", heben jene, indem sie die Kopfzahl zeitweilig herabsetzen, das geistige Niveau auf die Dauer, und fast immer tritt zwei bis drei Generationen nach solchen Katastrophen die höchste Blüte des geistigen Lebens ein.[1]) Der Grund liegt darin, dass sich aus solchen Zeiten der Vernichtung im Durchschnitt doch mehr Starke als Schwache erhalten, die dann ihre Vorzüge auf die Nachkommen vererben und so die Rasse verbessern. Das Übermaß individuellen Freiheitsdranges bei den Deutschen, das jeder Unterordnung widerstrebte, wurde dagegen gerade durch die Vernichtung der Besten beschnitten, und so kam hier durch die gleiche Ursache die entgegengesetzte Wirkung zustande. Was die schwächeren Völker des Südens vernichtete, machte die starken Germanen, die eine solche Rosscur vertragen konnten, erst fähig, auf den Trümmern der antiken Welt neue staatliche Ordnungen zu schaffen.

Ich habe den Inhalt dieses Abschnittes etwas ausführlicher wiedergegeben, weil er mir geeignet erscheint, darüber Klarheit zu schaffen, ob der Historiker Erscheinungen wie den Untergang der antiken Welt nach denselben Gesichtspunkten betrachten und ergründen darf, welche die moderne Naturwissenschaft beherrschen.

In einem bekannten apologetischen Buche wird die Entdeckung des Gorilla durch den Seefahrer Hanno als schlagendes Argument gegen Darwin mit Behagen angeführt und geschlossen, da der Gorilla heute noch wie zu Hannos Zeiten ein Affe sei, obschon er seit dessen Fahrt zweitausendhalbtausend Jahre Zeit gehabt hätte, sich durch Zuchtwahl zu etwas Besserem emporzuarbeiten, folglich sei, was Darwin vorträgt, ein Irrthum. Ein Naturforscher kann über diese Argumentation, von dem Gorilla ganz abgesehen, nur lächeln. Die Rinder der Kühe, die in dem Versteck von Deir-el-bahari gefunden wurden sind, und die Bienen, die in deren Blütenkelchen verewigt waren, die Fische auf den Reliefs aus der Zeit der Königin Hatasu zeigen bekanntlich nicht die geringsten Unterschiede von den gleichen Arten der Gegenwart und sie hätten doch eine noch viel längere Zeit für Veränderungen zur Verfügung gehabt als die Gorillas seit der Fahrt des punischen Capitäns.

Vererbung und Anpassung, der Untergang alter und das Entstehen neuer Arten, wirken die Naturgesetze handeln, vollziehen sich also im Kampf ums Dasein, der in der Pflanzen- und

---

[1]) Es ist nicht ohne Interesse, auf die Ähnlichkeit und die Unterschiede dieser Bemerkungen Seecks und der Sätze des Aristoteles in der [illegible] hinzuweisen. Auch dieser sieht in der Vernichtung der [illegible] die Ursache des raschen Niedergangs der Demokratie von Athen. Auch nach seiner Ansicht ist es gerade der Krieg, der stets [illegible] Elemente der Bevölkerung aufgerieben hat.

Thierwelt nicht minder heftig ist, als in der Geschichte des Menschen und zweifellos heftiger als in der Geschichte der einigermaßen civilisierten Völker, in ungemessenen und unmessbaren Zeiträumen. In der Geschichte aber haben wir es, auch wenn der Untergang der antiken Welt in Frage steht, mit Erscheinungen zu thun, die in wenig hundert Jahren sich abspielen. Es ist unmöglich, diese auf Formeln zurückzuführen, die aus Thatsachenreihen abstrahiert sind, für welche Jahrtausende nicht in Betracht kommen. Darin liegt der Unterschied zwischen Geschichte und Naturwissenschaften beschlossen, dass diese mit den typischen Erscheinungen der Art und mit unmessbaren Zeiträumen es zu thun hat, jene mit der Mannigfaltigkeit des realen Lebens, selbst mit dem Individuum, und mit zeitlich und räumlich gleich eng begrenzten Vorgängen. Die Anwendung der letzten Forschungsergebnisse der Naturwissenschaften auf die Geschichte muss daher nothwendig zu unzulänglichen und irrthümlichen Erklärungsversuchen führen.

Über die Haupt- und Grundanschauung, auf der diese ganze Darstellung Seecks ruht: ob nämlich erworbene Eigenschaften vererbt werden oder nicht, sind überdies die Naturforscher keineswegs einer Meinung. S. sagt freilich, H. Spencer habe das erste bewiesen, und er nennt die Theorie Weismanns, der den gegentheiligen Standpunkt vertritt, „völlig unbewiesen". Dennoch steht, soviel mir bekannt ist, die Mehrzahl der Naturforscher auf Weismanns Seite und hält dafür, dass bisher die Vererbung erworbener Eigenschaften in keinem Falle wirklich bewiesen sei. Ist, darf man fragen, rebus sic stantibus der Historiker befugt, die Entscheidung zu treffen? Oder darf man etwa sagen, die Geschichte beweise für Spencer und gegen Weismann? Eins ist so unzulässig wie das andere, und gerade die Naturforscher verwahren sich mit Recht gegen diese Art des angewandten Darwinismus und bestreiten, dass er von dieser Seite her beglaubigt oder widerlegt werden könne. Mit Sätzen wie dem von S. citierten O. Ammons: „Die Noth der Eiszeit habe bis auf einzelne bevorzugte Stämme die europäische Menschheit vernichtet und eben dadurch das wunderbare Volk der Arier(!) geschaffen", kann doch in der That weder der Historiker noch der Sprachforscher, aber auch kein Naturforscher sich im Ernste befassen. Seit zehn Jahren etwa hat sich die Zahl der Beobachtungen vermehrt, dass im Kampfe ums Dasein durch die Zuchtwahl nicht lediglich zweckmäßige Einrichtungen ausgebildet werden und die unzweckmäßigen zugrunde gehen. Die Meinung also, dass nur die in ihrer Weise vollkommenen Arten Aussicht auf Bestand haben, kann nicht mehr aufrecht erhalten werden, und damit ist dem oben erwähnten Satze auch von der naturwissenschaftlichen Seite her der Boden entzogen.

Aber S.s eigene Auseinandersetzungen enthalten den Beweis, dass mit den naturwissenschaftlichen Lehrsätzen — selbst wenn

sie Dogmen wären und nicht Hypothesen, mit denen man die bisher bekannten Erscheinungen zu erklären sucht — in der Geschichte nichts anzufangen ist. Seine Theorie von der Ausrottung der Besten und der Vererbung des Knechtssinnes und geistiger Stumpfheit auf die Überlebenden reicht nicht aus, den Untergang der antiken Cultur zu erklären. Große Kriege haben nach S.s eigener Darlegung, wenn auch nicht unmittelbar, so doch meist nach einer bis zwei Generationen einen bedeutenden Aufschwung zur Folge. Hier entsteht nun schon eine Lücke in dem System. Wir kennen doch auch „wahllos vernichtende Katastrophen", wie die Pest in Athen, und Kriege, wie den peloponnesischen, die keineswegs einen Aufschwung nach sich gezogen haben. Woher dieser Unterschied? S. erwähnt ferner selbst, dass bei den Germanen die Ausrottung der Besten nicht denselben Effect gehabt hat wie bei Griechen und Römern. Zur Erklärung führt er an, was starke Völker zu ihrem Heile durchmachen, vernichte die schwachen. Haben nun nicht die von S. bekämpften Vertreter der Ansicht, dass die Völker altern, Recht, wenn sie diesen Satz als eine Bestätigung ihrer Meinung ansehen? Es spricht also nicht für die Theorie S.s, dass erst ein Unterschied zwischen den Wirkungen „wahllos" vernichtender Katastrophen und „der systematischen Vernichtung" der Besten angenommen werden muss und dass dann die Folgen der Ausrottung der Besten doch noch von der Beschaffenheit des Volkes abhängen, bei dem deren Vernichtung eintritt. Wer beweist denn, dass aus großen Katastrophen mehr Muthige und Starke, als Schwache und Feige sich retten? Und selbst zugegeben, dass dies richtig und allgemein giltig wäre, weshalb sollen denn aus den innerpolitischen Kämpfen, in denen doch auch das freie Spiel der Kräfte sich bethätigt, nicht gleichfalls die Kräftigsten und Beherztesten übrig bleiben, wenigstens manchmal?

Die Lehre von der Zuchtwahl und deren Folgen ist in den Naturwissenschaften ein Triumph menschlicher Erkenntnis, zwar keine abschließende Lösung aller Probleme, aber der sichere Ausgangspunkt neuer fruchtbarer Ergebnisse und weiteren Fortschreitens; allein auf die Geschichte lässt sie sich nicht anwenden. Gerade der geistreiche Versuch S.s zeigt deutlich, dass das Ach und Weh sich widersprechender und räthselhafter Vorgänge in der Geschichte nicht aus dem einen Punkte der Vererbung zu erklären ist. Was der Verf. über Spanien, über die Juden und die Germanen vorbringt, die Annahme „eines wunderbaren, wissenschaftlich noch nicht erklärten Triebes der Selbstvernichtung" (S. 364), der Widerspruch, in dem die Ausführungen (S. 401) über die heilsamen Wirkungen der Blutmischung und die reinigende Kraft des großen Völkermordes zu den Thatsachen aus der Geschichte Diocletians und seiner Nachfolger stehen, sind keine folgerichtigen Erklärungen, sondern nur der verhüllte Bankerott einer falsch angewendeten Theorie. Und haben nicht gerade die Juden, die S. so günstig

beurtheilt, durch die wiederholt über sie hereingebrochenen Katastrophen, wie es scheint, endgiltig die Fähigkeit, sich staatlich zu organisieren, eingebüßt, was doch gerade der politische Geschichtschreiber als einen Mangel betrachten muss trotz der Beharrlichkeit der Rassenmerkmale der in der Diaspora lebenden Juden und trotz ihrer vielfachen Talente? S. ist aber doch, obschon er sich der Vererbungstheorie mit Leib und Seele verschrieben hat, vielzusehr Historiker, als dass er so rücksichtslos, wie es hie und da von Naturforschern geschehen ist, die Mannigfaltigkeit der geschichtlichen Erscheinungen, ihrer Ursachen, ihres Verlaufes und ihrer Folgen in das Schema einer einzigen Formel gezwängt hätte. Indem er aber bei Anwendung dieser Formel mehrere Unbekannte einfügen muss, um aus ihr die verschiedenartigsten Resultate ableiten zu können, hat er selbst ihre Unzulänglichkeit für seine Zwecke dargethan.

Auch in den nächsten, so viel Schönes, Anregendes und Lehrreiches enthaltenden Abschnitten treibt sie noch ihr Wesen. Die Sclaverei hat die antiken Staaten anfangs auf die Höhe der Cultur gehoben, später aber die verderblichen Wirkungen vermehrt, die aus der Vernichtung der Besten sich ergeben haben. Aus den ersten Sclaven entwickeln sich arbeitsame menschliche Hausthiere neben den faullenzenden Herren, und der so gezüchtete Knechtssinn aber auch die edle Anlage der Arbeitsamkeit wurde auf die Nachkommen vererbt. Mit dem überhandnehmenden Luxus werden nun die Sclaven und Clienten selber Faullenzer und tragen durch die Blutmischung auch ihrerseits zur Verbreitung des Knechtssinnes bei. Die Verachtung der Arbeit bei dem rohen Naturmenschen, die ihn veranlasst, seine Frau und die Sclaven für sich arbeiten zu lassen, steht am Anfange, die Verachtung der Arbeit bei den gebildeten, in Luxus lebenden, von einem Sclavenheere bedienten Römern steht am Schlusse dieses ganzen Entwicklungsprocesses, während dessen die allmählich in die Bürgerschaft eindringenden oder als Beisassen ihr angegliederten Nachkommen der auf Arbeitsamkeit gezüchteten ersten Sclaven „das Licht der antiken Bildung für die Nachwelt entzündet haben". Mit dieser einfachen Formel ist doch das Entstehen und Vergehen der antiken Cultur nicht erschöpft. Hat nicht, um bei des Verf.s Redeweise zu bleiben, „die Ausrottung der Besten" auf dem Gebiete der Literatur die Philosophie geschaffen, hat nicht die Vertreibung des Herodot aus der Heimat seine Reisen und sein Geschichtswerk, haben nicht die innerpolitischen Kämpfe, die S. nur als zerstörend in ihren Wirkungen auffasst, die politische Lyrik Solons und des Theognis, ja im letzten Ende die griechische Staatslehre Platons und des Aristoteles hervorgebracht? Sind diese Männer Nachkommen von menschlichen Hausthieren gewesen, die wie die Schafe auf die feine Wolle, so auf die Arbeitsamkeit, in diesem besonderen Falle auf die geistige Arbeit „gezüchtet" worden waren?

Der nächste Abschnitt behandelt die Entvölkerung im Reiche und die damit Hand in Hand gehenden wirtschaftlichen Veränderungen. Auch hier werden der antiken Welt überhaupt eigenthümliche Erscheinungen und Ansichten über Ehe und Kinderaussetzung, die statistischen Angaben über das Verhältnis der männlichen und weiblichen Bevölkerung erörtert. Als die mannigfaltigen Ursachen des Rückganges der Bevölkerungsziffer bezeichnet der Verf.: „Luxus und Hunger, Sinnlichkeit und Askese, sittliche Anschauungen und gesellschaftliche Zustände", die alle die geistige und körperliche Verkommenheit der Rasse herbeigeführt haben. Dieser Abschnitt enthält sehr Lehrreiches über den Niedergang des alten römischen Bauernstandes, über die vergeblichen Versuche, das Weideland während der Kaiserzeit wieder in Bauernhufen zu verwandeln, über den Wein- und Kornbau und die antike Landwirtschaft überhaupt, über das Verhältnis von Fleisch- und Getreidepreisen u. dgl. Im letzten Abschnitt ist dann von den verschiedenen Formen die Rede, in denen seit Cäsar und Augustus das barbarische Element in dem römischen Reiche Aufnahme fand. Die Gewährung der Ansiedlung seit Kaiser Marcus, der Eintritt ins Heer, die Anwerbung als Söldner u. dgl. m. wird besprochen. S. vertritt die in dem Anhange näher begründete Anschauung, dass die ins Reich Aufgenommenen bereits seit der Zeit des Kaisers Marcus als Inquilini bezeichnet werden, und dass daher diese Inquilinen als Vorstufe des späteren Colonates zu betrachten sind. Diese eigenthümliche Form der Ansiedlung, wobei die Angesiedelten mit der Bedingung, sie zum Feldbau zu verwenden, in das Eigenthum römischer Grundbesitzer übergiengen, die jedoch nur zugleich mit dem Grunde, den sie zu bearbeiten hatten, über sie verfügen konnten, ist, wie auch ihre gelegentliche Bezeichnung als laeti beweist, eine Anlehnung an die deutsche Einrichtung der Liten.

Der Anhang zum ersten Bande enthält außer den Quellen- und Literaturnachweisen die Ergebnisse und Hauptargumente aus einer großen Anzahl von Detailuntersuchungen, die S. über diese Zeit angestellt hat, so z. B. über die Zuweisung der Schrift Mortes persecutorum an Lactantius, über die Principes und das Königthum bei den Germanen, über Inquilinen, Adscripticier und Colonen, über die Gestattung der Soldatenehen seit Severus u. a. m.

Ich brauche nicht erst zu sagen, dass dieses Buch zu den anregendsten, lehrreichsten und bestgeschriebenen gehört, die ich kenne, ich sage es aber deshalb schließlich noch ausdrücklich, weil ich früher einige der ihm zugrunde liegenden Anschauungen als irrthümliche bekämpft habe; ich zweifle auch nicht, dass vielen modernen Lesern gerade diese als das Überzeugendste und Wertvollste an dem ersten Bande und als die endgiltige Lösung des großen Problems gelten werden.

Graz. Adolf Bauer.

Dr. Franz Martin Mayer, Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die oberen Classen der Realschulen. II. Theil; Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges. Mit 52 Abbildungen. Preis geh. 1 K 80 h, geb. 2 K 30 h. Wien u. Prag, F. Tempsky 1896.

Der Verf. hat sich auch bei diesem Theile seines Lehrbuches der allgemeinen Geschichte für die oberen Classen der Realschulen im großen Ganzen von denselben Gesichtspunkten leiten lassen wie bei dem dritten Theile (vgl. diese Zeitschr. 1895, S. 1100—1107); insbesondere hat er auch hier wieder das culturgeschichtliche Moment gebürend berücksichtigt und dadurch eine gewisse Monotonie, die manchem Lehrbuche des Mittelalters anhaftet, vermieden. Die politische Geschichte beschränkt sich auf die Auswahl des Hauptsächlichen, und auch dieses wird großentheils nur in gedrängter Kürze dargestellt, mitunter allerdings in einer Knappheit, die stark an den „Auszug" aus der Geschichte von Ploetz erinnert. Ich will gleich hier einige Wünsche, die ich bezüglich der Auswahl und der Behandlung des Stoffes habe, aussprechen. S. 15 f. wäre in dem Abschnitte „Die Verfassung des fränkischen Reiches" einiges zu ergänzen, anderes abzuändern. Der Ausdruck „beneficium", der doch in der mittelalterlichen Geschichte eine so bedeutende Rolle spielte, wird gar nicht erwähnt. Auch wird das Märzfeld, das ja nicht bloß eine militärische Heerschau war, sondern bei der auch Berathungen gepflogen und Gesetze gegeben wurden, nicht genannt. Die Standesunterschiede des Volkes (Freie und Unfreie) sind zu wenig hervorgehoben. Bedenken erregt sodann der Satz: „Mit der Zeit entzogen sich Freie dadurch dem Kriegsdienste, dass sie ihr Allod einem mächtigen Nachbarn übergaben und als Lehen zurückerhielten"; mussten denn diese Lehensleute nicht auch dem Aufgebote ihres Beschützers Folge leisten? Die Bedeutung der Eideshelfer kommt in dem Satze: „Die Eideshelfer schwören ihrem durch den Kläger bedrohten Verwandten Beistand im Kampfe" nicht entsprechend zum Ausdruck. — Der Inhalt der Magna charta, dieses Palladiums der Freiheiten des englischen Volkes, wird (S. 74) mit den Worten: „Zu jeder Steuererhöhung war von da an die Zustimmung der geistlichen und weltlichen Großen nothwendig" allzu dürftig dargestellt. Wenigstens hätten die Bestimmungen betreffs der Gerichtsbarkeit nicht übergangen werden sollen; so lautet z. B. der Art. 39: „Nullus liber homo capiatur vel imprisonetur — nisi per legale iudicium parium suorum vel per legem terrae." — S. 136 f. werden die „gegenseitigen Einflüsse der alten und neuen Welt" besprochen. Es ist einleuchtend, dass in einem Schulbuche ein so reichhaltiger Stoff nicht erschöpfend behandelt werden kann; immerhin hätte aber auf die civilisatorische Thätigkeit der Kirche, auf die Ausbreitung der abendländischen Cultur in der neuen Welt, auf den großartigen Aufschwung der Schiffahrt und des Handels, auf die wichtigen

Folgen für einzelne Wissenschaften in Kürze hingewiesen werden sollen, während andererseits die Bemerkung, dass Europa „die Goldribis, die Fuchsien und die Kapuzinerkresse", ferner „den Truthahn, das Penelopehuhn, mannigfache Stubenvögel und in unserer Zeit verschiedene Edelfische, z. B. die Regenbogenforelle" von Amerika erhalten habe, recht gut hätte beiseite bleiben können. Dieses naturhistorische Detail wäre in einem Lehrbuche der Unterstufe am Platze, während es sich auf der Oberstufe bei einem so großartigen Ereignisse, wie es die Entdeckung der neuen Welt ist, doch wohl empfiehlt, den Schülern weitere Ausblicke zu eröffnen. — An den pädagogischen Takt des Verf.s eines Schulbuches der Geschichte stellt die Behandlung der Reformationszeit jedenfalls erhöhte Anforderungen; hier muss jedes Wort sorgfältig erwogen werden, um nicht zu Missverständnissen Anlass zu geben. Das vorliegende Buch lässt unstreitig der Culturarbeit der Kirche Gerechtigkeit widerfahren und gedenkt auch mit warmen Worten der vielseitigen Thätigkeit der Klöster im Mittelalter; gleichwohl scheint es mir, als ob der Verf. bei der Reformation nicht immer mit der Wahl des Ausdruckes glücklich gewesen wäre. So z. B. sagt er S. 156: „Im Jahre 1517 schrieb Papst Leo X. einen Ablass aus, der durch Erweckung von Reue und Leid und durch gute Werke, also auch durch Geldbeträge erworben werden konnte." S. 102 findet sich ein ähnlicher Satz: „Als Hus einen Ablass bekämpfte, den Papst Johann XXIII. ausgeschrieben hatte, um Geld zu einem Kriege gegen den König von Neapel zu gewinnen, wurde er mit dem Banne belegt." Und S. 163 heißt es: „Ulrich Zwingli, Pfarrer in Zürich, wurde wie Luther durch den Ablasshandel veranlasst, die katholische Kirche zu bekämpfen." Aus diesen Sätzen können leicht Behauptungen herausgelesen werden, die der Verf. gewiss nicht in dieselben hineinlegen wollte. Hier hätte nun Missdeutungen leicht vorgebeugt werden können, wenn der Verf. in Kürze bemerkt hätte, dass nach der Lehre der Kirche die Reue und der Empfang der Sacramente die Bedingung zur Erlangung des Ablasses war, dass auch den Pfarrern und Beichtvätern Instructionen in diesem Sinne ertheilt wurden, dass aber gleichwohl mancherlei Missbräuche vorkamen (vgl. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, 2. Band, S. 77 f.). Auch sonst ist der Verf. bei der Benützung einseitiger Darstellungen, an denen es begreiflicherweise gerade bei dem Reformationszeitalter nicht fehlt, nicht immer vorsichtig genug gewesen, so wenn er S. 171 den Überfall der Hugenotten in Vassy direct auf Franz von Guise zurückführt, was doch nicht so fest steht. — Die Größe des französischen Ministers Richelieu, des eigentlichen Begründers der Vorherrschaft Frankreichs im 17. Jahrhunderte, wird S. 174 in einer kaum sieben Zeilen umfassenden Darstellung nicht entsprechend gewürdigt. Seine Verdienste um die Ausbildung der französischen Sprache und Literatur, um die Pflege der Künste, sowie seine

Fürsorge um die Hebung der Marine und die Ausbreitung des Handels hätten nicht übergangen werden sollen. — In chronologischer Beziehung muss ich besonders eine Angabe bemängeln. S. 2 heißt es nämlich: „Die Hunnen brachen um das Jahr 372 aus Asien in Europa ein.“ Warum der Verf. bei dem weltumgestaltenden Ereignisse der Völkerwanderung, das die Scheidewand zwischen zwei großen Zeiträumen bildet, von der üblichen Jahreszahl 375 abgewichen ist und sich mit der ungefähren Angabe „um das Jahr 372“ begnügt, ist mir unerfindlich. Die Sache hat aber noch eine andere Seite. In allen Geschichtsbüchern liest der Schüler die Jahreszahl 375, hier begegnet er auf einmal einer andern Angabe — und vor derartigen unbegründeten Neuerungen möchte ich warnen. Auf der Oberstufe muss im Geschichtsunterrichte ohnehin bei manchen Ereignissen auf das Unsichere der Überlieferung hingewiesen werden; wenn nun auch noch bei Thatsachen, bei denen Übereinstimmung herrscht, willkürliche Änderungen vorgenommen werden, dann ist ein solcher Vorgang nur geeignet, das Vertrauen der Schüler zur Glaubwürdigkeit geschichtlicher Darstellungen zu erschüttern.

Im Anschlusse an das Voranstehende möchte ich noch einzelne kleinere Bemerkungen machen, die sich theils auf sachliche, theils auf sprachliche Wahrnehmungen beziehen.

S. 1 sind die Wohnsitze der Sachsen in dem Satze: „Die Sachsen, zu denen die Cherusker gehörten, dehnten sich von der Ems bis über die Niederelbe aus“ unrichtig angegeben; zwar nicht consequent, aber richtiger heißt es S. 23: „Die heidnischen Sachsen wohnten vom Unterrhein bis über die Elbe hinaus.“ — S. 4, 3. Abs., Z. 5: „Diese (die Briten) riefen endlich eine Schar von Sachsen und Angeln ... zu Hilfe herbei“ (st. riefen zuhilfe, oder riefen herbei). — Die Schlacht, in welcher Chlodwig die Alamannen 496 besiegt hat, hat wohl kaum bei Zülpich (S. 6) stattgefunden. — S. 9 wird erzählt, dass Theodorich der Große zwei vornehme Römer hinrichten ließ. Wenn schon diese dunkle That des großen Gothenkönigs erwähnt wird, dann hätten auch die Namen dieser beiden Römer genannt werden können und dies umsomehr, als der eine der Verfasser der im Mittelalter viel gelesenen Schrift „De consolatione philosophiae“ ist. — S. 13 findet sich in der letzten Zeile die Wortverstellung „an die denen unterworfenen Völker“ (st. an denen die u. V.). — S. 14, vorletzter Abs.: „Chlotar II. vereinigte noch einmal das Gesammtreich unter seiner Hand“ (st. in seiner H.). — S. 15 würde es sich empfehlen, den Hausmeier Pippin, den Vater Karl Martells, durch den Beinamen „der Mittlere“ näher zu bezeichnen, um ihn auf diese Weise von den anderen Trägern dieses Namens zu unterscheiden. — S. 18 wäre die Überschrift: „Mohammed und seine Religion“ abzuändern in: „M. und seine Lehre.“ — S. 23 hätte bei dem furchtbaren Bluturtheile, das Karl d. Gr. über die aufständischen Sachsen

verhängte, auch der Ort, wo dasselbe vollzogen wurde, „Verden an der Aller", angegeben werden können. — S. 23: ... Karl, der den Beinamen der Große erhielt" (st. Karl, der d. B. „der Große" erhielt). — S. 24, 31, 89 usw. „Baiern" (st. Bayern). Diese Schreibweise wurde schon in der Besprechung des dritten Theiles (vgl. diese Zeitschr. 1895, S. 1105) ausgestellt. — S. 28 hätte bei Besprechung der Schulen, welche zur Zeit Karls d. Gr. im fränkischen Reiche errichtet wurden, die Schöpfung Alcuins in Tours, die als Musterschule galt, erwähnt werden können. — Nicht Karl IV. (S. 31), sondern Karl III., der Einfältige, hat den Normannen das Land an der unteren Seine überlassen. — Bei Konrad II. fehlt (S. 39) jede Andeutung über sein Verhältnis zu Knut; diesem wurde bekanntlich die Mark Schleswig abgetreten, wodurch die Eider zur Grenze des Reiches im Norden wurde. — Das Charakterbild Alfreds d. Gr. von England hätte an Vollständigkeit gewonnen, wenn auch seine auf die Förderung der Volksbildung gerichtete literarische Thätigkeit (seine Übersetzungen ins Angelsächsische) hervorgehoben worden wäre. — Die Darstellungsweise von dem Ende Friedrich Barbarossas (S. 64) ist veraltet. Friedrich I. fand seinen Tod bei einem Bade, das er im Flusse Saleph nahm: „Facto autem ibi prandio, post infinitos et intolerabiles labores, quos per mensem iam erat passus, et vellet balneari in eadem aqua et ita se refrigerare vellet natando, Dei iudicio, casu lacrimabili et inopinato submersus est" (Epistola de morte Friderici). Vgl. auch Giesebrecht, Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit, 6. Band, S. 281. — S. 90 heißt es, Ludwig von Bayern habe im Jahre 1324 die Mark Brandenburg seinem Sohne Ludwig übertragen; diese Verleihung fällt bereits in das Jahr 1323. — Das S. 92 über „die Lage in Italien" Gesagte hätte recht gut mit dem gleichnamigen Abschnitte S. 104 vereinigt werden können. — Cosimo Medici regierte nicht 1428—1461, sondern 1429—1464. — S. 109 fehlt bei dem großen englisch-französischen Erbfolgekriege die Bemerkung, dass die Stände (unter Philipp V. im Jahre 1317) die Ausschließung des weiblichen Geschlechtes von der Thronfolge beschlossen haben (salisches Gesetz). — S. 124 wird eine Anzahl von gothischen Domen genannt: da hätten auch noch die herrlichen Münster von Freiburg i. Br. und Ulm ihren Platz finden können. — S. 131 hätte bei der Buchdruckerkunst neben Gutenberg und Fust auch Peter Schöffer angeführt werden können. — Columbus hat auf seiner zweiten Fahrt nach Amerika außer „Jamaica und einigen der kleinen Antillen" (S. 133) auch das schöne und fruchtbare Puerto Rico entdeckt. — Californien wurde von Cortez nicht 1536, sondern 1535 aufgefunden. — S. 140 hätte bei der Eroberung Mailands durch Franz I. von Frankreich die berühmte Schlacht von Marignano nicht ungenannt bleiben sollen. — S 154 heißt es, dass Karl V. bei seiner Wahl erst 20 Jahre alt war; dieser Fürst war bekanntlich im Jahre 1500 (am 24. Februar)

geboren, war somit, als er 1519 auf den deutschen Thron erhoben wurde, erst 19 Jahre alt. — Dass Chaireddin Barbarossa den Johannitern die Insel Malta entrissen habe (S. 160), ist mir nicht bekannt. — S. 163 wird bei Calvin eine Bemerkung über die für sein ganzes Glaubenssystem so charakteristische Lehre von der Prädestination vermisst. — S. 169 wird erzählt, dass der Krieg, den Spanien unter Philipp IV. mit Frankreich führte, „erst 1659 beendet wurde"; da hätte denn doch auch gesagt werden können, dass dies durch den pyrenäischen Frieden geschah, der nachher von so wichtigen Folgen für Frankreich wurde. — S. 170 wird der berühmteste Maler Spaniens Murillo genannt; hier wäre nun der geeignete Ort gewesen, auch die großen Zeitgenossen in den Niederlanden Rubens, Van Dyck und Rembrandt zu erwähnen. — S. 178 wird von Franz Drake erzählt, dass er die Ostküste von Amerika befahren habe, seine großartigste Leistung, die Umschiffung der Erde, wird aber verschwiegen. — Bei der Regierung der Königin Elisabeth von England (S. 178) hätte die Gründung der ostindischen Compagnie (1600), aus deren Erwerbungen allmählich das große ostindische Reich entstanden ist, nicht übergangen werden sollen. — Die in Siebenbürgen verbreitete Lehre Socins (S. 180) könnte in einem Schulbuche der Geschichte recht gut wegbleiben. — S. 197, Z. 6: „... traten überall zu Tage" (st. zutage). — S. 202 findet sich bei der Jahreszahl 1526 die Angabe: „Schlacht bei Mohacs. Ferdinand erwirbt Ungarn und Böhmen. Begründung der österreichischen Monarchie." Im Jahre 1526 kann doch nicht erst von der Begründung der österreichen Monarchie gesprochen werden; gemeint ist wohl die Begründung der österreichischen Großmacht oder der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Das Buch ist auch reich mit Abbildungen, 52 an der Zahl, ausgestattet. Ich habe mich über diese so beliebte moderne Beigabe der Geschichtsbücher bereits in der Anzeige des dritten Theiles der Mayer'schen Lehrbücher für Oberrealschulen (vgl. diese Zeitschr. 1895, S. 1106 f.) in Kürze ausgesprochen; ich muss aber doch auch noch hier eine kurze Bemerkung machen. Vor allem möchte ich dem Verf. dafür danken, dass er durch die Fig. 27 (S. 125) die Aufmerksamkeit der Schüler auf die herrliche Schöpfung Michael Pachers, „den St. Wolfganger Altar", hingelenkt hat. Wie viele Fremde weilen alljährlich an den lieblichen Ufern des Sees von St. Wolfgang, ohne zu ahnen, welche Perle der Holzschnitzerei die altehrwürdige Kirche des genannten Ortes in ihrem Innern birgt. Dagegen erscheint es mir als des Guten zuviel, wenn der Verf. den gothischen Baudenkmälern sechs Illustrationen widmet (Fig. 19. Dom von Reims. Fig. 20. Kathedrale von York. Fig. 21. Kathedrale von Canterbury. Fig. 22. Kathedrale von Burgos. Fig. 23. Dom zu Mailand. Fig. 24. Straßburger Münster). Was ich aber bei diesen Illustrationen noch besonders auszustellen habe,

das ist ihre Kleinheit; solche Miniaturabbildungen sind nicht geeignet, den Schülern halbwegs eine Vorstellung von der Pracht und Großartigkeit dieser Bauwerke zu vermitteln. Meine Ansicht geht in dieser Beziehung dahin, lieber weniger, aber sorgfältig ausgewählte und entsprechend große Abbildungen in einem Schulbuche zu bieten.

Vielleicht fühlt sich der Verf. bewogen, einzelne der im Vorangehenden gemachten Bemerkungen bei der nächsten Auflage seines Buches zu berücksichtigen; ich glaube aber, dass dasselbe auch in der Form, in der es gegenwärtig vorliegt, bald festen Fuß an der Realschule fassen wird.

Linz. Chr. Würfl.

Kiepert, Wandkarte der deutschen Colonien. Maßstab 1 : 8,000.000. Berlin, Reimer 1895. Fol. 2 Blatt.

Wie schon der Titel anzeigt, bezweckt diese Karte eine Veranschaulichung des Colonialbesitzes des Deutschen Reiches. Die beiden Blätter derselben haben zusammengefügt eine Höhe von 87 und eine Breite von 118 cm. Sie besteht aus zwei Hauptkarten, wovon die eine Afrika und die andere die Schutzgebiete der Neu-Guinea-Compagnie und die Marschallinseln im Stillen Ocean darstellt. Eine kleine eingefügte Nebenkarte von Deutschland soll die Größenverhältnisse der Colonialbesitzungen zu Deutschland versinnlichen. Die Karte ist coloriert und sind die Grenzen und Territorien nicht bloß der europäischen Mächte, sondern auch der afrikanischen Staaten durch 14 Farbentöne dargestellt. Die Gebirge erscheinen in brauner Schraffierung, die Meere und Seen blau, die Flüsse schwarz. Die Schrift der Gebirgs-, Seen-, Fluss-, Völker- und Ortsnamen ist deutlich. Der Colonialbesitz des Deutschen Reiches in Afrika, das Togoland, Kamerun, das südwestafrikanische Schutzgebiet und Deutsch-Ostafrika sind dem Zwecke der Karte gemäß durch ein kräftigeres Colorit hervorgehoben. Der gegenwärtige Stand der geographischen Erforschung hat, soweit es der Maßstab der Karte erlaubte, erforderliche Aufnahme und Berücksichtigung gefunden, wie es sich von Kiepert'schen Karten nicht anders erwarten lässt.

Wien. F. Grassauer.

Lindner Gustav, Lehrbuch der empirischen Psychologie. 11. umgearb. Aufl. besorgt von G. A. Lindner und Franz Lukas. Wien, Carl Gerolds Sohn 1895. 192 SS.

Die Umarbeitung des bekannten Lindner'schen Lehrbuches zeigt einen sehr erheblichen Fortschritt in der Berücksichtigung der

Methoden und Resultate der neueren Forschung und ist darum von jedem Freunde wissenschaftlicher Psychologie mit aufrichtiger Freude zu begrüßen.

Gleich am Eingange werden als Gegenstand der Psychologie die psychischen Erscheinungen bezeichnet, und es wird mit Entschiedenheit betont, dass die empirische Psychologie unabhängig von jeder speculativen Voraussetzung über das Wesen der Sache vorgehen müsse und dass sie reichlichen Stoff vorfinde.

Unter den Erkenntnisquellen der Psychologie wird neben der Beobachtung auch der Versuch genannt und seine Anwendbarkeit dargelegt. Ebenso wird unter der Rubrik „Methode" die Analyse genannt, aber meiner Meinung nach im Verhältnis zu ihrer Wichtigkeit nicht eingehend genug behandelt.

Außer diesen sehr erfreulichen Änderungen in der für diesen Gegenstand besonders wichtigen Einleitung haben die Bearbeiter besonders in der Lehre von den Empfindungen, und zwar in der Behandlung der physiologischen Partien Neuerungen vorgenommen. Diese physiologischen Partien werden nämlich in dem neuen Buche sehr ausführlich behandelt, nach meinem Ermessen zu ausführlich. Will man das hier Gebotene (S. 16—72) genau durchnehmen, dann dauert es sehr lange, bevor man zur Behandlung jener psychischen Vorgänge gelangt, die der Schüler aus eigener Erfahrung kennt und die ihm Gelegenheit geben, sich in der Zergliederung zusammengesetzter Phänomene zu üben. Diese Übung scheint mir aber wichtiger zu sein, als die dogmatische Mittheilung von Thatsachen, die zum Theil in der Somatologie, zum Theil in der Optik und Akustik ihren Platz finden. Doch wird hier der Lehrer ja selbst das Richtige auszuwählen verstehen.

Die Abschnitte über das Vorstellen im engeren Sinne, über die Intelligenz, das Fühlen und Begehren sind nicht wesentlich verändert und werden auf Grund Herbart'scher Anschauungen in hergebrachter Weise vorgetragen. Die Bearbeiter glaubten gewiss, das der Pietät gegen den verstorbenen Verfasser schuldig zu sein, und dieser Standpunkt hat ja umsomehr Berechtigung, als die Herbart'sche Schule bei uns noch recht viele Anhänger hat. Allein ich glaube, dass sich innerhalb dieses Rahmens noch manches den Resultaten der neueren Forschung entsprechender wird gestalten lassen. Es sei mir gestattet, in dieser Hinsicht auf einige Einzelheiten hinzuweisen. S. 77 wird der Unterschied zwischen der Wahrnehmung und dem Erinnerungsbilde noch immer bloß in der letzterem fehlenden sinnlichen Lebendigkeit gefunden, während doch ein viel wichtigerer darin liegt, dass die Wahrnehmung mir als etwas Fremdes entgegentritt, das mir gewissermaßen von außen her aufgezwungen wird, das Erinnerungsbild hingegen mit meinen sonstigen Vorstellungen viel enger verbunden ist und einen zu meinem psychischen Inventar, zu meiner Persönlichkeit gehörigen Bestandtheil bildet. S. 100 ff. haben die Herausgeber es unterlassen, die Ent-

stehung der Einbildungskraft zu erklären, während doch gerade diese Thätigkeit der Seele dem Psychologen sehr räthselhaft erscheint. Ich glaube, dass die Ausfüllung der Lücken, welche unsere Erinnerungsbilder aufweisen, sowie die durch Aufmerksamkeit bewirkte Zerlegung der Vorstellungen in ihre Elemente den Schlüssel zur Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinung geben.

Neben dem naturwissenschaftlichen Stoffe, den wohl der zweite Bearbeiter so lichtvoll angeordnet und mit gut gewählten und correct ausgeführten Abbildungen veranschaulicht hat, sollte auch die naturwissenschaftliche Methode, d. h. die richtige Beschreibung der Thatsachen auch für die sogenannte eigentliche Psychologie noch wirksamer zur Anwendung gebracht werden.

Wenn nun auch Ref. in einzelnen Punkten anderer Meinung ist, so begrüßt er doch, wie schon bemerkt, das hier Gebotene als einen erheblichen Fortschritt und glaubt darnach, das Buch hiermit empfehlen zu können.

Wien. W. Jerusalem.

Handbuch der Theorie der linearen Differentialgleichungen

von Prof. Dr. Ludwig Schlesinger, Privatdocent an der Universität zu Berlin. In 2 Bänden. 1. Band. Leipzig, B. G. Teubner 1895.

Die neueren Untersuchungen über die Theorie der linearen Differentialgleichungen, wie sie insbesondere von Fuchs zuerst im Jahresberichte der Berliner Gewerbeschule vom Jahre 1865 aufgestellt wurden, unterscheiden sich nicht unbedeutend von den älteren Forschungen, welche von den Analytikern des 18. Jahrhunderts herrühren. Die vorliegende Arbeit, die eine der bedeutendsten auf dem Gebiete der linearen Differentialgleichungen zu werden verspricht, fasst die Theorie derselben weniger systematisch als der historischen Entwicklung entsprechend auf. Der erste Band ist den Untersuchungen gewidmet, welche auf die Ausbildung von Methoden für die Integration einer vorgelegten linearen Differentialgleichung Bezug nehmen. In diese Untersuchung gehören die verschiedenartigen Formen der Darstellung von Integralen, die sowohl allgemein als auch in beschränkten Gebieten giltig sind. Ebenso werden auch in diesem Bande die wechselseitigen Beziehungen zwischen diesen Darstellungsformen untersucht.

Zum Studium dieses schönen und gehaltvollen Werkes werden die Grundzüge der Functionentheorie gefordert; auch die Determinantentheorie und einige Theoreme der höheren Algebra erweisen sich zum Verständnisse mancher Lehren wichtig. Die zahlreichen auf die Theorie der linearen Differentialgleichungen Bezug nehmenden Literaturangaben wurden mit dem Inhaltsverzeichnisse zu einem Nachschlageregister vereinigt, was der Übersichtlichkeit halber sicher die Billigung jedes Lesers finden wird.

In äußerst fesselnder Weise wurde die „historische Einleitung" verfasst; dieselbe rührt von dem Verf. her, wobei das Material benützt wurde, das Paul Günther, der dem Verf. als Mitarbeiter zur Seite stehen sollte, durch den Tod aber frühzeitig diesem Unternehmen entzogen wurde, für seine Probevorlesung „Die geschichtliche Entwicklung der modernen Theorie der Differentialgleichungen" gesammelt hatte. In diesem Abschnitte finden wir gelungene Betrachtungen über die Begründung der Functionentheorie durch Cauchy, Briot, Bouquet einerseits, durch die deutschen Forscher Weierstrass, Riemann, Gauss andererseits; ferner eine sehr gelungene historische Skizze über die Entwicklung der modernen Theorie der linearen Differentialgleichungen durch Fuchs.

In den weiteren Abschnitten werden die allgemeinen Grundlagen der Theorie aufgestellt, die formalen Theorien und die Theorie der Fundamentalgleichung entwickelt, die singulären Stellen, an denen sich die Integrale bestimmt verhalten, näher betrachtet. Nach diesen vorbereitenden Deductionen wendet sich der Verf. zur Theorie der Differentialgleichungen der Fuchs'schen Classe, wobei auch die Differentialgleichung von Riemann und Gauss in ausführlicher Weise erörtert wird; sodann werden die Integrale innerhalb eines Kreisringes entwickelt und die allgemeingiltigen Darstellungen der Integrale von Differentialgleichungen mit rationalen Coefficienten gegeben. Den Schluss des vorliegenden ersten Bandes bildet die Berechnung der Fundamentalsubstitutionen für eine Differentialgleichung mit rationalen Coefficienten.

Im zweiten Bande werden jene Untersuchungen aufgenommen werden, welche sich auf besondere lineare Differentialgleichungen beziehen, in denen entweder die Coefficienten specielle Eigenschaften haben oder in denen die Gestalt der Coefficienten gefunden werden soll, wenn den Lösungen der Differentialgleichungen bestimmte gegebene, analytische Eigenschaften zukommen sollen. Wir sehen dem Erscheinen dieses zweiten Bandes mit vollstem Interesse entgegen und glauben schon jetzt behaupten zu können, dass dieses Werk dann die zum Ziele gesetzte Theorie in eingehendster Weise behandeln dürfte.

Lehrbuch der Algebra. Von Heinrich Weber, Professor der Mathematik an der Universität Göttingen. In zwei Bänden. Erster Band. Mit 28 eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg u. Sohn 1895. Preis 16 Mk.

Das Lehrbuch der Algebra von Prof. Weber verdankt sein Entstehen den Universitätsvorlesungen, welche derselbe mehrmals an der Universität in Göttingen gehalten hat. Er wollte eine zusammenfassende Darstellung und Verknüpfung der verschiedenen theoretischen Betrachtungen, welche in der Algebra in den letzten

Jahrzehnten vorgenommen wurden, sowie eine Reihe von Anwendungen dem Studierenden seines Lehrbuches vorführen. Das Studium des vorliegenden Buches erfordert nicht viele Vorkenntnisse, und es wurden zur Erleichterung des Verständnisses die elementaren und höheren Hilfsmittel direct reduciert.

Der erste Theil des Buches, der uns vorliegt, enthält den elementaren Abriss der Algebra, der als Buchstabenrechnung bezeichnet wird, dann die Vorschriften, welche bei der Berechnung der Wurzeln einer Gleichung beachtet werden müssen, endlich die Theorie der algebraischen Größen unter Hervorhebung der bezüglichen Theorie von Galois. Besonderes Gewicht wurde in dem vorliegenden Buche — und dies muss mit besonderer Anerkennung hervorgehoben werden — auf eine einheitliche Terminologie (auf die bisherige Terminologie wurde ebenfalls Rücksicht genommen) gelegt. Wertvoll werden auch dem Studierenden dieses Buches die Literaturnachweisungen und historischen Citate sein.

In dem ersten Abschnitte des Buches finden wir eine eingehende Theorie der rationalen Functionen, in welcher die Theilbarkeit, das Product linearer Factoren, der binomische und polynomische Lehrsatz, ferner die Theorie der derivierten Functionen, endlich das Theorem von Euler über homogene Functionen vorgeführt wird. Die Darstellung dieses Abschnittes ist eine möglichst einfache und grundlegende. Im Folgenden werden die Hauptsätze über Determinanten und über deren Anwendung in der Theorie der Gleichungen entwickelt. Den Ausgangspunkt bei Entwicklung dieser Theorie nimmt der Verf. von den Permutationen.

Der dritte bis zum sechsten Abschnitt umfasst Sätze über Wurzeln algebraischer Gleichungen. Für die Cardanische Formel wurde der Cayley'sche Ausdruck aufgestellt, durch welchen die Wurzeln einer solchen Gleichung eindeutig gegeben werden. Mit großer Ausführlichkeit wurden die symmetrischen Functionen betrachtet und dabei der Discriminanten, der Resultanten, des Theoremes von Bezout gedacht und die von Tschirnhausen angewendete Transformationsmethode der Gleichungen erörtert. Dieser Transformation wird übrigens nach Einführung der Theorie der Invarianten und Covarianten ein eigener Abschnitt gewidmet und von der Hermite'schen Form, welche der Tschirnhausen-Transformation gegeben wurde, Gebrauch gemacht. Die folgenden Abschnitte umfassen die Untersuchungen über die Realität der Wurzeln, über den Sturm'schen Lehrsatz, bezugnehmend auf die Anzahl reeller Wurzeln einer reellen numerischen Gleichung zwischen zwei gegebenen reellen Zahlenwerten, über die Abschätzung der Wurzeln, über deren genäherte Berechnung (mit Einbeziehung der schönen Methode von Gauss zur Auflösung trinomischer Gleichungen), über die Kettenbrüche und deren Anwendung in der Theorie der höheren Gleichungen, endlich über die Theorie der

Einheitswurzeln, die von Gauss geschaffen wurde und wegen der geometrischen Anwendung auf die Construction der regelmäßigen Vielecke auch die Kreistheilungstheorie genannt wird.

Ausgehend von dem Körperbegriffe im zahlentheoretischen Sinne als einem System von Zahlen, das in sich so vollendet und abgeschlossen ist, dass die vier fundamentalen Rechenoperationen, ausgeführt mit irgend welchen Zahlen des Systemes (ausgenommen die Division durch Null) immer auf Zahlen führen, die demselben System angehören, wird die Theorie der algebraischen Größen im Nachfolgenden entwickelt, die Anwendung der sog. Permutationsgruppen auf Gleichungen vorgenommen, die Theorie der Kreistheilung auf Grund der Galois'schen Theorie der algebraischen Größen wieder in Angriff genommen. Die beiden letzten Abschnitte nehmen auf die algebraische Auflösung von Gleichungen und auf die Wurzeln metacyklischer Gleichungen Bezug.

Das vorliegende Buch ist mit großer Sorgfalt, Sachkenntnis und Eleganz gearbeitet, die Darstellung derart, dass sich dieses Buch zur Einführung in die Zahlentheorie trefflich eignet. Wir sehen daher begreiflicherweise dem zweiten Bande, welcher die allgemeine Theorie der endlichen Gruppen, die Theorie der linearen Substitutionsgruppen und deren Anwendungen auf verschiedene Probleme bringen wird, mit Spannung entgegen. Die Ausstattung des Buches ist die bekannte vorzügliche der Viewegschen Firma.

Lehrbuch der Stereometrie mit Übungsaufgaben für höhere Lehranstalten von Prof. Dr. Th. Spieker. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten. Potsdam, August Stein 1895.

Die Lehrbücher der Elementarmathematik von Prof. Spieker erfreuen sich wegen ihrer vortrefflichen didaktischen Anlage einer wohlverdienten Beliebtheit. Bisher fehlte es an einem Lehrbuche der räumlichen Geometrie aus der Feder des Verf.s, das nunmehr vorliegt. Die bei der Ausarbeitung der früheren Schriften des Verf.s demselben maßgebenden didaktischen Grundsätze wurden auch in dem Lehrbuche der Stereometrie zur Anwendung gebracht. Auf einer synthetischen Grundlage von systematisch vorgetragenen Begriffen und Sätzen wurde möglichst viel Raum für die analytischen und selbständigen Übungen der Schüler gewonnen, indem außer den gewöhnlichen Rechnungsaufgaben der Stereometrie auch stereometrische Constructions- und Beweisaufgaben gestellt wurden.

Die uns in dem Buche entgegentretende Beweisführung ist scharf, die Ausdrucksweise durchwegs klar und präcis; die Unterstützung der vorgetragenen Theoreme und Aufgaben durch genau und deutlich ausgeführte Figuren die möglichst beste. Die einzelnen „Übungen“ sind genug reichhaltig, so dass sie eine freie wBeegung des Lehrers gestatten.

Theoreme und Beispiele, welche ohne Gefährdung des systematischen Zusammenhanges weggelassen werden können, sind durch ein Sternchen gekennzeichnet. Billigend muss hervorgehoben werden, dass der Verf. die Construction der Dreikante aus drei Bestimmungsstücken seinen Schülern vorführt. Zweckentsprechend war es auch, Parallelflach für Parallelipiped einzuführen und die Volumsbetrachtungen und Volumsberechnungen dadurch einfacher zu gestalten, dass der Satz von Cavalieri herangezogen wurde. Jene Aufgaben, in denen die Trigonometrie mit der Stereometrie vereinigt erscheint, hätten vermehrt werden können. Gerade diese Exempel gelten als instructiv. Einige Lehrsätze, die aller Beachtung wert sind, finden wir selten in Lehrbüchern enthalten; dies gilt z. B. von dem Theoreme, dass der kleinere Bogen des größten Kreises zwischen zwei Punkten der Kugelfläche kleiner ist, als der irgend eines durch die beiden Punkte gelegten Kugelkreises. Die Lehrer, welche das Buch benützen werden, und wir wünschen demselben recht viele, werden es begrüßen, dass auch den Wechselschnitten des Cylinders und Kegels die gebürende Aufmerksamkeit geschenkt wurde. In demselben Abschnitte finden wir einige kurze Betrachtungen über den Schnitt eines Kegels und einer Kugel, sodann das Wesentlichste von den Kegelschnitten im engeren Sinne. Die Construction und Berechnung der regelmäßigen Polyeder hat der Verf. auf ein orthogonales Achsenkreuz gestützt, wodurch er manche Vereinfachung erzielte. Die Berechnungen der einzelnen Arten der regulären Polyeder wurden als Übungsaufgaben des betreffenden Abschnittes dargestellt. In nur kurzer Weise wird auf die halbregulären Polyeder aufmerksam gemacht. Dankenswert ist auch die in einem Anhange beigegebene Ermittlung der Maximal- und Minimalwerte einer Function, wobei die algebraische Methode im besonderen bevorzugt wurde. Die angefügten Übungsaufgaben sind sehr instructiv.

Das vorliegende Buch eignet sich als Schulbuch in vortrefflicher Weise und wird mit Vortheil einem eingehenden Unterrichte in der Stereometrie zugrunde gelegt werden können. Wir können auf Grund mehrfacher Erfahrungen, die wir mit diesem Buche gemacht haben, dasselbe nur aufs beste empfehlen.

Einführung in die Maxwell'sche Theorie der Elektricität.

Mit einem einleitenden Abschnitte über das Rechnen mit Vectorgrößen in der Physik. Von Dr. A. Föppl, Professor an der Universität Leipzig. Mit Figuren im Text. Leipzig, B. G. Teubner 1894.

Der Verf. verfolgte bei der Herausgabe dieses Buches den Zweck, die Maxwell'sche Theorie der Elektricität in einer allgemein verständlichen und doch wissenschaftlich strengen und correcten Weise darzustellen. In erster Linie war er darauf bedacht, den mathematischen Schwierigkeiten des Maxwell'schen Werkes zu begegnen, dann aber mussten Irrthümer desselben

berichtigt werden; ebenso erwiesen sich andere Wege, die der Verf. einschlug, schneller zum Resultat führend, als es bei Maxwell der Fall war. Zweifellos wird die Darstellung in dem vorliegenden Werke ein leichteres Eindringen in die Maxwell'sche Theorie dem Studierenden ermöglichen, als die Ableitung der Gleichungssysteme des magnetischen und elektrischen Feldes aus der Theorie der Cyclen, wie dies von Boltzmann in seinen ausgezeichneten Vorlesungen über die Maxwell'sche Theorie geschehen ist. Vorzugsweise war der Verf. darauf bedacht, die Erfahrungsthatsachen heranzuziehen und die Herleitung der Gleichungen des Feldes aus allgemeinen mechanischen Principien zu erreichen. Damit dem Studierenden dieses Buches keine mathematischen Schwierigkeiten erwachsen, wurden in einem einleitenden Abschnitte („Die Algebra und Analysis der Vectoren") die Grundzüge des Quaternionencalcüls in sehr ansprechender Weise vorgeführt. Thatsächlich bilden die Vectorengleichungen eine bündige und klare Sprache, durch welche die Erscheinungen am zweckmäßigsten beschrieben werden. Wir empfehlen aus diesem Grunde dem Studierenden ein eingehendes Studium des erwähnten Abschnittes, in dessen zweitem Theile auch die Differentialoperatoren verwendet werden, während in dem dritten allgemeine Betrachtungen über Linien-, Flächen- und Raumintegrale platzgreifen und die einleitenden Sätze aus der Potentialtheorie entwickelt erscheinen. Ref. ist derselben Ansicht wie der Verf., dass die hier gegebene analytische Darstellungsform geometrischer Beziehungen die mathematische Zeichensprache der Physik der Zukunft sein wird.

Die vorliegende Arbeit erscheint wie aus einem Gusse und wurde nicht von Quellenangaben überhäuft; der Verf. wollte sich durch die Einzelforschungen nicht beirren lassen, sondern hat auf Grund eines genauen Studiums des Maxwell'schen Werkes und der Schriften von Heaviside, den er als den hervorragendsten Nachfolger Maxwells nach der speculativ-kritischen Seite bezeichnet, einheitlich die Bearbeitung dieses schönen Buches, das er ausdrücklich als Lehrbuch bezeichnet, vorgenommen.

Der Verf. hat sich möglichst der ursprünglichen Bezeichnungsweise Maxwells bedient; nach dem Vorgange von Heaviside wurden zur Kennzeichnung der Vectorgrößen fette Buchstaben verwendet. Die vorgenommene Unterscheidung des Vectorproductes von dem Potentiale in typographischer Beziehung ist unter allen Umständen nachahmenswert.

Nach der mathematischen Einleitung werden in dem Buche die Grundlinien der Maxwell'schen Elektricitätslehre auseinandergesetzt. Die in der Elektricitätslehre vorkommenden Vectoren, die magnetischen Größen, die Wechselbeziehung zwischen Elektricität und Magnetismus werden an dieser Stelle besprochen. Das Dualitätsprincip, welches von Heaviside für die Elek-

tricität und den Magnetismus aufgestellt wurde und an das Dualitätsgesetz der Geometrie erinnert, wurde von diesem Forscher in systematischer Weise beim Aufbau der ganzen Theorie verwendet. Der Verf. hat dem bezeichneten Principe vollauf Rechnung getragen. Bemerkenswert sind die Ausführungen, die sich auf den Vergleich der Maxwell'schen Theorie mit der Fernwirkungstheorie und auf die Unvereinbarkeit der letzteren mit der Kraftlinientheorie beziehen. Im weiteren werden die elektrodynamischen und magnetodynamischen Kräfte, die sogenannten eingeprägten elektrischen und magnetischen Kräfte besprochen; letztere sind Ursachen, die gewissermaßen von außen her Veranlassung zum Auftreten von elektrischen oder magnetischen Kräften geben, die ohne Rücksicht auf die übrigen Systembedingungen beliebig gegeben sein können. Ausführlich finden wir in dem Buche die Behandlung des Vectorpotentials. Die Energiebeziehungen im elektromagnetischen Felde zwischen ruhenden Leitern, die Elektrodynamik bewegter Leiter (Induction) werden weiter erörtert. In einer gedrängten Übersicht über die übrigen Theile der Maxwell'schen Theorie wird die Deduction der Gleichungen des elektromagnetischen Feldes aus den allgemeinen Principien der Mechanik, die Theorie des Maxwell'schen Zwangszustandes und der elektromagnetischen Wellen in isotropen Medien gestreift. Die in einem Anhange gegebene Formelzusammenstellung wird dem Studierenden willkommen sein. Das Buch ist der vollsten Beachtung der Mathematiker wert.

Ostwalds Classiker der exacten Wissenschaften. Nr. 54—75. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1894—1895.

Heft 54 enthält Anmerkungen und Zusätze zur Entwerfung der Land- und Himmelscharten von J. H. Lambert (1772). Herausgeber dieser bekannten und wertvollen Schrift ist Prof. A. Wangerin. Die vorliegende Abhandlung ist den „Beiträgen zum Gebrauche der Mathematik und deren Anwendung" von Lambert entnommen und ist die erste, in welcher überhaupt allgemeine Untersuchungen über Kartenprojectionen vorgenommen wurden. Das Postulat der conformen Abbildung, ebenso jenes der Flächentreue bezüglich der Abbildung einer Kugel auf eine Ebene finden wir in der Lambert'schen Schrift zum erstenmale in entsprechender Weise betont. Die so dargelegten Principien sind noch heute in Geltung, ebenso aber auch die Ergebnisse, zu denen Lambert durch seine Untersuchungen geführt wurde, die von den Kartographen der heutigen Zeit noch hoch geschätzt werden. Da in der Lambert'schen Schrift die stereographische und Mercatorprojection als bekannt vorausgesetzt wurden, hielt es der Herausgeber für nützlich, auf die Theorie dieser Projectionsarten in den Anmerkungen einzugehen und so die von Lambert gegebenen Betrachtungen abzurunden. Als schätzenswert sind auch

die speciellen Noten zum Text zu bezeichnen, die zum großen Theile auf die Geschichte der Probleme Bezug nehmen, zum Theile einige Ergänzungen und auch Berichtigungen des Textes der Abhandlung enthalten.

In Nr. 55 finden wir einen Neuabdruck der grundlegenden Abhandlungen von Lagrange (1779) und Gauss (1822) über Kartenprojectionen von demselben Herausgeber bearbeitet. Zunächst wird die Arbeit von Lagrange „über die Construction geographischer Karten" behandelt, welche wohl unzweifelhaft durch die Forschungen Lamberts angeregt wurde. Lagrange hat zuerst die allgemeinen Formen für die conforme Abbildung von Rotationsflächen abgeleitet und die willkürlichen Functionen, welche in der betreffenden Lösung erscheinen, aus der Bedingung bestimmt, dass den Parabelkreisen und den Meridianen auf der Karte Kreise entsprechen. Eine Anwendung auf das abgeplattete Rotationsellipsoid muss als mathematisch wertvoll bezeichnet werden. Auch mit der Mercator'schen Projection beschäftigt sich die Lagrange'sche Abhandlung eingehend. — Die zweite Schrift, welche im Hefte 55 wiederabgedruckt wird, nimmt auf das Problem von C. F. Gauss „Die Theile einer gegebenen Fläche so abzubilden, dass die Abbildung dem Abgebildeten in den kleinsten Theilen ähnlich wird" Bezug. Eine Reihe von Beispielen, welche von Gauss selbst aufgestellt wurden, erläutern die allgemeine Theorie. Dass die Gauss'sche Aufgabe allgemeiner als die Lagrange'sche ist, ist bekannt, weil in der ersteren das Problem der conformen Abbildung auf beliebige Flächen ausgedehnt wurde. Mit Recht betont auch der Herausgeber, dass bei Lagrange meist der praktische, bei Gauss der rein mathematische Gesichtspunkt hervortritt, dass ferner die Arbeit des deutschen Mathematikers eleganter als jene von Lagrange ist. — Auch hier sind die historischen, ergänzenden und berichtigenden Anmerkungen des Herausgebers als wertvolle, das Studium der beiden Abhandlungen wesentlich unterstützende Zugabe zu bezeichnen.

In Nr. 56 gibt Professor A. J. von Göttingen die aus dem Jahre 1788 stammende Abhandlung von Sir Charles Blagden über die Gesetze der Überkaltung und Gefrierpunktserniedrigung heraus. Dass der Verfasser seinen Zeitgenossen in seinen Anschauungen weit voraus war, dass er die Versuche in für die damalige Zeit mustergiltiger Weise angestellt hat, wird jedem einleuchten, der den Inhalt dieser beiden Abhandlungen verfolgen wird. Die erste derselben handelt von den Experimenten über Abkühlung des Wassers bis unter seinen Gefrierpunkt; in derselben werden alle jene Umstände experimentell untersucht, welche eine solche Unterkühlung hervorrufen können; auf die diesbezüglichen theoretischen Erläuterungen konnte erst die heutige Thermodynamik in aller Strenge eingehen. — In der zweiten

der vorgeführten Abhandlungen sind die Versuche über die Eigenschaft einiger Substanzen, den Gefrierpunkt des Wassers zu erniedrigen, angeführt. Dabei kommt Blagden zu dem bemerkenswerten Satze, dass das Salz den Gefrierpunkt nach dem einfachen umgekehrten Verhältnisse, in dem es zu dem Wasser der Lösung steht, erniedrigt. Unter Salz schlechtweg ist hier Kochsalz zu verstehen. Weiters werden noch Salpeter, Salmiak, weinsaures Natronkali, Bittersalz, Eisenvitriol, schwefelsaures Zinkoxyd, dann eine Combination von Salpeter und Kochsalz, eine solche aus Salmiak und Kochsalz und endlich eine zusammengesetzte Lösung aus weinsaurem Kali, Kochsalz und Salmiak in ihrem Verhalten, den Gefrierpunkt des Wassers zu erniedrigen, betrachtet. Die folgenden Experimente beziehen sich auf Säuren, Alkalien und Alkohol, welche durch gleiche Zuthaten den Gefrierpunkt des Wassers in einem zunehmenden Verhältnisse zu erniedrigen scheinen. Welch weitgehende Meinung, die für die damalige Zeit anzustaunen ist, von derartigen Versuchen Blagden hat, zeigt der Satz: „dass solche Thatsachen den Grund zu einer allgemeinen Theorie der Cohäsionsgesetze legen werden, die endlich zu der Kenntnis des Gefüges führen wird, auf dem die Eigenarten der Körper beruhen."

In der Lieferung Nr. 57 der Classiker der exacten Wissenschaften finden wir den Wiederabdruck der Abhandlungen über Thermometrie von Fahrenheit, Réaumur und Celsius in der Ausgabe von A. J. von Oettingen. Die Versuche Fahrenheits, die hier zur Sprache kommen, nehmen Bezug auf den Siedepunkt einiger Flüssigkeiten, auf das Gefrieren des Wassers im Vacuum, auf die Bestimmung der specifischen Gewichte einiger Substanzen zu verschiedenen Zwecken und zu verschiedenen Zeiten, auf die Beschreibung und den Gebrauch eines neuen Aräometers und eines neuen Barometers. In diesen Versuchen ist so ziemlich alles angeführt, was Fahrenheit geschrieben hat. Besonders mangelhaft — und dies erwähnt auch der Herausgeber in den „Anmerkungen" — macht sich die schlechte Definition dreier Fixpunkte fühlbar.

Réaumur hat seine „Regeln zur Construction von Thermometern mit vergleichbaren Scalen" mit aller Gründlichkeit und Schärfe angegeben. Auch seine zweite Abhandlung über die Construction der Thermometer mit vergleichbaren Graden nebst Versuchen und Bemerkungen über einige Eigenschaften der Luft verdient in der Frage der Thermometrie die größte Beachtung. In dem Aufsatze „Über das Volumen der Flüssigkeitsgemische" untersucht er die Frage, ob zwei vermengte Flüssigkeiten ein Volumen haben gleich der Summe der Theilvolumina, oder ob dieses größer oder kleiner als die Summe der Bestandtheile ist.

Einen großartigen Fortschritt in der Thermometrie bezeichnen die Arbeiten von Celsius, die sich auf die Bestimmung der

beiden Fixpunkte beziehen. Er stützt sich auf die Arbeiten seiner Vorgänger, was bei Réaumur vermisst wird, der unabhängig von Fahrenheit seine Betrachtungen anstellt.

Nr. 58 umfasst die chemische Abhandlung von der Luft und dem Feuer von Karl Wilhelm Scheele aus dem Jahre 1777, in der eine große Anzahl von Versuchen dargelegt ist, welche die Hauptstärke Scheeles waren. Er ist der erste Darsteller des Sauerstoffgases, und ihm ist die Entdeckung der zusammengesetzten Beschaffenheit der Luft zu danken. In der vorliegenden Abhandlung erkennt man, dass unser Forscher ein Anhänger der Phlogiston-Hypothese war, und diese Sprachweise erschwert einigermaßen das Studium der Abhandlung. Die Umsicht Scheeles bei seinen Experimenten geht auch daraus hervor, dass er die scheinbar nebensächlichsten unterlaufenden Erscheinungen festhielt und so auf Thatsachen aufmerksam zu machen in der Lage war, die späterhin Gegenstand eingehender Experimentaluntersuchungen wurden; in dieser Beziehung sind die Beobachtungen über Gasdiffusion, über strahlende Wärme, seine Versuche über die Wirkung des Lichtes auf Silbersalze erwähnenswert. Auf diese Thatsachen wurde in der vorliegenden Abhandlung aufmerksam gemacht.

Otto von Guerickes neue „magdeburgische" Versuche über den leeren Raum bilden den Inhalt des 59. Heftes. Die betreffende epochemachende Abhandlung wurde von Friedrich Dannemann aus dem Lateinischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen. In dieser sehr bemerkenswerten Schrift spricht sich Otto von Guericke über den Ursprung, die Natur und die Eigenschaften der Luft aus, beschreibt die Versuche, um das Vacuum durch Ausziehen von Wasser und Luft herzustellen, ferner eine besondere zur Herstellung des Vacuums dienliche Maschine, beschäftigt sich ferner mit der Frage, ob es in der Natur ein Vacuum gebe oder nicht. Die weiteren Experimente beziehen sich auf die Eigenschaften der verdünnten Luft; unter denselben ist auch jenes berühmte Experiment, durch das gezeigt wurde, dass infolge des einseitigen Luftdruckes zwei Halbkugeln so fest vereinigt werden, dass sie von 16 Pferden nicht voneinander gerissen werden können. Auch Versuche zur Demonstration der Veränderlichkeit des Luftdruckes mit der Höhe werden angegeben, ebenso wird dargethan, dass der Luftdruck zu verschiedenen Zeiten verschieden groß ist. Otto von Guericke behandelt auch die Einwürfe gegen das Vacuum und sucht dieselben zu widerlegen. Die Urtheile, welche einige Gelehrte über die Magdeburgischen Experimente fällten, werden im weiteren besprochen und einige derselben, so z. B. jenes des Dr. Hauptmann, in ziemlich energischer Weise zurückgewiesen. Zum Schlusse wird noch die Einrichtung des Magdeburgischen Thermometers besprochen. — So grundlegend, interessant und instructiv die vorliegende Schrift des berühmten Magdeburger Bürgermeisters

ist und sosehr sie auch verdient, gelesen zu werden, so enthält sie doch begreiflicherweise viele Irrthümer und falsche Anschauungen, welche eine spätere Zeit zu berichtigen berufen war. Der Herausgeber hat dieselben in seinen „Anmerkungen" hervorgehoben und in denselben eine Reihe von wertvollen historischen Daten, sowie einige Umrechnungen der zur Zeit Guerickes üblichen Maße in unsere neuen Maße gegeben.

Nr. 60 enthält die berühmte Abhandlung von Jakob Steiner „Die geometrischen Constructionen, ausgeführt mittelst der geraden Linie und eines festen Kreises", als Lehrgegenstand auf höheren Unterrichtsanstalten und zur praktischen Benützung, welche von dem berühmten Mathematiker im Jahre 1833 veröffentlicht wurde und nun mit Anmerkungen und einer kurzen biographischen Skizze Steiners von Professor A. J. von Oettingen dem Leser vorgeführt wird. Diese Arbeit folgte ein Jahr nach dem Erscheinen des grundlegenden Werkes Steiners „Systematische Entwicklung der Abhängigkeit geometrischer Gestalten voneinander" und kann — wie Prof. Oettingen hervorhebt — als eine wahre Perle sorgfältiger, umsichtiger und stilvoller Betrachtung bezeichnet werden.

Die vorliegende Arbeit verfolgt einen ähnlichen Zweck wie jene von Mascheroni, der gezeigt hat, dass alle geometrischen Aufgaben mittelst des Kreises allein gelöst werden können. Diese Constructionen sind namentlich für die Mathematiker insbesondere zur Anfertigung astronomischer Instrumente von großem Vortheile, während die Steiner'sche Construction den praktischen Geometern unschätzbare Dienste zu leisten berufen war. Zunächst werden einige Eigenschaften geradliniger Figuren und darauf gegründete Constructionen mittelst des Lineals allein vorgeführt und als Einleitung einige grundlegende Sätze über harmonische Strahlen und Punkte abgeleitet. Die dargelegten Constructionen mittelst des Lineals unter gewissen Voraussetzungen werden mit Vortheil in den Mittelschulunterricht einbezogen werden können. Die Erläuterung einiger Eigenschaften des Kreises (Theorie der harmonischen Eigenschaften desselben, des Ähnlichkeitspunktes, der Potenz bei Kreisen) zeichnet sich durch große Eleganz und Präcision aus und dürfte diesem Abschnitte ebenfalls einen Platz im Unterrichte der Mittelschule sichern. — Nun wendet sich der Verf. zur allgemeinen Aufgabe, nämlich zur Lösung aller geometrischen Aufgaben mittelst des Lineals, wenn ein fester Kreis gegeben ist. — Der Anhang (Vermischte Aufgaben nebst Andeutung ihrer Lösung mittelst des Lineals und eines festen Kreises), der in das Gebiet der Kegelschnitte reicht, wird von jenen verstanden und dessen Bedeutung von jenen gewürdigt werden, welche mit den projectivischen Beziehungen, namentlich mit der Theorie der sich deckenden projectivischen Geraden vertraut sind. Jedenfalls wird es sich nützlich erweisen, beim Studium dieses Anhanges auf den ersten Theil der

„systematischen Entwicklung der Abhängigkeit geometrischer Gestalten voneinander" zurückzugreifen.

Nr. 61 bezieht sich auf die epochemachende Abhandlung von George Green, welche betitelt ist: „Ein Versuch, die mathematische Analysis auf die Theorien der Elektricität und des Magnetismus anzuwenden", die zum erstenmale im Jahre 1828 veröffentlicht, jetzt von Professor Oettingen und Professor Wangerin herausgegeben wurde. Die Physiker wissen zur Genüge, welcher Wert den Green'schen Arbeiten beizumessen ist. Neben den Abhandlungen von Laplace, Poisson und Gauss bildet die vorliegende Arbeit von Green eine der Grundlagen der Potentialtheorie; in derselben wird auch zum erstenmale der Ausdruck „Potentialfunction" gebraucht. Diese Green'sche Abhandlung ist ungeachtet ihrer Wichtigkeit wenig bekannt geworden, und es ist vorzüglich Sir William Thomson zu danken, dass er den Forschern auf dem Continente zum Nutzen diese Arbeit in den Jahren 1850—1854 im Crelle'schen Journale abdrucken ließ. Das vorliegende Büchlein ist aber das erste, das eine deutsche Übersetzung der Abhandlung bringt. In den einleitenden Bemerkungen wird vor jeder Rechnung der allgemeine Gedanke der Methode entwickelt, die Green zu sehr bemerkenswerten und fruchtbringenden Resultaten geführt hat. Außerdem werden in diesen Bemerkungen die einzelnen folgenden Artikel skizziert und deren Inhalt kurz besprochen. In der nun dargestellten allgemeinen Theorie finden wir unter anderem schon den nützlichen Green'schen Satz entwickelt und von demselben in den ersten sieben Abschnitten Anwendung auf die Deduction sehr allgemeiner Beziehungen gemacht, die zwischen der Dichte der Elektricität auf Flächen, sowie in Körpern und den entsprechenden Potentialfunctionen bestehen. In erster Linie finden die vorgetragenen Lehren Anwendung auf die Theorie der Leydnerflasche, auf die Cascadenschließung derselben, auf die Vertheilung der Elektricität auf einer Kugelschale unter gewissen Voraussetzungen und auf allgemeinere Vertheilungsprobleme. Einen eigenen Abschnitt hat der Verf. den Anwendungen der allgemeinen Theorie auf jene des Magnetismus gewidmet und dabei der Theorie der magnetischen Induction Rechnung getragen. Diese Entwicklungen zeigen Green als vornehmen Analytiker; von der Theorie der Kugelfunctionen und der Cylinderfunctionen ist ausführlicher Gebrauch gemacht. Die von den beiden Herausgebern hinzugefügten Anmerkungen beziehen sich einerseits auf die Biographie Greens, andererseits werden durch dieselben gewisse Ergänzungen zur Abhandlung gegeben und mannigfache Irrthümer, welche sich in derselben vorfinden, beseitigt.

Heft 63 enthält nach der Ausgabe von Professor von Oettingen die Abhandlungen von Oersted und Seebeck „Zur Entdeckung des Elektromagnetismus". Die Abhandlung

des erstgenannten Physikers war lateinisch abgefasst; deren Titel lautete: „Experimenta circa effectum conflictus electrici in acum magneticum“ und wurde von Gilbert übersetzt. Es muss als bemerkenswert hervorgehoben werden, dass in dieser Abhandlung schon mehrfache Anklänge an die neuesten Vorstellungen über das räumlich-magnetische Feld vorkommen, wie sie der Hertz-Maxwell'schen Theorie eigen sind. — Seebecks Abhandlung über den Magnetismus der galvanischen Kette finden wir an zweiter Stelle abgedruckt; diese Abhandlung ist auf Grund einiger in den Jahren 1820 und 1821 gehaltenen Vorlesungen entstanden und bearbeitet worden. In aller Ausführlichkeit wird in dieser Arbeit das magnetische Feld des elektrischen Stromleiters beschrieben. Seebeck selbst bezeichnete das magnetische Feld als „magnetische Atmosphäre“, die einen stromführenden Leiter umgibt. Dass Seebeck schon mit den später von Faraday mit so großem Vortheile gebrauchten Kraftlinien arbeitet, wird aus der Abhandlung erkannt werden. Auch manche Gedanken, die später von Ohm und Faraday bezüglich der Gesetze der Strombildung und der chemischen Wirkung ausgesprochen wurden, finden wir in der Arbeit Seebecks angebahnt. Der Begriff des elektrischen Stromes wurde von Seebeck unklar gefasst und die confuse Unterscheidung zwischen elektrischer Spannung und Stromstärke war Veranlassung, dass manche Schlüsse, die Seebeck zog, als unrichtige bezeichnet werden müssen; dieser Umstand hat auch das Studium der Abhandlung zu einem wenig angenehmen gemacht.

Heft 66 ist den zeitlich sehr getrennten Abhandlungen von Doebereiner und Pettenkofer gewidmet und betitelt: „Die Anfänge des natürlichen Systems der chemischen Elemente.“ Wie der Herausgeber dieser beiden Abhandlungen Professor Lothar Meyer erwähnt, hat die von Doebereiner vorgeschlagene Eintheilung der Elemente nach Triaden anfänglich wenig Beachtung gefunden. In der Abhandlung von Pettenkofer, welche derselbe 1850 der Münchner Akademie vorlegte, wurde eine Weiterbildung dieser Systematik versucht. In dem Aufsatze, welcher von Lothar Meyer dem Büchlein hinzugefügt wurde („Die weitere Entwicklung der von Döbereiner und Pettenkofer erstrebten Systematik“), zeigt dieser Forscher, dass der Chemiker Dumas, wenn er im Besitze der richtigen Atomgewichte gewesen wäre, leicht hätte den Schlüssel zum natürlichen Systeme finden können. Es mussten zuerst die Grundsätze aufgefunden werden, nach denen die Atomgewichte aus den stöchiometrischen Bestimmungen sicher hergeleitet werden können, und dies gelang erst Cannizaro ein Menschenalter nach der Aufstellung der Triaden durch Döbereiner. Jedenfalls bilden die Arbeiten von Döbereiner „Versuch zu einer Gruppierung der elementaren Stoffe nach ihrer Analogie“ und von Pettenkofer „Über die regelmäßigen Abstände der

Äquivalentzahlen der sogenannten einfachen Radicale" nicht nur schätzenswerte Beiträge zur Geschichte des Problems, sondern haben auch der neueren Schule die Wege gewiesen, auf denen fortzuschreiten war, um ein natürliches System der chemischen Elemente aufzustellen.

In Nr. 68 finden wir die für die Chemie epochemachenden Abhandlungen von Lothar Meyer und D. Mendelejeff über das natürliche System der chemischen Elemente, herausgegeben von Karl Seubert. In diesen Abhandlungen erscheinen die durch die Arbeiten von Döbereiner aufgestellten Anfänge des natürlichen Systems der chemischen Elemente weiter entwickelt und zwar von zwei Forschern, die unabhängig voneinander demselben Ziele zustrebten. Mit Recht hebt der Herausgeber hervor, dass der Lehrer durch das Studium dieser Abhandlungen sich selbst ein Urtheil über den Antheil, den jeder der beiden Forscher an der Entwicklung des natürlichen Systems der Elemente genommen hat, bilden können wird. Immerhin bildet die kurz verfasste Abhandlung von Lothar Meyer und die etwas weitschweifige von Mendelejeff gerade nebeneinander gelesen so viel des Interessanten und für die Entwicklung der theoretischen Anschauungen in der Chemie Bemerkenswerten, dass die Vereinigung dieser beiden Schriften nur freudig begrüßt werden wird. Das periodische System der Elemente hat durch die Voraussage neuer Elemente und deren chemischen Eigenart, namentlich durch den genialen Blick und die Kühnheit Mendelejeffs eine kaum mehr zu erschütternde Basis erlangt. An erster Stelle finden wir die Abhandlung von Lothar Meyer „Natur der Atome: Gründe gegen ihre Einfachheit", dann die epochemachende Schrift desselben Forschers „Die Natur der chemischen Elemente als Function ihrer Atomgewichte" aus dem Jahre 1870. Ein Jahr früher erschien der Aufsatz von Mendelejeff „Über die Beziehungen der Eigenschaften zu den Atomgewichten der Elemente" und die umfassende Arbeit desselben über „Die Beziehungen zwischen den Eigenschaften der Elemente und ihren Atomgewichten", in welcher in klarer Weise der grundlegende Satz ausgesprochen wird, dass die nach der Größe ihrer Atomgewichte angeordneten Elemente eine deutliche Periodicität ihrer Eigenschaften zeigen und dass die Größe des Atomgewichtes eines Elementes oft berichtigt werden kann, wenn dessen Analogien bekannt sind, dass umgekehrt auch einige Analogien mittelst der Größe des Atomgewichtes aufgedeckt werden können. Die 1871 erschienene Abhandlung von Mendelejeff über die periodische Gesetzmäßigkeit der chemischen Elemente ist als die bedeutendste und gleichsam als die Krone des von dem russischen Chemiker geschaffenen wissenschaftlichen Gebäudes anzusehen. In den von dem Herausgeber beigefügten Anmerkungen werden einige den neuesten Forschungen entsprechende Ergänzungen und Berichtigungen vorgenommen.

Nr. 69 enthält eine treffliche Übersetzung und Bearbeitung der Abhandlung von James Clerk Maxwell „Über Faradays Kraftlinien“ aus der Hand unseres hervorragendsten theoretischen Physikers Professors Ludwig Boltzmann. Die Abhandlung erschien vollständig im Jahre 1856 in den Transactions of the Cambridge philosophical society und bewirkte, dass die Anschauungen Faradays, seine bilderreiche Sprache allgemeiner als bis zu dieser Zeit bekannt wurden. Der Bearbeiter, selbst einer der größten Forscher in dem von Maxwell geschaffenen Wissensgebiete, hat sich soweit an das Original gehalten, dass die Abweichungen unwesentlich erscheinen und die Übersetzung correct deutsch klingt. In letzterer Beziehung musste Boltzmann manche Schwierigkeiten überwinden, da die englische wissenschaftliche Terminologie nicht leicht in die deutsche sich übertragen lässt und in vielen Fällen erst neue und bezeichnende Ausdrücke geschaffen werden mussten. Wir stimmen nach unseren Studienerfahrungen mit dem Bearbeiter vollkommen überein, dass es für jenen, der in den Geist der fruchtbringenden Maxwell'schen Ideen eindringen will, von außerordentlicher Wichtigkeit sein wird, sich an den historischen Werdegang des großen britischen Forschers selbst zu halten und das Studium der dem berühmten treatise vorangegangenen Abhandlungen desselben in erster Linie zu pflegen, denn es tritt in diesen früheren Aufsätzen die specifisch Maxwell'sche Methode klarer als in seinen späteren Arbeiten hervor.

Die vorliegende Abhandlung muss als die erste größere Maxwells betrachtet werden; sie enthält schon vieles, was in den späteren Schriften dieses Physikers, namentlich in dessen größerem Werke, wieder aufgenommen wurde und dann die Grundlage für weitergehende Schlüsse bildete. Der erste Theil enthält die Anwendung auf statische Zustände und stationäre Strömungen. Die Einleitung ist bemerkenswert und für die Erkenntnistheorie nicht minder wichtig als für die theoretische Physik. Der neue von Maxwell im Folgenden eingeführte Gesichtspunkt ist der, dass die Größe und Richtung der jeweilig besprochenen Kraft durch die Geschwindigkeit und Bewegungsrichtung einer unzusammendrückbaren Flüssigkeit definiert wird. Die geometrische Veranschaulichung der Bewegung einer derartigen Flüssigkeit, die Schlussfolgerungen aus gewissen mechanischen Annahmen gestatten dann wichtige Anwendungen auf die Erscheinungsgebiete des Magnetismus, der Elektricität und des Galvanismus zu machen, ohne dass man es nothwendig hätte, Annahmen über die physikalische Natur der Elektricität einzuführen. Im Folgenden wird zuerst die Theorie der Bewegung einer unzusammendrückbaren Flüssigkeit besprochen, hierauf die Theorie der gleichförmigen Bewegung einer massenlosen, unzusammendrückbaren Flüssigkeit durch ein widerstehendes Mittel gegeben, die Anwendung der Vorstellung der Kraftlinien dargestellt; die letzteren definiert Maxwell als die

Einheitsröhren der Flüssigkeitsströmung, durch welche sie auch numerisch ausgedrückt werden können. Anwendungen von dem nun Vorgetragenen werden auf die Theorie der Dielektrika, der permanenten Magnete, der paramagnetischen und diamagnetischen Induction, der magnekrystallischen Induction, auf die Theorie der Leitung der galvanischen Elektricität, der elektromotorischen Kräfte, der Fernwirkung geschlossener Ströme, endlich der durch Inductionswirkung hervorgerufenen elektrischen Ströme gemacht. — Der zweite Theil umfasst die von Maxwell gegebene Theorie des elektrotonischen Zustandes, wobei die von Faraday aufgestellten Gesetze desselben als wahr angenommen werden und gezeigt wird, dass durch weitere Verfolgung der Speculationen dieses Forschers neue und noch allgemeinere Gesetze daraus abgeleitet werden können. Der elektrotonische Zustand ist jener, in den alle Körper durch das Vorhandensein von Magneten und elektrischen Strömen versetzt werden können. Die in diesem Abschnitte enthaltenen Ausführungen beziehen sich auf die mathematische Bestimmung der Quantität und Intensität des elektrischen Stromes, der magnetischen Quantität und Intensität, auf die Theorie des Elektromagnetismus. Sehr lichtvoll gehalten ist das, was in der Zusammenfassung des über die Theorie des elektrotonischen Zustandes Gesagten besprochen wird. Als Anwendungen der vorgetragenen Theorien und Methoden werden im Folgenden einige Probleme der Lehre von der Elektricität und vom Magnetismus gelöst, die sich auf kugelförmige Körper beziehen und mehrfach schon von Thomson behandelt wurden. Maxwell hat an dessen Lösungen einige Vereinfachungen vorgenommen. Von derartigen Beispielen werden zu erwähnen sein: die Theorie der elektrischen Bilder, Theorie des Verhaltens einer para- oder diamagnetischen Kugel in einem homogenen magnetischen Felde, magnetisches Feld von veränderlicher Intensität, Theorie der Wirkung von zwei Kugeln in einem homogenen Felde, Verhalten zweier Kugeln zwischen den Polen eines Elektromagnetes, Verhalten einer Kugel von ungleicher molecularer Beschaffenheit, permanenter Magnetismus einer Kugelschale und elektromagnetische Wirkung einer solchen. Außerdem finden wir noch theoretische Erörterungen über die Wirkung des Eisenkerns des Elektromagnetes und die Betrachtung der „elektrotonischen Functionen“ in einem kugelförmigen Elektromagnete. Von praktisch hervorragender Wichtigkeit ist auch die Berechnung der Inductionsvorrichtung, deren primäre und secundäre Spule auf ein und derselben Kugelfläche aufgewunden sind, sowie die Theorie einer leitenden Kugelschale, die in einem magnetischen Felde rotiert. — Die bedeutende Abhandlung Maxwells wird durch die von Professor Boltzmann hinzugefügten Anmerkungen noch wertvoller gemacht; die mehrfach in der Abhandlung auftretenden schwierigen Stellen werden durch diese Erläuterungen klar gestellt und auch einige Irrthümer beseitigt. Wir

empfehlen das Studium dieser Abhandlungen allen Freunden der theoretischen Physik aufs beste.

In Heft 70 finden wir die Abhandlung von Th. J. Seebeck über „Die magnetische Polarisation der Metalle und Erze durch Temperatur-Differenz", wieder herausgegeben von Professor A. J. von Oettingen. Diese Abhandlung stellt einen Auszug aus vier Vorlesungen vor, welche in der Akademie der Wissenschaften im Jahre 1821 und 1822 gehalten wurden. Die Arbeit, die an vielen Stellen dunkel gehalten ist und erfordert, dass der Leser sich zuerst mit der Ausdrucks- und Anschauungsweise Seebecks in dessen ersten Abhandlung: „Über den Magnetismus der galvanischen Kette" vertraut mache, bleibt dennoch eine classische Arbeit und verdient einschließlich der berichtenden Anmerkungen des Herausgebers die Beachtung der Physiker.

Nr. 72 enthält die epochemachende Abhandlung von G. Kirchhoff und R. Bunsen „Chemische Analyse durch Spectralbeobachtungen" in der Ausgabe von W. Ostwald. An diese Abhandlungen knüpfte sich im Laufe der letzten drei Decennien eine ganze Literatur und die Spectralanalyse wurde zu einem der mächtigsten Hilfsmittel beim Studium sehr vieler naturwissenschaftlicher Probleme. Der Text und Inhalt der vorliegenden Arbeiten rührt zum großen Theile von Bunsen her, und es sind hauptsächlich chemische Fragen, welche in denselben besprochen und beantwortet werden. Merkwürdig ist, dass man in den vorstehenden Abhandlungen schon Voraussagungen und Kennzeichnungen jener Methode findet, durch welche es später — wie bekannt — Kirchhoff ermöglicht wurde, dem Studium der chemischen Beschaffenheit der Himmelskörper näher zu treten.

In Nr. 74 finden wir die im Jahre 1801 verfasste Abhandlung von Berthollet „Untersuchungen über die Gesetze der Verwandtschaft" von W. Ostwald herausgegeben. Die in diesem Hefte niedergelegten Arbeiten sind für die Entwicklung der theoretischen Chemie belangreich geworden, und gerade die heutige physikalische Chemie basiert nicht zum geringsten Theile auf mehreren in der Abhandlung Berthollets ausgesprochenen Gedanken. Die Hauptbedeutung der Abhandlung liegt in dem Nachweise der Massenwirkung, also der Thatsache, dass der Erfolg einer chemischen Reaction sowohl von der Natur der Stoffe und allenfalls der Temperatur, als auch von dem Mengenverhältnisse der Stoffe abhängig ist. Als Folgerungen aus dem Principe der Massenwirkung tritt die Berücksichtigung des Aggregatzustandes der vorhandenen oder entstehenden Stoffe und der Nachweis auf, dass die Erfolge vieler Reactionen dadurch bedeutender beeinflusst werden können als durch die eigentliche Verwandtschaft. Wenn auch in der Arbeit von Berthollet viele Irrthümer, entsprechend dem unvollkommenen Rüstzeuge der damaligen Experimentalchemie

und den mehrfach irrigen theoretischen Anschauungen seiner Vorläufer, unterlaufen sind, so wird diese Arbeit als eine doch im hohen Grade bemerkenswerte bezeichnet werden müssen.

Nr. 75 umfasst die Abhandlung von Axel Gadolin über die Herleitung aller krystallographischen Systeme mit ihren Unterabtheilungen aus einem einzigen Principe. Herausgegeben wurde diese Abhandlung von P. Groth. Diese Arbeit hat wesentlich zu der definitiven Feststellung der Systematik der Krystalle beigetragen. Gadolin führte in seine Betrachtungen von vornherein das Rationalitätsgesetz der Parameterverhältnisse ein und beschränkt seine Untersuchung lediglich auf die Krystalle. Besonders vereinfacht wurde dieselbe durch die eingeführte Art der Darstellung der Symmetrieverhältnisse durch stereographische Projectionen. Dadurch war es ihm möglich, in einfacher Weise die Frage nach den möglichen Symmetriearten der Krystalle zu lösen. So wurde in überaus klarer Weise gezeigt, dass es nur 32 Classen von Krystallen, welche sich durch ihre ganz bestimmte Art der Symmetrie voneinander unterscheiden, geben könne.

Die letzte der vorliegenden zuletzt erschienenen Schriften aus der Bibliothek der Classiker der exacten Wissenschaften enthält die aus dem Französischen und Lateinischen übersetzten und herausgegebenen (von E. Hammer) Abhandlungen von Leonhard Euler über sphärische Trigonometrie und zwar die Grundzüge derselben und die allgemeine sphärische Trigonometrie. Die Grundzüge der sphärischen Trigonometrie werden nach der Methode der größten und kleinsten Werte abgeleitet; die Seiten eines sphärischen Dreieckes sind nämlich kürzeste Linien. Die Methode der größten und kleinsten Werte hat den großen Vortheil, dass sie viel allgemeiner als das sonst übliche Verfahren ist und so z. B. auch auf Dreiecke angewendet werden kann, welche einer sphäroidischen oder conoidischen Fläche angehören; dementsprechend hat auch die vorgeführte Methode eine geodätische Wichtigkeit. Der Verf. geht von der Aufgabe aus, die kürzeste Distanz zwischen einem Punkte des Äquators und einem Punkte des Meridians zu finden, stellt dann die Formeln zur Auflösung sämmtlicher Fälle der rechtwinkligen sphärischen Dreiecke auf, bestimmt die Fläche eines rechtwinkligen sphärischen Dreieckes nach der Methode des Infinitesimalcalcüls, verallgemeinert das Problem, indem er die kürzeste Linie zwischen zwei beliebigen Punkten einer Kugelfläche bestimmt, erörtert darauf basierend die Beziehungen zwischen den Seiten und den Winkeln eines beliebigen sphärischen Dreieckes, bestimmt bei gegebenen Seiten die Winkel eines solchen und umgekehrt und wendet sich den anderen Auflösungsfällen zu. Sehr elegant ist die Methode, welche den Verf. zur Aufstellung der Formel für die Fläche eines beliebigen sphärischen Dreieckes führt. — In der zweiten Abhandlung werden die

Grundformeln der allgemeinen sphärischen Trigonometrie, wie Euler sich ausdrückt, „in kurzer und durchsichtiger Entwicklung, von den einfachsten Voraussetzungen ausgehend" deduciert. Diese Abhandlung kann als ein vollständiger Abriss der gesammten sphärischen Trigonometrie bezeichnet werden. Die Grundgleichungen wurden ohne den Nachweis ihrer allgemeinen Giltigkeit geometrisch abgeleitet. Die neueren Deductionen der sphärischen Grundformeln und der verschiedenen Auflösungsfälle der sphärischen Dreiecke werden in schärferer und präciserer Weise vollzogen, als dies von Euler geschehen ist.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Versuche über Photographie mittelst der Röntgen'schen Strahlen

von Regierungsrath Dr. J. M. Eder und E. Valenta. Herausgegeben mit Genehmigung des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht von der k. k. Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie und Reproductionsverfahren in Wien. Wien, Lechner, u. Halle a. S., Knapp 1896.

Das vorliegende Werk besteht aus 15 heliographischen Tafeln, welche Reproductionen von mit Hilfe der Röntgen'schen Strahlen hergestellten Photographien und zwar sowohl von Positiven als von Negativen enthalten. Diesen Tafeln ist ein Text vorausgeschickt, in welchem die Eigenschaften der Röntgen'schen Strahlen und die von den Verff. bei der Herstellung der Originalphotographien benützten Versuchsanordnungen ausführlich beschrieben sind. Sie verwendeten einen großen Funkeninductor von Keiser und Schmidt in Berlin mit einer Schlagweite von 25 cm, zu dessen Speisung Gleichstrom aus dem Kabelnetze der Stadt diente; als geeignetste Stromstärke werden 1—2 Ampère angegeben. Ihre Crookes'sche Röhre hatte in der zweckmäßigsten Form eine ringförmige Anode aus Aluminium, welcher als Kathode ein Blech aus demselben Metall gegenüberstand. Die Entfernung der Röhre von dem Objecte war etwa 15—30 cm, die Dauer der Exposition bei der Aufnahme einer menschlichen Hand $^1/_2$—1 Stunde, bei anderen Objecten war sie der Beschaffenheit derselben verhältnismäßig angepasst. Als sehr wirksam werden Röhren von Prof. Kiss in Budapest bezeichnet, mit welchen es möglich ist, eine Handphotographie bei einer Belichtungszeit von einer Minute zu erlangen. Die photographische Platte wurde mit einer doppelten Hülle von schwarzem Papier versehen, auf diese wurde das Object gelegt. Bei der Aufnahme von feuchten Objecten wurde das Durchdringen von Feuchtigkeit zu der Platte durch ein zwischengelegtes Glimmer- oder Celluloidblatt verhindert. Von den verschiedenen Plattensorten erwiesen sich die gewöhnlichen Bromsilbergelatineplatten als die geeignetsten; orthochromatische Platten zeigten keine bessere Wirkung, Collodiumplatten sind wegen ihrer geringen Empfindlichkeit nicht verwendbar.

Die dem Werke beigegebenen, theils im k. k. militärgeographischen Institute, theils von der Firma Blechinger in Wien hergestellten Reproductionen der von den Verff. gemachten Aufnahmen sind von hoher Schönheit; sie zeichnen sich durch eine überraschende Schärfe aus, die durch eine sorgfältig abgemessene Entfernung der Strahlenquelle von dem Objecte erreicht wurde. Die Schärfe ist eine derartige, dass die Verff. ihre Diapositive bei verschiedenen Anlässen zu Projectionen bei sehr bedeutender Vergrößerung mit ausgezeichnetem Erfolg benützen konnten. Als Objecte dienten die menschlichen Extremitäten von Individuen verschiedenen Alters, an welchen die fortschreitende Verknöcherung sehr gut erkennbar ist, ferner verschiedene Thiere, z. B. Fische, eine Ratte, Frösche, ein junges Kaninchen, eine Schlange; mehrere Cameen zeigen überraschendes Detail im Relief. Von physikalischem Interesse ist eine Tafel, welche die verschiedene Durchlässigkeit von 27 Körpern für Röntgen'sche Strahlen nachweist.

Über die praktische Verwendbarkeit der Röntgen'schen Strahlen bemerken die Verff., dass allerdings die ersten Erwartungen als zu hoch gespannte bezeichnet werden müssen, betonen aber die große Bedeutung derselben für die verschiedensten Gebiete der wissenschaftlichen Forschung. Sie selbst machten eine interessante Anwendung zur Bestimmung einer zweifelhaften Mumie, die in der Ambrasersammlung sich befindet und die man als Unicum nicht auswickeln wollte. Ein Theil derselben wurde aus ihrer Hülle herausphotographiert. Das Photogramm ließ deutlich Vogelknochen und die Abwesenheit menschlicher Skelettheile erkennen. Damit wurde diese Mumie als Ibismumie sichergestellt.

Wien. Joh. Spielmann.

Lehrbuch der anorganischen Chemie für höhere Gewerbeschulen von Al. Smolka, Professor an der k. k. Staatsgewerbeschule in Bielitz. Mit 6 Abbildungen. Leipzig u. Wien, Franz Deuticke 1895. 8°, 397 SS.

Das Buch gliedert sich in einen allgemeinen und einen besonderen Theil. Der allgemeine Theil ist für die Schüler, die schon mit den wichtigsten Grundsätzen der Chemie vertraut sind, eine mit entsprechender Erweiterung ausgestattete, zusammenfassende Wiederholung des in der Vorstufe analytisch durchgenommenen Lehrstoffes; er bezweckt, den Schüler auf Grund der atomistischen Moleculartheorie so weit zu bringen, dass er chemische Rechnungen auszuführen und chemische Formeln zu verstehen imstande ist. Mit Recht huldigt der Verf. hierbei der Anschauung, dass die Erläuterung von Begriffen und Gesetzen nutzbringend nur an der Hand von Beispielen zu geschehen hat.

Im speciellen Theile sind die einzelnen Gruppen der Grundstoffe möglichst an das periodische System angelehnt, soweit nicht Rücksichten auf analytische Zwecke maßgebend waren. Großes Gewicht wurde auf das Verständnis der chemischen Processe gelegt und durch eine elementare Ableitung dem bloßen Auswendiglernen derselben vorzubeugen gesucht.

In der Einleitung wird die Abgrenzung der Naturgeschichte und Naturlehre, sowie der Physik und Chemie, dann weiters die mechanische und chemische Theilung recht klar gekennzeichnet. In den theoretischen Betrachtungen des ersten Theiles findet auch der Lehrer eine sehr angenehm zu lesende, kurze Wiederholung des wissenschaftlichen Rüstzeuges, das hier besser und übersichtlicher vorgetragen wird als in vielen Büchern ähnlicher Art. Bei Vorführung der chemischen Lehren wird der geschichtlichen Entwicklung der Wissenschaft thunlichst Rechnung getragen; so wird auch der elektrochemischen Theorie von Berzelius gedacht und das Wesen derselben skizziert. Die einzelnen Gruppen von Verbindungen werden sehr gut und scharf charakterisiert, am Ende einer jeden Elementengruppe werden Zusammenstellungen und Übersichten über die Eigenschaften der Elemente gegeben. Von den Reactionen der anorganischen Verbindungen werden besonders auch jene, die bei der Darstellung organischer Körper von Belang sind, mit großer Deutlichkeit erklärt. Ref. hält dies für ebenso wertvoll wie den Umstand, dass bei jedem Elemente das vergleichende Moment nach Thunlichkeit gepflegt wird.

Die Bildungs- und Darstellungsarten der Körper sind sehr vollständig und genau angegeben, die Eigenschaften sehr präcise und wohlgeordnet aufgeführt; Versuche zu ihrer Veranschaulichung werden nicht beschrieben. Durch die genaue Angabe des Verhaltens der Salpetersäure beim Auflösen von Metallen findet die Forderung, Säure bald von dieser bald von jener Concentration zu verwenden, ihre naturgemäße Erklärung. Das Buch ist streng systematisch angelegt; an passenden Orten werden alle nothwendigen Operationen gründlich erklärt. Technisch interessante und wichtige Processe werden in recht instructiver Weise wissenschaftlich begründet. Sowohl auf theoretischem wie auch auf mehr praktischem Gebiete sind die neuesten Arbeiten gewissenhaft benutzt worden. Die chemischen Reactionen werden fast ausnahmslos gleich an Ort und Stelle genau erklärt, respective wird der Verlauf derselben durch Gleichungen veranschaulicht. Die mineralogisch-petrographisch-geologischen Angaben sind zwar nicht zahlreich, aber tadellos.

Die Nomenclatur ist fast durchwegs mustergiltig und modern. Vom CO_2 wird (S. 195) gesagt: „Beim Einathmen wirkt es tödtlich"; da wäre eine ausführlichere Mittheilung erwünscht. Wünschenswert wäre es auch, dass die Bildung von Ferronitrat (S. 326) durch ein ebenso ausführliches Schema verdeutlicht würde, wie dies beim Stannonitrat geschieht, und dass die Wirkung von unter-

chlorigsauren Alkalien auf Cobaltosalze durch eine Gleichung klar gemacht würde, wie es beim $Ni_2(OH)_6$ befolgt wird. S. 336 sollte gesagt werden, wie die im Handel vorkommenden Nickelwürfel erhalten werden. Ein Lapsus ist S. 99 passiert, wo es heißt: „Der thierische Lebensprocess beruht im wesentlichen auf einer Oxydation des Blutes in der Lunge, welches hier zu Kohlensäure und Wasser verbrannt wird.“ Derselbe wird S. 195 neuerdings wiederholt.

Wieviel Sorgfalt auch auf die äußere Behandlung des schönen Buches verwendet wurde, zeigt wohl der Umstand am besten, dass sich erst auf S. 104 der erste Druckfehler vorfindet und dass die Druckfehler überhaupt an den Fingern abgezählt werden können. Nicht ganz einverstanden ist Ref. mit dem gar zu ausgiebigen Gebrauche des Kleindruckes, der die Augen geradezu anstrengt. Die sechs Abbildungen beziehen sich fast nur auf Vorrichtungen zur Erzeugung und Aufsammlung von Gasen. Der Stil ist im ganzen Buche klar, die Darstellung plastisch.

Ref. gewann nach genauem Studium die Überzeugung, dass hier ein schönes und gutes Buch vorliegt, das gewiss auch über die Kreise, für die es bestimmt ist, hinaus Nutzen stiften wird.

Wien. Joh. A. Kail.

Der Mensch. Beschreibung des Baues und der Verrichtungen seines Körpers, nebst Unterweisungen über die Gesundheitspflege. Von Dr. Paul Wossidlo, Director des kgl. Realgymnasiums zu Tarnowitz. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1894. gr. 8°, 65 SS. Mit 78 Figuren im Texte. Preis 1 Mk.

Die vorliegende Somatologie des Menschen ist ein Abdruck aus der 5. Auflage des „Leitfaden der Zoologie“ von demselben Verf. (die 4. Auflage dieses Leitfadens haben wir auf S. 151 besprochen) und ist zum Gebrauche an Lehrerseminarien bestimmt. Wir betonen hier, dass die Auswahl und Verarbeitung des Stoffes den erfahrenen Schulmann verräth, dass die Gesundheitspflege die vollste Berücksichtigung findet und dass die Klarheit und Reproduction der Abbildungen, sowie die Gesammtausstattung dieses Schulbuches nichts zu wünschen übrig lassen.

Wien. Jos. Mik.

Schule und Jugendspiel von Ludwig Lechner, Professor und Turn- und Spielleiter am Gymnasium in Baden. K. k. Schulbücherverlag. Selbstanzeige.

Für die Richtigkeit einer Idee spricht, aller Ausnahmen ungeachtet, nicht zum wenigsten ihre Sieghaftigkeit. Der Gedanke, die sittlich fördernden und charakterbildenden Eigenschaften des

Jugendspieles ausgiebig dem Erziehungswerke der Schule dienstbar zu machen, hat diese Probe der Legitimierung glänzend bestanden. Während vor wenigen Jahren noch die Frage controvers war, ja eines Machtspruches zu ihrer Anregung bedurfte, begegnet sie heute überall nur wärmster Theilnahme und findet eine so zahlreiche und gediegene Literatur an ihrer Seite, dass es heute mehr Schwierigkeiten bietet, das Erscheinen eines neuen Werkes zu begründen, als noch vor einem Decennium die ganze Frage selbst.

So erfreulich dieser Thatbestand sonst ist, für den Verf. gilt es nun, sich damit abzufinden. Der ehrenvolle Auftrag seitens des Verlagsortes kann an sich nicht nur kein Moment der Rechtfertigung bieten, sondern legt im Gegentheile in erhöhtem Grade die Verpflichtung auf, das Buch aus sich selbst heraus, durch seinen Inhalt für sein Dasein eintreten zu lassen. Die Gründe, die Jean Paul in ähnlicher Lage seiner „Levana“ vorausschickt, kann ich nicht mit gleichem Glücke ins Treffen führen; weder den, „dass es über einen unerschöpflichen Gegenstand kein Buch zu viel gebe, selbst nach dem besten, ausgenommen das schlechteste“, um nicht unter seiner Zweischneidigkeit zu leiden, noch den andern, „dass Büchertinte wie sympathetische so schnell bleich werde, dass es gut ist, in neuen Büchern alte Gedanken zu sagen, weil man die alten Werke nicht liest, in denen sie stehen“, denn viele der jüngsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Spielliteratur entspringen eben dieser Anschauung. Auch keine „Wein- und Fruchtlese“ aus den unzähligen Spielbüchern will dieses darstellen, obwohl eine solche sehr an der Zeit und dankbar wäre, um die vielen guten Beobachtungen und Bemerkungen zu retten, welche jetzt verloren gehen, „weil sie entweder in einem dickschweren Werke eingekerkert niedersinken oder in einem einblättrigen verflattern“. Dagegen soll das Buch einer Aufgabe dienen, welcher meines Erachtens in Fachkreisen verhältnismäßig bisher noch zu wenig Beachtung geschenkt wurde, der Aufgabe nämlich, der Spielpraxis an unseren Mittelschulen eine festere Form zu geben und eine Organisation anzubahnen, welche dem bisher üblichen Tasten auch auf diesem Gebiete ein Ende macht.

Der Einwände sehe ich genug vorher. Des Seufzers darüber, dass an die bisher freieste aller pädagogischen Bethätigungen nunmehr auch der spanische Stiefel einer didaktischen Norm angelegt werden soll, kann ich mich kaum selber erwehren. Wer je in die Reize einer stillen anspruchslosen Alpenlandschaft sich eingesponnen, wird das Gefühl kennen, das nach und nach einziehende Straßen und Schienenwege, bequeme Hotels, geregelte Verwaltung und Verpflegung hervorrufen. Ein Paradies ist verloren, unwiederbringlich! Aber nur der hartgesottenste Egoist, der den Zufall der ersten Entdeckung für ein Anrecht nimmt, wird auswandern und übersehen, dass die Allgemeinheit gewonnen und die Gegend neue Reize eingetauscht hat, nur gerade nicht von der Art der

verlorenen. — Das Spiel ist kein Unterrichtsgegenstand, höre ich weiter einwenden, was sollen da Normen?! Ich wäre hart verkannt, wollte man meinen, dass ich es dazu stempeln möchte, obwohl ich bedauere, dass es dadurch in der Rang- und Wertschätzung noch hinter den Stiefkindern des modernen Unterrichtssystems, den unobligaten Fächern, zu stehen kommt. Aber ich halte es deswegen noch nicht für eine freie Kunst — und selbst die hat ihre Akademien —, sondern für einen Erziehungsgegenstand im besten Sinne des Wortes, der als solcher fester theoretischer Grundsätze nicht entbehren kann. Allerdings bildet sich hier die Jugend selbst, aber die Art, wie sie es thut, bedarf der Regelung und Richtung. Oder soll ein so wichtiges Erziehungsmittel dem Belieben ausgesetzt und ein Spiel des Zufalls bleiben, der sich einige Jahre vielleicht einer Anstalt günstig erweist und nicht länger?! Was der segensreiche Ministerial-Erlass vom 15. September 1890 in weiser Mäßigung als Versuchsterrain hinstellt, heute ist es als fruchtbarer Boden erkannt, der rationeller Bearbeitung bedarf; noch steht aber bis nun nicht viel mehr zur Verfügung als das Werkzeug, die Spiele selbst.

Aber auch dieses will einmal näher besehen und gesichtet werden. Eine aufmerksame Beobachtung constatiert unschwer, dass einfache Spiele, welche nur der rein sinnlichen Freude an „Spiel“ und Bewegung Rechnung tragen, unter der reiferen Jugend nicht recht „ziehen“.

Wenn die neueste Spielliteratur nach dem überall neidlos anerkannten Vorbilde von Guts-Muths noch immer auf reichhaltigste Auswahl nicht verzichten will, so übersieht sie einerseits, dass jener allen Altersstufen etwas bringen wollte und nicht nur der Zeitperiode vom etwa 10.—20. Jahre, und andererseits, dass die jetzige Zeit der Wiedererneuerung der Spiele mit seiner nur das eine gemein hat, dass sie wieder auf eine tabula rasa trifft. Aber das leere Blatt, das nun beschrieben werden soll, hat eine andere, ich möchte sagen, derbere Textur und verträgt und verlangt nicht mehr leichte Cursivschrift, sondern Fraktur. Es wäre vielleicht nicht zu weit gegangen, in der allzugroßen Harmlosigkeit der Spiele eine Mitursache der geringen Nachhaltigkeit der damaligen Bewegung zu suchen, jedenfalls aber verlangt unsere heutige Jugend kräftigere Kost. Will man nicht Zeit und Mühe neuerdings vergeblich in Tribut setzen, so greife man zu Spielen, die nicht allzu kindlich und einfach sind, ein Geräth benützen, dessen Beherrschung bedeutende Ausdauer und Geschicklichkeit erfordert und die mit Ausschließung des Zufalls dem gewandteren und disciplinierten Gegner in nicht zu rascher Entscheidung den Sieg sichern. Was Raydt in seinem vortrefflichen Buche „Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper“ über den charakterbildenden Wert der Spiele sagt, hat nur bei solchen der eben geschilderten Qualität Sinn und Anwendung. Bedürfte es noch eines Beweises für unsere

Behauptung, so ist er in dem hochentwickelten Spielleben Englands und Amerikas gegeben, das, seit es die hier vorgezeichneten Bahnen einschlug, keiner Erlässe zu seiner Förderung mehr bedurft hat.

Die Auswahl des Verf.s hat mit Vorliebe oder Laune nichts zu thun, sondern wurde von den eben erwähnten Gesichtspunkten geleitet, denen noch die Berücksichtung der Forderung einer relativen Ungefährlichkeit und der Vermeidung verrohender Einflüsse sich anschließt, weshalb auch sonst so interessante Spiele, wie Hockey, Base Ball und La Crosse, keine Aufnahme fanden. Die Wiedergabe einiger einfacherer Spiele, welche sonst nicht in die gewähltere Gesellschaft passen, findet an Ort und Stelle ihre Begründung.

In der dadurch sich ergebenden Reduction der Zahl der Spiele liegt aber noch ein anderer Vortheil. Hier, wie überall, gilt der Grundsatz: non multa, sed multum. Die richtige Freude an einem Spiele erblüht ohnedies nur aus dessen völliger Beherrschung, ein reichhaltiges Repertoire aber würde es bei der kärglich zugemessenen Spielzeit gerade bei den schwierigeren Spielen zu einer solchen nicht kommen lassen, ein Schaden, für den der Reiz des Wechsels ein schlechtes Äquivalent böte. Berechtigten Ansprüchen des letzteren trägt der gebotene Canon von Spielen mehr als ausreichend Rechnung.

Noch eine andere Neuerung bedarf vielleicht einiger aufklärender Worte. Ein Spiel beschäftigt umsomehr, je mehr Feinheiten es zu entwickeln gestattet, die ihrerseits wieder nicht ohne vielseitige Differenzierung der Regeln und Anweisungen bleiben können. Der wünschenswerten Vertiefung der Spielthätigkeit kommt es nun sehr zustatten, wenn man es den Schülern ermöglicht, fern von der Zerstreuung und den augenblicklichen Bedürfnissen des Spieles in Muße dem Spielgedanken nachzugehen und sowohl Details als Übersicht sich anzueignen, indem man ihnen die Regeln in die Hand gibt. Aus diesem Grunde wurde das Buch in zwei Theile getheilt, deren erster nur für den Lehrer bestimmt ist, während der andere auch den Schülern leicht zugänglich werden und daher in separater Ausgabe erscheinen soll.

Die Einschränkung in der Zahl der Spiele ermöglichte es, ohne dem Buche einen unzweckmäßigen Umfang zu geben, die complicierteren Spiele durch commentierende Aufschlüsse und Zusätze mit einer Ausführlichkeit zu behandeln, welche davor sichert, dass der Spieler in häufig vorkommenden Fällen bei den Hauptregeln rathlos bleibe. Im allgemeinen unterliegen die beliebtesten englischen Spiele, dank der bindenden Beschlüsse der maßgebenden Clubs, nur wenig Schwankungen in der Ausführung; wesentliche Momente wurden nirgends tangiert und, wo es angieng, die neuesten Bestimmungen aufgenommen. Nicht so günstig steht es leider — als sollte es auf allen Gebieten so sein müssen — mit dem deutschen Nationalspiele, oder was dafür seiner weitestgehenden Beliebtheit

wegen wenigstens ausgegeben wird, dem „deutschen Schlagball". Es wäre zu wünschen, dass etwa die Centralleitung für Jugendspiele in Deutschland oder sonst ein berufenes Organ sich in ähnlicher Weise an diesem Spiele bethätige,[1]) wie dies die englischen Clubs mit ihren thun. Müsste auch manche diesem oder jenem liebgewordene Nuance dabei fallen, so wäre dieser Verlust durch die Beseitigung der jetzigen Zerfahrenheit hinlänglich aufgewogen. Der Verf. glaubt bei seiner Darstellung dieses Spieles den gebräuchlichsten Spielweisen unter Zugrundelegung eigener Erfahrung möglichst gleichmäßig Rechnung getragen zu haben und hält die Hoffnung nicht für allzukühn, dass seine Ausführungen wenigstens in Österreich von einer Enquête von Fachmännern einer einheitlichen Normierung als Substrat dienen könnten; der Vortheil solcher Einheitlichkeit liegt auf der Hand. Ein gleiches gilt für „Schlagball mit Freistätten" und „Schleuderball".

Bei allen Spielen wurden streng Spielgedanke, Regeln und Winke für die Spieler geschieden und letztere mit gebürender Ausführlichkeit, die beiden ersten aber in thunlichster Knappheit gegeben. Die Neueinführung mancher technischer Ausdrücke rechtfertigt sich aus der Prägnanz, welche die Regeln dadurch erhalten; ob sie passend gewählt sind, muss der gütigen Beurtheilung des Lesers überlassen bleiben.

Die Anleitung zum Fangen und Werfen, Schlagen und Stoßen des Balles dem zweiten Theile einzufügen, habe ich mich nicht entschließen können, obwohl sie die Schüler nahe genug angienge, weil ich glaube, dass der Jugend die Geduld und Ruhe fehlt, um derlei theoretische Erörterungen von verwickelten Bewegungsvorgängen in die Ausführung zu übertragen, und ein lebendiges Beispiel deshalb hier allein am Platze ist. Zwar hat auch für den Gereiften Beschreibung wie Verständnis mancherlei Missliches, doch hoffe ich nicht allzu undeutlich gewesen zu sein. Für die exacte Wiedergabe gewisser feinerer Griffe und Bewegungen bietet allerdings die Vorführung seitens eines darin Geübten die alleinige sichere Bürgschaft.

Damit dieser Theil eventuell auch im größeren Publicum als Nachschlagewerk dienen könne, hat es nur einiger kleiner Wiederholungen über Geräthe und Übungen aus dem ersten Theile bedurft; aus demselben Grunde erscheinen auch die Zeichnungen und Tabellen derselben im Anhange des zweiten Theiles.

Den Erfahrungen, welche dem Verf. das Buch in die Feder dictierten, geht zwar die Zahl und Reichhaltigkoit ab, welche sie befähigen könnten, sich der Allgemeingiltigkeit zu nähern, aber die Schwierigkeiten des Erfahrungsfeldes — eines Realgymnasiums mit stark fluctuierendem Material in einem Curorte ersten Ranges und in der Nähe der Hauptstadt — gewährleisten eine gewisse

[1]) Ist inzwischen geschehen. D. R.

Sicherheit der Anwendung seiner Folgerungen auf andere Fälle. Im Hinblicke auf mannigfache locale Verschiedenheiten sei hier von vorneherein bemerkt, dass es sich nicht darum handelt, Unvereinbares um jeden Preis zu uniformieren, sondern nur einen Kern von Organisation herauszuschälen, um welchen über alle individuellen Differenzen hinweg Zeit und Erfahrung einen wertvollen Krystall anschließen können, wie überhaupt mit diesen Beiträgen nicht mehr gegeben sein soll als etwa ein Anfang; ihnen allein seligmachende Kraft zuzuschreiben liegt dem Verf. ferne, da er es mit Jean Pauls Wort hält: „Jede wahre Kraft, es sei des Herzens oder des Kopfes, kann, bei Kinderliebe, auch in der Ferne gewöhnlicher Methoden mit Segen erziehen."

Zum Schlusse sei noch den Herren, welche durch ihre freundliche Unterstützung das Werk fördern halfen, bestens gedankt, so dem Freunde und Fachgenossen Prof. Dr. Jülg für manchen wertvollen Rath und für die Mitcorrectur, Reverend Hechler, Caplan der k. großbr. Botschaft, Lector an der k. k. Wiener Universität und Präsident des „First Vienna Cricket and Fußball-Club" für die Hilfe bei der Anlage der Fremdwörtertabelle, Mister Gandon, Secretär des Clubs, für seine Rathschläge hinsichtlich des Association-Footballspieles.

Baden. Ludwig Lechner.

Faulmann Karl, Geschichte und Literatur der Stenographie. Wien, Bermann u. Altmann 1895. gr. 8°, 173 SS. Preis geh. 3 fl. 60 kr., geb. 4 fl. 20 kr.

Mit der im Jahre 1888 erschienenen „Historischen Grammatik der Stenographie" desselben Verf.s bildet das vorliegende Buch gewissermaßen ein Ganzes, indem zu den dort gegebenen Alphabeten, Verbindungs- und Kürzungsregeln der verschiedenen stenographischen Systeme aller Völker und Zeiten die „Geschichte und Literatur" die geschichtlichen und bibliographischen Erläuterungen liefert. Die Schrift geht den Weg der naturwissenschaftlichen Methode, „welche die stenographischen Systeme als wissenschaftliche Probleme auffasst, von denen jedes das Recht hat zu bestehen und entwickelt zu werden". Bevor jedoch der Verf. zu seinem eigentlichen Thema kommt, befasst er sich in der Vorrede und im ersten Capitel ziemlich ausführlich mit dem Verhältnisse der Stenographie zur Currentschrift. Die Berechtigung hiezu leitet er davon ab, dass ja auch die Currentschrift Abkürzungen unterworfen wurde, welche das Nachschreiben erleichtern, und dass es bis auf unsere Tage nicht an Versuchen gefehlt hat, die abgekürzte Currentschrift als Stenographie zu empfehlen. Dass die erstere noch nicht der letzteren gewichen ist, zumal sich die kurzschriftlichen Bestrebungen bereits auf wissenschaftliche Grundlage gestellt

haben, schreibt er hauptsächlich dem Umstande zu, dass es bisher — mangels des berufenen Richters — nicht gelungen sei, die Frage zu lösen, welches von den verschiedenen Systemen das Erbe der Currentschrift anzutreten das geeignetste sei.

Nach Aufzeigung der Quellen zur Geschichte der Stenographie werden dann in drei Capiteln die römischen Noten und die sonstigen Spuren von Bemühungen nach einer Kürzung der gewöhnlichen Schrift im Alterthum behandelt. Die vor einiger Zeit auf der Akropolis von Athen gefundene Inschrift, in der man eine Anleitung zu einer Schnellschrift sehen wollte, deutet F. dahin, dass sie wohl auf eine Kunstschrift, jedoch eher auf eine Telegraphie hinweise. — Die weiteren Capitel beschäftigen sich mit der Stenographie vom 10. bis Ende des 16. Jahrhunderts, dann mit der im 17., im 18. und im 19. Jahrhundert, welch letztere wie natürlich den Haupttheil des Buches einnimmt, wobei jedem einzelnen Volke, welches der Pflege der Stenographie eine Heimstätte gewährt hat, ein eigener Abschnitt innerhalb des Capitels eingeräumt wird. Den Schluss des Werkes bilden die Abschnitte über die Stenographie bei anderen (außereuropäischen) Völkern, über die Blinden- und die musikalische Stenographie. Jedem Abschnitte sind sehr gründliche Nachweisungen über die einschlägige Literatur — ohne dass freilich bei der unermesslichen Zahl der bisher erschienenen stenographischen Schriften eine lückenlose Aufzählung derselben denkbar wäre — beigegeben.

Das auf diese Art entstandene, möglichst gedrängte Handbuch wird solchen, welche sich mit der Geschichte der Kurzschrift beschäftigen, sehr gute Dienste leisten. Das alle stilistischen Vorzüge des Autors zeigende Buch ist übrigens das letzte Product seines Fleißes. Es war ihm nicht vergönnt, seine Drucklegung bis zum Ende zu überwachen. Der Correctur der letzten Druckbogen sowie der Fertigstellung des nur fragmentarisch hinterlasssenen Registers und des Inhaltsverzeichnisses hat sich Max Fischer mit großer Gewissenhaftigkeit gewidmet.

Über die Haltung Faulmanns als Historiker wäre noch zu sagen, dass er es nicht immer über sich vermocht hat, „sine ira et studio“ zu urtheilen. Dies trifft, wie man sich denken kann, bei der Besprechung der Schicksale der Gabelsberger'schen Schule seit dem Tode des Meisters zu. Hier macht sich seine Empfindlichkeit über die ihm von den Gabelsbergerianern zugefügte vermeintliche Unbill in verschiedenen Anspielungen Luft (vgl. bes. S. 80). Den Meister selbst jedoch hält F. in Ehren. Er meint zwar, dass ihm bei seinem rastlosen Schaffen leider der Geist der Sichtung gefehlt habe, welcher das Überlebte entfernt und damit dem Neuen freie Bahn geschaffen hätte (S. 72); aber er erkennt dafür an mehreren Stellen Gabelsbergers unsterbliche Verdienste um die Stenographie rückhaltslos an, indem er betont, dass G. zuerst die Theilzüge der Currentschriftformen siegreich in die

Kurzschrift eingeführt, einer neuen, kurzen und deutlichen Vocalbezeichnung Bahn gebrochen und das Kürzungsverfahren zu einem logischen System erhoben habe (S. 3, 72, 73). Er nimmt ferner G. gegen den ihm von Guénin gemachten Vorwurf des Plagiats entschieden in Schutz (S. 71) und stellt endlich — last not least — offen sein eigenes System als einen Ausfluss des Gabelsberger'schen hin.

Kurzer Lehrgang zur schnellen und gründlichen Erlernung der Vereinfachten Stenographie durch Privat- und Selbstunterricht. Wien, Pest u. Leipzig, Verlag von Josef Seidel.

Dieser Separatabdruck aus: „Der Geschäftsfreund, Organ des stenographischen Correspondenzverkehres" bietet auf einem Vierteldruckbogen eine Übersicht des in dieser Zeitschrift bereits charakterisierten Schrey-Johnen-Socin'schen Stenographiesystems nebst einer bündigen Zusammenfassung des Regelwerkes und einer Reihe von Wortbeispielen sammt Übertragung.

Dass dieser „Lehrgang" genügen könnte, um jemandem zur vollen Beherrschung des bezeichneten Systems zu verhelfen, ist trotz aller Einfachheit dieses Systems nicht zu glauben. Das Schriftchen dient vielmehr offenbar nur dazu, auf die „Erfindung" aufmerksam zu machen. Es ist auch bezeichnend, dass, wenn man den Umschlag hinzurechnet, nicht weniger als ein Drittheil der Broschüre (vier Seiten von zwölf) Reclamezwecken gewidmet ist.

In demselben Verlage erscheint das „Stenographische Unterhaltungsblatt, Zeitschrift für die österreichischen Schrift- und Kunstgenossen der Vereinfachten Stenographie" als Gratisbeilage zu dem oben citierten „Geschäftsfreund".

Die Neue Schrift von Rudolf Ullrich. Übungs- und Lesebuch zum I. Theil: Allgemeine Laut-Schrift (Phono-Stenographie). Wien, Selbstverlag 1894. Preis 40 kr. — II. Theil (Logo-Stenographie). Wien 1896. Preis 80 kr.

Das vorliegende Lesebuch hat die Bestimmung, zur Einübung des im Jahre 1892 erschienenen Systems der „Neuen Schrift" oder „Phono-Stenographie" desselben Verf.s zu dienen. Auf eine Hauptschwierigkeit seines Systems macht der Erfinder auf S. 2 selbst aufmerksam: es ist dies die ungewohnte Unterscheidung der Begriffswörter und Begriffssilben (welche mit großen Zeichen geschrieben werden) von den Formwörtern und Formsilben (welche klein zu schreiben sind). Auch erfordern die Sprachsilben (im Gegensatze zu den Sprechsilben) und im Zusammenhange damit die auslautenden Consonanzen — ob rein oder gemischt — einige Aufmerksamkeit. Schon hiermit erscheint eine wesentliche Beschränkung der Erlernbarkeit dieses Systems gegeben, da dasselbe nur von solchen Personen richtig zum Schreiben verwendet werden kann, welche in der Grammatik der deutschen Sprache sattelfest

sind. Ullrich hat aber außerdem, um die Bezeichnung der Dehnung der Selbstlaute und die Verdopplung der Mitlaute zu ersparen, noch etwas eingeführt, das, wie Faulmann in seiner „Geschichte der Stenographie" treffend bemerkt, die Deutschen sich erst angewöhnen müssen, nämlich die Accentuierung der betonten Silben. Ferner werden st und sp je nach ihrer Aussprache bald als st und sp, bald als scht und schp geschrieben. Dagegen wird ein Unterschied zwischen i und y, ei und ai, äu und eu, e und ä (so dass z. B. „Lärche" und „Lerche" nicht unterschieden werden kann), zwischen v und f nicht gemacht. Da andererseits die Zeichen für d und t (und ft), g und k, b und p, f und w, l und r, n und m sich nur durch die Verstärkung unterscheiden, so kann man sich vorstellen, welche Feinfühligkeit dazu gehört, um die vielen kaum voneinander unterscheidbaren Wortbilder richtig zu entziffern. So sind die Wortbilder für „Kren" und „Klemme" einander zum Verwechseln ähnlich; selbst die Wortbilder für „retten" und „lesen" können leicht verwechselt werden (vgl. Taf. I, Z. 6 v. u.).

Die Vocalisation lehnt sich an die Gabelsberger'sche an, ist aber nicht so logisch und consequent wie diese; so wird ü wie u + i, dagegen ö wie o + e (oder besser gesagt wie o + a, da die breite Verbindung bei Ullrich das a versinnbildlicht) dargestellt. Wo die von Ullrich ausgiebig angewendete Wölbung sich bei der Verbindung der Consonantenzeichen nicht durchführen lässt, wird zu dem (eigentlich aus dem Organismus des Systems fallenden) Auskunftsmittel der Durchkreuzung gegriffen.

Ref. kann nach dem Gesagten das Urtheil der Reichenberger „Freien Schulzeitung", welches Ullrich seinem Büchlein als Vorwort hat vordrucken lassen, dass nämlich die „Neue Schrift" leicht, schnell und sicher erlernbar sei, nicht bedingungslos unterschreiben. Dagegen stimmt er zu, wenn die Schrift als interessant bezeichnet wird. Vielleicht hat gerade das letzte Moment ihr so viele Anhänger zugeführt, dass, wie in demselben Vorworte hervorgehoben wird, bereits die 2. Auflage der „Neuen Schrift" erscheinen konnte.

Der mit neun autographierten Tafeln ausgestattete 2. Theil des oben bereits charakterisierten Ullrich'schen Stenographiesystems führt die Correspondenz- und die Debattenschrift vor. Um den Geist dieser „gesetzmäßigsten und deshalb einfachsten Debattenschrift", wie sie auf dem Titelblatte genannt wird, zu kennzeichnen, mag es genügen, auf die Capitelüberschriften hinzuweisen: „Auslassung von Flexionssilben und Flexionslauten"; „Grundzüge der Silbenkürzung (Sigel und Abbreviaturen)"; „Stereotype Kürzung der Formsilben und Formwörter durch Sigel" (180 an der Zahl, und zwar für Vor- und Nachsilben, für flectierbare Formwörter, für einfache und zusammengesetzte Partikeln, für von Formwörtern abgeleitete Begriffswörter); „Verbindung der Formwörter"; „Facultative Kürzung der Begriffswörter und Begriffssilben durch Ab-

breviaturen" (und zwar durch den consonantischen An- und Auslaut, durch den consonantischen Anlaut, durch den consonantischen Auslaut, durch Affixe allein); „Auswahl des günstigsten Kürzungsrestes"; „Constante Abbreviaturen"; „Auslassung von Begriffswörtern" („bei genauer Kenntnis der deutschen Phraseologie und der speciellen Disciplin"). Der fachkundige Leser wird sogleich erkennen, dass Ullrich auf den Pfaden der Gabelsberger'schen „Wortkürzung" und „Satzkürzung" wandelt und ohne diese wohl nie imstande gewesen wäre, seine Logo-Stenographie zu schreiben. Nach Gabelsbergers Vorgang erhalten sogar gewisse Sigel die Stellung „auf der Mittellinie", d. h. die Hochstellung. Ein originelles Capitel hat Ullrich allerdings seiner Logo-Stenographie einverleibt, nämlich die „Consonanten-Symbolik", welche darin besteht, dass „die Halbvocale r, l und n in jenen Anlaut- und Auslaut-Consonanzen, die keine einfache Bezeichnung erhalten haben, durch besondere Merkmale an den großen Zeichen derselben symbolisch dargestellt werden. Die Zeichen mit r ragen von der Grundlinie mit dem dritten Theile über die Oberlinie hinaus" usw. Es liegt nicht gar zu ferne zu vermuthen, dass Ullrich auch auf diese Art der Symbolisierung durch Gabelsberger geführt worden sei; denn sein Zeichen für br stimmt in diesem Falle ganz mit dem Gabelsberger'schen überein, während im Ullrich'schen Systeme nur das Zeichen für b, nicht aber auch das für r mit dem entsprechenden Gabelsberger'schen Zeichen identisch ist. Die Symbole, die auf diese Art entstehen, sind übrigens nicht immer rationell, so wenn „Berg" durch „erg" (oder besser gesagt durch „egr") oder gar „Bier" durch „Br" gekürzt wird.

Nach dem Gesagten dürfte die Behauptung nicht als zu kühn erscheinen, dass jetzt auch Ullrichs System unter jene „Kunst-Systeme" eingereiht werden müsse, welche, „nur für Berufsstenographen berechnet und erfunden, außerordentliche Anforderungen an das Gedächtnis stellen und sich erst nach langem, mühseligem Studium praktisch verwenden lassen" (Worte eines der Phono-Stenographie desselben Verf.s beigegebenen Circulars). Jedenfalls könnte man neugierig sein, ob Ullrich auch jetzt noch zu behaupten wagen wird, dass seine Neue Schrift, „nur die grammatikalischen Kenntnisse der Volksschule vorausgesetzt, in wenigen Stunden auch ohne Lehrer erlernbar" sei.

Wien Edmund Eichler.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Karl Lehrs über allgemeine Schulfragen und altösterreichische Gymnasialeinrichtungen.

I.

Lehrs den Hellenisten kennt das philologische Publicum aus seinen bedeutsamen Werken auf dem Gebiete des Griechenthums, Lehrs den Schulmann haben wir erst kürzlich aus den 16 Jahre nach seinem Tode erschienenen Briefen und Tagebüchern [1]) kennen gelernt, die neben den rein wissenschaftlichen Leistungen mit zu den schönsten Erzeugnissen seines wunderbar reichen Geistes zählen dürfen.

Bevor Lehrs (geb. 1802) im Jahre 1845 ganz an die Universität in Königsberg versetzt worden war, hatte er mehr als zwei Decennien am Gymnasium als Lehrer gewirkt. Sein erstes Lehr- und Lernjahr verbrachte der Einundzwanzigjährige in Danzig, wo der treffliche August Meineke, der ausgezeichnete Grăcist, sein Director war. Hier lernte der junge Lehrer, wie er in einer autobiographischen Skizze schreibt (S. 77), das Schulwesen in wahrhaft edler Gestalt kennen. „Die vorherrschende Ansicht, den Lehrer als Künstler zu betrachten, dem man die Freude an seinen Werken nicht zu verkümmern habe, an den man aber berechtigt sei, Anspruch zu machen auf stets zunehmende Vervollkommnung, verbreitete über die Lehrer eine freie Thätigkeit, deren wohlthätiger Einfluss auf die Schüler übergieng; und mit Vergnügen bemerkte man schon auf den niedrigeren Classen einen wissenschaftlichen Geist und Fortschritte von Bedeutung.“ Zwei Jahre später wurde Lehrs an das Friedrichscollegium seiner Vaterstadt als Oberlehrer berufen, an dem er nun 20 Jahre lang erfolgreich wirkte, wenn er auch mit seinem Director Fr. August Gotthold (gest. 1858), einem übrigens bedeutenden Schulmanne

[1]) Ausgewählte Briefe von und an Chr. A. Lobeck und K. Lehrs nebst Tagebuchnotizen. Im Auftrage des Vereines für die Geschichte von Ost- und Westpreußen herausgegeben von Arthur Ludwich. 2 Theile. Leipzig, Duncker u. Humblot 1894. Vgl. des Verf.s Aufsätze in der 'Beilage zur Allgemeinen Zeitung', München, 22. und 23. November 1895.

(vgl. Allg. Deutsche Biogr.), manchen harten Strauß zu bestehen hatte.[1])

Trotzdem der „undankbare Schulranzen“ Lehrs den Rücken wund drückte, hatte er dennoch sein Schulamt mit größter Gewissenhaftigkeit und mit glänzendem Erfolge versehen. „Er war“, schreibt sein Schüler Ludwig Friedländer in der Allgemeinen Deutschen Biographie, „eine durch und durch pädagogische Natur im Sinne Fr. A. Wolfs, dessen Forderung: Habe Geist und wisse Geist zu wecken! er wie selten ein Lehrer erfüllte.“ Über die Pädagogik als Wissenschaft dachte er freilich sehr gering, und schon an der Universität bewahrte er sich, obgleich ihm das Leben als Schulmann immer zunächst vor der Seele geschwebt hatte, vor dem „Abwege, zu welchem die Verführung damals nicht fehlte“ — Herbart pflegte in jedem Wintersemester Pädagogik zu lesen — „seine Zeit mit dem Studium der Pädagogik, wie sie's nennen, zu zersplittern oder zu verschwenden“ (S. 76), vielmehr meinte er, dass für den künftigen Schulmann keine Theorie genüge, dass er sich durch Erfahrung und Übung zu bilden habe (S. 84).

So abschätzig aber auch Lehrs über die theoretischen Pädagogen dachte, so wichtig erschien ihm in pädagogischen Fragen auch das Kleinste. Beweis hiefür die Aufzeichnungen, welche sich der gereifte Lehrer nach zwanzigjähriger Lehrerfahrung gemacht hat. „Alle diese Erörterungen sind“, wie Friedländer mit Recht sagt, „in einer Weise durchdacht und ausgeführt, dass man auch hier sieht, wie er mit ganzer Seele Lehrer war.“ Eines dieser pädagogischen Selbstgespräche handelt über das Tragen von Abzeichen bei Schülern (S. 334), wogegen sich Lehrs mit voller Schärfe ausspricht. Denn nichts sei so schädlich, als was irgend den Schüler von dem Gedanken, von der Gewohnheit fernhalte, dass die Schule gleichsam sein Acker und Pflug sei, sein Wirkungskreis, sein Amt, sein Rhodus: nicht etwas Beiläufiges, Erzwungenes, dessen man sich wohl gar zu schämen habe. Abzeichen aber scheinen ihm mit Recht unter den Schülern, welche so gerne die höhere Stufe anticipieren, die Neigung zu nähren, sich im selbstgeschaffenen Kreise fingierter Wirklichkeit geltend zu machen: sie führen den Sinn hinaus, sie gewöhnen ihn hinaus, sie werden wohl gar umso eher zu Comments führen, die auf Gesinnung und sittliche Begriffe der Schüler vollkommen verkehrend wirken.

Ein andermal notiert Lehrs seine Beobachtungen, die er gelegentlich der Schularbeiten gemacht. Es sei eine üble Gewohnheit der Schüler, — jeder Lehrer wird dies aus eigener Erfahrung besonders für die unteren Classen bestätigen — erst schnell alles ohne vieles Nachdenken hinzuschreiben, um dann hinterher die Arbeit zu verbessern. Hierbei blieben

---

[1]) „Was Gotthold einem zumuthet ...“, schreibt Karl Lachmann an Lehrs, den Schüler und Freund, „darf man nicht als Aufgabe des Schicksals ansehen, sondern muss sich der Unverschämtheit widersetzen“ (S. 94). „Einen Blutigel des Geistes und des Leibes“ nennt ihn ein anderer Freund von Lehrs (S. 223).

viele einmal geschriebene Fehler stehen, da es dem Schüler an der Ausdauer und Aufmerksamkeit fehle, jedes Wort neu zu betrachten, und er auch kein Kriterium habe für das, was der Betrachtung unterliege. Vielmehr dürfe er kein Wort hinschreiben, ehe es überlegt sei, wohl aber könne er, wo sich ihm eine Schwierigkeit ergebe, eine Lücke lassen. „Dann kennt er", wie Lehrs sehr treffend anmerkt, „die Stellen, die besondere Ruhe des Nachdenkens noch erfordern" (S. 336).

Sehr ergötzlich monologisiert Lehrs einmal über das anständige und unanständige Sitzen der Schüler. Mit Recht bezeichnet er das ruhige Verhalten in der Stellung der Schüler als ein Zeichen und eine Folge der Aufmerksamkeit. In großen Auditorien, wo Hunderte von gebildeten Menschen stundenlang eine Vorlesung anhörten, rühre und rücke sich keiner oder ändere seine Stellung. Je ungebildeter das Publicum, desto weniger finde man diese Ruhe. Freilich dürfe auch der — Lehrer nicht die Knie oder Beine beim Sitzen übereinanderlegen, wenn er derlei bei den Schülern verbiete. „Er soll auch nicht die Hände in den Hosentaschen haben" (S. 336 f.).

Aus demselben Jahre (1843) stammt die Tagebuchnotiz, worin der pflichterfüllte Lehrer seinem heiligen Zorne über ein missglücktes Abiturientenexamen aus dem Griechischen Luft macht. „Wie soll etwas haften, wenn nicht, um zu lernen, gelernt wird? .. Sobald das einzelne seinen Zweck, den Lehrer zufriedenzustellen, erreicht hat, lässt man es fallen; und so muss immer wieder von frischem gelernt werden und immer stückweise" (S. 337). Dem gewissenhaften Lehrer, der das Jahr unermüdlich „hinterher gewesen", schwillt die Zornesader über den Misserfolg, und er sucht sich in allen Einzelheiten die Gründe dieser Erscheinung klar zu machen, wobei ihm wohl mancher Lehrer, dem ein Gleiches widerfahren, beipflichten wird.

Aus den beiden letzten Jahren von Lehrs' Wirken am Gymnasium stammen seine feinsinnigen Bemerkungen über die Einheit von Lehrer, Schüler und Lehrgegenstand (S. 347 f.) und über das Thema Remotion (S. 412 f.). Jene Einheit hat er in den Lehrstunden eines Collegen, denen er wiederholt beiwohnte, sehr vermisst. Er empfieng den Eindruck: da ist ein Vortragender, da sind Schüler, da ist ein Lehrgegenstand. Die Verschmelzung zwischen Lehrer und Schüler müsse aber durch den Lehrgegenstand geschehen. Dieser dürfe nicht die Empfindung erhalten, der Mann habe zu dieser Stunde sich eine große Menge Gelehrsamkeit angeeignet und spreche sie aus, um sich damit zu zeigen, zu präsentieren. „Nein, er hat es .. und übt die Entsagung, aus sehr vielem, was er hat, nur einiges Angemessene herauszuwählen, um dich zu unterrichten, um deinen Verstand aufzuklären." So werde nebst der Anhänglichkeit an den Lehrer in dem Schüler die Neigung gegründet, selbst dem Inhalte nach nicht Ansprechendes sich von jenem anzueignen.

Mit großem Interesse vernehmen wir auch die Stimme eines so gewiegten Schulmannes wie Lehrs, wo es sich um einen schweren Disciplinarfall handelt, da zwei Schüler überführt sind, Übersetzungen gestohlen zu haben, um sich Geld daraus zu machen. Während in der

Conferenz eine wunderbare Unsicherheit der Lehreransichten hervortrat, ist Lehrs, nachdem er das Für und Wider, die erschwerenden und mildernden Umstände als weiser und gerechter Richter erwogen, mit seinem Urtheil nicht im Zweifel. Man lese die vielen feinen Beobachtungen, die Lehrs auch hier macht; hier sei nur die eine angeführt, dass Geheimnisse zwischen dem Lehrer und dem Schüler, der sich eines Vergehens schuldig gemacht, um das aber bloß sie beide wissen, — dass solche Geheimnisse, an die der Lehrer zur Zeit einmal mit einem Winke den Schüler mahnen könne, über diesen eine magische Fesselkraft hätten.

In solcher Weise hat der seinem Berufe mit Leib und Seele ergebene, denkende Schulmann sein pädagogisch-didaktisches Credo niedergeschrieben, und wir haben allen Grund, uns dessen zu freuen, umsomehr als gerade derlei Früchte der Lehrerfahrung in der sonst üppig genug wuchernden pädagogischen Literatur spärlich gedeihen, denn »seltener als man erwarten sollte«, bemerkt treffend jener Schulmann, dem wir das Vademecum für Candidaten des Mittelschullehramtes in Österreich (Wien 1894. I. Theil, S. 149) danken, »treten die im praktischen Schulleben wirkenden Männer mit Rathschlägen in die Öffentlichkeit, nicht viele sind es, die in Lebenserinnerungen ihre Erfahrungen geschildert haben.«

Doch auch nach seiner Berufung an die Universität bewahrt Lehrs offenen Sinn und warmes Herz für die Schule. Als er im Jahre 1867 wieder einmal den Eingang des Protagoras liest, der ihn entzückt, regt sich, wie er an C. F. W. Müller schreibt, sein alter pädagogischer Trieb, und er denkt sich es als eine recht freudige Thätigkeit, wenn er Primanern das einmal so erklären könnte, wie er es empfinde (S. 760). Sehr verdrießt ihn das neue preußische Gymnasiallehrerreglement aus dem Jahre 1854, worin an die Candidaten des höheren Schulamtes die Forderung mehrerer Lehrfähigkeiten gestellt wird (S. 762 f.). Er sieht in dieser Richtung den preußischen Bureaukratismus und Schematismus, der sich in dem vorgesetzten Beamten aufs hohe Pferd setze und in seinem schematischen Formalismus eines immer ganz auslasse: die Menschen, die ihm nur Maschinen seien. Niemand könne mehr gelehrt werden, als er lernen könne, sei eine hauptpädagogische Regel. Dass einer für jeden Quark — ipsissima verba — eine Lehrfähigkeit, ein Zeugnis attestiert haben müsse, sei ein ganz falscher Grundsatz. Früher habe sich der Director seine Leute angesehen und gemeint: ein Mann wie der wird schon alte Geschichte lehren und wird sich dabei gut zu benehmen wissen. Und ob das in dem Zeugnis eines tüchtigen Philologen z. B. gestanden oder nicht, darnach habe dann auch kein Schulcollegium gefragt.

Auch die Resultate des Gymnasialunterrichtes befriedigen Lehrs nicht, seitdem die Anschauung, aus welcher Wolf und Humboldt die »schwungvolle Blüte« der Gymnasien geschaffen, gemächlich einer andern Platz gemacht habe, wonach ferner das Gymnasium nicht angesehen werde, was jene gewollt, als »griechische Idealschule«, sondern als »lateinische Trainierschule« (Populäre Aufsätze[2] S. 496). Daraus erklärt es sich auch, dass Lehrs in einem Gutachten, welches der Facultät betreffs Zulassung

der Abiturienten der Realschulen zu den Universitäten abgefordert wird, sich für deren unbedingte Zulassung ausspricht, wobei er gute, mit wissenschaftlichem Unterrichte in neueren Sprachen versehene Schüler voraussetzt (S. 792). Denn er hält es für unverantwortlich und unvernünftig, jeden einer Bildung oder einem Amte Zustrebenden durch Befehl oder begünstigtes Vorurtheil in Anstalten wie die Gymnasien zu zwingen, um ihn nach der zehnjährigen Mühe und Dressur im Lateinischen und Griechischen in solcher Gestalt hervorgehen zu lassen, wie die Gymnasien jetzo ihm die Exemplare lieferten (S. 798).

II.

Besondere Beachtung in österreichischen Schulkreisen dürfen die Urtheile beanspruchen, welche ein mit so weitem kritischen Blicke begabter Mann wie Lehrs über unsere österreichischen Schulverhältnisse im Vormärz gefällt hat. Eine längere Reise hatte ihn im Sommer des Jahres 1844 zum zweitenmale auf österreichischen Boden, und zwar nach Franzensbad, geführt, wo er fünf Wochen lang die Cur gebrauchte. In seinen Mußestunden kam er auch öfters nach Eger. Als echter Schulmann, der, wenn er nicht lehrt, lernen will, bringt er den Schuleinrichtungen an diesen Orten, jenen an den Volksschulen nicht minder wie am Gymnasium, lebhaften Antheil entgegen. Seine frischen Eindrücke trägt er getreulich in sein Tagebuch ein. Wir übergehen seine Bemerkungen über die Trivial- und Hauptschulen, über die Sonntagsschule und Kinderlehre, über den Lehr- und Lernbetrieb an diesen Anstalten, über die Schüler und Lehrer, über die Lehrgegenstände und die für die Jugend angelegte Lesebibliothek (S. 350 ff., S. 357 f.) — Bemerkungen, die voll Lust und Liebe niedergeschrieben sind und ein culturhistorisch beachtenswertes Document für Zustände aus halbvergangener Zeit liefern. An dieser Stelle seien aber nur die Aufzeichnungen berücksichtigt, welche Lehrs über die Einrichtungen des österreichischen Gymnasiums im allgemeinen und jenes von Eger im besonderen gemacht hat (S. 358 ff.).

Die Leistungen der Schüler sind nach Lehrs bloß in den alten Sprachen »etwas bedeutend«. Einen aufgeweckten und verständigen Knaben, den er auf der Straße trifft, Schüler der vierten Classe des bekanntlich sechsclassigen Gymnasiums (Parva, Principia, Grammatik, Syntax, Poesie, Rhetorik), examiniert er aus dem Griechischen, das in der dritten Classe anhebt; von den Verba auf $\mu\iota$ und den unregelmäßigen wusste er wohl einiges richtig, doch im ganzen war er schwach in beiden. Im Lateinischen dagegen war er im Übersetzen dessen, was er in seiner Chrestomathie in der Schule gehabt hatte, »recht firm«, übersetzte auch in Ausdrücken nicht übel und zeigte eine ganz passable Vocabelkenntnis, »beides besser als unsere Tertianer sich darin zeigen würden«. Dadurch dass die lateinischen Pensa aus den Lehrbüchern alle memoriert und so unvergesslich würden, lerne man sehr viel Latein. So lässt sich Lehrs von seinem Badearzte erzählen, dass die fremden, auch preußischen Studenten, die nach Prag in die Spitäler gekommen seien, mit dem Latein

gar nicht fortgekonnt, während unter den einheimischen manche ganz fertig lateinisch gesprochen hätten, was Lehrs für »gewiss richtig« hält. Auch aus den Antiquitäten, die mit »Syntax« aufhören, erläuterte der Junge manches von selbst. In die Chrestomathie sind selbst Stücke aus so schwierigen Schriftstellern wie Sallust, Florus, Livius, Sueton, den beiden Plinius, Caesar, Seneca, Tacitus Germania, Cicero Somnium Scipionis aufgenommen, alle mit sacherläuternden, im ganzen zweckmäßigen Anmerkungen versehen. Unter den Schulbüchern erwähnt Lehrs noch die ganz lateinisch geschriebene Grammatik und das sehr gute Büchlein über römische Alterthümer von Hohler. Die lateinischen schriftlichen Themen der obersten Classe sind moralischen, ästhetischen Inhalts (z. B. Über den Nutzen der Studien), auch werden solche aus dem biblischen Gebiete gewählt, z. B. Herodes pueros occisurus (!). Lehrs urtheilt, nachdem er in die prämiierte Arbeit eines vorzüglichen Schülers der sechsten Classe (Rhetorik) Einsicht genommen: »Es war so rhetorisch. Und in dieser Art war es gut: und das Latein recht genügend und wohl lesbar.« Ein gleiches Hervortreten des Rhetorischen fand Lehrs in der lateinischen Rede, welche ein Schüler bei der feierlichen Censurvertheilung in Eger (Thema: Lob der österreichischen Kaiser im allgemeinen, im Anschlusse daran eine Betrachtung über die Devise des damals regierenden Kaisers Ferdinand: Recta tueri) mit ziemlich guter Aussprache gehalten hat; auf Gedanken sei es gar nicht abgesehen gewesen. Das Latein lobt er im ganzen als unanstößig, nur in einem Satze sei eine Reminiscenz an das alte schlechte Mönchslatein mitunterlaufen: ita apparet hoc singulum argumentum esse universalissimum.

Weniger bedeutend sind die Leistungen in den anderen Lehrgegenständen. Mathematik wird nur bis zur Quadrat- und Cubikwurzel gelehrt. Deutsche Stunden hören mit der dritten Classe auf, und nur von Zeit zu Zeit werden in den lateinischen Stunden außer den regelmäßigen lateinischen Arbeiten auch deutsche Chrien im Anschlusse an den lateinischen Lesestoff gefordert, wobei wieder ganz vorzugsweise das rhetorische Moment in Betracht genommen werde. In Leitmeritz scheint es um das Deutsche besser zu stehen. An dem dortigen Gymnasium gibt der Präfect extra deutsche Stunden für die Schüler der Humanitäts- (zwei obersten) Classen. Er treibt darin vorzugsweise die Satzlehre, womit er sich viel beschäftigt hat. Überdies wird dort Böhmisch und Italienisch (je zwei Stunden) facultativ gelehrt.

Für die Gymnasialbibliothek erhält der Präfect (Director) 50 fl., die er dazu verausgaben muss; sie ist nicht groß, enthält aber Bücher aus allen Fächern und von neueren Erscheinungen manche, die Lehrs nicht erwartet hätte, ziemlich viele Übersetzungen der Alten, meist in Nachdrücken. Die deutschen Bücher sind theils für jugendliches Alter berechnete, meist einheimische, theils Dichter. Schiller und Goethe fehlen, vermuthlich weil sie manches für Schüler Anstößige enthalten. Klopstock ist da; die Messiade hält der Präfect für ganz unanstößig: »Es ist durchweg eine solche religiöse Erhebung, ein Blick zum Himmel! Ja Klopstock. Auch die Oden. Es ist bei ihm nur eine Ode, die eine etwas revolutio-

näre Tendenz hat,[1]) die auch in den meisten Ausgaben nicht steht.« Übrigens müsse man mit den Dichtern vorsichtig sein, worauf der Präfect ein ergötzliches Geschichtchen aus seiner Praxis zum besten gibt. Er untersuche auch manchmal die häusliche Lectüre der Schüler; als er nun einmal einem Schüler ein unreines Buch weggenommen, habe dieser gesagt, im Gymnasium seien Bücher, worin noch schlimmere Dinge stünden. Auf die Aufforderung, dergleichen zu nennen, hätte der Schüler folgende Stelle gezeigt: „Sie spielten und scherzten und —.“ „Diesen Gedanken hatte er sich ausgelegt“, fuhr der Präfect fort. „Ich nahm das Buch doch später aus der Gymnasialbibliothek weg. Es regt die Phantasie auf (!!).“ Für die patriarchalisch-gemüthlichen Zustände am Gymnasium des Vormärz ist auch die originelle Art charakteristisch, wie der Director des Gymnasiums in Leitmeritz auf die Aufrechthaltung der Disciplin unter den Schülern bedacht war. Dieser habe, berichtet Lehrs nach der Erzählung seines Badearztes, um in der Zeit vor der Stunde Unruhe zu verhüten, Schiller und Goethe in die Classe geschickt, woraus ein Schüler habe vorlesen müssen. Welche Wirkung dieses liebenswürdige Disciplinarmittel auf die Schüler geübt, darüber schweigt unser Gewährsmann.

Mit Interesse lesen wir auch in den Tagebuchnotizen, was sich Lehrs über das Äußere des Gymnasialgebäudes in Eger, über die Besoldung der Lehrer, über das Schulgeld, über die Aufgabe des Präfecten, über die Conferenzen — bloß zur Ertheilung der Censur findet eine Übereinkunft zwischen dem Classenlehrer und dem Präfecten statt; im Falle sie zwiespältig bleiben, entscheidet der dritte, der dazu gezogen wird — man höre und staune — der Vicedirector, d. i. der „Burgemeister“ von Eger! —, über die unruhigen Köpfe der Ungarn, die auch in den — übrigens durch die ganze Monarchie gleichen — Schuleinrichtungen immer „was Eigenes“ haben wollten, über die Gymnasien der Jesuiten erzählen lässt.

Ein sehr anschauliches und lebendiges Bild entwirft Lehrs schließlich von dem öffentlichen Actus der Censur in Eger, dem er am 7. August 1844 als Augenzeuge beigewohnt hat. Die einzelnen Scenen dieses Actes: das Hochamt, die Verlesung der Prämien und Censuren, das Auftreten der Prämiierten, denen zu Ehren vor der Thüre des Saales postierte Musikanten einen Tusch blasen, die Dankesworte zweier Schüler — der eine hielt jene oben erwähnte (S. 822) lateinische Rede ganz frei und fließend, der andere eine deutsche „voller Blumen und Blumenbilder“ —, die Abschiedsrede eines nach Prag versetzten Lehrers; das in dem drückend

---

[1]) Gemeint ist hier eine jener Oden, in welchen der Dichter die französische Revolution verherrlicht, bevor er sich noch von deren Greueln abgestoßen fühlte. Vgl. die Oden: Die Etats Généraux (v. 17 Gallien krönet sich mit einem Bürgerkranze, wie keiner war!); Kennet Euch selbst (Frankreich schuf sich frei. Des Jahrhunderts edelste That hub Da sich zu dem Olympus empor!); Sie. und nicht wir (Hätt' ich hundert Stimmen, ich feierte Galliens Freiheit Nicht mit erreichendem Ton, sänge die göttliche schwach).

vollen Exhortensaale der Feier anwohnende Publicum: Städter und Landleute aller Art, auch Frauenzimmer, ja gewöhnliche Landweiber, auf bevorzugtem Platze der Magistrat von Eger oder dessen Deputierte — dies alles, ein wahrhaft anheimelndes Bild altösterreichischen Schullebens, weiß uns Lehrs mit so viel Treue, Lebendigkeit und Liebe vor Augen zu führen, dass wir Österreicher hiefür dem Deutschen zu wahrem Danke verpflichtet sind.

Gehört ja doch jene Zeit des österreichischen Gymnasiums, dessen Gefüge wenige Jahre später durch die Organisation vom Jahre 1849 so durchgreifende Veränderungen erfuhr, schon der Geschichte an, freilich nicht in dem Sinne, als ob sie bereits eine erschöpfende Darstellung gefunden hätte. Was wir über die Schulzustände jener Zeit wissen, rührt von Männern her, die sie miterlebt haben, die, weil von ihnen das Quorum pars magna fui in gewissem Sinne gilt, ihr nicht ganz ohne Voreingenommenheit, im Lob sowohl wie im Tadel, gegenüberstehen. Umso wertvoller ist es, wenn ein Deutscher — und der Besten einer in jedem Sinne — mit so viel Wohlwollen und Anerkennung von den österreichischen Gymnasialeinrichtungen im Vormärz spricht, die gewiss niemand zurückwünschen wird, die aber, selbst wenn man kein laudator temporis acti ist, mit mehr Respect, als dies gewöhnlich geschieht, behandelt zu werden verdienen. Für den künftigen Geschichtsschreiber unseres österreichischen Gymnasiums werden diese Zeugnisse eines so vorurtheilslosen und urtheilskräftigen Gewährsmannes, der ohne irgend welche Absicht und Rücksicht, wie sie der Gedanke an künftige Veröffentlichung zu bestimmen pflegt, seine Eindrücke nur für sich festhalten wollte, eine nicht zu unterschätzende Quelle bilden, und darum durfte gerade in einer Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien mit einigem Nachdruck darauf hingewiesen werden.

Wien. Siegfried Reiter.

Zur Frage über den deutschen Unterricht in der V. Gymnasialclasse.

In den letzten Jahren wurde eine Frage aufgeworfen und erörtert, von deren günstiger Lösung eine wesentliche Förderung des Interesses am deutschen Unterrichte seitens der Schüler des Obergymnasiums wohl zu erwarten stünde. Es handelt sich um eine Reform des Leseunterrichtes in V. Diesem mehr Inhalt und Wert zu geben, andererseits eine Entlastung der überbürdeten höheren Classen zu bewerkstelligen ist die Absicht. Sachliche Gründe für diese Reform wurden in mehreren Abhandlungen mit Geschick und in ausreichendem Maße vorgetragen;[1])

[1]) S. Dr. Knieschek (Progr. d. Staatsmittelschule in Reichenberg 1892), Scheich und Hausenblas (in dieser Zeitschr. 1894 u. 1895), Dr. Spengler (Österr. Mittelschule 1895, 2. H.).

jetzt gilt es, die sachlichen Erwägungen durch Erfahrungsgründe zu unterstützen. Ich halte die Frage für wichtig genug, dass jeder Lehrer, welcher Gelegenheit hatte, auf dem Gebiete des Deutschunterrichtes am Obergymnasium reichliche Erfahrung zu sammeln, Stellung zu ihr nehme, sich für oder wider die Reform erkläre. Nur wenn alle Gründe für und wider unter Betheiligung vieler Fachlehrer reiflich erwogen und so eine Verständigung erzielt wird, dürfen wir auf eine Billigung und Durchführung der Reformvorschläge von Seiten der hohen Unterrichtsverwaltung hoffen. Ich habe seit sieben aufeinanderfolgenden Jahren am ganzen Obergymnasium den deutschen Unterricht in der Hand und habe mich mit dem Untergymnasium so viel beschäftigt, als es nöthig ist, um mitsprechen zu dürfen. Es sei mir daher gestattet, mit Außerachtlassung sachlicher Erwägungen bloß vom Standpunkt der Erfahrung und Beobachtung aus die Frage zu beleuchten.

Ich stelle folgende Sonderfragen:

1. Spricht auch die Erfahrung für eine Reform des Deutschunterrichtes in V.?

2. Welche höhere Classe soll dadurch entlastet werden?

3. In welchem Umfange empfiehlt sich eine Reform?

1.

Von jeher bot der deutsche Unterricht in V. Anlass zu Klage und Arbeitsunlust. Warum? Weil »der erathmende Schritt« aus dem Untergymnasium sich in das Obergymnasium fortschleppt, während alle übrigen Disciplinen hier eine schärfere Gangart einzuschlagen beginnen. Erst in VI. hebt sich das Interesse am deutschen Sprachunterrichte. Die Instructionen schafften einigermaßen Abhilfe durch Einführung des Grammatikunterrichtes in V. und VI., eine Maßregel, welche im ganzen zwar als Missgriff bezeichnet werden musste, jedenfalls aber den trägen Pulsschlag der V. beschleunigte. Die Einrichtung war nicht lebensfähig, weil in ihr die Theorie allzusehr wucherte. Diesen Übelstand beseitigten die Instructionen von 1890, sie trafen die richtige Auswahl: wenig, nicht breitausgesponnene Definitionen, welche die Schüler auf dieser Bildungsstufe nicht begreifen, sondern das aus dem lebendigen Quell der Sprache geschöpfte Verständnis der wichtigsten Gesetze der Sprachentwicklung; das erweckt Interesse und ist ein Schatz fürs Leben.

Insoweit also können wir einen Fortschritt constatieren; die Lectüre jedoch blieb — einige unbedeutende Abänderungen abgerechnet — auf dem Standpunkte von Olimszeiten und wirkt nach wie vor lähmend auf die Arbeitslust der Betheiligten. Worin liegt der Grund dieser Erscheinung? Es fehlt ihr die Anregungsfähigkeit. Betrachten wir die Sache ein wenig genauer. Für die Lectürebehandlung gibt es eine dreifache Methode: entweder wird das Hauptgewicht auf die Wort- und Satzerklärung, auf Inhalt, Gedankengang, Gliederung der Lesestoffe gelegt, mit anderen Worten, das Verständnis der Literaturwerke ist der Zweck der Lectüre; oder sie bildet den Ausgangspunkt für eine Stillehre, oder endlich sie setzt sich zum Ziel das Verständnis des Dichters, sie ver-

folgt die Eigenthümlichkeiten und Mittel seiner Kunst, lehrt den Schüler das Wirken und Wachsen des Dichtergenius beobachten. Jene erste Methode ist nur im Untergymnasium zulässig, die zweite und dritte im Obergymnasium; jene setzt unbedingt eine Steigerung vom Leichten zum Schweren voraus, diese nicht. Sehen wir nun, wie sich die V. zu diesen Methoden verhält.

Die von den Instructionen so stark betonte Stillehre hat hier erfahrungsgemäß wenig Erfolg. Man plagt die Schüler vergebens mit Definitionen und Erklärungen von Sachen, über welche die Gelehrtenkreise selbst nicht im Reinen sind. Zu diesem Übelstande gesellt sich der Mangel eines hinreichenden Lectürematerials, der nothwendigsten Basis für eine Stillehre. Damit fehlt den Schülern der feste Boden unter den Füßen. Daher führen die stilistischen Winke in V. zu einem bloßen Stückwerk, sie führen zu Halbheit, überall etwas, nichts ganz, jede Halbheit aber gereicht im Unterrichte mehr zum Schaden als zum Frommen. Um wieviel leichter und sicherer lässt sich dieser Gegenstand in VIII. behandeln. Da wirken alle gewonnenen Kräfte zusammen und verschaffen dem Schüler den klaren Einblick in die wichtigsten Fragen der Poetik; in V. jedoch wiegt der Erfolg beiweitem nicht Zeit und Mühe auf. Wehe dem Lehrer, dessen Thätigkeit in V. nach den Leistungen der Schüler in der Poetik beurtheilt würde! Ich empfand am Schlusse jedes Schuljahres das peinliche Gefühl verlorener Mühe, obwohl ich oft genug »der Worte Köcher ausgeleert« hatte. Daher freue ich mich, dass sich endlich Stimmen erhoben, um die Unhaltbarkeit jener Forderung zu betonen und vom wissenschaftlichen Standpunkt aus zu beleuchten. Die Erfahrung bestätigt die Richtigkeit ihrer Einwendungen.

Ebensowenig kommt man in V. mit der dritten Methode auf einen grünen Zweig. Wie könnte in dieser Classe die Lectüre sich jene große Aufgabe stellen, welche den Leseunterricht in VII. und VIII. zum Lieblingsgegenstand der Schüler macht, ich meine die Einführung in den Geist und die Kunst des Dichters! Wie wäre es möglich, dass sich der Schüler aus der Lectüre einer einzigen Ballade Schillers, die er im Lesebuche findet (Die Kraniche des Ibykus), eine Vorstellung von der Balladendichtung Schillers verschafft? Von Goethe bringt das Lesebuch zwei Balladen (Erlkönig, Der Fischer). Kann ich an diesem Materiale Goethe als Balladendichter charakterisieren und das Verhältnis seiner Balladendichtung zu jener Schillers? Oder lernt der Schüler aus zwei lyrischen Gedichten Goethe als den größten Lyriker schätzen und würdigen? Gewinnt er vielleicht aus der Lectüre von 157 Versen der Messiade und zweier Oden Klopstocks einen Einblick in die hohe Bedeutung dieses Dichters? Kennt er Wieland, wenn er drei Gesänge des Oberon gelesen hat? Nein, er hat nicht den Dichter, sondern die Gedichte kennen gelernt. Und wenn wir das ganze Lesebuch durchgehen, wir kommen überall zu demselben Resultate, dass nämlich die V. nicht imstande ist, die Schüler in das Verständnis der Dichter einzuführen, sondern ihnen nur eine Anzahl von Dichtungen erschließt, nicht anders als das Untergymnasium. Und darin liegt die Gefahr, darin die Antwort auf die oben gestellte Frage. Die

Lectürebehandlung in V. setzt nur die einfache Methode des Untergymnasiums fort, ohne wesentliche Steigerung der Schwierigkeiten in Inhalt und Form. Die Erklärung der Gedichte „Die Kraniche des Ibykus", „Der Fischer", „Erlkönig" stellt an die Schüler keine höheren Anforderungen als etwa „Der Kampf mit dem Drachen", „Der Graf von Habsburg", „Der Zauberlehrling". Das Lesebuch der V. enthält überhaupt eine beträchtliche Anzahl von Lesestücken, welche man ohne Bedenken den Schülern der IV. vorlegen kann, gar manche eignen sich sogar für die III. Mit einem Worte, der Lehrstoff in V. ist zu leicht, beschäftigt nur den halben Geist der Schüler, und davon schreibt sich die Langeweile her. Die Schüler fühlen sich über den Gegenstand erhoben, zumal da die meisten von ihnen in häuslicher Lectüre schon größere Werke bewältigt haben, und so blicken sie mit dem Gefühle der Überlegenheit auf den Eindringling aus dem Untergymnasium. Was Wunder, dass sie der Lectüre kein rechtes Interesse entgegenbringen?

Aus dem Gesagten erhellt, dass die V. Classe weder in der Stillehre, noch in der Gedichterklärung, noch im Studium des Dichters eine in sich abgeschlossene Leistung zu erzielen vermag. Was thut also der Lehrer, um das Interesse der Schüler wachzuerhalten? Er leimt zusammen: Ein Stück Gedichterklärung, ein Bröckchen Biographie, ein bischen Stillehre, ein Löffelvoll Lehrstoff aus dem Untergymnasium, dazu noch ein paar Tropfen Ideenbetrachtung, das alles wird gemengt und wandert in den großen Magen der Collectanea. Hält man am Schlusse des Schuljahres Rückschau auf die geleistete Arbeit, so ist man wenig befriedigt.

Sachliche wie praktische Gründe sprechen für eine Reform des Leseunterrichtes in V. Der Stoff ist zu leicht, etwas anderes an dessen Stelle! Ich möchte hiebei die von anderer Seite gebrachte Anregung, einen Theil des Lesestoffes der V. in das Untergymnasium zu verlegen, auf das nachdrücklichste unterstützen mit dem Hinweise darauf, dass sehr häufig Klagen laut werden über die Inhaltlosigkeit vieler Stücke in den Lesebüchern des Untergymnasiums. Da finden sich thatsächlich genug solcher, welche nicht wert sind, als Musterbeispiele in ein Lesebuch Eingang zu finden. Es würde sich doch — meine ich — empfehlen, derartige unpassende Stücke auszuscheiden, um einem Theile der Lesestoffe aus der V. den Platz einzuräumen, auf dass auch der Leseunterricht des Untergymnasiums an Kraft und Inhalt gewinne.

2.

Welche Classe soll durch die Reform eine Entlastung erfahren? In der Beantwortung dieser Frage fasse ich mich kurz. Scheich und Hausenblas setzen sich ein zu Gunsten der VI., Spengler für die VII. Ich gestehe, nie habe ich das Bedürfnis nach Verringerung des Lehrpensums in VI. empfunden, bin immer ohne Überhastung fertig geworden; nicht aber in VII. Der Unterricht ist hier unstreitig am anstrengendsten, und ich halte es für ein Ding der Unmöglichkeit, in jeder Hinsicht den hochgespannten Forderungen der Instructionen genügezuleisten. Aufsatzpflege, Redeübungen, schwierige Biographien, Schullectüre mehrerer Dramen, sowie

der schwierigen Ideendichtungen Goethes und Schillers, Shakespeare, die Besprechung der Privatlectüre, die Controle der häuslichen Lectüre, dazu das Examinieren, das leiste in vollem Umfange wer kann. Auch die VIII. hat ein großes Pensum zu lösen, allein bei haushälterischem Vorgehen reicht die Zeit aus. Soll also eine Reform in V. eintreten, so wünschte ich, dass der sich ergebende Zeitgewinn ausschließlich der VII. Classe zugute kommt.

Ich schließe folgendermaßen: wenn es wahr ist, dass die Instructionen den deutschen Unterricht in VII. übermäßig belasten, in einer Classe, wo auch die übrigen Disciplinen den Schülern notorisch mehr als genug zu schaffen geben; wenn andererseits aus sachlichen wie aus Erfahrungsgründen eine größere Belastung der V. hinsichtlich des Lesestoffes nicht bloß als zulässig, sondern nachgerade als wünschenswert erscheint: so liegt es auf der Hand, dass eine Reform des Deutschunterrichtes in V. angestrebt werden muss.

3.

Ich wende mich der Frage über den Umfang der Reform zu, indem ich ausgehe von den bereits vorliegenden Vorschlägen einer neuen Lehrstoffvertheilung, um dieselben auf ihre Anwendbarkeit zu prüfen und das Beste auszuwählen. Spengler beantragt die vollständige Beseitigung des Lehrstoffes der V. Classe und stellt folgenden Lehrplan für das Obergymnasium auf:

V. Cl. Literaturgeschichte von den ältesten Zeiten bis zu Lessing.

VI. Cl. Lessing, Herder und der junge Goethe.

VII. Cl. Goethe und Schiller.

VIII. Cl. bleibt unverändert.

Diesem Lehrplane zufolge übernimmt die V. die Aufgabe der jetzigen VI. mit Ausschluss von Lessing; daraus ergibt sich für die VII. eine bedeutende Entlastung, da ihr Lehrstoff fast auf zwei Jahre (VI. und VII.) vertheilt wird.

Hausenblas: V. Cl. 1. Sem. Lectüre der wichtigsten Stücke aus dem jetzigen Lesestoffe der V. 2. Sem. Mittelhochdeutsche Lectüre (mit Ausschluss Walthers).

VI. Cl. Walther — Literaturgeschichte.

VII. u. VIII. Cl. unverändert.

Scheich: V. Cl. 1. Sem. Lectüre der wichtigsten Stücke (besonders: Balladen, Salas y Gomez, Reineke, Cid). 2. Sem. Literaturgeschichtliche Erörterungen und Lectüre des Volksepos (Nibelungenlied und Gudrun) im Urtext (!).

VI. Cl. Walther; Klopstock und Wieland eingehend.

VII. u. VIII. Cl. unverändert.

Die Aufstellung Spenglers hat auf den ersten Blick viel für sich; allein die praktische Erfahrung spricht anders, sie bezeichnet den Calcül als unrichtig, weil nicht alle Verhältniszahlen gehörig in die Rechnung eingestellt wurden. Wer erhebt nicht — trotz der Gegenvorstellungen Spenglers — Bedenken gegen die Zuweisung fast des gesammten Lehr-

stoffes[1]) der VI. an die V.? Ich rede gar nicht von den Schwierigkeiten der Literaturgeschichte, sondern bemerke nur, dass nach dem bestehenden Lehrplane zwischen der IV. und VI. Classe ein Übergangsjahr, ein Jahr der Arbeit liegt, in welchem gar viele Fragen ihre Erledigung finden, auf die man sonst in VI. manche Stunde verwenden müsste; ich erwähne nur die Inhaltsangaben der deutschen Heldensage. Werden diese in V. nicht gelernt, so müssen sie in VI. gelernt werden; die mhd. Lectüre beschränkt sich ja auf eine geringe Anzahl von Gesängen des Nibelungenliedes. Heute genügt in VI. eine ganz kurze Wiederholung. Das macht einen Unterschied. Und diese Brücke wünscht man nun abzubrechen. Der V. wälzt man die Arbeit der VI. zu und noch mehr. Ferner: man mag schon vom Lesestoffe der V. urtheilen wie immer, so lässt sich doch das eine nicht hinwegleugnen, dass die V. neben der Lectüre noch andere Aufgaben in einem Umfange zu lösen hat wie keine Classe des Gymnasiums, Aufgaben, deren Behandlung nicht wenig Zeit und Mühe kostet, ich meine die erhöhte Aufsatzpflege, die Überwachung der häuslichen Lectüre und den Grammatikunterricht.

Zunächst die Aufsatzpflege. Vom Untergymnasium zum Obergymnasium macht der Aufsatzunterricht einen großen Schritt. Die Schwierigkeiten wachsen, der Schüler beginnt sich auf die eigenen Füße zu stellen; da bedarf es großer Sorgfalt von Seite des Lehrers, vor allem im ersten Halbjahre hat er dem Schüler mit Rath an die Hand zu gehen usw.; gar manche Stunde zehren die Vor- und Nachbesprechungen auf. Zudem entfallen auf die V. um sechs Arbeiten mehr als auf die VI., auch wieder ein Zeiterfordernis von mindestens sechs Stunden.

Andererseits obliegt dem Lehrer besonders in V. und VI. die Überwachung der häuslichen Lectüre, mehr noch in V. als in VI. Er muss sich überzeugen, ob, was und wie die Schüler lesen; er gibt ihnen Rathschläge und Winke, damit die häusliche Lectüre nicht bloß, wie am Untergymnasium, einen Gegenstand der Unterhaltung und allgemeinen Belehrung bilde, sondern vor allem ein integrierender Bestandtheil des Deutschunterrichtes werde. Am Obergymnasium liest der Schüler anders als am Untergymnasium, er verfolgt in der Lectüre von jetzt ab ein festes Ziel. In keiner anderen Classe des Obergymnasiums findet der Schüler so leicht Zeit zu einer ausgebreiteten Lectüre wie in V. und VI. Daher muss hier der Lehrer das Eisen schmieden, muss anregen und sich der Arbeit seiner Zöglinge versichern. In V. zeigt er ihnen das rechte Geleise; haben sie dasselbe einmal gefunden, dann bedarf es nur von Zeit zu Zeit eines Antriebes. Diese Thätigkeit nimmt ebenfalls — besonders in V. — manche Stunde hinweg.

Endlich der Grammatikunterricht. Wie viele Stunden gehen erst auf diesen! Man könnte zwar einwenden, dass ja jene Partien der Grammatik, welche die Instructionen von 1890 der V. zugewiesen haben,

---

[1]) In manchen Punkten geht Spengler noch über den Lehrstoff der VI. hinaus, er fügt z. B. zu demselben noch die Lectüre von Klopstock und Wieland, des Waltherliedes, einzelne Volkslieder.

besser unter einem bei der mhd. Lectüre erörtert werden. Allein der Einwand ist hinfällig. Bei der mhd. Lectüre gibt es so viele Dinge zu berücksichtigen, dass es geradezu ein bedenkliches Wagnis wäre, wenn man den Gang derselben noch aufhalten wollte durch die Besprechung jener wichtigen Spracherscheinungen. Eine einfache Rechnung beweist dies. Sieben der schönsten Lieder des Nibelungenliedes — und so viele sollen doch wohl gelesen werden — betragen zusammen 424 Strophen. Bei rascher, sich nur auf die nothwendigsten Bemerkungen beschränkender Lectüre liest man durchschnittlich in einer Stunde höchstens 13 Strophen. Das sind — abgesehen von der Einführung in die mhd. Grammatik und Verslehre — 33 Stunden von den 55 Stunden eines Halbjahres. Wohin käme man also mit der Lectüre, wenn man auch noch die Ausführungen über Umlaut, Ablaut, Brechung, Lautverschiebung, Accentgesetz, Volksetymologie, Lehn- und Fremdwörter in diese Unterrichtsstunden hineinpferchen wollte! Und diese Fragen — wie Spengler will — gelegentlich im Vorübergehen zu streifen, wäre verlorene Mühe. Die Schüler des Untergymnasiums können die große Bedeutung dieser Spracherscheinungen überhaupt nicht erfassen, bei denen des Obergymnasiums braucht man viel Zeit und Mühe, bevor sie damit vollständig vertraut werden. Diese Fragen bilden eine Gruppe für sich und müssen selbständig und systematisch behandelt werden. Ich wünschte sogar, dass diesen für das Sprachverständnis hochwichtigen Gesetzen ein weiterer Spielraum im Unterrichte zugestanden werde. Ja, ich stehe nicht an, mit Bedauern zu constatieren, dass der Pflege der Etymologie fast gar keine Zeit zugebote steht. Nur die V. erlaubt dem Lehrer ab und zu den Schritt zu lenken auf das Gebiet der Etymologie, in den höheren Classen hindern ihn die anderen Arbeiten daran. Und doch gebürt gerade ihr eine hervorragende Stelle im Studiengange der Muttersprache, sie findet immer offene Ohren, aufmerksame und dankbare Zuhörer. Daher ergreife ich in V. auch jede Gelegenheit zu etymologischen Ausführungen, weil ich glaube, dass durch dieselben nicht allein das Verständnis der Muttersprache, sondern auch die Liebe zu ihr in hohem Grade gefördert wird. Von einem Schüler, der acht Jahre hindurch dem Studium seiner Muttersprache obliegt, verlangt man mit Recht, dass er wenigstens jene Worte, welche er am häufigsten im Munde führt, nicht bloß ihrer Bedeutung, sondern auch ihrer Ableitung nach kennt. Sprechen kann auch der gemeine Mann, aber die Sprache verstehen lehren, das ist ein hohes, ein schönes Ziel des deutschen Unterrichtes. So arbeitet der Grammatikunterricht in gleicher Weise wie die Lectüre der trefflichen Dichtungen der Neuzeit und des Mittelalters mit an der Verwirklichung des schönen Dichterwortes: »Der Deutsche ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht.«

Noch einmal also: die Einführung in das Verständnis der wichtigsten Spracherscheinungen und in die Etymologie hat die V. zu besorgen, ebenso obliegt ihr eine eingehende Beschäftigung mit dem Aufsatz und der häuslichen Lectüre. Die VI. und die folgenden Classen setzen das hier begonnene Werk nur fort, die Schwierigkeiten nehmen stufenweise ab.

Das eine ist gewiss, auch wenn die V. nicht mehr »eine Ablagerungsstätte für überschüssigen Lehrstoff aus anderen Classen« sein wird, so wird sie doch diesen drei Aufgaben nimmer aus dem Wege gehen dürfen. Sie fallen bei der Aufstellung eines neuen Lehrplanes stark ins Gewicht, sie stehen einer schweren Belastung der V. im Wege, und mit Rücksicht darauf halte ich den von Spengler aufgestellten Lehrplan für undurchführbar. Spengler verringert das Pensum der VII. durch eine schwere Überbürdung der V. Ich behaupte auf Grund meiner Erfahrung im Lehrgange des Obergymnasiums, dass die Bewältigung eines solchen Pensums in V. ein Ding der Unmöglichkeit ist.

Die Vorschläge von Hausenblas und Scheich haben dem oben besprochenen Lehrplane gegenüber den Vorzug der richtigen Belastung der V. Und doch bleiben sie bezüglich ihres Gesammtwertes hinter dem letzteren zurück, weil sie die Reform nur auf die V. und VI. Classe ausdehnen. Für das 1. Semester der V. ist die Lectüre der wichtigsten Stücke aus dem bisherigen Lesestoffe in Aussicht genommen. Hausenblas setzt mit Recht die prosaischen Stücke an die Spitze. Hieran wären zu schließen »Salas y Gomez«, »Der 70. Geburtstag«, »Reineke«, »Der Cid«.[1]) Diese Dichtungen möchte ich nicht missen; sie in eine spätere Zeit zu setzen geht nicht an. Bei einer so beschränkten Lectüre bleibt dem Lehrer genug Bewegungsfreiheit, um den oben erwähnten Aufgaben sein volles Augenmerk zuzuwenden. Für das 2. Halbjahr schlägt Hausenblas die mittelhochdeutsche Lectüre vor (mit Ausschluss Walthers). Nach meiner Überzeugung ist das die richtige Aufgabe für das 2. Semester der V. Der Gegenstand ist leicht und den Schülern lieb. Nur die Gudrunlectüre (Scheich) will mir nicht gefallen. Man beschränkt dadurch die Lectüre des viel wichtigeren Nibelungenliedes, ohne etwas Nennenswertes leisten zu können. Gegen den Beginn der Literaturgeschichte im 2. Semester der V. — wie Scheich will — hege ich große Bedenken, da die Behandlung derselben infolge der Lectüre Walthers in VI. unterbrochen oder doch in schleppendem Gange hingezogen würde.

Hinsichtlich der V. hat also Hausenblas nach meinem Dafürhalten den rechten Weg gezeigt, nicht so bezüglich der übrigen Classen. Da übernimmt Spengler die Führung, indem er den wertvollen Satz aufstellt: Die VI. hat einen Theil von der Bürde der VII. zu übernehmen.

Ich glaube nicht irrezugehen, wenn ich rathe, aus den genannten Reformvorschlägen das Gute herauszugreifen, um zu folgendem Lehrplan zu gelangen:

V. Cl. 1. Sem. Lectüre der bereits genannten Lesestücke. Grammatik. 2. Sem. Lectüre des Nibelungenliedes.

VI. Cl. Walther. Literaturgeschichte vom Anfange bis zum Göttinger Hainbund. (Mit Einschluss der Lectüre von Klopstock und Wieland.)

VII. Cl. Goethe und Schiller.

VIII. Cl. bleibt unverändert.

---

[1]) Die Balladen werden in das Untergymnasium verlegt.

In VII. gewinnen wir etwa sieben Wochen, genug zur Beseitigung der gegenwärtigen Überbürdung. So hat jede Classe jenes Maß von Arbeit, das sie zu bewältigen imstande ist. Möge der Ruf nach einer Reform des Lehrplanes Gehör finden im Interesse der Sache. Ob dann der Vorschlag Spenglers oder ein anderer der Umgestaltung zugrunde gelegt wird, wer kann das heute voraussehen; jedenfalls aber hat Spengler das Verdienst, eine wichtige Frage angeregt und in geistvoller Weise vertreten zu haben.

Kremsier. Joh. Koranda.

Weisungen zur Führung des Schulamtes an den Gymnasien in Österreich als Anhang zu den „Instructionen für den Unterricht«. 2. ergänzte Aufl. Wien, k. k. Schulbücher-Verlag 1895. Preis 80 h.

Instructionen und Weisungen sind Dinge, die nicht jedem Schulmanne zu Gesichte stehen, vielleicht weil sie einigermaßen an die Exercier- und Dienstvorschriften des Militärs erinnern. Man geht dabei öfter von der Erwägung aus, dass man eigentlich Unterricht und Zucht nicht unter bindende Vorschriften stellen, sondern ihre Regelung in freier Weise vollziehen sollte. Unsere Instructionen sind wohl deshalb schon auf der Berliner Decemberconferenz d. J. 1890 von einer Seite nicht günstig beurtheilt worden, während sie freilich von einer andern kaum weniger beachtenswerten Stelle nicht nur in Schutz genommen, sondern geradezu als nachahmenswert befunden wurden. Es hat eben jedes Ding zwei Seiten, und hätte die Regierung seit dem Jahre 1884 nicht des öfteren und in ganz verständlicher Weise betont, dass von einem Reglementieren gar keine Rede sei, so müsste man vom Standpunkte einer anzustrebenden Fortentwicklung der Mittelschuldidaktik in der That wünschen, dass auch der eine Weg nicht aufgezeigt worden wäre, da man in diesem Falle alles individuelle Lehrverfahren unterbunden sähe. Glückerweise hat nun die hohe Unterrichtsbehörde selbst dafür gesorgt, dass die neuen Instructionen nicht engherzig aufgefasst werden, wohl aber ist den „Weisungen zur Führung des Schulamtes« von vornherein eine derartige Stilisierung gegeben, dass ihr bindender Charakter keinen Augenblick bezweifelt werden kann. Wie kann dies auch anders sein? Handelt es sich doch in denselben vielfach nicht um Vermittlung des Lehrgutes, nicht um Erziehungsvorschriften, kurz nicht um rein pädagogische und didaktische Dinge, sondern um äußere Formen und um Vorschriften, die amtlich geregelt sein müssen, weil nur so eine wirkliche Übereinstimmung in dem ganzen großen Mittelschulwesen eines Staates zustande kommen kann. Es ist heute fast undenkbar, all die gesetzlichen Vorschriften, die für das Classifications-, Prüfungs- und Berichtswesen gegeben worden sind, gedächtnismäßig festzuhalten; insbesondere sind in den letzten Jahren die Bestimmungen über die Maturitätsprüfung so vielfachen Abänderungen ausgesetzt gewesen, dass eine Neuauflage der „Weisungen« schon aus diesem Grunde unerlässlich schien. Man hat die „Weisungen«

überhaupt nur als eine planmäßige Zusammenordnung aller bisher erschienenen, hauptsächlich auf die Geschäftsführung der Schule bezüglichen Gesetze, Verordnungen und Erlässe aufzufassen.

Der Zweck dieser Zeilen ist es nun, die Berufsgenossen auf die Hauptpunkte in aller Kürze aufmerksam zu machen, welche in der 2. Auflage des Jahres 1895 abgeändert oder neu aufgenommen erscheinen. Der Kürze und Übersicht halber darf ich daher wohl einfach auf Seite, Alinea und Punkt verweisen, ohne jedesmal ausdrücklich die ganze Stelle wörtlich anzuführen. Stilistische Abänderungen, welche das Wesen früherer Bestimmungen nicht betreffen, werde ich im Folgenden gar nicht erwähnen.

Weggefallen ist in der Neuauflage alles, was sich auf Location (S. 11, Z. 5 u., S. 11, Z. 2 u., S. 18 Mitte, S. 69, Z. 21 o., S. 75, Z. 10 o.), auf die Note ausgezeichnet im Fortgang und musterhaft in den Sitten (S. 15, al. 3 u. 8, sowie P. 1 u., S. 16, P. 3 u., S. 31, al. 1) bezieht. Ausgefallen ist mit Rücksicht auf die neue Vertheilung des naturgeschichtlichen Lehrstoffes in III.^{a} die Bestimmung, dass ein Schüler, welcher im 1. Semester der 3. Classe aus der Mineralogie die Note »nicht genügend« erhielt, durch eine Wiederholungsprüfung im 2. Semester nachweise, dass er den versäumten Lehrstoff nachgeholt habe. Wohl aber ist diese Forderung bezüglich der Mineralogie in V.^{a} bestehen geblieben (S. 11 Mitte). Der Passus über die Nothwendigkeit einer besonderen Wiederholung des Lehrstoffes für die Zwecke der Maturitätsprüfung ist sowohl auf S. 23 als auf S. 32 weggeblieben. Im §. 84, P. 6 sind die Anforderungen bei der mündlichen Maturitätsprüfung aus Physik dadurch ermäßigt worden, dass jetzt von schwierigeren mathematischen Beweisführungen ganz abgesehen werden kann. Zu §. 85, P. 4 ist zu bemerken, dass eine Wiederholungsprüfung aus einem Lehrgegenstande auch bei einer zweiten Ablegung der Maturitätsprüfung thunlich erscheint, da der dieses ausschließende Passus in der Neuauflage weggeblieben ist. Endlich ist die Bestimmung weggefallen, dass schon in der Eröffnungsconferenz die Namen derjenigen Schüler bekanntgegeben werden, welche sich für den Besuch der freien Lehrgegenstände melden, offenbar weil dies in den allerersten Tagen des Schuljahres schlechterdings unmöglich ist (S. 70).

Abgeändert wurden gleichfalls eine ganze Reihe von Weisungen entweder auf Grund neuerer Erlässe oder auch besonderer didaktischer Erwägungen. So ist jetzt die Fassung von S. 16, al. 2 viel schärfer als früher, indem es jetzt heißt: »Der Gebrauch anderer Bezeichnungen als der in der vorgeschriebenen Notenscala für die Leistungen der Schüler ist untersagt.« P. 3, S. 16 über die Bedingungen zur Erreichung einer ersten Fortgangsclasse mit Vorzug musste mit Rücksicht auf die ausgefallene Note »ausgezeichnet« abgeändert werden. Die locale Ausschließung eines Schülers tritt erst dann ein, wenn er als unfreiwilliger Repetent am Schlusse des 2. Semesters ein Zeugnis der 3. Fortgangsclasse erhält. Diese Abänderung scheint deshalb besonders beachtenswert, weil die Schulordnungen mehrerer Anstalten die locale Ausschließung über einen Repetenten schon verhängten, wenn derselbe am Schlusse des 1. Semesters in Zeugnis der 3. Fortgangsclasse erhalten hatte (S. 17, al. 5). Der

ganze Vorgang bei der Ausfertigung der Semestralzeugnisse (S. 18) ist mit Bezug auf die Neueinführung der Classenkataloge (an Stelle der Übersichtsbogen der Ordinarien) ein anderer geworden. Bei der schriftlichen Maturitätsprüfung dürfen jetzt, wenn es nöthig erscheint, die Texte auch aus dem Lateinischen, nicht bloß wie früher aus dem Griechischen, auf die Tafel geschrieben werden. Abgeändert ist ferner P. 6 des §. 86 bezüglich der Frist, auf welche ein bei der Maturitätsprüfung noch nicht reif befundener Candidat zurückgewiesen wird. Diese darf jetzt nicht weniger als ein Jahr betragen. In dem Abschnitte über die Pflichten des Lehrers bezüglich der Disciplin haben jene Punkte eine schärfere Fassung erfahren, welche die Differenzierung der Strafmittel und die Beobachtung des sittlichen Zustandes der Schüler außerhalb der Schule betreffen (S. 46 u. 47 o.). Der Lehrmittelbeitrag darf jetzt (S. 70) nicht ganz mehr erlassen, sondern höchstens bis auf die Minimaltaxe von 1 fl. ermäßigt werden. Die Supplenten sind vom Director nicht zu bestellen, sondern zur Bestellung dem Landesschulrathe vorzuschlagen, aber von ihm in Eid zu nehmen (S. 73, P. 10). Für einen Urlaub auf längere Zeit als einen Tag hat jeder Schüler die Genehmigung des Directors, nicht auch wie früher die Genehmigung beim Ordinarius einzuholen (S. 75, P. 4).

Diesen Auslassungen und Abänderungen stehen nun eine ganze Reihe neuer Weisungen gegenüber, die im Folgenden, allerdings nur in aller Kürze, angeführt werden sollen.

1. Das Interimszeugnis ist bei der Wiederholungsprüfung abzunehmen (S. 12, al. 1).

2. Bei der Beurtheilung des Gesammtwissens eines Schülers sind sowohl die mündlichen als auch die schriftlichen Leistungen desselben zu berücksichtigen (S. 13, Z. 7 o.).

3. Die Evidenzhaltung der Leistungen ganzer Classen und das Prüfungsverfahren wird durch die Einführung der Classenkataloge neu geregelt (S. 13, al. 1, 2, 3).

4. Die Note „vorzüglich“ kann, wenn die Leistungen der Schüler über das von der Schule geforderte Maß hinausgehen, noch einen besonderen Beisatz erhalten.

5. Die Bewertung der Noten aus dem obligaten Zeichnen und Turnen am Gymnasium ist genau bezeichnet (S. 16 Mitte u. 17 o.).

6. Schüler der 8. Classe, welchen im 2. Semester ein Zeugnis der 2. oder 3. Fortgangsclasse ertheilt wurde, sind nicht (früher: in der Regel nicht) vor Ablauf eines weiteren Schuljahres zur Maturitätsprüfung zuzulassen (P. 25 o.).

7. Maturitätszeugnisse für technische Hochschulen berechtigen, nur wenn sie im Inlande erworben sind, zu gewissen Dispensen (S. 26, P. 6).

8. An den Aufsatz in der Muttersprache bei der schriftlichen Maturitätsprüfung werden gemessenere Anforderungen gestellt und seine Bedeutung ins Licht gestellt (S. 27 zu P. 2).

9. Die schriftlichen Maturitätsprüfungen haben in je einem Lande gleichzeitig zu beginnen (S. 28 o.).

10. Es wird der Wortlaut der Bemerkung angegeben, welche einem Candidaten auf das Maturitäts-Prüfungszeugnis gesetzt wird, wenn er sich bei den Clausurarbeiten eines Unterschleifes schuldig gemacht hat (S. 28, al. 5).

11. Ein Examinand, welcher vier nicht genügende schriftliche Arbeiten abgegeben hat, ist als reprobiert zu behandeln (S. 29 o.).

12. Die Termine zur Abhaltung der Maturitätsprüfung, sowie die verschiedene Berechtigung der Candidaten, zu den jeweiligen Terminen zu erscheinen, ist neu geregelt im §. 83, P. 1. — Daselbst wird auch die Zusammensetzung der Prüfungscommission näher bezeichnet.

13. Die sogenannten Vorprüfungen aus Religionslehre, Naturgeschichte und philosophische Propädeutik sind jetzt regelmäßig vor der übrigen Maturitätsprüfung abzunehmen. Die hierbei Zurückgewiesenen gelten nicht als Reprobierte (S. 30, P. 2).

14. Prüfungserleichterungen im dritten Termine für solche Candidaten, welche im Sommertermine wegen eines nicht genügend sich im Herbsttermine einer Verbesserungsprüfung zu unterziehen hatten, dieselbe aber nicht bestanden (S. 31, al. 3; vgl. auch S. 39, al. 1).

15. Genauere Bestimmung der Prüfungsdauer innerhalb eines und desselben Tages (S. 31, P. 4).

16. Der Examinand soll im Lateinischen auch über Ovid, was Inhalt und Form der Werke angeht, Bescheid wissen (S. 33 Mitte).

17. Die Berücksichtigung der von den Schülern angemeldeten Privatlectüre bei der Maturitätsprüfung (S. 14 o.).

18. Aus dem Mittelhochdeutschen findet keine Prüfung statt, was angesichts der Neueinführung dieses Gegenstandes auf S. 34, P. 3 hervorgehoben wird.

19. Nähere Bezeichnung des äußeren Vorganges in der auf die mündliche Maturitätsprüfung folgenden Conferenz (S. 35, P. 1).

20. Behandlung eines Examinanden, der während der mündlichen Maturitätsprüfung zurücktritt (S. 36, P. 4, al. 2).

21. Bedingungen, unter welchen auch die Eintragung der Noten aus den nicht obligaten Gegenständen in das Maturitäts- oder Maturitätsprüfungszeugnis erfolgen darf.

22. Warnung vor einschüchternder Strenge, welche den Lehrerfolg in Frage stellt (S. 41, Z. 12—18 o.).

23. Warnung vor der Forderung allzu schwieriger Arbeiten und der Führung allzu vieler Hefte (S. 44, Z. 17—25 o.).

24. Schärfere Betonung des formalen Momentes in der Unterrichtsarbeit (S. 46, al. 1).

25. Die Verpflichtung der Lehrkörper, Eltern oder deren Stellvertreter von dem Fortgange und der disciplinaren Haltung der Schüler zu verständigen (S. 54, Anm.).

26. Im Jahresbericht hat der Director den Veranstaltungen zur Förderung der körperlichen Ausbildung der Schüler einen eigenen Abschnitt zu widmen (S. 60, P. V; vgl. auch S. 62 Mitte).

27. In den gedruckten Jahresbericht gehören nicht die kurzen Beurlaubungen oder Erkrankungen der Lehrer (S. 62, Anm. 2).

28. Im Sinne der Concentration ist der Unterricht in Physik und Mineralogie in der 3. Classe in die Hand desselben Lehrers und zwar der Naturgeschichte zu legen (S. 67, al. 4).

29. Im Laufe des 1. Semesters ist eine Conferenz über die Verfügungen zur Förderung des körperlichen Wohles der Schüler abzuhalten (S. 71, P. f).

30. Der Director hat auch die Anforderungen an den häuslichen Fleiß der Schüler und an ihre Schreibthätigkeit im Auge zu behalten (S. 72, Z. 5 o.).

31. Die Aufnahme der Schüler in die 1. Classe findet nunmehr in zwei Terminen statt (S. 74 o.).

32. Vorkehrungen zur Vermeidung einer Wiederholung der Aufnahmsprüfung solcher Bewerber, welche dieselbe für die 1. Classe nicht bestanden haben (S. 74 Mitte).

33. Über das Ergebnis einer Aufnahmsprüfung ist kein Zeugnis auszustellen (ebenda).

34. Pflichten des Directors bezüglich der Überwachung der in die Schülerbibliothek einzustellenden Druckschriften und Bilderwerke (S. 76 o.).

35. Weisungen für den Director bezüglich der Verwendung des Regiekosten-Pauschales und bezüglich des hygienischen Zustandes der Schullocalitäten (S. 76, P. 2 u. 3).

In dem die 'Weisungen' begleitenden Ministerial-Erlasse wird ausdrücklich hervorgehoben, dass der Text der neuen Auflage als der maßgebende zu betrachten ist, und dass die Weisungen auch auf Realschulen sinngemäße Anwendung zu finden haben, insoweit nicht die Realschulgesetze der einzelnen Länder und die speciell für die Realschulen ergangenen Verordnungen und Erlässe besondere Bestimmungen enthalten.

Wien. J. Loos.

Übersicht neuerer Pädagogischer Literatur.

Wiederholt wurde von uns angezeigt der heimische Pädagogische Literaturbericht für österreichische Schulen und Lehrer, herausgegeben von K. Bornemann (Verlag und Eigenthum von Fournier u. Haberler in Znaim). Vor uns liegen Nr. 28–30 = Nr. 6—8 des IV. Jahrganges, ferner Nr. 31—33 und 35—38 = Nr. 1—3 und 5—8 des V. Jahrganges (1895).

Franz Jäger, Mittel zur Erreichung einer guten Schulzucht. (Erfahrungen, Rathschläge und Bedingnisse für Schule und Familie zur richtigen Kindererziehung. 2. erweit. Aufl. Wien, Manz'sche k. u. k. Hof-Verlags- u. Universitäts-Buchhandlung Julius Klinkhardt u. Co. 1894. 8°, 84 SS.) Ursprünglich Behandlung eines Thema für die Bezirks-Lehrerconferenz des IV. Wiener Bezirkes vom 30. Juni 1881, ist das Schriftchen in der 1. und ebenso in der 2. Auflage bedeutend erweitert

worden und kann jetzt eine wenn auch nicht vollständige, so doch die meisten und wichtigsten Punkte berührende Behandlung der nach unserer Ansicht ersten Schul- und Bildungsfrage, nämlich der Erziehungsfrage, genannt werden. Es ist, wie schon seine Geschichte zeigt, so recht aus der Praxis hervorgegangen und nimmt in seinem Ausgangs- und seinem Endpunkte überall auf das wirkliche Leben Rücksicht. Damit dürfte sein Wert gekennzeichnet sein. Wert hat es aber nicht nur für die Volksschule, sondern auch für die Mittelschule, einmal deshalb, weil die Mittelschule an die von jener geleistete Erziehungsarbeit anzuknüpfen hat, dann aber auch deshalb, weil die Erziehung des heranwachsenden Menschen gewissermaßen eine Einheit bildet und so die Erziehung der Volksschule in nuce auch die der Mittelschule enthält. Im einzelnen sei hier nur auf zwei Punkte hingewiesen. S. 25 f. wird schön ausgeführt, wie ein edler Charakter reift, wie ein Kampf zwischen dem bösen Feinde im Menschen und seinem guten Geiste stattfindet und allmählich der letztere immer öfter und leichter den Sieg davon trägt; da heißt es dann weiter, dass das bloß richterliche Abthun eines Disciplinarfalles in der Schule keine positiv erziehliche Wirkung hat, sondern lediglich eine zeitweilige Abwehr ist, dass hingegen der Erzieher bei geeigneten Disciplinarfällen auf das positive Erziehungsfeld hinüberzuleiten hat, wodurch auch Hass und Erbitterung benommen werden. Ein sehr fruchtbarer Gedanke! Weiter wird (S. 60 ff.) die jetzige Erziehung durch die Volksschule als eine bloß gelegentliche und zufällige charakterisiert und an deren Stelle eine systematische, planmäßige und umfassende erziehliche Einwirkung, daher auch ein Erziehungsplan mit concentrischem Charakter verlangt. Passt das nicht auch auf die Mittelschule und auf diese, möchten wir sagen, erst recht?

Wegen des soeben angedeuteten Zusammenhanges zwischen Volks- und Mittelschule seien hier auch die in dem nämlichen Verlage erschienenen Lehrbücher von Dr. W. Zenz erwähnt: Allgemeine Unterrichtslehre für Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten (1895. kl. 8°, 76 SS. Preis 75 kr.) und Allgemeine Erziehungslehre für Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten (1895. kl. 8°, 98 SS. Preis 75 kr.). Die Büchlein sind den Bestimmungen des Organisationsstatuts vom Jahre 1886 angepasst, enthalten also auch die unentbehrlichsten Lehren aus der Logik und der Psychologie. Der Verf. hat besonders nach Kürze gestrebt und sie auch erreicht. Den Preis möchte Ref. der »Erziehungslehre« zusprechen, da diese auch durch methodischen Vorgang im einzelnen (meist wird vom Beispiele ausgegangen und von diesem zum Abstracten übergeleitet), durch systematischen Aufbau im ganzen und klare Darstellung hervorragt. An Corrigenda sei hier nur zur »Unterrichtslehre« S. 50 bemerkt, dass es kein Verbum ἔρομαι gibt, und dass »erotematisch« für diese Wissensstufe wohl am besten von ἐρώτημα = Frage (besser als von ἐρωτᾶν = fragen) abgeleitet werden dürfte.

Eine gründliche, freilich auf düsterem Gebiete sich bewegende Studie bietet der auch als Parteimann bekannte Lehrer des Strafrechtes

an der böhmischen Karl Ferdinands-Universität, Dr. A. Zucker: Über die Behandlung der verbrecherischen und arg verwahrlosten Jugend in Österreich (Wien, Manz'sche k. u. k. Hof-Verlags- u. Universitäts-Buchhandlung Julius Klinkhardt u. Co. 1894. 8°, 108 SS.). Der Verf. steht dem Thema nach seiner theoretischen Seite nahe, aber nicht minder nach der praktischen (nach S. 103 hat er jugendliche Abtheilungen in Gefängnissen, ferner Besserungs- und Erziehungsanstalten wiederholt und länger besucht). Seine Stimme verdient also gehört zu werden. Zunächst wird die Criminalität der jugendlichen Personen in einzelnen europäischen Ländern (Frankreich, Belgien, Italien, Schweiz, Schweden, Dänemark, Norwegen, Holland, Deutsches Reich, später England, in einem Anhange Russland) statistisch untersucht, dann die in Österreich. Für unser Vaterland entwirft der Verf. ein düsteres Bild und äußert »die schwersten Besorgnisse für die Zukunft« (S. 24); nach ihm wächst die Criminalität der Jugendlichen »stetig und bedeutend«. Doch durch die statistische Zusammenstellung scheint uns dieses harte Urtheil nicht allseitig bestätigt, außerdem ist die Zunahme der Bevölkerung nicht berücksichtigt, und endlich wäre wohl auch das in Betracht zu ziehen, dass die öffentliche Aufsicht jetzt eine ausgedehntere und schärfere ist; auf Rechnung dieser beiden Momente kommt jedenfalls ein Theil der ziffermäßigen Zunahme der Criminalität. Aber auch dieses zugegeben, so ist der Stand in Österreich immerhin ein derartiger, dass er ernstliche Erwägung und gründliche Abhilfe erheischt. Die auf die Criminalität der jugendlichen Personen und deren Bestrafung bezüglichen Bestimmungen des bei uns jetzt geltenden Strafrechtes, ebenso die des gegenwärtig in Verhandlung stehenden neuen Strafrechtes reichen nicht aus, wie der Verf. im zweiten und dritten Abschnitte eingehend darlegt. Wie nun in Österreich für eine wirksame Zwangserziehung der delictischen Jugendlichen Sorge getragen werden könnte und sollte, sei es durch neue Einrichtungen oder auch nur Änderungen an den bereits bestehenden Einrichtungen, das wird im vierten Abschnitte gezeigt.

Schon öfters haben wir auf die von der Wiener Pädagogischen Gesellschaft herausgegebenen Jahrbücher als eine gediegene und verdienstliche Leistung aufmerksam gemacht (Wien, Manz'sche Buchhandlung, Klinkhardt). Der uns vorliegende 17. Band desselben, Pädagogisches Jahrbuch 1894 (erschienen 1895. 8°, 205 SS.), redigiert von F. Frank, hat dieselbe Anlage wie seine unmittelbaren Vorgänger, bietet also Vorträge (über das Gefühl, die Methodik des Geschichtsunterrichtes, den logischen Aufbau beim Unterricht in der Elementar-Mathematik, Versuche im naturgeschichtlichen Unterricht, Reformbestrebungen im Zeichenunterricht, die der Schule gegebenen Mittel behufs Erziehung zur Mäßigkeit usw.), Referate und einen Anhang, in welchem u. a. eine gute Zusammenstellung über das pädagogische Vereinswesen in Österreich sich findet. Geziert ist der Band mit dem gelungenen Porträt des Dr. Ad. Josef Pick, des hochverehrten Ehrenmitgliedes.

Gleich vortrefflich wie ihre Vorgänger sind die zwei weiteren Bände der Jahresberichte über das höhere Schulwesen, herausgegeben

von C. Rethwisch, VIII. Jahrgang 1893 und IX. Jahrgang 1894 (erschienen 1894, bezw. 1895 bei R. Gaertners Verlagsbuchhandlung H. Heyfelder in Berlin). Wir wollen hier nur das wiederholen, was wir in Besprechung der früheren Jahrgänge gesagt haben, dass uns diese Berichte geradezu unentbehrlich scheinen für jeden Lehrer, der sich über die Fortschritte und Wandlungen der Methodik seines Faches gründlich orientieren will. Diese Orientierung ist hier umso leichter, als der reichhaltige Stoff durchgehends aufs übersichtlichste gruppiert und die wesentlichen Punkte in Kürze und Schärfe hervorgehoben sind. Auch die vorliegenden Bände berücksichtigen die österreichische Mittelschule, besonders in den Fächern Latein, Griechisch, Französisch, Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaft.

Nach seiner hohen Bedeutung und der Stoffbehandlungsweise ist von uns bereits charakterisiert (in dieser Zeitschr. 1895, S. 555 f.) das hervorragende Nachschlage- und Orientierungswerk: Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik, herausgegeben von W. Rein (Langensalza, H. Beyer u. Söhne, von 1894 an). Vor uns liegen die Lieferungen 4—12 des ersten, damit abgeschlossenen Bandes, ferner die erste Doppellieferung des zweiten Bandes. Der erste Band schließt mit dem Artikel „Erzählen des Schülers“. Vor allem ist die außerordentliche Reichhaltigkeit hervorzuheben. Es gibt auf dem so weiten Gebiete des Pädagogischen wohl kaum ein „Stichwort“, das hier nicht behandelt wäre, wobei zugleich auf die verwandten verwiesen wird. Die Behandlung ist eine gründliche und allseitige. Es finden sich zahlreiche gute und vorzügliche Artikel, unter welchen, wenn wir recht gesehen haben, besonders die vom Herausgeber selbst verfassten durch Richtigkeit, Gründlichkeit und Klarheit hervorragen; daneben wohl auch Spreu, wie es kaum anders erwartet werden dürfte bei einem Werke, dessen Mitarbeiter so zahlreich sind. So halten wir den Artikel „Beherzt“ für gänzlich verfehlt sowohl in seinem Ausgangspunkte („Beherzt sein heißt Herz haben“ ist im gewöhnlichen Sprachgebrauch nicht begründet, es müsste denn Herz in der nämlichen Bedeutung genommen werden wie in „Hasenherz“, „Löwenherz“ u. ä.) als auch in seiner Durchführung, die öfters vom Thema abschweift. Der Artikel „Bildung“ fordert vielfach Widerspruch heraus, so wenn der Verf. — es ist der bestens bekannte Paulsen — keinen Anstand nimmt, „einen Bauern, der nie über die Volksschule hinausgekommen ist und von Goethe und Schiller vielleicht nie den Namen gehört hat, trotzdem einen gebildeten Mann zu nennen“. Wir halten es gewiss nicht mit der vulgären Fassung des Begriffes Bildung, welche von Paulsen so fein gegeißelt wird, sagen aber mit dessen eigenen Worten, dass ein Mann, der von Goethe und Schiller nicht einmal den Namen gehört hat, „von der natürlichen und geschichtlichen Welt, in der er lebt,“ keine für das Prädicat „Gebildet“ genügende Kenntnis hat. Wenn es dann weiter heißt, dass die Forderung der Bildung etwas anderes für die Frau als für den Mann, für den Gelehrten als für den Officier oder den Bauern bedeute, so sind das graduelle Ausgestaltungen oder fachliche Weiterbildungen, aber das Prädicat „Gebildet“ ist bei allen das nämliche, und

das kommt eben bei der Definition des Begriffes Bildung in Betracht. „Sage uns", würde Plato seinen Sokrates sagen lassen, „eben dieses, wodurch alle, welche Gebildete genannt werden, diesen Namen verdienen." Auch der Begriff der Halbbildung (ebendaselbst) scheint uns nicht ganz richtig definiert, da sie ihre Quelle nicht nur in bloß äußerlicher Aufnahme des Bildungsstoffes, sondern auch — und daran wird bei Halbbildung gewöhnlich oder wenigstens häufig gedacht — in wesentlichen Lücken haben kann. Auf andere Artikel in dieser Weise näher einzugehen, verwehrt uns die unserer Anzeige gesteckte Grenze, daher nur noch einiges Allgemeines. Die Literaturangaben sind oft reich; dabei wäre es sehr empfehlenswert, die wichtigsten Quellen und Werke durch ein Sternchen zu kennzeichnen, wie es unter „Bau des Schulhauses" geschehen ist. Österreich ist im Werke häufig berücksichtigt; so werden S. 649 unsere Instructionen „von allen neueren Schulordnungen wenn auch nicht die einwandfreieste, so doch die sorgfältigste und durchdachteste" genannt; unter „Bilder, geographische", „Bilder, naturwissenschaftliche" und „Bilder für den Kunstunterricht an den höheren Schulen" werden auch österreichische Lehrmittel genannt. Doch bei manchen Artikeln noch hätte Österreich berücksichtigt werden können, gewiss zum Vortheile für das Werk. In den vorliegenden Lieferungen finden sich auch Artikel von österreichischen Mitarbeitern: Evolutionismus und Pädagogik von Hochegger, Ethik, geschichtlicher Abriss bis zur Gegenwart von Jodl, Chorsprechen von Loos, Ethik als Grundwissenschaft der Pädagogik von Vogt, Drbal von Wendt, Christliche Erziehung von Willmann.

In 3. Auflage ist erschienen: Dr. H. Schiller, Lehrbuch der Geschichte der Pädagogik (Leipzig, R. Reisland 1894. 8°, 400 SS. Preis 6 Mk. 60 Pf.). Die erste, 1887 erschienene Auflage ist von uns in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1888, S. 643, angezeigt und gewürdigt worden. Dass ein solches Buch in verhältnismäßig kurzer Zeit drei Auflagen erlebt hat, ist das beste Zeugnis für dessen Bedeutung und Gediegenheit. Wir beschränken uns daher auf die Bemerkung, dass die 2. und die 3. Auflage mehrere Besserungen und einige Erweiterungen aufweisen — der Umfang des Buches ist gerade um drei Bogen vergrößert. Unter den Zusätzen sei besonders der Paragraph über die pädagogische Praxis der neueren Zeit hervorgehoben.

In 3., umgearbeiteter und vermehrter Auflage ist erschienen: Dr. H. Schiller, Handbuch der praktischen Pädagogik (Leipzig, R. Reisland 1894. 8°, 702 SS. Preis 11 Mk.). Die 1. Auflage ist von uns in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1888, S. 142 f., angezeigt und in Kürze gewürdigt worden. Auch von diesem Buche gilt, was wir oben von der Geschichte der Pädagogik desselben Verf.s gesagt haben, dass nämlich das verhältnismäßig so rasche Erscheinen einer 3. Auflage das beste Zeugnis für die Vortrefflichkeit des Buches ist. Als eines der vorzüglichsten Handbücher ist das vorliegende auch männiglich bekannt. Wir beschränken daher unsere Anzeige auf weniges. Der Verf., mitten in vielseitiger Praxis stehend, hat, um das Buch immer brauchbarer zu machen, „was ihm nach weiterer Prüfung nicht probehaltig erschien",

berichtigt, beziehungsweise beseitigt, sodann im Anschlusse an den schon in der 1. Auflage enthaltenen Paragraph über die psychologische Grundlage der Erziehung und des Unterrichtes einen ausführlichen Abschnitt über die ethische Grundlage hinzugefügt und überhaupt den ganzen Abschnitt über die auf die Erziehung des Gemüthes und des Willens abzielenden Theile vervollkommnet, endlich die pädagogische Literatur bis in die jüngste Zeit ergänzt. So ist auch der Umfang des Buches von der 1. Auflage zur 3. um rund 100 Seiten gestiegen. Dass die Umarbeitung der 3. Auflage sich auf die Schulreform in Preußen bezieht, ist wohl selbstverständlich. Seit der 2. Auflage ist es auch ein Vorzug des Buches, dass in den Literaturangaben der Anfänger durch ein Sternchen auf diejenigen Werke aufmerksam gemacht wird, welche für ihn am wichtigsten sind.

Eine altbewährte Zeitschrift ist: Pädagogisches Archiv. Centralorgan für Erziehung und Unterricht in Gymnasien, Realschulen und höheren Bürgerschulen, begründet von Langbein, fortgeführt von Krumme und nunmehr von Prof. E. Dahn. Mit dem 37. Jahrgang (1895) ist dieselbe in den Verlag von A. W. Zickfeldt in Osterwieck (Harz) und in Braunschweig übergegangen und hat theilweise eine Änderung des Programms erfahren: es soll kein einseitiges Kampforgan sein, sondern eine Monatsschrift für wissenschaftliche, pädagogische und schulorganisatorische Fragen unter besonderer Berücksichtigung der Schulpraxis und der Forderungen des Lebens. Die uns vorliegende Nummer 1 (8°, 96 SS.) weist folgende besondere Abtheilungen des Inhalts auf: Abhandlungen, Sprechsaal, Pädagogisches, Beurtheilungen und Anzeigen, Neuerschienene Bücher, Fragekasten. Von anderen gleichartigen Zeitschriften unterscheidet sich diese besonders dadurch, dass sie Debatten über Unterrichts- und Erziehungsfragen ihre Spalten öffnet, so in Nr. 1 einer Debatte über das Capitel Begabung, zu deren Besprechung Lehrer, Väter und sonstige Beobachter eingeladen werden. Die Zeitschrift (Abonnementpreis 16 Mk. jährlich) ist vollkommen empfehlenswert.

Quartus. Völkerbund, nicht: Völkerkrieg. Ein Blick in die pädagogische Anarchie der Gegenwart zugleich als Beitrag zur nihilistischen Weltanschauung (im Sinne Schopenhauers). (kl. 8°, 40 SS. Angabe des Verlages und des Jahres fehlt). Schon der Titel dürfte den wesentlichsten Inhalt der — von den pädagogischen Schriften im allgemeinen sehr abstechenden — Broschüre andeuten. Der Verf. macht ernstlich Propaganda für seine Idee: die Broschüre, deren Inhalt wir einer aus zahlreichen und ungleichen Mosaiksteinchen gebildeten Darstellung vergleichen möchten, ist gratis (circa 2000 Exemplare) gleichzeitig an Redactionen von Zeitungen und Zeitschriften in verschiedenen Ländern und an viele Universitätsprofessoren, an sämmtliche Monarchen und Präsidenten von Republiken und an eine große Anzahl von Staatsministern und sonstigen Behörden versendet worden. Ob übrigens derjenige folgerichtig denkt, welcher auf der einen Seite erklärt, das Menschenleben sei »etwas, das besser nicht wäre«, auf der anderen Seite aber für Schonung und Verschönung desselben in die Schranken tritt? Näher auf den Inhalt der Schrift einzugehen, verlohnt sich wohl nicht.

R. H. Greinz, Das Gymnasium oder die systematische Verdummung der Jugend. (8. Aufl. Leipzig, A. Schaupp 1895. kl. 8°, 46 SS. Preis 50 Pf.). Der Verf. geht bei der Kritik des jetzigen Gymnasiums — gegen dieses glaubt er doch zu Felde zu ziehen — von dem Gymnasium aus, wie es in den Fünfzigerjahren oder zu Anfang der Sechzigerjahre hie und da theilweise gewesen sein mag. Eine Widerlegung all der Unrichtigkeiten und die Aufdeckung der vorgebrachten Verkehrtheiten würde sehr viel Raum beanspruchen, und so viel Berücksichtigung scheint uns das Schriftchen gar nicht zu verdienen. Andererseits wäre eine Kritik, die sich an die Grenzen des Anstandes halten wollte, kaum möglich: der Verf. führt als Hauptwaffe — Schimpfworte und richtet sich damit in den Augen der Gebildeten selbst. Dass übrigens eine Abhandlung, die auf 46 Seiten Kleinoctav und um 50 Pfennige die „systematische Verdummung der Gymnasialjugend" nachweist, schon die 8. Auflage erlebt hat, ist auch ein Zeichen der Zeit!

Siebert Rich., Reform der Volksbildung. (Beiträge zur Socialreform I. Hannover, Manz u. Lange 1894. 8°, 63 SS. Preis 60 Pf.) Der Verf. verwahrt sich entschieden gegen den Vorwurf, als hätte er aus bloßer Lust am Tadeln die Mängel hervorgehoben und übertrieben. Das wird ihm gern zugestanden, auch der Ton der Darstellung ist ruhig und sachlich. Er schlägt — vorläufig nur in allgemeinen Umrissen — gänzliche Umänderung des gegenwärtigen Bildungswesens vor, besonders der Volksschule und der „höheren Schule", jedoch nicht eine plötzliche, sondern eine nach und nach von unten aufsteigende. Das Hauptgewicht wird, da den Ausgangspunkt die Frage der Socialreform bildet, selbstverständlich auf die sogenannte Volksschule gelegt. Für das, was jetzt „höhere Schule" heißt, wird — um das zu erwähnen — eine Art Universität im kleinen skizziert. Wäre eine solche praktisch ausführbar? — Theilweise ähnliche Gedanken begegnen uns in: Dr. W. Kriebel, Für die allgemeine Volksschule. (Hannover, Verlag von C. Meyer, Gustav Prior. 8°, 55 SS. Preis 1 Mk.). Sorgfältig ist die Zusammenstellung der wichtigsten, im Laufe der Jahre für und wider die allgemeine Volksschule vorgebrachten Gründe. Theilweise von besonderem Interesse für unsere Mittelschule sind die Darlegungen über die Vorschule, indem auch bei uns vielfach von Vorbereitungsclassen die Rede ist.

Seit October 1893 erscheint in halbmonatlichen Heften (8°, 1½ bis 2 Bogen): Die Wahrheit. Beiträge zur Vertiefung in die Fragen und Aufgaben des Menschenlebens. Herausgegeben von Chr. Schrempf. (Stuttgart, Fromanns Verlag E. Hauff. Preis vierteljährl. 1 Mk. 60 Pf.) Die Zeitschrift wirkt für eine größere Wahrhaftigkeit und Innerlichkeit in unseren religiösen, moralischen und socialen Verhältnissen. In den uns vorliegenden Probenummern (Nr. 25 und 31) findet sich u. a. ein Aufsatz von Th. Ziegler: Vom Sprache-Verstehen und Sprachen-Lernen.

Zunächst für Zwecke der Volksschule bestimmt ist das Buch: Dr. R. Wehmer, Grundriss der Schulgesundheitspflege unter besonderer Zugrundelegung der für Preußen giltigen Bestimmungen. Mit 17 Abbildungen. (Berlin, R. Schoetz 1895. 8°, 115 SS.) In klarer und

allgemein verständlicher, außerdem wohlgeordneter Weise werden das Schulhaus und seine Einrichtungen besprochen, dann die auf gesundheitsgemäße Ertheilung des Schulunterrichtes bezüglichen Punkte dargelegt, schließlich die Gesundheitsstörungen der Schüler. In dem letzten Theile werden am eingehendsten die eigentlichen Schulkrankheiten behandelt, ferner Winke zur Erkenntnis ansteckender Krankheiten gegeben, endlich Regeln mitgetheilt, wie man sich bei plötzlichen Unglücksfällen bis zum Eintreffen des Arztes zu verhalten habe. Ganz besonders sei darauf hingewiesen, dass in dem Buche die für Preußen geltenden gesetzlichen und rechtlichen Bestimmungen und Anweisungen, 91 an der Zahl, nach ihrem Wortlaute angeführt sind.

Eine nach der theoretischen und praktischen Richtung sehr instructive Schrift ist: Woikowsky-Biedau, Dr. von. Das Bewegungsspiel in der deutschen Volkshygiene und Volkserziehung. (Sonderabdruck aus der „Zeitschrift des Königl. preußischen statistischen Bureaus, Jahrgang 1895. Leipzig, R. Voigtländer 1895. gr. 4°, 63 SS. Preis 3 Mk.) Zuerst wird gezeigt, welche Bedeutung das Spiel für die Schule und im weiteren für das Volk nach *φύσις* und *ψυχή* hat. Daran schließt sich ein geschichtlicher Theil über die Stellung, welche Spiel und Leibesübung ehemals bei den Deutschen eingenommen haben. Den Hauptinhalt bildet der statistische Theil (S. 15—54), worin die statistischen Aufnahmen der Jahre 1891—1894 nach den verschiedensten Gesichtspunkten (Staat und Provinz, Stadt, Schulkategorie, Spielplatz, Spielbetrieb, Freiheit und Zwang, Jahreszeit, Betheiligung am Spiel, Spielvereinigungen usw.) übersichtlich verarbeitet sind, so dass auf Grund von Zahlen ein klares — und sehr erfreuliches — Bild des gegenwärtigen Standes des Spielbetriebes im Deutschen Reiche entworfen wird. Den Schluss bilden „Erfahrungen und Wünsche", worin sehr wertvolles Material zur Kenntnis des Spieles und Spielbetriebes niedergelegt ist, ein Material, das nicht auf theoretischem Wege gewonnen, sondern aus den Antworten geschöpft ist, die von den „höheren Lehranstalten" infolge des an sie versendeten Fragebogens eingeschickt worden sind. Besonders auf diesen Theil seien alle Turnlehrer und Spielleiter aufmerksam gemacht.

Besonders Institutsvorsteher und Convictsleiter seien hiermit aufmerksam gemacht auf die zwar kleine, aber inhaltreiche Schrift, welche von einem praktischen Arzte unter Mitwirkung eines Chemikers und unter Zugrundelegung der Speiserecepte eines Vereines für Haushaltungsschulen verfasst ist: Schlesinger u. Becker, Grundzüge der Ernährung des gesunden und kranken Menschen. (Frankfurt a. M., H. Beckhold. 16°, 60 SS. Preis 1 Mk.) — Eine populäre und doch wissenschaftliche, gründliche und doch leichtfassliche Belehrung über das Baden, seine Bedeutung und Wirkung, seine Wertschätzung bei verschiedenen Culturvölkern bietet das Schriftchen von R. Klimpert, Nutzen und Geschichte des Volksbades. (Erweiterter Vortrag zur Beförderung der Gesundheitspflege. Leipzig, A. Schupp 1895. kl. 8°, 56 SS. Preis 30 Pf.)

Die Überbürdungsklage ist bekanntlich nicht verstummt — wird wohl auch nie verstummen. Doch wird sie jetzt zum Theil anders ge-

fasst, andererseits sucht man durch Detailuntersuchungen zu gewissermaßen exacten Ergebnissen zu gelangen. Es wäre nicht uninteressant, diesen Wandel zwischen Einst und Jetzt näher darzulegen; doch liegt es uns hier ferne. Wir wollen hier nur auf vorliegende Schriften verweisen, welche über den gegenwärtigen Stand der Frage orientieren. Hierher gehört zunächst die gründliche Arbeit von Dr. G. Richter, Unterricht und geistige Ermüdung. (Eine schulmännische Würdigung der Schrift E. Kraepelins „Über geistige Arbeit“. Sonderabdruck aus Lehrproben und Lehrgänge, Jahrg. 1895, Heft 45. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses 1895. 8°, 41 SS.) — Eine Hauptschrift mit Angabe des Resultates zahlreicher Untersuchungen ist: Dr. H. Griesbach, Energetik und Hygiene des Nerven-Systems in der Schule. (Schulhygienische Untersuchungen. München u. Leipzig, R. Oldenbourg 1895. 8°, 97 SS.) Auf diese Schrift seien diejenigen, welche sich mit den neuesten Untersuchungen über Gehirnarbeit und Gehirnermüdung bekannt machen wollen, auch deshalb verwiesen, weil hier zugleich die Arbeiten und Untersuchungen der Vorgänger berücksichtigt sind. — In weiterem Zusammenhange mit diesem Thema steht auch: Dr. H. Schuschny, Über die Nervosität der Schuljugend. (Jena, G. Fischer 1895. 8°, 31 SS. Preis 75 Pf.)

Dr. Fr. Gebhard. Dr. Ludwig von Müller, k. b. Staatsminister, und das bayerische Gymnasialwesen. (Sonderabdruck aus den „Blättern für das Gymnasialschulwesen“. München, Lindauer'sche Buchhandlung Schoepping 1895. 8°, 43 SS. Preis 80 Pf.) Es ist zwar ein kleiner Zeitraum (1890—1895), in welchem v. Müller das bayerische Schulwesen leitete, aber derselbe entfaltete eine reiche Thätigkeit auf dem Gebiete der Schulorganisation, des Prüfungswesens, der Standesverhältnisse usw. Diese Thätigkeit, soweit sie sich auf das Gymnasialwesen bezieht, wird hier im Detail dargelegt.

Dr. Gemß, Statistik der Gymnasialabiturienten im Deutschen Reich während der letzten drei Schuljahre. (Berlin, Weidmann 1895. 4°, 25 SS. Preis 1 Mk.) Die 434 Gymnasien des Deutschen Reiches entließen in den drei Schuljahren 1891/2—1893/4 circa 19600 Abiturienten. Eine Zusammenstellung derselben nach dem gewählten Berufe, der Confession und dem Stande der Eltern bildet den Inhalt der Schrift.

Wien. J. Rappold.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Studienreise österreichischer Gymnasialprofessoren in Italien.

Auch in diesem Jahre sind wieder, wie in den letzten Jahren, Mitte Februar zehn Gymnasialprofessoren vom hohen k. k. Unterrichtsministerium mit Reisestipendien zu Studienzwecken nach Italien und Griechenland entsendet worden; mit der Führung nach Italien hatte das h. Ministerium den Unterzeichneten betraut.

Für die Reiseeintheilung war der Umstand maßgebend, dass die Stipendiaten Mitte April in Griechenland eintreffen und auf der Rückreise im Sommer nochmals Italien besuchen und dabei in Neapel und Pompeji sich aufhalten sollten. Es galt daher, innerhalb der gesteckten Zeitgrenzen zunächst die Reste des Alterthums in Oberitalien und Rom genauer zu studieren, während von den Denkmälern der neueren Kunst ein Theil dem zweiten Aufenthalte in Italien vorbehalten werden durfte.

Die Reisetheilnehmer, die zwischen dem 16. und 18. Februar in Venedig eingetroffen waren, verblieben zunächst bis zum 22. in der Lagunenstadt, um einen ersten glänzenden Eindruck von italienischer Kunst und italienischem Leben zu gewinnen. Einen Einblick in die Übergangszeit vom ausgehenden Alterthum zum Mittelalter gewährte der am 23. unternommene Besuch der hervorragendsten Baudenkmäler Ravennas. Der 24. und 25. war dem Aufenthalte in Bologna gewidmet. Eine beabsichtigte Excursion nach der Etruskerstadt von Marzabotto musste wegen anhaltenden Schneefalles unterbleiben. Acht Tage wurden in Florenz verbracht; sowohl im Museo archeologico wie in den Uffizien war es durch das Entgegenkommen der Directoren möglich, auch jene Säle, die noch nicht endgiltig geordnet und daher dem Publicum nicht zugänglich waren, zu besichtigen. Von Florenz aus wurde ein Ausflug nach Fiesole unternommen, auf dem Wege nach Rom am 4. März in Orvieto Halt gemacht.

Das Programm des fünfwöchentlichen Aufenthaltes in Rom war in der Weise zusammengestellt, dass am Vormittag oder am Nachmittag eine Alterthumssammlung oder eine Gruppe antiker Bauten gemeinschaftlich besichtigt wurde, während die anderen Tageshälften, dazwischen aber auch einige ganze Tage den Einzelnen zu freier Verwendung überlassen blieben. So waren drei Vormittage zu gemeinsamer Orientierung den vaticanischen Museen, je einer dem capitolinischen Museum, dem Museum im Conservatorenpalast, dem Thermen-Museum, dem Museum im Lateran, der Villa Papa Giulio, dem prähistorischen und Kircher'schen Museum, ein Nachmittag der Villa Borghese gewidmet. Auch in die jetzt verschlossen

gehaltene Villa Albani war es den Reisetheilnehmern vergönnt Zutritt zu erlangen. In vier Rundgängen wurden die wichtigsten Baureste und die geschichtlich denkwürdigen Stätten des alten Rom, Forum, Forum Boarium, Palatin, Caracallathermen und Kaiserfora in Augenschein genommen.

Neben diesen gemeinschaftlichen Unternehmungen verblieb dem Einzelnen genügend Zeit, nach Neigung und eigenem Ermessen das Gesehene in erneutem Besuche sich einzuprägen und mit den Kirchenbauten und Bilderschätzen des mittelalterlichen und modernen Rom sich wenigstens in raschem Überblicke vertraut zu machen, wenngleich hier die Fülle des Sehenswerten auch bei ernstester Zeitausnützung und frischester Empfänglichkeit sich in den knapp bemessenen Wochen nicht erschöpfen ließ.

Die Kenntnis der nächsten Umgebung der Stadt vermittelte eine Reihe von Tagesausflügen. Am 21. März vereinigten sich die Reisetheilnehmer zu einer Fahrt nach Tivoli und der Villa Adriana, am 26. zu einer Besichtigung der Via Appia und der Callistus-Katakomben, in denen Monsignore de Waal mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit das Führeramt selbst übernahm. Am 2. April konnten die österreichischen Professoren an einer von Prof. Petersen veranstalteten Excursion nach Ostia theilnehmen; am 7. fuhren sie nach Corneto-Tarquinii, wo in erster Linie die durch ihre Wandgemälde ausgezeichneten Gräber, daneben auch, so weit die Zeit es erlaubte, die beiden Museen besichtigt wurden. Zum Abschlusse bot ein Ausflug nach Tusculum-Frascati und auf den Mons Albanus (M. Cavo) am 8. April noch einmal Gelegenheit ein durch landschaftlichen Reiz, wie geschichtliche Bedeutsamkeit gleich ausgezeichnetes Stück italischen Bodens zu überschauen.

Mit dem Wunsche, die gewonnenen Anregungen in Bälde weiterverfolgen zu dürfen, verließen die Gymnasialprofessoren am 10. April Rom, um sich über Brindisi, Corfu und Patras nach Korinth zu begeben und von dort aus an der von Prof. Dörpfeld geleiteten Gesellschaftsreise durch den Peloponnes (14.—29. April) theilzunehmen.

Innsbruck. E. Reisch.

Instruction für die Theilnehmer an den Genfer französischen Ferialcursen.

Wie allgemein bekannt ist, wird von staatswegen jährlich ein Betrag von 6000 fl. zu Reisestipendien für Candidaten des Lehramtes der französischen und englischen Sprache und für Lehrer dieser Sprachen verwendet.

Außer den Reisestipendien für Lehramtscandidaten nach Frankreich, England und Italien auf die Dauer eines ganzen oder halben Jahres werden aus diesem Credite auch die Unterstützungen für die Lehrer zu Ferialreisen in die bezeichneten Länder oder auch zur Theilnahme an den sogenannten Ferialcursen für moderne Philologen gewährt. Den größten Zuspruch haben in den letzten Jahren die an der Universität Genf veranstalteten Cours de Vacances de français moderne[1]) erfahren. Damit die österreichischen Mittelschullehrer an diesen Cursen mit möglichst großem Erfolge theilnehmen können, hat sich die Unterrichtsverwaltung veranlasst gefunden, ähnlich wie für die Studienreisen von Mittelschullehrern nach Italien und Griechenland eine Instruction herauszugeben, in der sehr beachtenswerte Anweisungen für die Vorbereitung zur Theilnahme an den Genfer Cursen, sowie praktische Winke für den Aufenthalt in Genf überhaupt ertheilt werden. Die betreffende

[1]) Das vollständige Programm dieser Curse für das Jahr 1896 ist im 5. Hefte dieser Zeitschrift im Anhange mitgetheilt.

Instruction wird den Stipendisten bei Verleihung des Stipendiums ausgefolgt. Die Instruction verlangt am Schlusse, dass der Stipendist einen kurzen Bericht über seine Reise und den erzielten Gewinn für seine sprachliche Ausbildung in deutscher oder französischer Sprache dem Ministerium für C. u. U. vorlege.

Literarische Miscellen.

C. Iulii Caesaris Commentarii de bello Gallico. Do użytku szkolnego wydał J. Terlikowski. Z mapą Gallii. (Zum Schulgebrauch herausgegeben von ... Mit einer Karte von Gallien.) Lemberg, Verlag des Vereines von Lehrern an höheren Schulen 1896. XIV u. 245 u. I—III SS. Preis 70 kr.

Die Schulausgabe des Bellum Gallicum von Emanuel Hoffmann, welche eine lange Reihe Jahre hindurch an den galizischen Mittelschulen fast ausschließlich in Gebrauch gestanden hatte, musste vor einigen Jahren der für die Gymnasien Galiziens mit polnischer Unterrichtssprache von Bednarski bearbeiteten Prammer'schen Cäsarausgabe den Platz räumen. Nun hat sich Prof. Terlikowski, der sich durch ein in polnischer Sprache verfasstes Buch über das Leben der alten Griechen und Römer hierzulande vortheilhaft bekannt gemacht hat, entschlossen, eine selbständige Ausgabe des Bellum Gallicum für den Schulgebrauch zu liefern.

In der Einleitung (S. III—XIV) bietet der Herausgeber eine klar und anziehend geschriebene Biographie Cäsars, eine kurze Notiz über seine Schriften und eine gedrängte Schilderung der Kämpfe Roms mit Gallien bis auf seine Zeit. Abgesehen von einigen stilistischen Unebenheiten und dem etwas zu häufigen Gebrauche von Fremdwörtern, die sich durch gute polnische ersetzen lassen, verdient dieser Theil der Ausgabe Beifall. Der Text umfasst die ersten sieben Bücher der Commentarii de bello Gallico (S. 1—200) mit Ausschluss von anstößigen Stellen (z. B. 6, 21), die der Herausgeber mit Recht ausgeschieden hat, und beruht auf dem Texte der Meusel'schen Schulausgabe vom Jahre 1894. Die oratio obliqua ist durch Cursivdruck, die für das Construieren wichtigen Wörter sind durch durchschossene Lettern kenntlich gemacht. Die Jahreszahlen der bis zum Jahre 1858 v. Chr. reichenden historischen Ereignisse, von denen im Texte die Rede ist, sind demselben am Rande beigedruckt, z. B. I 2, 1; 6, 2; 6, 4; 7, 4 usw. Dem Texte der sieben Bücher folgt eine gedrängte, zuweilen zu gedrängte Inhaltsangabe derselben (S. 201—206). In das Register der Eigennamen (S. 207—227) hat der Herausgeber hauptsächlich die geographischen Namen, von den Personennamen dagegen nur diejenigen aufgenommen, welche einer sachlichen Erklärung oder Quantitätsbezeichnung bedürfen. In diesem Index, der mit großem Fleiße abgefasst ist und dem Lehrer bei der Vorpräparation in der Schule, ebenso wie dem Schüler bei der häuslichen Vorbereitung gute Dienste leisten wird, ist durch Hinzufügung von Buchstaben nach den geographischen Namen das Auffinden der durch dieselben bezeichneten Örtlichkeiten auf der Karte erleichtert, so dass eine besondere Legende zum Kartentexte überflüssig wäre. Fehler kommen im Namenregister äußerst selten vor, z. B. S. 217 s. v. *Labienus* ist statt *Tapsus Thapsus* zu schreiben, S. 222 s. v. *Segovax* fehlt das Prosodiezeichen über dem a des gen. *Segovacis*, S. 224 s. v. *Tactosages* lies *Tectosages*, S. 227 s. v. *Vulcanus* ist hinzuzufügen: VI, 21. Schließlich sei bemerkt, dass Terlikowski S. 217 s. v. *Iuppiter* den dem römischen Juppiter entsprechenden gallischen Gott *Taranius* nennt, während er bei Kraner-Dittenberger, 15. Aufl., zu VI 17, 1 *Taranis* heißt.

Im Anhange (S. 228—245), welchem ein Sachregister behufs leichterer Auffindung von Einzelheiten folgt, handelt der Herausgeber in leichtfasslicher und übersichtlicher Darstellung vom Kriegswesen zur Zeit Cäsars in folgenden Abschnitten: I. Die Verpflichtung zum Kriegsdienst, II. Die Aushebung des Heeres, III. Die Besoldung und Verpflegung des Heeres, IV. Der Bestand des Heeres: 1 Fußtruppen, 2. Reiterei, 3. Arbeitstruppen, 4. Belagerungswerke, 5. Gepäck, 6. Flotte, V. Der Stab, VI. Die Bewaffnung, VII. Das Exercieren, VIII. Das Lager, IX. Die Marschordnung, X. Die Schlachtordnung, XI. Die Schlacht, XII. Die Belagerung. Was der Herausgeber in diesem Anhange bietet, reicht für die Bedürfnisse des Quartaners völlig aus, und man muss es Terlikowski Dank wissen, dass er sich entschlossen hat, diese *δόσις ὀλίγη τε φίλη τε* nach dem Muster deutscher Ausgaben seinem Buche beizugeben. Die Darstellung des Kriegswesens bei Cäsar in der Prammer-Bednarskischen Ausgabe ist zu mangelhaft, als dass sie dem Schüler eine auch nur einigermaßen genügende Kenntnis des Gegenstandes vermitteln könnte. Das Kärtchen von Gallien ist mit Sachkenntnis und Sorgfalt hergestellt worden. Auf die Beigabe von Abbildungen und Schlachtenplänen hat der Herausgeber, um den Preis des Buches nicht zu steigern, von vornherein verzichtet, da ja jedes Gymnasium Anschauungsmittel für die Cäsarlectüre in größerer oder geringerer Zahl besitzen muss.

Ich fasse mein Urtheil über die Ausgabe dahin zusammen, dass sie an den Gymnasien Galiziens mit polnischer Unterrichtssprache mit gutem Erfolge wird der Cäsarlectüre zugrunde gelegt werden können.

Kolomea. Z. Dembitzer.

Rzepiński Stanislaus, Commentar zu auserlesenen lyrischen Gedichten des Horaz (polnisch). Wien u. Prag 1895. 8°, XXVIII u. 184 SS.

Das Buch besteht 1. aus einer chronologischen Übersicht der bei Horaz selbst über sein Leben überlieferten Nachrichten (S. I—IX); 2. aus einer Auswahl der besonders merkwürdige und belehrende Sentenzen enthaltenden Stellen, welche in den lyrischen Gedichten des Horaz vorkommen (S. X—XX); 3. aus einer bündigen Analyse der metrischen Form der im Buche berücksichtigten Gedichte (S. XXI—XXVIII); 4. aus einem exegetischen Commentar zu den ausgewählten, gewöhnlich in der Schule gelesenen lyrischen Gedichten des Horaz (71 Oden, *Carmen saeculare* und 6 Epoden). In diesem Commentar werden Wörter und Phrasen einzelner Gedichte der Reihe nach erklärt, durch Citate aus polnischen Übersetzungen (Fiałkowski, Niemcewicz) und überhaupt durch Parallelstellen aus polnischen Dichtern (Kochanowski, Mickiewicz u. a.) erläutert und am Ende einzelne Gedichte durch eine kurze Inhaltsangabe, gewöhnlich in der Form von drei Sätzen, dem Verständnisse näher gebracht. Das Buch schließt mit einer Karte der Umgegend Tiburs (nach Petschenig) und mit einer nach den Benennungen der Römer und Griechen construierten Windrose. Der Index der behandelten Gedichte fehlt. Es ist ohne Zweifel ein sowohl für Schüler als auch für junge Lehrer brauchbares, sorgfältig und mit Sachkenntnis auf Grund von neuesten deutschen Editionen und eigener Schulpraxis verfasstes Buch. Benützt wurden besonders die Ausgaben von Mitscherlich, Rosenberg, Nauck, Düntzer, Schütz und das Wörterbuch von G. A. Koch. Die Ausdrucksweise des Verf.s ist bündig und meistens correct. Natürlich wird die Praxis hie und da manche Änderungen in den späteren Ausgaben als erwünscht erscheinen lassen. Was z. B. die dreitheilige Inhaltsangabe betrifft, so wird sich bei näherer Prüfung ergeben, dass sie dem natürlichen Gedankengange einiger Gedichte nicht entspricht (so Carm. I, 10;

15; 34; 37; III, 13; 23; IV, 8; Epod. 13). Im einzelnen merke ich Folgendes an: die Angabe der auf den Namen des Horaz sich beziehenden Stellen (S. III) ist unvollständig (es fehlt Epist. I, 14, 5 und Epod. 15, 12); S. IV reicht die Stelle Sat. I, 7, 18 nicht aus, um den Aufenthalt des Dichters in Asien zu beweisen; S. VI ist anstatt des Jahres 39 eher das Jahr 38 anzusetzen; S. XXII und XXVIII sind die Wortformen jamb, jambograf in i-amb (ijamb), iambograf zu ändern; S. 2 ist die Anmerkung über die Etymologie des Wortes *Quirites* überflüssig, während S. 69 das Nöthige über die Bedeutung desselben vermisst wird; S. 3 beruht das zu *demoveas* Bemerkte, wenn nicht auf falscher, jedenfalls auf unklarer Auffassung der Stelle; daselbst wird *solidus dies* kaum richtig durch »Werkeltag« erklärt; S. 4 fehlt die nöthige grammatische Erklärung zu *detestata*; S. 6 befremdet die Form epeicznych und das ungebräuchliche Wort ustrzagł vor uwiązł; S. 10 ist das über das Elmsfeuer Bemerkte unverständlich; S. 17 ist die zu *tellure nova* und S. 22 zu *Babylonii numeri* gegebene Erklärung unvollständig; S. 47 wäre eine umständlichere Bemerkung zu *dedicatus Apollo* erwünscht. Dagegen ist das S. 53 zu *Saliares dapes* Gesagte zu weitläufig; eher dürfte hier eine Anmerkung über die Bedeutung und Zusammensetzung des saliarischen Collegiums das Verständnis der Stelle fördern. S. 124 ist das zu *sumptuosa* Bemerkte nur theilweise richtig (vgl. das S. 111 zu *si non periret* Gesagte); S. 131 ist die Anmerkung zu *Tyrrhena* nach dem S. 1 Gesagten zu berichtigen; S. 157 ist die Auffassung des *Ne forte credas* vielleicht gut, aber ihre Begründung nicht überzeugend. Der Druck ist sorgfältig corrigiert.

Lemberg. B. Kruczkiewicz.

Mathematische Hauptsätze für Gymnasien. Methodisch zusammengestellt von Dr. Heinrich Bork, Professor am kgl. Prinz Heinrichs-Gymnasium zu Schöneberg bei Berlin. Pensum des Untergymnasiums. Leipzig, Dürr 1895. Preis 1 Mk. 90 Pf.

In diesem Buche ist der Zweck angestrebt, der Wiederholung und der Befestigung des im Unterrichte Erlernten Vorschub zu leisten. Das Buch gliedert sich in folgende Theile: *a*) Das Rechnen als Vorstufe der Mathematik, *b*) die eigentliche Mathematik mit einer Einleitung, die von den Größen im allgemeinen, den Raumgrößen im besonderen handelt. In dem letztgenannten Theile sind in systematisch angeordneter Weise die Grundsätze der Planimetrie, die Algebra bis einschließlich der Gleichungen ersten und zweiten Grades, die Anwendung der Algebra auf die rechnende Planimetrie, die Einleitung in die Trigonometrie und in die Stereometrie gegeben.

Es sei nur auf folgende Einzelheiten aufmerksam gemacht: S. 5 wird das Messen als eine Art der Division bezeichnet; mit dieser Definition kann Ref. sich nicht einverstanden erklären. Die S. 7 gegebene Kettendivision sollte lieber dem Pensum des Obergymnasiums vorbehalten bleiben, wo sie erst vollends verstanden werden kann. In der Lehre von der abgekürzten Division hält es Ref. für nicht vortheilhaft, vor Beginn der Operation den Divisor ganzzahlig zu machen; der Schüler muss sich daran gewöhnen, unabhängig von diesem Modus den Stellenwert der ersten Ziffer des Quotienten zu bestimmen. Die Definition des Begriffes »Winkel« wird vermisst. Viele Sätze der Planimetrie hätten einheitlich und übersichtlich behandelt werden können, wenn die Begriffe der Strecken- und Winkelsymmetrale zu Hilfe genommen worden wären. Sehr anschaulich ist die Lehre von den merkwürdigen Linien und Punkten des Dreieckes behandelt. Die Einleitung in die Messung von Figuren ist mit anerkennenswerter Genauigkeit vorgeführt; dabei ist dem Falle

Rechnung getragen, dass zwei Strecken commensurabel und incommensurabel sind. Auf die rechnende Planimetrie wurde in dieser Unterrichtsstufe nicht eingegangen. In der Algebra ist die Begründung der Divisionsmethode von Polynomen für den Unterricht sehr geeignet und nachahmenswert; diese Methode ist jedenfalls die den Schüler am meisten überzeugende. Die Bezeichnung des Brigg'schen (nicht Briggs'schen) Logarithmus ist wenig passend. Was über die Auflösung von quadratischen Gleichungen mit zwei oder mehreren Unbekannten gesagt wird, hätte auch entfallen können; derartige allgemeine Bemerkungen haben, wenn sie nicht durch ein oder das andere Beispiel unterstützt werden, keinerlei Wert. Erst jetzt folgen einige Aufgaben als Anwendungen der Algebra auf die Planimetrie mit Einschluss der wichtigen Theoreme der Cyklometrie. Zu bedauern ist, dass die Constructionsaufgaben der Planimetrie gar nicht zur Erörterung gelangen. Die Goniometrie und Trigonometrie der rechtwinkligen Dreiecke ist in dem bescheidensten Ausmaße vorgenommen; die schiefwinkligen Dreiecke wurden in diesen Abschnitt nicht einbezogen. In der Stereometrie sind nur die Grundprobleme, welche auf die Berechnung der Oberflächen und der Volumina bezugnehmen, angegeben. Die Berechnung der Volumina erfolgt auf Grund des Cavalieri'schen Theorems, das als Grundsatz bezeichnet wird. Die im Anhange befindlichen Tabellen werden beim praktischen Rechnen sich vielfach nützlich erweisen.

Praktische Hilfstabellen für logarithmische und andere Zahlenrechnungen

von Josef Hrabák, k. k. Oberbergrath und Professor. 3. abgekürzte Ausgabe. Leipzig, B. G. Teubner 1895.

In diesen sehr genau durchgeführten Tabellen werden die reciproken Werte aller vierziffrigen Zahlen, die numerischen Werte der am häufigsten vorkommenden Functionen der natürlichen Zahlen, die gemeinen oder Brigg'schen Logarithmen aller natürlichen Zahlen von 1 bis 20000, die Logarithmen der trigonometrischen Linien, deren wirkliche Längen (für den Halbmesser 1), die Kreisumfänge und Flächen für Durchmesser, die nach 16teln, 8teln und 12teln fortschreiten, die Kreissegmente, dann einige häufiger vorkommende Zahlenwerte, die Größen π und e betreffend, angegeben. Die vorstehenden Tafeln sind dem ausführlicheren mathematisch-technischen Tabellenwerke desselben Verf.s entnommen. Den Genauigkeitsgrad der mit diesen Tafeln auszuführenden Berechnungen betreffend wurde das Princip vorwiegend von sechs und mindestens von fünf geltenden Stellen festgehalten. Die Tafel aller reciproken Werte der vierziffrigen Zahlen ist sehr praktisch eingerichtet und gestattet auch eine Interpolation mittelst der Proportionaltheile. Besonders geeignet insbesondere für technische Berechnungen erscheint die Tabelle II; sie bezieht sich auf die Quadrate, Kuben und Quadratwurzeln sowie Kubikwurzeln aller dreiziffrigen Zahlen, auf Berechnungen der Winkelgeschwindigkeit, auf Aufgaben über Kreisumfang und Kreisinhalt und auch auf einige physikalische Aufgaben. Ferner wird in derselben der natürliche Logarithmus der dreiziffrigen Zahlen angegeben; in einer Anhangstabelle finden wir außerdem die 4. bis 9. Potenzen aller zweiziffrigen Zahlen. Tafel III bezieht sich auf die Brigg'schen Logarithmen aller natürlichen Zahlen von 1 bis 20000. Diese Tafeln sind sechsstellig. Die Tafel der gemeinen Logarithmen vierstelliger Zahlen ist von 10000 bis 20000 (für fünfstellige Zahlen) fortgesetzt. Praktischen Bedürfnissen entspricht auch die Logarithmenverwandlungstabelle. Die Logarithmen der trigonometrischen Linien sind für den Halbmesser 10^{10} gerechnet. Auch die Tabelle der trigonometrischen Linien, die für die angewandte Mathematik viele Vortheile in sich birgt, ist eine sechsstellige. In der Tabelle, welche die Kreisumfänge und deren Flächen enthält, wird nach 16teln und 8teln des Durchmessers vorgeschritten

und als schätzenswerte Beigabe die Angabe der äquivalenten Quadratseite beigeschlossen. Die Kreistabelle nach 12teln des Durchmessers fortschreitend wird ebenfalls von den Praktikern vielfach benützt werden. In der Kreissegmententabelle wird für einen gegebenen Winkel die Bogenlänge, die Bogenhöhe, die Sehnenlänge, die Segment- und Sectorfläche angegeben und die Verwandlung von Winkelmaß in Bogenmaß vorgenommen. Für n-seitige reguläre Polygone dient die folgende Tabelle. Wir empfehlen das vorzügliche Tafelwerk den Mathematikern und Praktikern auf das beste.

Die Genesis der Elemente von William Crookes. Ein Vortrag, gehalten in der „Royal Institution“ zu London am 18. Februar 1887. 2. deutsche Auflage von W. Preyer. Mit eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn 1895.

Crookes nimmt in der vorliegenden, sehr beachtenswerten Schrift an, dass die gesammte Stoffmenge im Universum constant ist, dass aber elementare Verwandlungen der Materie vorgekommen sein müssen und vielleicht noch heute vorkommen, durch welche neue Grundstoffe aus einfacheren Materien entstanden sind und entstehen. Stützen seiner Anschauung findet der berühmte britische Forscher in dem Prout'schen und dem periodischen Gesetze von Newlands, welches die Existenz einer genetischen Beziehung der Elemente zueinander vorauszusetzen scheint. In den Deductionen des Verf.s, in denen die Methode der fractionierten Fällung und die spectrale Synthese in eigenthümlicher Weise bei der Erklärung der Genesis der Elemente herangezogen wird, macht sich die Phantasie in hohem Grade geltend, immerhin ist aber — wie der Übersetzer betont — „in dem ganzen Gedankengange weder eine Lücke noch ein Verstoß gegen anerkannte Thatsachen zu entdecken“. Aller Beachtung wert sind die Zusätze zur deutschen Ausgabe, welche von dem Übersetzer herrühren und auf die „Elemente und Meta-Elemente“, welche zwar nicht Verbindungen oder Gemische, aber auch nicht chemische Elemente im strengen Sinne des Wortes sind, auf die „gleichen Spectra ungleicher Substanzen“, auf das „Schema des Stammbaumes der Elemente“, auf die „strahlende Materie und das Phosphoroskop“, auf die „organischen Elemente“, auf das „Argon und das Helium“ Bezug nehmen. Entsprechend der Meinung des Übersetzers wird die Constanz der chemischen Species durch die Annahme ihrer Entwicklung aus Protyl oder aus Wasserstoff nicht erschüttert. Das System der chemischen Elemente hält der Übersetzer ebenso nothwendig wie die zoologischen und botanischen Systeme. In den jetzigen Systemen wird nicht allein dem Vorhandenen, somit Gewordenen, sondern auch dem Gewesenen, aus dem es sich entwickelt hat, Rechnung getragen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Dr. Johannes Leunis' Schulnaturgeschichte. Eine analytische Darstellung der drei Naturreiche, zum Selbstbestimmen der Naturkörper, mit vorzüglicher Berücksichtigung der nützlichen und schädlichen Naturkörper Deutschlands. Zum Gebrauche für höhere Lehranstalten. I. Theil: Zoologie. 11. verb. Aufl. Bearbeitet von Dr. Hubert Ludwig, ord. Prof. der Zoologie und vergleich. Anatomie an der Universität Bonn. Hannover, Hahn'sche Buchhandlung 1891. 8°, 579 SS. Mit 641 Holzschnitten.

Da wir die 10. Auflage dieses Buches, welche im Jahre 1887 erschienen ist, in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1889, S. 448) besprochen haben, mag nur Weniges über die vorliegende Auflage gesagt werden.

Zu ihrem Vortheile sind für den Druck durchaus größere Lettern gewählt worden. Um den dadurch verlorenen Raum wiederzugewinnen, wurde ein etwas größeres Format gewählt; nebstdem wurden manche weniger wichtige Gattungen und Arten, sowie 39 Abbildungen der vorhergehenden Auflage in Wegfall gebracht, ohne dass der Wert des Buches dadurch einen Nachtheil erlitten hätte. Dem veralteten System der Dipteren, welches wir bei Besprechung der früheren Auflage bereits bemängelt haben, begegnen wir auch hier wieder. Wir möchten dem Verf. empfehlen, dass sein Buch in dem bezeichneten Abschnitte doch nicht gar so weit hinter den Fortschritten der neueren Zeit zurückbleiben möge. Die Abbildungen der Honigbiene (S. 441), der Johannisbeer-Schwebfliege (S. 483), der Stechfliege und der Schmeißfliege (S. 486) wären durch neue, namentlich mit corrigiertem Flügelgeäder versehene Figuren zu ersetzen. Wir wiederholen hier, dass sich das Buch für den Lehrgebrauch in unseren Schulen nicht eignet, da wir darin viel mehr die synthetische als die analytische Methode eingehalten finden,[1]) und da das Buch auch zu viel des Stoffes bietet, um in einem wöchentlich zweistündigen Lehrgange während eines Schuljahres absolviert werden zu können. Als Hilfsbuch für die Schüler unserer Oberstufen empfehlen wir es aber bestens; auch Lehrerbibliotheken minder bemittelter Schulen, so namentlich der Volks- und Bürgerschulen, wird das Buch als Ersatz der bekannten „Synopsis“ (von demselben Verf.) willkommen sein.

Lehrbuch für den Unterricht in der Zoologie. Für Gymnasien, Realgymnasien und andere höhere Lehranstalten bearbeitet von Dr. M. Kraß und Dr. H. Landois. 3. verb. Aufl. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagsbuchhandlung 1891. 8°, 321 SS. Mit 218 Abbildungen im Texte. — 4. nach den neuen Lehrplänen verb. Aufl. Ebendaselbst 1895. 8°, 327 SS. Mit 222 Abbildungen. Preis 3 Mk. 30 Pf., geb. 3 Mk. 70 Pf.

Auch über dieses Schulbuch haben wir bereits in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1889, S. 447) referiert; es lag uns damals die 2. Auflage vor. Verbesserungen, die wir in unserem früheren Referate vorschlugen, sind zumeist vorgenommen worden; nur wird noch immer *Tabanus borinus* (die Rindsbremse) mit bandierten Augen aufgeführt, was falsch ist; ferner lesen wir noch immer: das Halsschild, das Rückenschild usw. statt der Halsschild usw., und das schlechte Bild „Kühe auf der Weide“ ist noch in beiden Auflagen stehen geblieben. Es muss aber auch hervorgehoben werden, dass manche neue, gute Bilder hinzugekommen sind. Die Beliebtheit des Schulbuches in Deutschland zeigt sich am besten in der schnellen Aufeinanderfolge der neuen Auflagen desselben.

Der Mensch und das Thierreich in Wort und Bild für den Schulunterricht in der Naturgeschichte dargestellt von Dr. M. Kraß und Dr. H. Landois. 10. verb. Aufl. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagsbuchhandlung 1892. 8°, 328 SS. Mit 195 eingedruckten Abbildungen. Preis 2 Mk. 10 Pf., geb. 2 Mk. 45 Pf.

Die zwei vorhergehenden Auflagen haben wir in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1890, S. 818) besprochen. Es genügt daher, die vorliegende, durch mehrere gute Abbildungen bereicherte Auflage zur Anzeige zu bringen und zu wiederholen, dass das Buch als anregendes naturgeschichtliches Lesebuch für unsere Mittelschulbibliotheken (Unterstufe) zu empfehlen ist.

Wien. Jos. Mik.

[1]) Sämmtliche sogenannten analytischen Bestimmungstabellen verfolgen doch eigentlich den synthetischen Weg: aus den einzelnen Merkmalen wird das Ganze construiert.

Programmenschau.

100. Krassnig Johann, Die Zeit- und Raumvorstellung. Progr. des Staatsgymn. in Nikolsburg 1894, 8°, 39 SS.

Der Standpunkt, von welchem der Verf. die psychologisch-philosophischen Probleme der Zeit- und Raumvorstellung in so interessanter Weise behandelt, führt in seinen Consequenzen unabweislich zur Anerkennung der spiritistisch-monistischen Seelenlehre eines Du Prel. Das soll hier ausdrücklich constatiert werden.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

---

101. Mildner Reinhard, Über einige allgemeinere, durch einfache und Doppelintegrale ausdrückbare unendliche Reihen und Producte. Progr. der Landes-Oberrealschule in Znaim 1895, 8°, 15 SS.

Die Convergenz der Reihe $F(u) = \sum_n A_n u^n$ vorausgesetzt, zeigt der Verf., wie der Wert des unendlichen Productes $\prod_n (1 + \frac{a^2}{n^2})^{A_n z^n}$ als Function eines bestimmten Integrals mit den Grenzen 0 und ∞ dargestellt werden kann. Der abgeleitete allgemeine Ausdruck wird dann für einige besondere Annahmen der Function F(u) specialisiert. Indem ferner $a = b(1 + i)$ gesetzt wird, werden durch Trennung des Reellen vom Imaginären neue derartige Productendarstellungen und auch Darstellungen von unendlichen Reihen durch bestimmte Integrale erhalten. Der weiteren Rechnung wird hierauf eine bekannte Integralformel zugrunde gelegt, aus welcher der Verf. mit Bezug auf seine im Programme derselben Anstalt für das Schuljahr 1891/92 enthaltene Arbeit gleichfalls Ausdrücke von einfachen und Doppelintegralen als Werte für gewisse unendliche Reihen ableitet. Zum Schlusse der sehr übersichtlich gehaltenen Rechnungen wird noch eine Darstellung der die Thetafunction ausdrückenden Reihe in der Form eines bestimmten Integrals gegeben.

Nikolsburg. Dr. E. Grünfeld.

---

102. Němec J., Několik výkladů z latinské skladby (Erklärende Beiträge zur lateinischen Syntax). Progr. des k. k. Real- und Obergymn. in Kolin 1893, 8°, 41 SS.

Die Abhandlung bringt kritische Beiträge zur Syntax des Ablativus, des Acc. c. inf., des Inf. hist., des Conjunctivs in temporalen cum-Sätzen, Erklärendes zum Conjunctiv der Consecutivsätze, zur Consecutio temp., schließlich zum Gebrauche des Conj. imperf. in irrealen hypoth. Perioden. Die Ausführungen wirken anregend, der Verf. erweist sich als selbständig denkender Philolog, der die grammatische Tradition nicht passieren lässt, ohne sich Rechenschaft zu geben über ihre wissenschaftliche Berechtigung. Leider werden die Ergebnisse seiner Kritik stark entwertet durch den Mangel an historischer Auffassung und durch Nichtbeachtung der einschlägigen Literatur. Der Verf. operiert meistens mit den Sammelwerken Drägers und Kühners, er begnügt sich mit der alten 1839er Ausgabe von Reisig-Haase; von neuerer Forschung ist nur Stolz und Schmalz in J. Müllers Handbuch herangezogen. Und doch muss jede gründlichere Beschäftigung mit lateinischer Syntax dahinführen, dass man sich mit Dahl,

Kluge, Wetzel, Lattmann, Hoffmann, Hale u. a. auseinandersetzt. Das von diesen Forschern Geleistete hätte den Verf. sicher bestimmt seine Polemik gegen die überlieferten Lehren vom abl. abs., von der consec. temp., den cum-Sätzen, dem hist. Infinitiv u. a. kürzer zu fassen, er hätte auch manches von seinen eigenen Aufstellungen unterdrückt oder mit den Resultaten neuerer Wissenschaft in Übereinstimmung gebracht. Der Verf. beruft sich (S. 38) auf das von Hug und Reusch aufgestellte, von Dräger übernommene Gesetz, wornach die Zeitfolge nach dem Praesens hist. durch die Stellung der Nebensätze nach oder vor dem Hauptsatze bedingt sei. Das Gesetz ist aber nach Hoffmanns Observation (Studien auf dem Gebiete der lateinischen Syntax) nicht stichhältig, trotz Hugs Vertheidigung. M. Wetzel behilft sich durch Annahme einer subjectiven und objectiven Relativität (Selbständiger und bezogener Gebrauch der Tempora S. 25); ein recht ansprechendes Auskunftsmittel, welches aber immer noch die Schwierigkeit übrig lässt zu untersuchen, warum der Schriftsteller einmal vom Standpunkte der Gegenwart, das anderemal aber vom temporalen Standpunkte des Hauptsatzes auf die Handlung des Nebensatzes hinblickt. In dieser Hinsicht wird das gesammte Material noch einmal zu gruppieren und zu prüfen sein. Manches, was der Verf. zur Erklärung des Irrealis imperf. als Potentialis der Vergangenheit beibringt, ist schon von Blase in seiner Geschichte des Irrealis im Lateinischen erörtert worden. Einige der aus Dräger angezogenen Sätze erklären sich selbst, wenn man nur ihren Zusammenhang nachschlägt. So z. B. Bell. Alex. 16, wo der vollständige Passus lautet: Nostris neque terra neque mari effugium dabatur victis, omniaque victoribus erant futura in incerto: illi, si superassent navibus, omnia tenerent; si inferiores fuissent, reliquam fortunam periclitarentur. Sowie Superassent — fuissent mit victis — victoribus correspondieren, so entsprechen die Potentiale tenerent — periclitarentur den das factische Verhältnis betonenden Indicativen dabatur — erant; hätte der Erzähler sagen wollen, dass die Folgen von Sieg und Niederlage auch auf Seiten der Alexandriner mit derselben Gewissheit eintreffen, er hätte kurz tenebant — periclitabantur schreiben müssen. Zu Cic. pro Quinct. §. 78 ist der Einfluss des consec. ut zu beachten. Mit dem Citate aus Cato bei Quintil. 9, 2, 21 ist beim Mangel jedes Zusammenhanges nichts anzufangen. Die eigene Erklärung aber, welche der Verf. zur Gegenüberstellung des Impf. und Plqupf. vorbringt, ist nicht neu; man vgl. Obermaier, Die conjug. periphr. act. und der irrealis, Regensb. Progr. 1881, S. 17; Kühner, Ausf. Gramm. II, 929, und auch die Commentare. Den Conjunctiv der Folgesätze deutet der Verf. als Potentialis. Dieselbe Deutung hat schon Dahl (Die lateinische Partikel Ut) gefunden und ausführlich l. c. S. 155 ff. nachgewiesen, womit die Darstellung Hales, Die Cum-Constructionen, übersetzt von Neitzert, S. 98 u. 317 zu vergleichen ist. Derselbe Dahl statuierte, wie es auch der Verf. thut, den potentialen Sinn des Conjunctivus in den sogenannten unwilligen Fragen l. c. S. 301. In ut qui sieht der Verf. eine ganz plausible Verschmelzung der comparativen mit der consecutiven Form; anschauliche Belege für den Ursprung der Construction stellte Dahl S. 120 zusammen. Mit Recht wird die consecutive Deutung des Conj. in quin-Sätzen wie z. B. Cic. Verr. 4, 55, 115 zurückgewiesen; nun hat die Lehre, dass alle quin-Sätze sich ohne Zwang auf Fragesätze zurückführen lassen, schon auch in Schulbüchern Aufnahme gefunden. Für den Gebrauch von cum mit dem ind. perf. neben dem imperf. des Hauptsatzes fehlt dem Verf. eine Erklärung, Auskunft darüber findet man bei Hale l. c. S. 229 ff. Herausgetüftelt ist, was der Verf. über Entstehung des conj. impf. in cum-Sätzen vorträgt. Darnach habe zur Darstellung vergangener Ereignisse in cum-Sätzen ursprünglich der ind. perf. gedient, daneben sei später der aus demselben Ind. hervorgegangene historische Infinitiv in Verwendung gekommen; manchmal habe man namentlich zur Nacherzählung fremder Angaben den

conj. imperf. gebraucht: so sei durch öftere Nebenstellung von Formen wie dicere — dicerent die syntaktische Gleichstellung derselben vermittelt worden und der conj. imperf. sei als bestimmtere, weniger abgeschliffene Form zur Herrschaft gelangt. Man sucht vergebens nach realen Gründen dieser Ansätze. Der Mangel von Thatsachen macht auch die sonst durch ihre Einfachheit verblüffende Erklärung des hist. Infinitivs unhaltbar. Der Verf. schließt: 3. Plur. Ind. Perf. act. lautete abgestumpft -ēre; man hörte nun die gleichlautenden Inff. praes. wie prandere, stridere; die fast (sic!) gleichlautenden cāvēre — cāvēre usw. Doch war die Länge des -ēre nicht ursprünglich; also hat man in accendĕre, cudĕre, icĕre usw. das Perf. und Praes. gleich ausgesprochen, fast gleich ĕmere — ēmere u. a. Man sprach neben laudaveram = laudaram, also auch neben laudavere = laudare. Was war nun so naheliegend als dem gleichlautenden inf. praes. auch die Bedeutung der 3. plur. perf. beizulegen? Der Schluss ist formal richtig, der Wahrscheinlichkeit der Prämissen stellt sich aber die Evidenz der Thatsachen entgegen. Es ist kein bloßer Zufall, dass die kurze Perfectendung ĕrunt (und für diese wird die ursprüngliche Kürze von Stolz behauptet, nicht für ēre) sich zumeist auf Verba beschränkt, welche vor ĕrunt eine kurze Silbe aufweisen. Die Kürzung — es ist fraglich, ob sie der Volkssprache entlehnt sei — gehört der Sprache der Dichter, vorwiegend der Epiker an. Sie ist eines der gewaltsamen Mittel, welche die römischen Dichter anwenden mussten, um das seinem Baue nach für daktylische Formen nicht geeignete Idiom gefügiger zu machen. Noch auffallender ist der Umstand, dass Perfectformen auf -ĕre sich überhaupt nicht belegen lassen. Nachzuweisen wäre auch, dass die Abstumpfung ohne sonstigen Accent- und Quantitätswandel vor sich gegangen sei. Dass für laudavere laudare ungebräuchlich war, sagt uns Wagener, ein gewiss zuverlässiger Gewährsmann. Und bei dem lebhaften Differenzierungstriebe des Lateinischen konnten ĕmĕre, cāvĕre neben ēmere und cāvēre nicht als Anklänge gelten, sondern sie müssen als starke Contraste gewirkt haben, welche zu keinem Bedeutungsausgleich führen konnten. Dem kurzen Process also, den hier der Verf. macht, um das Problem des hist. Infinitivs zu lösen, fehlt die nöthige Beweiskraft, geradeso wie dem noch kürzeren von Misteli, der seinerzeit die Perfectformen auf -ēre direct für hist. Infinitive erklärt hatte.

103. Jelínek Josef, Latinské knihy formulí ve službě školské (Lateinische Formelbücher im Dienste der Schule). Progr. des Communal-Untergymn. in Wittingau 1894, 8°, 21 SS.

Die Abhandlung bietet einen dankenswerten Beitrag zur Kenntnis des mittelalterlichen Schulwesens. Berichtet wird über Inhalt und Anlage der lateinischen Formelbücher (formulae, dictamina, Briefsteller) des Mittelalters, insbesondere über die rhetorische Einleitung derselben. Wir erfahren Näheres darüber, wie die ars dictandi aus den Kanzleien sich allmählich in die Schule Zugang verschafft hatte und die Musterbücher als Schulbücher verwendet wurden. Einige der wichtigeren Sammlungen werden angeführt und besprochen und zum Schlusse die nicht zu unterschätzende Bedeutung der dictamina für den Betrieb des grammatischen und rhetorischen Studiums hervorgehoben.

104. Novák, Dr. J. V., O knihách k učení latinskému J. A. Komenského (Über die lateinischen Sprachbücher des J. A. Comenius). Progr. des k. k. böhm. Real- und Obergymn. in Prag (Brenntegasse) 1894, 8°, 26 SS.

Das Programm enthält eine kurze Darstellung der Kritik, welche Comenius an den Mängeln der gleichzeitigen Unterrichtsmethoden geübt

hat, darauf folgt die Erörterung der eigenen Vorschläge des Reformators, den weiteren Theil der Abhandlung nimmt ein ausführlicher Bericht über Entstehung, Einrichtung und Bedeutung der lateinischen Sprachbücher des Comenius ein, unter besonderer Rücksicht auf die Bearbeitungen der Janua. Aus dem interessanten Beitrage zur Comeniusliteratur kann man nützliche Resultate gewinnen: einerseits wird der Leser nicht umhin können zwischen der Didaxis des großen Lehrers und den gegenwärtigen Reformbestrebungen auf dem Gebiete des Sprachunterrichtes den Vergleich anzustellen, andererseits liefern die Wandlungen der Janua ein lehrreiches Beispiel, dass strenge Consequenz in der Durchführung eines noch so trefflichen Princips nicht immer die praktische Vollkommenheit des Lehrmittels bedeutet.

105. Drtina, Dr. Fr., Stoika Epikteta rukověť mravních naučení (Epiktets Handbuch eingeleitet, übersetzt und mit Anmerkungen versehen). Progr. des k. k. Obergymn. in Prag (Korngasse) 1894, 8°, 32 SS.

Die Übertragung des Manuale ist durch eine Abhandlung eingeleitet, die völlig geeignet ist, das Interesse für den einst so geschätzten und fleißig gelesenen Moralisten wieder aufzufrischen. Den Angaben über das Leben Epiktets und die seinen Namen tragenden Schriften (die durchaus fraglichen Homilien brauchten nicht mehr erwähnt zu werden) folgt eine kritisch referierende Darstellung der Philosophie des Stoikers; genauer werden die Grundlehren von der Übereinstimmung mit Gott und Natur, dann die praktische Anwendung der Lehrsätze auf besondere Vorkommnisse im menschlichen Leben behandelt. Zum Schlusse wird nachgewiesen, wie Ethiker alter und neuer Zeit sich von Epiktets Lehre haben beeinflussen lassen. Das Vorgebrachte ist in anziehender Form geboten mit Hervorhebung des Wichtigsten und gebürender Rücksicht auf die neueste Literatur. Zu wünschen wäre nur eine schärfere Scheidung dessen, worin Epiktet von der traditionellen Lehre der Stoiker und Kyniker abweicht. Die Übersetzung, welcher Schenkls Textrevision leider noch nicht vorgelegen war, ist correct.

Prerau. Alois Fischer.

---

106. Paszkiewicz Emil, Aristotelis *Πολιτεία Ἀθηναίων* ins Polnische übersetzt. Progr. des k. k. Gymn. in Sambor 1894 (Historischer Theil) und 1895 (Antiquarischer Theil), 8°, 22 SS.

107. Wierzbicki Josef, Aristotelis *Πολιτεία Ἀθηναίων* ins Polnische übersetzt. Progr. des k. k. Gymn. in Wadowice 1894, 8°, 67 SS.

Diese zwei Übersetzungen kommen einem begründeten Wunsche entgegen, die neuentdeckte, für die Verfassungsgeschichte Athens hochwichtige Schrift auch der polnischen Literatur anzueignen, und in Hinsicht darauf gebürt beiden Verff. von vornherein aufrichtiger Dank. Die Aufgabe war ohne Zweifel keine leichte. Zwar handelte es sich im vorliegenden Falle nicht um die Form in erster Linie und um den Stil überhaupt, welche bei poetischen und durch reizende Schilderung fesselnden Literaturerzeugnissen oft unüberwindliche Schwierigkeiten darbieten, aber doch erheischte eine viel Neues, oft Umstrittenes und nicht völlig Aufgeklärtes, ja stellenweise nicht einmal lesbar Überliefertes enthaltende Schrift nicht nur eine gründliche Kenntnis der griechischen Sprache und der politischen Verhältnisse Athens, sondern auch eine besondere Auf-

merksamkeit, um das Besondere dem Allgemeinen, die Theile dem Ganzen richtig anzupassen und auf diese Weise gleichsam aus dem Sinne des griechischen Verfassers dessen Ansichten und Berichte treffend zu entwickeln und die schmale Grenze der Treue und Klarheit überall einzuhalten. Dass die vorliegenden Übersetzungen allen diesen Anforderungen nicht entsprechen, konnte bei den obgenannten Schwierigkeiten schon vorausgesetzt werden; lässt ja doch auch die durch ihre stilistische Form anziehende deutsche Übersetzung Kaibels und Kießlings, welche beide polnischen Übersetzungen berücksichtigen, manches zu wünschen übrig.

Um die Schattenseiten beider Übersetzungen und das gegenseitige Verhältnis derselben klarer hervortreten zu lassen, mag es angemessen sein, eine bündige Analyse des Inhaltes des II. Capitels der griechischen Schrift vorauszuschicken. In dieser Zeit, mit deren Beschreibung unsere Schrift anhebt, existierte schon in Athen eine aus zwei Bestandtheilen zusammengesetzte, herrschende Bürgerclasse, die des Geschlechtsadels (*ἄριστοι, ἀριστίνδην*) und die der Reichen (*πλούσιοι, πλουτίνδην*; vgl. III, 1); beide Classen werden zusammen II, 1 (vgl. V, 1) *γνώριμοι* genannt und dem *πλῆθος* oder *δῆμος* (vgl. *plebs* und *nobiles* seit dem Jahre 300 v. Chr. in Rom) entgegengestellt. Sie sind im Vergleiche mit dem *πλῆθος* die Wenigen (*ὀλίγοι*), deshalb wird ihr politisches Übergewicht oder ihre Herrschaft *ὀλιγαρχία* genannt. Unter diesem *πλῆθος* litten am meisten die Unbemittelten (*πένητες*), weil sie, um Unterhalt zu verdienen, gezwungen waren, gegen Einnahme eines Theiles des Gesammtertrages die Äcker der Reichen zu bebauen und für die Nichterstattung des Mietzinses nach bestehenden Gesetzen mit ihren Frauen und Kindern in die Haft und zeitliche Sklaverei der Gläubiger, d. i. der Grundbesitzer gelangten (*ἀγώγιμοι ἦσαν*). Das *δουλεύειν*, mit welchem Ausdruck der Zustand und die Stellung jener Pächter bezeichnet wird, geht nicht auf die Rechtsverhältnisse der Miete selbst, da es den Armen freistand, die Miete einzugehen oder nicht, sondern auf die gesetzlichen Folgen der Nichterfüllung der Bedingungen des Contracts. Was nun diese Bedingungen anbelangt, so ist es an sich nicht wahrscheinlich, dass die Pächter fünf Sechstel des Ertrages behielten und ein Sechstel an die Eigenthümer erstatteten; solche Bedingungen wären für die Pächter zu vortheilhaft, als dass sie massenhafte Verschuldungen und Sklavereizustände nach sich ziehen könnten, welche nach unserer Schrift hauptsächlich eine Empörung der Masse des Volkes zur Folge hätten. Auch scheint der Satz *ἡ δὲ πᾶσα γῆ δι' ὀλίγων ἦν* eben anzudeuten, dass diese schweren Bedingungen die Pächter nur deswegen annahmen, weil der Grundbesitz in den Händen weniger Reichen ruhte und diese im Einverständnisse untereinander bei diesen Bedingungen beharrten. Wie *μισθόω* vom Standpunkte des Eigenthümers in Bezug auf den Pächter oder vom Standpunkte des Pächters in Bezug auf das Pachtgut gesagt werden kann, so bezeichnet in unserem Capitel *μίσθωσις* an erster Stelle den Lohn, welchen der Pächter für die Bebauung des Ackers erhält, an zweiter den Mietzins, welcher dem Grundbesitzer erstattet wird. Wie dem auch sein mag, riefen diese Pachtverhältnisse massenhafte Sklavereizustände hervor und waren der Hauptgrund der Empörung der Mehrzahl (*τοῖς πολλοῖς*) der Bürger (*τῶν κατὰ τὴν πολιτείαν*: nach Kaibel-Willamowitz und Blass). Überdies aber empörte sich die Mehrzahl auch darüber, dass sie von der Theilnahme an Bürgerrechten fast ausgeschlossen war.

Nach dieser Auseinandersetzung wird es klar, dass Paszkiewicz nicht richtig 1. *γνώριμοι* durch »Adel«, 2. *πένητες* durch »arme Bauer«, 3. das *δουλεύειν* durch »Frohndienst« (die Pächter waren wohl nicht an die Scholle gebunden), 4. *πελάται* durch »Unterthanen«, 5. *τῶν κατὰ τὴν πολιτείαν* durch »unter solchen socialen Verhältnissen« wiedergibt. Auch entfernt sich P. vom Sinne des griechischen Textes, wenn er die Ackerpachtverhältnisse als den gesammten Inhalt der oligarchischen

Zustände darstellt, während im Griechischen die Partikeln *καὶ δὴ καί* nur eine besonders wichtige Folge und Erscheinung dieses Zustandes hervorkehren.

Die Übersetzung von Wierzbicki ist an den in der vorangehenden Übersetzung beanstandeten Stellen correcter; sie hat aber andere, bedeutendere, gewöhnlich auf grammatische Missverständnisse zurückgehende Fehler. So wird hier ganz falsch *τοῖς τε ἄλλοις πᾶσι* auf Personen bezogen und als dativus incommodi wiedergegeben; dann wird gesagt, dass die Hektemoroi aus dem sechsten Theile ihrer eigenen Habe lebten; gegen Ende wird der weniger glaubwürdige Kenyon'sche Text (2. Aufl.) *τῶν κατὰ τῆς πολιτείας ἀρχῶν μὴ μετέχειν* zu breit und zu frei paraphrasiert, und endlich *ὡς εἶπεῖν* durch „wie gesagt worden ist" übersetzt. Kleinere Ungenauigkeiten des Ausdruckes übergehe ich.

Ein ähnliches Verhältnis der Schattenseiten beider Übersetzungen wiederholt sich in den nächsten Capiteln. Cap. III, §. 1: *τάξις τῆς πολιτείας*: P. „tok rozwoju konstytucyi", W. „zarys ustawy" — eher: ustrój (układ) konstytucyi. Bei W. ist der Zusatz „mniej więcej" zu *τοιάδε* unbegründet. §. 2: *πρῶται* heißt nicht „die vornehmsten", wie W. übersetzt. *ἐν ἀρχῇ* heißt nicht „seit undenklicher Zeit" (P.); auch *πάτριος ἦν*, wie Blass liest, kann das nicht bedeuten. §. 3: *οἱ πλείους* = viele (P.). §. 4: *μόνη* unübersetzt (P.); *ἤδη κατ' ἐνιαυτὸν αἱρουμένων τὰς ἀρχάς* = und zwar nur auf ein Jahr (W.). §. 5: *ἀνῳκοδόμησε* = wybudował (W.) anstatt odbudował. — Cap. IV, §. 2: *παῖδας ἐκ γαμετῆς γυναικὸς γνησίους* eher ze ślubnej małżonki prawowitych, als „z prawej m. prawych" (P.); *τούτους δ' ἔδει διεγγυᾶν τοὺς πρυτάνεις κτλ.* (Blass): obgleich die Lesart hier unsicher ist, so kann die Stelle doch nicht bedeuten: Diese hatten die Pflicht, den Prytanen, Strategen und Hipparchen einen Unterhalt zu geben (W.). — Cap. V, §. 2: die Wiedergabe der Verse Solons hier und §. 3 entfernt sich zu weit von dem überlieferten Texte (P.); *ἐκ .. τῶν ἄλλων ὁμολογεῖται* falsch auf die Berichterstatter bezogen (W.). — Cap. VI, §. 2: *ἐν οἷς* = aus diesem Grunde (P.); *συνέβη Σόλωνι* = „wypadało Solonowi" (W.). §. 4: *ὅτι δὲ ταύτην ἔσχε κτλ.* ganz willkürlich wiedergegeben (W.). — Cap. VII, §. 4: *οὐδ' ἂν εἷς εἴποι* = kann nicht antworten (P.). — Cap. VIII, §. 3: *ναύκραροι* = Capitänschaften (P.) mit Kaibel und Kießling. §. 2 missverstanden bei W. §. 4 wurde *δὲ* durch „besonders" wiedergegeben und *ἔταξεν* blieb unübersetzt (P.). §. 5: *πολλάκις* ausgelassen (P.). — Cap. IX, §. 1: *τὰ περὶ τὰς ἀρχάς* = die Verwaltungsverhältnisse (W.); *δοκεῖ* = wie es scheint (W.). §. 2: *ἐκ τῆς ἄλλης πολιτείας* = nach seiner eigenen politischen Wirksamkeit (P. mit Kaibel und Kießling). Die Stelle bedeutet eher „nach jenen anderen politischen Verhältnissen". — Cap. X ist bei W. zu frei übertragen worden.

Aus genauer Vergleichung dieser Stellen folgt das, was ich schon in Bezug auf das 2. Capitel angemerkt habe, dass die Übersetzung von Wierzbicki viel fehlerhafter ist als die von Paszkiewicz, und namentlich dass die erstere mit grammatischen Missverständnissen entstellt ist, von denen sich die zweite im großen und ganzen freihält. Die Übersetzung von P. hat vor der von W. noch einen anderen Vorzug, nämlich den, dass sie mit einem meist entsprechenden, auf die Bedeutung und Wichtigkeit der einzelnen Stellen der übersetzten Schrift eingehenden Commentar begleitet ist. In dieser Richtung hätte die Übersetzung P.s an Wert noch gewonnen, wenn er an solchen Stellen, wo die Lesart unsicher ist, angemerkt hätte, welchem Texte und aus welchen Gründen er demselben folgt (vgl. z. B. III, 3: *ὡς ἐπὶ τῆς ἐκείνου βασ. κτλ.*). Endlich sei noch bemerkt, dass zu den Schattenseiten der Übersetzung P.s auch die unzweckmäßige Modernisierung der Namen griechischer Behörden und Einrichtungen gehört, während W. mit Recht dieselben beibehält.

Lemberg. B. Kruczkiewicz.

108. Králičeк Anton, Die sarmatischen Berge, der Berg Peuke und Karpates des Claudius Ptolemäus. Progr. der Oberrealschule in Kremsier 1894, 8°, 27 SS.

Diese Abhandlung erörtert vorläufig den ersten Theil des Problems und tritt auf Grund allseitiger Betrachtung der geographischen, historischen und ethnographischen Angaben aus dem Alterthume und unter eingehender Berücksichtigung der bisher erschienenen Literatur dafür ein, dass die sarmatischen Berge des Ptolemäus jene Gebirgsgruppen bezeichnen, die sich nordöstlich von der großen Biegung der Donau bis zu den West-Beskiden hinziehen.

Graz. Adolf Bauer.

---

109. Sallač Josef, O tělesné výchově na středních školách v Rakousku (Über die körperliche Erziehung an österreichischen Mittelschulen). Progr. des k. k. Staatsgymn. in Reichenau a. d. K. 1894, 8°, 32 SS.

Einer anspruchlosen historischen Einleitung folgt der erste Theil einer auf amtlichen Daten beruhenden Übersicht alles dessen, was infolge und im Sinne der hohen Min.-Verordnung vom 15. September 1890, Z. 19.097, für die körperliche Erziehung an österreichischen Mittelschulen unternommen wurde. Die sorgfältig zusammengestellten statistischen Ausweise und graphische Veranschaulichung der Theilnahme der Schüler an Turnübungen an allen österreichischen Mittelschulen, die Aufzählung der Spiele und Turngeräthe, die Verzeichnisse der Fachschriften und Firmen, welche das nöthige Unterrichtsmittel liefern, und eine eingehende Beschreibung des Rugby Football's kommen gewiss sehr gelegen. Der Verf. wolle mit Beendigung seiner Arbeit nicht säumen; des Dankes für seinen Fleiß kann er versichert sein.

110. Krecar, Dr. Ant., Česká literatura aesthetická (Böhmische ästhetische Literatur). Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Schlan 1894, 8°, 37 SS.

An dieser Übersicht gefällt uns die sorgfältige und genaue Registrierung einzelner ästhetischer Schriften; doch den sonstigen Anforderungen, welche an eine solche Übersicht gestellt werden müssen, kommt der Verf. hier noch in geringerem Maße nach, als in beiden von uns seinerzeit angezeigten Übersichten der logischen und psychologischen Literatur. Wie man aus der Einleitung schließen kann, steht der Verf. der neueren wissenschaftlichen Thätigkeit auf dem ästhetischen Gebiete ferne; die Eintheilung der Richtungen in formale und inhaltliche (obsahové), welche z. B. im Buche Durdiks, von welchem der Verf. völlig abhängig ist, ganz passend und berechtigt ist, genügt zur Orientierung nicht und konnte ganz gut im Capitel, welches diesem verdienstvollen Schriftsteller gewidmet ist, platzfinden oder einfach wegfallen. Die Partie über allgemeine Ästhetik und die Poetik ist ziemlich vollständig. Es fehlt sonderbarerweise die Erwähnung von Kosinas wichtiger Schrift: Hovory Olympské und einiger Schulbücher, z. B. derjenigen von Petrů-Pošik, Madiera, Jungmann u. a. Die Bedeutung einzelner Kritiken in Zeitschriften ist nicht berücksichtigt; überhaupt ist die Grenze zwischen dem ästhetischen und literarhistorischen Gebiete nicht markiert, so dass man im unklaren bleibt, ob der Verf. einiges absichtlich oder aus Versehen unbeachtet lässt. Wir glauben, dass Sabina, Havlíček, Neruda, Hálek, Zákrejs, Durdík, Nebeský und manche neuere Schriftsteller auch als Kritiker von poetischen Werken in der ästhetischen Literatur in gleichem

Maße Erwähnung verdienen, wie die Kritiken von darstellenden Kunstwerken.

Äußerst dürftig ist die Übersicht der musikalischen ästhetischen Literatur. Ich mache bloß darauf aufmerksam, dass hier nicht eine einzige von den ziemlich zahlreichen musikalischen Zeitschriften erwähnt wird, ferner dass der Verf. nur eine Geschichte der Musik, die von Hostinský, kennt und von den musikalischen Streitfragen über das Wesen der Volksmusik, über den Wagnerianismus, über die Berechtigung des Melodramas u. dgl., welche in böhmischen Zeitschriften zu lebhaften Erörterungen Anlass gaben, keine Ahnung hat. Demgemäß ist auch das bibliographische Verzeichnis ungenügend. Um die Literatur der darstellenden Künste ist es nicht besser bestellt. Dagegen gibt es in der Schrift viele überflüssige Anmerkungen.

111. Mrňávek Josef, Deset let trvání české realné školy Matice školské v Č. Budějovicích (Zehnjährige Geschichte der Anstalt). Progr. der Privat-Oberrealschule in Budweis 1894, 8°, 52 SS.

Den eigenartigen Existenzbedingungen dieser aus freiwilliger Opferwilligkeit der breitesten Volksschichten entstandenen Privatanstalt ist die Darstellung des Verf.s angepasst, indem sie sich in ausführlichen Schilderungen verschiedener Festlichkeiten ergeht und nebst dem Verzeichnisse der Spender auch ein gelungenes Porträt des um die Anstalt bestverdienten Herrn Dr. August Zátka enthält. Pläne des schönen Gebäudes und Abbildungen einzelner Localitäten desselben schmücken die Schrift.

112. Macháček Johann, Paměti c. k. českého gymnasia v Čes. Budějovicích za prvních 25 let jeho trvání (25jährige Geschichte der Anstalt). Progr. des k. k. böhm. Gymn. in Budweis 1894, 8°, 50 SS.

Das meiste Interesse erweckt die Entstehungsgeschichte dieser vom hochherzigen Bischofe Johann Valerian Jirsík im Jahre 1868 gegründeten Anstalt und die Beschreibung der schönen Schulkirche. Die chronikartige Anordnung und Behandlung des Stoffes erschwert die Übersichtlichkeit der sonst fleißigen Arbeit.

113. Tůma Johann und Klvaňa Josef, Paměť desítiletého trvání ústavu (10jährige Geschichte der Anstalt). Progr. des k. k. böhm. Obergymn. in Ungarisch-Hradisch 1894, 8°, 36 SS.

Eine Art Gymnasialktisis im wahren Logographenstil. Der Stoff ist in eine Reihe von Übersichts- und statistischen Tabellen condensiert, welche dem Zwecke vollkommen genügen. Die die Anstalt selbst betreffenden Daten sind vom Director gesammelt. Von Prof. Klvaňa rührt die Statistik betreffs der Population und der Volksschule her.

Neubydžow. Dr. Franz Krejčí.

Entgegnung.

Die Behauptung, ich hätte nur die einschlägige deutsche Literatur benutzt, ist vollständig unrichtig. Denn im Aufsatze werden angeführt: Fessler, Geschichte von Ungarn; Franz Rákóczy II., Fürst von Ungarn

und Siebenbürgen. Ein historisches Charakterbild (Leipzig, Wigand 1854, ganz vom magyarischen Standpunkte); Histoire des revolutions de Hongrie (A la Haye 1739): Memoires du prince François Rákóczy sur la guerre de Hongrie (zweiter Theil des vorigen); Engel, Geschichte Ungarns; Katona, Historia critica regum Hungariae stirpis austriacae; Memoires complets et authentiques du duc de Saint-Simon sur le siècle de Louis XIV. et la régence (Paris 1857). Sind die angeführten Werke aus der deutschen Literatur? Wenn der Hr. Beurtheiler meinen Aufsatz gelesen und nicht bloß durchgeblättert hätte, so hätte er bemerken müssen, dass es mir hauptsächlich um die Ausbeutung der von Fiedler veröffentlichten Actenstücke zu thun war, und dass ich ein Bild Rákóczys aus seinen eigenen Briefen und Schriften gewinnen wollte. Wenn er mir ferner den gänzlich unberechtigten Vorwurf macht, dass die Werke Thalys, »des besten Kenners dieser Zeit« für mich nicht zu existieren scheinen, so muss ich erwidern, dass sie mir bei meiner (allerdings sehr oberflächlichen) Kenntnis der magyarischen Sprache wohl so gut bekannt sind, wie dem Hrn. Beurtheiler, dass ich aber keinen Grund hatte, sie zu benutzen. Denn das »Lebens- und Charakterbild« wollte ich als Deutscher von meinem Standpunkte entwerfen und zwar für meine Schüler, denen magyarische Geschichtsauffassung vollständig ferne liegt. Selbst wenn mir die gesammte magyarische Literatur zur Verfügung gestanden wäre, was in einer Provinzstadt unmöglich ist, so hätte ich sie nicht benutzt, weil ich sie für meinen zunächst patriotischen Zweck nicht brauchte. — Über eine derartige Beurtheilung eines gut gemeinten und, wie ich von berufenerer Seite weiß, auch gelungenen Aufsatzes kann ich nur mein Bedauern aussprechen.

Brünn. Julius Miklau.

Erwiderung.

Ich habe von meinem früher abgegebenen Urtheile kein Wort zurückzunehmen — ich könnte es höchstens noch verschärfen. Der Verf. wird sich ja bei dem Urtheile der »Berufeneren« beruhigen. Ich möchte aber dagegen protestieren, dass dies Historiker sind. Die Historie hat sich von keinen anderen Nebenabsichten und Endzielen leiten zu lassen, als denen, die auf die Wahrheit gerichtet sind.

Graz. J. Loserth.

Nekrolog.

Am 8. April d. J. verschied zu Graz der k. k. Schulrath, Gymnasialdirector im Ruhestande, Theodor Pantke, im 70. Jahre seines Lebens. Zu Hennersdorf in Preußisch-Schlesien am 5. Januar 1827 geboren, widmete er sich nach Absolvierung des Gymnasiums an der Universität Breslau zunächst theologischen, später aber ausschließlich philologischen Studien und nahm nach zurückgelegtem Universitätsquadriennium, 24 Jahre alt, eine Supplentenstelle an dem damaligen k. k. katholischen Gymnasium zu Teschen an. Es war um jene Zeit, als Bewerbungen jüngerer Lehrkräfte aus den deutschen Reichslanden um offene Lehrposten an den österreichischen Staatsgymnasien nicht ungern gesehen, ja sogar vielfach begünstigt wurden.

Im Jahre 1853 wurde P. in das philologisch-historische Seminar der Universität Wien berufen und gleichzeitig als Supplent am akademischen Gymnasium in Verwendung genommen. In demselben Jahre legte

er bei der Wiener Prüfungscommission die Staatsprüfung ab und erwarb das Befähigungszeugnis für den Unterricht in den altclassischen Sprachen an allen acht Classen eines Gymnasiums und wurde ungefähr ein Jahr darauf (im August 1854) zum wirklichen Lehrer des neuerrichteten Staatsgymnasiums in Hermannstadt ernannt. P. zählt sonach zu jenen Pionnieren, welche von dem damaligen Unterrichtsminister Grafen Leo Thun aus den nordwestlichen Kronländern nach Ungarn und Siebenbürgen entsendet wurden, um durch sie auch die südöstlichen Länder des Reiches der Wohlthat der begonnenen Gymnasial- und Realschulreform theilhaftig werden und die Bestimmungen des Organisations-Entwurfes an den neu eingerichteten Staatsanstalten zur vollen Durchführung bringen zu lassen.

In Hermannstadt erwarb sich P. in kurzer Zeit nicht bloß die Liebe seiner zahlreichen Schüler verschiedener Nationalität, sondern er gewann durch sein conciliantes Wesen und seinen offenen Charakter auch die Achtung der Collegen und der Bevölkerung in vollem Maße. Als er daher nach elfjähriger Lehrthätigkeit daselbst über eigenes Ansuchen an das Troppauer Staatsgymnasium (1865) übersetzt wurde, ward das Bedauern über seinen Abgang allgemein und gab demselben die „Hermannstädter Zeitung“, die Pantkes verdienstlichem Wirken einen sehr ehrenden Nachruf widmete, auch vollen Ausdruck. Nach vierjähriger Thätigkeit in Troppau erhielt P. eine Lehrstelle am k. k. Gymnasium im III. Bezirke Wiens und im Sommer des Jahres 1872 erfolgte seine Ernennung zum Director des in die Verwaltung des Staates übernommenen Gymnasiums der Franciscaner in Bozen. Im Jahre 1878 wurde er in derselben Eigenschaft an das k. k. Gymnasium in Görz berufen und gleichzeitig zum Mitgliede des k. k. Landesschulrathes für Görz und Gradisca ernannt. Wie in Hermannstadt wirkte er auch in Görz 11 Jahre, hochangesehen und hochgeachtet, und trat mit Schluss des Schuljahres 1889 nach 38jähriger Thätigkeit als Lehrer und Anstaltsleiter in den wohlverdienten Ruhestand. Wie sehr die hohe Unterrichtsverwaltung Pantkes Verdienste anerkannt und gewürdigt hat, ist daraus zu entnehmen, dass ihm bereits im Jahre 1882 der Titel „k. k. Schulrath“ und beim Scheiden aus dem Amte der Franz Joseph-Orden Allerhöchst verliehen wurde. In der That war P. ein hervorragender Schulmann, gleich ausgezeichnet durch Pflichttreue, gründliche Fachkenntnisse und reiche Lehrerfolge, wie durch Behandlung seiner Schüler, wobei er stets — was Plinius als das pulcherrimum et humanissimum ansieht — Strenge mit Milde zu paaren verstand.

Als er aus dem Amte scheidend in sein Otium sich begab, übersiedelte er von Görz nach Graz, trug aber schon den Keim einer langwierigen Krankheit in sich. Ein tückisches Herzleiden war es, das ihn in hohem Grade belästigte und das nur durch die Kunst des Arztes und die sorgsamste Pflege seitens der hingebungsvollen Familie einigermaßen gemildert wurde. Eine unbedeutende Erkältung genügte jedoch, um eine Verschlimmerung seines Leidens, das seinem Leben für immer ein Ziel setzen sollte, zu veranlassen. Er verschied in den Armen seiner Lieben. Unter den Trauernden, die ihm zur letzten Ruhestätte das Geleite gaben, befanden sich auch ein Hermannstädter, ein Bozener und zwei Görzer Collegen. Er ruhe in Frieden! Wir alle aber, die wir mit ihm zusammen wirkten und denen er stets ein sehr liebwerter Collega und Freund gewesen, wollen ihm ein treues Andenken bewahren.

Graz. J. A. Rožek.

XV. Protokoll der archäologischen Commission für österreichische Gymnasien.

(Mitgetheilt vom Schriftführer Prof. Feodor Hoppe.)

(12. Juni 1896.)

Anwesend sind die Mitglieder der Commission.

Der Vorsitzende, Landesschulinspector Dr. J. Huemer, begrüßt die Erschienenen und verweist darauf, dass das Modell des Parthenon, ausgeführt von Herrn Prof. George Niemann, in der Archäologischen Sammlung der Universität aufgestellt ist. Dem hohen k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht, Herrn Prof. George Niemann und Herrn Hofrath Otto Benndorf gebüre der wärmste Dank, dass ein so ausgezeichnetes Anschauungsmittel für Universitäten und Mittelschulen geschaffen wurde. Die Commission erklärt es für wünschenswert, dass in allen Universitäts- und Landeshauptstädten ein solches Modell aufgestellt werde; es sei dies besonders in jenen Städten leichter möglich, in welchen die bestehenden Museen die Kosten für die Herstellung des Modells eventuell mit Unterstützung des Staates und opferwilliger Privater beschaffen können.

Der Vorsitzende erwähnt ferner, dass die letzte (5.) Lieferung der im Auftrage der Commission von F. Hoppe herausgegebenen Bilder zur Mythologie und Geschichte der Griechen und Römer (Wien, Graeser) bald erscheinen werde.

Sodann macht der Vorsitzende aufmerksam, dass von der Gesellschaft für Vervielfältigende Kunst unter Mitwirkung namhafter Künstler und Gelehrter Bilderbogen für Schule und Haus nach Art der Münchener Bilderbogen herausgegeben werden; das erste Heft soll im September d. J. erscheinen. Die Bilderbogen werden die verschiedenen Unterrichtsdisciplinen umfassen; der Preis des Bogens ist auf 5 kr. (coloriert 7 kr.) festgesetzt.

Die Commission begrüßt dieses Unternehmen und spricht die zuversichtliche Erwartung aus, dass infolge der Herstellung billiger, aber sachlich und künstlerisch entsprechender Bilderhefte allmählich aus den Lehrbüchern die zerstreuenden Illustrationen verschwinden werden, abgesehen natürlich von den für das Verständnis nothwendigen Abbildungen z. B. in den mathematischen, physikalischen und naturgeschichtlichen Lehrbüchern.

Prof. E. Reisch (Innsbruck), unter dessen Führung die österreichischen Stipendisten einige Städte Italiens besuchten, spricht sich in einem Briefe über das Resultat der Reise sehr befriedigt aus und erwähnt unter anderem: „Alle Theilnehmer haben mir durch ihren Eifer und durch die Dankbarkeit, die meine Verdienste weit überschätzt hat, die Mühe reichlich gelohnt, so dass auch späterhin dies eigenartige Capitel meiner Lehrthätigkeit mir in angenehmer Erinnerung bleiben wird."

Daran anknüpfend hebt Hofrath Benndorf die Wichtigkeit der eingerichteten archäologischen Curse nicht bloß für die Mittelschullehrer, sondern auch für die den Curs leitenden Universitätsdocenten hervor und spricht den Wunsch aus, dass diese Institution eine ständige werden möge.

Es werden noch die großen Verdienste von W. Dörpfeld, Petersen und A. Mau um die archäologischen Wandercurse in Griechenland und Italien erwähnt. Besonders die österreichischen Stipendiaten wurden stets mit der größten Freundlichkeit von den genannten Gelehrten gefördert und unterstützt. Dies beweise auch ein Brief des Prof. S. Lederer, der in Italien und Griechenland eine große Anzahl von Aufnahmen besonders von Landschaftsbildern für das Skioptikon sammelte und in Griechenland sich der besonderen Unterstützung Dörpfelds erfreute.

Herr Prof. A. Conze (Berlin) theilt brieflich mit, dass die Generalverwaltung der Königlichen Museen in Berlin mit dankenswertem

Entgegenkommen bestimmt hat, dass jeder der folgenden Abgüsse, einschließlich guter Verpackung, aber ausschließlich der Transportkosten zu dem beigesetzten, erheblich ermäßigten Preise an höhere Schulen des Deutschen Reiches und Österreichs abgegeben werden soll, sobald zwanzig Abnehmer des Abgusses von Seiten des archäologischen Instituts bei der Generalverwaltung bis zum 15. Januar 1897 angemeldet sein werden. Verzeichnis der käuflichen Abgüsse des Kunstgewerbe-Museums: Nr. 269. Dorisches Capitäl vom Parthenon (verkleinert) 7 Mk., Nr. 273. Ionisches Capitäl vom Erechtheion (verkleinert) 15 Mk., Nr. 277. Korinthisches Capitäl vom Tempel des Jupiter Stator zu Rom (verkleinert) 32 Mk. 50 Pf. Verzeichnis der käuflichen Abgüsse der Museumsformerei (Originalgröße): Nr. 210. Statue des Sophokles im Lateran (Friederichs-Wolters 1307) 140 Mk., Nr. 264. Statue der Niobide (Chiaramonti) im Vatikan (Fr.-W. 1261) 153 Mk., Nr. 1279. Friesplatte vom Parthenon im britischen Museum (Michaelis Taf. 9, IX) 24 Mk. 50 Pf., Nr. 1866. Büste des Hermes von Praxiteles in Olympia 27 Mk., Nr. 2140 (unergänzt) oder 2141 (ergänzt). Weiblicher Kopf aus Pergamon in Berlin 9 Mk. Bestellungen sind vor dem 1. Januar k. J. zu richten an Prof. A. Conze (Berlin, W., Corneliusstraße 2).

Hierauf werden folgende Publicationen vorgelegt und von der Commission empfohlen:

1. Denkmäler griechischer und römischer Sculptur. Auswahl für den Schulgebrauch aus der von Heinrich Brunn und Friedrich Bruckmann herausgegebenen Sammlung. Veranstaltet und mit erläuterndem Text versehen von A. Furtwängler und H. L. Urlichs (Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vormals Fr. Bruckmann, München 1895). 5 Lieferungen zu je 10 Tafeln; Preis der Lieferung 20 Mk. Bei Subscription einer gewissen Anzahl von Exemplaren Preis des ganzen Werkes 70 Mk.

2. Jos. Langl, Grundrisse hervorragender Baudenkmale. Ein Lehrbehelf für den kunstgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten. (Ergänzung zu J. Langls Bildern der Geschichte.) Inhalt: Nr. 1. Tempel von Edfu. Nr. 2. Akropolis von Athen. Nr. 3. Parthenon. Nr. 4. Theater des Dionysos. Nr. 5. Forum Romanum. Nr. 6. Haus des tragischen Poeten in Pompeji. Nr. 7. S. Paolo fuori le mura, Rom. Nr. 8. Hagia Sophia in Constantinopel. Nr. 9. Moschee Tulun und Moschee des Sultan Hassan in Kairo. Nr. 10. Dom zu Speyer. Nr. 11. Dom zu Köln. Nr. 12. St. Peter zu Rom. Besonders für Realschulen geeignet.

3. Arthur Schneider, Das alte Rom. Entwicklung seines Grundrisses und Geschichte seiner Bauten auf 12 Karten und 14 Tafeln dargestellt. Mit einem Plane der heutigen Stadt sowie einer stadtgeschichtlichen Einleitung. Leipzig, Teubner 1896. 16 Mk.

4. Karl Sittl, Die Anschauungsmethode in der Alterthumswissenschaft. Gotha, Perthes 1896.

Schließlich werden die von Prof. Dr. W. Hensell (Darmstadt) hergestellten Modelle zur Veranschaulichung antiken Lebens besprochen und zur Anschaffung empfohlen. Die gegenwärtige Sammlung umfasst folgende Modelle: Homerischer Streitwagen (27 Mk.), Homerische Thür (9 Mk. 50 Pf.), Spinnapparat (6 Mk.), Aufrechter Webstuhl (17 Mk. 50 Pf.), Pluteus, Vinea, Grabschildkröte, Brechschildkröte (die vier Modelle zusammen 15 Mk.), Testudo arietaria (9 Mk. 50 Pf.), Schüttschildkröte (17 Mk. 50 Pf.), Belagerungsthurm (30 Mk.), Römische Katapulte (30 Mk.), Diptychon mit Stilus (5 Mk.), Buchrolle (9 Mk. 50 Pf.), Römisches Haus (48 Mk.). Den Modellen werden Erläuterungen unentgeltlich beigegeben; in den Preisen sind die Kosten für Verpackung und Versendung enthalten. Zu beziehen sind die Modelle nur direct von der Verlagsbuchhandlung Moriz Diesterweg, Frankfurt a. M.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Über den Gebrauch amphibrachischer Wortformen in der ersten Hälfte des griechischen und lateinischen Pentameters.

Wie weit wir noch von einer vollständigen und sicheren Kenntnis auch nur der elementarsten Regeln der antiken Verstechnik entfernt sind, glaube ich schon durch mancherlei Beobachtungen bewiesen zu haben, welche zum großen Theile sich mit Fragen beschäftigen, die nur deshalb so lange unbeantwortet geblieben waren, weil niemand daran dachte sie aufzuwerfen. Das mitleidige Lächeln und das „vornehme“ Todtschweigen, mit welchem viele meiner Fachgenossen über meine Arbeiten auf dem Gebiete der griechischen und römischen Metrik zur Tagesordnung übergehen, ist in der That die einzige Antwort, welche ein Mensch verdient, der beispielsweise zu dem Verse des Martialis 3, 39, 2

lusca *Lycoris* amat. quam bene lusca videt!

die kindlich naive Frage stellt, ob und wo noch sonst eine consonantisch auslautende amphibrachische Wortform, wie hier *Lycoris*, in der ersten Hälfte eines lateinischen Pentameters steht? Ich bemitleidenswerter Thor, der ich nun noch gar mich daran machte, alle lateinischen Pentameter (mit Ausschluss der inschriftlichen, auf deren Verwertung gewartet werden muss, bis Buechelers Edition vorliegen wird) nach jenem Gesichtspunkte durchzugehen! Ich muss nun jenen Herren, welche mich beharrlich als nicht existierend betrachten, zu meinem lebhaften Bedauern mittheilen, dass der abscheuliche Zufall, der mich schon so oft auf meine dümmsten Fragen anscheinend vernünftige Antworten finden ließ, mir abermals Gelegenheit gibt, „mich mit einer vermeintlichen Entdeckung zu brüsten.“ Der Thatbestand nämlich, der sich bei meiner Untersuchung herausstellte, ist folgender:

Consonantisch auslautende amphibrachische Wortformen sind in der ersten Hälfte des lateinischen

Pentameters vor Venantius Fortunatus (6. Jahrh. n. Chr.) so gut wie vollständig verpönt. Die einzigen Beispiele, welche vor Venantius Fortunatus sich finden, sind folgende: Martialis 3, 39, 2 lusca *Lycoris* amat. quam bene lusca videt! Ausonius, epigr. 99 P. (= 100 Sch.), 2 nunc tibi *amoris* adest copia, fructus abest.
Luxorius (A. L. 369, 2) hortus *amoenus* inest aptior et domino.
A. L. 394, 12 ude *December*, amat te genialis hiems.
A. L. 439, 4 parce: *premendus* erit, cum veteranus erit.

Erst Venantius Fortunatus bietet eine größere Anzahl von Beispielen, wenn auch im Verhältnisse zu der gewaltigen Masse seiner Pentameter verschwindend wenige, nämlich dreizehn: 3, 7, 40 lacunar; 3, 30, 18 triumphus; 5, 2, 40 racemus; 6, 5, 58 laboris, 84 petissŏs, 194 videbat (Conjectur), 302 recurrit; 6, 6, 14 sŭāvis; 7, 4, 14 aluntur; 7, 18, 20 papyrus; app. 2, 76 salutis; app. 34, 10 minister; spur. 1, 286 sepultat. Erst jetzt sieht man klar (vgl. Serta Harteliana S. 174), warum Ovidius ars am. 1, 88 schrieb: qui modo *pātronus*, nunc cupit esse cliens und nicht etwa: quique *pătronus* erat, nunc cupit esse cliens.

Ist schon die eben besprochene Thatsache merkwürdig genug, so ist noch merkwürdiger, was sich bezüglich der auf m auslautenden amphibrachischen Wortformen (z. B. amorem), welche natürlich nur mit Elision der letzten Silbe verwendbar sind, mir ergeben hat, nämlich: Auf m auslautende amphibrachische Wortformen sind von der ersten Hälfte des lateinischen Pentameters gänzlich ausgeschlossen. Diese Regel gilt, abgesehen von Paulinus Nolanus c. 25, 198 quoque *vicissim* illam Christus amore fovet, ausnahmslos, denn bei
Propertius 2, 8, 26 hoc *e͡odem* ferro stillet uterque cruor
und id. 4 (5), 7, 8 *e͡osdem* oculos: lateri vestis adusta fuit
haben wir es nicht mit amphibrachischen Wortformen zu thun. Ja, ich gehe noch weiter und gebe jenem Satze die allgemeinere Fassung: Auf m auslautende amphibrachische Wortformen sind vom lateinischen Pentameter gänzlich ausgeschlossen.[1]) Warum? Weil solche Wortformen im Pentameter nur mit Elision der letzten Silbe untergebracht werden konnten, diese Elision aber nahezu verpönt war, nicht bloß im Pentameter, sondern auch im Hexameter. In den Ovid-Texten stehen allerdings noch bis auf den heutigen Tag drei Beispiele dieser Elision:
Met. 1, 428 trunca vident numeris, *et eodem in* corpore saepe.

[1]) In den Serta Harteliana S. 175 habe ich zu dem Verse des Ovid ars am. 2, 32 dicere: *rēgressūs* non dabat ille viro bemerkt, dass eine Wortform wie *regressūs* (mit langer Ultima!) im Pentameter keinen Platz finden konnte, wenn nicht die erste Silbe lang gemessen wurde. Dasselbe gilt, wie sich jetzt zeigt, auch für *regressum*. Warum Ovid den Plural regressūs dem Singular regressum vorzog, ergibt sich aus dem Gesetze G^2 (Ges. d. Wortst. S. 583 ff.).

Ich lese: trunca vident numeris: *in eodem* corpore saepe.
Met. 11, 555 sede sua totos in *apertum everterit* aequor.

Der Neapolitanus beseitigt die Elision durch die Schreibung: *apertum verterit*, aber die Corruptel scheint tiefer zu sitzen.
Met. 15, 846 passa *recentem* animam caelestibus intulit astris.

Ich lese: *ingentem*, denn es ist ja die Seele Cäsars.

Doch dies nur nebenbei. Eine endgiltige Erledigung dieser Frage kann nur im Zusammenhange mit einer nach den richtigen Gesichtspunkten unternommenen Untersuchung der Elisionen im lateinischen Hexameter und Pentameter erzielt werden. Diese Untersuchung habe ich bereits in Angriff genommen, und vielleicht wird es mir vergönnt sein, sie zum Abschluss zu bringen.

Wir gelangen nunmehr zur Betrachtung des Gebrauches vocalisch auslautender amphibrachischer Wortformen in der ersten Hälfte des lateinischen Pentameters. Zunächst wenden wir unser Augenmerk jenen Versen zu, in welchen diese Wortformen mit Elision der letzten Silbe verwendet sind. Vor allem sind auszuscheiden die beiden Verse des Catullus 71, 6 illam affligit *odore*, ipse perit podagra und 75, 4 nec desistere *amare*, omnia si facias, welche die Elision vor der Hauptcäsur aufweisen. Die vervollkommnete Verstechnik gestattete sich bekanntlich diese Freiheit nicht mehr. Unter den übrigen Beispielen der Elision sondern wir jene Fälle aus, in welchen die elidierte Silbe ein *que* ist. Es sind folgende:

Propertius 3, 17 (4, 16), 12 spesque *timorque* animum versat utroque modo.
Ovidius, fast. 4, 38 sacra *patremque* umeris, altera sacra, tulit.
Martialis 7, 73, 6 quisquis *ubique* habitat, Maxime, nusquam habitat.
Ausonius, epigr. 23 P. (= 95 Sch.), 2 odit *utraque:* aliud da modo consilium.

Und nun die übrigen Fälle:

Ovidius, ars am. 2, 128 ille *referre* aliter saepe solebat idem.
id., trist. 2, 264 posse *nocere* animis carminis omne genus.
id., trist. 2, 562 quoque *favore* animi teque tuosque canam.
Ausonius, parent. praef. 10 voce *ciere* animas funeris instar habet.
id., parent. 15, 12 quaeque *futura* olim gaudia, nosse datur.
Venantius Fortunatus 7, 19, 4 prorsus *amore* uno viscera nostra tegunt.
id. 9, 1, 46 quando *ferire* habuit, reppulit hora necem.

Wir sehen also, dass die Elision der letzten Silbe von vocalisch auslautenden amphibrachischen Wortformen in der ersten Hälfte des lateinischen Pentameters nahezu verpönt war. Umso auffallender muss es erscheinen, dass ein so formvollendeter Dichter wie Ovid (wenn man, wie billig, von dem patremque fast. 4, 38 absieht) nicht weniger als dreimal einer Nachlässigkeit sich soll schuldig gemacht haben, welche sonst nur noch zweimal bei

Ausonius und zweimal bei Venantius Fortunatus angetroffen wird. Es verlohnt sich daher der Mühe, jene drei Verse näher zu betrachten. Sofort entfällt[1]) der Vers trist. 2, 264. Denn das ganze Distichon

persequar inferius, modo si licet ordine ferri,
posse *nocere* animis carminis omne genus

ist, wie Bentley längst erkannt hat, eine abgeschmackte Interpolation. Mit Recht haben sich seinem Urtheile Merkel, Riese, Ehwald, Guethling angeschlossen, alle ohne den metrischen Anstoß auch nur zu ahnen. Für mich aber ist das nocere mit dem elidierten Endvocal sozusagen Unterschrift und Siegel, das 'ipse feci' des Interpolators. Und nun trist. 2, 562. Das Distichon lautet:

aspicies, quantum dederis mihi pectoris ipse,
quoque *favore* animi teque tuosque canam.

Wie stimmt zu dem demüthigen Tone dieser langathmigen Supplik die Gönnermiene, welche hier Ovid plötzlich gegen den Kaiser und die kaiserliche Familie annimmt? Ich schreibe:

quo *fervore* animi teque tuosque canam.

Endlich ars am. 2, 128. Calypso lässt sich von Ulixes immer und immer wieder die Begebenheiten des trojanischen Krieges erzählen:

haec Troiae casus iterumque iterumque rogabat,
ille *referre* aliter saepe solebat idem.

Dies könnte nur heißen, dass Ulixes über dieselben Begebenheiten einander widersprechende Berichte lieferte. Aber gemeint ist, dass die Berichte bei vollkommen identischem Inhalte in der Form der Darstellung voneinander verschieden waren, somit:

ille *efferre* aliter saepe solebat idem.

Für den Kundigen bedarf es kaum der ausdrücklichen Versicherung, dass der Ausschluss der Elision bei vocalisch auslautenden amphibrachischen Wortformen sich nicht auf die erste Hälfte des lateinischen Pentameters beschränkt, sondern auch für die zweite Hälfte gilt. Was den Hexameter betrifft, so war zwar diese Elision nicht vollständig verpönt, aber doch abgesehen von den Fällen mit elidiertem que so außerordentlich selten, dass an einer entschiedenen Abneigung der Dichter gegen die Elision solcher Wortformen auch im Hexameter nicht zu zweifeln ist. Doch darüber werden meine früher erwähnten Untersuchungen, falls mir zu ihrer Beendigung Zeit, Kraft und Lust bleibt, genaueren Aufschluss bieten und auch noch über manche andere Dinge.

[1]) Herrn Hugo Magnus, welcher (Jahresberichte des philologischen Vereins zu Berlin 22 [1896], 52) die Verwendung des Wortes »entfallen« in der Bedeutung »wegfallen« als »schauerliches Deutsch« brandmarkt, diene zur gefälligen Kenntnisnahme, dass bei uns in Österreich Gebildete und Ungebildete, Gelehrte und Ungelehrte so sprechen und schreiben. Ein Austriacismus mag es sein, aber ein schauerliches Deutsch ist es gewiss nicht.

z. B. dass Wortformen von dem Schema ⏑ – ⏑ ⏑ sowohl mit vocalischem als mit m-Auslaut (imagine, imaginum) im lateinischen Hexameter und Pentameter nie oder fast nie Elision zuließen.

Wie verhält es sich nun mit dem Gebrauche nicht elidierter, vocalisch auslautender, amphibrachischer Wortformen in der ersten Hälfte des lateinischen Pentameters? Die erste Wahrnehmung, die sich aufdrängt, ist die der großen Seltenheit. So bietet Catullus 2 Beispiele, Tibullus (der wirkliche und der sogenannte zusammen) 1, bei Propertius finden sich allerdings 12, bei dem umfangreichen Ovidius 22 (außerdem in der Nux 1), bei dem ebenfalls pentameterreichen Martialis 14, in der ganzen Anthologia Latina ed. Riese 16, bei Ausonius 6, bei Paulinus Nolanus 10, bei Claudianus 2, bei Rutilius Namatianus 2, bei Maximianus 1, bei Orientius 1, bei Arator 1, bei Sidonius Apollinaris 1, bei Apuleius (FPR p. 377) 1, bei Avianus 0. Aber bei dem schreibseligen Venantius Fortunatus finden sich 64 Beispiele gegenüber der Gesammtsumme von 92 Beispielen bei allen früher genannten Dichtern. Weiter als das bloße Zählen führt die Betrachtung der einzelnen Fälle. Ich greife den Ovid heraus mit seinen 22 Fällen. Zunächst tritt folgende Gruppe von eigenartigem Gepräge hervor:

1. Her. 4, 144 oscula *aperta* dabas, oscula aperta dabis.
2. Her. 15, 40 nulla *futura* tua est, nulla futura tua est.
3. Her. 15, 198 plectra *dolore* tacent, muta dolore lyra est.
4. Her. 16, 352 quaque *timere* libet, pertimuisse pudet.
5. Am. 3, 3, 8 longa *decensque* fuit: longa decensque manet.
6. Am. 3, 6, 48 ungue *notata* comas, ungue notata genas.
7. Ars am. 1, 18 saevus *uterque* puer, natus uterque dea.
8. Trist. 5, 1, 26 unde *dolenda* canam: multa dolenda tuli.
9. Ex Ponto 3, 4, 112 saepe *parata* tibi, saepe paranda facit.

Diese neun Verse haben das gemeinsame Merkmal der Gegenüberstellung der beiden Vershälften verbunden mit Wiederholung desselben Wortes oder Wortstammes. Dagegen findet einfache Gegenüberstellung der beiden Vershälften in folgenden Versen statt:

10. Her. 5, 98 causa *pudenda* tua est: iusta vir arma movet.
11. Am. 1, 6, 60 illa *pudore* vacat, Liber Amorque metu.
12. Fast. 1, 392 causa *pudenda* quidem, sed tamen apta deo.
13. Trist. 1, 2, 4 saepe *premente* deo fert deus alter opem.
14. Ex Ponto 2, 2, 84 digna *parente* suo nominibusque datis.
15. Ex Ponto 4, 15, 18 quaeque *relicta* tibi, Sexte, vel empta tenes.

Ein besonderer Fall liegt vor in dem Distichon

16. Ars am. 1, 585 f. tuta frequensque via est, per amici fallere nomen;
tuta *frequensque* licet sit via, crimen habet.

Hier bedingt offenbar der vorangehende Hexameter die Gestaltung des Pentameters. In zwei Fällen war der Amphibrachys

in der ersten Pentameterhälfte wegen der etymologischen Deutung eines Wortes unvermeidlich, nämlich:

17. Fast. 1, 322 semper *agatne* rogat, nec nisi iussus agit.
18. Fast. 3, 654 amne *perenne* latens Anna Perenna vocor.

In zwei Fällen handelt es sich um Formen des Verbums esse, welchen der Dichter eine größere metrische Freiheit gestattet, nämlich:

19. Am. 2, 6, 62 ora *fuere* mihi plus ave docta loqui.
20. Fast. 4, 572 teque, *future* parens, Thybri, potentis aquae.

Jetzt erübrigen noch zwei Verse, welche eine eingehendere Betrachtung erfordern. Der eine Vers ist

21. Trist. 4, 10, 58 barba *resecta* mihi bisve semelve fuit.

Ich habe diesen Vers an drei Stellen meiner „Gesetze der Wortstellung im Pentameter des Ovid" erwähnt, nämlich S. 156, wo die Unzulässigkeit der Umstellung bisve-barba, S. 502, wo die Unzulässigkeit der Umstellung fuit-mihi, und S. 564, wo die Unrichtigkeit der Variante fuit-mihi nachgewiesen wurde. Aber es können in diesem Verse noch andere Umstellungen vorgenommen werden, worauf ich seinerzeit nicht geachtet habe. Es können resecta und semelve ihre Plätze tauschen, ebenso barba resecta und bisve semelve, endlich die ganze erste und die ganze zweite Hälfte des Pentameters. Würde es sich dabei bloß um Umstellungen handeln, welche den von Ovid befolgten Gesetzen der Wortstellung widersprechen, so wäre es kaum der Mühe wert, diese Lücke in meiner ohnedies überreichen Stellensammlung zu notieren.[1]) Aber die Sache liegt anders. Die von mir übersehene Umstellung

bisve semelve mihi barba resecta fuit

ist nicht bloß zulässig, sondern sogar nothwendig. Sie allein befriedigt die in meinem Buche S. 80 und S. 263 unter den Gesetzen B und C aufgestellten Forderungen. Als ein neues Argument für die Nothwendigkeit dieser Umstellung erweist sich nunmehr die so überaus große Strenge Ovids in der Behandlung der amphibrachischen Wortformen in der ersten Hälfte des Pentameters. Wenn Ovid die Wahl hatte, ob er resecta oder semelve in der

---

[1]) Anderes dieser Art anzumerken, wird an passenderem Orte sich Gelegenheit bieten. Diesmal will ich nur eine Bemerkung auf S. 541 des genannten Buches richtigstellen. Es heißt dort: »Ich kenne wenigstens keine Dichterstelle, welche die Kürze der aus Synalöphe von ă mit es entstandenen Silbe bewiese.« Auch Lucian Mueller kennt offenbar keine Belegstelle für kurzes ă's, da er De re metrica² p. 365 nur seine nichts weniger als sichere Conjectur naufragă's zu Anth. Lat. 21 (Octavianus), 204 anzuführen vermag. Sowohl er als ich haben zwei Verse des Martial übersehen, nämlich 3, 34, 2 *frigidă's* et nigra's: non es et es Chione und 9, 29, 2 *raptă's* ad infernas tam cito Ditis aquas. Für Martial steht also die Kürze fest. Warum ich sie für Ovid leugne, habe ich a. a. O. S. 541 f. gesagt. Ich verweise jetzt auch auf Propertius 2, 32 (3, 30), 61 quod si tu Graias tuque ēs imitata Latinas, wo nichts zu ändern ist.

ersten Hälfte des Verses unterbringen solle, so konnte für ihn die Entscheidung nicht zweifelhaft sein. Ein componiertes semel-ve erschien ihm an dieser Versstelle weniger anstößig, als der einheitliche Amphibrachys resecta. Selbstverständlich bilde ich mir nicht ein, dass die Vorzüge der Wortstellung

bisve semelve mihi barba resecta fuit

vor der überlieferten

barba resecta mihi bisve semelve fuit,

wenn sie mir überhaupt zugegeben werden, den Glauben an die Richtigkeit der Überlieferung bei Jenen erschüttern werden, welche Leichtigkeit der Production ohne Schleuderhaftigkeit sich nicht vorstellen können.

Der zweite Vers, mit welchem wir uns zu beschäftigen haben, ist (Nummer 22)

Trist. 4, 3, 20 teque *remota* procul, si modo vivit, amat.

Betrachten wir den Zusammenhang. Der verbannte Ovid blickt in einer Nacht zu den Sternen empor, speciell zum großen und kleinen Bären, welche als circumpolare Sternbilder niemals untergehen und daher jederzeit alles sehen, und bittet sie auf seine in Rom zurückgebliebene Gattin zu blicken und ihm zu berichten, ob sie noch seiner gedenke (V. 1—10). Aber kaum hat er diese Bitte ausgesprochen, so schämt er sich auch schon des unverdienten und für seine Gattin kränkenden Zweifels an der Unwandelbarkeit ihrer Treue (V. 11 ff.):

ei mihi, cur timeo? quae sunt manifesta, requiro!
cur iacet ambiguo spes mea mixta metu?
crede, quod est et vis, ac desine tuta vereri,
deque fide certa sit tibi certa fides.
quodque polo fixae nequeunt tibi dicere flammae,
non mentitura tu tibi voce refer:
esse tui memorem, de qua tibi maxima cura est,
quodque potest, secum nomen habere tuum.
vultibus illa tuis tamquam praesentis inhaeret,
teque remota procul, si modo vivit, amat.
ecquid, ubi incubuit iusto mens aegra dolori,
lenis ab admonito pectore somnus abit? eqs.

Man muss staunen, dass man bisher über die Verse 19—20 so ruhig hinweglesen konnte. Ovid äußert ganz nebenbei einen Zweifel, ob seine heißgeliebte Gattin überhaupt noch lebe (*si modo vivit*). Woher dieser Zweifel? Hat etwa seine Gattin ihm schon lange kein Lebenszeichen zukommen lassen? Hat er Nachricht von ihrer Erkrankung erhalten? Nicht eine Silbe in dem ganzen Gedichte deutet uns den Grund seines Zweifels an. Noch merkwürdiger ist es, dass er diesen Zweifel offenbar selbst gar nicht ernst nimmt. Das geht so weit, dass er seine Gattin, die nach V. 20 vielleicht schon todt ist, unmittelbar darauf V. 21 fragt, wie es mit ihrer Nachtruhe bestellt sei. In dem ganzen

Gedichte wird die Gattin als unzweifelhaft am Leben befindlich angenommen, und jenes *si modo vivit* in V. 20 huscht spurlos vorüber, ohne auch nur den leisesten Schatten in das Gemüth des zärtlichen Gatten zu werfen. Ich denke, dass der Tod der Gattin eine zu ernste Sache ist, als dass man von ihm sprechen durfte, bloß um — ein paar fehlende Silben in den Vers zu bringen. In diesem merkwürdigen Distichon wird auch von einem Porträt des Dichters gesprochen, welches seine Gattin immer und immer wieder betrachte. Wahrscheinlich besaß Ovids Frau ein Bildnis ihres Mannes, aber der Dichter sagt unmittelbar vorher: quodque potest secum *nomen* habere tuum, vermeidet es also absichtlich, irgend ein materielles Mittel, sich im Gedächtnis seiner Frau gegenwärtig zu erhalten, wie es Bilder und Büsten sind, zu erwähnen. Mit Recht, denn wahre Treue bedarf solcher Stärkungsmittel nicht. Treue! Das ist das richtige Wort, aber in dem Distichon steht *amat*. Dieses amat und das immerwährende Begucken des Bildes wären vollkommen am Platze bei einem Brautpaare oder einem jungen Ehepaare, aber unpassend, wenn nicht komisch, ist es, der jedenfalls in den besten Jahren befindlichen Gattin des alternden Ovid jugendliche Regungen zuzuschreiben. Mit einem Worte, das Distichon V. 19—20 ist ein abgeschmacktes Einschiebsel, welches sein Verfasser nicht einmal äußerlich mit den vorhergehenden Versen zu verknüpfen sich bemühte, wie der plötzliche und unmotivierte Übergang aus der indirecten Redeweise in die directe lehrt. Gegenüber den schwerwiegenden inneren Indicien für die Unechtheit des Distichons erscheint das äußere Indicium, welches der durch nichts entschuldigte Amphibrachys *remota* bietet, geringfügig. Aber vergessen wir nicht, dass in unserer Zeit, welche in begreiflicher und gerechtfertigter Reaction gegen die tolle Hyperkritik vergangener Tage den Hyperconservativismus begünstigt, jenes Distichon ungeachtet seiner Abgeschmacktheit wahrscheinlich noch sehr lange wäre geduldet worden, wenn nicht jenes remota durch den formalen Anstoß, welchen es erregt, zur Hervorhebung der sachlichen Anstöße dieser Stelle geführt hätte. Und nun noch eine Bemerkung, die sich mir unwillkürlich aufgedrängt hat. Vergleichen wir das soeben besprochene Distichon Trist. 4, 3, 19 f.

vultibus illa tuis tamquam praesentis inhaeret,
teque remota procul, *si modo vivit*, amat

mit dem früher besprochenen, längst als interpoliert erkannten Trist. 2, 263 f.

persequar inferius, *modo si licet ordine ferri*,
posse nocere animis carminis omne genus,

so fällt die Übereinstimmung der beiden einschränkenden Parenthesen hinsichtlich ihres thörichten Inhalts und ihrer sprachlichen Form sofort auf. Kaum kann ich mich des Gedankens erwehren, dass beide Disticha desselben Vaters Kinder sind.

Soviel über den Gebrauch amphibrachischer Wortformen in der ersten Hälfte des lateinischen Pentameters. Wie verhält es sich nun mit dem griechischen Pentameter? Solche Massen von Pentametern aus der Hand eines Dichters, wie sie uns in der römischen Literatur zur Verfügung stehen, besitzen wir in der griechischen Literatur, von Theognis abgesehen, nicht. Unser Beobachtungsmaterial besteht größtentheils aus Epigrammen, deren Autoren in vielen Fällen unbekannt oder zweifelhaft sind. Es ist also hier viel schwieriger, zu unzweifelhaften Ergebnissen zu gelangen. Aber einiges lässt sich doch sagen. Bei Kallimachos findet sich nicht ein einziges Beispiel eines Amphibrachys in der ersten Pentameterhälfte (und zwar ohne Unterschied des Auslautes), ja nicht einmal elidierte Wortformen dieser Art sind bei ihm in der ersten Pentameterhälfte anzutreffen. Man thut also recht daran, wenn man jetzt nicht mehr A. P. 7, 336, wo V. 6 *ἔπειτ'* steht, dem Kallimachos zuschreibt. Der von Goettling zu Fr. 71 Schn. des Kallimachos gedichtete Pentameter: *πύργον ἔδειμ', ἀνδρῶν πῆμα Συρακοσίων* wäre von Kallimachos vermuthlich nicht gebilligt worden. Die Vermuthung Bergks, dass der von Dionysios von Halikarnass de comp. verb. c. 25 citierte Pentameter: *κοῦραι ἐλαφρὰ ποδῶν ἴχνι' ἀειράμεναι* von Kallimachos verfasst sei, ist somit nicht gerade wahrscheinlich. Beliebt war der Amphibrachys in der ersten Pentameterhälfte auch bei den Griechen nie, aber abgesehen von Kallimachos, von dem wir es bei der relativ geringen Zahl seiner uns erhaltenen Pentameter auch nur vermuthen können, kann gänzliche Vermeidung dieser Wortformen nicht constatiert werden, sondern nur ihre Seltenheit, ohne dass sich dabei ein in die Augen springender Unterschied in der Behandlung der vocalisch und der consonantisch auslautenden, sowie der elidierten Wortformen herausstellt. Theognis bietet z. B. 5 vocalisch, 5 consonantisch auslautende und 5 elidierte (darunter 3 mit der Elision vor der Hauptcäsur). Immerhin wird man jetzt bei dem Verse A. P. 6, 122, 2 *τίς νύ σε θῆκε θεᾷ δῶρον ἐγερσιμάχᾳ* den Grund begreifen, welcher den Dichter abhielt, *σ' ἔθηκε* zu schreiben; desgleichen bei A. P. 6, 20, 2 *Λαΐς θῆκεν ἑῷ κάλλεϊ λῃϊδίην* den Grund der Vermeidung des *ἔθηκεν* (welches Jacobs conjicierte). Ja, man wird sogar zu A. P. 5, 196, 2 *Κύπρις ἔδωκεν ἔχειν, αἱ Χάριτες δὲ χάριν* die schüchterne Vermuthung wagen dürfen, es sei *δῶκεν* zu schreiben (vgl. A. P. 6, 26, 4). Sicher ist jedenfalls, dass die römischen Dichter, indem sie die amphibrachischen Wortformen in der ersten Pentameterhälfte theils gar nicht, theils nur in sehr beschränktem Maße zuließen, nicht einer Schrulle folgten, sondern einer Forderung des Wohlklanges, welcher auch ihre griechischen Lehrmeister, die einen mehr, die anderen weniger, Gehör schenkten.

Czernowitz. Hilberg.

Die Nachkommen der Herzogin Gutta von Österreich, Gräfin von Öttingen.

Ein Beitrag zur Genealogie der Häuser Habsburg und Luxemburg-Böhmen.

Unter den Fürstinnen aus dem Hause Habsburg, die als Ahnfrauen in andere Familien übergiengen und den Stamm zu noch blühenden Geschlechtern ausbreiteten, schien Gutta (Jutta), die Tochter des deutschen Königs Albrecht I. und der Herzogin Elisabeth von Kärnten, besonders bemerkenswert. Ihr Gemahl, Ludwig VI. Graf von Öttingen, der als Stammvater vieler europäischer Fürstenhäuser zu betrachten ist, pflanzte zwar nicht in männlicher Linie das so verzweigte Haus Öttingen fort, dessen gegenwärtiger Bestand vielmehr von Ludwigs Bruder, Friedrich I., einem Ahnherrn der großen Kaiserin Königin Maria Theresia, abstammt; allein durch seine Tochter Irmengard von Öttingen, die Großmutter des deutschen Königs Ruprecht von der Pfalz und der Schwester desselben, Anna, der Gemahlin des Herzogs Wilhelm I. von Berg (Graf von Berg und Ravensberg 1360, Herzog von Berg 1380, † 1408), wurde Ludwig einerseits ein Ahne des gesammten pfälzischen Hauses, so dass von ihm außer der alten Kurlinie auch die Häuser Simmern, Neuburg und Zweibrücken (jetzt Baiern) mit den zahlreichen weiblichen Linien sich ableiten, und andererseits erscheint er unter Vermittlung von Jülich-Berg und Kleve-Mark, durch Marie von Jülich-Berg-Ravensberg, sodann durch Marie Eleonore von Jülich-Berg-Ravensberg und Kleve-Mark-Ravenstein und endlich durch deren Tochter Anna von Preußen, als Stammvater der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen seit Georg Wilhelm, dem Vater des Großen Kurfürsten. Ludwig von Öttingen war aber zuerst mit Anna von Dornberg, dann mit Agnes von Württemberg, des Grafen Ulrich III. Tochter († 1317), und erst in dritter Ehe mit Gutta von Österreich († 1329) vermählt, und bezüglich der Nachkommenschaft dieser drei Frauen entsteht bei dem Mangel an beglaubigten Nachrichten eine verwickelte Frage. Die nähere Untersuchung begegnet indessen gerade bei Gutta verhältnismäßig geringeren Schwierigkeiten und sie wird als wahrscheinliches Ergebnis feststellen, dass Guttas Nachkommenschaft schon in der dritten Generation erloschen sein dürfte.

In die Genealogie des Hauses Öttingen gewährt einen besseren Einblick, als man ihn bisher gewinnen konnte, die neue „Stammtafel des mediatisierten Hauses Öttingen, 1895“ (ohne Angabe eines Verfassers, Verlegers oder Druckers), vom Vereine deutscher Standesherren veranlasst und nur für Vereinsmitglieder bestimmt, eine Arbeit, die auf zuverlässigem Quellenstudium zu beruhen scheint.[1])

[1]) Es ist zu bedauern, dass die von diesem hohen Vereine angeregten genealogischen Arbeiten, die für historische Studien von großem Werte sind, nicht leichter zugänglich gemacht werden. Bis jetzt erschienen

Es sind darnach weder die Daten jener drei Eheschließungen, noch auch die Geburtsdaten der fünf aus diesen drei Ehen hervorgegangenen Kinder bekannt, so dass nicht unmittelbar gewiss ist, welchen Müttern die Kinder angehören. Das mittlere der fünf Kinder ist die oben genannte vielfache Stammutter Irmengard, die mit dem 1300 gebornen, 1319 zur Regierung gelangten und schon 1327 gestorbenen Pfalzgrafen Adolf bei Rhein (vermuthlich um 1320) vermählt wurde, am 12. Mai 1325 ihren einzigen Sohn, den Pfalzgrafen und Kurfürsten Ruprecht II., den Vater des deutschen Königs Ruprecht, gebar und am 6. November 1399 (?) oder wohl 1389 (Stälin, Christoph Fr., Wirtembergische Gesch., 3, 692; Cohn 50) im Kloster Liebenau bei Heidelberg starb. Da ihre genealogische Bedeutung auch ihrer Mutter zukommt, so handelt es sich zunächst um die Frage, ob Irmengard von Öttingen die Tochter Guttas von Österreich ist.

Die vermissten Daten kann man sich bei Irmengard schon durch eine einfache Rechnung ersetzen. Wenn nämlich des Grafen Ludwig VI. zweite Gemahlin, Agnes von Württemberg, am 18. Januar oder Juni 1317 (Stälin 3, 693; Giefel, Schön und Kolb, Textheft zum Stammbaum des Württembergischen Fürstenhauses, Stuttgart 1895, S. 7) starb und seine Tochter Irmengard schon 1325 einen Sohn hat, so kann letztere nicht erst nach 1317 geboren sein und nicht als Tochter von Ludwigs dritter Gemahlin, unserer Gutta von Österreich, gelten. Der chronologischen Fixierung tritt man aber näher, wenn man den Zusammenhang in Erwägung zieht, durch welchen die Vermählung Guttas mit den Kämpfen ihres Bruders Friedrich des Schönen um das Reich so innig verknüpft ist. Bereits die 1316 vollzogene Verbindung der älteren Schwester Katharina mit Karl, dem Sohne des Königs Robert von Neapel, war für den Krieg der beiden durch die Doppelwahl zum deutschen Königthum berufenen Vettern Friedrich von Österreich und Ludwig von Baiern[1]) nicht unwichtig, indem König Friedrich bezüglich Italiens auf diese Heirat große Hoffnungen setzte (Schreiben an die Stadt Treviso bei Böhmer, Reg., S. 169, Nr. 86) und thatsächlich auch König Robert von Neapel sich beim Papst für Friedrich erfolgreich verwendete (Huber, G. Ö. 2, 128). So war auch die Verehelichung der jüngeren Schwester Gutta durch die Zeitverhältnisse bedingt. Ludwig von Öttingen, Grenznachbar Ludwigs von Baiern, seit der zweifachen Königswahl Anhänger der baierischen Sache und König Ludwigs vertrautester Rath (Böhmer, Reg., S. 10, Nr. 148), gieng 1319 aus unbekannter Ursache (Lichnowsky 3, 114) zu Friedrich über und versprach in

die Stammtafeln der Häuser Schönborn 1882, Hohenlohe, Solms 1883, Fürstenberg, Königsegg, Wied 1884, Castell, Leiningen 1885, Harrach, Quadt 1886, Stolberg, Isenburg 1887, Bentheim, Waldburg 1892, Erbach, Rechberg 1893, Bentinck, Giech 1894, Öttingen, Ortenburg 1895.

[1]) Ludwigs Mutter war Friedrichs Tante.

Baden am 26. April 1319 mit seinen Rittern und Rathgebern (Johann von Rechberg und vier anderen), im Kriege mit Ludwig von Baiern nicht wider König Friedrich und dessen Brüder sein, sondern ihnen helfen zu wollen (ib. Urk. Nr. 500). Um diesen wichtigen Anschluss an die Habsburger zu belohnen und um dieses Bündnis zu befestigen, gab König Friedrich dem Grafen von Öttingen die Hand seiner Schwester Gutta, und welch hohen Wert die habsburgischen Brüder diesem Ereignisse beilegten, kann man an dem Glanze der Festlichkeiten ermessen, die Herzog Leopold aus Anlass dieser Vermählung zu Baden an seinem Hoflager veranstaltete. Die Heirat Guttas kann daher nicht vor das Jahr 1319 angesetzt werden, und die Hochzeit ist jedenfalls dem Zeitpunkte sehr nahe gerückt, um welchen die Ehe Irmengards mit dem Pfalzgrafen bei Rhein geschlossen worden sein muss. Gutta kann also nicht die Mutter Irmengards und folglich nicht die Ahnfrau der oben angeführten Häuser sein. Nach dieser Richtung ist die Bemerkung ungiltig, die ich auf meiner 1892 im März gedruckten und im August ausgegebenen „Stammtafel zur Geschichte des Hauses Habsburg“ (Wien, Prag, Leipzig 1893) dem Namen Guttas unter 12 G beigesetzt habe.

Es sind nun Guttas wirkliche Nachkommen in Betracht zu ziehen. Gutta, die am 23. Februar 1329 in der Burg zu Wien starb und im Kloster Königsfelden ihre Ruhestätte fand, hatte einen Sohn und eine Tochter. Letztere, Elisabeth, von der man aus der unten zu erwähnenden Urkunde weiß, dass sie am 17. Januar 1380 noch gelebt hat, während der Tag ihrer Geburt wie ihres Todes unbekannt ist, wird durch die dem vorigen Jahrhunderte geläufige und neuerdings mitgetheilte Angabe interessant, dass sie nach dem 14. Januar 1366 mit dem Markgrafen Johann Heinrich von Mähren vermählt worden sei. Der Markgraf Johann, Kaiser Karls IV. Bruder, geb. zu Melnik am 12. Februar 1322, mit Mähren belehnt am 26. December 1349, gest. zu Brünn am 12. November 1375, heiratete bekanntlich 1330 als kaum neunjähriger Knabe die zwölfjährige Margarete Maultasch, die, seit 1335 Gräfin von Tirol, sich 1341 von ihm trennte,[1]) worauf

[1]) In diesem Zusammenhange muss man sich weitere auffallende Eheschließungen vergegenwärtigen. Margarete Maultasch heiratete, damals 24 Jahre alt, am 10. Februar, Faschingsonntag, 1342 auf Schloss Tirol (unbekannt vor welchem Priester) den um drei Jahre älteren Markgrafen Ludwig von Brandenburg, welcher seine erste Frau, Margarete von Dänemark, in seinem zwölften Lebensjahre geehelicht haben soll und am 17. September 1361, erst 46 Jahre alt, als Herzog von Oberbaiern starb. Ihr Sohn, Meinhard III., wurde höchstens fünfzehnjährig 1358 mit der zwölfjährigen Margarete von Österreich vermählt und starb am 13. Januar 1363, höchstens 20 Jahre alt, als Herzog von Oberbaiern und Graf von Tirol ohne Nachkommen. Die Maultasch überlebte noch die dritte Ehe ihres ersten Gatten. Nachdem sie am 2. September 1363 auf Tirol verzichtet (Huber, Gesch. der Vereinigung Tirols mit Österr. 1864 und G. Ö.

diese Ehe erst viel später, nach dem Processe vor dem päpstlich delegierten Bischof von Chur im Cisterzienserstifte Stams am 16. Juli 1349 auch kirchlich, wiewohl uns die sententia divortii fehlt, als ungiltig betrachtet wurde (Werunsky, Gesch. Kaiser Karls IV., 1880, I, 294. 451—454), dann 1350 Margarete von Troppau, welche die Mutter seiner drei Söhne und der Töchter wurde und 1363 starb (Grotefend, Stammtafeln der schlesischen Fürsten, 2. Aufl. 1889, Taf. XI, Nr. 5), darauf am 26. Februar 1364 Margarete von Österreich, die achtzehnjährige Witwe des am 13. Januar 1363 verstorbenen Herzogs Meinhard III. von Baiern-Tirol (einzigen Sohnes seiner ersten Frau, der Margarete Maultasch), Herzog Albrechts des Weisen Tochter und Guttas Nichte, die nach kurzer Ehe schon am 14. Januar 1366, erst 19 Jahre alt, so jung wie ihr erster Gemahl, kinderlos starb. Und nun würde sich Elisabeth von Öttingen, die Tochter Guttas und Cousine der eben genannten dritten Frau, als den Gemahl überlebende vierte Gattin anreihen. Da die Grafen von Öttingen seit der Aussöhnung Baierns mit Österreich eine vertrauensvolle, zwischen Albrecht II., dem Papst und dem Kaiser vermittelnde Stellung einnahmen und auch später mit diplomatischen Aufgaben betraut wurden, so ist diese Heirat nicht ohne Interesse. Wenn man die Erwähnung derselben auf dem maßgebenden, exacten Stammbaume der Luxemburger bei Huber, Regesten Kaiser Karls IV., Innsbr. 1877, S. 1, und darnach auch anderwärts, wo man sie erwarten dürfte, gänzlich vermisst, so mag die Ursache eher darin liegen, dass der Markgraf in der politischen Geschichte damals, besonders nach seinem Testament von 1366 (Cod. Moraviae diplom. et ep. IX. Brünn 1875, S. 324. Huber, Reg., S. 350), nicht mehr hervortrat (Huber, Allg. d. Biogr. 14, 235), während er in Mähren als gutmüthiger und beliebter Herr nur eine stille, aber fromme und wohlthätige Wirksamkeit entfaltete (Dudik, Gesch. des Benedictinerstiftes Raigern, I., Brünn 1849, S. 368), als darin, dass diese Heirat nicht hinreichend beglaubigt erschienen sein mochte. Die Angabe kann nur der im k. und k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien befindlichen Urkunde ddo. Wien, 17. Januar 1380 entnommen sein, in welcher sich Elisabeth von Öttingen, die dem Herzog Albrecht gegen eine lebenslängliche Rente eine Schuld erlässt und ihren Nachlass vermacht, „vormals Markgräfin von Mähren“ nennt. Aus dem ungenauen Abdruck dieses Schreibens bei Steyerer, Commentarii pro hist. Alberti II. ducis Austriae cogn. Sapientis, Lips. 1725, Addit. ad Cap. VII. col. 684, haben spätere Historiker geschöpft, wie Pubitschka, Gesch. Böhmens, Prag 1770

1885, 2, 172) und sich nach Wien zurückgezogen hatte, starb sie am 8. October 1369 im Alter von 51 Jahren. Leider ist ihr Grabmal in der Minoritenkirche wie das der Blanca von Frankreich und das der Isabella von Aragonien bei den Umbauten 1784 verschwunden.

bis 1801, V, 1, S. 605, und Lichnowsky 4, Urk. Nr. 1486, p. DCCXIV, und eben darauf beruht die kurze Erwähnung bei Dobner, Monum. IV, 1779, p. 366, Anm., auf den sich wieder Dudik, a. a. O., I, S. 368, beruft. Der auf Pergament in 14 Zeilen schön geschriebene Text lautet:

Wir Elizabeth von gots gnaden Grefinne von Ötingen, etwenn Marichgrefinne ze Mẽrhern, | veriehen, bechennẽ, und tũn chunt, das wir durch die lieb und trwe, die uns der durichleutig fürſte, unſ̃ | lieber ôhem herczog Albrecht, herczog ze Ôſterreich etc. erczaiget hat, und beſunder darumbe das er uns | geben und geſchaffen hat dreuhundert phunt Wienner phnñg, ierlicher nũtze, auf ſeiner maute ze | Stain, zu unſern lebtagen, als die brief lautent, die er uns darũber geben hat, haben wir mit gũter | vorbetrachtung wiſſentlich, demſelbñ unſerm liebm̃ ôhem, und ſein erben, quitt, und ledig laſſen, und | laſſen auch mit dem brief, der czwaytauſent, und fümfhundert phunt Wienñ phnñg, die er uns ſchuldig | beleibet, nach unſerr̃ brief ſag, die wir von in darumbe haben, was wir aber anderr̃ varender hab oder | gũtes haben, das mũgen wir ſchaffen und geben wem wir wellñ, und ſol uns daran nymand hindern | noch irren, Und wenne unſ̃ nichtmer ist, das wir mit dem tod abgeen, was wir danne unſerr̃ habe | oder gũtes hinder uns laſſen, wie das gnant iſt, das wir bey unſerm lebñ, nicht verſchaffen, noch vergebñ | hietten, das ſol alles auf unſern obgenantẽ ôhem, und ſein erbñ geuallñ. Mit urchund dies briefs, mit | unſerm anhangendem Inſigel beſigelt. Gebñ ze Wienn, an ſand Anthonij tag, Nach Chriſts gepũrd | dreuczehen hundert Jar, darnach in dem achczigiſtem Jare.

Neben dieser Urkunde[1]) kommt aber auch der Stiftungsbrief des Markgrafen Johann Heinrich vom 13. August 1375 für die Karthause in Königsfeld bei Brünn (Wolny, Kirchl. Topographie Mährens 1855, I, 2, S. 206) in Betracht, in welchem er die Zustimmung seiner Söhne sowohl, als auch seiner Gemahlin Elisabeth (*illustris Elisabeth Conthoralis nostre* ..) anführt, wobei wenigstens der Taufname stimmt. Steyerer, col. 684. Die Beweiskraft dieser Urkunden lässt sich aber noch durch eine Combination verstärken. Am 29. März 1371 verlieh Karl IV. zu Prag auf Bitten des vor ihn gekommenen Grafen Ludwig des Älteren von Öttingen dem Grafen Ludwig dem Jüngeren von Öttingen, dessen Vetter, die Grafschaft zu Öttingen und alle anderen Lehen und Güter, die der ältere Graf Ludwig von ihm und dem Reiche gehabt hatte, zu ihm und mit ihm in eine Hand (Huber, Reg. S. 410). Um dieselbe Zeit, Donnerstag nach Judica 1371, machte der Markgraf Johann Heinrich sein ausführliches Testament für die drei Söhne (Richter Franz, Das Testament des Markgrafen Johann von

[1]) Das angehängte Wachssiegel hat um den dreieckigen Wappenschild die Legende † S. ELISABET COMITISSA D̄ OETTING.

Mähren 1371: Notizenblatt, Beilage zum Archiv f. K. ö. G. I. Jahrg. 1851, S. 195—204). Am 22. April erklärte der Kaiser, dass sein Bruder Markgraf Johann von Mähren gekaufte oder von ihm erbaute Städte, Festen und Güter beliebig veräußern und über sie verfügen dürfe (Huber, Reg. S. 411, wozu noch kommt Reg. vom 21. Oct. S. 415). Dies ist ein auffallendes Zusammentreffen von Umständen, die erkennen lassen, dass die Heirat möglicherweise damals ins Werk gesetzt wurde. An dieser vierten Ehe Johanns interessiert uns nun die Thatsache, dass sie kinderlos blieb, so dass bei Elisabeth von Öttingen-Mähren, der Enkelin des Königs Albrecht I., die Nachkommenschaft Guttas einstweilen einen Abschluss findet.

Guttas einziger Sohn, Albrecht, Graf von Öttingen 1334—1357, hatte keinen männlichen Sprossen und nur eine einzige Tochter, Elisabeth, die er dem Grafen Heinrich IV. von Werdenberg-Sargans (Montfort, Weiße Fahne) aus der jüngeren Albecker Linie zur Gemahlin gab. Abgesehen nun davon, dass Graf Heinrich von Albeck noch eine zweite Ehe eingieng und sich mit Agnes Gräfin von Helfenstein vermählte (Stälin 3, 689), erlosch dessen Stamm in männlicher Linie bereits mit den Söhnen Heinrich, der schon 1375 aus dem Leben schied, und Konrad, der, nachdem die Herrschaft Albeck am 6. Februar 1383 an die Stadt Ulm verkauft worden war, nach dem 14. Februar 1406 gleichfalls kinderlos starb (Stälin Christoph Fr., Wirtembergische Gesch. 3, 689. Stälin Paul Fr., Gesch. Württemb. 2, 848). Bei der Ungewissheit, die in den genealogischen Daten des Hauses Werdenberg herrscht, bleibt es zweifelhaft, ob Heinrich mit seiner ersten Frau, Elisabeth von Öttingen, der Urenkelin des Königs Albrecht I., etwa eine Tochter hatte, die als Ahnfrau eines noch blühenden Geschlechtes gelten könnte, und die weibliche Fortsetzung des Hauses Habsburg durch Werdenberg-Sargans-Albeck ist zum mindesten eine offene Frage. Es empfiehlt sich daher auch aus diesem Grunde, auf die dem Namen der Herzogin Gutta und dem ihres Gemahls beigesetzte Bemerkung zu verzichten.

Graf Ludwig VI. von Öttingen († 29. Sept. 1346) hat zwar durch eine der früheren Ehen, wahrscheinlich durch die zweite, die mit Agnes von Württemberg, eine hohe genealogische Bedeutung erlangt; doch erscheint es mindestens als ungewiss, ob dies auch in der dritten Ehe, in der mit Gutta von Österreich, der Fall ist.

Wien. Franz Weihrich.

Die Vertheilung der Bevölkerung Österreich-Ungarns nach der Höhenlage der Orte.

Gelegentlich der Herstellung eines Orts-Lexikons, [1]) in welchem sämmtliche Orte mit mehr als 2000 Einwohnern, sowie die in jeder Beziehung wichtigsten Orte Österreich-Ungarns (incl. Occupationsgebiet) mit Angabe der Meereshöhe enthalten sind, unternahm ich es, die Vertheilung der Bevölkerung Österreich-Ungarns nach der Höhenlage der größeren Orte zu untersuchen. Dabei ergab sich die vollständige Abhängigkeit derselben von der morphologischen Gestaltung der Monarchie. Wie diese eine außerordentlich große Mannigfaltigkeit aufweist, ebenso verschiedenartig ist die Vertheilung der Bevölkerung nach der Höhenlage der Orte.

Wir theilen nun die Monarchie der größeren Übersicht halber in fünf verschiedenartige Ländergruppen von ziemlich gleich großem Flächeninhalte. Es sind dies von West nach Ost gezählt: die Alpenländer, Sudetenländer, Karpathenländer, Ungarn und die Karstländer, zu welchen auch das Occupationsgebiet einbezogen wurde.

Betrachten wir nun, bis zu welcher Höhe die Orte in den Alpenländern ansteigen, so finden wir im Ötzthale zwei Orte, Gurgl und Vent, welche in einer Meereshöhe von 1886 m, respective 1900 m liegen; es sind dies bekanntlich die höchstgelegenen Orte in den Alpenländern und auch in Österreich-Ungarn. In ähnlicher Höhe treffen wir auf der Nordseite des Ortler nur einen Ort an, nämlich Sulden in einer Höhe von 1845 m. Während aber Gurgl im Ötzthale nur 1870 m unter dem höchsten Punkte der Umgebung (Wildspitze 3770 m) sich befindet, liegt Sulden 2057 m tiefer als der Ortler (3902 m). Es liegen demnach die erwähnten Orte im Ötzthale sowohl absolut als auch relativ höher als im Ortlergebiete.

In den Sudetenländern reichen die Orte im Riesengebirge nur bis über das Niveau von 900 m. So hat Ober-Kleinaupa eine Höhe von 975 m. Höhergelegene Orte treffen wir im Erzgebirge, z. B. Platten mit 890 m und Gottesgab mit 1028 m Meereshöhe. Letzterer liegt nur um 216 m tiefer als der höchste Punkt der Umgebung (Keilberg 1244 m). Die höchstgelegenen Orte finden wir aber im Böhmerwalde. So liegt der Ort Aussergefild in einer Höhe von 1058 m und Buchwald in 1160 m Höhe. Hinter dem großen Arber (1458 m) steht somit Buchwald um 298 m zurück. Wir sehen also, dass auch in den Sudetenländern die höchsten Orte nicht bei den höchsten Gipfeln anzutreffen sind.

In den Karpathenländern finden wir dieselbe Erscheinung. Während am Nordfuße des höchsten Gebirgsstockes der Karpathen, der Hohen Tatra (2663 m) der höchstgelegene Ort Zakopane nur eine Meereshöhe von 837 m aufzuweisen hat, reichen die obersten Häuser des Ortes Zabie in den Waldkarpathen bis 1150 m Höhe.

---

[1]) Verlag: Artaria u. Co., Wien 1893.

In Ungarn treffen wir im Tatragebiete die beiden Orte Neu-Schmecks und Javorina nur in einem Niveau von über 1000 m. Ungleich höher aber liegt der Ort Magura im transsylvanischen Gebirge. Magura hat eine Meereshöhe von 1215 m. Der Ort liegt auf einem Plateau, dessen Wände 500—600 m steil gegen die Quellflüsse der kalten (hideg) Szamos abfallen. Der höchste Punkt in der Umgebung, der Dimbu ciru, hat nur 1330 m Höhe. Es beträgt also der Höhenunterschied zwischen beiden nur 115 m.

Auch in den Karstländern sehen wir die höchsten Orte nicht im Vereine mit den höchsten Erhebungen. Während z. B. in der Nähe des höchsten Punktes dieser Gruppe, des Maglič (2387 m), in Bosnien der höchste Ort Mrkalje nur bis 700 m reicht, treffen wir am Westfuße der Crvanj planina (1897 m) den Ort Kruševljani in einer Höhe von 1108 m.

Es zeigt sich also in allen Ländergruppen der Monarchie dieselbe Erscheinung, nämlich dass nirgends die höchsten Erhebungen auch die höchstgelegenen Ortschaften aufweisen, was wohl in der Steilheit ihrer Formen bedingt ist.

Wenn wir nun die tiefstgelegenen Orte unseres Gebietes aufsuchen wollen, so müssen wir uns an die Küste der Adria begeben. Einer der tiefstgelegenen Orte ist Grado mit 2 m Höhe, am tiefsten unter allen Orten liegt die Stadt Lesina auf der gleichnamigen Insel. Die Meereshöhe dieses Ortes beträgt 1 m. Die Orte in Österreich-Ungarn liegen demnach in einem Höhenintervall von 1—1900 m.

Es ist hier nicht meine Aufgabe, über die Vertheilung der Gesammtbevölkerung Österreich-Ungarns nach der Höhenlage der Orte, deren es circa 100.000 gibt, zu sprechen; ich beschränke mich bloß auf die Orte mit mehr als 2000 Einwohnern, von welchen ich an der Hand der Specialkarte 1 : 75.000 die mittlere Höhe zu bestimmen suchte. Als solche wurde meistens die Meereshöhe der Ortskirche angenommen; nur in denjenigen Fällen, in welchen die Kirche ganz außerhalb des Ortes und in einer wesentlich anderen Höhe sich befand, wurde die mittlere Höhe der Hauptmasse des Ortes bestimmt, und zwar nach den Isohypsen und den benachbarten Höhencoten. Für die Umgebung von Wien wurde die Karte 1 : 25.000 benützt und für Wien selbst die Karte 1 : 12.500. Da die Häusermasse von Wien, als ein geschlossenes Ganzes betrachtet, zwischen 100—300 m liegt, und da ferner auf der unteren Stufe, also zwischen 100—200 m, mehr als die Hälfte der Bewohner Wiens wohnen, so wäre es ganz nutzlos, die mittlere Höhe von Wien zu bestimmen, da in diesem Niveau nicht die meisten Menschen wohnen; wir müssen daher Wien in zwei ungleich große Hälften theilen. Die erste Hälfte umfasst die ersten neun Bezirke, den XI. Bezirk und einen Theil des XIX. Bezirkes. Dieses Gebiet liegt zwischen 100—200 m. Bestimmen wir die mittlere Höhe desselben, so bekommen wir den Ansatz 172 m, welcher der

Meereshöhe des Stefansdomes (170 m) nahezu gleichkommt. In ähnlicher Weise verfuhr ich auch bei Prag, Triest, Fiume usw. Es wurden also hauptsächlich diejenigen Orte berücksichtigt, welche ein geschlossenes Ganzes, also eine geographische Einheit bilden. Einzelne Orte, deren Häuser in sehr verschiedenem Niveau sich befinden, und von welchen daher keine mittlere Höhe, welche einen reellen Wert besäße, sich angeben ließ, wurden nicht in Betracht gezogen. Es sind dies 16 Orte, und zwar in Böhmen, Galizien, Ungarn, Croatien, hauptsächlich aber im Küstenland und in Bosnien. Sonach bleiben im ganzen 2802 Orte, welche ich für meine Untersuchungen verwertete. Diese Orte betragen circa 3% der sämmtlichen Orte der Monarchie, repräsentieren aber 36% der Gesammtbevölkerung.

Betrachten wir zunächst die Vertheilung der Orte in den einzelnen geographischen Gruppen nach den Höhenstufen, welche von 100—100 m angenommen wurden.[1]) Wir sehen zunächst, dass der Spielraum der größeren Orte in Bezug auf ihre Höhenlage ein viel geringerer ist als der Orte überhaupt. So beträgt z. B. bei den Alpenländern die Differenz zwischen beiden über 800 m. Wenn wir die sämmtlichen Gruppen miteinander vergleichen, so sehen wir, dass in denselben die größeren Orte durchwegs sich auf mehrere Höhenstufen vertheilen. Während aber in den Alpenländern die höchstgelegenen größeren Orte bis in das Niveau von 1100 m reichen, treffen wir sie in den anderen Gruppen durchwegs in einem um 200 m tieferen Niveau. Nach unten zu reichen die Orte in den Sudetenländern und Karpathenländern in das Niveau von 100—200 m, während die Orte der übrigen Gruppen bis zur Höhenstufe von 0—100 m herabreichen.

Die Höhenstufen, in welchen die meisten Orte auftreten, sind in den einzelnen Gruppen verschieden. Während in den Alpen-, Sudeten- und Karpathenländern das Maximum der Orte auf der Höhenstufe von 200—300 m sich befindet, sind in Ungarn die meisten Orte zwischen 100—200 m und in den Karstländern zwischen 0—100 m anzutreffen. Diese Erscheinung ist bedingt durch die Oberflächengestaltung der einzelnen Gruppen. In den Alpenländern haben wir auf der untersten Höhenstufe von 0—100 m nur zwei Orte. Am Gardasee und im Sarcathale liegen die beiden Orte Riva und Arco in dem Niveau von 0—100 m. Auf der folgenden Höhenstufe treffen wir schon mehrere Orte an, diese liegen zum Theil im Wienerbecken und im Tullnerbecken. Der größte Theil des Wienerbeckens liegt aber auf der Höhenstufe von 200—300 m, und hier liegen auch die meisten Orte der Alpenländer. Für Tirol ist ebenfalls diese Höhenstufe maßgebend, denn

[1]) Bei einem Vortrage, den ich hielt, wurde eine graphische Tabelle vorgewiesen, auf welcher die Vertheilung der Orte und der Bevölkerung durch je eine Curve dargestellt war.

an der tiefliegenden Etsch und Eisack sind die meisten Orte. Wir haben aber in Tirol ein zweites, ebenso großes Maximum von Orten zu verzeichnen, da für Nordtirol der Innfluss in Bezug auf die Zahl der Orte ebenso maßgebend ist, wie für Südtirol Etsch und Eisack. Auch Oberösterreich und Steiermark haben auf der Höhenstufe von 200 – 300 m die meisten Orte. In Oberösterreich liegen die Orte zumeist an der Donau und Enns, in Steiermark an der Mur und Drau.

In den Sudetenländern liegt nur ein geringer Theil des Elbe- und Marchgebietes in dem Niveau von 100—200 m, wir sehen daher verhältnismäßig wenig Orte auf dieser Höhenstufe. Ungleich mehr Orte bietet die nächst höhere Stufe, an welcher sich auch nunmehr Schlesien betheiligt; fast ein Drittel der Fläche dieses Landes, nämlich das Gebiet zwischen der Weichsel und Oder und östlich von der Weichsel liegt auf dieser Höhenstufe.

In den Karpathenländern treffen wir ebenfalls nicht auf der untersten Höhenstufe die meisten Orte. Am Unterlaufe des San liegen nur wenige Orte, ebenso bieten Dniester und Pruth nur eine geringe Fläche in diesem Niveau.

In Ungarn haben wir wohl zwischen 0—100 m sehr viele Orte, welche zumeist im Theißgebiete und an der Donau liegen. Die weitaus größte Anzahl der Orte bietet aber die große ungarische Tiefebene zwischen 100—200 m. Fast die Hälfte der sämmtlichen größeren Orte Ungarns liegen in diesem Niveau.

In den Karstländern sehen wir die meisten Orte am Unterlaufe der Drau und Save und an dem schmalen Küstenstreifen zusammengedrängt. Landeinwärts bietet sich selten Platz für eine größere Ansiedlung, da das Terrain vielfach Unebenheiten aufweist und außer den erwähnten nur wenige nennenswerte Flüsse vorkommen.

Wenn wir nun die österreichische Reichshälfte mit der ungarischen hinsichtlich der Vertheilung der Orte vergleichen, so sehen wir, dass in der ersteren die meisten Orte (36%) zwischen 200—300 m liegen, in der ungarischen Reichshälfte dagegen (43%) zwischen 100—200 m. In der ganzen Monarchie liegen die meisten größeren Orte (28%) auf der Höhenstufe von 100—200 m, was durch die große ungarische Tiefebene bedingt ist.

Wenn wir das Areal[1]) der einzelnen Ländergruppen in Betracht ziehen und berechnen, auf wieviel km² ein Ort entfällt, so sehen wir, dass die Sudetenländer verhältnismäßig die meisten Orte aufweisen; es kommt auf je 144 km² ein größerer Ort. Am ungünstigsten sind in dieser Beziehung die Karstländer, hier kommt erst auf je 758 km² ein Ort. In der österreichischen Reichshälfte

[1]) A. Penck: Der Flächeninhalt der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. (Sitz.-Bericht d. k. Akad. d. Wissensch. Mathem.-naturw. Cl. Bd. XCVIII. Abth. II, Juli 1889.)

kommt auf 240 km², in der ungarischen auf 209 km² ein Ort. In der Monarchie entfällt auf je 223 km² ein größerer Ort.

Betrachten wir nun die Vertheilung der Bevölkerung der größeren Orte in den einzelnen Höhenstufen. Als Regel gilt, dass auf derjenigen Höhenstufe, auf welcher die meisten Orte liegen, auch das Maximum der Bevölkerung sich befindet; eine Ausnahme sehen wir in den Alpenländern, wo das Maximum der Bevölkerung in einer tieferen Höhenstufe als das Maximum der Ortszahl angetroffen wird. Das ist der Einfluss von Wien. Rechnet man Niederösterreich nicht zu den Alpenländern, so fällt das Maximum der Bevölkerung sowie der Orte auf eine und dieselbe Höhenstufe. Noch ein weiterer Einfluss von Wien auf die Alpenländer ist zu constatieren. Wir sehen wohl bei allen Ländergruppen, mit Ausnahme der Karpathen, auf der maximalen Höhenstufe ein Überwiegen der Bevölkerung gegenüber der Ortszahl, aber nirgends tritt diese Erscheinung so scharf und deutlich hervor wie bei den Alpenländern. Nach oben zu nimmt überall die Bevölkerung rascher ab als die Zahl der Orte, jedoch bemerken wir, wenn wir die beiden Reichshälften miteinander vergleichen, einen auffälligen Unterschied in Bezug auf die Vertheilung der Bevölkerung. Während in Ungarn die Hauptmasse der Bevölkerung auf die zwei untersten Höhenstufen sich concentriert und dann eine rasche Abnahme der Bevölkerung nach oben zu stattfindet, sehen wir in Österreich eine mehr gleichmäßige Abnahme der Bevölkerung mit zunehmender Höhe.

Wie bei der Vertheilung der Orte die ungarische Reichshälfte ein größeres Maximum aufwies als die österreichische, so ist es auch bei der Vertheilung der Bevölkerung der Fall. In Ungarn entfallen auf die maximale Höhenstufe von 100—200 m 47% der Bevölkerung, in Österreich dagegen zwischen 200—300 m nur 39%. In der Monarchie beträgt das Maximum der Bevölkerung größerer Orte im Niveau von 100—200 m 34%.

Anmerkung. Für andere Länder sind bereits folgende derartige Werke erschienen: J. Burgkhardt: Das Erzgebirge. Eine orom.-anthropogeogr. Studie. Forschungen zur deutschen Landes- und Völkerkunde, herausgeg. von A. Kirchhoff, III. Bd., H. 3. Stuttgart 1888. L. Neumann: Die Volksdichte im Großherzogthum Baden. Ebend. VII. Bd., H. 1. Stuttgart 1892. O. Marinelli: La distribuzione altimetrica della popolazione in Sicilia. (Estratto dalla Rivista geografica italiana, fasc. II, p. 11—119.)

Wien. Dr. Karl Grissinger.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Dr. Karl Radinger, Meleagros von Gadara. Eine literargeschichtliche Skizze. Innsbruck, Wagner 1895. 115 SS.

Der Verf., der sich seit einigen Jahren (vgl. Eranos Vindob. 304—308) mit der Anthologie und insbesondere mit Meleagros beschäftigt, versteht es — manchmal im Anschluss an Reitzenstein — Arbeitsweise und Vorbilder des Gadareners in anziehender Weise zu erörtern; doch ist auch diese Partie (14—53;[1]) gute Zusammenfassung auf S. 44) nicht frei von einer gewissen Breite, die sich namentlich dort bemerkbar macht, wo wir nach der Natur der Überlieferung über die Constatierung des Nichtwissens oder über schwache Wahrscheinlichkeitsgründe nicht hinauskommen können. Für die Chronologie des M. (S. 4—7, 73—76: Excurs I. Die Lebenszeit des M., 113—115: Excurs V. Chronologie der Gedichte) ist die Bemerkung wichtig, dass die Übersiedlung nach Tyros wohl eine Folge der Eroberung seiner Vaterstadt durch Alexandros Iannaios (98/97) war; vgl. Stadtmüllers ausführliche Besprechung von Ouvrés Buch: Méléagre de Gadara. Paris 1894 (das dem Verf. erst nach Abschluss seiner Arbeit bekannt wurde), Berl. phil. Wochenschr. 1895, 1635. Derselbe ist (Sp. 1636) für den 4. Excurs (110—112) zu vergleichen, in welchem der Verf. erweisen will, dass es eine Jugendsammlung der *Παιδικά* des M. nicht gab; andererseits habe der fruchtbare Epigrammatiker seine Gedichte gewiss besonders herausgegeben, nicht erst im Alter in seinen Stephanos eingeflochten.

---

[1]) S. 53—61 wird auf Grund 'der als Materialsammlung brauchbaren, aber unkritischen Dissertation' von Dittmar, De Meleagri .. re metrica (Königsberg 1886) die Metrik, S. 61—69 der Wortschatz behandelt. XII 83, 1 wird (S. 56) *οὔ με τρῶσεν* vorgeschlagen, da die Überlieferung *οἵ μ' ἔτρωσεν* gegen das Meyer'sche Gesetz verstößt, dass der Trochäus des 2. Fußes nicht durch den Schluss eines im 1. beginnenden Wortes gebildet werden dürfe. Aber nach S. 58 ist die nur dreimal belegbare Längung vocalischen Auslautes in der Thesis auf den Artikel beschränkt, so dass es sich empfehlen wird, die Ausnahme lieber gleich den anderen (IV 1, 41. V 186, 1. XII 109, 3) zu belassen.

Auf den 2. Excurs (S. 77—87: Kritik der Überlieferung) will ich nicht eingehen, da mir Ouvrés Werk nicht zu Gebote steht. Excurs III: Der Stephanos (S. 88—109) ist ein wenig veränderter Abdruck einer gleichfalls im Jahre 1895 im Philol. LIV (VIII) 296—310) erschienenen Abhandlung; der Abdruck ist umso auffälliger, da er weder deutlich als solcher gekennzeichnet noch motiviert ist. Hervorzuheben ist die Erörterung, dass der Stephanos nicht alphabetisch angeordnet war; darin berührt sich der Verf. mit Reitzenstein, Epigr. u. Skol. 276, A., vgl. noch Weißhäupl, Serta Hartel. 184 ff.

Hätte der Verf. sich entschlossen, das Erscheinen von Rubensohns Ausgabe abzuwarten, um derentwillen er was als Einleitung zu einer Ausgabe gedacht war besonders erscheinen ließ, so wäre es ihm möglich gewesen, Ouvré zu benützen und, was dann noch zu sagen war, in knapperer Form drucken zu lassen. — Für die nicht gerade zahlreichen Druckversehen erwähne ich außer dem lästigen Fehlen der auf die Anmerkungen verweisenden Ziffern auf den SS. 55, 104 u. 105 eine stilistisch bedenkliche Stelle auf S. 51: sie (die Sentimentalität) hängt sich wie ein fades Parfume an viele Blüten seiner Phatasie.

Wien. Dr. Wilh. Weinberger.

Lateinische und griechische Schulausgaben herausgegeben von H. J. Müller und O. Jäger. Ciceros Reden. Auswahl für den Schulgebrauch, bearbeitet und erläutert von J. H. Schmalz, Director des Gymnasiums zu Rastatt. I., II. u. III. Heft. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1895.

Die Ausgabe enthält folgende Reden Ciceros: Die Rede gegen *Q. Caecilius,* die Rede über den Oberbefehl des *Gnaeus Pompeius* (I. Heft), die vier Reden gegen *Catilina* (II. Heft), die Reden für den Dichter *Archias* und für *Quintus Ligarius* (III. Heft). Die Heftchen sind in der bekannten, jetzt für Schulzwecke mit Recht empfohlenen Weise nach Text und Commentar getrennt. Es ist wohl anzunehmen, dass die Sammlung ciceronischer Reden, die Schmalz herauszugeben gedachte, mit den bereits vorliegenden noch nicht abgeschlossen ist, und es werden wohl mindestens noch, wie Ref. hoffen möchte, die *Rosciana,* welche trotz der in neuerer Zeit von einer Seite gegen sie geltend gemachten Bedenken zu den bedeutsamsten und wirkungsvollsten Reden Ciceros gehört, weiter die *Milonia* und *in Verrem IV* u. *V* nachfolgen. Über die Wahl der bisher in die Sammlung aufgenommenen Reden ist kein Wort weiter zu verlieren; sie gehören alle der engsten Auswahl aus der Cicerolectüre an und sind wohl die auch bei uns meistgelesenen Reden, die *divinatio in Q. Caecilium* vielleicht ausgenommen, die in Österreich weniger gelesen werden dürfte, obwohl sie durch

Form und Inhalt gleich interessant und bedeutend erscheint. Sie bildet vor allem die trefflichste Einleitung zur Lectüre einer der Verrinen und ist auch an sich durch die Frische ihres Tones und durch das energische Auftreten des Redners gegen jenen vorgeschobenen Scheinankläger sehr bemerkenswert. Ganz einverstanden ist Ref. insbesondere mit der Aufnahme der Rede *pro Ligario* in diese Sammlung, die schon im Alterthume als eine der vollendetsten Reden Ciceros gepriesen wurde, und von der Drumann, gewiss kein wohlwollender Beurtheiler Ciceros, bemerkt (III, 708): „Nur ein Cicero konnte unter so peinlichen Verhältnissen die Würde und den Freimuth des Republikaners mit der Feinheit und Zurückhaltung des Hofmannes vereinigen.“ Die Rede verfehlt auch, wie Ref. wiederholt zu beobachten Gelegenheit hatte, ihre Wirkung auf die jugendlichen Leser nicht.

In der Gestaltung des Textes hat sich Schmalz im wesentlichen an die kritische Ausgabe C. F. W. Müllers angeschlossen, ohne sich jedoch einer selbständigen Beurtheilung der jeweiligen Stelle zu entschlagen, und insbesondere ohne die mittlerweile hinzugewachsene neuere Literatur zu vernachlässigen. An schwierigen Stellen befolgte der Herausgeber mit Recht das Princip, dem Schüler einen glatt lesbaren Text zu bieten; anders kann in einer Schulausgabe füglich nicht verfahren werden.

Dem Text eines jeden der genannten Bändchen geht ein in allen dreien gleichlautender Abriss der Biographie Ciceros voraus, offenbar weil es in Deutschland vom Belieben des Lehrers abhängig ist, mit welcher Rede er die Cicerolectüre eröffnen will. Der Abriss selbst bringt die wichtigsten Ereignisse aus Ciceros Leben in fließender und gewandter Form zur Darstellung. Doch ist derselbe meines Erachtens gar zu knapp ausgefallen. So scheint es mir unzureichend, wenn über die Reden gegen *Verres* nach ein paar Worten über den Anlass derselben nichts weiter bemerkt wird als: „Die Sicilier ..... wählten Cicero zum Anwalt ihrer Sache; auch hier errang er Erfolg.“ Auch dass der Rede gegen Milo gar nicht gedacht wird, scheint mir der hohen Vollendung dieser Rede gar nicht zu entsprechen. Den einzelnen Reden selbst gehen gleichfalls deutsche Einleitungen voraus, die den Schüler über den Anlass derselben unterrichten sollen.

Auch hier wird die Darstellung zuweilen durch das Streben nach allzugroßer Kürze unzureichend und ungenau, so beispielsweise, wenn es in der Einleitung zur *Pompeiana* S. 14 heißt: „eine Meuterei unter seinen Truppen nöthigte den Lucullus zur Rückkehr nach Pontus.“ Ebenda war wohl auch der Grund anzugeben, warum der Senat gegen die Übertragung des Oberbefehls an Pompeius war. — In der Einleitung zu den Reden gegen Catilina war es doch wohl erwähnenswert, dass die 4. Rede im Tempel der Concordia gehalten wurde. Es ist nicht ganz gleichgiltig dies zu betonen, weil hiermit das in dieser Rede §. 15 über

die *scribae* Gesagte sich leichter erklärt. Eine sehr befremdende Behauptung findet sich in der Einleitung zu den Catilinarischen Reden p. XIII, wo es heißt: „Am 5. December sollte der Senat über das Geschick der verhafteten Catilinarier entscheiden. Hier sprach Cäsar gegen, Cato für die Todesstrafe, welche der designierte Consul Silanus beantragt hatte; bestimmend war die Schlussrede des Consuls Cicero, die vierte Catilinarische." Das ist zuverlässig falsch. Es versteht sich von selbst, dass Cicero in seiner Rede mit der größten Begier nach einer so gewichtigen Autorität, wie Cato es war, gegriffen haben würde, wenn dieser vor ihm gesprochen hätte. Aber dies geschieht nun in der Rede bekanntlich an keiner Stelle. Cicero hatte eben, noch bevor die Umfrage an Cato gelangt war, dieselbe unterbrochen und selbst in die Debatte eingegriffen, als er wahrnahm, dass nach Cäsars gewandter Rede die Senatoren einer milderen Bestrafung sich zuzuneigen begannen. Erst nach Ciceros Rede wurde die Umfrage fortgesetzt, und die kernige Rede, die im weiteren Verlaufe der Debatte Cato hielt, war es, welche die Senatoren fortriss und für die Hinrichtung der ergriffenen Verschworenen den Ausschlag gab. Über diese Reihenfolge der Reden kann gar kein Zweifel obwalten; es wäre daher sehr wünschenswert, dass diese unrichtige Angabe in der nächsten Auflage beseitigt würde, damit die Situation nicht ganz falsch dargestellt erscheine.

Was nun die erklärenden Anmerkungen selbst betrifft, so beschränkt sich Schmalz ganz nach Art seiner Commentare zu den Schriften des Sallust darauf, sprachliche und stilistische Erläuterungen zu bieten und den Schüler zu einer angemessenen Übersetzung anzuleiten. Und es lässt sich nicht leugnen, dass gerade hierin, wie Nohl jüngst treffend hervorhob, bei der Übersetzung Ciceros die Hauptschwierigkeit für den Schüler besteht. Es sei uns nun gestattet, hierin das Verfahren des gelehrten Herausgebers etwas näher zu beobachten. Von vornherein war ja von dem feinsinnigen Kenner der lateinischen Sprache, als welcher Schmalz ja rühmlichst bekannt ist, zu erwarten, dass er gerade infolge dieser seiner individuellen Eignung manche treffliche und wertvolle Bemerkung für diese Seite der Erklärung bieten werde. Und man sieht sich in einer solchen Erwartung auch nicht getäuscht. Desgleichen erkennt man allenthalben, dass der Commentar aus der lebendigen Praxis des Schulunterrichtes hervorgegangen ist. Aus der Fülle trefflicher Bemerkungen kann ich nur einzelne hervorheben, so *Pomp.* §. 15 über den lateinischen Satzbau zu d. W. *cum — absunt, etiamsi — facta est,* ib. §. 20 die Bemerkung zu *instructas fuisse,* §. 57 zu *obtrectatum esse. In Catil.* I, §. 4 zu *hebescere aciem,* §. 6 *quisquam,* IV, §. 3 zu *neque — non,* ib. §. 13 zu *vereamini censeo,* wo sehr treffend in dieser Satzform die ursprüngliche Parataxe der Sätze erkannt wird, aus der dann durch Voransetzen der Partikel *ut* die Hypotaxe entstanden ist.

Im Folgenden möchte ich einige Stellen anführen, an denen ich mit den von Schmalz gegebenen Erklärungen oder den Übersetzungen, die er empfiehlt, nicht ganz einverstanden bin oder sonst etwas vermisse. *Pomp.* §. 4 zu *honestissimis viris* fehlt die Bemerkung, dass dies die ehrende Titulatur der *equites* war. — §. 13 ist die für *aegre careo* empfohlene Übersetzung „es thut mir leid, entbehren zu müssen" schleppend und unschön. Wir sagen ähnlich: „schwer oder schmerzlich vermissen". Die Vergleichung mit *inique comparo* „es ist unbillig, wenn ich vergleiche", scheint mir logisch unrichtig, letzteres vergleicht sich allerdings mit *Pomp.* §. 64 *recte conantur* „sie haben recht, wenn sie versuchen" oder etwa mit Livius I c. 13 *melius peribimus*, während *aegre careo* auf gleicher Linie steht mit *aegre fero*. §. 31 *divisum atque dispersum*, die Übersetzung „vertheilt und verbreitet" ist nicht passend, dafür etwa „weit ausgebreitet". §. 36 fehlt eine Bemerkung über *contentio*, da das Wort in diesem Sinne „Vergleichung" dem Schüler gar nicht geläufig ist. §. 38 ist *hiberna* ein längst bekanntes Wort und bedarf keiner Erklärung. — Eine eigenthümliche und meiner Ansicht nach falsche Erklärung gibt Schmalz §. 39 zu den Worten *ut non modo manus tanti exercitus, sed ne vestigium quidem cuiquam pacato nocuisse dicatur*. Sie lautet: „Schaden erlitten die Bewohner der Provinzen durch Wegnahme ihres Eigenthums (*quod per manus fit*) oder durch Beschädigung desselben (wovon man die *vestigia* sieht)." Diese Erklärung ergäbe eine ganz unlogische Entsprechung der beiden Begriffe *manus* und *vestigium*, die richtig beidemale nur als Urheber der Beschädigung betrachtet werden können. Gemeint kann nur die doppelte Art der Beschädigung des Eigenthums sein, einmal durch Raub und Plünderung, weiters durch das Niedertreten der Saatfelder auf dem Marsche; und *vestigium* gleich „Fußspur" wie *instare vestigiis* Liv. XXVII, 12 *glacie vestigium non recipiente* Liv. XXI, 36 oder *currentium pes, etiamsi non moratur, tamen vestigium facit* Quinct. IX, 4, 67. §. 41 *de caelo delapsus* „vom Himmel gekommen" wenig gefällig, besser „Bote des Himmels, Gottgesandter" (Halm). §. 51 heißt *ipsa re ac ratione* vielmehr: durch den Sachverhalt selbst (objectiv) und durch Überlegung, Erwägung desselben (subjectiv) = durch Erwägung des Sachverhaltes. §. 55 ist die für *Appia via carebamus* empfohlene Übersetzung „wir mussten die V. entbehren" kaum sehr angemessen. Der Ausdruck muss freier wiedergegeben werden, etwa „wir konnten uns nicht einmal auf die *v. A.* wagen" oder ähnlich. — in Cat. I, §. 8 *nocturno impetu* kann im Deutschen doch auch ganz ähnlich gegeben werden: „durch einen nächtlichen Handstreich". ib. §. 11 ist die Note zu *me petisti* „Beachte, dass *peti* als Passiv zu *adoriri* gilt" in keinem Zusammenhange mit der Stelle selbst und daher völlig unmotiviert. Sie wäre noch verständlich, wenn es *petitus sum* hieße, so aber erscheint sie als lästig und aufdringlich. ib. §. 12 erwartet man

zu *huius imperii* doch die Erklärung, dass damit das durch *senatus consultum extremum atque ultimum* gesteigerte consularische *imperium* gemeint ist. ib. sollte gerade vom Standpunkte des commentierenden Stilisten hervorgehoben werden, dass *ad severitatem* neben *levius* nur wegen der Concinnität mit *ad communem salutem utilius* beigefügt erscheint und bei der Übersetzung am besten wegfällt, denn „hinsichtlich der Strenge milder", wie Schmalz empfiehlt, ist kaum erträglich. §. 13 hätte ich eine Bemerkung über die Bedeutung des Conjunctivs *quem — irretisses* gewünscht, da der Sinn desselben nicht gerade auf der Hand liegt. §. 17 ist die Fassung der Worte „der Untergang des Vaterlandes heißt *parricidium*" kaum passend; besser „der Versuch, es zugrunde zu richten". §. 18 *quidquid increpuerit* „bei jedem Geräusch" ist nichtssagend, dafür etwa „bei der leisesten Ruhestörung". — §. 21 ist es doch ungenau, um nicht zu sagen unrichtig, wenn gesagt wird, „die *equites Romani* stehen an der Thür des Tempels (scil. des *Iuppiter Stator*) auf dem Forum". §. 22 durfte man zu den Worten *te ut ulla res frangat* gerade von Schmalz mehr erwarten als die Anmerkung „sogenannte missbilligende Frage", nämlich auch die Erklärung der Entstehung dieser elliptischen Ausdrucksweise, was hier deshalb umso näher liegt, weil es im unmittelbar Folgenden vollständig heißt: *tu ut vitiis tuis commoveare, ... non est postulandum.* Derartige Erläuterungen haben m. E. für die Schule keinen geringen Wert. §. 23 heißt *conflare* vielmehr „anfachen, schüren", und dieser bildliche Ausdruck kann im Deutschen ganz gut beibehalten werden; auch *conflare* §. 25 möchte ich nicht mit Schmalz fassen als „zusammengeweht", sondern das vorschwebende Bild scheint hier das des Zusammenschmelzens zu sein: viele ungleichartige Bestandtheile werden *conflando* „durch das Zusammenschmelzen" in einen Guss gebracht. §. 29 *te invidiae incendio conflagraturum* ist es meines Erachtens irrthümlich, wenn Schm. behauptet: „*conflagraturum* mit eigentlicher Bedeutung des *con* = mitverbrennen". Daran ist nicht zu denken, sondern nur an ein „völlig in Flammen aufgehen, völlig verzehrt werden". Es gibt Stellen genug, wo *incendio conflagrare* allein in diesem Sinne gesagt wird, z. B. *classis populi Romani incendio conflagrabat* Cic. Verr. V, 35, 92, wo an ein Mitverbrennen nicht entfernt gedacht werden kann; andere Stellen siehe in den Lex. Besonders interessant zur Widerlegung der von Schm. gegebenen Erklärung des Wortes ist eine Stelle Suet. Vesp. 8 *tabulae simul conflagraverant.* §. 31 *aegri morbo gravi.* Hier erklärt Schm. *morbo gravi* sonderbarerweise als Ablativ des begleitenden Umstandes = „in schwerer Krankheit", eine Erklärung, die nach meiner Meinung direct abzuweisen ist. Es ist vielmehr *morbo gravi* als *Ablativus causae* direct mit *aegri* zu verbinden, wie ja auch sonst häufig genug der Grund oder Sitz der Krankheit durch einen solchen Ablativ neben *aeger* bezeichnet wird, so *vulneribus, pedibus,* aber auch *valetudine,*

morbo. — Den Commentar zu den übrigen Reden in ähnlicher Weise zu verfolgen, würde zu weit führen. Die voranstehenden Bemerkungen sollen das eingehende Interesse bekunden, mit welchem Ref. die vorliegende Schulausgabe durcharbeitete. An den besprochenen Stellen wären wohl in einer künftigen Auflage, die sicherlich nothwendig werden wird, Änderungen wünschenswert. — Den einzelnen Heftchen sind auch nach Art der *Indices* zu meiner Schulausgabe des Cicero Verzeichnisse der Eigennamen angehängt, wo immer nur das zur Erläuterung der betreffenden Stelle unbedingt Erforderliche über den betreffenden Eigennamen bemerkt wird.

Noch muss bei der Besprechung dieser Ausgabe der musterhaften äußeren Ausstattung gedacht werden, welche die Verlagsbuchhandlung den Heftchen hat angedeihen lassen. Sie repräsentieren sich sehr nett in soliden und geschmackvollen Einbänden. Auch Papier und Druck entsprechen den weitestgehenden Anforderungen. Die Sorgfalt des Druckes ist sehr zu loben. Von Druckversehen notierte ich mir nur: Im Commentar zur Pomp. §. 9 (p. 27) zu *binis* lies *duabus* statt *duobus*. — ib. §. 32 (p. 35) ist zu trennen *red-empti*.

Geschichte der römischen Dichtung von Otto Ribbeck. I. Band. Dichtung der Republik. 2. durchges. u. verm. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1894.

In der Vorrede zu dieser 2. Auflage gibt R. seiner Freude Ausdruck, dass Ziel und Wesen dieses seines Werkes von seinen Lesern richtig erfasst worden sei. Und er thut dies mit Fug und Recht. In der verhältnismäßig kurzen Zeit von sieben Jahren ist ja eine 2. Auflage des Buches nöthig geworden, das, trotzdem es einen gelehrten Stoff behandelt, sich doch nicht an das gelehrte Publicum, an die Philologen vom Fache in erster Linie wendet, sondern an den großen Kreis jener wahrhaft Gebildeten, die sich noch ein lebendiges Interesse für die classische Literatur im Herzen bewahrt haben. Es ist in der That gegenüber dem immermehr sich breitmachenden banausischen Geiste unserer Tage eine tröstliche Wahrnehmung, dass ein solches Buch, wie Ribbeck es geschrieben hat, in weiteren Kreisen des deutschen Publicums doch viel größeren Anklang gefunden hat, als man nach den zur Mode gewordenen absprechenden Urtheilen über Philologie hätte erwarten dürfen. In der Regel verstehen es eben deutsche Gelehrte auch nicht, Resultate ihrer Wissenschaft unter Verzicht auf alles gelehrte Beiwerk, wie dies bei Franzosen und Engländern häufig geschieht, in edlerem Sinne zu popularisieren, d. h. bei strengstem Festhalten an wissenschaftlicher Genauigkeit doch den spröden wissenschaftlichen Stoff durch künstlerische Form und geschmackvolle Darstellung einem größeren Publicum genießbar zu machen. Aber Ribbeck, der eben beide Bedingungen in sich vereinigt, hat es in der That in meisterhafter Weise verstanden, das schlummernde Interesse vieler für seinen Gegenstand zu wecken.

Anlass zu irgend einer wesentlichen Umgestaltung war darnach bei der 2. Auflage nicht vorhanden, auch deshalb nicht, weil mittlerweile „auch die Durchforschung der bezüglichen Literatur zu keinen tiefergreifenden oder umwälzenden Resultaten geführt hatte". Aber im einzelnen wurde manches nachgebessert und vervollständigt und neuere Ansichten geprüft und verwertet. Als Neuerung enthält dieser erste Band in der 2. Auflage Anmerkungen S. 349—356, die „in gewissen Fragen das Verhältnis Ribbecks zu manchen Meinungen der Neueren feststellen und, wo dies in Kürze möglich war, auch einigermaßen begründen sollen". Die Form, in der dies geschieht, ist dem Zwecke des Werkes durchaus angemessen. Denn ausführliche Quellennachweise kann niemand in einem Buche, wie dieses ist, erwarten. Und so möge denn diese 2. Auflage des vortrefflichen Werkes auch weiterhin dazu beitragen, das Interesse für unsere edle Wissenschaft in weiten Kreisen des deutschen Volkes zu beleben und wach zu erhalten! Aber auch der Philologe von Fach wird gern an der liebevollen Darstellung, welche die römische Dichtung durch Ribbeck erfährt, sich erquicken und auch mannigfache Belehrung aus ihr schöpfen.

Wien. Alois Kornitzer.

Lateinische Lehr- und Übungsbücher.

Lateinisches Übungsbuch für die zwei untersten Classen der Gymnasien und verwandter Lehranstalten nach den Grammatiken von K. Schmidt, A. Scheindler und F. Schultz. Von Dr. Johann Hauler, weil. Director des k. k. Staatsgymnasiums im II. Bezirke in Wien und k. k. Regierungsrath. Abtheilung für das erste Schuljahr. Ausgabe A (für die Grammatiken von K. Schmidt und F. Schultz). 13. im wesentl. unv. Aufl. Wien, Verlag von Bermann u. Altmann 1895. VIII u. 120 SS. Preis geb. 70 kr.

Die vorliegende 13., zur Verwendung neben den lateinischen Grammatiken von K. Schmidt und F. Schultz bestimmte Auflage des trefflichen Übungsbuches hat keine wesentlichen Änderungen erfahren, aber im einzelnen zeigt sich überall die bessernde Hand des neuen Herausgebers (Dr. Edmund Hauler), sei es um den Inhalt einzelner Sätze klarer und fasslicher zu gestalten oder die Einübung wichtigerer Formen zu ermöglichen, sei es um den Ausdruck verständlicher zu machen und die richtige Übersetzung zu erleichtern oder um in den deutschen Übungen dem Inhalte nach verwandte Sätze aneinander zu rücken, sei es endlich um Druckfehler oder sonstige kleine Verstöße oder auf der untersten Stufe entbehrliche Formen zu beseitigen. Die verbesserten Stellen sind vom Herausgeber gewissenhaft im Vorworte angegeben, so dass Ref. sich der Aufzählung derselben entschlagen kann.

Zu erwähnen ist noch, dass bei dieser Auflage der Anhang zur 3. Declination entfallen ist, da die Fassung der Genusregeln

in der 8. Auflage der K. Schmidt'schen Grammatik mit der im Übungsbuche gebotenen im wesentlichen übereinstimmt. Die Beziehungen auf diese Grammatik im Wörterverzeichnisse sind durchgehends nach der neuen Auflage richtig gestellt.

In typographischer Beziehung lässt auch diese Auflage nichts zu wünschen übrig und zeichnet sich durch Correctheit des Druckes aus. Sie verdient daher nach Inhalt und Form dasselbe günstige Urtheil, das Ref. über die 12. Auflage in dieser Zeitschr. 1894, S. 773 f. ausgesprochen hat. Ref. kann auch die neue Auflage im Interesse des Lateinunterrichtes den Fachgenossen nur aufs wärmste empfehlen.

Lateinisches Lehr- und Übungsbuch für Gymnasial-Tertia und Untersecunda. Im Anschluss an Cornelius Nepos, Caesars bellum Gallicum und Ciceros Rede de imperio Cn. Pompei. Von Otto Lutsch, Director des kgl. Gymnasiums zu Kreuznach. 1. Theil. Bielefeld u. Leipzig, Verlag von Velhagen u. Klasing 1894. VIII u. 133 SS. Preis geb. 1 Mk. 80 Pf. — 2. Theil. 1895. 115 SS. Preis geb. 1 Mk. 80 Pf.

Der 1. Theil des für die Gymnasial-Tertia und Untersecunda (unsere 4. und 5. Classe) bestimmten lateinischen Lehr- und Übungsbuches von O. Lutsch bringt in vier Abschnitten Übungsstoff zur Wiederholung und Erweiterung der Casuslehre, zur Einübung des Gebrauches der Verbalnomina, der Lehre von den Temporibus und Modis in Nebensätzen und der Lehre vom Imperfectum und Perfectum (Praesens) historicum nebst Übungsstücken zur allgemeinen Wiederholung.

Den zusammenhängenden deutschen Übungsstücken geht jedesmal eine Anzahl lateinischer Sätze voraus, die größtentheils den Schülern aus der Lectüre der gegenwärtigen oder vorhergehenden Classe bekannt sind und zur Ableitung der in den Übungsstücken enthaltenen grammatischen Regeln dienen sollen; im ersten Abschnitte sind sie aus Nepos und in den folgenden drei Abschnitten aus Cäsar entnommen. Die deutschen Übungsstücke lehnen sich inhaltlich im ersten Abschnitte an einige Lebensbeschreibungen des Nepos an und enthalten die Hauptsachen aus der griechischen Geschichte vom Jahre 411 bis zum Tode des Epaminondas, in den folgenden Abschnitten an die vier ersten Bücher von Cäsars gallischem Krieg. Nicht einzelne Capitel werden inhaltlich mit geringen Veränderungen vorgeführt, sondern größere Partien zu einem historischen Bilde verarbeitet, die erwähnten Thatsachen auch berichtigt und in ganz anziehender Weise erweitert und erläutert und dazu das Phrasen- und Wortmaterial bestimmter, am Beginne jedes Übungsstückes angegebener Capitel verarbeitet. In diese Stücke sind die jeweiligen grammatischen Pensen in ausreichendem Umfange recht geschickt und zweckmäßig hineingearbeitet,

so dass jede Überladung vermieden ist und trotz der Vermeidung sclavischer Anlehnung an den lateinischen Text bei correctem und schönem deutschen Ausdruck keine für die Übersetzung unüberwindlichen Schwierigkeiten vorkommen, die Unlust und Überdruss bei den Schülern hervorrufen könnten.

Der 2. Theil fügt zu den vier Abschnitten des 1. noch zwei hinzu, von denen der 1. (5.) die zur Veranschaulichung und Befestigung der wichtigsten Regeln über den Indicativ und Conjunctiv in Hauptsätzen, über den Imperativ, die Fragesätze und die indirecte Rede nöthigen Übungsstücke und der 2. (6.) Übungsstücke zu größeren Wiederholungen aus der Casus-, Tempus- und Moduslehre enthält. Der Vorgang ist im 1. (5.) Abschnitte derselbe wie im 1. Theile, indem lateinische Sätze aus der Classenlectüre zur Ableitung der einzuübenden oder zu befestigenden Regeln den Übungsstücken vorausgehen, im 2. (6.) Abschnitte fehlen jene. Die Übungen lehnen sich inhaltlich an die drei letzten Bücher von Cäsars gallischem Kriege und die zur Wiederholung der Tempus- und Moduslehre auch an Ciceros Rede de imperio Cn. Pompei. Die Verarbeitung des Materials ist dieselbe wie im 1. Theile. Die Übungsstücke sind nach Inhalt und Form gleich vollendet.

Jedem der beiden Theile ist ein Wörterverzeichnis angefügt, in welchem die Wörter und Phrasen nach den einzelnen Übungsstücken geordnet sind; aber nicht alle vorkommenden Wörter und Phrasen sind in dasselbe aufgenommen. Alle jene fehlen, die von früherher im Gedächtnisse der Schüler haften geblieben sein müssen.

Ref. kann dasselbe günstige Urtheil, das er über des Verf.s Lehr- und Lesebücher für die 1. und 2. Classe gefällt hat (vgl. diese Zeitschr. 1891, S. 43 ff., 1894, S. 768 ff. u. 780 ff.), auch über die vorliegenden Bücher fällen, wenn er auch hie und da in den lateinischen Sätzen statt eines minder passenden oder ungewöhnlichen und selten oder gar nicht in der classischen Prosa vorkommenden Ausdrucks gern den passenderen und üblicheren sähe, wie z. B. im 1. Theile, S. 4, Satz 2 licebat st. licet, da der Inhalt des Satzes für die Gegenwart keine Geltung mehr hat, S. 7, Satz 15 Babylone in urbe und Susis in vetere Persarum capite; 2. Theil, S. 1, Satz 4 tacere opus est st. tacito u. a. Dergleichen beeinträchtigt den Wert des Werkchens nur wenig und wird dem scharfen Auge des Verf.s bei der großen Sorgfalt, die er schon in dieser ersten Auflage auf den lateinischen und deutschen Ausdruck verwendet hat, in der folgenden Auflage umso weniger entgehen. Vielleicht reduciert er auch bei dieser Gelegenheit den Übungsstoff in den ausschließlich der Wiederholung gewidmeten Übungsabschnitten.

Der Druck ist correct, die Ausstattung zweckentsprechend und nett. Ref. empfiehlt die beiden Bändchen der Aufmerksamkeit der Fachgenossen.

Aufgaben zu lateinischen Stilübungen. Mit Anmerkungen versehen von Karl Friedrich Süpfle, Großherz. Badischem Hofrath. 2. Theil. Aufgaben für obere Classen. Für die österreichischen Gymnasien nach der 21. approbierten Auflage mit Verweisungen auf die Schulgrammatiken von Dr. A. Goldbacher, Dr. A. Scheindler und K. Schmidt (V. Thumser) bearbeitet von J. Rappold, k. k. Prof. am Staatsgymnasium im IV. Bezirke Wiens. Karlsruhe, Verlag von Ch. Th. Groos 1894. Vertreter für Österreich: Rudolf Lechners Verlag in Wien. VII u. 400 SS. Preis geh. 1 fl. 70 kr.

Die vorliegende, für die österreichischen Gymnasien bearbeitete Auflage von Süpfles Aufgaben zu lateinischen Stilübungen für obere Classen unterscheidet sich von der 21. Auflage für die deutschen Gymnasien, mit der sie 20 Abschnitte zur Einübung bestimmter grammatischer Regeln mehr enthält als die vorhergehenden Auflagen, durch Weglassung solcher Stücke, deren Inhalt der Bildungsstufe der Schüler fernliegt oder ihr patriotisches Empfinden schädigt (die wichtigeren Inseln des alten Griechenlands 159—191. Warum die Bevölkerung des alten Latiums größer gewesen ist als in dem jetzigen Zeitalter 133—134. Deutschlands Erhebung zur Wiedererlangung der Freiheit 66 und Lob Friedrichs II. 112, 115, 116), ferner durch eine treffendere Gestaltung vieler Überschriften und durch die Erweiterung der Anmerkungen hinsichtlich des Periodenbaues und der Stilistik und Synonymik. Außerdem ist die österreichische Orthographie darin zur Anwendung gebracht, womit der Gefahr der Unsicherheit in der Anwendung der vorgeschriebenen Orthographie vorgebeugt ist, die entstehen muss, wenn die Schüler Lehr- und Lernbücher in die Hände bekommen, in denen eine andere Orthographie als die gesetzlich vorgeschriebene vorkommt. Dazu kommen die Verweisungen auf solche Grammatiken, die zumeist an österreichischen Gymnasien eingeführt sind. Vor allem aber war der Herausgeber darauf bedacht, das sogenannte Lateindeutsch, das der Verf. in der guten Absicht, den Schülern die Übertragung in correctes Latein zu erleichtern, angewendet hatte, zu beseitigen, da dasselbe Veranlassung war, dass sich in den deutschen Sprachausdruck der Schüler Latinismen einnisteten, indem dieselben von dem Grundsatze ausgiengen, das ungescheut anwenden zu dürfen, was sie in ihren Schulbüchern gedruckt vor sich haben. Hierin kann nach der Meinung des Ref. bei kommenden Auflagen noch ein Weiteres geschehen.

Während Ref. mit den vorstehenden Änderungen vollständig einverstanden ist, da sie im Interesse der Schule gelegen sind, ist er es nicht mit der Weglassung des alphabetischen Registers der in den Anmerkungen angegebenen und besprochenen Ausdrücke und Phrasen. Dasselbe wird sehr vermisst werden. In vielen Fällen, in denen der Schüler rathlos vor seinem Lexikon stand, fand er dort die richtige Phrase oder Vocabel ohne Zeitverlust. Ref. weiß aus jahrelanger Praxis, dass das Register gewissenhafter und öfter benützt wurde, als die unter dem Texte ange-

brachten Anmerkungen und Erklärungen der meisten in den Händen der Schüler befindlichen lateinischen und griechischen Schulausgaben. Die auf sechs Seiten zusammengedrängten Hinweisungen auf die in den Anmerkungen angegebenen und besprochenen Synonymen und stilistischen Regeln bieten ihm keinen Ersatz dafür.

Indessen hat auch so das Buch bei den oben angegebenen Vorzügen durch die Bearbeitung des neuen Herausgebers an Brauchbarkeit gewonnen und wird als Hilfsmittel für den Lateinunterricht vielseitig an den österreichischen Gymnasien willkommen geheißen werden.

Übungsstücke zum Übersetzen in das Lateinische für Abiturienten. Von Dr. Hermann Knauth, Oberlehrer an der Latina zu Halle. 1. Theil: Deutscher Text. 2. Theil: Lateinische Übersetzung. Leipzig, Verlag von G. Freytag. Wien u. Prag, Verlag von F. Tempsky 1896. 1. Theil: VI u. 46 SS. 2. Theil: 29 SS. Preis beider Theile geh. 1 Mk. 50 Pf. = 90 kr.

Die vorliegenden Übungsstücke bezwecken, zurückgebliebenen Schülern bei der jetzt so beschränkten Zeit für grammatische Übungen Gelegenheit zu geben, durch häusliche Bemühung ihr Wissen und Können zu fördern. Dass sie nicht ohne Berechtigung erschienen sind, dafür spricht der Umstand, dass sie Vorgänger haben, die das gleiche Ziel, wenn auch nicht mit ganz gleichen Mitteln, zu erreichen suchten. Ref. weist nur auf die Aufgaben für angehende Studierende der classischen Philologie von Dr. Richard Thiele 1892 (vgl. diese Zeitschr. 1894, S. 1102 f.) hin und auf die Vorlagen zu lateinischen Retrovertierübungen für die obersten Classen von Dr. Rieder 1894 (vgl. diese Zeitschr. 1896, S. 751 f.). Wie in den letzteren den deutschen Abschnitten die lateinische und griechische Übersetzung gegenübergestellt ist, so hat auch der Verf. der vorliegenden Arbeit, die es auch zunächst mit dem Privatfleiße der Schüler zu thun hat, bei dem die Förderung des Wissens und Könnens nur möglich ist, wenn der Schüler sein Elaborat mit einer correcten Übersetzung vergleichen kann, den im 1. Theile gebotenen 60 deutschen Übungsstücken in einem zweiten gesondert gedruckten Theile die richtige Übersetzung angefügt, die dann auch zu Retrovertierübungen verwendet werden kann.

Der Inhalt der Übungsstücke ist anziehend und fesselnd und zum größten Theile der Classenlectüre entnommen oder bietet Ergänzungen zu dieser. Nur einige wenige Stücke allgemeinen Charakters weisen modernen Inhalt auf. Der Ausdruck ist klar und durchsichtig und bietet ein correctes Deutsch ohne besondere sprachliche Schwierigkeiten und aufdringliche Häufungen von grammatischen Regeln. Unauffällig enthält er fast alle wichtigeren grammatischen und stilistischen Erscheinungen, die im Laufe der letzten Jahre vorgekommen sind, und ruft sie ins Gedächtnis zurück oder befestigt sie.

Diese Eigenschaften im Vereine mit dem antik angehauchten Inhalte reizen förmlich zur Übersetzung. Dazu kommt noch, dass, trotzdem schon durch den deutschen Ausdruck unüberwindliche Schwierigkeiten ferngehalten sind, auch durch Angabe einzelner Wörter oder kurzer Phrasen unter dem Texte sowie durch Hinweisungen auf stilistische und synonyme Andeutungen am Schlusse des deutschen Textes zur Auffindung des richtigen lateinischen Ausdruckes hingeleitet und die Übersetzung auch dadurch noch erleichtert wird, so dass der Schüler nie die Lust verliert.

Ebenso schlicht und ungezwungen bei vollständiger Correctheit wie der deutsche Ausdruck ist der lateinische in den übersetzten Stücken. Dieselbe Klarheit und Durchsichtigkeit zeichnet ihn aus. Man kann sie fast durchgehends classisch nennen.

Das Buch, dessen Druck correct und dessen Ausstattung nett ist, wird nicht bloß zur Auffrischung und Befestigung des grammatischen und stilistischen Wissens bei privater Benützung und Durcharbeitung, sondern auch zu Stegreifübersetzungen, Retrovertierungen oder schriftlichen Arbeiten in der Schule mit Erfolg verwendet werden können. Ref. wünscht ihm Anerkennung und weite Verbreitung.

Lateinisches Lesebuch für Quinta mit erklärenden Noten und einem Lexikon von Dr. J. Lattmann, Gymnasialdirector a. D., G. R. R. 8. Aufl. Mit 2 Karten von Hellas und Rom. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1895. VI u. 90 SS. Preis geb. 1 Mk. 30 Pf.

Was die Anlage des Buches, die Wahl des Stoffes, der Anziehendes und Lehrreiches aus den Sagen und der Geschichte Griechenlands, Asiens und Italiens enthält nebst leichteren Gesprächen und Erzählungen, und die der Fassungskraft der Schüler treffend angepasste Form desselben anbelangt, kann Ref. auf die Besprechung der zwei vorhergehenden Auflagen in dieser Zeitschrift (vgl. 1881, S. 632 f. und 1885, S. 851 f.) hinweisen, da in diesen Beziehungen die vorliegende 8. Auflage keine wesentlichen Veränderungen erfahren hat. Veränderungen im Texte durch Erweiterung des alten Materials behufs Erzielung leichteren Verständnisses und Einfügung neuen Materials oder Beseitigung unpassender und schwieriger Partien kommen nicht häufig vor und die wenigen Stellen sind in der Vorrede angegeben. Im ganzen sind zwei Stücke erweitert und ein neues ist hinzugefügt und von sechs Stücken sind mehr oder minder umfangreiche Partien gestrichen. Außerdem sind an 14 Stellen sprachliche Besserungen vorgenommen worden, von denen 12 durch Currentschrift kenntlich gemacht sind, zwei nicht, nämlich tum st. ibi S. 59, Z. 9 v. u. und S. 60, Z. 8 v. o.

Die zahlreichsten Veränderungen haben die Anmerkungen erfahren. Viel häufiger, als es in den früheren Auflagen der Fall war, ist in dieser von wenig gebräuchlichen oder erst später in

der Schriftstellerlectüre vorkommenden Wörtern die Bedeutung und von schwierigeren Stellen die Übersetzung angegeben, weil dem Verf. wegen der Verminderung der Unterrichtsstunden eine weitgehende Unterstützung erforderlich zu sein scheint. Die Zahl der Hinweisungen auf die Formenlehre und die unentbehrlichsten Regeln der Syntax, insofern sie im Übungsbuche des vorhergehenden und desselben Jahrganges zur Durchführung der inductiven Methode schon vorgekommen oder für die Folge nothwendig sind, ist gleichfalls größer geworden, während ausführlichere grammatische Regeln in denselben theilweise gestrichen worden sind, damit der Schüler durch Nachschlagen der angegebenen Paragraphen gezwungen ist, auch die im Übungsbuche angeführten Beispiele zum Zwecke inductiven Vorgehens in der Erinnerung aufzufrischen und sich fest einzuprägen. Auch die sachlichen Erklärungen weisen eine bedeutende Zunahme auf.

Aus dem Gesagten ergibt sich, dass der Verf. sich bemüht hat, das Buch den jetzigen Bedürfnissen der Schule anzupassen und zu vervollkommnen, wodurch die Verwendbarkeit des an sich schon trefflichen und zweckmäßigen Unterrichtsmittels nur zugenommen hat. Ref. hofft, dass auch das moderne j statt i und die Anwendung poetischer oder nachclassischer Wörter, wie z. B. pavefacere S. 60, Z. 5 u. a. der Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt des Herausgebers weichen werden, und wünscht, dass das Büchlein, das sich auch durch correcten Druck und hübsche Ausstattung auszeichnet, die verdiente Anerkennung und Verbreitung finde.

Vogel, Nepos plenior. Lateinisches Lesebuch für die Quarta. 4. verb. Aufl. besorgt von Karl Jahr, Oberlehrer am Humboldts-Gymnasium zu Berlin. Mit einer Karte von H. Kiepert. Hierzu gehört: Perthes' Lateinische Wortkunde, 3. Cursus. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1895. VIII u. 111 SS. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Vogels Nepos plenior als lateinisches Lesebuch für die 3. Classe liegt in 4. von K. Jahr verbesserter Auflage vor. Die dürre, oft zusammenhanglose, mit historischen Unrichtigkeiten ausstaffierte Darstellung voll unclassischer Wörter und Wendungen ist durch Erweiterungen, durch Einfügungen von historischen Thatsachen, fesselnden Einzelheiten und charakteristischen Anekdoten, durch Entfernung von unrichtigen Thatsachen und unclassischen Ausdrücken und Wendungen vollständig geändert und so ein lesbares und fesselndes Knabenbuch hergestellt worden. Manche Ausstellungen, die dem ursprünglichen Nepos plenior mit Recht in inhaltlicher und sprachlicher Beziehung gemacht wurden, sind von unserem Herausgeber schon in der 3. Auflage beseitigt worden. Indessen blieb noch manches für die vorliegende 4. Auflage zu thun übrig. Diese wunden Stellen zu heilen war der Herausgeber eifrig bemüht, und so erscheint die Sprache und der Satzbau vielfach verbessert und vereinfacht, abgesehen von der Theilung umfangreicherer Capitel in mehrere Abschnitte.

Die Verwendbarkeit des Büchleins für den Lateinunterricht in der Schule ist durch die neue Auflage wesentlich erhöht worden und der Herausgeber kann sich rühmen, viel zur Befestigung der Stellung des alten Knabenbuches als Lectüre in der Schule, aus der es schon nahe daran war verdrängt zu werden, durch die ihm zugewendete Sorgfalt beigetragen zu haben.

Ref. kann dem Büchlein, das neben einer eleganten Ausstattung, die der Verlagshandlung Ehre macht, einen correcten Druck hat, nur allseitige Anerkennung und weite Verbreitung wünschen.

Otto Richter, Lateinisches Lesebuch. I. Theil: Sexta. 7. Aufl. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung (R. Stricker) 1893. IV u. 116 SS. Preis 1 Mk., geb. 1 Mk. 25 Pf. — II. Theil: Quinta. 7. Aufl. neu bearbeitet von Otto Richter und H. Belling. Ebenda 1894. VIII u. 230 SS. Preis 2 Mk., geb. 2 Mk. 25 Pf. — III. Theil: Quarta. 7. Aufl. Ebenda 1895. VIII u. 273 SS. Preis 2 Mk. 50 Pf., geb. 2 Mk. 75 Pf.

Die vorliegende 7. Auflage der lateinischen Lesebücher für die drei untersten Classen von Otto Richter ist eine Neubearbeitung derselben durch den Verf., um darin den leitenden Grundgedanken der neuen preußischen Lehrpläne in möglichst reiner Form darzustellen.

Die Anordnung des Lese- und Übungsstoffes ist im allgemeinen dieselbe geblieben (vgl. diese Zeitschr. 1885, S. 262 f.): lateinischer Lesestoff, deutsche Übungssätze, Verzeichnis der Vocabeln nach den Lesestücken und nach der Grammatik geordnet nebst der Formenlehre und der auf jeder der drei Stufen nöthigen syntaktischen Regeln. Der Umfang ist durch Beschränkung des Lese- und Übungsstoffes auf das Nothwendigste gegenüber der früheren Auflage stark reduciert. Namentlich zeigt sich diese Reducierung im 1. Theile durch Beschränkung der Vocabeln auf etwa 800 und Beseitigung alles Unregelmäßigen in Declination und Conjugation, sowie durch Ausscheidung der Deponentia. Bezüglich der Form unterscheidet sich die neue Auflage zunächst dadurch von den früheren, dass der Lesestoff nur zusammenhängende Stücke bietet und dass im Anfange, wo aus Mangel an den nöthigen Vocabeln dies nicht möglich ist, die Sätze derart durch Festhaltung einer gemeinsamen Gedankensphäre geordnet sind, dass sie doch eine gewisse Zusammengehörigkeit repräsentieren.

Dem Inhalte nach bewegt sich der Lesestoff des 1. Theiles in engen Grenzen und ist zumeist dem Alterthum entlehnt, der des 2. Theiles behandelt die dem Geschichtsunterricht des 2. Jahrganges zugewiesenen Gebiete, alte Sage und Geschichte; der Stoff des 3. Theiles bietet inhaltlich außer der Fortsetzung der verarbeiteten Stücke aus Nepos Überarbeitungen der anziehendsten

Partien aus Curtius' res gestae Alexandri magni. Bei dieser Auswahl war der leitende Gedanke, nur das zu bieten, was das Knabengemüth am meisten interessiert und auf die Bildung des Charakters einwirkt. Auch die deutschen Sätze sind mit wenigen Ausnahmen inhaltreich und belehrend und streben dahin, nur den Stoff zur Einübung des grammatischen Materials zu bieten, ohne durch viel nebensächliches Beiwerk die Aufmerksamkeit des Schülers von jenem abzulenken.

Die beigegebenen grammatischen Regeln beschränken sich auf das grammatische Material, das den Schülern im Lesestoffe aufstößt, sind also geradeso wie die deutschen Übungssätze nur Hilfsmittel gegenüber dem im Mittelpunkte des Unterrichtes stehenden Lesebuche. Dass dadurch auf Vertiefung und Befestigung des grammatischen Stoffes hingearbeitet wird, ohne diesen zur Hauptsache des Unterrichtes zu stempeln, liegt auf der Hand. Nicht wenig trägt dazu die durchsichtige und knappe Fassung bei. Wissenschaftliche Errungenschaften sind nur insofern berücksichtigt als sie die Darstellung und Fasslichkeit dem Schüler nicht erschweren, sondern erleichtern.

Sowohl die Wahl des Stoffes nach Form und Inhalt, die Verarbeitung und Gruppierung desselben, als auch die weise Beschränkung auf das für jede Unterrichtsstufe Nothwendige betrifft, zeugt von dem pädagogisch-didaktischen Geschick des Verf.s und lässt die drei Bücher als recht brauchbare Hilfsmittel für den Lateinunterricht erscheinen, die den interessierten Kreisen ohne Bedenken empfohlen werden können.

Auch durch die äußere Ausstattung und den trefflichen und correcten Druck zeichnen sich diese Bücher aus.

Anthologia latina. Blumenlese aus lateinischen Dichtern. Für mittlere Classen zusammengestellt und mit erklärenden Anmerkungen versehen von E. Märklin und K. Erbe, Professoren am Eberhard Ludwigs-Gymnasium zu Stuttgart. Stuttgart, Paul Neffs Verlag 1895. VI u. 88 SS. Preis geb. 1 Mk.

Der Inhalt der vorliegenden Anthologie zerfällt in vier Abschnitte. Der 1. enthält außer 10 kurzen Fabeln von Phädrus 60 kurze Sentenzen in iambischen Trimetern — alle bis auf sechs von Phädrus und je eine von Ennius und Horaz — von Publilius Syrus; daran schließen sich 10 kurze Sentenzen in trochäischen Tetrametern, ebenfalls von Publilius Syrus. Der 2. Abschnitt bringt 60 Sentenzen in Hexametern von Ennius (2), Cicero (2), Vergil (20), Horaz (22), Ovid (10), Tibull (1), Lucan (1) und Iuvenal (2). Der 3. Abschnitt enthält 20 Pentameter und 40 Distichen und zwar 1 von Cicero, 35 von Ovid, 6 von Tibull, 7 von Properz und 11 von Martial. Der 4. Abschnitt besteht aus 5 Fabeln von Phädrus, 15 längeren Stücken aus Ovids Metamorphosen und Fasten und 1 Stück aus Vergils Georgica.

Wie man aus diesen Angaben sieht, bietet das Büchlein ein buntes Vielerlei aus den Werken der hervorragendsten römischen Dichter. Aber eben dieses Vielerlei scheint dem Ref. bei der Kürze der einzelnen Stellen am wenigsten geeignet, einen bleibenden Eindruck von den Schönheiten der lateinischen Dichtersprache in den Herzen der Schüler hervorzurufen und sie ihnen zum Bewusstsein zu bringen. So schön die einzelnen Stückchen sind, so entbehren sie doch meist des inneren Zusammenhanges, um sich gegenseitig in der Erinnerung wachzurufen und festzuhalten. Zur bloßen Einübung der Metren sind die vielen kurzen Dichterstellen zu zahlreich. Am entsprechendsten sind die längeren Stücke aus Ovid, dessen Metamorphosen wahre Perlen antiker Dichtkunst enthalten und es verdienen, den Schülern dieser Stufe in größerem Umfange vorgelegt zu werden.

Die Anmerkungen unter dem Texte sind ganz geeignet, über eventuelle sprachliche Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, die richtige Auffassung des Inhaltes zu fördern und zur Auffindung des entsprechenden deutschen Ausdruckes für die Übersetzung zu leiten. Das Wesen und die Wirkung der Metren wird treffend durch die Anführung deutscher Dichterstellen in denselben Metren veranschaulicht. Die Hinweise auf Stellen verwandten Inhaltes tragen zur Vertiefung des Verständnisses bei, nur wäre es besser gewesen, die citierten Bibelstellen vollständig abdrucken zu lassen, da wohl nicht immer ein Original zur Hand sein dürfte, um nachschlagen zu können. Die biographischen Notizen machen die Schüler mit den Persönlichkeiten der Dichter und ihren Werken, soweit es auf dieser Stufe nöthig ist, bekannt.

Ref. muss anerkennen, dass die Herausgeber große Sorgfalt auf die Auswahl und die Erklärung verwendet haben und die Verlagshandlung alles gethan hat, um das Werkchen in einem wahren Festgewande in der Öffentlichkeit erscheinen zu lassen, glaubt aber, dass aus den angedeuteten Gründen kaum auf einen durchgreifenden Erfolg im Sinne der Herausgeber gerechnet werden kann. Zur Einleitung in die Ovidlectüre kann es immerhin verwendet werden. Ref. macht deshalb die Fachgenossen darauf aufmerksam.

Der junge Lateiner. Lateinische Grammatik in kurzer übersichtlicher Fassung von Johann Pavec, Gymnasialprofessor. Wien, Verlag von A. Pichlers Witwe u. Sohn 1893. 16°, IV u. 129 SS. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Vorliegendes Büchlein enthält eine im allgemeinen ganz praktische Zusammenstellung der für Anfänger wissenswertesten Regeln der lateinischen Grammatik zum Auswendiglernen. Zugrunde gelegt ist die lateinische Grammatik des Verf.s unter Berücksichtigung anderer an den österreichischen Gymnasien gebrauchten Grammatiken.

Die Auswahl des Stoffes ist bei der Beschränkung auf das Nöthigste nicht ohne Geschick getroffen. Die präcise

Fassung der Regeln und die Übersichtlichkeit der Gruppierung ist anzuerkennen. Dass hie und da manches erscheint, das mit der angestrebten Kürze, die das Büchlein zum Lernbuch stempelt, nicht in Einklang zu bringen ist, andererseits öfter durch die angestrebte Kürze Angaben vermisst werden, die den Schüler vor Fehlern bewahren sollen, lässt sich nicht leugnen. Ref. will zum Beleg nur einiges anführen: §. 2 b kann „Städte" wegbleiben, da ihr Geschlecht mit Ausnahme der auf -us nach der 2. Declination durch die Endung bestimmt wird; §§. 19—22 sollten nur kurz die Ausnahmen von den i-Stämmen erscheinen, insofern sie die Endungen der Consonantenstämme haben und umgekehrt, wobei das unlogische „ium statt um haben" u. ä. wegfallen muss; §. 49 c wann trini? §. 116 kann wegbleiben; §. 110 trans bei Angabe des Zieles? §. 112 e wann ausschließlich se praestare? §. 113 c wann rogo, oro ut? §. 119 fehlt invideo; §. 125 wann nicht esse mit dem Dativ? §. 127 wann nicht den Dativ beim Gerundiv? §. 134 Anm. wann ex, de nothwendig? §. 138 fehlen die Verba „jemand erinnern"; §. 153 wann persönlich, wann unpersönlich? §. 157 b fehlt die Behandlung militärischer Ausdrücke; §. 180 nie postquam mit Plqpf.? §. 184 ist die Umschreibung futurum sit ut nicht nachweisbar; §. 183, 1 auch nach factum est, accidit, evenit? §. 193 ist über die Behandlung der ābhängigen Bedingungssätze nichts erwähnt; §. 212 ebenso nicht, dass bei ac si im Demonstrativsatze stets proinde, perinde, aeque, similiter, non secus u. dgl. steht. Durch die Anführung dieser Stellen, die leicht noch vermehrt werden können, soll durchaus nicht etwa die Existenzberechtigung des Werkchen bestritten werden, die Ref. oben schon anerkannt hat; es soll nur gezeigt werden, worauf der Verf. bei einer neuen Auflage sein Augenmerk zu richten hat.

Vor allem aber will Ref. den Verf. auf den incorrecten Druck aufmerksam machen, der die Benützung des Büchleins für Anfänger geradezu gefährlich macht. Unter den unzähligen Druckfehlern sind viele recht bedenklich und hässlich: S. 7 unter dem Texte „hatten ursprünglich ein Stamm st. einen i-Stamm; §. 8 Vergīlius; 24 passēris; 39 vētēris; 47 duă; S. 27 legēt; §. 69 „fällt oft das r oder s vor v aus" st. „ve vor r oder s aus"; 100 b in sumō monte; 113 Anm. pretere; 131 fiere; 142 welcher Gefühl st. welcher das Gefühl; 155 ablitivus; 160 incĭdo st. incīdo; 180 c occurunt tibi iniuriae; 185 d sīve; 197 fehlt das Object zu adepti estis; 203 donēc; 220 an non in directer st. in indirecter Frage; S. 108, Z. 24 fīdo st. fīdi; 110 fehlt fingo, finxi, fictum 3 bilden; 111 illūdi; 113 lītum st. lĭtum; 115 occuro; 117 pinctum; 118 pransi; 119 refinctum; 120 retorsum, rĕdeo st. rīdeo, rīōdo st. rōdo; 121 sēpĕlio, pĕlīvi; 122 ist taeduit zu streichen. Außerdem herrscht große Inconsequenz in den Quantitätsangaben.

Diese mitunter recht auffallenden Verstöße müssen unbedingt beseitigt werden, bevor man das Büchlein zur Aneignung oder

Repetition und Befestigung der grammatischen Regeln den jungen Lateinern empfehlen kann.

Wien. Heinrich Koziol.

Výbor z literatury řecké a římské v českých překladech. Pro české reálky sestavil Timothej Hrubý. (Auswahl aus der griechischen und römischen Literatur in böhmischen Übersetzungen. Für böhmische Realschulen zusammengestellt von Timotheus Hrubý.) 2. gänzlich umg. Aufl. Preis geh. 1 K 60 h, geb. 2 K. Wien, K. k. Schulbücherverlag 1895. 8°, IV u. 317 SS.

Mit Freude wird wohl jeder, dem die humanistische Bildung der Schule wahrhaftig am Herzen liegt, das vorliegende Buch begrüßen, dessen 2. Auflage das beste Zeugnis ablegt für das rege Interesse an den altclassischen Studien, das sich in neuester Zeit in so erfreulicher Weise bemerkbar macht. Gesteigerte Pflege der griechischen und lateinischen Privatlectüre am Gymnasium, sowie die in Aussicht gestellte Änderung des Lehrplanes für die Realschulen zu Nutz und Frommen der humanistischen Fächer reden die deutlichste Sprache. Seitdem nämlich die Realschule ihren bloß auf die Vorbereitung für industrielle Berufszweige abzielenden Unterrichtszweck abgestreift hat, um analog dem Gymnasium zu der Technik in ein ähnliches Verhältnis zu treten, wie das letztere zu der Universität, durfte sie in dem edlen Wettstreit, ihren Zöglingen jenes Quantum allgemeiner Bildung zu übermitteln, wie sie sich der Gymnasialschüler vor seinem Abgange an die Universität zueigen macht, nicht zurückbleiben. Auf diesen Umstand dürfte auch die im Normalplane der Realschulen enthaltene Vorschrift betreffend die „Lectüre epischer und lyrischer Gedichte, sowie größerer prosaischer Schriftstücke", in deren Auswahl „charakteristische Abschnitte aus der altclassischen Literatur aufzunehmen" sind, zurückzuführen sein. Kaum zwei Jahre später wurde diese Vorschrift von A. Egger durch dessen „Deutsches Lehr- und Lesebuch. I. Theil. Ausgabe für Realschulen. Wien 1876" der Verwirklichung entgegengeführt. Fünf Jahre nachher erschien T. Hrubýs „Auswahl" in 1. Auflage, im engsten Anschlusse an das eben erwähnte Buch bearbeitet. Und nunmehr liegt uns das Buch mit durchgreifenden Änderungen in 2. Auflage vor.

Seine leitenden Gesichtspunkte, sowie die benützten Quellen gibt der Verf. in der Vorrede zu der 2. Auflage, die uns hier ausschließlich beschäftigen wird, selbst an; allein die pädagogisch keineswegs gleichgiltige Frage, ob und inwiefern gedruckte Übersetzungen zu Bildungszwecken zulässig sein können, hat sich der Verf. gar nicht vorgelegt. Ref. vermag sie nämlich seinen Grundsätzen zufolge bloß in diesem und nur in diesem vorwiegend auf die sachliche Aneignung abzielenden Falle mit dem Vorbehalt zu bejahen, dass die Übersetzung eine

möglichst musterhafte sein müsse, indem er sich mit Schrader (Erziehungs- und Unterrichtslehre, 4. Aufl., S. 421) verspricht, dass die dem Originale „beigemessene formale Bildungswirkung" sich etwa durch das Französische erreichen lässt, „dessen Sprache und Literatur sich durch Klarheit, durch Schärfe des Ausdruckes und Begriffe, durch Festigkeit der Formen und Wortfügungen und durch geschmackvolle Behandlung der Kunstmittel in der fortlaufenden Rede auszeichnet". Desgleichen wird ein Aufschluss darüber, weshalb die „Auswahl" über den Canon der Gymnasialschullectüre hinauszugehen wagte, gänzlich vermisst.

Wenn man auf die Anlage des Buches näher eingeht, macht sich zunächst die Zweitheilung des Lern- und Lesestoffes in die griechische und die römische Literatur bemerkbar, indem auf erstere 201, auf die letztere bloß 107 Seiten entfallen. Der Grund dieser Ungleichmäßigkeit soll weiter unten besprochen werden; vorläufig möge es genügen, darauf hinzuweisen, dass die römische Geschichtschreibung, um der Philosophie nicht zu gedenken, eine nur geringe Beachtung gefunden hat. Jedem der beiden Theile geht eine Einleitung voran, deren Aufgabe es ist, die wichtigsten literargeschichtlichen Daten aus der Poesie (A) und der Prosa (B) zusammenzustellen. Mag nun der Verf. hierbei diese oder jene böhmische Stilistik vor Augen gehabt haben, soviel steht fest, dass er der Übersichtlichkeit der einzelnen Stilarten durch Außerachtlassung eines bestimmten, unveränderlichen, für beide Theile gleicherweise giltigen Eintheilungsgrundes vielfach Abbruch gethan hat. So theilt er in der üblichen Manier die griechische Poesie in die epische, lyrische und dramatische ein (wobei der ganz unvermittelte Übergang von Homer auf Theokrit grell in die Augen sticht), die Prosa in die Historiographie, Rhetorik und Philosophie. Bei der römischen Literatur wird dieses Eintheilungsprincip fast gänzlich fallen gelassen, indem innerhalb der Poesie das Drama weggefallen ist, die Briefe, die Fabel und das Epigramm aber als neu und ohne ersichtliche Unterordnung unter irgend einen höheren Begriff gruppiert werden. In dem der Prosa gewidmeten Abschnitte wird gar kein Classificationsversuch mehr angestellt; wir erhalten nur ein paar Schriftstellernamen. Auch unterließ es der Verf., aus den gegebenen Skizzierungen irgendwelche Schlüsse zu ziehen, um so das psychologische Gesetz der Ähnlichkeit und des Contrastes gebürend zur Geltung zu bringen.

An die Einleitung knüpft sich die Auswahl aus den einzelnen Schriftstellern, die vorerst in Bezug auf ihr Leben und Wirken einer Charakteristik unterzogen werden. Aber auch hier zeigt sich wieder, dass die Behandlung des Stoffes nichts weniger als eine gleichmäßige genannt werden kann. Während beispielsweise der Leser gelegentlich der Besprechung der unsterblichen Epen Homers auch nicht über die Anzahl ihrer Gesänge unterrichtet wird, muss er (S. 256) erfahren, dass uns das Schicksal 100 Verse aus Ovids

Medicamina faciei gerettet hat. Derlei trockene Nomenclaturen und nakte Ziffern, wie sie sich z. B. in den den Dichtungen Ovids gewidmeten Spalten finden, den Schülern vorzuführen, lag sicherlich nicht in der Intention des Lehrplanes. Ferner dürfte sich sowohl aus Rücksichten auf die bei jedem erziehenden Unterrichte erforderliche Concentration wie auch auf die möglichste Raumersparnis die Verschmelzung der „Einleitungen" mit dem soeben berührten bio- und bibliographischen Theile empfehlen; soll ja doch der Unterricht in seinen Endergebnissen intuitiver und synthetischer Natur sein, während dem discursiven und zergliedernden Momente desselben der Vortrag des Lehrers gebürend Rechnung zu tragen hat. Man befürchte nicht etwa eine Zerstückelung des einen oder anderen „Schriftstellers" (z. B. des Vergil) infolge Einreihung desselben unter verschiedene höhere Kategorien; die von mannigfachen Gesichtspunkten nachher vorzunehmende Wiederholung nach Partien wird gewiss bestrebt sein, das so Auseinandergehaltene wieder zusammenzufassen. — Über die wissenschaftliche Seite beider Theile (beispielsweise über die homerische Frage) hier zu urtheilen, erscheint durch den Zweck der „Auswahl" keinenfalls geboten.

Was die Auswahl des Lesestoffes betrifft, hat der Verf. fast durchgehends eine glückliche Hand gezeigt; vor allem ansprechend sind die schönsten Partien aus Homer. Die hier entfallenden Theile werden durch gedrängte Inhaltsangaben gegeben und sonach der Faden der Erzählung nirgends gänzlich fallen gelassen. Mit besonderer Genugthuung begrüßt Ref. die wenigen den griechischen Lyrikern entlehnten Proben. Nicht minder glücklich ist die Auswahl in der römischen Abtheilung ausgefallen. Ref. hätte freilich eine umsichtigere Ökonomik gewünscht; denn was hier verschwendet wird, geht dort ab. Hätte beispielsweise der Verf. nicht mit der vollständigen Wiedergabe der Sophokleischen Antigone volle 55 Seiten ausgefüllt, würde er gewiss die römische Prosa nicht so eng beschränkt haben. Will man ein ganzes Drama in der Schule lesen, beschaffe man sich anderweitig die nöthigen Texte. — Bei „Theokrit" wäre behufs Veranschaulichung des wesentlichen Merkmales der idyllischen Poesie der Alten, des Wettgesanges, die Aufnahme noch einer zweiten (z. B. der 1.) so beschaffenen Idylle angezeigt gewesen. Bei „Horaz" wird die schöne Eingangsode nur schwer vermisst. Warum endlich die „Auswahl" von Hesiod und Babrios ganz Umgang nahm, wird man schwerlich begreifen.

Die Übersetzungen sind — und darin liegt wohl der Hauptwert des Buches — mit seltenen Ausnahmen glatt und sinngetreu, so dass man ihnen „einige sprachliche Licenzen" gern nachsehen wird. Antiquierte Ausdrücke, sprachliche Verstöße (S. 16 Zéva) und Verschrobenheiten („Já ti tudíž to povím" S. 76) trifft man vorwiegend in dem homerischen Texte nach Škoda. An Undeutlichkeit leidet die Verdolmetschung der bekannten Inschrift

auf Vergils Grabe (S. 219), wo übrigens Mantui für Mantuae zu lesen ist.

Die Texte werden in anerkennenswerter Weise Schritt für Schritt von erklärenden Fußnoten begleitet und die einschlägige Übersetzungsliteratur jedesmal namhaft gemacht. Auch unter den Text wird der Name des jeweiligen Übersetzers, sofern es der Verf. nicht selbst ist, gesetzt. Und doch ist des Guten nicht genug gethan. Gewiss würde jeder Schulmann zwei- bis dreizeilige Inhaltsangaben (etwa nach Petschenigs Muster in seiner Schulausgabe des Horaz), sowie Schemen seltenerer Metra, beides vor den Text gesetzt, willkommen heißen.

Über den aus der Bezeichnung quantitätslanger Silben entspringenden Nutzen lässt sich umsoweniger streiten, als der täglichen Erfahrung gemäß, wie der Verf. selbst treffend bemerkt, gegen die richtige Aussprache auch von den Gymnasialschülern öfters verstoßen wird. Im Gegentheil, Ref. würde sogar für die Kennzeichnung des Accentes lebhaft eintreten. Nur muss aber freilich in ersterer Hinsicht eine nicht bloß regelrechte, sondern auch consequente Durchführung des Princips vorausgesetzt werden; eine solche Voraussetzung trifft jedoch im gegebenen Falle nicht immer zu. Einige Stichproben mögen dies erhärten. Die griechische Nominativendung -εια wird auf eine fünffache Art wiedergegeben, und zwar durch -eia, -eja, -éja, -éa und -ĭe(!); so liest man S. 9 Oresteia, S. 1 Odysseja, S. 28 Hyperéja, S. 10 Medéa und S. 5 Alexandrĭe, S. 154 Akadémĭe (beidemal ohne Bezeichnung, mithin kurz). Beinahe dasselbe Bewandtnis hat es mit dem Auslaut -αιος. — Falsch charakterisiert erscheinen ferner lĭteratura (5) und gleich darauf wieder richtig (⏑); Choĕfory (9); richtig Xenofónta (11), dagegen Jofonta (86), Várius (232), Aiăs (36), Nĭkias (145). — Unbezeichnet blieben und sonach kurz zu lesen sind z. B.: *I*lias (1), *I*figenĭa (19), *I*ronĭe (98). Ref. plaidiert für ein ähnliches Verfahren auch bei positionslangen Silben. Noch auffallender ist die Inconsequenz in der Declination mancher Eigennamen; so trifft man nebeneinander die Accusativformen Polyneikea und Polyneika (88); erstere Form liest man noch S. 91, letztere S. 100 und 132; desgleichen wechseln Schreibungen wie Sofokla und Sofoklea (7).

Von grammatischen Verstößen greifen wir heraus: souditi na ... (4), zévorodý (22) von dem Verf. selbst gebraucht, wiewohl er S. 135 den richtigen Genetiv Dia kennt; ein Genetiv jmén (!) findet sich S. 16 vor. Auf die Schreibart Klytaimnestra stößt man trotz der vielen in neuerer Zeit darüber geführten Discussionen auf S. 21. — Von sonstigen Versehen mögen noch folgende erwähnt werden. S. 12 wird Sokrates' Geburtsjahr mit 499 angegeben. Die Vorgänger Herodots heißen richtiger Horographen, nicht Logographen (S. 10). Unpassend ist die Stilisierung des 1. Satzes der 7. Anmerkung S. 135.

Doch die hier aufgedeckten Mängel fallen keineswegs so schwer ins Gewicht, dass sie unser günstiges Gesammturtheil irgendwie erheblich beeinflussen könnten, umsoweniger als ihre Beseitigung bei einer etwaigen nächsten Auflage leicht durchführbar ist. Der Verf. hat unstreitig mit seiner „Auswahl" nicht allein der altclassischen Philologie einen Liebesdienst erwiesen, wofür ihm nebst der Realschule gewiss auch das Gymnasium und alle aufrichtigen Freunde des humanistischen Studiums die gebürende Anerkennung zollen werden, sondern sein Verdienst erstreckt sich auch auf das historische Gebiet. Ref. will hier nicht all die Schwierigkeiten, welche der Geschichtsunterricht in der V. Realschulclasse dem Lehrer bereitet, nochmals aufzählen, sie sind zu bekannt und wurden in neuester Zeit (man vergl. die Zeitschrift „Věstník ú. s. č. professorů v Praze", Jahrg. III, Nr. 3, S. 53 ff.) trefflich beleuchtet. Uns genügt bloß hier zu betonen, dass das in Rede stehende Buch vollkommen geeignet ist, den Boden für den besagten Unterricht zu ebnen.

Der Druck und die Ausstattung des Buches sind ganz entsprechend.

Wall.-Meseritsch. Dr. Franz Kovář.

Der Gallierkopf des Museums in Gîze bei Kairo. Ein Beitrag zur alexandrinischen Kunstgeschichte von Th. Schreiber. Leipzig, A. G. Liebeskind 1896. Fol. mit 2 Lichtdrucktafeln.

Die vorliegende Monographie ist einem Marmorkopfe gewidmet, den der Verf. unter den Alterthümern im Museum zu Gîze gewissermaßen entdeckte. Dieser Fund bot ihm willkommenen Anlass, eine durchgreifende Würdigung desselben zum Ausgangspunkte zu wählen für eine Reihe umsichtiger und lehrreicher Betrachtungen, die auf ein neues Grenzgebiet der hellenischen Kunst, die alexandrinische Plastik, erfreuliches Licht werfen.

Zunächst führt eine stilistische Detailierung des Werkes den Verf. zu der Überzeugung, dass in dieser temperamentvollen Arbeit, die ein zum höchsten Pathos erregtes Barbarenhaupt mit so eindringlicher porträthafter Treue zur Erscheinung bringt, ein griechisches Originalwerk vorliege. Dass es aber durch Import nach Ägypten gekommen, aus Hellas selbst oder aus dem hellenisierten Oriente, sei nicht glaublich. Ein eingehender Vergleich, namentlich mit den Pergamenischen Sculpturen, zeigt es von diesen ganz unabhängig. Der Verf. denkt das Werk vielmehr in Ägypten selbst entstanden, unter dem Eindrucke jener merkwürdigen Gallierepisode, die auch das Nilland erlebte: als nämlich versprengte Reste der Keltenschar, welcher der Angriff auf Delphi missglückte (279 a. Chr.), durch Antigonos Gonatas als Söldnertruppe nach Ägypten gebracht wurden und hier, da ihre Wildheit neuerlich

verderblich hervorzubrechen drohte, auf einer wüsten Nilinsel dem Hungertode überliefert wurden. Einen Vornehmen aus der Zahl dieser Unglücklichen habe der Künstler dargestellt, und die stilistische Eigenart der Arbeit berechtige durchaus, sie dieser Epoche, also dem zweiten Drittel des 3. Jahrhunderts, zuzuweisen.

Diese Behauptung näher zu begründen, sucht nun der Verf. die bisher bekannten „alexandrinischen" Sculpturen überhaupt stilistisch und zeitlich zu gruppieren. Bei der Geringfügigkeit des vorliegenden Materials kann das zunächst freilich nur ein tastender Versuch sein; aber einige Grundlinien, die sich als solche bewähren dürften, hat der Verf. mit geschickter Hand gezogen. Auch seine Hoffnung, dass sich die Frage nach der Herkunft des alexandrinischen Idealstiles, bezw. nach seinem Zusammenhange mit der Kunstentwicklung des griechischen Mutterlandes, noch einmal lösen werde, ist gewiss nicht unberechtigt.

Als Anhang ist der Aufsatz eines Arztes, des Geh. Medicinalrathes Curschmann, beigefügt, der den Kopf einer Art von anatomischer Betrachtung unterzieht und einige wertvolle Beobachtungen bietet. Die Gründe, welche „zweifellos" dafür sprechen sollen, dass der Kopf nicht einer Statue, sondern einem Hochrelief angehört habe, kann Ref. allerdings nicht überzeugend finden.

Wien. Wolfgang Reichel.

Gustav Könnecke, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Eine Ergänzung zu jeder deutschen Literaturgeschichte. 2. Aufl. Marburg, Elwert 1895. Fol. Lieferung 2—11.

Die freudigen Erwartungen, zu welchen schon das Erscheinen der 1. Lieferung (s. 1895, S. 338) berechtigte, sind durch den weiteren Fortschritt und Abschluss des Prachtwerkes mehr als erfüllt worden. Statt der früheren 1675 Bilder erscheinen jetzt 2200 mit 14 großen Beilagen, in allen Einzelheiten verräth sich die nachbessernde Hand und die Berücksichtigung der literarischen Forschung in Text und Wiedergabe. Ein Musterwerk im vollsten Sinne liegt vor. Dass manche subjective Wünsche nicht berücksichtigt sind, ist nur selbstverständlich und kann nicht getadelt werden. Ein großes Verdienst besteht in der Aufnahme von Bildern zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Theaters, nur muss man bedauern, dass L. Devrients Tod (1832) eine sehr bestreitbare Grenze bildet. Der Einfluss, den das deutsche Schauspiel auf die bildliche Darstellung des 16. Jahrhunderts ausgeübt hat, wäre in Dürer'schen Stichen deutlicher geworden als in der Reproduction des Xantner Dombildes (S. 88). Bei Stranitzky (222) hätten sich richtige biographische Angaben aus meinem Artikel (Allg. Deutsche Biographie Bd. 37, S. 765 ff.) schöpfen lassen, auch heißt der Stecher der Kupfer zur Reisebeschreibung nicht Mellisch,

sondern Mellion. Das Wiener Hoftheater wird gar nicht berücksichtigt, wie auch die österreichische Literatur nicht in gebürender Weise herangezogen erscheint. Grillparzer, Raimund, Nestroy sind recht schwach vertreten, ebenso Friedrich Hebbel. Ihnen Platz zu schaffen, könnten manche der Handschriftenproben fallen, besonders aus der älteren Zeit. Die Bedenken, welche ich in dieser Zeitschrift gegen die Aufnahme so vieler Nibelungenhandschriften hatte, sind mir bei Betrachtung derselben noch stärker geworden. Principiell wünsche ich das Ausland ausgeschlossen: das vereinzelte Bild Rousseaus (254) hat keine Berechtigung, ebensowenig wie der französische Musenalmanach (250). Zur Luther-Ikonographie mache ich auf ein ausgezeichnetes Porträt-Medaillon vom Jahre 1527 aufmerksam, das aus M. Bermanns Sammlung eben zur Versteigerung kommt und in Einsles Auctionskatalog reproduciert ist. Die technische Ausführung lässt nichts zu wünschen übrig. Ein besseres Bild der Baronin Ebner wäre wohl aufzutreiben gewesen. Die höchst interessante Büste Diotimas (201) hätte für die Aufnahme günstiger gestellt werden können.

Karl Heinemann, Goethe. Mit vielen Abbildungen. Leipzig, E. A. Seemann 1895. 8°, XII u. 480 SS. und VII u. 448 SS.

Albert Bielschowsky, Goethe. Sein Leben und seine Werke. Bd. 1. München, C. H. Beck 1896. 8°, X u. 520 SS.

Leider sind mir diese zwei Biographien zu spät zugegangen, als dass ich sie meiner Besprechung der Goethe-Literatur des Vorjahres (1895, S. 981—999) noch hätte anschließen können. Nachdem ich daselbst auch einige allgemeine Gesichtspunkte geltend gemacht habe, kann ich wohl auf dieselben verweisend mich diesmal mit einigen Bemerkungen begnügen. Das Werk Heinemanns flößte mir in seiner Anlage als Bilderbuch von vornherein das größte Misstrauen ein. Ich dachte nur einen verbindenden Text zu finden. Indes lässt sich, unter Berücksichtigung des einmal gesteckten Zieles, dem Verf. nicht absprechen, dass er seine Aufgabe mit Fleiß zu erfüllen getrachtet hat. Seine Disposition leidet, besonders im zweiten Bande, an großer Unübersichtlichkeit, der Stoff erdrückt ihn, besonders durch sein Verfahren, das Milieu des Dichters und die Personen, mit denen er verkehrte, allzu stark hervortreten zu lassen. Zum Theil ist dieser Fehler gewiss durch die Nothwendigkeit, recht viele Landschaftsbilder und Porträts zu bringen, verursacht worden. Für die Erkenntnis des culturhistorischen Hintergrundes bringt H. wertvolle Studien, seine Städtebilder sind wohl gelungen. Die Besprechungen von Iphigenie, Tasso, Wilhelm Meister zersplittern sich infolge der unglücklichen Anordnung (I 370 ff.), die literarischen Urtheile helfen sich oft mit einem „unmöglich zu schildern", „unmöglich kritisch zu beleuchten" u. dgl. weiter (II 91, 179 u. a.). Ganz falsch wird Behrisch als das dämpfende Element in Goethes Jugend aufgefasst

und Gellerts geistige Anregung überschätzt (I 103). Beim Werther findet er den Grund seiner Wirkung „natürlich nicht in dem Inhalte, die Kraft des Dichters war die alleinige Ursache“ (234). Über Goethes Theaterleitung geht er recht flüchtig (II 188) hinweg. Ebensowenig ist sein Blick geschärft für die Schwächen der Goethe'schen Kunstrichtung. In dieser Beziehung äußert er selbst manchmal befremdende Urtheile, so wenn er die Kreidezeichnungen von Bury prächtig nennt (II 361). Ich habe manchmal die Empfindung, als ob es an sorgfältiger Ausarbeitung gefehlt hätte. Darauf deuten die mehrfachen stilistischen Unebenheiten und kleinen Irrthümer, wie die Erwähnung der „unglücklichen Hausgenossen“ (I 369). Möglicherweise ist dies nur ein Druckfehler, deren in dem offenbar recht schnell hergestellten Buche zahllose zu finden sind. Gerade bei einem Prachtwerke sollte man dies nicht zu rügen haben. Die Auswahl der Bilder und ihre Ausführung ist zumeist gut, nur überwuchern im 1. Theile die Stadtpläne. Aufgefallen ist mir das unglaublich schlechte Porträt Zacharias Werners (II 256).

Der Biographie Bielschowskys, deren erster Band vorliegt, gieng ein solcher Schwall von Reclamen, darunter ein Trompetenstoß Spielhagens voraus, dass man auch ihr gegenüber misstrauisch wurde. Wie ward einem erst zumuthe, wenn man das Buch aufblätterte und die stilistischen Monstra im Eingange des Capitels: Heimat und Familie (S. 7) zu Gesichte bekam, oder gar die Vorrede mit dem entsetzlichen Satzgefüge: „Derselbe, der ...“ oder dem prätentiösen Ausspruche: „Ich nenne Goethes Persönlichkeit ein potenziertes Abbild der Menschheit. Wer diese Ansicht theilt ...“ durchlas. Umso freudiger war die Überraschung, im weiteren Studium ein durchaus geschmackvolles, fein beobachtendes Lebensbild Goethes entworfen zu sehen, das seinem Verf. die größte Ehre macht. Umsomehr wünscht man diese garstigen Flecke, die gelegentlich (S. 85, 119) abgeschwächt wiederkehren, weggewischt. Die Lebensführung Goethes, sein Entwicklungsgang ist noch in keiner Biographie so verständnisvoll besprochen worden. Meisterhaft z. B. die Charakteristik des Weimarer Hofes (272 ff.), die Schilderung von Goethes Amtsführung (290 ff.). In dieser Beziehung hat B. entschieden den Vorrang vor Meyer, der aber wieder in den literarischen Partien viel tiefer und kritischer urtheilt. B. gibt zu viel Analyse, seine Charakteristik der Werther-Figuren ist ziemlich schablonenhaft, Stella wird, besonders was die Darstellung der Frauen betrifft, sehr überschätzt, und seiner scharfen Verurtheilung Antonios vermag ich nicht beizustimmen. Seine Goethe-Biographie ist ein Werk, aus dem man viel lernt, und hat auch neben Meyers Buche, mit dem es übrigens die geringe Beachtung der Lyrik theilt, seine volle Existenzberechtigung.

Wien. A. von Weilen.

Goethe. Von Richard M. Meyer. Preisgekrönte Arbeit. Geisteshelden. (Führende Geister.) Eine Sammlung von Biographien. Herausgegeben von Dr. Anton Bettelheim. 13.—15. Band. Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1895. XXXII u. 628 SS.

Der vorliegende stattliche Band ist eine geistreiche, gewandte, klare, aber noch keineswegs abschließende Arbeit über den größten deutschen Dichter. Meyers Buch ist ein wertvoller Beitrag zur Goethe-Biographie. Doch noch immer besitzen wir kein Werk, welches auf Grund der zahlreichen handschriftlichen Funde und des daraus erwachsenen wissenschaftlichen Bearbeitungsmaterials der Goethe-Philologie unseren Dichter nach allen Richtungen hin erschöpfend behandelte. Das äußere Leben Goethes ist in diesem Werke in der Regel ziemlich kurz abgethan, mitunter, wenn man an ein Publicum denkt, das mit den Einzelheiten des Dichterlebens nicht genau vertraut ist, vielleicht etwas zu knapp. Der Goethe-Forscher mag freilich dem Verf. dafür dankbar sein, dass er ihm über allbekannte Dinge mit einigen Worten hinweghilft. Des Lobes würdig ist an dem Buche vor allem die Concentration der Auffassung. Alle die zahlreichen Richtungen in Goethes reichbewegtem äußeren Dichter- und Forscherleben werden nämlich strenge aufeinander bezogen. Dem Verf. ist es hauptsächlich darum zu thun, dass er zeige, wie Goethe naturnothwendig allmählich wurde, was er schließlich geworden ist. Er betrachtet dieses reiche Leben gewissermaßen mit dem Auge des Naturforschers, welcher einen Entwicklungsprocess in seinen Keimen entstehen sieht. Darum werden die philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien Goethes in jeder Phase seines Lebens so eingehend erörtert und in die strengste Beziehung zu seiner dichterischen Thätigkeit gebracht. Nur auf diesem Wege scheint es möglich zu sein, die in ihrer Art einzige Erscheinung des großen Mannes richtig aufzufassen und zu begreifen. Dadurch wird es aber auch ermöglicht, das Gesetzmäßige, ja Naturnothwendige von Goethes Entwicklung anschaulich zu machen. Der Wunsch, welchen die Zeitgenossen Goethes hegten, als dieser seine gesammelten Werke herausgab, dass aus dem bunten Wechsel der nach Ton und Inhalt so verschiedenen Dichtungen das Princip erkannt werde, nach welchem diese Veränderungen vor sich giengen, wird uns hier einigermaßen erfüllt. Goethe hat bekanntlich, um den erwähnten Anforderungen gerecht zu werden, „Dichtung und Wahrheit“ geschrieben. Damit war freilich einiges, aber lange noch nicht alles gethan. Wir sehen jetzt tiefer als die Zeitgenossen des Dichters, welche ja bei weitem nicht alle Geistesarbeit Goethes kannten. Der Verf. hat es verstanden, bei der Besprechung sehr verschiedenartiger Dichtungen Goethes auf den inneren Zusammenhang oder auf die Wandlung der Ideen hinzuweisen und so manche interessante Beziehung herzustellen. In den Analysen der Hauptwerke ist er glücklich; besonders sei auf die meisterhaften Besprechungen von „Götz“ und

„Werther", vor allem aber von „Dichtung und Wahrheit" und der beiden Theile des „Faust" verwiesen.

Der Stil ist fast immer fließend und gewandt, dabei ist die Darstellung allgemein verständlich. Einzelne, zum Theil sehr sinnstörende Druckfehler sind bei einer Neuauflage zu berichtigen.

Graesers Schulausgaben classischer Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachmänner herausgegeben von Prof. J. Neubauer. Friedrich von Schiller, Kabale und Liebe. Ein bürgerliches Trauerspiel. Mit Einleitung und Anmerkungen von Karl Albert Schmid, k. k. Professor an der Staats-Realschule im III. Bezirke in Wien. Wien, Karl Graeser. X u. 82 SS. Preis 25 kr.

Die Einleitung behandelt zunächst die Entstehung und Aufnahme des Stückes mit hinreichender Genauigkeit. Sodann spricht der Herausgeber über den Stoff des Trauerspieles und seine Behandlung durch den Dichter, indem er auf die culturgeschichtlichen Verhältnisse des 18. Jahrhunderts eingeht. Bei der Schilderung des Verhältnisses, in welchem Schillers Drama zu Lessings Emilia Galotti steht, schließt er sich an Scherers Literaturgeschichte an; doch hätten die nahen Beziehungen, in welchen die Personen beider Stücke zueinander stehen, noch im einzelnen nachgewiesen werden können, da dem Schüler beide Dramen bekannt sind und der Vergleich seine Aufmerksamkeit und sein Interesse schärft. — Auch bei Fiesko ist der Hinweis auf die Lessing'schen Vorbilder anregend.

Der Herausgeber hebt ganz gut hervor, dass trotz Lessing und anderer Vorgänger die Erfindung des Stoffes Schiller entschieden zugeschrieben werden muss. Dennoch hätte die Zeitungsanzeige, welche Schiller den rohen Stoff in seinen äußersten Umrissen bot, nicht unberücksichtigt bleiben sollen. (Vergl. Boxbergers Einleitung zu diesem Drama in seiner Ausgabe von Schillers Werken.)

Der Herausgeber erweitert seine Betrachtung des Stoffes stellenweise zu einer Analyse des Stückes und schließt diesen Abschnitt mit der Aufzählung der Motive, welche den Verlauf der Handlung bestimmen, nach O. Frick. Derselbe Wegweiser wird neben Minors Buche über Schiller auch für den nächsten Abschnitt benützt, in welchem das Drama mit den früheren Stücken Schillers verglichen wird. Einige Bemerkungen über Ort und Zeit der Handlung schließen die Einleitung. — Die Anmerkungen (S. 79—83) bringen sachliche und sprachliche Erklärungen.

Wien. Dr. F. Prosch.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Archäologische Schülerfahrten.

I. Nach Aquileja und Pola.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man in diesen Blättern den Wert und die Bedeutung von Schülerfahrten im allgemeinen besprechen. Wohl mag es aber manchen Leser dieser Zeitschrift interessieren, etwas über eine besondere Art von Schülerfahrten zu vernehmen, die in weiteren Kreisen wenig bekannt und allerdings auch nur für gewisse Gegenden durchführbar ist.

Wenn wir uns bemühen, in der Schule das Interesse für das classische Alterthum und eine vertiefte Kenntnis des antiken Lebens durch Vorführung von Anschauungsmitteln aller Art zu fördern, warum sollten wir uns nicht von Wanderungen nach Orten, die selbst der Schauplatz antiken Lebens waren, eine anregende Wirkung auf die empfänglichen Gemüther der Jugend versprechen dürfen?

Natürlich eignet sich als Ziel einer derartigen Wanderung, die wirklichen Nutzen gewähren soll, nicht jeder Ort, der einst in der — uns allein zugänglichen — römischen Periode eine Rolle spielte. Der Ort unserer Wahl muss antike Überreste bieten, die das Interesse der Jugend zu fesseln vermögen und die es den führenden Lehrern erleichtern, die Geister der Vergangenheit heraufzubeschwören.

Solcher Orte hat das Küstenland zwei: Aquileja und Pola, beide verschieden in ihrer Art und beide von anregendster Wirkung.

Als der Schreiber dieser Zeilen Director des neugegründeten Gymnasiums von Pola war (1890–94), bemühte er sich, die günstigen Bedingungen auszunützen, die der Ort an sich für die Erweckung des Interesses an classischen Studien bot. Vom Standpunkte des Alterthumsfreundes lässt sich wohl nicht leicht eine günstigere Lage für ein Gymnasium denken als in Pola. Zwei römische Thore begrenzen die Vorderfront des Gymnasialgebäudes: eines derselben, die vor wenigen Jahren restaurierte porta gemina, dient jetzt als Haupteingang und führt zu einer kleinen, aufsteigenden Gartenanlage, hinter der sich das stattliche

Schulgebäude erhebt. Im Atrium des letzteren ist eine Anzahl von antiken Gegenständen zu einer stimmungsvollen Gruppe vereinigt. Sie umfasst größtentheils Fundobjecte, die bei den Bauarbeiten an Ort und Stelle gewonnen wurden. Sieht man bei einem Fenster des Schulgebäudes hinaus, so fällt der Blick auf das herrlichste Monument der Pietas Iulia, das Amphitheater. Und wenn die Gymnasiasten sich von der Schule nach ihren Wohnstätten begeben, dann kommen sie noch bei einem oder dem anderen antiken Denkmal vorbei, entweder bei der porta aurea oder dem zierlichen Augustustempel. Fürwahr man kann sagen: die Jugend Polas wächst in einer classischen Umgebung auf, man braucht ihr nur die Augen zu öffnen, dass sie nicht theilnahmslos an den Schätzen vorübergeht, die sich ihr auf Schritt und Tritt darbieten.

So günstig steht es allerdings in keinem anderen Orte des Küstenlandes, der Gymnasien beherbergt. Selbst Triest, zur Römerzeit ein nicht ganz unbedeutender Ort, bietet zwar manche Überbleibsel aus jener Periode, die das Interesse des gelehrten Forschers erregen, aber wenig, was nachhaltig auf die Phantasie der studierenden Jünglinge zu wirken imstande wäre. Aber nicht sehr weit von dieser Stadt liegt ein anderer Römerort, dessen Name schon auf die jugendlichen Gemüther einen eigenen Zauber ausübt, weil er die Erinnerung wachruft an zwei wichtige Geschichtsepochen, die Römerherrschaft und die Völkerwanderung, sowie an den Gegensatz von strahlendem Glanze und jähem Falle — Aquileja.

In der Absicht zu erproben, inwieweit ein Besuch dieses Ortes das Interesse der Schüler fesseln würde, beschloss der Berichterstatter, der seit 1894 das Triester Staatsgymnasium leitet, mit den oberen Classen desselben einen Ausflug nach Aquileja zu unternehmen. Sollte aber ein, naturgemäß auf wenige Stunden beschränkter, Besuch dauernde Früchte tragen, so musste der Boden für die Eindrücke, die aufzunehmen waren, gehörig vorbereitet werden. Die Schüler mussten schon die nöthige Stimmung mitbringen. Sie waren daher vor allem einzuführen in die Geschichte der Gründung und der wechselnden Schicksale der Stadt; sie waren aufmerksam zu machen auf das, was sie sehen würden, und vorzubereiten auf das, was sie nicht sehen konnten. Jeder Besucher Aquilejas weiß, dass die sichtbaren Überreste des Alten sich fast ausschließlich im Museum befinden, dass außerhalb desselben fast nichts an den einstigen Glanz der Römerzeit erinnert! Wie nahe lag da die Gefahr, dass die leichtbewegliche Jugend sich enttäuscht sah, weil die gehegten, hochgespannten Erwartungen nicht erfüllt wurden, und dass die Bemühungen, das Interesse und die Wertschätzung des classischen Alterthums zu erhöhen, die gegentheilige Wirkung erzielten! Der Berichterstatter beschloss daher, bei dem geschichtlichen Vortrage, welchen er für die Theilnehmer am Tage vor dem Ausfluge zu halten gedachte, besonders zu erklären, warum das alte Aquileja fast ganz vom Erdboden verschwand, und ferners zu zeigen, welche Bedeutung den Sammlungen des Museums in archäologischer und ästhetischer Hinsicht innewohne, wie die Schätze desselben die wertvollsten Aufschlüsse über Religion und Sitte, Verfassung und Verwaltung, sowie das ganze Culturleben der

römischen Zeit ermöglichten. Das Museum musste also von vornherein in den Mittelpunkt des Interesses treten: die todten Steine sollten als lebende und beredte Zeugen einer großen Vergangenheit vorgeführt werden.

Weil endlich die Schüler an Ort und Stelle den Umfang der alten Römerstadt ebensowenig sehen konnten, wie die Stadien ihrer Entwicklung, so musste der vorbereitende Vortrag beides veranschaulichen. Es konnte dies nicht schwer fallen. Den naturgemäßen Eingang bildete der Bericht des Livius (XXXIX, 55) über die Gründung Aquilejas. Der Plan der Colonie ließ sich auf die Tafel zeichnen. Da das fast ebene Terrain es den Römern ermöglichte, die Colonie in derselben Weise wie bei der Absteckung des Lagers nach den Regeln der Limitation anzulegen, genügten wenige Striche, um ein übersichtliches Bild zu entwerfen. Zur weiteren Erläuterung diente die treffliche Fundkarte Majonicas, nach der sich nicht nur das Viereck der ursprünglichen Colonie von 181 (a. Chr.), sondern auch das der weiteren Anlagen der augusteischen Zeit verfolgen ließ. Nach diesen Ausführungen musste es am nächsten Tage leicht sein, vom Domthurme Aquilejas aus den Schülern zu zeigen, wo die alte, wo die vergrößerte Colonie gewesen sei und wie weit sich die Stadt zur Zeit ihrer höchsten Blüte erstreckt habe. Den ganzen Raum, den jetzt der unscheinbare Ort, Saatfelder, Wiesen- und Rebengelände einnehmen, füllte die jugendliche Phantasie nunmehr willig mit all den Bauten und Denkmälern, deren letzte Überreste sie in dem Museum gesehen hatte. In diesem selbst war der Conservator Professor H. Majonica der sachkundige Führer, der alles hervorhob, was für die Schüler interessant und lehrreich war. Er zeigte ihnen auch im freien Felde ein wohlerhaltenes Stück einer Römerstraße; er war es auch, der den Dombau erklärte, welcher in seiner Anlage als Basilica so recht vom classischen Alterthum zum christlichen Mittelalter hinüberführt.

So gelang der Ausflug, der am 2. Mai 1895 stattfand, vortrefflich und erfüllte die Erwartungen, die an denselben geknüpft wurden. Auch äußerlich gieng alles gut zusammen. Die Fahrt von Triest bis Ronchi wurde mit dem Morgenschnellzuge der Südbahn zurückgelegt. In Ronchi wartete der liebenswürdige Professor Majonica mit den landesüblichen Fuhrwerken für die 112 Ausflügler. Nach einstündiger Fahrt langte man in Aquileja an und schritt frisch, ohne durch frühere Strapazen ermüdet zu sein, an die Besichtigung der Alterthümer. Der Rückweg wurde über Fiumicello zu Fuße zurückgelegt ($2^1/_2$ Stunden).[1]) Der Abendeilzug der Südbahn führte alle wohlbehalten und in gehobener Stimmung nach Triest zurück.

Auch die Bevölkerung hatte sich sehr entgegenkommend gezeigt. Der Bürgermeister von Aquileja begrüßte die Gäste beim Kommen und

[1]) Das Triester Communalgymnasium machte heuer am 9. Mai eine Fahrt nach Aquileja mit folgendem Itinerar: Triest-Monfalcone (Südbahn), Monfalcone-Villa Vicentina (Staatsbahn). Zu Fuß nach Aquileja und von dort nach Cervignano (Mittagsstation). Rückfahrt Cervignano-Monfalcone (Staatsbahn), Monfalcone-Triest (Südbahn). Theilnehmerzahl: 240 von allen Classen.

Gehen; während des Mittagmahles, das in mehreren nahen Gasthäusern genommen wurde, spielte die Ortsmusik heitere Weisen.

Der günstige Ausfall des ersten Versuches ermunterte den Berichterstatter im nächsten Jahre zu einem weiteren. Die passendste Ergänzung der in Aquileja gewonnenen Eindrücke bot unleugbar Pola. Interessant war zunächst schon die Verschiedenheit der beiderseitigen Stadtanlagen. Ließ sich beim ersten Orte zeigen, wie die Römer dort, wo es angieng, ihre Colonien nach dem Muster des Lagers absteckten und einrichteten, so trat beim letzteren deutlich zutage, dass das praktische Volk nie einer Schablone zu Liebe die Ortsverhältnisse unberücksichtigt ließ. Für die Anlage Polas, das auf einem stark hügeligen Terrain unmittelbar am Meere erbaut wurde, waren ganz andere Grundsätze maßgebend, als für die Aquilejas. Wenn auch der antike Stadtplan Kandlers in seinen Einzelnheiten zum großen Theile nur hypothetischen Wert hat, so bot er doch ein Mittel, den Schülern die allgemeine Stadtanlage vor die Augen zu führen. Ein zweiter Punkt, in dem die beiden einstigen Römerorte eine wesentliche Verschiedenheit zeigen, betrifft ihre Größe und ihre heutige Erhaltung. Während von dem mächtigen Aquileja kein einziger größerer Baurest sichtbar ist, blieb von dem viel kleineren Pola noch eine stattliche Reihe von Ruinen aufrecht. Allerdings verfügt der erstere Ort über ein reiches, wohlgeordnetes Museum, während die im Augustustempel von Pola untergebrachte Sammlung sehr dürftig und nur provisorisch geordnet ist. Dass auf die Schüler Pola einen noch größeren Eindruck machen würde als Aquileja, war vorauszusehen. Denn die stattlichen Überreste römischer Bauten, vor allem die Arena, mussten auf die jugendliche Phantasie noch ganz anders wirken, als die aus ihrem Zusammenhange losgelösten Schaustücke eines Museums! Endlich kam noch zu Gunsten Polas der Umstand hinzu, dass der Besuch des Centralkriegshafens unserer Monarchie zugleich ein modernes und patriotisches Interesse bot. Aber eben dieser Umstand nöthigte auch, dem Aufenthalte in der Stadt eine längere Zeit zuzuwenden, als bei Aquileja, wo der heutige Ort keine weitere Beachtung beanspruchte.

Man musste daher, da die Benützung der gewöhnlichen Züge unthunlich schien, zuerst daran denken, einen Sonderzug zu erlangen, der es ermöglichte, dem Aufenthalte in Pola die gewünschte Ausdehnung zu geben. Durch das Entgegenkommen der Generaldirection der österr. Staatsbahnen wurde der Sonderzug bei einer Garantie von 150 Theilnehmern zu halben Postzugsfahrpreisen bewilligt.

Die Vorbereitung der Schüler für den Ausflug, der, wie im Vorjahre, am 2. Mai stattfand, erfolgte in der bereits als praktisch erprobten Weise. Am Nachmittage des 1. Mai versammelte der Director alle Theilnehmer und schilderte ihnen unter Vorzeigung von Plänen und Abbildungen die geschichtliche Entwicklung Polas mit besonderer Berücksichtigung dessen, was am nächsten Tage ihre Aufmerksamkeit erregen sollte. Die Abfahrt fand um 6¼ Uhr Früh vom Bahnhofe von St. Andrea (Staatsbahnhof) aus statt. Sowie beim Ausfluge nach Aquileja wurde noch während der Fahrt der antike Stadtplan in den Waggons herum-

gereicht, damit den Schülern das am Vortage entworfene Bild der alten Stadt wieder aufgefrischt würde. Sowie in Aquileja Conservator Prof. Majonica, so übernahm in Pola Conservator Prof. Dr. Weißhäupl bereitwilligst die archäologische Führung. Das Marine-Arsenal wurde unter Leitung von Marinebediensteten besucht, Neu-Pola unter Führung ortskundiger Schüler. Die Octavaner besichtigten auch die Marine-Sternwarte, wo der diensthabende Officier den sachkundigen Erklärer machte. Übrigens war auch dieser Besuch insofern vorbereitet, als der Physiklehrer der achten Classe in der letzten Unterrichtsstunde vor dem Ausfluge die Einrichtung einer Sternwarte auseinandergesetzt hatte.

Der äußere Verlauf des Ausfluges war wie im Vorjahre ein sehr befriedigender. Die Bahnfahrt von Triest nach Pola erzeugte trotz ihrer Länge (4 Stunden) keine Abspannung, da die Strecke den meisten Schülern neu war, und die Fahrt selbst eine Reihe wechselnder Bilder bot. Die Aufnahme in Pola war eine außerordentlich herzliche. Schon bei der Ankunft erwarteten der Bezirkshauptmann Hans von Rossetti, der Vicebürgermeister Dr. Glezer, sowie der Director des Staatsgymnasiums von Pola A. Stitz die Triester Gäste. Beim gemeinsamen Mittagessen, das in sehr zufriedenstellender Weise im Salon des Hôtel Stadt Pola serviert wurde, erschienen außer den früher Genannten der Director der Marine-Unterrealschule Neugebauer, der Bezirksschulinspector Kriznič, Conservator Prof. Dr. Weißhäupl und mehrere andere Professoren des Gymnasiums von Pola. Selbstverständlich fehlte es auch nicht an Toasten. Den ersten brachte der Director des Triester Gymnasiums auf Se. Majestät den Kaiser aus. Während alle jubelnd einstimmten, spielte die brave Bande der Società Operaia, die im Hotelgarten aufgestellt war, die Volkshymne. Reden wechselten mit Vorträgen des Gymnasialsängerchors und der früher erwähnten Musikcapelle. Auch die Schüler beider Anstalten — denn es hatten sich nach dem Mittagessen Zöglinge des Polesaner Gymnasiums zum Besuche ihrer Kameraden eingefunden — unterließen es nicht, sich gegenseitig zu begrüßen. Gemeinsam zogen dann alle zur Arena, wo die archäologische Wanderung mit einem anregenden Vortrage des Prof. Weißhäupl abgeschlossen wurde. Am Bahnhofe fand ein herzlicher Abschied statt, und unter lebhaften Zurufen und Hüteschwenken verließen die Triester den gastlichen Ort. Noch einmal hielt der Zug auf der Rückfahrt längere Zeit in Mitterburg-Pisino. Dort wurde die interessante Schlucht neben dem alten Schlosse, die Foiba, besichtigt und ein kleiner Imbiss genommen. Um 10¼ Uhr abends kamen die Ausflügler, entzückt von den Eindrücken des Tages, in Triest an.

Es dürfte nicht uninteressant sein, zum Schlusse zweier Punkte in einigen Worten zu gedenken, der Kosten derartiger Ausflüge und der Zulassung zu denselben. Da archäologische Fahrten nicht bloß des Vergnügens, sondern zuvörderst der Belehrung und Anregung der Schüler wegen unternommen werden, so ist es wohl selbstverständlich, dass die Theilnahme nicht von finanziellen Verhältnissen abhängig sein darf. Auch der Ärmste soll nicht ausgeschlossen sein. Zur Deckung der Auslagen

für die Unbemittelten dienten Unterstützungen, die das h. k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht und im zweiten Falle auch Se. Excellenz der Herr Statthalter R. von Rinaldini gnädigst gewährten, dann die Überzahlungen wohlhabender Schüler. Jede Classe steuerte für sich — nach Wollen und Können der einzelnen — zusammen, bis die veranschlagte Summe herausgebracht war. Die Gesammtauslagen für Fahrt und Verköstigung (ohne Getränke) stellten sich in dem ersten Falle auf 2 fl. 50 kr., in dem zweiten auf 3 fl. per Kopf.

In Betreff der Zulassung ist schon ein Grundsatz erwähnt worden, dass die Armut niemanden ausschließen dürfe. Ein anderer Punkt wäre der, ob die Zulassung nicht auf die höheren Classen beschränkt sein soll. Trotz der gegentheiligen Erfahrungen, die von anderer Seite gemacht wurden, möchte der Berichterstatter doch an der Meinung festhalten, dass nur bei älteren und reiferen Schülern wirklich die angestrebten wissenschaftlichen Vortheile erzielt werden können. Eine für alle giltige Grenze zu ziehen, ist allerdings nicht leicht; doch bietet die Theilung des Gymnasiums in Unter- und Obergymnasium immerhin eine Handhabe. Die Schüler, welche die fünfte Classe erreicht haben, sind schon ziemlich durchgesiebt, sie umfassen fast nur mehr jene Elemente, welche den durch das Gymnasium vermittelten Bildungsgang ganz durchnehmen wollen — sie haben ferner bereits einige Classiker gelesen und wenigstens für die alte Geschichte eine vertieftere Auffassung erlangt. Allerdings wird sich in concreten Fällen schon aus praktischen Gründen diese Grenzlinie nicht immer streng einhalten lassen. Wo beispielsweise ein Sonderzug oder -Dampfer benützt wird, ist man in der Regel an eine bestimmte Theilnehmerzahl gebunden. So war auch der Berichterstatter genöthigt, Schüler der vierten Classe herbeizuziehen, da beispielsweise für die Fahrt nach Pola 150 Theilnehmer erforderlich waren, während die Oberclassen insgesammt nur 124 Schüler zählten. Auf alle Fälle sorgte er dafür, dass die aus den beiden Abtheilungen der vierten Classe entnommenen Schüler erst nach Befragung der Classenvorstände zugelassen wurden.

Nehmen thatsächlich nur die vorgeschritteneren Schüler des Gymnasiums an den archäologischen Fahrten theil, so werden die erwünschten Wirkungen derselben sicherlich nicht ausbleiben. Und da auch die sonstigen pädagogischen Vortheile der gemeinsamen Wanderung von Lehrern und Schülern nicht fehlen, so sind derartige Fahrten im höchsten Grade empfehlenswert. Sie zählen auch ohne Zweifel zu den schönsten Erinnerungen, die der studierende Jüngling einst vom Gymnasium auf seine weitere Lebensbahn mitbringt.

Triest. Dr. Franz Swida.

II. Nach Carnuntum.

Kein praktischer Schulmann dürfte leugnen, dass es vom Standpunkte einer strammen Schuldisciplin einigermaßen bedenklich ist, die Jugend der höheren Classen einen ganzen lieben Tag lang in corpore

dem hellen Jubel sich hingeben zu lassen. In dieser auf langjähriger Erfahrung gegründeten Erkenntnis beschloss die Direction im Vereine mit dem Lehrkörper des Maximilian-Gymnasiums in Wien, den zweiten Sommerausflug in das Zeichen des *utile dulci* zu stellen. Wenn wir uns nun fragen, welcher der beiden Bestandtheile der Mischung überwog, so sei gleich bemerkt, dass in dem ganzen Plane des Unternehmens das letztere Moment betont worden war. Aber jene Zugabe erwies sich als so kräftig, dass sie die Mischung und ihren Wert völlig bestimmte. Um ein anderes Bild zu gebrauchen: Da der ganze Ausflug unter dem Eindrucke des Gleichgewichtes schloss, so war der Jubel und die Festesfreude der Jugend die voluminöse leichte Waare, die ernste Belehrung das solide Gewicht, welches das Zünglein in der Schere erhielt.

Wir schritten nicht unvorbereitet ans Werk. Herr Professor Dr. Wilh. Kubitschek vom Staatsgymnasium im VIII. Bezirke hatte die Liebenswürdigkeit, den Inhalt seines (und Dr. S. Frankfurters) trefflichen »Führers durch Carnuntum« durch einen Vortrag unserer Schülerschaft zu lebendiger Anschauung zu bringen, wobei außer der eigentlichen Stätte der Ausgrabungen, die an der Hand lichtvoller Pläne dargestellt wurde, auch die Geschichte jenes Ortes, wo Marc Aurel, der Philosoph auf dem Kaiserthrone, das zweite Buch seiner Schrift *ΕΙΣ ΕΑΥΤΟΝ* verfasst hat, und die Landschaft gebürende Berücksichtigung fanden. Alle, die dem anregenden und geistvollen Vortrage beiwohnten, werden denselben in dankbarer Erinnerung behalten.

Mittwoch den 3. Juni, bald nachdem die Sonne ihre Fahrt auf vollkommen unbewölktem Himmel angetreten hatte, versammelten wir uns bei der Stephaniebrücke, etwa 120 an der Zahl, um mittelst Separatdampfers die Reise anzutreten. Die Donaufahrt war entzückend. Während die Schaufelräder des Schiffes silbernen Schaum über die blaue Flut warfen, flogen wir, von einem kühlen Lüftchen umschmeichelt, zwischen den einsamen Auen der Donau pfeilschnell dahin. Sofort ließen sangeskundige Kehlen unserer Schülerschaft den Jubel des Herzens in hellen Liedern hervorströmen, indes andere die Landschaft betrachteten, wieder andere den technischen Einrichtungen unseres Dampfers ihre Aufmerksamkeit zuwandten. Auf dem Hinterdeck lauschte eine andächtige Schar den sachkundigen Ausführungen des Hrn. Karl Tragau, der sich uns als willkommener Führer auf jener denkwürdigen Stätte, von welcher aus durch Jahrhunderte der aus dem Norden heranflutende germanische Völkerstrom durch die Mittel eines hochentwickelten Staatswesens gestaut wurde, für den Vormittag zur Verfügung gestellt hatte. Im weiteren Verlaufe der Fahrt wurden die Schüler auf die aus den napoleonischen Kriegen bekannte Insel Lobau aufmerksam gemacht. Der Geograph erklärte die Entstehung der Erosionen am Südufer des Stromes, sowie die aus dem hohen Wasserstande spärlich hervortretenden Arbeiten der Donauregulierung. Nach anderthalbstündiger Fahrt tauchte vor uns das Trapezoid des Braunsberges auf, links das der kaiserlichen Familie gehörige »Schloss Hof«, von Prinz Eugen errichtet, rechts das Schloss des Grafen Traun, auf Grundfesten aus der Römerzeit erbaut, dasjenige des Barons

Ludwigstorff, sowie auf ragender Höhe das Schloss Hainburg (die aus dem Nibelungenliede bekannte „Heimburc"), während in blauer Ferne eine Höhe der Kleinen Karpathen die Scenerie abschloss. Eine halbe Stunde später waren wir am Ziele angelangt. Frau Baronin Ludwigstorff war persönlich zu unserer Begrüßung erschienen, wofür ihr der Director, vom Lehrkörper umgeben, seinen Dank abstattete, zugleich die Bitte hinzufügend, uns den Besuch der Sammlungen im Ludwigstorff'schen Schlosse gestatten zu wollen.

Unter der Führung des Hrn. Karl Tragau wurde sofort mit der Besichtigung der Alterthümer begonnen. Rechts vom Gasthause „Zum Stein" betrachteten wir zunächst einen Haufen bearbeiteter Bausteine, deren architektonische Formen es noch heute ermöglichen, ihre einstige Verwendung in dem „Triumphbogen des Caracalla", dessen Idealbild Hr. Tragau entworfen hatte, zu erkennen. Einen steilen Pfad emporklimmend, gelangten wir zu dem auf den Grundfesten eines römischen Forts errichteten sogenannten „Unteren Quaden-Walle" aus dem 5. Jahrhundert n. Chr., an dessen steil abfallender Wand wir die letzten Spuren eingelegter Befestigungspfähle wahrnahmen. Von hier aus wurde uns auch jene Stelle des Nordufers der Donau gezeigt, wo man die Reste des römischen Brückenkopfes gefunden hat.

Nach einem kurzen Frühstück gieng es an die Besichtigung der Sammlungen. Im Ludwigstorff'schen Schlosse, in dessen Einfahrt das Cultbild des Nemeseums seine Aufstellung gefunden hat, mussten wir uns wegen der engen Räumlichkeiten der Museen in zwei Gruppen theilen. Die eine verblieb im Schlosse, um das dortige Museum zu besichtigen, während die andere mit Hrn. Tragau sich ins nahe „Vereins-Museum" begab. Hier erweckten die Reste des Mithras-Heiligthums: der Kopf des Gottes, derjenige des Stiers, den er schlachtet, der Altar des Mithräums mit den Gestalten des Caelus, der vier Jahreszeiten und der Winde, die sog. „Steingeburt" u. s. f. das lebhafteste Interesse des Beschauers. Aber auch die in den Schaukästen ausgestellten Gebrauchsgegenstände des privaten Lebens, Fibeln, Kämme, Ringe, Wagen, Münzen, Thongefäße (Vasen und Lampen), ferner Reste von Waffen und von Statuen, der Sarkophag eines Legionars usw. usw. veranlassten die Schüler zu zahllosen Fragen, die sowohl von unserem Führer, als auch von fachkundigen Mitgliedern des Lehrkörpers beantwortet wurden. Obwohl nämlich die reichen Sammlungen der griechisch-römischen Abtheilung des k. k. kunsthistorischen Hofmuseums in Wien dem Schüler Gelegenheit bieten, die in der Schule auf diesem Gebiete erworbenen Kenntnisse auf dem Wege der Anschauung zu vervollständigen und zu vertiefen, so lag doch ein eigener Reiz darin, Gegenstände zu betrachten, die zum größten Theile dem Boden, auf welchem wir wandelten, entnommen sind.

Im besten Betrachten raubte uns ein unbarmherziges Signal der nahen Eisenbahn unsern liebenswürdigen Cicerone, den anderweitige Verpflichtungen nach Wien zurückriefen. Erst um zwei Uhr Nachmittags sollte ein zweiter berufener Interpret der Alterthümer eintreffen. Wir benützten die Zeit, um die ehrwürdige, aus dem 13. Jahrhundert stam-

mende, später durch gothische Zubauten erweiterte romanische Kirche und die nebenstehende, nicht weniger denkwürdige romanische Leonhards-Kapelle gleichen Alters, deren Portal durch die nordisch-germanische Ornamentik unsere besondere Aufmerksamkeit erweckte, zu besichtigen. Dann gieng es in munterem Zuge den räthselhaften »Hütelberg« hinan, einen mächtigen Tumulus, vom Zauber mannigfacher Sagen umwoben. Nachdem die muthmaßliche Bestimmung desselben den Schülern mitgetheilt worden war, ließen wir unsere Blicke über die Landschaft schweifen. Wir grüßten in blauer Ferne die heimatlichen Höhen des Kahlen- und des Leopoldsberges, bestimmten die Lage des Marchfeldes, der Marchmündung, sowie andere Punkte der vor uns ausgebreiteten Localität.

Die Mittagsstunde versammelte die frohe Schar im schattigen Kurgarten Deutsch-Altenburgs, wo die Freuden des Mahles mit Trinksprüchen auf den Director und die Mitglieder des Lehrkörpers und deren Erwiderungen wechselten. So waren im Fluge die Stunden verstrichen. Als wir uns erhoben, hatte sich der Himmel bewölkt und versprach so einen angenehmen Aufenthalt auf den sonnendurchglühten Gründen des Amphitheaters und des Castrums.

In kaum einer halben Stunde näherten wir uns durch die Au auf schattigem Pfade dem Amphitheater. Als wir aus dem Gebüsche traten, erkannten wir in der Ferne die Gestalt Prof. Eugen Bormanns, der als wissenschaftlicher Secretär des Vereins 'Carnuntum' zugleich die Seele des ganzen Unternehmens genannt zu werden verdient. Die Erklärungen nahmen hierauf bei dem Votivsteine links vom Osteingange ihren Anfang. Doch was sage ich Erklärungen! Vielmehr wurde die Jugend einem scharfen Verhöre über ihre Kenntnisse der römischen Kaisergeschichte, über römisches Heer- und Beamtenwesen unterzogen, das sie ganz wacker bestand. Bormann zeigte sich hiebei als Meister der heuristisch-maieutischen Methode. Da der Gelehrte den geringsten beachtenswerten Beitrag seiner Zuhörerschaft wie eine dankenswerte Gabe an sich selbst mit schmeichelhaftem Lobe quittierte, so wurden die Schüler zu einem wahren Feuereifer angespornt und eine nimmermüde Wissbegier in ihnen entfacht. So wurden uns die Erklärungen der einzelnen Theile des Amphitheaters (die sog. Kaiserloge, der gegenüberliegende Stein mit der Bezeichnung der Plätze für die Civilbeamten, das Bassin, der Zwinger, das Nemeseum u. s. f.) in regem Zwiegespräche gegeben. Vom Amphitheater gieng es zum nahen Castrum, dessen Lage, Ausdehnung und Eintheilung, sowie die wenigen sichtbaren Überreste in gleicher Weise Gegenstand eingehender Erörterung wurden. Der Aufenthalt im Amphitheater und Castrum unter Bormanns Führung bildete den Glanzpunkt des Tages.

Unter solch anregenden Betrachtungen war es allgemach $^1/_2$ 5 Uhr geworden, und wir mussten an die Heimkehr denken. Weiter, bis nach Petronell unseren archäologischen Excurs auszudehnen, gaben wir auf, theils wegen Mangels an Zeit, theils von der Erwägung geleitet, dass man das Interesse der Jugend nicht bis zur vollständigen Ermüdung in Anspruch nehmen dürfe. Aber den ganzen Rückweg hindurch war ein

ununterbrochenes Colloquium mit Prof. Bormann im Gange, den die Schüler in ihre Mitte nahmen und mit einem wahren Wirbelsturme oft der naivsten Fragen bedachten. Die Geduld des Gelehrten, der auf jede Frage bereitwilligst eingieng, war bewunderungswürdig. Nach Deutsch-Altenburg zurückgekehrt, besuchte eine Abtheilung unter Prof. Bormanns Führung noch einmal das „Vereins-Museum“ und nahm abermals an der Entzifferung einer metrischen Inschrift, sowie einer Ziegelplatte, welche eine unbeholfene Schreibübung (die Buchstaben des Alphabets) enthielt, lebhaften Antheil.

Um 5 Uhr war alles wieder auf dem Dampfer versammelt, und nun begann sich ein munteres Treiben zu entfalten. Liedervorträge und Declamationen wetteiferten mit dem Lärme der in der starken Strömung schwer arbeitenden Maschine, alles zeugte von der fröhlichsten Laune der Ausflügler. Zündend wirkte eine warm empfundene Rede Prof. Bormanns an die Jugend, in welcher er, bescheiden die hochgehenden Fluten der jugendlichen Begeisterung von seiner Person ablenkend, die Bedeutung des Lehrstandes der Mittelschule und die Wichtigkeit der Mittelschulstudien hervorhob. Der Director erwiderte, indem er in Bormann insbesondere den „Lehrer der Lehrer“ pries. Es folgte die improvisierte lateinische Rede eines Septimaners, welche der Achtung und Begeisterung der Schüler für den ausgezeichneten Gelehrten Ausdruck lieh, und deren Beantwortung in derselben Sprache durch den Gefeierten.

Als wir nach ungefähr fünfstündiger Fahrt landeten, umstellte die Schülerschaft ihre Lehrer und wurde nicht müde, immer wieder ihren Dank auszusprechen für die reiche Belehrung und mannigfache Annehmlichkeit, die der schöne, ohne jede Störung verlaufene Tag ihr in so großer Fülle gebracht hatte.

Wien. Hugo Jurenka.

Statistisches Verzeichnis aller für den Unterricht an den österreichischen Gymnasien, Realschulen, Lyceen, Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten und Lehrer-Seminarien mit deutscher Unterrichtssprache bestellten Personen. Nach Anstellung und Beförderung, bei den supplierenden Lehrpersonen nach den Prüfungsjahren zusammengestellt von Johann Neubauer, Professor in Elbogen. 4. Jahrgang. 1896. Preis 55 kr. Im Selbstverlage des Verfassers.

Die Einrichtung dieses Büchleins ist schon aus den früheren Jahrgängen bekannt. Die erste Rubrik im Verzeichnisse bilden jene Lehrpersonen, welche das 30. Dienstjahr vollendet haben; obenan stehen die Landesschulinspectoren. Zur Vermeidung von Irrthümern sollte in dieser Abtheilung unterschieden werden zwischen Landesschulinspectoren, die das 30. Dienstjahr vollendet und ausgedient haben; und solchen, die zwar 30 Dienstjahre hinter sich, aber gleichwohl noch nicht ausgedient haben. Am ungenauesten ist die Abtheilung III (Supplenten). In dieser werden nicht nur bestellte Leute an Ordensgymnasien (Patres) als Supplenten angeführt, sondern auch definitiv angestellte Präfecte, Katecheten und Bürgerschullehrer (mit Jahresbezügen bis zu 1600 fl.), die eine An-

stellung an einer Mittelschule überhaupt nicht anstreben und nur infolge des Supplentenmangels nebenher an Mittelschulen Dienste leisten, und andere angestellte Lehrer (wie Chytil, Theimer, Fleischanderl, Starkl). Wozu die Supplentenverhältnisse noch düsterer darstellen, als sie ohnehin schon sind? Dass bei der Namengebung mancherlei Irrthümer unterlaufen sind, dürfte bei der Fülle des Materials kaum befremden.

Von ungeprüften Supplenten werden 190 genannt, eine bedenklich hohe Zahl. Videant consules!

Dom- und Stiftsschulen Tirols im Mittelalter. Mit besonderer Berücksichtigung ihrer Lehrmittel von Anton Zingerle, d. Z. Rector der Universität Innsbruck. Innsbruck, Wagner 1896. 27 SS.

Zingerle stellte sich in diesem bei Gelegenheit der feierlichen Kundmachung der gelösten Preisaufgaben gehaltenen Vortrage die Aufgabe, in kurzen Zügen ein Bildchen aus dem Schulleben des Mittelalters in Tirol zu zeichnen, und kommt zu dem Schlusse (S. 22): „Wenn auch niemand je behaupten wird, dass das Mittelalter auf die grammatischen Studien, welche damals vorzüglich nur praktischen Zwecken dienten, belebend einwirkte, so hat die Skizze doch wohl gezeigt, dass unser Tirol wenigstens in der Bethätigung des damals Möglichen auch da gegenüber anderen Ländern nicht zurückstand, sie hat vielleicht auch durch ein paar weitere Beispiele gezeigt, wie doch manches aus dem Mittelalter selbst noch in die Lehrbücher unseres Jahrhunderts herübergedrungen ist, und dass darum .. nicht alle Bestrebungen jener Zeit ohne Rücksicht auf die Verhältnisse kurzweg zu verurtheilen sind.“

Das Material zu diesem Vortrage hat Z. mühsam aus tirolischen und anderen Bibliotheken zusammengetragen und mittelalterliche Schulbücherreste zur Kenntnis gebracht, die namentlich im Zusammenhange mit anderem schon Bekannten die Geschichte des tirolischen und österreichischen Schulwesens erheblich zu fördern vermögen. Wieviel aber auf dem Gebiete der Schulgeschichte noch zu thun ist und auch geleistet werden kann, leuchtet jedem Sachkundigen ein, und wird durch diesen Vortrag neuerdings klargemacht. Nur an Mitarbeitern fehlt es. Zum Vergleiche hätten andere Arbeiten ähnlicher Art, wie Czernys Ausführungen über die Klosterschule in St. Florian, herangezogen werden sollen.

Mit besonderer Befriedigung registrieren wir das Lob, welches der jetzige Rector der Universität Innsbruck den tirolischen Gymnasien am Schlusse seines Vortrages zollt, indem er sie geradezu als musterhaft bezeichnet.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Leitfaden der Chemie und Mineralogie für den Unterricht an Gymnasien. Von Dr. Friedr. Traumüller, Oberlehrer am Nikolai-Gymnasium zu Leipzig. Mit 32 Figuren im Text. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1894.

Umfang und Inhalt des vorliegenden Büchleins ist dem Lehrplane für die Gymnasien Sachsens angepasst, demzufolge in der Obertertia in einem Semester die Grundlehren der Chemie und einige besonders wichtige Mineralien unter Berücksichtigung der einfachsten Krystallformen dem Schüler vorgeführt werden sollen. Die in dem Buche durchgeführte methodische Behandlung des Lehrstoffes verfolgt den Zweck, den Schüler zu befähigen, richtig zu beobachten und aus den Experimenten die zur Erkennung der Grundgesetze erforderlichen Schlüsse zu ziehen. Bei der Abfassung dieser kleinen Schrift wurden die in didaktischer Beziehung besten Bücher herangezogen, insbesonders ist mehrfach auf die Darstellung Prof. Ostwalds eingegangen worden. — Ausgehend von den Verbrennungserscheinungen der Körper in der atmosphärischen Luft gelangt der Verf. zu den chemischen Bestandtheilen derselben. In analoger Weise werden nach Vorführung der physikalischen Eigenschaften des Wassers dessen chemische Bestandtheile entwickelt. An das Erläuterte knüpfen sich wesentliche Bemerkungen über den Begriff und die Aufgabe der Chemie, über Basen, Säuren und Salze, wobei namentlich auf das wichtige Gesetz aufmerksam gemacht wird, dass bei chemischen Vorgängen die betheiligten Stoffe jedesmal in gleichem Verhältnisse zusammentreten, dass alle Säuren und Basen sich im Verhältnisse ihrer Äquivalentgewichte neutralisieren. — Nun folgen mineralisch-chemische Lehrbilder: Steinsalz, Kalkspath und dessen chemische Bestandtheile, im Anschlusse daran das Wesentlichste über Kohlenstoff und dessen Verbindungen, Schwefel und dessen Verbindungen mit besonderer Rücksichtnahme auf die Schwefelmetalle, Quarz mit seinen Abarten, daraus naturgemäß deduciert das Wichtigste über die Silicate (Feldspath, Glimmer, Augit und Hornblende) und über jene Stoffe, die als Umwandlungsproducte aus den Silicaten entstanden sind und wesentlich aus wasserhaltiger, kieselsaurer Magnesia bestehen. — Aus der Chemie und Mineralogie der Metalle sind nur die wichtigsten Eisenerze herausgegriffen und in klarer Weise wird gezeigt, wie das Eisen gewonnen wird.

Wir können einer derartigen Vereinigung von Chemie und Mineralogie, wie sie uns in der vorliegenden Schrift entgegentritt, soweit es

sich um den Unterricht in der Unterstufe handelt, nur wärmstens das Wort reden. In dieser Stufe kann von einem systematischen Aufbau des Lehrgebäudes der Chemie und der Mineralogie nicht die Rede sein, es müssen an Stelle desselben instructive und auch für das praktische Leben wichtige Lehrbilder treten. Der vom Verf. unternommene Versuch verdient alle Anerkennung.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Fr. Steudel, Praktische Pilzkunde für Schule und Haus. Ausgabe B mit 25 den Text erläuternden, treu nach der Natur gemalten Illustrationen auf 17 Tafeln in Zehnfarbendruck. 2. vollst. umgearb. u. verm. Aufl. Tübingen, Osiander Buchhandlung 1895. 8°, 87 SS. Preis 2 Mk. 50 Pf.

Steudels Pilzkunde ist eines der besten und verständlichst abgefassten Bücher, welche berufen sind die bessere Kenntnis und die praktische Verwertung der bei uns vorkommenden essbaren Pilze zu verbreiten und zu fördern. Die Beschreibungen sind klar, leicht verständlich und zweckmäßig, nicht nur für die Schule, sondern auch für weitere Kreise angepasst; die 25 Farbentafeln in ganz vorzüglicher Ausführung stellen die wichtigsten essbaren und giftigen Pilze dar. Wir können dieses Werk auch ob des billigen Preises nur bestens empfehlen.

D. M. Krass und D. H. Landois, Das Pflanzenreich in Wort und Bild für den Schulunterricht in der Naturgeschichte dargestellt. 8. verb. Aufl. Freiburg i. B., Herder'scher Verlag 1895. 8°, 218 SS. 215 Figuren. Preis 2 Mk. 10 Pf., geb. 2 Mk. 45 Pf.

Wir bringen das Erscheinen der 8. Auflage dieses guten Schulbuches mit umso größerer Befriedigung zur Kenntnis, als wir mit Ausnahme einiger nicht ganz entsprechender Figuren (14 *a*, *d*, *f*, 71, 208) nichts zu beanstanden haben.

Fr. Wurm, Etiketten für Schüler-Herbarien. 6. verm. u. verb. Aufl. Böhm.-Leipa, J. Küstner. Preis 40 kr. = 70 Pf.

Wir haben diese gefälligen Etiketten schon seinerzeit (diese Zeitschrift 1893, S. 1025) nicht nur wegen ihrer Gefälligkeit, sondern auch wegen ihres billigen Anschaffungspreises bestens empfohlen. In der vorliegenden verstärkten Auflage sind über 800 Etiketten, dem Bedürfnisse unserer Mittelschulen entsprechend aufgesammelt, die lateinischen Namen sehr correct und auch die deutschen Bezeichnungen der Pflanzen sorgfältig gewählt.

Wien. Dr. G. v. Beck.

Pflanzenkunde für die unteren Classen der Mittelschulen von Franz Polívka in Olmütz, Verlag R. Promberger 1896. (Rostlinopis pro nižší třídy škol středních, sepsal František Polívka v Olomouci. Nakladatel R. Promberger 1896.)

In gefälliger Ausstattung liegt uns ein neues Lehrbuch der Pflanzenkunde für die Unterstufe der böhmischen Mittelschulen vor, das sich von vielen anderen Lehrbüchern dieser Art durch unbestrittene Vorzüge wohlthuend hervorhebt. Bei der Besprechung der Repräsentanten der einzelnen Ordnungen wird in demselben stets jene Pflanze in den Mittelpunkt der Besprechung gestellt, welche mit Rücksicht auf die floristischen Ver-

hältnisse vom Lehrer leicht besorgt und als Demonstrationsobject benützt werden kann. Hiebei werden bei diesen Vertretern leicht verständliche morphologische Erörterungen in den Text eingeschaltet, so dass jeder botanische Begriff in einer dem Denkvermögen der Schüler angemessenen Weise gleich an Ort und Stelle beleuchtet erscheint. Dadurch wird nun einerseits die klare Erfassung der botanischen Erscheinungen seitens der Schüler angebahnt, andererseits wird den letzteren in einfacher und leichter Art die Möglichkeit der Recapitulation des in der Schule Gehörten und Erläuterten geboten. Die Festhaltung der charakteristischen Merkmale wird überdies auch dadurch wesentlich erleichtert, dass der Beschreibung jeder Pflanze derselbe Plan zugrunde liegt. Zur Belebung des Unterrichtes werden, wo dies nur angeht, auch biologische Momente des näheren erörtert.

Zum Abschluss der Besprechung der Vertreter einer jeweiligen Ordnung werden aus den Merkmalen der ersteren jene der letzteren selbst deduciert. Durch diese inductive Entwicklung der Ordnungscharaktere werden die Schüler schon auf dieser Stufe, indem sie von den biologischen Einheiten niederer Ordnung zu jenen der höheren hinübergeleitet werden, zu einer ihrer Entwicklungsstufe angepassten Auffassung des natürlichen Systems geführt.

Zahlreiche trefflich gewählte Abbildungen unterstützen den Unterricht. Die in denselben dargestellten Theile der Pflanzen werden durch Buchstaben in der Weise bezeichnet, dass dasselbe Organ bei jedem Bild durch denselben Buchstaben gekennzeichnet wird, so bezeichnet z. B. *a* in jeder Figur das Staubgefäß, *k* den Kelch, *c* die Krone usw. Es ist selbstverständlich, dass hiedurch bei jedem Bilde die Orientierung seitens der Schüler wesentlich erleichtert wird.

Zum Schlusse sei lobend hervorgehoben, dass neben den einheimischen Culturpflanzen auch die ausländischen eine ihrer Bedeutung entsprechende Beachtung gefunden haben. Schon mit Rücksicht auf den erdkundlichen Unterricht, der sich heutzutage vorwiegend auf naturwissenschaftliche Principien stützt, muss obiger Umstand begrüßt werden. Die Anführung und Abbildung einer größeren Anzahl auch solcher Pflanzen, welche im Haushalte des Menschen von untergeordneterer Bedeutung sind, welche aber durch das allgemeine oder häufigere Vorkommen auffallen, erscheint gerechtfertigt, weil dadurch dem Schüler die Möglichkeit geboten wird, Pflanzen, mit denen er auf Schritt und Tritt in Berührung kommt, zu erkennen, wodurch das Interesse für den Gegenstand lebendig erhalten bleibt, und die Lust zur Anlage von Herbarien besonders geweckt wird.

Durch die Einschaltung der morphologischen Eigenschaften in den Text entfällt die Nothwendigkeit einer allgemeinen Übersicht der morphologischen Eigenschaften. Statt dieser hat der Verf. dem Buche eine gelungene Zusammenstellung von Fragen morphologischen und biologischen Inhalts beigefügt, die sich selbstverständlich nur auf die im Texte vorangegangenen Erörterungen beschränken. Die Beantwortung dieser Fragen gibt dann eine übersichtliche Wiederholung aller morphologischen und biologischen Momente der im Buche behandelten Pflanzen.

Olmütz. Hugo Lanner.

Programmenschau.

114. Scharnagl, Dr. Joannes, De Arnobii maioris latinitate part. II. Progr. des k. k. Gymn. in Görz 1895, 8°, 40 SS.

Bezüglich des Titels sieh die Bemerkung zum nachfolgenden Aufsatze; auch hier wird nämlich geschrieben: De Arnobii maioris latinitate part. II

scripsit Dr. Joannes Scharnagl. Der Verf. handelt in diesem fortsetzenden Aufsatze erstens de syntaxi im allgemeinen, zweitens de orationis genere. Der Inhalt des ersten Theiles möge mit folgenden Schlagworten gekennzeichnet sein: De convenientiae syntaxi zunächst der Casus, dann der einzelnen Redetheile; beim Verbum wird der Reihe nach Genus, Tempus, Modus, Infinitiv, Particip, Supinum und Gerundium besprochen. Der zweite Theil enthält folgende Unterabtheilungen: De figuris, de translationibus, proverbia, de numero, de elocutionis varietate, de verborum et sententiarum copulatione, de verborum consecutione, de orationiis ubertate (nach Redetheilen und Sätzen), de vocabulis dictionibusque supervacaneis. Die fleißige, lateinisch geschriebene Arbeit verdient alle Anerkennung. Wenn mitunter Arbeiten dieser Art als kleinlich betrachtet und gegenüber Leistungen mehr schulmäßigen Charakters als minderwertig hingestellt werden, so halte ich für meine Person, gestützt auf eigene, vieljährige Erfahrung und auf die Geschichte der Pädagogik es geradezu für unerlässlich für jeden Philologen, sich das Studium irgend eines Autors gleichsam zur Lebensaufgabe zu machen. Daneben darf die pädagogische Fortbildung in keiner Weise und zu keiner Zeit vernachlässigt werden. Die harmonische Aus- und Fortbildung der Gymnsiallehrer nach diesen beiden Richtungen bietet die sicherste Gewähr für das Gedeihen und Aufblühen unserer Gymnasien selbst. Und so schließe ich denn die Anzeige dieser Abhandlung mit dem Wunsche, dass auch andere Philologen, insbesondere die jüngeren, den Betrieb der philologischen Kleinarbeit zu ihrer Lieblingsbeschäftigung machen. Dass gerade auf diesem Gebiete die Gymnasiallehrer berufen sind, viel Brauchbares zu leisten, dafür haben unsere Collegen in Deutschland einen glänzenden Beweis geliefert.

115. Haberda, Dr. August, Meletemata Serviana. Progr. des I. deutschen k. k. Gymn. in Brünn 1895, 8°, 20 SS.

Der Verf. schreibt den Titel: Meletemata Serviana, scripsit Dr. August Haberda. Jedenfalls ist zu interpungieren: Meletemata Serviana. Scripsit usw. Durch sorgfältige Analyse des Sprachgebrauches hat der Verf. dieses Aufsatzes zwei Fragen, die sich an die unter Servius' Namen laufenden Commentare zu den Werken des P. Vergilius Maro knüpfen, bei richtiger Benutzung der Arbeiten seiner Vorgänger, soweit dies überhaupt möglich ist, zur Lösung gebracht. Erstens die Heimat des Servius, von dem wir aus Macrobius wissen, dass er frühzeitig sich in Rom niederließ, ist Afrika; zweitens beide Scholienmassen gehen ursprünglich auf Servius zurück, d. h. auch die Notizen, welche über Sacralwesen, öffentliche und private Angelegenheiten Aufschluss geben, aber in der einen Handschriftenclasse seinen Namen nicht tragen, sind Servius' Gut. Die Abhandlung zeugt von sicherer Methode und vollkommener Beherrschung der in Frage kommenden Literatur und liefert einen schätzenswerten Beitrag zur Kenntnis der lateinischen Sprache in dieser Zeit. Auch das macht einen wohlthuenden Eindruck, dass der Verf. seine Abhandlung in correctem Latein veröffentlicht. Heutzutage schreibt schon fast kein classischer Philologe in der lateinischen Sprache. Und doch dürfte meine Behauptung bei keinem Unbefangenen auf Widerspruch stoßen: Der Lehrer des Latein soll imstande sein, Gegenstände seiner Wissenschaft in correctem Latein mit einiger Gewandtheit mündlich und schriftlich zu behandeln. Je weiter wir Lehrer in dieser Fertigkeit zurückbleiben, desto näher liegt die Gefahr, dass der deutsch-lateinische Unterricht im Gymnasium allmählich verkümmert.

116. Hartl Al., Sprachliche Eigenthümlichkeiten der Vulgata. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Ried 1895, 8°, 21 SS.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen über Namen, Wandlungen und endliche Feststellung des Wortlautes der Vulgata durch Papst

Clemens VIII. im Jahre 1592 behandelt der Verf. sein Thema in zwei Theilen. Der erste Theil hat zum Gegenstande die Sprachen der heiligen Schrift; dabei erfahren die griechischen Übersetzungen des alten Testamentes, dann die ältere lateinische Übersetzung — richtiger sollte es heißen „die älteren lateinischen Übersetzungen“ — vor Hieronymus eine ausführlichere Besprechung. Bei der Behandlung der letzteren werden betreffs der Itala und der alten lateinischen Übersetzungen hinsichtlich ihres Ursprunges Behauptungen aufgestellt, die vorläufig noch nicht als wissenschaftlich begründet gelten können. Zum Schluss wird die Thätigkeit des h. Hieronymus charakterisiert: welche Theile nach griechischen Originalen, welche unter Zugrundelegung des hebräischen Textes übersetzt worden und welche von ihm nicht in Angriff genommen worden sind, sondern in ihrer alten Gestalt einen Theil der heutigen Vulgata bilden und welche Gesichtspunkte für ihn bei der Übersetzung maßgebend waren. Wenn ich auch mit Vergnügen constatiere, dass der Verf. mit anerkennenswertem Geschick alle in Betracht kommenden Momente zu einem deutlichen Bilde über die Vulgata vereinigt hat, so muss ich andererseits als Ref. pflichtgemäß erklären, dass ich nur wenige neue Gedanken gefunden habe. Im zweiten Theile spricht der Verf. über die Eigenthümlichkeiten des Vulgärlateins in der Weise, dass er zunächst die Wörter in ungewöhnlichen Bedeutungen behandelt, dann ungewöhnliche Wörter, ungewöhnliche Formen und ungewöhnliche Verbindungen; dann erwähnt er Spuren des griechischen Textes, den Gebrauch von Wörtern nach dem Vorbilde der analogen Wörter des alexandrinischen Dialectes, Nachbildungen griechischer Verbindungen, griechische Satzfügungen, Hebraismen, welche aus dem griechischen Texte in den lateinischen übergegangen sind, im Ausdruck und in Verbindungen und Constructionen. Hier fällt es auf, dass der Verf. immer nur von Vulgärlatein spricht, dagegen des afrikanischen Lateins mit keinem Worte Erwähnung thut. Dieser Theil bietet manches Nützliche; es ist nur zu bedauern, dass die Anordnung eine systematische Grundlage vermissen lässt, so dass eine Übersicht nahezu unmöglich wird. Der Verf. hätte der Sache sehr genützt, wenn er die behandelten Worte und Constructionen in einem Index leichter zugänglich gemacht hätte. Hoffentlich wird der Verf. auf diesem Gebiete weiter arbeiten.

Wien. Jos. Zycha.

---

117. Werner Fr., Zeměpis ve vyšších třídách škol středních. Dokončení (Die Geographie in den höheren Classen der Mittelschulen. Schluss). Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Prerau 1893, 8°, 42 SS.

Im Programm vom Jahre 1890 besprach Werner den Bereich des geographischen Lehrstoffes in den höheren Mittelschulclassen und nun behandelt er die methodische Seite des Gegenstandes. Er nimmt die bekannten Klagen über die Verbindung der Geographie mit der Geschichte durch, stellt sich an die Seite der Verfechter dieser Verbindung und wendet sich dem geographischen Lehrstoffe von neuem zu; hier jedoch confundiert er die Begriffe Geographie und Topographie, indem er meint, eine Beschreibung der Staaten und der historisch-gesellschaftlichen Gebilde überhaupt wäre Geographie, ja sogar ein wichtigerer Theil derselben als selbst die Kenntnis der Erdrinde. Die sogenannte politische Geographie ist eigentlich eine graphische Geschichte, die mit der Geschichte nicht nur verbunden werden kann, sondern muss. Die eigentliche Geographie vermag jedoch auf die graphische Geschichte nicht anders als nur auf einen Nebengegenstand Rücksicht zu nehmen, denn sie befasst sich mit der Erdoberfläche vom naturhistorischen Standpunkte.

Wenn die Herren, welche über diesen Gegenstand schreiben, diesen begrifflichen Unterschied präcise wahrnähmen, dann wäre manche diesbezügliche Abhandlung wohl um 50 Procent kürzer, dafür aber um doppelt so viel wissenschaftlicher und inhaltsreicher. Es ist sicher, dass sich die Geographie in den oberen Classen namentlich mit den geologischen und klimatischen Verhältnissen als den Entwicklungsbedingungen des Pflanzen- und Thierreiches, sowie der Besiedelung durch Menschenrassen näher befassen sollte. Die Geschichte hat in diesen Bedingungen ihre stärkste Stütze und ihren kräftigsten Ansporn; manches lässt sich nur aus der Beschaffenheit des Klimas und Bodens erklären u. dergl. m. Weil die eigentliche Geographie viel schwieriger als die Geschichte ist, pflegt man sie zu vernachlässigen oder durch bloße Topographie, wie dieselbe durch die politischen Atlanten dargestellt wird, zu ersetzen. Ebenso wichtig ist, was über das Kartenzeichnen gesagt wird, aber auch ein gewandter Lehrer darf hier eine gewisse Grenze nicht überschreiten, er darf nicht alles zeichnen wollen, um nicht gar zu viel Zeit zu verlieren und namentlich nicht gar zu oft (bei Schlachtfeldern u. dgl.) Dinge zu zeichnen, die er bloß erdacht hat oder vermuthet. Das Zeichnen von Schemen, nicht Karten, ohne Meridiane und Parallelkreise, d. i. genaue Längenbestimmungen, ist wertlos, daher unzulässig. Auch das Wegwischen und wieder Aufschreiben von Namen, worüber der Verf. so breit sich auslässt, erscheint nicht einmal bei einem gewandten Zeichner als zweckmäßig.

Im ganzen lässt sich sagen, dass der Verf. viel Fleiß seinem Gegenstande gewidmet hat, dass er bestrebt war, auf Grund der Literatur und Erfahrung diese thatsächlich schwierige Frage zu lösen, auch zeigt er eine wirkliche Liebe zum Gegenstande: trotzdem hat er der Frage weder eine neue Richtung gegeben, noch hat er sie vorwärts geschoben, namentlich aus dem Grunde nicht, weil er die Begriffe Geo- und Topographie (graphische Geschichte) nicht von allem Anfang an scharf auseinanderhält und in allen seinen Ausführungen auf dem Boden der Geschichte und nicht auf dem der Geographie steht. Auch die Breitspurigkeit des Stiles ist der Sache hinderlich, obzwar die Sprache sonst correct und klar ist.

118. Šafránek Fr., Zeměpisný nástin hejtmanství Pelhřimovského (Ein geographischer Abriss der Bezirkshauptmannschaft Pilgram). 13 SS.

119. Petrů V., K dějinám města Pelhřimova (Zur Geschichte der Stadt Pilgram). Progr. des k. k. Obergymn. in Pilgram 1894, 8°, 12 SS.

Šafránek hat sehr fleißig die geographischen Daten gesammelt und im I. Theile seiner Abhandlung, der Oro- und Hydrographie sowie descriptiven Geologie, verwertet. Ein endgiltiges Urtheil können wir uns vor Abschluss derselben nicht bilden, aber deren Wert ersieht man schon jetzt, namentlich in der sehr eingehenden, für die so vernachlässigte Heimatskunde wichtigen Topographie. Bei aller Zersplitterung des Materials liest sich die Arbeit hübsch und flott.

Petrů knüpft seine Studie an die Programmarbeit vom Jahre 1886 und macht uns mit dem Stande des Communalbesitzes außerhalb der Stadt bekannt. Von den 10 Seiten der Abhandlung nehmen den größten Theil aus Stadt-Urbaren abgedruckte Tabellen ein. Es wäre zu wünschen, dass derlei Studien abgeschlossener gereicht werden möchten, da sie, zerstückelt und zerstreut, der Aufmerksamkeit gerade derjenigen, denen sie nützen könnten, leicht entgehen.

120. Martínek V., Školy města Telče. Příspěvek k dějinám školství markrabství Moravského (Die Schulen in der Stadt Telč. Beitrag zur Geschichte des Schulwesens in der Markgrafschaft Mähren). Progr. der Landes-Oberrealschule in Telč 1894, 8°, 43 SS.

Eine gewissenhafte Arbeit. Der Verf. entschuldigt sich gleich anfangs, dass er hie und da die Grenze des Themas aus dem Grunde überschritten hat, weil die Schulgeschichte Mährens bisher wenig bearbeitet worden ist. Dies gilt jedoch auch für andere Kronländer Österreichs, und es wäre zu wünschen, dass die Mittelschullehrer öfter als es bis jetzt geschehen ist, solche Themen zum Gegenstande von Programmarbeiten wählen, anstatt der vielen abgedroschenen Stoffe aus dem Alterthum und dem Mittelalter, über die sie nichts anderes zu bringen vermögen als Excerpte aus der Literatur. In dieser Hinsicht ist eine erfreuliche Bewegung an den Mittelschulen Böhmens bemerkbar, denn es erschienen nicht nur mehrere einschlägige Programmarbeiten, sondern auch ganze Monographien (über Leitomischl, Neuhaus u. a.). Auf diese Art kann man die Localarchive gebürend ausnützen und dabei auch auf andere wichtige Fragen stoßen.

Bei der vorliegenden Abhandlung wäre es meines Erachtens zweckmäßiger gewesen, den Stoff zu theilen in: 1. die Geschichte der Schulen und 2. die Localgeschichte des Jesuitenordens; dadurch hätte die Arbeit an Einheitlichkeit sehr gewonnen. Dieselbe ist mit Rücksicht auf die Schüler geschrieben, daher ein kurzer Abriss einer Geschichte des classisch-heidnischen und des christlichen Schulwesens vorangeschickt ist. Bei den Anfängen des böhmischen Schulwesens hätte Budeč nicht übersehen werden sollen. Die äußere Form der Arbeit ist solid, die Sprache fließend und sorgsam gefeilt. Übersehen wurde bloß: do Boleslaví (ě); k vůli domu koupila (pro to); pána Zachariáše (a); vyznávač (a); hražené (z); svolením papeže m. se svolením.

121. Koželuha Fr., Jan Nep. Alois Hanke z Hankenšteina. Biografická studie (Johann Nep. Alois Hanke von Hankenstein. Eine biographische Studie). Progr. der Landes-Oberrealschule in Prossnitz 1894, 8°, 19 SS.

In dieser Studie wollte der Verf. die Erinnerung an den böhmischen Patrioten und Olmützer Universitäts-Bibliothekar, der in der sogenannten Erweckungsperiode gewirkt hat, neu auffrischen. Die Abhandlung beschränkt sich jedoch bloß auf dessen äußere Thätigkeit, und auch hier reihen sich die Daten ohne inneren Zusammenhang aneinander. Was er für sein Volk geleistet hat, ersieht man daraus nicht, einige patriotisch-soldatische Liedchen ausgenommen; nirgends kommt er da mit den übrigen Patrioten weder brieflich noch persönlich in Verkehr, und bloß aus dem Verzeichnis seiner literarischen Arbeiten kann man schließen, dass er wirklich patriotisch thätig war. Was Koželuha aus Hankes »Recension der alten slavischen Urkunden« anführt, ist für Hanke sehr nachtheilig, wenn wir es mit den damaligen Kenntnissen über das Slaventhum abmessen. Folgendes darf bei Abfassung einer Biographie nicht außeracht gelassen werden: die gleichzeitige Umgebung, die damaligen Ansichten und Grundsätze, die gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Ideen und schließlich eine kritische Analyse der öffentlichen und literarischen Thätigkeit. Diesen Anforderungen entspricht Koželuhas Abhandlung nicht. — Auch die Form lässt zu wünschen übrig. Nebst zahlreichen Druckfehlern finden sich auch Fehler gegen Orthographie und Grammatik (dcéry, Hurskyho, pracech, s pánem praefectem usw.), und mit der Syntax ist es noch schlechter bestellt. Auch ist schwer zu sagen, was sich der Verf.

bei dem Satze »Hanke war sarmatischer (!) Herkunft, aus einem in Polen wohnenden Volke« (S. 6) — denn wer die Sarmaten waren, ist nur zu sehr bekannt! — dachte. Die Arbeit ist dem Verf. misslungen, doch sein Wollen war gewiss lobenswert.

Prag. V. S. Dušek.

Lehrbücher und Lehrmittel.

(Fortsetzung vom Jahrgang 1896, Heft 6, S. 564.)

Deutsch.

Nahrhaft J., Lateinisches Übungsbuch zur Grammatik des Dr. Al. Goldbacher, zum Abschluss gebracht und mit zusammenhängenden Übungsstücken ausgestattet von J. Walser. III. Theil: Casuslehre. Wien, Schworella u. Heick 1889. Pr. geh. 90 kr., geb. 1 fl. 10 kr.

— — Sammlung lateinischer Übungsbücher zur Grammatik des Dr. Al. Goldbacher. IV. Theil: Tempus- und Moduslehre, bearbeitet von J. Walser. Wien, Schworella u. Heick 1890. Pr. geh. 90 kr., geb. 1 fl. 10 kr. Die diesen Übungsbüchern ertheilte Zulassung wird unter den gleichen Modalitäten bis zum Schlusse des Schuljahres 1897/8 erstreckt (Min.-Erl. v. 30. März 1896, Z. 7316).

Schenkl Karl, Chrestomathie aus Xenophon, aus der Anabasis, der Kyrupädie, den Erinnerungen an Sokrates zusammengestellt und mit erklärenden Anmerkungen und einem Wörterbuche versehen. 11. wesentl. unv. Aufl., besorgt von Heinrich Schenkl. Wien, K. Gerolds Sohn 1896. Pr. geb. 1 fl. 50 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 3. April 1896, Z. 7492).

Prosch, Dr. Franz und Wiedenhofer, Dr. Franz, Deutsches Lesebuch für österr. Mittelschulen. 4. Bd. (für die IV. Classe). Wien, K. Graeser 1896. Pr. geh. 1 fl. 20 kr., geb. 1 fl. 40 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 27. März 1896, Z. 6915).

Weidner Andreas, Tacitus, Historische Schriften in Auswahl, für den Schulgebrauch herausgegeben. I. Theil: Text. Mit 5 Karten und 25 Abbildungen. Wien u. Prag, F. Tempsky 1896. Pr. 75 kr., geb. 1 fl., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 24. April 1896, Z. 5659).

Hannak, Dr. Emanuel, Österreichische Vaterlandskunde für die oberen Classen der Mittelschulen. 11. wesentl. unv. Aufl. Wien, A. Hölder 1896. Pr. geh. 94 kr., geb. 1 fl. 14 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 7. April 1896, Z. 7545).

Močnik, Dr. Franz Ritter von, Lehr- und Übungsbuch der Arithmetik für die unteren Classen der Realschulen, bearbeitet von Dr. Ferd. Maurer. 2. Heft. 20. verb. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky 1896. Pr. geh. 50 kr., geb. 75 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 25. April 1896, Z 9409).

Umlauft, Dr. Friedrich, Lehrbuch der Geographie für die unteren und mittleren Classen österr. Gymnasien und Realschulen. II. Cursus: Länderkunde (für die II. und III. Classe). Ausgabe für Gymnasien. 5. wesentl. unv. Aufl. Wien, A. Hölder 1896. Pr. geh. 70 kr., geb. 90 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 17. April 1896, Z. 8549).

Schule und Jugendspiel. Leitfaden für Freunde des Jugendspieles und Spielleiter insbesondere. Von Ludwig Lechner, Professor, Turn- und Spielleiter am n. ö. Landes-Real- und Obergymn. in Baden bei Wien. Hierzu als zweiter Theil:

Vierzehn Rasenspiele, mit 14 Bildern, 19 Plänen, 2 Figurentafeln und 2 Tabellen. Wien, K. k. Schulbücherverlag 1896. Pr. der Gesammtausgabe geb. in Ganzleinen 2 K, der Separatausgabe des II. Theiles 1 K. Auf diese Druckschrift werden die Lehrkörper der Mittelschulen zur

Anschaffung für die Anstaltsbibliotheken, sowie zur Benützung bei Veranstaltung von Jugendspielen aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 6. Mai 1896, Z. 11.036).

Mach Franz J., Lehrbuch der katholischen Religion für die I. und II. Classe der Realschulen und verwandte Lehranstalten. 3. unv. Aufl. Wien, A. Pichlers Witwe u. Sohn 1896. Pr. geh. 1 K 80 h, geb. 2 K 10 h, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 22. Mai 1896, Z. 12.312).

Zetter Karl, Geschichte der göttlichen Offenbarung des alten und neuen Bundes. Zum Gebrauche an Realschulen. Graz, Styria 1896. Pr. geb. 1 fl. 25 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 17. Mai 1896, Z. 11.783).

Witz Ch. Alphonse, Der Heidelberger Katechismus, herausgegeben und erläutert. 3. durchges. Aufl. Wien u. Leipzig, Braumüller 1896. Pr. cart. 40 kr. Dieses Buch, welches vom k. k. evang. Oberkirchenrathe H. C. für zulässig erklärt wurde, kann bei dem evang. Religionsunterrichte H. C. an deutschen Mittelschulen verwendet werden (Min.-Erl. v. 2. Juni 1896, Z. 12.786).

Hauler, Dr. Johann, Lateinisches Übungsbuch für die zwei untersten Classen der Gymnasien und verwandter Lehranstalten nach den Grammatiken von K. Schmidt, A. Scheindler und F. Schultz. Abtheilung für das 2. Schuljahr. 13. unv. Aufl. Wien, Bermann u. Altmann 1896. Pr. geh. 90 kr., geb. 1 fl. 10 kr. (Min.-Erl. v. 17. Mai 1896, Z. 11.825).

Prosch, Dr. Franz und Wiedenhofer, Dr. Franz, Deutsches Lesebuch für österr. Obergymnasien. III. Theil (für die VII. und VIII. Classe). Wien, Graeser 1896. Pr. geh. 1 fl. 60 kr., geb. 1 fl. 80 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 2. Juni 1895, Z. 13.148).

Kummer, Dr. Karl F. und Stejskal, Dr. Karl, Deutsches Lesebuch für österr. Gymnasien. II. Band. 5. unv. Aufl. Wien, J. Klinkhardt 1896. Pr. geh. 1 fl., geb. 1 fl. 20 kr.

— — Deutsches Lesebuch für österr. Gymnasien. VII. Band. 4. unv. Aufl. Wien, J. Klinkhardt 1896. Pr. geh. 1 fl. 30 kr., geb. 1 fl. 50 kr. (Min.-Erl. v. 1. Juni 1896, Z. 13.163).

Herr, Länder- und Völkerkunde, herausgegeben von Leop. Weingartner. 13. vollst. umg. Aufl. Wien, Manz 1896. Pr. geh. 1 fl. 20 kr., geb. 1 fl. 40 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 24. Mai 1896, Z. 12.273).

Mitteregger, Dr. Josef, Lehrbuch der Chemie für Oberrealschulen. II. Theil: Organische Chemie. 6. umg. u. verm. Aufl. Wien, A. Hölder 1896. Pr. geh. 1 fl., geb. 1 fl. 20 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 24. Mai 1896, Z. 12.261).

Močnik, Dr. Franz Ritter von, Lehr- und Übungsbuch der Arithmetik für die unteren Classen der Realschulen, bearbeitet von Dr. Ferd. Maurer. 1. Heft. 21. umg. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky 1896. Pr. geh. 45 kr., geb. 70 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 31. Mai 1896, Z. 12.582).

Hochstetter, Dr. F. und Bisching, Dr. A., Leitfaden der Mineralogie und Geologie. 12. Aufl. Für die oberen Classen der Gymnasien neu bearbeitet von Dr. Franz Toula und Dr. Anton Bisching. Wien, A. Hölder 1896. Pr. geh. 90 kr., geb. 1 fl. 10 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 6. Juni 1896, Z. 13.456).

Hannak, Dr. Emanuel und Umlauft, Dr. Friedrich, Historischer Schulatlas in 30 Karten. Zur Geschichte des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit für Gymnasien, Realschulen und diesen verwandte Anstalten. 4. unv. Aufl. Wien, A. Hölder 1895. II. Das Mittelalter und die Neuzeit, 18 Karten. Pr. geh. 96 kr., cart. 1 fl. 16 kr. (Min.-Erl. v. 22. Mai 1896, Z. 12.151).

Im Verlage von Ed. Hölzel in Wien ist erschienen: Grundrisse hervorragender Baudenkmale. Ein Lehrbehelf für den kunstgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten (Ergänzung zu J. Langls Bildern

zur Geschichte) mit Benützung des von Prof. Dr. C. Lützow bei seinen kunsthistorischen Vorlesungen verwendeten Anschauungsmaterials, gezeichnet und autographiert von Josef Langl. Pr. in Mappe 6 fl., pro Blatt 1—11 60 kr., Blatt 12 90 kr. Die Lehrkörper der Mittelschulen werden auf das Erscheinen dieses Werkes aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 12. Mai 1896, Z. 11.213).

Die Lehrkörper der Mittelschulen, der Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten und der gewerblichen Lehranstalten werden auf das im Verlage von Heinrich Hirsch in Wien (I., Gauermanngasse 2) erschienene Werk: Habsburgs Treue. Schauspiel in 5 Aufzügen von Alois Ebner, Wien 1895 (Pr. 2 fl.), zur Berücksichtigung bei Anschaffungen für die Anstaltsbibliotheken aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 22. Mai 1896, Z. 11.945).

In J. J. Heines Verlag in Berlin (W., Bülowstraße 21) ist erschienen: Schul-Gesundheitslehre. Das Schulhaus und das Unterrichtswesen vom hygienischen Standpunkte für Ärzte, Lehrer, Verwaltungsbeamte und Architekten von Dr. Eulenburg und Dr. Bach. 2. umg. Aufl. Berlin 1896. 1. Lief. Pr. 1 Mk. Die Lehrkörper der Mittelschulen werden auf das Erscheinen dieses Werkes aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 17. Mai 1896, Z. 10.880).

Hintner, Dr. Val., Griechisches Lese- und Übungsbuch für die III. und IV. Classe der Gymnasien zur Grammatik von Curtius-v. Hartel. 4. wesentl. unv. Aufl. Wien, A. Hölder 1896. Pr. geh. 1 fl. 20 kr., geb. 1 fl. 40 kr. (Min.-Erl. v. 12. Juni 1896, Z. 14.195).

Hintner, Dr. Val., Griechische Aufgaben in zusammenhängenden Stücken im Anschlusse an die Grammatik und die Lectüre. 3. wesentl. unv. Aufl. Wien, A. Hölder 1896. Pr. geh. 1 fl. 10 kr., geb. 1 fl. 30 kr. (Min.-Erl. v. 12. Juni 1896, Z. 14.194).

Wolf, Dr. G., Geschichte Israels für die israelitische Jugend. Nach dem Tode des Verfassers neu herausgegeben von Dr. H. Pollak. II. Heft. 13. verb. Aufl. Mit 1 Karte von Palästina. Wien, A. Hölder 1895 Pr. geb. 52 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 21. Juni 1896, Z. 13.391).

Schultz, Dr. Ferdinand, Kleine lateinische Sprachlehre. 22. Aufl. Ausgabe für Österreich, neu bearbeitet von Emanuel Feichtinger. Wien, Friese u. Lang. Druck u. Verlag von F. Schöningh, Paderborn. Pr. geh. 1 fl. 10 kr., geb. 1 fl. 30 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 21. Juni 1896, Z. 14.711).

Marchel F., Italienische Grammatik. I. Theil. Innsbruck, Wagner 1896. Pr. geb. 90 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 23. Juni 1896, Z. 14.197).

Filek von Wittinghausen, Dr. E., Französische Schulgrammatik. 6. unv. Aufl. Wien, A. Hölder 1896. Pr. geh. 1 fl. 6 kr., geb. 1 fl. 26 kr. (Min.-Erl. v. 22. Juni 1896, Z. 15.071).

Nader, Dr. E. und Würzner, Dr. A., Elementarbuch der englischen Sprache. 3. unv. Aufl. Wien, A. Hölder 1896. Pr. geh. 68 kr., geb. 88 kr. (Min.-Erl. v. 25. Juni 1896, Z. 15.423).

Hanaček Wladimir, Böhmisches Sprach- und Lesebuch für Mittel- und Bürgerschulen. I. Theil. 4. unv. Aufl. Wien, A. Hölder 1896. Pr. geb. 48 kr. (Min.-Erl. v. 22. Juni 1896, Z. 15.161).

Kummer, Dr. Karl F. und Stejskal, Dr. Karl, Deutsches Lesebuch für österr. Realschulen und verwandte Lehranstalten. VI. Band. 2. verb. Aufl. Wien, J. Klinkhardt u. Co. 1896. Pr. geh. 1 fl., geb. 1 fl. 20 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 9. Juni 1896, Z. 13.947).

Mach, Dr. E., Grundriss der Naturlehre für die unteren Classen der Mittelschulen. Ausgabe für Realschulen. 2. verb. Aufl., bearbeitet von Dr. Karl Habart. Wien u. Prag, F. Tempsky 1896. Pr. geh. 90 kr., geb. 1 fl. 15 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der ersten Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 13. Juni 1896, Z. 14.311).

Gindely, Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die oberen Classen der Gymnasien, bearbeitet von Dr. F. M. Mayer. II. Band: Das Mittelalter, mit 78 Abbildungen. 8. verb. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky 1896. Pr. geh. 1 fl., geb. 1 fl. 25 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. in derselben Classe allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 13. Juni 1896, Z. 14.312).

Umlauft, Dr. Friedrich, Lehrbuch der Geographie für die unteren und mittleren Classen österr. Gymnasien und Realschulen. III. Cursus: Vaterlandskunde der österr.-ungar. Monarchie. 2. umg. Aufl. Wien, A. Hölder 1896. Pr. geh. 70 kr., geb. 90 kr., mit Ausschluss des Gebrauches der ersten Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 28. Juni 1896, Z. 16.014).

Haardt Vincenz von, Wandkarte der Planigloben. (Oro-hydrographische Ausgabe.) Maßstab 7 : 20,000.000. Ed. Hölzel. Pr. auf Leinw. gesp. in Mappe 6 fl., mit Stäben 7 fl. 50 kr.

— — Südpolarkarte. 1 : 10,000.000. Wien, Ed. Hölzel. Pr. auf Leinw. gesp. in Mappe 7 fl. 50 kr., mit Stäben 8 fl. 50 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 22. Juni 1896, Z. 15.386).

Sydow-Habenicht, Methodischer Wandatlas. Nr. 15: Skandinavien. Oro-Hydrographische Schulwandkarte nach E. von Sydows Plan bearbeitet von H. Habenicht. Maßstab 1 : 1,500.000. Gotha, J. Perthes. Pr. geh. 6 fl., aufgezogen in Mappe 9 fl., mit Stäben 10 fl. 80 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 25. Juni 1896, Z. 15.602).

Vermerkblätter für Cricket-Wettspiele. 50 Doppelblätter. Wien, K. k. Schulbücherverlag 1896. Pr. geb. 1 K 80 h.

Vermerkblätter für Lawn Tennis-Wettspiele. 50 Blätter. Wien, K. k. Schulbücherverlag 1896. Pr. geb. 1 K. Auf diese Druckschriften werden die Lehrkörper der Mittelschulen zur Anschaffung für die Benützung bei Veranstaltung von Jugendspielen aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 13. Juni 1896, Z. 13.928).

Die österreichische Armee von 1700 bis 1867. Verfasst von Oskar Teuber, illustriert von R. v. Ottenfeld. Vollständig in 25 Heften. Wien, Emil Berté u. Co. Pr. eines Heftes 6 fl. Auf dieses Werk, dessen Erscheinen für vier Jahre in Aussicht genommen ist, werden die Lehrkörper der Gymnasien und Realschulen behufs eventueller Anschaffung für die Anstaltsbibliotheken aufmerksam gemacht. Zugleich wird bemerkt, dass sich die genannte Verlagshandlung bereit erklärt hat, den betreffenden Lehranstalten nach vorhergehendem Übereinkommen besondere Begünstigungen rücksichtlich der Zahlungsmodalitäten zuzugestehen (Min.-Erl. v. 7. Juni 1896, Z 12.407).

Hannak, Dr. Emanuel, Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters für die unteren Classen der Mittelschulen. 11. unv. Aufl. Wien, A. Hölder 1896. Pr. geh. 54 kr., geb. 74 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 4. Juli 1896, Z. 16.072).

Auf die in Ed. Hölzels Buch- und Kunstverlag erschienenen »Geographischen Charakterbilder für Schule und Haus«, Nr. 35. Der Fischsee und die Meeraugspitze in der hohen Tatra, Nr. 36. Massai-Steppe mit Kilima-Ndjaro, Nr. 37. Der Rhein bei St. Goar, werden die Directionen und Lehrkörper der Mittelschulen, ebenso wie auf die vorher erschienenen Bilder, als auf sehr empfehlenswerte Lehrmittel aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 5. Juli 1896, Z. 15.882).

Im k. k. Schulbücherverlage in Wien ist die Druckschrift: »Melodie und Text der Volkshymne« erschienen, enthaltend eine kurze geschichtliche Skizze über die Volkshymne, sowie die Bearbeitung derselben für: einstimmigen Gesang mit Orgel- oder Clavierbegleitung, zweistimmigen Gesang ohne Begleitung, dreistimmigen Gesang ohne Begleitung, gemischten Chor (vierstimmig) mit oder ohne Begleitung, Männerchor (vierstimmig) mit oder ohne Begleitung. Pr. brosch. 30 h; die einzelnen Blätter des Notensatzes sind zum Preise von 2 h erhältlich (Min.-Erl. v. 11. Juni 1896, Z. 13.582).

Lampel Leopold, Deutsches Lesebuch für die 3. Classe österr. Mittelschulen. 4. unv. Aufl. Wien, A. Hölder 1896. Pr. geh. 90 kr., geb. 1 fl. 10 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 11. Juli 1896, Z. 17.054).

Die Majolika-, Siderolith- und Terracotta-Fabrik des Raimund Hauptmann in Teplitz, welcher mit dem h. o. Erlasse vom 30. Januar 1895, Z. 30.332 ex 1894 (Min.-Verordn.-Bl. 1895, S. 83) die Erzeugung der früher an der k. k. Fachschule in Teplitz verfertigten Collection von Modellen (Grundformen der classischen Gefäßbildnerei in Thon) übertragen wurde, ist von der Firma »Franz Hauptmann, früher R. Hauptmann, Majolika- und Thonwaren-Fabrik in Teplitz« übernommen worden, von welcher nunmehr die erwähnte Collection unter den bisherigen Modalitäten bezogen werden kann (Min.-Erl. v. 11. Aug. 1896, Z. 19.214).

Lampel Leopold, Deutsches Lesebuch für die IV. Classe österr. Mittelschulen. 5. unv. Aufl. Wien, A. Hölder 1896. Pr. geh. 80 kr., geb. 1 fl. (Min.-Erl. v. 7. Aug. 1896, Z. 16.074).

Italienisch.

Wallentin, Dr. Fr., Manuale di aritmetica per la I. e II. classe dei ginnasi. Übersetzt nach der 4. deutschen Aufl. von Fr. Postet. Trient, B. G. Monauni 1896. Pr. geh. 1 K 60 h, geb. 2 K, mit Ausschluss des für Mittelschulen approb. Lehrbuches der Arithmetik desselben Verf.s allgemein zugelassen. Das erwähnte, nach der 2. deutschen Ausgabe übersetzte Lehrbuch der Arithmetik für die 1. und 2. Classe der Mittelschulen von Wallentin-Postet bleibt weiterhin nur für Realschulen mit ital. Unterrichtssprache allgemein zulässig (Min.-Erl. v. 24. März 1896, Z. 6762).

Cechisch.

Tille, Dr. Anton, Učebnice zeměpisu obecného i rakousko-uherského pro školy střední. Svazek II. Zeměpis rakousko-uherský. 6. Aufl. Prag, L. Kober 1896. Pr. 75 kr., geb. 1 fl., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 1. April 1896, Z. 6750).

Škřivan A., Výbor ze spisů Tacitových. Podle vydání O. Weidnera upravil. S 5 mapkami a 25 obrázky. Prag u. Wien, F. Tempsky 1896. Pr. 75 kr., geb. 1 fl., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 24. April 1896, Z. 5659).

Roth Julius und Bílý Franz, Úvod do jazyka německého rozborem a nápodobou. Pro druhou třídu škol středních. 2. verb. u. verm. Aufl. Prag, Selbstverlag 1896. Pr. geh. 62 kr., geb. 68 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 24. April 1896, Z. 9356).

Leminger Em., Fysika pro nižší třídy škol středních. Vydání pro reálky. 6. Aufl. Prag, L. Kober 1895. Pr. 85 kr., geb. 1 fl. 10 kr., unter Ausschluss der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erlass v. 24. April 1896, Z. 9049).

Kameníček, Dr. Fr. und Dvořák Rud., Všeobecný dějepis pro vyšší třídy středních škol. I. Theil: Alterthum. Prag, J. Otto 1896. Pr. 1 fl. 65 kr., geb. 1 fl. 80 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 14. Mai 1896, Z. 11.494).

Hrbek Fr. und Hrubý Petr., Cvičebná kniha jazyka latinského pro třetí třídu gymnasijní. Prag, J. L. Kober 1896. Pr. 90 kr., geb. 1 fl. 15 kr.

Hrbek Franz, Latinská mluvnice pro školy střední. II. Skladba. Prag, Selbstverlag 1894. (In Commission bei J. L. Kober.) Pr. 92 kr., geb. 1 fl. 12 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 20. Juni 1896, Z. 13.881).

Polívka Fr., Rostlinopis pro nižší třídy škol středních. Olmütz, R. Promberger 1896. Pr. 2 K 40 h. geb. 2 K 90 h, allgemein zugelassen (Min -Erl. v. 16. Juni 1896, Z. 14.733).

Ibl Vincenz, Methodická učebnice českého těsnopisu. Díl I. 2. verb. Aufl. Prag, Selbstverlag 1896. Pr. geb. 1 fl. 10 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der 1. Aufl. in derselben Abtheilung allgemein zugelassen.

— — Methodická učebnice českého těsnopisu. Díl II. Pardubitz, Selbstverlag 1895. Pr. 80 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 16. Juni 1896, Z. 14.543).

Šafránek Fr., Nerostopis pro sedmou třídu reálnou. 2. umg. Aufl. Prag u. Wien, F. Tempsky 1896. Pr. 70 kr., geb. 95 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der 1. Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 12. Juni 1896, Z. 13.945).

Reiss Fr. und Theuerer, Dr. Jos., Fysika pro vyšší třídy středních škol. Ausgabe für Realschulen. 2. Aufl. Prag, Verlag des Vereines der böhm. Mathematiker 1896. Pr. 4 K 10 h, geb. 4 K 40 h, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 12. Juni 1896, Z. 13.971).

— — Fysika pro vyšší třídy středních škol. Ausgabe für Gymnasien. 2. Aufl. Prag, Verlag des Vereines der böhm. Mathematiker 1896. Pr. 4 K 50 h, geb. 4 K 80 h, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 13. Juni 1896, Z. 14.196).

Hromádko Fr. und Strnad Alois. Sbírka úloh z algebry pro vyšší třídy středních škol. 5. Aufl. Prag, Verlag des Vereines der böhm. Mathematiker 1896. Pr. 2 K 90 h, geb. 3 K 20 h, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 9. Juni 1896, Z. 13.944).

Patočka Franz, Cornelii Nepotis liber de excellentibus ducibus exterarum gentium. Editio septima. Mit einem Wörterbuche von Patočka und Steinmann und mit 1 Karte. 7. unv. Aufl. Prag, J. L. Kober 1897. Pr. geb. 1 fl., allgemein zugelassen (Min.-Erl. .v 28. Aug. 1896, Z. 21.169).

Slovenisch.

Karlin Andreas, Zgodovina razodetja božjega v stari zavezi za nižje razrede srednjih šol. Laibach, Ig. Kleinmayr u. F. Bamberg 1896. Pr. geb. 2 K, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 25. Juni 1896, Z. 15.427).

Serbo-croatisch.

Učenje o ljubovi hriščanskoj ili Mala Moralka preveo Ivan Petrović u Zagrebu 1895. Im Selbstverlage. Pr. geb. 60 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 17. Mai 1896, Z. 11.826).

Von der im Wiener k. k. Schulbücherverlage erschienenen Druckschrift: „Belehrung über die Vermeidung von Unglücksfällen durch Elektricität und über die Hilfeleistung in solchen Fällen“ (Pr. 12 h) wurden nachstehende Ausgaben in böhmischer, italienischer und serbo-croatischer Sprache veranstaltet:

Poučení, kterak uvarovati se nehod způsobených elektřinou a kterak poskytnouti v nich pomoci;

Istruzione concernende il modo di evitare le disgrazie causate dall' elettricità ed i relativi soccorsi da prestarsi in tali casi;

Pouka o izbjegavanju nesrećâ prouzrokovanih od elektriciteta i o pomaganju u takim nesrećama.

Der Preis jeder dieser Ausgaben beträgt 12 h. Die Lehrkörper der betreffenden Mittelschulen mit böhm., bezw. ital. und serbo-croat. Unterrichtssprache werden auf diese Ausgaben zur Berücksichtigung bei Anschaffungen für die Anstaltsbibliotheken aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 22. Juni 1896, Z. 14.482).

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Verordnung des Min. für C. und U. vom 19. März 1896, betreffend die Nostrification der von Frauen im Auslande erworbenen medicinischen Doctordiplome. — In Ergänzung des Erlasses des Ministeriums für Cultus und Unterricht vom 6. Juni 1850, Z. 4513, womit provisorische Bestimmungen über die Nostrification ausländischer medicinischer Doctordiplome getroffen wurden, finde ich anzuordnen, dass künftig auch Frauen zur Nostrification solcher ausländischer Doctordiplome zuzulassen sind. Hiebei sind jedoch nachstehende Bestimmungen zu beobachten: §. 1. Die Candidatin hat behufs Zulassung zur Nostrification nachzuweisen: *a*) die österreichische Staatsbürgerschaft, *b*) das zurückgelegte 24. Lebensjahr oder dessen Vollendung in jenem Kalenderjahre, in welchem die Nostrification angesucht wird, *c*) die erfolgreiche Ablegung der in der Ministerial-Verordnung vom 21. September 1878, Z. 15551 (Min. Vdgs. Bl. Nr. 34), respective der Ministerial-Verordnung vom 9. März 1896, Z. 1966, näher bezeichneten Prüfung (Reifeprüfung) an einem inländischen Staatsgymnasium, *d*) eine Studienzeit von 10 Semestern an der medicinischen Facultät einer ausländischen Universität, deren Studieneinrichtungen jenen der österreichischen Universitäten im wesentlichen gleichkommen. Außerdem hat die Candidatin nachzuweisen, dass gegen ihr Verhalten während der Studienzeit im Auslande kein Anstand erhoben wurde. — §. 2. Über die Zulassung oder Nichtzulassung, sowie über etwaige ausnahmsweise Gewährung von Erleichterungen oder Begünstigungen hat das Professorencollegium der medicinischen Facultät derjenigen Universität, an welcher die Betreffende die Nostrification anstrebt, Beschlus zu fassen. Der Beschluss des Professorencollegiums auf Zulassung zur Nostrification ist in jedem einzelnen Falle dem Ministerium für Cultus und Unterricht zur Genehmigung vorzulegen, wobei die etwa zu gewährenden Erleichterungen oder Begünstigungen näher zu motivieren sind. Gegen den Beschluss auf Nichtzulassung steht der Recurs an das Ministerium für Cultus und Unterricht offen. — §. 3. Im Falle der Zulassung hat sich die Candidatin sämmtlichen (praktischen, wie theoretischen) strengen Prüfungen mit Ausschluss der naturhistorischen Vorprüfungen zu unterziehen. Die Anforderungen, welche bei jedem einzelnen Prüfungsacte zu stellen sind, haben jenen an männliche Candidaten vollkommen gleich zu sein. — §. 4. Hat die Candidatin diesen Anforderungen entsprochen, so ist dieselbe zu promovieren und ihr das Diplom auszufolgen. — §. 5. Diese Verordnung tritt sofort in Kraft.

Gesetz vom 14. Mai 1896, betreffend Bestimmungen über die Versorgungsgenüsse der Civil-Staatsbeamten (Staats-Lehrpersonen), dann der Diener, sowie deren Witwen und Waisen. Mit Zustimmung beider Häuser des Reichsrathes finde Ich anzuordnen, wie folgt: §. 1. Die in eine bestimmte Rangsclasse eingereihten Civil-Staatsbeamten und Staats-Lehrpersonen, dann die in die Kategorie der Diener gehörigen, in einem Jahresgehalte stehenden Staatsbediensteten haben Anspruch auf Ruhegenüsse, welche nach ohne Unterbrechung vollstreckten zehn Dienstjahren vierzig Procent, und für jedes weitere Dienstjahr zwei Procent des letzten anrechnungsfähigen Activitätsgehaltes betragen. Nach einer Dienstzeit von vierzig Jahren gebürt sonach der volle anrechenbare Gehalt als Ruhegenuss. Der normalmäßige Ruhegenuss eines Staatsbeamten oder einer Staats-Lehrperson darf nicht geringer als mit dem Betrage von 400 fl., der normalmäßige Ruhegenuss eines Dieners darf nicht geringer als mit dem Betrage von 200 fl. bemessen werden. Die §. 1, Absatz 2 des Gesetzes vom 9. April 1870 über die Pensionsbehandlung des Lehrpersonales der vom Staate erhaltenen Lehranstalten aufgestellten Normen erleiden hiedurch keine Änderung. Bei Berechnung der Dienstzeit werden Bruchtheile eines Jahres, insoferne sie sechs Monate überschreiten, als ein volles Dienstjahr angerechnet. — §. 2. Staatsbeamte, Staats-Lehrpersonen und Diener, welche infolge Krankheit oder infolge einer von ihnen nicht absichtlich herbeigeführten körperlichen Beschädigung dienstunfähig geworden sind, werden, wenn sie auch noch nicht zehn, jedoch mindestens fünf Dienstjahre vollstreckt haben, so behandelt, als ob sie zehn Dienstjahre wirklich zurückgelegt hätten. — §. 3. Staatsbeamte, Staats-Lehrpersonen und Diener (§. 1), welche eine anrechnungsfähige Dienstzeit von zehn Jahren noch nicht zurückgelegt haben, erhalten, sofern sie aus dem Staatsdienste nicht infolge einer freiwilligen Dienstesentsagung oder infolge einer im Disciplinarwege erfolgten Dienstesentlassung scheiden, eine einmalige Abfertigung, welche für eine Dienstzeit bis zu fünf Jahren mit dem einfachen, für eine Dienstzeit von mehr als fünf Jahren mit dem zweifachen Betrage des Jahresgehaltes zu bemessen ist. — §. 4. Staatsbeamte, Staats-Lehrpersonen, welche erst nach zurückgelegter vierzigjähriger Dienstzeit Anspruch auf den vollen anrechenbaren Gehalt als Ruhegenuss haben, und Diener, welche das 60. Lebensjahr und das 35. Dienstjahr zurückgelegt haben, können über eigenes Ansuchen ohne den sonst erforderlichen Nachweis der Dienstunfähigkeit in den dauernden Ruhestand versetzt werden. — §. 5. Die fortlaufenden Pensionen der Witwen der nach den §§. 1 und 2 anspruchsberechtigten, in eine bestimmte Rangsclasse eingereihten oder den Titel und Charakter dieser Rangsclasse führenden Staatsbeamten und Staats-Lehrpersonen werden in fixen, dieser Rangsclasse entsprechenden Jahresbeträgen festgesetzt, und zwar für Witwen nach Staatsbeamten und Staats-Lehrpersonen der I., II. und III. Rangsclasse mit je 3000 fl., der IV. Rangsclasse mit 2000 fl., der V. Rangsclasse mit 1500 fl., der VI. Rangsclasse mit 1200 fl., der VII. Rangsclasse mit 900 fl., der VIII. Rangsclasse mit 700 fl., der IX. Rangsclasse mit 600 fl., der X. Rangsclasse mit 500 fl. und der XI. Rangsclasse mit 400 fl. Eine Ausnahme bilden nur Witwen nach mit den systemmäßigen Bezügen an den staatlichen Lehranstalten und an wissenschaftlichen Instituten angestellten Personen, welche höhere Gehalte beziehen, als ihrer Rangsclasse zukommen; die Pensionen von solchen Witwen werden nach jener Rangsclasse festgesetzt, welche dem zur Pensionsbemessung anrechenbaren Gehalte des verstorbenen Gatten entspricht. — §. 6. Insofern einzelne Kategorien von Staatsbediensteten oder deren Witwen nach den bestehenden besonderen Bestimmungen in der einen oder anderen Richtung günstiger behandelt werden, als dies nach den §§. 1, 2 und 5 dieses Gesetzes der Fall ist, bleiben diese Bestimmungen aufrecht. — §. 7. Die Witwen der in die Kategorie der Diener gehörigen nach §§. 1 und 2 anspruchberechtigten Staatsbediensteten erhalten als

Pension ein Drittel des zur Pensionsbemessung anrechenbaren Gehaltes des verstorbenen Gatten, mindestens jedoch 200 fl. als Witwenpension. — §. 8. Für die ehelichen oder durch die nachgefolgte Ehe legitimierten Kinder eines Staatsbediensteten gebürt der Witwe, wenn sie selbst auf eine fortlaufende Pension Anspruch hat, ohne Rücksicht auf die Anzahl der vorhandenen Kinder, ein Erziehungsbeitrag in der Höhe von Einem Fünftel der Witwenpension für jedes unversorgte, in ihrer Verpflegung stehende Kind bis zur Vollendung des 24. Lebensjahres oder bis zur früheren Versorgung desselben. Es darf jedoch der Erziehungsbeitrag für ein Kind den Betrag von jährlichen 300 fl. und die Summe aller Erziehungsbeiträge den Betrag der Witwenpension nicht übersteigen. — §. 9. Elternlose oder solchen gleichgestellte Waisen haben, insoferne sie unversorgt sind und das 24. Lebensjahr nicht vollendet haben, Anspruch auf eine Waisenpension in dem Gesammtbetrage der Hälfte jener Witwenpension, welche von ihrer Mutter oder ihrer Stiefmutter bezogen wurde, bezw. derselben nach §. 5 gebürt hätte. Sollte aber die Summe der normalmäßigen Erziehungsbeiträge, welche nach §. 8 der Mutter gebürt hätte, den Betrag der Waisenpension überschreiten, so ist der Mehrbetrag als Zulage zur Waisenpension nach Köpfen anzuweisen, und zwar mit der Maßgabe, dass bei dem jedesmaligen Austritte eines Kindes aus der Bezugsberechtigung der Betrag des auf dasselbe entfallenden Erziehungsbeitrages in Abfall kommt, und dies insolange, bis jener Mehrbetrag vollkommen verschwindet und nur noch die Waisenpension im vollen Betrage erübrigt. Die Waisenpension sammt Zulagen darf in keinem Falle die Höhe der nach §. 5 gebürenden Witwenpension überschreiten. — §. 10. Die fortlaufenden normalmäßigen Versorgungsgenüsse der Witwe und Kinder eines im Ruhestande verstorbenen Staatsbediensteten dürfen zusammen den normalmäßigen Ruhegenuss des Verstorbenen nicht überschreiten, dabei aber keinesfalls mit einem geringeren Betrage bemessen werden, als mit 400 fl. für Witwen nach Staatsbeamten und Staats-Lehrpersonen, bezw. mit 200 fl. für Witwen nach Dienern. — §. 11. Nach dem Ableben von Staatsdienern, welche noch keinen Anspruch auf einen Ruhegenuss für sich erworben haben (§§. 1 und 2), gebürt der Witwe oder den elternlosen, sowie den denselben gleichgestellten Waisen unter 24 Jahren eine einmalige Abfertigung mit dem vierten Theile des Jahresgehaltes des Verstorbenen. — §. 12. Den Hinterbliebenen (§. 13) eines in der Activität oder im Ruhestande verstorbenen Staatsbediensteten gebürt — unbeschadet aller sonstigen gesetzlichen Versorgungsgenüsse — ein Sterbequartal in der Höhe des dreifachen Betrages der von dem Verstorbenen zuletzt als Gehalt oder Ruhegenuss bezogenen Monatsgebür. — §. 13. Das Sterbequartal gebürt der Witwe oder in deren Ermangelung der ehelichen Nachkommenschaft des Verstorbenen. Sind in Ermangelung auch der letzteren andere Personen in der Lage nachzuweisen, dass sie den Verstorbenen vor dem Tode gepflegt oder die Begräbniskosten aus Eigenem gedeckt haben, so kann mit Genehmigung, bezw. Zustimmung des Finanzministeriums auch diesen Personen das Sterbequartal ausgezahlt werden. — §. 14. Auf das Sterbequartal finden die Bestimmungen der §§ 3 und 6 des Gesetzes vom 21. April 1882, R. G. Bl. Nr. 123, Anwendung. — §. 15. Active Staatsbeamte und Staats-Lehrpersonen haben für Pensionszwecke an das Staatsärar einen fortlaufenden Jahresbeitrag zu leisten, welcher drei Procent des für die Bemessung des Ruhegenusses anrechenbaren Activitäts-Gehaltes beträgt und in monatlichen Raten bei der Gehaltsauszahlung eingehoben wird. Während des zur Entrichtung der Diensttaxe gesetzlich festgesetzten Zeitraumes ist ein Beitrag nicht zu leisten. — §. 16. Dieses Gesetz findet auf die bereits derzeit im Genusse einer staatlichen Versorgung stehenden Staatsbediensteten, sowie auf ebensolche Witwen und Waisen keine Anwendung. Es sind jedoch die normalmäßigen Versorgungsgenüsse der derzeitigen Witwen nach Staatsbediensteten um 25 Procent mit der Maßgabe zu erhöhen, dass die Ver-

sorgungsgenüsse der Witwen nach Staatsbeamten und Staats-Lehrpersonen nicht unter 400 fl., die Versorgungsgenüsse der Witwen nach Dienern nicht unter 200 fl. betragen sollen. Die zu der normalmäßigen Witwenpension bewilligten Gnadengaben werden in die 25 Procent eingerechnet. Die Hinterbliebenen nach jenen Staatsbediensteten, welche sich derzeit im Ruhestande befinden, werden für den Todesfall der letzteren nach diesem Gesetze behandelt werden. — §. 17. Die bisherigen auf die Versorgung der Staatsbediensteten, sowie deren Witwen und Waisen Bezug habenden Bestimmungen bleiben, insoferne sie mit den Anordnungen des gegenwärtigen Gesetzes nicht im Widerspruch stehen, mit folgenden Ausnahmen in Kraft: 1. Die aus diesem Gesetze sich ergebenden Ansprüche der Witwen und Waisen nach einem Staatsbediensteten werden dadurch, dass der letztere durch Selbstmord geendet hat, nicht berührt. 2. Die geschiedene Frau eines Staatsbediensteten verliert ihre aus diesem Gesetze sich ergebenden Ansprüche nur dann, wenn die Scheidung erwiesenermaßen aus ihrem Verschulden erfolgt ist. — §. 18. Dieses Gesetz tritt mit dem Tage seiner Kundmachung in Wirksamkeit. — §. 19. Mit dem Vollzuge dieses Gesetzes ist Mein Finanzminister beauftragt.

Gesetz vom 15. April 1896, betreffend die Bezüge der Beamten an den Universitäts- und Studien-Bibliotheken, sowie an den Bibliotheken der technischen Hochschulen. Mit Zustimmung der beiden Häuser Meines Reichsrathes finde Ich anzuordnen, wie folgt: §. 1. Die Gehaltsbezüge der Beamten an den Universitäts- und Studien-Bibliotheken, sowie an den Bibliotheken der technischen Hochschulen nach den ihnen mit dem Gesetze vom 30. April 1889 zuerkannten Rangsclassen werden den Gehaltsbezügen der Staatsbeamten der betreffenden Rangsclassen gleichgestellt. — §. 2. Die §§. 1, 2 und 3, Alinea 1 des Gesetzes vom 30. April 1889, sowie der §. 15 des Gesetzes vom 15. April 1873 (R. G. Bl. Nr. 47), insoweit derselbe auf die Bibliotheksbeamten Bezug nimmt, werden hiemit außer Kraft gesetzt. — §. 3. Dieses Gesetz tritt mit 1. Januar 1897 in Wirksamkeit. — §. 4. Mit der Durchführung dieses Gesetzes ist Mein Minister für Cultus und Unterricht beauftragt.

Verordnung des Finanzministeriums vom 22. Mai 1896 zur Durchführung des Gesetzes vom 14. Mai 1896, betreffend Bestimmungen über die Versorgungsgenüsse der Civil-Staatsbeamten (Staats-Lehrpersonen), dann der Diener, sowie deren Witwen und Waisen. — Zum Zwecke eines gleichmäßigen Vorganges bei Anwendung und Durchführung der Bestimmungen des mit dem 19. Mai d. J. in Kraft getretenen Gesetzes vom 14. Mai 1896 (R. G. Bl. Nr. 74) findet das k. k. Finanzministerium Nachstehendes zu verordnen: 1. Das nach den §§. 12 und 13 des Gesetzes gebürende Sterbequartal ist der Familie des Verstorbenen über ihr Einschreiten, gegen Nachweisung der Anspruchsberechtigung, von der zur Bewilligung der Versorgungsgenüsse in dem betreffenden Falle berufenen Behörde binnen kürzester Frist flüssig zu machen. Der Berechnung desselben ist, insoferne es sich um die Hinterbliebenen eines in der Activität verstorbenen Staatsbediensteten handelt, der Gehalt und die allfällige Dienstalterspersonalzulage oder eine andere in die Pension anrechenbare Personalzulage, insoferne es sich aber um Hinterbliebene eines im Ruhestande verstorbenen Staatsbediensteten handelt, der normalmäßige Ruhegenuss zugrunde zu legen. Das Sterbequartal unterliegt nicht der Einkommensteuer. 2. Der nach §. 15 des Gesetzes von den activen Staatsbeamten und Staats-Lehrpersonen für Pensionszwecke zu leistende Beitrag von 3 Procent ist von dem für die Bemessung des Ruhegenusses anrechenbaren Activitätsgehalte, daher auch von den Dienstalterspersonalzulagen und allfälligen anderen für die Ruhegenussbemessung anrechenbaren Personalzulagen einzuheben. Die Einhebung dieses Beitrages hat während des zur Entrichtung der Diensttaxe festgesetzten gesetzlichen Zeitraumes auch in dem Falle zu unterbleiben, wenn die Monatsschuldigkeit der Diensttaxe die Höhe der monatlichen Beitragsleistung

nicht erreichen sollte. Auf die Einkommensteuerbemessung hat die erwähnte Beitragsleistung keinen Einfluss; es ist daher die Einkommensteuer ohne Rücksicht auf den durch die Beiträge erfolgten Abzug nach wie vor von dem vollen der Einkommensteuer unterliegenden Activitätsbezuge zu bemessen. Die für Pensionszwecke normierten Abzüge haben mit 1. Juni 1896 zu beginnen und sind für den allgemeinen Civilpensionsétat unter einem eigenen Titel „Pensionsbeiträge der Staatsbeamten und Staats-Lehrpersonen“ zu veranschlagen, bezw. zu beeinnahmen. 3. Unter „normalmäßigen Versorgungsgenüssen“ der derzeitigen Witwen, welche nach §. 16 des Gesetzes vom 19. Mai angefangen eine Aufbesserung dieser Genüsse um mindestens 25 Procent erfahren sollen, sind nur die in Gemäßheit der bisherigen Normen nach dem Gehalte bemessenen Witwenpensionen, sowie die in fixen Beträgen festgesetzten Charakterpensionen bis zum Höchstbetrage von 630 fl., nicht aber auch jene Pensionen zu verstehen, welche für Witwen nach Staatsbeamten in den oberen Rangsclassen von Fall zu Fall von Seiner Majestät bewilligt wurden. Jene Witwenpensionen, deren Anweisung wegen Abganges der zur normalmäßigen Bewilligung erforderlichen Bedingungen überhaupt nur auf Grund eines Allerhöchsten Gnadenactes erfolgen konnte, sind von der im §. 16, Absatz 2 vorgesehenen Erhöhung ausgeschlossen. Erziehungsbeiträge, selbst wenn dieselben normalmäßig bewilligt waren, sind in die 25procentige Erhöhung nicht einzurechnen. 4. Die sogenannten gemeinschaftlichen Civilpensionen sind gleichfalls um 25 Procent, eventuell auf mindestens 400 fl., resp. 200 fl. zu erhöhen. 5. Die nach §. 16 des Gesetzes gebürenden Erhöhungen jener Witwenpensionen, welche nicht bloß zuerkannt, sondern auch bereits flüssig gemacht worden sind, dürfen nur nach Constatierung des im Punkte 4 dieser Verordnung bezeichneten normalmäßigen Anspruches erfolgen. Zu diesem Zwecke haben speciell jene Witwen, deren Pensionen bereits angewiesen und flüssig sind, und welche einen gesetzlichen Anspruch auf die gedachte Erhöhung zu haben vermeinen, vorerst die in ihren Händen befindlichen Pensionsdecrete, womit ihnen der bisherige Pensionsbezug bewilligt wurde, entweder im kurzen Wege dem betreffenden liquidierenden Rechnungs-Departement zu übergeben, oder aber mittelst ungestempelter Eingabe an jene Behörde, welche den bisherigen Bezug flüssig gemacht hat, einzusenden. Von der erfolgten Anweisung der neuen Pensionen sind die Parteien mittelst besonderer Decrete zu verständigen. Bei jenen Witwen, denen die nach den bisherigen Vorschriften gebürenden Versorgungsgenüsse noch nicht flüssig gemacht worden sind, ist der Anspruch auf die 25procentige Erhöhung von amtswegen zu prüfen.

Verordnung des Min. für C. und U. vom 11. Juni 1896, Z. 13582, betreffend den Gebrauch einer einheitlichen Melodie der Volkshymne beim Schulunterrichte. Mit Rücksicht darauf, dass in den beim Gesangunterrichte eingeführten Gesangbüchern in Bezug auf die Volkshymne weder in melodischer, noch in rhythmischer Beziehung eine Gleichförmigkeit besteht, finde ich anzuordnen, dass die auf Grund Allerhöchster Genehmigung vom 6. April 1890 für Militärcapellen vorgeschriebene Melodie künftighin an allen dem Ministerium für Cultus und Unterricht unterstehenden Schulen und Lehranstalten zu gebrauchen ist, und dass in den für den Schulgebrauch bestimmten Gesangbüchern nur diese Melodie Aufnahme finden darf. Diese Anordnung hat auch auf alle neuen Auflagen solcher bereits als zulässig erklärten, bezw. im Gebrauche stehenden Gesangbücher Anwendung zu finden, wenn auch der Inhalt derselben sonst ungeändert bleibt. Zugleich wird bemerkt, dass im Wiener k. k. Schulbücher-Verlage eine Bearbeitung der Volkshymne für den Schulgebrauch unter dem Titel „Melodie und Text der Volkshymne“ (Preis, broschiert 30 h) erschienen ist, welche Schrift nebst einer kurzen geschichtlichen Skizze die Bearbeitung der Volkshymne für einstimmigen Gesang mit Orgel- oder Clavierbegleitung, für zweistimmigen Gesang

ohne Begleitung, für dreistimmigen Gesang ohne Begleitung, für gemischten Chor (vierstimmig) mit oder ohne Begleitung, für Männerchor (vierstimmig) mit oder ohne Begleitung enthält. Die einzelnen Blätter des Notensatzes sind zum Preise von 2 h erhältlich. Von dieser Broschüre werden gleichzeitig Ausgaben in den verschiedenen Landessprachen veranstaltet. Der k. k. Landesschulrath wird ersucht, die Lehrkörper der Mittelschulen, der Lehrer- und Lehrerinnen Bildungsanstalten, ferner die Lehrerschaft der Volks- und Bürgerschulen, sowie schließlich im geeigneten Wege die Lehrkörper der gewerblichen Lehranstalten und Fachschulen auf diese Druckschrift aufmerksam zu machen und die betreffenden Directionen und Schulleitungen anzuweisen, beim Schulunterrichte ausschließlich diese Melodie zu gebrauchen. Zugleich ist den Landesschulinspectoren und den Bezirksschulinspectoren zur Pflicht zu machen, sich bei den vorzunehmenden Inspectionen von der genauen Befolgung dieser Anordnung die Überzeugung zu verschaffen.

Verordnung des Justizministeriums im Einvernehmen mit dem Min. für C. u. U. vom 31. Juli 1896 über die im Gesetze vom 26. December 1895, R. G. Bl. Nr. 197, betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur, Kunst und Photographie vorgesehenen Sachverständigen-Collegien. Auf Grund der §§. 63 und 68 des Gesetzes vom 26. December 1895, R. G. Bl. Nr. 197, betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur, Kunst und Photographie, wird im Einvernehmen mit dem Ministerium für Cultus und Unterricht mit Wirksamkeit vom Kundmachungstage an verordnet, wie folgt: §. 1. Es werden Sachverständigen-Collegien für den Bereich der Literatur, der Tonkunst, der bildenden Künste und der Photographie gebildet, welche die Aufgabe haben, in Sachen des Urheberrechtes an Werken des betreffenden Bereiches über zweifelhafte oder streitige Fragen technischer Natur, welche für eine richterliche Entscheidung von Bedeutung sind, auf Verlangen der Gerichte Gutachten abzugeben. — §. 2. Sachverständigen-Collegien werden errichtet: für den Bereich der Literatur: in Wien, Prag, Lemberg und Triest; für den Bereich der Tonkunst: in Wien, Prag und Lemberg; für den Bereich der bildenden Künste: in Wien, Prag und Krakau; für den Bereich der Photographie: in Wien. Die Bildung von Sachverständigen-Collegien an anderen Orten ist für den Bedarfsfall vorbehalten. — §. 3. Jedes Sachverständigen-Collegium besteht aus einem Vorsitzenden und sechs bis zehn Mitgliedern. — §. 4. Die Ernennung des Vorsitzenden und der Mitglieder erfolgt durch das Ministerium für Cultus und Unterricht, welchem auch die Bezeichnung des mit der Stellvertretung des Vorsitzenden betrauten Mitgliedes zusteht, auf die Dauer von sechs Jahren. Der Vorsitzende und die Mitglieder haben nach ihrer Ernennung bei dem Landesgerichte am Sitze des Sachverständigen-Collegiums den Sachverständigeneid zu leisten. — §. 5. Zur Abgabe eines Gutachtens sind die Sachverständigen-Collegien nur dann verpflichtet, wenn das ersuchende Gericht: 1. die zu begutachtenden Fragen einzeln aufgeführt und 2. die zu vergleichenden Gegenstände, sowie die zur Abgabe des Gutachtens erforderlichen gerichtlichen Acten dem Sachverständigen Collegium zugesendet hat. — §. 6. Vor der Beschlussfassung des Sachverständigen-Collegiums über ein abzugebendes Gutachten hat der Vorsitzende zwei Berichterstatter zu bestellen, welchen es obliegt, ihre Anträge unabhängig von einander schriftlich auszuarbeiten. — §. 7. Die Anträge der Berichterstatter gelangen in einer Sitzung zum Vortrage, zu der sämmtliche Mitglieder des Sachverständigen-Collegiums unter Bezeichnung des Gegenstandes der Berathung vom Vorsitzenden einzuladen sind. Zur Beschlussfassung ist die Anwesenheit des Vorsitzenden oder seines Stellvertreters und von mindestens vier Mitgliedern erforderlich. Die Beschlussfassung erfolgt durch Stimmenmehrheit, und wenn sich unter den Mitgliedern Stimmengleichheit ergibt, durch die Stimme des Vorsitzenden. — §. 8. Das Gutachten ist unter Angabe der Namen der an der Beschlussfassnng Betheiligten von dem Vorsitzenden

nach dem gefassten Beschlusse auszufertigen. Jedem in der Minderheit gebliebenen Mitgliede steht es jedoch frei, zu verlangen, dass sein Votum dem Gutachten des Collegiums angeschlossen und mit diesem dem Gerichte mitgetheilt werde. — §. 9. Das Sachverständigen-Collegium ist befugt, für das Gutachten Gebüren anzusprechen. Hinsichtlich dieser Gebüren haben die für Sachverständigen-Gebüren geltenden Bestimmungen zur Anwendung zu kommen.

Verordnung des Min. für C. und U. im Einvernehmen mit dem Ackerbauministerium und dem Min. des Innern vom 13. August 1896, womit §. 4 der Minist.-Verordnung vom 4. September 1892 (R. G. Bl. Nr. 167), betreffend die Einführung theoretischer Staatsprüfungen für das culturtechnische Studium an der k. k. böhmischen technischen Hochschule in Prag abgeändert wird. — Auf Grund Allerhöchster Entschließung vom 5. August 1896 wird folgende Bestimmung erlassen: §. 4 der Ministerial-Verordnung vom 4. September 1892 (R. G. Bl. Nr. 167) hat in seiner gegenwärtigen Fassung außer Kraft zu treten und zu lauten: §. 4. Für die Staatsprüfungen sind Fortgangszeugnisse und zwar für die erste Staatsprüfung die Zeugnisse über descriptive Geometrie, Physik, Mechanik, Chemie, für die zweite Staatsprüfung die Zeugnisse über Anwendung der Geodäsie in der Culturtechnik, landwirtschaftliche Maschinenkunde, landwirtschaftliche Hochbaukunde, landwirtschaftliche Betriebslehre, Pflanzenbau, Bodenkunde, Hydraulik, Baumechanik, Brückenbau, in allen Fällen mindestens mit der Note „genügend“ beizubringen.

Der Min. für C. und U. hat das dem Privat-Gymnasium der Gesellschaft Jesu in Bakowice bei Chyrów unter der Voraussetzung der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen auf die Dauer von drei Jahren mit dem Ministerial-Erlasse vom 16. December 1893, Z. 27655, verliehene Recht der Öffentlichkeit, sowie das Recht, Maturitäts-Prüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitäts-Zeugnisse auszustellen, und zwar rücksichtlich der als öffentliche Schüler eingeschriebenen internen Zöglinge des Privat-Gymnasiums, ferner das Recht der Abhaltung von Aufnahms- und Privatisten-Prüfungen für die als Privatisten eingeschriebenen internen Zöglinge der Erziehungsanstalt daselbst unter den bisherigen Modalitäten auf die Dauer weiterer drei Jahre, das ist bis zum Schlusse des Schuljahres 1898/99, erstreckt. (Min.-Erl. v. 9. April 1896, Z. 7189.)

Der Min. für C. und U. hat der I. Classe des Communal-Untergymnasiums in Bregenz für das II. Semester des Schuljahres 1895/96 das Recht der Öffentlichkeit unter gleichzeitiger Anerkennung des Reciprocitäts-Verhältnisses im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) verliehen. (Min.-Erl. v. 13. April 1896, Z. 8431).

Der Min. für C. und U. hat der I. Classe des Communal-Gymnasiums in Friedek für das Schuljahr 1895/96 das Recht der Öffentlichkeit unter Anerkennung des Reciprocitäts-Verhältnisses im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) verliehen. (Min.-Erl. v. 13. April 1896, Z. 8321.)

Seine k. und k. apost. Majestät haben mit a. h. Entschl. vom 19. Mai d. J. a. g. zu gestatten geruht, dass das Staats Gymnasium im IX. Gemeindebezirke in Wien fortan den Namen „Maximilians-Gymnasium“ führe (Min.-Erl. v. 22. Mai 1896, Z. 12.421).

Der Min. für C. und U. hat den Bestand der Reciprocität für das aus Anlass der Eröffnung der I. Classe der Communal-Unterrealschule in Leipnik an der genannten Lehranstalt ordnungsmäßig angestellte Lehrpersonal im Sinne des §. 11 des Gesetzes vom 9. April 1870 (R. G. Bl. Nr. 46) auf die Dauer des Schuljahres 1895/96 anerkannt (Min.-Erl. v. 15. Juni 1896, Z. 14.522).

In Gemäßheit des mit Erlass des Min. für C. und U. vom 26. September 1893, Z. 20151, genehmigten Statutes für das Istituto austriaco di studii storici in Rom gelangen mit Beginn der nächsten Forschungs-Periode, das ist vom 1. October 1896 ab, Stipendien zum Betriebe wissen-

schaftlicher Studien in Rom (römische Stipendien) zur Verleihung. Bedingungen der Erlangung eines solchen Stipendiums sind: Die österreichische Staatsbürgerschaft, Nachweisung der absolvierten Universitätsstudien und der mit Erfolg abgelegten Staats- oder Lehramtsprüfung oder des erlangten Doctorgrades, vollständige Vertrautheit mit den historischen Hilfswissenschaften, Kenntnis der italienischen Sprache und Vorlage einer wissenschaftlichen Arbeit. Bewerber, welche bereits angestellt sind, haben überdies die Zulässigkeit ihrer zeitweisen Beurlaubung nachzuweisen. Die römischen Stipendien werden in der Regel für die Zeit von Anfang October bis Ende Juni, das ist für etwa neun Monate, verliehen, können aber ausnahmsweise auch auf kürzere Zeit verliehen werden. Die Bewerbungsgesuche sind an das Min. für C. und U. zu richten. Der Stipendienbetrag, welcher die Kosten der Reise nach Rom und zurück, sowie des Aufenthaltes daselbst zu decken bestimmt ist, wird von Fall zu Fall unter Berücksichtigung der persönlichen Verhältnisse des Bewerbers festgesetzt

---

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen.

Se. Excellenz der Herr Minister für Cultus und Unterricht hat den ord. Professor der class. Philologie an der Univ. in Wien Dr. Friedrich Marx zum Mitredacteur der Zeitschrift für österreichische Gymnasien ernannt.

Der a. o. Prof. des Hochbaues an der techn. Hochschule in Brünn, diplom. Architekt Ferdinand Hrach zum ord. Prof. dieses Faches an der genannten Hochschule (a. h. Entschl. v. 21. März).

Der Privatdocent Dr. Rudolf Zuber zum a. o. Prof. der Geologie an der Univ. in Lemberg (a. h. Entschl. v. 18. März).

Der Prof. am Staatsgymn. in Iglau Adolf Sponner zum Director des Staatsgymn. in Mährisch-Weißkirchen (a. h. Entschl. v. 24. März).

Der mit dem Titel und Charakter eines Hilfsämter-Directors bekleidete Hilfsämter-Directions-Adjunct Josef Neidl zum Hilfsämter-Director, der Kanzlei-Official Dr. Johann Hauer zum Hilfsämter-Directions-Adjuncten im Ministerium für C. und U.

Der Prof. am Staatsgymn. in Chrudim Dr. Thomas Řehor zum Conservator der Centralcommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale.

Der prov. Lehrer am Staatsgymn. in Salzburg Georg Bayer zum wirkl. Lehrer daselbst.

Die Zulassung des Dr. Max Bittner als Privatdocent für orient. Philologie an der philos. Fac., des Dr. Albin Haberda als Privatdocent für gerichtl. Medicin an der med. Fac. der Univ. in Wien.

Den Turnlehrern Max Seeland am Staatsgymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke, August Meschka am Staatsgymn. im IX. Wiener Gemeindebezirke und Leon Salzmann am II. deutschen Gymn. in Brünn wurden die Rechte und Bezüge von Übungsschullehrern an staatlichen Lehrerbildungsanstalten zuerkannt.

Der ord. Prof. an der Univ. in Bern Dr. Karl Stooss zum ord. Prof. des österr. Strafrechtes und Strafprocesses an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 12. April).

Der ord. Prof. an der deutschen Univ. in Prag Dr. Friedrich Jodl zum ord. Prof. der Philosophie an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 18. April).

Der Weltpriester und Supplent für das Bibelstudium des alten Testamentes und die semitischen Dialecte Dr. Jaroslav Sedlaček zum

a. o. Prof. dieser Fächer an der böhm. Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 6. April).

Der Privatdocent Victor Schiffner zum a. o. Prof. der system. Botanik an der deutschen Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 23. März).

Der Prof. an der Lehrerinnenbildungsanstalt in Trient Lorenz Müller zum Mitgliede des Landesschulrathes für Tirol für die restliche Dauer der laufenden Functionsperiode (a. h. Entschl. v. 2. April).

Der Director des Communal-Real- und Obergymn. in Neubydžov Wenzel Slavík zum Director des Staats-Real- und Obergymn. daselbst (a. h. Entschl. v. 17. April).

Die Untervorsteherin am Civil-Mädchenpensionate in Wien Marie Bankowska zur Obervorsteherin dieser Anstalt (a. h. Entschl. v. 28. April).

Der Director der böhm. Staats-Realschule in Karolinenthal Prokop Procházka zum Landesschulinspector (a. h. Entschl. v. 1. Mai). Derselbe wurde dem Landesschulrathe für Böhmen zur Dienstleistung zugewiesen.

Der mit dem Titel und Charakter eines ord. Univ.-Prof. bekleidete a. o. Prof. für Hautkrankheiten und Syphilis Dr. Philipp Josef Pick zum ord. Prof. dieser Fächer an der deutschen Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 6. Mai).

Der ord. Prof. der darstell. Geometrie an der techn. Hochschule in Graz Karl Pelz zum ord. Prof. dieses Faches an der böhm. techn. Hochschule in Prag (a. h. Entschl. v. 10. Mai).

Der a. o. Prof. Dr. Wilhelm Wirtinger zum ord. Prof. der Mathematik an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 6. Mai).

Zum Mitgliede der k. k. wiss. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Czernowitz und zum Fachexaminator für Philosophie und Pädagogik auf die Dauer des Studienjahres 1895/6 der a. o. Univ.-Prof. Dr. Richard Wahle in Czernowitz.

Der ord. Prof. an der theol. Fac. der Univ. in Wien Dr. Laurenz Müllner zum ord. Prof. der Philosophie an der philos. Fac. dieser Univ. (a. h. Entschl. v. 29. Mai).

Die mit dem Titel eines a. o. Prof. bekleideten Privatdocenten Dr. Gustav Lott und Franz Mračeck zu a. o. Proff. an der Univ. in Wien und zwar ersterer für Geburtshilfe und Gynäkologie, letzterer für Dermatologie und Syphilis (a. h. Entschl. v. 27. Mai).

Der a. o. Prof. Dr. Rudolf von Scala zum ord. Prof. der alten Geschichte an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 28. Mai).

Der Privatdocent Dr. Karl Ipsen zum a. o. Prof. der gerichtl. Medicin an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 26. Mai).

Der a. o. Prof. der Mechanik und theor. Maschinenlehre an der techn. Hochschule in Lemberg Thaddäus Fiedler zum ord. Prof. dieses Faches an der genannten Hochschule (a. h. Entschl. v. 13. Mai).

Der a. o. Prof. Dr. Gabriel Pecháček zum ord. Prof. der Pastoraltheologie an der böhm. Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 14. Juni).

Der Custos an der Univ.-Bibliothek in Prag Wenzel Schulz zum Univ.-Bibliothekar daselbst (a. h. Entschl. v. 14. Juni).

Der Prof. an der Realschule in Jägerndorf Friedrich Barger zum Director dieser Anstalt (a. h. Entschl. v. 8. Juni).

Der Director des Gymn. in Sambor Dr. Ignaz Petelenz zum Director der Realschule in Krakau (a. h. Entschl. v. 15. Juni).

Der Privatdocent Dr. Adalbert Graf Dzieduszycki zum a. o. Prof. der Ästhetik an der Univ. in Lemberg (a. h. Entschl. v. 10. Juni).

Zum Religionslehrer am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse) der Religionslehrer an der Realschule in Elbogen Josef Novák; zum Religionslehrer an der Realschule in Elbogen der Religionslehrer am deutschen Untergymn. in Smichov Georg Nittel.

Zum Bezirksschulinspector für die Schulen des Stadtbezirkes Troppau, mit Ausschluss der böhm. Privatvolksschule, und für den Schulbezirk Jägerndorf der Realschulprof. in Troppau Leopold Rewig.

Zum Amanuensis an der Univ.-Bibliothek in Lemberg der Leiter der poln. Bibliothek in Paris Dr. Josef Korzeniowski.

Zum Prof. an der deutschen Gewerbeschule in Pilsen der Prof. an der deutschen Realschule daselbst Franz Wilhelm.

Zum defin. Turnlehrer im VI. Wiener Gemeindebezirke mit den Rechten und Bezügen eines Übungsschullehrers der Nebenlehrer für den Turnunterricht an der Unterrealschule im V. Wiener Gemeindebezirke Robert Geidel.

Der mit dem Titel und Charakter eines ord. Prof. bekleidete a. o. Prof. der Botanik an der Hochschule für Bodencultur Karl Wilhelm zum ord. Prof. dieses Faches an der genannten Hochschule (a. h. Entschl. v. 18. Juni).

Der a. o. Prof. Dr. Thomas Masaryk zum ord. Prof. der Philosophie an der böhm. Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 20. Juni).

Der Prof. am IV. Gymn. in Lemberg Stanislaus Librewski zum Director des Gymn. in Brody (a. h. Entschl. v. 19. Juni).

Zum Mitgliede der k. k. Prüfungscommission für das Lehramt der Stenographie in Wien der Steuer-Oberinspector der k. k. Bezirkshauptmannschaft Hietzing-Umgebung, Dr. August Nusko, für das Studienjahr 1896/7.

Der a. o. Prof. an der Univ. in Wien Dr. Franz Hillebrand zum ord. Prof. der Philosophie an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 11. Juli).

Der Gymnasialprof. und Privatdocent Dr. Edmund Hauler zum a. o. Prof. der class. Philologie an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 14. Juli).

Der Privatdocent an der Univ. in Wien Dr. Christian Freiherr von Ehrenfels zum a. o. Prof. der Philosophie an der deutschen Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 11. Juli).

Der a. o. Prof. der darstell. Geometrie an der techn. Hochschule in Brünn Otto Rupp zum ord. Prof. dieses Faches an der genannten Hochschule (a. h. Entschl. v. 12. Juli).

Der ord. Prof. des Kirchenrechtes an der Univ. in Innsbruck Dr. Heinrich Singer zum ord. Prof. desselben Faches an der deutschen Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 19. Juli).

Der Privatdocent an der Univ. in Wien und Gymnasialprof. Dr. Wilhelm Kubitschek zum a. o. Prof. der röm. Alterthumskunde an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 20. Juli).

Der a. o. Prof. Dr. Robert Zuckerkandl zum ord. Prof. der polit. Ökonomie und der Hofsecretär der statist. Centralcommission in Wien, Privatdocent Dr. Heinrich Rauchberg zum ord. Prof. der Statistik sowie der Verwaltungslehre und des österr. Verwaltungsrechtes, beide an der deutschen Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 15. Aug.).

Der ord. Prof. der Mathematik an der deutschen techn. Hochschule in Prag Dr. Moriz Allé zum ord. Prof. dieses Faches an der techn. Hochschule in Wien (a. h. Entschl. v. 29. Aug.).

Der Prof. am Gymn. bei St. Anna in Krakau Dr. Franz Tomaszewski zum Director des Gymn. in Sambor (a. h. Entschl. v. 30. Aug.).

Zum prov. Amanuensis an der Univ.-Bibliothek in Czernowitz der Praktikant daselbst Robert Klement.

Zum Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Jičín der prov. Lehrer an der Realschule in Königgrätz Josef Liska, an der Lehrerbildungsanstalt in Rzeszów der Supplent am II. Gymn. in Lemberg Johann Plszewski.

Fürst Alfred zu Windisch-Graetz zum Präsidenten des Curatoriums der Graf Straka'schen Akademie in Prag (a. h. Entschl. v. 16. Aug.).

Dem Fürsten Karl zu Öttingen-Wallerstein wurde anlässlich seiner Resignation auf die Stelle des Präsidenten der Graf Straka'schen Akademie in Prag für seine besonders ersprießliche Thätigkeit die a. h. Anerkennung ausgesprochen (a. h. Entschl. v. 16. Aug.).

Der Director der Lehrerbildungsanstalt in Troppau Josef Palla zum Landesschulinspector (a. h. Entschl. v. 24. Aug.). Derselbe wurde dem Landesschulrathe für Kärnten zur Dienstleistung zugewiesen.

Der Metropolitan-Domdechant Monsignore Anton Hora, der Regierungsrath und Metropolitan-Domcapitular Dr. Wenzel Frind, der Pfarrer der deutschen evang. Pfarrgemeinde A. u. H. B. in Prag Karl Paul Wilhelm Eckardt, der Landesadvocat in Prag Dr. Salomon Freund, ferner der Director des deutschen Gymn. in Prag-Altstadt, Regierungsrath Dr. Johann Hackspiel, der Schulrath und Director der deutschen Lehrerbildungsanstalt in Prag Eduard Seewald, der Director der böhm. Lehrerbildungsanstalt in Kuttenberg Karl Grüner und der Director des akad. Gymn. in Prag Jaroslav Sobička zu Mitgliedern des Landesschulrathes für Böhmen (a. h. Entschl. v. 16. Aug.).

Der Privatdocent und Assistent an der techn. Hochschule in Wien Dr. Georg Vortmann zum a. o. Prof. der analyt. Chemie an dieser Hochschule (a. h. Entschl. v. 9. Aug.).

Der ord. Prof. des röm. Rechtes an der Univ. in Czernowitz Dr. Ernst Hruza zum ord. Prof. desselben Faches an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 5. Aug.).

Der a. o. Prof. an der böhm. Univ. in Prag Dr. Andreas Obrzut zum ord. Prof. der pathol. Anatomie, der a. o. Prof. an der Univ. in Lemberg Dr. Ladislaus Niemiłowicz zum ord. Prof. der med. Chemie und der Privatdocent an der Univ. in Marburg Dr. Wenzel von Sobierański zum ord. Prof. der Pharmakologie und Pharmakognosie, sämmtlich an der Univ. in Lemberg (a. h. Entschl. v. 11. Aug.).

Der ord. Prof. an der Thierarznei- und Hufbeschlagschule in Lemberg Dr. Johann Prus zum ord. Prof. der allg. und exper. Pathologie an der Univ. in Lemberg (a. h. Entschl. v. 25. Aug.).

Zum Custos an der Univ.-Bibliothek in Prag der Scriptor dieser Bibliothek Josef Truhlář, zum Scriptor der mit dem Titel eines Scriptors bekleidete Amanuensis daselbst Heinrich Pechtl und zum Amanuensis der Praktikant daselbst Jaromir Borecký.

Zum Custos extra statum an der Univ.-Bibliothek in Prag der Bibliothekar an der k. Bibliothek in Berlin Dr. Richard Kukula.

Zum Director der Lehrerbildungsanstalt in Klagenfurt der Prof. an der Realschule in Laibach und Bezirksschulinspector Balthasar Knapitsch, der Lehrerbildungsanstalt in Krakau der Prof. am Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau Medardus Anton Kawecki.

Zum Religionslehrer an der Lehrerinnenbildungsanstalt in Trient der Religionslehrer an der Realschule in Rovereto Dr. Johann Corsini.

Zum Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Jičín der Supplent an der Realschule in den Königl. Weinbergen Karl Novak.

Der gegenseitige Dienstpostentausch des Prof. am Gymn. in Eger Dr. Alois Fiegl und des Prof. an der Mittelschule in Reichenberg Simon Zoderer, dann des wirkl. Lehrers am Untergymn. in Czernowitz Dr. Samuel Spitzer und des wirkl. Lehrers am Gymn. in Radautz Ferdinand Saxl wurde genehmigt.

Die Zulassung des Dr. Anton Pelikan als Privatdocent für Mineralogie an der phil. Fac. der Univ. in Wien, desgleichen die des Dr. Alexander Löffler als Privatdocent für Strafrecht und Strafprocess an der rechts- und staatswiss. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Konrad Büdinger als Privatdocent für Chirurgie an der med. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Josef Ritter von Geitler als Privatdocent für Physik an der phil. Fac. der deutschen Univ. in Prag, des Gymnasialprof. Dr. Wendelin Toischer als Privatdocent für Pädagogik an der phil. Fac. der deutschen Univ. in Prag, des Dr. Stanislaus Windakiewicz als Privatdocent für poln. Literaturgeschichte an der phil. Fac. der Univ. in Krakau, des Dr. Michael Rostworowski als Privatdocent für Völkerrecht mit Einschluss des internat. Privatrechtes an der rechts- und staats-

wiss. Fac. der Univ. in Graz, des Dr. Arthur Farinelli als Privatdocent für rom. Literaturgeschichte an der phil. Fac. der Univ. in Graz, des Dr. Arthur Biedl als Privatdocent für exper. Pathologie an der med. Fac. der Univ. in Wien, des Gymnasiallehrers in Prag Dr. Franz Čada als Privatdocent für Philosophie an der philos. Fac. der böhm. Univ. in Prag, des Dr. Rudolf Kimla als Privatdocent für path. Anatomie und des Dr. Andreas Schrutz als Privatdocent für Geschichte der Medicin und Epidemiologie an der med. Fac. der böhm. Univ. in Prag, des prov. Gymnasiallehrers Ernst Kalinka in Wien als Privatdocent für class. Philologie an der philos. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Rudolf Kolisch als Privatdocent für interne Medicin an der med. Fac. der Univ. in Wien, des Amanuensis an der Univ.-Bibliothek in Czernowitz Dr. Rudolf Wolkan als Privatdocent für neuere deutsche Literaturgeschichte an der philos. Fac. der Univ. in Czernowitz, des Dr. Hans Schreuer als Privatdocent für deutsches Recht an der rechts- und staatswiss. Fac. der deutschen Univ. in Prag, des Dr. Emanuel Finotti als Privatdocent für Chirurgie an der med. Fac. der Univ. in Graz, des Dr. Alexander Baurowicz als Privatdocent für Laryngologie und des Dr. Ladislaus Reiss als Privatdocent für Dermatologie und Syphilis an der med. Fac. der Univ. in Krakau, des Dr. Paul Puntschart als Privatdocent für deutsches Recht und österr. Reichsgeschichte an der rechts- und staatswiss. Fac. der Univ. in Innsbruck, des Dr. Ladislaus Haškovec als Privatdocent für Neuropathologie und des Dr. Franz Scherer als Privatdocent für Krankheiten der Neugeborenen und Säuglinge an der med. Fac. der böhm. Univ. in Prag, des Dr. Johann Raczyński als Privatdocent für Kinderheilkunde und des Dr. Leo Kryński als Privatdocent für Chirurgie an der med. Fac. der Univ. in Krakau wurde bestätigt.

Der ord. Prof. an der böhm. Univ. in Prag Dr. Anton Rezek zum Ministerialrathe extra statum im Min. für C. und U. (a. h. Entschl. v. 16. Aug.).

Zu Mitgliedern der k. k. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen mit deutscher Unterrichtssprache in Prag die ord. Proff. an der deutschen Univ. in Prag Dr. Ernst Lecher und Dr. Hans Molisch, und zwar ersterer zum Examinator für Physik, letzterer zum zweiten Examinator für Botanik. Im übrigen wurde die genannte Prüfungscommission in ihrer dermaligen Zusammensetzung für das Studienjahr 1896/7 bestätigt.

Zum Director der böhm. Realschule in Karolinenthal der Director der Realschule in Kuttenberg Dr. Johann Plašil, der Realschule in Kuttenberg der Prof. an der böhm. Realschule in Prag (Gerstengasse) Alois Strnad.

Zum Director der Realschule im VI. Wiener Gemeindebezirke der Prof. an der I. Realschule im II. Wiener Gemeindebezirke Johann Dechant.

Zum Adjuncten der Verwaltung der techn. Hochschulen in Prag der Official dieser Verwaltung Wilhelm Svoboda.

Zu wirkl. Lehrern an der Realschule im VI. Wiener Gemeindebezirke die Proff. an der Communal-Realschule im VI. Wiener Gemeindebezirke Josef Meixner, Heinrich Richard, Josef Sturm, Emanuel Richter, Karl Berka, Josef Walser, Peter Willi, Dr. Leo Burgerstein, Ferdinand Ginzel und Johann Watzek, ferner der wirkl. Lehrer an derselben Anstalt Otto Adam.

Zu wirkl. Lehrern am Real- und Obergymn. in Neubydžov die Proff. am Communal-Real- und Obergymn. in Neubydžov Eduard Mal[illegible] Šála, Josef Koštál, Johann Šulc, Daniel Seidl, Ottokar [illegible], Dr. Franz Krejči, Augustin Novák, Johann Konupek, [illegible]ejči, Johann Wolf und Johann Honza, sowie der Religionsgenannten Lehranstalt Josef Kašpar.

Zum Religionslehrer an der Realschule im VI. Wiener Gemeindebezirke der Religionslehrer an der Communal-Realschule im VI. Wiener Gemeindebezirke Ferdinand Heinz.

Zum prov. Religionslehrer am Real- und Obergymn. in Feldkirch der suppl. Religionslehrer an dieser Anstalt Dr. Jakob Felder.

Zum prov. Hauptlehrer an der deutschen Lehrerinnenbildungsanstalt in Prag der Supplent am deutschen Gymn. in Prag (Altstadt) Ferdinand Deml.

Der Min. für C. und U. hat erledigte Lehrstellen an Staats-Mittelschulen verliehen: Dem Prof. am Gymn. in Bielitz Johann Appl eine Stelle am Gymn. im XII. Bezirke in Wien, dem Prof. am Gymn. in Taus Josef Benhart eine Stelle am Gymn. in den Königl. Weinbergen, dem Prof. am Gymn. in Krems Heinrich Betzwar eine Stelle am Gymn. im XVII. Bezirke in Wien, dem dem böhm. Gymn. in Olmütz zur Dienstleistung zugewiesenen Prof. Peter Bezděk eine Stelle an dieser Anstalt, dem Prof. am Gymn. in Weidenau Josef Bittner eine Stelle am Untergymn. in Czernowitz, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Mährisch-Trübau Rudolf Böck eine Stelle an der Realschule in Troppau, dem Prof. an der deutschen Realschule in Karolinenthal Karl Broda eine Stelle an der Unterrealschule im V. Bezirke in Wien, dem Prof. am Gymn. in Jungbunzlau Ernst Čuda eine Stelle am böhm. Gymn. in Prag-Kleinseite, dem Religionsprof. am Gymn. in Jasło Dr. Matthäus Czopor die Religionslehrerstelle am Gymn. in Jaroslau, dem Director der Mädchen-Bürgerschule in Przemyśl Stanislaus Falęcki die Religionslehrerstelle am Gymn. in Jasło, dem Prof. am Gymn. in Oberhollabrunn Dr. Bruno Fleischanderl eine Stelle an der Realschule im VII. Bezirke in Wien, dem Prof. am Gymn. in Rudolfswerth Johann Fon eine Stelle am Untergymn. in Cilli, dem Prof. an der Mittelschule in Reichenberg Dr. Anton Frank eine Stelle am Gymn. im IX. Bezirke in Wien, dem Prof. am poln. Gymn. in Przemyśl Vincenz Frank eine Stelle am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg, dem Prof. an der nautischen Schule in Cattaro Johann Jakšić eine Stelle am Gymn. in Cattaro, dem Prof. am böhm. Gymn. in Budweis Rudolf Jedlička eine Stelle am böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Tischlergasse), dem Prof. am Gymn. in Deutschbrod eine Stelle am Untergymn. in Caslau, dem Prof. an der Realschule in Teschen Franz John eine Stelle an der Realschule im XV. Bezirke in Wien, dem Prof. am Gymn. in Kaaden Anton Kempf eine Stelle am Gymn. in Klagenfurt, dem Prof. am Gymn. in Stanislau Elias Kokorudz eine Stelle am akad. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am ruthen. Gymn. in Przemyśl Emil Kordasiewicz eine Stelle an der ruthen. Abtheilung des Gymn. in Kolomea, dem Prof. am Gymn. in Hohenmauth Dr. Karl Kremen eine Stelle am böhm. Gymn. in Prag-Kleinseite, dem Prof. an der Realschule in Jičin Josef Kubin eine Stelle an der Realschule in Pisek, dem Prof. am Gymn. in Königgrätz Karl Kučera eine Stelle an der böhm. Realschule in Prag (Gerstengasse), dem Prof. am Gymn. in Mährisch-Trübau Michael Kuschnirjuk eine Stelle an der II. Realschule im II. Bezirke in Wien, dem wirkl. Lehrer am Untergymn. in Buczacz Dr. Michael Ładyżyński eine Stelle am Gymn. in Brody, dem wirkl Lehrer am Gymn. in Stanislau Thaddäus Lewicki eine Stelle am V. Gymn. in Lemberg, dem Prof. an der deutschen Realschule in Brünn Ferdinand Lorenz eine Stelle an der Realschule im III. Bezirke in Wien, dem Prof. am deutschen Gymn. in Kremsier Karl Maier eine Stelle am deutschen Gymn. in Pilsen, dem Prof. am Gymn. in Mährisch-Weißkirchen Rudolf Maletschek eine Stelle am I. deutschen Gymn. in Brünn, dem wirkl. Lehrer am deutschen Real- und Obergymn. in Ungarisch-Hradisch Victor Mattel eine Stelle am II. deutschen Gymn. in Brünn, dem Prof. am Gymn. in Drohobycz Roman Moskwa eine Stelle am V. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Gymn. in Brody Johann Pepöck eine Stelle am Obergymn. in Czernowitz, dem Prof. an der Realschule in Rakonitz Wenzel Plánský eine Stelle an der

Zum Religionslehrer an der Realschule im VI. Wiener Gemeindebezirke der Religionslehrer an der Communal-Realschule im VI. Wiener Gemeindebezirke Ferdinand Heinz.

Zum prov. Religionslehrer am Real- und Obergymn. in Feldkirch der suppl. Religionslehrer an dieser Anstalt Dr. Jakob Felder.

Zum prov. Hauptlehrer an der deutschen Lehrerinnenbildungsanstalt in Prag der Supplent am deutschen Gymn. in Prag (Altstadt) Ferdinand Deml.

Der Min. für C. und U. hat erledigte Lehrstellen an Staats-Mittelschulen verliehen: Dem Prof. am Gymn. in Bielitz Johann Appl eine Stelle am Gymn. im XII. Bezirke in Wien, dem Prof. am Gymn. in Taus Josef Benhart eine Stelle a[illegible]nn. in den Königl. Weinbergen, dem Prof. am Gymn. in Krems [illegible]Hetzwar eine Stelle am Gymn. im XVII. Bezirke in Wien, d[illegible]hm. Gymn. in Olmütz zur Dienstleistung zugewiesenen Pro[illegible]lle an dieser Anstalt, dem Prof. am Gymn. in W[illegible]e Stelle am Untergymn. in Czernowitz, dem [illegible]Mährisch-Trübau Rudolf B[illegible] eine Stelle [illegible], dem Prof. an der deut[illegible]ealschule i[illegible] eine Stell[illegible]an der Ur[illegible]le im V. [illegible]am G[illegible] Jungbu[illegible]Čuda ein[illegible]zag K[illegible] dem Re[illegible]Gymn. i[illegible] lehrerst[illegible]in Jarosl[illegible] in Przem[illegible]Falęc[illegible] Jasło, de[illegible]n. in O[illegible] eine Stell[illegible]hule i[illegible] Gymn. in [illegible]hann [illegible] dem Prof. a[illegible]le in[illegible] Stelle am Gy[illegible]rke i[illegible] Przemyśl Vinc[illegible]Stell[illegible] dem Prof. an [illegible]Schu[illegible] Stelle am Gymn[illegible] Rudolf Jedlička [illegible] gasse), dem Prof. [illegible] in Caslau, dem Pr[illegible] Stelle an der Realsc[illegible] in Kaaden Anton K[illegible] am Gymn. in Stanisla[illegible] Lemberg, dem Prof. am [illegible] eine Stelle an der ruthe[illegible] am Gymn. in Hohenmauth [illegible] in B[illegible]-Kleinseite, dem P[illegible] der Realschu[illegible] [illegible]ne Stelle [illegible] [illegible]n Gymn. [illegible] Le[illegible] [illegible] am [illegible] Lewi[illegible] Realschu[illegible] im III. Be[illegible] Karl Maier[illegible] Gymn. in Ma[illegible] I. deutschen Gy[illegible] Obergymn. in U[illegible] deutschen Gymn. in[illegible] Moskwa eine Stelle[illegible] Brody Johann Pepöca[illegible] Prof. an der Realschule [illegible]

Realschule in den Königl. Weinbergen, dem dem Obergymn. in Czernowitz zur Dienstleistung zugewiesenen Prof. Victor Prelicz eine Stelle am Untergymn. in Czernowitz, dem Prof. an der deutschen Realschule in Brünn Karl Queiß eine Stelle an der II. Realschule im II. Bezirke in Wien, dem Prof. am Gymn. in Tarnopol Dr. Johann Ralski eine Stelle am V. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Gymn. in Brüx Anton Rebhann eine Stelle an der Realschule im VI. Bezirke in Wien, dem Prof. an der Realschule in Budweis Josef Redtenbacher eine Stelle am Elisabeth-Gymn. in Wien, dem Prof. am Gymn. in Stryj Stanislaus Romanski eine Stelle am IV. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Untergymn. in Časlau Franz Ruth eine Stelle am böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Korngasse), dem Prof. am Gymn. in Trebitsch Franz Rypáček eine Stelle am böhm. Obergymn. in Brünn, dem Prof. am Schottengymn. in Wien Anton Sauer eine Stelle am Untergymn. in Czernowitz, dem Prof. an der Realschule in Elbogen Josef Schober eine Stelle an der II. deutschen Realschule in Prag, dem Prof. am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse) Alois Sigmund eine Stelle am Gymn. im XVII. Bezirke in Wien, dem Lehrer am Privatgymn. der Gesellschaft Jesu in Bąkowice-Chyrów Wladimir Służewski eine Stelle am Obergymn. in Buczacz, dem dem Real und Obergymn. in Chrudim zur Dienstleistung zugewiesenen Prof. am Real- und Obergymn. in Klattau Johann Šmaha eine Stelle am Real- und Obergymn. in Chrudim, dem wirkl. Lehrer an der Realschule in Budweis Dr. Emil Stern eine Stelle an der Realschule im I. Bezirke in Wien, dem Prof. am Gymn. in Rudolfswerth Matthäus Suhač eine Stelle am Obergymn. in Cilli, dem Prof. am Gymn. im XVII. Bezirke in Wien Dr. Moriz Tschiassny eine Stelle am akad. Gymn. in Wien, dem Prof. am Real- und Obergymn. in Kolin Dr. Karl Vandas eine Stelle am Real- und Obergymn. in Prag, dem Lehrer am Privatgymn. der Gesellschaft Jesu in Bąkowice Chyrów Thaddäus Wisniowski eine Stelle am Gymn. in Kołomea, dem Prof. an der Realschule in Teschen Dr. Karl Zahradníček eine Stelle an der I. Realschule im II. Bezirke in Wien, dem wirkl. Lehrer an der Staats-Gewerbeschule in Czernowitz Dr. Adolf Zauner eine Stelle an der I. deutschen Realschule in Prag, dem Prof. am Gymn. in Krems Heribert Bouvier eine Stelle am Gymn. im II. Bezirke in Wien, dem Prof. am Gymn. in Capodistria Vitaliano Brunelli eine Stelle am Gymn. in Zara, dem Prof. an der Landes-Realschule in Sternberg Gottfried Geisberger eine Stelle am Real- und Obergymn. in Feldkirch, dem Prof. an der Realschule in Elbogen Leopold Isak eine Stelle an der deutschen Realschule in Pilsen, dem wirkl. Lehrer am deutschen Real- und Obergymn. in Ungarisch-Hradisch Dr. Julius Keyzlar eine Stelle am Gymn. im VIII. Bezirke in Wien, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Kołomea Julian Kobylański eine Stelle an der ruthen. Abtheilung dieser Anstalt, dem Prof. am Gymn. in Wallachisch-Meseritsch Franz Kovář eine Stelle am Untergymn. in Wittingau, dem wirkl. Lehrer an der deutschen Landes-Realschule in Prossnitz Johann Kreibich eine Stelle an der Realschule in Olmütz, dem geistl. Prof. am k. u. k. Officierstöchter-Erziehungs-Institute in Hernals Wilhelm Kuttig die Religionslehrerstelle am Gymn. im VI. Bezirke in Wien, dem Prof. an der Landes-Realschule in Neutitschein Sigmund Oberländer eine Stelle an der deutschen Realschule in Brünn, dem Prof. am Gymn. in Tarnów Johann Pelczar eine Stelle am Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau, dem Prof. am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse) Dr. Johann Pitsch eine Stelle an der Realschule im XV. Bezirke in Wien, dem Prof. am Gymn. in Radautz Dr. Hermann Rump eine Stelle am Oberymn. in Czernowitz, dem Prof. an der Lehrerbildungsanstalt in Jičin Franz Schüller eine Stelle an der böhm. Realschule in Prag (Gerstengasse), dem Prof. am Communal-Real- und Obergymn. in Neubydžov Daniel Seidl eine Stelle am Gymn. in Pisek, dem Prof. am Communal-Real- und Obergymn. in Neubydžov

Johann Šulc eine Stelle am Gymn. in Pisek, dem Prof. am Gymn. in Jaroslau Franz Vogl eine Stelle an der Realschule in Tarnopol.

Zu wirkl. Lehrern an Staats-Mittelschulen wurden ernannt: *a*) die prov. Lehrer: Stanislaus Babiński vom Gymn. in Rzeszów für das Gymn. in Złozów, Eduard Bottek vom Gymn. in Teschen für diese Anstalt, Franz Chmelik vom Gymn. in Prerau für das böhm. Gymn. in Kremsier, Laurenz Dušek vom Real- und Obergymn. in Přibram für das Gymn. in den Königl. Weinbergen, Josef Fidler vom Gymn. in Arnau für die Realschule in Leitmeritz, Dr. Georg Guth vom Real- und Obergymn. in Klattau für das böhm. Gymn. in Prag Neustadt (Tischlergasse), Jaroslav Hruška von der Realschule in Pardubitz für die Realschule in Königgrätz, Raphael Janni vom Gymn. in Ragusa für diese Anstalt, Franz Jezdinský vom Gymn. in Deutschbrod für das Gymn. in Hohenmauth, Anton Kvítek von der böhm. Realschule in Brünn für diese Anstalt, Georg Lušić vom Gymn. in Zara für diese Anstalt, Johann Malý vom böhm. Gymn. in Pilsen für diese Anstalt, Franz Nekola vom Gymn. in Tabor für das Real- und Obergymn. in Klattau, Ladislaus Pazdirek von der k. k. Fachschule für Holzindustrie in Villach für das II. Gymn. in Graz, Dr. Anton Reichl vom Gymn. in Brüx für das Gymn. in Saaz, Ignaz Sigmond von der Realschule in Pisek für die Realschule in Jičin, Dr. Samuel Spitzer vom Gymn. in Radautz für das Untergymn. in Czernowitz, Josef Steinhauser vom Gymn. in Wallachisch-Meseritsch für das Gymn. in Raudnitz, Heinrich Vieltorf vom Gymn. im II. Bezirke in Wien für das deutsche Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse), Franz Vůjtek von der Lehrerbildungsanstalt in Troppau für die Realschule in Olmütz, Wenzel Bendik vom Real- und Obergymn. in Kolin für das Real- und Obergymn. in Neubydžov, Adolf Ručka vom Gymn. in Neuhaus für die Realschule in Königgrätz, Franz Schneider vom Gymn. in Leitmeritz für diese Anstalt. *b*) Die Supplenten: Anton Bachlechner vom II. Gymn. in Graz für das deutsche Real- und Obergymn. in Ungarisch-Hradisch, Anton Beneš vom böhm. Gymn. in Budweis für das Gymn. in Taus, Ludwig Bryliński vom Gymn. in Rzeszów für die Realschule in Stanislau, Johann Burda vom böhm. Gymn. in Olmütz für das Gymn. in Trebitsch, Dr. Johann Czerny von der Realschule im VII. Bezirke in Wien für das Gymn. in Brüx, Dr. Rudolf Dittes von der Realschule im I. Bezirke in Wien für die deutsche Realschule in Budweis, Victor Dolenz vom Gymn. in Villach für die deutsche Realschule in Budweis, Alois Drbohlav von der Realschule in Kuttenberg für das Real- und Obergymn. in Chrudim, Vincenz Dusil von der böhm. Realschule in Prag (Gerstengasse) für die Realschule in Kuttenberg, Kasimir Eliasz vom Gymn. in Drohobycz für diese Anstalt, Dr. Lambert Filkuka von der Realschule im XV. Bezirke in Wien für das Gymn. in Klagenfurt, Hermann Fink, suppl. Religionslehrer am Communal-Real- und Obergymn. im II. Bezirke in Wien für die Realschule im XV. Bezirke in Wien, Adolf Fischer vom deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse) für das Gymn. in Weidenau, Franz Fryz vom Gymn. in Jasło für das Gymn. in Stryj, Felix Gątkiewicz vom Gymn. in Drohobycz für diese Anstalt, Dr. Eugen Giannoni vom Gymn. in Klagenfurt für diese Anstalt, Samuel Gorge vom Gymn. im III. Bezirke in Wien für das Gymn. in Bielitz, Dr. August Haberda vom I. deutschen Gymn. in Brünn für das Gymn. in Krems, Franz Hejda von der Realschule in Kuttenberg für das Real- und Obergymn. in Přibram, Adalbert Hesse vom Gymn. in Brody für diese Anstalt, Franz Hospodka vom böhm. Realgymn. in Smichov für das Gymn. in Jungbunzlau, Dr. Camillo Huemer vom Gymn. in Linz für das Gymn. in Arnau, Julius Ippoldt vom Gymn. in Tarnów für das poln. Gymn. in Przemyśl, Georg Janda vom Gymn. in Wallachisch-Meseritsch für diese Anstalt, Johann Jaworski vom Gymn. in Bochnia für diese Anstalt, Johann Jedrzejowski vom IV. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in

Tarnów, Dr. Franz Jelinek vom Gymn. der k. k. Theres. Akademie in Wien für die Realschule in Görz, Karl Jelinek von der Realschule in Kuttenberg für das Gymn. in Deutschbrod, Bronislaus von Kasinowski vom Gymn. bei St. Anna in Krakau für das Gymn. in Brody, Karl Klecker vom II. deutschen Gymn. in Brünn für das Gymn. in Iglau, Anton Kollmann vom böhm. Gymn. in Ungarisch-Hradisch für diese Anstalt, Johann Kreiner vom Gymn. in Bochnia für das Gymn. in Podgórze, Alfred Krob vom Gymn. in Marburg für das Gymn. in Villach, Adalbert Lepeška vom böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Tischlergasse) für das Gymn. in Jičin, Wladimir Lewicki vom akad. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Tarnopol, Josef Maximilian Lönning von der Realschule im IV. Bezirke in Wien für das Gymn. in Landskron, Johann Loriš von der Realschule in Königgrätz für die Realschule in Rakonitz, Johann Matoušek vom Real- und Obergymn. in Chrudim für das Real- und Obergymn. in Kolin, Dr. Karl Müllner vom Gymn. im XVII. Bezirke in Wien für das Gymn. in Kaaden, Dr. Franz Neumann vom Gymn. im VIII. Bezirke in Wien für das Gymn. in Pola, Michael Nowosielski vom poln. Gymn. in Przemyśl für diese Anstalt, Dr. Franz Pernè, suppl. Religionslehrer am Gymn. in Krainburg für diese Anstalt, Josaphat Petryk vom Gymn. in Stanislau für die ruthen. Abtheilung des Gymn. in Kołomea, Ladislaus Puchewicz vom Gymn. in Kołomea für das poln. Gymn. in Przemyśl, Dr. Nikolaus Sabat vom Gymn. in Kołomea für das Gymn. in Stanislaus, Johann Satranský von der Realschule in Königgrätz für die böhm. Realschule in Karolinenthal, Dr. Johann Scharnagl vom Gymn. in Görz für diese Anstalt, Anton Schwarschnig vom Gymn. in Eger für die Mittelschule in Reichenberg, Dr. Bernhard Schwarz vom Gymn. im XII. Bezirke in Wien für das Gymn. in Mährisch-Trübau, Robert Seeböck von der Realschule im VII. Bezirke in Wien für die Realschule in Elbogen, Karl Sedivý von der Realschule in Pardubitz für diese Anstalt, Lazar Steinschneider von der I. Realschule im II. Bezirke in Wien für das Gymn. in Mährisch-Trübau, Andreas Szachnowicz vom Gymn. in Jaroslau für das Gymn. in Stanislau, Johann Tiron vom Obergymn. in Czernowitz für das Untergymn. daselbst, Josef Tomasik, suppl. Religionslehrer am Gymn. in Podgórze für diese Anstalt, Ferdinand Tomek von der böhm. Realschule in Pilsen für die Realschule in Jičin, Adolf Ustupský vom böhm. Gymn. in Ungarisch-Hradisch für das Gymn. in Trebitsch, Johann Vančura von der Realschule in Königgrätz für diese Anstalt, Johann Vidmar vom Obergymn. in Laibach für das Gymn. in Rudolfswerth, Anton Wachtler vom Gymn. in Villach für das deutsche Gymn. in Kremsier, Johann Weyde von der II. deutschen Realschule in Prag für diese Anstalt, Karl Wünsch vom deutschen Gymn. in Prag-Altstadt für das deutsche Gymn. in Kremsier, Dr. Theodor Zachl vom Landes-Real- und Obergymn. in Baden für das Gymn. in Bielitz, Josef Zikmund vom böhm. Gymn. in Budweis für das Untergymn. in Časlau, Andreas Aliskiewicz vom II. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Brody, Dr. Anton Becker vom Maximilian-Gymn. in Wien für das Gymn. in Oberhollabrunn, Franz Berger, suppl. Religionslehrer am Maximilian-Gymn. in Wien für diese Anstalt, Dr. Karl Berger von der Realschule in Jägerndorf für die deutsche Realschule in Brünn, Michael Constantin Bogucki vom Gymn. in Bochnia für das Gymn. in Tarnów, Dr. Ferdinand Bronner von der II. Realschule im II. Bezirke in Wien für die Realschule in Jägerndorf, Johann Effenberger, prov. Katechet an der Knaben-Volks- und Bürgerschule in Graslitz für das deutsche Untergymn. in Smichow, Theodor Gissinger vom Gymn. in Linz für das Gymn. in Villach, Dr. Victor Hahn vom Franz Joseph-Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Kołomea, Dr. Hugo Herzog von der Communal-Realschule im VI. Bezirke in Wien für das Gymn. in Radautz, Ernst Kaller von der Realschule in Teschen für diese Anstalt, Franz Kopta vom böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Tischlergasse)

für das Real- und Obergymn. in Neubydžov, Dr. Theodor Kukula vom deutschen Gymn. in Budweis für die griech.-orient. Realschule in Czernowitz, Robert Lieblein von der II. deutschen Realschule in Prag für das deutsche Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse), Edmund Mader von der Realschule in Jägerndorf für die Realschule in Teschen, Heinrich Pithart von der böhm. Realschule in Karolinenthal für das Untergymn. in Caslau, Eusebius Popowicz vom griech.-orient. Gymn. in Suczawa für diese Anstalt, Rudolf Pretsch von Lerchenhorst von der Realschule im VII. Bezirke in Wien für die Realschule in Elbogen, Andreas Procyk vom IV. Gymn. in Lemberg für die Realschule in Tarnopol, Severin Prokopowicz vom Gymn. in Radautz für das griech.-orient. Gymn. in Suczawa, Dr. Siegfried Reiter vom Gymn. im II. Bezirke in Wien für das deutsche Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse), Dr. Moses Sigall vom griech.-orient. Gymn. in Suczawa für diese Anstalt, Josef Stárek vom böhm. Gymn. in Pilsen für das Gymn. in Wallachisch-Meseritsch, Franz Trnka, Katechet an der Mädchen-Bürgerschule in Kolin für das böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Tischlergasse), Johann Vintschger von Altenburg vom Gymn. in Innsbruck für das deutsche Real- und Obergymn. in Ungarisch-Hradisch, Dr. Florian Weigel vom Maximilian-Gymn. in Wien für das Gymn. in Krems.

Zu prov. Lehrern an Staats-Mittelschulen die Supplenten: Josef Bäuml vom Communal-Gymn. in Komotau für das Gymn. in Brüx, Franz Danda von der Realschule in Jičin für das Gymn. in Pisek, Franz Fabinger vom Gymn. in den Königl. Weinbergen für das Real- und Obergymn. in Klattau, Dr. Heinrich Fleischmann vom Gymn. in Bielitz für das Gymn. in Teschen, Andreas Fuchs vom I. Gymn. in Graz für das Gymn. in Radautz, Wenzel Hampl von der Realschule in Rakonitz für diese Anstalt, Karl Kadlec vom böhm. Gymn. in Olmütz für diese Anstalt, Heinrich Klecanda vom Real- und Obergymn. in Přibram für das Gymn. in Deutschbrod, Dr. Anton König vom Elisabeth-Gymn. in Wien für das Gymn. in Saaz, August König vom Gymn. im XVII. Bezirke in Wien für das Gymn. im II. Bezirke in Wien, Dr. Alois Lanner vom Gymn. in Salzburg für diese Anstalt, Anton Michalitschke vom deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse) für das deutsche Gymn. in Prag-Altstadt, Franz Novák von der böhm. Realschule in Prag (Gerstengasse) für die Realschule in Pardubitz, Dr. Samuel Oppenheim vom akad. Gymn. in Wien für das Gymn. in Arnau, Josef Palme vom deutschen Gymn. in Prag-Kleinseite für das II. Gymn. in Graz, Dr. Adolf Pařizek vom Real- und Obergymn. in Přibram für die böhm. Realschule in Prag (Gerstengasse), Karl Petr vom böhm. Obergymn. in Brünn für das Gymn. in Prerau, Dr. Anton Pleskot von der Realschule in den Königl. Weinbergen für das Gymn. in Wallachisch-Meseritsch, Josef Prošek vom Gymn. in Jungbunzlau für das Gymn. in Tabor, Jaroslav Šťastný von der böhm. Realschule in Karolinenthal für das böhm. Gymn. in Pilsen, Dr. Emanuel Tůma vom böhm. Realgymn. in Smichov für das böhm. Gymn. in Pilsen, Dr. Josef Votruba von der böhm. Realschule in Prag (Gerstengasse) für das Real- und Obergymn. in Přibram, Leodegar Wenzel vom Gymn. in Triest für die deutsche Realschule in Pilsen, Lino Buzolić, Bürgerschullehrer in Ragusa, für die Unterrealschule in Zara, Boleslav Dolejšek vom böhm. Gymn. in Ungarisch-Hradisch für die böhm. Realschule in Brünn, Franz Häusler vom deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse) für das Gymn. in Leitmeritz, Anton Hodáň von der Realschule in Pardubitz für die Realschule in Pisek, Paul Kratochvil vom böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Korngasse) für das Gymn. in Neuhaus, Ludwig Młynek vom III. Gymn. in Krakau für das Untergymn. in Buczacz, Karl Richter vom deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Graben) für das Gymn. in Prag-Altstadt, Friedrich Schneller von der Realschule in Innsbruck für das Gymn. in Rovereto, Eduard Streit vom Gymn. in Jičin für das Real- und Obergymn. in Kolin,

Theodor Zelinka von der Realschule in Pardubitz für die Realschule in Königgrätz.

Dem Turnlehrer an der deutschen Realschule in Karolinenthal Adolf David Nagel wurden die Rechte und Bezüge eines Übungsschullehrers zuerkannt.

In die VIII. Rangsclasse wurden befördert: Die Proff. an der Realschule im VI. Bezirke in Wien Josef Meixner, Heinrich Richard, Josef Sturm, Emanuel Richter, Karl Berka, Josef Walser und Peter Willi; der Prof. am Real- und Obergymn. in Feldkirch Anton Kerer; die Proff. am Gymn. in Villach Karl Waldhäuser und Georg Mair; die Proff. am Real- und Obergymn. in Neubydžov Eduard Malý und Wilhelm Šala; die Proff. am Gymn. in Cattaro Fortunat Vulović und Thomas Brajković; die Proff. am Gymn. in Ragusa Vincenz Palimko und Emanuel Nicolich; die Proff. am Gymn. in Spalato Matthäus Milković und Johann Benzon; die Proff. am Gymn. in Zara Anton Borich, Matthäus Fradelić und Tullius Erber; die Proff. an der Unterrealschule in Zara Michael Katurić, Salvatore Albanesi und Anton Ströll; der Prof. am Gymn. in Capodistria Johann Battisti; der Prof. am Gymn. in Pola Arthur Tilgner.

Auszeichnungen erhielten:

Der Präsident der kais. Akademie der Wissenschaften in Krakau, o. ö. Univ.-Prof. Phil.-Dr. Stanislaus Graf Tarnowski, der k. k. Hofrath, o. ö. Univ.-Prof., Director des Univ.-Gartens und botan. Museums in Wien Phil.-Dr. Anton Ritter Kerner von Marilaun, der k. k. Hofrath, o. ö. Univ.-Prof., Mitglied der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien Phil.-Dr. Theodor Gomperz, der em. Prof. der k. k. Akademie der bild. Künste in Wien Josef Matthias von Trenkwald und der Director der Kunstgewerbeschule in Prag Josef Myslbek das Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft (a. h. Entschl. v. 25. März).

Der Ministerialrath im Min. für C. und U. Dr. Johann Ritter von Spaun das Comthurkreuz des Franz Joseph-Ordens (a. h. Entschl. v. 7. April).

Der ord. Prof. und derzeitige Rector der deutschen techn. Hochschule in Prag Rudolf Doerfel den Orden der eisernen Krone III. Classe (a. h. Entschl. v 3. April).

Die ord. Proff. an der Wiener Univ. Dr. Karl Menger, Dr. Karl Gussenbauer, Dr. Ernst Fuchs, Dr. Rudolf Chrobak und Dr. Richard Heinzel den Titel eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 6. April).

Der Ministerial-Secretär im Min. für C. und U. Xenophon Freiherr von Mustatza den Titel und Charakter eines Sectionsrathes (a. h. Entschl. v. 7. April).

Der a. o. Prof. der Augenheilkunde an der Univ. in Wien Dr. August Ritter von Reuss das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens (a. h. Entschl. v. 13. April).

Der Prof. an der Staats-Realschule in Linz Franz Wastler den Titel eines Schulrathes (a. h. Entschl. v. 17. April).

Das Directions-Mitglied des Conservatoriums für Musik und darstellende Kunst der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, Componist und Tonkünstler Dr. Johannes Brahms das Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft (a. h. Entschl. v. 25. März).

Der artist. Leiter des Vereins zur Förderung der Tonkunst in der Bukowina Adalbert Hřimaly das goldene Verdienstkreuz mit der Krone (a. h. Entschl. v. 25. April).

Der a. o. Prof. des Freihand- und Ornamenten-Zeichnens an der techn. Hochschule in Wien Oswald Gruber den Titel eines a. o. Prof. (a. h. Entschl. v. 20. April).

Der ord. Prof. der Philosophie an der Univ. in Wien Hofrath Dr. Robert Zimmermann aus Anlass seines bevorstehenden Übertrittes in den bleibenden Ruhestand den Adelstand (a. h. Entschl. v. 7. Mai).

Der vormalige Fecht- und Exercierlehrer an der Theres. Akademie in Wien, Major der Landwehr a. D. Karl Preschel das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens (a. h. Entschl. v. 23. Mai).

Der Quästor der Univ. in Wien Rudolf Čebek das goldene Verdienstkreuz (a. h. Entschl. v. 19. Mai).

Der Prof. der Wiener techn. Hochschule im Ruhestande Hofrath Hermann Blodig anlässlich der von ihm nachgesuchten Enthebung von der Function eines Prüfungscommissärs bei der staatswiss. Staatsprüfungscommission in Wien die a. h. Anerkennung für seine vieljährige und eifrige Wirksamkeit in dieser Eigenschaft.

Der ord. Prof. der Zoologie und vergl. Anatomie an der Univ. in Wien, Hofrath Dr. Karl Claus aus Anlass der von ihm erbetenen Übernahme in den bleibenden Ruhestand das Ritterkreuz des Leopold-Ordens (a. h. Entschl. v. 9. Juni).

Der Prof. am Staatsgymn. in Pisek Theodor Ardelt anlässlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand den Titel eines Schulrathes (a. h. Entschl. v. 18. Mai).

Der ord. Prof. an der Univ. in Wien Dr. Edmund Neusser den Titel eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 30. Mai).

Die ord. Proff. Dr. Karl Hugo Huppert, Dr. Philipp Knoll und Dr. Johann Kelle an der deutschen Univ. in Prag den Titel eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 28. Mai).

Die ord. Proff. Dr. Alois Zucker und Regierungsrath Dr. Bohuslav Edler von Jiruš an der böhm. Univ. in Prag den Titel eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 28. Mai).

Der Calculant und Rechnungsführer der Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus Alfred von Rüling das goldene Verdienstkreuz mit der Krone (a. h. Entschl. v. 20. Mai).

Der ord. Prof. der Philosophie an der Univ. in Innsbruck, Hofrath Dr. Tobias Ritter Wildauer von Wildhausen aus Anlass seines bevorstehenden Übertrittes in den bleibenden Ruhestand den Ausdruck der a. h. Anerkennung (a. h. Entschl. v. 22. Juni).

Der Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg Michael Służewski den Titel eines kaiserlichen Rathes (a. h. Entschl. v. 19. Juni).

Der Privatdocent für deutsche Sprache und Literatur an der deutschen Univ. in Prag Dr. Adolf Hauffen den Titel und Charakter eines a. o. Univ.-Prof. (a. h. Entschl. v. 19. Juni).

Der Director des deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse) Dr. Ludwig Chevalier, der Director des deutschen Gymn. in Prag-Altstadt Dr. Johann Hackspiel und der Director der böhm. Realschule in Prag-Kleinseite Franz Hoza den Titel eines Regierungsrathes (a. h. Entschl. v. 14. Juli).

Der Prof. an der Realschule in Pisek Adolf Hayduk, der Prof. am böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Korngasse) Alois Jiráśek, der Religionsprof. an der II. deutschen Realschule in Prag Josef Malecek und der Prof. an der böhm. Realschule in Prag (Gerstengasse) Julius Roth den Titel eines Schulrathes (a. h. Entschl. v. 14. Juli).

Die ord. Proff. an der Univ. in Innsbruck Dr. Ferdinand Lentner und Dr. Prokop von Rokitansky den Orden der eisernen Krone (a. h. Entschl. v. 6. Aug.).

Der ord. Prof. an der Univ. in Wien und Vorstand der III. med. Klinik Dr. Leopold Schrötter Ritter von Kristelli den Titel eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 30. Aug.).

Der ord. Prof. an der techn. Hochschule in Wien Dr. Josef Kolbe aus Anlass der Versetzung in den bleibenden Ruhestand den Titel eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 29. Aug.).

Den Assistenten an der II. med. Klinik und Privatdocenten an der Univ. in Wien Dr. Franz Chwostek und Dr. Norbert Ortner wurde die a. h. Anerkennung ausgesprochen (a. h. Entschl. v. 30. Aug.).

Der ord. Prof. der gerichtl. Medicin an der Univ. in Krakau Dr. Leo Halban aus Anlass der von ihm angesuchten Übernahme in den bleibenden Ruhestand den Adelstand (a. h. Entschl. v. 10. Aug.).

Der Generalsecretär der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien Ludwig Koch den Titel eines kaiserlichen Rathes (a. h. Entschl. v. 14. Aug.).

Der Privatdocent für polit. Ökonomie an der Univ. in Wien Dr. Gustav Gross den Titel eines a. o. Univ.-Prof. (a. h. Entschl. v. 17. Aug.).

Der Privatdocent für Chemie an der Univ. in Krakau und Prof. an der Staats-Gewerbeschule daselbst Dr. Ernst Bandrowski den Titel eines a. o. Univ.-Prof. (a. h. Entschl. v. 14. Aug.).

Der Privatdocent und Adjunct an der techn. Hochschule in Wien Dr. Max Bamberger den Titel eines a. o. Prof. (a. h. Entschl. v. 9. Aug.).

Der Privatdocent der böhm. techn. Hochschule in Prag, Realschulprof. Augustin Panek den Titel und Charakter eines a. o. Prof. dieser Hochschule (a. h. Entschl. v. 31. Juli).

Der Rechnungsrath der statist. Centralcommission Eduard Bratassević den Titel und Charakter eines Oberrechnungsrathes (a. h. Entschl. v. 3. Aug.).

Der Quästor der deutschen Univ. in Prag Emil Schiller den Titel und Charakter eines Rechnungsrathes (a. h. Entschl. v. 13. Aug.).

Nekrologie.

Am 15. April in Cilli der Privatdocent der slav. Philologie in Graz Dr. Oblak.

Am 17. April in Blankenhain i. Th. der durch seine Nordlichtforschungen bekannte norwegische Schriftsteller Sophus Tromholt.

Am 21. April in Paris der frühere Finanzminister Léon Say, Verfasser nationalökonomischer Schriften, 70 J. alt.

Am 22. April in Kiel der Prof. der Astronomie und Director der Sternwarte, geh. Reg. Dr. Krüger, im 64. Lebensjahre.

Am 27. April in Athen der neugriechische Dichter Visiinos.

Am 28. April in Berlin der ord. Prof. der Geschichte Dr. Heinrich von Treitschke, im 62. Lebensjahre.

Am 2. Mai in Leipzig der Dichter, geh. Kirchenrath Prof. Dr. Julius Sturm, 79 J. alt.

Am 14. Mai Luigi Cossa, der bekannte Prof. der Nationalökonomie an der Univ. in Mailand, 65 J. alt.

Am 15. Mai in Wien der frühere Director des Lehrer-Pädagogiums Dr. Friedrich Dittes, 67 J. alt.

Am 16. Mai in Gent der Prof. der Philologie August Wagener, 67 J. alt, und in Petersburg die russische Schriftstellerin Wera Petrowna Shelichowska, 62 J. alt.

Am 18. Mai in Prag der durch seine Kirchengemälde rühmlich bekannte Maler Wilhelm Kandler, 80 J. alt.

Am 19. Mai in Freiburg i. B. der ord. Prof. der Rechte Hofrath Wilhelm Behaghel, 72 J. alt.

Am 22. Mai in Düsseldorf der Historienmaler Prof. Julius Röting.

Am 23. Mai in Wien der Musikschriftsteller Dr. Hans Paumgartner.

Am 26. Mai in Innsbruck der Custos der Univ.-Bibliothek Dr. Adolf Bruder, Redacteur des von der Görres-Gesellschaft herausgegebenen Staatslexikons, 45 J. alt.

Am 28. Mai in Rostock der Prof. der Philosophie Dr. Heinrich Ludwig von Stein, 62 J. alt.

Am 30. Mai in Paris der bekannte Geologe Auguste Daubrée, 82 J. alt.

Im Mai die berühmte Claviervirtuosin Clara Schumann, geb. Wieck, die Gattin R. Schumanns, 77 J. alt.

Am 2. Juni in Rüngsdorf (Bonn) der Afrikareisende Gerhard Rohlfs, im 65. Lebensjahre.

Am 6. Juni in Wien der Privatschulinhaber und Institutsdirector Bernhard Speneder, 38 J. alt.

Am 7. Juni in Wildungen der Prof. der Chirurgie Benno Schmidt, 70 J. alt.

Am 8. Juni in Paris der Akademiker und frühere Minister des öffentl. Unterrichtes Jules Simon, im 82. Lebensjahre.

Am 10. Juni der Kunst- und Alterthumsforscher Dr. Middleton, Director des Museums von Süd-Rensington.

Am 14. Juni in Prag der Historienmaler und Prof. an der Malerakademie daselbst Franz Sequers, 59 J. alt.

Am 17. Juni in Wien der Genre- und Porträtmaler Anton Ebert, 60 J. alt.

Am 19. Juni in Vöslau der a. o. Prof. der Gynäkologie Dr. Wilhelm Schlesinger, 57 J. alt.

Anfangs Juli in Meran der a. o. Prof. der Nationalökonomie an der Wiener Hochschule für Bodencultur Dr. Emanuel Sax, 39 J. alt.

Am 2. Juli in New-York die Verfasserin von „Onkel Toms Hütte“ Harriet Beecher-Stove, 84 J. alt.

Am 12. Juli in Berlin der berühmte Archäologe und Geschichtsschreiber Ernst Curtius, 82 J. alt.

Am 13. Juli in Bonn der ord. Prof. der Chemie, geh. Regierungsrath Dr. A. Kekulé von Stradonitz, 67 J. alt.

Am 20. Juli in St. Gallen (Obersteiermark) der bekannte Geograph Hofrath Dr. Friedrich Simony, 83 J. alt.

Am 26. Juli in Berlin der Privatdocent an der deutschen Univ. in Prag Dr. Rudolf Ritter von Frey.

Am 31. Juli in Paris der chirurgische Schriftsteller Dr. Eduard Nicaise, im 59. Lebensjahre.

Am 2. August in London der Physiker Sir William Grove, 85 J. alt.

Am 3. August in Zürich der Culturhistoriker und Lexikograph Dr. Friedrich Staub, Begründer des Schweizerischen Idiotikons.

Am 7. August in Zermatt der emer. Director des k. k. Schottengymn. in Wien, Regierungsrath Dr. Sigismund Gschwandner, 72 J. alt.

Am 8. August in Jena der Schriftsteller Landesgerichtsrath Friedrich Helbig, im 64. Lebensjahre.

Am 11. August in St. Gallen der Germanist Prof. Dr. Ernst Götzinger, 59 J. alt.

Am 13. August in München der Prof. der Mathematik, geh. Rath Dr. Philipp von Seidel, im 75. Lebensjahre.

Am 18. August in Zürich der Prof. der Philosophie Dr. Richard Avenarius, 52 J. alt.

Am 25. August in Zürich der Prof. Dr. Egli, der Herausgeber des Werkes Nomina geographica, 73 J. alt, und in Krakau der Prof. der Medicin Dr. Anton Rosner.

Am 26. August in Bozen der Schriftsteller Dr. Heinrich Noë, 61 J. alt, und in New-York der Sanskritforscher Prof. William Whitney, 61 J. alt.

Am 29. August in Leipzig der Mathematiker und Astronom Richard Schurig, 71 J. alt, und in Warschau der Geschichtsschreiber Adolf Pawinski.

Am 4. Sept. der Jagdschriftsteller Raoul Ritter von Dombrowski, 62 J. alt.

Am 7. Sept. in Friedland in Mecklenburg der bekannte Übersetzer Prof. Dr. August Dühr, 90 J. alt.

Regierungsrath Dr. Sigismund Gschwandner †.

Ὄρθρου, ὅταν δυσόκνως ἐξεγείρῃ, πρόχειρον ἔστω, «ὅτι ἐπὶ ἀνθρώπου ἔργον ἐγείρομαι»· τί οὖν δυσκολαίνω, εἰ πορεύομαι ἐπὶ τὸ ποιεῖν, ὧν ἕνεκεν γέγονα καὶ ὧν χάριν προῆγμαι εἰς τὸν κόσμον; ... οὐ βλέπεις τὰ φυτάρια, τὰ στρουθάρια, τοὺς μυρμηκας, τὰς ἀράχνας, τὰς μελίττας τὸν καθ' αὑτὰς συγκοσμούσας κόσμον; ἔπειτα σὺ οὐ θέλεις τὰ ἀνθρώπινα ποιεῖν; sagt Marc Aurel im 5. Buche seiner Selbstbetrachtungen. Einer der Besten unter den Guten, die »hingehen zu thun, wozu sie geboren und in die Welt eingeführt worden sind und ein jeder die Welt, seine besondere Welt, zieren helfen«, hat in der ersten Augustwoche fern von dem Orte seines Wirkens die Augen geschlossen. Wir widmen diese Zeilen der Erinnerung an ihn, den Priester und Lehrer, Dr. Sigismund Gschwandner, den emeritierten Director des k. k. Obergymnasiums zu den Schotten in Wien.

Er wurde zu Röhrabrunn (im Volksmunde Röhrenbrunn) in Niederösterreich am 28. März 1824 geboren. Sein Vater war ein Schmied, er selbst führte den Attest seiner eigenen Berechtigung, das Schmiedehandwerk auszuüben, bei sich. Er studierte, nachdem ein tüchtiger Volksschullehrer dazu den Impuls gegeben hatte, von 1836—1839 am k. k. Gymnasium in Znaim, 1839—1842 am k. k. Schottengymnasium, absolvierte die philosophischen Studien von 1842—1844 an der Wiener Universität und trat im Herbste 1844 als Novize in das Schottenstift ein. Der Scharfblick des damaligen Abtes Dr. Sigismund Schultes sah in ihm den zur Pflege der Wissenschaft geborenen Mann. Daher wurde ihm ausnahmsweise erlaubt, in dem sonst nur religiöser Vorbereitung auf die Pflichten des erwählten Standes gewidmeten ersten Jahre nach dem Eintritte in das Stift die zum Abschlusse der Vorbereitung auf das Doctorat aus der Philosophie nöthigen Studien zu vollenden. Im Herbste 1845 wurde er zum Doctor der Philosophie promoviert und oblag dann den theologischen Studien. Nachdem er am 29. September 1847 durch die Profess sich für immer an seinen Stand gebunden und das bewegte Jahr 1848 den Ernst seiner Studien nicht unterbrochen hatte, feierte er am 12. August 1849 seine Primiz. Bald darauf wurde er durch Ermächtigung des k. k. n. ö. Landespräsidiums zum Unterrichte in den Lycealclassen (jetzt 7. und 8. Classe) berechtigt; er war 1858/9 und wieder 1869/70 Decan des philosophischen Doctorencollegiums der Universität. Mitglied des damals bestandenen k. k. Unterrichtsrathes 1864—1867. Leiter des physikalisch-astronomischen Hofcabinetes 1868—1871; seinen Privatvorträgen aus der Physik wohnten Zuhörer aus den höchsten Kreisen mit reger Theilnahme bei; er wurde auch berufen, der Erzherzogin Maria Christina (jetzigen Königin von Spanien) und den Erzherzogen Friedrich, Karl Stephan, Eugen Unterricht in den Fächern, die er vertrat, zu ertheilen, und die genannten durchlauchtigsten Persönlichkeiten haben ihm ein ehrendes Andenken bewahrt.

Wohl von dem Gedanken geleitet, nach 30 Jahren der Lehrthätigkeit auch nach anderen Richtungen hin sich zu erproben, entsagte er dem Lehrerberufe vorübergehend 1880, war Pfarrer in Enzersdorf i. Thale, umgeben von Erinnerungen an die Heimat, 1880—1882, hierauf Subprior und Spiritual im Stifte 1883—1886.

Der dem Stifte seit 1881 vorstehende Abt Dr. Ernst Hauswirth erkannte, dass, obwohl P. Sigismund seine Aufgabe als geistlicher Leiter

der Conventualen auf das Gewissenhafteste erfüllte, doch niemand zur Leitung der Lehranstalt des Stiftes geeigneter sei als der als Lehrer so bewährte Mann. Nach dem Ableben des Gymnasial-Directors Frieb übertrug er daher diese Leitung im September 1886 dem P. Sigismund, in dessen Hände sie bis zum Schlusse des Schuljahres 1894/5 blieb. In welch musterhafter Weise Director Gschwandner, die strengste Genauigkeit in der Erfüllung der Amtspflicht mit der edelsten Milde eines Trägers des Amtes einend, gewaltet hat, wie sehr ihn Senecas Gedanke leitete: uter autem praeceptor liberalibus studiis dignior, qui excarnificabit discipulos an qui monitionibus et verecundia emendare ac docere malit? (de clem. 1. 16), das lebt in der Erinnerung des Lehrkörpers und der studierenden Jugend fort. Durch ein schweres Leiden im Jahre 1894 an die Pflicht gemahnt, Ersatz für sich selbst vorzubereiten und Schonung seiner Kräfte zu suchen, legte er das Amt in die Hand des bewährten Schulmannes Dr. Andreas Borschke nieder und kam damit der Absicht seines Abtes nach, dem an Verdiensten reichen Manne ein friedliches Ausruhen zu ermöglichen, 1895.

Der ausgezeichneten Wirksamkeit fehlte nicht die Kundgebung ehrender Anerkennung. Im Jahre 1871 erhielt Gschwandner das Ritterkreuz des kais. österr. Franz Joseph-Ordens; 1880 wurde ihm der Titel eines k. k. Regierungsrathes und bald darauf der eines fürsterzbisch. geistlichen Rathes verliehen; 1883 erhielt er das Commandeurkreuz des kön. spanischen Ordens Isabellas der Katholischen mit dem Sterne; am 19. Mai 1889 wurde ihm in Erinnerung an den 40 Jahre vorher geschehenen Antritt seiner Lehrthätigkeit von seinen ehemaligen Schülern, in deren Namen Sectionschef Excell. Ritter von Wittek das Wort führte, in feierlicher Weise eine goldene Porträtmedaille überreicht; 1894 wurde er mit dem Orden der eisernen Krone 3. Classe ausgezeichnet.

Wem vergönnt war, in das Innenleben dieses Mannes zu blicken, der fand in ihm bei aller Strenge und Strammheit seiner Grundsätze das mildeste Herz und bei aller Milde des Herzens, welcher ungezählte und stets verheimlichte Werke des Wohlthuns und der Förderung der Interessen Anderer entquollen, einen Charakter, der wie aus Erz gegossen war. Sein Leben, das des Ordensmannes und das des Schulmannes, war die Durchführung eines Programmes. Das eine leitete das Evangelium, das andere der Grundsatz, den Cicero ausspricht: quid enim munus reipublicae maius meliusve adferre possumus, quam si docemus atque erudimus iuventutem (de divin. II. 2)? Die Opfer, welche sein Stand ihm auferlegte, brachte er, durchdrungen von dem Gedanken des weisen Kaisers: „πῶς ἐναργὲς προσπίπτει τὸ μὴ εἶναι ἄλλην βίου ὑπόθεσιν εἰς τὸ φιλοσοφεῖν οὕτως ἐπιτήδειον, ὡς ταύτην, ἐν ᾗ νῦν ὢν τυγχάνεις; Τὰ εἰς αὐτόν 11. 7. Aus allem gewann er und steigerte er, wenn auch nicht immer die Freudigkeit, so doch immer die Klarheit des Geistes. Er litt auch unter dem Drucke, den auf einen klar denkenden Geist die Erscheinungen der Zeit hervorbringen mussten, die, um mit Livius zu reden, so geartet ist, dass wir in ihr „nec vitia nostra nec remedia pati possumus“ (Liv. praef.). Aber bei allem Schwanken und Irren verworrener und leidenschaftlicher Menschen in Begehung von Fehlern und in Anwendung von Heilmitteln tröstete ihn, den Feind der Phrase und inneren Unwahrheit, das sophokleische: ὀρθὸν ἀληθεῖ' ἀεί.

„Möge der Himmel noch durch eine Reihe von Jahren ihm ein möglichst ungestörtes dulce otium gewähren“, rief Director Borschke im Schulprogramme von 1896 ihm nach. Es war der innige Wunsch seiner Freunde. Die Vorsehung hat es anders gefügt. Regierungsrath Gschwandner hatte seit vielen Jahren Wien nicht über einen Tag verlassen. Er hielt sich für verpflichtet, auch in den Ferialmonaten jeder behördlichen Zuschrift gewärtig zu sein und sie mit raschester Erledigung zu erwidern. Nun trieb ihn eine durch lange Entbehrung der Reisefreude gesteigerte Sehnsucht in die Schweiz. Mit Beginn des Juli trat er die Reise an. Die

Hälfte des Reiseprogramms, das er, auch hierin sich gleichsam Aufgaben stellend, festgesetzt hatte, war verwirklicht. Da hemmte den, den die Abmahnungen von der Reise, die aus Freundesmunde gekommen waren, nicht hatten zurückhalten können, an der weiteren Verfolgung der Ziele der Tod. Am 1. August kam er wohlgemuth in Zermatt an. Am 2. schaute er noch vom Gornergrate aus das Herrlichste der europäischen Alpenwelt. Am 3. erkrankte er, am 7. morgens empfieng er die Tröstungen der Religion, am Abend war er verblichen. Der Munificenz seines Abtes, der unermüdeten Fürsorge des auf die Nachricht von der Erkrankung hin nach Zermatt entsendeten Dr. Borschke verdanken es seine Mitconventualen, seine Verehrer und Freunde, dass nun die irdische Hülle des Mannes nach feierlicher Bestattung, zu welcher die Königin von Spanien, die Erzherzoge Friedrich, Karl Stephan und Eugen, der regierende Fürst Johann von und zu Liechtenstein und andere der höchsten Gesellschaft Angehörige Kränze gesendet hatten, in heimischer Erde ruht.

Zum Schlusse seien noch die Schriften Gschwandners kurz erwähnt, aus denen man am besten sehen kann, was diesen seltenen Mann geistig bewegte. Wenn wir von den gelegentlichen Broschüren, didaktischen Aufsätzen und Gutachten an das Ministerium absehen, liegen von ihm sieben Programmaufsätze vor: 1. »Abhandlungen über Physik und Metaphysik.« 1850. 2. »Ptolomaeus, Copernicus, Keppler, Newton, Laplace, Kant.« 1859. 3. »Das Ziel des Gymnasiums, ein Ideal für die Jugend.« 1867. 4. »Maschine und Vernunft.« 1876. 5. »Erinnerung.« 1880. 6. »Materie, Energie und Wille in ihrer Substantialität.« 1889. 7. »Die Gesetze des Urtheilsverhältnisses der Einordnung als Gesetze des Lebens, des geselligen Vereinens der Menschen, der Staaten und Völker.« 1893.

»Quis est nostrum liberaliter educatus, cui non educatores, cui non magistri sui atque doctores, cui non locus ipse ille mutus, ubi alitus aut doctus est, cum grata recordatione in mente versetur«, sagt Cicero, pro Plancio cap. 33. Die »dankbare Erinnerung« an die Stunden, in welchen seine Schüler an »lautlosem« Orte mit gespannter Aufmerksamkeit den Worten ihres »Erziehers« und »Lehrers« horchten, wird aus ihren Herzen nicht schwinden. Der, an den er geglaubt hat, wird sein Wort erfüllen: »Wo ich bin, da soll mein Diener auch sein« (Joh. 12. 26). Und wenn der Gedanke an die fernen Freunde in der letzten Stunde ihm vielleicht bitter war, so wird, wie wir hoffen, über seine Seele etwas von dem Troste der Worte gekommen sein, die wir in den »Selbstbetrachtungen« lesen: *τὸ τέλειον ἐκεῖνος ὁρίζει ὁ τότε μὲν τῆς συγχρίσεως, νῦν δὲ τῆς διαλύσεως αἴτιος· σὺ δὲ ἀναίτιος ἀμφοτέρων. ἀπίθι οὖν ἵλεως, καὶ γὰρ ὁ ἀπολύων ἵλεως* (*Τὰ εἰς ἑαυτόν* 12. 36).

Wien. Prof. Dr. Clemens Kickh.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Die olympischen Spiele in Athen 1896.

Mit nicht unbegründetem Interesse verfolgten auch unsere Mittelschulkreise überhaupt und die Gymnasien insbesondere die Reorganisation der alten olympischen Spiele, die, kaum auf die Tagesordnung gekommen, bereits auch realisiert worden sind und zwar in einer Weise, welche ihre geplante Fortdauer für die Zukunft völlig zu sichern scheint. Sind wir ja, die wir unsere wissenschaftliche Erziehung einer humanistischen Anstalt verdanken, vom Alterthum so durchdrungen und, wenn ich so sagen darf, durchtränkt, dass bereits der erhabene Name der Spiele in uns einen warmen Antheil erregen musste, umsomehr als er in Verbindung mit den modernen, die körperliche Erziehung fördernden Bestrebungen auftauchte. Doch in Anbetracht der ganz veränderten und anders gestalteten Verhältnisse, in denen wir nun leben, musste sich ein jeder unwillkürlich fragen, wie doch der alte Gedanke den neuen Lebensbedingungen angepasst werden wird: ob nur ganz einfach das Alte, unantastbar Ausgezeichnete in unser Zeitalter versetzt werden oder ob etwas gänzlich Neues und nur dem Namen nach Bekanntes oder schließlich ein Mittelding geschaffen werden sollte. In Erinnerung an die mächtige Entwicklung und große Bedeutsamkeit der alten Spiele, sei es nun der pythischen, nemeischen, isthmischen, oder aber und hauptsächlich der olympischen, hatte man allenthalben den richtigen Eindruck, dass nun etwas Wichtigeres geplant werde, als ein noch so großartiges Volksfest. Es fühlten dies am meisten die Theilnehmer und ein jeder Augenzeuge, insbesondere in dem erhabenen Augenblicke, als der erste Sieger im Marathonlauf, der einfache Bauer Spyro Luis, die Konistra des Stadion betrat und von einer ungeheueren Menschenmenge ebenso wie von dem König Georg enthusiastisch begrüßt wurde.

Es sei mir gestattet, nachdem mir als Mitglied des Comité international des Jeux Olympiques durch das Wohlwollen und die

Munificenz der hohen Schulbehörden vergönnt war, den modernen olympischen Spielen in Athen im April l. J. anzuwohnen, hier einen kurzen Bericht über dieselben zu erstatten.

Zuerst will ich eine historische Übersicht über die Reorganisation der olympischen Spiele geben, um nachher zu der Beschreibung der Spiele in Athen selbst überzugehen, wobei ich die Kenntnis der antiken Spiele und ihrer culturellen Bedeutung voraussetze. Denn um den Standpunkt der modernen Spiele würdigen zu können, muss man sie mit den antiken vergleichen, da sie ja im Grunde und in der Hauptsache nichts anderes sein wollen als nur eine Fortsetzung, nicht nur eine treue Nachbildung der letzteren, und das Jahr 1896 soll nur an die 294ste Olympiade, welche im Jahre 393 durch einen Erlass des Kaisers Theodosius II. die letzte war, anknüpfen.

I.

Im Frühling des Jahres 1893 hatte die Pariser Union des Sociétés françaises de Sports athletiques, über den Antrag der Herren Baron Pierre de Coubertin, eines längst und wohlbekannten Förderers der körperlichen Erziehung, und Ad. de Pallissaux beschlossen, im Jahre 1894 einen Congress nach Paris einzuberufen, welcher einen doppelten Zweck haben sollte, nämlich den Unterschied zwischen dem Amateurismus und Professionalismus festzustellen, dann die olympischen Spiele zu etablieren oder vielmehr zu retablieren.[1])

[1]) Die Proclamation, welche sowohl die sämmtlichen athletischen und sportischen Verbindungen als auch überhaupt alle Freunde des edlen Sportes und der körperlichen Erziehung zum Congresse einlud, sagt mit schönen Worten: Il importe, avant tout, de conserver à l'athletisme le caractere noble et chevaleresque qui l'a distingué dans le passé, afin qu'il puisse continuer de jouer efficacement dans l'éducation des peuples modernes le rôle admirable que lui attribuerent les maitres grecs. L'imperfection humaine tend toujours à transformer l'athlete d'Olympie en un gladiateur du cirque. Il faut choisir entre deux formules athlétiques qui ne sont pas compatibles. Pour se defendre contre l'esprit de lucre et de professionalisme qui menace de les envahir, les amateurs, dans la plupart des pays, ont etabli une legislation compliquée pleine de compromis et de contradictions; trop souvent d'ailleurs, on en respecte la lettre plus que l'esprit. — Une reforme s'impose et avant que de l'entreprendre, il faut la discuter. Les questions qui ont été mises à l'ordre du jour du Congrès ont trait à ces compromis et à ces contradictions qui subsistent dans les reglements amateuristes. Le projet que mentionne le dernier paragraphe die olympischen Spiele betreffend, serait l'heureuse sanction de l'entente internationale que nous cherchons non point encore realiser, mais seulement à preparer. Le retablissement des Jeux Olympiques, sur des bases et dans des conditions conformes aux necessités de la vie moderne mettrait en presence, tous les quatre ans, les representants des nations du monde, et il est permis de croire que ces luttes pacifiques et courtoises constituent le meilleur des Internationalismes. Vgl. Bulletin du Comité international des Jeux Olympiques. Nr. 1. Juillet 1894.

Der Congress trat im Juni 1894 in Paris zusammen und zwar unter dem Vorsitze des Hrn. Baron de Courcel, Senators und nunmehrigen Gesandten in London.[1]) Auf demselben wurde zunächst über den Amateurismus und Professionalismus, dann über die Reorganisation der olympischen Spiele verhandelt.[2])

In der Pariser Sorbonne wurden die ersten Congress-Plenarsitzungen unter dem Vorsitze des Vicomte de Jansé, Präsidenten der Union des Sociétés de Sports athlétiques, abgehalten. Gleich bei der ersten Sitzung am 18. Juni wurden zwei Commissionen gewählt, die erste zur Erörterung der Amateurismus-Frage, die zweite zur Feststellung der zur Reorganisation der olympischen Spiele nöthigen Bedingungen. Die Arbeiten der Commissionen wurden bereits am 23. Juni der zweiten Congress-Plenarsitzung vorgelegt und von derselben approbiert.

Die erste Commission setzte eine Definition des Amateurismus, ferner die Regeln fest, nach welchen sich ein jeder Amateur, der öffentlich auftreten wolle, zu richten hätte. — Was die olympischen Spiele anbelangt, wurde in der zweiten Commission auf Antrag des Hrn. Bikélas beschlossen, die ersten Spiele im Jahre 1896 in Athen abzuhalten. Ferner fasste die Commission ihre Arbeiten in folgende Beschlüsse zusammen:

1. Da kein Zweifel gegen die Reorganisation der olympischen Spiele weder vom athletischen, noch vom moralischen oder internationalen Standpunkte erhoben werden kann, sollen dieselben

---

[1]) Der Congress zählte neben Sr. Maj. dem König der Belgier, den Prinzen von Wales, die Kronprinzen von Schweden-Norwegen und Griechenland, den Großfürsten Wladimir von Russland, S. Exc. den Minister Freih. v. Gautsch noch an 44 Ehrenmitglieder.

[2]) Das gewählte internationale Comité bestand aus 14 Mitgliedern; jetzt gehören demselben an: 1. Lord Ampthill aus London, 2. Herzog d'Andria Carafa aus Neapel, 3. Major Victor Balck, erster Professor am gymnastischen Central-Institute in Stockholm, 4. D. Bikélas, Präsident der Société d'Encouragement des études grecques en France aus Athen, 5. Graf M. de Bousies aus Brüssel, 6. General A. de Butowski, Director der russischen Militärschulen in St. Petersburg, 7. Callot, früherer Präsident der Union des Sociétés françaises de Sports athlétiques in Paris, 8. Baron Pierre de Coubertin aus Paris, 9. Leonard A. Cuff aus Christ-Church in New Zealand, 10. Dr. Willibald Gebhardt aus Berlin, 11. Dr. Georg Guth, Gymnasialprofessor aus Prag, 12. C. Herbert aus London, 13. Franz Kemény, Realschuldirector in Budapest, 14. W. M. Sloane, Universitätsprofessor aus Princeton (New Jersey, U. S. A.), 15. Dr. Zubiaur, Rector des Collège national de l'Uruguay, Conception de l'Uruguay, Argentinien. — Da als der jeweilige Präsident des Comités jenes Mitglied fungieren soll, in dessen Land die Spiele abgehalten werden, führte in der ersten Olympiade den Vorsitz Hr. Bikélas; für die zweite Olympiade wurde hiezu der bisherige Generalsecretär Hr. Baron de Coubertin erwählt und zum Generalsecretär Hr. Callot ernannt. — Auf meinen Antrag wird Österreich mit Rücksicht auf seine verschiedenen Nationen in Hinkunft mehr vertreten sein.

Spiele auf Grundlage und in Anbetracht der modernen Lebensverhältnisse reorganisiert werden.

2. Mit Ausnahme des Fechtens sollen die olympischen Concurse ausschließlich nur den Amateuren zugänglich sein.

3. Das internationale Comité, welches mit der Organisation der olympischen Spiele beauftragt werden wird, soll in seine Statuten eine Klausel bringen, durch welche es das Recht hat, eine jede Person von der Theilnahme auszuschließen, welche durch ihr vorangehendes Thun und Lassen das Ansehen des Unternehmens schädigen könnte.

4. Jedes Land darf bei den olympischen Spielen nur durch seine Angehörigen repräsentiert werden, und in jedem Lande sollen Vorbereitungs-Wettkämpfe stattfinden, so dass zur Theilnahme an den olympischen Spielen nur Champions in jeder Sportart delegiert werden.

5. Folgende Sports sollen, soweit es nur möglich ist, bei den olympischen Spielen vertreten werden:

Athletische Sports im eigentlichen Sinne des Wortes, Nautische Sports (Ruder- und Segelfahrten, Schwimmen), Athletische Spiele (Football, Lawn-tennis, Ballspiele usw.), Schlittschuhlaufen, Fechten, Boxen, Ringkampf, Reitersports, Polo, Scheibenschießen, Turnen, Radfahren. Was die athletischen Sports im eigentlichen Sinne anbelangt, soll ein allgemeines athletisches Championat unter dem Namen „Pentathlon" eingeführt werden.[1])

Außerdem soll bei Gelegenheit der olympischen Spiele ein alpiner Preis für die seit dem letzten Concurs vollbrachte interessanteste Bergbesteigung, wo immer auf der Erdkugel, vertheilt werden.[2])

6. Die zweiten olympischen Spiele sollen 1900 in Paris abgehalten werden, dann je nach vier Jahren in einer anderen Weltstadt.

7. Da die olympischen Spiele ohne die nöthige Unterstützung der betreffenden Regierungen nicht gelingen können, soll das internationale Comité die dazu nothwendigen Schritte einleiten.

Es leuchtet ein, dass das internationale Comité nur mehr eine vermittelnde und repräsentative Rolle spielt, und dass die Hauptsache dem Comité jener Stadt, respective jenes Landes, in welchem die Spiele abgehalten werden, zufallen muss. Dadurch aber wird eine gewisse Mannigfaltigkeit in die Spiele gebracht; denn es wäre nicht rathsam, dass eine jede Olympiade ein und dasselbe Bild, nur in einen anderen Rahmen eingesetzt, darstellte. Jedes Land, respective jedes Volk wird dafür sorgen, dass die

---

[1]) Aus mir bisher unbekannten Gründen hat das hellenische Comité in Athen diesen wichtigen Beschluss unbeachtet gelassen. Dass man von dem Boxen abgegangen ist, kann man nur loben.

[2]) Auch davon war letzthin in Athen keine Rede mehr.

in seiner Mitte abgehaltenen Spiele ihren besonderen Charakter und dadurch eine neue Anziehungskraft erhalten, und offenbar werden sich z. B. die Stockholmer Spiele ganz anders gestalten als diejenigen in Paris, Athen, New-York, Wien usw.[1])

Um leichter zu seinem Ziele zu gelangen, beschloss das internationale Comité ein Bulletin herauszugeben, welches über seine Arbeiten und Vorbereitungen genaue Auskunft geben solle.[2])

Der Gedanke, die Spiele 1896 in Athen abzuhalten, wurde in Griechenland überhaupt und in Athen insbesondere sehr warm begrüßt.[3]) Doch konnte der General-Secretär des internationalen Comités, Baron de Coubertin, von dem damaligen Ministerpräsidenten Herrn Trikupis (im November 1894) nicht mehr erreichen als eine „neutralité bienveillante".[4]) In Anbetracht der schlimmen finanziellen Lage Griechenlands schien ihm die Abhaltung der Spiele in Athen beinahe unmöglich und es hätte nicht viel gefehlt, so wären die ersten olympischen Spiele unter die Festlichkeiten der ungarischen Milleniumsfeier in Budapest eingereiht worden. Infolge einer Interpellation im Abgeordnetenhause wurde das Comité, welches sich während der Anwesenheit des Baron de Coubertin und nach seinem Vortrage in der literarischen Gesellschaft Parnassia in Athen gebildet hatte, aufgelöst und das Unternehmen schien begraben zu sein.

Darauf kam jedoch der Präsident des internationalen Comités Herr Bikélas nach Athen und machte bei dem Kronprinzen Konstantin Vorstellungen, der sich nun der Sache mit einer ganz außerordentlichen Energie annahm. In einigen Tagen wurde das bereits aufgelöste hellenische Comité durch Hinzunahme von hervorragenden Griechen und einiger in Athen wohnender Fremden ergänzt (im Winter 1895), und der Kronprinz eröffnete im Zappeion[5]) in einer glänzenden Rede die Arbeiten des neuen Ausschusses. Es wurden neun Sectionen gebildet[6]) und zuvörderst eine Proclamation an das Volk erlassen, zugleich als Aufforderung zu einer Nationalsammlung zu Gunsten der Spiele. „Das Volk der Hellenen",

---

[1]) Mit dem Pariser Congresse waren verschiedene Festlichkeiten verbunden, doch schien über sein ganzes Thun ein antiker Geist zu schweben. Seine Arbeiten wurden durch die Hymne an Apollon eingeleitet.

[2]) Es sind bis jetzt nur vier Nummern dieses Bulletin du Comité international des Jeux Olympiques herausgegeben worden, doch werden dieselben in Tausenden von Exemplaren in der ganzen Welt verbreitet. Die Herausgabe des Bulletins wird fortgesetzt.

[3]) Besonders vom Journal *Ἀκρόπολις* und von den Directoren der archäologischen Schulen in Athen.

[4]) Vgl. Cosmopolis, Vol. II, Nr. IV, S. 158.

[5]) Industriepalast in Athen.

[6]) Nautische Sports. Scheibenschießen. Athletische Sports. Athletische Spiele. Fechten. Radfahren. Einrichtung des Stadiums. Vorbereitung der hellenischen Athleten. Empfang der Fremden.

große Bedeutung der
en Spiele in Athen
ition des hellenis en
Wettstreite der Fremden.
die Wiedereröffnung der
Beweis der Sympathien
Griechenland kundgab.
wartet günstigen Erfolg.
hellenische Comité n
Spiele in Athen gesichert[2]
der den in der Anmerkung
gliche Geschenk des be-
Averoff, welcher eine
speciell zur Reconstruction
Kronprinzen einhändigte.[3])
schen Ausschusses giengen,
gabe des Kronprinzen, nun
fortgesetzt, dass in Jahres-
ganz Griechenland und aus
gen konnte.

en Spiele entwickelten sich von
Größe, die selbst die Unter-
nt hatten. Es gestanden ja

Comité bereits 148.241·70 Drachmen
herausgegeben wurde, ja sogar noch
Ausschusses wies Herr Const. Manos
0 Dr. telegraphisch an, in Athen
tion mit einer Gabe von abermals

ein kleines Wunder geschaffen. Bei
Juli 1894 sah ich das alte Stadion
Spur war mehr von der alten Herrlich-
einst diesen kollosalen Bau kleidete,
die ehemalige Stätte an. Bei der Nach-
Stadion benützt werde, dachte man
die nackten Fels und Bergabhänge
ich einst im Stadion von Olympia der
Jahre darauf, sah ich eine großartige
fertig dastand und in ihrer strengen
gen Eindruck machte, die jedoch einen
wenn er keine Ahnung hatte, mit welcher
gebaut worden war. Der vorläufig theilweise
Zuschauerraum wird später ausgebaut und
schen Marmor ersetzt. Schließlich soll das
und einen reichen Statuenschmuck ver-
werden.

hervorragende Mitglieder des hellenischen Comités selbst, wie z. B. Herr Philemon, General-Secretär des Ausschusses, ein Redner Demosthenischen Schlages, dass sie noch vier Wochen vor dem Beginne der Spiele alle Hoffnung auf den in allen Stücken guten Erfolg beinahe aufgaben. Schien doch die Zeit von kaum anderthalb Jahren für die Vorbereitung nur allzu kurz. Aber der offenbar gesunde Gedanke der körperlichen Renaissance, dem modernen, auf die Schultern des alten sich stützenden Geschlechte eine größere physische Vollkommenheit und ein ruhigeres moralisches Gleichgewicht, dessen es sosehr benöthigt, zu verschaffen, trug einen unerwarteten, ja man kann ohne Zögern behaupten, einen glänzenden Sieg davon. Die activen Theilnehmer wie auch die passiven Zuschauer fühlten, so zu sagen, das Herannahen einer neuen Ära, welche bei voller Entwicklung eines ganz neuen Programms, der edlen Pflege des Körpers und seiner Kraft, noch als eine besondere Aureole einen friedlichen Wettkampf der versammelten Nationen zeigte. Bereits vor dem 6. April, dem officiellen Eröffnungstage der Spiele,[1]) strömten Scharen von Fremden in die Stadt Athen, welche trotz ihrer Jugend in der Aufnahme der Gäste Vorzügliches geleistet hat. Der Hauptstrom der Ausländer von der westlichen und nördlichen Seite kam von Patras am 5. April und wurde wie alle anderen mit den üblichen Feierlichkeiten und Reden empfangen. Ein sehr festliches Vorspiel zu der Eröffnung der Spiele war die (am Vormittag des 6. April, des Eröffnungstages begangene) Jahresfeier der Freiheitserklärung Griechenlands, wobei der ganze königliche Hof mit voller Entwicklung seines prächtigen Staates, der Ministerrath, die sämmtlichen Behörden und das diplomatische Corps an einem Festgottesdienst in der Kathedrale theilnahmen.

Die eigentliche Eröffnung der Spiele geschah dann ebenso festlich am selben Tage nachmittags um 3 Uhr im Stadion. Der Empfang der griechischen Majestäten durch den Kronprinzen beim Eingange des Stadiums, der Einzug des Königs und der Königin mit dem ganzen Hofstaate und der Begleitung der beiden Comités, des internationalen und hellenischen, des Ministerrathes, des diplomatischen Corps und der griechischen Würdenträger, die vier starken Musikkapellen, die unter Leitung des griechischen National-Componisten Samara und Mitwirkung eines mächtigen Sängerchores eine für diese Feier componierte olympische Hymne (Text von Palamas) anstimmten, die fast sämmtlich besetzten Plätze des Stadions[2]) und die noch dichter besetzten Anhöhen um das Stadion

---

[1]) Die äußerlichen Begebenheiten der Spiele, wie die verschiedenen damit verbundenen Festlichkeiten, will ich im Folgenden nur kurz andeuten; ich würde dieselben ganz übergehen, wären sie oft nicht für die Auffassung der Bedeutung der Spiele charakteristisch.

[2]) In demselben finden etwa 60.000 Zuschauer Platz.

herum,[1]) die festliche Stimmung am Ostermontage, die Paradeuniformen der Officiere und hie und da die reiche, kleidsame Nationaltracht der Griechen und Griechinnen aus der Umgebung Athens — sämmtlich aus der Tagespresse genauer bekannte Einzelheiten —, schließlich das Neue und Ungewohnte des Gegenstandes wie auch die altehrwürdige Stadt mit dem weitstrahlenden, wunderherrlichen Parthenon hoch oben auf der Akropolis, die zahllosen neubelebten, historischen Erinnerungen, wie die ganze classische Umgebung, das alles hob die Feier weit über das gewöhnliche Niveau ähnlicher Feste.

Nachdem der König und die Königin auf den marmornen Thronen der Sphedone ihren Sitz eingenommen hatten, hielt der Kronprinz umgeben von seinen Mitarbeitern der beiden Comités folgende Ansprache:

Βασιλεῦ!

Μετὰ πάροδον πολλῶν αἰώνων ἀνακαινίζονται σήμερον οἱ Ὀλυμπιακοὶ ἀγῶνες ἐν τόπῳ, ἔνθα καὶ τὸ πάλαι τοιαῦται ἐγίνοντο τελεταί. Ἡμεῖς ἀναλαβόντες τὴν πραγμάτωσιν τοῦ ὄντως μεγάλου τούτου ἔργου θαρροῦντως δυνάμεθα νὰ εἴπωμεν ὅτι ἐφέραμεν τοῦτο εἰς πέρας. Ἐὰν ὑπάρχωσιν ἐλλείψεις τινὲς ἀποδοτέαι αὗται εἰς τὸ βραχὺ τοῦ χρόνου τῶν προπαρασκευαστικῶν ἐργασιῶν καὶ εἰς τὴν ἔλλειψιν τῶν ἐκ τῆς πείρας διδαγμάτων. Βασιλεῦ! Παρακαλοῦμεν Ὑμᾶς ὅπως κηρύξετε τὴν ἔναρξιν τῶν διεθνῶν Ὀλυμπιακῶν ἀγώνων.

Worauf der König die ersten olympischen Spiele der Neuzeit eröffnete mit den Worten:

Μετ' ἀφάτου χαρᾶς κηρύττω τὴν ἔναρξιν τῶν πρώτων διεθνῶν Ὀλυμπιακῶν ἀγώνων. Ζήτω τὸ ἔθνος!

Nachdem sich der Jubel des Volkes gelegt hatte, erschollen Posaunen; es erschienen die ersten Athleten, Läufer, und die Spiele begannen.

Dieselben dauerten nun vom 6. bis zum 15. April inclusive und entwickelten sich nach folgendem Programme:

1. Tag. Montag, den 6. April, 3 Uhr Nm. Stadion: Eröffnung der Spiele. Athletische Spiele [1. 100 m-Lauf in drei Serien. — 2. Dreifacher Sprung. — 3. 800 m-Lauf in zwei Serien. — 4. Diskuswurf. — 5. 400 m-Lauf in zwei Serien].

2. Tag. Dienstag, den 7. April, 10 Uhr Vm. Zappeion: Fechten [Fleuret, Säbel und Degen]. — $2^1/_2$ Uhr Nm. Stadion: Athletische Spiele [1. 110 m-Hürdenlauf in vier Serien. — 2. Weitsprung. — 3. 400 m-Entscheidungslauf. — 4. Gewichtwerfen (eine 7 kg schwere Kugel). — 5. Gewichtheben. — 6. 1500 m-Lauf].

3. Tag. Mittwoch, den 8. April, $10^1/_2$ Uhr Vm. Inauguration der Schießstätte. Anfang des Scheibenschießens, in

[1]) Am Tage des größten Besuches, Freitag den 10. April, schätzte man die ganze Zuschauermasse wohl auf 100 000 Köpfe.

welchem die folgenden Tage fortgesetzt wurde [Schießen mit Kriegs- und frei gewählten Gewehren auf 200 und 300 m. — Revolver d'ordonnance, 25 m. — Revolver libre 30 m — Pistolenschießen auf 25 m]. — 1 Uhr Nm. Velodrom:[1]) Radfahrt von 100 km. Lawn-Tennis.

4. Tag. Donnerstag, den 9. April, $2^1/_2$ Uhr Nm. Stadion: Turnen [1. 800 m-Entscheidungslauf. — 2. Riegenübungen: *a)* Barren, *b)* Reck. — 3. Einzelnübungen: *a)* Bocksprung, *b)* Ringe, *c)* Reck, *d)* Barren. — Seilklettern].

5. Tag. Freitag, den 10. April, $2^1/_2$ Uhr Nm. Stadion: Athletische Sports [1. 100 m-Entscheidungslauf. — 2. Hochsprung. — 3. 110 m-Endlauf. — 4. Stabsprung. — 5. Ringkampf. — 6. Marathonlauf].

6. Tag. Samstag, den 11. April, $10^1/_2$ Uhr Vm. Hafen von Zéa (bei Piräus): Schwimmen [1. Schnellschwimmen, 100 m. — 2. Dauer- und Schnellschwimmen, 500 m. — 3. Dauerschwimmen, 1200 m. — 4. Matrosenschwimmen, 100 m]. — 3 Uhr Nm. Velodrom: Radfahren [Fahrt von 2 und 10 km und Schnellfahrt]. Lawn-Tennis, Fortsetzung.

7. Tag. Sonntag, den 12. April, 3 Uhr Nm. Hafen von Phaleron: Yachting [schlechten Wetters wegen aufgegeben]. — Velodrom: Ankunft der Marathon-Radfahrer.

8. Tag. Montag, den 13. April, 10 Uhr Vm. Phaleron: Ruder-Regatta [des schlechten Wetters wegen aufgegeben]. — Velodrom: 12 Stunden-Radfahrt.

9. Tag. Dienstag, den 14. April, 2 Uhr Nm. Stadion: Die geplante Schlussfeier und Preisvertheilung musste eines heftigen Regens wegen verlegt werden auf den

10. Tag. Mittwoch, den 15. April, $10^1/_2$ Uhr Vm. Stadion: Schlussfeier.[2])

Man kann zur besseren Übersicht sämmtliche Spiele nach dem Orte, wo dieselben abgehalten wurden, in folgender Weise eintheilen: I. Athletische Spiele und Gymnastik, im Stadion; II. Radfahren und Lawn-Tennis, im neuen Velodrom; III. Fechten, im Zappeion; IV. Scheibenschießen, im eigenen Stand; V. Schwimmen im Zéa-Hafen bei Piräus.

Das meiste Interesse, insbesondere für das große Publicum, boten als Schaustücke die athletischen Spiele und das Turnen,

[1]) Eine im Phaleron bei Piräus neu hergestellte, sehr geeignete Radfahrbahn.

[2]) Folgende Regeln waren für die einzelnen Spiele und Sports giltig und maßgebend: Für den Schnell- und Dauerlauf diejenigen der *Union des Sociétés françaises de Sports Athlétiques*; für den Hoch-, Weit- und Stabsprung, ferner für das Gewicht- und Diskuswerfen die des *Amateur Athletic Association of England*; für das Fechten die der *Société d'encouragement d'Escrime* (Paris); für das Radfahren die der *International Cyclist's Association*; für Lawn-Tennis die der *All' England Lawn-Tennis Association*.

ferner das Radfahren und höchstens noch das Schwimmen; die übrigen Übungen erheischen, um gewürdigt werden zu können, Fachkenntnis, sonst bieten sie für das Auge sehr wenig oder gar nichts. Es war also die Zuschauertheilnahme im Zappeion oder im Stande eine viel geringere als im Velodrom oder gar im Stadion.

Wenn die Spiele im Stadion überhaupt lebhaft an die Schilderungen der uralten Spiele am Ufer des Alpheios erinnerten, so war dies insbesondere der Fall bei dem eleganten Diskoswurf der Griechen, wenn auch dieselben in Anbetracht dessen, dass ein Amerikaner weiter (aber bei weitem nicht so schön und graziös) geworfen hatte, nicht den Sieg davontrugen; ferner bei dem edlen Ringkampfe der Deutschen, Griechen und Engländer; hauptsächlich aber bei der Ankunft des Siegers von Marathon, Freitag, den 10. April. Der Marathonlauf bildete den „clou" der Kämpfe. Die Griechen hatten insbesondere darauf ihren Ehrgeiz gerichtet, um in demselben als Sieger hervorzugehen, wohl der bedeutenden historischen Reminiscenzen wegen, die sich an den Namen des Ausgangspunktes und an die Verkündigung des Sieges des Miltiades knüpfen. Anders ist der große Enthusiasmus, mit welchem die im Stadion versammelte Zuschauermenge den Sieger von Marathon, einen schlichten Bauer aus dem griechischen Dorfe Amarussi, 14 km weit von Athen, namens Spiridon Luis empfieng, nicht zu erklären. Die Prinzen Konstantin und Georg, welche den heranstürmenden Marathonläufer in ihre Arme aufgenommen hatten, führten ihn vor den Thron des Königs. Diese Aufregung bedeutete nicht nur eine aufrichtige Zufriedenheit mit dem Nationalsiege, sondern drückte offenbar ein freudiges Gefühl aus über die körperliche Kraft und Geschmeidigkeit, die hier zur Geltung gekommen war. Muss doch ein Volk, sagten die freudestrahlenden Gesichter ringsherum, welches durch seine körperliche Kraft hervorragt, doch auch noch seine geistige Zukunft haben, ebensowie es eine Vergangenheit hatte, solange es durch die alten Spiele hervorragte. Der Jubel des Volkes wuchs, als bald nach dem ersten Sieger auch noch der zweite und dritte Grieche beim Ziele angekommen war; erst der vierte Läufer war ein Ausländer, ein Ungar.

Die eigentlichen Spiele wurden von verschiedenen Festlichkeiten und Belustigungen begleitet, wie von besonderen Theatervorstellungen (Darstellungen der Sophokleischen Dramen im Urtexte), von täglicher Illumination der beflaggten Stadt, künstlicher Beleuchtung der Akropolis, Fackelzügen, Promenade- und Abendconcerten u. dgl. m.

An den Spielen nahm König Georg und seine Familie den regsten Antheil, und es ist kaum eines derselben abgehalten worden, bei dem nicht der König zugegen war. Ebenso waren fast immer seine zur Zeit in Athen weilenden hohen Gäste anwesend, wie der König Alexander von Serbien, die Frau Erzherzogin Maria Theresia und der ägyptische Prinz Mehemet Ali. Auch in der

Gastfreundschaft überbot sich der König mit dem Volke; am Sonntag den 12. April hatte er die sämmtlichen fremden Athleten und von den Griechen die ersten und zweiten Sieger zu einem Dejeuner eingeladen — es war das alte Siegesmahl der Olympionikai[1]) —, bei welchem er in einer herzlichen Ansprache und Bewillkommnung der Athleten den Wunsch aussprach, die olympischen Spiele möchten regelmäßig in Athen abgehalten werden.[2])

Ebenso festlich wie die Eröffnung war auch der Schluss der Spiele. Dieselbe Militärparade, Musikaufzug, Empfang des Königs, seiner Familie und des Hofes durch den Kronprinzen, die beiden Comités usw. am Eingange des Stadions und schließlich die Preisvertheilung,[3]) welche der König Georg selbst an einer eigens vor der Sphendone aufgestellten Tribüne vollzog. Der Major Herr *Χατζηπέτρος* (Hadjipetros) rief als Herold den Namen eines jeden Siegers, seines Vaterlandes als auch des Spieles, in welchem er siegte, laut aus,[4]) worauf sich der Betreffende auf die Tribüne begab und unter dem Beifall des Publicums den Preis aus den Händen Seiner Majestät empfieng. Die ersten Sieger erhielten je ein künstlich gezeichnetes Diplom mit griechischem Texte, in weißblauen Futteralen, eine von Champlain in Paris geschmackvoll gearbeitete silberne Medaille und einen in den Hainen von Olympia gepflückten Lorbeerzweig,[5]) die zweiten Sieger nur einen Lorbeerzweig.

---

[1]) Es fehlte auch nicht an Gedichten zu Ehren des Marathonsiegers in den griechischen Zeitungen, welche auch sein Bildnis sowie dasjenige anderer Athleten reproducierten. Die *Ἰχονογραφία* des Spyro Luis wurde ebenso von den Straßenjungen und Zeitungsverkäufern öffentlich verkauft wie das ziemlich primitive Bildnis des Mäcen G. Averov.

[2]) Ich glaube kein Geheimnis zu verrathen, wenn ich bemerke, dass das internationale Comité sich diesem Wunsche des Königs leider nicht fügen konnte, da der Congress, von welchem das Comité abhängt, formell erklärte, die Spiele abwechselnd in verschiedenen Hauptstädten der Welt abhalten zu wollen. Herr Bikélas überreichte jüngst dem Comité einen vermittelnden Antrag, welcher auch in Griechenland viel Anklang findet: neben den Jeux Olympiques internationaux des Congresses neue Spiele in Athen, jedes vierte Jahr von 1898 angefangen, zu gründen, welche zwar nicht dem Namen, aber doch dem Wesen und Charakter nach international wären und neben den Jeux Olympiques des Congresses ebenso fortlaufen würden, wie im Alterthume die verschiedenen und ziemlich zahlreichen localen Spiele neben den berühmten olympischen ihren Platz gefunden haben. Verhandlungen darüber dauern noch fort.

[3]) Vor derselben trug einer der englischen Athleten, der Oxforder Student S. L. Robertson an den König gewendet eine von ihm im pindarischen Stile in altgriechischer Sprache verfasste Ode vor.

[4]) Etwa in folgender Weise: „*Θωμᾶς Μποῦρκε* (Thomas Burke) *ἐκ τῶν Ἡνωμένων Πολιτειῶν τῆς Ἀμερικῆς, νικητὴς τοῦ δρόμου τῶν* 100 *καὶ* 400 *μέτρων.* — Bei den Spielen selbst wurde stets die Flagge des Landes, dem der Sieger angehörte, auf einem Mastbaume am Ende des Stadions, im Velodrom oder im Hafen von Zéa aufgehisst.

[5]) Außerdem erhielten die ersten Sieger noch einige Privatpreise, wie z. B. die „coupe de Marathon", gestiftet von Herrn Michel Bréal in Paris, abgesehen von den verschiedenen Geschenken, mit denen der Sieger von Marathon überhäuft wurde.

ferner das Radfahren und höchsten… …leten in
übrigen Übungen erheischen, um gewü… …en tragen
kenntnis, sonst bieten sie für das A… …an der
Es war also die Zuschauertheilnah… …zahlreich
eine viel geringere als im Velodr… …des Kronprin…
Wenn die Spiele im Stadion… …ersten olympis…
rungen der uralten Spiele am Ufe…
dies insbesondere der Fall bei dem…
wenn auch dieselben in Anbe…
weiter (aber bei weitem nicht… …wischen den ant…
nicht den Sieg davontrugen… …abgesehen von de…
Deutschen, Griechen und En… …Athen leuchtet es
Ankunft des Siegers von M… …anders gestalteten
Marathonlauf bildete den „c… …production der anti…
insbesondere darauf ihren E… …en Spiele ist ein gan…
Sieger hervorzugehen, wo… …ausgeprägt religiösen C…
scenzen wegen, die sich a… …ich keinen anderen Bew…
an die Verkündigung des… …erlichen Erziehung im…
ist der große Enthusiasm… …ihre Stellung zu den…
sammelte Zuschauermen… …er Spiele ist dasselbe ge…
schlichten Bauer aus… …was andere geworden, in…
weit von Athen, nam… …angepasst hatte. Es hab…
erklären. Die Prinzen… …sogut ihrer Zeit anbequem…
stürmenden Marathon… …auch je nach den Bedürfniss…
führten ihn vor den T… …mehr und mehr ausgebreite…
nicht nur eine aufr… …breiter erscheint als je zuv…
sondern drückte off… …nicht, wie es im Alterthume d…
liche Kraft und G… …ten, und den Zutritt den „Bar…
war. Muss doch e… …Völkern und den Frauen zu ve…
ringsherum, welches… …die Kämpfe der Knaben, bez…
auch noch seine… …worden sind, wird wohl di…
gangenheit hatte… …en. Und von einer Abhal…
Der Jubel des V… …von Olympia mitten unter…
auch noch der… …Ermanglung moderner Einr…
war; erst der…
Die eig… …Spielen wurde weggelassen…
keiten und B… …mehr — dagegen hinzugenomme…
vorstellungen… …dem brutalen Pankration abges…
von täglich… …Faustkampf,[2]) welches, wie es d…
leuchtung d… …geschah, den Kämpfer…
concerten u… …dass, „würde er sich im Spi…

An… …sie Baron de Courcel in sein…
regsten… …als „concours périodiques, tel…
worden… …antique, mais où seraient célèb…
immer… …à la mode du jour, les jeux…
wie der… …von dem hellenischen Comit…
Ther…

übereinstimmt, welcher die Förderung der physischen Erziehung zum Ziele hat.

Es ist auch nicht ausgeschlossen, dass die internationalen olympischen Spiele ebenso wie die antiken ihr Programm auch über die Grenzen des Körperlichen erweitern, und es tauchen bereits jetzt verschiedene Projecte und Anträge auf, welche bei Gelegenheit dieser internationalen Zusammenkünfte auch andere Wettkämpfe, wie z. B. der Künste, der Musik (Oper) u. dgl., einführen wollen. Damit wäre zugleich ein nöthiges Gegengewicht geschaffen, welches einer eventuellen Entartung vorbeugen könnte. Ähnliches werden übrigens schon die nächsten Pariser Spiele bieten.

Dadurch würden sich die neuen *Ὀλυμπιακοὶ ἀγῶνες* zu einem höchst wichtigen, culturellen Unternehmen gestalten und könnten dann eine noch weit bedeutendere Rolle spielen, als es im Alterthume der Fall war.

Übersicht der Theilnehmer.

Bei den athletischen Spielen und in der Gymnastik, die von unserem Standpunkte wohl das meiste Interesse verdienen, betheiligten sich den Nationen nach:

1.	Amerikaner	16	und	traten	im	ganzen	auf	25 mal,
2.	Australier	1	„	„	„	„	„	4 „
3.	Bulgaren	1	„	„	„	„	„	4 „
4.	Chilianer	1	„	„	„	„	„	3 „
5.	Dänen	4	„	„	„	„	„	12 „
6.	Deutsche	19	„	„	„	„	„	87 „
7.	Engländer	11	„	„	„	„	„	19 „
8.	Franzosen	13	„	„	„	„	„	25 „
9.	Österreicher-	—	„	„	„	„	„	— „
10.	Ungarn	11	„	„	„	„	„	34 „
11.	Schweden	1	„	„	„	„	„	6 „
12.	Schweizer	1	„	„	„	„	„	5 „
13.	Griechen etwa	40	„	„	„	„	„	55 „

Bei den einzelnen Spielen starteten:

1.	100 m-Lauf	21
2.	400 m- „	16
3.	800 m- „	14
4.	1500 m- „	11
5.	Marathonlauf	18
6.	110 m-Hürdenlauf	13
7.	Dreifacher Sprung	10
8.	Weitsprung (ohne Ansatz)	18
9.	Hochsprung „ „	8
10.	Stangensprung	16
11.	Diskuswurf	11
12.	Gewichtwerfen	13

haben, er schwören würde, er sei nicht Stratophon", und auch das Lanzenwerfen hat in unserer Zeit keine praktische Bedeutung und wird jetzt überhaupt nicht mehr oder in sehr geringem Maße geübt. Dafür hatte der Congress, von seinen Principien, die körperliche Entwicklung zu fördern, ausgehend, kein Recht, diejenigen Übungen auszuschließen, welche zwar später, ja erst jüngst auftaucht sind, die aber demselben Zwecke wohl entsprechen. Soweit uns das Wesen der alten olympischen Spiele bekannt ist, dürfen wir kaum annehmen, dass die Griechen das Scheibenschießen oder Lawn-Tennis ausgeschlossen hätten, wenn es ihnen bekannt gewesen wäre. Die antiken Übungen, wie der Wettlauf (Dauerlauf und Schnellauf), das Diskus- und Gewichtwerfen, der Ringkampf, der Weit- und Hochsprung, haben auch hier einen hervorragenden Platz behauptet.

Der Vorwurf, den man bald nach der Veröffentlichung des Programmes den Spielen gemacht hat, dass nämlich dieselben zusehr die sportliche Seite der körperlichen Erziehung begünstigen und der Gymnastik einen zu geringen Spielraum lassen, scheint mir nicht ganz zutreffend zu sein: es genügt ein flüchtiger Blick auf das wirklich durchgeführte Programm der Spiele in Athen, um zu beweisen, dass die beiden Elemente vielmehr gleichwertig nebeneinander laufen. Wenn das Turnen nicht zu der Geltung gekommen ist, wie es mancher seiner Freunde gewünscht hätte, so trägt die Schuld daran die ziemlich geringe Theilnahme der Turner: hatten sich ja an den Riegenübungen nicht mehr als drei Riegen, eine deutsche und zwei griechische betheiligt!

Doch wir wollen durchaus nicht das Programm der athenischen Spiele als vollkommen und unantastbar vertheidigen, gewiss wird es mit der Zeit und besserer Erkenntnis manche Änderung erfahren. Insbesondere ist es zu bedauern, dass nicht auch ein Pentathlon der modernen Spiele eingeführt worden ist, um dem Vorwurfe der Einseitigkeit [1]) vorzubeugen.

Nach den bereits jetzt seitens des internationalen Comités und der französischen Regierung — welche für die zukünftigen olympischen Spiele einen Credit von drei Millionen Francs votiert hat und sich demnächst an die betheiligten Regierungen amtlich um Unterstützung wenden wird — eingeleiteten Vorbereitungen, sowie auch nach den früher beschriebenen Sympathien, welche die olympischen Spiele in Griechenland gewannen, lässt sich schließen, dass die reorganisierten Spiele einen festen Fuß gefasst haben, und dass, falls sich dieselben auf gleiche Weise weiter entwickeln, wohl auch unsere Mittelschule, wenn auch indirect, mit denselben wird rechnen dürfen, umsomehr als ihr Zweck mit den Intentionen des h. rühmlich bekannten Min.-Erlasses vom 15. Sept. 1890, Z. 19.097,

---

[1]) N. J. Cupérus in der belgischen Fachzeitschrift „La gymnastique contemporaine", 1896.

übereinstimmt, welcher die Förderung der physischen Erziehung zum Ziele hat.

Es ist auch nicht ausgeschlossen, dass die internationalen olympischen Spiele ebenso wie die antiken ihr Programm auch über die Grenzen des Körperlichen erweitern, und es tauchen bereits jetzt verschiedene Projecte und Anträge auf, welche bei Gelegenheit dieser internationalen Zusammenkünfte auch andere Wettkämpfe, wie z. B. der Künste, der Musik (Oper) u. dgl., einführen wollen. Damit wäre zugleich ein nöthiges Gegengewicht geschaffen, welches einer eventuellen Entartung vorbeugen könnte. Ähnliches werden übrigens schon die nächsten Pariser Spiele bieten.

Dadurch würden sich die neuen [illegible] zu einem höchst wichtigen, culturellen Unternehmen gestalten und könnten dann eine noch weit bedeutendere Rolle spielen, als es im Alterthume der Fall war.

[illegible]

[illegible]

13.	Gewichtheben	13
14.	Ringen	8
15.	Riegenübungen	3
16.	Bocksprung	20
17.	Ringe	13
18.	Reck	21
19.	Barren	20
20.	Seilklettern	12
21.	Fechten	15
22.	Radfahren, 10 km-Fahrt	4
23.	„ 2 km- „	6
24.	„ Schnellfahren	7
25.	„ 100 km-Fahrt	19
26.	„ 12 Stunden-Fahrt	5
27.	„ Marathonfahrt	7
28.	Lawn-Tennis, simple	13
29.	„ double	12
30.	Schwimmen, 100 m	9
31.	„ 500 m	4
32.	„ 1200 m	3
33.	„ 100 m (Matrosen-)	10
34.	Schießen, Gewehr	8
35.	„ Pistole und Revolver	10

Im allgemeinen hatten bei den athletischen Spielen die Amerikaner den Sieg davongetragen, und zwar in neun Fällen, darunter der Diskoswerfer R. Garrett, der den Diskos 29·15 m und eine 7 kg schwere Kugel 11·22 m weit geschleudert hatte, ferner der Schnelläufer T. E. Burke und der Springer E. H. Clark, während im Turnen die Deutschen in vier (Riegenübungen, Bocksprung, Reck, Barren), respective fünf (Ringen, K. Schumann) Fällen Sieger geblieben sind. Daneben war der Australier E. X. Flack der erste im 800 m- und 1500 m-Lauf, die Griechen im Marathonlauf (Spiridon Luis, 40 km in 2 St. 55 Min. 20 Sek.), an den Ringen und im Seilklettern. Österreich-Ungarn zeichnete sich aus im Schwimmen und Dauer-Radfahren, Frankreich im Schnell-Radfahren (P. Masson) und neben Griechenland im Fechten, England und Deutschland im Lawntennis-Spiel, Griechenland und Amerika (Vereinigte Staaten) im Scheibenschießen.

Die österreichisch-ungarischen Sieger im Schwimmen waren Paul Neumann, Mediciner aus Wien (500 m in 8 Min. 12 Sek.) und A. Guttmann aus Budapest (100 m in 1 Min. 22 Sek., 1200 m in 18 Min. 22 Sek.); im Dauer-Radfahren A. Schmal aus Wien (in 12 St. 298 km).

Prag. Dr. Georg Guth.

Controverses aus den Idyllien von Maria-Einsideln.

Νήφειν δεῖ ἐν τοῖς τοιούτοις.
Nero bei Sueton. c. 49.

I.

Die erste der beiden „Schäfereyen" wohl eines und desselben neronischen Hofschranzen, die bekanntlich auf Neros Rückkehr von der Kunstreise nach Griechenland sich bezieht (Sueton c. 25, Dio 63. 20), krankt gleich in den Eingangsworten an einem bisher übersehenen Fehler:

Te, formose Mida, iamdudum nostra requirunt
iurgia. *Dan'* uacuam pueris certantibus aurem?

Dam hat die Hs., *da* die Herausgeber. Midas antwortet:

Nil moror et † *cusu* nemoris secreta uoluptas
inuitat calamos.

Hagen gab lusu, das weder als Dativ noch als Ablativ gefasst haltbar ist. Bährens wollte casti schreiben, richtig ist *cura,* das aus langobardischer Schrift (s. VIII) verlesen ist. Curā secretus ist Floskel für securus. Vgl. Calpurnius IV 36 secura ... recubamus in umbra, oder Pseudolactanz im Phoenix 67 securosque petit .... lucos.

V. 6 ff. lauten nach der Hs.:

Sed nostram durare fidem duo pignora cogent:
Uel caper ille † *notam* frontem qui pingitur albam
Uel leuis haec *ex* (darüber *et*) nobilibus circumdata bullis
Fistula, siluicolae munus memorabile Fauni.

Da es unglaublich erscheint, dass in demselben Verse zweimal der acc. graecus angewandt worden sein soll, gab Hagen notā ... albā. Meines Erachtens ist † notam das dem neronischen Zeitalter eigenthümliche Zeitwort, wie bei Calpurnius VII 77 ... tibi ... cernere numen

sors dedit et praesens uultumque habitumque *notasti.*

Dann ist zu lesen:

uel caper ille — *notan?* — frontem qui pingitur albam.

Im folgenden Verse hat die erste Hand recht:

uel leuis haec, *ex* nobilibus, c. b. fistula ...

Ex nobilibus (sc. fistulis), da in aller Bukolik die ἄθλα stets weltberühmte Dinge sind.

Gänzlich missverstanden haben die Interpreten V. 10 ff.:

Siue caprum mauis uel Fauni ponere munus
Elige, utrum perdas! Et erit, puto, certius † *omne*
Fistula damnato iam nunc pro pignore † *empta est.*

Da man nicht einsah, dass die beiden letzten Verse ein Ganzes bilden, fasste man fälschlich 1. certius als Adjectiv — es ist Adverb —, 2. zog man iam nunc auf empta est, während es zu

damnato gehört, wie die Parallele aus Calpurnius VI 30 zeigt:

Malueram, fateor, uel *praedamnatus* abire
quam tibi certanti partem committere uocis.

Denn 3. gehört dieses damnato nicht zu pignore, sondern ist als dat. sing. masc. von erit abhängig: quidquid posueris, perdes et, puto, procul dubio pro pignore tibi — ut pote praedamnato — fistula erit. Dem entspricht aber nur die Schreibung certius *omne(i)*. Vor empta est aber ist eine Lücke — wie ja schon der Hiatus verräth —, die man weder mit dem sachlich unmöglichen dempta (Schmitz) noch mit dem unsinnigen prompta (Peiper) überkleistern kann. Exempli gratia fülle ich sie so:

Siue caprum mauis, seu Fauni ponere munus,
Elige, utrum perdas! Et erit, puto, certius omne[i]
Fistula damnato iam nunc pro pignore; [*namque*
Aere caper multo, minimo fistella red]empta est.

Ein paar Verse weiter spricht Ladas (V. 16)

Et me sidereo † *corrumpit* Cinthius ore
Laudatamque chelyn iussit uariare canendo.

Das nicht haltbare corrumpit hat eine Unmasse von Vorschlägen gezeitigt: corrūpit Peiper ohne Sinn, percussit Hagen ohne palāographische Möglichkeit, commulsit Ribbeck sachlich und palāographisch undenkbar; am nächsten kommt der Wahrheit Bährens mit seinem cor mouit; denn der Fehler stammt aus alter Majuskel CORURIT. Anlass zum Umdeuten in CORŪPIT aber bot das Schema *καθ' ὅλον καὶ κατὰ μέρος* in dem Verse:

Et me sidereo *cor urit* Cinthius ore,

genau so wie in der aegritudo Perdicae v. 81:

Et saeuo iuuenem confodit pectora telo.

Das Hymnidion des Ladas v. 22—34 (denn V. 35 gehört, wie die Erwähnung des Musenchores darthut, dem Thamyras) emendiere ich so:[1])

Maxime diuorum, *citharae*que[1] aeterna potestas,
Sei[2] tibi, Phoebe, placet *temptare*[3] loquentia fila
Et citharae modulis primordia iungere mundi,
Carminibus uirgo furit et canit ore coacto.
Fas mihi *sic*[4] uidisse deos, fas prodere *mundo*.[5]
Seu Caeli *meus ille*[6] fuit, seu Solis imago,
Dignus utroq[*ue*] *ue*[*hens*][7] stetit ostro clarus et auro
Intonuitque manu. Talis diuina potestas,
Quae genuit mundum, *septi*que[8] intexuit *orbis*[9]
Artifi*ces*[10] zonas et toto miscet Amore[m][11] —
Talis Phoebus erat, cum laetus caede draconis

[1]) Handschrift von Einsideln: 1 ceterique 2 seu 3 emitare, correxit Hagen 4 sit 5 mundum, correxit Hagen 6 mens illa 7 utroque stetit 8 septemque 9 oris, corr. Hagen 10 artificis 11 amore.

Docta repercusso generauit [1]) carmina plectro:
Caelestes ulli si sunt — hac uoce locuntur.

Dazu habe ich zu bemerken: V. 22 verführte das maxime die Interpreten an Juppiter zu denken, daher Hagen fälschlich caeli (aus V. 27) einsetzen wollte. Auch der Schreiber muss so gedacht haben, da sein *seu* sonst unbegreiflich wäre; es geht aber hier wie so oft die Periphrase voraus, der dann erklärend der Eigenname nachfolgt. Vgl. z. B. Culex 11 f.:

Latonae decus et magni Iouis aurea proles,
Phoebus erit nostri princeps et carminis auctor.

Ebenso — und das ist beweisend — unten in den Anfangsworten des Thamyras. V. 24 erscheint Apollo als Kosmogenet, eine Anschauung, die dem Alterthum meines Wissens sonst fremd ist, vielleicht als Consequenz auf die pythagoreische Sphärentheorie zurückgeht; denn wenn das All musikalischen Gesetzen gehorcht (Licentius an den hl. Augustin über Varro:

quis numerum dedit ille tonos mundumque Tonanti
disseruit canere et pariles agitare choreas),

so ist natürlich der Gott der Musik deren Urheber und kann als Weltschöpfer gelten. Den Vergleich mit der Pythia (oder Sibylle) fühlte Bährens richtig heraus, aber das leichte Mittel (sic statt sit) musste ihm entgehen, da er an Hagens falscher Auffassung festhielt. Zu V. 27 steht zunächst nur der Vergleich mit dem Sol (als persönlichem Gott, nicht als Weltkörper) fest. Als tertium comparationis scheint man das *λαμπρόν* gefühlt zu haben: mit Unrecht, wie Sueton c. 53 zeigt: quia (Nero) Apollinem cantu. Solem aurigando aequiperare existimaretur. Demgemäß wird auch die erstgenannte Gottheit persönlich zu fassen (Caeli, nicht caeli) und als fahrende, Gespann lenkende gedacht gewesen sein, wie ja in der That der Caelus z. B. auf dem Panzer der Augustusstatue von Primaporta als Tethrippenlenker dargestellt erscheint. Damit aber hängt zusammen einmal die Verwandlung von mens in meus (sc. deus a me uisus), die umsoweniger abzuweisen ist, als man dem Dichter die Geschmacklosigkeit nicht zutrauen darf, an der einen Stelle zu identificieren (mens) und gleich darauf Wesen und Erscheinung (imago) ausdrücklich zu trennen. Zweitens aber ergibt sich aus dem strengen Festhalten am Bilde des Wagenlenkers, das eben aus dem neronischen Triumphzug hier herausgegriffen ist, [2]) meine Ausfüllung der Lücke in V. 28. Was andere vorschlugen, war Füllsel ohne Probabilität, [3]) weil ohne palaeographische

[1]) Als sprachliche Parallele vgl. Suet. c. 52 uersus ipsius (Neronis) chirographo scripti, ut appareret ... a cogitante atque generante exaratos.

[2]) Sueton c. 25: Romam eo *curru*, quo Augustus olim triumphans uerat, et in *ueste purpurea* distinctaque *stellis aureis* clamide ... ... reuersus est. Dasselbe bei Dio a. a. O.

[3]) *deus* Peiper. *Nero* Bücheler. *stetit* Anonymus. *dux* Bährens. *fuit* Löw.

Anschaulichkeit. Wenn ich aber das zunächst stehende utroque abgekürzt denke utroq., so bleibt ein Rest ue, der sich umso leichter zu uehens, ueens ergänzt, als das Folgewort mit s beginnt.

Staunen erregt dem Denkenden V. 29 ff., in denen offenbar wiederum (wie oben V. 24) Apollo als Weltschöpfer zu denken ist. Schopenhauer hat irgendwo ganz richtig bemerkt, dass die Idee eines persönlichen Weltschöpfers nicht gentil ist. Hier, in Neros Zeit, die von jüdisch-christlichen Anschauungen doch schon stark durchtränkt ist, wird sie weniger befremden, zumal da hinterher doch die alte hesiodeische Kosmogonie (Preller[2] I 34) durchleuchtet, nach der Eros das Seiende gestaltet: *ἠράσθη τὸ πνεῦμα τῶν ἰδίων ἀρχῶν* Philo Byblius bei Euseb. praep. evang. II 10. Aber das kann kein halbwegs belesener Mensch glauben, dass diese Göttermacht „sieben" Zonen des Erdkreises ineinanderwob, da das gesammte Alterthum — wie auch wir — fünf Zonen allein kennt, worüber neben den geläufigen Stellen Vergils (Georg. I 233), Ovids (Met. I 45 u. a.), Melas (I 1. 2) deutlich sich Varro von Atax bei Isidor d. r. n. 10 hören lässt:

at quinque aethereis zonis accingitur orbis.

Da demnach *septem* falsch ist, deute ich es auf *septi* (oder wenn man will *septei*) d. h. „des (vom Oceanus) umschlossenen, eingehegten Erdkreises kunstvolle Zonen."

Schon mit V. 35 beginnt also Thamyras. Indem ich demgemäß das Personenzeichen von 36 auf 35 hinaufschiebe, emendiere ich seinen Gesang so:[1])

35 Th. Venerat ad modulos! Doctarum turba *sororum*,[1]
Huc, huc, Pierides, uolucri *contendite*[2] saltu:
Hic Heliconis opes florent, hic *noster*[3] Apollo est.
Tu[4] quoque, Troia, sacros cineres ad sidera tolle
Atque Agamemnoniis opus hoc ostende Mycenis!
Iam tanti cecidisse fuit! Gaudete, ruinae,
Et laudate rogos: uester uos tollit alumnus,
[*Maeonides alter. Modulanti*][5] plurima barba
Albaque caesaries pleno radiabat honore.
Ergo ut diuinis impleuit uocibus *auras*,[6]
Candida flauenti *discinxit*[7] tempora uitta
Caesareumque caput merito *cel*[*ebr*]*auit*[8] amictu.
Haud procul Iliaco, quondam non segnior ore,
Stabat et ipsa suas delebat Mantua cartas.

Das durchsichtige Gedicht schildert ein Auftreten Neros, der in der Tracht der apollinischen Citharöden (Preller[2] I 214) seine Troica vorträgt.

---

[1]) Handschrift: 1 sonarum, corr. Hagen 2 concedite 3 uester 4 Tum, corr. Baehrens 5 im Codex abgeschnitten 6 aures 7 distinxit, corr. Hagen 8 celabit.

Zu V. 35 ist zu bemerken: Subject zur ersten Vershälfte ist „Er" αὐτός, d. h. Nero, nicht, wie man bisher meinte, turba. Contēdite in V. 36 statt des hsl. concedite ist eigentlich keine Conjectur, sondern einfache Wiederherstellung des gewöhnlichen Sprachgebrauches. Uester in V. 37 kann vielleicht gehalten werden, doch ist noster (ūr, ūr) einleuchtender. V. 42 ist vom Buchbinder beim Einbinden weggeschnitten. Nachdem aber Löw mit Recht darauf hingewiesen hat, dass im ganzen Abschnitt lediglich Neros Costüm,[1]) speciell die für den Vortrag der Troica passende Greisenmaske beschrieben ist, dürfte die Vermuthung naheliegen, Nero sei in Homers Maske aufgetreten, was meinem Vorschlage zur Ausfüllung der Lücke zugrunde liegt. Zu 45 ff. hat Löw gleichfalls richtig — gegen Ribbeck — bemerkt, dass Neros Selbstkrönung geschildert wird (Sueton c. 24 uictorem autem se ipsum pronuntiabat). Ich verstehe also: Nero in Homers Maske legt die goldgestickte Sängerbinde ab (discinxit) und schmückt sein kaiserliches Haupt mit dem „verdienten" Siegeskranz. Das aber kann nicht celauit (Hs.) noch uelauit (Hagen) sein, sondern nur cel[e-br]auit.

Das Distichon am Schlusse interpungiere ich anders als bisher, da ich Iliaco nicht mit ore verbinden kann. Es ist monströs, den Homer os Iliacum nennen zu wollen; wahr vielmehr ist, dass Neros Wahnsinn seinen Stammbaum auf Troja zurückführte (Tac. ann. XII 58), so dass ihn der poetische Tellerlecker geradeaus V. 41 und hier zum Trojaner macht, dem sich in Ehrfurcht der Mantuaner beugt:

Nahe dem Ilier stand — einstmals gleich feuriger Zunge —
Mantuas Spross und tilgte mit eigener Hand seine Blätter.

Zum Schluss: Hagen und Peiper fragen, ob das Gedicht vollständig sei, oder ob das Urtheil des Midas fehle. Es fehlt nichts; denn ich denke, dass unter der Maske des „schönen Midas" eben wieder der ebenso eitle (Suet. 51) wie im Gold wühlende (ib. 30) Nero zu verstehen ist, dessen Urtheil natürlich nicht vorweggenommen werden kann.

II.

Besser erhalten und leichter verständlich ist das zweite Gedicht. Aber was man über die Abfassungszeit und die allegorische Deutung (auf Seneca und Burrus) vorgebracht hat, sind — Kartenhäuser, die vor dem ersten skeptischen Hauch zusammenfallen. Ich begnüge mich daher zu betonen, dass diese Schäferei eben nur den Frieden schildert in den gewohnten Farben: finita ... bella ciuilia, sepulta externa, reuocata pax, sopitus ubique armorum furor

[1]) Sueton c. 25 statuas suas citharoedico habitu, ibid. 21 cantauit personatus, ibid. 38 in illo suo scaenico habitu; Eutropius VII 14 ut ... cantaret in scaena citharoedico habitu uel tragico.

.... rediit cultus agris, sacris honos, securitas hominibus. Diese Schilderung des Velleius bezieht sich (II 89) auf die Beendigung der Bürgerkriege, deren äußeres Zeichen die Schließung des Ianus geminus durch Augustus war (Florus IV 12, 64, Sueton Aug. c. 22). Demgemäß wird man es nicht zu kühn finden, wenn ich als Veranlassung zur Einsidler Idylle die Schließung desselben Ianus durch Nero annehme. Sueton c. 13 ... inter spectacula ab eo edita et Tiridatis in urbem introitum rettulerim ..... ob quae imperator consalutatus laurea in Capitolium lata *Ianum geminum clausit* tam nullo, quam residuo bello. Damit ist Anlass und Abfassungszeit (a. u. 819/66) des Gedichtes gegeben.

Der Eingang leidet an einem Fehler

Gl. Quid tacitus, Mystes? My. Curae mea gaudia turbant,
Cura dapes sequitur, magis inter pocula surgit
Et grauis anxietas *lectis* incumbere gaudet.

Lectis nämlich, nicht *laetis* erfordert die Climax von dapes und pocula aus. Das zeigt[1]) zum Überflusse noch V. 10 deliciae *somnus*que solent adamare querellas.

V. 7 scheint den Kritikern nicht in Ordnung. Bährens nimmt mit Recht daran Anstoß, dass der ersichtlich jung gedachte Glyceranus hier von dem alten und erfahrenen Mystes (beachte die redenden Namen!) als pater angeredet werden soll. Dem begegnet folgende Vertheilung der überlieferten Worte:

M. Altius est, Glycerane, aliquid. G. Non, non, pater! M. erras.

Schwere Bedenken erregt das Folgende:

M. Ergo, si causas curarum scire laboras
Quae spargit ramos tremula nos uestiet umbra.
G. † Uetimus et tenero corpus summittere prato
Herba iubet; tu dic, quae sit tibi causa tacendi.

Bestechend war der Gedanke von Bährens, das Personenzeichen von 13 nach 12 zu schieben: interrumpit apte Glyceranus alterius uerba. Ebenso wird Hagen-Peiper beizustimmen sein, die hinter dem corrupten † uetimus nichts als timus (classisch thymus) fanden. Bücheler vermisste mit Recht einen Baumnamen. Aber es war nicht die Ulme, sondern die Zitterpappel (lat. tremulus, frz. tremble) einzusetzen. Also:

M. Ergo. si causas curarum scire laboras —
Gl. Quae spargit ramos, *tremulus* nos uestiet umbra,
[*Q*]*ua timus* et tenero corpus summittere prato
herba iubet e. q. s.

Mystes beginnt, aber seine Worte sind lückenhaft:

Cernis, ut adtrito † diffusus cortice fagus
.....
Annua uota ferat sollemnisque † inbuet aras

[1]) Nemesian. II 42 ff.
omnes ecce *cibos* et nostri *pocula* Bacchi
horreo nec placido memini concedere *somno*.

Wer nicht völlig lateinischen Sprachgefühls entbehrt, wird zugestehen müssen, dass im ersten Verse nur vom Baume[1]) (nicht von der Frucht!) die Rede sein kann, und dass die Prädicate des zweiten Verses ein persönliches Subject bedingen. Ich fülle die Lücke probeweise so:

Cernis, ut adtrito diffusas cortice fagos
[*Florea serta tegant, ut circum compita pagus*]
Annua uota ferat sollemnisque *inboet* aras.

Neben boare und reboare ist *inboare eine mögliche Wortschöpfung für die Sache verweise ich auf Ilias Latina 31:

Fatidici sacras *compellat uocibus aras.*

Ein neuer Anstoß bietet sich V. 21 (Lücke!)

Ergo num dubio pugnant discrimine nati
[*Quo totiens afflictari doluere parentes,*]
Et negat huic aeuo stolidum pecus aurea regna?

Das nati in V. 22 bleibt ja doch insolange ohne jeden Sinn, als nicht der Gegensatz — sei es in der oben beispielsweise angenommenen Form, sei es als aui oder maiores — hinzutritt.

Stolidum pecus jedoch — diese zarte Bezeichnung meint die „factiöse Opposition" gegen das neronische Regiment, die sich trotz aller Festfeiern durch die Regierungsbyzantiner von der absoluten Idealität der Weltlage nicht überzeugen lassen mag.[2])

Gänzlich missglückt ist Hagen die Herstellung von V. 23

Saturni rediere dies, redit † *astrea certos*

Er interpolierte einen Halbvers aus Vergil, ließ aber die hsl. Lesart ganz unerklärt.[3]) Offenbar ist das metrisch anstößige Astraea ein in den Vers eingedrungenes Interpretament. Also typisch:

astrea
Saturni rediere dies, redit [– ⏑ ⏑] certos

Mit Benützung von Calpurnius I 42

Aurea secura cum pace renascitur aetas
Et redit ad terras tandem squalore situque
Alma Themis posito ...

schlage ich vor auszufüllen:

Saturni rediere dies, redit [*alma sa*]cerdos

oder

Saturni rediere dies rediit[*que sa*]cerdos.

[1]) Das beweist das Epitheton diffusus.

[2]) Oppositionsepigramm gegen Tiberius (Sueton Tib. 59)

Aurea mutasti Saturni saecula, Caesar;
Incolumi nam te *ferrea* semper erunt.

Anders der gleichfalls oppositionelle Ablavius (331 n. Ch.):

Saturni *aurea* saecla quis requirat?
Sunt haea *gemmea*, sed Neroniana.

[3]) Saturni rediere dies -Astraeaque uirgo-.

V. 25 ist vielleicht von Bährens schon richtig gebessert, doch mag immerhin noch die Frage aufgeworfen werden, ob nicht zu lesen wäre (vgl. Wien. Stud. IV 134):

Condit secura *tostas* spe messor aristas.

Das hieße dann: In den früheren Kriegsläuften kam die Ernte nur nothreif ein, jetzt bleibt sie auf dem Felde, bis sie „rauschdürr" ist.

Völlig unlösbar ist mir V. 32 f.:

Sed procul a nobis infelix gloria Syllae
Trinaque tempestas, moriens cum Roma supremas
† Desperauit et Martia uendidit arma.

Klar ist nur der Verweis auf die Greuel der sullanischen Proscriptionen, unverständlich das Folgende durch die offene Lückenhaftigkeit. Peiper — *νήφειν δεῖ* — hat etwas von Crassus' Niederlage gegen den Großvezier des Orodes geträumt; aber ein nüchtern Denkender sieht hier von Carrhae und von Crassus keine Spur. Ich glaube, das zweite Ereignis, dessen der Dichter Erwähnung thut, war das Blutbad des großen Würgers Antonius, so dass unter trina tempestas (mit Ribbeck) das Triumvirat zu verstehen wäre. Auf diesen Antonius geht ja auch der Vorwurf des Varius bei Macrobius VI 1. 39

uendidit hic Latium populis agrosque Quiritum
eripuit: fixit leges pretio atque refixit.

Ähnlichen Inhalts ist ferner das Epigramm bei Sueton Tib. 59:

Aspice *felicem*[1]) sibi non tibi, Romule, *Syllam*
Et Marium si uis aspice, sed reducem.
Nec non *Antoni* ciuilia bella mouentis
Non semel infectas aspice caede manus.
Et dic: *Roma perit*;[2]) regnauit sanguine multo
Ad regnum quisquis uenit ab exilio.

Dann aber ist es wohl mit dem Einschub von opes (Peiper) nicht abgethan, sondern die Lücke klafft über einen ganzen Vers. Exempli gratia vielleicht so:

Sed procul a nobis infelix gloria Syllae
Trinaque tempestas, moriens cum Roma supremas
Desperauit [*opes Antoni pressa furore,*
Qui Latium populis] et Martia uendidit arma.

Soll denn ein lateinischer Dichter je gewagt haben zu sagen: *Roma* ... uendidit arma?

Der ganze Friedenshymnus schließt ab mit den Worten:

Mordent frena tigres, subient iuga saeua leones:
Casta faue Lucina, tuus iam regnat Apollo.

Wie man aus dem vorletzten Verse (Löw p. XXVII) einen Bezug auf Seneca, ja sogar auf Aussprüche Senecas herauslesen wollte, geht über alle meine Begriffstützigkeit; *νήφειν δεῖ ἐν τοῖς*

---

[1]) *Infelix* gloria Syllae.
[2]) *Roma moriens.*

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

S. Piazza, La politica in Sofocle. Padova 1896. gr. 8°, VI u. 225 SS.

Während Ref. mit dem Thema der politischen Anspielungen bei Pindar beschäftigt ist und die Vorbedingungen sowie den Umfang derselben festzustellen sich bemüht, veröffentlicht Piazza ein umfangreiches Buch über dasselbe Thema bei einem geistesverwandten Zeitgenossen jenes Dichters. Wir treffen uns also auf dem nämlichen Gebiete, und es freut mich, einen Kämpfer in gemeinsamer Sache umso freundlicher begrüßen zu können, als seine Ansichten mit den meinigen fast bis in die feinsten Einzelheiten übereinstimmen.

Dass sich politische Anspielungen bei beiden Dichtern nachweisen lassen, ist unantastbare Wahrheit. Es sind darunter übrigens nicht bloß solche Fälle zu verstehen, wo der Dichter die Verhältnisse der mythischen Vergangenheit, aus der er seine Stoffe schöpft, in Farben malt, die der Gegenwart entlehnt sind. Denn wo dies der Fall ist, geschieht es vielfach unbewusst und kann nur demjenigen auffallen, der gewohnt ist, die Verschiedenheiten der beiden Zeitalter fortwährend mit kritischem Auge zu verfolgen: der Dichter selbst geht im Grunde nicht viel anders vor als jener Bildner aus dem Volke, der in der Kreuzigungsscene den römischen Soldaten in die Uniform des so und so vielten Infanterieregimentes steckt, das gerade im heimischen Städtchen garnisoniert. Eine zweite Stufe der Entwicklung ist es, wenn er den Vorgängen der mythischen Erzählung, sowie der ganzen Scenerie mit Bewusstsein den Stempel seiner Zeit aufdrückt in der Absicht, durch Vorführung verwandter, lebender Gestalten und Verhältnisse ein tieferes Verständnis zu wecken, im besonderen Falle das Mitgefühl seiner Zuschauer zu erregen. So lassen sowohl Sophokles als auch Pindar die Nationalspiele, jener die delphischen, dieser die olympischen zur Zeit eines Orestes und Herakles gerade so sich abwickeln, wie es zu ihrer Zeit geschah, ihre Könige sind die Tyrannen späterer Zeit, das

Aber hierbei ist stets festzuhalten, dass die Politik das zweite Moment ist, dass also der Dichter nie, sei es in der Wahl des Stoffes oder in der Gestaltung der einzelnen Situationen und der Worte, die er seine Personen sprechen lässt, sich von ihr leiten und bestimmen ließ. Ein großer Fehler ist es daher, wenn man etwa aus einer politischen Anspielung in einer Tragödie auf deren Abfassungszeit schließen will. Sehr richtig ist dagegen die Observation, dass gerade geschichtliche Vorgänge der näheren oder ferneren Vergangenheit, wenn sie in solchen Stellen des Mythus sich wiederspiegelten, dem Dichter willkommenen Anlass darboten, darauf anzuspielen. Von größter Bedeutung sind hier die *oracula ex eventu*. Wollte man aus solchen auf die Entstehungszeit eines Dramas schließen, so wäre es so, als wenn man aus der Anspielung auf Hannibal bei Verg. Aen. IV 625 folgerte, dass die Äneide um die Zeit des zweiten punischen Krieges entstanden sei. Ein treffendes Dichterwort, besonders eine Sentenz, kann ferner — wie Th. Bergk (Griech. Litt.-Gesch. III, S. 187) sehr richtig sagt — oft erst später besondere Bedeutsamkeit gewinnen und ganz unerwartet dem jüngeren Geschlechte sein Spiegelbild vorführen; hat doch die echte Poesie etwas Prophetisches. Ein Fall von exemplificatorischer Bedeutung ist hier die berühmte Stelle Aesch. Pers. 592 ff., Worte, in welchen man eine Anspielung auf Aristides erblickte und daher die schöne Anekdote ersann, dass, als sie vorgetragen wurden, die Zuschauer nach dem gleichfalls anwesenden Aristides sich umsahen. Dieser Sinn ist aber geradeso in sie hineingetragen worden wie die Variante *δίκαιος* anstatt *ἄριστος*.

Solche und andere ähnliche Gedanken sind es, die der Verf. seinen Untersuchungen zugrunde legt, um zwischen den beiden Extremen K. F. Hermann-Schöll einer- und Schneidewin andererseits die richtige Mitte zu treffen. Aber im Vergleiche mit seinen Vorgängern (wie Kolster und v. Braitenberg) besitzt seine Arbeit den Vorzug, dass sie auf einer viel breiteren Grundlage aufgebaut ist. Der Verf. untersucht zunächst die literarhistorischen Fragen aufs genaueste, wobei er sich nicht auf Sophokles beschränkt, sondern auch Aischylos und Euripides in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, was schon deshalb wichtig ist, weil gewisse Partien der sophokleischen Dramen eben dadurch, dass sie charakteristische Züge der euripideischen aufweisen, Schlüsse auf ihre Abfassungszeit an die Hand geben. Sein Urtheil über die drei Tragiker lautet: Aischylos (und Phrynichos) ist Vertreter des historisch-nationalen Dramas, sein Interesse erstreckt sich auf ganz Griechenland, Euripides vernachlässigt die Principien der Kunst und stellt das Drama direct in den Dienst der Politik, Sophokles sieht sich in der Mitte eines neuen Zustandes der Dinge, und indem er diesen empfiehlt, unterstützt er für sein Theil das große Werk des Perikles.

Großen Fleiß verwandte der Verf. weiterhin auf das Studium der chronologisch-historischen und der politischen Verhältnisse,

indem er jede einzelne historische Thatsache, jede einzelne Person sorgfältiger Betrachtung unterwirft und auch die Entwicklung der Dinge auf culturhistorischem Gebiete verfolgt. Endlich zeigen sich auch seine Studien über die Ästhetik des Dramas fruchtbringend: er wird nicht müde, die von ihr dictierten Gesetze als eine jener Jagd nach politischen Anspielungen feindliche Macht darzustellen und dort, wo die Äußerung des Dichters durch die Situation gerechtfertigt erscheint, vor der Annahme politischer Beziehungen zu warnen.

Die positiven Ergebnisse seiner Untersuchung führt uns der Verf. in Capitel III mit der Überschrift 'Allusioni legittime' vor. Dasselbe zerfällt in die Abschnitte: 1. governo dello stato, 2. caratteri, 3. anacronismi, 4. amore patriottico, 5. culto dei sepolcri. Es sind hier aber nicht die politischen Anspielungen in engerem Sinne zusammengestellt, sondern theils diejenigen Stellen, wo der Dichter die Verhältnisse des Mythus so modificiert, dass sie der Gegenwart gewissermaßen nähergerückt erscheinen, in der Absicht, ein genaueres Verständnis der Situationen und Charaktere zu ermöglichen, theils jene, die ihm Veranlassung gaben, seine Vaterlandsliebe sowie die Ehrfurcht vor den Gesetzen, Sitten und Gebräuchen seiner Heimatstadt zu bekunden. Die gemeinsame Überschrift hätte demnach 'Anacronismi' lauten sollen. Am wichtigsten ist hier übrigens Capitel I, in welchem der Verf. ausführt, dass Sophokles Anhänger einer gemäßigten Demokratie war.

S. 83—225, also beinahe zwei Drittel des Buches, sind den 'Allusioni illegittime' gewidmet, d. h. den von den Gelehrten statuierten, vom Verf. zum größten Theile negierten politischen Anspielungen in engerem Sinne. In der Reihenfolge der Dramen ist übrigens kein rechtes Princip wahrzunehmen. Der Vorgang wäre m. E. methodischer gewesen, wenn der Verf. diejenigen Dramen, deren Aufführungszeit feststeht oder sich doch annähernd bestimmen lässt, also zunächst Philoktet, dann Antigone und Ödipus in Kolonos zuerst behandelt hätte, weil, wie er selbst S. 105 sagt, die Kenntnis der Aufführungszeit ein genaueres Urtheil über politische Anspielungen gestattet und deren Betrachtung sonach für die Untersuchung der übrigen Dramen feste Grundlagen verschafft. Der Verf. verwirft übrigens alle Ansichten, welche darauf abzielen, der sophokleischen Tragödie tendenziösen Charakter zu geben, und rückt besonders jenen Gelehrten zu Leibe, welche in den Personen des Mythus Parallelen zu den Vertretern der einzelnen politischen Richtungen erblicken. Die Bekämpfung dieses Princips ist vollkommen richtig, namentlich dort, wo man versucht, den ganzen Verlauf des Stückes hindurch die Parallelisierung durchzuführen (Philoktet). Ob freilich an einzelnen Stellen des Dramas nicht wirklich der Ausdruck tendenziös gefärbt ist, lässt sich allerdings nicht mit Sicherheit bestimmen. So meine ich, dass sich an einigen Stellen der Antigone (z. B. 666) eine gewisse Erwärmung für

die Politik des Perikles (vgl. auch S. 163—176) thatsächlich statuieren lässt. An der citierten Stelle meine auch ich, dass *δίκαια κἄδικα* so viel heißt als *πάντα* und stütze mich hierbei auf Aeschyl. Choeph. 75 *δίκαια καὶ μὴ* [*δίκαια*], Pind. Ol. II 16 *τῶν δὲ πεπραγμένων ἐν δίκᾳ τε καὶ παρὰ δίκαν ἀποίητον οὐδ' ἂν χρόνος ... δύναιτο θέμεν ἔργων τέλος* und Ter. Adelphoe V 9, 33 iusta iniusta prorsus omnia. An der Sophoklesstelle will also *κἄδικα* sagen: 'auch das, was manchem vielleicht beim ersten Blick *ἄδικον* scheint.' Mir scheinen ferner die Bedenken, die Bergk und Ribbeck über die Echtheit der Schlusspartie das Aias vorgebracht haben, mit Unrecht ganz kurz abgefertigt zu sein. Dieser Theil verräth doch allzudeutlich Charakterzüge des euripideischen Dramas und verdiente daher eingehendere Untersuchung. Im Philoktet scheint mir ferner die schwankende Haltung des Chors eine leise Kritik des damaligen athenischen Volkes der Ekklesia zu enthalten: eine solche durfte sich Sophokles gewiss erlauben, ohne für den Erfolg des Stückes besorgt sein zu müssen, umsomehr als er den Tadel durch die mythische Parallele verschleiert hatte. Man denke an Horaz' *mobilium turba Quiritium*. Die Führer dieses Volkes erhalten mit V. 386 ff. (*διδασκάλων*) einen derben Hieb. Dagegen bin ich in der Lage, des Verf.s Ausführungen über den Ödipus auf Kolonos vollinhaltlich beizupflichten, namentlich seine Ansicht über die einen Kampf zwischen Theben und Athen betreffenden Orakel vollständig zu billigen. Auch stimme ich ihm bei, dass durch Ausscheidung von V. 947 ff. eine empfindliche Lücke entstehen würde. Bei den Trachinierinnen ist es mir aufgefallen, dass der Hinweis R. v. Braitenbergs auf die in V. 633 f. liegende Anspielung auf die Schlacht bei den Thermopylen dem Verf. gänzlich entgangen ist. Er hat ferner sehr wohl daran gethan, dass er die Notiz des Scholiasten zur Elektra (S. 162) ganz ausschreibt und bei dieser Gelegenheit neuerdings darauf aufmerksam macht, für wie ungehörig die alten Erklärer bewusste politische Angriffe auf Staatsmänner gehalten haben. Ich glaube übrigens, dass die über V. 60—65 zuletzt vorgetragene Ansicht, wonach dem Dichter zwei Herodotstellen vorschwebten, die richtige ist, weil solche Beziehungen auch sonst feststehen. Am eingehendsten beschäftigt sich der Verf. mit König Ödipus, um darzulegen, erstens dass Sophokles nicht Oligarch und Feind des Perikles war, zweitens dass im Ödipus, der die Pest über Theben bringt, nicht Perikles und dessen *ἄγος Κυλώνειον* dargestellt sein soll, endlich dass die sonst statuierten Anspielungen auf geschichtliche (Pest) und politische Vorgänge und Persönlichkeiten eingebildet sind. Auch hier kann ich die Argumente des Verf.s Punkt für Punkt gutheißen.

Sind also auch die Resultate, zu denen der Verf. gelangt, nicht gerade etwas ganz Neues, so besitzt sein Buch doch das Verdienst, erstlich die Frage zusammenfassend und sehr gründlich

erörtert und zweitens zahlreiche, nicht unwichtige neue Beiträge zu deren Lösung geliefert zu haben.

Wien. Hugo Jurenka.

B. G. Teubners Schülerausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller. Auswahl aus den Reden des M. Tullius Cicero. I. Die Rede über den Oberbefehl des Cn. Pompeius und die Catilinarischen Reden herausgeg. von Dr. Karl Stegmann. 1. Text, 2. Commentar, 3. Hilfsheft. Leipzig, Teubner 1896.

Die vorliegende Schulausgabe ist mit feinem Verständnisse für die Bedürfnisse der Schule angelegt. Commentar und Hilfsheft, die von dem Texte gesondert zu haben sind, können neben jeder anderen Textausgabe dem Schüler mit Nutzen in die Hand gegeben werden, und nur diese beiden Hefte sind es, die wir im Folgenden charakterisieren wollen. Der Commentar bietet zunächst eine sehr praktische 'Anleitung zum Übersetzen'; denn bekanntlich besteht ja bei Cicero die Hauptschwierigkeit nicht so sehr in dem Erfassen schwieriger Constructionen, als vielmehr in der Erzielung einer angemessenen und auch gut deutschen Übersetzung. In der genannten Anleitung werden nun nach gewissen allgemeinen Gesichtspunkten Winke für die Übersetzung gegeben, so z. B. über die Wiedergabe lateinischer verbaler Ausdrücke und Sätze durch nominale Wendungen im Deutschen, über die Zerlegung größerer lateinischer Perioden in kurze deutsche Sätze u. ä. Hierin zeigt sich überall der richtige Blick des erfahrenen Schulmannes. Es folgen dann in diesem Hefte die fortlaufenden erklärenden Anmerkungen zu den einzelnen Reden. Häufig wird hier dem Schüler durch Verweisung auf gewisse Punkte jener 'Anleitung zum Übersetzen' Hilfe geboten. Der Commentar selbst ist ziemlich reichlich und dürfte den Schüler nicht leicht bei irgendeiner Schwierigkeit im Stiche lassen. Die Anmerkungen sind geeignet, den Schüler in das volle Verständnis der Reden Ciceros einzuführen. Den Schluss des Heftes bildet eine Reihe grammatischer und stilistischer Regeln, die durch Beispiele aus den durchgenommenen Reden belegt werden.

Das 'Hilfsheft' gibt zunächst eine Biographie und Charakteristik Ciceros mit einer der Bedeutung Ciceros für den Lateinunterricht entsprechenden Ausführlichkeit. In der Schilderung des Charakters des großen römischen Redners wendet sich St. mit Recht gegen die in neuerer Zeit besonders in Deutschland förmlich Mode gewordene Sucht, nur die unleugbaren Schwächen Ciceros immer wieder hervorzuheben, und würdigt in gebürender Weise auch die Vorzüge des Redners auf den verschiedenen Gebieten seiner Thätigkeit. Hierauf werden zur Vertiefung des Verständnisses der behandelten Reden die bezüglichen Zeitverhältnisse in

lebendiger Darstellung eingehend erörtert; aber nicht nur dies, auch der Schauplatz der den Reden zugrunde liegenden Ereignisse wird geschildert, so für die *Pompeiana* Kleinasien und Armenien, für die Catilinarischen Reden Italien, vor allem Rom selbst und hier besonders das *forum Romanum*. Alle die wichtigeren Stätten und Bauwerke des *forum Romanum* und der benachbarten Hügel *Palatinus* und *Capitolinus* werden besprochen und auch in zum Theil ganz hübschen Illustrationen vorgeführt. Die reiche Ausstattung dieses Heftes mit bildlichem Beiwerk ist sehr geeignet, das Interesse an der Lectüre zu beleben. — Ein weiteres Capitel gibt eine Charakteristik der Reden und eine eingehende Disposition der Pompeiana. Treffend ist das Gesammturtheil über die Catilinarischen Reden S. 60. Es wird dann noch über einzelne einschlägige Punkte der Staats- und Sacralalterthümer gehandelt. Weiters bietet das Heft eine alphabetische Zusammenstellung und Erläuterung der Synonyma, die sich in diesen Reden finden, und wichtiger, nach gewissen Gruppen geordneten Phrasen.[1]) Den Schluss bilden eine sehr zweckmäßig angelegte Stellensammlung zur Wiederholung und Einprägung der syntaktischen und stilistischen Regeln und eine Besprechung und Analyse der Formen der rhetorischen Periode. Man sieht, es ist ein reicher Inhalt, der in diesem Schulcommentar geboten wird. Und dabei ist es doch kein buntes Allerlei, das den Schüler mehr zerstreuen und ablenken als fördern würde, sondern ein erfahrener und kenntnisreicher Schulmann hat hier sorgfältig alles das zusammengetragen, was das Interesse an der Lectüre zu beleben und den Unterrichtserfolg zu befestigen und zu vertiefen geeignet ist.

Die geschmackvoll und solid gebundenen Bändchen empfehlen sich auch durch ihre äußere Ausstattung. Auch auf Correctheit des Druckes wurde die größte Sorgfalt verwendet.

Wien. Alois Kornitzer.

Abriss der lateinischen und griechischen Moduslehre in paralleler Darstellung. Von Dr. Ludwig Scheele, Oberlehrer am Progymnasium zu Thann i. E. Marburg, N. G. Elwert 1895. gr. 8°, IV u. 74 SS. Preis 1 Mk.

Der Gedanke einer Parallelgrammatik der lateinischen und griechischen Sprache ist alt, ohne dass man ihn bisher pädagogisch in entsprechendem Maße ausgewertet hätte. In neuester Zeit ist

---

[1]) Dass Cicero wenigstens in stilistischer und grammatischer Hinsicht im Vordergrunde der Lateinlectüre des Gymnasiums stehe, wird wohl niemand bestreiten. Darum sind solche auf Ciceros Schulschriften gestützte Sammlungen sehr zu begrüßen. Sie werden für den Schüler ein Gewinn und ein wertvoller Behelf beim Lateinschreiben sein.

nur Waldeck in seiner lateinischen und griechischen Grammatik der von den neuen preußischen Lehrplänen des J. 1892 gestellten Forderung nachgekommen, die dahin geht, dass 'die an einer Anstalt nebeneinander gebrauchten Grammatiken der lateinischen und griechischen Sprache in ihrem ganzen Aufbau nicht allzusehr verschieden voneinander seien.' Eine eigentliche Parallelgrammatik hat jedoch niemand unternommen, wenigstens nicht in dem strengen Sinne wie der Verf. vorliegender Arbeit. Diese ist für den Gebrauch des Schülers bestimmt, der die lateinische Moduslehre bereits vollständig innehat und nun in die griechische Verbalsyntax einzuführen ist.[1]) Daraus erklärt sich eine Eigenart des Buches. Wenn nämlich auch ein im ganzen vollständiges Lehrgebäude der lateinischen Modi — dieses befindet sich linksseitig, also auf den Seiten gerader Zahl — aufgeführt ist, so fehlen hier doch einzelne nicht unwesentliche Punkte, die dem Schüler, der systematisch das Gebiet der lateinischen Verbalsyntax kennen lernen soll (beispielsweise die Bedingungssätze in Abhängigkeit), oder die Darstellung ist eine nur skizzierte, wie die des Gebrauches der persönlichen Construction d. i. des Nominat. c. inf. Hingegen wird man an der Behandlung der entsprechenden Partien der griechischen Grammatik — die rechtsseitig, also auf den Seiten ungerader Zahl, in theilweise mit den linksseitigen wörtlich gleichlautenden Regeln angebracht sind — kaum etwas vermissen. Auf alle Fälle aber ist sowohl durch die Art der Regelgebung als auch durch die geschickte äußere Anlage des Buches dessen Hauptzweck erreicht, der darin besteht, die in beiden Sprachen übereinstimmenden Erscheinungen, aber auch das jeder Sprache Eigenthümliche — und letzteres ist für die Schule vielleicht noch wichtiger[2]) — in die entsprechende Beleuchtung zu rücken.

---

[1]) Der Verf. spricht sich p. IV so aus: 'Die Vorzüge einer parallelen Behandlung der lateinischen und griechischen Moduslehre — zunächst für Obersecunda — liegen auf der Hand. Nach einem Fundamentalsatz der Unterrichtslehre sollen dem Schüler neue Vorstellungen stets nur im Anschlusse an bereits vorhandene, hinreichend klargestellte und zu vollem Verständnisse gelangte alte Vorstellungen dargeboten werden. Die systematische Behandlung der griechischen Moduslehre ist auch nach den Lehrplänen von 1892 noch das Pensum der Obersecunda, die lateinische Moduslehre hat der Schüler auf Obertertia gelernt, auf Untersecunda wiederholt und sich zu vollem Eigenthum gemacht. Da nun die Moduslehre der beiden Sprachen in den Hauptpunkten und theilweise bis in die kleinsten Einzelheiten übereinstimmt, so hat der Obersecundaner im wesentlichen einfach die ihm aus dem Lateinischen bekannten und geläufigen Regeln auf die griechische Sprache zu übertragen.'

[2]) Wer hätte nicht schon die Neigung der Schüler, den Conjunctiv der indirecten Frage nach Analogie des Lateinischen im Griechischen anzuwenden, bekämpfen müssen? Wem wurde nicht schon Accusativi c. inf. wie *Ἀλέξανδρος ἔφασεν ἑαυτὸν εἶναι Διὸς υἱόν* in der Schule geboten?

So fühlt sich denn Ref. nach vorliegender Probe zu dem Wunsche veranlasst, der Verf. möge auch die lateinische und griechische Casuslehre einer parallelen Darstellung unterziehen.[1])

De Aeschyli et Sophoclis enuntiatorum relativorum usu (Capita selecta.) Dissert. inaug. scripsit Ioannes Klasen, Bonnensis Tübingen, P. Hauptmann. Leipzig, G. Fock 1895. 8°, 30 SS. Preis 1 Mk.

An erster Stelle (de enuntiatis relativis, quae exclamativa dicuntur) behandelt Kl. diejenigen Relativsätze, welche sich an eine Interjection (*ὦ πόποι, ὤμοι*) oder einen Vocativ anschließen. Diese gehören nach seiner Ansicht, die er ziemlich plausibel macht, zu den explicativen Relativsätzen, als welche ihm Fälle gelten, wie Aesch. Pers. 809 *οὔ σφιν κακῶν ὕψιστ' ἐπαμμένει παθεῖν | .. | οἳ γῆν μολόντες Ἑλλάδ' οὐ βρέτη | ᾐδοῦντο συλᾶν οὐδὲ πιμπράναι νεώς*. Darnach wäre also Hom. *Φ* 441 *νηπύτι', ὡς ἄνοον κραδίην ἔχες* = Thor, ein so unverständiges Herz hattest du: durch das Relativum *ὡς* wird eben das ursprüngliche Demonstrativum vertreten. Auch bei Äschylus lassen sich die mit Relativpronominen und -Adverbien eingeleiteten scheinbaren Rufsätze als explicative Relativsätze auffassen, wogegen bei Sophokles an einzelnen Stellen *οἷος, ὅσος* und *ὡς* thatsächlich bereits im Ausrufe stehen. Vgl. OR 726 (*οἷος*), OC 876 (*ὅσος*), Tr. 395 (*ὡς*). Im zweiten Capitel (de *ὡς* coniunctione temporali et causali) constatiert Kl., dass *ὡς* als Temporalpartikel bei Äschylus dem regierenden Satze vorangeht, als Causalpartikel nachfolgt. (Das ist doch wohl so ziemlich allgemein griechischer Sprachgebrauch, mag auch Sophokles von dieser Regel abweichen.) — Das umfangreichste Capitel ist das dritte: De coniunctivi in enuntiatis relativis usu: es behandelt den Conjunctiv (mit und ohne *ἄν*) in Relativsätzen. Was hier Kl. in nicht immer klarer Entwicklung bringt, geht nicht wesentlich über Delbrücks bekannte Ansicht von der Natur des Conjunctivs hinaus. Erwähnenswert ist nur die Betonung der metrischen Rücksicht, die den Dichter zur Wahl von *ἐάν, ἤν* und *ὅταν*, von *ἄν, ὅσ' ἄν* und *ἔνθ' ἄν* für bloßes *εἰ, ὅτε* und *εὖτε* oder *ἅ, ὅσα* und *ἔνθα* veranlasst haben soll. — Zuletzt bespricht Kl. den Gebrauch von *ὅ, ἥ, τό* und *ὅστε*. Wo consonantisch beginnende Formen des Relativs statt der vocalisch anlautenden gewählt sind (z. B. Soph. OR 1379 *ἱερά, τῶν*, Phil. 14 *σόφισμα, τῷ*), da soll nach Kl. entweder der Hiatus getilgt oder Positions-

[1]) Gegen einzelnes hat Ref. wenig zu bemerken. S. 56 ist von den Formen *ente* und *entibus* die Rede, als wären es erlaubte Bildungen. S. 58 heißt es: 'Hat lassen passiven Sinn, so steht der Inf. praes. pass.; z. B. Sophocles Polynicem a sorore sepeliri facit.' 'Lassen' passiven Sinn? S. 60 wäre doch vielleicht dem griechischen *ἔλαθε φυγών* die von Livius V 47 gebrauchte Construction *fefellerat ascendens hostis* gegenüberzustellen.

länge erzeugt oder endlich der Beginn des Verses gekräftigt werden. Auch ὅστε, wofür sich bei Sophokles sichere Belege nicht finden, wird, wie Kl. zeigt, aus formalen Gründen hin und wieder vorgezogen.

Dies der Inhalt des Schriftchens. Sind auch die Untersuchungen des Verf.s nicht eben tiefgehend, so sind doch die gewonnenen Ergebnisse nicht wertlos. Zu wünschen wäre nur hie und da eine bündigere Form der Darstellung.

Wien. J. Golling.

Lateinische Lehr- und Übungsbücher.

Lateinische Formenlehre zum wörtlichen Auswendiglernen von Hermann Perthes. Ausgabe B besorgt von Prof. W. Gillhausen. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1895. IV u. 76 SS. Preis 80 Pf.

Die vorliegende Ausgabe B der lateinischen Formenlehre von Perthes ist nur ein Abdruck der in der 5. Auflage vom Ref. in dieser Zeitschr. 1894, S. 1106 besprochenen lateinischen Formenlehre zum wörtlichen Auswendiglernen mit den Änderungen, die das Anlehnen an das lateinische Lesebuch nebst Wortkunde von Dr. J. Wolff (vgl. diese Zeitschr. 1896, S. 743) nothwendig machte, um an den Anstalten verwendet werden zu können, an denen diese und nicht die von H. Perthes (vgl. diese Zeitschr. 1894, S. 766 f.) eingeführt sind.

Diese Veränderungen sind nicht wesentlich und bestehen theils in Einschiebungen und in Umstellungen theils in der Einführung neuer Termini oder Hinzufügung von erläuternden Angaben zu den alten und in vereinzelten Kürzungen. Eingeschoben wurden drei Paradigmen für die i-Declination in §. 30 und zwei neue Paragraphen (Pronomina correlativa und correlative Pronominaladverbien) §. 145—146, wobei die Präpositionen, um die übrigen Paragraphen nicht ändern zu müssen, unter einem Paragraphen (145) statt unter drei wie bisher eingereiht wurden, ferner fünf Impersonalien in §. 142 (piget, pudet, taedet, miseret, refert) und das Adverb „aliter anders" in §. 144, 4. Umgestellt wurden die §§. 66—69 hinter §. 71. Als neuer Terminus wurde statt des Supinstammes nach dem Gebrauche im Lesebuche und in der Wortkunde von Wolff der Verbaladjectivstamm eingeführt und in §. 84 die zur Verbaladjectivgruppe gehörigen Formen des Verbums (das passive Particip perfecti, die Verbalsubstantiva auf us und or und das active Particip. futuri als eine Weiterbildung der Substantiva auf or) hinzugefügt. Erklärend treten zu dem Terminus Verbalgenus die Ausdrücke Activ und Passiv, ferner zu dem Terminus Modus

die Ausdrücke Indicativ, Conjunctiv und Imperativ hinzu. Eine richtigere und kürzere Fassung hat §. 87 erfahren.

In dem Verzeichnisse der wichtigsten Verba nach ihrer Stammformenbildung ist die Gruppe des Präsensstammes durch den Infin. Präs., zu dem nur bei den Verbis auf -io der 3. Conjugation die Präsensform tritt, die des Perfectstammes durch die 1. Person Sing. Ind. Perf. und die des Verbaladjectivstammes durch das passive Part. Perf. auf us bei transitiven, auf um bei intransitiven oder, wenn keine von beiden Formen möglich ist, durch das seltene Supinum oder das active Part. fut. vertreten. Die bei den Verben angeführten Phrasen und Composita sind nicht dem Lesebuche für Sexta und Quinta von H. Perthes, sondern dem von Wolff entlehnt; die angegebenen Stellenbelege beziehen sich daher nur auf das letztgenannte Lesebuch.

Was die Einzelheiten anbelangt, hätte Ref. an der Fassung der Genusregeln manches auszustellen und würde gern noch viele darin aufgenommene, selten vorkommende Wörter missen, ebenso prosper §. 26 und iuvaturus §. 132, 2 und S. 60, Z. 9 v. o., da es singulär ist und dafür sonst stets adiuturus vorkommt. Dagegen scheint ihm die Aufnahme des Vocativs deus §. 28, 1 nöthig zu sein. Entschieden zu hoch für Anfänger ist die Fassung des §. 74 und noch mehr die des §. 75.

Im übrigen verweist Ref. auf das, was er a. a. O. über die Anlage der 5. Auflage der für die Lesebücher von Perthes bestimmten Ausgabe dieses Büchleins gesagt hat. Sein Urtheil über den Wert desselben hält er auch für die vorliegende Ausgabe aufrecht und empfiehlt dieselbe, deren Druck correct und deren Ausstattung ganz entsprechend ist, den Fachgenossen.

A Latin Grammar by Charles E. Bennett, Professor of Latin in Cornell University. Boston, Allyn and Bacon 1895. X u. 265 SS. Preis 80 Cts.

Gegenüber den in Amerika herausgegebenen Büchern zum Unterrichte im Lateinischen, die Ref. in den Händen gehabt hat (vgl. diese Zeitschr. 1885, S. 858), zeigt das vorliegende einen sehr großen Fortschritt. Während jene an Systemlosigkeit litten und dadurch, sowie durch das Zuviel oder Zuwenig des Stoffes den Unterrichtserfolg beeinträchtigten, zeigt dieses einen systematischen Aufbau in der Formenlehre und Syntax unter Benützung der sprachwissenschaftlichen Errungenschaften, soweit sie für die Schule zulässig sind. Es ist nach den Mustern der von deutschen Fachlehrern herausgegebenen abgefasst. Wie in diesen tritt auch in ihm das Streben zutage, nur die wichtigeren und zur Vorbereitung für die Schullectüre nöthigen Spracherscheinungen vorzuführen, den Lernstoff vom Nachschlagestoff zu trennen, Zusammengehöriges nicht auseinanderzureißen, die Regeln klar und präcis zu fassen und womöglich passende Beispiele, aus denen jene ohne Schwierigkeit

deduciert werden können, sprechen zu lassen. Dabei muss besonders das Streben anerkennend hervorgehoben werden, den lateinischen Ausdruck durch den der Form nach ihm ganz entsprechenden englischen zu übersetzen und erst dann, wenn es einen solchen nicht gibt, einen der Form nach abweichenden, aber dem Inhalte nach ihn ganz erschöpfenden anzuwenden.

Dass in diesen Beziehungen noch mancherlei im einzelnen auszustellen ist, will Ref. dem Buche nicht zum Vorwurf machen; ein weiteres Fortschreiten auf der einmal eingeschlagenen Bahn wird auch größere Sorgfalt und Genauigkeit in dem Einhalten dieser Gesichtspunkte herbeiführen. Der poetische Sprachgebrauch ist nicht immer sorgfältig von classischer Prosa geschieden; seltene Spracherscheinungen sind aufgenommen, die der gelegentlichen Erwähnung bei der Lectüre zu überlassen waren, andererseits ist manche Regel nicht erschöpfend, so dass der Schüler leicht irren kann. Überflüssig sind z. B. libertabus und equabus §. 21, 2 d; die Paradigmen auf os, om und os, on 24 und 27; liberūm und sociūm st. orum 25, 6 c; der Genetiv und Dativ Sing. vis, vi, der nicht nachweisbar ist, 41; der Genetiv ornati st. us 49, 1; tribunus plebi 52, 2; castrum st. castellum 61; prosper st. prosperus 65, 1; der Dativ alterae, da ja nullo st. nulli (Caes. b. G. 6, 13, 1; bell. c. 2, 7, 1) nicht erwähnt ist, 66; maturrimus 71, 3; die Erwähnung von med, ted, sed als alte Ablative 84, 3 und 85, 3; labrorum tenus 142, 3; ferner 144, 1 und 2; 218 b; 227, 3, das sich aus 166, 1 b und c ergibt; überflüssig ist endlich in einer Schulgrammatik die Bemerkung, dass eine Construction bei einem Autor häufiger, bei einem andern seltener erscheint, besonders wenn die Angabe nicht ganz richtig ist, wie 268, 6 über das Vorkommen des Perfects Conj. in Folgesätzen nach historischen Zeiten, und die Anführung des singulären iuvaturus, wofür adiuturus einzusetzen ist, 119, 4. Ferner ist vieles in der Formenlehre angeführt, was füglich ins Wörterbuch gehört, so in 57—61 und 121 II a. Ungenau ist 47, 8 durch Weglassung der Form Didonis; 49, 4 durch die Bemerkung, dass neben den angeführten Casus nach der 2. Declination domus auch nach der 4. abgewandelt wird; 56, 3, da auch der Sing. cervix üblich ist; 70, 1, indem nicht allein ditia, sondern auch andere Formen von dis, dite vorkommen; 84 ist bei nostrum, nostri eine Hinweisung auf 242, 2 und a nöthig; 122 fehlt die Angabe, wodurch das fehlende Part. Pf. ersetzt wird; 178 ist bei den Verben „bitten, fordern, fragen" die in der classischen Prosa übliche Construction nicht genau genug hervorgehoben, wie auch die passive Construction von celare; 203, 3, wo pluris, maximi und plurimi fehlen; 230, 2, denn pace ist auch ohne in üblich; 240, 4 durch das Fehlen der Bemerkung, dass bei der Steigerung des Adjectivs oder Adverbs durch magis der lateinische Ausdruck sich mit dem englischen deckt; 246, 1 vermisst man die Angabe, dass hic

bisweilen auf ein entfernteres und ille auf ein näherstehendes Wort bezogen wird, wenn jenes dem Gedankenkreise der Sprechenden näher steht, dieses aber ferner, also hic mit that (jener) und ille mit this (dieser) übersetzt werden muss; 247 ist die für den englischen Ausdruck übliche lateinische Ausdrucksweise nicht erschöpfend; 250, 3 wird der Schüler fragen wann? und wann nicht? 252, 5 a fehlt die Angabe von sui, sibi, se. Nicht zu billigen ist die Schreibung j vor Vocalen statt i, millia st. milia, die Aufnahme der Städtenamen auf us in die allgemeine Geschlechtsregel der Feminina (15, 2), da das Geschlecht der Städtenamen sich nach der Endung richtet und die Beschränkung auf us die allgemeine Regel zur besonderen macht, ferner die Fassung der Geschlechtsregeln der 3. Declination (43—46), deren buntes Sammelsurium kein festes Wissen bei den Schülern aufkommen lassen kann; endlich die Anwendung von Allgemeinheiten in Regeln wie 268, 6 in clauses of Result and some others (in Folgesätzen und einigen anderen), da die Wissbegierde der Schüler durch bestimmte Angaben befriedigt werden muss oder überhaupt nicht geweckt werden darf. Unpraktisch und ein Verstoß in didaktischer Beziehung ist die Nichtabsonderung des poetischen Sprachgebrauches von dem prosaischen durch typographische Mittel. Bedenklich ist die von den übrigen Ablativen getrennte Behandlung des absolutiven Ablativs (227), da in den Köpfen der Schüler leicht die falsche Vorstellung geweckt werden kann, als ob er andere Verhältnisse als der bloße Ablativ zum Ausdruck bringe, und das ist doch nicht der Fall.

Der Druck ist im allgemeinen entsprechend, nur bei den Zahlwörtern (79) und Deponentien (113) sollten größere Lettern angewendet werden. Auch die Correctheit desselben ist anzuerkennen. Verstöße wie pel-no statt peln-o (117, 4) sind selten und derartig, dass sie leicht als solche erkannt und berichtigt werden können. Das Werk verdient nach dem Gesagten im allgemeinen volle Anerkennung.

Die wichtigsten Regeln der lateinischen Stilistik und Synonymik

für obere Gymnasialclassen von Paul Klaucke. 2. unv. Aufl. Berlin, Verlag von W. Weber. VIII u. 112 SS. Preis geh. 1 Mk. 25 Pf., kart. 1 Mk. 40 Pf.

Für die Existenzberechtigung und Verwendbarkeit des vorliegenden Buches spricht die Nothwendigkeit einer neuen Auflage, für die Trefflichkeit der Anlage, für die richtige Auswahl des Stoffes und die geeignete Form der Darstellung desselben der Umstand, dass diese neue Auflage sich einen unveränderten Abdruck der früheren nennen konnte; und thatsächlich ist dies auch der Fall, wenn von der Verbesserung einiger unwesentlichen, die Brauchbarkeit des Werkchens nicht beeinträchtigenden Verstöße und Druckfehler abgesehen wird. Ref. kann daher auf die Besprechung der

1. Auflage in dieser Zeitschr. 1885, S. 925 f. hinweisen und hier sich begnügen, auf das Erscheinen der 2. Auflage aufmerksam zu machen und dieselbe den interessierten Fachgenossen zu empfehlen.

Kurzgefasste lateinische Synonymik nebst einem Antibarbarus für den Schulgebrauch bearbeitet von Dr. Karl Meißner, Gymnasialprofessor a. D. 5. verb. Aufl. Leipzig, Druck u. Verlag von B. G. Teubner 1895. VI u. 95 SS.

Das in 5. Auflage erschienene Büchlein des durch seine lateinische Phraseologie bekannten Verf.s enthält eine Synonymik von 200 Nummern, unter denen nur solche Wörter erscheinen, deren Unterschiede in die Augen fallen und deren Kenntnis für die Praxis des Lateinschreibens und das bessere Verständnis der lateinischen Schriftsteller dem Schüler durchaus nöthig ist (S. 1 bis 36), und einen sogenannten Antibarbarus von 487 Nummern, die alles enthalten, worin der Schüler in seinen schriftlichen Arbeiten und Übersetzungen am häufigsten zu fehlen pflegt (S. 37—78).

Durch rasch aufeinanderfolgende Auflagen hat das Büchlein eine recht praktische Form erhalten. Die Artikel der Synonyma zeichnen sich durch eine ganz präcise Fassung und scharfe Begriffsbestimmung aus. Zur Klarlegung der Sinnesunterschiede hat der Verf. vielfach recht zweckmäßig die Etymologie herbeigezogen und zur Erläuterung kurze Beispiele hinzugefügt. Trotz der Beschränkung auf das Nothwendigste wird der Schüler kaum etwas vermissen, was zum Verständnisse seiner Lectüre und zur Vermeidung unlateinischer Ausdrücke in seinen deutsch-lateinischen Arbeiten nöthig ist. Um das stufenweise Vorgehen bei der Erlernung der Synonyma von der 3. Classe an zu erleichtern, hat der Verf. die für die einzelnen Classen nach seiner Ansicht passenden ausgewählt und mit verschiedenen Zeichen versehen und so das Büchlein sowohl seinem Inhalte als auch seiner Form nach zu einem recht brauchbaren und schwer zu missenden Hilfsmittel beim Lateinunterrichte gestaltet. Ein lateinisches und deutsches Register der darin vorkommenden Ausdrücke erleichtert den Gebrauch desselben.

Nur selten bietet sich Veranlassung zu Ausstellungen und auch diese beeinträchtigen den Wert und die Verwendbarkeit des Buches nur wenig. Als selbständige Nummer wünschte Ref. „Kleinasien", da es unter „36. Asien" nicht gesucht wird, ebenso „Groß- und Kleinphrygien", ferner unter „lassen" die Erwähnung der Fälle, wo es „nicht" ausgedrückt wird oder durch „curare mit dem Gerundiv". Zu erwähnen wäre auch, dass das deutsche „der, die, das usw." in verkürzten Vergleichungssätzen vor einem Genetiv im Lateinischen nicht ausgedrückt wird, z. B. Ich schätze die Comödien des Plautus höher als die des Terenz = quam Terentii, Terentianas, Terentium; wünschenswert wäre zum Verständnisse der Phrase quid opus est plura? (Syn. 117) die Hinzufügung von dicere in Klammern;

ebenso Antib. 264 neben nihil aliud fecit nisi lacrimavit die auch bei Cicero vorkommende Ellipse nihil (aliud) nisi lacrimavit. Ungenau ist Antib. 63 und 485, da auch in der Apposition zu zwei genannten Personen duo in dem Sinne von alle zwei (beide) steht, vgl. Cic. pro lege Man. 3, 8; unvollständig ist 382, da noster Plato gebräuchlich ist für „unser Freund Plato", „unser Landsmann", „unser Gewährsmann" u. dgl. Klarer und genauer wäre für Schüler 216 in der Fassung, dass „kein bei einem Substantiv" im Lateinischen nicht durch nullus, sondern durch non ausgedrückt wird, wenn es ein Adjectiv oder das Zeitwort verneint, z. B. Er hat keinen treuen Freund, er hat keinen Freund, dagegen nullus in „er hat gar keinen, keinen einzigen Freund"; ferner 230 „leben" mit Bestimmungen auf die Fragen wann oder wo wird durch esse, auf die Fragen wie, wie lange oder wovon durch vivere übersetzt, durch dieses auch dann, wenn neben Bestimmungen auf die Fragen wie, wie lange, wovon auch Bestimmungen auf die Fragen wann oder wo stehen; „erleben" ist videre. Entschieden unrichtig ist 271 die Auffassung der Frage mit folgendem aut als Disjunctiv- oder Doppelfrage; aut corrigiert hier nur einen in der Frage gebrauchten Ausdruck, wie das deutsche oder besser, oder wenigstens u. dgl. In den Quantitätsangaben wird Consequenz vermisst. Die Form Piraeus ist poetisch; neben dem lateinischen Accusativ Piraeeum hat Cicero auch wie bei anderen griechischen Eigennamen den griechischen Accusativ Piraeea gebraucht; vgl. epist. ad Atticum 7, 3, 10.

Doch das sind Kleinigkeiten, die gegenüber dem inneren Werte des Werkchens nur leicht ins Gewicht fallen und bei der Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt des Autors bald schwinden werden. Das angestrebte und oben angedeutete Ziel, Sicherheit im Lateinschreiben und ein besseres Verständnis der lateinischen Schriftsteller, kann thatsächlich mit dem Büchlein erreicht werden. Ref. empfiehlt es daher zur Verwendung beim Unterricht.

Wien. Heinrich Koziol.

Handbuch der germanischen Mythologie von Wolfgang Golther. Leipzig, Hirzel 1895. 8°, XI u. 668 SS. Preis 12 Mk.

Diese neue Bearbeitung der germanischen Mythologie, welche berufen ist, an Stelle der längst den Anforderungen der Wissenschaft nicht mehr genügenden zahlreichen Auflagen des Simrockschen Handbuches zu treten, soll freundlichst begrüßt sein.

Der Verf., dessen Schaffenskraft man gerne anerkennen wird, da er in verhältnismäßig kurzer Zeit den ungeheueren Stoff bewältigt und ein reifes, mit dem Geiste echter Wissenschaftlichkeit getränktes Werk geliefert hat, das der Vorzüge gewandter und

gemeinverständlicher Darstellung nicht entbehrt und in dem die Ergebnisse der mythologischen Einzelforschung mit Gewissenhaftigkeit bis während der Drucklegung berücksichtigt sind, hat sich durch seine große Zusammenfassung ein bleibendes Verdienst erworben und nicht nur alle jene zum Danke verpflichtet, denen die Untersuchung mythologischer Fragen Gegenstand eigener wissenschaftlicher Arbeit ist, sondern auch alle Gebildeten des deutschen Volkes überhaupt, die sich in der Sache zu belehren wünschen. Golthers Handbuch ist nicht als Quellenwerk eingerichtet wie Jakob Grimms unerreichtes Werk, dessen Fehler viel öfter getadelt, als von den Tadlern selbst vermieden wurden, sondern als darstellende Bearbeitung, aber auch in der Gestalt verdient es volle Schätzung und Anerkennung seiner Vorzüge, der flüssigen Sprache, der übersichtlichen Eintheilung, der besonnenen Scheidung von Germanischem und Nordischem, von altem und neuem Heidenthum, von Echtem und Entlehntem, von höherer Form des Glaubens und niederer Mythologie. Dass auch in Golthers Schöpfung fast alles Fleisch und alle Farbe aus den mythologischen Vorstellungen der nordischen Völker herbeigeholt ist, liegt in den sattsam bekannten Verhältnissen der culturellen Entwicklung und der Überlieferung, die bei den festländischen Germanen, schon früh bei Seite geschoben, bis auf dürftige Reste den Weg auf die Nachwelt versäumt hat.

Was ich im besonderen zu dem Werke Golthers zu bemerken habe, betrifft hauptsächlich die germanischen Götternamen in römischen Denkmälern, über deren Verhältnis zum vorausgesetzten nationalen Cult mir Erlangung möglichster Klarheit wünschenswert erscheint.

Soviel ist ja offenbar, dass, wenn der literarisch thätige, römische Ethnograph an Stelle der germanischen Götternamen, von denen er erfuhr, seine Interpretierung *Mercurius*, *Mars* und *Hercules* einsetzte, er damit seinem Leserkreise das Wesen der fremden Götter verständlich machen wollte, und dass gerade actuelle Götter mit ausgebreiteten Culten, die viele Vergleichspunkte darboten, es gewesen sein mussten, deren Namen für die Auffassung der römischen Leser durch römische Götternamen ersetzt werden konnten, dass dagegen, wo es um Götter des bloßen Mythus ohne Cult sich handelte, wie beim *Tuisto* der westgermanischen Stammsage, eine solche Substitution unmöglich war und daher auch nicht versucht wurde.

Anders liegt die Sache bei den epigraphisch überlieferten, im lateinischen Texte vorfindlichen Namen, hier kann es sich immer nur um Götter von actuellem Culte handeln, und es wirft sich nothwendig die Frage auf, wieviel in diesen lateinischen Inschriften auf Rechnung des römischen Cultes und seiner Formen, wieviel auf die des nationalen komme. Dass wir es dabei mit einer zum Theile zweisprachigen Bevölkerung zu thun haben, ist sicher, und dass die Inschriften immer lateinisch sind und die Verehrung

nationaler Götter mit dem Cultus römischer verquickt wird, muss eben darin seinen Grund haben, dass in der vorausgesetzten Mischbevölkerung das Element der römischen Cultur und Sprache ausschlaggebend überwog.

Wenn sich neben den zahlreichen lateinischen Matronen-inschriften nur eine, die den *matrebo Namausikabo* gewidmete, in gallischer Sprache verfasste findet, keine einzige germanische, dagegen aber mitten im lateinischen Texte die germanischen Dative *Aſlims, Vatvims, Saitchamims* als Entsprechung zu den lateinischen Dativen *Aſliabus, Vatviabus, Saithamiabus* anderer Steine, so sehen wir klar, dass Cult und Dedication sich in vorwiegend römischen Formen bewegte, in die nur ab und zu von den unbekannten nationalen Culten einige sprachliche Tropfen eingeflossen sind. Dass es also neben der römischen Form des Cultes, soweit sie sich in Altar- und Steininschriften äußert, immer auch noch nationale Culte in einfacheren und ursprünglicheren Formen bei Germanen und Kelten gegeben habe, die mit den Römern nicht in engere politische und sociale Berührung getreten waren, und dass aus diesen untergegangenen Culten die nationalen Namen herrühren müssen, welche uns in römischen Steininschriften entgegentreten, ist außer allem Zweifel. Die Namen germanischer und keltischer Götter in lateinischen Inschriften repräsentieren nur den Niederschlag germanischen und keltischen Cultes, von dessen Formen wir uns aus den Denkmälern selbst kein Bild machen können, da seine Kunde überhaupt nur in den Formen der römischen Cultur und des römischen sprachlichen Verkehres auf uns gekommen ist.

Wie wir aber sehen, dass bei den gedachten Matronennamen die germanische Flexion *-ims* nur ein paarmal zufällig erhalten, in der Regel aber durch die lateinische Entsprechung *-iābus* ersetzt ist, so dürfen wir wohl erwarten, dass in den überlieferten Namen nicht nur lateinische Flexionen, sondern auch lateinische Formelemente, Suffixe auftreten, und wenn ich daher den *deus Requalivahanus* als **Requalivānus* gefasst habe, so war meine Meinung die, dass die Grundlage dieser Bildung eine topische, ein Fluss oder eine Siedlung sei, zu der der Dedicant in irgendeiner Beziehung, der Herkunft oder des Aufenthaltes oder wie immer stehen mochte. Die lateinische Bildung *deus *Requalivānus* sagt uns nichts anderes, als dass in dem germanisch benannten und deshalb glaublich auch von Germanen bewohnten Orte **Requaliva* ein besonderer Gott verehrt wurde. Von dem Wesen des Gottes erfahren wir dabei nichts, und ein Schluss von dem Namen auf den Charakter des Gottes wäre nur dann erlaubt, wenn eben **requaliva* nicht Ortsname, sondern ein mythisches Appellativum, ein Terminus des heidnischen Glaubens oder Cultes wäre, der den Bereich seiner Wirksamkeit bezeichnete, wie ich beim *Hercules Magusānus* nicht ohne einige Wahrscheinlichkeit angenommen habe. Da aber die alleinstehende Bezeichnung *deus* die Beziehung des Gottes auf einen

der drei in römischer Zeit bezeugten germanischen Hauptgötter auszuschließen scheint, es stünde ja sonst die interpretatio Romana *Mercurius* oder *Mars* oder *Hercules* da, so habe ich den 'Requalivischen Gott' wohl mit Recht als topischen Schutzgeist erklärt, eine Auffassung, welcher Golther 405 ff. nach meinem Ermessen nicht gerecht geworden ist.

Die Meinung, dass aus den germanische und keltische Elemente enthaltenden Götternamen unseres römischen Inschriftenmaterials principiell auf ethische Seiten der Götter geschlossen werden müsse, hat allzulange unsere Anschauung beherrscht. Sie ist einseitig und, soweit ich sehe, nicht nur nicht die alleinberechtigte, sondern sogar die minderberechtigte. Für die Matronennamen mit den Suffixgruppen *-ē(i)(h)(i)ae* und *-(h)ēnae* glaube ich wenigstens den Nachweis erbracht zu haben, dass sie niemals das Wesen der 'Mütter' irgendwie definieren, sondern immer nur das jeweilige topische oder ethnische Verhältnis. So gehen z. B. die *-ēiae*, Dativ *Andrustehiabus, Cantrusteihiabus, Hamavehis* auf die Namen von Stämmen **Andrusti, Cantrusti, *(h)Amavi* zurück, von denen der letztere wohl mit dem Personennamen *Ammaus*, fem. *Ammāva* (Holder, Altkelt. Sprachschatz 129) identisch sein kann. Für den Matronenbeinamen *Vallamneihiabus* lässt sich der zugrunde liegende Stammname kelt. **Vallamnoi* noch aus dem Personennamen *Vallamni* Gen. und dem modern irischen Familiennamen *O' Follamhain* (Rhys Early Britain, 2 ed. S. 285) mit voller Sicherheit erweisen. Gut construierbar zum wenigsten ist ein Stammname für die *matronae Boudunnehae* (Correspondenzbl 1892, 100): kelt. **Boudunnoi*, der aus **boudi-*, ir. *búaid* n. 'Sieg', cymr. *buddiawg* 'quaestuosus' (Fick, Vgl. Wb.[4] II, 175) gallisch in *Boudicca* (Rhys 278) und *Teutobōdiaci* sich erläutert und mit demselben *nn*-Suffixe abgeleitet ist, das auch im Volksnamen *Dobunni* (Rhys 257) vorkommt.

In den meisten Fällen dieses Typus geht dem Suffixe *-ēio-* noch ein *n*-Suffix *an, in* voraus, das ich aber nicht mit dem ersteren zu einer einheitlichen productiven Combination *-ānēio-, -īnēio-* verbunden, sondern den zugrunde liegenden Stammnamen zugetheilt habe. Diese nun scheinen ihrerseits von Ortsnamen herzurühren, so dass sich z. B. für die *matronae Vacalinehae* zunächst ein Stammname **Vacalīni*, dann ein Ortsname *Vacalus* ergibt, in welchem man den Flussnamen *Vacalus, Vacalis* 'die Waal' nicht verkennen kann. Ganz so führen auch die *matronae Udravarinehae* (Westdeutsche Zs. XIII, 314) durch den Stammnamen **Udravarīni* auf einen Ortsnamen **Udravaro(i)-*, den ich nach litt. *ùdra*, an. *otr*, ahd. *ottir* 'Otter', zend. *udra* Fick I[4] 128 und ahd. *wuori*, mhd. *wüere* 'Wasserleitung', ahd. *werid* 'Wasserland', ags. *wær* n. 'Meer' als 'Otterteich' erklären möchte.

Einen zweiten Typus der keltisch-römischen Matronennamen, der mit dem eben besprochenen durch den einmaligen Beleg **Octo-*

cannehis neben sonstigen *Octocannis* und *Octocannabus* (**Octoc-annoi* etwa 'die in acht Dörfern Wohnenden'?) zusammenhängt, bilden die einfachen Movierungen wie die *matres Ollotōtae* (Correspondenzbl. 1891, 204 ff.), die ich auf einen Stammnamen **Ollo-tōti* zu urkelt. *(p)ollos*, ir. *oll* 'groß' Fick II⁴, 52 ff. gallisch in *Ollognatus*, *Ollovico*, *Olloudius* und **touta*, ir. *túath* 'populus' zurückführe. Gegen beide grenzt sich der Typus *-(h)ēnae* ab, welcher mit dem Adjectivsuffixe *-ēnus* gebildet ist, das lateinisch in *aliēnus*, *terrēnus* (*bestiae terrēnae* 'Landthiere', Cicero) sowie in Namen wie *Septimiēna* zu *Septimius* u. dgl. m. erscheint. Den Matronennamen dieses Typus *Albiahēnae*, *Alhiahēnae*, *Aumenahēnae*, *Etrahēnae*, *Gesahēnae*, **Veterahēnae*, *Vesuniahēnae*, *Nersihēnae* liegt immer ein Ortsname **Albiao*, **Aliao*, *Aumenao*, *Etrao*, *Gesao*, **Veterao*, **Vesuniao*, **Nersi(o)* unmittelbar zugrunde, dessen *ao* (oder *aa*) ein *v* syncopiert enthält. Man vergleiche kelt. *aus* = *āvos* (Holder 297), so dass also die *Albiahēnae* als Mütter von **Albiā(v)o(n)*, **Albiāvum* sich erklären. Nur bei den *Gesahenis* kann wegen der Nebenform *Gesaienis* auch an eine Syncope aus **Gesaio(n)*, **Gesaium* gedacht werden.

Es ist nun die Frage, wie verhalten sich zu diesen drei Typen, von denen nur der zweite sichere Spuren germanischer Stammnamen wie *matres Suebae Euthungae* enthält, die Matronennamen auf *-iae*, Dativ *-īs*, *-iābus* die *Afliae*, *Alagabiae*, *Alaterv(i)ae*, *Annanept(i)ae*, *Arvagast(i)ae*, *Aufaniae*, *Gabiae*, *Gavadiae*, *Saithamiae*, deren germanischer Charakter schon im Habitus der Lautverbindungen sich aufdrängt und bei den drei auch mit der Dativendung *-īms* vorkommenden wenigstens direct erwiesen ist.

Golther 470 verwirft, offenbar den Ansichten Friedrich Kauffmanns folgend, die von H. Kern begründete und durch R. Much weiter ausgeführte Theorie, dass die Namen dieser Gruppe germanische feminine Nomina agentis auf *-iō* seien und erklärt sie alle für topische Beinamen. Wenn also H. Kern die *Gabiae* als 'die Gebenden', *Alagabiae* als '*παν)ῶραι*', *Gavadiae* zu goth. *gawadjôn ἁρμόζειν* als 'sponsales' erklärt und R. Much (Zs. f. deutsch. Alterthum 35, 315 ff.) dieses Princip auch auf die *Vatviae* zu *wato*, *watar* als 'die Bewässernden' sowie auf die übrigen Namen der Gruppe ausgedehnt hat, so will uns Golther die *Vatviae* aus einem topischen germ. **watwî* 'Wasserland', die *Gavadiae* aus einem zu *wadan* gehörigen Localnamen 'Furt' begreiflich machen, geht aber mit vorsichtigem Schweigen über die anderen Namen hinweg, bei denen die Aufstellung eines topischen Namens merklich größeren Schwierigkeiten begegnete. Was für ein Localname aber in *Arvagastis* liegen sollte, dessen zweiter Theil augenscheinlich zu germ. **gastiz* gehört, oder in *Annaneptis*, wo wieder persönliches germ. **neftiz*, an. *nipt*, ahd. *nift* kaum zu verkennen ist, wäre denn doch zu erwägen, bevor man einen flüchtigen Einfall generalisiert. Aber die Dative *Aflims*, *Vatvims*, *Saitchamims*, welche

wirklich belegt sind, und die **Gabims*, **Alagabims*, **Gawadims*, welche wir erschließen können, machen überhaupt nicht den Eindruck von Ableitungen aus Ortsnamen; allerdings auch nicht den von nominibus agentis auf *-iō̆*. Dagegen streitet schon die Form des ubischen Dativ Pluralis **-îms*, welche am ehesten dem der germanischen Abstracta auf *-în*, got. *-ei(n)*, ahd. *-î* und *-în* entspricht, also ub. *aflims*, **gabîms* wie got. *hauheim*, *gabeim*, ahd. *hôhîm*, *kepîm* (Ahd. Glossen II 332, 50). Es schiene demnach unter Voraussetzung, dass diese Namen sich auf ethische und functionelle Seiten der Matronen beziehen, wohl wahrscheinlicher, in denselben nicht Nomina agentia auf *-iō̆*, sondern Abstracta auf *-în* zu erblicken, die ihrerseits zumeist von Adjectiven herstammen möchten, aber, wie got. *magathei*, *weitwodei*, *liuhadei* lehren, auch Substantiva zur Grundlage haben können.

Das hätte den Vortheil, die **Watwîns*, sing. **watwî(n)* 'die Nässe, das Nass', vielleicht erhalten im Ortsnamen *Wezzinbrunno*, zu germ. **watwaz* adj. mit lat. *lympha*, *lumpha* (λύμφα, osk. *diumpa*) der in Quellen und Bächen waltenden weiblichen Gottheit (Preller, Röm. Mythologie I 80, II 127) zusammenbringen zu können, und der Fall *Vatviae Nersihēnae* — zum Flussnamen *Nersa* a. 856 'die Niers' Nebenfluss der Maas, *Nerschina* a. 863 Nebenfluss der Niers — würde die Deutung Quellgöttinnen der Niers zulassen und sich der lateinischen *lympha Velinia* am Velinus sowie den Purificationen, *lymphae Commotiae* (Preller I 410, II 145) z. B., an die Seite stellen. Auch **aflî(n)* zu an. *afl* n. 'Kraft, numerische Stärke' ahd. in *frafali*, *fravili* Adj. und *frafali* subst. f. Graff. III 823 ff. aus **fra-afali* würde für die Matronen **Aflîns* sich im Sinne der personificierten Kräfte, Streitkräfte(?) wohl verwerten lassen. Noch näher aber läge dieses Erklärungsprincip bei den *Gabiabus*, *Alagabiabus*, ubisch etwa **Gabîms*, **Alagabîms*, wo wir das entsprechende Abstractum goth. *gabei* swf. 'Reichthum, πλοῦτος, divitiae', ahd. *gebi* swf. Graff. IV 121 direct belegen können, so dass wir die mit diesem Namen charakterisierten Matronen wohl den römischen *Opes* gleichsetzen dürften. Hierher gehörte dann auch die swebische *Garmangabi(s)* aus Brittanien, von der Golther 470 nichts wissen will, während er sie später 660, nachdem sie von Friedr. Kauffmann benediciert wurde, in Gnaden aufnimmt, als Compositum mit einem zu dem verstärkenden *ala-* der *Alagabiae* begrifflich analogen *garman-*, hierher auch die muthmaßlichen **Deae Idbanae Gabiae* CIRh 625, die gleich den *Vatviabus Nersihēnis* einen zweiten, topischen Namen zu enthalten scheinen. Fasst man in demselben das *b* als *v* wie in *Ardbinna* neben *Arduenna*, so möchte **Idvānus* wohl ein lateinisch abgeleitetes Adjectiv von einem Ortsnamen **Idvo(a)-* sein, den ich am liebsten mit ahd. *îda* swf. 'vena' auch im salzburgischen Flussnamen *Ramseiden*, a. 888 *Ramsîdin* Förstem. nbch. II² 1221 zusammenbrächte und als germ. **īđwō(n)* 'Gang, Wassergang' zur

Wurzel *i* 'gehen' erklärte. Auf ein Abstractum **gawadî(n)* ließen auch die *Gavadiae* schließen, das gleich got. *gagudei* 'εὐσέβεια, Gottesfurcht' zum Adj. *gaguds* mit ahd. *kiwet* 'conjugatus' zu verbinden wäre.

Aber mit Recht wird man es bedenklich finden, dass eine solche Fülle von charakterisierenden Beinamen gerade im Germanischen begegnete, dem der Cultus der Mütter kaum ursprünglich eigen ist, während keltische Beinamen der angenommenen Art ganz fehlen und die lateinischen sich auf wenige formelhafte Adjectiva wie *indulgentes* beschränken. An dem Ansatze der bezeugten ubischen Dativendung mit langem *ī* wird sich allerdings nicht mäkeln lassen; denn der Dativ Pluralis von *i*-Stämmen, also ub. *aflīms* wie goth. *anstīm* mit kurzem *ī* ist wegen der lateinischen Umschrift *afliābus* sehr unwahrscheinlich. *Afliābus* kann nur auf einem latein. Nom. Sing. **aflia* (Pl. **afliae*) beruhen und dieser wieder nur Umschrift von germ. *-i(n)* oder *-iō* > *-î* sein. Von einem germ. *i*-Stamme, Nom. *-iz* (Pl. *-îz*), latinisiert *-is* (Pl. *-es*), wäre in jedem Falle kein Dativ *-iābus*, sondern *-ibus* gebildet worden. Das germ. *-în* Suffix bildet indessen nicht bloß Abstracta, sondern auch Concreta wie got. *aithei* 'Mutter' und bewirkt in zwei Kategorien der gotischen Adjectivdeclination d. i. beim Part. Praes. und beim Comparativ die feminine Motion, also *gibandei* gegen *gibanda* und *althizei* gegen *althiza*. Ich wage demnach die Vermuthung, dass die Beinamen des in Rede stehenden Typus, soweit sie nicht Abstracta auf *-în* und functionell charakterisierend sind, zwar nicht Ableitungen von Ortsnamen, wohl aber movierte germanische Stamm- und Familiennamen sein können. Specimina altgermanischer Familiennamen sind die gotischen *Balthae* **Balthans* und hierher rechne ich auch die westgermanischen Namen der Stammsage *Inguaeones*, *Istuaeones*, *(h)Erminones*, sowie die got. *Amali*, **Amalôs*, die wandal. **Hazdingôs*.

Für die hier vorausgesetzten Stammnamen stehen demnach zwei Möglichkeiten der Reconstruction offen, wir können sie als vocalische oder als *n*-Stämme auffassen. Die Movierung *-în* würde, auch wenn sie überall Geltung hätte, was nur angenommen, nicht bewiesen ist, sich zu jedem Nominalausgange in gleicher Weise schicken.

Ich stelle demgemäß für die drei sicheren Fälle die Familiennamen römisch-germanisch **Afl(i)ones*, **Vatv(i)ones*, **Saithamones* auf und erkläre den letzteren als Compositum nach ags. *scírham* Adj. 'glänzend gerüstet' (vgl. auch ahd. *zwîlihamêr* 'bicorpor'), wobei ich bezüglich des ersten Theiles wohl bei R. Muchs germ. **saitha-*, an. *seiðr*, kelt. *soitos*, litt. *saitas* 'Zauber', an. auch in *seiðkona* 'Zauberweib' verbleiben möchte. Ubisch **Saithhamonz*, got. **Saithhamans* könnten Leute in unversehrbarem Gewande, in unverletzlicher Rüstung sein. Für die übrigen Namen kann man ebensowohl auf römisch-germanische **Gabiones*, **Alagabiones*, **Ala-*

tervones, **Annaneptiones*, **Aufanones*, **Gavadiones* wie auf **Gabii*, **Alagabii*, **Alatervi*, **Annaneptii*, **Aufanii*, **Gavadii* rathen und weibliche **Arwagastînz* könnten ebensowohl männliche **Arwagastîz*, wie **Arwagastjôz*, oder **Arwagastjonz* zur Voraussetzung haben. Besonders anziehend ist dieser Name, der in seinem ganzen lexikalischen Bestande durch den fränkischen Personennamen *Arogast* d. i. **Arwagastiz* repräsentiert wird und sehr wohl 'die Gastfreien' bedeuten kann. So wären ubische **Gabjôz*, **Alagabjôz* etwa 'die Reichen, Freigebigen', **Alaterwonz* 'die Allgetreuen', **Ananêftjôz* 'die Anverwandten, Angesippten' u. dgl. m.

Lässt sich aber bei den Matronennamen dieses Typus, der demnach nur eine Unterabtheilung des an zweiter Stelle besprochenen ist, germanischer Ursprung des Namenelementes im weiteren Umfange nicht verkennen, so ist es dagegen sehr zweifelhaft, ob derselbe für andere Götternamen der römisch-epigraphischen Tradition bisher mit Recht in Anspruch genommen wurde.

Von allen Deutungen, die Golther 465 bei der *dea Nehalennia* berücksichtigt, ist keine geeignet, mir den Namen als einen germanischen glaubhaft zu machen. Das Heiligthum der *Nehalennia* lag an der Küste der Insel *Walcheren*, alt *Walacra*, *Walacre* d. i. wohl 'ager Gallicus'. Die Ableitung ist dieselbe wie in *Arduenna*, das *h* in *nehal*, wie schon Zeuss-Ebel 46 sah, einfache Hiatusfüllung. Wenn nun *Arduenna* zu kelt. **arduos*, lat. *arduus* 'hoch, steil' der Name eines Bergwaldes ist, so kann ich mir denken, dass **Nehalenna* der keltische Name der Insel Walcheren oder eines Theiles derselben, kurz jedesfalls ein topischer sei. zu dem *Nehalennia* d. i. 'die Nehalennische' sich einfach als Adjectiv der Zugehörigkeit verhält. Wenn aber nun weiter einerseits keltische Ortsnamen direct personificiert werden konnten, vgl. *Dea Ardbinna*, anderseits ein Adjectiv der Zugehörigkeit sowohl den Ort als den Schutzgeist bezeichnen konnte, wie *Celeia* Stadt und *Celeia sancta* Göttin CIL III 5185, *Bedaio(n)* Flecken in Noricum und *Bedaius sanctus* Schutzgeist desselben CIL III 5580, so stünde auch gar nichts dawider, dass *Nehalennia* zugleich Name der Insel und der Göttin gewesen wäre. Ist nun *arduenna* ein Terminus der Bodengestaltung 'Höhe', so lässt sich für *nehalenn(i)a* Ähnliches vermuthen. Vielleicht ist es gestattet, an griech. *νεῖν*, ion. *νέειν*, 'nāre' zu denken und **neālenn(i)a*, dessen Zwischensuffix etwa auch in *Mantāla* (Holder 73) vorliegt, als 'Sund' oder 'Strand' zu erklären.

Bei der *dea Hludana*, *Hludena*, *Hluðena* CIRh 150, 188, Bonner Jahrb. 88, 243 ist die germanische Herkunft des Suffixes keineswegs erwiesen. Der Name kann unbeschadet germanischer Basis doch gleich dem **Requalivānus* oder den *Nersihēnis* lateinisch abgeleitet sein, also **Hludāna*, **Hludēna*, nicht **Hlúdāna*, **Hlúdēna*. Ebenso steht es um die *Fimmilēna*, bei der von der angenommenen Abstraction des *en* aus einem Casus obliquus eines

germ. *n*-Stammes ohnehin völlig abzusehen ist. Ja auch bei *Vercana* und *Meduna* CIRh. 709 ist die Möglichkeit eine dringende, dass sie sowie **Medūna* (lat. in *tribūnus, Portūnus*) auch **Vercāna* zu lesen seien, und der *Mercurius Leud...anus* CIRh 592 enthält nach meiner gegenwärtigen Überzeugung wohl sicher einen mit dem atein. Suffixe abgeleiteten topischen oder Stammnamen.

Endlich ist mir auch bei den *Alaisiagis, Alaesiagis*, der beiden sogenannten Thingsussteine, die germanische Natur der Ableitung ebenso wie die des Stammes zweifelhaft geworden. *-iāgus* kann sehr wohl für keltisch-latein. *-iācus* stehen und der Kern des Wortes nichts anderes als ein Localname sein, so dass die Göttinnen einfach 'die Alaesischen' sind. *Alaesius* ist als kelt. Personenname aus Spanien nachgewiesen. *Mars Thingsus* allerdings enthält eine germanische Basis, aber die beliebte Übersetzung in **Tîwaz Thingsaz* ist übereilt; denn das Nomen *Thingsus* kann ein erst im lateinischen Organe gebildetes Adjectiv sein, welches für das Germanische mit Sicherheit nur das aus dem Langobardischen verificierbare stn. *things* zu erschließen gestattet. Man hat dann die Wahl, dieses Wort appellativisch als 'Gerichtsversammlung, Gerichtsort oder Gerichtszeit', oder local fixiert als bestimmte 'Gerichtsstätte' zu verstehen, und hat das Recht zu schließen, dass die Gerichtsversammlung oder der bewusste Gerichtsort dem Schutze des Mars d. i. des germ. *Tîwaz* unterstellt war. Dass aber *Thingsus* als Umschrift einer germanischen Ableitung aufzufassen und ein stehender germanischer Beiname des *Mars-Tîwaz* gewesen sei, ist eine völlig in der Luft hängende Annahme. Denn aus unserem Wochennamen *Dienstag*, md. *Dingstag* ist ein derartiger Beiname nicht zu erhärten, da in demselben der ursprüngliche Gottesname ebensogut wie im gemeinhochdeutschen *Mittwoch* oder im bairischen *Pfinztag, Pfingstag* mit Rücksicht auf religiöse Bedenken des Christenthums entfernt und durch eine anderweitige appellativische Determination ersetzt sein kann. Der *Zîo* des westgermanischen **Tîwesdag* theilte eben das Schicksal des *Wôdan* und *Thonar*, die im Bairischen gründlich beseitigt worden sind, in etwa gleichem Umfange wie *Wôdan*, in weiterem wie *Thonar*, bei welchem die Umdeutung auf den meteorologischen Donner das Bedenkliche des heidnischen Gottnamens früh abgeschwächt haben muss. Ich fasse *dins* aus *dings* als Genetiv von *ding* 'Gerichtsversammlung' und erkläre den *Dienstag* in der That als 'Gerichtstag'. Im Einklange damit führe ich den bairisch-österreichischen *ërtac*, dialectisch *ertâg, öritâg, irta*, alt *eritac, erintac, erichtac*, bei Berthold v. R. *ergetac* auf ein ahd. **ërhintac* zu *erchan* adj. 'ingenuus, egregius, certus' zurück und erkläre denselben nach ahd. *ërchanpruoder* 'germanus, echter Bruder' als 'echter, rechtmäßiger Tag' im Sinne des für die Abwicklung gewisser Rechtsgeschäfte festgesetzten Termines. Die Begriffsentwicklung von *ërchan* in sw. Form *ërchno* Graff I 468, got. **airkns* in *unairkns*

'ἀνόσιος' und *airknitha* stf. '*τὸ γνήσιον*, sinceritas', ags. *eorcanstán* 'Edelstein' läuft offenbar in der Reihe 'hell, rein, unvermischt, echt, rechtmäßig' ab und Zusammenhang des Wortes mit griech. *ἀργός*, *ἀργής*, lat. *argentum* ist sehr wahrscheinlich.

Zur Erklärung der Form **ërhin* statt *ërchan* berücksichtige man die spätoberdeutsche Entwicklung von reiner Spirans *h* statt Affricata *ch* (*kχ*) in *wërh*, *scalh*, *folh*, *wërhliute*, *scalhe* Braune, Ahd. Gramm.[2] S. 109, zur Syncope des *h* in *erin-* aus **ërhin-* den identischen Vorgang in österr. *Stahrenberg* Geschlechtsname, bair. *Starnberg* Ortsname aus *Starhenberg*, salzburgisch *Schallmoos* Ortsname, *Schallhamer* Geschlechtsname und schon Saec. 11 *Scalpahc* gegen *Scalcoheim* und *Scalcobach* Saec. 8, wo überall eine Declination *stark* (*kχ*), *starches* (*χ*), *schalk*, *schalches* vorausgesetzt ist. Die Spirans schwindet dabei facultativ unter denselben Voraussetzungen, wie sie schon im ahd. *Walagouwa* 'der Walgau' geschwunden ist, während die Form *Walhogôi* des 8. Jahrhunderts sie noch bewahrt. Wird aber, wie das z. B. bei Ortsnamen gewöhnlich ist, in **ërhintac* das *in* der Endung syncopiert, während die Lautverbindung *rch*, *rh* einen Schaltvocal aufnahm, so ergibt sich ohneweiters aus **ëriχ(in)tac* das gewöhnliche *ërichtac*, *ëritac* der bairischen Überlieferung. *erge-* bei Berth. beruht auf **erhe(n)*. Die gelegentliche Erhöhung des *ë* zu *i* in *irta* gehört der neueren Zeit an und darf daher aus *irden* zu *Erde*, *Hirt* zu *Herde* nicht erläutert werden. Sie hat vielleicht eine Parallele im österr. Flurnamen *Iglasee* bei Wien aus mhd. **ëgelîn sê*, ahd. **ëgilînen sêwe* oder kann auch durch Anreim zu dial. *kirta*, *kiritâg* d. i. **chirihhûntac* hervorgerufen sein. Es empfiehlt sich demnach, den angeblichen Schwertgott **Er* ein für allemal aus der deutschen Mythologie zu entfernen.

Weniger Enthaltsamkeit ist beim *Phol* S. 383 am Platze, und ich finde es wirklich heiter, dass dieselben Mythologen, welche die Namen fälschlich erschlossener Götter nicht aufgeben wollen, in diesem einen gutbezeugten Falle über die Befangenheit eines in nichts gerechtfertigten Vorurtheiles nicht hinauszukommen vermögen. Bugges Zurückführung des *Phol* auf *St. Paulus* verdient kaum mehr ernsthaft erwähnt zu werden, und die Gründe, warum dem Namen in der bayrischen *Pholesouua* kein langes *ô* zukommen könne, habe ich in der Zs. f. deutsche Phil. meines Erachtens so zwingend gruppiert, dass es mich eitel Rechthaberei dünkt, wenn nun Golther die eine Schriftform mit *â*, die er doch nur aus meiner Abhandlung kennen konnte, hervorzieht, alles übrige aber, was für kurzes *ô* spricht, harthörig verschweigt. Wenn Golther selbst die *Nerthus*, *Baldr*, *Freyr*, *Ullr* als Beinamen des einen **Tîwaz* fasst, so sehe ich nicht, warum nicht auch *Phol* ein solcher Beiname des germ. Himmelsgottes sein dürfte, und wenn *Nerthus* als die personificierte Kraft erklärt wird, so ist es mir höchst unklar, warum dieselbe Personification beim *Phol* nicht möglich sein sollte.

Der Mythus vom *Scéaf* ist ein genealogischer. Jede geschichtliche Ahnenreihe hört endlich auf und verliert sich in das Dunkel des nicht Überlieferten. Der *Scéaf*, der namen- und heimatlose Findling, der nach dem Strohbündel, mhd. *schoub*, auf dem er liegt, seinen Namen empfängt, ist der mythische Ausdruck für das Unbekannte in der Genealogie. Dabei ist beachtenswert, dass der Schaub, wenigstens in Deutschland, als Rechtssymbol der Besitzergreifung verwendet wurde, so dass wir auch von dieser Seite her die Wahl des Symboles für den unbekannten Gründer der Familie und ihres Besitzes bedeutsam finden dürfen.

Loki erklärt Golther 406 als 'Endiger oder Beschließer', eine abstracte und unsinnliche Umschreibung, die wenig Vertrauen einflößt. Von der Bedeutung an. *lok* 'finis', die wie unser *Schluss* eine secundäre ist, muss völlig abgesehen werden, ebenso von der der ahd. *loh* 'foramen, barathrum, specus', die erst aus dem Begriffe 'verschlossener Ort' erwachsen ist. Der Name ist vielmehr mit der ältesten Bedeutung des ags. *loc* stn. 'clausura, caula' in Verbindung zu setzen und, wie ich denke, mit ags. *loca* Nom. 'clustella, serra' überhaupt identisch. *Loki* heißt 'Verschluss, Riegel', nicht etwa weil er selbst verschließt, sondern weil er unter 'Schloss und Riegel' gehalten in einer Höhle gefesselt liegt. Der Name des verschließenden Werkzeuges ist personificiert und auf das mythische Wesen übertragen, das man sich von demselben gefesselt denkt. Als mythische Person aber ist er offenbar nichts anderes als der Ausdruck des in der gesitteten Welt zurückgedrängten und gefesselten bösen Principes. Auf die eigentliche Verbrechernatur des *Loki* zielen auch ganz deutlich die sicher später für ihn erfundenen Namen seiner Eltern *Fárbauti* 'der durch thätlichen Angriff in Gefahr Bringende' d. i. augenscheinlich ein Terminus für Wegelagerer und Raubmörder, sowie *Laufey* oder *Nál* d. i. 'Laubinsel' oder 'Nadelforst' als Wohnort des außerhalb friedlicher Niederlassungen hausenden Verbrechers.

Dem *Heimdall* werden neun Mütter zugeschrieben. Das verstehe ich so, dass die neun Namen poetische Bezeichnungen ein und derselben mythischen Person sind, die gelegentlich individualisiert werden. Diese neun Namen 'die Brausende, Umkrallende, rasch Dahinstürmende, Sand Spendende, Wölfische (d. i. Heimtückische), Bedrängende, Dunstige, Furchtbare' (Golther 362) lassen sich ohne Zwang auf die See deuten, die als mythische Personificierung auch mit ihrem gewöhnlichen Namen *Rán* schon als die Räuberische gekennzeichnet ist. *Heimdall* ist also Sohn der See. Der Name des Gottes, in welchem *heim* als 'Welt, Erde' zu verstehen ist, ist ein Compositum gleich ags. *weoruldcandel* und muss wie dieses 'Sonne oder Tag' bezeichnen. Vielleicht steht *dallr* mit *dagr* sogar in etymologischer Beziehung. Eine Assimilation germ. **dállaz* aus **dhaghlós* scheint mir nicht unmöglich und durch die bekannte Assimilierung germ. *ll* aus *dl* sehr nahe gerückt.

Die Construction eines germ. **Wode* neben *Wôdan*, Golther 284 ff, ist unberechtigt. *Wode* und *Wuotesheer* sind bloße Syncopen aus *Woden*, **Wuotenesher*. Ebenso unberechtigt ist die Herstellung von got. *Gaut* aus überliefertem *Gapt*, 301.

Wenn Golther mit Recht den nordischen *Gautr* als Abstraction aus *Gautatýr* fasst, so ist nicht zu begreifen, wie diese locale nordische Abstraction an die Spitze der nicht gautischen, sondern gotischen Amale gelangen sollte. *Gapt* mit *p* für *f* wie *opta-* gleich *ufta-* ist vielmehr in **Gaft(s)* herzustellen und lässt eine Erklärung aus dem stv. **gipan* 'klaffen', an. *gap* n. Hiatus, ags. *geap* n. 'porta', got. bei Jordanes *gepanta* d. i. **gipanda* und *Gepidi(ae)* d. i. **Gipidôs*, **Gipidans* zu. Es wäre nicht unmöglich, dass **Gaft(s)* ein dem nord. *gap ginnunga* entsprechender Name wäre. Das Chaos an die Spitze einer Ahnenreihe zu setzen, ist wenigstens nicht ungereimt.

Mit Grimms **Idisiaviso*, Golther 110, sollte man nicht mehr kommen. Der Name heißt *Idistavisus*, Tac. Ann. II 16 *in campum cui Idistaviso nomen*, und was immer *Idista-* sei, geographische oder appellativische Determinierung, die Herstellung von *i* aus *t* ist den Idisen zu Liebe sicher nicht erlaubt.

Zum Schlusse zwei stilistische Anmerkungen.

Wenn Golther weiß, dass *Týr*, *Zio* mit an. *tivar*, lat. *dīvus*, kelt. *deivos* zusammengehört S. 195, so bin ich nicht in der Lage, seine im ganzen Buche angewendete germ. Umschrift *Tiuz* statt richtigem **Tiwaz* zu begreifen. *Tiuz* ist doch gar nichts, weder germ. noch gotisch, wo wir **Teiws* erwarten müssen. Störend berührt mich die ungleiche Behandlung der Substantiva auf *-ing*. Golther sagt *Merowinger* 36, *edelinge* 88, *Hedeningenkampf* 89. Da ich nicht einsehe, warum wir alte Sprache studieren, wenn wir daraus nicht hie und da für Declination und Conjugation Nutzen schöpfen wollen — Golther selbst bedient sich ja doch wegen mhd. *huob* consequent des Perfectums *erhub* statt *erhob* — möchte ich wohl sowie *edelinge* auch *Merowinge* und *Hedeningkampf* den allerdings neuhochdeutschen, aber eben deshalb doch nicht guten Erweiterungen mit *-er* (**-warjôs*) und *-en* (*-ans*) vorziehen.

Wien. Theodor von Grienberger.

A. Kirchhoff, Thukydides und sein Urkundenmaterial. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte seines Werkes. Berlin, Hertz 1895. 8°, 179 SS.

Das vorliegende Bändchen enthält die in den Monats- und Sitzungsberichten der Berliner Akademie zwischen 1880 und 1890 erschienenen fünf Abhandlungen über die in das Geschichtswerk des Thukydides eingelegten Urkunden vereinigt. Von der Interpretation der behandelten Actenstücke abgesehen hatte der Verf.

insbesondere deren Verhältnis zu der sie umgebenden Geschichtserzählung untersucht und die Frage zu beantworten unternommen, ob bei der Niederschrift der letzteren diese Urkunden Thukydides bereits bekannt waren oder nicht. Für die Urkunde IV 118, 119 und die des Nikiasfriedens V. 18, 19 ergibt diese Vergleichung, dass sie dem Thukydides bei Abfassung der Rahmenerzählung noch nicht bekannt gewesen sein können, dagegen ist die V. 23 mitgetheilte Urkunde bereits von allem Anfange an ein Bestandtheil der sie umgebenden Darstellung gewesen; das Gleiche gilt von den Actenstücken V. 47, VIII. 18, 37, 58, während die beiden V. 77 und V. 79 mitgetheilten zwar Widersprüche zu der begleitenden Darstellung aufweisen, die jedoch nicht so geartet sind, dass deshalb wie bei den V. 21 vorausliegenden Stellen an eine spätere Einlage in die bereits fertige Erzählung gedacht werden müsste. Zur Entstehungsgeschichte des Thukydideischen Werkes liefern diese Betrachtungen also insofern einen Beitrag, als sie die aus anderen Erwägungen gewonnene Ansicht bestätigen, Thukydides habe zuerst eine Darstellung des zehnjährigen Krieges geschrieben (I. 1 bis V. 20), hierauf sei eine Unterbrechung der Arbeit eingetreten und nach 404, also nach des Thukydides Rückkehr nach Athen die unvollendet gebliebene Fortsetzung V. 25—VIII. 109 entstanden. An dem ersten Theil wurden zu verschiedenen Zeiten Zusätze gemacht, ohne dass dessen Überarbeitung zum völligen Abschluss gekommen wäre. Dieses Werk wurde, wie es sich in dem Nachlasse des Verf.s vorfand, von einem Unbekannten ohne Änderungen und Zusätze, in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts herausgegeben.

Pridik Eugen, De Alexandri Magni epistularum commercio. Berlin 1893. 8°, 168 SS. Preis 3 Mk.

Diese Dorpater Dissertation ist bereits im Sommer 1892 abgeschlossen und enthält in zwei Abschnitten eine sorgfältige Sammlung und Besprechung erst der Briefe Alexanders an verschiedene Adressaten und ferner der Briefe an Alexander, erstere nach den Empfängern, letztere nach den Schreibern geordnet. Vorausgeschickt ist eine kurze Einleitung, in der sich der Verf. zu der richtigen Anschauung bekennt, dass weder alle überlieferten Briefe echt, noch alle falsch seien. Die ältesten Sammlungen aus dem Ende des 4. und Anfang des 3. Jahrhunderts enthielten vielmehr schon beide Arten; die falschen wurden später noch durch von Schriftstellern erfundene vermehrt. Der Verf. bespricht die Überreste von im ganzen 114 bei verschiedenen Schriftstellern und auf ein paar Inschriftbruchstücken erhaltenen Anführungen aus der Correspondenz Alexanders d. Gr., von denen die überwiegende Mehrzahl und zwar nicht bloß die bei Arrian, sondern auch viele der in der sogenannten minderwertigen Alexanderüberlieferung vorkommenden als zweifellos echt erwiesen werden. Der Verf. steht damit auf

demselben Standpunkt, den der früheren zu weit gehenden Negation gegenüber die meisten neueren Forscher, die sich mit dem Gegenstande befasst haben, jetzt einzunehmen pflegen. Die bequeme Anordnung des Gegenstandes in dieser Abhandlung macht sie sehr geeignet als Hilfsmittel zur raschen Orientierung über die bisher zu den einzelnen Brieffragmenten geäußerten Meinungen. — Bisweilen, wie bei Besprechung des Briefwechsels zwischen Alexander und Dareios, über den bereits zahlreiche Ansichten vorlagen, ist die Erörterung des Verf.s zu einer kleinen selbständigen Untersuchung ausgedehnt. P. neigt im allgemeinen dazu, möglichst viel aus dem brieflichen Nachlass als echt zu erweisen, und so erklärt sich auch, dass er den in arabischer Übersetzung erhaltenen und von Lippert herausgegebenen Brief des Aristoteles *περὶ βασιλείας*, dessen lateinische Übersetzung er vollinhaltlich mittheilt, mit Nissen gegen die Ansicht des Herausgebers für echt hält. Meiner Meinung nach hat jedoch B. Keil in dem Buche Die solonische Verfassung usw. dargethan, dass dieses Schreiben unterschoben ist.

Soltau Wilhelm, Livius' Quellen in der III. Dekade. Berlin, Mayer & Müller 1894. 8°, 48 SS.

Der Verf., bekannt durch zahlreiche Einzeluntersuchungen über das schwierige Problem, das die Quellenanalyse des Livius bietet, fasst hier die Ergebnisse seiner bisherigen Untersuchungen und die wichtigsten Argumente für seine Aufstellungen, um neue Beobachtungen vermehrt, zusammen und liefert den ins Einzelnste gehenden Nachweis der Bestandtheile, aus denen sich der Inhalt der Bücher XX—XXX des Livius zusammensetzt.

Sein erster Abschnitt erörtert das Verhältnis zu Polybios, auf den die Partien über griechische Geschichte in den Büchern 25 bis 29 direct zurückgeführt werden; dagegen sind die in 25—29 enthaltenen Partien über Spanien indirect von Polybios beeinflusst, da Claudius, aus dem sie Livius entnahm, Polybios benützt hat. Eine Sonderstellung nimmt der Bericht über die Belagerung von Syrakus im 24. und 25. Buch ein, hierin ist nämlich das Polybianische weder durch Claudius vermittelt, noch auch, wie in den Partien über griechische Geschichte (25—29), nachträglich in eine aus anderen Quellen angefertigte Darstellung eingefügt, sondern diese Erzählung ist von vornherein direct aus Polybios und anderen Quellen verarbeitet. Während also der Wortlaut des Polybios bei Abfassung der Partien über griechische Geschichte in den Büchern 25—29 dem Livius noch nicht bekannt war, ist dies bei der Erzählung der Belagerung von Syrakus von Anfang der Fall gewesen, wenn ich die Darlegungen S. 21 richtig verstehe. Nun ist aber trotzdem in diesem Abschnitt über Syrakus nichts anderes zustande gekommen als eine „überaus äußerliche Combination zweier Berichte", in der widersprechende oder dasselbe wieder-

holende Angaben sich finden. Worauf sich diese überfeine Unterscheidung einer gleichzeitigen und einer nachträglichen Benutzung des Polybios gründet, ist mir nicht einleuchtend. Diese Unterschiede lassen sich doch aus dem an verschiedenen Stellen sich mehr oder minder bewährenden Geschick des Livius, verschiedene Berichte zu vereinigen, ebenso hinreichend erklären, und sind daher meines Erachtens nicht geeignet, einem so künstlichen Aufbau als Unterlage zu dienen. Ähnliche Incongruenzen zwischen den griechische und römische Geschichte behandelnden Abschnitten lassen sich aber auch in der IV. Dekade nachweisen, ohne dass man darum nachträgliche Einfügung der ersten wird annehmen wollen; Livius hatte eben einige Fortschritte in der Compilation des Polybios mit seinen römischen Quellen im Laufe der Arbeit gemacht. Von den Gründen, die S. für die indirecte Benutzung des Polybios geltend macht, bestreite ich ferner die Richtigkeit des S. 15 angeführten Satzes: „Wo Livius sonst den Wortlaut des Polybios vor Augen hat, übersetzt er ihn entweder wörtlich oder er kürzt seinen Bericht". Daraus, dass in den Abschnitten über Spanien meist eine rhetorisierende Umschreibung gegeben wird, wird daher unter anderem auf indirecte Benutzung geschlossen. Ist aber z. B. die Darstellung von der Zusammenkunft Philipps und des M. Aemilius, sowie die Schilderung der Einnahme von Abydos bei Livius XXXI 18, die zweifellos aus Polybios XVI 34 geflossen ist, nicht rhetorisiert, zwar als Ganzes gekürzt, im Einzelnen aber doch erweitert? Der von Nissen gewählte und seither oft wiederholte Ausdruck: Livius habe den Polybios „übersetzt" ist ja überhaupt auch in der 4. und 5. Dekade nur insoweit zutreffend, als er das überraschend enge Verhältnis des Livius zu seiner Vorlage anschaulich machen soll und nichts weniger als buchstäblich zu nehmen; Livius' Werk lässt sich also meines Erachtens nicht so haarscharf in seine Bestandtheile zerlegen, als mit vielen anderen auch der Verf. dieser Schrift annimmt.

Die sonstigen Spuren griechischer Geschichtschreibung in den Büchern 23—30 bei Livius führt derselbe auf Coelius zurück und wendet sich dann den Annales maximi zu. S. unterscheidet wie in der 4. und 5., so auch in der 3. Dekade innerhalb der aus römischen Quellen geschöpften Abschnitte zweierlei Bestandtheile: kurze annalistische Notizen, die aus der Pontificalchronik stammen und dem Livius durch Piso vermittelt sind, und ausführlichere Berichte über Senatsverhandlngen, Gesandtschaften und Kriege, die aus Valerius Antias stammen. Die Zuweisung der einzelnen Bestandtheile an den einen oder anderen dieser beiden Gewährsmänner ergibt sich ihm aus diesem sie unterscheidenden Merkmale.

Eine andere Gruppe von Nachrichten im 28.—30. Buch des Livius — es sind diejenigen, für welche in den beiden vorhergehenden Abschnitten die Quellen noch nicht angegeben worden waren — zeigt eine ähnliche Verwandtschaft. Livius schreibt in

diesen Abschnitten abwechselnd zwei Quellen von verschiedener Tendenz aus, die jedoch von einander abhängig sind. Diese Merkmale weisen auf Coelius und Antias als die Gewährsmänner, denen diese Nachrichtenreihen entnommen wurden. — Mit diesen Schriftstellern: Polybios, Claudius, der die Annalen des Acilius übersetzte und Excerpte aus Polybios hinzufügte, Piso, Valerius Antias und Coelius ist, wie die folgenden Abschnitte darzuthun suchen, der Kreis der Schriftsteller beschlossen, denen Livius den Inhalt der Bücher XX—XXX entlehnte. Schon hier wurden manchmal zur Bekräftigung der aus Livius gewonnenen Ergebnisse die Darstellungen der sonst erhaltenen Quellen, insbesonders des Appian, herangezogen, im Zusammenhang wird diese Frage dann im VI. Abschnitte erörtert und das Resultat erzielt, dass Appian eine Epitome aus dem Werke des Coelius und daneben ein griechisches Sammelwerk, wahrscheinlich die Einleitung zu Strabons Polybiosfortsetzung benutzt habe. In der Iberike ist dagegen Poseidonios benutzt. Dio benutzt dieselbe Epitome aus Coelius, in den griechischen Abschnitten Polybios und ferner Valerius Antias. Für den letzten Abschnitt der Schrift von S., welcher die Analyse der den italischen Krieg von 214—207 behandelnden Partien bei Livius in sechs Stücken des 24.—27. Buches enthält, werden die Ergebnisse der bisherigen Darlegungen bereits als feststehend vorausgesetzt, und es handelt sich also nur mehr darum, welche Bestandtheile dem Coelius, welche dem Antias, welche dem Claudius zuzuweisen seien; aus dem nichtswürdig rhetorischen Werke des letzten ist nach des Verf.s Ansicht das meiste entlehnt, ein Armutszeugnis für die kritische Begabung des Livius.

Die Abhandlung hat m. E. den Vorzug, dass sie sich über einen größeren Theil des Livianischen Geschichtswerkes erstreckt, sie leidet aber an dem Fehler so vieler Quellenuntersuchungen, dass sie in der Benennung der Primär- und Mittelquellen zu weit geht und zu viel im Einzelnen auf bestimmte Gewährsmänner zurückführen will. Von den zahlreichen Fragen nach der Herkunft der Berichte des Livius in der dritten Dekade bietet naturgemäß die Beantwortung derjenigen, wie das unstreitig vorhandene polybianische Gut in diesen Büchern zur Kenntnis des Livius gelangt sei, noch die meisten Chancen einer befriedigenden und einigermaßen sicheren Lösung. Bekanntlich ist auch sie sehr verschieden beantwortet worden, lediglich deshalb, weil hier das Verhältnis nicht so einfach liegt, wie in der 4. und 5. Dekade, und weil für die genaue Ermittelung verwickelterer Quellenfiliationen uns die Mittel der Erkenntnis fehlen. Entscheidend für die Annahme, dass Polybianisches, sei es durch eine Bearbeitung, sei es durch einen Auszug, in diesem Abschnitte des Livius enthalten sei, ist schließlich m. E. doch nur der allgemeine Eindruck, dass eine so enge Verbindung von Polybianischem und Nichtpolybianischem, wie sie an einzelnen Stellen der dritten Dekade vorliegt, nicht von dem-

selben Livius bewerkstelligt sein könne, der dann in der vierten und fünften den aus römischen Quellen geschöpften Partien die dem Polybios entlehnten so unvermittelt zur Seite gestellt hat. Weshalb nun die analogen Partien der dritten Dekade gerade erst nachträglich hinzugefügt sein sollen, wie der Verf. darthun will, vermag ich nicht einzusehen. Dass directe und indirecte Benutzung des Polybios in den Büchern XX—XXX nebeneinander hergeht, halte ich aber mit S. für richtig. In der Bestimmung der einzelnen römischen Gewährsmänner des Livius scheint mir ferner der Verf. überhaupt zu weit gegangen zu sein, und sowohl bei Appian, als bei Livius bin ich geneigt, eine größere Mannigfaltigkeit der benutzten Quellen anzunehmen als S. — Eine bedenkliche Zuflucht scheint mir die jetzt weitverbreitete Annahme der Benutzung jener paar einleitenden Bücher von Strabons Werk *τὰ μετὰ Πολύβιον*. Man muss sich nur gegenwärtig halten, was den neueren Arbeiten über die Quellen des Zeitraumes von 323—146 zufolge alles aus dieser kurzen Übersicht geflossen sein soll.

Meyer Eduard, Untersuchungen über die Geschichte der Gracchen. Abdruck aus der Festschrift zur 200jährigen Jubelfeier der Universität Halle. 1894. IV°, 33 SS.

Nach einer Übersicht der zahlreichen, zum Theil von Betheiligten herrührenden zeitgenössischen Berichte und geschichtlichen Materialien über die Brüder Gracchus erbringt M. den Nachweis, dass uns in den Bruchstücken des Diodor Auszüge aus der Darstellung dieser Ereignisse, wie sie Poseidonios in seinem umfangreichen Geschichtswerk gegeben hatte, erhalten sind. Er schöpfte seine Darstellung aus uns unbekannten oder mindestens mit Sicherheit nicht zu benennenden Quellen, die wie er selbst die Revolution vom aristokratischen Standpunkte aus beurtheilt haben. Appian in den Bürgerkriegen und Plutarch in seinen Biographien gehen im letzten Ende zum Theil auf dieselben Quellen zurück, die jedoch nicht durch Poseidonios vermittelt sind. Während Poseidonios den Umsturz der Verfassung hauptsächlich behandelt und die Bewegung vom Standpunkte der Reichsgeschichte betrachtet, legt die römische Quelle, der Appian und Plutarch folgen, auf die Geschicke der italischen Bauern und die Versuche der Gracchen ihnen zu helfen das Hauptgewicht. Sie betrachtet im Gegensatz zu Poseidonios ihre Bestrebungen mit sympathischer Theilnahme, ohne die Thatsache zu verdunkeln, dass beide Brüder durch die Gewaltmaßregeln, die sie ergriffen hatten, an der Katastrophe Schuld trugen, der sie zum Opfer fielen. Direct apologetisch für die Gracchen ist dagegen die Quelle eingetreten, die Plutarch neben der mit Appian gemeinsam benutzten wiedergegeben hat. Sie liegt auch bei Livius und dessen Ableitungen, bei Vellejus und Dio vor, aber diese Schriftsteller haben ihr nur thatsächliche Angaben entlehnt, die Tendenz ihrer Vorlage jedoch ins Gegentheil

verwandelt. Für die Verurtheilung der Gracchen ist also aus den römischen Berichterstattern kein Beweismaterial zu entnehmen. Auf die Benennung dieser Gewährsmänner des Appian, Plutarch und der Römer verzichtet der Verf. ausdrücklich, deutet jedoch an, dass der Bericht Appians indirect von Asinius Pollio oder Rutilius Rufus abhängig sein könnte. Die wiederholte Benützung des demokratisch tendenziösen Berichtes über die Gracchen weist darauf hin, dass er einem verbreiteten und angesehenen Geschichtswerke entnommen ist.

Die eingehende Analyse dieser sämmtlichen Berichte führt zu dem Ergebnis, dass trotz des verschiedenen Standpunktes ihrer Urheber die maßgebenden Thatsachen, die überall wiederkehren, als zuverlässig beglaubigt gelten dürfen, dass aber die Einzelheiten solche Abweichungen von einander aufweisen, wie sie für Angaben von Augenzeugen bezeichnend sind. Daraus gewinnen wir die Sicherheit, dass unsere Überlieferung, obwohl wir sie aus späten und abgeleiteten Quellen schöpfen müssen, gleichwohl noch eine Vorstellung von der Beschaffenheit der zeitgenössischen Literatur und von den großen maßgebenden historischen Darstellungen aus der Zeit nach Polybios gewährt.

Diese für die Literaturgeschichte wie die Entwicklung der historischen Überlieferung gleich wichtigen Fragen hatte K. W. Nitzsch in dem Anhang zu seinem Buche über die Gracchen nicht einmal gestreift, sie sind dann eine Zeitlang über Gebür in der Quellenforschung in den Vordergrund gerückt und mit unzureichenden Mitteln und Kräften zu lösen versucht worden. Mit Recht weist E. M. darauf hin, dass solche Untersuchungen über die gemeinsame Mittelquelle sich fortwährend mit der weit wichtigeren kreuzen, aus welchen Berichten diese geschöpft hat. Es hat, wie auch die vorstehende Arbeit zeigt, meist mehr Erfolg, den Charakter der ursprünglichen Berichte festzustellen, als nach den Namen der sie vermittelnden Berichterstatter zu fragen. Darin liegt, von den wertvollen Ergebnissen im einzelnen ganz abgesehen, die methodische Wichtigkeit der Untersuchung begründet, deren Inhalt im Vorstehenden kurz wiedergegeben wurde.

Fröhlich F., Lebensbilder berühmter Feldherren des Alterthums. I. Die Römer. 1. u. 2. Heft. Zürich, Schultheß 1894, 1895. 8°, 115 u. 109 SS. Mit 2 Abbildungen.

Die beiden bisher vorliegenden Hefte dieser Sammlung enthalten vier Abschnitte: einen einleitenden über die Stellung der Feldherren im alten Rom, ihre Aufgaben und ihre Vorbildung, und über die Eigenschaften, die man an ihnen rühmte. Dabei ist das Schema der Feldherrntugenden zugrunde gelegt, das Cicero in der Rede für Gnäus Pompejus entworfen hat und mit Beispielen aus der römischen Geschichte belegt. Die drei folgenden Aufsätze enthalten Biographien des Pompejus, Sertorius und Cäsar, in denen

vorwiegend, aber keineswegs ausschließlich ihre Leistungen im Kriege dargestellt werden. Ich habe die Meinung, dass diese klar und verständlich geschriebenen Aufsätze dem Zwecke, dem sie dienen sollen, durchaus entsprechen. Schüler und Leser gewinnen aus ihnen ein anschauliches und geschickt entworfenes Bild der Überlieferung. Diesem Zwecke dienen auch die mannigfachen anekdotenhaften Einzelheiten, die der Verf. den Lebensbildern eingefügt hat, sowie die verschiedenen Geschichtchen aus den Strategemensammlungen, von denen ebenfalls viele Aufnahme gefunden haben. Die Frage, wie weit diese Dinge beglaubigt sind, durfte für den Verf. in zweite Linie treten. Dass der Cäsarbiographie insbesondere seine specielle Beschäftigung mit dem Kriegswesen dieses großen Feldherrn sehr nützlich geworden ist, versteht sich von selbst. Dem einleitenden Aufsatze wäre es m. E. zustatten gekommen, wenn F. sich von dem Schema der sechs Cardinaltugenden der Feldherren, wie sie das Ciceronianische Plaidoyer aufstellt, frei gemacht hätte; erwünscht schiene mir ferner für die Leser, für die diese Biographien bestimmt sind, eine kurze Darstellung der Taktik und Fechtweise der Römer.

Knaake Emil, Hilfsbuch für den Unterricht in der alten Geschichte. Für die Quarta höherer Lehranstalten. Halle a. S., Waisenhaus 1894. 8°, 91 SS.

Dieses Geschichtscompendium ist ebenfalls den neuen Lehrplänen an den preußischen Gymnasien angepasst; die Geschichte des Orients ist weggelassen, die ältere griechische und römische Geschichte ganz kurz behandelt. Dass der Verf. auf der ersten Stufe des Unterrichtes jede Rücksichtnahme auf die Ergebnisse der kritischen Geschichtsforschung beiseite gelassen hat, ist nur zu billigen; was er erzählt, erzählt er als feststehende Thatsachen. Die griechische und römische Mythologie und Heldensage fehlt ebenfalls, da der neue Lehrplan sie dem Unterrichte in den classischen Sprachen zugewiesen hat. Das Büchlein ist gut und verständlich für die Knaben geschrieben. Unrichtigkeiten sind mir bei dessen Durchsicht nur ein paar aufgefallen, darunter als wesentlichste die, dass Solon zwei Jahre hintereinander, erst als Archon, 594, dann als Gesetzgeber, 593, thätig gewesen sei. Dies ist mit der Rechnung des Verf.s selbst, dass Solon 593 Athen verließ, nicht vereinbar; es scheint da ein Missverständnis der Angabe vorzuliegen, dass Solons Archontat ins Jahr 594/3 fällt. Nicht glücklich ist die Überlieferung über das Ende des Demosthenes wiedergegeben, wenn gesagt wird, er entging der Gefangennahme nur durch freiwilligen Tod, „indem er in eine vergiftete Feder biss“. Am Schlusse des Buches ist eine Tabelle der wichtigsten Jahreszahlen beigegeben, in der die unrichtige Angabe über Solon wiederholt wird.

Graz. Adolf Bauer.

Auswahl wichtiger Actenstücke zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Zusammengestellt von Dr. Oskar Jäger und Prof. Franz Moldenhauer. Berlin, Verlag von Oswald Springer 1893. 606 SS.

Der Gedanke, dass heutzutage kein Staatsbürger es verabsäumen darf, sich um eine eingehende Kenntnis der Geschichte der drei letzten Generationen zu bemühen, veranlasste die Herren O. Jäger und F. Moldenhauer, die wichtigsten Actenstücke, Verträge, Manifeste, Kundgebungen der Regierungen und der Parteien zu sammeln und in einem mäßigen Bande dem Publicum darzubieten. Diese Sammlung schließt sich äußerlich an die „Geschichte der neuesten Zeit vom Wiener Congress bis zur Gegenwart" von Dr. Oskar Jäger (Fortsetzung der Schlosser'schen Weltgeschichte) an und verweist in dem nach Ländern geordneten Register bei jedem Actenstücke auf die betreffende Seite dieses Werkes; sie dient aber ebenso gut jeder anderen Darstellung dieses Zeitraumes zur Ergänzung.

Das Buch bietet 282 Actenstücke, darunter selbstverständlich viele, die man nicht sofort zur Hand hätte und die man sich nicht leicht verschaffen könnte. Das erste Stück ist „Aus der Verfassung der Cortes" vom 19. März 1812, dann folgt Frankreichs Charte vom 4. Juni 1814. Sonst enthält das Buch die „teutsche Bundesacte" vom 8. Juni 1815; „Aus den Schlussacten des Wiener Congresses", die Heilige Allianz, die Carlsbader Beschlüsse, den Aufruf des Fürsten Alexander Ypsilanti (1821), die Unabhängigkeitserklärung Griechenlands (1822), den Frieden von Adrianopel (1829), die geheimen Beschlüsse der Wiener Conferenz (1834), das Manifest des Kaisers von Österreich (15. März 1848) und überdies eine große Zahl von Kundgebungen aus den Jahren 1848 und 1849. Dass die folgenden Jahre noch zahlreicher vertreten sind als die früheren ist selbstverständlich. Alle nichtdeutschen Stücke sind in deutscher Übersetzung geboten. Die Anordnung ist einfach chronologisch; außer dem Inhaltsverzeichnisse ist dem Buche, wie schon erwähnt, ein Verzeichnis der Stücke nach dem Alphabet der Länder mit dem Verweise auf Jägers Geschichte beigegeben.

Ich habe die Überzeugung, dass diese Sammlung einem unleugbaren Bedürfnisse entgegenkommt und von sehr vielen dankbar entgegengenommen werden wird. Die Schlussworte der Vorrede will ich unverkürzt hierher setzen: „Man verlangt von der Geschichtschreibung, dass sie unparteiisch sei: mit Recht: sie soll den ehrlichen Männern aller Parteien dienen. Wer aber über Kämpfe und Entwicklungen, in deren Mitte er noch selber steht, schreibt, wird dieser Forderung doch nur in unvollkommener Weise gerecht werden können, und es darf deshalb ein Buch wohl auf freundliche Aufnahme hoffen, in welchem die Betheiligten unmittelbar, ohne Zwischenwort und Auslegung durch einen dritten, mit ihren eigenen Worten zu dem Leser sprechen."

Graz. F. M. Mayer.

M. Neumayr — V. Uhlig, Erdgeschichte. 2. Aufl. Leipzig, Verlag des bibliogr. Institutes 1895. 2 Bände.

Dieses nunmehr in 2. Auflage vorliegende, reich illustrierte, zweibändige Werk bildet einen Theil der vom bibliographischen Institute herausgegebenen Serie jener umfassenden Darstellungen aus dem Gebiete der beschreibenden Naturwissenschaften, welche wie Brehms „Thierleben", Kerners „Pflanzenleben" usw. zunächst für die weiteren Kreise der gebildeten Laien bestimmt sind, aber auch für den Fachmann den größten Wert besitzen, weil sie eine von anerkannten Autoritäten herrührende Übersicht des jeweiligen Standes unserer Kenntnisse in den einzelnen Wissenszweigen der Naturgeschichte darbieten. Die Darstellung des Stoffes ist ferner eine derartige und insbesondere die Fülle der anderwärts in gleicher Vollkommenheit nirgends gegebenen Illustrationen eine solche, dass sich diese Werke in ausgezeichneter Weise zur Einführung in die betreffenden Fachdisciplinen eignen. Der angehende Zoologe oder Botaniker wird mit größtem Gewinne das „Thierleben" oder „Pflanzenleben" benützen, welche ihm in lesbarer und anziehender Form so viel des Wissenswerten darbieten, dessen Kenntnis ihm das trockene Lehrbuch keineswegs in so anziehender Weise vermittelt hätte. Gerade der „Erdgeschichte" Neumayrs aber sind diese mannigfachen Vorzüge der naturhistorischen Werke des bibliographischen Institutes in höchstem Grade eigen — ein Umstand, der umsomehr hervorzuheben ist, als die Ergebnisse geologischer und paläontologischer Forschung bekanntlich nicht so leicht einem größeren Leserkreise zugänglich zu machen sind. Diese Ergebnisse bilden einen recht spröden Stoff, dessen Behandlung einerseits durch den Umstand erschwert wird, dass die mannigfachsten Vorkenntnisse nöthig erscheinen, um geologischen und paläontologischen Fragen näher zu treten, andererseits aber auch durch die Thatsache, dass nur sehr wenige Gelehrte, welche auf diesem Wissensgebiete Hervorragendes geleistet haben, zugleich die Gabe besaßen, ihr Wissen den Zwecken der Allgemeinheit entsprechend darzulegen. Wir haben in sämmtlichen Culturſprachen nur wenige, im besten Sinne gemeinverständliche Werke über Geologie, und es muss hervorgehoben werden, dass die Abfassung solcher Werke um so schwieriger werden musste, je umfassender und eingehender die Leistungen der Geologie und ihrer Schwesterwissenschaft, der Paläontologie, wurden.

Der seiner wissenschaftlichen Laufbahn und seinem Lehramte viel zu früh entrissene Professor der Paläontologie an der Wiener Universität, Dr. Melchior Neumayr, hat in seinem Werke „Erdgeschichte" den Nachweis dafür geliefert, dass es möglich sei, die Lehren der Geologie und Paläontologie sowohl gebildeten Laien wie Fachleuten in einem und demselben Buche in zusammenfassender Weise derart vorzutragen, dass sich beide in ihren Anforderungen vollkommen zufriedengestellt sehen konnten: Der Laie, weil er

mühelos, Dank der klaren Darstellungsweise des Verf.s und dessen Rücksichtnahme auf die Nothwendigkeit elementarer Erläuterung geologischer und paläontologischer Thatsachen, Einblick in die ihm in anziehendster Form vorgeführten geologischen Probleme gewinnt und schließlich das ganze Lehrgebäude der modernen Geologie zu überblicken vermag, — der Fachgenosse aber insbesondere deshalb, weil Neumayr es vermieden hat, seine Leser ausschließlich mit den abgeschlossenen Ergebnissen geologischer Forschung bekannt zu machen, sondern im Gegentheile auch auf die Erörterung aller jener Fragen eingieng, die zur Zeit der Abfassung des Werkes und zum Theile heute noch in dem Vordergrunde wissenschaftlicher Discussion stehen und vielfach Gegenstand controverser Erörterung sind. Neumayrs „Erdgeschichte" ist deshalb ein geradezu classisches Werk, welches den Stand der geologischen Kenntnisse zur Zeit seiner Entstehung darlegt, zugleich aber auch die Ansichten erkennen lässt, welche Neumayr sich auf Grund der damals bekannten Forschungsergebnisse über die einzelnen geologischen Fragen gebildet hatte. Der Fachmann wird daher die 1. Auflage der Neumayr'schen Erdgeschichte geradeso wie die einzelnen Ausgaben von Lyells Principles of geology benützen können, um sich über den jeweiligen Stand der geologischen Kenntnis zu informieren, er wird auch stets auf diese 1. Ausgabe zurückgreifen, um Neumayrs eigenste Anschauung über diese oder jene Frage kennen zu lernen.

Es ist ein Beweis für den allseitigen Erfolg, den Neumayrs Erdgeschichte sowohl in Laienkreisen als bei Fachgenossen, welche sich seinerzeit beim Erscheinen des Werkes insgesammt in anerkennendster Weise über dasselbe äußerten, gefunden hat, dass in relativ kurzer Zeit das Bedürfnis einer neuen Auflage sich geltend machte. Für das bibliographische Institut erwuchs daraus die Aufgabe, eine Persönlichkeit zu finden, welche imstande war, das Werk im Geiste des verstorbenen Verf.s weiterzuführen — eine Aufgabe, die schwierig, ja bei der Eigenart der Neumayr'schen Erdgeschichte fast unerfüllbar gewesen wäre, wenn nicht Neumayr bei seinem vorzeitigen Tode in Professor Dr. V. Uhlig einen Schüler hinterlassen hätte, der zunächst berufen erschien, das geistige Erbe Neumayrs anzutreten. In der That hätte das bibliographische Institut, als es Uhlig mit der Besorgung der neuen Auflage der Erdgeschichte betraute, keine bessere Wahl treffen können. Uhlig stand als Mitarbeiter schon der 1. Auflage des Werkes nahe — der Abschnitt über die nutzbaren Mineralien und Gesteine stammt aus seiner Feder —, und gewiss war er wie kein anderer befähigt, im Sinne Neumayrs, dem er lange Zeit an der Wiener Universität als Helfer und Mitarbeiter zur Seite stand, die geistige Hinterlassenschaft seines einstigen Lehrers bestens zu verwalten.

Bei der auch heute noch raschen Entwicklung so moderner Wissenszweige wie Geologie und Paläontologie ist es wohl selbst-

verständlich, dass der darzustellende Stoff selbst im Laufe der neun Jahre, die seit dem Erscheinen der 1. Auflage von Neumayrs Erdgeschichte verstrichen sind — der 1. Band derselben wurde 1886 veröffentlicht —, mannigfache und tiefgehende Veränderungen erfahren hat. Prof. Dr. Uhlig stand daher vor einer doppelt schwierigen Aufgabe: einerseits mit Beibehaltung oder doch ohne wesentliche Umgestaltung des Umfanges wie der Ausstattung des Werkes die Eigenart der Neumayr'schen Darstellung zu wahren, anderseits aber allen Fortschritten und neueren Forschungsergebnissen gerecht zu werden. Es ist nicht bloß Pietät gegen Neumayr gewesen, welche Uhlig zu dem in seiner Vorrede zum Ausdruck gebrachten Entschlusse veranlasste, das neue Material unter möglichster Erhaltung des bewährten Alten in den gegebenen Rahmen einzufügen, sondern auch Ergebnis der richtigen Erwägung, dass im Interesse des Neumayr'schen Werkes die Neubearbeitung desselben so viel als möglich conservativ sein musste. Freilich musste Uhlig, wie er selbst sagt, stellenweise tiefeingreifende Änderungen vornehmen, zu welchen er sich eben durch die neueren Fortschritte der Geologie und Paläontologie gezwungen sah.

Wer berücksichtigt, wie viel z. B. in den letzten Jahren über Tektonik der Gebirge geschrieben wurde und wie sehr die Theorie der Gebirgsbildung seit dem Erscheinen der 1. Auflage der Neumayr'schen Erdgeschichte sich ändern musste einerseits infolge umfassender Untersuchungen neuer wie eingehenderer Forschung in altbekannten Gebieten, anderseits infolge neuartiger theoretischer Auffassungen, der muss es begreiflich finden, dass Uhlig bei aller Pietät gegen Neumayr und bei dem Wunsche, so viel als möglich die Darstellung desselben ungeändert zu erhalten, doch in manchen Abschnitten der „Erdgeschichte" — so gerade in jenem über Gebirgsbildung — tiefgreifende Änderungen vornehmen musste. Allerdings ist auch heute die Lehre von der Gebirgsbildung jenes Capitel der Geologie, welches die zahlreichsten controversen Fragen einschließt, und es mag Geologen geben, welche der Neumayr'schen Darstellung dieses Theiles der Erdgeschichte, welche sich in fast allen Fragen an die Suess'schen Ansichten über diesen Gegenstand anschloss, den Vorzug vor der Uhlig'schen zuerkennen möchten. Ref. kann sich dieser Meinung nicht anschließen, zumal beispielsweise die neueren Überprüfungen des Beobachtungsmateriales über Hebungen und Senkungen von Continentalmassen zu einer Bestätigung der älteren Ansichten gegenüber der von E. Suess vertretenen in dem Sinne geführt haben, dass es thatsächlich große Niveauveränderungen von Landmassen infolge von Lageveränderungen der festen Theile der Erde in verticaler Richtung gibt. Es muss demnach mit Befriedigung anerkannt werden, dass Uhlig Veranlassung nimmt, hervorzuheben, dass an der selbständigen, von den Schwankungen des Meeresspiegels unabhängigen Niveauveränderung großer Landmassen nicht zu zweifeln ist.

Wenn Uhlig in dem Abschnitte über Gebirgsbildung vielfache und tiefeingreifende Änderungen im Texte des Neumayr'schen Werkes vornahm und ähnliche, wenn auch minder ausgedehnte und belangreiche Umgestaltungen sich fast in allen Abschnitten, zumal des 1. Bandes der Erdgeschichte finden — so insbesondere auch in der Erörterung der geologischen Wirkungen von Wasser und Luft, in der Discussion der Karstbildung, der Gletscherwirkung usw., in welchen Capiteln vielfach neuere Erfahrungen Berücksichtigung fanden —, so hat er anderseits mit vielleicht zu tadelnder Selbstverleugnung davon abgesehen, an jene Stelle der Neumayr'schen Erdgeschichte die bessernde Hand anzulegen, in Bezug auf welche er an anderer Stelle auf Grund eigener Untersuchungen eine gegentheilige, besser begründete Ansicht vertreten hat. Auch in der neuen Auflage begegnen wir der nur von wenigen Autoren acceptierten Neumayr'schen Erklärung der karpathischen Klippen, einer Hypothese, welche das Auftreten der aus der Flyschzone inselartig hervorragenden älteren Kalkmassen dadurch erklären will, dass die spröderen, unter dem Flysch liegenden Kalke bei der gebirgsbildenden Faltung gesprengt und stellenweise auf Aufbruchslinien durch die jüngere, nachgiebigere Auflagerung durchgespießt worden wären. Uhlig hat die wichtigsten Gebiete der karpathischen Klippen durchforscht, als er die geologische Detailaufnahme jener Gegenden für die k. k. geologische Reichsanstalt durchführte. Er ist dabei zu der von ihm im Jahrbuche dieser Anstalt ausführlich dargelegten und begründeten Ansicht gekommen, dass die Neumayr'sche Auffassung der Klippen als eine höchst auffallende tektonische Erscheinung unhaltbar ist, und dass die Klippen vielmehr im Sinne der älteren, durch Stache und andere vertretenen Meinung wesentlich durch discordante Anlagerung der jüngeren Sedimente, abgesehen von späteren, für die Klippenbildung jedoch minder belangreichen tektonischen Störungen, erklärt werden müssen. An der betreffenden Stelle des 2. Bandes der „Erdgeschichte" hat Uhlig jedoch darauf verzichtet, seine eigene, durch gründliche Untersuchung der karpathischen Klippen gewonnene Ansicht darzulegen, obwohl diese Selbstverleugnung dem Werke eigentlich nicht zum Vortheile gereichen konnte. Denn Neumayrs Hypothese über die Klippenbildung hat heute doch nur historisches Interesse, und wer durch dieses sich veranlasst sieht, die Neumayr'sche Theorie der Durchspießung der Kalkklippen durch die Sandsteinfalten kennen zu lernen, konnte ja auf die 1. Auflage des Werkes zurückgreifen, welche, wie bereits eingangs bemerkt, unter allen Umständen zurathe zu ziehen sein wird, wenn es sich darum handelt, die Ansichten kennen zu lernen, welche Neumayr bei Abfassung seiner Erdgeschichte geleitet haben. In der 2. Auflage treten sie ja nur insoferne ungeändert hervor, als Uhlig sich nicht durch neuere Forschungsergebnisse wie durch eigenes Urtheil veranlasst fand, umgestaltend und verändernd ein-

zugreifen. Nur die genaue Vergleichung der beiden Auflagen kann demnach darüber orientieren, inwieweit das Neumayr'sche Werk in der 2. Auflage noch als unveränderte, von dem ersten Verfasser herrührende Darstellung gelten kann und inwieweit Uhlig dieselbe umgestaltet hat.

Der 1. Band der „Erdgeschichte" hat jedenfalls in Form und Inhalt die größere Veränderung erfahren. Der Text dieses Bandes, welcher in der 1. Auflage 653 Seiten zählte, hat durch die Neubearbeitung eine Erweiterung um 40 Seiten gewonnen. Die größten und einschneidensten Veränderungen finden wir, wie bereits hervorgehoben, in jenem Abschnitte, welcher die Gebirgsbildung behandelt. Auch die Darstellung der Erdbeben wurde ergänzt und erweitert auf Grund der Erfahrungen, welche bei den letzten großen, genauer untersuchten Beben in Nordamerika und Ostindien gemacht werden. Von den neuen Illustrationen des Buches bezieht sich eine auf die durch Knickung der Schienen ersichtliche Verschiebung, welche eine Bahnstrecke in Beludschistan verquert und einen trefflichen Beleg für die tektonische Natur jenes Erdbebens liefert, durch welches größere Schollen der Erdrinde in horizontalem Sinne gegeneinander verschoben wurden.

Auch in der Schilderung der Karstbildung und der Denudationserscheinungen hat Uhlig vielfach Änderungen und Ergänzungen vorgenommen. Insbesondere scheint die geänderte Stellung, welche die „Erdgeschichte" nunmehr der Frage der Glacialerosion gegenüber einnimmt, bemerkenswert. Wenn Neumayr sich gegen dieselbe fast vollkommen ablehnend verhielt, so mag dafür die seinerzeitige Zurückweisung der allzuweit gehenden Hypothesen Pencks durch Heim maßgebend gewesen sein. Penck hat gewiss den Gletschern eine Kraftleistung zugeschrieben, die ihrem Wesen fremd ist, und Heim hat der Hauptsache nach Recht, wenn er die Lehre von der Glacialerosion in jener Form, wie sie von Penck vorgetragen worden war, zurückwies. Aber Heim ist dabei doch etwas zu weit gegangen. Gewiss ist der von ihm gemachte Vergleich der Wirkungsweise des den Untergrund Dank der mitgeführten Geschiebe lebhaft angreifenden, fließenden Wassers mit einer Säge, des der Hauptsache nach nur glättenden Gletschers mit einem Hobel statthaft, aber auch der Hobel nimmt in größerer oder geringerer Ausdehnung Material mit, und wenn die heutigen Gletscher der Alpen, die doch nur in Form langer, schmaler und gering mächtiger Eiszungen in die Thäler hinabsteigen, auf die Form derselben wenig Einfluss ausüben, so muss doch den ungleich gewaltigeren Eisströmen der Vorzeit eine recht ansehnliche Wirkung auf den Untergrund zugeschrieben werden. Wenn sie auch nicht selbständig Thäler oder Seebecken auszuschleifen vermochten, so haben sie doch vorhandene Rinnen und Depressionen wesentlich erweitert und umgestaltet. Immerhin behandelt Uhlig das Problem der Glacialerosion mit Recht sehr vorsichtig. Richtige Ansichten

über dasselbe können — wie hier einschaltend bemerkt sein mag — weder ausschließlich aus jenen Erscheinungen abgeleitet werden, welche die relativ geringe heutige Vergletscherung der Alpen darbietet, die allerdings, wie bereits bemerkt, nur eine sehr geringe Arbeitsleistung im erodierenden Sinne zu bewirken vermag, noch weniger aber dürfen wir angesichts der Spuren, welche die Glacialepoche zurückgelassen hat, ausgehend von der ersichtlich sehr bedeutenden Mächtigkeit und Ausdehnung der einstigen Gletscher die Wirksamkeit derselben auf den Untergrund in übertriebener Weise schätzen und den Gletschern im Sinne der Anhänger einer auf die Spitze getriebenen Glacialerosionslehre den Löwenantheil an der Bildung der Alpenthäler und Seebecken zuschreiben. Zu einer richtigen Auffassung der Glacialwirkungen wird die sorgfältige Untersuchung eines Landes wie Norwegen, welches derzeit in weit höherem Grade vergletschert ist als die Alpen und zugleich in der Vorzeit die großartigsten Glacialwirkungen erlebt hat, die beste Basis bilden. Ref. möchte an dieser Stelle darauf aufmerksam machen, dass die jüngst in den Sitzungsberichten der kais. Akademie der Wissenschaften veröffentlichte Abhandlung von Prof. Dr. Eduard Richter: „Geomorphologische Beobachtungen aus Norwegen" am besten das gegenseitige Verhältnis zwischen der Wirkung der Gletscher und des fließenden Wassers sowie das Zusammenspiel beider Factoren in der eigenthümlichen Oberflächengestaltung dieses Landes erkennen lässt.

Der 2. Band der Erdgeschichte hat unter der Hand Uhligs mannigfache Änderungen erfahren, die sich zunächst auf ausgedehnte Kürzungen des Textes — der 2. Band wurde von 879 auf 700 Seiten reduciert — darstellen. An manchen Stellen mussten auch sachlich größere Eingriffe vorgenommen werden, so in jenem Capitel, welches der Schilderung der Triasformation gewidmet ist. Die „Erdgeschichte" musste selbstverständlich dem großen Umschwunge Rechnung tragen, welcher in den Ansichten über die Gliederung der alpinen Triasablagerungen in den letzten Jahren eingetreten ist und im wesentlichen eine Rückkehr zu den älteren Darstellungen bedeutet, wie sie sich beispielsweise in der vor 25 Jahren veröffentlichten Geologie der Steiermark von Dionys Stur finden. Eingehender als Neumayr hat Uhlig in dem der Trias gewidmeten Capitel die Wirbelthierreste dieser Formation, zumal die Reptilien und Säuger der Karroobildungen Südafrikas behandelt. Dass Uhlig die Neumayr'sche Schilderung der Juraformation nahezu unverändert beibehielt, wird man jedenfalls als vollkommen richtig mit Freude begrüßen, denn gerade dieses Capitel der Erdgeschichte ist es, auf welchem Neumayr als eine Autorität ersten Ranges bezeichnet werden darf, die durch zahlreiche, wertvolle Arbeiten die wichtigsten Materialien zu dem Studium der Juraformation beigetragen hat. In den übrigen Abschnitten des 2. Bandes hat sich Uhlig gleichfalls meist conservativ verhalten; dass zahl-

reiche Kürzungen des Textes durch Weglassung weniger wesentlicher Details erzielt wurden, gereicht dem Werke nur zum Vortheile.

Dafür sind, wie bereits bemerkt, manche neue Abbildungen zu den prächtigen Illustrationen der 1. Auflage hinzugekommen, welche eine sehr erwünschte Ergänzung des Bilderschmuckes der „Erdgeschichte" darstellen.

Schließlich erübrigt es dem Ref., das bibliographische Institut wie Prof. Uhlig zu der trefflich gelösten Aufgabe um so aufrichrichtiger und um so lebhafter zu beglückwünschen, je schwieriger es aus den eingangs erörterten Gründen war, das ausgezeichnete Werk Neumayrs in seiner bewährten Eigenart zu erhalten und zugleich den neueren Ergebnissen der Wissenschaft entsprechend zu ergänzen und umzugestalten.

Graz. Prof. Dr. R. Hoernes.

Julius Plückers gesammelte wissenschaftliche Abhandlungen. Im Auftrage der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen herausgegeben von A. Schoenflies und Fr. Pockels. 1. Band. Mathematische Abhandlungen. Herausgegeben von A. Schoenflies. Mit einem Bildnis Plückers und 73 in den Text gedruckten Figuren. Leipzig, B. G. Teubner 1895. Preis 20 Mk.

Von der Gesammtausgabe der Plücker'schen Schriften und Abhandlungen wurden jene ausgeschlossen, die in Buchform herausgegeben und noch käuflich sind, so dass das vorliegende erste Werk, dessen Erscheinen wir auf das Freudigste begrüßt haben, die mathematischen Abhandlungen umfasst, die in Zeitschriften verstreut sich finden. Den Herausgebern war in erster Linie der historische Gesichtspunkt maßgebend, „nämlich die Erwägung, dass neben Poncelet, Möbius und Steiner, die bereits erschienen sind, neben Grassmann, dessen Werke im Erscheinen begriffen sind, Plückers Arbeiten eine nothwendige Ergänzung bilden, wenn man sich ein Bild von der Entstehung der modernen Geometrie machen will". Es ist ja Thatsache, dass ein sehr großer Theil der fundamentalen Gedanken und Hilfsmittel, auf deren Grund sich die moderne Geometrie in analytischer und formentheoretischer Richtung wesentlich entwickelt hat, Plücker zum Urheber hat. Gegen die rein geometrische Richtung seiner Zeit war die Darstellungs- und Denkweise Plückers analytisch und zwar bestand die Hauptstärke Plückers, die aus allen seinen Abhandlungen hervorleuchtet, nicht in der Eleganz der Form, sondern in dem analytischen Operieren und — wie die Herausgeber betonen — in der Kunst des analytischen Lesens und Combinierens. Die Erklärung, dass die Abhandlungen Plückers nach formaler Seite nicht so abgerundet erscheinen, wie wir dies bei anderen Analytikern finden, ist sehr einfach: Plückers mächtiger Ideengang drängte immer zur Aufstellung und Lösung von neuen Problemen, so dass ihm

die Ausbildung seiner verfassten Abhandlungen nach der formalen Richtung wegen Zeitmangels nicht möglich war.

Die Herausgeber haben an dem Texte der einzelnen Abhandlungen nichts geändert: Anmerkungen und Citate, die in großer Zahl von den Herausgebern hinzugefügt wurden, sind in Fußnoten enthalten.

Besser eingeleitet hätte die Reihe der Plücker'schen Abhandlungen nicht werden können, als durch die aus den Göttinger Abhandlungen aufgenommene Rede von Alfred Clebsch aus dem Jahre 1872 „Zum Gedächtnis an Julius Plücker". Diese großartig angelegte und durchgeführte, jederzeit lesenswerte Rede liefert dem Leser ein klares Bild von dem Schaffen Plückers als Mathematiker uud Physiker; es ist ja bekannt, dass Plücker einige Jahre die Professur der Physik an der Bonner Universität bekleidete und vom Jahre 1846 angefangen fast bis zu seinem Lebensende, also fast durch 20 Jahre, in dem Gebiete der Physik und namentlich in jenem der Elektricitätslehre rastlos forschte. Die Rede von Clebsch zum Gedächtnis an Plücker ist zweifelsohne die beste Würdigung seiner Arbeiten, welche bisher vorlag.

Aus der Fülle der mathematischen Abhandlungen, welche in dem vorliegenden stattlichen Bande gesammelt erscheinen, seien besonders hervorgehoben: „Über ein neues Coordinatensystem", „Über ein neues Princip der Geometrie und den Gebrauch unbestimmter Symbole und Coefficienten", „Über eine neue Art, in der analytischen Geometrie Punkte und Curven durch Gleichungen darzustellen", von denen die erstgenannte insoferne wichtig ist, als es Plücker gelang, mittelst der Dreiecks-, beziehungsweise Tetraedercoordinaten unter Gebrauch des Fundamentalsatzes der homogenen Functionen den Gleichungen der Tangente und des Berührungspunktes die endgiltige Form zu geben und die Eigenschaften der Polaren in der einfachsten Form zu entwickeln. Weiters sind erwähnenswert die Untersuchungen über algebraische Curven und algebraische Flächen aller Grade, die analytische Geometrie der Curven auf den Flächen zweiter Ordnung, wobei Plücker die Coordinaten eines jeden Punktes derselben durch die Parameter der sich in ihm schneidenden Erzeugenden ausdrückte. In der Abhandlung über die Theorie der Berührung der Flächen werden die Grundvorstellungen für den Charakter höherer Berührungen angegeben. Die Verallgemeinerung des Begriffes der Brennpunkte findet man in der sehr geschätzten, weitere Untersuchungen anbahnenden Abhandlung „Über solche Punkte, die bei Curven einer höheren Ordnung als der zweiten den Brennpunkten der Kegelschnitte entsprechen". In das Gebiet der Physik hinüberreichend ist die Abhandlung über die Wellenfläche, in der dieselbe vollständig analytisch untersucht wird. Ebenfalls mathematisch-physikalisch muss die Arbeit Plückers über die Reflexion des

Lichtes im Falle von Oberflächen zweiten Grades angesehen werden. Bekanntlich darf Plücker auch als der Anreger der Liniengeometrie angesehen werden. Der Gedanke der Liniengeometrie ist in seiner Geometrie des Raumes enthalten und wurde in der „neuen Geometrie des Raumes“ wieder aufgenommen. Plücker wollte — wie aus den betreffenden Untersuchungen hervorgeht — die Liniengeometrie gleichsam als die Raumgeometrie von vier Dimensionen betrachten, da ja die Liniengeometrie, deren Grundgebilde von vier Parametern abhängt, eine Theorie räumlicher Gebilde von vier Dimensionen ist.

So enthält der vorliegende erste Band der Plücker'schen Werke alle mathematischen Abhandlungen, auch die französisch und englisch geschriebenen, welche nicht speciell in den größeren, selbständig erschienenen Büchern dieses großen Analytikers: den „analytisch-geometrischen Entwicklungen“, dem „Systeme der analytischen Geometrie“, der „Theorie der algebraischen Curven“, dem „Systeme der Geometrie des Raumes“ und der „neuen Geometrie des Raumes“ enthalten waren.

Eine wertvolle Zugabe zum Buche bilden die Anmerkungen des Herausgebers, welche geeignet sind, manche Druckfehler und Ungenauigkeiten zu eliminieren. Dafür muss im besonderen dem Herausgeber Professor Schoenflies der Dank ausgesprochen werden.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Anatomische Wandtafeln für den naturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten bearbeitet von Dr. Ferdinand Frenkel, Professor am königl. Gymnasium zu Göttingen. Tafel I und II, Landkarten-Imperial-Format, 112 × 123 cm. Mit einem Texthefte. Jena, Verlag von Gustav Fischer 1896.

Die vorliegenden zwei Tafeln sind die erste Lieferung eines auf den Umfang von acht Tafeln in vier Lieferungen berechneten Bilderwerkes, das allein die menschliche Anatomie zum Gegenstande hat, daher der oben angegebene Titel des Werkes wohl zu weit gefasst erscheint. Als Zweck dieser Wandtafeln wird in dem Begleitworte angegeben: „Eine bildliche Darstellung der wichtigsten anatomischen Verhältnisse des menschlichen Körpers, deren Kenntnis auch für den gebildeten Nichtanatomen, den Laien, im Zusammenhange mit einer Reihe allgemeiner zoologischer Vorstellungen als besonders erstrebenswert bezeichnet werden muss.“ Der Herausgeber weist auch mit Recht darauf hin, dass die bestehenden Wandtafeln theils zu sehr ins Detail gehen, theils wieder zu schematisch gehalten sind, so dass sie speciell für vergleichend anatomische Zwecke im fortschreitenden zoologischen Unterrichte nicht genügen. Es soll nun ohneweiters zugegeben werden, dass

diese neuen von Dr. Frenkel bearbeiteten Tafeln allen dem Ref. bekannten Werken dieser Art weitaus und in jeder Beziehung überlegen sind; um aber einer irrthümlichen Auffassung der Sache vorzubeugen, muss der Ref. an dieser Stelle seiner Überzeugung Ausdruck geben, dass so wie in allen übrigen naturgeschichtlichen Disciplinen auch in der menschlichen Anatomie der Unterricht hauptsächlich an natürlichen Präparaten und guten Modellen — an denen ja kein Mangel herrscht — ertheilt werden soll. Ein menschliches Skelet z. B. wird heutzutage doch jede mittlere Schule besitzen. Die Wandtafeln können daher nur als Behelf zur Ausfüllung von Lücken im Demonstrationsmateriale, zu Ergänzungen des Stoffes, zu Wiederholungen, beim Prüfen, zum Unterbringen in den Lehrzimmern usw. in Verwendung kommen. Mit dieser Einschränkung werden gute anatomische Tafeln immer ein wertvoller und willkommener Unterrichtsbehelf sein. Die zwei Frenkel'schen anatomischen Wandtafeln gehören nun unstreitig nach Inhalt und Ausführung zu dem Besten, was auf diesem Gebiete bisher geleistet wurde. Tafel I bringt als Hauptbild einen Frontalschnitt des Brustkorbes mit den Brusteingeweiden und den oberen Bauchorganen, die Herzwand theilweise abgetragen. Die Nebenfiguren 2—9 geben verschiedene Ansichten des Herzens und Querschnittsbilder desselben. Besonders gelungen ist die Darstellung der Zipfelklappen in Fig. 1, sehr instructiv sind die Figuren 4 und 5. Auf Tafel II stellt das Hauptbild Kehlkopf, Luftröhre und Lungen von vorn gesehen dar. Die Nebenfiguren 2—13 beziehen sich auf den Bau der Luftwege und der Lungen. Wünschenswert wäre eine schematische Darstellung des großen und kleinen Kreislaufes gewesen, vielleicht lässt sich eine derartige, für den Unterricht besonders wichtige Zeichnung auf einer der späteren Tafeln nachtragen. Die meisten Bilder sind überlebensgroß gehalten und daher auch für ein größeres Auditorium verwendbar. Ohne viel zu schematisieren sind die Zeichnungen überaus klar und deutlich, zeigen von großer Sachkenntnis in Verbindung mit einem gewissen künstlerischen Schwung. Auch das Colorit ist möglichst naturgetreu, die technische Ausführung des Farbendruckes von höchster Vollendung. Der Preis von 10 Mark für diese erste Lieferung kann mit Rücksicht auf die Vorzüglichkeit des Gebotenen als nicht zu hoch bezeichnet werden. Wenn, wie zu erwarten ist, die folgenden Tafeln auf der gleichen Höhe stehen als die vorliegenden, kann das Werk — von dem übrigens jede Lieferung für sich allein erhältlich ist — allen mittleren Schulen zur Anschaffung bestens empfohlen werden.

Wien. Dr. Franz Noë.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Erfahrungen der Schulpraxis auf dem Gebiete der Privatlectüre in den altclassischen Sprachen.

Der h. Ministerial-Erlass vom 30. September 1891, Z. 1786/C. U. M., betreffend den Betrieb der Privatlectüre aus dem Lateinischen und Griechischen, hat zu einer ansehnlichen Reihe von anregenden und fruchtbringenden Erörterungen über das schon von Schrader in seiner „Erziehungs- und Unterrichtslehre“ eingehend besprochene Thema der Ergänzung der Schullectüre durch das Privatstudium den Anstoß gegeben. Die Neuheit der durch den bezogenen h. Ministerial-Erlass in den Organismus der österreichischen Mittelschulen eingefügten Institution brachte es mit sich, dass diese fachmännischen Discussionen die hiedurch in Fluss gerathene Schulfrage wenn nicht ausschließlich so doch vorwiegend vom theoretischen Standpunkte zu beleuchten und die neue Einrichtung mangels einer als Richtschnur dienenden autoritativen Durchführungsbestimmung theils auf der Grundlage der aus dem obligatorischen Betriebe der Schullectüre herausgewachsenen pädagogisch-didaktischen Grundsätze, theils nach Maßgabe allgemein giltiger oder individueller Lehrerfahrungen aufzubauen und auszugestalten sich zur Aufgabe machten. Dieses Streben legt ein ehrendes Zeugnis ab für die ideale Auffassung des Lehrberufes seitens des österreichischen Mittelschullehrstandes, welcher durch das Studium dieser Frage und durch die Mittheilung der Ergebnisse desselben in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise dargethan hat, dass die österreichischen Gymnasiallehrer in der ihnen durch den citierten h. Ministerial-Erlass zugewiesenen neuen Aufgabe nicht mit Unmuth eine neue drückende Bürde erblicken, sondern selbst vor einer freiwilligen Mehrbelastung nicht zurückschrecken, wie sie die praktische Anwendung dieses neuen Bildungsmittels intensiv und extensiv in einem um so höheren Maße mit sich bringen muss, je tiefer die neue Institution Wurzel schlägt, in je größerem Umfange also und zwar zum Theile gerade infolge der Bemühungen der Lehrerschaft, dieselbe auf eine möglichst rationelle Weise in den Dienst der Jugendbildung zu stellen, von dem facultativen Bildungsmittel der Privatlectüre Gebrauch gemacht wird.

Diesem hiedurch in seinem Wesen und in seiner Bedeutung gekennzeichneten Streben hat die Schule Studien und Anregungen, betreffend Ziel und Zweck, Berechtigung, Wert und Nothwendigkeit der Privatlectüre zu verdanken; aus demselben sind weiters wertvolle Vorschläge hervorgegangen, welche die Auswahl des Stoffes, den Zeitpunkt des Beginnes der Privatlectüre, endlich die Methode der Einführung in dieselbe, ihrer Leitung und Controle zum Gegenstande haben. Und es ist gewiss nicht daran zu zweifeln, dass diese Anregungen und Erörterungen auf einen fruchtbaren Boden gefallen sind und den qualitativen Erfolg der Lectüre, im Zusammenhange mit demselben aber wohl auch die zu einer freiwilligen Leistung unbedingt erforderliche Lust und Liebe der Schüler zu erhöhen und dadurch indirect den Betrieb der Privatlectüre auch quantitativ zu fördern nicht nur geeignet waren, sondern in dem nun ablaufenden ersten Quinquennium des Bestandes dieser neuen Schuleinrichtung ihren Wert nach diesen Richtungen auch thatsächlich erwiesen haben.

Wenn nun trotzdem, wie aus dem h. Ministerial-Erlasse vom 11. December 1895, Z. 11.918 zu schließen ist, mit welchem den Lehrkörpern der Betrieb der Privatlectüre neuerdings ans Herz gelegt und den Directionen der Auftrag ertheilt wurde, über den Erfolg desselben eingehend zu berichten, der quantitative Erfolg wenigstens theilweise augenscheinlich hinter den Erwartungen der hohen Unterrichtsverwaltung zurückgeblieben ist, so dürfte dies wohl den vorliegenden Versuch rechtfertigen, die Erörterung über Mittel und Wege zur Förderung des Betriebes der Privatlectüre aus dem Gebiete der Theorie in das der Praxis hinüberzulenken und zu einem Austausche der Erfahrungen den Anstoß zu geben, welche in den verflossenen fünf Jahren d. i. seit dem Zeitpunkte gemacht wurden, in welchem die Privatlectüre durch die eingangs citierte h. Ministerial-Verordnung den Charakter einer bloß von einzelnen besonders eifrigen Lehrern gepflegten, aber dem Einflusse, ja selbst der Kenntnisnahme der Schulaufsichtsorgane völlig entrückten Bethätigung des Privatfleißes verloren und die Bedeutung sowie die Form einer wenn auch facultativen, so doch von amtswegen gewünschten, begünstigten und controlierten Erweiterung und Vertiefung der classischen Schulbildung erhalten hat.

Zum Ausgangspunkte meiner Erörterung glaube ich den unbestrittenen Erfahrungssatz nehmen zu müssen, dass Maß und Grad jeglicher Erfolge auf dem Gebiete des Unterrichtes in erster Linie durch die Persönlichkeit des Lehrers, durch seine Geistesgaben, seine wissenschaftliche und pädagogisch-didaktische Tüchtigkeit, durch seine Liebe zur Jugend, seine Hingebung an den Beruf usw. bedingt und bestimmt wird. Gilt nun diese keiner weiteren Begründung bedürfende Prämisse von den Erfolgen der unmittelbaren und in den Kreis unerlässlicher Pflichten fallenden Amtsthätigkeit des Lehrers sowie von den obligatorischen Leistungen der Schüler, so spielt bei der Erzielung von Erfolgen auf dem Gebiete seines mittelbaren Wirkens, als welches die auf den Erfolgen seiner Mühewaltung in der Schule fußende

Privatlectüre erscheint, deren Pflege weder für den Lehrer eine strenge Amtspflicht im eigentlichen Sinne des Wortes, noch für den Schüler eine conditio sine qua non seines Fortkommens bildet, die Macht der Persönlichkeit des Lehrers selbstverständlich eine noch viel größere Rolle. Je mehr es einem Lehrer gelingt, das Wissen und Können seiner Schüler nicht nur unter Vermeidung jeder Überbürdung durch Überspannung der Anforderungen, welche die Übernahme einer freiwilligen Mehrleistung aus physischen und psychischen Gründen ausschließt, sondern besonders durch die thunlichste Erleichterung ihrer obligatorischen Leistungen — natürlich nicht in der Form unstatthafter Connivenz gegen Unfleiß und Unwissenheit, sondern im Wege gewissenhafter und methodisch richtiger Behandlung des Lehrstoffes — zu fördern, sie zur Selbständigkeit anzuleiten und zur Selbstthätigkeit anzuregen, das die Neigung zum Selbstudium niederdrückende Bleigewicht des Gefühles der Abhängigkeit von der führenden Hand des Lehrers oder gar von gedruckten Übersetzungen zu verringern und das Vertrauen in ihre eigene Leistungsfähigkeit zu erhöhen; in je höherem Maße ferner dem Lehrer die Gabe zu Gebote steht, die obligatorische Schullectüre anregend zu gestalten und die Jugend durch schwung- und gehaltvolle Interpretation der Autoren für die Lectüre der antiken Schriftwerke zu erwärmen und zu begeistern; je besser er es endlich versteht, unbeschadet des Ernstes der Forderung in Bezug auf Zucht und Leistung, sich die Herzen der Jugend zu gewinnen, desto freudiger, erfolgreicher und ausgiebiger, aber auch in desto größerer Zahl werden sie theils aus Liebe zum Gegenstande, theils aus Anhänglichkeit an die Person des verehrten Lehrers seinem Impulse, die Schullectüre durch einen intensiv und extensiv eifrigen Betrieb der Privatlectüre zu ergänzen und zu vertiefen, Folge leisten. Thun dies nun die Schüler wirklich — und es wird dies unter den oben genannten Voraussetzungen, besonders wenn nebenbei die weiter unten zu besprechenden Mittel der Einflussnahme auf die Schüler zur Anwendung kommen, gewiss und zwar in um so ausgedehnterem Maße der Fall sein, je besser die Schüler veranlagt und ausgebildet sind —, dann tritt an den Lehrer eine Aufgabe heran, deren Erfüllung eine um so vornehmere und höhere Auffassung seines Lehrberufes voraussetzt, in je ausgedehnterem Maße und aus je zahlreicheren und seinem Specialstudium oder seiner Lieblingslectüre ferner liegenden Autoren die Anmeldungen zur Privatlectüre erfolgen. Denn die Einführung und Anleitung der Schüler, die Ertheilung erbetener Aufschlüsse über unverstanden gebliebene Stellen, das nothwendige Entgegenkommen gegenüber den in dem jeweiligen Ausmaße ihrer Lernaufgabe aus den einzelnen Lehrgegenständen ihre natürliche Begründung findenden Wünschen der Schüler bezüglich des Zeitpunktes der Vornahme der Prüfungen aus dem angemeldeten Lectürstoffe, die nothwendige Vorbereitung auf diese Prüfungen und die Durchführung der Prüfungen selbst, die naturgemäß nicht im Rahmen der lehrplanmäßigen Unterrichtsstunden erfolgen kann, stellen an ihn, besonders wenn er mit seinem ganzen Lehrpensum oder doch mit dem größeren Theile desselben in

jenen Classen verwendet ist, auf welche die Privatlectüre naturgemäß verwiesen ist, oder in welchen sie am nützlichsten betrieben zu werden pflegt. — nun an einer stark besuchten Anstalt — sehr differente Anforderungen, sowohl was die Opfer an Zeit, Bequemlichkeit und Vergnügungen als was seine physische und geistige Leistungsfähigkeit sowie seine moralische Kraft anlangt. Die Übernahme einer solchen Arbeitslast setzt aber den Vollbesitz der Gesundheit wie allen eine von Sorgen um den Lebens-Nothdurft freie Existenz voraus, welche der Nothwendigkeit überhebt, einen zeitraubenden und kräfteverzehrenden Nebenerwerb nachzugehen, der die physische Möglichkeit, das Wollen und Können auch über die Grenze der strengen Amtspflicht hinaus in den Dienst der Schule zu stellen, aus mehr als einem Grunde ausschließt. Auch der Umfang einer etwaigen literarischen Thätigkeit und die Höhe der Anforderungen, welche dieselbe an die Zeit und an die Arbeitskraft des betreffenden Lehrers stellt, kommen hierbei nicht wenig in Betracht. Wie sehr in dieser Hinsicht vor allem die Individualität des Lehrers in die Wagschale fällt und wie den Erfolg so auch den Umfang der Privatlectüre bedingt und bestimmt, zeigt sich oft deutlich in einer und derselben Classe, wenn der Unterricht aus den beiden altclassischen Sprachen nicht in den Händen eines und desselben Lehrers liegt, in welchem Falle nicht selten grelle Differenzen im Ausmaße dieser freiwilligen Schülerleistungen aus der einen Sprache gegenüber denen aus der anderen zu Tage treten, oder wenn in der Person des Lehrers ein Wechsel erfolgt, Differenzen, deren Erklärung nicht in der Verschiedenheit des Gehaltes und der Schwierigkeit der Schriftwerke und dem dadurch bedingten Grade des Interesses der Schüler gesucht werden kann.

Sind nun auch nach den oben besprochenen Richtungen bei jedem der hinsichtlich des Betriebes der Privatlectüre in Betracht kommenden Lehrer die Voraussetzungen für die Übernahme einer Mehrbelastung gegeben, so bedarf es noch immer seitens aller hiezu berufenen Factoren der sorgsamen Pflege jenes den gesammten Dienstbetrieb durchdringenden und belebenden Geistes, welcher alle Lehrer insgesammt und jeden einzelnen zur Höhe der Überzeugung erhebt, dass zur Förderung des Wohles der Jugend nach dem bekannten Wahrworte »das Beste eben nur noch gut genug ist«. Herrscht an einer Anstalt dieser Geist und regt sich in Haupt und Gliedern ein reger Wetteifer in dessen Bethätigung, so wird derselbe unter anderen edlen Früchten gewiss auch jenes Maß von Opferwilligkeit zeitigen, welches den Lehrer moralisch dazu befähigt, nicht nur die aus dem rein spontanen Betriebe der Privatlectüre ihm erwachsenden Mühen und Entsagungen gering zu achten, sondern auch durch unausgesetzte aufmunternde Einwirkung auf die Schüler im Sinne der weiter unten folgenden Auseinandersetzungen den Ertrag der Privatlectüre intensiv und extensiv auf das subjectiv und objectiv höchst mögliche Maß zu steigern, trotzdem er dabei mit der Gewissheit rechnen muss, dass in gleicher Progression mit diesen Bemühungen sich auch seine Lasten steigern.

Da es aber in der Natur des Menschen begründet und durch die Erfahrung erhärtet ist, dass der Idealismus je nach der Individualität

jedes Einzelnen von Zeit und Ort, von Alter und Lebensverhältnissen, von Glück und Unglück nicht völlig unberührt bleibt, da ferner auch das Ausmaß der physischen, geistigen und moralischen Kraft im Laufe der Jahre mannigfachen Veränderungen unterworfen ist und bei zunehmendem Alter mit nicht eben häufigen Ausnahmen abnimmt, so hängt der so vielfach auf das rein subjective Moment gestellte Ertrag der Privatlectüre nach Inhalt und Umfang ganz besonders von der richtigen Wahl der Lehrer des Lateinischen und Griechischen für die oberen, insbesondere für die beiden obersten Classen, gegebenen Falles auch von der richtigen Bemessung des Lehrpensums im Obergymnasium im Verhältnisse zu dem am Untergymnasium zugewiesenen ab. Diese Wahl darf durch kein in anderen als rein pädagogisch-didaktischen Rücksichten begründetes Bedenken, am allerwenigsten aber durch die ängstliche Bedachtnahme auf die Vermeidung von sogenannten »Mehrleistungen« beengt sein, d. h. die Nothwendigkeit der ohnehin unverhältnismäßig niedrig bemessenen Remunerierung dieser »Mehrleistungen« darf keinen fiscalischen Anstoß einer sonst vom Standpunkte der Bedürfnisse des Unterrichtes rationellen Lehrfächervertheilung sein. Diese Wahl muss ferner hervorgehen aus einer genauen Kenntnis der Individualität und der besonderen Verhältnisse der einzelnen Lehrer, welche nach den obigen Ausführungen die Voraussetzung für die Möglichkeit der Übernahme einer mehr oder weniger bedeutenden Mehrbelastung bilden, wie sie sich aus der Pflege der Privatlectüre ergibt, und es dürfen für dieselbe nicht ausschließlich oder auch nur vorwiegend rein persönliche Wünsche der einzelnen Lehrer maßgebend sein, sondern der Grad der erprobten Befähigung zu gehaltvoller, das Interesse der Schüler weckender, ihren Geschmack leitender und läuternder Interpretation der Classiker, welche an sich schon die Gewähr für einen regen Betrieb der Privatlectüre bildet, und eine ideale, über das Maß der gewöhnlichen und unerlässlichen Pflichterfüllung gerne sich erhebende Auffassung des Lehrberufes sollte wie im Interesse des Unterrichtes überhaupt, so insbesondere im Hinblicke auf den mit dem Werte und Gehalte desselben innig zusammenhängenden Betrieb der Privatlectüre hiebei allein oder wenigstens in erster Linie in Betracht und Frage kommen.

Es drängt sich nun von selbst die Frage auf, wie jene Opferwilligkeit geweckt, erhalten und immer allgemeiner gemacht werden kann, welche die Übernahme der besonders mit einem möglichst ausgedehnten Betriebe der Privatlectüre verbundenen Mühen seitens der Lehrer erheischt. Die Antwort auf diese Frage lehrt die Erfahrung: Der sich wiederholende Appell an die der Erhabenheit des Lehrberufes entsprechend hohe Auffassung des Pflichtenkreises wird gewiss nur in verhältnismäßig seltenen Fällen sich als ganz vergeblich erweisen; aber solange wir eben nicht sammt und sonders von purem Idealismus beseelte Wesen, sondern aus Fleisch und Blut bestehende und demgemäß auch praktischen, theilweise mit unseren Lebensbedürfnissen und Lebensbedingungen zusammenhängenden Beweggründen zugängliche Menschenkinder sind, bedarf es neben dem Idealismus, wenn derselbe auch stets in erster Linie bestimmend sein und bleiben soll,

doch auch noch einer anderen Triebfeder, eines Beweggrundes, welcher nun einmal im Thun und Lassen der Menschen — mitunter selbst der edelsten — eine mehr oder weniger ausschlaggebende Bedeutung hat, der Triebfeder des Ehrgeizes und des Lohn verheißenden, die Hoffnung auf Verbesserung des Lebensloses in sich bergenden Wetteifers mit den Berufsgenossen; und wenn schon diesem Ehrgeize und Wetteifer des Lehrers die Aussicht auf eine andere Dienstesstellung im Wege der Beförderung nur aus sehr weiter Ferne winkt, so wird doch ehrende Anerkennung von Leistungen, welche über die strenge Amtspflicht mehr oder weniger weit hinausragen — und zu diesen gehört unstreitig auch die Erzielung eines intensiv und extensiv erfolgreichen Betriebes der Privatlectüre mit der daraus dem Lehrer erwachsenden Mühewaltung — und in praktischer Consequenz derselben die Erfüllung von Wünschen, die sich auf den Dienstort beziehen, wie sonst im Amtsleben so auch auf diesem Gebiete ihre Wirkung nicht verfehlen; ja es ist in der Art und dem Grade der moralischen Einwirkung auf den Wetteifer sowie in der verdienten Belohnung desselben durch wiederholte und nie kargende Anerkennung, welche dem Fleiße, der Opferwilligkeit und dem Erfolge auch für die Förderung der Privatlectüre seitens aller hiezu berufenen Factoren zutheil wird, das wirksamste, um nicht zu sagen ein unerlässliches Mittel zu suchen, der Privatlectüre nach und nach in alle Anstalten Eingang zu verschaffen und eine nach Weite und Tiefe ausgiebige und erfolgreiche Pflege zu sichern. Auf diese Anerkennung haben aber sowohl die einzelnen Lehrer als auch die betreffende Unterrichtsanstalt als Ganzes auch seitens der Öffentlichkeit einen wohlbegründeten Anspruch, und wenn das Wirken der Schule auf dem Gebiete der Überwachung und Leitung selbst des häuslichen und freiwilligen Studiums auch zur Kenntnis weiterer Kreise kommt, dann dürfte der ebenso landläufigen als unberechtigten, durch den bloßen Vergleich der Zahl der täglichen Unterrichtsstunden eines Mittelschullehrers mit der Zahl der Bureaustunden eines Beamten begründeten Annahme einer Begünstigung des Lehrstandes gegenüber dem Beamtenstande immer mehr der Boden entzogen werden. Aus diesem Grunde wird die Lehrerschaft ein nicht geringes Interesse daran haben müssen, dass über die Leistungen auf dem Gebiete der Privatlectüre vom Director nicht allein, wie es der oben citierte h. Ministerial-Erlass vom 11. December 1895, Z. 11.918 vorschreibt, der vorgesetzten Schulbehörde Rechenschaft abgelegt und die bezüglichen Verdienste jedes einzelnen Lehrers in dem nach erfolgter Kenntnisnahme früher oder später doch nur der Vergessenheit anheimfallenden Reservat-Berichte gebürend gewürdigt werden, sondern dass darüber außerdem, wie dies an den Gymnasien von Böhmen und Mähren, entsprechend diesbezüglichen Erlässen der betreffenden Landesschulbehörden, schon seit Jahren geschieht, in dem für die Öffentlichkeit bestimmten gedruckten Jahresberichte unter einer eigenen Rubrik in möglichst übersichtlicher, classenweise geordneter und nach den beiden Sprachen getrennter Zusammenstellung ein die Angabe der von jedem einzelnen Schüler im Wege

der freiwilligen Lectüre gelesenen Werke oder Abschnitte enthaltender Ausweis publiciert wird. Dass der auf diesem Wege zur Kenntnis der Öffentlichkeit gelangenden Seite des Wirkens der Schule auch Laien, sowohl die Eltern der Schüler als auch der betreffenden Anstalt und der Schule überhaupt fernerstehende Kreise, ein sehr erfreuliches Verständnis und ein lebhaftes Interesse entgegenbringen, kann aus der jährlich wiederkehrenden Erfahrung des Verfassers dieses Aufsatzes bezeugt werden, und wenn im allgemeinen seitens der Lehrerschaft und zwar mit Recht die Klage erhoben wird, dass dem Publicum vielfach der rechte Sinn für die Würdigung des überaus mühevollen Wirkens und Waltens der Schule abgeht, so ist dies zum Theile darauf zurückzuführen, dass seinen Augen in vieler Hinsicht der Einblick in die Werkstätte des Unterrichtes und in das daselbst herrschende emsige Schaffen entzogen bleibt, was wenigstens hinsichtlich der mit der Privatlectüre verbundenen Mühewaltung durch die Veröffentlichung der bezüglichen Ausweise im gedruckten Jahresberichte vermieden werden kann. Da nun diese Jahresberichte nicht ein bloß ephemeres Interesse erregen, sondern außer in den Anstaltsbibliotheken gewiss nicht selten auch in den Büchersammlungen von Schülern und Eltern hinterlegt werden, so ist der Beleg opferbereiten, rühmlichen Wirkens der betreffenden Anstalt und ihrer einzelnen Lehrer, den sie in diesen Ausweisen enthalten, von dauerndem Werte, zumal da diese Jahresberichte jederzeit auch über den engen Kreis der Schulmänner hinaus zugänglich sind.

Ist im vorstehenden Abschnitte dieses Aufsatzes darzulegen versucht worden, auf welche Weise die Lehrer für die eifrige Förderung der Privatlectüre und für die freudige Übernahme der damit verbundenen Lasten zu gewinnen wären, so erübrigt nun noch die Erörterung der Mittel, durch welche die Schüler als der andere an derselben betheiligte Factor dahin gebracht werden könnten, sich in möglichst großer Zahl und in möglichst ausgedehntem Maße einer freiwilligen Mehrleistung, bestehend in der Ergänzung der obligatorischen Schullectüre durch die häusliche Lectüre, zu unterziehen.

Von dem indirecten Einflusse, welchen die Persönlichkeit des Lehrers und seine beim Schulunterrichte zutage tretende pädagogisch-didaktische Befähigung auf den Betrieb der Privatlectüre ausübt, war bereits oben die Rede; desgleichen wurde in der Einleitung kurz darauf hingewiesen, dass die Einflussnahme auf den Beginn der Privatlectüre und auf die Wahl des Stoffes, ferner die Methode der Einführung in dieselbe, die Art und Weise ihrer Leitung und Controle von großer Bedeutung sind für eine rege Betheiligung an der Privatlectüre. Den mannigfachen und wertvollen Anregungen, welche dafür in Wort und Schrift bereits von berufenster Seite gegeben wurden, glaube ich nur einige kurze Bemerkungen anfügen zu sollen.

Was zunächst den Beginn der Lectüre anbelangt, so gilt es vor allem, das hiefür erforderliche Selbstvertrauen, das Bewusstsein der durch den Schulunterricht bereits errungenen Fähigkeit zum Betriebe einer von der unmittelbaren Leitung des Lehrers viel weniger abhängigen Lectüre,

ohne welches die Übernahme einer freiwilligen Leistung nicht denkbar ist, auch bei schwächeren Schülern, die sich erfahrungsgemäß die Schwierigkeiten einer selbständigen Lectüre größer vorstellen, als sie wirklich sind, beim Schulunterrichte durch gewissenhafte, methodisch richtige und fachlich tüchtige Behandlung des Lehrstoffes zu wecken, zu pflegen und zu heben. Es versteht sich von selbst, dass dies nicht bei allen Schülern auf der gleichen Alters- und Unterrichtsstufe geschehen kann und dass den schwächer Begabten oder minder gut Vorgebildeten vor allem die etwa noch fehlende Sicherheit in der Handhabung des unentbehrlichen grammatischen Rüstzeuges beigebracht werden muss, welche die unerlässliche Voraussetzung für einen auf sprachlich genauem Verständnisse ruhenden und im Zusammenhange damit Freude und Interesse erregenden Betrieb der Lectüre bildet; denn solange die Lectüre fort und fort auf grammatische Schwierigkeiten stößt, die in der Lückenhaftigkeit und Unsicherheit des im Untergymnasium zu erwerbenden grammatischen Wissens ihren Grund haben, wird nie eine rechte Lust an der Lectüre, am wenigsten an einer freiwilligen und selbständigen, aufkommen können. Ist diese Vorbedingung vorhanden, dann wird der Schüler, unter der Anleitung des Lehrers und nach seinen Rathschlägen vom Leichteren zum Schwereren fortschreitend, „mit seinen größeren Zwecken wachsen“; denn nichts erhöht sosehr die Kraft des Schwachen und das Selbstvertrauen des Kleinmüthigen als der Erfolg und das Bewusstsein, durch eigene Kraft ihn errungen zu haben.

Dieses Selbstvertrauen und im Zusammenhange mit demselben das Interesse an der Privatlectüre lässt sich schon bei Quartanern wecken, ja selbst schon in der Tertia finden erfahrungsgemäß begabtere Schüler daran Gefallen und folgen gerne einer solchen Anregung des Lehrers. Diese Anregung aber und in naturgemäßer Consequenz derselben die bereitwillige Entgegennahme von Anmeldungen zur Prüfung, die von Fall zu Fall außerhalb der Schulstunden vorgenommen werden muss, ist unerlässlich; denn ohne dieselbe hat die Privatlectüre für die Schüler viel weniger Reiz, da die Gelegenheit fehlt, mit den Früchten des Privatfleißes hervorzutreten, womit auch das wichtige Moment des gegenseitigen Wetteifers der Schüler einer und derselben Classe gänzlich in Wegfall kommt. Geht die Anregung zum Betriebe der Privatlectüre nicht vom Lehrer selbst aus, so hält die Schüler besonders in den ersten Jahren der Schullectüre außer dem Mangel an Selbstvertrauen auch eine ganz begreifliche Scheu davor, Zeit und Geduld des Lehrers in Anspruch zu nehmen, von der Privatlectüre zurück. Haben die Schüler aber einmal die Überzeugung gewonnen, dass sie dem Lehrer mit ihren Anmeldungen zur Prüfung aus dem freiwillig Gelesenen auch dann, wenn diese sich wiederholen oder gar häufen, nicht nur nicht zur Last fallen, sondern vielmehr eine nicht geringe Freude bereiten, dann lassen sie sich — die erforderliche Begabung und Ausbildung vorausgesetzt — auch auf den unteren Stufen von keinem Bedenken mehr zurückhalten, sondern setzen gerade in diesen Jahren, wo das jugendliche Gemüth für Anregungen am empfänglichsten und dem Lehrer am meisten zugethan ist, ihren Stolz

darein, betrachten es nicht selten auch als Gebot der Anhänglichkeit und Dankbarkeit für den Lehrer, möglichst viele und möglichst umfangreiche Proben des Wissens und Könnens abzulegen, das ihnen der Lehrer durch seine sie mit einem gewissen Selbstgefühle erfüllende Anregung zugetraut und zu dem er mit seiner auch von Knaben nicht ungewürdigt bleibenden Geduld, Liebe und Lust den Grund gelegt hat. Dadurch erhält diese freiwillige Leistung neben dem hohen Werte, der jeder aus der freien Selbstbestimmung hervorgehenden Bethätigung des Wollens und Könnens der Schüler innewohnt, und neben der nicht zu unterschätzenden Bedeutung als Coefficient der Geistes- und Herzensbildung auch die Weihe eines Tributes der Pietät, welcher dem mühevollen und opferbereiten, aber auch von dankbar empfundenen Erfolgen begleiteten Walten des Lehrers gezollt wird. Wurde so wenigstens den begabteren und fleißigeren Schülern schon in dem, wie gesagt, am meisten empfänglichen Alter der Geschmack an selbständiger Lectüre und die Lust zu derselben beigebracht, dann kann es nicht fehlen, dass sie die liebgewonnene Thätigkeit auch in den oberen Classen fortsetzen und daselbst allmählich auch die minder begabten oder lethargisch veranlagten Schüler zur Nacheiferung fortreißen.

Die Wahl des Stoffes betreffend wurde bereits oben erwähnt, dass dieselbe den Fähigkeiten und dem Grade der Ausbildung der einzelnen Schüler angepasst werden muss. Sie erfordert aber seitens des Lehrers auch die Kenntnis und Beachtung sowohl der individuellen als der den einzelnen Altersstufen vorwiegend eigenen Neigung, insoferne als die Schüler je nach dem Temperamente oder nach der Pflege von Nebenstudien oder nach dem jeweiligen Betriebe der Lectüre aus den verschiedenen Gebieten der deutschen Literatur u. dgl. eine mehr oder minder ausgesprochene Vorliebe bald für die Lectüre prosaischer, bald für die poetischer Werke, bald für die Geschichte, speciell für die Kriegsgeschichte, bald für die Beredsamkeit usw. an den Tag legen. Diese besondere Vorliebe kann der Lehrer nicht nur von Classe zu Classe, sondern auch innerhalb einer und derselben Classe von Schüler zu Schüler dem Betriebe der Privatlectüre dadurch nutzbar machen, dass er, ohne der individuellen Freiheit förmliche Schranken zu ziehen, am Beginne jedes Semesters jedem einzelnen bei der Wahl der Lectüre theils rathend, theils abrathend — natürlich unter zweckdienlicher und überzeugender Begründung des zu ertheilenden Rathes — zur Seite steht, wobei einerseits auf jene Partien der Schulautoren, welche lehrplanmäßig entweder im laufenden Schuljahre oder in den höheren Classen, so weit sich dies im vorhinein bestimmen lässt, in der Schule gelesen werden, als von der Privatlectüre auszuschließend aufmerksam zu machen sein wird, anderseits aber auch die Anregung zur Lectüre von Classikern, die nicht zu den Schulautoren zählen, so insbesondere zur Lectüre der lyrischen Schriftsteller, sowohl der lateinischen als auch der griechischen, zu empfehlen ist, da solche Anregungen nicht nur wegen des Reizes der Neuheit auf fruchtbaren Boden zu fallen pflegen, sondern auch das durch Inhalt und Form begründete Wohlgefallen, welches die jungen Leser an

diesen herrlichen Schöpfungen des antiken Geistes finden, die fortgesetzte Pflege dieser Lectüre sichert.

Von großer Wichtigkeit ist ferner die Erzielung einer zweckmäßigen Vertheilung der aus der Privatlectüre erwachsenden Mehrbelastung nicht nur auf die einzelnen Studienjahre, sondern auch auf die einzelnen Monate des Schuljahres; denn das Wort der Bibel: »Der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist schwach« gilt natürlich ganz besonders von jenen Leistungen, die keinem Zwange unterliegen. Erfahrungsgemäß nehmen die meisten Schüler zu Beginn des Schuljahres, den darauf gerichteten Anregungen der einzelnen Fachlehrer und des Directors Folge leistend, einen vielversprechenden Anlauf zum Betriebe der Privatlectüre; aber in dem Maße, als die Aufarbeitung des in Aussicht genommenen Lectürepensums von Woche zu Woche, von Monat zu Monat hinausgeschoben wird, schmilzt die thatsächliche Leistung quantitativ zusammen und leidet auch qualitativ, nämlich an Sicherheit und Gründlichkeit mehr oder weniger Einbuße, da es schließlich im Drange der Arbeit für die obligaten Schulleistungen zur Ausführung der löblichen Absicht an der erforderlichen Zeit und Gemüthsruhe fehlt. Es ist daher rathsam dahin zu wirken, dass jeder Schüler den zu Beginn des Semesters gewählten Lectürestoff in bestimmte, wo möglich je ein in sich abgeschlossenes Ganze bildende Partien eintheilt, nach dieser an der leitenden Hand des Lehrers, der je nach Umständen bald auf die Erweiterung bald auf die Beschränkung des Umfanges hinwirken wird, entworfenen und von demselben auch vorgemerkten Eintheilung den Stoff partienweise absolviert und auch partienweise, etwa nach Conferenzperioden, sich zur Prüfung meldet. An der Hand der Aufzeichnungen sowie im Wege der von Zeit zu Zeit erfolgenden Einsichtnahme in die wie bei der Schullectüre so auch bei der Privatlectüre zu führenden Präparationshefte wird dann der Lehrer in der Lage sein, Säumigen gegenüber durch individualisierend richtig gewählte Mittel der Einwirkung — natürlich unter Ausschluss jedes directen oder auch nur indirecten Zwanges — insbesondere durch Weckung des Wetteifers die Einhaltung des selbstgewählten Arbeitsprogrammes zu betreiben. Diese möglichst gleichmäßige Auftheilung der Arbeit auf bestimmte Abschnitte des Schuljahres unter möglichster Vermeidung einer Häufung von Arbeitslast in den letzten Wochen des Semesters, wo Schüler und Lehrer ohnedies genug in Anspruch genommen sind, kommt nicht nur dem Betriebe der Privatlectüre sowohl nach der quantitativen als nach der qualitativen Seite zustatten und lässt den Schüler die Mehrbelastung weniger empfinden, sondern ist auch das einzige Mittel, einerseits einer Überbürdung des Lehrers durch zahlreiche, sich auf einen unverhältnismäßig kleinen Zeitabschnitt zusammendrängende und dazu vielleicht auch noch mit anderen einem ganz bestimmten Zeitpunkte zugewiesenen oder unvorhergesehenen Berufsarbeiten zusammenfallende Prüfungen aus der Privatlectüre, anderseits einer Beeinträchtigung der obligaten Schulleistungen, wie sie eine etwa im letzten Augenblicke forcierte Bewältigung der in Aussicht genommenen Privatlectüre immerhin zur Folge haben könnte, vorzubeugen.

Haben nun die Schüler unter der Anleitung und nach dem wohlerwogenen Rathe des Lehrers den Stoff für die Privatlectüre gewählt und auf die einzelnen Abschnitte des Schuljahres aufgetheilt, so muss der Lehrer denselben weiter bezüglich der Benützung von Commentaren oder anderen Hilfsmittel mit seinem Rathe an die Hand gehen. Ist er in der Lage, solche Behelfe aus seiner eigenen Bibliothek leihweise zur Verfügung zu stellen, dann ist es um so besser; denn die Schüler fühlen aus einer solchen Gefälligkeit den Wert heraus, den der Lehrer auf den Betrieb der Privatlectüre legt. Da jedoch auf diesem Wege dem Bedürfnisse der Schüler nicht in ausreichendem Maße Rechnung getragen werden kann, so empfiehlt es sich, im Wege der jährlichen Anschaffungen für die Schülerbibliothek nach Maßgabe der zugebote stehenden Mittel allmählich auch den Bedarf an entsprechenden Behelfen für die Privatlectüre zu decken.

Eine nicht minder wichtige und dabei bedeutend mühevollere Aufgabe harrt aber des Lehrers bei der Einführung in die Lectüre und bei der Leitung derselben. Hier gilt es, über auftauchende Schwierigkeiten durch Belehrung und Klärung hinwegzuhelfen, sowie den etwa sinkenden Muth stets neu zu beleben. Findet sich der Lehrer hiezu nicht jederzeit und gern bereit, dann erlahmt in Anbetracht des mangelnden Genusses, den nur das volle und fortlaufende Verständnis bieten kann, das Interesse, wenn nicht gar Entmuthigung und Überdruss sich einstellt. Schreiben die Instructionen für die Schullectüre von Lection zu Lection die Vorpräparation seitens des Lehrers vor, so darf der Schüler umsoweniger bei der häuslichen Lectüre vollkommen sich selbst überlassen bleiben, da die Zumuthung, sich in derselben gegenüber allen sprachlichen und sachlichen Anstößen zurechtzufinden, die Kräfte zum mindesten des Mittelschlages der Schüler übersteigen und nur der Verwendung von gedruckten Übersetzungen Vorschub leisten, ja derselben gewiss auch hinsichtlich der Vorbereitung für die Schullectüre noch mehr Eingang verschaffen würde, als es ohnedies leider der Fall zu sein pflegt. Es muss also dem Schüler jedesmal, so oft er auf eine Schwierigkeit gestoßen ist, über welche er nicht hinwegkommt, der Weg zum Lehrer offen stehen, und er muss bei der Bitte um Aufklärung die Überzeugung gewinnen, dass er damit zum mindesten nicht lästig fällt, wozu nebst der vom Lehrer diesbezüglich ausgehenden wiederholten Aufforderung auch die Art und Weise der Entgegennahme solcher Bitten um Aufklärung und die zu ertheilende Belehrung selbst — letztere nach Inhalt und Umfang — wesentlich beizutragen geeignet sind. Damit aber der Lehrer die Zeit gewinne, die unter Umständen auch er selbst zum Nachdenken über die betreffende Schwierigkeit benöthigt, welche oft nur aus dem Zusammenhange sich klärt, empfiehlt es sich, den erbetenen Aufschluss nicht sofort zu ertheilen, sondern den Schüler auf eine spätere Stunde oder auf einen anderen Tag zu bescheiden, ohne jedoch durch allzu langen Aufschub der Belehrung das Fortschreiten der Lectüre zu hemmen.

Was endlich die Vornahme der Prüfung selbst anlangt, so unterliegt es keinem Zweifel, dass auch die Art und Weise, wie dieselbe

erfolgt, den Betrieb der Privatlectüre ebensowohl fördern als beeinträchtigen kann, je nachdem ob sie hauptsächlich durch Erprobung der Aneignung und geistigen Verarbeitung des Inhaltes nach seiner ethischen und ästhetischen Seite, durch die Anknüpfung desselben an die Schullectüre, an die Geschichte oder an die Mythologie, kurz durch vorwiegende Bedachtnahme auf das sachliche Moment anregend zu wirken und das Interesse zu beleben geeignet ist oder sich bloß mit einigen Übersetzungsstichproben begnügt oder gar in dürrem und ödem Formalismus sich verliert, der die Schüler nur anwidert. Richtet der Lehrer seinen Vorgang und sein Verhalten dabei so ein, dass die Schüler der Prüfung von einem zum andernmale mit Freude und Spannung entgegensehen, mit Befriedigung über die empfangene Anregung und aufgemuntert durch die ihrer Leistung gezollte Anerkennung, endlich mit der Überzeugung, dem Lehrer nicht zur Last gefallen zu sein, sondern eine Freude bereitet zu haben, von dannen ziehen, dann liegt darin allein schon eine in ihrer Bedeutung nicht zu unterschätzende Gewähr für den eifrigen Betrieb der Privatlectüre.

Im Anschlusse an diesen Hinweis auf den Einfluss, welchen die Art und Weise des Vorgehens bei der Prüfung aus der Privatlectüre auf den eifrigen Betrieb derselben ausübt, sei noch die Bemerkung gestattet, dass die mannigfachen Anlässe, welche der Betrieb der obligatorischen Schullectüre, insbesondere die Vergil- und Horazlectüre, zur Bezugnahme auf das von einzelnen Schülern privatim Gelesene, zur Heranziehung von Parallelstellen, zu sachlichen oder sprachlichen Vergleichen u. dgl. bietet, zur Vertiefung der Schullectüre — natürlich ohne erheblichen Zeitaufwand — benützt und dabei den Schülern, welche die betreffenden Schriftwerke privatim gelesen haben, die Gelegenheit geboten werden soll, das hiedurch erworbene Wissen an den Tag zu legen, was auf die übrigen Schüler anregend und aneifernd zu wirken geeignet ist.

So wichtig nun die eben besprochenen Einzelheiten der Hodegetik des Betriebes der Privatlectüre für die Förderung derselben sind, so stellen sie sich doch nur als indirect wirkende Mittel dar, die für sich allein den wünschenswerten und thatsächlich erreichbaren Erfolg in quantitativer Beziehung nicht verbürgen. Es ist vielmehr unerlässlich, dass alle Lehrer in zielbewusstem und einträchtigem Zusammenwirken es sich zur Aufgabe machen, durch directe Einflussnahme auf die Schüler bei jedem sich ergebenden Anlasse zur Bethätigung des Privatfleißes anzuspornen. Diese Einwirkung wird bald auf eine ganze Classe sich erstrecken, bald auf einzelne sich lässig zeigende Schüler sich beschränken; sie wird bald seitens der betreffenden Fachlehrer, bald seitens der Classenvorstände, bald seitens des Directors erfolgen müssen, welch letzterer — zumal wenn er Vertreter eines anderen Lehrfaches ist — keinen Zweifel daran wird aufkommen lassen dürfen, dass auch er lebhaften und freudigen Antheil nimmt an den Erfolgen, die auf dem Gebiete der häuslichen Lectüre erzielt werden. Die Mittel dieser auf die Erzielung freiwilliger Leistungen gerichteten Einwirkung sind im wesentlichen dieselben, welche die Pädagogik zur Weckung und Erhöhung des Fleißes überhaupt an die

Hand gibt: Aufmunterung, Weckung des Ehrgeizes und Wetteifers, Anerkennung und Zuwendung praktischer Vortheile.

Die Aufmunterung wird in dem bei jeder passenden Gelegenheit sich wiederholenden Hinweise darauf gipfeln, dass die Privatlectüre jedem Schüler, der sie betreibt, direct oder indirect zustatten kommt: direct insoferne, als sie zum mindesten als ein Beweis ernsten Strebens und redlichen Wollens das allgemeine Urtheil, das seine Lehrer über ihn sich bilden, nur günstig beeinflussen kann; indirect insoferne, als die Frucht dieses Privatfleißes früher oder später auch in den Schulleistungen zutage treten muss, da einerseits die Raschheit der Auffassung und die Fertigkeit im Übersetzen naturgemäß mit dem Umfange der Lectüre sich steigert, andererseits durch die Aneignung des Gedankeninhaltes von Schriften, die zur Schullectüre oder zum Lehrstoffe aus der Geschichte, zur deutschen Literatur usw. in irgendeiner Beziehung stehen, das Verständnis für diese Gebiete seiner obligatorischen Lernthätigkeit gefördert und vertieft wird, insbesondere aber da diese freie Selbstthätigkeit ihm Muth und Selbstvertrauen für die bevorstehende Maturitätsprüfung einzuflößen und die Wege zur erfolgreichen Ablegung derselben zu ebnen geeignet ist. Auch der Vorstellung werden sich die Schüler zugänglich erweisen, dass die frühzeitige Gewöhnung an selbständiges Denken und an ein von der führenden Hand des Lehrers unabhängiges Arbeiten ihnen jene Sicherheit und jenes Vertrauen in die eigene Kraft verleiht, dessen sie für ihre ferneren Studien, ganz besonders aber im praktischen Leben sosehr bedürfen, und dass sie daher wohl daran thun, diese Sicherheit und Selbständigkeit im Denken mit allen ihnen zugebote stehenden Mitteln — und als ein solches ist ja ganz besonders die Privatlectüre zu betrachten — so früh als möglich anzustreben. Die Gelegenheit zu dieser Aufmunterung ergibt sich außer zu Beginn eines jeden Semesters insbesondere bei der Mittheilung des Ergebnisses der einzelnen Monatsconferenzen, zu deren Gegenständen wohl auch die Rückschau auf die im abgelaufenen Abschnitte erzielten Erfolge aus der Privatlectüre und die Berathung über die Mittel zu weiterer Förderung derselben gehört. Ein weiteres Moment der Aufmunterung liegt in dem beredten, das Interesse der Schüler anregenden Hinweise auf die sei es in dem Inhalte, sei es in der Darstellung gelegenen Vorzüge ganzer Schriftwerke oder einzelner Abschnitte, welche das Bild, das den Schülern durch die Schullectüre oder beim Unterrichte aus der alten Geschichte von dem Leben der Griechen und Römer überhaupt oder von einzelnen hervorragenden Männern insbesondere, von bedeutsamen Ereignissen oder wichtigen Epochen der Weltgeschichte nur in Umrissen entworfen werden kann, ergänzen, beleuchten und beleben oder sonst irgendwelche Anknüpfungspunkte bieten. Durch die auf die häusliche Lectüre solcher Schriftwerke abzielende Anregung arbeiten sich die Lehrer der classischen Sprachen und die Lehrer der Geschichte gegenseitig in die Hände und tragen viel zu jenem Ineinandergreifen der einzelnen Unterrichtsgegenstände bei, dessen Nothwendigkeit im Organisations-Entwurfe §. 97 und im Anhange dazu Abschnitt XIV, sowie in den „Weisungen zur Führung des Schul-

amtes« S. 49 f. betont wird. Wenn nun nach den citierten Stellen des Organisations-Entwurfes und der »Weisungen« die Classenconferenzen unter anderem auch dazu bestimmt sind, dieses Ineinandergreifen der einzelnen Gegenstände anzubahnen und zu vermitteln, so wird sich dabei leicht auch die Gelegenheit zur gegenseitigen Aussprache ergeben, wie diesem Ineinandergreifen auch die Privatlectüre dienstbar gemacht und dadurch diese selbst und zwar ebensosehr in ihrem qualitativen wie in ihrem quantitativen Erfolge gefördert werden könnte.

Hand in Hand mit einer derart gewissermaßen systematisch betriebenen Aufmunterung muss aber die Weckung und möglichste Steigerung des Ehrgeizes und Wetteifers der Schüler gehen, Triebfedern, die zur Erzielung freiwilliger Leistungen natürlich nicht weniger nothwendig sind als zu jener allseitigen Anspannung der Kräfte, von welcher der Grad des Erfolges hinsichtlich des obligaten Lehrpensums so wesentlich bedingt und bestimmt wird. Diesem Zwecke dienen außer der unmittelbaren Einwirkung der einzelnen Fachlehrer und des Directors ganz besonders Einrichtungen, welche von Zeit zu Zeit die gegenseitige Controle der Schüler in Bezug auf den Umfang sowohl der zur Absolvierung angemeldeten als der jeweilig bereits absolvierten Privatlectüre ermöglichen. Diese gegenseitige Controle birgt nämlich für jeden einzelnen Schüler den Sporn in sich, nicht hinter anderen Schülern zurückzustehen, am wenigsten hinter solchen, denen er sich nach Wissen und Können zum mindesten ebenbürtig fühlt. Wird so der Wetteifer unter den Schülern einer und derselben Classe angeregt, so kann in ähnlicher Weise auch auf den Wetteifer zwischen den einzelnen Classen eingewirkt werden, eine Aufgabe, welche vorzugsweise dem Director zufällt, der die ausgewiesenen Leistungen zu diesem Zwecke in Evidenz halten und von den diesbezüglichen Ausweisen im Laufe des Schuljahres von Zeit zu Zeit den zweckentsprechenden Gebrauch machen wird. Als besonders wirksam zur Erzielung des Wetteifers sowohl unter den Schülern einer und derselben Classe als unter den einzelnen Classen einer und derselben Anstalt erweist sich die bereits oben vom Standpunkte des Interesses der Lehrer besprochene Veröffentlichung des Berichtes über den Betrieb der Privatlectüre im gedruckten Jahresprogramme, welche für die Schüler einerseits den gewiss nicht geringen Wert der öffentlichen Anerkennung ihres Privatfleißes seitens der Schule hat und noch nach Jahren beim Nachschlagen der aufbewahrten Schulnachrichten den Gegenstand freudiger Erinnerung an eine in der Jugend sich selbst und dem natürlichen Hange zum Vergnügen abgerungene mehr oder weniger bedeutende Mehrleistung und an die ihr zutheil gewordene Anerkennung zu bilden geeignet ist, andererseits den Eltern die beruhigende und erfahrungsgemäß mit nicht geringer Befriedigung erfüllende Gewissheit ernsten, sogar über den Zwang der Schule sich erhebenden Strebens ihrer Söhne bietet, dessen ethischen Wert und dessen Bedeutung für die Bestimmung der ganzen Geistesrichtung ihrer Söhne sie um so besser zu beurtheilen wissen, je höher die Stufe der Bildung ist, auf der sie stehen. Dass aber die durch diese Veröffentlichung — besonders wenn die mindestens

ein Jahrespensum ausmachenden Leistungen in irgendeiner Form besonders ersichtlich gemacht werden — den Eltern wie den Schülern bereitete Freude das Interesse beider Theile an dem Betriebe der Privatlectüre sowie den gegenseitigen Wetteifer unter den Schülern wesentlich zu erhöhen vermag, kann nach den gemachten Erfahrungen nicht bestritten werden. Diese Veröffentlichung der Ausweise über die absolvierte Privatlectüre hat aber für jede einzelne Anstalt weiter noch die Bedeutung eines Maßstabes für die Beurtheilung, ob und inwieweit andere Anstalten ihr hinsichtlich der Leistungen aus dem altclassischen Unterrichte den Rang abgelaufen haben, und nach dem Grundsatze „exempla trahunt“ wird der gelegentliche Hinweis des Directors auf den etwa aus diesen Jahresberichten ersichtlichen größeren Fleiß der Schüler anderer Anstalten seine Wirkung auf die Schüler der eigenen Anstalt kaum verfehlen.

Wie bei dem erwähnten erst am Schlusse des Schuljahres zur Anwendung kommenden Mittel der Weckung des Ehrgeizes und Wetteifers, bestehend in der Veröffentlichung des Ausweises über die Privatlectüre, das Moment der Anerkennung und der durch dieselbe bereiteten Freude im Vordergrunde steht, so ist auch von der im Laufe des Schuljahres wiederholt erforderlichen eben darauf abzielenden Einwirkung die Anerkennung, welche den jeweiligen, nicht nach einem absoluten, sondern nach einem relativen Maßstabe und nicht allein vom objectiven Standpunkte der Quantität und Qualität der Leistung, sondern auch vom subjectiven Standpunkte der individuellen Leistungsfähigkeit zu beurtheilenden Leistungen seitens der einzelnen Fachlehrer und des Directors zutheil werden muss, nicht zu trennen. Neben mannigfachen hiezu sich ungesucht ergebenden Anlässen ist, wie schon oben erwähnt, die Verkündigung des Ergebnisses der einzelnen Monatsconferenzen eine besonders passende Gelegenheit, eine solche Anerkennung auszusprechen. Hat sich nämlich bezüglich der obligaten Leistungen bereits an sehr vielen Anstalten der pädagogisch gewiss vollauf berechtigte Usus eingebürgert, in den Monatsconferenzen nicht bloß Ermahnung und Tadel auszusprechen, sondern unter bestimmten Voraussetzungen auch eine Belobung zuzuerkennen, so ist es nur folgerichtig und kann der guten Sache nur förderlich sein, wenn dieser Usus der Anerkennung regen Fleißes und zufriedenstellenden Erfolges auch auf die freiwillige und selbständige Thätigkeit der Schüler auf dem Gebiete der Privatlectüre unter Zugrundelegung des Ergebnisses der hierin zu übenden Controle ausgedehnt wird.

Diese Anerkennung hat nun für die Schüler zunächst allerdings einen rein ideellen Wert, und das ideelle Moment soll auch stets dabei in die erste Linie gestellt werden: allein es hieße in der Pflege des Idealismus, die gewiss nicht zu den letzten Aufgaben des Gymnasiums gehört, entschieden zu weit gehen, wollte man ideale Ziele — und als ein solches ist gewiss das über die Grenze der lehrplanmäßigen Forderungen hinausgerückte Ziel der Gewinnung möglichst vieler Schüler für die Übernahme freiwilliger, die Schullectüre in möglichst ausgiebigem

Maße ergänzender und sie mehr oder minder erheblich belastender Leistungen zu betrachten — ausschließlich mit idealen, von der Geltendmachung eines praktischen Nutzens, auf welchen diese freiwillige Mehrleistung die Aussicht eröffnet, und von der Nutzbarmachung allgemein menschlicher Neigungen und Bestrebungen principiell gänzlich abstrahierenden Mitteln zu erreichen suchen. Vielmehr muss die Anerkennung, welche den Schülern als Belohnung für freiwillige Mehrleistungen winken und sie zu erhöhter Thätigkeit anspornen soll, auch ihren praktischen Ausdruck und zwar in einem greifbaren Vortheile finden, den sie im Gefolge hat; denn an der Thatsache, dass für gar manchen Schüler den wenn nicht ausschließlich, so doch vorwiegend bestimmenden Beweggrund für die Erfüllung seiner Lernpflichten die Aussicht auf einen realen Gewinn bildet, ist nun einmal wenig oder nichts zu ändern; lassen doch auch Erwachsene sich in ihrem Thun und Lassen oft genug von solchen Motiven leiten. Müssen wir nun diese Erfahrung fort und fort bezüglich der obligaten Leistungen machen, so dürfen wir bezüglich der nicht obligaten umsoweniger lauter ideale Motive voraussetzen und verlangen. Diese Erwägung liegt offenbar auch der Bestimmung des P. 3 des h. Ministerial-Erlasses vom 30. September 1891, Z. 1786 zugrunde, der zufolge bei der Maturitätsprüfung jeder Schüler, welcher eine Privatlectüre wenigstens in dem Umfange eines Jahrespensums nachzuweisen imstande ist und welcher dadurch seinen Calcül verbessern zu können meint, zu ersuchen berechtigt ist, dass ihm auch eine Stelle aus seiner Privatlectüre vorgelegt werde. Wenn nun die Ausweisleistung über den Betrieb der Privatlectüre nach dem Sinne und Wortlaute des citierten h. Ministerial-Erlasses bei der Maturitätsprüfung die Möglichkeit zur Verbesserung des Calcüls bieten soll und in der Eröffnung der Aussicht auf diesen praktischen Vortheil seitens der hohen Unterrichtsverwaltung augenscheinlich ein Mittel erblickt wird, den Eifer zur freiwilligen Ergänzung der von der Schule auszuführenden Arbeit anzuregen und zu erhöhen, so wird man — entgegen der hierin mitunter geübten Praxis — dabei nicht stehen bleiben, sondern folgerichtig auch in den einzelnen der Maturitätsprüfung vorausgehenden Studienjahren von einem ähnlichen Mittel der Aneiferung, bestehend in der Anrechnung der ausgewiesenen Leistungen aus der Privatlectüre bei der Bestimmung des Schlusscalcüls, Gebrauch machen müssen, wenn man dieser Institution in allen Stadien des Betriebes der classischen Gymnasialstudien intensiv und extensiv jene Pflege sichern will, welche im Interesse der Hebung des Niveaus der Gymnasialbildung überhaupt und des philologischen Unterrichtes insbesondere sosehr wünschenswert ist. Dass dies auch den Intentionen des h. Ministerial-Erlasses vom 30. September 1891 entspricht, geht aus dem letzten Alinea desselben hervor, wo es wörtlich heißt: »Darf die Privatlectüre um ihres ethischen Wertes willen keinen obligatorischen Charakter annehmen, so verdient sie gleichwohl, sobald sie ehrlich geleistet wird, jene Würdigung, welche auch in der gesammten Beurtheilung des Schülers zum Ausdrucke kommt.« Dass aber unter dieser »gesammten Beurtheilung«

nicht allein der bei der Maturitätsprüfung zuzuerkennende Calcül, sondern auch die Classification in den einzelnen Semestern zu verstehen ist, ja dass die entsprechende Würdigung der Privatlectüre bei der letzteren geradezu zum Ausgangspunkte für die Begründung der Verfügung, betreffend ihre Berücksichtigung bei der Maturitätsprüfung genommen wird, geht aus dem letzten Satze des citierten Alinea hervor, der folgenden Wortlaut hat: „Wenn aber die Privatlectüre *in den oberen Classen* für die Beurtheilung des Fleißes und der Leistungsfähigkeit in Betracht kommt, dann ist es nur billig, dass dieselbe auch bei der Maturitätsprüfung jene Berücksichtigung erlange, welche wirklichem Verdienste gebürt.“ Diese Anrechnung der Leistungen aus der Privatlectüre stellt sich übrigens — ganz abgesehen von dem Werte, den sie für die Erhöhung des Eifers im Betriebe derselben hat — auch als eine Forderung der Billigkeit dar; denn wenn die Leistungen aus den einzelnen Tageslectionen der Schullectüre, welche von einer Stunde zur andern bloß mit etwa 30—40 Zeilen, beziehungsweise Versen bemessen und deren Schwierigkeiten nach den bestehenden Vorschriften vom Lehrer im Wege der Vorpräparation, also gewiss in ausgiebigerem Maße, als dies bei der Privatlectüre möglich ist, behoben zu werden pflegen, zu den Componenten des Schlusscalcüls zählen, so muss auf die Leistungen aus der Privatlectüre, sowohl weil sie Beweise rühmenswerten, mit der bloßen Pflichterfüllung sich nicht begnügenden Strebens sind, als insbesondere deswegen, weil sie theils in Anbetracht des weit größeren Umfanges der einzelnen Prüfungspensa, theils wegen der ungleich größeren Selbständigkeit der Arbeit an die geistige Kraft wie an den Fleiß des Schülers bedeutend höhere Anforderungen stellen als die Leistungen aus den Tageslectionen der Schullectüre, mindestens dasselbe Gewicht gelegt wird wie auf diese. Daher dürfte der Vorschlag gerechtfertigt erscheinen, die für die Würdigung der Leistungen aus der Privatlectüre in ihrem Verhältnisse zu den obligatorischen Schulleistungen erforderliche Übersicht dadurch herzustellen, dass die Calcüle der ersteren geradeso wie die der letzteren in die Classenkataloge, jedoch für Latein und Griechisch gesondert unter je einer eigenen nach Conferenzperioden getheilten Rubrik mit Verzeichnung des Gegenstandes und des Umfanges der jedesmal zur Prüfung angemeldeten Lectüre sowie unter Angabe des Datums der Prüfung eingetragen werde, ein Modus, der überdies dem Fachlehrer die Einwirkung zum Zwecke der, wie oben dargelegt wurde, für den Lehrer wie für die Schüler so wünschenswerten, möglichst gleichmäßigen Vertheilung der Arbeitslast auf die einzelnen Abschnitte des Schuljahres wesentlich erleichtert und dem Director sowie den Classenvorständen die Möglichkeit bietet, die um Auskunft über die Fortschritte der Schüler ersuchenden Angehörigen auch über deren freiwillige und selbständige Lernthätigkeit in Bezug auf Umfang und Erfolg zu informieren, ihnen diesbezügliche Rathschläge zu ertheilen und gegebenen Falles auch die Freude lobender Anerkennung erfolgreichen Strebens zutheil werden zu lassen.

Zum Schlusse noch einige Worte über die Prüfung aus der Privatlectüre beim Maturitätsexamen. Soll die „jedem“ Schüler, welcher dadurch „seinen Calcül verbessern zu können meint“, zugestandene Berechtigung, um die Vorlegung einer Stelle aus der mindestens ein Jahrespensum betragenden Privatlectüre zu ersuchen, nach den Intentionen des h. Ministerial-Erlasses vom 30. September 1891 unter anderem gewiss auch die Bedeutung eines Mittels der Aneiferung zur freiwilligen Ergänzung der Schullectüre haben, das nach P. 3, al. 2 „den Unterrichtserfolg wenigstens innerhalb eines Kreises auserlesener Schüler zu heben geeignet ist“, dann wird es sich empfehlen, von der durch den h. Ministerial-Erlass vom 9. März 1886, Z. 4452 zugestandenen Befugnis, Leistungen eines Schülers, welche über das von der Schule geforderte Maß beträchtlich hinausgehen, durch einen besonderen Beisatz zur Note „vorzüglich“ hervorzuheben, in jedem Falle, in welchem die Leistungen in den übrigen Stadien der Prüfung und beim Examen aus der Privatlectüre für „vorzüglich“ befunden werden, Gebrauch zu machen und in diesem eine Verbesserung des Calcüls auch bei der Note „vorzüglich“ ermöglichenden Beisatze ausdrücklich auf die Leistungen aus der Privatlectüre Bezug nehmen; andererseits wird es — entgegen der diesfalls theilweise geübten Praxis — gerathen sein, die thatsächliche Zulassung zur Prüfung aus dem angemeldeten Lectürstoffe nicht von einem bestimmten Ergebnisse der Prüfung in ihren vorausgehenden Stadien abhängig zu machen und dabei sich nicht von der Erwägung leiten zu lassen, ob die vom Schüler angestrebte Verbesserung des Calcüls nach dem bisherigen Ergebnisse der Prüfung überhaupt wahrscheinlich oder auch nur möglich erscheint. Denn erstens spricht der mehrfach citierte h. Ministerial-Erlass die Berechtigung zu dem Ansuchen um Vorlegung einer Stelle aus seiner Privatlectüre „jedem“ Schüler zu, „welcher dadurch seinen Calcül verbessern zu können meint“, also nicht bloß jenen, welche den Calcül thatsächlich verbessern können, und macht diese Berechtigung im letzten Alinea ausdrücklich nur von der Voraussetzung abhängig, „dass der Umfang und die Art dieser Lectüre mit Rücksicht auf die Fähigkeit des Schülers vom Lehrer als entsprechend befunden wird und dieser von der Gründlichkeit derselben sich überzeugt hat“; zweitens vermag der Vorsitzende der Maturitäts-Prüfungscommission sich über die Leistungen der einzelnen Anstalten auf dem Gebiete der Privatlectüre nicht in ihrem vollen Umfange sein eigenes Urtheil zu bilden, sondern ist in seinem hierüber der Unterrichtsverwaltung zu erstattenden Referate auf die Berichte der Directionen, diese wieder sind auf die Berichte der Fachlehrer angewiesen; drittens endlich lässt eine unter den zur Prüfung aus der Privatlectüre Gemeldeten nach dem Ergebnisse der schriftlichen und der mündlichen Prüfung getroffene Auswahl den Gesammtcalcül in den Augen der Schüler als ausschließlich von diesen beiden Factoren abhängig erscheinen. Dies muss zur naturgemäßen Folge haben, dass in demselben Maße, in welchem hiedurch bei den Schülern der nachfolgenden Jahrgänge die Hoffnung auf einen realen Vortheil, der aus dem Betriebe der Privat-

lectüre winkt, sich verringert, auch der Eifer für dieselbe erkaltet oder wenigstens die ohnedies schon vielfach vorhandene Neigung immer mehr zum Durchbruche gelangt, den Betrieb der Privatlectüre oder wenigstens eines Theiles derselben mit Nichtbeachtung der seitens des Directors und der Fachlehrer im Laufe der Jahre wiederholt und zum Schlusse noch insbesondere gelegentlich der Einbringung der Gesuche um Zulassung zur Maturitätsprüfung an sie ergangenen Aufforderung und Aufmunterung zur Ausweisleistung über die häusliche Lectüre zu verheimlichen und sich dadurch die Möglichkeit, unter Umständen sogar die Wahrscheinlichkeit zu sichern, dass die Stelle, welche ex officio vorgelegt wird, einer privatim gelesenen Partie eines Autors, dessen Wahl ja die Abiturienten erfahrungsgemäß in den Kreis ihrer gewiss nicht selten zutreffenden Conjecturen ziehen, entnommen werde, was nach dem bestehenden Usus nur dann geschehen kann, wenn die betreffende Partie, beziehungsweise der ganze Autor überhaupt nicht als, sei es in der Schule sei es privatim, gelesen angegeben ist. Durch diese Verheimlichung wird aber die Privatlectüre der Überwachung, Leitung und Vertiefung seitens der betreffenden Fachlehrer entzogen, was jedenfalls den bildenden Ertrag derselben schmälert und das für die Erzielung eines möglichst ausgedehnten Betriebes nicht zu unterschätzende Moment der Weckung und Erhaltung des gegenseitigen Wetteifers fast ganz in Wegfall bringt, überdies der vorgesetzten Schulbehörde den Einblick in ein Gebiet des Strebens und Wirkens einer Anstalt verschließt, das für die Beurtheilung des Geistes, der an derselben herrscht, und der Erfolge, die sie erzielt, von nicht geringer Bedeutung ist.

Der Verfasser dieser Zeilen schließt seine Ausführungen mit dem Wunsche, der guten Sache, wenn schon vielleicht nicht durch diese Ausführungen selbst eine Förderung geboten, so doch den Anstoß zu einer Förderung im Wege der dadurch angeregten Mittheilung alles dessen gegeben zu haben, was andere Schulmänner, denen eine reichere und gediegenere Erfahrung zugebote steht, zur Erzielung einer regen, vielseitigen und ausgiebigen Betheiligung der Schüler an der Privatlectüre in der Praxis als wirksam erprobt haben.

Ungarisch-Hradisch. W. Perathoner.

Erlass des mährischen Landesschulrathes, betreffend die Privatlectüre in den altclassischen Sprachen.

Wie wir vernehmen, hat der mährische Landesschulrath in Sachen der Privatlectüre folgenden Erlass an die Gymnasialdirectionen gerichtet:

Rücksichtlich der Pflege der Privatlectüre im Sinne des hohen Ministerial-Erlasses vom 30. September 1891, Z. 1786/C. U. M., erachtet es der k. k. Landesschulrath für nothwendig, jenen Lehrern, welche mit der Privatlectüre bisher nichts Rechtes anzufangen imstande waren, auf

Grund der gemachten Erfahrungen einen Weg zu zeigen, der die Anleitung, die Beaufsichtigung und Beurtheilung der Privatlectüre betrifft.

Schon in dem h. o. Erlasse vom 11. April 1892, Z. 3799 hat der k. k. Landesschulrath bezüglich der Pflege der Privatlectüre die Lehrkörper darauf aufmerksam gemacht, dass die Schule zu Selbständigkeit in geistiger Arbeit erziehen soll. Die beste Frucht der Schule zeige sich darin, dass der Schüler gelernt und sich gewöhnt hat, aus eigenem Antriebe geistig zu arbeiten, aus der bloßen Receptivität in eine selbständige Thätigkeit überzugehen, so dass er sich in seinen Studien auf eigene Füße stellen kann. Bedingung für die Erlaubnis der Privatlectüre bleibt die treue Pflichterfüllung gegenüber den Forderungen der Schule. Aus diesem Grunde wird schwächeren Schülern von der Pflege der Privatlectüre abzurathen sein.

Weiters wurde in dem citierten Erlasse besonders hervorgehoben, dass die immer und allein wertvolle Anregung zu einem erfolgreichen Betriebe der Privatlectüre die Methode und Persönlichkeit des Lehrers sein werde. Der Lehrer wird bei der Pflege derselben als rathender, wohlmeinender Freund zur Seite stehen und muss von den freiwilligen Arbeiten der Schüler wirklich eingehend Kenntnis nehmen.

Dem dort Gesagten findet der k. k. Landesschulrath noch Folgendes hinzuzufügen:

Lehrer, die zur Pflege der Privatlectüre ihres ethischen Wertes wegen anzuregen verstehen, erzeugen einerseits in den Herzen ihrer Schüler Freude an der Literatur, so dass ihnen die Classiker liebe und traute Freunde werden, mit denen sie immer wieder gerne in Verkehr treten, anderseits übermitteln sie ihnen aber auch eingehende Kenntnisse die im erfolgreicheren Betriebe der Schullectüre und in den schriftlichen Arbeiten unverkennbar zutage treten. In erster Reihe sollen jedoch immer die Schüler aus Liebe zum Gegenstande bei diesen Studien geleitet werden. Dieses hohe, ideale Ziel ist aber nur dann zu erreichen, wenn der Lehrer den Schülern eine wahre Einführung in das Geistes- und Culturleben der antiken Völker bietet. Die erziehlichen Aufgaben rücken hiemit in die erste Stelle, und die Rücksicht auf sittliche Muster, die zur Nachahmung aneifern sollen, wird entscheidend. Die edle Ausfüllung der Muße, die Veredlung des Unterhaltungstriebes zum Wissenstriebe muss auf die Charakterbildung unserer Jugend wirken. Eine solche freiwillige Thätigkeit unserer Studierenden, dem edelsten Motive, dem Interesse an der Sache, entsprungen, ist aber auch die Grundlage jedes wissenschaftlichen Strebens und daher auch die wirksamste Vorübung für die freiere wissenschaftliche Thätigkeit an der Universität. Zum Betriebe der Privatlectüre in diesem Sinne sind zunächst die begabtesten und strebsamsten Schüler berufen. Aber auch mit dem Mittelschlage der Schüler lassen sich auf diesem Gebiete erfahrungsmäßig erfreuliche Erfolge erzielen.

Die Privatlectüre soll die nothwendige Ergänzung der Schullectüre sein. Die beste Vorbereitung für dieselbe ist die Lectüre in der Schule. Nachdem diese den Schüler in die eigenthümliche

Darstellungsweise eines Schriftstellers eingeführt hat und nachdem der Schüler unter der Leitung des Lehrers gelernt hat, die Schwierigkeiten, die ihm auf diesem Gebiete begegnen, zu überwinden, lasse man ihn die Privatlectüre beginnen. — Damit wird gefordert, dass zur Privatlectüre in erster Reihe nur diejenigen Schriftsteller und Schriftwerke bestimmt werden sollen, die im vorhergehenden Schuljahre oder mindestens im vorigen Semester in der Schule gelesen worden sind. Auf diese Weise wird das im Schulunterrichte geweckte bestimmte Interesse durch eine zweckmäßig empfohlene Privatlectüre genährt, und je fester die Verbindung zwischen der Schullectüre und der Privatlectüre ist, je mehr die Schüler von schon vorhandenen Vorstellungsmassen unterstützt sich in die neue Aufgabe vertiefen können, desto leichter und erfreulicher wird die private Beschäftigung.

Nachdem der Sinn der Schüler für Privatlectüre gewonnen ist, tritt an den Lehrer die Pflicht heran, bei der Wahl und Pflege derselben dem Schüler als wohlmeinender und rathender Freund zur Seite zu stehen.

Die Privatlectüre darf insbesondere am Anfange nicht der völlig freien Wahl der Schüler überlassen werden, sie erfordert vielmehr eine eingehende, unausgesetzte Leitung und Controle. Zunächst werden also wohl jene Partien aus der Schullectüre, die aus Mangel an Zeit überschlagen werden mussten, für welche aber das Interesse der Schüler im hohen Grade rege gemacht wurde, den Schülern für die Privatlectüre zu empfehlen und erst allmählich wird denselben eine gewisse Freiheit der Wahl zu gestatten sein, damit das rechte Interesse für die Sache geweckt und Freude an der Arbeit erzeugt werde.

Eine regelmäßige, mit Lust und Liebe betriebene Privatlectüre wird bei vorzüglich beanlagten, weiter strebenden Schülern gewiss auch die Neigung erzeugen, andere als in der Schule gelesene Autoren in den Bereich ihrer privaten Thätigkeit zu ziehen. Aber auch hierin wird der Lehrer den Schülern specielle Andeutung geben und die erforderlichen Hilfsmittel zur Verfügung stellen. So kann bei der Erklärung des Horaz auf Catull aufmerksam gemacht werden, und bei der Lectüre des Sophokles bietet sich die beste Gelegenheit, zur Beschäftigung mit Euripides anzuregen und Anleitung dazu zu geben. Aber selbst Lyriker können, wie die gemachten Erfahrungen bestätigen, mit Interesse und Erfolg von den Schülern als Privatlectüre durchgenommen werden. Hierin ist überhaupt der eigenartigen Neigung der Schüler ein weiter Spielraum zu lassen. Prof. Dr. Primozič hat übrigens bereits einen Canon der zur Privatlectüre sich eignenden Autoren und Schriftwerke zusammengestellt in der Zeitschrift: Österreichische Mittelschule, VII. Jahrgang 1893, S. 254 ff.

Höchst wichtig ist die Frage über die Leitung und Controle der Privatlectüre.

Die Schüler sind zuerst anzuleiten, wie sie lesen sollen. Schrader verlangt in seiner Erziehungs- und Unterrichtslehre, 5. Aufl., S. 464, dass jeder Schriftsteller bei der Privatlectüre entsprechend dem in der Schule beobachteten Verfahren zweimal gelesen werden soll, zuerst bedächtiger.

gründlicher und in Verbindung mit schriftlichen Aufzeichnungen und Sammlungen, sodann in wiederholender Weise, um das einzeln Erlernte zu befestigen und zu einem Gesammteindrucke zu gelangen. Sodann sind die Schüler auf geeignete Hilfsmittel aufmerksam zu machen, z. B. auf commentierte Ausgaben, über welche sich Dr. Julius Rothfuchs in seinen Bekenntnissen aus der Arbeit des erziehenden Unterrichtes im §. 70: Der Freiwilligkeit zu Diensten also äußert: »Zwei, drei, vier erklärende Ausgaben sind nicht zu viel. Dagegen ist schon eine Übersetzung für den Schüler nicht nur zu viel, sondern geradezu vom Übel.« Der Lehrer wird die Schüler ferner auf die Benützung der Schulbibliothek hinweisen, auf die daselbst enthaltenen Anschauungsmittel, die das Verständnis wesentlich erleichtern. In diesem Sinne sind daher auch die Schülerbibliotheken zu ergänzen, besonders wichtige Bücher müssen in mehreren Exemplaren vorhanden sein. Um den Schülern die Schülerbibliothek zugänglich zu machen, hängt ohnedies in jeder Classe ein Katalog der für dieselben zunächst bestimmten Bücher.

Unbedenklich erscheint es, dass mehrere Schüler dasselbe lesen, nur müssen sie in ihrer Leistungsfähigkeit einander nahe stehen. Der Schüler soll sich bei der Privatlectüre ein Notizenheft anlegen, in welches er kurze Aufzeichnungen einschreibt, Theile ihrem Gedankengange nach wiedergibt, Hauptpersonen ihrem Charakter nach kennzeichnet und die schönsten Stellen zusammendrängt als einen Schatz schöner und herrlicher Gedanken fürs ganze Leben. Unter allen Umständen bleibt eine schriftliche Präparation unentbehrlich, in die auch Inhaltsangaben aufgenommen werden, damit diese freie Thätigkeit nicht des nöthigen Ernstes entbehre. Andererseits muss vor Vielschreiberei gewarnt werden. In diesem Präparationshefte hat der Schüler auch diejenigen Stellen anzumerken, deren Verständnis er nicht erreicht hat, damit sie bei der Prüfung zuerst durchgenommen werden.

Was nun die Prüfung selbst anlangt, so dürfte sich folgender Vorgang am besten empfehlen:

Die von den Schülern von der Quinta an durchgenommene Privatlectüre wird in ein für diesen Zweck bestimmtes Buch (vgl. Zycha, Mittelschule, VII. Jahrg., S. 378) jedesmal, sobald ein Schüler am Anfange etwa ein Buch oder ein größeres Ganze durchgearbeitet hat, eingetragen und zugleich im Classificationskataloge der Erfolg ersichtlich gemacht, mit welchem der Schüler seine Aufgabe gelöst hat. Diese Noten haben auf die Gesammtleistung am Schlusse des Semesters stets nach der günstigen Seite Einfluss zu nehmen.

Immer bleibt bei der Privatlectüre die Hauptsache, die Freude zur Arbeit und zum Schaffen zu wecken, zu nähren und zu fördern und durch Anerkennung derselben zu neuen Versuchen anzuspornen.

Die Prüfung muss natürlich außerhalb der Schulzeit vorgenommen werden. Rothfuchs empfiehlt in seiner oben citierten Schrift im §. 71: »Eine Rechnung und ihre Berichtigung« als Einleitung zur Prüfung folgenden Vorgang: der Lehrer lasse sich einige Tage vor der Be-

sprechung die Verse oder Paragraphe, für die der Schüler Aufklärung wünscht, von diesem aufschreiben und den Grund seiner Verlegenheit dabei bemerken. Dieses Rechnungsschreiben ist nach Rothfuchs für den Schüler eine hochwichtige Arbeit. Ehe er die einzelnen Posten niederschreibt, prüft er genau, ob sie auch richtig sind, d. h. er untersucht sein Wissen, versucht noch einmal sein Können. Es ist nicht gut, wenn der Lehrer die Rechnung gleich am Tage des Empfanges auch berichtigt, er muss sie zuvor recht genau durchprüfen, ehe die Berichtigung erfolgt. Alle einzelnen Punkte müssen vom Lehrer daraufhin sorgfältig überlegt werden, wie er dem Schüler zum vollen Verständnis verhelfen soll.

Eine genaue Vorbereitung auf Grund des vorher eingereichten Verzeichnisses der Verlegenheiten ist demnach des Lehrers Pflicht. Bei der Prüfung bespricht sodann der Lehrer mit dem Schüler Punkt für Punkt. Missverständnisse kommen dann kaum noch vor, und alles gestaltet sich zu einem so befriedigenden Abschlusse, dass auf beiden Seiten die angenehmste Erinnerung zurückbleibt; denn wie der Lehrer bei dieser Art der Leitung nicht ohne Befriedigung sein wird, so gehen auch die Schüler von solchen Stunden gehoben und gefördert an die weitere Arbeit. An dem Lehrer wächst der Schüler. Wie der Charakter sich nur am Charakter bildet und emporzieht, so auch der wissenschaftliche Geist und Sinn nur an wissenschaftlich durchgebildeten Männern, die mit Begeisterung und Liebe in ihrer Wissenschaft die hehre Göttin verehren. Nach der Richtigstellung dieser Verlegenheiten wird sich der weitere Verlauf der Prüfung etwa folgendermaßen gestalten:

Der Schüler wird zunächst nach dem Inhalte des Gelesenen gefragt, sodann nach dem Zusammenhange der Privatlectüre mit der in der Schule durchgenommenen Partie oder auch nach der Gliederung des ganzen Schriftwerkes. Sodann wird der Lehrer nach eigener Wahl dem Schüler noch einzelne Stellen zum Übersetzen, zur sprachlichen und sachlichen Erklärung bestimmen und so auch die reale Seite der altclassischen Lectüre ihre volle Würdigung erhalten.

Über den Zeitpunkt, wann die Prüfung der Privatlectüre anzusetzen sei, gehen die Ansichten auseinander. Dieselbe auf den Schluss des Semesters anzusetzen, ist schon deswegen nicht anzurathen, weil Lehrer und Schüler um diese Zeit durch andere Arbeiten sosehr in Anspruch genommen sind, dass an eine zweckmäßige Durchnahme derselben nicht zu denken ist. Die Privatlectüre wird dann vorzunehmen sein, wenn der Schüler ein bestimmtes Ganze, anfangs einen größeren Abschnitt, dann ein Buch, einen Gesang, der ihm als Aufgabe gestellt ist, oder auch ein größeres Ganze, eine Rede, einen Dialog, ein Drama beendigt hat.

Im Hinblicke darauf, dass sich Livius ganz besonders zur Privatlectüre eignet, wird aufmerksam gemacht:

1. Auf die Sammlung griechischer und römischer Classiker mit Erläuterungen für die Privatlectüre. 1. Band. Liber XXVI von Anton Stitz. Wien u. Prag, F. Tempsky 1895.

2. Auf den vorzüglichen Livius-Commentar für den Schulgebrauch von Karl Haupt, enthaltend die Bücher I bis VII, ferner XXI und XXII. Leipzig, Teubner 1891—93.

Schließlich wird die Direction beauftragt, in dem im Monate April jedes Jahres vorzulegenden Conferenzprotokolle über die Maturitätsprüfungen regelmäßig ein Verzeichnis der im Verlaufe des Obergymnasiums von den einzelnen Schülern absolvierten Privatlectüre sowie die Namen derjenigen Schüler anzuführen, welche aus derselben bei der Maturitätsprüfung geprüft werden wollen.

Dr. Theodor Tupetz, Schulausgaben pädagogischer Classiker. Heft I: Vincenz Eduard Milde, Allgemeine Erziehungskunde. Wien, Prag, Leipzig, Freytag u. Tempsky 1896. 8°, 131 SS. Preis 40 kr.

Im Gegensatze zu anderen Sammlungen »pädagogischer Classiker« bezeichnet sich die mit dem vorliegenden Hefte eröffnete als Schulausgabe; sie ist nämlich zunächst für Schüler der Lehrerbildungsanstalten bestimmt und soll da die Geschichte der Pädagogik ergänzen, womit auch der Anschluss an die Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes von Tupetz, welcher auch die den einzelnen Bändchen beigegebenen Biographien entnommen sind, gegeben ist. Der Bestimmung gemäß musste der Preis und damit auch der Umfang der Bändchen möglichst niedrig gestellt werden, was dadurch erreicht wurde, dass die Texte gekürzt geboten werden; doch ist aus dem Inhaltsverzeichnisse des vollständigen Werkes und aus »verbindenden Inhaltsangaben« der ausgelassenen Stücke Plan und Zusammenhang des Ganzen ersichtlich. — Weil pädagogische Classiker geboten werden, so ist es selbstverständlich, dass die Büchlein nicht allein den Lehramtszöglingen, sondern auch bereits in Amt und Würden stehenden Lehrern und allen, die sich bei Erziehungsfragen in einem Buche Raths erholen wollen, gute Dienste leisten werden. Wie gleich das erste Bändchen zeigt, die allgemeine Erziehungskunde Mildes, die mit feinem Verständnisse gewählt wurde, die Sammlung zu eröffnen, haben die hier gebotenen Schriften nicht bloß historischen Wert, sondern sehr viel von dem, was aus dem Hauptwerke des ausgezeichneten österreichischen Pädagogen herausgehoben ist, gilt auch heute noch, und nicht bloß eine Ergänzung des Lehrbuches der Geschichte der Pädagogik, sondern auch eine des Lehrbuches der Pädagogik selbst ist damit den Lehrern leicht zugänglich gemacht.

Wo es zum Verständnisse nöthig schien, sind dem Texte kurze Anmerkungen beigegeben, die sich hauptsächlich auf die Erklärung fremder Ausdrücke erstrecken. Dabei ist mir die Erklärung von »Certieren« durch »Wetteifern« (S. 122) aufgefallen, denn sie zeigt wieder einmal, dass es nicht immer angeht, ein Fremdwort einfach durch ein entsprechendes deutsches zu ersetzen. Milde wendet sich mit Recht gegen das Certieren in der Schule; wer aber den Wetteifer aus der Schule verbannen wollte, würde doch sehr verkehrt handeln.

Die weiteren Bändchen der Sammlung sollen enthalten: Felbigers Methodenbuch, Salzmanns Krebsbüchlein, Pestalozzis Wie Gertrud ihre Kinder lehrt und den Orbis pictus von Comenius. — Möge die Sammlung die weiteste Verbreitung und Benützung finden in allen Kreisen der Lehrerwelt.

Prag. W. Toischer.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Programmenschau.

122. Holub Johann, Unter den erhaltenen Handschriften der Germania des Tacitus ist die Stuttgarter Handschrift (S) die beste. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Weidenau 1895, 8°, 34 SS.

Da diese Abhandlung schon in zweiter Fortsetzung erscheint, so begnügt sich Ref. damit, einige Änderungen des Verf.s zur Charakteristik seines Verfahrens anzuführen. cap. 7 wird bei *non quasi in poenam nec ducis iussu* etc. der Präpositionalausdruck *in poenam* für unrichtig erklärt und *in* in *vi* verwandelt. Da ebendaselbst auch *quem* nach *deo imperante* „unrichtig“ ist, obwohl es S wenigstens als Correctur bietet, wird *imperante aequam* geschrieben und *rebellantibus* statt des folgenden *bellantibus*. Also gleich drei Conjecturen, von denen die eine bedenklicher und willkürlicher ist als die andere. Dasselbe kann man von den drei Conjecturen in cap. 20 sagen: *hunc nexum sanguinis nominisque*. Die Einschiebung von *nominisque* ist zwar unnöthig, aber doch nicht unsinnig. Die Vulgata *et animum* (für letzteres Wort hat der hochgefeierte Stuttgarter Codex den wunderlichen Schreibfehler *in aman*) wird in *ei in amicitia avunculum* geändert, um nur das Wörtchen *in* zu conservieren. Da *avunculum* eingeschoben ist, so haben wir auch hier drei Änderungen auf einmal, mit Einrechnung von *nominisque* deren gar vier. — cap. 2 init. ist *qui mutare sedes quaerebant* gewiss ohne allen Anstoß. Da aber *quaero* mit Inf. sonst bei Tacitus nicht vorkommt, so ändert H. *mutare* in *mutata re*. Dabei soll *rem mutare* heißen: den Staat verlassen. — cap. 12 schließt mit den Worten *centeni singulis ex plebe comites* etc. Nach Holub ist *singulis* aus den drei Wörtern entstanden: *si ingruit lis*. Weiters hat S statt *plebe* den seltenen Plural *plebibus*, den der Verf. sogleich aufgreift. *plebibus* ist aber wohl durch falsche Verbindung des Wortes mit *singulis* entstanden. Diese Proben mögen genügen. Überall aber zeigt sich auf das evidenteste, dass der Verf. auf den ihm lieb gewordenen, freilich recht spröden Stoff ungemein viel Zeit und Sorgfalt verwendet hat, dabei jedoch wie so viele andere Kritiker nur allzu oft auf Abwege gerathen ist. Mit der Bemerkung S. 34, dass ich, wenn ich den von ihm festgestellten Text billigte, nur meine eigene vieljährige Arbeit auf demselben Gebiete verurtheilen würde, hat er ganz recht. Schließlich constatiere ich noch, dass wieder eine Fortsetzung angekündigt ist.

Wien. Ig. Prammer.

123. Frank Karl, Bemerkungen zur Chronologie der Pentekontaëtia. Progr. des Landes-Unter- und Communal-Obergymn. in Mähr.-Schönberg 1894, 8°, 22 SS.

Der vorliegende von des Themistokles Flucht und Ankunft in Persien und der Schlacht am Eurymedon handelnde Aufsatz verficht den Standpunkt, dass die Flucht des Themistokles und seine Aufnahme in Persien durch einen längeren Zwischenraum getrennt sein müssten, da diese sonst nicht begreiflich erscheinen würde. Der Verf. setzt sich daher mit Krügers, Schäfers und Piersons abweichenden Datierungen auseinander und gelangt zu dem Ergebnisse, dass Themistokles' Flucht 471 und die Schlacht am Eurymedon 470, dagegen seine Ankunft am persischen Hofe erst 464 anzusetzen seien. Dazu stimmten sowohl die für die Einnahme von Eion, die Eroberung von Skyros, den Krieg mit Karystos, als auch die für die Heimführung der Gebeine des Theseus von Skyros und den Abfall von Thasos zu ermittelnden Daten. Der Aufsatz enthält einige richtige Bemerkungen. In der Ansetzung von Themistokles' Flucht auf das Jahr 471 trifft der Verf. mit v. Wilamowitz (Aristot. u. Athen) zusammen; während Fr. jedoch einen Aufenthalt des Themistokles in Kleinasien von 470—464 als wahrscheinlich betrachtet und an dem Synchronismus der Belagerung von Naxos und der Ankunft des Themistokles in Asien festhält, hat v. Wilamowitz die Zuverlässigkeit dieser bei Thukydides (I 137) erhaltenen Nachricht auf die gleiche Stufe mit anderen des Themistokles Flucht betreffenden Fabeln gestellt und ist daher nicht genöthigt, einen so langen Aufenthalt des Atheners in Kleinasien anzunehmen. Ist die völlige Ignorierung der Nachricht im 25. Capitel der *Ἀθηναίων πολιτεία* des Aristoteles von Seiten des Verf.s Absicht? Soll damit gesagt sein, dass diese nicht einmal soviel Berücksichtigung verdiene, wie des Stesimbrotos Angabe über Themistokles' Flucht zu Hieron? Oder hat der Verf. nichts davon gewusst, dass diese Angabe — ob sie richtig oder unrichtig ist, lasse ich hier dahingestellt — zu dem von seinen Vorgängern benützten Material inzwischen hinzugekommen ist?

Graz. Adolf Bauer.

---

124. Faktor Fr., Návod k praktickým cvičením konaným v chemické laboratoři žákovské na vyšších realných školách. Progr. der böhm. Landes-Oberrealschule in Prossnitz 1895, 8°, 40 SS.

Durch die Ministerial-Verordnung vom 19. Juli 1894, Z. 1352, betreffend die Regelung der chemisch-praktischen Arbeiten im Laboratorium an Realschulen, erwuchsen dem Lehrer der Chemie momentan Schwierigkeiten; es ist daher mit Freuden zu begrüßen, dass sich einige Fachcollegen bald daran machten, einen methodischen Vorgang in dieser Beziehung auszuarbeiten.

Wie im 21. Jahresberichte der Staats-Oberrealschule im XV. Bezirke in Wien am Schlusse des Schuljahres 1894/5 eine ausgezeichnete Abhandlung über Löthrohrübungen im chemischen Laboratorium der Realschule von Professor Joh. Rippel erschienen ist, findet sich im Jahresberichte für das Schuljahr 1894/5 der böhm. Landes-Oberrealschule in Prossnitz unter dem oben angeführten Titel eine recht gelungene Arbeit von Professor Fr. Faktor.

Nach einer sachgemäßen Einleitung, in welcher der Zweck der analytischen Chemie festgesetzt wird, werden hier verschiedene, dem Anfänger unerlässliche Winke gegeben, welche alle, namentlich aber diejenigen, die auf Reinlichkeit und Gewissenhaftigkeit sich beziehen, volles Lob verdienen. Hierauf wird der Übungsstoff für den I. Cursus besprochen. Zunächst folgen die Lösungserscheinungen bei verschiedenen

Lösungsmitteln und die Ausscheidungsversuche (Krystallisations-Präcipitation), wobei das Einzelne durch zahlreiche Beispiele erläutert wird. Die Versuche über Bildung von Verbindungen, wie: saure und basische Oxyde, Sulfide, Säuren, Basen und Salze unter Benützung der Einwirkung von Sauerstoff, Schwefel, Chlor, Brom und Jod auf einige Elemente, wurden an passenden Beispielen erörtert, und mit den Versuchen über Oxydation sind einige Reductionsvorgänge (Zersetzung von Bleiglätte, Reduction des Kupferoxydes) verknüpft worden. In der weiteren Arbeit beschreibt der Verf. die Prüfung der unorganischen Körper auf nassem Wege, als Auflösung der Probe, Reaction der Säuren, Eintheilung der Säuren in Gruppen und Bestimmung der Säuren nach einem systematischen Gange. Hier wurde alles, was dem Anfänger als wissenswert erscheint, zusammengetragen und die Bestimmung der Säuren leicht fasslich dargestellt. Ebenso gelungen ist die weitere Arbeit hinsichtlich der Reaction der Basen, ihrer Eintheilung in Gruppen und deren Bestimmung. Auch in diesem Theile der Arbeit erscheint nichts überflüssig und nichts schwer fasslich; die ganze Darstellung der Bestimmung der Basen ist wohlgeordnet und übersichtlich. Bei der Besprechung der Untersuchung der Körper auf trockenem Wege macht der Verf. zunächst auf verschiedenartige, berücksichtigungswerte Umstände aufmerksam, geht dann zum Verhalten der Körper im Glührörchen über, zur Prüfung auf der Kohle, zum Verhalten der Körper beim Schmelzen mit Soda und Salpeter auf dem Platinbleche, in der Borax- und Phosphorsalzperle und zur Flammenreaction der Körper; auch hier lässt der Stoff und seine Anordnung nichts zu wünschen übrig.

Nachdem dann das Wesentlichste über die Analyse der in Wasser unlöslichen Stoffe und über die Analyse der Legierungen erörtert ist, geht der Verf. zur quantitativen Analyse über, welche bereits den Übungsstoff des II. Cursus bilden soll. Nach Feststellung des Begriffes und der Eintheilung der quantitativen Chemie wird zuerst die Gewichts- und Maßanalyse von unorganischen und organischen Säuren, Basen und Carbonaten und die Nachweisung der wichtigsten Cyanverbindungen, sowie ihre Verwertung als Reagentien ausführlich besprochen. Hierauf folgt die qualitative Bestimmung des Kohlenstoffes, Wasserstoffes, Stickstoffes, Schwefels, Phosphors und der Metalle in organischen Substanzen, die Nachweisung der wichtigsten Verbindungen aus der Classe der Fettreihe mit Einschluss der Seifen, der Kohlenhydrate und der der Benzolreihe; auch in diesem Theile wird alles recht klar und deutlich zur Anschauung gebracht. Zum Schlusse werden die wichtigsten Reactionen einiger Mineralfarben sowie die gebräuchlichsten organischen Farbstoffe angeführt; ferner werden Färbereiversuche mit Indigo, Alizarin und den wichtigsten Theerfarben besprochen.

Aus der ganzen Arbeit geht hervor, dass der Verf. keine Mühe scheute, um seiner Aufgabe gerecht zu werden; sie verräth Fleiß und Sachkenntnis, und es wäre zu wünschen, dass der Verf. diese seine Arbeit in Form eines Leitfadens für die ersten Arbeiten im Laboratorium herausgäbe, welcher sicherlich überall an Realschulen mit böhmischer Unterrichtssprache als Hilfsbuch seine Verwendung fände.

Brünn. Joh. Rain.

---

125. Gredler, P. Vincenz Maria, Die Porphyre der Umgebung von Bozen und ihre mineralogischen Einschlüsse. Skizzen zu einer petrographisch-oryktognostischen Localstudie. Progr. des öff. Privat-Obergymn. der Franziskaner in Bozen 1895, 8°, 40 SS.

Der verdienstvolle Biologe P. Vincenz Gredler behandelt in der vorliegenden Schrift ein seinem Studiengebiete etwas fernliegendes Thema.

Die ausgedehnten Porphyrlandschaften in der Umgebung von Bozen bieten allerdings dem Geologen und Petrographen reichlich Stoff zu interessanten Studien. Gredlers Schrift beansprucht jedoch nicht als eine streng wissenschaftliche Monographie zu gelten, sondern ist nach des Verf.s eigenen Worten ein skizzenhafter Entwurf, die Porphyre zu gruppieren, und will sich nur „in gemeinverständlicher, beschreibender Form mit der äußeren Erscheinung derselben, ihrem localen Auftreten zu geographischer Orientierung befassen". Nach einer allgemein gehaltenen Besprechung der Porphyre in der Umgebung von Bozen werden 24 Gattungen der Quarz- und Feldsteinporphyre, sowie sechs Gattungen der Melaphyre oder schwarzen Porphyre unterschieden. Diese Eintheilung gründet sich theils auf die Beschaffenheit des Magmas, theils auf besondere mineralogische Einschlüsse desselben, theils auf Structurformen. Der Ref. hatte Gelegenheit im letzten Sommer einen nicht unbeträchtlichen Theil des Porphyrgebietes östlich von der Etsch kennen zu lernen und sich von der Mannigfaltigkeit in der Ausbildungsweise der Porphyre zu überzeugen. Wie weit aber die von dem Verf. getroffenen Unterscheidungen berechtigt sind, könnte nur durch eine genaue petrographische Untersuchung der betreffenden Gesteine festgestellt werden. Die auf reine Structurformen basierten Porphyrgattungen (Plattenporphyr, Säulenporphyr, Trümmerporphyr) dürften wohl kaum aufrecht zu erhalten sein, da die Bankung der Porphyre einerseits, die Wirkung der Clivage andererseits in dem ganzen Porphyrgebiete allgemein aufzutreten scheinen. Wenn der Verf. unter Hinweis auf die zahlreichen Varietäten des Porphyrs gerade in der nächsten Umgebung von Bozen die Frage aufwirft, was wohl von Richthofen und Lepsius unter „Bozner Porphyr" verstehen, so ist darauf zu erwidern, dass man allgemein unter diesem Namen das ganze System von porphyrischen Gesteinen versteht, welches der Dyasformation angehörend unter dem Grödnersandstein liegt, im Gegensatze zu den Melaphyren und Augitporphyren im Fleimserthale und nördlich davon, welche Gesteine von triadischem Alter sind. Innerhalb dieses Bozner Porphyres bilden, wie der Verf. ja selbst angibt, die Quarzporphyre „die herrschenden Porphyrarten, die Typen". Auffallend ist Gredlers Ansicht, dass Bozen in der „Kratertiefe", in dem „Auswurfskrater der Porphyrmulde" liege. Bekanntlich ist es bisher noch nicht gelungen, auch nur vermuthungsweise einen Punkt zu finden, der als Eruptionsschlot für die gewaltigen, permischen Porphyrdecken Südtirols bezeichnet werden könnte. Hinsichtlich der geographischen Verbreitung der Bozner Porphyre wäre noch zu bemerken, dass dieselben südlich von dem Fleimserthale und dem Travignolothale mit der Lagoreikette an der merkwürdigen Phyllit- und Granitinsel der Cima d'Asta abstoßen.

An die Beschreibung der Porphyre fügt der Verf. die Schilderung einiger interessanter Excursionen in der Umgebung von Bozen, welche dem die Gegend besuchenden Mineralogen recht gute Hinweisungen zur Orientierung bieten dürften. Ein Verzeichnis „der mineralogischen Einschlüsse im Muttergestein der Porphyre" beschließt die Arbeit, von der zu wünschen ist, dass sie der Absicht des Verf.s gemäß die Anregung zu einer gründlichen wissenschaftlichen Bearbeitung dieses so interessanten Gebietes geben möge.

Wien. Dr. Franz Noé.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Zwei Termini der Grammatik, insbesondere der lateinischen, und ihre Verwendung.

„Das Schwierigste ist, dass ... wir uns in vielen Punkten von einer jahrelangen, von der Schulbank sich herleitenden Gewöhnung losmachen müssen."

Dir. J. H. Schmalz „Erläuterungen zu meiner Schulgrammatik" S. 33.

Jenes bekannte Herrscherprincip „divide et impera" kann auch uns „Schultyrannen", wie wir Mittelschullehrer in Scherz und Ernst so gerne von der Öffentlichkeit genannt zu werden pflegen, zum Nutzen gereichen, so dass wir, wenn auch mild, das Scepter führen können, wofern nur obiger Spruch die richtige Deutung und Anwendung erfährt. Bedeutet doch, auf das Geschäft des Lehrens übertragen, dieser Ausspruch nichts anderes als jenes bekannte Quintilianische „Qui bene dividit, bene docet". Nicht auf die Masse von vielfach mechanischer Gedächtnisarbeit — um an ein ἀεὶ ὑμνούμενον der Didaktik nur zu erinnern — kommt es beim Unterrichte an, sondern vielmehr darauf, das richtige Verständnis und die klare Distinction des Gelehrten in der Seele des Schülers zu erzielen und so mit Hilfe des judiciösen, nicht des mechanischen Gedächtnisses fruchtbaren Boden für günstige Apperceptionsstützen zu schaffen. Trotzdem dieses anerkannte didaktische Princip, fast möchte ich sagen, trivial geworden ist, so lässt sich bei genauerem Zusehen nicht behaupten, dass die grammatischen Schulbücher in ihrem Charakter als Nachschlagebücher demselben, besonders auf dem Gebiete der Syntax, volle Rechnung tragen.

Es ist nicht meine Absicht, diese meine Behauptung nach allen Seiten hin zu erhärten, sondern ich möchte mich nur darauf beschränken, auf die Art hinzuweisen, wie die Grammatiker namentlich die Worte Thatsache — Vorstellung zur Anwendung bringen.

Eine große Rolle in dem erklärenden Theile der Syntax spielt zunächst der Gegensatz von „Thatsache (Wirklichkeit)" einer- und

„Vorstellung (bloß Gedachtes und Annahme)“ andererseits. Es sei hier nur kurz an den gegensätzlichen Gebrauch des Indicativs und Conjunctivs erinnert. Und doch, wenn ich dem Schüler den Indicativ als den Modus hinstelle, der „Thatsachen (Wirklichkeit)“ bezeichnet, den Conjunctiv als den, der „Vorstellungen (bloß Gedachtes)“ bedeutet, und es nun versuchen möchte zu fragen, was er sich denn unter einer Thatsache (Wirklichkeit) im Gegensatze zu dem bloß Vorgestellten denke, es würden, meine ich, zum mindesten ganz divergierende, wenn nicht ganz falsche Antworten erfolgen. Es wäre dies aber auch nicht zu verwundern. Ein Blick in das Grimm'sche Wörterbuch genügt, um unter dem Worte „Thatsache“ die Aufklärung dafür zu finden. Dort ist eine Stelle aus Lessing (11 B. S. 645) angeführt, die Folgendes besagt: „Das Wörtlein „Thatsache“ ist noch so jung; ich weiß mich der Zeit zu erinnern, da es noch in niemandes Munde war. Aber aus wessen Munde oder Feder es zuerst gekommen, das weiß ich nicht; noch weniger weiß ich, wie es gekommen sein mag, dass dieses neue Wörtlein ganz wider das gewöhnliche Schicksal neuer Wörter in kurzer Zeit ein so gewaltiges Glück gemacht hat; noch, wodurch es eine so allgemeine Aufnahme verdient hat, dass man in gewissen Schriften kein Blatt aufschlagen kann, ohne auf eine Thatsache zu stoßen.“

Der Grund für diese Erscheinung, den Lessing an dieser Stelle nicht zu finden angibt, liegt nach meinem Dafürhalten in einer Beschaffenheit dieses Ausdruckes, durch die schon so oft ein Wort in der Sprache sein Glück gemacht hat, nämlich darin, dass es ganz besonders dazu sich eignet als „Wort sich einzustellen, wo die Begriffe fehlen“. Es ist eben ein treffendes Beispiel von Äquivocation, jener verderblichen Wucherpflanze, die so oft schon das fruchtbare Gebiet der Wissenschaft schädigte und eine neue Bebauung nothwendig machte. Diese Äquivocation tritt schon in der bei Grimm angeführten Deutung des mit diesem Worte verbundenen Gedankens hervor. Er versteht unter Thatsache „ein Vorgefallenes, ein wirklich Geschehenes, — etwas Feststehendes, was nicht bezweifelt werden kann“.

Mit den Worten „etwas Feststehendes, das nicht bezweifelt werden kann“, aber auch, wie wir noch später sehen sollen, mit der Deutung „wirklich Geschehenes“ kann nur ein Urtheil und zwar ein „für wahr halten“ gemeint sein, während die Deutung „ein Vorgefallenes“ mehr den Gegenstand, nicht den Act des Urtheiles trifft; aber es bezieht sich auch der Ausdruck „ein Vorgefallenes“ nur auf eine Thatsache, die etwas Vergangenes betrifft, während auch mit Thatsache etwas Gegenwärtiges gemeint sein kann. Ganz entsprechend diesen Erklärungsversuchen sind nur die von Grimm angezogenen Stellen aus verschiedenen Schriftstellern, welche ebenso bald auf den Urtheilsact, bald auf dessen Gegenstand sich beziehen. So Pestalozzi 4. 256 „Das Leben ist Sache der

That". Dahlmann dän. Geschichte 1. 226 „Wofern sich die Thatsache eines halben Jahrhunderts (man hatte fünfmal bei der Krönungswahl sich für den Ältesten entschieden) zum rechtlichen Herkommen umprägte". Wenn diese zwei Stellen auf den Gegenstand des Urtheils Bezug nehmen, so tritt mehr der Act des Urtheilens in folgenden hervor. Bei Sturz 1. 140 ist von „einem aufrichtigen, wahrhaften Forscher von Thatsachen" die Rede, Wieland sagt einmal (33. 111) „Genug, dass ich diese Thatsache zum Theile aus dem Munde unverwerflicher Zeugen habe". Savigny definiert Kl. Schr. 4. 216 „Das ist eine Thatsache, die als unbestreitbar jedem einleuchtet". An diesen eben angeführten Stellen sprechen schon die hinzugefügten Ausdrücke „wahrhaft, verwerflich, jedem einleuchten" dafür, dass hier der Act des Urtheilens gemeint sei. Geradezu ein gewisses Gefühl für diese Äquivocation scheint es gewesen zu sein, was zur Schaffung des Ausdruckes „Thatsatz" führte (nach Grimm zur Bezeichnung „einer auf Thatsachen beruhenden Nachricht", also eines Urtheiles).

Und wie unklar heutzutage noch immer der Gebrauch des Wortes Thatsache ist, möchte ich nur an einem von den vielen Beispielen, die dem aufmerksamen Leser sich darbieten, mir zu zeigen erlauben. So las ich unlängst in einem Artikel einer unserer größeren Tageszeitungen, der über Arséne Houssaye handelte,[1]) folgenden Satz: „Wenn man sagt, Arséne Houssaye wäre als Greis aus der Welt gegangen, so hat man seinen Jahren nach recht, aber nicht den Thatsachen nach." Hier wird „Thatsache" im Gegensatze zu „Jahre" gebraucht, was doch ganz unmotiviert erscheint. Offenbar meinte der Verfasser, wie auch aus dem Folgenden hervorgeht, dass der Mann wohl die Zahl der Jahre aufzuweisen hatte, an denen man einen Greis erkennt, also auch eine Thatsache, aber nicht andere Thatsachen, die den Menschen zum Greise machen, nämlich den Verlust von Jugend, Schönheit, blühendem Aussehen, Gesundheit usw.

Dass gerade auf diesem Gebiete die psychologische Forschung einzusetzen und klärend zu wirken habe, das ist mir deutlich geworden, als ich die auf den Gebrauch der Ausdrücke „Thatsache, Wirklichkeit" bezügliche Darstellung Dr. A. Martys in seinem geistreichen Artikel über „Subjectlose Sätze" las (Vierteljahrschr. f. w. Philos., Avenarius VIII. Jahrg. S. 174). Zugleich wurde mir durch dieselbe ganz besonders klar, dass die Grammatik gut thun würde, ihrer Darstellung mehr, als es geschieht, psychologische Erwägungen zugrunde zu legen.[2]) Marty sagt nämlich a. a. O.

[1]) Beilage zur Bohemia Nr. 62, 1896.

[2]) Allerdings muss ich auch hier betonen, dass die historische Syntax vielleicht manche Modificationen der durch die psychologische Reflexion gewonnenen Resultate ergeben wird, dass aber auch sie, wie bisher, auf dem Gebiete der Syntax immer von gewissen psychologischen Grundlagen auszugehen, daher diese zuerst zu fixieren haben wird.

„Noch sei erwähnt, dass „wirklich“ häufig im selben Sinne gebraucht wird, wie wir „real“ gebrauchen. Allein nicht selten hat „wirklich“ auch den Sinn von existierend oder wahr (ähnlich wie Thatsache), z. B. wenn ich sage „der Vertrag ist wirklich geschlossen“. Das heißt doch, „es sei wahr, dass der Vertrag geschlossen worden sei“, nicht dass er (der ja, soweit damit nicht eine bloße Relation gemeint ist, zum Vergangenen gehört) eine Realität sei.“ Noch eine andere Function weist Marty dem Wörtchen „wirklich“ zu, nämlich gegenüber dem modificierten Sinne eines Ausdruckes den ursprünglichen wieder herzustellen, wenn ich z. B. einem gemalten Pferde (modificierter Begriff des Pferdes) ein wirkliches entgegenstelle.

An derselben Stelle zeigt er auch, dass synonym mit „wirklich“, nur von dem Ausdrucke des „Realen“ mehr oder weniger ausgeschlossen, das Wort „Thatsache“ gebraucht wird.

Wenn wir nun das durch diese Ergänzung Gewonnene auf grammatische Dinge anwenden, so glaube ich, dass von dem Ausdrucke „Thatsache, wirklich“ u. ä. das gilt, was Marty [1]) von der sogenannten Copula „ist“ sagt, „die Grammatik wendet diese Ausdrücke da an, wo immer das denkende Subject etwas annimmt“ (d. h. etwas für eine Thatsache hält, für wahr hält): „die Logik kann sie nur da gut heißen, wo jene Annahme auch richtig ist“, d. h. wo also die Sache nicht bloß für eine Thatsache gehalten wird, sondern auch eine Thatsache (eine Wirklichkeit) ist. Da, wo man in der Grammatik von Thatsache, Wirklichkeit spricht, hat man immer Urtheile zu verstehen, die eben das denkende und sprechende Subject wirklich selbst fällt, sie selbst glaubt, sie als wahr annimmt, während von bloßer Vorstellung dann die Rede ist, wenn der Redende eben nicht selbst glaubt oder wenigstens seinen eigenen Glauben nicht zum Ausdrucke bringen will.

Wenn ich z. B. auf den Satz: „Meine Angehörigen vermutheten, dass mein Freund gekommen sei“ den Satz folgen lasse „Thatsächlich ist er gekommen“, so ist eben der bloßen Vorstellung im ersten Satze, mit der gar kein Glauben, Urtheilen von Seite des Sprechenden verbunden ist, im zweiten Satze das von dem Sprechenden selbst gefällte Urtheil, das Glauben an die Thatsache, entgegengesetzt.

Also bei der Unterscheidung des Thatsächlichen und nicht Thatsächlichen, soweit es die Grammatik betrifft, kommt es auf die Distinction von Urtheilen und psychischen Vorgängen, die nicht Urtheile sind, hinaus, wenn man hier an von dem Sprechenden selbst geglaubte Urtheile denkt, abgesehen davon, ob sie auch als richtige Annahmen vor dem Forum der Logik bestehen würden oder nicht.

---

[1]) a. a. O. S. 173.

Diesen Unterschied zwischen Urtheilen und psychischen Erscheinungen, die nicht Urtheile sind, den Brentano in seiner Psychologie, wenn auch jüngst der Versuch gemacht wurde, ihn zu widerlegen, wie mir scheinen will, ganz klar bestimmt hat, kann ich nicht als allgemein bekannt voraussetzen und will ihn daher an der Hand eines Beispieles und zwar mit Bezug auf Urtheilen und Vorstellen skizzieren. Nehmen wir an, ein Techniker suche sich darüber klar zu werden, was das heiße „ein lenkbares Luftschiff", so bleibt dieser Gedanke so lange eine bloße Vorstellung, als nicht irgend ein Glauben im allgemeinsten Sinne, ein Bejahen oder Verneinen hinzukommt. Sobald er aber am Schlusse seines Nachdenkens zu der Erkenntnis kommt, dass ein solches Schiff nie existieren wird, oder sobald es ihm gelungen ist, ein solches Schiff zu construieren, dass er sagen kann, „das ist ein lenkbares Luftschiff", gelangt er in diesen beiden Fällen zu einem Urtheile. Also ein Gedanke, mit dem keinerlei Glauben verbunden ist, ist eine bloße Vorstellung, ein Gedanke, in dem zur bloßen Vorstellung ein Glauben an Existenz oder Nichtexistenz hinzutritt, ein Urtheil. Es ist schon öfters gezeigt worden, dass die Begriffe „Existenz, existieren" erst auftreten in und mit dem Urtheilen. Wenn wir bloß vorstellen, so ist in keiner Weise damit dieser Begriff der Existenz mit enthalten. Ebenso ist klar, dass man es bei einem Befehle, einer eigentlichen Frage, beim Wunsche, Zweifel nicht mit einem solchen Gedanken zu thun hat, den obige Darstellung als Urtheilen charakterisierte.

Dass nun der oben gegebene Unterschied zwischen Indicativ und Conjunctiv entsprechend der Unterscheidung von Fürwahrhalten (Urtheilen) und Gedanken, die nicht Urtheile sind, in den Grammatiken nicht festgehalten wird, obwohl er meiner Ansicht nach mehr Klarheit in die Fassung der Regeln bringen würde, will ich im Folgenden zunächst an einem Beispiele zeigen.

Einer der neueren Schulgrammatiker, dem jeder unbefangene Beurtheiler zugeben muss, dass er mehr als viele andere dem Verständnisse der Schüler gerecht zu werden suchte, nämlich August Waldeck,[1]) gibt trotzdem in seiner „Schulgrammatik" ein treffendes Beispiel für das Gesagte.

Der Unterschied zwischen Indicativ und Conjunctiv ist durch die Worte gegeben §. 101: „Der Indicativ bezeichnet Thatsachen, der Conjunctiv Vorstellungen. Athenienses Socratem capitis damnaverunt, quod iuvenes corrumpebat, verdarb, Thatsache — corrumperet verdürbe, Vorstellung d e r A t h e n e r." Wenn der erste Theil dieser Erklärung das corrumpebat als Thatsache bezeichnet,

[1]) Seine »Lateinische Schulgrammatik«, Halle a. S. 1891, sucht die von dem Verf. selbst in der »Praktischen Anleitung zum Unterrichte in der lat. Grammatik«, Halle a. S. 1892, gegebenen Grundsätze mit viel Geschick durchzuführen.

insoferne es der Ausdruck eines von dem Sprechenden selbst geglaubten Urtheiles ist — was übrigens aus den Worten nicht hervorgeht —, dem der Conjunctiv als Ausdruck bloßer Vorstellung entgegentritt, so kann man damit übereinstimmen; aber es sollte dann nicht der Conjunctiv „quod corrumperet" als Vorstellung der Athener bezeichnet sein. Es ist vielmehr ein Urtheil der Athener, das aber von dem, der den Satz ausspricht, nicht geglaubt, sondern nur vorgestellt wird. Der Conjunctiv bezeichnet hier also, dass der Grund der Verurtheilung des Sokrates für den Sprechenden nicht Gegenstand eines selbst gefällten Urtheiles, nicht „zur Thatsache" geworden ist, sondern eine bloße Vorstellung bleibt, eine Vorstellung des Sprechenden und nicht der Athener.

Genau genommen ist, worauf mich Herr Prof. Marty aufmerksam zu machen die Güte hatte, die Gegenüberstellung von „Thatsache" und „Vorstellung" überhaupt eine falsche. „Thatsache" ist etwas „Wahres" und dem kann nur das „Falsche" entgegenstehen. Es sollte also richtig hier dem „etwas für eine Thatsache halten", also dem „Urtheile" das „bloße Vorstellen" entgegengehalten sein.

Wie schon aus diesem Gebrauche der Worte „Thatsache" und „Vorstellung" in ihrer Gegenüberstellung sich Unklarheiten ergeben, so auch im folgenden Theile desselben Paragraphen der Grammatik. Wenn Waldeck z. B. sagt: „Vorstellung ist 1. alles Gewollte, Begehrte, Beabsichtigte, 2. alles nur möglich, nicht wirklich Gedachte, 3. alles als jemandes Meinung, Empfindung, Behauptung Hingestellte", so lässt sich Folgendes einwenden. Es soll mit diesen Punkten eine Übersicht über den Gebrauch des Conjunctivs gegeben werden. Diese Eintheilung darf aber nicht confundiert werden mit den Fällen, wo wir es mit bloßen Vorstellungen zu thun haben. Der Gegensatz von Thatsache und Vorstellung, entsprechend dem von Indicativ und Conjunctiv, ist vielmehr aus dem Grunde, wenn er auch durch viele Grammatiken hindurch zu verfolgen ist, nicht richtig, weil der Conjunctiv im Lateinischen in Fällen zu setzen ist, wo wir es mit einem psychischen Vorgange zu thun haben, der nicht ein von dem Sprechenden geglaubtes Urtheil enthält. Er wird also gesetzt, wo derselbe zum Ausdrucke einer bloßen Vorstellung ohne ein Glauben dient (forsitan dicat quispiam),[1]) zweitens aber auch eines Wollens, Beabsichtigens, Begehrens, lauter Phänomenen, die nicht Urtheile sind, wenn sie auch auf solchen basieren können. Damit soll nun nicht gesagt sein, dass in allen Fällen, wo nicht vom Sprechenden selbst gefällte Urtheile zum Ausdrucke kommen, der Conjunctiv steht. Ich brauche nur an den Imperativ, Optativ, Infinitiv zu erinnern.

---

[1]) Die kurzen Beispiele sind Waldecks lateinischer Grammatik entnommen, S. 72 f.

Wenn nun noch als dritter Fall der Anwendung des Conjunctivs angeführt wird „alles als jemandes Meinung, Empfindung, Behauptung Hingestellte", so ist darin in zweifacher Hinsicht eine Unklarheit enthalten. Denn da von Thatsächlichkeit im Sinne der Grammatik nach dem Obigen nur dann die Rede sein kann, wenn ein von dem Sprechenden selbst geglaubtes Urtheil Gegenstand des Sprechens ist, wo dann der Indicativ steht, so soll nicht als Gegensatz zu dem Gebrauche des Indicativs beim Conjunctiv von Behauptung, Meinung, die ja doch auch gefällte, geglaubte Urtheile sind, gesprochen werden. Vielmehr fällt dieser dritte Punkt — und dies möchte ich als den zweiten Fehler bezeichnen — mit dem ersten Punkte, der von bloßen Vorstellungen spricht, zusammen. Es war also, wenn überhaupt noch besonders die Hervorhebung dieses speciellen Falles nothwendig ist, zu sagen: Behauptungen, Meinungen, überhaupt Urtheile jemandes, die der Sprechende selbst nicht fällt, sondern nur vorstellt, werden durch den Conjunctiv ausgedrückt.[1])

Ebenso kann es §. 102, wo von der innerlichen Abhängigkeit die Rede ist, nicht lauten: „Alle Nebensätze, die nicht als jemandes Meinung oder Behauptung ausgesprochen werden, heißen innerlich abhängig und stehen im Conjunctiv", sondern es war im Anschlusse an die oben gegebene Erwägung ungefähr Folgendes zu sagen: „Alle Nebensätze, die nicht etwas für eine Thatsache Gehaltenes, bezw. ein von den Sprechenden selbst für wahr gehaltenes Urtheil enthalten, sondern eine bloß vorgestellte Meinung oder Behauptung jemandes .... stehen im Conjunctiv." Nur in dieser Weise, meine ich, tritt der richtige Gegensatz zwischen den hier in Betracht kommenden psychischen Vorgängen, wie sie ihren Ausdruck in der Sprache finden, hervor. Es ist ein Fehler, hier im Gegensatze zu Thatsache bloß von Behauptung, Meinung ohne Hinzufügung der Bestimmung „bloß vorgestellt" zu sprechen und zwar aus dem Grunde, weil ja „Behauptung, Meinung" Namen von wirklichen Urtheilen sind, und so hier dem Urtheilen, das wir in der „Thatsache", bezw. in dem „etwas als Thatsache annehmen" erkannten, wieder ein „Urtheil" entgegengesetzt wird, während wir es doch mit dem Gegensatze von Urtheilen und bloßer Vorstellung zu thun haben.

Ich habe an der Hand eines kleinen Capitels, §§. 101 und 102 der Schulgrammatik von Waldeck, zu zeigen versucht, wie es in unserer Schulgrammatik noch an der nöthigen klaren Distinction

---

[1]) Hier möchte ich von der Aufforderung, die Dir. Schmalz in den »Erläuterungen zu meiner Schulgrammatik« S. 33 an seine Leser richtet, Gebrauch machen, es möge nämlich, wer ein Überbleibsel »vom alten Schulzopfe« bemerkt, sofort die Schere ansetzen und das Abgeschnittene ihm schicken, indem ich darauf verweise, dass aus den eben angeführten Gründen der Name »Conjunctiv der fremden Meinung« L. Gr. S. 168 mir nicht passend zu sein scheint.

fehle. Ich stehe nicht an, dessenungeachtet gerade diese Grammatik und noch mehr die „Praktische Anleitung zum Unterrichte in der lateinischen Grammatik" als vortreffliche Hilfsmittel für den Unterricht, die in keines Lehrers Händen fehlen sollten, zu bezeichnen. Wenn ich nun dennoch gerade aus diesen großer Lehrerfahrung entsprungenen Büchern das Substrat meiner Ausführungen entnommen habe, so soll es von meinem Interesse für diese Bücher zeugen. Ich möchte aber auch andererseits darauf verweisen, dass in anderen sehr verbreiteten Grammatiken noch mehrere das Verständnis der Schüler nicht fördernde Erklärungen auf dem Gebiete der Syntax sich vorfinden. Da mir aber gerechterweise nicht zugemuthet werden kann, die Legion von Grammatiken in dieser Hinsicht zu durchmustern, so will ich im Folgenden einen zusammenhängenden Überblick über diejenigen Partien der Grammatik versuchen, für die ich Befruchtung und Klärung durch die Psychologie wünschen möchte, und dabei mich mit Hinweisen auf deren Behandlung in einzelnen Grammatiken begnügen.

Es handelt sich nun, wie aus dem Zusammenhange schon hervorgegangen sein dürfte, um eine den psychischen Vorgängen, deren Zeichen sie sind, adäquate Charakteristik der Modi.

Der Indicativ, so könnte etwa die Regel lauten, bezeichnet ein von dem Sprechenden für wahr gehaltenes Urtheil, oder, was dasselbe ist, der Indicativ wird gesetzt, wenn der Sprechende den Inhalt für eine Thatsache hält. Dabei ist gar nicht nothwendig, dass der Gegenstand eine Thatsache ist, d. h. dass er im logischen Sinne wahr ist.

In allen Fällen aber, wo wir es nicht mit einem vom Sprechenden geglaubten Urtheile zu thun haben, wird ein anderer Modus gebraucht. Man wird mir vielleicht einwenden, dass ich statt des unverstandenen Wortes Thatsache ein anderes für Schüler vielleicht ebensowenig klares, nämlich „selbst geglaubtes Urtheil" einführe, die nothwendige Aufklärung der Schüler hat eben hier der lebendige Unterricht zu erzielen und wird, wie mir scheinen will, dabei keine großen Hindernisse zu überwinden haben. Ähnlich wie August Waldeck in seiner vortrefflichen Anleitung zu diesem Theile des Unterrichtes[1]) es gethan hat, werden da von den Schülern zwei Sätze, wie z. B. *A.* Athenienses Socratem capitis damnaverunt, quod iuventutem corrumpebat, *B.* ... quod iuventutem corrumperet zu übersetzen sein. Und nun schließt sich die Frage des Lehrers an. Woran glaubt der Sprechende, indem er den Haupt- und Nebensatz des Satzes *A* ausspricht? Die Antwort, dass er sowohl an das damnaverunt, aber auch an das corrumpebat glaubt, wird der Schüler leicht geben. Es ist also ein Urtheil, an dessen Wahrheit von dem Sprechenden selbst geglaubt wird, im Haupt- und im Nebensatze ausgedrückt, daher beiderseits der Indicativ.

[1]) Siehe »Praktische Anleitung usw.« S. 144 ff.

Glaubt er auch in dem Satze *B* mit dem Nebensatze „quod iuventutem corrumperet“ sowohl an die Verurtheilung als auch an den verderblichen Einfluss des Sokrates auf die Jugend? Dass auf diese Frage, schon durch die Übersetzung „weil er verdürbe“ veranlasst, die richtige Antwort nicht ausbleiben wird, dass nämlich der Sprechende hier nur an die Verurtheilung, nicht aber an den verderblichen Einfluss des Sokrates glaube, ist ersichtlich. Warum steht also der Conjunctiv in dem Nebensatze? Weil hier nicht ein vom Sprechenden selbst geglaubtes Urtheil zum Ausdruck kommt. Wenn es von dem Sprechenden nun nicht geglaubt wird, von wem wird es geglaubt? Von den Athenern. Der Sprechende aber stellt es sich nur bloß vor, ohne daran zu glauben, was die Athener urtheilten, es ist also für den Sprechenden nicht ein geglaubtes, sondern nur ein vorgestelltes Urtheil, daher nicht der Indicativ.

Aus diesen Erwägungen ist wohl klar, dass, abgesehen von Waldeck, z. B. Goldbacher[1]) und Dräger[2]) nicht richtig zu distinguieren scheinen, wenn sie mutatis mutandis den Conjunctiv als den Modus der Vorstellung, des Gedachten bezeichnen. Ein Gedachtes ist übrigens das Urtheil auch, es müsste also zum mindesten „des bloß Vorgestellten“ heißen. Aber damit ist, wie oben gezeigt wurde, nur ein Theil des Gebrauchsumfanges dieses Modus getroffen, da auch Wunsch, Aufforderung usw. durch ihn zum Ausdruck kommt.[3])

Andere Autoren der lateinischen Grammatik haben diese verschiedenen Functionen des Conjunctivs anerkannt, indem sie den Conjunctiv nicht bloß als Modus des Vorstellens, sondern als Modus „der Annahme und des Willens“ wie Schmidt[4]) und als „Modus der Aufforderung und der Erwartung“, „des bloß Gedachten oder Gewünschten“ wie Scheindler[5]) bezeichnen. Auch in der vortrefflichen

---

[1]) Lat. Gramm. 2. Aufl. S. 189.

[2]) Dräger, Hist. Synt. I. Bd. S. 305.

[3]) Auch Dr. Paul Harre, Latein. Schulgr., II. Th. Syntax, S. 95, setzt dem Indicativ als »Modus der Wirklichkeit« den Conjunctiv als »Modus der Vorstellung« entgegen, sieht sich aber genöthigt, unter 2. den Conjunctiv des Willens und der Vermuthung dem obigen Begriffe zu subsumieren, was aber falsch ist, wie sich aus der folgenden Darstellung ergeben dürfte.

[4]) Schmidt-Thumser, Lat. Schulgr. §. 107, vgl. Koziol lat. Schulgr. §. 338.

[5]) Scheindler lat. Schulgr. §. 176. Zu dieser Stelle möchte ich mir die Bemerkung erlauben, dass es mir nicht einleuchtet, warum von »Erwartung« offenbar mit Bezug auf den Conj. deliber. gesprochen wird, da durch den Conjunctiv in diesem Falle doch eher ein Zweifel bezeichnet wird und weiter, warum das »Gewünschte« von »Aufforderung« und die diesen entsprechenden Conjunctive voneinander getrennt sind. Die psychologisch näherliegende Reihenfolge wäre doch wohl »Conjunctiv zur Bezeichnung des bloß Gedachten, des Gewünschten, der Aufforderung, des Zweifels« oder in der Reihenfolge, wie sie Goldbacher bietet Lat. Gr. §. 405, Conjunctiv potent., dubitat., optat., hort., concessivus. Ganz mit Recht ändert Dr. W. Müller in den Lehrproben der unabhängige

„Latein. Schulgrammatik“ von J. H. Schmalz und Dr. C. Wagener (1891) wird eigentlich von einer Bezeichnung des Wesens des Conjunctivs abgesehen und nur der verschiedene Gebrauch gekennzeichnet, indem es §. 294 heißt: „Der Conjunctiv dient 1. zum unmittelbaren Ausdruck A. des Gewollten, B. des als möglich oder nicht wirklich Gedachten, 2. um (in Nebensätzen) das Urtheil über das Verhältnis der Aussage zur Wirklichkeit anderen zuzuweisen.[1])

Wenn nun diese Grammatiken auch den mehrfachen Functionen des Conjunctivs gerecht werden, so war doch in allen diesen Lehrbüchern meinem Dafürhalten nach, bevor vom Indicativ zum Conjunctiv vorgeschritten wurde, der grundlegende Unterschied zwischen Indicativ (Modus, durch den der Sprechende etwas für wahr, für eine Thatsache hält) und allen anderen Modis (wo dies nicht der Fall ist) hervorzuheben.

Aber auch schon in der Aufstellung des Begriffes des Indicativs finden sich meines Erachtens manche Unklarheiten.

Meiner früher gegebenen Bestimmung des Indicativsbegriffes, nach welcher der Indicativ steht, wenn der Sprechende etwas für wahr, für eine Thatsache hält, kommt wohl die Fassung Goldbachers[2]) am nächsten, nämlich: „Der Indicativ wird im Lateinischen so wie im Deutschen angewandt, um etwas als wirklich oder thatsächlich auszusagen.“ Dass aber auch dieser Grammatiker wieder in den Fehler verfällt, den Begriff „Thatsache“, also das „Wahrsein“ mit dem Begriffe „etwas für eine Thatsache halten“, „etwas für wahr halten“ zu verwechseln, ergibt sich gleich aus folgenden Zeilen, wo er davon spricht, dass der Indicativ die Wirklichkeit bezeichnet.[3]) Es scheint also, falls ich recht sehe, der Begriff des

---

Conjunctiv im Lateinischen 1885, H. IV, S. 16 ff. die Anordnung der Seyffert'schen Grammatik und wendet folgende Reihe an: Coni. hortativus, imperativus, optativus, concessivus, dubitativus, potentialis, wobei nach meinem Dafürhalten allerdings der Conj. pot. nicht an letzter Stelle sein sollte. Nach Ziemer-Gillhausen (Lat. Schulgr. S. 121, 11. Aufl.) bezeichnet der Conj. »den Inhalt eines Satzes als bloße Annahme oder Vorstellung, als Erwartung oder Wunsch«, welche an sich richtige Bestimmung nur dem an derselben Stelle angeführten Falle, dass der Conj. ein »potentiales Urtheil« bezeichnen soll, zu widersprechen scheint, da weder in einer bloßen Vorstellung, noch im Wunsche, noch in der Erwartung ein Urtheilen enthalten ist.

[1]) S. 168. Übrigens scheinen mir die letzten Worte der für eine Schulgrammatik nöthigen Klarheit zu entbehren.

[2]) Latein. Gramm. §. 403, vgl. auch Ellendt-Seyffert 29. Aufl., §. 247, wo fast dasselbe, aber mit dem widersprechenden Zusatze gesagt ist: »Der Inhalt eines Satzes wird als wirklich oder thatsächlich, unabhängig von der Ansicht eines Subjectes hingestellt.

[3]) Ebenso sagt Schmalz-Wagener a. a. O. S. 162: »Der Indicativ dient zum Ausdrucke der Wirklichkeit.« Harre, Lat. Gr. S. 95: »Der Indicativ ist der Modus der Wirklichkeit.« C. Stegmann, Lat. Schulgr. 5. Aufl., §. 215 nicht entsprechend: »Die Wirklichkeit wird durch den Indicativ ausgedrückt.« Auch Dr. W. Müller in der oben angegebenen Lehrprobe »Der unabhängige Conjunctiv im Lateinischen« (Lehrproben und

Indicativs eindeutiger bestimmt zu sein, wenn die von mir angedeutete Erklärung gewählt wird.

Hier ist nun auch der Ort zu erklären, warum in vielen unabhängigen Fragesätzen der Indicativ steht. Dem Gedanken nach ist höchstens die rhetorische Frage der Ausdruck eines Urtheiles. Die eigentliche Frage ist, wie der Zweifel, kein „Glauben an etwas", weil man ja nicht weiß, ob zu bejahen oder zu verneinen, oder was zu bejahen oder zu verneinen sei.[1]) Nach den obigen Erklärungen des Indicativsbegriffes sollte hier, wie eben beim Zweifel, nicht der Indicativ stehen. Ich habe schon in meinem Artikel „Zur Grammatik der hypothetischen Sätze"[2]) darauf hingewiesen, dass in Fragesätzen modificierend auf die sprachliche Form das mit denselben eng verbundene Urtheil oder, wie ich jetzt ergänzend hinzufüge, auch das erwartete Urtheil einwirkt. Wenn ich eben frage „Quis hoc fecit?", so wirkt der Glaube, der in einem „aliquis hoc fecit" ausgesprochen liegt, auf die Frage ein. Oder wenn ich frage „Nonne venies?", wirkt der Glaube, dass er kommen wird, auf den Modus der Frage ein. Liegt aber ein bloß Vorgestelltes, ein Zweifel oder dergleichen zugrunde, dann tritt auch wieder der Conjunctiv auf: „Quid faciam?, Quis tulerit Gracchos de seditione quaerentes?" usw. Nun ist es interessant, wie sich die verschiedenen Autoren der Grammatiken mit diesem jedenfalls strittigen Gegenstande abfinden. Bei Waldeck[3]) finde ich nur, wenn ich nichts übersah, die Bemerkung: „Fragesätze haben die Form von Urtheilssätzen, die deliberative Frage den Conjunctiv", ohne dass dieser Satz mit jenem andern „Der Indicativ bezeichnet Thatsachen"[4]) in Einklang gebracht wäre. Einige der Grammatiker berücksichtigen den Indicativ der Frage dort gar nicht, wo sie vom Indicativbegriff sprechen.[5]) Andere[6]) benützen zur Erklärung

---

Lehrgänge ... Frick-Richter 1885, Heft IV, S. 21) spricht von dem Indicativ als »Modus der Wirklichkeit, der Thatsache«. Dem Wesen des Indicativs wird Lattmann-Müller gerecht, in dem es (Kleine Schulgramm. 3. Aufl.) S. 17 lautet: »Im allgemeinen bedient sich der Redende des Indicativs, um zu bezeichnen, dass die Aussage nach seiner Ansicht der Wirklichkeit entspricht.« Wenn Ziemer-Gillhausen (a. a. O. S. 120) vom Ind. sagt, er bezeichne »eine Aussage, ein Urtheil als wirklich oder bestimmt«, so scheint mir darin nicht scharf genug zwischen sprachlichem Ausdrucke und Gedanken unterschieden zu sein.

[1]) Vgl. die Ausführung Prof. Höflers Philos. Propäd. I. Th. Logik, S. 98. Grr. d. Log. §. 49.

[2]) In dieser Zeitschr. 1895, S. 1020.

[3]) Lat. Gramm. §. 120. Ebenso auch Ziemer-Gillhausen (a. a. O. S. 126). Warum der Indicativ in Fragesätzen steht, wird auch nicht klar, wenn es ebd. S. 158 heißt: »Directe oder unabhängige Fragen sind Hauptsätze und stehen im Indicativ oder Conjunctiv.«

[4]) Ebd. §. 101.

[5]) Vgl. z. B. Scheindler §. 175, Zumpt 13. Aufl., S. 358, Stegmann a. a. O. S. 183, Ellendt-Seyffert 29. Aufl., §. 247, Harre a. a. O. S. 95. Wenn Schmalz-Wagener S. 162 bloß auf den Gebrauch wie im Deutschen hinweist, so ist doch nichts damit erklärt.

[6]) Vgl. Koziol §. 337, Schmidt §. 306.

des Indicativs der unabhängigen Frage äquivoque oder unklare Ausdrücke, wie „Der Indicativ wird gebraucht, um einfach oder geradezu (direct) zu fragen", Goldbacher[1]) hat die Bemerkung, die wenigstens mit einem Theile meiner Erklärung sich deckt, aufgenommen: „Auch unabhängige Fragen, die eine solche Aussage (scilicet die durch den Indicativ bezeichnet wird) als Antwort erwarten, stehen im Indicativ."

Ganz confus ist das, was Zumpt z. B. in der 13. Auflage über den Indicativ sagt. Nachdem er, wenn auch nicht mit der gewünschten Klarheit, dem Wesen der Sache in den Worten „der Indicativ wird gebraucht in jedem Satze, dessen Inhalt als factisch oder als Thatsache ausgesprochen wird" nahe gekommen ist, fügt er zur Erläuterung die Worte an: „z. B. ich gehe, du schreibst, weil der Zustand des Glaubens als Thatsache angegeben wird", während es doch heißen sollte, weil das Gehen, Schreiben usw. als Thatsache geglaubt, für eine Thatsache gehalten wird. „Daher steht auch", so lautet es weiter, „bei Bedingungen und Voraussetzungen mit si, nisi, etsi, etiamsi der Indicativ, wenn ohne den Ausdruck einer Vorstellung ein Fall als wirklich angenommen wird." So viel ich diese ganz unklaren Worte verstehen konnte, ist der Schluss hier folgender: „Der Indicativ steht, wenn etwas als Thatsache ausgesprochen wird, nun steht der Indicativ in manchen hypothetischen Sätzen, folglich wird in den hypothetischen Sätzen ein Fall als wirklich angenommen." Während hier schon der Schluss von dem sprachlichen Ausdrucke auf den Gedanken ein falscher ist, weil ja sehr häufig die einseitige Beachtung des sprachlichen Ausdruckes zu falscher Fixierung des Gedankens führt, ist es nicht einmal richtig, wie ich in meinem Aufsatze „Zur Grammatik der hypothetischen Sätze" zu zeigen versuchte, dass in den hypothetischen Sätzen, wie Zumpt wunderlich sich ausdrückt, „ohne den Ausdruck einer Vorstellung ein Fall als wirklich angenommen wird".

Im Anschlusse an diese Bemerkung über die hypothetischen Sätze möchte ich hier, da ich in meinem oben erwähnten Aufsatze „Zur Grammatik der hypothetischen Sätze" schon des weiteren darüber gehandelt habe, mir nur erlauben zu zeigen, wie meine dort ausgesprochenen Ansichten über die Modusgebung dieser Art von Sätzen in den Rahmen dieser meiner allgemeineren Ausführungen über Indicativ und Conjunctiv sich einfügen.

Es handelt sich eben da nur um die Frage, die ich auch dort aufgeworfen und zu beantworten gesucht habe: „Wie kommt es, dass, während in den anderen Fällen entsprechend dem allgemeinen Charakter des hypothetischen Urtheiles, nach welchem wir es in diesem mit bloß vorgestellten, nicht mit wirklich geglaubten Urtheilen im Vorder- und Nachsatze zu thun haben, der Conjunctiv

[1]) §. 403.

auftritt, im „realen Falle“ der Indicativ gebraucht ist?“ Meine Ansicht, die ich theilweise auf Grund der Ausführungen Prof. Martys a. a. O.[1]) näher ausgeführt habe, geht dahin, dass hier einerseits als innere Sprachform ursprünglich lebhaftere zeitliche Vorstellungen nicht eine eigentlich hypothetische Bedeutung, andererseits das besonders in diesem Falle hervortretende Denken an die nothwendige Abhängigkeit, an das Coexistierenmüssen sich wirksam zeigten. Diese Umstände sind die Gründe für den Indicativ, der Conjunctiv in den anderen Fällen der hypothetischen Periode erklärt sich aber ganz übereinstimmend mit meiner obigen Erörterung.

Ich will nun hier nicht auf die Eigenthümlichkeiten, die unter die bekannte Rubrik „Indicativ abweichend vom Deutschen“ eingehen, da ja, wenn die specifisch lateinische und deutsche Auffassung nur festgehalten wird, die Subsumierung unter das oben Dargelegte eine leichte ist. Bezüglich des Coniunctivus concessivus bin ich mit Waldeck[2]) der Ansicht, dass z. B. in dem bekannten Schulbeispiele (und so auch in den übrigen Fällen): Oderint, dum metuant, der Conjunctiv als Ausdruck einer bloßen Vorstellung und nicht eines Wunsches zu betrachten ist. „So enthält“, sagt Waldeck a. a. O., wie mir scheint, ganz klar und sachgemäß, „der Satz „Möget ihr das nie bereuen“ offenbar einen Wunsch. Wenn aber Caligula von den Römern sagt „Hassen mögen sie mich, wenn sie mich nur fürchten“, so wünscht er nicht etwa, dass sie ihn hassen, sondern räumt ihnen nur das Hassen als etwas Erlaubtes, also als möglich Vorgestelltes ein und knüpft daran die Bedingung und zugleich die Forderung, dass sie ihn fürchten sollen, daher in beiden Sätzen der Conjunctiv.“

Dass und warum nun im Gebiete der Nebensätze, in Begehrungs-, Absichts-Sätzen, nach Ausdrücken des Fürchtens, des Zweifelns der Conjunctiv gebraucht wird, ergibt sich bei einigem Nachdenken im Zusammenhange mit den obigen Ausführungen von selbst. Der Unterschied zwischen „cives portas clauserunt, priusquam hostes invaserunt“, worin zwei von dem Redenden selbst für Thatsachen gehaltene Ereignisse ausgesprochen sind, und „cives portas clauserunt, priusquam hostes invaderent“, worin, wie ich abweichend von Waldeck[3]) sagen möchte, nur das erste „cives ... clauserunt“ ein von dem Sprechenden selbst gefälltes Urtheil ist, während das zweite „priusquam ... invaderent“ eine Absicht

[1]) In dieser Zeitschr. 1895, S. 1013 ff.

[2]) Vgl. „Praktische Anleitung“ S. 144 f. Allerdings passt dazu nicht, wenn ich recht sehe, die Ausführung desselben Autors a. a. O. S. 153, wo er für den Charakter des Concessivus als „Begehren“ plaidiert. Aber ich glaube, dass alle die Fälle sich als „bloße Vorstellung“ erklären. Das ne bei diesem Conjunctiv kann wohl durch den naheliegenden Gedanken eines Wunsches veranlasst sein. Daher scheint mir Ziemer-Gillhausen nicht mit Recht a. a. O. S. 125 den Coni. concessivus als eine Abart des imperat. Conjunctivs zu bezeichnen.

[3]) „Praktische Anleitung“ S. 145.

der Bürger bezeichnend nur etwas von dem Sprechenden Vorgestelltes sein kann, ist von Waldeck, abgesehen von dem letzten Punkte, a. a. O.[1]) klar dargelegt worden.

Dass aber auch in Consecutivsätzen, selbst in solchen Fällen, wo die Folge als Thatsache beurtheilt werden kann, im Lateinischen der Conjunctiv steht, liegt wohl, wie ebenfalls Waldeck richtig gesehen hat,[2]) in der Eigenthümlichkeit lateinischer Auffassung aller Folgen (bei ut, qui oder quin) als bloßer Vorstellung. Gefordert wäre ja nach dem Obigen in dem von Waldeck angeführten Satze „Alle waren so erschrocken, dass niemand Widerstand zu leisten wagte", weil wir in beiden Sätzen selbst geglaubte Urtheile haben, der Indicativ. Der Lateiner fasste aber offenbar die Folge als bloße Vorstellung auf, wie wir ja selbst im Deutschen diese Auffassung herstellen können, wenn wir etwa sagen „Alle waren bis zur Unfähigkeit zum Widerstande erschrocken". Der Grieche scheidet schon die als Thatsache geglaubte von der als bloße Vorstellung aufgefassten Folge durch ὥστε mit dem Indicativ und mit dem Infinitiv.

Ähnlich beruht es auf specifisch lateinischer Auffassung, dass bei mehr subjectiver Auffassung des Grundes nach cum causale der Modus der bloßen Vorstellung, der Conjunctiv, steht, während zur Bezeichnung eines für eine Thatsache gehaltenen Grundes der Indicativ nach quod, quia, quoniam usw. gebraucht ist. Dass auf dem Gebiete der Concessiv- und Comparativsätze einerseits in Sätzen, wie z. B. „Ut Germanos diutius in Gallia versari noluerunt, ita populi Romani exercitum hiemare in Gallia moleste ferebant" (Caes. b. G. 2. 1. 3) und „Quamquam excellebat Aristides abstinentia tamen exsilio decem annorum multatus est" (C. Nep.), der Indicativ im Vordersatze wiederum etwas für eine Thatsache, für wahr Gehaltenes einräumt, respective zum Vergleiche herbeizieht, ist ebenso klar, wie andererseits z. B. nach quamvis, licet, ut concessivum im Anschlusse an entsprechende Bedingungssätze auch nach etsi der Conjunctiv durch die „bloße Vorstellung" seine Erklärung findet.

Ganz zu billigen ist, dass in den neueren Grammatiken, so z. B. in der neueren Auflage von Scheindlers Grammatik, nicht mehr die durch die verallgemeinernden Relativa quicunque, quisquis, qualiscunque usw. eingeleiteten Sätze bei den Concessiv-, sondern bei den Relativsätzen behandelt werden, da einer naheliegenden Verwechslung, auf deren Gefahr schon Waldeck[3]) aufmerksam gemacht hat, zwischen den Sätzen „Hostes, quotquot sunt, non timemus" und „Hostes, quamvis multi sint, non timemus" dadurch vorgebeugt wird.

Aber auch bei den Temporalsätzen lässt sich zunächst den Schülern zeigen, dass in „Cum Caesar in Galliam venit, ibi duae

[1]) S. 145.
[2]) „Praktische Anleitung" S. 148.
[3]) „Praktische Anleitung" S. 182.

factiones erant" in dem Nebensatze von dem Sprechenden ebenso etwas von ihm für eine Thatsache Gehaltenes zum Ausdrucke gebracht wird wie im Hauptsatze, so dass es gleichkommt den coordinierten Sätzen: „Caesar in Galliam venit illoque tempore factiones ibi erant." Wir haben es, wie E. Hoffmann in seiner „Construction der lateinischen Zeitpartikeln", 2. Aufl., S. 114 sich ausdrückt, mit der absoluten Zeitgebung zu thun. In dem Satze dagegen „Alexander, cum interemisset Clitum, vix a se manus abstinuit" hat der Nebensatz nicht mehr den Zweck, die Ermordung des Clitus als selbständige Thatsache zu bezeichnen, die ja schon im Zusammenhange früher ausgesprochen ist, sondern, wie E. Hoffmann[1]) sagt, „die temporale Bedingung für das Prädicat des Hauptsatzes" auszudrücken. Es steht daher, weil es sich hier nicht mehr um den Ausdruck eines selbst gefällten Urtheiles handelt, ähnlich wie im Vordersatze der Bedingung der Modus, der die bloße Vorstellung ausdrückt, der Conjunctiv. Allerdings dient nebstbei auch zur Erklärung des Conjunctivs in diesen Fällen bald die causal-temporale Natur des cum-Satzes, wie in dem eben angeführten Beispiele, oder die consecutiv-temporale Bedeutung des Nebensatzes, wie in dem Beispiele tempus, cum Germani in silvis vagarentur, wobei die specifische Auffassung der Folge und des Grundes wieder zur Geltung kommt.[2]) Dass selbst der potentiale Conjunctiv dabei manchmal in Betracht zu ziehen ist, hat Dräger[3]) gezeigt, so z. B. Cicero p. Sulla 10 difficile est tacere, cum doleas u. a., wobei die Anlehnung an nahestehende Bedingungssätze ersichtlich ist.

Noch bedarf der Infinitiv, Accusativus c. Infin. und die oratio obliqua einer Erwähnung. Nicht sehr klar scheint mir das, was Dräger[4]) in dieser Beziehung zum Beispiel von dem Accus. c. Infin. nach den verbis dicendi sagt: „Alle Verba dicendi werden, wenn der Inhalt des Gesagten zu bezeichnen ist, mit dem Acc. c. inf. verbunden; das Gesagte erscheint dann nur als der Ausdruck des Gedankens des Urtheils, nicht des Willens." Die Sache scheint mir nämlich so sich zu verhalten. Wie der Conjunctiv in einzelnen Fällen den Ausdruck einer bloßen Vorstellung bezweckt, so auch der Infinitiv und zwar, wie gleich hinzugefügt werden kann, den Ausdruck eines bloß vorgestellten Urtheiles, wobei wohl zu beachten ist, dass der Sprechende da sehr oft Gedanken, die eigentlich von ihm selbst gefällte Urtheile sind, doch, um größere Objectivität zu erzielen, eben als „bloß vorgestellte" ausspricht, ein Zug der Sprache, den wir ja auch bei der bekannten sogenannten „bescheidenen Behauptung" finden. Der Unterschied also zwischen dem Gebrauche des Conjunctivs und des Infinitivs

---

[1]) a. a. O. S. 115.
[2]) Vgl. Waldeck a. a. O. S. 174.
[3]) a. a. O. 2. Bd., S. 573.
[4]) a. a. O. 2. Bd., S. 395.

in der oratio obliqua scheint mir demnach darin zu liegen, dass der Conjunctiv zum Ausdrucke vieler psychischer Phänomene in der oratio obliqua dienen kann, welche eben „nicht wirklich gefällte Urtheile“ sind oder doch von dem Sprechenden nicht als solche hingestellt werden, unter diesen auch der „bloßen Vorstellungen“, der Acc. c. Inf. dagegen nur zur Bezeichnung der bloß „vorgestellten Urtheile“ in der oratio obliqua dient.[1]) Daher die Regel in der treffenden, bündigen Fassung von Schmalz:[2]) „Behauptungssätze stehen in der oratio obliqua im Acc. c. Inf., Aufforderungssätze, Fragesätze und alle Nebensätze im Conjunctiv... Rhetorische Fragen, d. h. Behauptungen in Frageform, treten wie Behauptungssätze in den Acc. c. inf., ebenso relativisch angeknüpfte Behauptungssätze, welche die Geltung von Hauptsätzen haben.“

Der Deutsche macht diesen Unterschied nicht, sondern wendet den Conjunctiv auch in dem Falle an, wo ein selbständiges, bloß vorgestelltes Urtheil ausgedrückt werden soll. Um dies zu zeigen, sei es mir noch hier zum Schlusse gestattet, mit einigen Worten die Lehrprobe Dr. R. Sonnenburgs „Die französische Moduslehre und die Folge der Zeiten“[3]) zu berühren.

Um die Bedeutung des Conjunctivs zu erklären, geht er von folgendem Beispiele aus: „Vor dem Standesbeamten erschien Herr N. und zeigte an, dass ein Sohn geboren worden *sei*, welcher die Vornamen B. H. erhalten *habe*.“ „Drückt hier“, so fährt er fort, „der Conjunctiv die Ungewissheit, den Zweifel aus? Nein. Der Conjunctiv muss also eine andere Bedeutung haben. Von wieviel Personen ist in dem letzteren Satze die Rede? Wieviel Personen treten auf? Zwei usw. Was thut der Standesbeamte? Was Herr N.? Der Standesbeamte zeichnet das auf, was der andere Herr N. als *Thatsache* meldet. Wenn der Standesbeamte schreibt „dass ein Sohn geboren worden sei“, was wird dann durch den Conjunctiv ausgedrückt und beabsichtigt? (Als wessen Gedanken will er dies hinstellen?) Es soll nicht seine eigene Erklärung, nicht sein eigener Gedanke sein, sondern die Erklärung oder der Gedanke des Herrn N.“ Ich meine, die Sache steht so. Der Deutsche setzt hier den Conjunctiv, der Lateiner würde den Acc. c. Inf. setzen. Beide aber wollen ausdrücken, dass der Sprechende, hier der Schreibende, nicht den Glauben an die Geburt des Kindes zum Ausdrucke bringen will, sondern nur das von dem Herrn N. aus-

---

[1]) Ich möchte da wieder auf die gute Distinction hinweisen, wie sie Waldeck „Prakt. Anleitung“ S. 192 gibt: „Dann zeige man durch Vergleichung der Sätze „Turpe est te alios fallere“ und „quod alios fefellisti“, „victis parcere decet“ u. ä., dass der Infinitiv gerade wie der Acc. c. Inf. nie eine Thatsache, sondern immer nur einen *bloßen Gedanken* enthält: „wenn du, wenn man andere täuscht.“

[2]) a. a. O. S. 202.

[3]) Lehrproben u. Lehrgänge, Frick u. Richter 1885, Heft 3, S. 59.

gesprochene Urtheil „das Kind ist geboren", das der Standesbeamte weder bestätigt noch leugnet, eben nur vorstellt. Herr N. kann ja auch falsch aussagen. Will der Standesbeamte seinen eigenen Glauben an die Geburt des Sohnes ausdrücken, dann würde er schreiben „dem Herrn N. ist ein Sohn geboren worden". Nicht darauf kommt es für den Gebrauch des Conjunctivs, bezw. des Acc. c. Inf. hier an, dass der Standesbeamte es als Erklärung und Behauptung des Herrn N. hinstellen will, sondern vielmehr darauf, dass er seinem eigenen Glauben an die Thatsache nicht Ausdruck verleiht.

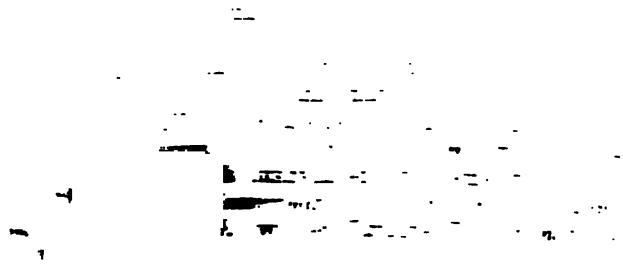
Wenn ich hiermit meine Ausführung über das Thema, das ich mir stellte, beschließe, so möchte ich noch auf Folgendes aufmerksam machen. Wie ich schon bemerkte, entbehrt meiner Ansicht nach, die übrigens schon von anderen ausgesprochen wurde, unsere Schulgrammatik einer ausgebreiteteren Heranziehung von psychologischen Erwägungen, aber noch mehr soll von diesem Mittel der lebendige Unterricht Gebrauch machen. Ich habe nämlich die feste Überzeugung, dass dadurch in mehrfacher Beziehung Nützliches erzielt würde. Erstens würde die Grammatikstunde dadurch für Lehrer und Schüler den horror verlieren, den sie thatsächlich — man hört wenigstens oft solche Klage — hat, und zwar deshalb, weil ja schon nach dem bekannten Ausspruche das Interessanteste für den Menschen der Mensch selbst ist. Gelingt es nämlich dem Lehrer, anstatt der abstracten dürren Regel dem jungen Geiste des Schülers etwas von dem „lieben Ich" vorzuführen, so kann die Grammatikstunde gewiss nur an Anziehungskraft gewinnen. Damit wird aber auch das Ziel, das gerade dem Unterrichte in der Syntax mit Recht gesetzt wird, die Urtheilskraft zu bilden, am leichtesten erreicht werden; last not least — scheint aber endlich auch das mir daraus zu resultieren, dass einerseits dem „Überbürdungsjammer", der ja gewöhnlich auf die Grammatik zielt, entgegengearbeitet würde, aber auch dem Übereifer jener, welche am liebsten den Unterricht in der Grammatik ganz ausgemerzt haben möchten, dabei aber nicht bedenken, dass sie zugleich einer intensiven Lectüre jeglichen Boden entziehen.

Prag. Gustav Spengler.

Zu S. 586.

Professor Köster in Marburg i. H. macht mich darauf aufmerksam, dass die beiden Wörter „Krümpe" und „Kumpe" im D. Wb. V 2311 und 2612/3 aus Heine belegt sind.

Wien. J. Minor.



Apparate ein „*fortasse hic praestantius*“ beigefügt ist, hat o zwar *de more*, aber *de* ist durch Correctur hergestellt. — 6, 177, wo der Herausgeber noch immer nach Pγ *sepulchro* schreibt, schließt sich unser o, wie auch der Prager Codex (π), der von allen anderen Handschriften, sowie durch die Nachahmung des Silius, beglaubigten und von den meisten neuesten Herausgebern, z. B. Deuticke, Klouček, Page, Thilo, Némethy, bevorzugten Lesart *sepulchri* an; vgl. z. St. jetzt auch Georgii antike Aeneiskritik S. 282. — Neben den im ganzen am meisten hervortretenden Berührungen mit c zeigt o in diesen Partien mehrfach auch wachsende Verwandtschaft mit M, z. B. 3, 37 *nixu*; 6, 159 *figit* durch Correctur hergestellt; 161 *exanimem* (4, 8 *unanimem*); 7, 13 *nocturno lumine* (*sic*!). — 6, 186 stimmt er im *ore* mit dem Longob. Pierii überein; 6, 105, wo er mit $b^1\gamma^2$ *percepi* bietet, wäre im Apparate der Vollständigkeit wegen den Angaben über die hs. Schwankung zwischen *praecepi* und *percepi* im Citate bei Servius vielleicht auch eine ähnliche in jenem bei Seneca Ep. 75 beizufügen; 6, 664 steht das vom Herausgeber im Texte gehaltene *aliquos* auch in o; die Stelle ist noch nicht sicher geheilt. Ref. dachte einmal an *animos* (vgl. Berlin. philolog. Wochenschr. 1890, S. 569, u. Ladewig-Deuticke[11] Anh., S. 283), Deuticke an *aevos* (Jahresber. des philolog. Vereines 1889, S. 409). — Am Schlusse sind in o nach der subscriptio „*Explicit liber uirgilii eneidos deo grās*“ die Zeilen beigeschrieben: *Eneas et amor pariter iocus atque cupido | Sunt nati ueneris diuersis ex patribus orti | Anchises primum genuit mauorsque secundum | Vulcanus quartum. ioue natus tertius astat | Eloquio primus dulcis dat amara secundus | Tertius illecebras feruorem denique quartus.*

Wir wünschen schließlich dem Ribbeck'schen Vergil in der neuen Ausgabe, welche bei dem ermäßigten Preise nun jedem leichter zugänglich geworden ist, die weiteste Verbreitung und geben zugleich der Hoffnung Ausdruck, dass wir doch auch noch die wertvollen Prolegomena in einer erneuten Auflage sehen werden.

Innsbruck. Anton Zingerle.

Cornelius Nepos. Auf Grundlage der Englmann'schen Schulausgabe umgearbeitet und mit einem Wörterbuche versehen von Josef Wismeyer, Gymnasialprofessor am kgl. Maximilians-Gymnasium in München. Mit Abbildungen antiker Bildnisse. Bamberg, C. C. Bucher (Rudolf Koch) 1895. gr. 8°, IV u. 176 SS. Preis geb. 2 Mk.

Wir haben es mit einem alten erprobten Schulbuche zu thun, das uns in neuer und, wie gleich hier bemerkt werden soll, verbesserter Gestalt geboten wird. Die textkritische Grundlage, nämlich Halms Ausgabe, ist trotz häufigerer Abweichungen dieselbe geblieben, die Noten sind vermehrt und zwar mit Rücksicht auf die Stellung

des Nepos im Unterrichte, welcher 'der erste Classiker der beginnenden Schullectüre' ist. An neuen Zugaben bietet der jetzige Herausgeber eine Einleitung über Leben und schriftstellerische Thätigkeit des Nepos, sowie (daran anschließend) eine nach pädagogischen Gesichtspunkten zusammengestellte Gruppierung der Vitae mit einer kurzen Übersicht über dieselben. Das gleichfalls neu hinzugekommene Wörterbuch ist so ziemlich nach denselben Principien gearbeitet wie das des Ref. zu Schmidt-Gehlens 'Memorabilia', d. h. es wird an die Vorkenntnisse der Schüler appelliert. Wenn der Herausgeber offenbar unter dem Zwange eines nunmehr allgemein verbreiteten Vorganges 'auf Anregung des Verlages auch eine in bescheidenen Grenzen gehaltene Auswahl antiker Bildnisse (nach Baumeister)' aufgenommen hat, 'eine Zugabe, die zwar in den Augen mancher Berufsgenossen den Wert des Büchleins vielleicht nicht erhöhen, aber sicher auch nicht beeinträchtigen wird', so erwächst ihm daraus kaum ein Tadel; jedenfalls aber hätten statt dessen bildliche Darstellungen gewisser Seiten des antiken Lebens, die bei Nepos Erwähnung finden, etwa Illustrationen zu den Kriegsalterthümern den Wert des Büchleins zweifellos erhöht. Von der üblichen Beigabe entsprechender Kartenskizzen hat W. mit Recht abgesehen: der Schüler soll in seinem historischen Atlas ebenso heimisch werden wie etwa in seiner Grammatik: oder scheint es gerathen, jeden Autor mit einer Specialgrammatik zu versehen?

Wien. J. Golling.

Serta Harteliana. Wien, F. Tempsky 1896. gr. 8°, IV u. 314 SS. Preis 10 Mk.

Das Jahr 1896 bedeutet einen wichtigen Einschnitt im Leben Wilhelm von Hartels. Auf den 14. März fiel die Vollendung des 30. Jahres seiner akademischen Lehrthätigkeit und einige Wochen vorher hatte seine Berufung in das Unterrichtsministerium seine Lehrthätigkeit überhaupt zum Abschluss gebracht. Gleich seinem von ihm so hochverehrten und in dem meisterhaften Nachrufe so vortrefflich geschilderten Lehrer Bonitz war damit auch Hartel in das Amt getreten, das in erster Linie berufen ist, die Bildungsinteressen zu wahren und zu fördern, und hatte damit einen Wirkungskreis erlangt, der es ihm ermöglicht, seine tiefe Einsicht und reiche Erfahrung dem Mittel- und Hochschulwesen unmittelbar zugute kommen zu lassen. Damit hatten aber auch die schon vorher für den 14. März durch ein aus Freunden und Schülern bestehendes Comité vorbereiteten Ehren einen tieferen Gehalt und eine nachdrücklichere Begründung erhalten. Konnte nur die große Verehrung, deren sich der Mensch und Lehrer Wilhelm von Hartel erfreut, den Anstoß zu einer größeren Feier eines an sich äußerlichen Einschnittes, des Abschlusses einer dreißigjährigen Lehrthätigkeit,

geben, so musste die Erwägung, dass dieser Einschnitt nicht mehr ein Haltpunkt, sondern ein Schlusspunkt werden sollte, der Feier nunmehr auch die innere Berechtigung verleihen. Freilich auch an und für sich genommen, bedeutet ein Menschenalter akademischer Lehrthätigkeit mehr, als man sich gemeiniglich vorstellt, und was die dreißigjährige Lehrthätigkeit Wilhelm von Hartels bedeutet, das kann nur der ermessen, der sie ganz zu überblicken vermag. Doch den Lesern dieser Zeitschrift braucht dies nicht erst gezeigt zu werden. Gehört doch seine mehr als zwanzigjährige Thätigkeit im Dienste dieser Zeitschrift nicht zu den geringsten bleibenden Verdiensten Hartels, der es im Vereine mit jener seines Collegen Schenkl zu danken ist, dass sie sich auf der wissenschaftlichen und didaktischen Höhe erhalten hat, auf die sie Bonitz und Vahlen gebracht haben. Über die mannigfachen Ehrengaben, die Hartel am 14. März überreicht worden sind, wurde in dieser Zeitschrift (vgl. oben S. 281) bereits kurz berichtet: ausführlicher sei hiemit der wissenschaftlichen Widmung gedacht, des in der Überschrift genannten Sammelbandes von 52 ausschließlich von Schülern Hartels herrührenden Aufsätzen. Und wenn der gefeierte Lehrer in seiner Dankesrede betonte, dass von allen Gaben diese ihm die wertvollste sei, so kann die philologische Wissenschaft, unbeschadet des künstlerischen Wertes von Medaille und Büste, dieses Urtheil, das von der Empfindung des Lehrers und Gelehrten eingegeben war, nur vollinhaltlich bekräftigen. Denn mehr als es die schwungvollsten Worte in Adresse und Reden bekunden konnten, wurde hier durch Thaten der Beweis der befruchtenden und anregenden Thätigkeit des Lehrers und Gelehrten erbracht: im wahren Sinne des Wortes bezeugt dieser Band aere et marmore perennius das Blühen und Gedeihen einer Wiener philologischen Schule, die in Hartel einen ihrer Meister verehrt, und durch die 52 Aufsätze haben die Schüler ihrem Lehrer nicht nur eine dauernde Freude bereitet, sondern auch die Wissenschaft, der Lehrer und Schüler ihre Kräfte weihen, an ihrem Theile bleibend gefördert.

Der Inhalt der Serta spiegelt die wissenschaftliche Thätigkeit Hartels wieder: wie in einem Kaleidoskop fügen sich die einzelnen — wenn auch mit Rücksicht auf den zur Verfügung gestellten Raum meist kleinen — Aufsätze zu einem Gesammtbilde von Hartels Wirken in Lehre und Wissenschaft zusammen, oder, um im Bilde des Titels zu bleiben, die einzelnen Blüten und Zweige einen sich zu einem schönen Gewinde aus dem von Hartel rüstig bestellten philologischen Arbeitsfelde. Homer, griechische Staatsalterthümer, Metrik, Patristik stellen die Hauptgebiete von Hartels Schriftstellerei dar, dazu kommen einzelne Ausgaben und viele Beiträge zur Kritik einzelner Schriftsteller und last not least sein Wirken als Director der Hofbibliothek, das nicht nur durch Veröffentlichung zweier der wichtigsten Denkmäler, sondern insbesondere durch eine liberalere Verfassung dieses altehrwürdigen Instituts in rühmlichem Andenken

bleiben wird. Alle diese Zweige des gelehrten und amtlichen Wirkens von Hartels sind in den Aufsätzen vertreten.

Indem wir nun an eine, wie sich bei dem Umfange des Buches und bei der Mannigfaltigkeit der behandelten Gegenstände wohl von selbst versteht, kurze, mehr referierende als kritisierende Übersicht des Inhaltes gehen, scheint es angemessen, von der äußerlichen Abfolge, welche eine bunte, aber dadurch auch anregende Abwechslung bietet, abzusehen und die Aufsätze thunlichst nach ihrer Zusammengehörigkeit zu gruppieren.

Um mit den griechischen Schriftstellern zu beginnen, sind die beiden Epiker Homer und Hesiod mit je einem antiquarischen und einem philologischen Thema vertreten. In überaus fesselnder und durch besonnenes Abwägen der betreffenden Stellen in ihrem Verhältnisse zur Wirklichkeit überzeugenden Ausführung sucht Reisch in seinem Aufsatze „Ithaca" die Vertrautheit des Dichters mit den Örtlichkeiten der Inseln Kephallenia und Ithaca zu erweisen. — In breiter Ausführung — es ist der größte Aufsatz in der Sammlung — und eingehender Untersuchung beschäftigt sich Studniczka mit dem hesiodeischen Gedicht *Ἀσπὶς Ἡρακλέους* und behandelt eingehend das bisher von den Archäologen weniger als jenes des homerischen Achillesschildes berücksichtigte Problem des Heraklesschildes, obwohl, wie St. zeigt, hier die Voraussetzungen günstiger liegen. Seine Ausführungen „Über den Schild des Herakles" gipfeln darin, die schon von Brunn vertretene Ansicht von der Realität des Schildes durch klare Interpretation des Wortlautes der Schilderung und durch Verwertung des Denkmälerschatzes, zumal der Klitiasvase, näher zu begründen. Dass im einzelnen manches unsicher bleibt und manche Aufstellung als zu gewagt erscheinen wird, ist bei einem der subjectiven Auffassung so viel Spielraum lassenden Probleme selbstverständlich: im wesentlichen dürfte aber die Reconstructionsprobe des Mittelfeldes und der nächsten zwei Ringe, sowie die schematische Reconstruction des Ganzen als wichtige Grundlage für die weitere Behandlung, zu der St. anregen will, dienen. Einen besonderen Wert erhält der Aufsatz durch eine Fülle feinsinniger, kunstarchäologischer Einzelbemerkungen. — In dem Aufsatze „Die Cäsuren des homerischen Hexameters. Randglossen zu den Lehren der antiken und modernen Metriker" gibt Engelbrecht zunächst „eine kritische Sichtung dessen, was Griechen und Römer über eine den griechischen und lateinischen Vers betreffende Frage, deren Lösung nicht bloß dem Verstande, sondern auch dem Ohre zufällt, dachten und lehrten". Mit den so festgestellten Lehrsätzen der Alten wird sodann der Thatbestand, den die homerischen Gedichte bieten, verglichen, und so gelangt E. zu folgenden von der geltenden Ansicht abweichenden Aufstellungen, die „im Principe den Anschauungen, die Lehrs über den Gegenstand hatte und seine Schüler, wie Ludwich, zu haben scheinen, nahestehen":

1. Die Cäsur ist der Versabschnitt, der durch eine verschiedenartige, aber stets noch merkbare Pause, die mit einem Wortende zusammenfallen muss, in der Mitte des Hexameters, und zwar in der Regel innerhalb des dritten Versfußes zustande gebracht wird, demnach *a)* am häufigsten nach der ersten Kürze des dritten Fußes als einer Stelle, die der factischen Mitte des Hexameters am nächsten steht (trochäische Cäsur), *b)* nach der Länge des dritten Fußes (Penthemimeres), *c)* sehr selten und nur als Ersatz für die beiden gewöhnlichen Cäsuren nach der Länge des vierten Fußes (Hephthemimeres).

2. Die Cäsur hat die Bestimmung, die epische Langzeile durch die Pause des Wortendes nicht nur in zwei Hälften (Halbverse) zu theilen, sondern auch gleichzeitig die getheilten Hälften durch das Band der Modulation zusammenzuhalten, sie rhythmisch zu verbinden. Infolge der ersteren Bestimmung (als Versabschnitt) genießt die Cäsur im allgemeinen die Vorrechte eines Versendes und unterliegt auch dem Zwange desselben. Doch ist — und das erweist die zweite Bestimmung der Cäsur, ihre verbindende Kraft — der Apostroph vor ihr gestattet.

3. Aus dem Wesen der Cäsur ergibt sich, dass es in jedem Hexameter nur eine Cäsur geben kann; was gewöhnlich als Nebencäsur gilt, ist rhythmisch belangloser Worteinschnitt.

4. Es ist nämlich von dem Versabschnitt (Cäsurpause), deren Aufgabe die rhythmische Gliederung ist, strenge zu sondern der Verseinschnitt (Sinnespause) an gewissen hiefür bevorzugten Versstellen, der gewiss nicht unbeabsichtigt ist, aber nur metrisch-prosodischen Zwecken dient. Beide gehen parallel nebeneinander her, fallen aber auch häufig zusammen, wobei die Interpunction, welche die Cäsurpause ebenso wie die Sinnespause fördert, das vereinigende Medium ist. Die τριθημιμερής und βουκολική sind solche Verseinschnitte, aber keine Versabschnitte (Cäsuren).

In dem Aufsatze „Die Sippe des Codex Messanius der hesiodischen Erga" bietet Rzach einen wertvollen Beitrag zur Geschichte und Kritik des Textes dieser Dichtung. Die Sippe wird vertreten außer durch den ältesten der Classe, den Messanius (12. Jhdt.), durch einen Ambrosianus (14. Jhdt.), einen Parisinus (14. Jhdt.), einen Galeanus (der Cambridger Trinity-Collegebibliothek, 13. u. 14. Jhdt.), einen Vaticanus (14. Jhdt.) und einen Vindobonensis (15. Jhdt.). Nach einer Besprechung ihres Verhältnisses zu den maßgebendsten ältesten Handschriften, dem Parisinus (C) und Laurentianus (D) werden die ihr eigenthümlichen Varianten nach bestimmten Kategorien dargelegt und erörtert.

Als Vorläufer einer geplanten größeren Arbeit, die sich auf das ganze Gebiet der griechischen Poesie erstrecken soll, behandelt Scheindlers Aufsatz „Metrische Studien zu Sophokles" zunächst „die Synizese und Aphaerese". Es wird vorerst das Wesen dieser metrischen Gebilde festgestellt, sodann werden in einer wohl

etwas zu weitgehenden Ausführlichkeit sämmtliche Stellen mit Berücksichtigung ihrer Überlieferung vorgeführt und erörtert, wobei gegen die regellose und willkürliche Gestaltung in unseren Ausgaben bestimmte Grundsätze für die Textesrecension ermittelt werden. Insbesondere „scheint sich zu ergeben, dass das Verfahren der Herausgeber, welche die augmentlosen Verbalformen vor Vocalen ausmerzen wollen, keine Berechtigung hat; der äußere Thatbestand und die Ratio sprechen gegen die Aphaerese zu Gunsten der augmentlosen Formen".

In den „Alcmanica" sucht Jurenka Sinn und Zusammenhang des ägyptischen Alkmanischen Fragments aus dem Partheneion durch eingehende Interpretation eines kleinen Theiles genauer festzustellen, wobei J. seine ausgebreitete Kenntnis der lyrischen Dichtung bekundet; im einzelnen steuert er auch manche Besserungen zu den Blassischen Conjecturen bei. — Einen kleinen Beitrag zu Babrius bietet Sternbachs „Adnotatiuncula Babriana" (die handschriftliche Überlieferung der paraphrasis Bodleiana, Cod. Bodl. 2906 Nr. CXVII (p. 53), wird an zwei Stellen gegen Knöll vertheidigt). — Um zu zeigen, dass für die Reconstruction der Quellen der Anthologia Palatina außer den bis jetzt hauptsächlich verwerteten Mitteln der Dichterlemmata und der Anfangsbuchstaben der Epigramme, auch ihr Inhalt fruchtbringend gemacht werden könne, untersucht Weißhäupl in seinem Aufsatze „Zu den Quellen der A. P." zunächst die drei Hauptreihen der meleagrischen Gedichte in Buch VII der Anthologie, Ep. 406—529, 646—665 und 707—740. Es ergibt sich, „dass diese Reihen streng inhaltlich geordnet sind; nur bei der letzteren Reihe ist dieses Princip einigemale durchbrochen. Nicht selten wurden äußerliche Ähnlichkeiten benützt, um ein noch festeres Gefüge zu erzielen, und der Ordner ließ sich sogar durch entfernte Berührungspunkte formaler oder inhaltlicher Art zur Einreihung von stofflich fremden Gedichten und von Nicht-Epitymbien verführen. Die angeführten Reihen stammen also aus ein und derselben, nach stofflichen Gesichtspunkten zusammengestellten Epigrammensammlung; die Epigramme 507—525, 526—529 und 665 sind aus anderen Quellen geschöpft." Durch eine Tabelle, in der die Reihen soweit als möglich in ihrer Gruppengliederung aufgeführt sind, wird die Zusammengehörigkeit noch anschaulicher gemacht. Die vorausgesetzte Epigrammensammlung dürfte nur Gedichte des meleagrischen Kranzes enthalten haben und war, wenn sie in Bücher eingetheilt war, ihrer Anlage nach nicht der philippischen Sammlung, sondern dem Kyklos des Agathias ähnlich. — Von mythographischem Interesse sind die „Bemerkungen zu Lykophron" von Holzinger; er behandelt die Stellen V 652, wo die Epiklesis des Herakles Skapaneus nach dem überlieferten Texte von Apollodor II 6, 3, 2 auf das Abenteuer mit Syleus bezogen wird; V. 815 und 786, wo eine Lösung des Widerspruches, dass einmal Ithaka als (zweite) Heimat des Odysseus (durch seinen

Pflegevater Laertes) erscheint, das anderemal angegeben wird, dass Odysseus von Antikleia als Sohn des Sisyphos in Alalkomenai in Böotien geboren wurde, versucht wird; V. 993 die Erklärung und Localisierung der Tylesischen Berge (nach H. der Höhenzug von Kaulonia in Unteritalien); in der Bezeichnung habe man eines jener topographischen Worträthsel zu sehen, welche bei Lykophron, insoweit sie Italien betreffen, wohl stets in irgendeiner Art auf Timaios zurückgehen; endlich V. 1333, wo das schwierige Worträthsel Lagmos als Bezeichnung eines Amazonenflusses erklärt wird („der erste Bestandtheil des Wortes führt auf *λάζειν*, d. i. *ἐξυβρίζειν* (Hesych.); es ist also der „Übermuthsfluss" gemeint").

Die „Textkritischen Bemerkungen zu Spaneas" von Hanna beschäftigen sich mit dem gleichnamigen byzantinischen Lehrgedichte, einem „der wichtigsten Denkmäler der mittelgriechischen Sprache und Cultur", als dessen Verfasser Alexios, der älteste Sohn des Kaisers Ioannes Komnenos (1118—1143), ermittelt worden ist. Die kritischen Bemerkungen H.s suchen hauptsächlich die Fehler der Wagner'schen Ausgabe in seinen Carmina graeca medii aevi (Lips. 1874) zu verbessern. Inzwischen hat H. im diesjährigen Programme des Wiener akadem. Gymnasiums die Textesversion des Spaneas im Cod. Vindob. theol. 193 herausgegeben und kritisch gewürdigt.

In den „Scholia verbis Nemesii adiecta in codice Dresdensi" ergänzt Burckhardt die von ihm selbst und früher von Matthaei bereits mitgetheilten Randbemerkungen zu Nemesius im Dresdner Cod. Da 57; es werden sämmtliche Scholien, gesondert in vier Gruppen: explanationes, loci similes, notationes, definitiones, übersichtlich geordnet.

Eine kleine Probe bewährten kritischen Scharfblickes und methodischer Beweisführung bietet Mekler in seinem Beitrage „Zu Diotogenes' Eklogismos". Mit Geschick und Glück versucht er sich an zwei kritischen nuces, welche eines der durch Stobäus aufbewahrten Excerpte des Pythagoräers Diotogenes in zwei „monströsen, allen Sinnes baren Silbencomplexen" bietet. Indem M. durch die einfachen Mittel der Auflösung und Angliederung der Theile dieser Silbencomplexe — wobei kein graphisches Element der Überlieferung verloren geht — und der nothwendigen sinngemäßen Ergänzung einen lesbaren und klaren Text erhält, zeigt sich das ganze Excerpt im vollen Einklange mit den Lehren und der Lehrweise der pythagoreischen Schule.

In seinem beachtenswerten Aufsatze „Über die Quellen der Kategorienlehre des Aristoteles" sucht Wotke den platonischen Dialog Sophistes, an dessen Echtheit nicht gezweifelt werden dürfe, als die Grundlage der aristotelischen Kategorienlehre zu erweisen. Den von Plato im Sophistes (254 D, 255 C u. D) aufgestellten fünf Denkformen: *τὸ ὂν αὐτό, στάσις, κίνησις, τὸ ταὐτόν, τὸ θάτερον*, in denen er nach 256 D (*ἀδύνατον γὰρ συγχωρεῖν*

ἐλάττω τὸν ἀριθμὸν τοῦ νυνδὴ φανέντος) eine vollständige Aufzählung erblickte, entsprechen die zehn aristotelischen Kategorien *τί ἐστι, ποσόν, ποιόν, πρός τι, ποῦ, ποτέ, κεῖσθαι, ἔχειν, ποιεῖν, πάσχειν* Top. I, 9, 103 b 20 in der Weise: *τὸ ὄν* = *τί ἐστι* (an anderer Stelle mit *οὐσία* umschrieben); *στάσις* = *κεῖσθαι, ἔχειν*; *κίνησις* = *πάσχειν, ποιεῖν*; *στάσις* + *κίνησις* = *ποῦ, ποτέ*; *ταὐτόν* + *θάτερον* = *ποσόν, ποιόν, πρός τι*. Dadurch werde auch die Reihenfolge bei Aristoteles klar: 1 geht auf *τὸ ὄν*, 2—4 auf *ταὐτόν* und *θάτερον*, die folgenden auf *στάσις* und *κίνησις* zurück, bei jeder anderen Erklärung ergeben sich Schwierigkeiten. Weil die Bewegung durch zwei Zeitwörter erklärt werden musste, greife Ar. auch zur Bezeichnung der Ruhe der Symmetrie wegen auf zwei Verba, während sonst je ein Wort einem Begriffe entspreche.

Von den Abhandlungen auf dem Gebiete der römischen Literatur erwähnen wir zunächst den sehr anregenden und eine Fülle neuer Gesichtspunkte eröffnenden Aufsatz von H. Schenkl „Scenisches bei Plautus". Zum erstenmale werden hier die plautinischen Lustspiele nach dem Verhältnisse der Vortragsweisen zu den einzelnen Rollencharakteren und den Personen der einzelnen Stücke untersucht und der innere Zusammenhang, der zwischen beiden besteht, zu ermitteln versucht. Es ergibt sich, dass überlieferter Bühnengebrauch ebensosehr wie die praktischen Forderungen der Nothwendigkeit die Ökonomie der plautinischen Stücke bedingte; dabei fällt manches Licht auf die Überarbeitungen einzelner Stücke in späterer Zeit. — In eindringlicher und überzeugender Weise behandelt Löwys Aufsatz „Vergil und die Laokoongruppe" das alte Problem von dem Verhältnisse der Schilderung des Dichters zu der Marmorgruppe. Während seit Lessing die Ansicht vorherrschend war, dass diese von jener beeinflusst sei, suchten in neuerer Zeit Kekulé und Förster die Abhängigkeit des Dichters von dem Kunstwerke zu erweisen. L. zeigt nun durch Analyse der Schilderung und des Bildwerkes, dass „das Bild des Vorganges, das vor der Seele des Dichters schwebte, keinen Zug mit der Gruppe gemein hat, dass demnach Vergil dasselbe nicht gesehen habe. Als Vergil schrieb, befand sich die Gruppe noch nicht in Rom." — Für „Die Quaestiones Vergilianae des Aemilius Asper im Palimpsest der Pariser Nationalbibliothek" (Paris. lat. 12161) ist es Weigel durch eingehende und mühsame Prüfung gelungen, über Chatelain hinaus zu gelangen, indem er „manches, was Chatelain unrichtig gelesen, richtigstellen, eine nicht unerhebliche Zahl von zum Theile großen Lücken ausfüllen, insbesondere auch einige wichtige allgemeine Bemerkungen entziffern konnte, die noch weit schwerer zu lesen sind, als solche Stellen, wo es sich um Citate aus Vergil handelt". W. theilt vorläufig nur die wichtigsten Stellen, die er entziffert, richtiggestellt und durch Conjecturen geheilt hat, mit. Schon die wenigen Stellen rücken die Bedeutung

der Quaestiones des Asper — in der Überschrift übrigens Vergilius Aspri genannt —, der sich als Hauptquelle für Servius darstellt, in helleres Licht; man darf daher den weiteren Mittheilungen, die W. über Asper und den ganzen merkwürdigen Palimpsest in Aussicht stellt, mit um so größerem Interesse entgegensehen. — Einen hübschen Beitrag „Zu den stilistischen Kunstmitteln des Horaz“ und damit auch zur Kenntnis der poetischen Ausdrucksmittel überhaupt liefert Spitzer. An einer kleinen Auslese der schmückenden Beiwörter, welche Horaz in den Oden und Epoden dem Apollo, der Diana, dem Augustus, dem Maecenas usw. beilegt, zeigt er „die Sorgfalt, mit der Horaz einer Wiederholung derselben Epitheta in Verbindung mit dem gleichen Beziehungsworte aus dem Wege gegangen ist und wie er zu diesem Zwecke offenbar auf die ganze Sammlung der Carmina sein Augenmerk gerichtet hat“. Auf den Unterschied der severa elegantia des Horaz, der sich nur äußerst selten eine Wiederholung derselben Wendung, desselben Ausdruckes verstattete, von der Art des Catullus, bei dem gerade die Wiederholung und Häufung derselben Worte einen eigenartigen Reiz bildet, hat jüngst Vahlen in der diesem Meister philologischer Akribie und feinsinniger Beobachtungen eigenen Eleganz im Index lectionum (Winter 1896/7) der Berliner Universität hingewiesen. — An Horaz schließen wir den seinen Interpreten betreffenden Aufsatz von Stowasser an, der mit seinen „Kleinigkeiten aus Porphyrio“ einen weiteren Beitrag zur Kritik dieses wichtigen Scholiasten bietet. Obwohl St. es ablehnt, ein Urtheil über die 1894 erschienene Ausgabe des Porphyrio von Holder abzugeben, „da der Raum zur Begründung mangelt“, so bieten die hier mitgetheilten Kleinigkeiten aus P. doch auch Beiträge zur Würdigung der Holderischen Ausgabe, die durchaus nicht zu ihren Gunsten lauten. St. liefert hier wieder einige Proben seiner kritischen Schärfe und der Leichtigkeit, mit der er den auf den ersten Blick unverständlichsten Wortungethümen auf einfache und durchaus methodische Weise einen befriedigenden und meist überzeugenden Sinn abzugewinnen versteht. Belehrend und anregend ist der Aufsatz auch für den, der St. nicht beipflichten wird. Dem Ref. scheinen jedoch die „Kleinigkeiten“ einige Cabinetstücke philologischer Fein- und Kleinarbeit zu enthalten. — Ein aus zwei Pergamentblättern bestehendes „Fragment einer Ovid-Handschrift“ aus dem XIII. Jahrhunderte der Bibliothek in Kremsmünster bespricht Hauer; es ergibt sich, dass dem Fragment „kein eigener Wert beigelegt werden kann, und es nur imstande ist, allenfalls die Autorität der einen oder andern Handschrift zu stärken oder die eine oder andere schwach bezeugte Variante zu unterstützen“. — In den „Bemerkungen zu den metrischen Functionen inlautender muta cum liquida bei Ovid“ setzt Hilberg seine bekannten metrischen Studien zu dem formgewandtesten Dichter der römischen Literatur fort; durch Berücksichtigung des „bisher unbegreiflicher-

weise vollkommen unbeachtet gebliebenen Gesichtspunktes" der Wortformen gelangt H. zur Aufstellung bestimmter Normen, die in gewissen Fällen durch zwei Factoren, das Wort und die Versstelle, durchkreuzt werden und daher Abweichungen erleiden. Nach den von H. aufgestellten (fünf) Regeln haben alle Wortformen des Schemas ⏑ ⏑ voc. mit einziger Ausnahme von *patre*, alle Wortformen des Schemas ⏑ ⏑ ⏑ voc. mit einziger Ausnahme von *patria*, alle Wortformen des Schemas ⏑ ⏑ ⏑ cons. mit Ausnahme der beiden Wortgruppen *patribus, patrius, patruus* und *duplicis, triplicis*, sowie alle Wortformen des Schemas ⏑ – ⏑ ⏑, einerlei ob vocalisch oder consonantisch auslautend, mit Ausnahme von Eigennamen und consonantisch auslautenden Wortformen mit dem Präfix *re*, bei Ovid stets die erste Silbe lang, ferner gestatten dreisilbige Wortformen, deren erste Silbe anceps und deren zweite Silbe lang ist, bei Ovid Kürzungen der ersten Silbe im allgemeinen nur im Ausgange des Hexameters. Diese Normen werden für die Kritik einer Anzahl von Stellen in glücklicher Weise nutzbar gemacht; endlich ergibt sich auch für Ovid das Streben, „dem Einschnitte nach dem vierten Trochäus aus dem Wege zu gehen", und die Irrigkeit der geläufigen gegentheiligen Ansicht. — Sachlich schließt sich an der Aufsatz von Lekusch „Zur Verstechnik des Elegikers Maximianus", worin in eingehender Weise unter Mittheilung des statistischen Materials die Verstechnik dieses späten Dichters nach folgender Gliederung behandelt wird: 1. Vertheilung der Daktylen und Spondeen nach den einzelnen Versfüßen (Osteologie), 2. die Cäsuren, 3. Vertheilung der einzelnen Wörter nach den Versfüßen mit besonderer Berücksichtigung des Versendes, 4. die Synalöphen, 5. prosodische Bemerkungen. L. kommt zu folgendem Resultate: „Maximian übertrifft im allgemeinen in seiner Verstechnik weitaus seine Zeitgenossen. Und über seine metrischen „Schnitzer" gilt wohl am besten, was Birt über Martial sagt: 'Nur mit anderen aufgereiht ist eine schadhafte Perle für den Künstler verwendbar.'" — Ferner gehört hierher die, obwohl nicht einen, sondern eine Anzahl römischer Dichter betreffende Arbeit Weinbergers „Der lateinische Choliamb", die zum erstenmale eine zusammenfassende Behandlung dieser bei Catull, Laevius, Licinius Calvus, Matius, dem Anonymus Porphyrionis, in den Priapeen, Varros Saturae Menippeae, den Cataleptis, bei Persius, Petron, Martial, Julius Valerius, Ausonius, Boethius, Terentianus Maurus, endlich in Inschriften der späteren Kaiserzeit, im ganzen in über 1150 erhaltenen Versen vorkommenden metrischen Zeile bietet. Abweichend vom griechischen findet sich der lateinische Choliamb „in seinen beiden etwa durch Petron und Persius geschiedenen Perioden nicht nur in Scherz- und Spottgedichten (und den mit Herondas vergleichbaren Mimiamben), sondern auch in Gedichten wie Catulls Preis von Sirmio (31), dem sich Martial III 58 an die Seite stellen lässt (Lob des Domitian), einem Widmungsgedicht (VII 26) und einer

Weihinschrift (213), endlich in Grabinschriften (zufällig sind nur solche auf Kinder erhalten). Varro, Petron und Boethius haben ihn sicher, Iulius Valerius wahrscheinlich der Polymetrie zuliebe angewendet". — Schließlich sei des verwandten Gegenstandes hier angereiht Ziwsas Abhandlung: „Des Caesius Bassus Bruchstück 'de metris'". Durch eine Reihe gewichtiger stilkritischer Momente wird die schon von Lachmann und Westphal vertretene und von Keil durch innere Gründe unterstützte Zuweisung dieses unter dem Namen des Atilius Fortunatianus überlieferten Bruchstückes an Caesius Bassus verstärkt und durch sorgfältige Analysen einer Anzahl entscheidender Parallelen, der „ars" des A. F. und dem Fragmente de metris, die Unmöglichkeit erwiesen, beide dem Atilius Fortunatianus zuzuschreiben.

Von den den lateinischen Historikern und Rhetoren gewidmeten Abhandlungen heben wir zunächst den Aufsatz Schmidts „Zum Sprachgebrauche des L. Coelius Antipater" hervor. Nach der üblichen Eintheilung in Formenlehre, Syntax, Lexikalisches, Stilistisches versucht er eine Charakteristik der Sprache des Coelius, die nicht nur für die lateinische Sprachgeschichte selbst, sondern auch für die Quellenuntersuchung des Livius von Wert und Interesse ist. — Die „Caesariana" Polascheks enthalten einige von eindringlichen Studien zeugende Bemerkungen über den Stil und die Kritik von Caesars Schriften. — „Zu Sallust und Livius" versucht Golling je eine Stelle der beiden Autoren (u. zw. Sallust Cat. 22, 1 *atque ea putare fecisse* st. *a. eo dictitare* [die Überlieferung bietet auch *dicta re*, was G. für die ursprüngliche Corruptel hält], Livius I 21, 1 *pro pristino* st. *proximo*) durch Emendation zu heilen und eine zweite Stelle des Livius (XXI 8, 9 *arma corporaque* im Sinne von „bewaffnete Leute") gegen kritische Einwände zu vertheidigen. Von den Emendationen scheint Ref. jene zu Livius plausibler als jene zu Sallust zu sein, da nach dem langen Zwischensatze das *fuere qui dicerent* ganz gut durch das *atque eo dictitare* oder, wie bereits vermuthet wurde, *dictitavere* wieder aufgenommen werden konnte „u. zw. sagten sie, er habe dies darum gethan"; entbehrlich mag es wohl sein, aber nicht überflüssig, jedenfalls ist dies kein Beweis gegen die Überlieferung. — „Zu Livius" bietet Bitschofsky Erklärungen zu drei Stellen dieses Historikers, die darthun, dass durch einfache und daher richtige Interpretation die Nothwendigkeit von Änderungen entfalle. Es sind dies I 9, 5 (*ac* nicht anzutasten, *plerisque* ist Dativ), II 17, 3 (*verum nomen* = der eigentliche Name im Unterschiede vom Titel [Consul]) und XXXI 62, 10 (durch Parallelstellen wird gezeigt, dass keine Lücke anzunehmen und daher eine Ergänzung unnöthig sei). — „Eine dunkle Stelle in der Germania des Tacitus" (es ist 30, 1) bespricht Zöchbauer eingehend und begründet in lichtvoller und durchaus methodischer Weise seine Herstellung und Emendation der Stelle, die nicht nur einen klaren Sinn erzielt,

sondern auch durch die Einfachheit der angewandten Mittel äußerst bestechend wirkt. Die Stelle lautet nach Z.: *Ultra hos Chatti initium sedis ab Hercynio saltu incohant, non ita effusis ac paludibus locis, ut ceterae civitates, in quas Germania patescit, durantisque, dum* (überl. *durant, siquidem*) *colles paulatim rarescunt; et Chattos suos saltus Hercynius prosequitur simul atque deponit.* Die Begründung möge man in Z.s anregender Ausführung nachlesen. — „Zur Kritik des jüngeren Plinius" steuert R. C. Kukula einen kleinen Aufsatz bei, der nicht nur zwei Stellen der Briefe (II 17 13; V 6, 16) kritisch behandelt, sondern auch für die Sprache des Plinius sowie in antiquarischer Hinsicht manches beibringt. — Mit besonderem Interesse wird die philologische Welt die Probe zur Kenntnis nehmen, die Hauler im Anschlusse an seinen Vortrag am Kölner Philologentage von dem Ergebnisse seiner höchst erfolgreichen, aber auch äußerst mühsamen Studien des Mailänder Frontopalimpsests vorlegt. In seinem „Frontonianum" theilt H. zunächst eine ganze Seite des Palimpsests, aus den „principia historiae" (p. 251) in der handschriftlichen Überlieferung mit, fügt daran eine eingehende Besprechung einzelner Stellen und gibt am Schlusse den Text in seiner Herstellung. Schon die mitgetheilte Probe zeigt, welchen reichen Ertrag die im Auftrage der Berliner Akademie der Wissenschaft durch H. durchgeführte Nachvergleichung des Palimpsests für die Wiederherstellung des Textes des Fronto geliefert und auch welcher Wert diesem Schriftsteller für die Zeitgeschichte zukommt.

Die lateinischen Kirchenväter sind in der Sammlung mit sechs Aufsätzen vertreten, davon entfallen die meisten, vier, auf Augustinus: „Zu den confessiones des Augustinus" liefert Knöll durch eingehende Besprechung einiger Stellen den Nachweis, „dass schon der Archetypus der auf uns gekommenen Handschriften, wahrscheinlich ein Uncialcodex des 5. oder 6. Jahrhunderts, einen unleserlichen oder verderbten Text bot, so dass in die durch verschiedene Canäle aus dem Archetypus abgeleiteten noch vorhandenen Handschriften fast die gleichen Fehler gekommen sind". Am Schlusse interessiert noch der Nachweis, dass bei Augustinus der Name des bekannten Manichäers richtig auf Grund der Schreibung der besseren Handschriften, mit der die Etymologie Augustins und inschriftliche Zeugnisse stimmen, Manicheus (griech. *Μανίχειος*) zu lauten habe. — In den „Textkritischen Beiträgen zu St. Augustini collatio cum Maximino, Arianorum episcopo" zeigt Klein durch Erörterung einer Anzahl von Stellen auf Grund der Überlieferung der ältesten Handschriften, dass die Sprache des Maximinus sich durch formelle, stilistische und syntaktische Eigenthümlichkeiten von jener Augustins unterscheidet, Unterschiede, die in der Textesrecension der Mauriner verwischt sind. — Methodisch interessant sind die Darlegungen Zychas über den „Standpunkt der Textkritik bei Augustinus". Nach Z. „muss man bei Augu-

stinus scharf unterscheiden zwischen Bibel und seinen eigenen Darlegungen". Durch Besprechungen einer größeren Anzahl von Stellen aus den 'Locutiones in heptateuchum' zeigt er, „dass Aug. bei den Bibelstellen für den engsten Anschluss an das Original sich ausspricht, selbst wenn ein Solöcismus dabei vorkommt, und die Stellen, die er so nicht vorfindet, in seiner Weise corrigiert", während er sonst der strengen Norm der classischen Sprache folge, die demnach auch gegen die handschriftliche Überlieferung herzustellen sei. — Nicht minder wertvoll in methodischer Hinsicht für die Textkritik desselben Autors sind die Ausführungen von Weihrich „Balanus. Ein Beitrag zur Kritik Augustinischer Bibelcitate". Durch sorgfältige, den Thatbestand ohne vorgefasste Meinung würdigende Erörterung des in der Schrift de consensu euangelistarum 1, 28 vorliegenden Citates aus Es. 2, 13 wird unter Festhaltung der von Hartel bereits vor einem Menschenalter aufgestellten Regel, ohne Rücksicht auf den griechischen Text Sabatier und Vulgata, so weit es irgend angehe, der besten Überlieferung der Handschriften zu folgen, der Versuch gemacht, jenes Citat zu recensieren; es ergibt sich dabei einerseits ein im wesentlichen enger Anschluss an den griechischen Text und andererseits auch für die Lexiographie ein Gewinn, denn die bessere Überlieferung bietet statt *arborem libani basan, arborem balam Basan,* das dem griechischen *δένδρον βαλάνου Βάσαν* entspricht und von Hieronymus und der Vulgata mit arborem quercus Basan und omnes q. B. wiedergegeben wird: „balanus als Bezeichnung der Frucht der Eiche kommt schon bei Plaut. Rud. 297 vor und erscheint dann wieder bei Plin. 13, 4. 16; 6. 17, 20". — Über „Eine unedierte Schrift des Pelagius" macht Reiter eine vorläufige Mittheilung. In dem Codex 70 der Bibliothek von Orleans fand er die (übrigens, ohne dass R. davon Kenntnis hatte, schon von Duchesne entdeckte) Schrift des Pelagius, in defensione trium capitulorum libri VI, von der jedoch durch einen Diebstahl in der Handschrift das ganze erste und der Anfang des zweiten Buches verloren gegangen sind. R. beschränkt sich hier auf eine kurze Inhaltsangabe der erhaltenen Bücher und stellt „die Veröffentlichung dieses für die altchristliche Literatur wie für die Kirchengeschichte gleich wichtigen Fundes" in baldige Aussicht. — In dem Aufsatze „Das zweite Buch von Hilarius de trinitate im Wiener Papyrus" stellt Sedlmayr, der die Ausgabe der Schriften dieses Heiligen vorbereitet, zunächst zwei Vorfragen, die sich ihm bei Untersuchung des Wiener Papyrus der Hofbibliothek, welcher größere Bruchstücke der Schrift enthält, ergeben haben, zur Discussion. Der Papyrus, welcher spätestens dem 5. Jahrhunderte angehört und die älteste Textesquelle darstellt, weist, wie der vor Augen gestellte Vergleich zeigt, im zweiten Buche so erhebliche Abweichungen von der Vulgata auf, dass diese als spätere Überarbeitung angesehen werden muss; ferner bieten die letzten Blätter des Papyrus die Fragmente eines

bisher den Herausgebern des Hilarius unbekannten und nur im Denisischen Kataloge gedruckten Tractats *contra Arianos*, von dem eine Probe mitgetheilt wird. S. beantwortet die sich aus diesem Thatbestande ergebenden Fragen: wie sind die Abweichungen im Texte des zweiten Buches zu erklären? und welches Bewandtnis hat es mit der Schrift *contra Arianos*?, in einleuchtender Weise dahin, dass der Wiener Papyrus den ursprünglichen Entwurf des Hilarius biete, der im ersten Buche unverändert gelassen, im zweiten jedoch von ihm später umgearbeitet worden sei, ferner dass der Tractat *contra Arianos*, der sich in einem vielleicht noch der Zeit des Hilarius selbst angehörenden Manuscripte finde, zweifellos ihm angehöre. „Vielleicht war es eine Vorarbeit zu einem größeren Werke, das dann unausgeführt blieb, oder eine Vorarbeit zu *de trinitate*, oder eine selbständige kleine Schrift, die der Heilige um des größeren Werkes willen unterdrückte. Jedenfalls hat Hilarius selbst den Tractat nicht veröffentlicht." — In „Abercius und Cyriacus" macht Hartmann auf die sogar auf kleine Züge sich erstreckende vielfache Übereinstimmung der Abercius-Legende mit einer stadtrömischen, nämlich der unter die Acta Marcelli papae gerathenen Erzählung des heiligen Cyrianus aufmerksam. Eine Vergleichung ergibt, dass die beiden Legenden nicht unabhängig voneinander entstanden sein können. Ohne die schwierige Frage, welche von beiden auf die andere eingewirkt habe, entscheiden zu wollen, hebt doch H. hervor, dass manche Momente für das höhere Alter der Cyriacus-Legende sprechen.

In entlegenere Gebiete der Philologie führend, aber doch des Interesses auch für den classischen Philologen nicht entbehrend, sind drei Aufsätze, die sich wohl am besten hier anreihen lassen: „Unverstandene Stellen in Freculfs Chronicon" und zwar jene, welche aus Hieronymus übernommene Stellen des gelehrten Bischofs von Lisieux bieten, die griechische Wortformen enthalten, bespricht Huemer. Es ergeben sich nicht nur ansprechende Erklärungen zum Werke Freculfs, sondern auch wertvolle Beiträge zur Kenntnis des Griechischen im Mittelalter. — Einen in mehrfacher Hinsicht anregenden Beitrag zur Geschichte der lateinischen Schuldramen der Jesuiten bietet Barans „Aristides in dramatischer Bearbeitung". Das Stück selbst ist wohl nicht erhalten, doch erhellt aus der in den Acten des Kremser Gymnasiums erhaltenen gedruckten Inhaltsangabe, „welche an die geladenen Zuschauer zur Vermittlung des Verständnisses in lateinischer und deutscher Sprache vertheilt worden ist", dass es sich vornehmlich die Verherrlichung des Patrioten Aristides zur Aufgabe setzte. — Endlich erwähnen wir den kleinen, hübschen Beitrag von Christ „Lessings Fabel 'Juppiter und Apollo' und ihr Vorbild", der einen alten Übersetzungsfehler auf seinen Ursprung zurück verfolgt, wobei sowohl für Lessings Studien als auch für Babrius mancher Gewinn abfällt.

Der Epigraphik gehören zwei Aufsätze an: „Eine neue [illegible]te aus Lykien" veröffentlichen und besprechen Heberdey

und Kalinka und gewinnen ihr manche belehrende Aufklärungen für die Chronologie und andere Details der lykischen Inschriften ab. — „Ein attisches Vereinsgesetz“ — es ist der oft behandelte *νόμος ἐρανιστῶν* in der Inschrift CIA III 23 — erörtert eingehend Wilhelm und sucht für die nur durch Fourmonts Abschrift bekannte Inschrift einen befriedigenden Text und Sinn zu erzielen.

Die alte Geschichte und die Antiquitäten sind vertreten durch fünf Aufsätze. Höchst aufschlussreich für manches dunkle Detail der Geschichte der Wohnsitze und Wanderungen deutscher Völkerstämme und damit auch der römischen Geschichte ist der Aufsatz von Domaszewskis „Der Völkerbund des Markomanenkrieges“, worin er die Völkertafel der v. Marci 22, 1 mit den Angaben anderer Schriftsteller, wie Plinius und insbesondere Tacitus, in Einklang zu bringen sucht. — Nicht uninteressant für die politische Geschichte und Geographie Italiens ist ferner der Beitrag Jungs „Zur Geschichte der Apenninpässe“. — Ganz besonders anregend sind jedoch die Ausführungen Szantos „Zur antiken Wirtschaftsgeschichte“. Durch Analyse des Gedankenganges einer Stelle der Aristotelischen Politik (I 3 p. 126 a ff.) führt er den Nachweis, „dass der ganze Unterschied zwischen Haus- und Volkswirtschaft bereits von Aristoteles erkannt, theoretisch dargelegt und in seiner historischen Entwicklung geschildert worden ist“. Es ergibt sich, dass „die antike Form der Wirtschaft begrifflich der modernen entspricht und sich von ihr nur quantitativ unterscheidet. Das Ausmaß der innerhalb kleinerer Gemeinschaften bloß für den Bedarf derselben producierten Güter war unstreitig größer, das Ausmaß der für den Markt producierten sicherlich kleiner als in der Gegenwart. Aber mit jeder Steigerung der Bedürfnisse verschob sich das Verhältnis zu Gunsten der Marktproduction, und im ganzen kann man selbst für das Griechenland der classischen Zeit nicht mehr von einer Oikenwirtschaft sprechen.“ — „Zur Geschichte der attischen Kleruchien“ führt Swoboda in überzeugender Weise durch eingehende Würdigung unserer Nachrichten über die Kleruchien von Lesbos und Chalkis den Nachweis, dass sie eine von den gewöhnlichen Kleruchien sich unterscheidende Gattung darstellen. „Diese Colonien waren im wesentlichen ständige Garnisonen — die sonst bekannten *φρουραί* sind sicherlich von Zeit zu Zeit abgelöst worden —, die wahrscheinlich in Lagerform zusammengehalten wurden, während die Bewirtschaftung ihrer Grundstücke einheimischen Pächtern übergeben war ... Diese Kleruchien dienten dazu, besonders wichtige und gefährdete Punkte zu decken ... Für ihre Gründung waren in erster Linie militärische Gesichtspunkte maßgebend und der socialpolitische Zweck der Versorgung von armen Bürgern trat demgegenüber zurück.“ — Über „*ἐγγύησις, γαμηλία. ἐπιδικασία*“ handelt Thumser und sucht durch genaue Darlegung der Rechtsverhältnisse in theilweisem Gegensatze zu früheren Auf-

stellungen zu einer bestimmteren Feststellung der drei genannten Begriffe zu gelangen.

Ins Gebiet der antiquarischen Cultur- und Kunstgeschichte im eigentlichen Sinne fällt zunächst die gediegene Abhandlung von Hoernes „Über den Ursprung der Fibel". Die Fibel ist nach H. „aus der Doppelnadel hervorgegangen oder steht wenigstens zu ihr in nächster Beziehung. Die Fibel ist im Draht und aus Draht gegen das Ende des zweiten Jahrtausends entstanden. Sie ist eine Schöpfung der Bronzezeit im südöstlichen Mitteleuropa und wahrscheinlich mit den ältesten Trägern des geometrischen Stiles in Griechenland eingedrungen." H. legt dann die weitere Entwicklung der Fibel in technischer und stilistischer Hinsicht in der Eisenzeit und später in Griechenland dar und berichtigt die bisherigen Aufstellungen in manchen Einzelheiten. — Sehr ansprechend ist ferner der Aufsatz von Bienkowski „Der 'Fauno colla macchia' und der junge Kentaur des Aristeas und Papias", der eine eindringliche stilkritische Vergleichung der Satyrbüste der Münchener Glyptothek mit dem am besten in der Capitolinischen Copie des Aristeas und Papias erhaltenen jungen Kentauren, dem ein kleiner Eros auf dem Rücken sitzt, bietet. B. hält „den Capitolinischen Kentaurenkopf für eine jüngere Fortsetzung oder Umarbeitung desselben Typus, der in dem Münchener „Fauno colla macchia" vorliegt. Nur ist bei dem Kentauren seinem Wesen nach und dem Zeitwandel gemäß alles kraftvoller, wilder, aber zugleich gröber und thierischer"; er stellt sich dadurch vielen anderen hellenistischen Schöpfungen zur Seite. — Von tiefem künstlerischem Empfinden zeugt und viele wertvolle Anregungen für die Geschichte der Fortwirkungen alter Motive in den Kunstschöpfungen auch des späteren Mittelalters enthält der Aufsatz von Schneiders: „Über das Kairosrelief in Torcello und ihm verwandte Bildwerke". Von besonderem Interesse ist das von Schn. gegebene Verzeichnis von Schmuckkästchen aus Holz in Kirchenschätzen oder in öffentlichen und privaten Sammlungen mit eigenartigem Ornament und für das Fortleben antiker Motive wichtigen figürlichen Darstellungen auf einzelnen Elfenbeinstreifen. Sie weisen alle auf eine und dieselbe Fabrik hin, können aber bei ihrer großen Anzahl (Schn. zählt deren 40 auf) nicht von einem Meister herrühren. „Offenbar waren mit der Herstellung dieser ursprünglich wohl profanen Zwecken dienenden Truhen viele Hände neben- und nacheinander beschäftigt, weshalb sie weder gleichwertig noch gleichzeitig sind." Als fester Zeitpunkt, von dem aus diese Kästchen vor und zurück zu datieren sind, ergibt sich das Jahr 1008 und als Ort ihrer Entstehung Venedig, wo im 10. und 11. Jahrhundert die Elfenbeinschnitzerei geblüht hat.

Der Bibliothekskunde endlich gehören zwei Aufsätze an:
schriftenschenkung aus dem Jahre 1443 (Johannes de
bliothek)" von Beer mit wertvollen Aufschlüssen

über die Sammlung von Handschriften, „welche der durch seine Theilnahme am Basler Concil bekannte Cardinal Johannes Stojković, nach seinem Geburtsorte Johannes de Ragusio genannt, zum Theile im Abendlande, zum Theile auf seiner Reise nach Constantinopel (1437) erworben und kurz vor seinem Tode dem Predigerconvent zu Basel vermacht hat", nach eigenen Studien B.s, der auch die betreffende Schenkungsurkunde nach einer im Staatsarchive des Cantons Basel-Stadt von ihm gefundenen „fast gleichzeitigen und augenscheinlich recht sorgfältigen Abschrift" mittheilt. Ein Verzeichnis der geschenkten Bücher fehlt, einen geringen Ersatz dafür bietet ein nicht fachmännisch abgefasstes, in einem Notizenhefte erhaltenes kurzes Inventar des Bestandes der Dominicanerbibliothek aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, das keinesfalls „bei einer Geschichte der Schenkung des Johannes de Ragusio, sowie der Baseler Handschriftenfonds unberücksichtigt bleiben" dürfe. — Für Conrad Celtis, wie nicht minder für die Geschichte der Wiener Hofbibliothek von Bedeutung ist „Ein unbekannter Brief Lochers an Celtis", den Gottlieb veröffentlicht und bespricht.

Die hier gegebene, in Anbetracht des großen Umfanges begreiflicherweise knappe Übersicht des Inhaltes der Serta, die es sich zur Aufgabe setzte, nach Möglichkeit auch — und zwar mit den eigenen Worten der Verff. — die Ergebnisse der einzelnen Abhandlungen zur Darstellung zu bringen, dürfte hinreichen, um das Gesammturtheil zu rechtfertigen, dass mit der vorliegenden Sammlung nicht nur dem gefeierten Manne ein documentum pietatis gewidmet, sondern dadurch auch die classische Alterthumswissenschaft in ihren weitverzweigten Gebieten gefördert wurde. Erwähnen wir noch die künstlerischen Beigaben, das lebensvolle Porträt des Gelehrten und die von Schneider geschmackvoll ausgewählte und von Michaleks Meisterhand nach einem griechischen Grabrelief in Grotta ferrata gezeichnete Titelvignette (ein lesender Jüngling) und an letzter Stelle, doch nicht zuletzt, die vortreffliche Ausstattung des Bandes durch die Tempsky'sche Verlagsbuchhandlung und die Holzhausen'sche Druckerei, so dürfen wir wohl sagen, dass sich der stattliche Band ähnlichen Sammelbänden würdig anreiht und dass sich seiner nicht nur der Gelehrte, mit dessen Namen er im Titel verknüpft, wie das Wissensgebiet, dem er geweiht ist, sondern nicht minder die Mitarbeiter und jene, die sich um das Zustandekommen der Sammlung besonders verdient gemacht haben, mit Recht freuen dürfen.

Wien. S. Frankfurter.

Ältere deutsche Grammatiken in Neudrucken herausgegeben von John Meier. I. Das Büchlein gleichstimmender Wörter aber ungleichs Verstandes des Hans Fabritius herausgegeben von John Meier. Straßburg, Karl J. Trübner 1895. 8°. XXXII u. 44 SS. Preis 2 Mk. III. Die deutsche Grammatik des Laurentius Albertus herausgegeben von Carl Müller-Fraureuth. Straßburg, Karl J. Trübner 1895. 8°, XXXIV u. 159 SS. Preis 5 Mk.

Das verdienstliche Unternehmen, dessen erste Publication im Jahrgange 1895 dieser Zeitschrift, S. 902 besprochen wurde, schreitet rüstig vorwärts. J. Meier erfreut uns mit der Veröffentlichung eines Fundes, den er gemacht hat. Die Schrift des Fabritius war lange Zeit verschollen, man kannte sie nur aus einer Erwähnung Gottscheds; Meier hat sie auf der Zwickauer Rathsschulbibliothek wieder entdeckt. Das Büchlein erregt vor allem deshalb unser Interesse, weil sein Verfasser in den Bahnen Ickelsamers wandelt; er hat 'die rechte weis auffs kürtzist lesen zu lernen' benützt und manches vorweggenommen, was Ickelsamer später in seiner Teutschen Grammatica gebracht hat.

In der Einleitung stellt der Herausgeber zusammen, was sich aus F.s eigenen Angaben für seine Biographie ergibt, erörtert einige Punkte seines Sprachgebrauches und vergleicht seine orthographischen und phonetischen Angaben mit denen anderer gleichartiger Schriften des 16. Jahrhunderts. Eine eingehendere Besprechung von F.s Homonymenverzeichnis behält er sich für eine besondere Abhandlung vor.

Es wäre für das Verständnis der Schrift des F. nützlich gewesen, wenn der Herausgeber einige seltsame Äußerungen seines Autors erläutert hätte. S. 17 bemerkt dieser, die westphälischen Schreiber brauchten *kw* statt *qu*. Er fährt fort '*Aber wir schreiben den buchstaben q, k; Als quitledig, Quittantz, Quecksilber, quatter, zinck.*' Was soll die Erwähnung von *k* und das Beispiel *zinck* in diesem Zusammenhang? Die auffallende Bemerkung S. 32 f., man solle nicht *staub* statt *stub(e)* schreiben, wird der Herausgeber wohl in seiner versprochenen Abhandlung erläutern, S. XXX, sagt er nur, dass F. schwäbisch *au* für mhd. *â* tadle, das passt wohl für die von F. beanstandete Schreibung *Rauth*, aber nicht für *staub*. Lieb wäre es mir gewesen, wenn S. XXXIII, Anm. 1 gesagt wäre, warum nach der Meinung des Herausgebers *schell* S. 9 richtig sein kann. Ich nehme an deshalb, weil F. möglicherweise die Ungeschicklichkeit der Stubenmaler verspotten will, die das von ihnen gewollte '*schtell*' nicht zur Ausführung bringen können. [1]) Aber den Hinweis auf *waschfaelischen* S. 5 hätte der Herausgeber unterlassen sollen; hier liegen die Dinge doch ganz anders.

Sonst hätte ich noch Folgendes zu erwähnen. S. XXXI. [illegible] Bemerkung, dass überall $v = f$ vor Vocal als berechtigt gelte,

[1]) Wahrscheinlicher ist mir jetzt, dass *sch, schell* fehlerhaft für *l* steht.

ist ungenau; vor *u* kennen es die Orthographiebücher, so weit sie sich eingehender aussprechen, ebensowenig wie der Gebrauch der Drucke. Bekanntlich ist es auch der heutigen Orthographie fremd. S. XXXII. Es wäre vielleicht zu erwähnen gewesen, dass Ickelsamer merkwürdigerweise das inlautende *g* spirantisch gesprochen hat. — Auch Kolroß bemerkt, dass im Anlaut öfters *ch* für *k* stehe, Müller, Quellenschriften S. 76. S. XXXIV. Frangks Ansicht über die Schreibungen *d, t, dt* lässt sich nicht so einfach formulieren, wie dies der Herausgeber thut. In gewissen Wörtern verlangt, wie es scheint, Frangk *dt* statt *-d*, so in *wild feld*, andererseits sind die von Frangk geforderten Schreibungen *munt, hunt* zum mindesten keine sicheren Beispiele für die von ihm angeblich gewollte Regel, dass die Bezeichnung des Auslautes sich nach dem Inlaute richten solle. S. XXXVI. Dass Kolroß und Ickelsamer sich gegen die Schreibung *ngn* wenden, ist nicht ganz richtig. Sie constatieren nur, dass *gn* wie *ngn* gesprochen werde. — S. XXI, Z. 1 v. u. ist nach 56; ‘129, Fabr. 15’ statt ‘128, Fabr. 17’ zu lesen.

Durch Müller-Fraureuths Ausgabe ist die älteste deutsche Grammatik weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden. Die Einleitung orientiert in dankenswerter Weise über das Verhältnis des Albertus zur gleichzeitigen lateinischen Grammatik. Seine Ansichten über die gegenseitigen Beziehungen der Werke von Albertus und Oelinger hat der Herausgeber an anderer Stelle (Zeitschr. f. den deutschen Unterricht, 3. Ergänzungsheft, S. 140 ff.) dargelegt.

Im Text sind mir einige Incorrectheiten aufgefallen. 1. Druckfehler: S. 24, Z. 22 ist *fine* vor *sine* zu tilgen. S. 25, Z. 7 v. u. lies *acutè* statt *acute*. S. 32, Z. 1 v. u. *succurrit* st. *succurit*. S. 44, Z. 12 lies nüţ statt nůţ.[1]) S. 99, Z. 4 lies *autem paradigmate*. S. 100, Z. 13 lies å statt ä.

Wichtiger als diese zum Theil unbedeutenden Versehen sind die folgenden, welche niemand ohne Zuziehung des Originaldruckes zu verbessern imstande ist, und die das Verständnis stören. S. 30, Z. 7 steht als fünfter unter den Diphthongen e, im Original dagegen ë. Das punktierte e wurde also ebenso als Abbreviatur für ei gebraucht wie ä für ai. S. 31, Z. 5 v. u. heißt es: *Sequitur å quae mihi valde rara videtur.* Das ist ganz unverständlich, da ja å schon vorher ausführlich behandelt worden war. Im Original steht, wie ich versichern kann, nicht å; dem Haken über dem a fehlt die e-Schlinge. Das Zeichen ist offenbar gleichwertig mit å, wofür auch das Beispiel spricht, das im Neudruck fälschlich als mägte (*uolebam*) gedruckt ist.

2. Öfters sind Druckfehler des Originals nicht verbessert worden. S. 23, Z. 6 lies *ut Hebraei* statt *et H.*, Z. 23 *imita-*

[1]) Ich bin genöthigt, hier und im Folgenden an Stelle gewisser mit Signaturen versehener Fracturlettern die entsprechenden Antiquazeichen zu gebrauchen.

hentur st. *imitabatur*. S. 25, Z. 9 *ut* st. *et*, Z. 14 *uena* st. *uera*, Z. 26 *quia* st. *qui*. S. 27, Z. 6 v. u. c *est* o *semis* st. C *est* c *semis*. S. 28, Z. 14 *nulla* st. *nullae*. S. 30, Z. 12 *superius* st. *super ius*. S. 31, Z. 8 e st. ā. S. 32, Z. 11 *ut* st. *et*, Z. 4 v. u. ördne st. ordne. S. 34, Z. 10 v. u. *et similia* war nicht cursiv zu drucken. S. 35, Z. 11 v. u. lies *ut* st. *et*. S. 45, Z. 4 verſtendigeſte st. verſtendigſte. S. 106, Z. 10 *utrumque* st. *utcunque*. Unsicher ist die Verbesserung von *perparam* S. 28, Z. 4. 5 (*perparum*?).

3. Einige Abweichungen vom Originaldruck sind in der Übersicht S. XXIX ff. nicht erwähnt.[1]) In den Wörtern Cautel, Notari S. 45, Z. 1 u. 2 v. u. fehlen im Original die Accente. S. 14, Z. 2 ist *dialectarum* stillschweigend in *dialectorum*, Z. 3 *concilorum* in *conciliorum* verbessert. Für ypſilon S. 22, Z. 3 v. u. hat der Originaldruck ypſioln, für *fundabam* S. 100, Z. 6 v. u. *fundvbam*, statt des Punktes S. 108, Z. 1 v. u. Doppelpunkt; statt wir würden, jhr würdet, die würden S. 109, Z. 7—9 und S. 110, Z. 16—18 wir wurden, jhr wurdet, die wurden. Es lag hier übrigens gar kein Grund zu einer Änderung vor. S. 119, Z. 12 v. u. ist das werdent des Originals in werdend geändert, obwohl S. 110, Z. 10 v. u. werdent belassen war. Diese Änderung ist nicht angegeben, dafür wird S. XXXII gesagt, dass werden S. 119, Z. 15 v. u. aus werdent gebessert sei, was nicht richtig ist; auch das Original hat werden.

4. Nicht immer sind die vorgenommenen Änderungen zu billigen. S. 31, Z. 16 war ůberſchlahen zu belassen; das *clarius* bezieht sich auf die Schreibung mit h, nicht auf ů statt v. Warum ist S. 67, Z. 17 v. u. *excussus* statt *excusus* geschrieben? 'prägen' heißt doch *excudere*, was soll hier *excutere*? S. 114 muthet der Herausgeber seinem Autor Ungeheuer wie Ach das ich wurde ſein werden = *utinam sim* zu. Das Original hat als Paradigma des Futurums des Optativs im Singular Ach das ich wurde, du wurdeſt, der wurde ſein, im Plural Ach das wir wurden, jhr wurdet, die wurden werden. Das ist um kein Haar anders als wenn im Futurum des Indicativs und Imperativs im Singular (ge)ſein und im Plural werden erscheint. Dort hat der Herausgeber auch den Wechsel belassen, vgl. S. 112 und 113. Albertus hat mit den Infinitiven abgewechselt, um nicht für die beiden Verba ſein und werden die Hilfszeitwörter wiederholen zu müssen. Anderes übergehe ich.

Zum Schlusse noch ein paar Worte über die Orthographie des lateinischen Textes. Der Herausgeber setzt statt ſ œ æ & immer s oe ae et. Dagegen ist nichts einzuwenden, nur hätte es ausdrücklich bemerkt werden sollen. Auch Weidling, der übrigens

---

[1]) Für die Vergleichung habe ich das Exemplar der Wiener Hof-
ek benützt. Es wäre interessant zu constatieren, ob zwischen
den Dresdener Exemplaren, die dem Neudruck zugrunde liegen,
de bestehen.

& beibehält, sagt nichts über sein Verfahren. In Überschriften, die aus lauter Majuskeln bestehen, erscheint öfters U, so S. 23, Z. 1, S. 27, Z. 7 v. u., S. 40, Z. 1 u. 2, S. 42, Z. 9. Dadurch entsteht der Schein, als ob im Original als Majuskel zu *u* nicht nur V, sondern auch U vorkäme. In Wahrheit ist aber U im Neudruck nur dort angewandt worden, wo das Original überhaupt keine Majuskel hat. Übrigens hat der Herausgeber seinen Missgriff offenbar selbst eingesehen; in den späteren Theilen des Buches setzt er, wo er abweichend vom Original Majuskeln braucht, V, d. h. die Buchstabenform, die das Original bei Anwendung der Majuskel gesetzt haben würde, vgl. S. 137, Z. 3, S. 140, Z. 16, S. 149, Z. 1, S. 150, Z. 1.

Ich erwähne diese Dinge deshalb, weil doch wohl einer oder der andere die Neudrucke auch zu Studien über die lateinische Orthographie des 16. Jahrhunderts könnte verwenden wollen. Soll aber auf diese Leser keine Rücksicht genommen werden, so hätte noch ein weiterer Schritt gethan und eine vernünftige Interpunction durchgeführt werden können. Ich weiß freilich nicht, ob der Herausgeber in diesem Punkte aus Princip so conservativ geblieben ist; im Verzeichnis der Druckfehlerverbesserungen finde ich auch einmal die Setzung eines Punktes statt eines Kommas, ein anderesmal die entgegengesetzte Änderung angemerkt. Wie dem auch sei, das Verständnis wird durch die angewandte Interpunction sehr erschwert. Ich führe ein paar der crassesten Beispiele an. S. 30, Z. 9—7 v. u. Reperitur (sc. å) in primitiuis ..... et tunc per se consistit nec nascitur, ex litera a... S. 42, Z. 6—1 v. u. Interdum ... orationis numerus ... postulat, ut vocabula non tantum regulariter et perfecte pronuncientur. Sed vltra regularitatem saepe dilatentur, eaque vocum diminutio et augmentatio, per subiectas Graecis et Latinis vsitatas figuras contingit. S. 46, Z. 9—12. Velut autem tabulis et lapidibus antequam construantur, emblemata varia, et vermiculata opera inciduntur. Sic quoque Etymologia ...

Wien. M. H. Jellinek.

Dr. J. Schipper, Der Bacon-Bacillus. Zur Beleuchtung des Shakspere-Bacon-Unsinns älteren und neueren Datums. Nebst einer kurzen, die wichtigsten historischen Zeugnisse für die Autorschaft des Dichters enthaltenden Biographie Shaksperes. Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller 1896. 8°, VIII u. 89 SS. Preis 1 Mk.

Seit den Fünfzigerjahren ist wiederholt, zunächst in Amerika, dann namentlich in Deutschland, die Behauptung aufgestellt worden, dass die unter dem Namen Shakespeares überlieferten Dramen nicht von ihm geschrieben sein können, sondern von niemand anderem, als dem großen Philosophen und Staatsmanne Bacon; der Schauspieler und Bühnenpraktiker Shakespeare sei nur sein Strohmann gewesen, da Bacon Gründe hatte, seine Autorschaft zu verheimlichen.

Dieser Meinung ist von fachmännischer Seite, d. h. von Seite derjenigen, die das Studium Shakespeares und seiner Zeit nach der sonst üblichen historisch-kritischen Methode treiben, im Anfange kaum entgegengetreten worden. Ganz begreiflich: wer sich in ehrlicher wissenschaftlicher Arbeit abmüht, dem scheint es Zeitverschwendung, auf Ausführungen einzugehen, welche alles historischen Sinnes, ja aller Logik entbehren, die mit einem Worte nicht ernst zu nehmen sind. Da nun die mit dem Material nicht genügend vertrauten Referenten der Tagespresse vielfach eine unsichere Haltung einnahmen, ja manchmal sogar von dem Sensationellen der neuen Lehre sich bestechen ließen, verbreitete sich in der gebildeten Laienwelt vielfach die Meinung, dass 'doch etwas daran sein müsse'. Es war daher hohe Zeit, dass Fachleute ihre Stimme gegen diese Verkehrtheiten erheben würden, wie in den letzten Jahren mehrfach geschehen ist.

Einer der rührigsten Vorkämpfer in dieser Richtung ist der verehrte Vertreter des Faches an der Wiener Universität, Prof. Schipper. Bereits im Jahre 1889 ließ er, nach mehreren Veröffentlichungen in der Tagespresse, ein Büchlein 'Zur Kritik der Shakspere-Bacon-Frage' erscheinen, in welchem er die Haupterscheinungen der sogenannten Bacon-Literatur einer vernichtenden Kritik unterzog und die Haltlosigkeit ihrer Argumentation jedem Unbefangenen klar machte. Nicht nur die angeblichen Gründe gegen Shakespeares und für Bacons Verfasserschaft sind hier widerlegt, sondern Sch. hat auch überzeugend dargethan, dass Bacon der Verfasser dieser Dramen gar nicht gewesen sein k ö n n e, schon deswegen nicht, weil er, wie einige Verse von ihm lehren, dichterischer Veranlagung völlig entbehrte.

Schriften wie diese haben freilich auf die Vertreter der neuen Lehre keine Wirkung geübt. Denn es ist ihre Eigenthümlichkeit, gegen Gründe von der anderen Seite einfach unzugänglich zu sein und alles was nicht in ihren Gedankengang passt, unberücksichtigt zu lassen. So hat denn der 'Bacon-Bacillus', wie Sch. sich treffend ausdrückt, weitergewuchert und in den letzten Jahren auch einen Mann ergriffen, der sich bisher durch humoristische Lieder in der Leipziger Mundart einen nicht unbedeutenden und wohlverdienten Ruf erworben hatte: Edwin Bormann. In seinem 'Shakespeare-Geheimnis' (1894) trat er an die Sache von einer in der That ganz neuen Seite heran: er suchte nämlich nachzuweisen, dass in den uns überlieferten Dramen die Ergebnisse von Bacons naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien in parabolischer Form niedergelegt seien, woraus also die Autorschaft Bacons unwiderleglich hervorgehe. Weitergeführt und ergänzt wurden diese Gedanken in zwei weiteren Schriften: 'Der Anecdotenschatz Bacon-Shakespeares' (1895) und 'Neue Shakespeare-Enthüllungen' (1895). Der Widerlegung dieser Bücher ist die vorliegende Schrift Schippers gewidmet.

Im ersten Capitel werden die Wurzeln der Baconkrankheit aufgezeigt. Früh sind Zweifel an der Echtheit gewisser Theile der Shakespeare'schen Dramen laut geworden, in manchen Fällen mit Recht; andererseits ist man in der Verherrlichung dieser allerdings ganz einzigen Kunstwerke manchmal so weit gegangen, dass es aussah, als ob ihr Verfasser auch die höchsten Stufen wissenschaftlicher Bildung erklommen haben müsse — was ein großer Irrthum ist. Ein weiterer Schritt auf dieser falschen Bahn — er wurde von einer excentrischen Amerikanerin gethan — ergab die Bacon-Hypothese. Im zweiten und dritten Capitel liefert hierauf Schipper eine eingehende Kritik der Bormann'schen Schriften und legt ebenso überzeugend als unterhaltend die wunderlichen geistigen Luftsprünge und die herrliche unfreiwillige Komik dar, deren sie voll sind. Der letzte Abschnitt stellt in übersichtlicher Weise das historische Material für Shakespeares Leben und namentlich die Verfasserschaft seiner Dramen zusammen, so dass der Leser selbst die Waffen in die Hand bekommt, um die Bacon-Schwärmer zu widerlegen.

Die Lectüre dieser Schrift wie ihrer Vorgängerin sei jedem, der sich über diese Frage ein Urtheil bilden will, dringend empfohlen. Wer Zweifel hat, aber doch noch Unbefangenheit genug, um historischen Zeugnissen und ihrer Verwertung irgend einen Wert beizumessen, der wird von seinen Zweifeln befreit werden. Hervorgehoben sei auch noch, dass diese Schriften keineswegs im trockenen Ton einer gelehrten Abhandlung, sondern im leichtflüssigen, ansprechenden Stile des literarischen Essays geschrieben und mit ebensoviel Vergnügen als Nutzen zu lesen sind. Namentlich ist auch die humoristische Seite der Sache sehr ergötzlich zur Anschauung gebracht; ganz köstlich ist die Parodie der Bacon-Bewegung, die Aufdeckung der wahren Autorschaft der Werke Anzengrubers (S. 40).

Englische Lexikographie.

Ed. Muret, Prof. Dr., Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Große Ausgabe. Lief. 4—20. S. 305—2008 (*Brahminy—soorma*). Berlin. Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. Preis einer Lieferung 1 Mk. 50 Pf.

Christof Fr. Griebs Englisch-deutsches und Deutsch-englisches Wörterbuch. 10. Aufl. Mit besonderer Rücksicht auf Aussprache und Etymologie neu bearbeitet und vermehrt von Dr. Arnold Schröer, a. o. Professor der englischen Philologie an der Universität Freiburg i. B. Stuttgart, Paul Neff 1894 ff. Heft 4—16, S. 163—800 (*Canvasser—Promise*). Preis eines Heftes 50 Pf.

Flügel-Schmidt-Tanger, Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache für Hand- und Schulgebrauch. In zwei Bänden. Erster Band: Englisch-Deutsch. Zweiter Band: Deutsch-Englisch. Braunschweig, Georg Westermann 1896. X u. 968 SS.; IX u. 1006 SS. Preis geb. 13 Mk.

Murets großes Werk, über dessen erste Hefte wir die Leser dieser Zeitschrift bereits unterrichtet haben (Bd. 43, S. 524 ff.), ist in den letzten Jahren rüstig vorgeschritten. Es ist ein weit angelegtes Werk, das ungeheuere Massen von Material unter einem Alphabete vereinigt. Nach seiner Vollendung wird es entschieden das reichhaltigste englisch-deutsche Wörterbuch sein und den Gebrauch mancher Special-Glossare überflüssig machen. Ein Nachschlagewerk ersten Ranges wird es in keiner Bibliothek fehlen dürfen. Freilich geht es auch über die ursprünglich in Aussicht genommenen Dimensionen hinaus. 20 Hefte sollten den englisch-deutschen Theil bilden; statt dessen umfassen sie nur den Wortschatz bis *soorma*, also ungefähr drei Viertel des ganzen; darnach dürfte der englisch-deutsche Theil auf etwa 27 Hefte (von ungefähr 2700 Seiten) anwachsen. Es war daher sehr angemessen, mit dem Buchstaben K (zwölfte Lieferung) die erste Hälfte dieses Theiles abzuschließen, so dass er in zwei Halbbände zerfallen wird, die getrennt gebunden werden können.[1])

Welch hervorragende Stellung Schröers Neubearbeitung von Griebs Wörterbuch in der neueren englischen Lexikographie einnimmt, ließen schon die drei ersten Hefte erkennen, über welche wir Bd. 45, S. 636 ds. Zts. berichtet haben. Nunmehr liegen ungefähr zwei Drittel des englisch-deutschen Theiles vor, und was wir damals Günstiges sagen konnten, hat sich in den weiteren Theilen des Werkes durchaus bestätigt. Bei dem knapp bemessenen Raum müssen wir es uns versagen, seine Vorzüge an einigen Beispielen darzuthun. Doch sei darauf verwiesen, dass es in einer Fachzeitschrift (Anglia, Beibl. VI 9 ff., 75 ff., 327 ff.) von Prof. Ellinger in Troppau einer eingehenden Prüfung unterzogen wurde, welche seine Verdienste in helles Licht rückt. Namentlich wurde ausführlich dargethan, in welcher Weise die Auswahl und Sichtung des Wortmaterials erfolgte, wie mancherlei veraltete und dialectische Ausdrücke aus dem alten Grieb beseitigt wurden und dafür eine Reihe von modernen Neubildungen, aber auch alterthümliche Wörter, die bei Spenser und Shakespeare vorkommen und im alten Grieb fehlten, Aufnahme fanden. Diese Verschiebungen sind von einem Umfang und bedeuten einen Aufwand von Zeit und Mühe, von dem sich der Fernerstehende keine Vorstellung macht, und gerade sie sind es, welche das Werk für die Bedürfnisse der Ge-

[1]) Inzwischen ist die 21. Lieferung (*soorock—subsequence*) erschienen, auf deren Umschlag die Verlagsbuchhandlung einige Mittheilungen über den Fortgang des Werkes macht. Darnach wird der erste Theil ungefähr 2500 Seiten umfassen und voraussichtlich im Juli 1897 zum Abschluss gelangen. Von Januar 1897 an soll der zweite, deutsch-englische Theil erscheinen, der gleichfalls auf ungefähr 2500 Seiten berechnet ist und im Jahre 1900 vollendet vorliegen dürfte. Außerdem soll ein Auszug aus dem Werke in zwei Bänden von je 800 Seiten als Hand- und Schulausgabe ausgegeben werden, und zwar der erste Theil im Juli 1897, der zweite Ende 1898 (Preis geh. 6 Mk., geb. 7 Mk. 50 Pf.).

bildeten, wie für die der Schule besonders geeignet macht. Ebenso hat Ellinger an Beispielen gezeigt, wie die etymologischen Angaben gegenüber den früheren Auflagen verbessert sind und zu einer richtigeren Anordnung der Bedeutung führen. Von besonderer Wichtigkeit ist ferner die hier streng geübte Kritik der Bedeutungsansätze an der Hand der Belege; wie sehr in dieser Beziehung auch sonst gute Werke mangelhaft sind und wie viel dem wissenschaftlichen Lexikographen in dieser Richtung trotz so vieler Vorarbeiten noch zu thun bleibt, hat Schröer selbst gezeigt (Die neueren Sprachen II 204 ff.; vgl. auch Englische Studien 23, 179 ff.). So erweist sich denn dieses Werk in jeder Beziehung wohl durchdacht, durchaus zuverlässig und in wissenschaftlichem Geist gehalten: es wird nach seiner Vollendung unbedingt die erste Stelle unter den Hand- und Schulwörterbüchern einnehmen.

Ähnliche Zwecke wie Grieb-Schröer verfolgt das soeben erschienene Wörterbuch von Flügel-Schmidt-Tanger und fordert daher zu einem Vergleich mit jenem heraus. Es ist, wie uns die Vorrede sagt, nicht einfach ein Auszug aus dem großen Werke Flügels, sondern an dieses nur ebenso angelehnt, wie alle anderen vorhandenen Hilfsmittel benutzt wurden. Sein Umfang ist geringer als der Grieb-Schröers; die Seitenzahlen in entsprechenden Abschnitten verhalten sich ungefähr wie 3 : 4, wobei jedoch das etwas größere Format der Seite bei F.-Sch.-T. zu berücksichtigen ist. Nach einigen Stichproben zu urtheilen dürfte die Zahl der Artikel größer sein als bei Schröer; namentlich sind auch viele Eigennamen aufgenommen. Innerhalb der Artikel ist aber dieser öfters ausführlicher, sei es, dass die Bedeutungsangaben genauer sind (vgl. z. B. *prolong*), oder dass mehr Phraseologisches geboten wird (z. B. bei *dab*). Etymologien geben F.-Sch.-T. nicht, in der Anordnung der Bedeutungen gehen sie rein praktisch von dem heutigen Hauptbegriffe aus, an welchen sie die anderen in 'möglichst natürlicher Reihenfolge' angliedern. Bei der historischen Anordnung Schröers (im Anschlusse an die Etymologie) kommt es ja manchmal vor, dass an der Spitze nicht die moderne Hauptbedeutung, sondern eine heute veraltete steht (die natürlich als solche bezeichnet ist). Es wird nicht zu leugnen sein, dass ein eiliger oder oberflächlicher Benutzer mit F.-Sch.-T. in manchen Fällen schneller zu der gerade benöthigten Übersetzung gelangen dürfte. Aber wer die Sprache mit Verständnis studiert, wird mit Schröer viel tiefer in den Sprachgeist eindringen und nach einiger Zeit viel mehr an Bedeutungen gelernt haben, weil sie bei ihm in ihrem thatsächlichen, d. h. in ihrem historischen Zusammenhange vorgeführt werden und der Lernende sie nicht einzeln, sondern in organisch zusammenhängenden Reihen aufnimmt. Für die Schule, in der ja der Sprachunterricht ein Bildungsmittel sein soll, kommt das sehr in Betracht. Schröer ist unzweifelhaft viel wissenschaftlicher, F.-Sch.-T. praktischer im gewöhnlichen Sinne angelegt. Aber in diesem Falle, wie auch sonst

gewöhnlich, erweist sich das Wissenschaftliche als das im höheren Sinne Praktischere.

In der Aussprachebezeichnung haben sich die Verff. dem Verfahren im großen Flügel'schen Werke angeschlossen, also zu diakritischen Zeichen über und unter den gewöhnlichen Schriftzeichen, und zwar im Wesentlichen denselben wie im großen Werke, ihre Zuflucht genommen. Ich kann ihren Gründen nicht zustimmen. Dass die vielen Punkte, Häkchen und Strichelchen leichter zu behalten sind, als ein einfaches Transcriptionssystem, wie z. B. das Schröers, glaube ich nicht. Letzterer verwendet außer den fünf herkömmlichen Vocalzeichen noch *æ* und *ə*, ferner den Längestrich und bildet aus diesen einfachen Elementen 19 verschiedene Bezeichnungen für vocalische Laute. F.-Sch.-T. differenzieren die üblichen Schreibungen dieser Laute zu 48 verschiedenen Zeichen. Das sind doch sprechende Zahlen. Das Bemühen ferner, 'das sichere Missfallen der zahlreichen Gegner von „Phonetik und Lautschrift in der Schule" zu vermeiden', sollte wahrhaftig nicht in einer solchen Frage einspielen, und die preußische Vorschrift, welche Lautschrift in Schulbüchern untersagt, kann doch sinngemäß nicht auf die Transcriptionen eines Wörterbuches Anwendung finden.

Wie dem auch sei: die gewählte Bezeichnungsweise hat m. E. gewisse Nachtheile, welche bei Transcription nicht vorhanden wären. In manchen Fällen legt das Schriftbild eine falsche Aussprache nahe und das Bezeichnungssystem arbeitet ihr nicht entgegen. Das *s* zwischen Vocalen wird in so zahlreichen Fällen stimmhaft gesprochen, dass der Lernende Wörter wie *case*, *base* auch mit stimmhaftem *s* zu sprechen geneigt ist. Nun bezeichnen freilich F.-Sch.-T. diesen Laut durch einen untergesetzten Punkt, der hier natürlich fehlt; wird aber der Lernende beachten, dass hier kein Punkt steht? Unter zehn vielleicht einer. Dass der Benützer auch aus der Abwesenheit gewisser Zeichen — noch dazu so kleiner und leicht übersehbarer — Schlüsse ziehen muss, das ist nicht praktisch und nicht pädagogisch. Bei einer durchlaufenden Transcription hat jeder Buchstabe seinen festen Wert und die richtige Aussprache ergibt sich ganz mechanisch. Übrigens sehen sich die Verff. in nicht wenigen Fällen doch auch veranlasst, zu einer Transcription zu greifen, nicht bloß bei einem Unicum an verkehrter Schreibung wie *gaol*, sondern auch bei *gauge*, *fair*, *demy*, *failure*, *neighbour*, *pavilion*, *peaked*, *quantity* usw., was doch die Unzulänglichkeit ihrer Bezeichnungsweise deutlich darthut.

Dazu nun kommt, dass wir nur die Weiterbildung des Worcester'schen Systems vor uns haben, das, wie alle älteren orthoëpistischen Systeme, der heute üblichen Lautung nicht mehr gerecht wird. Es ist ja versucht worden, es den geänderten Verhältnissen anzupassen, aber dieser Versuch ist nicht völlig gelungen. Der Vocal von *more* wird als *ō* bezeichnet; da nun als 'key-word' für *ō* in der Einleitung *note* angegeben ist, wird durch diese Bezeichnung

die Aussprache *mōur* gelehrt! Der Fehler rührt daher, dass Worcester wie alle älteren Orthoëpisten den Lautstand zu Beginn dieses Jahrhunderts darstellt, wo die Vocale von *note* und *more* wirklich noch gleich waren. Die Verff. betonen, dass sie nicht alle Feinheiten der Aussprache andeuten wollen, und in der That wird man nichts dagegen haben, wenn sie in *mete* und *mere* das gleiche Zeichen (*ē*) bieten; aber der Unterschied in *note* und *more* ist viel bedeutender und die ganz entsprechende Scheidung bei den *e*-Lauten, die zwischen den Vocalen von *fate* und *fare*, wird doch auch von ihnen gelehrt. Da würde es schon die Consequenz erfordern, dass sie auch jene zwei *o* auseinanderhielten. Sie mögen nicht etwa darauf verweisen, dass sie in solchen Fällen als eine berechtigte Variante den Laut von *nor* angeben: das ist etwas anderes. Die Vocale von *note* und *more* werden auch von denjenigen geschieden, welche die von *more* und *nor* noch trennen, z. B. von Murray im N. E. D. Wir sehen hier also denselben Mangel wie im Toussaint-Langenscheidt'schen Systeme (vgl. Bd. 43, S. 526), und er ist in beiden Fällen dadurch veranlasst, dass die Grundlagen der Bezeichnungsweise veraltet sind. Das Worcester'sche System hat zudem noch den Nachtheil, dass es für die Laute von *far* und *nor* die Zeichen *ä* und *ö* verwendet, die Deutsche so leicht irreführen. Das ist ja ein schon oft gerügter Übelstand.

Von diesen Mängeln abgesehen, macht aber das Werk den Eindruck einer tüchtigen, mit Fleiß und Sorgfalt ausgeführten Arbeit und wird sich wohl recht nützlich erweisen. Seine äußere Ausstattung ist vorzüglich: in Bezug auf Papier und Druck übertrifft es bei weitem das große Werk Flügels und dabei ist der Preis erstaunlich niedrig.

Graz. Karl Luick.

Geschichte Siciliens. Von Edward Freemann. Deutsche Ausgabe von Bernhard Lupus. Erster Band. Die Urbevölkerung. Die phönikischen und griechischen Ansiedlungen. Mit dem Bildnisse des Verf.s und fünf Karten. Leipzig, Teubner 1895. 8°, 564 SS.

Geschichte Siciliens unter den Phönikern, Griechen und Römern. Von Edward A. Freemann. Aus dem Englischen übersetzt, mit einer die Beschreibung der Münzen enthaltenden Beigabe von Jos. Rohrmoser. Mit in den Text gedruckten Figuren und einer Karte von Sicilien. Leipzig, Engelmann 1895. 8°, 420 SS.

Freemanns grundlegende Untersuchungen auf dem Gebiete des Alterthums stehen immer in einem innigen Zusammenhange mit historischen Problemen, die ihm die Gegenwart oder die Heimat an die Hand gegeben haben. So ist seine history of federal government nicht bloß eine Geschichte der griechischen Bundesverfassungen, sondern zugleich eine Untersuchung über die Bedingungen der Bundesverfassungen überhaupt. Es war daher dem

Verf. der Geschichte der Normanneneroberung Englands ein willkommenes Unternehmen, auch die normannischen Kämpfe auf Sicilien zu schildern und sie in Beziehung zur englischen Geschichte zu setzen, zugleich aber auch rückscheitend die älteste Geschichte Siciliens und ihre welthistorische Stellung darzulegen. Er beschloss, eine Geschichte der Insel von den ältesten Zeiten bis zum Tode Friedrichs des Zweiten zu schreiben. Im Angesichte der Stätten selbst, die der Schauplatz der Geschichte gewesen sind, begann er sein Werk, das ihm jedoch nicht zu vollenden beschieden war. Er hat nur die Geschichte Siciliens bis zur Einrichtung der römischen Provinz fertiggestellt und einen Theil aus der Zeit der Normannenherrschaft niedergeschrieben. Dieses Werk in deutsche Sprache zu übertragen, in dasselbe die eigenhändigen Zusätze des Verf.s zu verarbeiten und die Nachweise zu berichtigen und zu vervollständigen, ist der verdiente Übersetzer der Cavallari-Holmschen Topographie von Syrakus der geeignetste Mann. Der erste Band seiner Übersetzung, der nun vorliegt, umfasst außer der Einleitung der Geographie und Ethnographie Siciliens die phönicischen Ansiedlungen und namentlich die Begründung der karthagischen Macht und die griechischen Colonien. Die weiteren Bände werden demnach die Geschichte Siciliens vom ersten Drittel des 6. Jahrhunderts bis 241 enthalten. Die Übersetzung liest sich glatt und gut, die bessernde Hand des Übersetzers im Nachtragen der Literatur ist überall zu bemerken. Aus dem Werke selbst weht etwas vom Geiste Grotes. Lehrreich sind auch die Anhänge, die einzelne Fragen in monographischer Darstellung behandeln. Die Übersetzung dieses hervorragenden Werkes darf als ein glücklicher Versuch bezeichnet werden, die Forschungen des englischen Gelehrten dem deutschen Publicum näher zu bringen.

Neben dieser großen, für Forscher bestimmten Geschichte Siciliens hatte Freemann auch eine kurze Darstellung für eine Sammlung verfasst. Sie reicht bis zur Eroberung durch Cäsar und behandelt die Folgezeit nur im allerflüchtigsten Überblicke. Diese mit voller Beherrschung des Stoffes geschriebene populäre Darstellung namentlich im Hinblick auf die studierende Jugend deutsch wiedergegeben zu haben, ist ein unbestreitbares Verdienst des Übersetzers, der dem österreichischen Lehrerstande angehörte. Er hat sich seiner Aufgabe mit großem Geschick entledigt und durch den Anhang, der die Beschreibung der sicilianischen Münztypen, soweit sie in dem Werke selbst behandelt werden, bietet, den löblichen Bestrebungen, monumentale und künstlerische Überreste aus dem Alterthum Lehrern wie Schülern zugänglich zu machen, einen wesentlichen Dienst geleistet, der ihm durch die Zuvorkommenheit Ad. Holms ermöglicht wurde. Die reichen Abbildungen erhöhen die Brauchbarkeit und Nützlichkeit des Buches, das namentlich unseren Schulbibliotheken wärmstens empfohlen sei.

Wien. E. Szanto.

Summa cancellariae (cancellaria Caroli IV.). Formulář král. kanceláře české XIV. století (Ein Formular der kgl. böhm. Kanzlei des XIV. Jahrhunderts) z různých rukopisův k vydání upravil Ferdinand Tadra, v Praze 1895. Nákladem české akad. pro vědy, slovnost a umění (Historický archiv česk. akad. číslo 6).

Mit der Ausgabe der cancellaria Caroli, aus der man sich die wichtigeren Stücke zumeist aus älteren Werken zusammensuchen musste, so bald man des ganzen Wortlautes einer Urkunde bedurfte, ist der Herausgeber einem lange gefühlten Bedürfnisse entgegengekommen. Er war zur Herausgabe übrigens auch vor anderen berufen, da er nicht bloß mehrfach Formelsammlungen aus dieser Zeit veröffentlicht, sondern auch eine vollkommene Zusammenstellung des gesammelten Materials geliefert und eine förmliche Geschichte der kgl. Kanzlei und der Kanzleiverhältnisse in Böhmen in der lützelburgischen Zeit im allgemeinen gegeben hat. Wenn die vorliegende Arbeit dennoch nicht in allen Theilen den berechtigten Wünschen entspricht, die an eine akademische Publication gestellt zu werden pflegen, so liegt das in Gründen, die ich am Schlusse besprechen werde.

Der Herausgeber spricht zuerst über die handschriftliche Überlieferung des Textes. In Betracht zieht er 16 Handschriften: 1. Die Handschrift im Prager Domcapitelarchiv I, XXVI (Kap.) aus dem Jahre 1387; 2. die Handschrift der Prager Univ.-Bibl. XIII, D 6, geschrieben 1404 (Ua); 3. der Prager Univ.-Bibl. XIV, G 4 aus dem XV. Jhdt. (Ub); 4. der Prager Univ.-Bibl. VIII, A 19 aus dem Ende des XIV. Jhdts. (Uc); 5. der Bibliothek des Klosters Raigern Nr. 358 (Rajhr), die mit Ua im ganzen und großen übereinstimmt; 6. der Wiener Hofbibliothek Nr. 3372 aus dem XV. Jhdt. (Vid.); 7. der f.-bisch. Bibliothek in Klagenfurt XXXI b, 12 aus dem XIV. Jhdt. (Cel.); 8. des Landesarchivs in Brünn Nr. 12254; 9. der Univ.-Bibl. in Leipzig aus dem Ende des XIV. Jhdts. (Lu); 10. der Stadtbibliothek daselbst (Lm); 11. der Bibliothek in Wolfenbüttel, Helmstedt. Cod. 441 (Ha); 12. ebendaselbst Cod. 362 (Hb); 13. der Univ.-Bibl. Breslau (Vrat.); 14. des Staatsarchivs in Koblenz (Kais. Formelb. G. 27) aus dem Ende des XIV. Jhdts.; 15. der Bibliothek in Quedlinburg, Cod. 107, und 16. der Milich'schen Bibliothek in Görlitz. In Betracht werden 17. auch die Formulare Johanns von Gelnhausen gezogen.

Im zweiten Abschnitt der Einleitung wird erörtert, von wem und wo die Sammlung zusammengestellt wurde. Auf die Verhältnisse Johanns von Neumarkt wird bei der Erörterung dieser Frage näher eingegangen. Im dritten und vierten behandelt der Herausgeber das Verhältnis der Handschriften und der verschiedenen Redactionen zueinander, im fünften die Grundsätze, auf denen die Ausgabe beruht. Wie reich der Inhalt ist, sieht man aus der Zusammenstellung S. XXXV—XXXVIII. Da werden die Schreiben aufgezählt, die von Johann von Neumarkt ausgegangen sind, Briefe

und Urkunden Karls IV. und Schreiben anderer Personen. Der Kanzler correspondiert mit dem Kaiser, dem Papst, dem König von Polen, den Erzbischöfen von Magdeburg und Prag, dem Markgrafen von Mähren, mit einzelnen Cardinälen usw. Ebenso finden sich Briefe Karls IV. an hervorragende Zeitgenossen, an gekrönte Häupter und kleinere Machthaber. Reich ist die Anzahl der Urkunden; den einzelnen Stücken ist ein kritischer und sachlicher Commentar beigegeben. Letzterer enthält die Angabe etwaiger älterer Drucke oder, was besonders dankenswert ist, chronologische Bestimmungen. Im sachlichen Commentar hätte etwas mehr gegeben werden können; der ist allzu dürftig. Was derjenige, der sich mit dem kritischen Theile zu beschäftigen hat, am meisten vermisst, ist das Incipit der einzelnen Nummern, die im Register in alphabetischer Reihenfolge anzubringen waren und welche die einzig mögliche Concordanz der einzelnen Redactionen bilden können. Wenn heute jemand, wie dies dem Ref. geschehen ist, auf eine hier nicht berücksichtigte Handschrift der Cancellaria stößt, so hat er selbst sich mühsam aus den Incipit die Concordanz erst herzustellen. Ob nicht bei einzelnen Stücken ein reicherer Variantenapparat beizugeben war, wage ich nach den wenigen Stichproben, die ich gemacht habe, nicht zu entscheiden. Im allgemeinen ist ja zu wünschen, dass sich der Variantenwust nicht allzusehr anhäuft. Bei Werken, die in ausgezeichneter Überlieferung vorhanden sind, wird man leicht auf die Anführung aller Schreibfehler schlechter Handschriften verzichten können; wenn aber, wie dies hier der Fall ist (S. 86, Z. 16 v. u.) eine Handschrift plena autoritate statt plenam hat, so wäre das wohl zu bemerken gewesen. Ich will, um nicht ungerecht zu sein, hinzufügen, dass vielleicht keine der von dem Herausgeber benützten Handschriften diese Variante hat. Ich finde sie aber, allerdings fehlerhaft, in einer, die dem Herausgeber nicht zu Gesicht gekommen ist. Mir scheint, wenn mich eine vor 18 Jahren genommene, etwas schadhaft gewordene Copie nicht täuscht, daselbst auch Z. 8 v. u. commixtioni statt commixtionis stehen zu sollen. Das sind indes ziemlich bedeutungslose Ausstellungen und Wünsche, denen keine besondere Bedeutung beizumessen ist: die Hauptsache ist doch, dass die Cancellaria einmal, was oft gewünscht wurde, in ihrer Vollständigkeit vorliegt. Doch wäre allerdings sehr zu wünschen gewesen, dass der Herausgeber, was seine erste Pflicht gewesen wäre, in der Herbeiziehung des handschriftlichen Materials mehr Geschick an den Tag gelegt hätte.

Es ist in hohem Grade bedauerlich, dass man genau so wie seinerzeit bei Emlers Ausgabe der Vita Caroli auf Handschriften stoßen muss, die dem Herausgeber unbekannt geblieben sind. Ich will mich hier gar nicht auf die Frage einlassen, ob durch die Kenntnis dieser Handschriften die vorliegende Ausgabe ein anderes Gesicht erhalten hätte oder nicht. Man darf aber, wenn eine Akademie sich schon bereit erklärt, ein so wichtiges Werk der

Vergangenheit im Druck neu aufleben zu lassen und hiebei ja begreiflich auch hohe Kosten nicht spart, verlangen, dass das handschriftliche Material, so weit es zu erreichen ist, vollständig herbeigezogen wird. Schon der Herausgeber selbst hat in den Schriften der böhm. Akademie eine unbenutzte Handschrift des Klosters Schlägl in Oberösterreich nachgetragen. Nun sagt er in einer Note: Prof. Loserth habe eben (während des Druckes) eine Handschrift der Cancellaria gefunden, deren Bearbeitung er sich vorbehält. Hier ist der Hauptsatz ebenso unrichtig als der Nebensatz. Weder habe ich die Handschrift gefunden, noch die Absicht gehegt, sie zu edieren. Hätte ich die Cancellaria edieren wollen, so wäre das schon vor 20 Jahren geschehen, dann würde ich aber außer diesen genannten noch eine dritte Handschrift nicht außeracht gelassen haben, die dem Herausgeber auch heute noch unbekannt ist. Mit der Handschrift, die ich gefunden haben soll, ist der Cod. I, 1055 der Grazer Univ.-Bibliothek gemeint, den ich vor zwei Jahren, wie viele andere Codd., daselbst untersuchte und aus dem ich im vorigen Jahre in den Übungen meines Seminars ein und das andere Stück verwendete. Wenn der Verf. an einer Edition der Cancellaria arbeitete, so war es, meine ich, seine Pflicht, sich an mich zu wenden, um den richtigen Sachverhalt zu erfahren. Es ist meine Gewohnheit nicht, mich auf einen Codex zu setzen, der in anderer Händen der Wissenschaft größere Dienste leisten kann, ich würde — und zumal dem Beamten einer Bibliothek, der ich viel Dank schulde — auch gerne so weit entgegengekommen sein, dass ich ihm den anderen Codex genannt hätte. Aber der Herausgeber hatte gar nicht noth, sich an mich zu wenden; denn der Grazer Codex ist längst so beschrieben, dass ein Irrthum ausgeschlossen ist, und zwar von Zahn im 1. Jahrgange der Beiträge zur Kunde steierm. Geschichtsquellen S. 25. Dort liest man: „Fol. 17ª Sammlung von Mustern mit Index; wirkliche Briefe und Urkunden aus der Kanzlei Karls IV.“ J. v. Zahn gibt, damit kein Zweifel übrig bleibt, noch an: „Vgl. J. W. Hofmann: Sammlung ungedruckter Urkunden, Halle 1737, wegen des darin enthaltenen Formelbuches Joh. v. Geylnhusen, dann Th. Neumann: Formelbuch Karls IV., Görlitz 1846.“ Damit ist doch alles gesagt.

Ebensowenig durfte sich der Herausgeber die zweite Handschrift entgehen lassen: sie findet sich im Stifte Melk. Zunächst hätte schon die Notiz im VI. Bande des Archivs für ält. deutsche Geschichtskunde S. 193 (G 3, chart. in 4. Caroli IV. epistolae etc.), dann ebenda Bd. 10, 602 (G 3, Formelbuch aus der Zeit Karls IV., Wenzels II., Sigmunds) den Herausgeber stutzig machen müssen. Ich selbst hatte diese ‘Carolina’, wie sie in Melk bezeichnenderweise genannt wird, einmal entlehnt; das ist nun 18 Jahre her, und bei meiner Übersiedlung sind mir die Auszüge, die ich daraus genommen, verloren gegangen, zum Glück ist mir eine Nummer

erhalten geblieben, das ist jene, die in der vorliegenden Ausgabe unter Nr. 124 abgedruckt ist und im Melker Codex den Titel führt: Postestas legitimandi certas personas.

Alle diese drei Handschriften waren, wie man zugeben wird, leicht zu erreichen. Wenn sich nun noch einige in den Klöstern und Stiften Österreichs dazu finden sollten, wird sich die böhmische Akademie bereit finden, eine verbesserte Ausgabe zu veranstalten? Aus einem ganz in der Sache liegenden Grunde waren alle Handschriften einzusehen: man zieht aus ihrer Verbreitung unter Umständen wichtige Schlüsse, und deswegen wäre bei dem deutschen oder halbdeutschen Stücke Nr. 21 eine genaue Angabe der Varianten erwünscht gewesen; speciell diese Nummer hat in Graz an einigen Stellen auch einen besseren Text. Das ganze Stück hätte eines ausführlichen Commentars bedurft; denn welcher Leser wird aus folgender Stelle etwas machen können: wenne dring dich nicht Eberleins schuche cze hilfe nimt und wegmuet (offenbar ein Schreib- oder Lesefehler = weginnet) von mayster Thomas suchen czureden, tunc mentes audiencium varii risus aurora serenant (sic; es muss wie in der Grazer Hs. serenat lauten, denn aurora ist Subject) ....? Wenn der Herausgeber diese Stelle versteht, dann muss er in einer Note den Sinn wiedergeben; wenn er sie nicht versteht, muss es auch gesagt sein. In dieser Nummer hat die Grazer Hs. auch eine Reihe besserer Lesarten; man liest hier S. 14, Z. 8 v. u. und sint die lüft ... S. 15, Z. 2 v. o. in continuo. Auch Z. 3 scheint mir die Grazer Variante: etwenn nicht schlecht zu passen. Z. 5 hat die Grazer Hs.; affectio statt afflictio, was sich hören lässt, zumal mit dem darauf folgenden quod (quod stili serie describi non valeat). Z. 13: die sinn seyner spruch sint nicht so vest in ir meinunge ze merchen, als die werch, und Z. 15 muss es ganz entschieden statt oris sui discensio et laborum (was ganz sinnlos ist) notanda grossicies lauten: distensio et labiorum notanda grossicies.

Auf Boczeks Reiseberichte ist bekanntlich nicht viel zu geben, es ist mir aber doch aufgefallen, was er in einem solchen (gedruckt von d'Elvert in der Historischen Literaturgeschichte von Mähren und Schlesien S. 18) sagt: Weiter besitzt die Olmützer Univ.-Bibliothek eine bedeutende Partie gedruckter und geschriebener Landtagsschlüsse, Werke der Olmützer Bischöfe Johann von Neumarkt (darunter seine noch unbekannte Sammlung der Reden Clemens VI. und zwei Formelbücher aus der Zeit, als er Karls IV. Kanzler war) etc. ..... Hier ist, wie man sieht, nicht unmöglich, dass auch eine Cancellaria Caroli IV. gemeint ist; ist die Angabe aber auf einem Irrthum beruhend oder überhaupt (wie so viel Boczek'sches) Schwindel (um nichts Ärgeres zu sagen), so müsste es doch einmal constatiert werden.

Georg Ludwig von Maurer, Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadt-Verfassung und der öffentlichen Gewalt. 2. Aufl. mit einleitendem Vorwort von Heinrich Cunow. Wien, Erste Wiener Volksbuchhandlung (Ignaz Brand) 1896.

Über dieses Buch, das ja nun auch seine Geschichte hat und anregend und bahnbrechend wirkte, wäre umsoweniger etwas zu bemerken, als der Herausgeber diese Einleitung durchaus „unverbessert und unverfälscht" zum Abdruck gebracht hat. Zu einer Umarbeitung des Buches selbst hat der Herausgeber sowohl aus Motiven der Pietät als auch aus anderen in der Natur des Gegenstandes selbst liegenden Gründen nicht schreiten wollen. Es würde, sagt er mit Recht, nöthig sein, bei einzelnen Abänderungen auseinanderzusetzen, welche Gründe den Bearbeiter zu einer andern Auffassung bestimmen. Dadurch wäre aber der knappe, gedrungene Aufbau des Maurer'schen Buches unzweifelhaft verloren gegangen und, was viel bedenklicher schien, es hätte sich nicht vermeiden lassen, in der Discussion so mancher heute noch strittigen Fragen Partei zu nehmen. Vielleicht wäre es angezeigt gewesen, in den Fußnoten etwa in Klammern in Kürze auf jene Punkte hinzuweisen, wo die Maurer'sche Darstellung durch die neuere Forschung überholt ist; der Herausgeber hat es indes für zweckmäßiger gehalten, die in neuerer Zeit gewonnenen Resultate in einem einleitendem Vorworte anzugeben. Dieser Aufgabe hat sich der Herausgeber mit viel Geschick unterzogen. Recht dankenswert ist die zwar sehr knapp gehaltene, aber durchaus zutreffende Skizze des Lebens und der wichtigsten Schriften Maurers. Die Ausstattung des Buches ist eine vortreffliche.

E. von Schwind und A. Dopsch, Ausgewählte Urkunden zur Verfassungsgeschichte der deutsch-österreichischen Erblande im Mittelalter. Mit Unterstützung des k. k. Min. für Cultus und Unterricht herausgegeben. Innsbruck, Wagner'sche Buchhandlung 1895. gr. 8°, 475 SS.

Das vorliegende Buch ist zur guten Stunde gekommen. Es „will eine Reihe von Urkunden, welche die Verfassungsgeschichte der deutsch-österreichischen Erblande im Mittelalter beleuchten, in bequemer Form der Benützung zugänglich machen". Für den akademischen Gebrauch bestimmt, dürfte es jener Stücke wegen, die bisher noch nicht oder nur unvollständig gedruckt waren, auch weiteren Kreisen die besten Dienste leisten. In zeitlicher Hinsicht wurde die Ausdehnung auf das Mittelalter beschränkt, in Bezug auf die geographische Begrenzung die böhmische und ungarische Ländergruppe ausgeschieden. Wir finden demnach 231 Urkunden aus der Zeit von 1027—1499. Auf Österreich entfallen hierbei 99, auf Steiermark 66, auf Kärnten 39, Krain 41, Görz 11, Istrien 12, Triest 12, Salzburg 14, Tirol und Vorarlberg 67 Nummern (wobei zu bemerken ist, dass manches Stück bei zwei Ländern

zählt). Der Stoff ist nach zwei Hauptgruppen: Verfassung und Verwaltung geschieden; die Scheidung tritt in der Realübersicht (S. 464—473) trefflich hervor. Die 'Verfassung' enthält: 1. Die Staatsbildung, 2. den Landesfürsten, 3. Kirche und kirchliche Große, 4. Stadtverfassung, 5. andere Träger von Hoheitsrechten, 6. die Entwicklung der landständischen Verfassung, 7. die einzelnen Stände und Volksclassen und 8. das Lehenswesen. Die 'Verwaltung' enthält zunächst 9. das Ämterwesen, 10. das Heerwesen, 11. das Gerichtswesen, 12. den Landfrieden, 13. das Finanzwesen und 14. die übrigen Verwaltungszweige. Es dürfte nicht uninteressant sein, darzulegen, in welcher Weise die weitere Gliederung gegeben ist und durch welche Zahl von Urkundennummern je ein Abschnitt vertreten ist. Die Staatsbildung (Bildung und Vereinigung von Territorien, Ausbildung der Landeshoheit) behandeln 18 und 45, den Landesfürsten 185 Nummern und zwar 18 seine Stellung zum Reiche, 39 seinen landesfürstlichen Besitz (Reichslehen, Lehen von geistlichen Fürsten, Allodialbesitz, Lehensherrlichkeit), 80 seine Hoheitsrechte und Privilegien, 28 seine Regalien und 18 die Rechte der l. f. Familie. Die Kirche und die kirchlichen Großen werden in 138 Nummern nach ihrer Stellung zum Reiche und zum Landesfürsten, nach Hoheitsrechten und Privilegien (kirchliche, gerichtliche, finanzielle, Münzregal, Bergregal, Handel), nach den Lasten und der Vogtei dargestellt. Die Stadtverfassung wird in 195 Nummern nach folgenden Gesichtspunkten beleuchtet: Stellung zu König und Reich, Landes- und geistliche Fürsten, Stadtfreiheiten, Städtisch-autonome Organe, Stadtbefestigung, Aufnahme in den Stadtverband, Gilden und Zünfte, Hoheitsrechte und Privilegien und Lasten. Weltliche Große als Träger von Hoheitsrechten erscheinen in 18 Stücken, die Entwicklung der landständischen Verfassung in 97, die einzelnen Stände und Volksclassen (Ritter, Clerus, Bürger und Handwerker, Bauern, Fremde und Juden) in 152 und das Lehenswesen in 42 Nummern.

Was die Verwaltung betrifft, sind dem Ämterwesen 42, dem Heerwesen 48, dem Gerichtswesen 254, dem Landfrieden 12, dem Finanzwesen 195 und den übrigen Verwaltungszweigen, wie Schulwesen, Gewerbe, Handel, Marktwesen, Maß und Gewicht und Polizeiwesen, 58 Nummern zugewiesen.

Schon diese einfache Aufzählung macht ersichtlich, von welcher großen Bedeutung die vorliegende Sammlung für das Studium der österr. Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte im Mittelalter ist. Man ist den Herausgebern für ihre Arbeit zu umso größerem Danke verpflichtet, als diese eine recht mühevolle war: denn nicht immer standen gut angelegte Urkundenbücher mit kritisch bearbeiteten Texten zu Gebote. In vielen Urkundenbüchern stehen die Urkunden nach einer heute längst verlassenen Schablone

abgedruckt; da galt es, die Archive selbst durchzusuchen. So enthält denn jede Urkunde 1. ein knappes Regest mit moderner Datierung, 2. die nöthigen Angaben über die Überlieferung jedes Stückes und Literaturangaben, 3. den diplomatisch genauen Abdruck und 4. einzelne Varianten. Dankenswert ist auch das am Schlusse der Einleitung gegebene Bücherverzeichnis.

Mit der Anlage des ganzen Buches dürfte man vollkommen einverstanden sein. Von Irrthümern sind dem Ref. keine von erheblicher Bedeutung aufgestoßen. Die Ausstattung ist eine vorzügliche.

Graz. J. Loserth.

Spamers Illustrierte Weltgeschichte. II. Band. Von Alexander dem Großen bis zum Beginne der Völkerwanderung; in 3. Aufl. bearbeitet von Prof. Dr. Ferd. Rösiger und Prof. Dr. E. Schmidt. Mit 418 Textabbildungen und 14 Beilagen u. Karten. Leipzig 1896.

Es sind zwei tüchtige Kenner des Alterthums, welche sich verbanden, um in diesem Theile der von uns in dieser Zeitschrift schon zu wiederholtenmalen gewürdigten trefflichen Spamer'schen Weltgeschichte die Blüte des hellenischen Culturlebens und die Entfaltung, wie den Niedergang des ungeheueren Römerreiches auf Grund ernster Forschung und doch in anziehender Weise zu schildern. Wir wüssten der in gutem Sinne populär gehaltenen Schilderung der griechischen Cultur, welche den Inhalt des siebenten Buches bildet (S. 53—274), kaum etwas Besseres an die Seite zu stellen. Da findet der Lehrer eine Fülle von Anregungen für seine Erzählung in der Schule, und auch der außerordentlich reiche und mit künstlerischem Tacte gewählte illustrative Schmuck, der gerade diesem Capitel zutheil wurde, wird dem Gymnasiallehrer die nützlichsten Winke für die Auswahl der Anschauungsmittel darbieten, mit denen er den Unterricht zu beleben und zu vertiefen vermag. — Einigermaßen störend war uns nur die — übrigens durchaus nicht consequente — Schreibung griechischer Namen, wie Alexandreia, Aineias usw. Wir sprechen doch diese und ähnliche Worte nicht mit griechischem Tonfall aus; warum also nicht das uns vertrautere latinisierte Gewand, zumal die meisten Personennamen immer ohne Endung in deutscher Form gegeben sind, wie Homer, Philipp, Polygnot usw.? Was soll beispielsweise das immer wiederkehrende Dareios, das doch nicht einmal seines nationalen Ursprungs sich rühmen kann? Was die römische Geschichte betrifft, so hat uns besonders die klare und verständliche Darlegung der älteren Verfassungsgeschichte in dem Capitel: Römisches Staats- und Culturleben im Zeitalter der Unterwerfung Italiens (S. 386 ff.) vollauf befriedigt. Auch das Aufsteigen Roms zur Weltherrschaft ist mit warmer Begeisterung

für die bewundernswerte Größe des Volkes dargestellt. Etwas zu dürftig schien uns die Schilderung der Cultur der Kaiserzeit (S. 792 bis 820) ausgefallen. Sie wird weder der glänzenden Blüte des Imperiums so ganz gerecht, noch lässt sie die Keime des Verfalls, die diese Blüte in sich barg, deutlich genug erkennen. Wachsthum und Sieg des Christenthums sind in dem letzten Abschnitte des Buches mit feinem und vorurtheilslosem Blicke für die welthistorische Bedeutung dieser göttlichen Institution dargelegt.

Mit dem eben besprochenen Bande der Spamer'schen Weltgeschichte sind sechs Bände dieses Werkes vollendet. Es stehen noch aus: die beiden Bände (III. und IV.), welche das Mittelalter umfassen werden, sowie die zwei Schlussbände (IX. und X.), enthaltend die Geschichte der neuesten Zeit vom Höhepunkte der Napoleonischen Macht bis auf die Gegenwart. Wir werden auch diese Theile des verdienstlichen Spamer'schen Verlagswerkes nach ihrem Erscheinen in dieser Zeitschrift zur Anzeige bringen.

Wien. Dr. Leo Smolle.

Geographische Zeitschrift. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Hettner. I. Jahrgang 1895, II. Jahrgang 1896, Heft 1—6. Leipzig, B. G. Teubner.

Kein zweites der zahlreichen geographischen Organe verdient mit gleichem Rechte den Namen der geographischen Zeitschrift, wie das von Hettner begründete, bei B. G. Teubner in Leipzig erscheinende. Wie verschieden auch die Arbeitsrichtungen der einzelnen Forscher, wie mannigfaltig die Interessen der einzelnen Leser sein mögen, ein jeder findet das, was er braucht, und wird auf dem Laufenden der Gesammtbewegung geographischer Thätigkeit, möge sie nun in der weiten Ferne oder daheim geschehen erhalten. Dass dem so sein würde, konnte man von dem Herausgeber erwarten, welcher sich auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Geographie, wie dem der Reisen gleich hervorgethan hat und dadurch, wie nur wenige, die beiden Hauptrichtungen der neueren geographischen Forschung beherrscht. Aber dass jenes Ziel sofort erreicht wurde, ist die Folge des unverkennbaren Geschickes, mit welchem Hettner seine Aufgabe anpackte. Er ließ die Fülle geographischer Aufsätze nicht an sich heranfluten, sondern trat ihnen zielbewusst entgegen, das auswählend, was er brauchte, und das anregend, was er für nöthig hielt. So begegnen wir unter den Mitarbeitern Namen ersten Ranges, wie v. Richthofen und Ratzel, deren Mitwirkung anderen Organen meist versagt ist; so erhalten wir von fachkundiger Hand Berichte über den Stand jener zahlreichen Einzeldisciplinen, welche insgesammt die Geographie bilden. Dabei herrscht durchweg Klarheit in der Darstellung und häufig Wohlgefälligkeit der Sprache, vor allem aber eine sonst manchmal

vermisste Anständigkeit des Tones, so dass man die erschienenen 18 Hefte nicht bloß mit Belehrung, sondern auch mit Behagen durchliest. Man fühlt sich dadurch manchmal an die Glanzperiode des „Auslands“ unter Peschels Leitung erinnert, während die Reichhaltigkeit des Inhaltes an die besten Zeiten von Petermanns „Mittheilungen“ mahnt. Mit beiden Organen hat die „Geographische Zeitschrift“ das Beste gemein; sie ersetzt daher nicht bloß das eingegangene „Ausland“, sondern füllt auch eine Lücke aus, welche jeder Fachgeograph seit Jahren empfand, nämlich die eines allgemein informierenden, auf der Höhe der Zeit stehenden, unparteiischen Organes, das seine Spalten nicht bloß Forschungsergebnissen, sondern auch wissenschaftlichen Discussionen öffnet. Hierin liegt speciell für die Schule der Wert der Geographischen Zeitschrift; sie verschließt sich nicht methodischen Erörterungen. Gleich der erste Band bringt drei schulgeographische Aufsätze von Bedeutung: Kirchhoff in Halle behandelt die politische Geographie im Schulunterrichte; Langenbeck in Straßburg den erdkundlichen Unterricht nach den neuen Lehrplänen; Bludau in Preußisch Friedland die Wahl der Projectionen für Hand- und Schulatlanten; sie berichtet ferner in den Bücherbesprechungen über zehn neue Lehr- und Handbücher der Geographie. Dass aber die methodisch-pädagogischen Fragen nicht überwuchern, erhellt aus Folgendem: Band I bringt 7 Aufsätze über allgemeine physische Geographie, 5 über allgemeine Geographie des Menschen (darunter seien Hettners Vortrag über die Lage der menschlichen Ansiedelungen, Arthur Schneiders Erörterungen über Stadtumfänge im Alterthum und in der Gegenwart besonders erwähnt), 6 Aufsätze über Europa, 6 über Asien und Australien, 6 über Afrika, 6 über Amerika, 4 über die Polarregionen. Man bemerkt hier deutlich des Herausgebers Bestreben, möglichst gleichmäßig alle Seiten der Geographie zu fördern. Dabei bringt die Zeitschrift in jeder Nummer, zusammengestellt von Dr. August Fitzau, eine Anzahl geographischer Neuigkeiten, die keineswegs ein bloßes Schnitzelwerk aus Tagesjournalen sind, sondern eine Menge Notizen von eigenen Berichterstattern enthalten. Weiter führt sie die Titel der Aufsätze aus den angesehensten anderen geographischen Zeitschriften, sowie eine Auswahl solcher aus anderen Organen an. Endlich bespricht sie die neueren Erscheinungen von Büchern. Kurz, sie gewährt einen umfassenden Überblick über die ganze zeitgenössische Geographie, welcher speciell dem Lehrer von Wert sein muss. Dabei ist der Kreis ihrer Mitarbeiter, Recensenten und Correspondenten nicht auf das Deutsche Reich beschränkt. An ihr arbeiten Amerikaner ebenso mit, wie namentlich Österreicher, und sie ist dermaßen gut über österreichische Geographie unterrichtet, dass es nun nicht mehr nöthig ist, das Londoner Geographische Journal in die Hand zu nehmen, um zu erfahren, was jeweils geleistet wird. Es kann daher getrost gesagt werden, dass für jene österreichischen Mittel-

schulen, welche nur ein geographisches Organ zu halten vermögen, die Geographische Zeitschrift das geeignetste ist.

Auf den sonst in geographischen Blättern so beliebten illustrativen Schmuck oft recht zweifelhaften Wertes verzichtet Hettners Zeitschrift. Auch mit Kartenbeilagen geht sie spärlich vor; der erste Band enthält deren nur acht, die aus Wagner und Debes bekannter Anstalt hervorgegangen sind; der zweite, welcher, soweit er vorliegt, inhaltlich ganz auf der Höhe des ersten steht, bringt kaum mehr. Freilich ist auch der Preis kein solcher, um reichere Kartenbeilagen zu ermöglichen; er beläuft sich für den Jahrgang von zwölf Heften auf 16 Mark, kaum also 10 fl.; in Anbetracht des Gebotenen ist er ein recht niederer.

Wien. Prof. Dr. Albrecht Penck.

Unsere Erde. Astronomische und physische Erdbeschreibung. Von A. Jakob, k. b. Realschulrector. 2., unter Mitwirkung von J. Plassmann wesentl. erweit. u. verb. Aufl. Mit 1 Titelbilde in Farbendruck, 138 Abbildungen, 1 Spectraltafel und 2 Karten. Freiburg i. Br., Herder 1895.

Die erste Auflage dieses Buches, das als ein Lehrbuch der physischen Erdkunde betrachtet werden kann, erschien im Jahre 1883. Das Buch verfolgt den Zweck, den Leser mit den zuverlässigsten Resultaten der Forschung auf dem Gebiete der astronomischen und physischen Geographie vertraut zu machen und zwar unter Anwendung einer gelungenen, populär wissenschaftlichen Methode. Die Sprache ist eine anziehende und gemeinfassliche; die Darstellung eine fesselnde und, wie der Verf. im Vorworte betont, „in einem Geiste, der mit der christlichen Weltanschauung im Einklange steht“. Die Betonung des letztgenannten Umstandes halten wir für nicht erforderlich, ebenso die Thatsache, dass diese ausgesprochene Tendenz an einigen Stellen des Buches deutlich hervortritt. Eine Darstellung von Problemen der Naturforschung soll immer so gehalten sein, dass sie von jedermann als objectiv bezeichnet werden muss; ebenso soll in jede Erklärung von Erscheinungen so viel Nüchternheit gelegt werden, dass niemand durch dieselbe betroffen wird.

Die zweite Auflage ist gegen die erste wesentlich vermehrt worden; auch in figureller Beziehung treffen wir mehrere Verbesserungen und Ergänzungen. Der erste Abschnitt („Ein Blick in das Reich der Sterne. Die Erde, ein Stern unter Sternen“) umfasst den astronomischen Theil mit besonderer Berücksichtigung der terrestrischen Verhältnisse. Dieser Abschnitt wurde vom Verf. vollständig umgearbeitet, vertieft und fast um die Hälfte erweitert. In dieser Arbeit, welche anerkennend hervorgehoben werden muss, wurde der Verf. von dem Gymnasialoberlehrer

J. Plassmann unterstützt, namentlich in Bezug auf Controle des Zahlenmateriales. Im zweiten Abschnitte finden wir unter dem Titel „Die Lufthülle der Erde" eine sehr gelungene Darstellung der Grundzüge der Meteorologie. Der dritte Abschnitt enthält die Oceanographie, der vierte („Die Continentalwelt") die eigentliche physische Erdkunde mit besonderer Betonung der geologischen Verhältnisse.

Interesse wird auch der Anhang über die Längen- und Flächenmaße erregen, in welchem einige Umrechnungsformeln angegeben werden, die sich sehr brauchbar erwiesen haben. Auch der Ref. ist der Ansicht, dass die anderen Methoden zur Umrechnung verschiedener Maße — abgesehen von dem Rechenstabe — nicht so schnell zum Resultate führen, wie diese von Prof. Plassmann gegebenen Umrechnungsformeln.

Die Ausstattung dieses Buches ist eine in jeder Beziehung musterhafte, ebenso wie jene der gleichzeitig erschienenen anderen zwei Bände der „Illustrierten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde", von denen der eine in nicht allzugroßem Umfange und in gemeinverständlicher Darstellung unter dem Titel „Der Weltverkehr" die modernen Verkehrsmittel beschreibt und in dem in vier Abschnitten: Schiffahrt, Eisenbahnen, Weltpost, Telegraphie und Fernsprechwesen von dem vortrefflichen Geographen Prof. Dr. M. Geistbeck ein in jeglicher Beziehung zutreffendes Bild des modernen Weltverkehres entworfen wird, während im zweiten unter dem Titel „Der Amazonas" die geographischen, biologischen und culturellen Verhältnisse in einem großen Theile von Südamerika von dem Freiherrn von Schütz-Holzhausen beschrieben werden. Die Darstellung, welche wir hier finden, ist eine so frische und lebendige, dass der Leser den Ausführungen des Verf.s, der unter die ersten Ethnologen zu rechnen ist, mit großem Interesse folgen wird.

Wir machen insbesondere die Vorstehungen von Schülerbibliotheken auf die illustrierte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde aufmerksam. Eine mehr belehrende und fesselnde Lectüre für die reifere Jugend wird schwerlich gefunden werden können.

Vorlesungen aus der analytischen Geometrie der Kegelschnitte

von Sigmund Gundelfinger. Herausgegeben von Friedr. Dingeldey. Mit in den Text gedruckten Figuren und einem Anhange, enthaltend Aufgaben und weitere Ausführungen. Leipzig, B. G. Teubner 1895.

Die Vorlesungen, welche Professor Gundelfinger seit geraumer Zeit an der Universität zu Tübingen und an der technischen Hochschule zu Darmstadt gehalten hat, finden sich in dem vorliegenden Buche systematisch geordnet und vereinigt, zum Theile auch ergänzt und erweitert.

Gegenüber den anderen größeren Lehrbüchern der analytischen Geometrie, welche die deutsche Literatur der Mathematik aufweisen kann, behandelt Gundelfinger alle Probleme mittelst der projectivischen Coordinaten, welche seit Staudt und Fiedler zu so großer Bedeutung gelangt sind. Die Resultate für parallele und trigonale Coordinaten ergeben sich dann auf leichte Weise durch Specialisierung der allgemein erhaltenen Ergebnisse. Als Einleitung in dieses Buch dienen die berühmten Vorlesungen aus der analytischen Geometrie der geraden Linie, des Punktes und des Kreises in der Ebene, welche von Hesse herausgegeben wurden; auf diese Vorlesungen, deren Kenntnis dem Studierenden des vorliegenden Buches unerlässlich ist, wurde im Laufe der Untersuchungen öfters verwiesen. Im ersten Abschnitte werden einleitende Betrachtungen gegeben, wobei eingehend auf das Coordinatendreieck, die Punkt- und Liniencoordinaten die Sprache kommt und die Coordinatentransformation in allgemeiner Weise behandelt wird, dann werden die fundamentalen Eigenschaften eines Kegelschnittes erörtert und dabei die Erzeugung der Kegelschnitte durch projectivische Strahlenbüschel und Punktreihen angegeben. Der zweite Abschnitt ist den Kegelschnittsbüscheln, den Kegelschnittsnetzen und den dualistisch entsprechenden Gebilden gewidmet. Unter anderen finden wir auch in diesem Abschnitte ausführliche Untersuchungen über confocale Kegelschnitte, über doppeltberührende Kreise und über Brennstrahlen, ferner wichtige Betrachtungen über den Krümmungskreis und das Evolutenproblem. — Im Abschnitte über das Kegelschnittsnetz und das Kegelschnittsgewebe wird jene Curve betrachtet, welche der geometrische Ort der Scheitel aller Poldreiecke ist, die irgendwelchen Kegelschnitten des Netzes gemeinsam sind (Hessiade), ferner die Cayley'sche Curve eines Kegelschnittsnetzes und die Beziehungen der beiden letztgenannten Curven. Der Anhang enthält eine Reihe von Aufgaben und Sätzen mit den entsprechenden Lösungen und Beweisen, ferner eine auf Grund der Lehre von den Poldreiecken und der Theorie der Kegelschnittsbüschel aufgestellte Untersuchung über specielle Classen algebraischer Integrale. — Das vorliegende Buch wird eine Lücke in der bisherigen Behandlung der höheren analytischen Geometrie der Kegelschnitte ausfüllen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Über den Betrieb des stenographischen Unterrichtes an den österr. Gymnasien mit deutscher Unterrichtssprache im Schuljahre 1895/6.

Bei dem regen Interesse, welches dem stenographischen Unterrichte von allen Seiten entgegengebracht wird, bei der bedeutenden Förderung, welcher dieser Lehrgegenstand durch die h. Unterrichtsbehörde erfährt, und bei der eifrigen Theilnahme besonders der Gymnasiallehrer an der Ertheilung dieses Unterrichtes dürfte es angezeigt erscheinen, auch einen kurzen Bericht über den Betrieb dieses Gegenstandes zu bringen, der, wenn er gleich nur als Freigegenstand im Lehrplane erscheint, dennoch in seiner Wichtigkeit immer mehr die gebürende Würdigung findet. Ein solcher Bericht dürfte um so willkommener sein, als das bisher in den Jahresberichten zerstreut gebotene Material auf Grund der in den Programmen vom Jahre 1896 angegebenen Daten in diesem Aufsatze geordnet und übersichtlich vorgeführt werden soll. Dabei werden folgende durch die Natur der Sache gebotene Gesichtspunkte für die Besprechung maßgebend sein: 1. Die Unterrichtscurse und deren Frequenz, 2. Lehrstoff und Lehrziel; Bemerkungen über die Unterrichtsmethode, 3. Lehrmittel und wünschenswerte Ausgestaltung derselben, 4. die Lehrer, welche stenographischen Unterricht ertheilen.

1. Nach den vorliegenden Programmen[1]) wurde an 88 Gymnasien stenographischer Unterricht ertheilt; es nahmen an demselben 4319 Schüler theil und zwar 1275 Schüler des Untergymnasiums und 2881 des Obergymnasiums, wozu noch 163 Schüler der Gymnasien (Görz, Brixen, Feldkirch St.-G. und Freinberg b. Linz) kommen, von welchen eben nur die Gesammtzahlen im allgemeinen (nicht nach Classen geordnet) in den Programmen mitgetheilt werden. Von diesen besuchten den Anfängercurs 2504, den Ausbildungscurs 1460, zusammen 3964, wozu noch 355

[1]) Es fehlen nur die Jahresberichte vom Langer'schen Privat-Untergymn. in Wien und vom St.-Realgymn. in Brody.

Schüler jener Gymnasien kommen, hinsichtlich deren im Jahresberichte die näheren Angaben über die einzelnen Abtheilungen fehlen (nämlich Theresianum 27, Wien VI. B. 44, Salzburg 59, Hall 40, Feldkirch St.-G. 52, Priv. G. 8, Trient 25, Budweis 69 u. Lemberg 31). Kein Unterricht wurde ertheilt am L.-O. G. in Leoben, am St.-O.-G. in Rudolfswert, am Franz Joseph-G. in Karlsbad (für das nächste Jahr wurde bereits das Lehrbuch von Fr. Scheller vorgeschlagen), am St.-O.-G. in Böhmisch-Leipa (wegen Beurlaubung des für Stenographie approbierten Prof. Eduard Ott), am St.-O.-G. in Leitmeritz („weil nach dem Tode des bisherigen Lehrers Anton Köhler eine geeignete Kraft für dieses Fach nicht gewonnen werden konnte"), am L.-U.-G. und Comm.-O.-G. zu Mährisch-Neustadt, am St.-O.-G. zu Weißkirchen (der bisherige Fachlehrer Dir. Ed. Kučera wurde Landesschulinspector in Brünn) und am gr.-or. O.-G. in Suczawa. Anfänger- und Ausbildungscurse wurden an 60 Gymnasien abgehalten; darunter an den Gymnasien in Wien III. B., Linz, Graz I. St.-G. u. II. St.-G. (nur im 1. Sem.), Laibach und Czernowitz mit parallelen Anfängercursen. In drei Abtheilungen gliederte sich der stenographische Unterricht an den Gymnasien in Bozen (mit je 1, bezw. 2 Unterrichtsstunden) und Hall (mit wöchentl. 1 Stunde).

Dagegen bestand nur je ein Curs an 26 Gymnasien, und zwar an 17 je ein Anfänger-, an 9 je ein Ausbildungscurs. Dazu kommt noch Lemberg II. St.-G. und Feldkirch Priv.-G. ohne besondere Angabe, ob Anfänger- oder Ausbildungscurs. Das Untergymnasium (IV. Cl.) erscheint von der Theilnahme am Unterrichte ausgeschlossen an 13 Gymnasien (Wien Theresian., St.-G. VI. B. u. XVII. B., Laibach, Pola, Krumau, Mies, Pilsen, Prag-Neustadt (Graben), Teplitz, Kremsier, Znaim u. Bielitz); ferner naturgemäß an fünf Gymnasien, an welchen nur Fortbildungscurse gehalten wurden (Freistadt, Arnau, Braunau, Prag-Altstadt (Ring), Reichenberg). Dagegen dürfen an drei Gymnasien Schüler schon von der 3. Classe an am Unterrichte theilnehmen (Bozen Priv.-G. der Franzisk., Meran O.-G. der Benedict., Lemberg II. St.-G.). Alle Angaben über den stenographischen Unterricht fehlen im Programme des Obergymnasiums der Jesuiten in Kalksburg.

Das Zeitausmaß für den stenographischen Unterricht ist fast überall zwei Stunden wöchentlich für jeden Curs. Von dieser Eintheilung weichen außer Bozen und Hall nur noch 12 Anstalten ab, und zwar 1 (Brixen), wo der Anfängercurs, und 11 (Stockerau, Eger, Komotau, Landskron, Prag-Stefansgasse, Iglau, Znaim, Bielitz, Trient, Weidenau u. Czernowitz), an welchen der Ausbildungscurs nur je eine Stunde wöchentlich zugetheilt erhält.

Die größte Schülerzahl weisen auf die Gymnasien in Czernowitz 179, Laibach 159, Linz 107, Brünn I. St.-G. 102, Wien III. Bez. 87, II. Bez. 84, Teschen 79, Graz I. St.-G. 78 usw.

Es würde aber kein richtiges Bild zur Beurtheilung der thatsächlichen Verhältnisse geben, wenn wir nur die Gesammtsumme der Stenographieschüler an den einzelnen Anstalten mittheilten. Da für den Betrieb des stenographischen Unterrichtes an Gymnasien besonders die

4., 5., 6. und nur nebenbei die 7. und 8. Classe in Betracht kommen, so wird eben die Anführung des Percentsatzes jener Schüler von Wichtigkeit sein, die gerade aus diesen Classen am stenographischen Unterrichte sich betheiligen. Nur so wird das richtige Verhältnis der Besuchsziffer an den einzelnen Anstalten zutage treten. Hiernach betheiligten sich an dem Unterrichte:

a) von den Schülern der 4. Classe

81—100% an 9 Gymnasien (Stockerau, Waidhofen a. d. Th., Linz, Salzburg Bor., Brixen Vinc., Ung.-Hradisch, Mähr.-Trübau, Troppau und Weidenau),

61—80% an 13 Gymnasien (Melk, Seitenstetten, Wien 3., 5., 12. Bez., Kremsmünster, Ried, Salzburg, Villach, Innsbruck, Kaaden, Mähr.-Schönberg und Teschen),

41—60% an 17 Gymnasien (Baden, Horn, Krems, Wien Fr. Jos.-Gymn., ferner 2., 8. u. 9. Bez., Graz 1. u. 2. G., Marburg, Triest, Bozen, Hall, Trient, Brünn 1. G., Iglau und Czernowitz),

20—40% an 16 Gymnasien (St. Pölten, Wien akad. G., Schotten-G., Comm.-G. 2. Bez., 19. Bez., Graz f.-b. u. Scholz'sches, Klagenfurt, Meran, Brüx, Budweis, Komotau, Landskron, Saaz, Brünn 2. G. und Radautz),

unter 20% an 8 Gymnasien (Wr.-Neustadt, Cilli, Feldkirch Priv.-G., Eger, Prag Kleinseite u. Neustadt (Stefansgasse), Olmütz, Lemberg 2. G.);

b) von den Schülern der 5. Classe

81—100% an 11 Gymnasien (Wien Comm.-G. 2. Bez., Salzburg, Eger, Mies, Saaz, Teplitz, Brünn 1. G., Iglau, Mähr.-Trübau, Znaim und Bielitz),

61—80% an 28 Gymnasien (St. Pölten, Wien 5., 8. u. 12. Bez., Stockerau, Kremsmünster, Linz, Cilli, Graz 1. G., Villach, Hall, Innsbruck, Meran, Pola, Brüx, Budweis, Kaaden, Krumau, Landskron, Prag Kleinseite u. Neustadt (Graben), Brünn 2. G., Ung.-Hradisch, Kremsier, Mähr.-Schönberg, Teschen, Troppau und Weidenau),

41—60% an 22 Gymnasien (Ober-Hollabrunn, Horn, Krems, Wr.-Neustadt, Schotten, Wien 2., 3., 6., 9., 17. Bez., Freistadt, Graz 2. G., Marburg, Klagenfurt, Laibach, Triest, Komotau, Pilsen, Prag-Neustadt (Stefansgasse), Olmütz, Czernowitz und Radautz),

20—40% an 8 Gymnasien (Baden, Seitenstetten, Wien akad. u. Fr. Jos.-G., Bozen, Braunau, Prag-Altstadt (Ring) und Trient),

unter 20% an 8 Gymnasien (Melk, Theresianum, Wien 19. Bez., Ried, Graz f.-b. u. Scholz'sches, Reichenberg und Lemberg 2. G.);

c) von den Schülern der 6. Classe

81—100% an 10 Gymnasien (Arnau, Braunau, Brüx, Landskron, Mies, Teplitz, Kremsier, Mähr.-Trübau, Znaim und Bielitz),

61—80% an 10 Gymnasien (Wien 2. Comm.-G., 6. Bez., Cilli, Budweis, Eger, Brünn 1. G., Ung.-Hradisch, Iglau, Mähr.-Schönberg u. Teschen),

41—60% an 21 Gymnasien (Baden, St. Pölten, Wien 3. u. 17. Bez., Freistadt, Kremsmünster, Salzburg, Laibach, Hall, Innsbruck, Pola, Pilsen, Prag-Neustadt (Graben u. Stefansgasse) u. Altstadt (Ring), Reichenberg, Saaz, Nikolsburg, Olmütz, Troppau und Weidenau),

20—40% an 25 Gymnasien (Horn, Krems, Seitenstetten, Stockerau, Wien Schotten-G., Fr. Jos.-G., St.-G. 2. Bez., Theresian., 9. Bez., Graz 2. G. u. Scholz'sches, Marburg, Klagenfurt, Triest, Bozen, Kaaden, Komotau, Krumau, Prag-Kleinseite, Brünn 2. G., Mähr.-Trübau, Lemberg 2. G., Czernowitz, Radautz und Trient),

unter 20% an 13 Gymnasien (Melk, Wr.-Neustadt, Wien akad. G., 5., 8., 12. u. 19. Bez., Linz, Graz 1. u. f.-b., Villach, Meran und Feldkirch Priv.-G.);

d) von den Schülern der 7. Classe

81—100% 0,

61—80% an 6 Gymnasien (Arnau, Krumau, Nikolsburg, Znaim, Bielitz und Pola),

41—60% an 8 Gymnasien (Wr.-Neustadt, St. Pölten, Braunau, Budweis, Landskron, Pilsen, Prag-Altstadt (Ring) und Iglau),

20—40% an 20 Gymnasien (Wien 2. G., Comm.-G. 2. Bez., Theresian., 17. Bez., Cilli, Graz Scholz, Laibach, Bozen, Hall, Brüx, Prag Kleinseite u. Neustadt (Graben u. Stefansgasse), Brünn 2. G., Ung.-Hradisch, Olmütz, Mähr.-Schönberg, Troppau, Weidenau und Czernowitz),

unter 20% an 29 Gymnasien (Horn, Seitenstetten, Wien akad., Schotten, Fr. Jos.-G., 3. u. 9. Bez., Freistadt, Kremsmünster, Salzburg, Graz 1., 2. u. f.-b. G., Marburg, Klagenfurt, Triest, Innsbruck, Feldkirch Priv.-G., Eger, Kaaden, Komotau, Reichenberg, Teplitz, Brünn 1. G., Kremsier, Teschen, Lemberg 2. G., Radautz und Trient);

e) von den Schülern der 8. Classe

81—100% 0,

61—80% an 1 Gymnasium (Iglau),

41—60% an 3 Gymnasien (Olmütz, Znaim, Weidenau),

21—40% an 8 Gymnasien (St. Pölten, Laibach, Pilsen, Ung.-Hradisch, Mähr.-Trübau, Bielitz, Teschen, Czernowitz),

unter 20% an 18 Gymnasien (Baden, Ober-Hollabrunn, Wien Schotten, St.-G. 2. Bez., Kremsmünster, Cilli, Graz 1. G., Klagenfurt, Budweis, Eger, Komotau, Prag-Kleinseite u. Neustadt (Graben u. Stefansg.), Brünn 1. G., Kremsier, Lemberg 2. G. und Radautz);

f) von den Schülern der 3. Classe (gegen die Vorschrift)

betheiligten sich 81% vom Gymn. in Bozen, 31% vom Gymn. in Meran und 6% vom 2. Gymn. in Lemberg.

Am natürlichsten dürfte der Beginn des Unterrichtes in der 4. Classe erscheinen; hier sind die Schüler nicht so angestrengt wie in der 5. Classe, aber doch schon so reif, um ohne Schwierigkeiten das System zu erlernen; außerdem erhalten so jene Knaben, welche mit dem Untergymnasium ihre Studien abschließen, wenigstens noch Gelegenheit, die stenographische Correspondenzschrift zu erlernen, um sie für ihren späteren Lebensberuf zu verwerten. Dagegen muss es auffallen, wenn Schüler der 7. und 8. Classe noch am Anfängercurs theilnehmen; gleichwohl kommt auch dies vor. Dass Schüler auf solcher Lehrstufe, wo doch die Vorbereitung für die Maturitätsprüfung ihre volle Kraft und Zeit in Anspruch nimmt, dennoch zur Theilnahme am stenographischen Unterrichte sich melden,

beweist nur, dass sie zu spät erst eingesehen haben, wie wohlthätig sich diese Fertigkeit bei ihren Mitschülern erweist; nur in wenigen Fällen dürfte die Collision mit anderen Freigegenständen Ursache der Verspätung sein. Gegen den frühzeitigen Beginn des Unterrichtes könnte vielleicht das eine Bedenken erhoben werden, dass Schüler, welche bereits in der 4. Classe Stenographie erlernen, in den späteren Classen keine Gelegenheit zur Übung mehr haben, so dass dann die Note, die sie „auf ihr Verlangen“ [1]) aus diesem Gegenstande unter gewisser Voraussetzung in das Maturitätsprüfungszeugnis erhalten, vielleicht gar nicht mehr den thatsächlichen Verhältnissen entspricht. In Wirklichkeit liegt wohl die Sache nicht so schlimm, weil sich die Schüler ja thatsächlich bei ihren Notizen und Aufzeichnungen in der Stenographie üben. Immerhin wäre es aber wünschenswert, wenn an zahlreich besuchten Anstalten außer den zwei bestehenden Unterrichtscursen noch ein besonderer Übungscurs mit einer wöchentlichen Stunde im Interesse jener Schüler bewilligt würde, welche die Stenographie schon in der 4. und 5. Classe erlernt haben; an übungslustigen Schülern würde es gewiss nicht fehlen. Solche Übungscurse mit einer Stunde wöchentlich bestehen z. B. an 11 bayrischen Gymnasien.

2. Von besonderem Interesse muss das Ausmaß des Lehrstoffes sein, der absolviert, und der Nachweis, welches Lehrziel in den einzelnen Cursen erreicht wurde. Nach der h. Min.-Verordnung vom 17. Juli 1873, Z. 4172 wird der Unterricht in der Regel in zwei Jahrescursen ertheilt. Lehrziel des 1. Curses: „Die Schüler sollen so weit gebracht werden, dass sie ungekürzte Schrift richtig schreiben und gekürzte lesen können.“ Lehrstoff, 1. Curs, 1. Sem.: „Unter sorgfältiger stenographischer Kalligraphie Wortbildungslehre, Vor- und Nachsilben, Sigel mit Ausschluss der Kammersigel.“ 2. Sem.: „Wortkürzungslehre, Lese- und Schreibübungen bezüglich der Wortbildungs- und Wortkürzungslehre, vollständige Theorie der Satzkürzung.“ 2. Curs, Lehrziel: „Der tüchtige Schüler soll einem Dictate von mindestens 90 Worten in der Minute zu folgen imstande sein.“ Lehrstoff: „Der Unterricht besteht in beiden Semestern in Lese- und Schreibübungen bezüglich der Satzbildung, die Schreibübungen nach allmählich rascheren Dictaten.“ Wenn wir nun mit dieser Vorschrift den in den Jahresberichten von 68 Gymnasien [2]) ausgewiesenen wirklich absolvierten Lehrstoff vergleichen, bemerken wir, dass das für die Anfängercurse vorgeschriebene Lehrziel nur ganz vereinzelt erreicht wurde. Es ist dies nur an 9 Gymnasien der Fall (Oberhollabrunn, Wien 2. u. 12. Bez., Görz, Budweis, Krumau, Saaz, Nikolsburg, Wien 2. Bez. Comm.-Gymn.), aber auch hier wurde an der letzterwähnten Anstalt bloß eine „übersichtliche“ Darstellung der Satzkürzungslehre gegeben. Ähnliche beschränkende Attribute (statt „vollständige“ Theorie der Satzkürzung) finden sich bei 9 anderen Gymnasien. So wurden nur „die Elemente der Satzkürzung“ gelehrt an 4 Lehranstalten (Stockerau, Brünn 2. G., Ung.-Hradisch und Teschen), „eine Anleitung

[1]) Vgl. Weisungen 2. Aufl. 1896, S. 38, letzter Absatz.

[2]) In den Jahresberichten von 20 Gymnasien fehlen hierüber nähere Angaben.

zur Satzkürzung gegeben« am Gymnasium in Brixen, »die Grundsätze der Satzkürzung durchgenommen« in Czernowitz (über den Ausbildungscurs dieser Anstalt heißt es daher: »Fortsetzung« der Satzkürzung), »einige Grundsätze der Satzkürzung gelehrt« in Wien Franz Joseph-Gymn. und 17. Bezirk, »das Wichtigste aus der Satzkürzung genommen« in Melk. Unklar ist die Fassung im Jahresberichte vom Staatsgymnasium in Znaim, nach welcher im 1. Curse die Wortbildung, Wortkürzung und »freie Kürzung«, im 2. Curse »Satzkürzung« ausgewiesen erscheint. Diesen 19 Anstalten mit vollständig oder theilweise absolvierter Satzkürzung stehen 49 Gymnasien gegenüber, nach deren Ausweisen sich der Lehrstoff des Anfängercurses bloß auf Wortbildung und Wortkürzung beschränkt. Bei 7 davon wurde nicht einmal letztere vollständig zum Abschlusse gebracht. Meist sind es die deutschen Vor- und Nachsilben, welche die Grenze des Lehrstoffes für den Anfängercurs bilden, so dass die fremden Vor- und Nachsilben, die Partikeln usw. dem Ausbildungscurse vorbehalten bleiben. In diesen Angaben über den durchgenommenen Lehrstoff sind noch weitere Bemerkungen aufgefallen. So wurden am Gymnasium in Pilsen die »Daten aus der Geschichte der Stenographie mit Berücksichtigung der Entwicklungsgeschichte des Gabelsberger'schen Systems« gelehrt. Am f.-b. Gymnasium in Graz und am Gymnasium in Reichenberg erscheint »monatlich eine schriftliche Arbeit«, in Nikolsburg »Correctur der Stenogramme« ausgewiesen. Der Grad der Fertigkeit im Schnellschreiben wird nur in 7 Jahresberichten ausdrücklich erwähnt. So weist Landskron eine erreichte Geschwindigkeit von 60—80, Reichenberg von 60—100, Olmütz von 90, die beiden Gymnasien in Brünn eine solche bis 100, Mähr.-Trübau bis 110 und Ung.-Hradisch bis 125 Worte in der Minute nach. Schriftliche Übungen als Hausaufgaben werden, ohne dass darüber im Programme etwas erwähnt ist, wohl auch an anderen Anstalten gegeben worden sein. Sie sind nothwendig, wenn die Schüler das in der Schule Erlernte sich zum sicheren Eigenthum machen sollen. Sie beanspruchen außerdem weder viel Opfer an Zeit noch umständliche Schreibereien, sondern sind infolge der diesen Aufgaben naturgemäß anhaftenden Kürze für den Schüler leicht zu bewältigen. Dass eine genaue Correctur derselben in der Schule nothwendig ist, versteht sich von selbst. Aber auch in der Schule sollen von Zeit zu Zeit (mindestens zwei- bis dreimal im Semester) kurze Übungen, wenn auch nur 6—7 Sätze umfassend, zur Erprobung der Selbständigkeit der Schüler veranstaltet und vom Lehrer zu Hause corrigiert werden. Sie beanspruchen ja höchstens eine Zeit von 10—15 Minuten und erweisen sich als äußerst praktisch. Durch sie bekommt der Lehrer besonders bei zahlreich besuchten Cursen erst ein richtiges Urtheil, inwieweit die Schüler den Anforderungen entsprechen.

Man kann mit Sicherheit annehmen, dass auch an den Anstalten, wo dies nicht ausdrücklich im Jahresberichte bemerkt wurde, das Schnellschreiben geübt wurde. Ist es doch der schönste Erfolg eines Fortbildungscurses, wenn die Schüler so weit gebracht worden sind, dass sie einem nicht allzu schnellen Dictate oder einer mäßig schnell gesprochenen

Rede folgen. Es kann daher im Interesse der praktischen Ausbildung gewiss nur mit Freuden begrüßt werden, dass den Mittelschülern in größeren Städten häufig durch die Initiative der daselbst wirkenden Stenographenvereine Gelegenheit geboten wird, ihre praktische Fertigkeit in einem stenographischen Preiswettschreiben vor aller Augen zu zeigen. Auf diese Weise wird nicht nur dem regen Wetteifer der Schüler eines Curses untereinander, sondern auch der verschiedenen Mittelschulen einer Stadt Gelegenheit zur Auszeichnung geboten.

Wir können aus den angeführten Angaben der Jahresberichte mit ziemlicher Sicherheit den Schluss ziehen, dass das in der h. Verordnung vom 17. Juli 1873, Z. 4972, vorgeschriebene Ausmaß des Lehrstoffes für den Anfängercurs ein zu umfangreiches ist, als dass es von dem Lehrer in zwei wöchentlichen Unterrichtsstunden mit Sicherheit erreicht werden kann. Dazu kommt, dass der Lehrstoff für den Ausbildungscurs ein verhältnismäßig beschränkter bleibt. Die Lehre von der Satzkürzung, die dem Schüler mit Herbeiziehung der bereits im 1. Curse gelernten Sigel und ihrer Begründung ohne jede Schwierigkeit beigebracht werden kann, erfordert einen verhältnismäßig kleinen Theil der dem Ausbildungscurse zugemessenen Zeit; und wenn sie auch das ganze 1. Semester des 2. Curses in Anspruch nehmen würde, so bliebe immer noch das 2. Semester für praktische Übungen in der Satzkürzungslehre, die aber dann auch um so raschere und ergiebigere Fortschritte zeigen werden, je fester und sicherer die Schüler in der Wortbildung und Wortkürzung geworden sind. Wenn der Schüler beim Schnellschreiben noch immer auf Wörter stößt, bei deren Schreibung er nicht sicher ist, ob er oben oder unten anfangen soll, dann nützt ihm die Satz- und die logische Kürzung nicht viel. Außerdem soll er ja imstande sein, sein in Satzkürzung geschriebenes Elaborat fehlerfrei in stenographische Correspondenzschrift zu übertragen. Dass aber die gründliche Erlernung der letzteren nur langsam und schrittweise, besonders im 1. Semester des 1. Curses vor sich gehen kann wird um so eher zugegeben werden, wenn man bedenkt, dass der Schüler diese neue Schrift nicht bloß mechanisch erlernen, sondern vor allem mit tiefem Verständnisse und wachsendem Interesse für die sinnreiche Erfindung Gabelsbergers erfüllt werden soll, dass ferner gerade beim Alphabete, bei der Wortbildung, bei der symbolischen Vocalbezeichnung usw. Gelegenheit ergriffen werden soll, die Elemente der Sprache und Schrift zu vergleichen, auf die physiologische Verschiedenheit der Laute, auf den Charakter der Vocale und Consonanten und das getreue Abbild derselben in der Stenographie, ferner bei der Wortkürzung auf die große Bedeutung des Worttones in der Sprache aufmerksam zu machen, der manche wenig betonte Schalt- und unbetonte Endsilbe ebenso verflüchtigt, wie der Stenograph sie nur flüchtig bezeichnen oder unbezeichnet lassen wird. Die Stenographiestunde ist auf solche Weise für den Schüler nicht eine bloße Schreibstunde, in der er mechanische Fertigkeit üben soll, sondern die schriftlichen Darstellungen sind reichlich gewürzt mit Denkübungen, mit grammatikalischen und syntaktischen Wiederholungen. Die wissenschaftliche und sprachgründliche Aneignung der Correspondenzschrift

erfordert aber Zeit und Mühe; diese wird nicht zwecklos und verschwenderisch aufgewendet, um so weniger, als ja auch die Hand sich erst an die neuen Schriftzüge gewöhnen muss, um die kleinen schmiegsamen und veränderlichen Zeichen kalligraphisch schön und sicher zur Darstellung zu bringen. Darum wird auch kein verständiger Lehrer etwa gleich mit dem ganzen Alphabete, sondern nur langsam beginnen und bedächtig vorwärts gehen; er wird aber vor allem nicht früher zu rascheren Dictaten oder gar zur Satzkürzung schreiten, bevor nicht alle mechanischen Schwierigkeiten der Wortbildung beseitigt sind. Beachtet er dies nicht, so ergreift die Schüler Muthlosigkeit. Es stellt sich als nächste Folge Unlust ein, den Gegenstand weiter zu betreiben, und die natürliche Folge ist dann, dass die Schüler den Gegenstand im 2. Curse aufgeben. Wenn man auch annehmen muss, dass von den Schülern, welche bereits in der 4. Classe Stenographie erlernen, manche gar nicht ins Obergymnasium kommen und daher auch nicht an einem Ausbildungscurse theilnehmen können; wenn man ferner auch noch den Umstand in Betracht zieht, dass Schüler, welche in der 6. oder 7. Classe erst den Anfängercurs besuchen, kaum mehr Zeit finden können, den Gegenstand auch im Ausbildungscurs zu frequentieren, so muss die verhältnismäßig geringe Zahl der Schüler der Ausbildungscurse (1460) gegenüber denen der Anfängercurse (2504) gleichwohl auffallen. Dieser Abfall der Schüler, der übrigens auch während des Schuljahres (zu Beginn des 2. Semesters) bemerkbar ist, hat freilich seine Ursache auch oft darin, dass besonders schwächer veranlagte Schüler den Rath erhalten, den einen oder anderen Freigegenstand aufzugeben, um den Anforderungen des obligaten Unterrichtes eher entsprechen zu können. Aber immerhin fordert dieser Umstand auch zum Nachdenken auf, ob nicht vielleicht in der Methode die Schuld liegen könnte. Und hier scheint in erster Linie eine Übereilung, eine zu rasche Absolvierung der Wortbildungslehre von unberechenbarem Schaden zu sein. Dass diese Auffassung wohl viele Lehrer theilen, zeigen die thatsächlichen Angaben des absolvierten Lehrstoffes in den Jahresberichten.

3. Von großer Wichtigkeit in Bezug auf die Lehrmethode ist die Wahl der Lehrbücher. Wenn auch in dieser Hinsicht durch Herausgabe wirklich gediegener Lehrmittel und Vervollkommnung bereits vorhandener eine wesentliche Besserung erzielt wurde, wenn man besonders dankbar anerkennen muss, dass der Verschiedenheit der Schreibweisen nunmehr fast gänzlich gesteuert und die für den Unterricht so nothwendige Schrifteinheit nahezu hergestellt erscheint, wenn man endlich noch besonders hervorheben darf, dass die österreichischen Lehrmittel sich durchgehends durch leicht lesbare kalligraphische Schrift und musterhafte Ausstattung auszeichnen, so wird gleichwohl der Lehrer bei der Wahl der Bücher vor allem auch die Methode in Erwägung ziehen und prüfen müssen, ob der Verfasser des Lehrbuches auch eine solche Methode eingeschlagen hat, die er wird billigen können. Als wesentliche Erfordernisse in dieser Hinsicht können wohl gelten: 1. Beschlussmäßige Schreibweisen; jede Willkür und Eigenmächtigkeit des Verfassers muss hintan-

gehalten werden; der Schüler soll nicht erst Correcturen im Buche vornehmen, bevor er es benützen kann. 2. Richtige, wissenschaftlich begründete und vor allem langsam vorwärtsschreitende Methode mit fortlaufenden Lese- und Schreibübungen und mit Aufgaben zur Erprobung der Selbständigkeit der Schüler. Auch die Wahl des Lesebuches ist nicht gleichgiltig. Sollen doch die Leseübungen schon nach den ersten Stunden beginnen und soll doch der Inhalt derselben ein wirklich bildender und der Unterrichtsstufe angepasst sein, auf welcher sich der Schüler befindet. Gewiss nur vortheilhaft wird sich der Unterricht dann gestalten, wenn das Lehrbuch neben den schon erwähnten Erfordernissen durch zweckmäßige Bezugnahme auf den mit dem Stenographieunterrichte natürlich verwandten Sprachunterricht — und das Lesebuch durch Heranziehung jener Gebiete, welche dem Schüler auf dieser Unterrichtsstufe auch anderwärts begegnen (für Schüler der 4. Classe besonders auch die vaterländische Geschichte), auf die wünschenswerte Concentration des Unterrichtes Rücksicht nimmt. Auch die Dictate der Lehrer zu schnellschriftlichen Übungen werden mit Erfolg darauf Bezug nehmen. Hinsichtlich der Lehrmittel kann man aus den Jahresberichten[1]) Folgendes entnehmen: Je ein Lehr-, beziehungsweise Lesebuch benützen 24 Anstalten; ein Lehr- und Lesebuch 40 Anstalten; zwei verschiedene Lehrbücher und ein Lesebuch 5 Gymnasien. Am meisten im Gebrauche steht das Lehr- und Lesebuch von Franz Scheller (4. u. 5. Aufl., Prossnitz 1895) an 18 Gymnasien, wozu noch 4 Anstalten kommen, an welchen es für das nächste Schuljahr statt des bisher benützten Buches vorgeschlagen wird. Diesem zunächst kommt der theoretisch-praktische Lehrgang von Robert Fischer (40. Aufl., Altenburg), an 11 Gymnasien verwendet. Ferner das Lehrbuch von Prof. Engelhard an 9 Gymnasien; dann Karl Faulmanns Lehrgebäude an 7 Gymnasien; ebenso H. Raetzsch Lehrgang der Stenographie (64. Aufl., Dresden) an 7 Gymnasien; ferner Kühnelts Lehrbuch (6. Aufl.) an 6 Gymnasien; sodann Dr. Karl Albrechts Lehrgang (3. u. 4. Aufl.) und Conns Lehrbuch an 4 Gymnasien; endlich die kurzgefasste Preisschrift (Gratzmüller) und Faulmanns Lehrbuch an 2 Gymnasien und das Lehrbuch von Prof. A. Heinrich, Schiffs Lehrgang und Faulmanns Schule der Praxis an je 1 Anstalt. Als Lesebuch wird nach dem mit dem Lehrbuche verbundenen Lesebuche von Fr. Scheller am meisten verwendet das Lesebuch von Prof. Engelhard an 15 Gymnasien. Diesem zunächst kommt die stenographische Anthologie von Faulmann (5. Aufl.) an 5 Gymnasien; ferner das Lesebuch zur Preisschrift an 3 Anstalten und das vaterländische Ehrenbuch und die Mährischen Blätter für Stenographie an je 1 Gymnasium. Es wäre nur zu wünschen, dass die trefflichen österreichischen Lehrmittel allenthalben, besonders an den österreichischen Anstalten die gebürende Beachtung fänden. In Deutschland scheinen sie noch nicht die richtige Wertschätzung zu finden. Wenigstens können wir aus einer übersichtlichen, von Adolf Krafft verfassten Dar-

[1]) In den Jahresberichten von 18 Anstalten fehlen die näheren Angaben.

stellung der an den bayrischen Gymnasien verwendeten Lehrmittel (Deutsche Stenogr.-Zeitung v. 15. Aug. 1896, S. 255 f.) ersehen, dass nur an zwei von den 37 bayrischen Gymnasien ein österreichisches Lehrbuch (das im Buchhandel bereits vergriffene Buch von Zeplichal), aber auch nur neben der Preisschrift von Gratzmüller in Verwendung steht.

4. Sehr erfreulich ist es, dass an fast allen Anstalten der stenographische Unterricht von den Lehrkräften des betreffenden Gymnasiums selbst ertheilt wird. Es sind nicht weniger als 69 Gymnasien, an denen dies der Fall ist, darunter 7, an welchen der Director selbst den Unterricht leitet. An 6 Gymnasien unterrichtet ein Professor einer anderen Anstalt; nur an 9 Gymnasien unterrichten Lehrer, die dem Kreise der Mittelschulprofessoren nicht angehören; an 1 Gymnasium wahrscheinlich ein Schüler (Peter Asslaber unter Aufsicht des Prof. A. Hämmerle am Obergymnasium der Augustiner in Brixen). An 6 Gymnasien theilen sich 2, an 1 sogar 3 Lehrer dieser Anstalt in die Ertheilung des Unterrichtes. Ihrer Fachbildung nach sind 48 für Philologie approbiert, 14 für Mathematik, 10 für Geschichte und Geographie, 2 für Naturgeschichte, je 1 für Religion, Zeichnen, Turnen, Gesang. 4 sind Realschulprofessoren, 3 Stenographielehrer, 3 Bürgerschullehrer, 1 Gemeindebeamter und 1 Studierender.

Vielleicht ist es gestattet, an diese Ausführungen noch den einen oder anderen Wunsch zu knüpfen. Dieser geht in erster Linie dahin, dass eine möglichst ruhige, gleichmäßige, sichere Stabilität im Betriebe dieses Unterrichtes an den österreichischen Gymnasien erreicht werden möge. Diese müsste und könnte sich darin zeigen, dass an allen Anstalten, an welchen die nöthige Schülerzahl sich meldet, Curse im gleichen Zeitausmaße, mit gleicher Stundenzahl geschaffen würden, dass ein möglichst gleiches Lehrpensum an allen diesen Anstalten bewältigt werde. Es würde diese Gleichmäßigkeit vor allem denjenigen Schülern zugute kommen, welche durch Übersiedlung ihrer Eltern oder durch andere Umstände genöthigt sind, die Anstalt zu wechseln; sie würde aber auch dem Gegenstande selbst nützen. Der Unterricht würde dadurch gewiss nur gewinnen, dass er, in feste, sichere Bahnen geleitet, sich überall gleich ruhig und gedeihlich entwickeln könnte. Die Schüler der verschiedenen Lehranstalten würden eine gleichmäßigere Ausbildung erfahren und das Lehrziel gleichmäßiger erreicht werden. Von großem Werte wäre es auch, wenn in den Jahresberichten der einzelnen Anstalten die Ausweise über diesen Gegenstand in noch größerer Genauigkeit und Gleichmäßigkeit, als dies jetzt der Fall ist, geliefert würden. Es sollte in keinem derselben der Name des Lehrers fehlen, ferner das Ausmaß des durchgenommenen Lehrstoffes, die Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden, Titel, Auflage und Preis der beim Unterrichte verwendeten Lehrmittel, endlich die Zahl der Schüler, nach Cursen und Classen geordnet (vgl. Weisungen, 2. Aufl., S. 96 ff.), welche an den stenographischen Unterrichtscursen sich betheiligen.

Linz. Ferd. Barta.

Der VII. allgemeine deutsche Neuphilologentag zu Hamburg.

(25.—28. Mai 1896.)

In der letzten Versammlung, welche der Verband der deutschen neuphilologischen Lehrerschaft vor zwei Jahren in Karlsruhe abgehalten hatte, war die alte Hansestadt Hamburg als Ort der nächsten Zusammenkunft gewählt worden. Der dortige rührige Verein für das Studium der neueren Sprachen hat nun auch alles gethan, um eine rege Betheiligung erwarten zu dürfen. Die große Zahl von Theilnehmern aus Hamburg und Umgebung (82 von den 203 eingeschriebenen Mitgliedern) ist ein erfreuliches Zeichen sowohl des daselbst herrschenden lebhaften Interesses für Wissenschaft und Fortschritt, als auch des Bestandes einer stattlichen Reihe von Lehranstalten, welche neuere Sprachen pflegen; an der weniger zahlreichen Betheiligung des übrigen Deutschland ist wohl nur die peripherische Lage des Versammlungsortes schuld gewesen, doch hätte derselbe als erste Seestadt des Continentes auch ohne die Verhandlungen so viel Anziehendes geboten, um noch viele andere die Größe der Entfernung vergessen lassen zu können. Es waren z. B. aus Berlin nur 11, aus Sachsen allerdings 13, aus Baden und Hessen je 2 Theilnehmer, aus Würtemberg und Bayern niemand erschienen (vielleicht weil diese letzteren Länder eben die vorhergehende Versammlung in nächster Nähe gehabt hatten); zahlreich hingegen war die Betheiligung aus Nordwestdeutschland. Österreich hatte 2 (Hrn. Universitätsprof. Dr. J. Schipper und Ref.), Ungarn 1 Delegierten entsendet, während das sonstige Ausland durch 1 Dänen, 1 Engländer, 1 Russen (aus der Krim) und 1 Brasilianer vertreten war. Von deutschen Universitäten waren die Proff. Lindner, Stengel, Vietor und Vollmöller anwesend; Förster (Bonn) hatte sein Ausbleiben durch Krankheit entschuldigt. — Hoffentlich werden die südlichen und mittleren Gaue des Deutschen Reiches zu Pfingsten 1898 auf dem VIII. Neuphilologentage zu Wien, das ihnen näher liegt oder doch infolge der in Österreich um die Hälfte billigeren Fahrpreise (die für Theilnehmer noch ermäßigt werden dürften) leicht erreichbar ist, sehr zahlreich vertreten sein und auch recht viele der in Hamburg versammelt gewesenen Herren der ihnen entbotenen herzlichen Einladung folgeleisten.

Was nun den Verlauf des VII. Neuphilologentages selbst betrifft, so muss sich nachstehender Bericht naturgemäß auf das Wichtigste beschränken.

Nachdem schon am Vorabende eine zwanglose Zusammenkunft stattgefunden, eröffnete der Vorsitzende, Prof. Dr. Wendt (Hamburg), die Versammlung am Pfingstdienstage mit einer gehaltvollen Begrüßungsrede, in welcher er die Ziele der Neuphilologentage charakterisierte und auf die Verhältnisse der Hansestadt Hamburg hinwies, die deren Bestrebungen ganz besonders günstig seien.[1]) Dies gieng auch aus der

[1]) Eine aus Staatsmitteln unterstützte reichhaltige englische Realien-Ausstellung, deren Katalog nebst einer vom dortigen Verein für neuere

schönen Rede des Hrn. Dr. Stammann hervor, der als Mitglied des Senats die Versammlung im Namen und Auftrag dieser hohen Körperschaft begrüßte und die Versicherung gab, dass die neuphilologische Lehrerschaft in ihren fortschrittlichen Bestrebungen auch in Zukunft auf die Unterstützung seitens des Staates rechnen könne, der die Verhandlungen mit sympathischem Interesse verfolge. Nachdem noch der kürzlich verstorbenen Mitglieder Zupitza und Sarrazin ehrend gedacht worden war, wurden an Stelle zweier am Erscheinen verhinderter Herren Prof. Dr. Schipper (Wien) und Provinzial-Schulrath Geheimrath Dr. Münch (Coblenz) in den Vorstand gewählt

Als erster Gegenstand der Tagesordnung folgte der Vortrag von Geheimrath Münch: „Welche Ausrüstung für das neusprachliche Lehramt ist vom Standpunkte der Schule aus wünschenswert?“ — Unter Ausrüstung, führte der Redner aus, sei nicht bloß die äußerliche Ausstattung seitens der Natur, sondern auch die innere Ausbildung gemeint. Bezüglich der ersteren müsse sich jeder Lehramtscandidat wohl prüfen, ob ihm nicht ein Sprach- oder Gehörfehler, ein unbiegsames Organ usw. hinderlich sei. Eine gewisse natürliche Beredsamkeit, Feinfühligkeit für fremde Eigenart, sowie Interesse für die Erscheinungen des modernen Lebens seien unbedingt erforderlich; eine gute Beigabe sei auch Humor und eine gewisse Weltverachtung, so dass das scherzhafte englische Wort zur Wahrheit werden könne: „Ein Schulmeister, und doch glücklich!“ — Was die innere (fachliche) Ausbildung anbetreffe, so sei ein Gleichgewicht von Wissen und Können zu erstreben. Zwischen Wissenschaft und Praxis müsse stets die innere Verbindung gewahrt bleiben; der Zeit nach würde dabei immer die bei weitem größere Hälfte der Wissenschaft zufallen. Das wissenschaftliche Studiengebiet würde sich in gleichmäßigerer Weise über die gesammte Entwicklung der Sprachen und Literaturen zu erstrecken haben, wobei auch eine stärkere Aufnahme ästhetisch-literarischer Studien wünschenswert wäre. Die Studenten sollten die praktische Übung in den fremden Sprachen zur selbstverständlichen und ununterbrochenen Aufgabe während ihrer gesammten Studienzeit machen und auf jede Weise Gelegenheit dazu suchen. Die Gesammtdauer der akademischen Studienzeit sollte (einschließlich der Prüfungen) womöglich auf das Höchstmaß von zehn Semestern zurückgeführt werden.

Der Inhalt dieses höchst lehrreichen und feinsinnigen Vortrages war in die Form von sechs Thesen gekleidet worden, über welche eine Discussion vorläufig nicht stattfand, da noch ein ähnlicher Gegenstand der Tagesordnung in Gestalt von Thesen vor die Versammlung gebracht werden sollte und sonach eine gemeinsame Besprechung verwandter Ansichten vorzuziehen war.

Sprachen herausgegebenen Festschrift jedem Theilnehmer als dankenswerte Gabe gelten wird, gestattete einen erfreulichen Einblick in die Art und Weise, wie eine moderne Bürgerschaft das Schulwesen fördert.

Der zweite Gegenstand der Tagesordnung war das Referat von Oberlehrer Dr. Hengesbach (Meseritz, Provinz Posen) über „Die Reform im Lichte der preußischen Directoren-Conferenzen". — Der Gesammteindruck der Verhandlungen dieser Conferenzen sei in Bezug auf die „Reform" kein günstiger. Was auf diesem Gebiete gefördert worden, sei nur der Regierung zu verdanken. Die Conferenzen ließen Verständnis für die Sache und Gründlichkeit vermissen, obgleich die Directoren den Lehrern gegenüber die autoritative Wichtigkeit ihrer Verhandlungen betonten. Den Berichterstattern fehle es an Sachkenntnis und persönlicher Erfahrung; unbequeme Vorschläge, Meinungen und Wünsche würden einfach zurückgewiesen; ein gewisser Ton von Selbstüberhebung klinge aus den Berichten, der den meist sehr sorgfältig gearbeiteten Gutachten gegenüber nicht am Platze sei. Die Unparteilichkeit der Conferenzen zeige sich nicht in sehr rosigem Lichte. Um eine Förderung des neusprachlichen Unterrichtes zu erreichen, sei vor allen Dingen fachmännisches Wissen nothwendig. Eigenthümlich sei doch, dass es z. B. in den Provinzen Hessen und Brandenburg, wo die neusprachliche Bewegung ihre Anregung und kräftigste Unterstützung gefunden habe, keine Directoren-Conferenzen gebe. — Diese Ausführungen wurden von den Directoren Seitz und Schlee, die an den Verhandlungen der schleswig-holsteinischen Conferenz als Mitglieder theilgenommen, zurückzuweisen gesucht, worauf Dr. Hengesbach entgegnete, dass er sich ja doch auf die Protokolle gestützt habe.

Hierauf sprach Prof. Dr. Müller (Heidelberg, Gymnasium), der in Karlsruhe mit der Leitung der Vorarbeiten betraut worden war, „Über den neusprachlichen Lectüre-Canon" und stellte eine Reihe von Anträgen zur Lösung dieser Frage. Es handelt sich um die Herstellung eines Verzeichnisses der Hilfsbücher und Schriftstellerausgaben, die bei der Lectüre der französischen und englischen Sprache in den Schulen zu verwenden sind. Vor Feststellung der Schlussfassung des der Versammlung vorzulegenden Entwurfes waren noch mehrere bewährte Schulmänner um ihre Ansicht angegangen worden, so dass derselbe auf dem VII. Neuphilologentage allseitige Zustimmung fand und mit geringfügigen Änderungen angenommen wurde. Bezüglich der Bezeichnung „Canon" sei, wie auch Dr. Benecke (Charlottenburg) hervorhob, bemerkt, dass es sich hiebei nur um eine Richtschnur, nicht aber um eine bindende Vorschrift handelt, wie es scheinen könnte. — Die Sichtung der Schullectüre solle nun, nach Müllers Vorschlag, unter Berücksichtigung folgender Gesichtspunkte geschehen: 1. Die äußere Ausstattung der Bücher müsse den strengsten Anforderungen der Schulhygiene entsprechen; 2. der Wert oder Unwert des Inhalts sei vor allem nach der geistig-erziehlichen Bedeutung zu beurtheilen; 3. der Inhalt müsse einen belehrenden Einblick in die Geschichte und Cultur des öffentlichen und privaten Lebens und in die unterscheidende Eigenart des betreffenden Volkes bieten; 4. er soll einführen in das Verständnis der hervorragendsten Geister dieses Volkes und den Schüler bekannt machen mit dem Besten und Edelsten, was es in Literatur und Kunst, Handwerk und Industrie hervorgebracht

hat; 5. der Text dürfe, der Hauptsache nach, nichts bieten, was nicht auch jetzt noch sprachlich mustergiltig wäre. Auszuschließen seien außer jenen, die diesen Bedingungen nicht entsprechen, besonders solche Ausgaben, deren unter dem Texte stehende Anmerkungen die Schüler zur Faulheit und zur Unaufmerksamkeit während des Unterrichtes verleiten, indem sie Dinge erklären, die der Schüler durch eigenes Nachdenken finden kann und soll; doch sollen damit Ausgaben mit erklärenden Anmerkungen unter dem Texte nicht in allen Fällen als verwerflich bezeichnet werden, besonders nicht für cursorische und Privatlectüre. — Prof. Müller stellte nun im Anschlusse an diesen gedruckt vorgelegten Entwurf den Antrag, es möge ein mit dem Obmann aus 17 Mitgliedern (die einzelnen Schulgattungen vertretend) bestehender Ausschuss gewählt werden, welcher die gesammte für die Schule bestimmte Autorenlectüre nach obigen Gesichtspunkten einer Prüfung unterziehen, das Brauchbare in die Liste aufnehmen und das Ergebnis dieser Arbeit dem nächsten Neuphilologentage zur Annahme oder Verwerfung en bloc vorlegen solle. Hierzu stellte Director Hausknecht (Berlin) den Zusatzantrag, der bei der Sichtung der Bücher als 6. Gesichtspunkt zu gelten habe: »Der Inhalt der Schulausgaben muss in natürlicher Weise Beziehungen und Anknüpfungspunkte mit anderen Lehrgegenständen derselben Anstalt und Stufe bieten«. Diese Anträge wurden alle nach kurzer Debatte mit sehr großer Majorität angenommen und ein 17gliedriger Ausschuss mit Prof. Müller als Obmann gewählt.

In der zweiten Sitzung (Vorsitzender: Prof. Dr. Schipper — Wien) sprach zuerst Prof. Scheffler (Dresden, Technik) über »Technische Hochschule und neuere Philologie« und gab Mittheilungen über wissenschaftliche Arbeiten aus diesen Kreisen; dann hielt Dr. Mühlefeld (Osterode) einen interessanten Vortrag über »Die Lehre von der Bedeutungsverwandtschaft in ihrem Verhältnisse zur Rhetorik, Semasiologie, Wortbildungslehre, Stilistik und Synonymik« und ihre fruchtbare Anwendung beim Unterrichte. Redner fasste den Inhalt seiner Ausführungen gleichfalls in die beliebte Form von (zwei) Thesen. Hierauf referierte Prof. Vietor (Marburg a. L.) im Auftrage des letzten Neuphilologentages über die Beantwortung der Frage: »Was ist im Auslande zur praktischen Förderung der (dortigen) Neuphilologen in letzter Zeit geschehen?« Vietor konnte auf Grund von brieflichen Nachrichten und persönlichen Erkundigungen mittheilen, dass namentlich in Skandinavien und Frankreich, dann auch in Österreich, Canada und Chili vieles von dem geschehen sei, was die Thesen der Karlsruher Commission für Deutschland wünschen. Hr. Lector Gauthey Des Gouttes (Kiel) sprach schließlich in prächtigem Französisch über »La littérature française contemporaine au point de vue scolaire«. Er musterte die französische Literatur seit dem großen Kriege, einzelne Richtungen treffend und witzig charakterisierend, und gelangte zu dem Schlusse, dass man selbst harmlose Stücke aus den zeitgenössischen Schriftstellern nicht ohne Gefahr zur Schülerlectüre empfehlen könne, weil gerade eine gelungene Auswahl von Werken eines

Dichters immer den naturgemäßen Wunsch erwecken müsse, noch mehr, am liebsten aber alles von ihm kennen zu lernen. — Der sympathische Redner wurde mit steigendem Interesse angehört und am Ende seines Vortrages durch anhaltenden Beifall ausgezeichnet. Die Sitzung wurde sodann aufgehoben, und der erste Theil des Vergnügungsprogrammes trat an die Stelle der Thesen.

Der Festausschuss konnte sich mit seinen Veranstaltungen wohl sehen lassen. Er hatte auch ein dankbares Arbeitsfeld, und viele Besucher werden noch lebhaft der geselligen Veranstaltungen gedenken, wenn die Erinnerung an die Vorträge schon zu verblassen beginnt. — Eine vom herrlichsten Wetter begünstigte Rundfahrt durch den Hafen zeigte den Gästen die erste Seestadt Deutschlands in ihrer Thätigkeit und Größe. Freundliche Zurufe wurden überall laut, wo die beiden Congresschiffe mit ihrer Musikcapelle vorüberkamen. Herrlich war die Weiterfahrt nach Blankenese auf dem unendlich scheinenden Strome, gehoben die Stimmung beim Festmahle, dem Director Tendering (Hamburg) präsidierte. Die Begeisterung machte sich in ernsten und heiteren Trinksprüchen Luft, und die Rückfahrt bei klarstem Mondschein ließ kein Herabsinken zur nüchternen Prosa des Lebens zu, wenigstens nicht noch am Abend.

Die dritte Sitzung wurde mit einer Ehrung des eben damals verstorbenen Dir. Friedländer eröffnet. Den am Erscheinen verhinderten Proff. Eil, Förster und Sallwürk entsandte die Versammlung durch den Vorsitzenden schriftlich ihre Grüße. Sodann folgte als erster Gegenstand der Tagesordnung der Antrag von Prof. Kühn (Wiesbaden) betreffend den »Nachweis von Adressen im Ausland für Neuphilologen«. Um den ins Ausland gehenden Studenten und Lehrern leichter Gelegenheit zu schaffen, mit Ausländern Umgang zu pflegen und dafür Landsleute zu meiden, solle eine Liste von Adressen gebildeter Familien angelegt werden, wo der junge Mann Unterkunft und Verkehr, aber keinen Stammesgenossen finde. Das fremdsprachliche Ausland empfinde dasselbe Bedürfnis; es könnte sonach ein Austausch von Adressen bewerkstelligt werden. Mr. Lipscomb (London), der als Mitglied der Modern Language Association den Auftrag hatte, diesen Austausch zu vermitteln, berichtete (englisch), dass der eben genannte Verein demnächst eine solche Liste veröffentlichen würde. Anschließend daran charakterisierte er dessen Bestrebungen in England und die Hindernisse, welche sich ihnen infolge der mangelnden staatlichen Organisation des englischen Schulwesens entgegenstellen. Es gebe nicht einmal zuverlässige Lehrerverzeichnisse. — Prof. Vietor dankt im Namen der Versammlung und erklärt sich bereit, die Adressenlisten in der Zeitschrift »Die neueren Sprachen« kostenfrei zu veröffentlichen. Nachdem Prof. Stengel die Ernennung einer Commission vorgeschlagen, constituierte sich dieselbe nach freiwillig erfolgten Anmeldungen und wählte Prof. Scheffler zum Obmann, dem die Adressen brieflich mitzutheilen wären. Prof. Schmeding (Duisburg) meinte, solche Listen erleichterten nur die Zusammenkunft von Landsleuten; es müsse jeder selbst für sich sorgen.

Sehr interessant war der nun folgende Vortrag von Dr. Aronstein (Berlin) über „Die Entwicklung des höheren Schulwesens in England". Er gieng in dieser historischen Skizze bis in das 15. Jahrhundert zurück (Eton wurde 1440 gegründet und genoss nebst Winchester hohes Ansehen) und verfolgte die mannigfachen Wandlungen des englischen Unterrichtswesens bis auf den heutigen Tag. Als Blütezeit sei das 16. und der Anfang des 17. Jahrhunderts anzusehen; später trat rascher Verfall ein. Die englische Aristokratie zeigte keinen Eifer für die Schule. Einige Anstalten (so Eton) wurden sehr reich, doch kamen diese Reichthümer einzig aristokratischen Schülern zugute. Die Stipendien waren armen Studenten unerreichbar. Die Zustände im Anfange des 18. Jahrhunderts blieben noch immer sehr arg. Von Disciplin war keine Rede; die Classen waren überfüllt, die Zahl der Lehrer zu gering. Eton, das immer noch als eine der vornehmsten Schulen galt, hatte bei 570 Schülern nur neun Lehrer! Wer im Handel Bankerott gemacht hatte, gründete eine Schule. Im Anfang unseres Jahrhunderts machten sich mannigfache Reformbestrebungen bemerkbar. Neue Schulen wurden gegründet, vielfach auf Actien (Society Colleges); sie kamen den Eltern billiger, wurden aber auch stiefmütterlicher behandelt, trotzdem sie älteren Anstalten an Wert theilweise gleichstanden. Der Geist des Spieles sei aber in England zu stark, als dass man Resultate etwa wie in deutschen Schulen erzielen könnte. Endlich wurden staatliche Prüfungen eingeführt (1864). Die Universitäten lassen auf Verlangen einzelne Candidaten, sowie ganze Schulen prüfen. So hatte Oxford bis zum Jahre 1893 nicht weniger als 12.554 Schüler und Schülerinnen geprüft. Viele Schulen lassen sich von den Schülern erst nach bestandener Prüfung bezahlen (payment by result). Eine Schulenquête, die 1864 veranstaltet worden, förderte traurige Ergebnisse zutage. Diese Inquiry Commission, die freilich von vielen Schulen abgewiesen wurde und dann auf Mittheilungen früherer Schüler (!) der betreffenden Anstalten angewiesen war, legte von 1864—1868 in 20 Bänden ihre Berichte nieder, welche ein trauriges Bild entwerfen. Etwa 3000 der vor 1800 gegründeten Schulen waren ganz herabgekommen. Trotz der Thätigkeit der im März 1894 neu eingesetzten Commission werde für viele Schulen das Motto sein: „Lasciate ogni speranza!"[1]) — Dieser Vortrag fand allerseits den wohlverdienten Beifall.

Die vierte Sitzung (Vorsitzender: Geheimrath Münch) wurde fast ganz von der Discussion der 15 Thesen ausgefüllt, welche die in Karlsruhe zur Berathung der Banner'schen Thesen über die neuphilologische Vorbildung eingesetzte Commission dem VII. Neuphilologentage vorzulegen hatte. Prof. Förster, der den Entwurf vertreten sollte, musste — wie schon erwähnt — leider absagen, weshalb auch sein an-

[1]) Die Lectüre dieser auf Acten gegründeten Studie, die in den bei C. Meyer in Hannover eben erschienenen „Verhandlungen" recht ausführlich gedruckt ist, gäbe denen, die in Zeitungen oder Vereinsversammlungen aus idealer Ferne für englisches Schulwesen schwärmen, einiges zu bedenken.

gekündigter Vortrag („Der neusprachliche Unterricht auf der Universität") ausfiel. An seiner Stelle erläuterte Prof. Vietor die einzelnen Thesen, sowie die Gesichtspunkte, die bei ihrer Aufstellung maßgebend gewesen waren, und theilte zugleich mit, dass man seitens der Regierung bei der Ausarbeitung der demnächst erscheinenden neuen Prüfungsordnung für etwaige Winke dankbar sein würde. Die Debatten gestalteten sich sehr lebhaft, doch gelangte man dank der vortrefflichen Leitung durch den Vorsitzenden, der in wohlwollender Weise und mit ungewöhnlicher Sachkenntnis für erfüllbare Wünsche eintrat, bezüglich der meisten Thesen zu einer Einigung, nachdem mehreren Einwänden stattgegeben und die Forderungen mit Rücksicht auf den Kostenpunkt etwas herabgestimmt worden waren. Diese Einwendungen seitens eines Großtheiles der Versammlung galten besonders der starken Betonung phonetischer Schulung in These 1 (Entwurf: .... doch ist vor Auslandsstudien ohne vorherige phonetische Schulung zu warnen) und 6. Letztere lautete im Entwurf „Jeder, der Lehrbefähigung im Französischen oder Englischen beansprucht, muss Kenntnis der Elementar-, d. h. Articulationsphonetik und deren praktischer Verwendung in der Schule in der französischen, bezw. englischen Prüfung nachweisen", und wurde gleich der 4., die von der Zulässigkeit einer Nachprüfung (nach abgeleistetem Seminarjahre) handelte, auf Grund der Abstimmung gestrichen. Auch die Einführung einer Prüfung aus den „Realien", die von einem Theile der Versammlung gefordert worden war, wurde schließlich nur als Wunsch hingestellt, wogegen von den Forderungen der Thesen 8 und 15 aus finanziellen Rücksichten vorderhand Abstand genommen ward, obgleich ihre Berechtigung anerkannt wurde. Der diesbezügliche Vorschlag der Commission lautete: 8. „Sowohl für romanische als englische Philologie sind an jeder Universität je zwei Professoren nothwendig, denen die Vertretung des Faches in allen seinen Disciplinen, sowie die Leitung der praktischen und wissenschaftlichen Seminare obliegt. Für die praktischen Sprech- und Schreibübungen, sowie für Vorträge in der fremden Sprache sind Lectoren, und zwar Ausländer mit wissenschaftlicher Vorbildung, unerlässlich. (Die Sprechübungen werden in getrennten Übungszirkeln abgehalten, deren Theilnehmerzahl 10 nicht überschreiten darf. Die durch Trennung der Curse etwa nöthig werdenden Mehrstunden werden den Lectoren angemessen honoriert.)" Ferner These 15. „Die für alle Lehrer gestellte Forderung, dass die Dienstzeit vom bestandenen Examen an gerechnet werde (vorausgesetzt, dass der Candidat seitdem entweder im öffentlichen Schuldienst gestanden oder sich der Behörde dauernd zur Verfügung gehalten hat), ist für Neuphilologen in Rücksicht auf die schwierige, langwierige und kostspielige Vorbildung ganz besonders nothwendig." — These 9 und die Gründe ihrer Absetzung können übergangen werden.

Es wäre von großem Interesse, hier den Gang der Debatte eingehend schildern zu können, doch überschritte dies den Rahmen dieses Berichtes. Nur einige Äußerungen seien verzeichnet, weil sie aus einem Munde kamen, der gehört zu werden beanspruchen kann. So erklärte Geheimrath Münch, dass es zu viel verlangen hieße, acht Semester als

Minimum anzusetzen; es solle besser „Normalzeit“ heißen. Bei den großen Anforderungen an die Candidaten wäre es wünschenswert, dass bloß eine Sprache für Oberclassen verlangt würde, umsomehr als die Zahl der Neuphilologen ohnehin eine geringe sei.[1]) Prof. Schipper hält die phonetische Schulung vor Reisen ins Ausland nicht für so nöthig wie der Entwurf und begründete seine Ansicht eingehend; auch war er für die Streichung der Realien als Prüfungsgegenstand, einmal weil der Begriff zu dehnbar, dann weil eine systematische Behandlung überflüssig sei, da sich bei Erklärung von Texten doch vielfach Gelegenheit biete, das Nöthige zu erwähnen. Prof. Vietor ist der Ansicht, dass das Schreibewesen vermindert werden solle, was übrigens schon Rambeau in seinen Thesen gefordert habe. — Die Theilnahme an der Debatte war auch von anderen Seiten eine äußerst rege. Bei Besprechung von These 11 erklärte Ref., dass in Österreich eine Herabsetzung der wöchentlichen Pflichtstundenzahl bereits officiell als unabweisbar erkannt worden sei, umsomehr als hier Classen ohne Correcturen gar nicht vorkommen; die Vielschreiberei stünde überhaupt mit dem Principe der reformierten Methode in Widerspruch.

Schließlich giengen nachstehende Thesen aus der Berathung und Abstimmung hervor (die Ziffern der von der Commission für besonders wichtig erklärten Thesen sind mit einem Sternchen bezeichnet; die Numerierung ist die des Entwurfes):

*1. Als Normalzeit für das neuphilologische Studium gelten acht Semester. Zwei davon können im Ausland verbracht werden; doch ist vorherige phonetische Schulung wünschenswert.

*2. Eine Vorprüfung in nicht neuphilologischen Fächern (z. B. Deutsch, Religion und Geschichte), nach Art der juristischen und medicinischen Vorexamina, ist abzuweisen.

3. Im Examen ist außer der wissenschaftlichen auch die praktische Befähigung nachzuweisen. Unerlässlich ist demnach ausreichende Fertigkeit im Gebrauche der fremden Sprache in Wort und Schrift, wünschenswert eine entsprechende Kenntnis der Realien.

5. Im Examen ist nachzuweisen:

a) Lehrbefähigung für alle Classen im Französischen *oder* Englischen;

b) Lehrbefähigung für mittlere Classen in drei weiteren Fächern. In erster Linie kommen in Betracht: Englisch oder Latein für Romanisten, Französisch oder Deutsch für Anglisten; sodann Geschichte und Geographie für beide;

c) die seither im Lateinischen geforderte Nebenfacultas für Unterclassen fällt als solche weg. Der Nachweis der erforderlichen Kenntnis im Lateinischen wird aber forthin vor dem betreffenden Fachprofessor des Französischen, Englischen oder Deutschen selbst (also nicht mehr des Lateins) abgelegt.

---

[1]) Also auch in Deutschland! Es ist eben ein Fach, das an seine Vertreter große Anforderungen stellt.

*7. Die bisher im Französischen zulässige Facultas für Unterclassen fällt weg.

10. Das Probejahr kann durch einen mindestens einjährigen Aufenthalt im Auslande nach dem Examen, entweder vor oder nach dem Seminarjahre, ersetzt werden. In diesem Falle muss der Candidat nachweisen, dass er während dieser Zeit bestimmte Punkte aus dem Sprach- und Culturleben des betreffenden Volkes eingehender studiert hat.

*11. Da Neuphilologen durch die Art ihres Unterrichtes, durch Vorbereitung und Correcturen besonders schwer belastet sind, ist eine Herabsetzung der Pflichtstundenzahl auf womöglich 18 erforderlich. (Entwurf: höchstens . . .) Auch ist das Übermaß der schriftlichen Arbeiten zu vermeiden.

12. Zur Erhaltung der praktischen Sprachfertigkeit und der Realienkenntnis ist den Neusprachlern sowohl an Universitäten wie höheren Schulen in regelmäßigen Zwischenräumen (längstens alle fünf Jahre) Urlaub ins Ausland mit Stipendien zu gewähren.

13. Außerdem sind Übungscurse im Inlande an geeigneten Orten einzurichten, in denen fremdsprachliche Vorlesungen gehalten, Gelegenheit zum Gebrauch der fremden Sprache geboten, phonetische Übungen veranstaltet und methodische Anweisungen gegeben werden. Als Ersatz für den Aufenthalt im Auslande können diese Curse nicht betrachtet werden. Sie dürfen nicht in die Ferien fallen. Den Theilnehmern sind Urlaub und Diäten zu gewähren.

*14. Unterricht in neueren Sprachen ist nur geprüften Neusprachlern zu übertragen.

Eine Abordnung unter Führung des 1. Vorsitzenden wird diese in Thesenform gekleideten Wünsche des VII. Neuphilologentages dem h. preußischen Unterrichtsministerium unterbreiten.

Der rein geschäftliche Theil wurde rasch erledigt. Bei der Wahl des neuen Vororts lud Prof. Schipper im Namen des Wiener Neuphilologischen Vereins und mit Zustimmung des österr. Unterrichtsministeriums die Versammlung nach Wien ein. Die Bedenken einiger Herren, dass man vorderhand noch nicht ins Ausland gehen solle und Wien außerdem zu sehr an der Peripherie des deutschen Sprachgebietes gelegen sei, suchte Ref. unter Hinweis auf die Culturgemeinschaft Deutschlands und Österreichs zu beschwichtigen, wobei er noch darauf aufmerksam machen konnte, dass Wien für einen großen Theil des Deutschen Reiches nicht entlegener sei als Hamburg, was denn auch aus dem schwachen Besuche der gegenwärtigen Versammlung seitens des mittleren und südlichen Deutschland ersehen werden könnte. Nachdem noch Prof. Dr. Sachs (Brandenburg) begeistert für Wien eingetreten war, wurde die Einladung dankend angenommen und Prof. Schipper (Wien), Dir. Fetter (Wien), sowie Prof. Wendt (Hamburg) in den neuen Vorstand gewählt. Dem Hamburger Ortsausschusse wurde für seine Mühewaltung der wohlverdiente Dank ausgesprochen. Damit schloss der officielle Theil.

Eine Reihe geselliger Veranstaltungen hielt indessen die Theilnehmer noch eine Weile beisammen. Wie das Frühstück gemeinsam im

Hansa-Gesellschaftshause, so wurde das Mittagessen zwar zwanglos, aber unter großer Betheiligung im Uhlenhorster-Fährhause an der Außenalster eingenommen. Abends fand dann der animierte Festcommers statt, bei dem unter anderen auch ad hoc gedichtete Neuphilologenlieder unter stürmischer Heiterkeit gesungen wurden. Das Schönste jedoch, was der Festausschuss bot und was nur die Seestadt Hamburg bieten kann, war der Ausflug nach Helgoland auf dem Schnelldampfer „Prinzess Elisabeth“ (7 Mk. hin und zurück), von welchem die auch viele Damen zählende Gesellschaft erst nach Mitternacht wieder ans Festland stieg. Viele Besucher waren auf der Fahrt einander persönlich näher getreten und brachten so die angenehmsten Erinnerungen mit zurück; alle aber werden dauernd des Felseneilandes in der Nordsee gedenken.

So kann denn der VII. Neuphilologentag in allem gelungen, bezüglich des Schlusses aber großartig genannt werden. Ref. erfüllt nur eine Pflicht, wenn er dem h. k. k. österreichischen Unterrichtsministerium, dessen Munificenz ihm die Theilnahme an dem lehr- und genussreichen Hamburger Congresse ermöglichte, auch an dieser Stelle seinen ehrerbietigen Dank abstattet.

Wien. Dr. Math. Friedwagner.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Anstellungsverhältnisse an den Mittelschulen.

Das Ministerial-Verordnungsblatt vom 15. October 1896 enthält das summarische Verzeichnis aller Lehramtscandidaten, welche im Studienjahr 1895/6 eine nach Art. VI der Prüfungsvorschrift vom Jahre 1884, bezw. 1894 vollständige Lehrbefähigung für Mittelschulen erlangt haben. Nach demselben beträgt die Zahl der approbierten Candidaten 121 gegen 126 im Vorjahre; sie hat demnach, wenn auch unbedeutend, abgenommen. Unter den Approbierten befinden sich 20, welche dem geistlichen Stande angehören, daher auch für die Anstellungsverhältnisse außer Rechnung zu lassen sind. Stellen wir den 101 weltlichen Candidaten die Zahl der in diesem Jahre an Staatsanstalten angestellten Supplenten gegenüber — es dürften nach Abrechnung der Katecheten 121 sein — so ergibt sich eine Differenz von 20 Personen, zu denen noch Supplenten zu zählen sind, die eine Anstellung an Communal- und Landesmittelschulen, an Lehrerbildungsanstalten oder Gewerbeschulen gefunden haben. Ihre Zahl ist gegenwärtig schwer zu bestimmen. Da sie aber nach unseren Beobachtungen an Mittelschulen mit deutscher Unterrichtssprache allein durchschnittlich 20 beträgt, an Anstalten mit nichtdeutscher Unterrichtssprache mit mindestens 15 veranschlagt werden darf, so ergibt sich zwischen den Approbierten und Angestellten dieses Jahres eine Differenz von etwa 55. Aus dieser Zusammenstellung folgt 1., dass die Verhältnisse für die Anstellung in diesem Jahre günstig waren, ein Umstand, der theilweise auf Rechnung der neu creierten Stellen zu setzen ist, 2. dass die günstigen Aussichten auf baldige Anstellung im Mittelschulfache überhaupt im Steigen begriffen sind, da das Missverhältnis zwischen Approbierten und Angestellten sich fortwährend vergrößert. Diese Aussichten sind allerdings in den einzelnen Fachgruppen nicht gleich günstig.

Im allgemeinen lässt sich bezüglich der deutschen Mittelschulen behaupten, dass, falls die Aussichten noch 2—3 Jahre günstig bleiben, der Bestand an älteren Supplenten in allen Disciplinen erschöpft sein wird, und dass in mehreren Gruppen ein vollkommen qualificierter Candidat nach einjähriger Lehrpraxis auf Anstellung rechnen kann. Für den Nachwuchs wird es von Bedeutung sein, an der Hand der vom Ministerium publicierten Ausweise zu beobachten, wie in den einzelnen Gruppen die Aussichten sich gestalten. Nur so wird das wünschenswerte Gleichgewicht zwischen 'Anbot und Nachfrage' auf diesem Gebiete hergestellt werden.

Literarische Miscellen.

Druck Th. und Grunsky F., Griechische Übungsbücher Griechisches Lese- und Übungsbuch für Classe V (Unte tertia). Von F. Grunsky. Leipzig, Braun 1896. VIII u. 116 S Vocabularium nebst fünf Tabellen von demselben. 40 SS.

Gleich einer Reihe anderer Lese- und Übungsbücher verfolgt auc das vorliegende den Zweck, den durch die neuen Lehrpläne geänderte Verhältnissen Rechnung zu tragen und durch Beschränkung und geeigne Anordnung und Vertheilung des Lehrstoffes, sowie durch planmäßige Ve bindung von Formenlehre und Syntax gewissermaßen den Ausfall d für den Unterricht im Griechischen bestimmten Lehrstunden zu ersetze Ich wüsste nicht besser den von dem Verf. eingeschlagenen Weg zu ch rakterisieren, als durch die folgenden Worte der Vorrede, die ich daru eigens hierher setze: „Bei der Anordnung des grammatischen Stoff handelte es sich zunächst darum, dem Schüler von Anfang an eine kla Einsicht in die Hauptregeln der Declination und Conjugation und die sic darin vollziehenden Lautgesetze zu verschaffen. Demgemäß werden di Paradigmen in streng geregelter Reihenfolge, anfangs jedes in eine eigenen Stück, behandelt, sodann alles, was einen klaren Überblick un logischen Fortschritt zu stören geeignet ist, namentlich ein Theil d dritten Declination,[1]) in einen Repetitionsgang verwiesen (betitelt „Zweiter Gang durch die Declinationen", umfassend die Stücke 32—4 von S. 36—46), ferner behufs leichterer Auffassung der Conjugation formen die Verben auf -έω vor denen auf -άω und von da an, wo e sich nicht mehr um ein mechanisches Erlernen des Verbums handelt, da Medium vor dem Activum geübt. Gleichartige Dinge, die erfahrung gemäß den Schüler nur zu leicht verwirren und unsicher machen, sollte nicht auf einmal oder schnell nacheinander vorgeführt werden. Dies wa maßgebend für die Trennung der drei Arten der Verba contracta, für di Vertheilung der Präpositionen auf eine größere Anzahl von Abschnitten desgleichen für die gesonderte Behandlung der einzelnen Modi, wie z. B den Optativus potentialis erst nach sicherer Einprägung der Bedeutung des Optativs als Wunschmodus zur Einübung kommt. Dass schon während der Declination große Theile der Conjugation vorausgenommen sind, bedarf heutzutage keiner Rechtfertigung mehr. Die Auslese dieser voraus zunehmenden Theile war theils durch die Möglichkeit der Anlehnung an Gleichartiges aus der Declination, theils durch die Rücksicht auf Ge winnung einer größeren Freiheit beim Übersetzen bestimmt, so das schließlich außer dem vollständigen Präsens der Indicativ und das Partici sämmtlicher Futura und Aoriste zur Einübung kommen, ehe die systema tische Behandlung des Verbums beginnt. Bei letzterer wird zunächst nu die regelmäßige Reduplication (an den Verba vocalia) vorgenommen, worauf zwei besondere Abschnitte den schwierigen Bildungen von Augment und Reduplication gewidmet sind. Die Tempora secunda den Verba muta und liquida voranzustellen, bot nach meiner Anordnung keine Schwierig keit. In der Syntax schloss sich ganz naturgemäß das Wichtigste de Casuslehre und der Lehre von den Präpositionen an die Declination der Moduslehre an die Conjugation an. Selbstverständlich wurde dabe inductiv verfahren. In der Casuslehre wurde besonders das mit dem Lateinischen Übereinstimmende ausgewählt. Auch sonst wird durch da Zeichen L auf die Übereinstimmung mit dem Lateinischen hingewiesen

[1]) Es sind dies die Contracta der 1. und 2. Declination, die so genannte attische Decl. und von der 3. Decl., die Muta-, die Liquida- ντ-, σ- und Vocalstämme, die unregelmäßigen Subst. und der Vocativ de 3. Decl., endlich die Adjective der 3. Decl.

Von der Moduslehre kommen zunächst die Modi in Hauptsätzen, später die in Nebensätzen nach ihren Grundzügen in Anwendung; dagegen wurde auf Optativus obliquus, hypothetischen Relativsatz und manches andere, was sonst in den Übungsbüchern vom Schüler gelegentlich mitgenommen werden muss, verzichtet.«

Der Übungsstoff, welcher bis Stück 28 einschließlich aus Einzelsätzen besteht, ist in drei Abtheilungen, eine griechische (*A*) und zwei deutsche (*B* und *C*) gegliedert. Die Sätze sind, wie ich aus sehr zahlreichen Stichproben ersehen habe, fast durchaus passend gewählt und auch inhaltlich mit geringen Ausnahmen zu loben. Die *B*-Sätze (häufig nur einzelne Worte) sind meiner Ansicht nach entschieden entbehrlich, da doch jeder Lehrer die zum Zwecke der Einübung nöthigen Variationen des übersetzten griechischen Lehrstoffes leicht finden kann. Auch geht der Zweck solcher Übungen, die Schüler an schlagfertige und rasche Antwort zu gewöhnen, gewiss zum Theile verloren, wenn sie sich zu Hause schon auf dieselben vorbereitet haben. Die vier größeren am Schlusse der betreffenden Abschnitte zu übersetzenden Lesestücke (29, 48, 56, 82) sind: Der Argonautenzug, Ödipus, Die Arbeiten des Herakles, Der zweite messenische Krieg. Dazu kommen noch 15 zusammenhängende deutsche Stücke, deren Stoffe ebenfalls der griechischen Mythologie und Geschichte entnommen sind.

Sachs H., Wörterschatz zu Xenophons Anabasis. Heft I—VII. 2. verb. Aufl. Berlin, Th. Fröhlich 1894. 35, 28, 29, 32, 36, 32, 38 SS.

Da wesentliche Veränderungen in Anlage und Einrichtung dieses für den Unterricht recht brauchbaren Hilfsmittels nicht vorgenommen worden sind, so begnüge ich mich, auf das Erscheinen der zweiten Auflage aufmerksam zu machen und verweise im Übrigen auf meine kurze Anzeige der ersten Auflage.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Leitfaden für den Anfangs-Unterricht in der Algebra an Gymnasien, Lyceen, Lateinschulen und verwandten Anstalten von G. Mahler, Professor am Gymnasium zu Ulm. Stuttgart, Paul Neff 1896.

Der vorliegende Leitfaden besteht aus zwei Cursen, von denen der eine das Lehrpensum der fünften, der zweite jenes der sechsten Classe eines württembergischen Gymnasiums umfasst. Ersterer enthält die Einführung in das algebraische Rechnen, die Addition und Subtraction, die Lehre von den relativen Zahlen, die Multiplication und die Division. Im zweiten finden wir das Wesentlichste über die Factorenzerlegung, die Lehre von den Brüchen, die Projectionslehre und die einfachsten Gleichungen des 1. Grades mit einer Unbekannten aufgenommen. Man erkennt aus diesen Angaben, dass die Forderungen jenen an unseren österreichischen Gymnasien weit zurückstehen, denn der besagte Lehrstoff pflegt an unseren Gymnasien in der 3. und 4. Classe vorgenommen zu werden. Die Herleitung der grundlegenden Sätze erfolgt auf Grund von Zahlenbeispielen, ein Vorgang, dem wir wohl in den untersten Gymnasialclassen, nicht aber in der 5. und 6. Classe beipflichten können. — Das Aufgabenmaterial ist ein reichliches und gut gewähltes. Dadurch wird ein besonderes Übungsbuch für die Schüler entbehrlich gemacht. Anerkennenswert ist der Umstand, dass der Verf. auch schon im Beginne der Algebra eingekleidete oder Textaufgaben herangezogen hat, um den Lehrstoff seinen Schülern interessanter zu gestalten. Unter den Aufgaben für die Gleichungslehre hätten sich mehr Bewegungsprobleme befinden sollen.

Das schön ausgestattete Büchlein, das einen Theil der »Sammlung von Lehrmitteln für höhere Unterrichtsanstalten« darstellt, kann bestens empfohlen werden. Wir wünschen, dass dasselbe recht bald fortgesetzt werde.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Programmenschau.

126. Olivier Klose, Die beiden an Maximianus Augustus gerichteten panegyrici latini. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Salzburg 1895, 8°, 40 SS.

Seit Rühls Dissertation (De XII panegyricis latinis propaedeumata, Gryphsw. 1868) hielt man[1]) die in den Ausgaben demselben Verfasser, einem älteren Mamertinus, zugewiesenen ältesten Reden II und III der Sammlung d. paneg. lat. für Werke verschiedener, unbekannter Verfasser. Erst Seeck hat den festen Glauben an die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme wankend gemacht, indem er in den Neuen Jahrb. f. Phil. u. Päd. 1888, 713—726 von geschichtlichen Anhaltspunkten ausgehend zu begründen suchte, dass diese beiden Reden mit den übrigen, ohne Namensangabe der Verfasser auf uns gekommenen, dem Eumenius zuzusprechen seien. Klose gewann durch wiederholtes aufmerksames Lesen beider Reden den Eindruck, dass sie eine Person zum Verfasser haben (dies behauptet schon Teuffel a. a. O. 5. Aufl., S. 985 mit Berufung auf Seeck), und will den Nachweis auf folgende Weise erbringen.

Zuerst hebt er die Ähnlichkeit dieser Reden in der Composition hervor (S. 4—6), weist auf die große Anzahl gleicher oder ähnlicher Gedanken hin (S. 6—14) und führt eine stattliche Reihe gleicher oder ähnlicher Redensarten und in gleicher Weise gebrauchter einzelner Wörter auf (S. 14—21). Da aber die gründlichen Untersuchungen Rühls und Götzes (Quaestiones Eumenianae, Gymnasialprogr. v. Leer 1891) eine Menge mehr oder weniger bemerkenswerter Verschiedenheiten aufgedeckt haben und der Verf. selbst diesbezügliche Beobachtungen gemacht hat, verzeichnet er gewissenhaft auch »die Redensarten und einzelnen Wörter, in denen sich *a*) ein Unterschied merken lässt, oder die *b*) nur einer der beiden Reden eigenthümlich sind und sich wenigstens zweimal vorfinden« (S. 21—24) und bespricht (S. 24—26) »den Wortschatz der substantiva derivata« (vgl. Götze cap. IV). Es folgt »die Vergleichung des Sprachschatzes beider Reden mit dem Sprachschatze der classischen Prosaiker und Dichter« (S. 26—36). Endlich werden die von Rühl geltend gemachten Unterschiede untersucht (S. 36—40).

Wir gehen nun zur Besprechung einzelner Punkte über. Aus der Ähnlichkeit in der Composition und der Gedanken glaubt K. schließen zu müssen, dass entweder an den gleichen Verfasser zu denken sei, oder dass man den Redner III für einen Nachahmer des Redners II zu halten habe, oder dass die Redner aus der gleichen Rhetorenschule hervorgegangen seien. »Die letzte Annahme«, sagt er, »ist deshalb unwahrscheinlich, weil eine Häufung so vieler traditioneller Gedanken und Redensarten wohl keine zufällige ist.« Gegen die letzte Bemerkung lässt sich mit Rühl, dem eine gewisse Ähnlichkeit in der Composition und in den Gedanken nicht entgangen ist (S. 24, die Stelle führt K. selbst an), wohl einwenden, dass es sich in beiden Reden um dieselben Männer und

---

[1]) Vgl. Brandt, Eumenius v. Aug. und die ihm zugeschriebenen Reden, Freiburg 1882, Teuffel, Gesch. d. röm. Lit. 4. Aufl.

dieselben Verhältnisse handle. Sehr beachtenswert aber erscheint der Umstand, dass beide Reden eine Reihe ähnlicher oder gleicher Redensarten aufzuweisen haben.

Die Annahme einer „bloßen", unselbständigen Nachahmung ist nach den angeführten Beispielen gewiss ausgeschlossen, und man könnte eine Nachahmung wohl nur in der Weise gelten lassen, wie sie uns augenscheinlich im Panegyricus des Plinius gegenüber Cicero pro Marcello vorliegt oder wie sie sich bei den späteren Rednern unserer Sammlung gegenüber den ihnen vorangehenden (Plinius miteingeschlossen) an zahlreichen Stellen deutlich nachweisen lässt. Über den Einfluss Ciceros vergl. Suster, De Plinio Ciceronis imitatore, Riv. di Filol. 1889, S. 74 ff.; als Belege für die Nachahmung, bezw. für die Wiederkehr ähnlicher Gedanken in den Reden II—XII möge eine Auswahl von Beispielen dienen, die ich mir gelegentlich angemerkt habe. I (Plin.) S. 13, 6 f. (Bähr.) hac mihi admiratione ⟨minus⟩ dignus imperator videretur, si .... (so lese ich mit Mommsen) : II 97, 16 ff. Alexander iam mihi humilis videtur ....., cum ...; I 21, 21 haeret lateri tuo : II 98, 14 f. adhaerere lateri tuo (von K. erwähnt); I 31, 15 f. at tu simul omnia profudisti, ut sol et dies non parte aliqua sed statim totus, nec uni aut alteri sed omnibus in commune profertur : III 107, 5 f. ... tam facili sunt aequanimitate communia quam sibi gaudent esse communem oculi diem : XII 290, 20 at noster hic omnibus spectandus offertur nec magis communem hunc diem atque solem quam nostrum imperatorem videri licet;[1]) I 20, 3 f. : VI 154, 23 f.; I 19, 12 f. : VIII 186, 10 ff. : IX 198, 9 f.; I 24, 6 ff. : VIII 190, 2 ff.; I 42, 28 ff., 43, 6 ff. : IX 203, 8 ff.; I 13, 17 : XII 280, 17 ff.; I 21, 11 f. : XII 272, 16; I 41, 17 f. : XII 312, 13 f. pertinet tamen ad geminam (so mit den Hss. zu lesen, vgl. Wr. St. IX 174, wo die Pliniusstelle nachzutragen ist) rei publicae securitatem quod fieri non potest etiam non timeri; II 92, 30 : VI 156, 15; III 103, 14 ff. : IX 209, 16 ff. : XII 279, 26 ff.; III 107, 3 : XII 272, 9; III 114, 20 u. 23 : XI 254, 11 qui in propria (wo Bährens wohl mit Unrecht patriam ändert) furentes; V 139, 5 ff. : VIII 184, 6 f. : XII 273, 5 f.; VI 159, 4 ff. : XII 277, 20 ff.; X 227, 13 : XII 302, 31 f.; X 225, 2 ff. : XII 306, 31 ff.; XI 265, 32 : XII 286, 25 f. (Vgl. zur vorletzten Stelle C. Schenkl, Wr. Stud. III 'Lectiones Paneg.' und über die Benützung von V durch VI u. X und von VIII durch XI Brandt im Rhein. Mus. XXXVIII, 603 ff. Zahlreiche Parallelstellen bieten ferner Rühl S. 22 ff. und Brandt, Eumenius v. Aug. S. 16 ff., 31, 39 f.)

In diesem Sinne wäre also eine Nachahmung von vornherein nicht abzulehnen, zumal sich ja auch bemerkenswerte Unterschiede in II und III finden, die weiter unten besprochen werden sollen. K. neigt aber zu der Ansicht hin, dass beide Reden von demselben Verfasser herrühren, und sucht auffallende Verschiedenheiten theils durch das Streben des Redners nach Abwechslung im Ausdrucke zu erklären, theils mit dem Hinweise auf Seeck durch die Annahme einer Veränderung, beziehentlich Verbesserung der Schreibart infolge fortgesetzter Lectüre der mustergiltigen Autoren zu rechtfertigen (vgl. K.s Abh. S. 26 ff.). Die letzte Erklärung wird in Rücksicht auf die kurze Zeit, welche zwischen beiden Reden verstrichen ist (1—2 Jahre), wohl nur mit einer gewissen Einschränkung anzuerkennen sein. Dagegen ist es entschieden zu billigen, wenn der Verf. auf die Ähnlichkeit im Sprachgebrauche besonderes Gewicht legt. Nur hätten wir gewünscht, dass er den, beiden Reden allein gemeinsamen Sprachschatz, bezw. Sprachgebrauch von dem, der auch den übrigen Reden zukommt, streng geschieden hätte. So finden sich die als gemeinschaftlich angegebenen Ausdrücke discursus auch I (Plin.)

[1]) Auf die Ausschreibung der übrigen, oft recht bezeichneten Stellen muss ich leider Raummangels wegen verzichten.

14, 7,[1]) ferner V 134, 10; VI 149, 1; IX 202, 3; gentium domina auch V 139, 10; VI 157, 11; excidia V 139, 11; exordium V 133, 22; flatus XII 277, 15; zu terras omnes et maria (omnes terras omniaque maria) vgl. IV 130, 29 omnes terras et cuncta maria. Die Form impartire liest man auch IV 130, 7; IX 261, 15; impatiens VII 170, 11; civitas = urbs IV 119, 8; VIII 192, 11; imperatorius IV 120, 15; VII 161, 18; exinde im zeitlichen Sinne auch X 226, 9; mox IV 128, 18. Zu hucusque und invicem verweist K. selbst (wie auch anderwärts wiederholt) auf Belegstellen aus den übrigen Panegyristen. Wie clementia in II und inclementia in III bildlich vom Wetter gesagt wird, steht jenes IV 129, 26, dieses V 140, 29 (diese beiden Stellen gibt auch der Verf. an).

Wir haben es demnach hier, wie an anderen Stellen, mit einem gemeinsamen Sprachgute zu thun, das daher für die Entscheidung über die Frage nach der Identität der Redner II und III kaum ernstlich in Betracht kommen kann; doch darf nicht unbeachtet bleiben, dass der Verf. einen Theil der von uns oben angeführten Ausdrücke (impartire u. ff.) hauptsächlich zu dem Zwecke zusammengestellt hat, um auf die Ähnlichkeit beider Reden im Verhältnisse zu dem Sprachschatze der classischen Prosaiker und Dichter hinzudeuten. Dieser Hinweis wäre freilich wirkungsvoller, wenn K. auch dargethan hätte, dass in diesem Punkte beide Reden sich von anderen derselben Sammlung merklich unterscheiden. Hingegen sprechen m. E. unstreitig für die Annahme einer näheren sprachlichen Verwandtschaft von II und III diejenigen vom Verf. beobachteten gleichen und ähnlichen Erscheinungen im Sprachgebrauche, welche, wie es scheint, den beiden Reden allein eigenthümlich sind. Wir führen an: internecione — internecina, laudes canimus et gratias agimus — laudes canunt et gratias agunt (S. 15), septentrio im Sing. „Norden“ (16), perpeti sollicitudine — perpeti cura, itidem (29), monstrorum biformium — biformium monstrorum (30). Was endlich die gegen Rühls Gründe vorgebrachten Einwendungen anlangt, so lässt sich nicht leugnen, dass der Verf. mit Geschick verfahren ist und manche Schwäche aufgedeckt hat; allerdings sieht er sich öfter genöthigt, zur Widerlegung bemerkenswerter Verschiedenheiten die Annahme der erwähnten Stilveränderung heranzuziehen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich einige wichtigere Unterschiede, die mir beim Lesen der Lobredner aufgefallen sind, nicht unberührt lassen: 1. Im paneg. II steht neben natalis jedesmal 'dies', u. zw. 90, 8. 14; 100, 14; 101, 7; ebenso VII 178, 11, vgl. auch IX 205, 7 diem natalis sui (die übrigen R. verwenden natalis überhaupt nicht). Nur der Verfasser der III. R. lässt 'dies' regelmäßig weg: 102, 2. 28; 115, 28; 116, 10. 2. Der Gebrauch von trans ist bei den Lobrednern durch ultra fast ganz verdrängt; er findet sich überhaupt nur in der VI. Rede, u. zw. 154, 17 t. Rhenum (ebd. kommt einmal 149, 1 auch ultra vor, Bährens bemerkt dazu: malim 'iuxta'). Für trans hat II ultra, u. zw. nur 95, 20 u. Rhenum, III dagegen das nur noch XII 283, 25 überlieferte extra: 114, 8 e. terminos. 3. In III steht einmal usque ad. In den übrigen Reden ist usque ad (usque in, ad — usque, in — usque) häufig, außer in II und VI, wo es fehlt. In II steht dafür tenus 91, 24, was wieder in III fehlt. 4. Comparative mit folgendem quam sind in allen Reden häufig. In II stehen sie viermal 91, 23; 92, 22; 93, 6; 100, 1, nirgends aber werden sie in III gebraucht. In dieser Rede liest man dagegen tam — quam 106, 22; 107, 5—6, was wieder in II vermieden ist. 5. Die verkürzte Perfectform auf -ere findet sich, entgegen der Gepflogenheit Ciceros und Plinius',[2]) in keiner Rede so häufig wie in III,

[1]) Die angeführten Stellen erheben nicht Anspruch auf Vollständigkeit.

[2]) Vgl. meine Untersuchung in d. Acta Sem. phil. Erl. III 174 sq.

nämlich zehnmal (102, 28; 104, 20; 106, 20; 107, 23; 110, 3; 112, 1; 113, 28; 115, 1. 3; 116, 11), in II nur einmal 98, 28. Ferner kann man aus Götzes Abhandlung noch Folgendes entnehmen: Nur II bedient sich des Pronominalsuffixes -ce, nämlich hisce terris 92, 24 und 96, 12 (G. S. 18), III und die übrigen Redner vermeiden es. 'Ut res est', in III 109, 12 und in den meisten übrigen Reden häufig, fehlt in II (G. 44). Das Gerundium mit Accussativobject ist in II fünfmal gebraucht 96, 18; 97, 17; 100, 17. 19; 101, 8, niemals in III, hingegen steht der Gen. in III sechsmal, in II nur einmal (G. 45).

Wenn wir nun alle Gründe für und wider abwägen, will uns bedünken, dass es dem Verf. durch seine sorgfältige Untersuchung gelungen ist, eine Verwandtschaft beider Reden hinsichtlich der Composition, der Gedanken und des Sprachgebrauches nachzuweisen und dadurch die bis auf Seeck unbestrittene Behauptung Rühls zu erschüttern; dagegen kann die Wesenseinheit der Verfasser nur dann zugestanden werden, wenn man eine Reihe unleugbar beachtenswerter Unterschiede in sprachlicher Beziehung mit (Seeck-)Klose durch eine Stilveränderung erklärt, eine Erklärung, die unter den gegebenen Verhältnissen nicht ganz unbedenklich erscheint.

Die äußere Ausstattung der verdienstvollen Arbeit ist sehr gefällig; Druckfehler fielen mir nur auf: S. 5, Z. 3 II für III; S. 6, Z. 12 v. u. votorem f. votorum; S. 9, Z. 13 v. u. ἀνδσάσι f. ἀνδράσι; 11 μέν f. μὲν; 8 ἄχοντες f. ἔχοντες; 6 ἥρωες f. ἥρωες; S. 32 elequor f. eloquor, wie man sieht, keineswegs sinnstörende.

Wien. Karl Burkhard.

---

127. Kreibich Johann, Die französischen Sprichwörter als Musterbeispiele für syntaktische Regeln. I. Theil. Progr. der deutschen Landes-Oberrealschule in Prossnitz 1895, 8°, 26 SS.

Die Verwendung von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten zu grammatischen Zwecken bietet nicht bloß den Vortheil, dass der Schüler inhaltlich bedeutende Belege für sprachliche Erscheinungen erhält, sondern dass auch dessen Wort- und Phrasenschatz auf anregende Weise erweitert wird. Diesen Erwägungen ist oben genannte fleißige und sorgfältige Zusammenstellung der französischen Sprichwörter nach grammatischen Gesichtspunkten (an der Hand der Grammatiken von Bechtel und Filek) zu verdanken. Lehrern wird sie gute Dienste leisten.

128. Neumann, Dr. Wilhelm, Zur Syntax des Relativpronomens im Französischen. Progr. der Landes-Oberrealschule in Iglau 1895, 8°, 19 SS.

Was über das alt- und neufranzösische Relativum in syntaktischer Hinsicht zu sagen ist, hat der Verf. hier mit Benützung einschlägiger Schriften übersichtlich zusammengestellt, wenn er auch nichts Neues zutage gefördert hat. In *Il me faut qui m'estime; à qui mieux mieux; prendre la loi de qui doit la recevoir; un poème pour qui sait la feuilleter* u. ä. (S. 9) vertritt doch *qui* nicht einen Accusativ, bezw. Dativ, Genitiv usw.? Es kann doch nichts anderes sein als Subject des Relativsatzes, welch letzterer vielmehr Accusativ-, Dativ-, Genitiv- oder Präpositionalobject ist. — Dass sich *quoi* auf Personen bezieht, wird durch das Beispiel *li fel, de coi nos nos pleignons* (S. 8) wenigstens für Chrétien de Troyes nicht bewiesen. Förster, besseren Quellen folgend, hat in seiner Ivain-Ausgabe für *coi* an derselben Stelle *cui*. Ähnlich hat Förster für *le cheval sor qu'ele seoit* (S. 8): *sor quoi se seoit*, womit auch die Schlussfolgerung, dass für *quoi* sich auch *que* finde, hinfällig

wird. — Wenn (S. 9) von *lequel* gesagt wird: „Im 16. Jahrhundert erscheint es in der Function, die ihm die moderne Grammatik zuweist. Das 17. Jahrhundert wahrt sich wieder die Freiheit des Altfranzösischen", so wäre erstens eine solche Anomalie im sprachlichen Leben etwas Unerhörtes, und zweitens lehrt ein Blick in Darmesteters und Hatzfelds Seizième Siècle³, S. 258 f. gerade das Gegentheil. — Schließlich ist in *Parmi ces étoffes voyez laquelle vous plairait le plus laquelle* nicht Relativ, sondern Interrogativ.

129. Kail, Dr. Josef, Einige englische Gedichte aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts. Progr. der II. deutschen Staats-Oberrealschule in Prag 1895, 8°, 32 SS.

Diese politisch und culturell interessanten Stücke sind hier zum erstenmale abgedruckt nach einer Pergamenthandschrift aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und gehören ihrer Abfassungszeit nach in die Regierungszeit der ersten zwei Könige aus dem Hause Lancaster. Die in ihnen enthaltenen Beziehungen auf die geschichtlichen Ereignisse hat der Herausgeber in der Einleitung sorgfältig dargelegt.

Wiener Neustadt. Dr. F. Wawra.

---

130. Erzherzog Albrecht. Ein Gedenkblatt zur Erinnerung an Österreichs ruhmgekrönten Feldmarschall. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Olmütz 1895, 8°, 14 SS.

131. Steger, Dr. Matthias, Feldmarschall Erzherzog Albrecht. Ein Gedenkblatt für die österreichische Jugend. Progr. des k. k. Staats-Gymn. in Troppau 1895, 8°, 9 SS.

Der erstgenannte der beiden Programmaufsätze, die wir hiermit zur Anzeige bringen, enthält die Schilderung einer Schulfeier, die am 28. Februar 1895 im Festsaale der Olmützer Staats-Oberrealschule stattfand und dem Andenken des verblichenen österreichischen Feldmarschalls Erzherzogs Albrecht gewidmet war. Wir stehen solchen Veranstaltungen im allgemeinen sehr sympathisch gegenüber. Die Schüler werden durch eine solche aus dem Rahmen des Alltagslebens der Schule sich abhebende besondere Feierlichkeit, durch die ernste Würde, die sowohl im äußeren Schmucke, als auch vor allem in den rednerischen Darbietungen zur Geltung kommt, in eine höhere Sphäre emporgehoben und bewahren von diesem festlichen Acte meist einen tiefen und nachhaltigen Eindruck. Hr. Director Barchanek hat in der Ansprache, mit der er die Feier einleitete, einige recht warme Accente angeschlagen. Dem Redner darf man wohl manches zugute halten, was man dem Schriftsteller von gutem Geschmack nicht ohneweiters hingehen lassen könnte. So ist es z. B. doch etwas gewagt, Erzherzog Albrechts „schlagfertige" Hand (S. 6) zu rühmen; auch die Wendung: „Das erhabene Beispiel, welches der ruhmreiche Erzherzog Albrecht Ihnen allen vorgelebt" ist doch stark anfechtbar. Der Ansprache des Directors folgte die Festrede, die Prof. Ed. Plöckinger hielt. Die Wärme des Tones beim Vortrage, die sich natürlich der Beurtheilung des Ref. entzieht, musste die Zuhörer wohl über manche stilistische Versehen und allzuviele trockene Daten hinwegheben. Wir wollen einiges, was uns theils in sachlicher, theils in formeller Hinsicht als bedenklich auffiel, hier anführen. Erzherzog Karl trat nicht erst 1815, sondern gleich nach der unglücklichen Schlacht bei Wagram ins Privatleben zurück. Es gibt keinen Frieden von Villafranka (S. 11), ebensowenig einen von Nikolsburg (S. 13), sondern an beiden Orten fanden nur Präliminarien statt, denen die definitiven

Friedensschlüsse von Zürich (10. November 1859) und Prag (23. August 1866) folgten. Höchst unschön ist doch der Ausdruck: Erzherzog Albrecht wurde dazu bestimmt, „eintretendenfalls“ das Commando der Bundesarmee zu übernehmen; mindestens zweifelhaft ist die Wendung: er stellte seine „selten geistige“ Kraft zur Verfügung; es soll wohl heißen: seine ungewöhnlich große oder scharfe Geisteskraft. Die drei unmittelbar hintereinander folgenden Genitive: „Das Bild der öffentlichen Thätigkeit des würdigen Sohnes des Helden von Aspern“ verletzen ein feineres Stilgefühl. Gerade solche patriotische Darbietungen sollten eben in tadellos schöner, warmherziger Form in die Öffentlichkeit treten, wie es die Würde des Gegenstandes und der edle Zweck erheischen.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet ist auch der Aufsatz Dr. Stegers im Programme des Troppauer Staats-Gymnasiums keineswegs einwandfrei. Wir wollen beispielsweise nur die Satzfügung S. 6 hervorheben: „Um aber im praktischen Dienste in der Reiterwaffe ausgebildet zu werden, erfolgte am 1. März 1839 seine Versetzung zum 4. Kürassierregiment ...“ Ebenso ist die stilistische Abbreviatur im unmittelbar folgenden Satze bedenklich: „Im Sommer wohnte er in Ausführung einer dreimonatlichen Mission nach Preußen und Russland zahlreichen Truppenübungen bei.“ Die Apposition: „Die Unzulänglichkeit Venedigs als Kriegshafen“ ist uncorrect; ebenso unstatthaft ist die Wortstellung: „größer wurde sein Wirkungskreis, als Erzherzog Albrecht im December 1844 ein selbständiges Commando erhielt“, oder gar: (S. 9) „Diese Kinder Radetzkys, der väterlich für sie gesorgt und die er durch die großen Kriegsübungen im Frieden zu einer schlagfertigen Waffenmacht herangezogen hatte“. Doch wir wollen die stilistischen Bemängelungen, die vielleicht kleinlich scheinen (wenn es überhaupt im Guten und Schönen etwas Kleinliches gibt) abschließen, um eine sachliche Bemerkung zu machen. Der Aufsatz, der doch ausdrücklich als Gedenkblatt für die Jugend bezeichnet ist, enthält viel zu viel trockene Daten, um für die Jugend wirklich anmuthend zu sein. Die Darstellungen von Schlachten z. B. müssen durch fesselnde landschaftliche Schilderungen oder lebendige Charakteristiken der handelnden Personen unterbrochen werden, sonst haben sie ja doch nur für den Strategiker und nicht für junge, begeisterungsbedürftige Gymnasiasten Interesse. Diese Zifferncolonnen und Namenanhäufungen, wie sie in Stegers Aufsatze sich finden, werden wohl bei allem guten Willen des Verf.s die Leser vollständig kalt lassen. Beruht die Schreibung (S. 25) *Versagliere* statt: *Bersaglieri* auf einem Druckfehler? Unrichtig ist auch der Satz (S. 25): perchè meritate *la portala* statt: *a portarla.*

Wir schließen unsere Besprechung der beiden Programmaufsätze mit dem Wunsche, es möchten solche patriotische Darbietungen recht oft erfolgen, aber sie möchten auch immer in tadellos schöner, Herz und Sinn gewinnender Form zur Erscheinung gelangen.

Wien. Leo Smolle.

---

132. Kuschniriuk Michael, Über Combinationen zu bestimmten Summen. Progr. des Staats-Obergymn. in Mähr.-Trübau 1895, 8°, 17 SS.

Die Aufgabe, die Anzahl jener Combinationen von n Elementen zur rten Classe zu bestimmen, in welchen die Summe dieser Elemente einen festen vorgeschriebenen Wert besitzt, scheint zuerst von Andr. v. Ettingshausen in seinem, leider viel zu wenig bekannten, schönen Werke „Die combinatorische Analysis, 1826“ eingehender behandelt worden zu sein, seitdem ist diese Aufgabe wiederholt zum Gegenstande der Untersuchung gemacht worden, so von Öttinger 1840 und in der letzteren

Zeit seitens der italienischen Mathematiker, doch ist es wegen der sich darbietenden Schwierigkeit und Umständlichkeit bis jetzt nicht gelungen, dieselbe in ihrer Allgemeinheit zu lösen. So wird denn auch in der vorliegenden Abhandlung keine solche allgemeine Lösung versucht, vielmehr theilt der Verf. in derselben einige specielle Ergebnisse seiner hierüber angestellten Untersuchungen mit, die er in zwei Abschnitte theilt, deren erster dependente Relationen, Beziehungen zwischen verschiedenen Combinationsclassen enthält, während im zweiten independente Formeln für jede der sechs ersten Classen aufgestellt werden. Die Untersuchung wird in beiden Theilen bei den Combinationen ohne Wiederholung mit unbeschränkter Zahl der Elemente geführt.

Nikolsburg. Dr. E. Grünfeld.

Lehrbücher und Lehrmittel.[1])

(Fortsetzung vom Jahrgang 1896, Heft 10, S. 931.)

Deutsch.

Hannak, Dr. Emanuel, Österreichische Vaterlandskunde für die unteren Classen der Mittelschulen. (Geographie der österreichisch ungarischen Monarchie.) 11. im wesentl. unv. Aufl. Mit 18 Abbildungen. Wien, A. Hölder 1896. Pr. geh. 72 kr., geb. 92 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 9. Juli 1896, Z. 16.368).

Wallentin, Dr. Franz, Lehr- und Übungsbuch der Arithmetik für die 3. und 4. Classe der Realschulen und anderen gleichstehenden Lehranstalten. 3. unv. Aufl. Wien, K. Gerolds Sohn 1896. Pr. geb. 70 kr. (Min.-Erl. v. 10. Sept. 1896, Z. 22.180).

Gindely, Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die oberen Classen der Mittelschulen, bearbeitet von Dr. F. M. Mayer. I. Band: Das Alterthum. Mit 94 Abbildungen. 9. verb. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky 1896. Pr. geh. 1 fl. 25 kr., geb. 1 fl. 50 kr., mit Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. in derselben Classe allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 21. Aug. 1896, Z. 20.492).

Weizmann Karl, Lehr- und Übungsbuch der Gabelsberger'schen Stenographie. Buchdruck und stenographischer Theil. 3. Aufl. Selbstverlag. In Commission bei Bermann u. Altmann. Wien 1896. Pr. geb. 1 fl. 30 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 12. Sept. 1896, Z. 22.599).

Ploetz, Dr. Karl, Elementar-Grammatik der französischen Sprache. 18. Aufl. Berlin, F. A. Herbig 1896. Ausgabe für Österreich. Pr. geh. 75 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 28. Juli 1896, Z. 17.913).

Freytag. Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Von dieser Sammlung sind bei F. Tempsky in Wien u. Prag folgende Theile erschienen: Molière, Les femmes savantes, von Dr. Eugen Pariselle. Pr. geb. 90 kr. Shakespeare, The Merchant of Venice, von Dr. Immanuel Schmidt. Pr. geb. 1 fl. Die Lehrkörper der Mittelschulen werden auf das Erscheinen dieser Bücher aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 31. Aug. 1896, Z. 20.752).

Sydow-Wagner, Methodischer Schulatlas, bearbeitet von Hermann Wagner. 61 Haupt- und 50 Nebenkarten auf 45 Tafeln. 7. Aufl. Gotha, J. Perthes 1897. Pr. geb. 3 fl., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 29. Aug. 1896, Z. 21.502).

---

[1]) Wegen Raummangels wird vom nächsten Jahre ab die Rubrik »Lehrbücher und Lehrmittel« entfallen und die Personalstatistik in gekürzter Form erscheinen. Wir glauben dies umsomehr veranlassen zu können, als wir wissen, dass das Ministerial-Verordnungsblatt nunmehr in allen Mittelschulen aufliegt. Die Red.

Fischer, Dr. Franz. Katholische Religionslehre für höhere Lehranstalten. 23. Aufl. Wien, Mayer u. Co. 1897. Pr. geh. 40 kr., geb. 56 kr., allgemein zugelassen.

Fischer, Dr. Franz, Lehrbuch der katholischen Liturgik für Gymnasien und andere höhere Lehranstalten. 12. Aufl. Wien, Mayer u. Co. 1897. Pr. 60 kr., geb. 78 kr., allgemein zugelassen.

Fischer, Dr. Franz, Geschichte der göttlichen Offenbarung des Neuen Bundes für Gymnasien und andere höhere Lehranstalten. Mit 2 lithographierten Karten. 8. Aufl. Wien, Mayer u. Co. 1897. Pr. 80 kr., geb. 1 fl., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 28. Sept. 1896, Z. 23 655).

Hanaček Wladimir, Böhmisches Sprach- und Lesebuch für Mittel- und Bürgerschulen. II. Theil. 3. Aufl. Wien, A. Hölder 1896. Pr. 70 kr., geb. 90 kr. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 29. Sept. 1896, Z. 24.015).

Riess, Dr. R. von, Wandkarte von Palästina. 2. Aufl. Freiburg i. Br., Herder 1892. Pr. auf Leinwand in Mappe 6 Mk. 60 Pf., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 7. Oct. 1896, Z. 24.451).

Italienisch.

Morteani Luigi, Compendio di Geografia per la terza classe ginnasiale. Triest, in Commission bei F. H. Schimpff 1896. Pr. geh. 1 K, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 11. Sept. 1896, Z. 22.365).

Zatelli Domenico, Corso di lingua francese. I. Theil, 2. Aufl. Rovereto, Tipografia Roveretana (Ditta V. Sottochiesa) 1896. Pr. geh. 2 K 10 h, geb. 2 K 60 h, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 10. Sept. 1896, Z. 22.175).

Čechisch.

Starý Wenzel, Arithmetika pro první, druhou a třetí třídu škol realných. 7. Aufl. Prag, F. Tempsky 1896. Pr. geh. 1 fl. 40 kr., geb. 1 fl. 65 kr., mit Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 9. Sept. 1896, Z. 22.333).

Schubert F. a Schmidt V., Historicko-zeměpisný atlas školní věku středního. Upravil Dr. Jar. Vlach. Wien, Ed. Hölzel. Pr. 80 kr., geb. 1 fl. 10 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 11. Aug. 1896, Z. 19.651).

Slovenisch.

Sket, Dr. Jakob, Slovenska čitanka za prvi razred srednjih šol. I. Theil, 2. verb. Aufl. Klagenfurt, St. Hermagoras-Bruderschaft 1896. Pr. geh. 80 kr., geb. 1 fl., mit Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 1. Aug. 1896, Z. 18.726).

Matek Blasius, Geometrija za nižje gimnazije, II. Theil. Laibach, Kleinmayr u. Bamberg 1896. Pr. geh. 1 K 80 h, geb. 2 K 20 h, allgemein zugelassen (Min.-Erlass v. 18. Oct. 1896, Z. 25.273).

Serbo-croatisch.

Divković Mirko, Rečenica (Nauka o i zreci) za školu. 6. Aufl. Agram 1895. Pr. geh. 35 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 24. Sept. 1896, Z. 23.328).

Schenkl, Dr. K., Grčka početnica za III. i IV. razred gimnazijski, bearbeitet von Dr. August Musić. 5. Aufl. Agram, Verlag der Landesregierung 1896. Pr. geh. 1 fl., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 24. Sept. 1896, Z. 23.326).

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Verordnung des Min. für C. und U. vom 25. Sept. 1896, Z. 21.352, betreffend die Theilung der bisher gemeinsamen Prüfungscommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Prag. — Über Antrag der k. k. Statthalterei für Böhmen finde ich mich bestimmt, auf Grundlage der mit Min.-Verordnung vom 10. Sept. 1870, Z. 9167 (Min.-Vdgsbl. Nr. 132) kundgemachten Prüfungsvorschrift die bisher gemeinsame Prüfungscommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Prag mit dem Studienjahre 1896/97 in zwei selbständige, nach der Unterrichtssprache geschiedene Prüfungscommissionen zu theilen.

Erlass des Min. für C. und U. vom 2. Oct. 1896, Z. 2198/C. U. M., betreffend die Gewährung von Fahrpreisermäßigungen auf den k. k. Staatsbahnen für pensionierte k. k. Civil-Staats- und k. u. k. Hofbedienstete. — Laut Zuschrift vom 21. Sept. l. J., Z. 10.498/I. hat das k. k. Eisenbahnministerium, den schon seit längerer Zeit zutage getretenen, auf die Erlangung einer Fahrpreisermäßigung für Civil-Staats-Pensionisten abzielenden Bestrebungen Rechnung tragend, im Einvernehmen mit dem k. k. Finanzministerium sich bestimmt gefunden, den pensionierten k. k. Civil-Staats- wie auch k. u. k. Hofbediensteten auf den k. k. österr. Staatsbahnen materiell die gleiche Fahrpreisermäßigung einzuräumen, wie sie die activen Staats- und Hofbediensteten genießen, jedoch mit dem Unterschiede, dass diese Fahrpreisermäßigung nicht dauernd mittelst amtlicher Legitimationen, sondern nur fallweise, über jeweilige motivierte Ansuchen, mittelst einzelner von den Staatsbahndirectionen auszustellender, der Ausfertigungsgebür unterliegender Anweisungen bewilligt wird. Diese Ansuchen sind von jener Stelle, welche dem Petenten die Pension auszahlt, unter Beidrückung des Amtssiegels zu vidieren und unter Beischluss der für jede Anweisung zu entrichtenden, jeweils vorgeschriebenen Ausfertigungsgebür, sowie eines mit der Adresse des Gesuchstellers versehenen frankierten Briefcouverts an jene Staatsbahndirection, in deren Bezirk der betreffende Gesuchsteller domiciliert, oder an die seinem Wohnorte nächstgelegene Staatsbahndirection einzusenden. Zum Zwecke des Identitätsnachweises ist analog, wie dies hinsichtlich der im Civil reisenden activen Staats- und Hofbediensteten bei Benützung von amtlichen Legitimationen für Einzelfahrten der Fall ist, den Revisionsorganen gleichzeitig mit der ermäßigten Fahrkarte und der Ermäßigungsanweisung bei sonstiger Ungiltigkeit der letzteren eine Identitätskarte vorzuweisen, welcher auf der Rückseite die Photographie des betreffenden Pensionisten aufgeklebt sein, den Namen und Charakter des letzteren, dann das Amts-

siegel und die Unterschrift des Vorstandes der Ausfertigungsstelle enthalten muss. Die Drucksorte für diese Identitätskarte im Formate der im Art. IV des Fahrbegünstigungsnormales für active Staatsbedienstete vorgeschriebenen Identitätskarte, von dieser jedoch im Texte und durch die blaue Farbe sich unterscheidend, kann von der k. k. Hof- und Staatsdruckerei bezogen werden. Diese Fahrpreisermäßigung kann von den Civil-Staats- und Hof-Pensionisten unter den erwähnten Modalitäten auf allen Linien der k. k. österr. Staatsbahnen und vom Staate betriebenen Privatlocalbahnen, mit Ausnahme der Bukowinaer und Kolomeaer Localbahnen, der Eisenbahn Lemberg-Bełzec, der Localbahn Lemberg (Kleparów)-Janów und der Murthalbahn Unzmarkt-Mauterndorf, deren Verwaltungen sich die Gewährung von Fahrpreis- und Frachtermäßigungen vertragsmäßig vorbehalten haben, vom 1. October 1896 an in Anspruch genommen werden.

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen.

Der Architekt Christian Ulrich zum ord. Prof. der Utilitäts-Baukunde an der techn. Hochschule in Wien mit dem Titel eines Oberbaurathes (a. h. Entschl. v. 5. Oct.).

Der Religionsprof. am k. k. Staats-Gymn. in Tarnow Franz Walczyński zum Domherrn bei dem röm.-kath. Kathedralcapitel in Tarnow (a. h. Entschl. v. 2. Oct.).

Der Privatdocent an der Univ. in Wien Dr. Friedrich Czapek zum a. o. Prof. der Botanik, Warenkunde und techn. Mikroskopie an der deutschen techn. Hochschule in Prag (a. h. Entschl. v. 7. Oct.).

Der ord. Prof. des Kirchenrechtes an der Univ. in Czernowitz Dr. Ludwig Wahrmund zum ord. Prof. desselben Faches an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 18. Oct.).

Der Privatdocent und Gymnasiallehrer Dr. Stanislaus Kępiński zum a. o. Prof. der Mathematik an der Univ. in Krakau (a. h. Entschl. v. 14. Oct.).

Zum Mitgliede und Fachexaminator der deutschen Prüfungscommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Prag der Privatdocent an der deutschen Univ. in Prag Dr. Eduard Pietrzikowski.

Zu Mitgliedern der Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen mit böhm. Unterrichtssprache in Prag der ord. Prof. an der böhm. techn. Hochschule in Prag Karl Pelz und der ord. Prof. an der böhm. Univ. daselbst, Dr. Robert Novák, und zwar ersterer als Examinator für darstell. Geometrie, letzterer als III. Examinator für class. Philologie.

Der theol. Lehramtsadjunct und Supplent des Kirchenrechtes an der böhm. Univ. in Prag Dr. Josef Tumpach zum a. o. Prof. dieses Faches an der genannten Univ. (a. h. Entschl. v. 24. Sept.).

Der Privatdocent an der Univ. in Wien Dr. Karl Strekelj zum a. o. Prof. der slav. Philologie an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 4. Oct.).

Der a. o. Prof. Dr. Leopold von Schröder zum ord. Prof. der altind. Geschichte und Alterthumskunde an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 4. Oct.).

Der a. o. Prof. Dr. Bronislaus Dembiński zum ord. Prof. der allgem. Geschichte an der Univ. in Lemberg (a. h. Entschl. v. 1. Oct.).

Der Privatdocent an der Univ. in Krakau Dr. Johann Fijałek und der Präfect des röm.-kath. Knabenseminars in Lemberg Dr. Blasius

Jaszowski zu a. o. Proff. an der Univ. in Lemberg, und zwar der erstere für Kirchengeschichte, der letztere für Kirchenrecht (a. h. Entschl. v. 21. Sept.).

Der Prof. an der theol. Diöcesananstalt in Przemyśl Dr. Anton Trznadel zum a. o. Prof. der Moraltheologie an der Univ. in Krakau (a. h. Entschl. v. 21. Sept.).

Der a. o. Prof. Dr. Josef Blaas zum ord. Prof. der Geologie und Paläontologie an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 23. Sept.).

Die a. o. Proff. Dr. Rudolf Dvořák und Dr. Josef Zubaty zu ord. Proff. der orient. Philologie, bezw. der altind. Philologie und vergl. Sprachwissenschaft an der böhm. Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 24. Sept.).

Der a. o. Prof. des österr. Civilprocesses Dr. Franz Xaver Ritter von Fierich zum ord. Prof. dieses Faches an der Univ. in Krakau (a. h. Entschl. v. 21. Sept.).

Zum Mitgliede der k. k. wiss. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Innsbruck und zum Fachexaminator für Physik der ord. Prof. an der Univ. in Innsbruck Dr. Ignaz Klemenčić, der k. k. wiss. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Lemberg und zum II. Examinator für Philosophie der a. o. Prof. der Philosophie an der Univ. in Lemberg Dr. Kasimir Twardowski.

Zu Mitgliedern der k. k. Prüfungscommission für allgemeine Volks- und Bürgerschulen in Capodistria die Proff. am Gymn. in Capodistria Karl Sbuelz und Orestes Gerosa.

Zum Bezirksschulinspector für die böhm. Schulen des Schulbezirkes Kuttenberg der Prof. am Gymn. in Neuhaus Dr. Johann Kaňka.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Königgrätz der Supplent am Gymn. in Leitomischl Dr. Johann Havránek, am Gymn. in Taus der Supplent am böhm. Real- und Obergymn. in Prag Dr. Anton Zlatníček.

Zu Mitgliedern der deutschen Prüfungscommission für Candidaten des Lehramtes des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Prag: zum Vorsitzenden der ord. Prof. an der deutschen Univ. in Prag Dr. Oskar Lenz, zu Fachexaminatoren der Assistent am path.-anatom. Institute der deutschen Univ. in Prag, Privatdocent Dr. Gustav Wunschheim Ritter von Lilienthal, der Lehrer an der deutschen Mädchen-Bürgerschule in Smichow Julius Hausmann und der Turnlehrer an der deutschen Lehrerbildungsanstalt in Prag Theodor Grohmann.

Zu Mitgliedern der böhm. Prüfungscommission für Candidaten des Lehramtes des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Prag: zum Vorsitzenden der Regierungsrath Johann Šťastný, zu Fachexaminatoren der ord. Prof. der böhm. Univ. in Prag Dr. Johann Janošik, der Prof. an der deutschen Lehrerinnenbildungsanstalt in Prag August Löffler und der Prof. an der Realschule in den Königl. Weinbergen Johann Lacinỳ.

In die VIII. Rangsclasse wurden befördert: der Prof. am Gymn. in Innsbruck Dr. Josef Alton, der Prof. am Gymn. in Rovereto Augustin Bonomi und die Proff. an der Realschule in Rovereto Johann Ritter von Fiumi und Dominicus Zatelli.

Zum Prof. am böhm. Gymn. in Budweis der Prof. am Gymn. in Taus Franz Mataušek.

Der wirkl. Lehrer am Real- und Obergymn. in Kolin Johann Matoušek zum Prof. an der böhm. Realschule in Pilsen.

Der Religionsprof. am Gymn. in Cattaro Fortunatus Vulović zum Ehrendomherrn bei dem Kathedralcapitel in Cattaro (a. h. Entschl. v. 5. Sept.).

Der a. o. Prof. Dr. Engelbert Mühlbacher zum ord. Prof. der Geschichte des Mittelalters und der hist. Hilfswissenschaften an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 8. Sept.).

Der Privatdocent Dr. Leo Wacholz zum a. o. Prof. der gerichtl. Medicin an der Univ. in Krakau (a. h. Entschl. v. 19. Sept.).

Der Prof. an der Realschule in Stanislau Michael Rębacz zum Director der Realschule in Tarnopol (a. h. Entschl. v. 14. Sept.).

Zum wirkl. Lehrer am böhm. Gymn. in Olmütz der prov. Lehrer an dieser Anstalt Franz Polivka, am böhm. Real- und Obergymn. in Smichov der prov. Lehrer am akad. Gymn. in Prag Dr. Franz Drtina.

Zu Bezirksschulinspectoren wurden ernannt: für den II. Inspectionsbezirk in Wien der Prof. am Gymn. im II. Wiener Gemeindebezirke, Schulrath Johann Hinterwaldner, für den IV. Inspectionsbezirk der Prof. am Gymn. im II. Wiener Gemeindebezirke Dr. Franz Wiederhofer, für den V. Inspectionsbezirk der Prof. am Maximilians-Gymn. in Wien Dr. Theodor Rellig, für den VI. Inspectionsbezirk der Prof. an der I. Realschule im II. Wiener Gemeindebezirke Dr. Vincenz Suchomel, für den VII. Inspectionsbezirk der Prof. am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke Dr. Karl Stejskal, für den X. Inspectionsbezirk der Prof. am Gymn. im II. Wiener Gemeindebezirke Edmund Eichler; für den Schulbezirk Oberhollabrunn der Prof. am Gymn. daselbst Ignaz Pavliček.

Zu Mitgliedern der Prüfungscommission für allgemeine Volks- und Bürgerschulen in Galizien der Prof. am V. Gymn. in Lemberg Josef Nogaj und der wirkl. Lehrer am akad. Gymn. daselbst Franz Konarski.

Die Zulassung des Dr. Hermann Franz Müller als Privatdocent für interne Medicin an der med. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Theodor Beer als Privatdocent für vergl. Physiologie an der med. Fac. der Univ. in Wien, des Gerichtsadjuncten Dr. Armin Ehrenzweig als Privatdocent für österr. Privatrecht an der rechts- u. staatswiss. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Hans Hammerl als Privatdocent für Hygiene an der med. Fac. der Univ. in Graz, des Dr. Josef Müller als Privatdocent für philos.-theol. Propädeutik und specul. Theologie an der theol. Fac. der Univ. in Innsbruck, des Dr. Wladimir Novak als Privatdocent für Experimentalphysik an der philos. Fac. der böhm. Univ. in Prag und des Dr. Ludomil von Korczynski als Privatdocent für interne Medicin an der med. Fac. der Univ. in Krakau wurde bestätigt.

Auszeichnungen erhielten:

Der ord. Prof. der techn. Hochschule in Wien Wilhelm Ritter von Doderer aus Anlass seiner Versetzung in den bleibenden Ruhestand den Titel eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 5. Oct.).

Der ord. Prof. der Kirchengeschichte an der deutschen Univ. in Prag, Regierungsrath Dr. Josef Schindler und der ord. Prof. des Kirchenrechtes an der Univ. in Graz Dr. Rudolf Ritter von Scherer den Titel eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 26. Oct.).

Der ord. Prof. der Physiologie an der Univ. in Innsbruck Dr. Maximilian Ritter von Vintschgau den Titel eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 16. Oct.).

Der a. o. Prof. der Chirurgie an der Univ. in Wien Dr. Adolf Lorenz den Titel eines Regierungsrathes (a. h. Entschl. v. 16. Oct.).

Der a. o. Prof. der Chirurgie an der Wiener Univ. Dr. Josef Weinlechner, sowie der a. o. Prof. für Entwicklungsgeschichte an dieser Univ. Dr. Samuel Schenk den Titel und Charakter eines ord. Prof. (a. h. Entschl. v. 1. Oct.).

Der a. o. Prof. der Ohrenheilkunde an der deutschen Univ. in Prag Dr. Emanuel Zaufal den Titel und Charakter eines ord. Univ.-Prof. (a. h. Entschl. v. 4. Oct.).

Der ord. Prof. der Baumechanik an der böhm. techn. Hochschule in Prag Josef Šolin den Orden der eisernen Krone III. Classe (a. h. Entschl. v. 17. Sept.).

Der ord. Prof. der Chemie an der Univ. in Krakau Dr. Karl Olszewski den Orden der eisernen Krone III. Classe (a. h. Entschl. v. 12. Sept.).

Der em. Prof. am Gymn. in Seitenstetten P. Norbert Gatscher das goldene Verdienstkreuz mit der Krone (a. h. Entschl. v. 14. Sept.).

Der Director des II. Gymn. in Graz, Schulrath Heinrich Noë den Titel eines Regierungsrathes (a. h. Entschl. v. 17. Sept.).

Der Director des Gymn. in Seitenstetten, bisch. Consistorialrath P. Udiscale Sigl den Titel eines Schulrathes (a. h. Entschl. v. 14. Sept.).

Der Director der Unterrealschule in Bozen Josef Hofer den Titel eines Schulrathes (a. h. Entschl. v. 12. Sept.).

Nekrologie.

Am 14. Oct. in Wien Hermann Manz, Univ.-Buchhändler, Besitzer der Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei C. Gerolds Sohn etc., 57 J. alt.

Am 9. Sept. in Neapel der Director des Vesuvobservatoriums Senator Luigi Palmieri, im 90. Lebensjahre.

Am 11. Sept. in Temesvar der ungar. Schriftsteller und Übersetzer Max Farkes, 46 J. alt, und in Marienbad der a. o. Prof. der orient. Sprachen in Prag Dr. Wenzel Gerber, 39 J. alt.

Am 16. Sept. in Dorpat der Prof. der class. Alterthumswissenschaft Dr. Ludwig Mendelssohn, 44 J. alt.

Am 23. Sept. in Christiania der norwegische Sprachforscher Ivar Aasen, 83 J. alt.

Am 30. Sept. in Leipzig der em. Prof. der Philosophie, geh. Rath Dr. Moriz W. Drobisch, im 75. Lebensjahre.

Am 1. Oct. in Palermo der Archäologe und Architekt Franc. Cavallari, 87 J. alt.

Am 2. Oct. in Berlin der Schriftsteller Dr. Ludwig Lenz, im 84. Lebensjahre.

Am 3. Oct. in London der englische Dichter William Morres, 62 J. alt.

Am 11. Oct. in Wien der bekannte Compositeur und Virtuose im Orgelspiele Prof. Dr. Anton Bruckner, 72 J. alt, und in Bonn der Astronom Dr. Julius Wolff, im 70. Lebensjahre.

Am 12. Oct. in Wien der Gymnasialprof. Paul Peuker, 38 J. alt.

Ende October in Wien der verdiente Gymnasialprof. Jakob Walser, 54 J. alt, und in Lesina der croat. Geschichtschreiber und Archäologe Sime Ljubić, 74 J. alt.

Am 4. Nov. in Hastings der bekannte Afrikaforscher Edward Young.

Am 6. Nov. in Friedenau der Porträt- und Landschaftsmaler, Prof. Wilhelm Streckfuß, 79 J. alt, und in Kremsmünster der hochbetagte em. Prof. des dortigen Gymn. P. Romuald Lang.

Am 7. Nov. der verdienstvolle Director des böhm. Gymn. in Kremsier, Schulrath Franz Vischnák, im 51. Lebensjahre.

Am 16. Nov. der Prof. an der Privatschule Döll in Wien Hugo Eichler, 62 J. alt.

Am 4. Dec. in Wien unser als Philologe und Stenograph geschätzter Mitarbeiter Edmund Eichler, Gymnasialprof. und Bezirksschulinspector, im 51. Lebensjahre.

Entgegnung.

In der freundlichen Besprechung, die Adolf Bauer in dieser Zeitschrift meiner „Geschichte des Unterganges der antiken Welt“ gewidmet hat, findet sich ein kleiner Irrthum, den ich gütigst zu berichtigen bitte. Das Werk ist nicht auf sechs Bände berechnet, wie meine Verleger aus Versehen angezeigt haben, sondern auf sieben Bücher, von denen in der Regel je zwei einen Band füllen sollen. Ob das siebente noch im dritten Bande Platz finden oder einen vierten beanspruchen wird, vermag ich selbst noch nicht zu übersehen.

Was die wesentlichen Differenzen zwischen mir und meinem wohlwollenden Beurtheiler betrifft, so liegen sie mehr auf dem Gebiete des Glaubens und Meinens als des Wissens, lassen also eine fruchtbare Erörterung nicht zu. Nur in einer Beziehung kann ich Bauer mit Sicherheit widerlegen, und da sein Irrthum von den meisten Historikern und Philologen getheilt wird, so wäre ich sehr dankbar, wenn mir an dieser Stelle die Möglichkeit dazu gewährt würde, obgleich das, was ich zu sagen habe, über die Grenzen einer thatsächlichen Berichtigung weit hinausgeht. Bauer meint, die Darwin'schen Gesetze, aus denen ich die Degeneration der antiken Völker zu erklären versucht habe, bedurften vieler Jahrtausende, um ihre Wirkung geltend zu machen, seien also auf den kurzen Zeitraum, den unser historisches Wissen umfasst, nicht anwendbar. Dies wäre ganz richtig, wenn es sich um die Entstehung neuer Arten handelte; in dem gegebenen Falle aber ist es nur ein kleines Sinken der moralischen, intellectuellen und physischen Begabung, das ich auf falsche Zuchtwahl und Vererbung zurückführe. Es mag so unbedeutend gewesen sein, dass es sich mit den Mitteln der Naturwissenschaft gar nicht hätte nachweisen lassen; trotzdem konnte es genügen, um den geistigen Stillstand und bald auch den Rückschritt der antiken Völker zu veranlassen. Solche minime Abänderungen vollziehen sich aber mit jeder einzelnen Generation; und bis sie sich so hoch summieren, um den ganzen Artcharakter umzugestalten, sind Jahrtausende erforderlich. Die Naturkundigen von Fach wissen dies sehr wohl; keiner, dem meine Hypothese bekannt geworden ist — und die Zahl derselben ist nicht ganz klein — hat daher an ihr Anstoß genommen. Dies thun nur die Historiker und Philologen, denen die Darwin'schen Theorien meist vom Hörensagen bekannt sind.

Wie schnell sich die Thierrassen unter dem Einflusse der Zuchtwahl verändern können, dafür hat Darwin in seinem classischen Werke „Das Variieren der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestication“ eine Fülle von Beispielen gesammelt, aus denen ich hier nur ein paar der bezeichnendsten und bestbeglaubigten mittheilen will. Die englischen Züchter haben es in vier bis fünf Jahren dahin gebracht, dass fast alle spanischen Hähne aufrechtstehende Kämme hatten, weil die Mode der Geflügelliebhaber dies zeitweilig forderte. Ein Landwirt wählte Kühe und besonders Bullen, die von gut melkenden Kühen abstammten, zur Nachzucht aus und bewirkte dadurch schon in acht Jahren, dass die Milchproduction seiner Thiere sich um ein volles Drittel erhöhte. Auch aus der Geschichte der Menschheit führt Darwin einen Fall der Zuchtwahl an, die unabsichtlich, aber nicht viel minder consequent geübt wurde. Napoleon I. hob fast alle hochgewachsenen Jünglinge für seine Armee aus und ließ die große Mehrzahl davon auf seinen zahlreichen Feldzügen, namentlich im Eise Rußlands, zugrunde gehen, so dass diejenigen Franzosen, welche Nachkommen hinterlassen konnten, meist von kleiner Statur waren. Die Folge ist gewesen, dass man seitdem in Frankreich schon mehr als einmal das Militärmaß hat herabsetzen müssen. Hier hat sich also im Körperbau genau dasselbe Einschrumpfen gezeigt, wie wir es im geistigen Wuchse der antiken Völker beobachten können, und das durch eine Auslese, die nur während zweier Jahrzehnte wirksam war.

Die Kritik Bauers zeigt ein so verständnisvolles Eingehen auf die Intentionen meines Buches, wie ich es bei meinen lieben Fachgenossen sonst nicht gewohnt bin. Um so dringender ist mein Wunsch, ihn zu überzeugen, dass auch wo unsere Ansichten von einander abweichen, ich zwar vielleicht geirrt, mich aber jedenfalls nicht ohne sorgfältige Prüfung entschieden habe.

Greifswald. Otto Seeck.

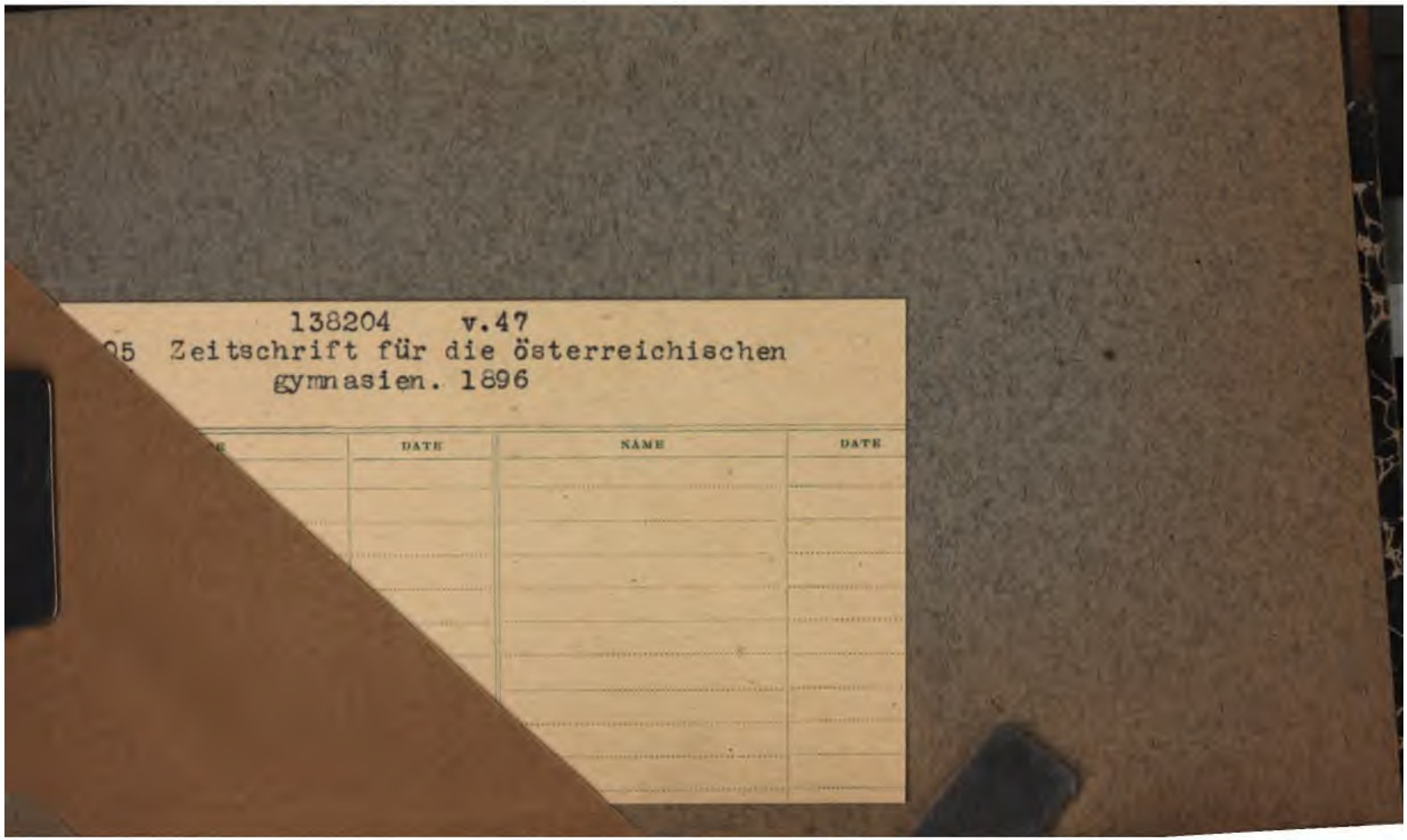
Erwiderung.

Die von O. Seeck im Vorstehenden angeführten Thatsachen waren mir aus dem Buche Darwins, dem sie entnommen sind, bekannt; jeder Tauben- oder Blumenzüchter lebt ja davon, dass er zufällig auftretende Abweichungen künstlich erhält und steigert, und dass er dies innerhalb kurzer Fristen bewerkstelligen kann. Dieser keineswegs sehr großen und an bestimmte Grenzen gebundenen Zahl von Variationserscheinungen steht jedoch die Beharrlichkeit der Artmerkmale gegenüber. Sie äußert sich darin, dass sehr viele durch Zucht erzielte Varietäten, wenn sie sich selbst überlassen werden, sich sofort als unbeständig erweisen, dass ferner alle Versuche Variationen zu erzielen, wo von Haus aus keine Neigung dazu besteht, oder sie in einer Richtung zu bewirken, in der keine Ansätze gegeben sind, vergeblich waren.

Hier handelt es sich aber wesentlich darum, ob die von S. angeführten Züchtererfahrungen für das Verständnis geschichtlicher Vorgänge überhaupt etwas lehren können. Und das muss ich bestreiten. Die Wirkung der innerpolitischen Kämpfe bei den Griechen und Römern darf nicht mit den Ergebnissen verglichen werden, die der Züchter bei Pflanzen und Thieren im Zustande der Domestication durch bewusstes Vorgehen erzielt, sondern, wenn schon in den Naturwissenschaften nach einem Vergleiche gesucht wird, so könnte nur die natürliche Zuchtwahl als solcher in Betracht kommen. S. hätte also Beweise erbringen müssen, dass in der Thier- und Pflanzenwelt unter normalen Verhältnissen im Kampf ums Dasein innerhalb kurzer Zeit durch Variation und natürliche Zuchtwahl solche Massenverschlechterungen eintreten wie die Folgen der von ihm angenommenen Ausrottung der Besten in der Geschichte Griechenlands und Roms gewesen sind.

Meine Besprechung von S.s Buch lässt, glaube ich, deutlich erkennen, dass ich in dessen Ernst und die Sorgfalt der ihm zugrunde liegenden Studien keinen Zweifel setze, aber den Untergang der antiken Welt werde ich als eine unter dem Einflusse der Züchtung zustande gekommene Variationserscheinung erst dann gelten lassen, bis die Demiurgen in der Geschichte nachgewiesen sind, die dem Hühnerhofbesitzer und Landwirt der Darwin'schen Beispiele entsprechend bei der Zucht ihres Amtes gewaltet haben.

Graz. Adolf Bauer.


138204 v.47
05 Zeitschrift für die österreichischen
gymnasien. 1896
DATE
NAME
DATE